HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF

7540

Anthropologische Gesellschaft

in Wien

Mittheilungen

Bd. XVII.

1887-88

GN
2
H23
Bd. 17-18

618547
4.7 55

Hausbau, Häuser und Siedelungen an der Südostküste von Neu-Guinea.

Von

Dr. O. Finsch (Bremen)

correspondirendes Mitglied der Anthrop. Gesellschaft in Wien, der Italienischen Anthrop. Gesellschaft in Florenz etc.

(Mit 16 Abbildungen.)

Vorbemerkung.

Das Nachfolgende wurde im März 1882 in Neu-Guinea von mir niedergeschrieben unter den unmittelbaren Eindrücken des Selbstgesehenen und Erlebten. Dabei musste sich mir die Ueberzeugung aufdrängen, dass es hohe Zeit sei, nicht nur in flüchtigen Reiseschilderungen, sondern in etwas gründlicherer Weise über jene Erzeugnisse des Fleisses und der Geschicklichkeit eines Naturvolkes Aufzeichnungen zu machen, die wie Bauwerke nicht eingepackt und nach Hause gesendet, sondern nur mit Feder und Stift festgehalten werden können. Die Periode des Steinalters geht auch in jenen, bis vor wenigen Jahren noch wenig berührten, Gebieten schnell ihrem Untergange entgegen und es wird gut sein, darüber Documente zu besitzen, ehe es zu spät ist.

Die nachfolgende Mittheilung ist zugleich als eine Fortsetzung einer früheren [1]) von mir zu betrachten, in welcher ich Bekleidung, Schmuck und Tätowirung der Papuas jener Küste Neu-Guineas behandelte.

Bremen, im Januar 1887. **Dr. O. Finsch.**

Inhalt.

Siedelungen im Allgemeinen. — Anordnung eines Pfahldorfes — Gründe für diesen Baustyl. — Form der Pfahlhäuser im Allgemeinen. — Beschreibung eines Hauses in Port Moresby. — Abweichungen. — Construction. — Pfähleeinbohren. — Bretter. — Hausbau-Material. — Feuerstelle und innere Einrichtung — Häuser in Hall-Sund. — Häuser der Koitapu. — Kohoros oder Baumhäuser. — Dörfer und Häuser der Koiäri im Innern. — Pfahldörfer im Meere. — Verschiedenheit der Häuser. — Pfahldörfer auf dem Lande. — Dorf Keräpuno. — Wechsel des Wohnsitzes. — Bauart der Häuser in Keräpuno. — Eigenthümliche Bretter. — Papageien. — Häuser mit Thurmspitze. — Auffallend grosses Haus. — Anfänge von Ornamentik. — Grosse Häuser in Kalau. — Schweineschädel als Zierrat. — Aroma-District. — Maupa. — Bauart der Häuser. — Giebelschilder. — Plafond. — Innere Hauseinrichtung. — Fischerdorf Paramatta. — Reinlichkeit der Dörfer. — Hausthiere. — Hunde. — Schweine. — Plantagen und deren Bearbeitung. — Zierpflanzen. — Eine Papuamahlzeit. — Arbeitstheilung. — Tauschhandel. — Handelsflotten. — Tanz- und Festplätze. — Das Dubu. — Verschiedenheit derselben. — Schädeltrophäen. — Dubus mit Schnitzerei. — Werkzeuge zum Häuserbau. — Die Steinaxt. — Die Lachela eine Papua-Erfindung.

* * *

[1]) „Ueber Bekleidung, Schmuck und Tätowirung der Papuas der Südostküste von Neu-Guinea“ in: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XV (Neue Folge V. Band) 1885. — Uebersetzt in: Revue d'Ethnologie 1886, S. 49—116.

Mein verehrter Freund, Herr Custos Franz Heger, war so freundlich zu dieser Abhandlung eine kurze „Einleitung“ zu schreiben, in welcher bezüglich Tätowirung folgende Stelle vorkommt: „Leider erfahren wir von Herrn Dr. F. sehr wenig über die Bedeutung der Tätowirung, und das Wenige, was er hierüber sagt, scheint ungenügend.“ Diesen vorwurfsvoll klingenden Worten gegenüber darf ich mir wohl eine kurze Erklärung gestatten, da ich auf meinen Reisen gerade der Tätowirung die grösste Aufmerksamkeit schenkte, wie auch jene Abhandlung zeigen wird, welche diese Sitte sehr ausführlich beschreibt. Wenn ich dabei gleich im Eingange (S. 16) sage, dass die Tätowirung „lediglich als Verzierung des Körpers gilt“, so habe ich damit zugleich auch die Bedeutung derselben genügend bezeichnet. Denn ausser gewissen Mustern, die wie der Gato (S. 19) für verheirathete Frauen oder für Heldenthaten bei Männern (S. 16 Anm. und S. 22) eine bestimmte Bedeutung haben, ist es mir nicht gelungen, andere symbolische oder religiöse Bedeutungen oder Zeichen von Rang und Würde (wie dies z. B. auf den Marshalls-Inseln der Fall ist) herauszufinden. Auch jetzt, nachdem ich auf meinen letzten Reisen in Neu-Guinea viel mehr von Tätowirung (übrigens sehr sporadisch verbreitet) kennen lernte und meine frühere Ansicht überall bestätigt fand, kann ich nur wiederholen: dass die Tätowirung lediglich eine Verzierung des Körpers ist.

Die Motu[1]) und andere Stämme der Küsten von Port Moresby und Nachbarschaft sind, wie wohl alle Bewohner Neu-Guineas, sesshafte Menschen. Ihre Siedelungen von 20 bis 80, zuweilen noch mehr Häusern, verdienen daher wohl die Bezeichnung von Dörfern. Die Häuser selbst sind natürlich nicht Häuser wie wir uns solche unter diesem Namen vorstellen, aber immerhin mehr als blosse Hütten, so dass die erstere Benennung den Vorzug verdient. Der Hausbau wie die Anlage der Dörfer führt uns in unsere europäische Steinzeit mit ihren Pfahlbauten, deren moderne Anlage man hier also am besten studiren kann.

Gewöhnlich stehen die Häuser in einer langen Reihe am Ufer, unmittelbar am, zuweilen im Meere oder vielmehr auf den Untiefen des Korallenriffes. Manche Dörfer werden bei der Fluth unterspült und sind bei Ebbe auf dem Trockenen, wie z. B. Anuapata, andere werden zur Fluthzeit zur förmlichen Insel, wie Ellewalla, und wiederum andere stehen, wie erwähnt, permanent im Wasser.

Die Pfahldörfer werden in der Regel nur von einer Reihe Häuser gebildet, zuweilen aber auch aus zwei Häuserreihen, die dann eine Strasse freilassen. Selbstredend läuft die Frontseite einer solchen Dorfstrasse nicht in einer schnurgeraden Linie, sondern manche Häuser stehen weiter zurück oder vor, manche sind so dicht aneinander gerückt, dass man von einer Plattform auf die andere treten kann.

Die Gründe für den Pfahlbaustyl sind durchaus praktischer Natur. Einmal war das Bedürfniss der grösseren Sicherheit gegen Ueberfälle der benachbarten Stämme des Innern massgebend, dann aber auch die eigenthümlichen Verhältnisse in der Lebensweise und Beschäftigung der Eingeborenen, die vorzugsweise mit dem Meere zu thun haben und mit ihren Küstennachbarn zur See verkehren. Auch empfiehlt sich diese Bauart aus Gründen der Reinlichkeit, indem aller Unrath durch die Fluth mit weggespült wird. Vor der Häuserreihe ist auf dem Lande eine meist mehr oder minder breite offene Strasse, die als Arbeitsplatz für verschiedene Gewerbe, sowie als Spiel- und Tanzplatz dient. Diese Pfahlbautendörfer machen im Allgemeinen einen zwar höchst originellen, aber nicht sehr properen Eindruck, da die Häuser schon wegen des unbehauenen Materials meist baufällig aussehen und es nach unseren Begriffen zum Theil auch sind.

Was die Form der Häuser im Allgemeinen anbelangt, so entspricht sie der üblichen, d. h. sie werden aus 2 schmäleren Front- und 2 längeren Seitenwänden gebildet, haben ein mehr stumpfwinkeliges, überstehendes Dach, eine Diele aus Planken und stehen auf 3 bis 4 Meter hohen Pfählen. In Folge dessen ist eine Art Leiter zum Ersteigen erforderlich. Fenster fehlen, dagegen besitzt das Haus eine Vorder- und Hinterthür, von denen indess nur die erstere als Eingang dient: doch kann man nur gebückt eintreten. Sie ist nicht in der Mitte, sondern etwas seitlich angebracht. Die Hinterthür verschafft Luft und so viel Licht, dass man alle Gegenstände erkennen kann, sobald das Auge den ersten Eindruck der Dunkelheit überwunden hat.

Der Giebel der Vorderfront ist mit der Spitze etwas zurückstehend, bildet also ein steilspitzwinkelig herablaufendes Dach. Die vordere Wand des Hauses steht ebenfalls etwas zurück, so dass unmittelbar vor der Thüre ein überdachter, mehr oder minder breiter Vorplatz entsteht. Zu demselben führt die Leiter selten direct, sondern meist ist etwa in halber Höhe der Pfähle eine zuweilen ebenfalls überdachte Plattform angebracht. Man gelangt in's Innere des Hauses also zunächst über eine 2—3sprossige rohe Leiter, von der Breite der Plattform auf diese und von derselben auf einer schmäleren, 2—3sprossigen steilen Leiter zur Thür selbst. Die dem Wasser zugekehrte Hinterseite ist meist zu einer Art Balcon verlängert, der zum Theil durch das überstehende Dach selbst oder ein besonderes schräges Dach bedeckt wird und meist ganz offen ist oder doch nur Seitenwände besitzt. Wie erwähnt, ist hier kein Aufgang.

Zur besseren Veranschaulichung gebe ich die Beschreibung und Messungen eines Pfahlhauses in Anuapata, Port Moresby (Fig. 1).

Das Haus wird der Länge nach von 4, in der Breite von 3 Reihen Pfählen getragen, die Diele von 8 Querstangen; Balcon und Plattform ruhen ebenfalls auf Querstangen, die auf Pfählen stehen.

Selbstredend finden, ganz abgesehen von der Grösse, mancherlei kleine Abweichungen statt. Es gibt grössere Häuser als das beschriebene, obschon nicht viel grössere. Manche Häuser stehen hochbeiniger, andere niedriger, bei diesem hängt das Dach mehr über, bei jenem nicht; bald ist die Plattform mit

[1]) Der Motu-Stamm siedelt von Manumanu in Redscar-Bai bis Kapakapa östlich, das Centrum desselben ist der Hafen Moresby mit 3 Dörfern: Anuapata, Tanapata und Ellewalla. Ueber diesen Stamm, sowie die Bewohner der Südostküste vergleiche Seite 34—51 in: „Anthropologische Ergebnisse einer Reise in der Südsee etc." von Dr. O. Finsch (mit einem Vorwort von Prof. Rud. Virchow. Berlin, A. Asher & Co. 1884). Supplement zum 15. Jahrg. der „Zeitschr. für Ethnologie".

Vordach versehen, bald fehlt letzteres, wie die Plattform überhaupt; zuweilen ist der Vorplatz vor der Thür nur so schmal, dass man eben sitzen kann, bei anderen viel breiter, u. s. w. Ganz besonders ist die Zahl der Pfähle verschieden, je nachdem dickere oder dünnere Stangen verwendet wurden.

Wie bei allen Häusern der Steinperiode, sind Sparrenwerk, Dach, überhaupt alle Theile des Hauses nur durch Binden mittelst gespaltenem Bambu, Rottang, Bast oder Lianen verbunden und befestigt, wodurch übrigens eine grosse Haltbarkeit erzielt wird. Fast alle Pfähle, auf denen das Haus steht,

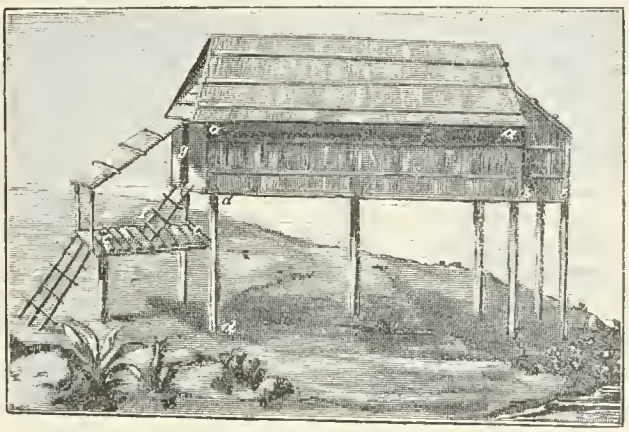


Fig. 1. Seitenansicht eines Hauses in Annapata.

$a - a$	Länge des Hauses	6·00	Meter
$b - b$	„ „ Balcons	0·75	„
$c - c$	„ der Plattform	2·25	„
$d - d$	Höhe „ Pfähle auf der Landseite . .	2·75	„
$e - d$	„ „ Plattform über der Erde . .	1·75	„
e	Leiter zur Plattform.		
f	„ „ Thüre.		
g	Thüre.		
	Breite des Hauses	3·30	„
	Von der Diele bis unter die Dachfirst . .	2·75	„
	Höhe der Seitenwände	1·25	„
	Breite des Hauses, innen	3·20	„

sind ungleich, zuweilen krumm und auffallend dünn, da sie selten mehr als Armsdicke erreichen. Für Steinbeile ist dies schon eine gewaltige Arbeit, was bei Beurtheilung des Häuserbaues der Papuas nicht vergessen werden darf. In Port Moresby waren Steinbeile übrigens schon 1882 gänzlich durch eiserne verdrängt worden und an anderen Plätzen wird es ebenso gehen; die Steinzeit stirbt eben aus!

Die vier Eckpfähle, welche bis unter das Dach reichen, sind stets dicker als die übrigen, welche meist nur bis zur Diele reichen und in ein Gabelende auslaufen, in welchem die Längsträger ruhen.

Das Einschlagen der Pfähle ist bei so ungleichem und meist dünnem Material keine leichte Sache, zumal es den Eingebornen an geeigneten Werkzeugen fehlt und der wenige Schlick des Korallenbodens nur schlechten Halt bietet. Die Eingebornen wissen sich diesen Schwierigkeiten gegenüber in folgender Weise zu helfen. Der Pfahl oder das zugespitzte Baumstämmchen wird von den in Canus befindlichen Männern mittelst Stricken festgehalten, die durch Hin- und Herschwenken und Drehen die Spitze des Pfahles einzubohren versuchen. Das erfordert natürlich viel Zeit und Arbeitskräfte, aber beim Bau eines Hauses pflegen sich alle Dorfbewohner zu betheiligen, die Frauen nicht ausgeschlossen. — Den Hauptpfählen des Hauses pflegt man zuweilen durch angelegte Steine grösseren Halt zu verleihen.

Die Diele besteht aus dicken Planken oder Brettern von der Länge des ganzen Hauses. Sie haben circa 1 m Breite, so dass 3—5 Bretter ausreichen. Vorplatz, Balcon und Plattform sind mit schmäleren, quergelegten Brettern gedielt oder vielmehr belegt, da die Dielenbretter überhaupt in keiner Weise befestigt werden. In einem Papuahause muss man daher sehr achtsam sein, da die Bretter leicht umkippen, sowie sich vor Ritzen und Spalten in Acht nehmen, die übrigens zur leichteren Entfernung des Kehrichts praktisch sind.

Die zum Theile mit der Steinaxt behauenen Bretter haben keine glatten Flächen, da ihre Bearbeitung ohnehin schon enorme Zeit und Mühe kostet. In Port Moresby und überhaupt da, wo man viele Canus besitzt, verwendet man daher gern die Seitenborde alter Canus als Bretter. Auch kennen die Eingeborenen einen Baum, dessen Holz leicht spaltet, und stellen auf diese Weise Bretter her.

Zu den Pfählen wird meist das sehr harte und feste Eisenholz (Mangrove) verwendet, das sich im Wasser trefflich hält, zum Sparrenwerk irgendwelche passenden dünnen Stämmchen und Stangen. Dach und Seitenwände bestehen aus Bihri (einer Art Riedgras) oder den breiten, spitzzulaufenden Blättern einer Art Sagopalme. In Büschel zusammengebunden, geben sie ein treffliches Material. Dasselbe findet sich übrigens nicht überall nahe der Baustelle, sondern muss zuweilen weiter herangeführt werden. Aufgelegte Querstangen halten diese Blätterbüschel, wie bei unseren Strohdächern. Kurukuru, eine lange Grasart, wird ebenfalls zum Hausbau verwendet, doch ist Bihri das Hauptmaterial, an anderen Orten dagegen Pandanusblatt, ganz in der Weise an-

gewendet, wie in den Marshalls; auch Palmblätter finden häufig Verwendung.

Da die Motu nur unbehauenes Holz zum Hausbau verwenden, so findet sich an ihren Häusern keinerlei Schnitzwerk, auf das wir aber später kommen werden. An der Giebelspitze sind häufig bänderähnliche Büschel aus Bast- oder Pandanusstreifen als Schmuck befestigt, zuweilen die Schwanzflosse einer grossen Makrele, Dahudahu genannt, letztere als Gewerkszeichen oder zur Erinnerung an einen glücklichen Fang.

Als Thür dienen mehrere, zu einem Ganzen verbundene Stücke harten Bastes oder Baumrinde, welche man Nachts innen vor die Thür setzt.

Die Bretter des Vorplatzes vor der Thür sind meist verstellbar. Verlassen die Bewohner das Haus, so setzen sie diese Bretter auf die hohe Kante zum Zeichen, dass Niemand zu Hause ist.

Die innere Einrichtung des Hauses ist sehr einfach und besteht im Wesentlichen aus der Feuerstelle, welche sich nicht genau in der Mitte, sondern etwas mehr nach rückwärts befindet. Sie besteht in einem 1 m breiten und 1 m langen Holzrahmen, in welchem Sand und Steine liegen und auf denen beständig Feuer unterhalten wird, wie fast stets grosse Kochtöpfe auf diesem Herde stehen.

Eigentlichen Hausrath, wie Kasten und dergl. kennt der Papua nicht, ebensowenig besondere Lagerstätten zum Schlafen. Die wenigen Utensilien u. s. w. hängen daher an den Wänden des Hauses umher, oder liegen auf Horden, die unter dem Dache hängen. Durch die zurücktretende Thürwand *a* und den vorspringenden Giebel *b* wird eine Thürborde (Fig. 2)

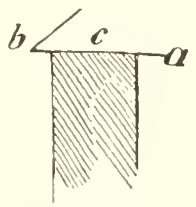


Fig. 2. Thürborde.

gebildet (*c*), welche als Reole dient. Ueber dem Feuer hängt ebenfalls eine kleinere Horde (Nokä) für Lebensmittel und zum Trocknen derselben. Obwohl man im Hause aufrecht stehen kann, so muss man sich der Horden halber doch stets bücken. Das Innere dieser Häuser ist übrigens nicht schmutzig zu nennen, wenn auch in Folge des Rauches und der Nahrungsstoffe die Luft eben nicht angenehm und Alles eingerusst ist. Betrachten wir uns das Innere eines Hauses etwas näher. In der einen oder anderen Ecke steht einer oder mehrere der grossen Töpfe, die als Vorrathsbehälter für Sago, Arrowroot u. dergl. dienen, oft von riesigen Dimensionen; an den Wänden hängen Trommeln, Grasschurze, Fischnetze, Stricke, Tapa, gestrickte Beutel, Stücke Bast welche Seitenbüschel vom Paradiesvogel und andere Federn enthalten; auf den Horden liegen Speere, Pfeil und Bogen, auf der Thürborde meist eine ziemlich roh geflochtene Matte. Um die Feuerstelle stehen Töpfe mit Wasser, Schüsseln und Cocosnussschalen als Wasserschöpfer. Das wäre ungefähr Alles! Die besten Sachen an Schmuck [1]) und Zierrath sind selbstredend verwahrt und sorgfältig in Blätter eingehüllt, in Beuteln versteckt. Kopfkissen, d. h. hölzerne, oft reichgeschnitzte Unterlagen für den Kopf beim Schlafen, wie sie sonst so häufig in Neu-Guinea vorkommen, kennen die Papuas dieser Küste nicht.

Auf dem Vorplatze der Thür ist gewöhnlich auch das Eine oder Andere untergebracht, wie Töpfe, Fischnetze und die kolossalen Netze zum Fange wilder Schweine und Kängurus. An den Seiten des Hauses sind wenigstens in Port Moresby, dem Centrum der Töpferei dieser Küste, häufig Topfformen aufgehangen.

In Hall-Sund, gegenüber Jule Insel, westlich von Port Moresby, fand ich die Bauart der Häuser ganz übereinstimmend mit der der Motu. Das Dorf Deräni (Deleni [2]) zählt nur 15 Häuser, da vor Kurzem ein feindlicher Ueberfall stattgefunden hatte, wobei etliche Häuser niedergebrannt worden waren. Die noch übrigen waren in Hufeisenform errichtet und ihre der See zugekehrte Seite kam mit der Fluth theilweise unter Wasser. Die Häuser standen auf Pfählen und waren durch eine breite Plattform zum Theile mit einander verbunden. Von der Plattform führte eine kurze Leiter zu dem Vorplatz vor der eigentlichen Hausthür. In kurzer Entfernung von diesem Häusercomplex standen einige andere Pfahlhäuser. Eins davon war mehr abseits auf dem Lande errichtet und zeichnete sich durch hohe Pfähle und den hohen, schmalen, spitzen Giebel aus. Letzterer hatte ein schräges, langes, abgerundetes Vordach, ähnlich einem Schirme, wie ich es sonst nirgends beobachtete.

Die Häuser der Koitapu, eines von den Motu verschiedenen Stammes, der aber mit letzterem gemein-

[1]) Vergl. Jahrgang 1885 (Neue Folge, V. Band) dieser Zeitschrift, S. 15.

[2]) Es verdient bemerkt zu werden, dass *r* und *l* in fast allen Papuasprachen gleichlautend sind.

schaftlich siedelt, weichen in Nichts von den beschriebenen ab, sind aber etwas ärmlicher wie der ganze Stamm.

Die Koitapu wie die ihnen naheverwandten Koiäri [1]), welche im Innern von Port Moresby und auf dem Plateau des Astrolabegebirges wohnen, haben aber noch eine besondere Art Häuser, die Kohoros oder Baumhäuser. Dies sind kleine Gebäude mit Vorplatz und Diele, welche mit wunderbarer Geschicklichkeit im Gezweige oder den Wipfeln grosser Bäume, oft in 50 Fuss Höhe und mehr errichtet werden. Sie dienen als Ausguck und Veste, in welche sich bei einem feindlichen Ueberfalle die Bewohner des Dorfes zurückziehen, sind also nicht eigentliche Wohnungen, und sollen deshalb hier nur beiläufig erwähnt werden. Diese Kohoros werden mittelst einer rohen Leiter aus Lianen und Querhölzern bestiegen, was nicht immer leicht ist. Im Innern enthalten sie Vertheidigungsmaterial, mächtige Bündel Speere und grosse Haufen Steine, mit denen die Angreifer empfangen werden, aber auch eine Feuerstelle und mit Wasser gefüllte Töpfe.

Die Dörfer der Koiäri, welche ich im Innern von Port Moresby kennen lernte, sind sehr klein und ärmlich, wie die Häuser selbst. Selten zählt ein Dorf mehr als 10—15 Häuser und solche mit 20 werden schon als grosse gerechnet. Die Eingebornen dieses Stammes lieben es, sich auf zerklüfteten Felsenbergen anzusiedeln, die eine natürliche Festung bilden und zuweilen fast uneinnehmbar sind. Die Häuser kleben hier zuweilen wie Schwalbennester an den Felsen und hängen, von Pfählen unterstützt, über das zerklüftete Gestein herab, da sich selten geeigneter ebener Grund findet. Die Häuser sind, wie erwähnt, meist kleiner als die in Port Moresby und noch ärmlicher als diese, entsprechen aber im Baustil. Bei der Ungleichheit des Terrains sind die Stangen und Pfähle, auf denen sie stehen, von sehr ungleicher Höhe. Das Dach, aus einem langen, schilfartigen Grase, hängt tief an den Seiten herab, die wie die Hinter- und Vorderseite aus gespaltenem Bambus oder Stäben bestehen. Von demselben Material ist die schwache und mit Vorsicht zu betretende Diele. Vor der Thür ist über die ganze Breite des Hauses ein mehr oder minder breiter Sitz angebracht, unterhalb desselben eine Plattform aus Brettern oder Stangen, gewöhnlich so niedrig, dass keine Leiter nöthig wird. Die Thür besteht aus gespaltenem Bambus und aus gleichem Material ist unter dem Hause eine Horde zum Aufbewahren von Lebensmitteln u. dergl. errichtet, da gewöhnlich das Haus an der Hinterseite über die Felsen vorragt und auf hohen Pfählen steht. Zuweilen geht mitten durch das Haus der Stamm des Baumes, auf dessen Wipfel das Kohoro gebaut ist.

Wir kommen nun zu den permanent im Wasser stehenden oder eigentlichen Pfahlbaudörfern. Hierher gehören östlich von Port Moresby Tupuselé, Kaire, Kapakapa und Hula in Hood-Bai.

Was zunächst den Standort dieser Dörfer anbelangt, so befindet sich derselbe meist 200—300 Schritt vom Ufer entfernt. Ein Dorf besteht gewöhnlich aus mehreren Häusercomplexen, die in zwei mehr oder minder langen Reihen einander mit der Vorderfront so gegenüberstehen, dass eine breitere Wasserstrasse zum Verkehr mit Canoes freibleibt. Diese Strassen sind zuweilen untereinander verbunden, wie die beifolgende Planskizze (Fig. 3) zeigt.

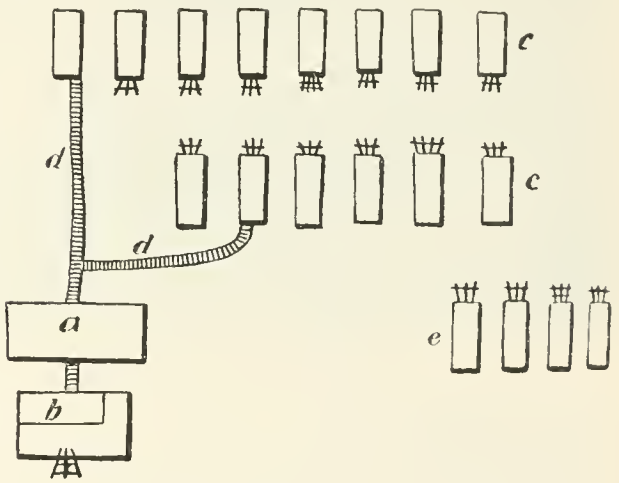


Fig. 3. Plan des Pfahldorfes Kaire.

a Missionskirche.
b Missionshaus.
c — c Häuserreihen, deren Vorderfront sich gegenüber steht.
d — d Gebrechliche Leiterstege auf Pfählen.
e Isolirter Häusercomplex.

Selbstredend finden sich in der Anlage jedes Dorfes Abweichungen. So besteht das grösste dieser Pfahldörfer, Hula, aus ca. 100 Häusern, die sich, mit der Eingangsfront dem Lande zugekehrt, in einem Halbzirkel ca. 300 Schritt vom Ufer hinziehen. Diese Reihe Häuser wird zum Theil unterbrochen und in einer Entfernung von 15—20 Minuten stehen zwei kleinere Siedelungen von 6—8 Häusern, die ebenfalls zu Hula gehören.

[1]) Ueber Koitapu u. Koiäri, vrgl. die citirte Abhandlung S. 48 u. 51.

Die Bauart der Häuser dieser eigentlichen Pfahldörfer weicht von der des oben beschriebenen Hauses in Anuapata etwas ab. Zunächst sind die Pfähle, auf denen das Haus steht, meist dicker und fester, weil sie mehr vom Wasser auszuhalten haben, und etwas höher (4—5 m), im Uebrigen bestehen sie aber ebenfalls aus unbehauenen, noch mit der Rinde versehenen, zum Theile krummen und schiefen Stämmchen und Stangen.

Die wesentlichsten Abweichungen von dem beschriebenen Hause in Anuapata sind folgende (vgl. Fig. 4):

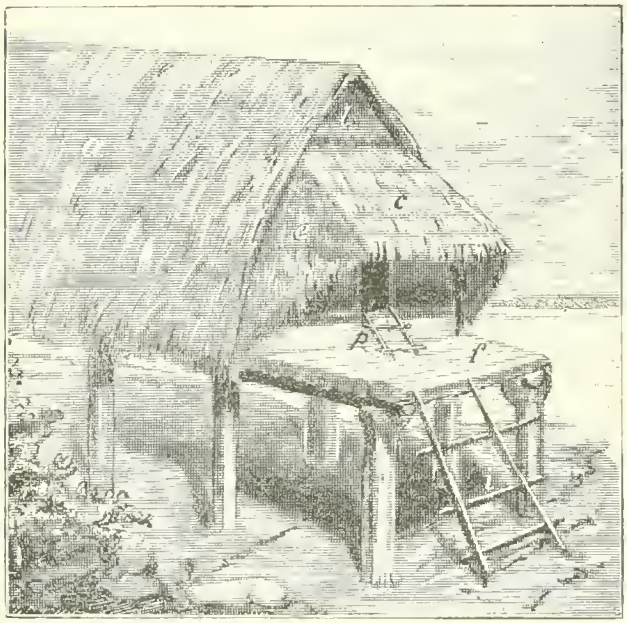


Fig. 4. Vorderfront eines Hauses in Kaire.

a Dach und Seiten aus Gras.
l Giebel, senkrecht.
c Vordach (Gras).
e Seitenwände des Vordaches schief herablaufend.
f Plattform zur Thür, zu welcher
p eine Leiter führt.
i Leiter zur Plattform.

1. Das Dach geht in sanftem Bogen bis zur Seitenbasis herab, das Haus bildet daher, von vorn gesehen, eine Art Spitzbogen;

2. der Vorplatz vor der Thür ist zu einer breiten Plattform verlängert;

3. die Thür liegt in der Mitte und etwas erhöht, so dass eine 2—3sprossige rohe Leiter zu ihr führt;

4. über der Thür, die Plattform zum Theil bedeckend, ist ein schräges Dach angebracht, das meist seitlich durch eine schräg abfallende Seitenwand mit der Seitenwand des eigentlichen Hauses verbunden ist;

5. das Material zu Dach und Wänden besteht hauptsächlich aus Gras, in Büscheln zusammengebunden.

Die Hinterseite des Hauses besitzt eine schmälere balkonähnliche Plattform, zu der indess nur ausnahmsweise eine Leiter führt.

Diese Häuser sind vielleicht etwas, aber nicht viel grösser als in Anuapata, haben jedoch eine bedeutend breitere Plattform, welche als Hauptaufenthaltsort der Bewohner dient. Sie besteht aus Brettern oder Stangen, und hier sieht man auch Schweine und die nie fehlenden Hunde; letztere sind im Erklettern der Leitern sehr geschickt. Die Häuser stehen zuweilen so nahe an einander, dass man von einer Plattform auf die andere treten kann: meist sind sie aber etwas entfernt von einander, und dann durch sehr primitive, leiterähnliche Stege, oft nur einen unbehauenen Baumstamm verbunden. Diese halsbrecherischen Stege, für Europäer kaum praktikabel, machen den Eingebornen keine Schwierigkeiten. Nicht selten sieht man schwangere Weiber mit einem grossen Topfe oder dergl. auf dem Kopfe, ein Kind auf dem Rücken, von einem Hause zum andern balanciren. Kleine Kinder, die noch nicht laufen können, spielen sorglos am Rande der Plattform, ohne dass sich die Mütter im mindesten ängstigen, wie dies bei uns der Fall sein würde. Ich habe auch nie gehört, dass ein Kind in's Wasser gefallen und ertrunken wäre, da sie ja ohnehin sehr früh schwimmen lernen und mit Wasser bald vertraut werden. Nicht selten sieht man Eingeborne, eine Schüssel voll Essen auf einem Brette schwimmend an ihren Bestimmungsort dirigiren.

Die innere Einrichtung dieser Häuser weicht von der vorher beschriebenen nicht ab.

Wie bereits erwähnt, stehen nur die wenigsten Pfahldörfer im Wasser, die meisten sind auf dem Lande errichtet, und hier findet man dann weit stattlichere Häuser, die im Baustyl wesentlich abweichen.

Wie Hood-Bai mit Pfahlbauten im Wasser, so excellirt es auch mit solchen auf dem Festlande. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Dorf Keräpuno, an der inneren westlichen Spitze der schmalen Halbinsel erbaut, welche die Ostseite der grossen Lagune von Hood-Bai begrenzt.

Das Dorf besteht aus einem grösseren, dicht stehenden Häusercomplex, mit einer breiten Hauptstrasse und ein paar Querstrassen, dem eigentlichen Keräpuno, welches an 100 Häuser zählt. Durch Bananenplantagen und Cocoshaine unterbrochen, liegen

längs dem Ufer der Lagune einige weitere Siedelungen, vielleicht 3—4 von je 8—10 Häusern, die eigene Namen haben, aber doch mit zu Keräpuno gehören.

Mit diesen Dependenzen mag Keräpuno an 800 bis 1000 Einwohner besitzen, ohne das Fischerdorf Alt-Hula, welches an der Ostseite der Halbinsel, unmittelbar an dem dünenartigen Sandstrande liegt und 50 bis 60 Häuser mit vielleicht 250 bis 300 Einwohnern zählt. Die Häuser in Alt-Hula sind gleich denen in Keräpuno, aber im Ganzen ärmlicher, wie sich dies stets bei einer vorwiegenden oder ausschliessenden Fischereibevölkerung bemerkbar macht.

Fig. 5. Seitenansicht eines Hauses in Keräpuno.

a Plattform, ca. 1 m hoch.
b Hausdiele.
c Leiter zum Söller.
d — *d* Seitenstangen mit Querstange zum Trocknen von Netzen u. s. w.

Einige wenige Häuser auf dem Riff mitten im Wasser errichtet, zeigen die Stelle, wo die Bewohner des jetzigen Hula früher siedelten. Es pflegt nämlich bei den Papuas zuweilen ein Wechsel der Siedelung stattzufinden, wie ich dies auch im Binnenlande beobachtete. Die Gründe dafür hängen theils mit Kriegsverhältnissen, theils mit der Nahrung zusammen, um neuen Boden für Plantagen zu benutzen. Dieses oft freiwillige Verlegen des Wohnortes verdient ethnologisch Beachtung.

Die Bauart der Häuser in Keräpuno zeigt die beigegebene Fig. 5. Ihre wesentlichen Eigenthümlichkeiten sind die folgenden: sie stehen auf Pfählen, haben ein hohes Dach, eine breite Plattform und sind an den Seiten offen; von der Diele führt eine Leiter zu dem gedielten Bodenraume.

Im Verhältniss zur Länge sind diese Häuser ziemlich schmal, mit hohem, längs der Firste geradem, an den Giebelseiten etwas spitzbogig zulaufendem Dach aus Gras oder Pandanus- oder Palmblatt. Dasselbe wird von 2—2½ m hohen Pfählen, aus abgeschälten, geraden und ziemlich starken Baumstämmen, getragen, von denen 2—3 die Vorderfront, 2—5 die Seiten bilden und die in der halben Höhe eine Diele aus dicken Planken tragen. Dieselbe erstreckt sich meist nur über die vordere Hälfte des Hauses.

Wie erwähnt, fehlen Seitenwände; doch ist die Diele an den Seiten und vorn durch ein auf die hohe Kante gestelltes Brett eingefasst. Zuweilen sieht man statt dieser Bretter eigenthümliche, mehr oder minder rundliche Platten von der Grösse einer Tischplatte, die den Eindruck von Querschnitten eines Baumstammes machen. Da die Herstellung solcher Querschnitte ohne Sägen für blosse Steinäxte nicht wohl denkbar ist, so zerbricht man sich

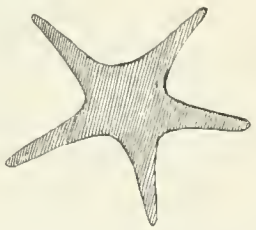


Fig. 6. Querschnitt der Basis eines Baumes.

anfänglich vergebens den Kopf über den Ursprung dieses Materials. Es besteht aus den brettdicken, gewaltigen Wurzelständern gewisser tropischer Bäume, die oft so weit vorstehen, dass sich ein Mensch zwischen ihnen bequem verbergen kann. Der Querschnitt der Basis eines solchen Baumes bildet daher keine Scheibe, sondern in den Umrissen die nebenstehende Fig. 6, ist also mehr sternförmig.

Von der Diele führt eine Leiter zu dem Bodenraume oder Söller, der die ganze Länge der Dachbasis einnimmt und mit geschälten Baumstämmen gedielt ist. Dieser Bodenraum hat keine Fenster oder Oeffnungen und dient bei schlechtem Wetter als Schlafstelle, wie zum Aufbewahren von allerlei Geräth und Proviant.

Vor der Hausdiele, zuweilen in gleicher Flucht mit derselben, ist eine ca. 1 m hohe Plattform angebracht. Dieselbe besteht aus geschälten Baumstämmen und ist nur selten vom Giebel aus etwas überdacht. Die Vorderseite der Plattform, zu der ein mit derselben parallel laufender, schräger, zuweilen mit Kerben versehener Baumstamm als Aufgang dient, ist je seitlich oder mit mehreren in die Erde gesteckten, dünnen, hohen Stangen versehen. Sie sind meist durch eine Querstange verbunden,

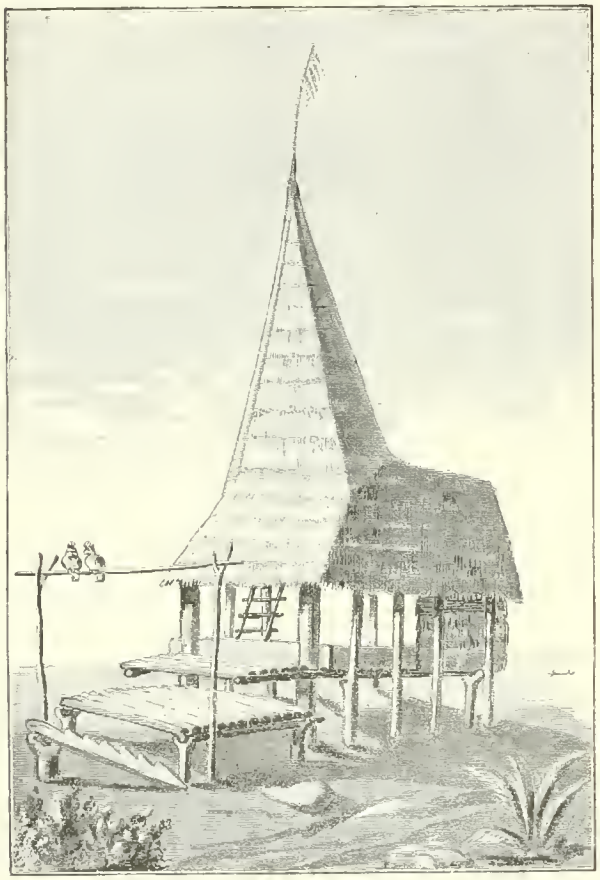


Fig. 7. Haus mit Thurmspitze in Keräpuno.

zuweilen an der Spitze mit Blätterbüscheln, Cocosnüssen etc. verziert und dienen zum Trocknen der Netze, häufig aber auch als Sitz für zahme Papageien. Letztere sind in sinnreicher Weise mittelst eines Ringes aus dem Querschnitt einer Cocosschale befestigt. Ausser weissen Cacadus (Cacatua Triton) werden meist nur die rothen Weibchen des Edelpapagei (Eclectus polychlorus) gehalten, und zwar nur der Federn wegen. Man rupft ihnen dieselben aus, um sie zur Verzierung, namentlich der hölzernen Schilde, zu benutzen. Ich erwähne das Halten gezähmter Thiere deshalb, weil es im Ganzen so selten ist. Beiläufig bemerkt werden Hühner, die ebenfalls nur spärlich und vereinzelt vorkommen, nur der Federn wegen gehalten. Hahnenfedern sind allenthalben ein beliebter Kopfputz der Männer und werden Paradiesvögeln vorgezogen.

Das Dorf Keräpuno besitzt noch 5—6 besonders hervorragende Häuser, die erwähnt zu werden verdienen. Sie zeichnen sich vor Allem dadurch aus, dass der Giebel der Vorderfront in eine hohe, thurmartige, schlanke Spitze ausläuft (Fig. 7). Diese Spitze hat drei Seiten, wovon die eine senkrechte die Giebelfront bildet, während die beiden seitlichen schräg abfallen und allmälig mit der Firste verlaufen. Die Spitze selbst ist mit einem langen Bambu verziert, an dem Büschel trockener Blätter flattern. In halber Dachhöhe verlängert sich der untere Theil der Giebelfront zu einem den oberen Vorplatz schützenden, schrägen Dache. Die Höhe der Thurmspitze reicht bis in die Blätter hoher Cocospalmen und mag leicht an 10 m und mehr betragen.

Diese an sich schon auffallenden Häuser werden durch eines mit doppeltem Thurme noch bedeutend übertroffen, von dem ich hier die Maasse gebe, da es mit zu den grössten Bauwerken gehört:

Länge des Hauses	12·75 m
Breite „ „	3·65 „
Höhe „ „ bis unters Dach . . .	4·20 „
Breite der Plattform	5·00 „
Höhe „ „	1·40 „
„ von der Plattform bis zum Vorplatze der Hausdiele	1·25 „
Höhe der Diele bis unter die Decke des Bodenraumes	1·65 „

Der Umfang der Baumstämme, welche die vorderen Pfeiler bildeten, misst 1·65 m.

Die Höhe der Dachgiebelfront mochte an 9 bis 10 m betragen, die ganze Höhe des Thurmes vom Erdboden an ca. 14—15 m. An der Thurmspitze war eine 3—5 m lange Stange befestigt und diese mit flatternden Bast- und Blätterstreifen verziert, wie die ganze Giebelfront in ähnlicher Weise. Der Thurm der Hinterfront ist ansehnlich niedriger und minder reich verziert.

An diesem Hause sind bereits, was besondere Beachtung verdient, rohe Holzschnitzereien als Ornamentirung angebracht, wie die nebenstehende Skizze (Fig. 8) des rechten Eckpfostens zeigt. Die Mittellinie desselben ist erhaben (Fig. 9), das Uebrige vertieft gearbeitet. Ausserdem sind die seitlichen

Träger des Hauses rund behauen und ihre lang vorragenden Enden laufen in roh dargestellte, aber nicht zu verkennende Krokodilköpfe aus. Auch die Hölzer, welche an den Frontseiten des Thurmes vorstecken, sind mit etwas Schnitzerei geziert, ebenso die schrägen Träger des Vordaches.

Unter dem Vordache hängen schmale, künstlich wie Plissé gefaltete Streifen Pandanusblatt gleich Bändern herab und die Mitte der Dachfirste ist mit zwei rohen Puppen, einen Mann und eine Frau darstellend, verziert. Diese Puppen sind aus Bast von der Rippenbasis des Cocospalmblattes verfertigt. Die

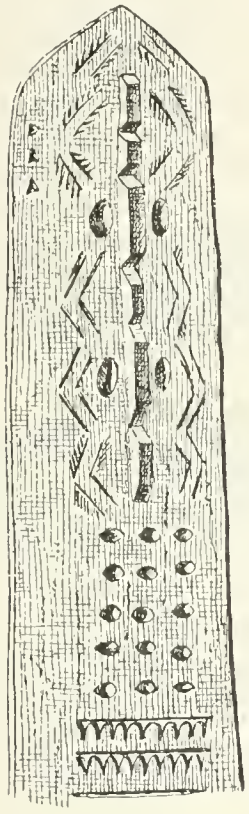


Fig. 8. Holzschnitzerei eines Hauses in Keräpuno.

Fig. 9. Erhabene Schnitzerei.

Frau trägt den gewöhnlichen Grasschurz der Weiber, den Lami, und ihre Brüste sind durch zwei angebundene Säcke aus Palmbast repräsentirt. Der Mann trägt das Scrotum in den Leibgürtel (Tikini) eingebunden.

Eine andere Bedeutung als die einer Verzierung haben diese rohen, plastischen Darstellungen, die einzigen, welche ich in dieser Art in Neu-Guinea sah, übrigens nicht.

Malerei irgend welcher Art findet sich an dem Hause nicht; dasselbe gehörte übrigens einem Häuptling und war kein öffentliches Gebäude.

Wenn man bedenkt, dass dieses Haus nur mit der Steinaxt hergestellt wurde, dass die saubere und kühne spitze Thurmspitze nur zusammengebunden ist, so wird man diesem Bauwerk [1]) und dem Fleiss und Geschick seiner Erbauer volle Anerkennung schenken müssen.

Solche Häuser als das zuletzt beschriebene gehören übrigens an der ganzen Küste zu den Ausnahmen und werden nach Herrn Chalmers nur durch einige Häuser in dem Dorfe Kalau in Hood-Bai übertroffen. Hier sollen die Eckpfeiler einzelner Häuser, zum Theil aus behauenen Baumstämmen, so dick sein, dass sie kaum zwei Menschen umspannen können. — Als das englische Kriegsschiff „Wolverine“ im Jahre 1881 Kalau wegen des Massacres von vier eingebornen Lehrern (Teachers) zu strafen hatte, begnügte sich Commodore Wilson nur mit dem Tode des Hauptanstifters, des Häuptlings Kwaipo, und liess diese Denkmäler der Baukunst der Steinzeit unberührt, was ihm gewiss sehr zur Ehre gereicht.

Das Innere der Häuser in Keräpuno enthält die bereits früher erwähnten Geräthschaften, wozu noch die hier gebräuchlichen hölzernen Schüsseln und Schilde hinzukommen. Letztere werden, des Federschmuckes wegen, meist in Blätter oder Tapa eingehüllt verwahrt.

Eine weitere Zierrath der Häuser Keräpunos, die sich übrigens auch anderwärts findet, sind Schädel von Schweinen, die am Mittelpfosten aufgehangen werden. In einem Hause zählte ich 36 solcher Trophäen, Erinnerungszeichen grosser Festlichkeiten, auf die ich noch zurückkomme.

Im Osten grenzt der Aroma-District an Hood-Bai. Er umfasst die Westküste von Keppel-Bai und ist einer der reichsten an der ganzen Südostküste Neu-Guineas. Aroma zählt an 30 Dörfer und Siedelungen, die indess von See aus nicht sichtbar sind. Das Ufer besteht nämlich aus einem breiten Strande festen Sandes, der von niedrigen Dünen begrenzt wird, die mit dichtem Pandanus von baumartiger Grösse bekleidet sind. Hinter diesem Pandanusgürtel ist fruchtbarer, schwarzer, zum Theil sandiger Boden, und hier liegen die Niederlassungen der Eingebornen, zum Theil von wahren Cocoswäldern umgeben.

[1]) Dasselbe wird unter den von mir gesehenen, mittelst Steinwerkzeugen hergestellten Bauwerken nur durch das grosse Versammlungshaus (den sogenannten „Tempel“) in dem Dorfe Tobadi in Humboldts-Bai übertroffen.

Unter den Dörfern des Aroma-Districtes ist Maupa das grösste, wie die grösste Niederlassung überhaupt, welche mir in der Südsee zu Gesicht kam. Als ich die niedrige Dünenkette überschritt, welche das Dorf vom Strande aus verdeckt, war ich erstaunt, fast eine kleine Stadt vor mir zu sehen. Denn einen solchen Eindruck machte dieser dichte und geregelt angelegte Complex von Häusern, deren hohe, spitze Giebel und Grasdächer an gewisse kleinere, alte Landstädte mit ihren Strohdächern daheim erinnerten. Um das Bild vollständig zu machen, fehlte nur ein alter, wettergebräunter Kirchthurm. Die Häuser stehen mit der Giebelfront einander zugekehrt, zum Theil dicht aneinander und bilden 9 mehr oder minder gerade Längsstrassen [1]), die durch eine Menge

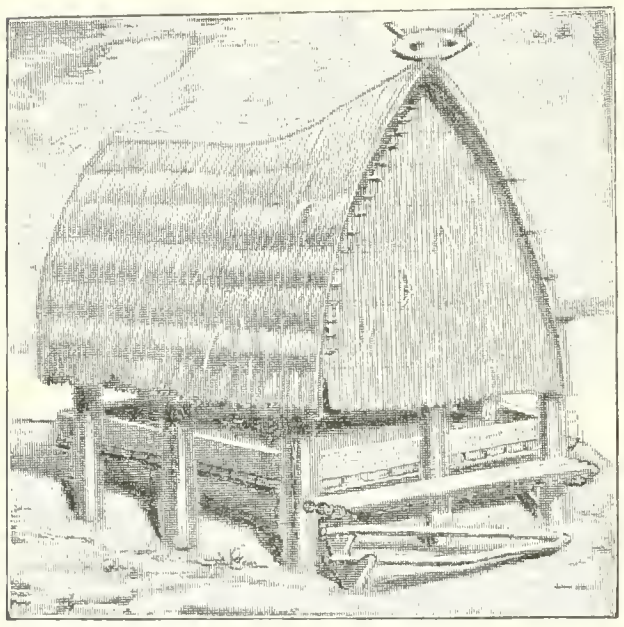


Fig. 10. Haus in Maupa.

Quergassen und schmaler Gässchen verbunden sind. Maupa hat 250 Häuser mit einer Bevölkerung von 1200—1500 aufzuweisen, ist also recht ansehnlich.

Die Banart stimmt insofern mit der in Keräpuno üblichen überein, dass das Haus (vergl. Fig. 10) im Wesentlichen aus einem auf Pfählen stehenden, hohen Dache besteht, eine erhöhte Diele und offene Seiten besitzt, weicht aber in verschiedenen Einzelheiten nicht unerheblich ab. Im Ganzen sind die Häuser Maupas schmäler, aber hoch, und es fehlt ihnen die breite Plattform vor der Thür. — Fast alle Häuser Maupas haben gleiche Dimensionen, weshalb das Dorf einen mehr einheitlichen Eindruck macht; besondere hervorragende Gebäude fehlen. Die Breite des Hauses in der Vorderfront beträgt 3—3½ m, die Länge 10, die Höhe bis unter das Dach an 3 m, die des Daches selbst 5—6 m. Das Dach ruht auf dicken, runden Pfosten aus etwas behauenen Baumstämmen und senkt sich in der Firstenlinie etwas gebogen nach dem niedrigeren Giebel der Hinterseite herab. Beide Giebelseiten verlaufen senkrecht, bilden in den Seitenlinien einen Spitzbogen und sind mit keinem Vordache versehen.

Ein eigenthümlicher Schmuck der Häuser in Maupa sind die Verzierungen der Giebelspitze (Fig. 11), die zum Theil an Wappenschilder erinnern oder an die Pferdeköpfe an den niedersächsischen Bauernhäusern. Diese Giebelschilder, übrigens weder mit Schnitzerei noch Malerei versehen, haben, nach meinen Erkundigungen, nichts mit Hausmarken zu thun, sondern gehören zu jenen Verzierungen, wie sie so häufig der Laune der Papuas entspringen.

Die Hausdiele ist etwas über 1 m über den Erdboden erhöht und zu ihr führen ein oder zwei dicke,

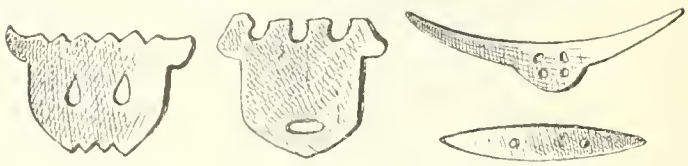


Fig. 11. Giebelschilder in Maupa.

runde Baumstämme, etwas schräg, aber parallel mit der Vorderfront des Hauses laufend, als Aufgang. Häufig ist an der Seitenfront ebenfalls ein schräger Balken angebracht, auf dem man zur Diele gelangt. Sie ist an allen Seiten offen oder doch nur von Brettern eingefasst, die auf der hohen Kante stehen. Die Diele selbst besteht aus breiten, dicken Planken, die grossentheils noch mit der Steinaxt hergestellt wurden. Welche Zeit und Mühe dies erfordert, kann man daraus ersehen, wenn man erfährt, dass ein ziemlich dicker Baum nur zwei solcher Planken liefert. Noch mühsamer sind die Planken, welche die Decke des Hauses und Diele des Söllers bilden, hergestellt, indem sie häufig rohe Schnitzarbeit zeigen. Dieselbe besteht meist in zwei Reihen an 8 cm hoher, an der Basis breiter und fast viereckiger Sägezähne (Fig. 12), so dass der ganze Plafond wie mit Längsreihen mächtiger Zähne herabgähnt. Diese Sägezähne sind aus der Dicke der Planke ausgehauen und zu-

[1]) Eine treffliche Abbildung hat Dr. Fiscu seitdem in der „Gartenlaube“ (Nr. 3, 1885) veröffentlicht. Anm. d. R.

weilen noch mit Borden von eingeschnitzten VVV Zickzacklinien in V Form verziert. Die Breite der Plafondplanken beträgt ca. 65 cm, so dass etwa 15 ausreichen. Der Plafond ist so hoch von der Diele, dass man aufrecht stehen kann, und hat im vorderen Theile eine viereckige Oeffnung als Thür, zu welcher eine schmale Leiter auf den Bodenraum oder Söller führt. Derselbe dient als Schlafstelle oder zum Aufbewahren von Provisionen, Waffen u. dgl. In der Mitte der Hausdiele befindet sich in üblicher Weise die Feuerstelle, mit einer Horde darüber zum Aufbewahren von Lebensmitteln. An der einen Längsseite des Hauses läuft eine Stellage, auf der weiteres Hausgeräth: hölzerne Schüsseln, Töpfe, Pandanusblatt als Material zu Matten, Lebensmittel in Bananenblätter eingepackt, geräucherte Känguruschinken u. s. w. ihren Platz finden. Die vorderen Pfeiler, welche

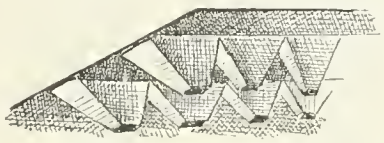


Fig. 12. Deckenverzierung.

die Träger des Plafonds bilden, sind häufig mit Schädeln von wilden Schweinen verziert, und hier hängen, sorgfältig in Tapa oder Cocosblattbast eingehüllt, die Schilde, vielleicht noch eine Trommel oder dergleichen. Im Hause des Häuptlings Goapäna war hier dessen mit einem fast cirkelrunden Schweinshauer gezierte Staatskette, sein kostbarster Schmuck, aufgehangen, gewiss ein gutes Zeugniss für die Ehrlichkeit der Bewohner.

Die Maupaer betreiben vorzugsweise Landbau, nebenbei Jagd. Sie sind keine Fischer und besitzen nicht einmal Canus, sondern werden mit Meeresproducten von Paramatta aus versorgt, einem Dorfe, das circa 25 bis 30 Minuten westlich von Maupa, ziemlich am westlichen Ende von Keppel-Bai, liegt. Es besteht aus ca. 30—40 Häusern, die eine breite Dorfstrasse zu beiden Seiten begrenzen und mag an 200 Einwohner zählen, die fast ausschliessend vom Fischfang leben. Doch fehlt es nicht an schönen Plantagen und Cocoshainen.

Die Bauart der Häuser in Paramatta ist fast identisch mit der in Keräpuno üblichen; wie dort verlängert sich die Hausdiele zu einer breiten Plattform, die indess mit keinem Vordach versehen ist, da die Giebelfront des Hauses senkrecht läuft.

Wie in den vom Wasser berührten Pfahldörfern das Meer mit seiner Ebbe und Fluth am besten für Reinlichkeit sorgt, so geschieht es in den auf dem Lande befindlichen durch Menschenhand. Sehr häufig sieht man die Weiber und Mädchen mit Strassenkehren beschäftigt, wozu sie sich Palmwedel bedienen. Zum Ausfegen der Häuser benutzt man sehr praktische Besen aus den Rippen der Seitenfahnen des Cocosblattes. Menschliche Auswurfsstoffe, welche z. B. so häufig in Städten Unteritaliens beleidigen, findet man in den Strassen eines Papuadorfes nie, denn wenn auch keine Bedürfnissanstalten vorhanden sind, so begeben sich die Eingebornen doch stets abseits vom Dorfe in's Gebüsch, und hier sorgt wiederum die ekelhafte Gefrässigkeit der selbstgezähmten Schweine für Reinlichkeit.

Ich will hierbei erwähnen, dass ausser Schweinen nur noch Hunde als Hausthiere gehalten werden, und zwar beide zu culinarischen Genüssen. Die Hunde gehören einer eigenthümlichen, kleinen, dingoähnlichen Rasse an, die sich dadurch auszeichnet, dass sie nicht bellt, sondern nur heult. Die Papuahunde, übrigens scheue und feige Thiere, haben die eigenthümliche Gewohnheit, zu gewissen Stunden des Tages und der Nacht gemeinschaftlich zu heulen; diese Hundeconcerte sind daher für das Leben in einem Papuadorfe charakteristisch. — Von Schweinen besitzt Neu-Guinea zwei eigenthümliche, wilde Arten, die, jung eingefangen, zu Hausthieren erzogen und sehr zahm werden. Nur in Port Moresby und einigen anderen Missionsplätzen ist unser Hausschwein eingeführt und durch dasselbe die eingebornen Arten bereits stark gekreuzt worden.

Dass Hühner nur sehr spärlich und nicht im Sinne von Hausthieren gehalten werden, erwähnte ich bereits.

In Keräpuno und Maupa sah ich zuerst die zweite Art Wildschweine [1]), hochbeinige, schlanke, gewaltige Thiere, die sich leicht durch ihre schwarze Färbung auszeichnen. Sie wurden in Maupa in besonderen, aus Pfahlwerk errichteten, übrigens sehr engen Umzäunungen gehalten, eine Vorsicht, die namentlich im Interesse der Pflanzungen geschieht, in welchen die Wildschweine ohnehin zuweilen schon Schaden genug anrichten. Die Plantagen müssen daher stets eingezäunt werden. Diese Zäune sind in verschiedener Weise, am häufigsten aus eingerammtem Pfahl- und Stangenwerk, errichtet und ihre Her-

[1]) Sus niger, Fisch, Proceed. Zool. Soc. London (1886 S. 217.

stellung erfordert nicht minder Mühe und Anstrengung, als das Ueberwachen selbst. Die grossen Bäume werden durch Feuer zu Fall gebracht, und ihre vom Astwerk befreiten Stämme bleiben liegen, um zu verwittern. Unterholz und Gesträuch wird durch Abbrennen vernichtet. Arbeiten, die den Männern anheimfallen, während das Ausroden von Wurzeln, Strauchwerk, sowie das Aufgraben von den Frauen besorgt wird. Zur letzteren Verrichtung dient nur ein zugespitzter Stock als Werkzeug. Selten sind die Plantagen in unmittelbarer Nähe der Dörfer, wie dies z. B. in Keräpuno der Fall ist, sondern meist abgelegen, oft eine Stunde und weiter. Die Dorfbewohner gehen daher stets vereint und bewaffnet zur Feldarbeit, weil sie dabei am leichtesten von feindlichen Nachbarn angefallen werden. Dies gilt besonders für die Bewohner der im Wasser stehenden Pfahldörfer, die nur in den Pflanzungen angreifbar sind. Wie überall in Neu-Guinea bilden Taro, Yams, Bananen und Zuckerrohr die Hauptproducte des Ackerbaues, wie die Haine der Cocospalme ihr Entstehen nur Menschenhand zu verdanken haben. Allenthalben sieht man die reihenweise zum Keimen resp. Auswachsen niedergelegten Nüsse und, wie anderwärts in Melanesien, schützt ein zeitweiliges „Tabu“ die Bäume. Zum Zeichen desselben fand ich in Keräpuno genau in derselben Weise als in Neu-Britannien die Stämme der Palmen mit einem Palmblatte umstrickt. Dies genügt, um das Abnehmen der Nüsse zu verbieten. Brotfrucht ist in Neu-Guinea nur spärlich vertreten und minder schmackhaft als in Polynesien, aber die Sagopalme bildet für manche Districte ein natürliches Nahrungsmittel von grosser Bedeutung.

Auch Ziergewächse werden in eingezäunten Gärten gezogen, besonders Croton-Arten, deren buntfarbige Blätter als Schmuck dienen, wie die rothe Blüthe des Hibiscus. — Zum Schutze gegen heftigen Wind sind die nahe dem Meere gelegenen Plantagen an der Seeseite mit einer oft an 5 m hohen Wand aus senkrecht in die Erde gesteckten Palmblättern versehen, wie z. B. in Keräpuno. Ich sah hier auch künstlich angepflanzte und gepflegte Betelpalmen, deren Nüsse im Leben der Papua eine so wichtige Rolle als der ebenfalls cultivirte Tabak spielen.

Wenn mit der Bezeichnung „Tropen“ zugleich auch die Vorstellung von Reichthum und Ueberfülle verbunden wird, so ist diese Vorstellung, wenigstens so weit sie die Nahrungsquellen betrifft, zumeist eine unrichtige. Auch in den Tropen mangelt es nicht an ärmlichen Districten, für deren Bewohner selbst Hungersnoth nicht ausgeschlossen ist. Hierher gehört z. B. Port Moresby, das zum Theil nur durch Zufuhren von Sago aus dem Westen und Taro und Yams aus dem Osten erhalten wird. Aber auch in sonst reichen Gebieten kann zeitweilig Mangel eintreten, wie überall in der Welt. Im Allgemeinen leben aber die Papuas an der Südostküste recht gut und viel besser als Tausende daheim. Jedermann kann sich wenigstens satt essen und Armuth, die Anderen zur Last fällt, gibt es nicht, ausgenommen Blinde und ähnliche Unglückliche, die aber sehr selten sind. Wie reichlich es bei einer Papua-Mahlzeit hergehen kann, das zeigt ein Besuch im Hause von Goapäna, dem grossen Häuptlinge Maupas.

Ich kam gerade zum Essen zurecht, an dem die ganze Familie, Männer, Frauen und Kinder, gemeinschaftlich theilnahm und aus derselben Schüssel speiste. Das Essen, in grossen Töpfen gekocht, wurde in hölzernen Schüsseln aufgetragen und auf Bananenblättern servirt. Es bestand in gekochtem Schweine- und Kängurufleisch, Bananen, Yams und einer Art Klössen aus Arrowroot oder Sago in Fett gekocht, sah sehr appetitlich aus und war ganz wohlschmeckend. Man bot mir nämlich von dem Essen an, eine Gastfreundschaft, die mir bisher nicht bei den Papuas vorgekommen war. Freilich wurde ich bald darauf um Tabak angebettelt.

Wie der mit der Civilisation noch wenig vertraute Papua die naive Ansicht hat, dass jeder Weisse im Stande ist, Alles, was er trägt und bei sich führt, selbst anzufertigen, so geht es auch bei uns vielfach bei Beurtheilung dieser Naturmenschen. Aber auch bei ihnen herrscht Arbeitstheilung, wie dies namentlich bei dem Dorfe Keräpuno und seiner Nachbarschaft so deutlich hervortritt.

Während die Bewohner des Fischerdorfes sich ausschliessend diesem Gewerbe widmen und nichts Anderes betreiben, sind die Bewohner des eigentlichen Keräpuno entweder Landbauer oder Holzarbeiter, berühmt in der Anfertigung von Canus und hölzernen Schüsseln. Es hat sich dadurch ein wechselseitiger Verkehrsaustausch der Erzeugnisse entwickelt und es findet bereits eine Theilung in gewisse ausschliessende Erwerbsthätigkeiten statt, wie sie nur eine höhere Culturstufe hervorbringt.

In dem Fischerdorfe Alt-Hula findet jeden Morgen früh ein lebhafter Markt von frischen und bereits gerösteten Fischen statt, wie solche auch in getrocknetem Zustande in Nachbarorte verhandelt werden.

Namentlich nach Kalau hin, welches mit seinem Ueberfluss an Cocosnüssen, Yams und Bananen das ärmere Gebiet von Keräpuno mit ernährt. In gleicher Weise vertauschen die Holzarbeiter ihre Fabrikate gegen Erzeugnisse des Bodens und Meeres, und so hat sich aus diesem Tauschhandel an manchen Orten ein zu gewissen Zeiten reger Verkehr, eine Art von Messen, herausgebildet, der viel zum friedlichen Verkehre der Stämme untereinander beiträgt So erscheinen alljährlich mit Eintritt des Nordwest-Monsuns die Handelsflotten aus dem Papua-Golf in Port Moresby und bringen Sago an, den sie gegen Toias (Armbänder aus dem Querschnitt eines Conus) anderen Putz und Töpfe vertauschen. Letztere sind wiederum für Port Moresby ein Hauptartikel und werden weithin vertrieben.

Bei den Siedelungen dürfen wir auch der Fest- und Tanzplätze nicht vergessen, denn die Papuas sind ein vergnügungssüchtiges Völkchen, das, sobald es ihm nur einigermassen gut geht, stets zu Festlichkeiten geneigt ist. Häufig werden die letzteren, wie im Eingange erwähnt, auf der breiten Dorfstrasse abgehalten, gewöhnlich ist aber ein besonderer, sorgfältig geebneter, freier Platz, zuweilen von Cocospalmen umrahmt, vorhanden. Derselbe liegt fast ausnahmslos ausserhalb des Dorfes, und bei den im Wasser stehenden Pfahldörfern selbstredend auf dem Lande. In der Mitte dieses Festplatzes ist gewöhnlich eine besondere Baulichkeit, das Dubu, errichtet, welche Aufmerksamkeit verdient. Das Dubu besteht im Wesentlichen aus einer viereckigen, etwas erhöhten Plattform aus Brettern oder Stangen, an einer oder mehr Seiten von einem galgenartigen Stangengerüst umgeben. Die hohen Querbalken des letzteren dienen zum Aufhängen von Trophäen, hauptsächlich in Schädeln erschlagener Feinde bestehend,

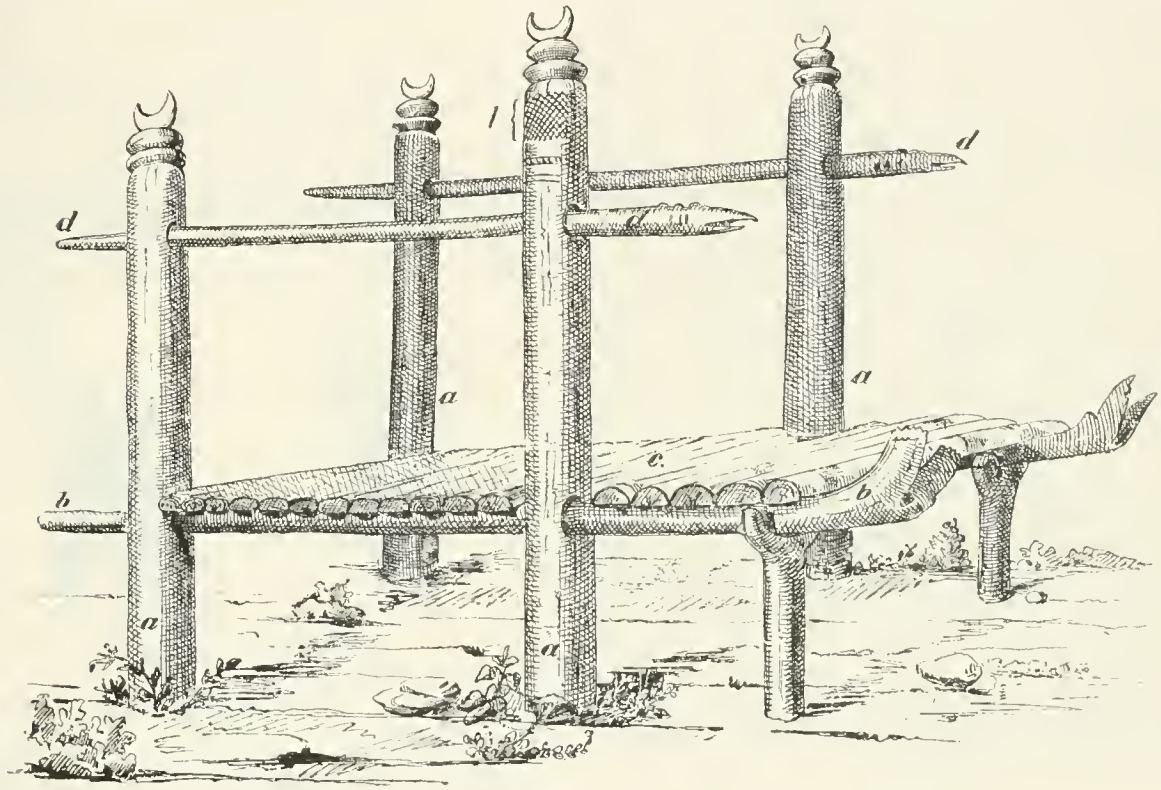


Fig. 13 Dubu in Tupuselé.

auf der Plattform selbst nehmen die Häuptlinge und hohe Gäste Platz. Auch werden auf derselben die oft weither angebrachten Lebensmittel aufgestapelt, welche beim Feste zur Vertheilung kommen. Oft ist das Dubu so klein, dass es nur dem letzteren Zwecke dient. So besitzt das sonst so reiche Dorf Keräpuno einen arg vernachlässigten Festplatz mit einem sehr roh aus Stangen und Knüppeln gebauten Dubu, an dem nur zwei alte, verwitterte Schädel paradirten.

Weit reicher war das Dubu in Maupa ausgestattet. Dasselbe steht auf einem rings von Häusern umgebenen, grossen, freien Platze, der an einen Markt-

platz bei uns erinnert. Das Dubu selbst besteht aus einer grossen, aber nicht sehr hohen Plattform aus unbehauenen, dünnen Baumstämmen und ist an der Vorderseite mit einer Querstange auf zwei Seitenpfählen versehen, die eine Art Galgen darstellen. Diese Stellage entsprach umsomehr der Bezeichnung Galgen, als 19 Menschenschädel an der Querstange befestigt waren, darunter 7 von Chinesen, die sich hier unnütz gemacht und ihr Schicksal provocirt hatten. Die Schädel, ohne Unterkinnlade, sahen übrigens meist ziemlich alt und verwittert aus, wie die Büschel von bandartig gespaltenem Pandanusblatt, mit denen sie verziert waren und die an einzelnen Schädeln nur noch als Rudimente im Winde flatterten.

An einigen Orten sind die Dubus mit besonderer Sorgfalt gebaut, ihre Eckpfosten bestehen aus ziemlich dicken, rund behauenen Stämmen von 6 m Höhe und mehr, und sind mit roher Schnitzarbeit verziert. Da die letztere in der Baukunst der Papuas dieser Küste im Ganzen eine unbedeutende Rolle spielt, so verdienen diese Bauwerke besondere Beachtung, umsomehr, da sie ohne Hilfe eiserner Werkzeuge, nur mit Steinäxten, hergestellt wurden.

Ich beschreibe das grösste der vier Dubus in Tupuselé (Fig. 13):

a) die 4 Eckpfeiler: dicke, behauene Stämme von ca. 6 m Höhe, die ein ca. 5 m langes und ca. 3 m breites, längliches Viereck bilden.

In einer Höhe von ca. 1·30 m sind diese Eckpfähle der Länge nach durchbohrt, durch welche Löcher je seitlich

b) ein dünnerer, runder Baumstamm gesteckt ist, welche als Träger für die Querstücke dienen, aus denen

c) die Plattform gebildet wird.

In ca. 2 m Höhe von dieser Plattform ist durch Löcher in den Eckpfeilern je seitlich

d) eine zweite Längsstange gesteckt, welche mit Querhölzern belegt werden kann und dann für die untere Plattform gleichsam das Dach bildet.

Die Träger der Plattform ragen ca. 2 m nach vorn vor und enden in flügelartige Fortsätze, die an einen Fischschwanz erinnern und aus zwei der (S. 7) beschriebenen Wurzelständer bestehen.

Zuweilen sind gerade Baumstämme ohne die flügelartigen Ausläufer zu Trägern gewählt und dann am Ende roh in Form einer Krokodilschnauze ausgeschnitzt, wie dies die oberen Träger (d) der Abbildung zeigen.

Beide Formen sind übrigens zuweilen an demselben Dubu vertreten, bei anderen herrscht Uebereinstimmung.

Reicher als die Trägerbalken (Fig. 14a) sind meist die Enden der 4 Eckpfähle verziert, wie Fig. 14b und c, die in der Form wesentlich von

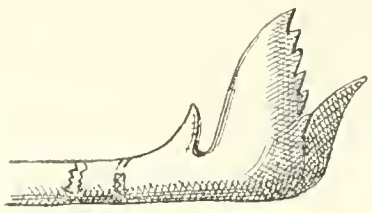


Fig. 14a

dem Dubu in Tupuselé (Fig. 13) abweichen, das an der Spitze fast in Halbmonde ausläuft. Unterhalb des ornamentirten Endes sind zuweilen rohe Verzierungen (Fig. 13 l) in Netz- oder Punktform, vertieft eingravirt. Malerei fehlt an den Dubus, wie an den Häusern. Besondere Beachtung bei der Construction der Dubus verdienen die weiten Bohrlöcher,

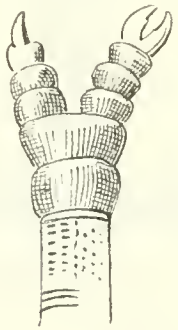


Fig. 14b

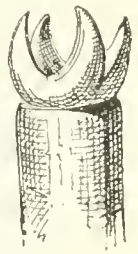


Fig. 14c.

welche sonst in der Baukunst der Papuas gar nicht vorkommen.

Wenn in der vorstehenden Schilderung wiederholt auf die nicht zu unterschätzenden Leistungen in der Baukunst der Papuas hingewiesen wurde, sowie auf die primitiven Geräthschaften, so wird es zum Schluss nothwendig, der letzteren zu gedenken. Denn erst bei einer klareren Vorstellung der Werkzeuge ist es möglich, die Bauwerke selbst richtig zu beurtheilen: sie erscheinen dann in einem ganz anderen Lichte, und Niemand wird ihnen die lebhafteste Anerkennung versagen können.

In der Hauptsache handelt es sich nur um ein Geräth, die Steinaxt, die allerdings mehr und mehr in Abnahme kommt und in einigen Orten, wie z. B. Port Moresby, durch die Eisenaxt bereits vollständig verdrängt ist.

Die gewöhnlichste Form von Steinäxten (Ira der Motusprache) an diesem Theile der Südostküste von Neu-Guinea stellt die beigegebene Abbildung (Fig. 15)

Fig. 15. Ira, Motu-Steinaxt.

Fig. 16. Lachela, Steinaxt von Keräpuno.

a Hölzerner Stiel.
b Hölzernes Futter, drehbar.
c Befestigung aus Rottan.
d „ „ „ für die
e Steinklinge.

dar. Der hölzerne Stiel (*a*) ist aus einem passenden knieförmigen Aststück hergestellt und an dieses die Steinklinge (*b*) mittelst eines feinen Geflechtes von gespaltenem Rottang (*c*) befestigt, zuweilen auch nur in roherer Weise mit Rottang oder Lianen festgebunden. Die Klinge ist aus einem festen Gestein (meist Basalt, Kieselschiefer oder dergl.) durch Schleifen hergestellt. Sie ist mehr oder minder flach, breit, an den Seiten abgerundet und hat eine breite Schärfe, die nicht in der Richtung des Stieles, sondern quer mit demselben steht. Die Form einer Steinaxt entspricht daher am meisten einer Schiffszimmermannaxt und erweist sich als sehr praktisch. Die Grösse dieser Steinklingen variirt sehr bedeutend, die gewöhnliche hat ca. 15 cm Länge, ca. 10 cm Breite und 18 mm Dicke. Aber es gibt Steinäxte in den verschiedensten Grössen und Dicken, darunter so schwere, dass sie mit beiden Händen geführt werden müssen. Sägen und Bohrer kommen, um dies beiläufig zu erwähnen, beim Hausbau nicht in Anwendung, wie erstere überhaupt durchaus fehlen.

In Keräpuno findet sich eine andere Art Steinäxte, die Lachela (Fig. 16), welche in sehr sinnreicher Weise mit einer drehbaren Klinge versehen ist. Dieselbe steckt in einem besonderen Futter (Fig. 16 *b*) aus Holz, kann also nach verschiedenen Richtungen gestellt werden, eine Vorrichtung, die mir bei eisernen Aexten nicht bekannt ist und für den Erfindungsgeist der Papuas spricht. Diese Lachelas werden übrigens weniger beim Haus- als Canubau verwendet, der in Keräpuno schwunghaft betrieben wird. In der That erleichtert die Drehbarkeit der Klinge ganz besonders das Aushöhlen des Canu, und ich sah selbst Leute an dieser Arbeit, welche gute eiserne Aexte neben sich liegen hatten. Die von uns mit verächtlichen Augen angesehene Steinaxt muss also wohl nicht so schlecht sein, wird aber erst in der geübten Hand des Papua wirkungsvoll.

Verzeichniss der Abbildungen.

Fig. 1. Seitenansicht eines Hauses in Amapata.
„ 2. Thürborde „ „ „ „
„ 3. Plan des Pfahldorfes Kaire.
„ 4. Vorderfront eines Hauses in Kaire.
„ 5. Seitenansicht eines Hauses in Keräpuno.
„ 6. Querschnitt der Basis eines Baumes.
„ 7. Haus mit Thurmspitze in Keräpuno.
„ 8. Holzschnitzerei eines Hauses in Keräpuno.
Fig. 9. Erhabene Schnitzerei.
„ 10. Haus in Maupa.
„ 11. Giebelschilder in Maupa.
„ 12. Deckenverzierung in Maupa.
„ 13. Das Dubu in Tupuselé.
„ 14 (a, b, c) Schnitzereien an Dubus.
„ 15. Motu-Steinaxt (Ira).
„ 16. Lachela, Steinaxt mit drehbarer Klinge von Keräpuno.

Das Bauopfer bei den Südslaven.

Von

Dr. Friedrich S. Krauss.

Am tiefsten wurzelt im gläubigen Gemüthe der Völker aller Zeiten, besonders jener, die auf einer primitiven Culturstufe sich befinden, die mythische Vorstellung von der Belebtheit eines jeden Gegenstandes in der Natur. Mit anderen Worten, um mich volksthümlich verständlicher auszudrücken, jedes Ding in der Welt hat seinen besonderen Herrn als innewohnenden Geist. Will der Mensch z. B. von dem betreffenden Dinge Besitz nehmen, so muss er vorerst mit dem unsichtbaren, als Geist gedachten Inhaber desselben unterhandeln, ihm das Ding förmlich Rechtens abkaufen. Der Ethnograph nennt solchen Glauben Animismus.

Der Animismus ist so tief in der menschlichen Natur begründet, dass man sein Vorhandensein bei jedem Volke getrost voraussetzen darf. Primitive Völker sind bei den einfachsten Elementen dieses Glaubens stehen geblieben, während ihn culturell fortgeschrittenere in mannigfacher Weise ausbildeten. Der Animismus ist ja eine der ersten und wichtigsten Grundlagen aller Mythologien und auch aller religiösen Systeme.

Die Erscheinungsformen des Animismus sind im Volksglauben der Völker von grösster Mannigfaltigkeit, gewisse Formen sind aber überall vertreten. Eine der allergewöhnlichsten ist das Bauopfer. Der Grundgedanke ist bei allen Völkern wesentlich derselbe. Einmal will man dem Geiste des Bodens das Baurecht abkaufen, ihn versöhnen, das andere Mal dem Neubau einen Schutzgeist beigeben. Man denkt eben, wo der Körper weilt, dort muss auch sein Geist hausen. Darum mauert man in den Neubau ein lebendes Wesen als Schutzgeist ein. Wo humane Anschauungen bei höherer Culturstufe vorwalten, wird statt eines lebenden Bauopfers ein lebloser Gegenstand als Symbol des Opfers in den Bau eingefügt.

Die Thatsache kann nicht angezweifelt werden. Das Bauopfer im angedeuteten Sinne ist fast bei allen bekannten Völkern alter und neuer Zeit nachweisbar. Es liesse sich ohne grosse Mühe ein stattlich Büchlein darüber schreiben [1]).

Das Bauopfer bei den Südslaven bietet eigentlich keine neuen Anhaltspunkte zur Erklärung der Erscheinung dar. Die einschlägigen Ueberlieferungen sind beinahe ausnahmslos auch im deutschen Volksglauben vertreten. Mir obliegt demnach nur die Aufgabe, das Vorkommen des Bauopfers bei den Südslaven des Näheren darzustellen. Einige besondere Eigenthümlichkeiten des slavischen Volksglaubens werden hiebei doch auch zum Vorschein kommen.

Die Geister des Bodens müssen nach dem Volksglauben des Südslaven auch dann gewonnen werden, wenn man ein Feld urbar macht oder ein gekauftes Grundstück als neues Eigenthum zum ersten Mal bestellt. In solchem Falle pflegt noch gegenwärtig der Bosnier die Hälfte einer Silbermünze auf den Acker zu werfen. So meint man, werden Erdrutschungen verhütet. Die andere Hälfte der Münze bewahrt man sorgfältig auf, förmlich um allezeit einen Beweis für das geleistete Opfer in der Hand zu haben. Findet Jemand zufällig die halbe Münze auf dem Acker, so soll er sie nicht mitnehmen, denn sie wird für den Finder eine Unglücksmünze.

Eine jede neue Baulichkeit heischt ein Bauopfer. Unser Correspondent Herr Toma Dragičević berichtet aus Bosnien an unsere Gesellschaft über den Opferbrauch bei der Errichtung eines neuen Bienenhauses: „Damit dein Bienenstand wohl gedeihe, nimm vor Allem, bevor du Bienen einwirthschaftest, ein kleines, säugendes Ferkel und einen Igel, und vergrabe sie lebendig im Bienenhaus, gerade unterm Bienen-

[1]) Literaturnachweise bei J. Grimm, D. Mythologie II, S. 1095—1097. Julius Lippert in: Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwicklung ihres Vorstellungsinhaltes, Berlin 1882, S. 457—460. Am ausführlichsten bei Felix Liebrecht in: Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze, Heilbronn 1879, S. 284—296 (Die vergrabenen Menschen).

korbe, dann bohr' mit dem Bohrer ein Loch in den Hausthürpfosten nahe am Angelbande, fang' eine Biene ein, steck' sie lebendig in jenes Lückchen hinein und stopf darauf die Oeffnung mit Wachs zu. Ebenso sollst du es machen, wann der Schwarm ausfliegt. Da fang eine von jenen Bienen ein und steck' sie gleichfalls zu jener Biene in die Lücke im Pfosten hinein. Alsdann werden dir die Bienen nie davongehen." [1])

Der Bauer ist sehr vorsichtig in der Wahl des Ortes, wo er auf seinem Grunde ein neues Haus erbauen will. Bei den Gebirgsbewohnern in Herceg-Bosna sind die Dörfer nicht regelmässig gebaut. Jeder führte sich schon in alter Zeit sein Haus auf, wo es ihm am besten erschien. Rücksichten auf den Nachbar obwalteten wohl höchst selten. Hat sich der Bauer für eine Stelle entschieden, so legt er weit auf dem Plane herum grosse Steine. Dort, wo er am dritten Tage darauf unter einem der Steine Gewürm vorfindet, baut er auch sein Haus hin. Die Würmer, die sich von selber unterm Stein eingestellt, sind nun das erste Bauopfer. Der Erdenherr (sahibija zemlje) hat die Stelle also selber angezeigt, die ihm genehm ist. Die Stelle ist glücklich gewählt.

Recht deutlich erzählt eine Sage aus Serbien [2]), wie der „Erdenherr" um seinen Boden feilscht, was für Opfer er fordert. Ein Bauer hatte das Kind eines Flussgeistes durch Zuruf vor einem leise heranschleichenden Wolfe gerettet. Darauf erschien dem Bauer der Wassergeist in der Gestalt eines weissbärtigen Greises. Er sprach: „Was wünschest du dafür, dass du mein Kind errettet?" Antwortete ihm der Mann: „Mir hat Gott Alles in Hülle und Fülle bescheert, da wüsst' ich wirklich nicht, was ich mir noch wünschen soll." Entgegnete jener Alte mit dem weissen Barte: „Doch, doch, eins fehlt dir noch immer. Dein Haus steht auf einem schlechten Platz: komm' denn, ich will dir einen guten weisen; da wirst in Ewigkeit glücklich sein, du und deine Nachkommen."

Nun ging der Alte voraus, hinter ihm schritt der Mann einher. So kamen sie denn in den Hofraum des Mannes. Jener Alte, der Weissbart, schlug mit dem goldenen Stock auf die Erde und sprach: „Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus erbaue?" Antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Alles, was im Hause Leben hat!" „Na, so viel geb' ich nicht", sagte der weissbärtige Alte, suchte eine andere Stelle auf, schlug wieder mit dem Stock auf die Erde und fragte: „Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus erbaue?" Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Den Hausherrn und die Hausfrau!" „Na, na," sagte der Alte, „so viel geb' ich nicht." Ging zu einer dritten Stelle, schlug mit dem goldenen Stock auf die Erde und fragte an: Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?" Antwortete eine Stimme aus der Erde: „Die Henne und das Küchlein!" „Na", sagte der Alte, „so viel geb' ich nicht!" Begab sich auf eine vierte Stelle, schlug mit dem Stock auf die Erde und fragte: „Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?" Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Ein Häuptchen Knoblauch!" „Na", sagte der Alte, „so viel geb' ich nicht!" Gingen an eine fünfte Stelle; auch hier schlug der Alte mit dem Stock auf die Erde und fragte: „Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus erbaue?" Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Ich fordere dir gar nichts, ja ich will dir noch Jahr aus Jahr ein von jeder Gattung Hausthiere ein Stück Zuwachs geben, wenn du hier ein Haus erbaust!" Da wandte sich der alte Weissbart zu dem Manne um, der ihm sein Kind vor dem Wolfe errettet: „Hier führ' ein Haus auf!" Sprach's und verschwand. Der Mann befolgte die Weisung, führte daselbst ein Haus auf, und es gab keine glücklicheren Menschen als er und seine Sippe war."

Unter „Henne und Küchlein" sind „Mutter und Kind" und unter „Häuptchen Knoblauch" alle Lebensmittel zu verstehen. Scharfen Lauch isst der Südslave über alle Massen gern. Lauch darf bei keiner Mahlzeit fehlen. Daher die metaphorische Ausdrucksweise.

In Slavonien wird unter dem Grundstein eines Hauses zuweilen ein lebendiger Hahn oder eine Fledermaus vergraben. Der Bauer sagt, das geschehe,

[1]) Da ti se pčele dadu: prvo i prvo kad pčelu nabaviš uzmi jedno malo sisanče prase i jednog ježa pa žive zakopaj u zemlju u pčeljnjaku, biva pod pčelami. Onda zavrti burgijom u direk od kućní vrata blizo baglame pa uvati jednu pčelu pa je živu u onu škuljicu turi pa voskom začepi; isto kad ti se roj pusti a ti od oni' pčela uvati jednu i opet u oni direk u škuljicu k onoj turi pa ti pčele nikada otići ne će." Wörtlich nach dem Dictat des Bošnjaken Novak Opalić aus Zabrgje. Ich führe den Text hauptsächlich darum an, um ein Beispiel der ungefügen Prosa des bosnischen Bauernvolkes zu geben.

[2]) Bei Krauss: Sagen und Märchen der Südslaven II, Nr. 141, S. 366 ff.

damit der Bau nicht einstürze. Karanov [1]) erzählt, bei den Bulgaren wäre es hie und da Brauch gewesen, in ein neues Gebäude ein Lamm oder einen Hahn einzumauern. Dieser Brauch habe aber besonders unter den Türken vorgeherrscht. Türken nennt er wohl die mahomedanischen Slaven, die ihres Glaubens wegen, nachdem Bulgarien selbstständig geworden, zur Auswanderung genöthigt wurden. Der Brauch des Einmauerns eines Hahnes als Bauopfer ist bei den Serben wohl älter als das Auftreten der Türken in Europa. Der hochehrwürdige greise Archimandrit Simić zu Banja an der Tavna im bosnischen Drinagebiet erzählte mir vor zwei und ein halb Jahren als Merkwürdigkeit Folgendes: „Bei dem Umbau unserer im Jahre 1876 zerstörten Klosterkirche, die eine Stiftung der ersten serbischen Könige aus dem Herrscherhause Nemanjić (12. Jahrhundert) ist, fanden die Maurer beim Eingange unter der Kirchenschwelle in einer ausgemauerten Höhlung das Skelett eines Hahnes (vielleicht war es eine Henne?) und ein ganz unversehrt erhalten gebliebenes Ei. Dieses Ei war mindestens 600 Jahre alt."

Ebenso fand man in einem Loch im Gemäuer der Kirchspielskirche zu Iserlohn ein eingemauertes Ei; beim Abbrechen eines Waldhauses zu Altenhagen fanden sich im Fundament des Schornsteins Eierschalen [2]). Altbekannt ist die Sage von der Gründung Neapels auf einem Ei. Liebrecht meint, dass die Thier- und andere Opfer für ursprünglichere Menschenopfer eintreten. Das lässt sich doch nicht beweisen, denke ich, denn erst müsste man unwiderleglich darthun, dass einst nur Menschenopfer bei Bauten verwendet wurden. Wahrscheinlicher ist es, dass das Thieropfer das gewöhnlichere, das Menschenopfer das weitaus seltenere gewesen. Man mochte es nur bei besonders wichtigen und bedeutenden Bauwerken, bei Festungs- und Brückenbauten darbringen. Das wird uns auch ganz ausdrücklich durch die Volkssagen bezeugt. Das Menschenbauopfer, das schrecklichste und grauenhafteste aller Opfer, war in altvordersten Zeiten gewiss auch nur äusserst selten, es wären denn zur Opferung Feinde, Kriegsgefangene eines fremden Volkes verwendet worden.

Lippert meint: „Weder das Rührende dieser Erzählungen, noch das Barbarische des Stoffes darf uns abhalten, die so vielfältig bezeugte Uebung für irgend eine Zeit anzuerkennen. Vielleicht hat man mitunter Verbrecher dazu verurtheilt, oder wohl auch, wie die Sagen angeben, Kinder von Landstreichern hierfür gekauft." [1]) Lippert widerruft auf der nächsten Seite halb und halb seine Meinung, indem er sich doch für die Möglichkeit dieses barbarischen Opfers in historischer Zeit ausspricht. Wirklich lässt sich an der Thatsache nicht zweifeln. Für die Südslaven ist das Menschenbauopfer durch Sagen unmittelbar wohl bezeugt.

Dass sich der gräuliche Opferbrauch aber noch vor 22 Jahren bei den Südslaven ereignet haben soll, wie dies im Jahre 1865 der Ragusaer Correspondent des „Echo" von Liège voll Rührung und Entrüstung erzählt, halte ich für durchaus unglaubwürdig. Ich führe die Stelle im Wortlaut an [2]): „Nous lisons dans une correspondance de Raguse, publiée par l'agence Bullier: ‚La plus grossière ignorance et par suite une superstition qui dégénère souvent en cruauté regnent ici dans la population musulman [3]). Ainsi chaque fois qu'il y a une forteresse à construire un enfant chrétien a été sacrifié. Les pères de ces malheureuses victimes n'étaient pas sans soupçonner l'affreuse vérité, mais ils se taisaient, parcequ'ils auraient payé de leur vie toute révélation de ces faits. — Il n'y a que quelques jours cependant, les ouvriers chrétiens qui élèvent le blockhaus de Duga entendant des cris plaintifs sortir d'un petit bois voisin, accoururent aussitôt et virent deux jeunes enfants chrétients entre les mains de deux Arnauts musulmans qui les avaient garottés et s'apprêtaient à les ensevelir vivants sous le blockhaus de Duga. Délivrer ces enfants et massacrer les Arnauts fut pour eux l'affaire d'un instant. Ils se retirèrent ensuite, au nombre de plus de cent, sur une colline et demandèrent à parlementer avec le pacha qui dirige les travaux. Mis aux courant de l'affaire le pacha ne leur adressa aucun reproche etc."

Vielleicht hat der Correspondent etwas sagen gehört, noch eher glaube ich, dass er die Sage irgendwo gelesen und dann flugs daraus seinen sensationellen Bericht aus „halbbarbarischem Lande",

[1]) Njekolko dumi za „Kadinŭ mostŭ" i za vjervanija pri sŭgraždanieto novi zdania, sŭobštava Efremŭ Karanovŭ, im Period. spisanie, Srjedec 1884, S. 133 f.

[2]) F. Liebrecht, Zur Volkskunde, a. a. O. S. 295 f.

[1]) a. a. O. S. 457.

[2]) Citirt bei Liebrecht a. a. O. S. 286.

[3]) Liebrecht schaltet ein: „d. i. wohl, wie aus dem Folgenden erhellt, auf dem benachbarten türkischen Gebiet, also gar nicht weit von Skutari." Und ob! Von Ragusa bis zum Duga-Pass sind ausgerissene drei Tagereisen zu Pferde. Den Weg von der Duga bis Skadar an der Bojana macht Keiner unter vier Tagen.

„von dort weit hinten in der Türkei“ aufgestutzt. Die südslavische Volksüberlieferung weiss nur einmal vom Einmauern eines Kindes zu sagen, gewöhnlich heisst es aber, „eine junge Frau“. Der Correspondent erhebt eine entsetzliche Beschuldigung gegen die mahomedanischen Slaven, eine Anklage, die nicht einmal den erbittertsten Türkenhassern, den bosnischen Priestern, jemals eingefallen. Wenn der Bericht wahr wäre, so müsste doch wohl irgend ein serbisches Buch aus Dalmatien dessen gedenken. Wenn sich die erzählte Gräuelthat wirklich ereignet hätte, in ganz Bosnien und dem Herzogslande wäre ein furchtbarer Volksaufstand ausgebrochen, um die Mohamedaner zu vertilgen.

Die südslavische Sage kennt in allen Varianten hauptsächlich das eine Motiv von der eingemauerten jungen Frau. Die Sage tritt zumeist dort localisirt auf, wo bedeutende alte Bauwerke bestehen. Auf der alten Burg zu Tešanj in Bosnien zeigte mir ein Bauer, mein Führer, eine Stelle, wo aus dem Gemäuer Milch aus den Brüsten der als Bauopfer eingemauerten jungen Gojkovica hervorquelle. Hieher kommen die Mahomedanerinnen, denen die Milch in den Brüsten versiegt ist, schaben von dem schneeweissen Cement ein wenig ab und nehmen den Staub in Milch ein. Sie glauben nämlich, dann müsse ihnen die Milch wiederkehren. Der Bauer erzählte, die eingemauerte Frau habe die Maurer gebeten, man möge in der Mauer so viel freien Raum lassen, als ihre Brüste einnähmen, damit sie ihre Säuglinge ernähren könne. Es glückte mir, einen Monat später vom Guslaren Ilija Krstić Jukić in Osovi bei Žepče im Gebirge die Sage als Guslarenlied aufzuzeichnen. Der Schluss enthält aber die obige, auch der deutschen Sage geläufige Ausschmückung nicht. Offenbar fehlt sie darum, weil der Guslar den für seine Zuhörer unbegreiflichen und unglaublichen Zug übergehen musste. Das Lied lautet:

Tešanj zigju do tri neimara
sve tri brata od jedne matere.
Najstariji Rado neimare
pa za njime Petar neimare,
najmlagji je Gojko neimare.
Štogod za dan ozidaju zida
to sve za noć obaraju vile.
Ondar veli Rado neimare:
— „mi ne mremo grada sazidati,
valja kurban u grad uzidati.
Kad dogjemo večer svojoj kuli
ne kazujte nitko svojoj ljubi;
a koja bi nam šjutra donijela ručak
onu ćemu u grad uzidati.“
Kad do večer došli svojoj kuli
svaki ode š ljubom u ložnicu.
Ondar veli Rade neimare:
— „Čuješ mene moja vjerna ljubo,
ako šjutra ti doneseš ručak
mi ćemo te u grad uzidati.“
Tak i Petar svojoj kazivaše:
— „Čuješ dobro moja virna ljubo,
ako šjutra ti doneseš ručak,
mi ćemo te u grad uzidati.“
Gojko šuti, ništa ne kazuje.
Kad u jutro jutro osvanulo
svekrva him ručak zgotovila
pa mi viče svoje nevistice:
— „Radinice moja nevistice!
ajd odnesi majstorim nam ručak.“
Al govori mlada Radinica:
— „Majko, mi se čédo rasplakalo,
ja ne mogu ručka odnijeti.“
Ona viče mlade Petrovice:
— „Petrovice, moja nevistice!
ajd majstorima ti odnesi ručak.“
— „Ja ne mogu moja mila majko,
ja sam bjelo platno poparila.“
Ona viče mlade Gojkovice:
— „Gojkovice, mlada nevjestice!
ajd majstorim ti odnesi ručak.“
Ona mlada teško dočekala.
Ona nosi majstorima ručak.
Ugleda je Gojko neimare
pa je crne objesio brke.
Njega pita mlada Gojkovica:
— „Što je tebi moj medeni Gojko?“
— „Joj, ne pitaj moja virna ljubo!
Ja sam imo dva prstena zlatna,
jutros mi se ukidoše s ruke,
oba mi se u grad uzidaše.“
Opet veli mlada Gojkovica:
— „Ne budali, moj medeni Gojko,
u mene su do dva brata mlada,
oba jesu brata kujundžije;
saliće ti zlatne prstenove.“
Opet veli Gojko neimare:
— „Ja sam imo od zlata jabuku,
jutros mi se u grad uzidala.“
Opet veli mlada Gojkovica:
— Ne budali moj medeni Gojko,
u mene su do dva brata mlada,
oba brata jesu kujundžije,
saliće ti od zlata jabuku.“
A nu vidi do dva neimara!
Spodbiše mladu Gojkovicu,
spodbiše, u grad uzidaše
i bijeli grad sazidaše.
Kad bijeloj kuli dolaziše;
al u Gojka do dva sina biše,
obadva se sina rasplakala.
Njiha tiši Gojko neimare,
daje njima groše i talire,
al se oni utišit ne mogu.

Do pola jih noći utišio
a ot pola uteče iz kule.
Kaže: „Tešanj gradu, moj veliki jadu,
teško mojim prez matere sincim!“ [1])

* * *

Grosse Meister hau'n die Burg von Tešanj.
Drei Gebrüder sind's von einer Mutter:
Meister Rado heisst der Erstgebor'ne,
Meister Peter kam nach ihm als zweiter,
Meister Gojko ist der jüngste Bruder.
Was sie tags an Mauerwerk auch schufen,
alles rissen nächtlich ein die Vilen.
Meister Rado sprach nun zu den Brüdern:
— „Nimmer können wir die Burg vollenden.
Eingemauert muss ein Opfer werden.
Wann wir Abends heim zur Warte kehren,
sagt es Keiner seinem Eheliebchen.
Die uns morgen bringt den Morgenimbiss,
die muss in die Burg vermauert werden.“
Als sie Abends heim zur Warte kamen,
ging auf's Zimmer Jeder mit dem Liebtraut.
Alsdann sprach zum Feinslieb Meister Rado:
— „Hör' mich an, o Du mein treues Ehlieb,
bringst Du morgen hin den Morgenimbiss,
werden wir Dich in die Burg vermauern.“
Also sprach auch Peter zu der sein'gen:
— „Merk' Dir's gut, o Du mein treues Ehlieb,
Ueberbringst Du morgen uns das Frühstück,
werden wir Dich in die Burg vermauern.“
Gojko schweigt, er sagt kein Sterbenswörtchen.
Als am Morgen früh der Morgen anbrach,
fertigte die Schwieger an das Frühstück,
und sie rief nun ihre Schwiegertochter:
— „Radinica, meine Schwiegertochter,
geh' und trag' den Meistern hin das Frühstück!“
— „Mütterchen, mein Kindlein hat den Weinkrampf,
also kann ich nicht vom Hause fortgeh'n,
kann den Imbiss nicht den Meistern bringen.“
Jene rief die junge Petrovica:
— „Petrovica, liebe Schwiegertochter!
geh', trag Du den Meistern hin den Imbiss.“
— „Kann nicht fort, o meine liebste Mutter,
Meine weisse Wäsche liegt im Laugen.
Geh' ich fort, verdirbt die weisse Wäsche.“
Und sie rief die junge Gojkovica:
— „Gojkovica, junge Schwiegertochter,
trag mir Du den Meistern hin das Frühstück!“
Wohl erfreut beeilt sich 's junge Frauchen.
Und sie trägt den Meistern hin den Imbiss.
Meister Gojko sieht sein Lieb von Weitem,
lässt den schwarzen Schnurrbart niederhangen.
D'rob verwundert, frägt sein junges Weibchen:
— „Fehlt Dir was, mein honigsüsser Gojko?“
— „Weh, o frag mich nicht, mein treues Liebchen!
Ich besass aus reinstem Gold zwei Ringe.
Heut' entglitten sie mir aus den Händen,
beide Ringe wurden eingemauert.“
— „Sei kein Narr, mein honigsüsser Gojko!
Hätt' ich nicht zwei liebe, junge Brüder,
beide Brüder schmelzen Gold und schmieden's,
schmieden Dir halt neue, gold'ne Ringe.“
Wieder spricht zu ihr der Meister Gojko:
— „Ach, ich hatte einen gold'nen Apfel,
heute hat man mir ihn eingemauert.“
— „Nur gescheit sein, honigsüsser Gojko,
ich berühm' mich zweier lieber Brüder,
zweier Brüder, Gold zu schmieden kundig,
schmieden leicht 'nen neuen gold'nen Apfel.“
Schau dir an die That von zweien Meistern!
Banden rucks die junge Gojkovica
und vermauerten sie in die Mauer.
So erbauten sie die weisse Veste.
Abends gingen wieder heim die Meister.
Meister Gojko hat zwei kleine Söhnchen,
beide Söhnchen klagten laut und weinten.
Meister Gojko suchte sie zu stillen;
Groschen gab er ihnen, blanke Thaler,
doch die Kinder liessen sich nicht stillen.
Bis um Mitternacht ertönt's Gewimmer,
bis um Mitternacht erträgt's der Vater,
doch nach Mitternacht, da lässt's ihn nimmer,
Und es zieht ihn hin zur Burg von Tešanj:
— „Burg von Tešanj, namenloser Jammer,
meinen Söhnchen ohne Mutter, ach und weh!“

Man beachte besonders den Umstand, dass das Menschenopfer erst dann eingemauert wird, als sich alle Bemühungen, den Bau aufzuführen, als fruchtlos erwiesen. Der eingemauerte Mensch soll also die Festigung des Baues verbürgern. Das Opfer wird natürlich nicht den Vilen, sondern dem Dämon des Ortes dargebracht. Die Vilen, sonst Rathgeberinnen und Freundinnen der Baumeister, übernehmen hier blos die Rolle des Ortsgeistes. Die serbische Fassung der Sage von der Erbauung der Burg von Skadar (Scutari) [1]) ist wenig verschieden von der obigen aus Bosnien. Die Alpen-Vila sagt zu den drei Gebrüdern Mrljavčević, sie werden nicht eher die Burg erbauen können, als bis sie ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester fänden und in den Bau vermauerten. Der Bursche müsste Stojan, die Maid Stojana heissen. Wir würden sagen Constanz und Constanze. Nun finden sie nirgends in der Welt so ein Geschwisterpaar. Darauf wird zum Ersatz die junge Frau des jüngsten der Brüder eingemauert. Der Schluss ist

[1]) Meine Uebersetzung des Liedes ist ein klein wenig freier gehalten. Durch eine ängstlich wortgetreue Verdeutschung thut man der deutschen Sprache weh. J. Grimm übersetzte einmal: grad gradila mit: burgten Burg, d. h. „sie führten eine Burg auf“. Ich weiss nicht, wem man eigentlich durch derartige, gezwungene und durchaus harte Verdolmetschung einen Gefallen erweist.

[1]) Bei Karadžić in Srpske nar. p. II, Nr. 26.

ergreifend. Auf das heisse Flehen der Frau lässt man in der Mauer eine kleine Oeffnung. So kann die Mutter ihren Säugling noch lange Zeit stillen. Von dieser Sage mit solchem Abschluss kenne ich auch zwei bulgarische Varianten [1]).

Die Sage von der Erbauung der Burg Novi [2]) erzählt von der Einmauerung eines Kindes. „Der Paša von Novi baute eine Burg. Was er Tags aufführte, rissen Nachts die Vilen ein. Nachts erschienen ihm die Vilen und sagten: „Bau' keine Burg, Paša von Novi. Bau' sie nicht, spar Dein Geld. Du wirst die Burg niemals fertig bringen, bis Du Dich nicht in's Lateinergefilde begeben und ein weisses Lateinerkind gefangen genommen. Schau, Paša, dass Du einer Mutter einzig Kind bekommst, mauer es in den Stadtwall ein: so wirst Du die Burg erbauen, sonst niemals in aller Zeit!" Am Morgen früh begab sich der Paša in's Lateinergefilde, fing ein weisses Lateinerkind ein; es war just einer Mutter einzig Kind, und mauerte es in den Stadtwall ein. Also hat der Paša die Burg fertig gebracht."

Rührender ist die deutsche Sage von der Burg von Liebenstein. Die Mutter gab ihr Kind für schnödes Gold her. Das Kind soll beim Einmauern eine Semmel gegessen und gerufen haben: „Mutter ich sehe Dich noch", dann später: „Mutter, ich sehe Dich noch ein wenig", und als der letzte Stein eingefügt wurde: „Mutter, ich sehe Dich nun nicht mehr!" [3])

Bezüglich der Bauopfer bei Brücken erzählt Herr Dr. Moriz Hoernes in seinen ausgezeichneten Berichten über die Alterthümer der Hercegovina [4]) Folgendes: Die Mostarer Bogenbrücke erbaut Meister Rade, nachdem er auf Rath der Vila vom Berge Veležˇ ein Liebespaar in die Grundvesten der Brücke vermauert. — Als die Trebinjaner vor 15 Jahren eine Brücke über die Trebinjčica bauen wollten, vermauerten sie in das Fundament derselben eine auf ragusäischem Gebiet gestohlene Kindesleiche.

Die Sage von der in eine Brücke eingemauerten Frau erscheint in Bulgarien an mehreren Orten localisirt, so z. B. bei der grossen, steinernen Brücke über den Strumafluss auf der Strasse von Küstendil nach Dupnica. Die Brücke heisst Kadiin most. Zutreffend leitet Karanov das Wort Kadiin von Kadin, türkisch Kaden (Frau), ab. Das Dorf an der Brücke heisst Nevjestino („Jungefrauendorf"). Die eingemauerte Frau nährte gleich der von Skadar ihr Kind noch lange Zeit. Und wie auf Tešanj die Bosnierinnen, so kommen die Bulgarinnen zu dieser Brücke, um vom Cement abzuschaben und den Staub dann in Milch zu trinken. Dieselbe Sage knüpft sich auch an die Brücke über den Fluss Strjema in der Srjedna gora.

Wie tief der Glaube im südslavischen Volke wurzelt, dass man beim Bau grösserer Gebäude zu deren Festigung Menschen einmauern müsse, ersah ich aus folgendem Falle, den ich miterlebt habe. Vor drei Jahren wurde zu Brod an der Save eine Weberschule für Bauernmädchen errichtet. Zwölf Mädchen aus den umliegenden Dörfern fanden hier Aufnahme. Einige Broder Einwohner, denen diese Schule und ihr Gründer zuwider war, sprengten aus, man hätte die Mädchen unter falscher Vorspiegelung nach Brod gelockt, um sie an das kaiserliche Aerar nach Bosnien zu verkaufen, wo sie in die neuzuerbauenden Fortificationen eingemauert werden sollen. Es kostete nicht geringe Ueberredung, bis man die Mädchen wieder zurückbekam, als sie auf diese Schreckensnachricht hin in's Elternheim geflüchtet.

Nach bulgarischer Volksüberlieferung wird häufig statt des Menschen blos sein Schatten eingemauert. Darum weichen so Viele gerne dem Orte aus, wo ein neues Haus aufgeführt wird: sie fürchten, ihr Schatten könnte vermauert werden und dann müssten sie sterben. Auch glaubt man, wenn Jemand bald nach der Grundsteinlegung eines Hauses stirbt, man habe seinen Schatten eingemauert. Karanov erzählt: Bei der Grundsteinlegung einer Brücke in Mazedonien wurde der Schatten eines Mädchens eingemauert, auf welches das Los gefallen unter allen Mädchen der Stadt, wo man die Brücke baute. Das Mädchen stand gegen die Sonne, während die Maurermeister des Mädchens Schatten übermauerten. Karanov gedenkt noch eines Volksliedes „Lang Neda ohne Schatten" (dülga Neda sjenka njema).

Die Vorstellung von der Nothwendigkeit eines Bauopfers denke ich in dem Volksglauben erkennen zu sollen, wonach das erste Geschöpf, welches in ein fertiggestelltes neues Haus tritt, erkranken und an der Krankheit sterben müsse. Deshalb pflegt der Hausvorstand eine Katze, einen Hund oder eine Henne, bevor er zum erstenmale die Schwelle beim Einziehen übertritt, vor sich hin in's Haus hineinzu-

[1]) Bei den Miladinovci in Bŭlgarsk. n. p., Nr. 162, S. 253 f. und bei Kačanovski im Zbornikŭ Nr. 120 und 121, S. 248—254.

[2]) Bei B. Petranović in Srpsk. n. pjesme, Sarajevo 1867, S. 11 f., Nr. 13.

[3]) Bei Bechstein, Thüringer Sagen 4, 157.

[4]) Wien 1881, S. 12 f.

werfen. Diesen Glauben fand ich bei den Serben im Gebirge von Kamensko in Slavonien [1]). Auch die Polen kennen ihn, wie dies O. Kolberg, der hochberühmte Ethnograph der Polen, anmerkt [2]). Derselbe berichtet auch, dass es in Polen Brauch sei, beim Bau eines Hauses unter die vier Ecksteine im Fundamente grüne Kräuter oder geweihte Kränze zu legen. Darnach wäre in diesem Falle das Pflanzenopfer anstatt des älteren Blutopfers getreten.

Besonders merkwürdig ist die weitere Angabe Kolberg's, dass in Polen die Baumeister ängstliche Scheu tragen, eine Kirche bis auf den letzten Stein fertigzubauen. Irgendwo muss noch immer eine unausgebaute Lücke bleiben. Wer die Kirche fertig baut, lebt das Jahr nicht aus.

Da fällt mir ein, dass auch der Thurm der Pfarrkirche sowie der Franziskanerkirche in Požega von innen bei den Glocken oben nicht ganz fertig gebaut ist. Als Knabe bin ich unzählige Mal hinaufgeklettert, um mit den übrigen Jungen die Glocken zu ziehen. Bei der Franziskanerkirche ist das Fenster, das auf den Hauptplatz zeigt, nicht fertig gemauert. Ich erinnere mich dessen ganz deutlich. Vielleicht hat auch die Baumeister dieser uralten Kirche der genannte Glaube beherrscht.

Alle diese Gebräuche beruhen auf animistischen Vorstellungen und haben einen religiösen Hintergrund. Sie sind ihrer ursprünglichen Bedeutung nach Opfer, theils zur Sühnung des bösen Erdengeistes, theils um die Gunst der schützenden Macht zu gewinnen oder, falls sie als beleidigt gedacht wird, auch zu versöhnen. Das eingemauerte Opfer kann zuletzt auch als ein dem Neubau zugemittelter Schutzgeist gelten. Damit glaube ich, ist das Wesen der Sache ausreichend erklärt.

* * *

[1]) Mein alter Vater erzählt mir, vor 12—14 Jahren habe der katholische Bauer Aleksa im Dorfe Treštanovci bei Kaptol, nördlich von Požega in Slavonien, nächst der Kirche ein neues Haus aufgebaut und dasselbe mit Ziegeln eingedeckt. Aleksa, ein starker, kräftiger Mann, war ein sogen. Bauernphilosoph. Die Leute im Dorfe sagten zu ihm, er soll, bevor er in das Neugebäude einzieht, einen Hahn in's Zimmer werfen. Er verlachte aber diesen Rathschlag und zog ohne Weiteres ein. Zufälligerweise rührte ihn drei Tage nachher der Schlag. Dieser Zufall befestigte nur den Glauben des Volkes. Die deutschen Bauern bei Ofen in Ungarn hegen den Glauben, dass im Neugebäude das erste Jahr entweder die Frau des Hauses oder sonst ein weibliches Mitglied der Familie das Zeitliche segnen müsse.

[2]) Im Lud. Jego zwyczaje, sposób życia, mowa, podania u. s. w. Serya VII. Krakau 1874, S. 134, Nr. 1. 2.

Eine Variante zum mitgetheilten Lied.

Mit dem Guslaren Ilija Krstić Jukić verkehrte ich am 17. und 18. März 1885 in Osovi. Ilija ist sin unscheinbares Männchen von etwa 50 Jahren, struppig und braunfarbig. Er zwinkert mit seinen kleinen, verschmitzten Aeuglein so gutmüthig drein, dass man sich schliesslich mit seinem abscheulich unmusikalischen Genäsel beim Vortrag der Lieder aussöhnt. Mein Diener und Begleiter, der Guslar Milovan Ilija Crljić Martinović aus Rgovi in Bosnien war in seiner Eigenschaft als mein Čibukdžija (Pfeifenstopfer) während Krstic's Recitationen auch zugegen. Milovan war vor 30 Jahren Omer Paša's Kammerdiener und verstand sich daher vortrefflich darauf, wie man einen vornehmen Herrn bedienen muss. Ich war seit jeher mein eigener Diener, doch auf meiner Reise war mir mein schwadronirender Begleiter Milovan von hohem Werthe. Durch seine Wichtigthuerei imponirte er den Leuten ganz ausnehmend; er verstand es, seinem Herrn Ansehen zu verschaffen. Milovan ist ein vortrefflicher Gedächtnissmensch. Hatte ich mitunter keine Zeit oder Lust, das Lied eines Guslaren aufzuzeichnen, brauchte ich blos zu sagen: „Milovan, pass' auf, was Der sagt, dann wirst mir das Lied morgen vorsingen, damit ich's niederschreibe. Du, Bruder, merk' Dir alle sprachlichen Eigenthümlichkeiten (kako zanosi pijevo) des Sängers; denn darauf kommt es mir an."

Nach einem einmaligen Anhören hatte sich Milovan mit Leichtigkeit Lieder von 4—500 Versen gemerkt. Dank seinem treuen Gedächtnisse habe ich mehrere sehr werthvolle Lieder erhalten, die ich sonst nicht aufgezeichnet haben würde.

Milovan war mir auch nach Wien gefolgt. Ich hatte ihm versprochen, die weisse Stadt aus Stein und den kaiserlichen Palast zu zeigen. Waren wir Abends beisammen in meiner Stube, so liebte ich es, Reiseerinnerungen aufzufrischen. Milovan war mein lebendiges Tagebuch.

Am 4. October 1885 ordnete ich meine Sammlungen und stiess unter Anderem auf Jukić's obiges Lied.

— „Heda, mein Geliebter", sagte ich zu meinem Diener, „Jener in Osovi hat uns doch ein rührendes Lied von Tešanj gesungen?"

— „Geh', lass' mich in Ruh', Der weiss nichts und hat nie etwas verstanden. Der kann ja nichts."

Das harte Wort verdross mich, umsomehr als Jukić uns gegenüber sehr anständig und willfährig sich benommen hatte. Etwas piquirt, sagte ich zu

Milovan: „Na, ich dächte, sein Lied ist doch ganz hübsch. Kannst Du's denn etwa besser sagen?“

— „Das mein' ich auch.“

— „So, hattest Du's schon früher einmal gehört, von einem anderen besseren Sänger?“

— „Nein, von Jukić Ilija zum ersten Mal. Wer könnte auch alle Lieder wissen, die in Bosnien gesungen werden. Aber ich kann sein Lied besser sagen als er.“

Ich nahm Papier und Feder und sagte: „So lass' es mich hören. Wollen es festnageln.“

Milovan ergriff die Guslen und den Bogen und sang das Lied:

Tešanj zida do tri naimara,
sve tri brata od jedne matere.
Najstarije[1]) Rado naimare
pa za njime Petar naimare
a najmlagji Gojko naimare.
Štogod za dan ozidaju zida
sve to za noć obore im vile.
Dok bešjedi Rado naimare:
— Braćo moja oba naimara,
ne meremo ozidati zida
dok s u njega kurban ne uzida.
Već čujete oba brata moja,
kad dojgjemo bijelome dvoru,
ništa ljubam kazivat nemojte.
Koja sutra donese nam ručak
onu ćemu u zid uzidati
ne bi l bjela načinili grada.
Kad u večer dvoru dalaziše
pa odoše š ljubam u ložnicu
onda veli Rado naimare:
— Čuješ mene, moja vjerna ljubo
ako sutra ti doneseš ručak
mi ćemo te u zid uzidati
ne bi l bjela načinili grada.
Tako veli Petar naimare
u ložnici svojoj vjernoj ljubi:
— Čuješ mene moja vjerna ljubo,
ako sutra ti doneseš ručak
mi ćemo te u zid uzidati
ne bi l bjela načinili grada.
Gojko šuti ništa nekazuje.
Kad u jutra jutro osvanulo,
jâ odoše sve tri naimara.
Vakat dojgje odnijeti ručak
a majka im ručak zgotovila,
ona viče Radinice mlade:
— Snaš moja Radinice mlada
hajd odnesi ti majstorim ručak
— Ja ne mogu moja mila majko,
moje mi se čedo rasplakalo
Ona viče Petrovice mlade:
— Snaš moja Petrovice mlada,
'Ajd odnesi majstorima ručak
— Ja ne mogu moja mila majko
ja sam bjelo poparila platno.
Ona viče Gojkovice mlade:
— Snaš moja Gojkovice mlada
Ajd odnesi ti majstorima ručak!
A to ona jedva dočekala
i odnese majstorima ručak.
Opazi je Gojko naimare.
Kad on vjernu opazio ljubu
svoje vrane objesio brke
a prida se oči oborio.
U ta doba Gojkovica mlada
ona dojgje i donese ručak.
Kada Gojka kârna opazila,
onda Gojku tijo bešjedila:
— Gospodare Gojko naimare
jâ što si Gojko okahrio?
— Ne pitaj me moja vjerna ljubo.
Ja sam imo dva prstena zlatna
jutros mi se s ruke uskidoše,
oba sam ji u zid sazidao.
— Ne kahri se mili gospodare;
Ja imadem do dva brata mila
oba su mi brata kujundžije
salit će ti zlatne prstenove.
— Čuješ mene moja vjerna ljubo;
Ja imadoh od zlata jabuku,
jutros mi se s ruke uskinula
pa i nju sam u zid uzidavo.
— Ne kahri se mili gospodare,
moja oba brata kujundžije,
salit će ti od zlata jabuku.
Dok skočiše oba naimara
pa spodbiše Gojkovicu mladu,
Gojkovicu u zid zazidaše
i bijela načiniše grada.
Pa odoše bijelome dvoru.
A u Gojka dva sina blizanca,
oba mu se rasplakala sina
a tješi ji Gojko naimare
a daje im groše i talire.
Do po noći djecu utješio;
Gojko roni suze niz obraze
jer se djeca utješit ne daju;
od pol noći uteče iz kule.
Pa on bježi gradu Tešanj gradu:
— Tešanj gradu moj golemi jadu!
ja uzidah i načinih grada
mojoj djeci do vijeka majke!

[1]) V. 3. Najstarije für najstariji je.

Ich lachte hell laut auf. „Aber Bruder Milovan, Du singst ja ganz genau das Lied so wie Dein Namensbruder in Osovi.“

— Kann nicht sein, Herr!

— So horch, jetzt les' ich Dir Jukić's Lied vor.

Nachdem ich es ihm vorgelesen, sagte er ganz ruhig: „Da siehst Du ja selber, dass es nicht dasselbe ist!“

— Mensch Gottes, der ganze Unterschied besteht darin, dass Du um 12 Furchen (brazdâ) breiter die Geschichte ausführst und das Wort okahrio (traurig geworden) anwendest.

— Herr, sagte er ärgerlich, Jukić kann nicht rhythmisch (sličnо) singen, und sein Schluss ist doch nicht so treffend wie bei mir.

— Da hast Du wohl recht. Jukić versteht es nicht so gut wie Du.

* * *

Milovan meinte Gott weiss was für einschneidende Aenderung vorgenommen zu haben, indem er die Pointe ein wenig anders gab. Die Worte Jukić's:

> Burg von Tešanj, o mein grosser Jammer,
> meinen Kindern ohne Mutter, ach und weh!

verbesserte mein Milovan also:

> Tešanj Burg, o mein gewalt'ger Jammer!
> hab' erbaut die Burg und sie vollendet,
> meinen Kindern lebenslang die Mutter!

Demnach apostrophirt Gojko die Burg als die Mutter seiner Kinder. Der Gedanke ist wohl hübsch dichterisch, das Lied hat aber dadurch noch immer keine so eingreifende Veränderung erfahren, dass nach unseren Begriffen vom geistigen Eigenthum, Milovan mit Recht von Jukić so gering sprechen dürfte. Man ersieht aus diesem einen Falle schon recht deutlich, wie gewissenhaft die Ueberlieferung festgehalten wird, und wie unbedeutend die Stoffe sich ändern. Es wäre nothwendig und nützlich, wenn ein Guslar irgend ein längeres Lied etwa fünf oder sechs anderen Guslaren vorsänge, und wenn ein Schreiber vielleicht nach Jahr und Tag das Lied von jedem einzelnen Guslar besonders aufzeichnen würde. Da läge ein sicheres Vergleichungsmateriale vor für die Entscheidung der Frage, welchen Veränderungen ein Lied durch die Ueberlieferung unterworfen ist. So eine Probe ist freilich nicht leicht zu machen. Man kann sie aber auch so anstellen, indem man dasselbe Lied von demselben Guslar nach geraumer Zeit wieder notirt. Auf diese Weise habe ich mir von Milovan zwei Fassungen eines längeren Liedes verschafft. Das erste Mal schrieb ich das Lied am 22. Jänner 1885, das zweite Mal am 16. October desselben Jahres. Die erste Fassung des Liedes „Nakić Husein i Vide Žeravica" zählt 459, die zweite 465 Verse. So geringfügig die Unterschiede der zwei Fassungen auch scheinen mögen, so sind sie dennoch sehr beachtenswerth, weil wir uns so vielleicht ein ziemlich richtiges Urtheil werden bilden können in der Werthschätzung von Varianten eines Volksliedes. Die Sache scheint mir so belangvoll zu sein, dass ich schon demnächst die gedachten zwei Fassungen besprechen und veröffentlichen will.

Angebliche Elephantendarstellungen der prähistorischen Zeit Amerikas.

Von

Dr. Max Uhle.

In den Berliner Verhandlungen für Anthropologie, 15. Mai 1886, XVII 322 fg., ist ein Aufsatz von mir veröffentlicht, in welchem ich die Bedeutung der 2 Elephantenpfeifen von Davenport für die Frage der Coexistenz cultivirter Indianer mit Elephanten in Amerika darzustellen suche. Zwei Monate früher, am 4. März 1886, hat Herr von Nadaillac in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft über einen anderen Gegenstand, der mit der Frage des prähistorischen Elephanten in Verbindung stand, gesprochen, was mir damals noch nicht bekannt sein konnte. Das Heft der Bulletins de la soc. d'anthrop. de Paris, das den Vortrag des Herrn von Nadaillac vom 4. März enthält (1886, 2. fasc. fevr.-mars p. 118—121), ist seitdem erschienen, und seitdem ist bekannt, was die neuen und neuerlich geäusserten Ansichten des bekannten Amerikanisten in der Frage sind (s. auch Globus, 1886, L, 286, wo sich ein Referat des Aufsatzes befindet).

Darnach stellt sich Folgendes klar: Eine besondere Bedeutung der Elephantenpfeifen existirt für Herrn von Nadaillac nicht. Für ihn selbst (dass es auch für Andere sein muss, sagt er nicht) ist die Echtheit der Pfeifen, um die man sich bekanntlich noch streitet, erwiesen. Für ihn gibt es eine ganze Anzahl Beweise, die es ihm (schon lange offenbar)

zur Gewissheit erheben, dass lebende Elephanten Gesellschafter noch später sehr hoch cultivirter prähistorischer Indianer waren. Vergl. l. c., S. 120: Or si le pierre de Lenape est authentique, il ne peut être douteux que l'artiste connaissait l'éléphant, sinon de vue, tout au moins par une tradition récente. Cette dernière réponse me paraît la plus plausible en présence des représentations nombreuses d'éléphants qu'il est facile de citer. Sein Vortrag ist nicht der Erhärtung eines dieser Beweise (unter denen auch schon die Elephantenpfeifen von Davenport bei ihm auftreten), sondern der Besprechung eines neu aufgetauchten Gegenstandes gewidmet, der, wenn er echt ist, als neues Document für eben dasselbe würde zugefügt werden können.

Nicht als ob man der Meinung sein soll, dass elephantenartige Thiere nicht mehr mit späten Indianern in Amerika zusammengelebt haben könnten (ich selbst bin für die Möglichkeit, ja allgemeine wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit in meinem oben citirten Aufsatz nachdrücklich eingetreten), aber man muss doch die Meinung zerstreuen, als wären die Beweise die Hülle und Fülle vorhanden, und handelte es sich nicht noch darum, nur erst das Erste, was als positiver Beweis dafür dienen könnte, zur Gewissheit zu erheben.

Herr von Nadaillac ist nicht der Erste, welcher die Meinung von der Existenz einer Menge solcher Beweise hat. Die ganze, noch nicht eben sehr entwickelte, wie gerade das Beispiel gut zeigt, amerikanistische Literatur steckt davon voll. F. von Waldeck 1838 war der Erste, welcher Darstellungen von Elephanten an yukatekischen Bauwerken (Voy. pittor. et archéol. dans le pays d'Yucatan 1838), ja auch in Palenque gefunden zu haben glaubte. Seitdem ist das Märchen ohne genaue Prüfung, ohne durchschlagende Widerlegung in der Literatur forterzählt, durch Homoiogenese um andere ähnliche märchenhafte Beweise fortvermehrt worden, und Bücher, wie M. H. Bancroft's Native Races of the Pacific States (1875, IV 163) ein Werk, das zwar nicht eben kritisch gearbeitet ist, aber als ausgebreitetes Quellenwerk viel benützt wird, und Leute wie Herr von Nadaillac können sich als Vertreter dieser wenngleich durchaus fehlerhaften, von Grund aus verwerflichen Stützen der Coexistenz cultivirter Indianer mit jetzt ausgestorbenen Elephanten ausgeben.

Es gibt Gründe, kein grosser Verehrer derjenigen Theorie zu sein, welche annimmt, dass das Fusang, welches die Chinesen entdeckten, als gleichwerthig mit Mexiko erwiesen ist, und noch weniger ein Freund derjenigen Ansichten zu sein, welche darin gipfeln, dass die Chinesen nicht nur Mexiko entdeckt, sondern auch in Folge der Entdeckung durch Ueberbringung des ostasiatischen Buddhismus die mittelamerikanischen Culturen neu befruchtet haben. Die Vertreter dieser Ansichten fussen zum nicht geringen Theil mit auf den angeblich in Mittel-Amerika an heiligen Bauten vorhandenen Darstellungen von Elephanten (die sie dann für Nachbildungen des asiatischen Elephanten ausgeben), so F. A. Allen, nach Congrès des américanistes à Nancy 1875, I 100, auch Herr Vining in: An inglorious Columbus 1885, 606, Le Plongeon, Vestiges of the Mayas 1881, S. 34). Diese Theorien werden in einem Theile ihrer Stützen mitgetroffen, wenn die Irrthümlichkeit jener Elephantendarstellungen sich nachweisen lässt.

Herr von Nadaillac überhebt Denjenigen, welcher den von ihm zusammengestellten, angeblich nachgewiesenen Elephantendarstellungen aus Amerika nachgehen will, auch auf das Erdwerk in Wisconsin näher einzugehen, von welchem man früher sagte, dass es eine Elephantenform habe. In meinem früheren Aufsatz (S. 322) ist dasselbe erwähnt als ein solcher Beweis für prähistorische Kenntniss von Elephanten in Nordamerika, welchen man allgemein hat fallen lassen. Auch Herr von Nadaillac legt auf dieses Beispiel keinen Werth. Dagegen sagt er: Nous possédons d'autres faits; certains ornements des monuments d'Uxmal, ceux du palais des nonnes notamment, ou bien encore ceux de la Casa Grande de Zayi, imitent assez exactement la trompe d'un éléphant. Das ist die älteste und am meisten gefährliche Fabel. Perpendiculär aus der Karniessmauer vorspringende Steine (immer Theile eines gigantischen Gesichts und an der Stelle der Nase in demselben) in Uxmal und Zayi sollen ganz deutlich den Rüssel eines Elephanten nachahmen. Die, man kann nicht anders sagen, als thörichte Auffassung, dass es sich um eine wirkliche Nachahmung des Elephantenrüssels handle, verdanken wir dem Ursprunge nach F. von Waldeck. Dieser, der überhaupt in den Einzelheiten der yukatekischen Denkmäler überall Spuren der Einwirkungen abendländischer Culturen — von Isis, Osiris, Apollo, Buddha etc. neben einander — sehen wollte, glaubte das vorspringende steinerne Ornament einer blossen Aehnlichkeit wegen nicht anders erklären zu dürfen, denn als Nachbildung eines Elephantenrüssels. Eine flache bartartige Verzierung unter demselben sah er für Stosszähne an,

wobei ihm die Kenntniss davon, dass der indische Elephant kleinere Stosszähne als andere seiner Art haben sollte, convenirte, um aus jenem zweiten Ornament abzuleiten, dass der dargestellte Elephant der indische sei. Folglich wieder Einwirkung der asiatischen Cultur! Die Amerikanisten haben F. von Waldeck's wirklich komische Aufstellungen doch sehr vielfach wirklich ganz ernst genommen. Es wird dies bewiesen dadurch, dass Diejenigen, welche die vorspringenden Steine von Uxmal und Zayi als Nachbildungen von Elephantenrüsseln anführen wollen — und das sind nicht Wenige — sich immer auf die Autorität von F. von Waldeck berufen. Es herrscht überhaupt ein bedenkliches Nachschwören in dieser Sache in der amerikanistischen Literatur von Einem zum Anderen, welches man bei der charakteristischen Wichtigkeit der Frage überhaupt als symptomatisch für einen grossen Theil der amerikanistischen Literatur anzusehen geneigt sein könnte. Herr Bancroft, der leider, durch seine Art der Anführung der ganzen Sache, die Annahme derselben auch mehr verbreitet als neutral gelassen hat, sagt: a curved projection (eben die vorspringenden Steine) supposed by more than one traveller to be modelled after the trunk of an elephant. Es scheint aber nächst Waldeck kaum Jemand gegeben zu haben, der als Reisender von Ruf eine ähnliche Ansicht geäussert hätte ausser John Stephens. Dieser aber drückt sich so aus (Begebenheiten auf einer Reise in Yukatan, übers. v. Meissner 1853, S. 76): „es gleicht in Etwas einem Elephantenrüssel, welcher Name ihm, vielleicht nicht ganz unpassend, von Waldeck gegeben worden ist, wiewohl der Bildhauer ihn nicht beabsichtigt haben konnte, denn der Elephant war auf dem Festlande von Amerika unbekannt.“ Wenn wir jetzt auch wissen, dass der Elephant in Amerika bekannt war, so zeigen doch schon Stephens' Worte, dass für ihn eine Nothwendigkeit (auf die doch Alles ankäme) in dem Ornament, einen Elephantenrüssel zu sehen, nicht bestand. In Herrn Bancroft's Werk kommt das Ornament auf Abbildungen von Uxmal, Zayi-Casa grande und Kabah vor. Soll man es nicht als eine oberflächliche Nachahmung der schon gekürzten Behandlung bei Herrn Bancroft betrachten, wenn sich auch Herr von Nadaillac nur auf Uxmal und Zayi-Casa grande, Herr Vining in seinem Buch: An inglorious Columbus (über Fusang) 1885, S. 607, wie Bancroft auf Uxmal, Zayi-Casa grande und Kabah bezieht, wie es Herr F. Allen in der schwierigen Fusang-Frage bezüglich dieses Punktes gleichfalls thut (s. Congrès des américanistes l. c.), während die Abbildungen in John Stephens angeführtem Werk es doch im Ganzen von folgender Reihe yukatekischer Ruinenstätten aufzeigen: Uxmal (Nr. 6), Kabah-1. Casa (Nr. 11, 12), Kabah (N. 12), Zayi-Casa Grande (Nr. 19), Sabactsché (Nr. 22), Sacbey (Nr. 29), Chichen-Monjas (Nr. 44), Chichen-Eglesia (Nr. 46), vergl. noch Taf. 1, Fig. 8; 2, Fig. 7 daselbst? Herr Charnay in seinem Werk: Les anciennes villes du nouv. monde 1885, 285, drückt sich sehr abfällig über die Meinung, Elephantenköpfe in diesen Ornamenten zu finden, aus. Er sagt: Ces masques étranges ont été baptisées du nom de têtes de mastodonte par certains voyageurs fantaisistes, insinuant par là l'antiquité prodigieuse des monuments ..... il faut admettre chez ces explorateurs une furieuse imagination pour apercevoir une tête d'éléphant dans cette tête sans oreilles, aux vastes prunelles, à l'immense bouche garnie de moustaches et plantée de dents à crochets; le nez seul, avec une grande bonne volonté, pourrait rappeler une trompe. Und da führt Herr von Nadaillac noch 1886 die sogenannten Elephantenrüssel von Uxmal und Zayi als beglaubigte Darstellungen von Elephanten an. Man braucht sogar nicht Herrn Charnay's Worte. Man sehe sich nur die Abbildung z. B. einer mit jenen gigantischen Gesichtern bedeckten Mauer von Kabah in seinem Werk S. 323 an, und jeder Unbefangene wird nicht anders als den Eindruck erhalten, dass diese plumpen, scharfkantigen, rechtwinkligen Steine, welchen nur nach ihrer Stellung im Gesicht und ihrem selbstständigen Vortreten eine gewisse Aehnlichkeit zu Elephantenrüsseln beigelegt werden kann, diese selbst nicht vorstellen können. Die Aehnlichkeit ist so geringfügig, die Differenz so gross, dass man selbst nicht nöthig hätte, den Versuch zu machen anzugeben, was sonst diese vorspringenden Steine vorstellen könnten. Trotzdem soll auf einige andere Beziehungen dieses eigenthümlichen Ornaments hingewiesen werden, welche eine Deutung des Ornaments allerdings nicht augenblicklich herbeiführen, aber doch zeigen, dass eine Deutung vielleicht mit Erfolg in anderen Richtungen gesucht werden kann, wenn man es aufgibt, in den Steinen immer und immer nur Elephantenrüssel zu sehen.

F. von Waldeck hat l. c. pl. 19 eine Terracotta von Ocosingo abgebildet, mit einem Gesicht, dessen Oberkiefer eigenthümlich schnauzenartig verlängert ist; und doch ist nur eine menschliche Figur darin

dargestellt. In jener Gegend scheinen also Verunstaltungen der Oberkieferpartien an Gesichtsdarstellungen stilistisch veranlasst zu sein. Reliefdarstellungen von Schlangen finden sich in Copan, Tikal, Mentsche, an denen Herr Maudsley, der dieselben neuerlich sah, die übertriebene Länge der Oberkiefer bemerkte (Proc. R. Geogr. Soc. 1886, VIII, 592). Der aufwärts gebogene Oberkiefer der Schlange l. c. Fig. 9 gleicht in der Form dem an der Mauer von Sabactsché sichtbaren, vorspringenden Ornament (aus der Gattung der „Elephantenrüssel", Stephens Nr. 22), der Oberkiefer l. c. Fig. 10 dem „Elephantenrüssel", wie er bei Stephens Taf. 1, Fig. 8 abgebildet ist. Es muss also die Möglichkeit offen gehalten werden, dass das letztere Ornament aus dem ersteren zu erklären sein wird, statt aus einem Rüsselthiere. Dasselbe so oft als Rüssel bezeichnete Ornament erscheint in Labná (Stephens Nr. 26) ganz deutlich als hornartiger Aufsatz des Oberkiefers einer mächtigen Schlange, vergl. eine gehörnte Schlange bei v. Waldeck, pl. 13. Es ist also sogar sehr möglich, dass der „Rüssel" vielmehr nur ein thierischer hornartiger Aufsatz ist, vergl. auch die Abbildung bei Herrn Charnay l. c. 287, sowie den Schlangenrachen an dem Rand des noch in der Cathedrale von Mexiko eingemauerten Calendersteins. Vielleicht kommen die erwähnten Ornamententheile von Tikal und Mentsche auf dasselbe zurück. Dann wird es sogar in hohem Grade wahrscheinlich, dass die angeblichen „Rüssel" vielmehr Hörner, vielleicht sogar ganz speciell solche von mythischen Reptilien vorstellen.

Herr von Nadaillac fährt in seiner Aufzählung angeblich nachgewiesener Elephantendarstellungen so fort:

La coiffure du grand prêtre dans un des basreliefs de Palenqué ne peut laisser aucun doute; on reconnaît facilement la tête d'un proboscidien avec sa trompe et ses défenses.

Auch diese angebliche Elephantendarstellung ist von F. v. Waldeck aufgebracht worden. Sie findet sich in der Abzeichnung eines Basreliefs von der Westseite des Palastes von Palenque durch v. Waldeck, welche in Brasseur de Bourbourg's Anciens monuments de Mexique 1866 erstmalig aufgenommen ist. Wenige Jahre nach F. v. Waldeck nahm Catherwood für John Stephens dasselbe Basrelief auf; dasselbe findet sich in des letzteren Autors: Incidents of travel in Central America 1841, II, zu S. 316, No. 3. Gegenwärtig dürfte von dem ganzen Basrelief nichts mehr erhalten sein, obwohl der Westflügel des Palastes baulich der noch jetzt am besten erhaltene ist (s. Herrn Charnay, l. c. Abbildung S. 205: S. 206). Man ist also auf die früheren Leistungen der Zeichner allein angewiesen. Von der Waldeck'schen Originalzeichnung, welche in dem Kopfputz der einen Person einen deutlichen Elephantenkopf zeigt, sind Copien die Abbildungen des Basreliefs bei Herrn Bancroft (l. c. IV, 305), Herrn Vining, Inglorious Columbus 1885 (pag. 607) u. A. Die Abbildung in Herrn v. Nadaillac's L'Amérique préhistorique 1883, 320 ist auf Grund der Waldeck'schen Zeichnung, scheinbar mit Herübernahme einiger Details im Kopfputz von der Catherwood'schen Zeichnung, entstanden und hat den Elephantenkopf der ersteren. Die Zeichnung von Catherwood zeigt nichts von dem Elephantenkopf. Es würde irrig sein, zu sagen, zur Zeit, als Waldeck das Basrelief abzeichnete, sei dieses im Elephantenkopf noch besser erhalten gewesen. Es waren allerdings zwischen Waldeck's und Catherwood's Aufnahme gewisse Theile des Basreliefs verschwunden oder unkenntlich geworden (die Theile rechts unten). Der fragliche Kopfputz war jedoch davon nicht mit betroffen, wie sich daraus ergibt, dass dieselbe Zahl der Linien am Kopfputz, wie bei Waldeck, noch bei Catherwood vorhanden ist. Der mögliche Einwand, als habe gerade auch an dieser Stelle Waldeck möglicherweise mehr sehen können, muss daher als unberechtigt zurückgewiesen werden. So spitzt sich die Frage ausschliesslich auf eine Frage der Glaubhaftigkeit der beiden Zeichner zu. Bei der über allen Zweifel erhabenen Glaubwürdigkeit Catherwood's gegenüber den mannigfach nachgewiesenen Ungenauigkeiten Waldeck's kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Waldeck sah nicht blos nicht immer richtig (vrgl. seine Indianerfiguren von griechisch-klassischem Wuchs von Uxmal, Voyage pittoresque pl. 11 und 13 gegenüber der bei J. Stephens, Begebenheiten Nr. 4), er fälschte auch bekanntlich. Herr v. Nadaillac hat vielleicht mit Bewusstsein die 4 Elephantenköpfe nicht mit angeführt, die v. Waldeck unter den Inschriftenzeichen in dem kleinen, nordwestlich vom „Palast" gelegenen kleinen „Tempel der Hieroglyphen" in Palenque entdeckt zu haben angab (s. Brasseur de Bourbourg l. c.). Die Fälschung ist hier offenkundig und nachgewiesen. Die Inschriften sind noch erhalten, die Fälschung ist daher jederzeit nachcontrolirbar. Weder Catherwood's Zeichnungen (Stephens, Incidents in Central America 1841, II, zu pag. 342, Nr. 1—2,

zu pag. 343), noch die Abdrücke, welche Herr Charnay mitbrachte, enthalten sie. Der letztere Autor bemerkt dazu l. c. 209: Dans quel but ce voyageur faussait il ainsi l'histoire? Dans le but de présenter ces ruines comme de véritables fossiles, puisqu' il est bien établi que l'éléphant n'a jamais été connu en Amerique qu'à l'état fossile [1]) . . . . . Voilà où conduisent le parti pris et l'amour du merveilleux. Ein Grund, F. v. Waldeck irgend eine seiner angeblich entdeckten Elephantendarstellungen zu glauben, liegt darum nicht vor. Damit verschwindet auch die von Herrn v. Nadaillac angeführte eine von Palenque aus der Reihe der glaubwürdigen, hoffentlich endlich einmal für immer.

Herr v. Nadaillac fährt fort: Un des mes amis, le Comte de Sartiges, alors jeune attaché d'ambassade, a vu au musée de la Paz (Bolivie) deux vases récemment découverts portants des figures d'éléphants. Dieser neuentdeckte Beweis soll die Gruppe der angeblichen Elephantendarstellungen auch über Südamerika ausdehnen. Um zu verhindern, dass derselbe unnöthig in so und so viel andere Werke erst übertragen, ehe er wieder aufgegeben wird, sei hier Folgendes bemerkt:

La Paz hat eine geschichtliche Beziehung zu den elephantenartigen Thieren, jedoch zunächst eine moderne. In den 30er oder 40er Jahren des Jahrhunderts wurde ein Elephant durch die Schluchten der Cordilleren bis nach La Paz geführt, das in der bedeutenden Höhe von 3650 m über dem Meere liegt. Dort hatte man wohl noch nie einen Elephanten gesehen. Noch heute bewahrt ein Gasthaus in La Paz darnach den Namen zum Elephanten und die indianischen Töpfer von La Paz haben seit jener Zeit unzählige Male den Elephanten als Gefäss nachgebildet. Herr A. Stübel, welchem ich auch diese Notizen verdanke, besitzt zwei solche Gefässe in Elephantengestalt. Sie sind glasirt und als moderne nicht zu verkennen. Nun sollen allerdings die Gefässe, von denen der Herr Graf von Sartiges berichtet, prähistorisch und nur neu entdeckt sein. Aber bei der Fülle von Verdrehungen, die in spanisch-amerikanischen Ländern so häufig an der Geltung von ethnographischen Gegenständen bewerkstelligt werden, durch die dieselben gewöhnlich einen höheren Werth als den mit Recht ihnen zukömmlichen erhalten sollen, kann man schon jetzt mit völliger Ruhe annehmen, dass die von Herrn von Sartiges gesehenen keines anderen Charakters oder anderen Werthes sind, als die modernen im Besitze des Herrn A. Stübel befindlichen. Ich hoffe übrigens in einiger Zeit authentisch die hier gegebene Auffassung bestätigen zu können.

Indem alle übrigen Beweise von Elephantendarstellungen, welche Herr von Nadaillac anführt, widerlegt sind, bleiben jetzt nur noch die beiden Pfeifen von Davenport und der Lenape-Stein, wegen dessen Herr von Nadaillac überhaupt die anderen Beweise von Elephantendarstellungen erst angeführt hat.

Was nun die beiden Elephantenpfeifen von Davenport betrifft, so ist es möglich, dass der Pariser Amerikanist mit seiner Ansicht Recht hat, dass das Fehlen der Stosszähne, welches von anderer Seite gegen die Echtheit der Pfeifen angeführt ist, für die Echtheit mit spricht. Doch scheint es bedenklich, zumal in einer so wichtigen Sache, die ganze Ueberzeugung, den ganzen Beweis der Echtheit auf ein derartiges, rein psychologisches Moment zu gründen, wie wenn man folgert: „Wenn die Pfeifen das Werk eines Fälschers wären, so würde derselbe nicht verfehlt haben, die für das Thier so charakteristischen Stosszähne nachzubilden“ [1]). So wie in Herrn Johnston's Encyklopädie aus Versehen der Elephant ohne Stosszähne abgebildet ist (s. Ch. E. Putnam, Elephant Pipes. and Inscr. Tablets, 1886. 18. — S. A. aus Proc. Acad. Davenport IV), so hätte es wohl auch einem Fälscher passiren können, dass er die Stosszähne vergass, ganz abgesehen davon, dass er sie auch absichtlich hätte weglassen können. Es scheint darum, dass man auch heute noch nicht der Aufgabe überhoben ist, durch materiellere, mehr exacte Beweise den Glauben an die Echtheit der beiden Elephantenpfeifen zu festigen, und es ist zwar nicht das Schlimmste, aber es ist auch bedenklich, wenn Herr von Nadaillac schon mit der Echtheit der Elephantenpfeifen wie mit einer festgegebenen Thatsache umgeht. Je voreiliger von der einen Seite die Echtheit als eine unumstössliche angenommen wird, desto später wird man natürlich auch von der anderen Seite aufhören, an der Echtheit zu zweifeln.

Ueber den Lenape-Stein, die neueste Erscheinung auf dem Gebiete prähistorischer Elephantendarstellungen, welche Herr von Nadaillac in seinem Pariser Vortrag bekannt gemacht hat, braucht man sich

[1]) Worin sich übrigens Herr Charnay möglicherweise doch irrt, s. u.

[1]) Mais, ai je répondu, si les pipes étaient l'oeuvre d'un faussaire, il n'aurait pas manqué d'imiter les défenses si characteristiques de l'animal; c'est là, il semble, un argument pésemptorire.

noch nicht zu äussern, da gewiss noch mehr als durch Herrn von Nadaillac über denselben geschrieben werden wird. Doch lässt sich nicht verhehlen, dass, wenn die Darstellung der „Mammuth"-Scene an dem Steine (Mammuth gegen ein Dorf laufend, 4 Indianer, einer rauchend, einer kämpfend, einer vom Mammuth zertreten, ein Blitz, der auf das Mammuth herabfährt) sich so verhält, wie sie von Herrn von Nadaillac beschrieben wird, dies wenig für die Echtheit des Steines sprechen würde. Auf keinen Fall ist anzunehmen, dass eine solche prähistorische Darstellung noch so genau und in den Einzelzügen einer modernen, bei den Indianern verbreiteten Legende entsprechen kann, wie es nach der Schilderung durch Herrn von Nadaillac der Fall sein würde, sei es, dass die Fälschung in dem Steine, sei es, dass sie in der Beschreibung des Steines oder aber dass sie in der Legende liegt.

Demgemäss gibt es noch immer keine „Reihe" von prähistorischen Elephantendarstellungen, ja überhaupt noch keine einzelne nachgewiesene. Die beglaubigtste ist bis jetzt noch immer die in den beiden Elephantenpfeifen von Davenport. Das erhöht ihren augenblicklichen Werth und darum wird sich wohl in Zukunft für sie das Bemühen zeigen, wie es auch gelingen wird, in noch exacterer Weise, als bisher geschehen ist, ihre Echtheit zu begründen, was ihnen wegen ihrer hohen Bedeutung zu wünschen ist.

Vergleichende Untersuchungen

über den

Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen

(dänischen, schwedischen, norwegischen)

prähistorischen Steinwerkzeuge.

Von

Dr. Theodor Ortvay.

Einleitung.

Ungarn ist bekanntlich überaus reich an den ältesten Artikeln der Steinindustrie: an prähistorischen Steinwerkzeugen. Unsere Aufmerksamkeit hat sich aber erst seit der letzten Zeit diesen eigenthümlichen Producten des urzeitlichen Gewerbfleisses zugewendet, seitdem wir nämlich durch die höchst erfolgreichen Forschungen auf dem Gebiete der europäischen vorzeitlichen Archäologie darauf aufmerksam gemacht worden sind. Gar bald zeigte es sich, dass diese primitiven, aber hochinteressanten Artikel der prähistorischen Industrie nicht nur in den nordischen Ländern an der Meeresküste, sondern auch in Mittel- und Südeuropa und namentlich im mittleren Donaubecken, in Ungarn, in grosser Menge vorkommen[1]). Auf dem VIII. internationalen prähistorischen Congresse konnten wir thatsächlich bereits 12.000 Steinsachen ausstellen[2]). Seither hat sich die Zahl derselben nahezu verdoppelt.

Angesichts dieser Steinwerkzeuge tauchte natürlich sofort die Frage auf, woher dieselben ihren Ursprung haben? An ihre inländische Herkunft wagten wir in der ersten Zeit der Ueberraschung kaum zu glauben. Manche behaupteten, sie seien nicht heimischen Ursprungs, sondern aus fernen Ge-

[1]) Worsaä hielt noch 1844 die Steinwerkzeuge für nordeuropäische Erscheinungen. Er betonte deren höchst zahlreiches Vorkommen in Dänemark, machte aber gleichzeitig darauf aufmerksam, dass man auch in den Küstengegenden der Ostsee auf dieselben stosse, in Hannover, Holland, England, Schottland, Irland, sowie an mehreren Orten Frankreichs, Spaniens und Portugals. „Wahrscheinlich ist auch in diesen Ländern eine Zeit gewesen", — schreibt er wörtlich, — „wo die Cultur auf keiner höheren Stufe, als in unserem Vaterlande gestanden hat. Vereinzelter scheinen die Steinsachen im südlichen und östlichen Europa vorzukommen." (Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet. Kopenhagen, 1844, pag. 16.)

[2]) Compte-rendu de la huitième Session. Budapest, 1876, I. 19 und Arch. Ért. X, 240.

genden, ja aus fremden Welttheilen importirt. Die Obsidiane hielt man für amerikanisches, die Flinte für skandinavisches Fabrikat. Noch in den Fünfzigerjahren erklärte ein namhafter siebenbürgischer Alterthumsforscher, dass unsere Steinwerkzeuge „wahrscheinlich altgermanischen Ursprungs“ seien[1]). Uebrigens erschien die Ansicht von der ausländischen Provenienz gar nicht so unwahrscheinlich. Den Archäologen, welche die Lehren der Geologen nicht berücksichtigten, schien es, als wäre in unseren Steinwerkzeugen ein Material vertreten, das in unserem Vaterlande unbekannt ist. Ueberdies zeigten sich die Steinwerkzeuge auch in Gegenden, wo das Steinmaterial durchaus fehlt. Dazu kommt, dass unsere Steinwerkzeuge den ausländischen und überseeischen Steinartefacten äusserlich auffallend gleichen, was gleichfalls die Meinung von dem fremden Ursprung unserer Steinwerkzeuge unterstützen konnte.

Wie falsch jedoch diese Ansicht ist, zeigt sich sofort, wenn man die anscheinenden Beweisgründe näher untersucht. Auf Amerika, welches die Breite des Oceans von Ungarn trennt, brauchen wir hier kaum Rücksicht zu nehmen; vor Allem müssen wir vielmehr untersuchen, was für ein Zusammenhang zwischen der ungarischen Steincultur und der der Nachbarländer besteht? Gibt es einen Zusammenhang zwischen der ungarischen Steinzeit und der west- und nordeuropäischen, und was für einen?

Offenbar kann die prähistorische Forschung diese Frage blos unter stricter und sorgfältiger Anwendung der vergleichenden Methode meritorisch und zuverlässig entscheiden. Das ist jene Methode, welche Cuvier in der Zoologie, Nilsson aber in der Archäologie zuerst mit so grossem Erfolge einbürgerte und deren Anwendung Ipolyi schon vor Jahren urgirte[2]). Zu diesem Zwecke machte ich mich daher in den Monaten Juli und August des Jahres 1883 auf eine Studienreise in's Ausland, um auf Grund vergleichender Untersuchungen wenigstens die theilweise Lösung dieser wichtigen culturgeschichtlichen Frage zu versuchen.

Meine Reise führte mich aus Schleswig-Holstein über den grossen Belt nach Seeland und dann über den Sund nach Schweden und Norwegen, endlich über das Kattegat nach Jütland. Bei dieser Gelegenheit lernte ich folgende Gegenden kennen: Schonen, Smaland, Götaland, Oesterland, Nerike, Sodermanland, Uppland, Gestrikland, Dalarne, Westmanland, Wermeland, Romerike, Hedemarken, Osterdalen, Guldal, Trondhjem, Fosen, Romsdalen, Nordhordlan, den Sogne-Fjord, Valdres, Hadeland, Ringerike, Buskerud, Smaalenend, Dalsland und Bohuslan. Die von mir eingehend studirten Sammlungen sind die von Kiel, Kopenhagen, Lund, Göteborg, Stockholm, Upsala, Fahlun, Trondhjem, Bergen und Christiania. Man kann sagen, dass in diesen Sammlungen das prähistorische Steinmaterial von Schleswig-Holstein, Dänemark, Schweden und Norwegen beisammen zu finden ist. Auf Grund desselben glaube ich in der mir vorgesteckten Frage umsomehr ein zuverlässiges Urtheil fällen zu können, als das Verständniss der in den erwähnten Sammlungen ausgestellten Steinalterthümer durch das directe Studium der Fundorte mir wesentlich erleichtert wurde[1]).

Die Frage, deren Lösung ich mir bei dieser Gelegenheit zur Aufgabe machte, ist folgende: Kann durch Vergleichung der ungarischen und nordeuropäischen Steinwerkzeuge die Zusammengehörigkeit der Steincultur dieser beiden grossen Gegenden erwiesen werden? Hat namentlich die mittlere Donaugegend ihre prähistorischen Steinsachen aus der nordeuropäischen Gegend erhalten? Kann man behaupten, dass die mittlere Donaugegend eine selbstständige Steincultur besass? War dies der Fall, hatte diese wieder Einfluss auf die nordeuropäische Steincultur?

Die Wichtigkeit dieser Fragen geht eigentlich auch daraus hervor, dass eben Skandinavien jener Theil des Continents ist, an den sich die ungewöhnlichsten Traditionen knüpfen. Von der Nord- und

[1]) Ackner: Die röm. Alterthümer u. deutschen Burgen in Siebenbürgen, pag. 37.

[2]) „Sowie jener namhafte Fortschritt, den seit Cuvier die Naturlehre und neuestens auch die Sprachwissenschaft gemacht, das Resultat der vergleichenden Studien ist, so kann auch die Archäologie nur auf diesem Wege ihr wissenschaftliches System zuverlässiger begründen und vollkommener entwickeln.“ (A magyar régiségtan. Mitgetheilt in den Kisebb Munk. I. 560.)

[1]) Wenn Hildebrand's Behauptung richtig ist, dass nämlich „ein Alterthumsforscher, der seine Studien gründlich betreibt, ohne detaillirte Terrainkarten, selbst geologische, nichts ausrichten kann“ (Das heidnische Zeitalter in Schweden. J. Mestorf'sche Hamburger Ausgabe v. 1873, pag. 66), so muss offenbar jener Forscher, welcher sich bemüht, die Gegend selbst und deren, die urzeitliche Cultur bedingenden, natürlichen Einfluss aus directer Anschauung kennen zu lernen, seine Arbeit um so besser vollführen.

Ostsee eingefasst, bildet es die äusserste westliche Verlängerung der gleich einer Brücke von Asien nach Europa hinüberführenden grossen sirjänisch-finnisch-lappischen Niederung. Es gibt kaum einen Theil des Continents, wo die mythische und phantastische Einbildungskraft des menschlichen Gehirns in grösserem und ungewöhnlicherem Masse aufgetreten wäre, als dort. Skandinavien ist das Land der Märchen und Erzählungen. Einestheils die langen Winterabende, anderntheils die Sommerszeit, in der es kaum Nacht wird, die dichten, dunklen Wälder und der ausserordentliche landschaftliche Charakter des Landes boten gleichmässig der Träumerei reiche Nahrung [1]). Das Volk findet auch jetzt noch seine Lieblingsunterhaltung im Anhören von Wundermären aus den vergangenen alten Zeiten. Und obwohl sich in neuerer Zeit die historische Kritik dort immer mehr Terrain erobert, so kann man doch noch lange nicht behaupten, dass Skandinavien aufgehört habe, das Land der Märchen zu sein. Jene Zaubertradition, welche aus dem isländischen Sagenkreise, aus den Fabeln des Saxo Grammaticus, aus den geheimnissvollen Traditionen der Druiden, hauptsächlich aber aus der absonderlichen Philosophie der Rudbeck'schen Atlantica ihre unerschöpfliche Nahrung nimmt, hat auch heute ihren verlockenden Zauber für die Ohren des nordischen Eingeborenen noch nicht ganz verloren. Der Glaube, dass Skandinavien die Wiege der Civilisation ist, zählt auch heute factisch noch eifrige Anhänger in dem Gebiete jenseits des Belt [2]). Offenbar ein Umstand, der die eingehendere Untersuchung doppelt rechtfertigt.

Die Natur des Gegenstandes erforderte es gleichwohl, dass ich, obwohl es meine nächste Aufgabe war, die ungarischen und nordeuropäischen Steinwerkzeuge zu vergleichen, mich doch nicht ausschliesslich auf diese beiden Gegenden beschränkte. In der That wollte ich auch jene Erfahrungen verwerthen, welche ich in früheren Jahren in anderen Ländern Europas, in der Schweiz, in Frankreich, Spanien, England, Italien, Deutschland, Belgien und Oesterreich gesammelt hatte. Ich wünschte überdies auch die allgemeine Literatur, die sich auf die Steinwerkzeuge bezieht, insoferne sie mir zugänglich war, zu berücksichtigen und so hat denn meine Arbeit natürlich einen grösseren Hintergrund gewonnen, als der Titel anzuzeigen scheint. Ich hoffe indess, dass die in meinem Vortrag gezogenen Analogien als gerechtfertigt werden anerkannt werden, sowie andererseits die unbescheiden klingende Behauptung sich als richtig erweisen wird, dass durch meine gegenwärtige Arbeit unsere auf die prähistorischen Steinalterthümer bezüglichen Kenntnisse in mehr als einer Beziehung auf neue kritische Grundlagen gestellt wurden.

[1]) Nilsson: Das Steinalter und die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Hamburg 1868, Vorwort pag. VII.

[2]) Der 1702 verstorbene Olaf Rudbeck suchte in seinem grossen Werke „Atlantica sive Manheim vera Japheti posterorum sedes ac patria" zu beweisen, dass Schweden die von den alten Schriftstellern erwähnte Atlantis, die Wiege der gesammten europäischen Cultur sei. Für die heutigen Verhältnisse ist folgende Bemerkung eines ausgezeichneten Schweden jedenfalls sehr charakteristisch: „Ich lasse es dahingestellt, ob der Rudbeckianismus jetzt völlig ausgestorben ist oder hier und dort noch fortlebt, d. h. nicht offenkundig, vielleicht aber in einem grossen Theil des schwedischen Volkes als eine gewisse Tendenz in der Auffassung der ältesten Zustände im Lande. (Dr. H. Hildebrand: „Das heidnische Zeitalter in Schweden". Hamburg 1873, pag. 4.).

I. Capitel.

Aus der Menge der nordeuropäischen Steinwerkzeuge darf man nicht den ausländischen Ursprung der ungarländischen Steinwerkzeuge folgern.

Ueberfluss des Materials in den nordeuropäischen Museen. — Eigenthümlichkeit dieser Sammlungen gegenüber den anderen grossen Sammlungen Europas. — Die grosse Menge des Materials beweist nicht den Einfluss der nordischen Steincultur auf die Steincultur Mitteleuropas. — Sie kann auch nicht das nördliche Uebergewicht der Bevölkerung der Steinzeit beweisen. — Erklärung der geringeren Zahl der Steinwerkzeuge Mittel- und Südeuropas. — Im Norden werden die Ueberbleibsel der Steinzeit durch den Einfluss der Natur und durch die Cultur seit kürzerer Zeit vernichtet als in Mittel- und Südeuropa. — Im Norden besitzt das Material der Steinwerkzeuge grössere Widerstandsfähigkeit als in Mittel- und Südeuropa. — Im Norden geriethen die Steinwerkzeuge in viel geringerer Zahl unter das Alluvium als in Mittel- und Südeuropa. — Im Norden werden die Steinwerkzeuge seit längerer Zeit gesammelt als in Ungarn.

Man kann nicht leugnen, dass die ungeheure Menge von Material, die in den nordischen Museen gesammelt ist, grosses Erstaunen erregt. Das gilt besonders von Kopenhagen und Stockholm, wo ganze Säle mit Steinwerkzeugen gefüllt sind. Doch was Christiania, Bergen, Upsala und Lund bieten, ist gleichfalls überaus bemerkenswerth [1]). Die Wirkung,

[1]) Bis 1874 zählte man nach Dr. Montelius' Bericht, die Flintsplitter nicht eingerechnet, 37.000 Stück. Im Kopenhagener Museum belief sich bis 1864 die Gesammtzahl der Steinsachen auf 11—12.000, im Stockholmer Museum auf 15—16.000. (Lubbock: „Die vorgeschichtliche Zeit". Jena 1874. I, 70—71. Rauber: „Urgeschichte des Menschen". Leipzig 1884. I. 46.)

welche der Fremde an diesen Orten spürt, übertrifft in dieser Hinsicht die von den Sammlungen der grossen europäischen Metropolen in dieser Gattung von Alterthümern geübte Wirkung. Die grossartigen Collectionen von Paris, London, Berlin enthalten „heimische" Funde nicht in so grossem Masse wie Skandinavien. Dort verschwindet das „fremde" Material ganz und gar neben den heimischen Fabrikationsartikeln, und das ist eine besondere Eigenthümlichkeit der nordischen Sammlungen.

Wenn man diesen Ueberfluss an heimischem Material sieht, ist es nicht unverständlich, dass ein weniger kritischer Beschauer zu der Ansicht gebracht wird, ein Land, dessen prähistorische Steinzeit-Bewohner soviel producirt haben, könne nicht ohne Einfluss auf die nahen und fernen Länder geblieben sein.

Das numerische Uebergewicht des Stoffes kann aber kaum viel beweisen, am allerwenigsten das, was man damit beweisen möchte. Es kann eigentlich nicht einmal das Uebergewicht der Steinzeit-Bevölkerung gegenüber andern Ländern beweisen. Denn meiner Ansicht nach kann dieser grosse Reichthum Skandinaviens an Steinsachen nicht den positiven Satz involviren, als ob die vorgeschichtliche Besiedelung dieser Länder bedeutender gewesen wäre, als die urzeitliche Besiedelung der Wassergebiete des Po, des Rhein oder der Donau. Wenn die Zahl der Steinsachen in Italien, Deutschland und Ungarn verhältnissmässig kleiner ist[1]), so kommt dies nicht daher, weil hier die ursprüngliche Production fehlte; oder wenn sie da war, weil sie nicht genug fruchtbar und so der nordischen Production gegenüber nicht genug concurrenzfähig war, — der Grund ist vielmehr einfach in der grösseren Entwicklung und den bedeutungsvolleren Culturverhältnissen der südlichen Länder zu suchen. Wir müssen aus mehreren Gründen die prähistorische Bevölkerung des Nordens für bedeutend jünger halten als die des Südens. Alles spricht dafür, dass der Gebrauch der Metalle, in Ungarn die Anwendung des Kupfers und der Bronze, anderswo vielleicht blos der Bronze, früher eingetreten ist, als in den Küstenländern der Nord- und Ostsee. So kommt es, dass in den nordischen Ländern der natürliche Einfluss und die Cultur erst seit kürzerer Zeit die Reliquien der Steinzeit vernichten. Dies gilt umsomehr, als die Bevölkerung der südlichen Länder nachträglich verhältnissmässig viel intensiver wurde, als dies im Norden der Fall war[1]). Die Länder des Südens waren durch Jahrhunderte hindurch allen möglichen Stürmen ausgesetzt, während sich die nordischen Länder, die isolirte Inselwelt und die abseits gelegenen, oft kaum zugänglichen Thäler und Felsenkessel der Fjorde einer unendlichen Ruhe erfreuten. Man kann sagen, dass der grösste Theil der Steinsachen der südlicheren Culturländer in Folge der vielfältigen Umwälzungen und in nicht geringem Masse der Beunruhigung des Bodens durch Pflug und Hacke zugrunde ging. Eine nicht geringe Rolle spielten in dieser Hinsicht aber auch noch zwei andere Umstände: 1. Die Verschiedenheit der Widerstandsfähigkeit des Materials, und 2. die ungleiche Ausdehnung des Alluviums.

Die nordischen Steinsachen sind, wie wir sehen werden, vorwiegend aus Feuerstein verfertigt. Im Süden tritt der Feuerstein vor anderen weicheren Steinarten immer mehr in den Hintergrund.

Die grössere Widerstandsfähigkeit des Feuersteins und der Quarze überhaupt ist bekannt[2]). Sie sind besser im Stande, den Einflüssen von Wasser, Luft, Hitze und Kälte zu trotzen, als andere Steinarten, wie z. B. der Feldspath oder einige orthoklasreiche Granite, welche durch die Kohlensäure der athmosphärischen Agentien angegriffen, sehr bald verwittern. Auch der Serpentin, Amphibol, Augit, Glimmer und andere Silicate werden schneller zersetzt als der Feuerstein.

Dies gilt auch von den Basalten, Melaphyren und Trachyten. Die Zersetzung der Kalksteine wird durch das mit Kohlensäure imprägnirte Wasser besonders schnell verrichtet. Im Norden sind demnach die Steinsachen vorwiegend aus einem Mineral verfertigt, dessen Härte um 2—4 Grade höher ist, als die jener Mineralien, aus denen vor-

[1]) Wie unten nachgewiesen werden wird, war in der Urzeit blos ein Theil Skandinaviens besiedelt, Italien, Deutschland und Ungarn dagegen in ihrer ganzen Ausdehnung.

[1]) In Schweden und Norwegen entfallen auf einen Quadratkilometer 8·3, in Ungarn 48, in Deutschland 84, in Italien 98 Bewohner.

[2]) Auf diesen Umstand hat auch Nilsson aufmerksam gemacht. (Das Steinalter des scandinavischen Nordens, pag. 25.) Und mit Recht. Wohl wissen wir, dass der Feuerstein in Folge der Einwirkung der Sonnenhitze in schuppige, aber nicht in prismatische Späne zerfallen kann. Aber dieser natürliche Zerfall tritt nur bei solchen Stücken ein, welche noch nicht durch die weitestgehende Ausnützung auf einen so kleinen Umfang reducirt sind, dass jene Bedingungen, unter welchen die Bildung von Spänen einzutreten pflegt, bei ihnen gar nicht mehr gegeben sind. (Much: Mittheil. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, 1882. XI. 29.)

wiegend unsere Steinsachen gemacht sind [1]). Wir können also annehmen, dass bei uns auf diesem Wege auch mehr zu Grunde gegangen ist, als in Skandinavien.

Was das Alluvium betrifft, so haben wir die grossartige Rolle, welche es in dieser Hinsicht spielt, eigentlich erst erkannt, seitdem wir den prähistorischen Funden mehr Aufmerksamkeit schenken. In Frankreich und England fanden sich die bemerkenswerthesten urzeitlichen Funde unter mächtigen Alluvial-Schichten, in diese oder in noch ältere geologische Formationen eingebettet. Es genügt, wenn wir die in den Thälern der Somme, Oise, Seine und Ouse gemachten Funde erwähnen, welche sich auf die urzeitliche Fauna, Anthropologie und Industrie beziehen [2]). Auch in Ungarn war es sehr überraschend, dass an einzelnen Orten über den in der ursprünglichen Lage aufgefundenen römischen Reliquien eine meterdicke Alluvialschicht entstanden war [3]). Um wie viel mehr muss es uns daher zweifellos sein, dass das Alluvium auch von den noch viel älteren Steinsachen noch einen sehr bedeutenden Theil birgt, was die Funde zum Theil auch erwiesen haben. Und eben in Hinsicht auf das Alluvium unterscheidet sich Mitteleuropa und namentlich Ungarn wesentlich von Skandinavien. In Ungarn — um mich blos auf dieses Land zu beschränken — ist das Alluvium in der Reihenfolge der geologischen Bildungen in ungeheurer Menge vertreten. Die beiden ungarischen Becken werden von ihm ausgefüllt. Ja, es findet sich nicht blos in deren innerem Gebiete. Die Alluvialbildungen der Neuzeit ziehen sich auch auf dem Gebiete der älteren Formationen weit hin. Namentlich längs der Flüsse, welche den bevorzugten Aufenthaltsort des prähistorischen Menschen bildeten, stossen wir überall darauf. Die March berührt nur in ihrem unterem Laufe zum Theil neogene Bildungen. Die Alluviumgrenze des Waagthales reicht bis Puchó hinauf, die der Gran bis in die Gegend von Schemnitz, die der Neutra bis Privigye, die der Eipel bis Bucsa, die der Zsitva bis Ebedecz, die der Hernad bis in die Gegend von Kaschau, durchschnittlich in der Breite von einer halben und ganzen Meile. Ausserdem besitzen auch die Thäler der Topla, Bodrog, Ung, Latorcza, Nagyág und Szamos bedeutende Alluvialgebiete. Die Alluvialbildungen der Theiss kann man bis nahe zum Ursprung verfolgen; sie haben eine Breite von 1—6 Meilen. Die Temes, Bega, Berzava, Karas und Nera bewegen sich in ihrem unterem Laufe bereits in breiten Alluvialthälern, während sich die Alluvialthäler der Save, Drau, Donau und Raab gleich mächtigen geologischen Bändern auf dem Terrain der älteren Formationen erstrecken. Sogar in Siebenbürgen, dessen Becken rücksichtlich der geologischen Formation von den pannonischen schon wesentlich abweicht, kann man den Alluvialboden längs der Flüsse weit hinauf verfolgen. Der des Maros- und des Kokelthales erscheint als dicke geologische Linie auf dem Tertiärbecken. Aber auch die Flüsse Olt, Feketeügy und Zsil wälzen ihre Fluthen wesentlich in Alluvialbetten, so dass die Grösse des ungarländischen Gebietes, welches mit reinen Alluvialschichten bedeckt ist, wenigstens auf 900 Quadratmeilen geschätzt werden kann [1]).

Anders ist dies in Skandinavien. Skandinavien ist das Reich der Klippen und Seen. Dort ist eine solche Ausdehnung, ein solches Wachsthum des Alluviums nicht nachzuweisen. Auch in Folge der Unbedeutendheit seiner Flüsse wurde es nicht zu einem solchen Alluvialland wie Ungarn oder die deutsche Ebene. Es ist auffällig, dass dort das ursprüngliche Gestein fast überall unbedeckt an die Oberfläche drängt. In der Inselwelt aber fehlen die Agentien, welche das Alluvium bilden, die fliessenden Wässer, ganz und gar. Man kann annähernd sagen: Wenn in Mitteleuropa drei Viertel der prähistorischen Steinsachen unter die Erde gelangt sind, so sind in Nordeuropa gewiss drei Viertel derselben auf der Oberfläche geblieben [2]). Die Torfgründe von Schonen,

[1]) Nach Hauer ist die Härte des Quarz 7, die des Amphibol 5—6, die des Augit 5—6, die des Feldspath 6, die des Serpentin 3—4, die des Calcit 3, die des Dolomit 3·5—4·5, die des Talk 1 Grad. (Die Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntniss der Bodenbeschaffenheit. Wien 1875, pag. 11—20 und 104—108.)

[2]) Genaueres darüber bei Lyell: Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde. Leipzig 1867, pag. 60—141.

[3]) Dr. Josef Szabó macht darauf aufmerksam, dass sich in Altofen über dem in der ursprünglichen Lage gebliebenen Neptun-Altar die durch Wasser angeschwemmte Erde bereits auf 12 Fuss verdickt hatte. (Budapesti Szemle. 1859. VI, 183.)

[1]) Vgl. die III. verb. Ausgabe von Hauer's Geologischer Karte von Oesterreich-Ungarn, und Johann Hunfalvy: A magy. birod. term. viszonyainak leirása. III. 6—14.

[2]) Die skandinavischen Gelehrten preisen allerdings ihre „aus der Erde geholten" Alterthümer. Doch muss, glaube ich, dieser Ausdruck vorzugsweise auf die Grabfunde bezogen werden. Das sind also keine durch das Alluvium absorbirten, sondern von den Menschen in die Erde, resp. in die Tumuli eingegrabene Alterthümer.

Smaland und Halland haben kaum ein Viertel der urzeitlichen Schätze verschlungen und diese Behauptung gewinnt um so grössere Wahrscheinlichkeit, je mehr die neueren Forschungen darthun, dass die angebliche Senkung des südlichen Theiles von Schweden eine grundlose Hypothese ist [1]).

Man kann demnach aus der grossen Menge der skandinavischen Steinsachen absolut nicht die Folgerung ziehen, als ob im Sinne des alten und modernen Rudbeckianismus die Production des Nordens schon aus diesem Grunde auf den Süden Einfluss gehabt haben müsste. Die grosse Menge der Steinzeitsachen in Skandinavien kann keinesfalls als Beweis gelten gegen die Selbstständigkeit der Steincultur der mittleren Donau [2]).

II. Capitel.

Untersuchung des Grundtypus und der typischen Abweichung der ungarländischen und der nordeuropäischen Steinwerkzeuge.

Es wäre ein Irrthum, aus der Grundform auf den nordeuropäischen Ursprung der ungarischen Steinwerkzeuge zu schliessen. — Die Grundformen der skandinavischen und der ungarischen Steinwerkzeuge weichen kaum von einander ab. — Die vorherrschenden Steinwerkzeug-Individuen. — Die Art ihrer Anfertigung. — Natürlicher Grund und Erklärung der Formenähnlichkeit. — Fehlerhafte Theorien. — Das physikalische Gesetz des Zweckes und des Materials erklärt die Form. — Hildebrand's und Jussieu's Erklärung. — Kapp's Organprojection. — Noiré's Ansicht. — Einfache und complicirte Formen. Die Bestimmung der einfachen Formen ist leicht zu erkennen. — Die Bestimmung der complicirten Formen ist schwer zu erkennen. Hieher bezügliche Beispiele. — Consequenz des physikalischen Gesetzes. — Nachweisung desselben am Obsidian, Flint und Hornstein. — An Steinarten anderer Zusammensetzung. — An einem hieher bezüglichen speciellen Beispiele. — Die Untersuchung der Bronzen kann diese Thatsache noch mehr beleuchten. — Die englischen Bronzen. — Die merowingischen Alterthümer. — Die Stockholmer Fibeln. — Die ungarischen Bronzen und ihr eigenthümlicher Typus. — Alle diese zeigen einen speciellen Typus, die Steinwerkzeuge haben keinen speciellen Typus. — Die Seltenheit der Steinwerkzeuge ist nicht auf mangelnde Entwickelung des Bedarfs zurückzuführen. — Nachweisung am Schwert, an der Nadel und am Celt. — Beschränktheit der Kunstentwicklung der Steinwerkzeuge. — Vom gewöhnlichen Typus abweichende Steinwerkzeuge stammen bereits aus der Metallzeit. — Der Dadaer Serpentin-Streitkolben. — Abweichungen der Steinwerkzeuge in der Manier. — Provinzialismus der ungarischen Steincultur. — Provinzialismus der skandinavischen Steincultur. — Die Besonderheiten in der Manier der Formgebung zeigen sich in der technischen Behandlung und in der Wahl des Materials. — Im Norden spielt der Flint die Hauptrolle, bei uns ist die Rolle des Flint eine untergeordnetere. — Besonderheiten in der Formgebung. — Im Norden ist die technische Entwicklung grösser als in Mittel- und Südeuropa. — Erklärung dafür. — Die localen Abweichungen sprechen für die Selbstständigkeit der Steincultur der betreffenden Gegend.

Ein eben solcher Fehler wäre es, wenn wir aus der Grundform der Steinwerkzeuge schliessen wollten, dass die ungarischen Steinwerkzeuge aus dem Norden zur Mittel-Donau gekommen sind. Die Basis dieser Folgerung wäre verfehlt.

Wohl darf man nicht leugnen, dass die skandinavischen Steinsachen in der Grundform kaum von den ungarischen abweichen [1]). Die vorherrschenden Typen von Steinsachen gehören da und dort zu der Gruppe der unentbehrlichen Waffen und Werkzeuge. Die hauptsächlich vorkommenden Gebrauchsartikel sind: Messerklingen, Feilen, Sägen, Meissel, Kratzer, Hobel, Hämmer, Beile, Streitäxte, Hacken, Keile, Schleudersteine, Pfeil- und Lanzenspitzen, Dolche, Schleifsteine, Amulete, Gewichte, Angeln, Fischstecher, Knöpfe, mit einem Worte, all die verschiedenen Werkzeuge und Waffen, welche überhaupt auf Steinzeitgebieten Europas, Amerikas, Asiens und Afrikas vorkommen. Aber ausser der Form stimmt

[1]) Vgl. Lubbock: Die vorgeschichtl. Zeit I. 224.

[2]) Hier darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass man sich im Norden um ein ganzes Jahrhundert früher an die Sammlung der Steinsachen machte. Stobäus trat schon 1738 im Wege der Presse gegen die Ansicht auf, welche in den Steinwerkzeugen „Gottespfeile“ und „Opfermesser“ erblickte, während dieselben seiner Ansicht nach Instrumente und Waffen sind. In Ungarn begannen Nicolaus Jankovich, Franz Kubinyi, Johann Érdi und Franz Kiss zuerst auf die Steinalterthümer zu achten und dieselben zu sammeln. Doch begann eigentlich erst seit dem Zusammentritt des Pariser internationalen archäologischen Congresses von 1867 (Compte rendu pag. 10, Arch. Ért. X, 238) in Folge der Aneiferung Römer's das zielbewusstere Sammeln, während in Nord- und Mitteleuropa bereits Niederlagen von Steinalterthümern bestanden.

[1]) Franz Pulszky hat sich schon auf dem VIII. internationalen archäologischen Congress in diesem Sinne geäussert. (Compte-rendu de la VIII. Sess. 1876. I. 5 u. Arch. Ért. X. 237.) Seither haben auch Andere hervorgehoben, dass neben den dänischen gebogenen Messerklingen, Lanzen- und Pfeilspitzen auch die Kratzmesser der Eskimo in Siebenbürgen ihres Gleichen finden. (Téglás: A Petákvölgyi őstelepek Hunyadmegyében. Arch. Ért. Neue Folge. II. 106.) Sophie v. Torma hat auf die Aehnlichkeit einiger Exemplare von Steinwerkzeugen des Tordoser und Nándorer Thales mit den dänischen, schweizerischen, englischen, irländischen und denen von Mikenä aufmerksam gemacht. (Neolith kőkorszakbeli telepek Hunyadmegyében. Erd. Múzeum. VI. 140—142. 193. 204.)

auch die Verfertigungs- und, man möchte sagen, die Ausstattungsart der Werkzeuge in der ganzen Welt überein. Die Stich- und Hiebwaffen sind scharf und spitzig. Die Pfeilspitzen sind im Umrisse dreiseitig mit feingezahntem Rande, mit oder ohne in der Mitte vorstehendem Dorn. Die Lanzenspitzen und Dolche sind gebogen, unten mit einem kreissegmentförmigen Ausschnitt. Die Schleudersteine haben meist die Gestalt einer zusammengedrückten Kugel. Die Meissel sind mehrseitig, an der Spitze flach oder hohl geschliffen und oben mit einem Helm oder einer rundlichen Steinhandhabe versehen. Die Beile und Hacken sind dreiseitig, d. h. mit elliptischen, oder länglich vierseitig, d. h. mit parallelen Randrissen. Die Schaber sind unten breiter und ausgehöhlt. Die Stiellöcher der Steinbeile sind entweder nahe unter dem Helm oder in der Mitte. Die Stiellöcher selbst sind in der Regel rund gebohrt. Die Steinkeile sind entweder ohne Helm, oder sie besitzen einen vierseitig abgerundeten und zugespitzten Helm, oder aber sie sind flach. Die Schneide der Hacken und Meissel ist entweder gerade oder halbmondförmig gekrümmt. Die Amulete sind durchlöcherte, flache, viereckige oder birnförmige Steine [1]).

Mit einem Worte: In Hinsicht auf Grundform und Ausstattung gleichen sich die ungarischen und nordischen Steinsachen so sehr, dass wir uns im ersten Augenblick wahrlich nicht einmal in der Region einer fremden prähistorischen Cultur fühlen.

Daraus kann man aber noch lange nicht folgern, dass die ungarischen Steinsachen aus dem Norden herrühren. Die augenfällige Aehnlichkeit hat allerdings eine sehr naheliegende natürliche Ursache und Erklärung. Was nämlich nicht nur bei den ungarischen und skandinavischen, sondern bei sämmtlichen Steinsachen der alten und neuen Welt als Aehnlichkeit wahrzunehmen ist, kann durchaus nicht einzig aus der intellectuellen Gleichheit der fabricirenden Rassen, beziehungsweise aus dem gemeinsamen natürlichen Triebe, sondern muss grossentheils aus dem Bedarfszwecke der Werkzeuge, sowie aus dem Zwange des physikalischen Gesetzes, welches den Stoff beeinflusst, erklärt werden. Unrichtig ist auch die Theorie, welche die Werkzeuge „auf den Conflict des menschlichen Willens und der menschlichen Denkfähigkeit mit den vielfältigen Einflüssen der Aussenwelt“ zurückführen will [1]). Denn diese Theorie erklärt nicht die universelle Aehnlichkeit der Werkzeuge. Der Bedarfszweck und das physikalische Gesetz sind allein im Stande, neben der supponirten intellectuellen Kraft diese überraschende Erscheinung zu erklären. Der Zweck, welcher die Formen bedingte, war, man kann sagen, überall derselbe, da die menschlichen Bedürfnisse unter ähnlichen Verhältnissen immer und überall sich gleich manifestiren. Hildebrand leugnet daher mit Recht den Ursprung der Typen aus absichtlicher Thätigkeit, sowie er andererseits die überraschende Aehnlichkeit der ägyptischen und peruanischen Sachen gleichfalls als identisches Resultat der gemeinschaftlichen Bedürfnisse nachweist [2]). Schon lange vor ihm hat Jussieu die Aehnlichkeit der europäischen und amerikanischen Steinwerkzeuge als Resultat der „gemeinsamen Bedürfnisse“ erklärt [3]). Entsprechender ist gleichwohl die Erklärung, welche die Gestaltung der ersten Werkzeuge direct auf die Wirksamkeit der als Werkzeuge gebrauchten Körper-Glieder und Theile zurückführt. Kapp's sogenannte Organprojection lässt die urzeitlichen Werkzeuge aus der Function der Organe entstehen [4]). Noiré sieht in den urzeitlichen Werkzeugen die unbewusste Reproduction der Organe, hervorgegangen aus dem Bestreben, vor Allem die Wirkung der Glieder zu unterstützen und dann diese durch die Hand allein zu ersetzen, wobei der Mensch nothwendig zu solchen

[1]) Die Beschreibung der Form der heimischen Steinwerkzeuge verdanken wir Römer, Lehoczky, Lipp, Ebenhöch, Baron Eugen Nyáry, Sophie v. Torma und Anderen. Die skandinavischen sind von Thomsen, Hildebrand, Montelius, Worsaä, Engelhardt, Aspelin, Lorange, Steinhauer und Anderen beschrieben worden, aber von Niemandem mit so musterhafter Genauigkeit und so systematisch, wie von Nilsson in seinem grossen und werthvollen Werke: Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens, Capitel I und II, wo auf XVI Tafeln dem Texte auch zahlreiche Abbildungen beigegeben sind. Deutliche, aber allgemeine Beschreibungen finden wir auch bei Lubbock (Die vorgeschichtliche Zeit. I, 70—101) und bei Rauber (Urgeschichte des Menschen. I, 46—49), bezüglich der Beile aber bei Fischer (Vergleichende Betrachtungen über die Form der Steinbeile auf der ganzen Erde. Mitgetheilt im Kosmos 1881—1882. V. Jahrg. X. Bd., pag. 117—133, Tafel II—IV und 38 Holzschnitte).

[1]) Das ist namentlich Reuleaux' Theorie. Siehe: Ueber die Entwicklung des Werkzeugs bei den Völkern des Südens und des Orients. Kosmos. 1882. VI. Jahrg. XI. 303—305.

[2]) Das heidnische Zeitalter in Schweden. pag. 19 und 23.

[3]) De l'origine et de l'usage des pierres de foudre. Ersch. in d. Mém. Acad. Scien. Jahrg. 1723. pag. 6.

[4]) In seinem Werke: Grundlinien einer Philosophie der Technik. Vgl. auch Kosmos 1882. VI. Jahrg. XI. 304.

Formen und Gegenständen gelangte, wie sie die Natur selbst hervorzubringen pflegt [1]). So sind denn die Formtypen bei den Steinsachen factisch nicht so das Resultat der intellectuellen Kraft des Handwerkers, als wie es Typen der Thon- oder Metallartikel sind. Die Form der Steinsachen beruhte auf ihrem Zwecke. Ihr Zweck war, für Wirthschaft und Haushaltung (insoferne man diese Worte auf jene gesellschaftlich unentwickelten Urzeiten anwenden kann), für Vertheidigung und Kampf, zum Theil auch als Schmuck zu dienen. Es gibt kein primitives Werkzeug, dessen Gestalt nicht der Zweck vorgeschrieben hätte. Für die zum Schlagen bestimmten Werkzeuge lieferte die Faust, für die zum Schneiden die offene Handfläche, für die zum Graben und Bohren der gekrümmte oder ausgestreckte Finger, für die zum Hauen der ausgestreckte Arm das Muster. Durch die Faust wurde die Stumpfheit, durch die flache Hand die Schärfe vorgeschrieben. Der Zweck bestimmte auch die Gestaltung des Griffes und der Lanzenspitze. Die Pfeilspitzen mussten nothwendig mit unten breiter werdenden spitzigen Enden, den sogenannten Widerhaken, versehen sein. Ihr Zweck war, dass sie, in den Körper eingedrungen, aus der Wunde nicht herausgezogen werden konnten. Das erreichten sie auch durch die vorstehenden Widerhaken. Der Zweck der Lanzenspitze war, in den Körper einzudringen, jedoch so, dass sie ihr Handhaber sofort wieder herausziehen konnte. Die Lanzenspitze musste daher den Widerhaken entbehren, wie er denn auch allen ohne Ausnahme fehlt, indem sie insgesammt unten abgerundet sind. Diejenigen haben also Recht, welche den Grund der auffallenden Aehnlichkeit der nordischen, amerikanischen, asiatischen und polynesischen Steinwerkzeuge in der „grössten Natürlichkeit der Form“ finden. Das sind die ersten Formen, wie sie der Geist einfacher und natürlicher nicht erdenken konnte [2]).

Es ist also auch nicht überraschend, dass wir die Bestimmung der Steinwerkzeuge sofort erkennen. Wenn es einige Steinsachen der Steinzeit gibt, deren Zweck wir nur errathen und nicht bestimmt wissen, so rührt das hauptsächlich daher, dass wir in den Formen nicht die auf der Function der Körperorgane beruhenden Werkzeug-Typen vertreten sehen. Das sind willkürliche, also schon aus rein intellectueller Auffassung hervorgegangene complicirte Werkzeuge und daher verschiedenartig zu deuten [1]). Der grösste Theil der Steinsachen lässt uns jedoch keinerlei

[1]) In seinem Werke: Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Vgl. Dr. A. Rauber: Urgeschichte des Menschen. I. 31. und Kosmos 1882, VI. Jahrg. XI. 304.

[2]) Worsaä: Dänem. Vorz. pag. 19. Lubbock: Die vorg. Zeit. I. pag. 56.

[1]) Hieher gehören einige an der Seite mit einer Furche versehene massive Steine, dann einige ausgehöhlte und einige in der Mitte durchlöcherte, ringförmige Steine. Nach Römer sind die gefurchten Steine Schleudersteine und die Furche diente für den Riemen. (Mürégészeti Kalauz. I. 13.) Offenbar ist aber diese Behauptung irrig, da man nicht annehmen kann, dass der Urmensch auf die Verfertigung solcher Steine, die er von sich warf, viel Sorgfalt, grosse Mühe verwendet hätte. Aus diesem Grunde glaube ich auch, dass die Behauptung Lubbock's, wonach „wunderschön gearbeitete“ Schleudersteine existiren (Die vorg. Zeit. I. 94.), nicht mit der Wahrheit vereinbar ist. Uebrigens hat auch schon Nilsson diesbezüglich gründliche Bemerkungen gemacht. (Das Steinalter p. 27 u. 44.) Zum Gegenbeweis darf man sich absolut nicht auf einige hübsch gearbeitete Pfeilspitzen berufen. Der Pfeil ist wohl eine Waffe, welche der Benützer von sich fortfliegen lässt; doch hat er offenbar stets Hoffnung, sie nach dem Schusse wiederzufinden. Bei dem Schleudersteine hat eine solche Hoffnung kaum vorgewaltet. Römer erwähnt den Weinhüter der Hegyalja, welcher auch heute noch gegen die Staare die Schleuder braucht: ob er sich aber dabei gefurchter Steine bedient? Er nimmt die Steine, wie er sie im nächsten Bache oder an der Berglehne findet. Auch dem Urmenschen haben nur die Rollsteine der Bäche und die Bruchstücke des Berggesteins als Schleudersteine gedient. Die Furchen-Steine hatten ohne Zweifel einen andern Zweck. Sie dienten wohl eher als Fischnetzbeschwerer oder sonst zum Versenken. Die ausgehöhlten Steine hält man für Arbeitssteine. (Lubbock l. c. 118. Abbild., 1, 96, und Nilsson: Das Steinalter, pag. 17—21. Montelius: Führer durch das Museum in Stockholm. Ausgabe 1876, pag. 4.) Diese Bedeutung derselben hat jedoch Breitenbach in Zweifel gezogen, obwohl er ihren Zweck nicht bezeichnete. (Eine ethnologische Sammlung aus der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul. Mitgetheilt im Kosmos v. 1882, VI. Jahrg. XI 282.) Dass es Arbeitssteine sind, dafür ist die Evidenz wahrlich nicht zwingend. Eben Breitenbach hält auch den Zweck der als Fischnetzgewichte bezeichneten Steinsachen nicht für evident. Nach ihm wäre es möglich, dass sie diesem Zwecke gedient haben, doch macht er darauf aufmerksam, dass ähnliche Steine in Südamerika beim Einfangen der Rinder als Bolas benützt werden. Er glaubt, dass sie eher zu diesem Zwecke dienten, und seiner Ansicht schliesst sich auch die Redaction des Kosmos an. (Kosmos. XI. 282.) Darauf bemerke ich jedoch, dass wir uns dieser Ansicht insolange nicht anschliessen können, bis wir nicht mit der Frage im Reinen sind, wann der Urmensch die Hausthiere in der Hauswirthschaft zu benützen begann. — Endlich können wir über den Zweck der in der Mitte durchlöcherten Ringsteine nicht bestimmt entscheiden. Baer hält sie für Netzbeschwerer. (Der vorgeschichtliche Mensch. 170.—171. Abbildung.) Die Deutschen möchten sie als Spinnwirtel ansehen, weil sie den unter diesem Namen in den schweizerischen Pfahlbauten figurirenden Thon-

Zweifel über ihre einstige Bestimmung. Dies erklärt sich aus der Einfachheit der Form. Und dass es wirklich die einfachste Urform ist, zeigt der Umstand, dass sie auch heute noch nicht aus der Mode gekommen ist. Unsere Hacken, Beile, Meissel, Aexte und Hämmer sind auch heute noch, was sie vor Jahrtausenden waren; dagegen hat wieder die Bronzezeit Formen und Werkzeuge, deren Gleichen wir heute nicht mehr im Gebrauche der Völker finden, ja, die wir uns überhaupt nicht erklären können. Ich nenne nur die Spiralen, die flachen Drahtgewinde, die brillenförmigen Draht-Convolute oder einige armringartige Fabrikate. Die Spiralen, welche täuschende Ebenbilder der Metallfedern unserer Sitzmöbel sind, hat man Armwehren getauft. Unter diesem Namen sind sie allgemein bekannt; aber der Umstand, dass sie an einem Ende mit einem Deckel-Drahtblatt geschlossen sind, macht es zweifellos, dass sie — von anderen charakteristischen Eigenthümlichkeiten abgesehen — keine Armwehren sein konnten. Bezüglich der flachen Drahtgewinde glaubte man, dass sie Hand-Schutzwaffen seien, welche am Arme angebracht, die Handoberfläche schützten. Sobald wir aber ein solches Zeug auf unsern Arm nehmen, überzeugen wir uns sofort, dass diese Annahme in das Reich der Absurditäten gehört. Den brillenförmigen Draht-Convoluten hat man nachgesagt, dass sie Fibeln seien, obwohl ihnen doch das unausbleibliche, wichtigste, weil nothwendigste Merkmal der Fibel fehlt, nämlich die Nadel. Zahlreiche Armring-Fabrikate werden nur ihrer Form wegen für Armringe gehalten, doch für was für Hände konnten sie gemacht sein? Bei gar vielen wäre auch noch die kleinste Kinderhand zu gross im Verhältniss zu ihrem Durchmesser. — Man hat sie auch Ringgeld genannt. Diese Ansicht ist jedenfalls verständlicher, aber entschieden ist auch sie nicht bis zum heutigen Tage.

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass die Gleichförmigkeit der Steinsachen eine nothwendige ist, während die der Bronzen es nur zum Theil ist. Wenn wir in der Reihe der Bronzen und der Metalle überhaupt gleichförmige Gestalten und Typen finden, so ist dies eine Folge der Einfachheit der Form. Aber die Gleichförmigkeit der Bronzen ist, wenn sie nicht in den einfachsten, schon aus der Steinzeit übernommenen Geräthen erscheint, schon keine nothwendige mehr. Sie kann zufällig oder die Folge gemeinsamen Ursprungs sein.

Doch ich habe erwähnt, dass wir die Formengleichheit auch aus dem Zwange des das Material beeinflussenden physikalischen Gesetzes erklären müssen. Dies ist auch in der That so. Der Obsidian, der Flint, der Hornstein spalten sich nach demselben Gesetze. Die Beschaffenheit der Spaltung ist bei den beiden ersten durch den vorzugsweise muschligen, bei dem dritten aber vorzugsweise faserigen Bruch bedingt; sodann auch durch die äussere Beschaffenheit des spaltenden Instruments und beziehungsweise durch die Qualität der Spaltungsmethode. Wenn wir die Flächen eines Feuersteines mit einem abgerundeten Hammer schlagen, so erzeugt der Schlag einen muschligen Bruch. Seine Form hängt in der Regel von der Form des Hammers ab. Wenn der Schlag nicht die Seite, sondern eine Kante des mehr, weniger viereckigen Feuersteines trifft, dann erhalten wir einen im Beginn ganz oder fast ganz halbkegelförmigen Bruch, der unten mehr und mehr flach wird. Das Resultat ist ein klingenartiger Span mit einem schiefen, dreieckigen Querschnitt [1]).

Bei anderen Steinarten hängt die Bearbeitung durch Bohren, Poliren und Schneiden in gleicher Weise von ihren krystallinischen, klastischen oder locker gefügigen Eigenthümlichkeiten ab. Aus den Felsgesteinen mit schiefriger oder den Mineralien mit blättriger Structur lassen sich keine so convex gearbeiteten Sachen herstellen, wie aus den nicht schiefrigen und nicht blättrigen Steinarten. Daher die zahlreichen Verschiedenheiten der flachen und convexen Sachen [2]). Doch lässt sich die Frage auch an einem speciellen Beispiele klar verstehen. Der skandinavische Handwerker der Steinzeit hatte es zweifellos in der Technik der Steinspaltung und Bearbeitung weit gebracht. Er verstand sich nicht blos auf das prächtige Poliren, sondern auch auf das Durchbohren der Steinsachen. Auch bei uns und anderswo hat man dieselben durchbohrt. Die Feuersteinsachen sind dagegen nirgends durchbohrt; denn

scheiben gleichen. Nach Breitenbach haben sie gelegentlich vielleicht auch zu diesem Zwecke gedient; doch leugnet er, dass sie ausschliesslich dazu verfertigt worden wären. In diesem Falle hätte man sie allerdings nicht so regelmässig verfertigen und dann auch noch glätten müssen. Er macht darauf aufmerksam, dass ähnliche Gegenstände in Amerika als Streitkolben, Streitäxte gebraucht werden und hält es daher für wahrscheinlich, dass sie auch vor Alters zu einem solchen Zwecke dienten. (Kosmos XI. 281.) Es ist übrigens klar, dass dies nur als eine neuere Ansicht gelten kann. Die Sache selbst bleibt uns auch in Hinkunft räthselhaft.

[1]) Lubbock: Die vorg. Zeit. I. 78—79.

[2]) Fischer: Kosmos, V. Jahrg., X. Bd., pag. 123.

jene Technik, welche im Stande war, den Basalt, Trapp. Gneiss ohne Inanspruchnahme von Metallwerkzeugen mit überraschender Präcision zu durchlöchern, litt beim Obsidian, Feuerstein und Kiesel schon an der physikalischen Beschaffenheit des Materials Schiffbruch. Wenn hie und da ein durchlöcherter Flint vorkommt, wie in den Museen von Kopenhagen und Stockholm, so ist dies keine Errungenschaft der gewerblichen Kunst, sondern blos die Folge eines in den Stein eingeschlossenen und aus demselben herausgefallenen Kreidekernes [1]).

Die primitive Technik ist demnach bei der Verfertigung der Steinsachen durch das Physicum des Materials viel mehr beeinflusst worden, als bei der Aufarbeitung des nachgiebigeren und nach Belieben zu behandelnden Thons und später der Metalle [2]). Daher kommt es, dass während die äussere Gleichförmigkeit der Steinsachen Europas, Amerikas, Indiens, Australiens und der Inselwelt der Südsee auffallend ist [3]), die Thonsachen der Neolithperiode bereits nicht nur durch ihre Nuancen bildenden verschiedenen Manieren, sondern auch als Typen zu

[1]) So erklärt es auch Montelius (Führer, pag. 10) und Lubbock (Die vorg. Zeit. I, 89).

[2]) Es ist eigenthümlich, dass die Alterthumsforscher diesen auf der Hand liegenden Umstand bisher nicht gehörig gewürdigt haben. Selbst Nilsson, der den richtigen Satz aufgestellt hat, dass „die Aehnlichkeit zweier Gegenstände durchaus nicht für deren gemeinsamen Ursprung zeugt", neigt zu der Ansicht, die Aehnlichkeit verschiedener Steinsachen könne uns nur vermuthen lassen, dass die Menschen, welche dieselben verfertigten, in Kunstfertigkeit einander gleich waren und dass man die Aehnlichkeit ihrer Fabrikate aus dem „Instinct" erklären müsse. (Das Steinalter. Vorwort pag. XII und XIII und ebenda pag. 34 und 81.) Wurmbrand erkennt richtig die „Zweckmässigkeit" und die „directe Nachahmung der Natur" als Einflüsse, welche die Formgebung bestimmen. (Ueber die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung. Mitgetheilt in den Mittheil. d. Anthr. Gesellschaft in Wien. 1882. XII, 26—27.) Aber er hat den Einfluss des Materials ganz aus den Augen verloren. Das letztere kann man auch von Lyell sagen, welcher in dem identischen Charakter der Steinwerkzeuge verschiedener Orte und Zeiten blos die gemeinsame intellectuelle Unfähigkeit erkennen will. Des Materials gedenkt er mit keinem Worte. (Das Alter d. Mensch., pag. 306—307.) Fischer und nach ihm Rauber möchten wohl auch das Material berücksichtigen, doch auch nicht ganz in dem hier von uns gebrauchten Sinne. Nach ihnen muss man bei der Bearbeitung der Steinsachen wohl die Natur des Materials auch in Betracht ziehen, Hauptsache ist aber die Form. (Urg. d. Menschen. I, 42—44.) Da aber die Form bei den glasartigen Steinmaterialien mit muschligem Bruch nothwendig, durch die Natur bestimmt ist, kann die Form bei Bestimmung der Steinsachen doch thatsächlich nicht mehr die Hauptsache sein.

[3]) Dies konnte man auf der Wiener Weltausstellung gut beobachten, wo spanische, italienische, schweizerische, dänische, österreichische, amerikanische und indische Exemplare nebeneinander gestellt waren. (S. Dr. Much: Ueber die Resultate der Weltausstellung in Wien in urgeschichtlicher Beziehung. Mitgetheilt in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Jahrg. 1874. IV. 19.) Uebrigens verkündigen auch die ethnographischen Sammlungen laut die überraschende Aehnlichkeit der Steinfabrikate der urzeitlichen und der heutigen Naturvölker. Jussieu hat schon 1723 die grosse Aehnlichkeit der europäischen und amerikanischen Steinwerkzeuge wahrgenommen. (De l'origine et de l'usage des pierres de foudre, pag. 6.) Worsaä hat 1844 auf die auffallende Formenähnlichkeit der nordischen urzeitlichen und der japanischen, amerikanischen und polynesischen neueren Steinsachen aufmerksam gemacht, „als ob sie insgesammt von der Hand eines und desselben Menschen verfertigt worden wären". (Dänemark's Vorzeit, pag. 19.) Noch später hat Nilsson auf die vollkommene Aehnlichkeit der skandinavischen urzeitlichen, und der südamerikanischen, californischen, pennsylvanischen, chilenischen, patagonischen, neuseeländischen, otaheitischen, pitcairnischen und der von den Kurilen-Inseln stammenden Steinsachen aufmerksam gemacht. (Das Steinalter d. skand. Nordens. VI, pag. 1 u. 29. 30, 33, 34, 36, 40, 47—49, 51, 75, 79, 81.) Nach ihm ist die Aehnlichkeit Mancher so gross, dass sie, selbst durch das Mikroskop betrachtet, in Hinsicht auf Form und Arbeit bis in die kleinsten Details so vollkommen übereinstimmen, als ob sie am selben Tage und von derselben Hand verfertigt worden wären. Wer die auf seinen Tafeln mitgetheilten prähistorischen Urformen mit den auf den Tafeln von Strobel's Materiali di paleontologia comparata mitgetheilten vergleicht, wird sich von der Wahrheit der Behauptung überzeugen müssen. Aus demselben Gesichtspunkte erwähnt Hildebrand die Werkzeuge der Inselbewohner der Südsee (Das heidnische Zeitalter in Schweden, pag. 19), Semper hingegen die Aehnlichkeit der Steinsachen der europäischen Pfahlbauten mit den auf den Philippinen vorfindlichen (Die Philippinen. Würzburg, 1869, pag. 61) und Doughty die auffallende Aehnlichkeit der Maaner Steinsachen im Edomiter-Gebirge mit denen des Somme-Thales. (Prähistorische Steinwerkzeuge aus dem Edomiter-Gebirge. Ersch. in den Mittheil. der Anthr. Gesellsch. in Wien. VI, 57—58.) Dawkins führt als besonderes Beispiel ein in der Victoriahöhle Englands in einer Neolithschichte vorgefundenes Beil an (das eine Grünstein-Varietät bildende Material desselben hat Windham Melaphyr genannt), welches gegenwärtig Eigenthum der Philosophical Society von Leeds ist. Dieses Beil hat eine auffallende Aehnlichkeit mit den bei den Südsee-Insulanern, namentlich bei den Tahitiern gebräuchlichen Steinbeilen. Die Aehnlichkeit ist so gross, dass mancher Archäologe, wenn er nicht wüsste, dass es aus den Händen des Entdeckers Jackson direct in die Leedser Sammlung gelangt ist, es für eines aus der Südsee halten würde. (Die Höhlen u. d. Ureinw. Enropas, pag. 87, mit Abbildg.) Lubbock macht auf die Aehnlichkeit der schweizerischen Hacken, Steinbeile und Splitter mit den afrikanischen und amerikanischen Exemplaren aufmerksam (Die vorgesch. Zeit. I, pag. 86, 244); derselbe ferner auf

betrachtenden Abweichungen auffallen [1]). Die Untersuchung der Bronzen mag diese Thatsache noch besser beleuchten. In England, besonders in Kent, Berkshire und Cambridgeshire sind die Bronzetypen unvergleichlich mehr charakterisirt, als die ebendaselbst reich vertretenen Formvariationen der Steinzeit. Die sogenannten merowingischen Alterthümer, welche von den Pyrenäen bis zur Weichsel, von den Alpen bis zu den Karpathen, jenseits des Pas de Calais und des Sund so häufig vorkommen, zeigen neben einer und derselben nicht zu verkennenden, nicht klassischen Hauptgrundform eine fast endlose Reihe von Nebengrundformen und decorativen Variationen. Die Formenmannigfaltigkeit der im Stockholmer Museum sichtbaren Fibulae bildet einen in die Augen fallenden scharfen Gegensatz zu der consequenten Starrheit und Gleichförmigkeit der Steinsachen. In Russland, Italien und Griechenland wiederholt sich diese Erscheinung [2]). Aber auch die Bronzen des Beckens der mittleren Donau sind viel zu entwickelte Typen gegenüber den Erzeugnissen der übrigen Bronzegegenden, als dass sie in dieser Hinsicht mit den Abweichungen unserer Steinsachen auch nur verglichen werden könnten. Es charakterisirt eben unsere Bronzen, dass sie einen besonderen Typenkreis bilden, der sich scharf abhebt von allen jenen Bronzen, die von Japan bis zum atlantischen Ocean verfolgt werden können [3]). Und die Kenner der Bronzen leugnen auch nicht, dass man in den ausländischen Museen unsere Bronzen fast immer leicht erkennen kann, meist nach der Form, aber daneben auch nach der technischen Ausführung und manchmal auch nach den hie und da erscheinenden Verzierungen. Die siebenbürgischen und ungarischen Sicheln, deren Eigenthümlichkeit es ist, dass sie an den in den Stiel gehörigen Enden einen hakenförmigen Fortsatz besitzen, sind so charakteristisch, dass ihre Specialität auch im Auslande anerkannt wird. Ausserhalb unserer Grenzen ist bisher kein einziges Exemplar dieses Typus gefunden worden, und man kann daher mit Recht annehmen, dass das die eigenthümliche Form des ungarischen Bronzegebietes ist, welche sich ausschliesslich in dieser Gegend entwickelt hat [1]). Andererseits besitzen die Schalenschwerter, welche unter unseren Bronzen so häufig sind, ein so grosses Verbreitungsgebiet, dass es beinahe mit der mittleren Donaugegend zusammenfällt [2]). Auch die aus den Funden von Hódmezővásárhely, Szeged, Ordas, Keszthely, Tiszafüred und Nagyfalu, sowie die aus anderen geöffneten urzeitlichen Gräbern unseres Vaterlandes bekannten Bronze-Riemenschlüsse kommen kaum im Auslande vor und gehören gewiss zu den Eigenthümlichkeiten der ungarischen Funde [3]). Auch

die haarscharfe Aehnlichkeit der urzeitlichen Kratz- und halbmondförmigen Werkzeuge mit den heutigen Kratzwerkzeugen der Eskimos und der Neuseeländer (ebenda, I, 89, 91. II. 202). Die Beile der dänischen Kjökkenmöddinger nennt er ähnlich den Steinbeilen der Südsee-Insulaner (ebenda, I, 238). Mestorf macht gleichfalls aufmerksam, dass eine Steinhacke aus der Ufergegend des Rio Negro im Hamburger ethnographischen Museum das täuschende Ebenbild der skandinavischen urzeitlichen Hacken ist. (In einer Anmerkung zur deutschen Uebersetzung von Nilsson, a. O. p. 55. 3. Anm.) Sophie v. Torma endlich macht auf die Aehnlichkeit einiger Steinwerkzeuge von Nándorválya mit australischen und caledonischen Steinwerkzeugen aufmerksam. (Erdélyi Múzeum, VI, 193.)

[1]) Dies hat Rómer im Mürégészeti Kalauz I, 16. sehr richtig hervorgehoben.

[2]) In Hinsicht auf all dies s. Worsaä's Studie: Trouvailles de l'age du bronze in d. Compte-rendu 1876, I, 236—243. Ausserdem d. Mittheilungen der Anthropolog. Ges. in Wien. VIII, 28 und d. Arch. Ért. X. 250.

[3]) Die Typeneigenthümlichkeit der ungarischen Bronzen hat Pulszky auf dem VIII. internationalen archäologischen Congress hervorgehoben. (Compte-rendu I., pag. 5—6 und Arch. Ért. X, 237.) Bei derselben Gelegenheit machte auch Rómer den Congress auf den besonderen Charakter unserer Bronzen, nicht blos in den Hausgeräthschaften und Waffen, sondern auch in den Schmucksachen, aufmerksam und eben diese Besonderheit unserer Bronzen sprach am eindringlichsten dafür, dass der Stockholmer Congress Ungarn zum nächsten Versammlungsorte wählte. (Compte-rendu I, pag. 14—15. Arch. Ért. X, 239. Mittheilungen d. Anthr. Gesellschaft in Wien, VIII, 20.) Unter den Ausländern erklärt Worsaä, dass es in Ungarn Bronzetypen gibt, die sonst nirgends vorkommen. (Trouvailles de l'age du bronze. Compte-rendu, I, 236—243. Mittheil. der anthr. Gesellschaft, VIII, 28.) Evans hat gleichfalls hervorgehoben, dass der Typus der ungarischen und altskandinavischen Schwerter ein ganz anderer ist, als der der englischen und bretagnischen Schwerter. (Compte-rendu, I. 302.) Hildebrand anerkennt ebenfalls eine besondere ungarische Bronze-Provinz, deren Grenzen sich nach ihm bis nach Galizien und vielleicht auch nach Rumänien erstreckten. (L'age du bronze au Nord. Compte-rendu, I, 246—247. Arch. Ért. X, 251.) Noch eingehender behandelte Ingvald Undset in seinem 1880 in Christiania erschienenen Werke „Études sur l'age du bronze de la Hongrie" diese Frage.

[1]) Dies wird zwar von Lindenschmit in seinem neuesten Werke (Handbuch d. deutschen Alterthumskunde 1880) geleugnet, aber Pulszky hat richtig auf die Irrthümer des berühmten deutschen Gelehrten hingewiesen. (Arch. Ért. neue Folge, I, 147.)

[2]) Hampel: Ueber d. ungarischen Bronzeschwerter. Arch. Ért. XI, 50. S. ausserdem Arch. Ért. XIV, 228.

[3]) S. ihre Abbildg. im Arch. Ért. neue Folge I, p. 151 u. 158, bei Ortvay: A magy. nemz. múz. érem-és régiségosztálya, 1874-ben.

jene ackergeräthähnlichen Fibulae[1]), sowie die aus der Zeit der ungarischen gefächerten Goldschmiedarbeiten stammenden cicaden- und auchaphusähnlichen Gewandspangen, welche sich im Nationalmuseum in grosser Zahl finden, bilden eine eigenthümliche, bisher im Auslande nicht gefundene Form[2]). Und so können wir uns bezüglich der Thone und Bronzen auf wahrhaftige Typen berufen. Bezüglich der Steinsachen aber kann bei uns und anderswo höchstens von Modificationen, abweichenden kleineren Nuancen die Rede sein, welche an der nach dem Gebote des physikalischen Gesetzes gebildeten Urgrundform wahrnehmbar sind.

Können wir ferner verkennen, dass, sowie man zur Bearbeitung der Metalle gelangte, auch die Werkzeuge sich sofort beträchtlich vermehrten? Die Kupfer- und Bronzezeit brachte Werkzeuge in Gebrauch, wie sie die Steinzeit nicht kannte, nicht gebrauchte; so die Schwerter, Sicheln, Spiralen, Ohrgehänge, Armringe, Brustnadeln, Ringe und eine ganze Menge anderer Dinge[3]). Ist dieser grosse Fortschritt aus den entwickelteren Ansprüchen hervorgegangen? Im ersten Augenblicke möchte man dies glauben, und doch wäre diese Annahme sehr verfehlt. Wohl ist es unleugbar, dass in dem Masse, als die Ansprüche sich vermehren, auch die zu deren Befriedigung nöthigen Werkzeuge sich vermehren: dass aber die neuen Werkzeuge der Bronzezeit durchaus nicht ausschliesslich das Resultat der grösseren Culturentwicklung sind, das lehrt uns eins und das andere der neuen Werkzeuge deutlich verstehen. So das Schwert und die Nadel. Das Schwert und die Nadel sind durchaus keine Erfindung der Metallzeit. Ihre Nothwendigkeit fühlte auch schon der Mensch der Steinzeit. Das beweist zweifellos das Holz- und Knochenschwert und die Knochennadel der Steinzeit[4]).

Gleichwohl gibt es kein Steinschwert und keine Steinnadel weder bei uns noch anderswo, noch bei denjenigen Völkern, welche auch heute noch in der Steinzeit leben. Jene Menschen also, welche das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit des Schwertes und der Nadel besassen, haben weder ein Schwert noch eine Nadel aus Stein bereitet. Der Grund dafür ist: weil sie sie vom Gesichtspunkte des Materials aus nicht verfertigen konnten. Erstens verfügte der Mensch des Steinalters nicht über passende Steinstücke, welche für ein Schwert ausgereicht hätten. Die grössten Flintsplitter gehen nicht über 45 cm Länge[1]). Und

[1]) Hampel: Arch. Ért. XIV, 314—315.

[2]) Pulszky: Rekeszes ötvösség Magyarországon. Arch. Ért. neue Folge 1881, I. 150.

[3]) Sehr richtig schreibt Lubbock: Niemand kann die Eintönigkeit verkennen, die in einer der Steinzeit entnommenen Sammlung herrscht. Wie gering und einfach müssen die Hilfsmittel der Steinarbeiter gewesen sein! Im Bronzealter hat sich die Sachlage geändert. Man trifft nicht nur wie früher Aexte, Pfeile und Messer, sondern noch ausserdem Schwerter, Lanzen, Sicheln, Ohrringe, Armspangen, Nadeln, Ringe und eine Fülle von anderen Gegenständen. (D. vorg. Zeit. I, 14.) Uebrigens hat auch schon Lyell eine hieher gehörige Bemerkung in solchem Sinne gemacht. (D. Alt. d. Mensch., pag. 299.)

[4]) Der Gebrauch des Holzschwertes hat, wie er bei den heutigen polynesischen Wilden, ferner bei den Mexikanern und Yucatekern herrscht (Peschel: Völkerkunde, pag. 188 und 198), auch in der europäischen Ursteinzeit geherrscht. Nach Peschel wäre gerade das Schwert die älteste und wirklichste Kriegswaffe gewesen. Die Schneide des Holzprügels wurde mit scharfen Steinen ausgelegt, oder er wurde auch ohne diese Steine als Schwert gebraucht. Den Gebrauch des Holzschwertes in der Ursteinzeit beweist der Fund von Drumkollin. In Irland hat man nämlich in dem Moor von Drumkollin, in einer Tiefe von 14 Fuss, unter den Ueberresten einer aus Baumstämmen erbauten Hütte neben Steinwerkzeugen auch ein Holzschwert gefunden. Möglich, dass in den schlammbedeckten Ueberresten von Pfahlbauten noch mehr solche Holzschwerter zum Vorschein kommen werden, welche, ehe sie verbrennen oder verfaulen konnten, unter den Schlamm geriethen. (S. Stefan Pauer v. Kápolna: A kőkorszakban használt kardok. Ersch. im Pulszky-Album. Budapest, 1885. pag. 37—38.) Bemerkenswerthe Exemplare von Knochenschwertern sind in der Steetener Höhle erhalten worden. Dieses Schwert ist aus Mammuthsknochen verfertigt worden und konnte nur in einer Zeit verfertigt werden, wo der Knochen noch in frischem Zustande war. Es beweist also die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den Urthieren. (Schaaffhausen: Annalen d. Vereins für nassauische Alterthumskunde 1879, XV. Bd. Derselbe: Funde von Mammuthresten in Niederösterreich. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1882. XII, 62—63.) Ein ähnliches Knochenschwert fand Zawisza in der Krakauer Mammuth-Höhle. (Mitth. d. Anthr. Ges. XII, 63.) Was aber die Knochennadel betrifft, so ist dieselbe sehr häufig in den Funden und so alt, dass Schmerling sie in den belgischen Höhlen mit den Knochen der ausgestorbenen Urthiere in derselben geologischen Schichte fand. (Lyell a. a. O. pag. 38.)

[1]) Der bei Montelius beschriebene prächtige Flintdolch von Westgotland, der grösste Dolch des Stockholmer Museums, ist etwas länger als 26 cm. (Führer durch das Museum in Stockholm, pag. 17. 20. Abbildg.) Das grösste Flintbeil desselben Museums hat 42 cm (ebenda, pag. 6). Ein anderes Beil, das als ausserordentlich gross bezeichnet ist, hat 41·9 cm (ebenda, pag. 19). Bei Engelhardt wird die grösste Flint-Lanzenspitze als 44 cm lang beschrieben. (Das Mus. für Nord. Alterth. in Kopenhagen 1880, pag. 6.) Lubbock erwähnt, dass der grösste Feuersteinsplitter, den er gesehen, der von Pauilhaic, $13^1/_2$ Zoll lang ist (Die vorg. Zeit, I, 80.)

auch solche sind nur in Skandinavien zu finden, anderswo sind sie schon viel kleiner. Unser grösster Obsidian-Nucleus ist der von Debreczin. Seine Grösse beträgt im Ganzen 7·1 cm [1]). Die Breite der Flint- und Obsidiansplitter kann mit Rücksicht auf die für ein Schwert nöthige Klingenbreite absolut gar nicht in Betracht kommen. — Aus einer anderen Steinart wäre vielleicht eher ein Schwert herauszubekommen gewesen, aber offenbar nur, wenn dem Verfertiger ein Metallwerkzeug zur Verfügung gestanden wäre: aber dieser Fall kam nicht vor. Das Fehlen des Steinschwertes hat aber auch noch einen andern Grund. Auch dieser liegt blos im Material selbst. Denn angenommen, der Mensch der Steinzeit hätte über das zu einem Schwert erforderliche Steinmaterial verfügt, so würde er doch auch in diesem Falle kein Steinschwert verfertigt haben, weil es kein Steinmaterial gibt, das ein daraus geschnitztes oder gespaltenes Schwert praktisch verwendbar gemacht hätte. Sei nun das Steinmaterial hart oder weich, spröde oder zäh, das daraus verfertigte Schwert würde unbedingt sofort beim ersten Hieb zerbrechen: denn es gibt keinen Stein, welcher über die Rückwirkung des aus dem Schlag entstehenden Stosses mit der gleichen Consistenz wie das Metall triumphiren könnte. Aus diesem Grunde halte ich auch die Ansicht Derjenigen für unannehmbar, welche in einigen Steinsachen knüttelähnliche Schlagwerkzeuge, Streitkolben zu erkennen meinen [2]). Gleichfalls in Folge der Unverwendbarkeit des Materials kannte und gebrauchte die Steinzeit auch keinen Steinkolben. Sie gebrauchte den Holzknüttel, den Prügel, der ihrem Bedürfnisse vollkommen entsprach. Von einem Steinkolben könnte nur insofern die Rede sein, als durchbohrte Steinkugeln oder Steinsterne am Ende eines Holzstieles verwendet wurden. Der Griff bestand bei Beiden jedenfalls aus Holz.

Die Steinnadel, die ich auch als Beispiel erwähnte, fehlte dem Menschen der Steinzeit gleichfalls. Er bediente sich der Knochennadel, welche in zahlreichen Exemplaren überall erhalten blieb, wo der Steinzeitmensch Spuren hinterliess [1]). Um aus Steinen Nadeln zu erzeugen, hätte er sehr geeignete Instrumente und überdies eine entwickelte Technik besitzen müssen; aber auch da wäre er mit seinem Versuche offenbar an der Untauglichkeit des Materials gescheitert. So verhielt es sich auch mit zahlreichen anderen Gegenständen, die im Bronzealter allgemeine Verwendung erlangten. Auch bei diesen erklärt nicht die mangelnde Kunstfertigkeit, sondern die Natur des Materials das Fehlen derselben in der Steinzeit. Als specielles Beispiel dafür möchte ich hier noch den Bronzecelt besprechen. Stoff und Natur des Steins hätten nie gestattet, den Celt zu Stande zu bringen. Dies ermöglichte in zweckmässiger Weise nur das nachgiebigere und leichter zu formende Erz. Er ist eigentlich nichts Anderes, als eine Nachahmung des einfachen Steinbeiles oder Steinmeissels. Das Erz gestattete dem Verfertiger, die Seitenränder des Werkzeuges aufzubiegen. So kam der Palstab, d. i. ein Werkzeug zu Stande, welches man nicht mehr in das gespaltene Ende eines Holzstieles einklemmen musste, sondern bei welchem man den Holzstiel zwischen die aufgebogenen Seitenränder klemmen konnte. Aber das Erz gestattete auch noch ferner, die aufgebogenen Seitenränder zu Henkeln zu vergrössern und diese sodann zusammenzuschweissen. So entstand Meissel und Beil mit der Oese für den Stiel [2]). Aus dem Gesagten erhellt demnach, dass dem Steinzeitmenschen nicht die Idee des Werkzeuges fehlte; — denn, ich wiederhole es, der Celt ist nur eine Nachahmung des Steinbeiles — es hinderte ihn blos die Natur des ihm zur Verfügung stehenden Stoffes, seine Idee zu verwirklichen, wie sie von dem Handwerker der Kupfer- und Bronzezeit verwirklicht wurde. Aus diesem Grunde ist auch die Bemerkung des Grafen Wurmbrand, als ob in der Culturgeschichte von einem „Wachsthumsverhältnisse“ des Celt gesprochen werden könnte [3]), nicht gutzuheissen. In der Culturgeschichte

[1]) Römer: Ó-kökori eszközök Magyarországon. Mitgeth. im A. É. I. 5.

[2]) Römer zeigt im Műrég. Kalauz I. pag. 9, Fig. 3 u. 4 solche Schlagwerkzeuge. Das von ihm „nyelüczés“ genannte Exemplar hat die Gestalt eines Knüttels, und offenbar hat diese Form den ausgezeichneten Gelehrten bewogen, in diesem Kieselstein ein Schlagwerkzeug zu vermuthen. Da der Gegenstand aus Kieselstein ist, konnte er offenbar dem supponirten Zwecke nicht entsprechen. Das Exemplar ist nichts Anderes als ein Nucleus. In den Händen des Urmenschen konnte der Holzknüttel ohne Zweifel bessere Dienste leisten.

[1]) Beispiele führt Lubbock an (Die vorgesch. Zeit I. 98, Fig. 127) und Nilsson (Das Steinalter, pag. 71—72 und Taf. XVI, Fig. 263, 264, 265, 268.) Ueber die schwedischen Knochennadeln l. d. Antiquar. Tidskr. I. Bd., pag. 262, über die schwedischen d. Aarböger for Nord. Oldk. III. Bd., pag. 213.

[2]) Die Entwicklung des Celt wird von Montelius in seiner Abhandlung: Sur les celts en bronze (Compte-rendu de la VIII. Sess. I. Bd., pag. 304—308) schön erläutert.

[3]) Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. VII, 32.

gibt es nur eine Entwicklung des Celts. Der Celt ist keine complicirte Form. Seine Form ist so einfach wie die des steinernen Hobels oder Beiles; nur entspricht seine Einfachheit der Natur des Metallmaterials, wie die des Steinbeils der Natur des Steinmaterials.

Wie die Steinwerkzeuge durch die Widerspänstigkeit des Materials in ihrer Mannigfaltigkeit beschränkt wurden, lässt sich auch durch eine andere Thatsache beleuchten. Bekanntlich hat keine Culturperiode einen plötzlichen Anfang, ein plötzliches Ende. Die ältere Cultur wirkt, wo von natürlicher Entwicklung die Rede ist, noch lange fort, was einerseits durch die Macht der Gewohnheit, andererseits durch den höheren Preis der Erfindungen der neuen Cultur bedingt ist. So erhielt sich auch die prähistorische Steinindustrie noch lange in der Zeit der Metallindustrie. Bei den meisten indoeuropäischen Völkern herrschte die Steincultur in Wirklichkeit noch zu einer Zeit, als sie schon ihre Götter- und Heldenmythen geschaffen hatten. Häufig kamen die Steinsachen zugleich mit Bronzen zum Vorschein, so in England in der Cat-hole von Gower und zahlreichen Tumuli: in Spanien in den Höhlen von Cesareda; in Portugal bei D'Elvas; in Frankreich in den Dolmen der Cevennen: in Italien in der Höhle von Reggio, in der Umgebung Roms, in der Campagna und überhaupt vom Fusse der Alpen angefangen bis herab zur äussersten Spitze Calabriens und bis Sicilien: in Griechenland in Attika, Euboea, Argolis, Aegina und andernorts: in Kleinasien bei Hissarlik: in Oesterreich, in der Schweiz und in anderen Ländern, namentlich auch in Skandinavien [1]). Ein deutlicher Beweis, dass die Erfindung und Verwendung der Bronze dem Steine in der That kein plötzliches Ende bereitet hat. Dass auch bei uns die Steinsachen häufig zugleich mit Bronzen vorkommen, darauf sind wir schon seit längerer Zeit aufmerksam gemacht worden [1]). Uebrigens wird diese Thatsache durch immer neue Funde [2]) fortwährend ebenso bestätigt, wie durch die Beweise der Sprachwissenschaft, die Tradition und die historischen Relationen. Es ist bekannt, dass in den baskischen Worten zur Bezeichnung von Waffen und Werkzeugen der Begriff „Stein" enthalten ist [3]). Ebenso ist es bekannt, dass die Aegypter in den Kupferbergwerken des Sinai Flintmeissel und Granithämmer gebrauchten. In dem Granitbergwerke von Syene fanden sich Steinwerkzeuge. In den ägyptischen Gräbern und besonders in den einstigen Lagerplätzen der ägyptischen Heere sind steinerne Pfeilspitzen sehr häufig. In den Goldbergwerken Oberägyptens wurde auch noch in der römischen Zeit das durch Feuer erweichte Quarzgestein mittelst steinerner Meissel zerkleinert. Die Assyrier gebrauchten in der Glanzperiode ihres Reiches neben Metallwaffen auch Steinbeile. Die Chinesen stiegen um 2000 v. Chr. mit Steinwaffen zu den von ihnen besiegten Stämmen der Ebene herab, welche damals bereits in der Metallcultur lebten. Bei den Phöniciern und Etruskern wurden die Opfermesser aus Stein verfertigt; auch die Aegypter bedienten sich der Steinmesser bei der Einbalsamirung, die Hebräer, wie auch heute noch, bei der Beschneidung. Zu einem ähnlichen Zwecke wurden die Steinmesser von den Priestern der Cybele in Kleinasien gebraucht. In Chaldäa sind die Steinwerkzeuge in Gräbern sehr häufig. Die Germanen kannten zur Zeit des Tacitus noch kaum das Eisen. In den Händen der Helden von Troja und Marathon

[1]) S. Lubbock: Die vorg. Zeit. I. pag. 11, 12, 72, 134 u. folg. — Nilsson: Das Bronzealter, pag 71 — Chantre: Monographie de l'age du bronze dans le bassin du Rhone. (Compte-rendu de la VIII Session. 1876. I. 256.) — Evans a. a. O. Compte rendu. I Bd., pag. 302 — Dawkins: Die Höhlen u. d. Ureinwohner Europas. Leipzig-Heidelberg, 1876. pag. 110—113. — Internationaler Congress. Brüssel 1872. 363. — Pischel: Völkerkunde. 6 Aufl. pag. 148, 198. — Wurmbrand: Mitth. d anthr. Gesellsch in Wien, 1871. I. 284 — Montelius: Führer durch d. Museum vaterl Alterth pag. 17, 18. — Schliemann in seinen Werken: Mykenä, Leipzig 1878. und Troja, Leipzig 1874 — S ausserdem d. Mitth. d Anthr. Gesellsch. in Wien, III. 23, 24. Die Fortschr. der Urgesch. VIII. pag. 14, 56.

[1]) Römer: Múrég. Kalauz I. 14. Derselbe: Illustrirter Führer 1873. pag. 22. Mitth. d. Anthr. Ges. VIII, 19. Arch. Ért. X. 238

[2]) Solche sind z. B. die von Szihalom, von der Bodrog-Ebene, von Szabadbattyán, Bereg, Somló und zahlreiche andere. (A. É. I. 7. ebenda neue Folge II, 146, und bei Ipolyi: Kisebb Munk. I. 541—546. Lehoczky: Beregm. I. 75

[3]) Das Beil wird „Hochstein", die Hane „Scharrstein", das Messer „Steinchen" (= Steinscherben) genannt. Der heilige Speer des Indra heisst „Akman", welches Wort einen Wetzstein, Schlenderstein (Donnerkeil) bedeutet. Das deutsche „Hammer" bezeichnete ursprünglich „Stein", „Felsen"; später verband man damit den Nebenbegriff „Stein zum Schlagen". Das deutsche „Messer" ist ursprünglich „Met-Sas", d. i. „Essstein". Das deutsche „Hellebarde" entspricht dem Worte „beilförmiger Stein" (Steinhacke). (Reyer: Anwendung der Steinwerkzeuge. Ersch. in d. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien 1883. XIII. pag. 74 Ausserdem Much: Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache. Mitgeth. in den c. Mittheilgn. 1878. VII. 7—15.)

spielten die Steinwaffen noch eine namhafte Rolle. Herodot erwähnt die Steinpfeile der afrikanischen Stämme, welche im Lager der in Griechenland eingefallenen Perser dienten. Nach dem Ynglinga-Mythus kämpften die Esthen gegen die Schweden noch im 6. Jahrhundert n. Chr. mit Steinwaffen. In den spanischen und sardinischen Bergwerken waren gleichfalls noch in historischer Zeit Steinhämmer in Gebrauch. Die Engländer bedienten sich in der Schlacht bei Hastings, im XI. Jahrhundert, noch häufig der Steinwaffen. In dem Kriege, welcher zwischen den Flamändern und Franzosen wüthete, wurden bis zum XIV. Jahrhundert die Lanzenspitzen aus Stein verfertigt. Zur Zeit der Entdeckung Amerikas, am Ende des XV. Jahrhunderts, gebrauchten die Mexikaner, obwohl sie die Bronze sehr wohl kannten, noch immer Obsidiansplitter als Messer und Rasiermesser; ja, gänzlich entsagten sie nicht einmal nach Einführung des Eisens dem Gebrauche der verschiedenen Steinwerkzeuge. Bei der Eroberung Sibiriens, im XVII. Jahrhundert, fanden die Russen bei sämmtlichen dort wohnenden Völkerschaften, mit Ausnahme der Jakuten, blos Steinwaffen. Die Verwendung des Steines hat in einigen Gegenden Sibiriens selbst heutzutage noch nicht aufgehört. Die Lappen gaben erst zu Beginn dieses Jahrhunderts den allgemeinen Gebrauch der Steinwaffen auf. In Schottland und Persien sind sogar heute noch Steinmesser nicht ungewöhnlich. In Amerika, Australien und Polynesien herrschte noch vor kurzer Zeit ununterbrochen der Gebrauch von Steinwerkzeugen, ja, in einigen Gegenden dieser Erdtheile ist dies auch heute noch der Fall [1]).

Muss nun angesichts dieser Erscheinung nicht natürlicherweise gefolgert werden, dass wir an den Steinwerkzeugen einen fortwährenden Fortschritt, eine fortwährende Kunstentwicklung erblicken müssen? Gleichwohl überschreitet diese Entwicklung selbst bei den vollkommensten Steinwerkzeugen niemals jene Grenze, welche durch die physikalische Beschaffenheit des Steins der sich immer mehr entwickelnden intellectuellen Kraft, der Kunstfertigkeit, gesteckt ist. Die Natur des Steins gestattet eine bewundernswerthe Geschicklichkeit der technischen Behandlung, aber sie setzt jener Invention der Kunstfertigkeit die engsten Schranken, welche auf dem Gebiete der Thon- und Metallindustrie so viele Entwicklungsstadien zeigt. Wo wir auch die Metallsachen betrachten mögen, immer werden wir uns überzeugen, dass ihre Typen in steter Fortbildung begriffen sind. Wo immer wir aber die Steinsachen betrachten, und zwar sowohl die prähistorischen, als die historischen und die der Gegenwart, überall werden wir dieselben Grundtypen sehen, blos verschieden durch die Fortschritte der Technik und mit geringen Abweichungen in der Manier.

Es gibt, ich leugne es nicht, auch Steinobjecte, deren Typus von dem gewöhnlichen Typus der Steinsachen entschieden abweicht. Solche fallen denn auch in den Sammlungen sofort auf. Es ist, als wollten diese Exemplare die durch das Steinmaterial bedingte Formeneinfachheit verleugnen. Mir fielen einige Exemplare in den nordischen Museen auf. Eines ist auch im Budapester Nationalmuseum: der Serpentin-Streithammer von Dada. Diese prächtigen Stücke vermögen jedoch nicht unsere oben entwickelte Behauptung zu widerlegen, denn diese Exemplare fallen schon ausserhalb der eigentlichen Steinzeit. Ich bin überzeugt, dass ebenso die Stockholmer Exemplare, wie das Dadaer aus der Metallzeit stammen [1]). Sie bilden Nachahmungen von Bronzeexemplaren, und Diejenigen irren sehr, welche einen Beweis für die directe Entwicklung der Bronzezeit aus der Steinzeit und für den einheimischen Ursprung der Bronzeindustrie darin erblicken, dass sie die Bronzewerkzeuge für Imitationen der ihnen ähnlichen Steinwerkzeuge halten und erklären. Ganz im Gegentheil werden vielmehr die Bronzen von diesen ausnahmsweise vorkommenden Steinsachen, die mit Hilfe von Metall verfertigt sind, imitirt.

Wenn man diese aussergewöhnlichen Steinexemplare so auffasst, dann schwindet sofort jede Schwierigkeit. Innerhalb des Steinalters gelangte die physikalische Beschaffenheit des Materials in jedem einzelnen Falle zur Geltung und die Grundform blieb, zufolge des verei-

[1]) Rauber: Urgesch. d. Menschen. I. 54—57. — Reyer: Anwendung d. Steinwerkzeuge I. c. XIII. 73 bis 74. — Lubbock: D. vorgesch. Zeit. I, 72, 101. — Nordenskjöld: Die Fortschritte d. Urgesch. VIII, 17. — Much: Ueber d. natürlichen u. künstlichen Ursprung v. Feuersteinmessern u. andern Objecten aus Stein. Mitgetheilt in d. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. 1876. VI, 101—102. — Lenormant: Die Anfänge der Cultur. I, 111.

[1]) Bezüglich der Exemplare im Stockholmer Museum hat es schon Montelius für möglich erklärt, dass sie aus der Bronzezeit sind. (Führer durch das Museum vaterl. Alterthümer in Stockholm. Ausg. 1876. pag. 7. Anm.)

nigten Einflusses des Materials und des Zweckes, immer und überall dieselbe. Es kann also durchaus nicht überraschen, dass die skandinavischen Steinwerkzeuge den polnischen und russischen gleichen [1]), wie die aus der Umgebung von Madrid denen von Amiens [2]), die mährischen den französischen und belgischen [3]), die Dürkheimer denen der schweizerischen Pfahlbauten [4]). Die Thatsache wird durch den Gegenstand selbst gerechtfertigt. Die Grundformen der ungarischen Steinsachen gleichen nicht darum denen der skandinavischen, weil sich die ungarische Steincultur etwa aus der skandinavischen entwickelt hat. Die skandinavischen Steinsachen gleichen bezüglich der Grundformen nicht darum den englischen oder französischen, weil die nordische Steincultur etwa von der Bretagne oder von Irland ausgegangen ist. Die indischen Steinsachen gleichen nicht darum den algierischen oder polynesischen, weil die Grundformen dieser Steinwerkzeuge aus Asien in die Inselwelt der Südsee oder in die Gegenden jenseits des Nils importirt worden sind. Die Aehnlichkeit ist hier überall eine nothwendige, keine zufällige. Was nicht nothwendig ist, das ist die Manier, beziehungsweise die Abweichungen in der Manier.

Die Modificationen, die abweichenden Nuancen, sind bei den Steinsachen in der That unverkennbar und unleugbar. Aber sie beweisen gerade das Gegentheil von dem, was Einige aus der Identität der Grundtypen für bewiesen erachteten. Die localen Abweichungen zeugen für die Selbstständigkeit der Steincultur der einzelnen Gegenden. Es kommt darin bereits die intellectuelle Kraft oder die locale Gewohnheit zur Geltung, mit einem Worte ein gewisser Provinzialismus oder Regionalismus, dessen Grenzen sich, wenn uns grössere Massen von Steinwerkzeugen zur Verfügung stehen, in mehr als einem Falle genauer bestimmen lassen. Die Abweichungen treten um so deutlicher zu Tage, wenn man Gegenstände verschiedenen Ursprungs nebeneinander vor Augen stellt. Auf der Wiener Weltausstellung verriethen die amerikanischen Steinsachen, welche blos irrthümlich unter die dänischen Ausstellungs-Steingegenstände gerathen waren, dem aufmerksamen und geübten Beschauer trotz der Gleichheit der Urform factisch ihren fremden Ursprung. Auch die indischen Steinhacken und sonstigen Steingegenstände, welche unter die von der Universität Rom ebendaselbst ausgestellten peruginischen Praehistorica gerathen waren, vermochte der Kenner leicht herauszufinden [1]). Wenn man die ungarischen und die nordeuropäischen Steinfabrikate nebeneinander stellt, bemerkt man trotz der Identität der Grundform gleichwohl manche Abweichungen in der Manier. Ja, sogar die ungarischen Steinsachen selbst unterscheiden sich nach den einzelnen Gegenden von einander [2]). Die Steinsachen mit den langen, spitzigen Enden, welche man im ungarischen Nationalmuseum sieht [3]), unterscheiden sich, wenn auch nicht in der Grundform, so doch in der Ausstattung einigermassen nicht nur von den skandinavischen Fabrikaten, sondern überhaupt von den europäischen und amerikanischen [4]). Bei Nándorválya fand sich ein

[1]) Montelius: Sur quelques objets de silex trouvés en Russie et en Pologne. (Compte-rendu. 1876. I, 207, 208. Arch. Ért. X, 248. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. VIII, 26.)

[2]) Lubbock: Die vorg. Zeit. II, 70.

[3]) Maška: Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. XII, 36, und Fortschritte d. Urgeschichte. VIII, 102.

[4]) Merlis: Studien zur ältesten Gesch d. Rheinlande. Leipzig, 1883. VI. Abth. Z. 44, und Kosmos 1882—83. VI. Jahrg. XII, 540.

[1]) Dr. Much: Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. VI, 18

[2]) Sophie v. Torma hebt hervor, dass, obwohl die Form und Grösse der Steinsachen von Nándorválya mit der der Tordoser identisch ist, jene dennoch viel schöner ausgearbeitet sind, ja an ihnen ein gewisser unbeschreiblicher Unterschied wahrzunehmen ist. (Erdélyi Múzeum. VI. 194)

[3]) Erstes Zimmer, IV. Schrank, Z. 42—49.

[4]) Nach Hampel „sind diese inländischen Specialitäten bisher vorzugsweise in Ungarn zum Vorschein gekommen, und ist es wahrscheinlich, dass die ausländischen Fachgelehrten bald auch in ihrem Vaterlande dergleichen, vielleicht zerstreut vorkommende Abweichungen als solche erkennen werden, die aus der Gegend der mittleren Donau gekommen sind". (Kalauz a. m. n. múzeum érem-és régiségtáraban. Budapest, 1881, pag. 6.) Wenn man diesen Ausspruch Hampel's in dem Sinne verstehen soll, dass solche Steinsachen in neuerer Zeit in's Ausland gelangt sind, dann haben wir für den Fall, dass die supponirte Specialität wirklich vorliegt, keine Bemerkung dazu zu machen. Ist er aber so zu nehmen, als ob jene Exemplare noch in der Steinzeit aus unserem Vaterlande hinausgekommen wären, dann könnten wir ihn nicht mehr zu dem unserigen machen. In diesem Falle würden jene Exemplare nicht beweisen, dass die mittlere Donau ihr Fabrikationsort ist, da man für die Steinzeit einen umfangreicheren, sogenannten „internationalen" Handel und Verkehr nicht voraussetzen kann; sie würden vielmehr beweisen, was die gesammten Steinsachen überhaupt beweisen, dass nämlich durch die natürliche Beschaffenheit des Materials und die Gemeinsamkeit des Bedürfnisses überall Formenähnlich-

wegen seiner kleineren Bohrlöcher auffallender Meissel, welcher vielleicht einzig in seiner Art ist [1]). Gewiss würden wir auch in unseren Provinzmuseen auf mehr als eine Abweichung der Manier stossen. Aber auch in Skandinavien erkennt das Auge des Eingeweihten bei sorgfältiger vergleichender Forschung an einzelnen Exemplaren gleichfalls manche Besonderheiten, welche in ihrer Cumulirung der ganzen Sammlung einen gewissen fremdartigen, localen Charakter verleihen. Diese Besonderheiten zeigen sich nicht in neuen Typen, sondern zum Theil in der Manier, wie die Urtypen geformt werden, zum Theil in der technischen Behandlung, hauptsächlich aber in der Wahl des Materials. In Nordeuropa sind gewisse Werkzeuge, z. B. die concaven und flachen Meissel, die sichel- und halbmondförmigen Messer, die Dolche, Sägen und Fischangeln aus Feuerstein verfertigt. Dergleichen Werkzeuge kommen bei uns und anderwärts nicht vor [2]). In Hinsicht auf Formgebung scheinen einige Werkzeuge, wie einige mit einem fischschwanzähnlichen Griff versehene Dolche, die Steinscheiben mit scharfem Rande, die kahnförmigen Hämmer, eine Art der sternförmigen Hämmer, die löffelähnlichen Kratzer, die kleinen Steine mit tassenähnlicher Vertiefung, deren Verwendung derzeit noch im Dunkeln ist, und andere Werkzeuge, im Norden neuere Specialitäten zu bilden [1]), das Wort Specialität aber nicht in dem Sinne verstanden, als ob es sich auf den Grundtypus bezöge [2]). Während die Beile von Seeland meistens, ja fast immer geradseitig sind, haben die von Jütland und Nordwesteuropa grösstentheils schiefviereckige, die der Schweiz rechtwinklige Seiten. Die sich oben kegelförmig verschmälernden Beile sind in Dänemark selten, in den übrigen Gegenden Europas häufig [3]). Die Fremdartigkeit der technischen Behandlung ist meiner Ansicht nach vor Allem an den Feuerstein-Nuclei und an den durch Spaltung aus ihnen erzeugten Gebrauchswerkzeugen, vorzugsweise aber an den aus Feuerstein verfertigten Pfeilspitzen, Fischangeln, sowie bei einigen Werkzeugen an den Ausschmückungsversuchen zu erkennen. Dieselben zeugen von einer solchen Präcision und Regelmässigkeit, die Pfeilspitzen und Angeln von einer so hochgradigen Kunstgewandtheit, dass sich in dieser Beziehung weder die heimischen, noch die österreichischen und italienischen, noch die südfranzösischen und spanischen Exemplare mit ihnen messen können. Unsere Feuersteinsachen sind nicht blos kleiner, sondern factisch

keiten erzeugt werden. Doch noch aus einem anderen Gesichtspunkte muss ich hier auf Hampel's Bemerkung reflectiren. Er vermuthet in den fraglichen Werkzeugen Typus-Specialitäten. Ich erblicke in denselben gleichfalls nur Abweichungen in der Manier. Die Grundform dieser Werkzeuge ist gewiss nicht local-typisch. Die Grundform sah ich auch im Stockholmer Museum und Montelius veröffentlicht auch ihre Abbildung. (S La Suède préhistorique. Stockholm, 1874, pag. 9. Derselbe: Om Lifuet i Sverige under Hednatiden. Stockholm. 1878, pag. 11, Fig. 10. Derselbe: Antiquités Suédoises. Stockholm 1873, pag. 1, Fig. 2.) Im Anschluss daran bemerke ich noch, dass für jene Hobel-Werkzeuge, welche Rómer unter den heimischen Funden als solche hervorhebt, „deren Gleichen er bisher noch nirgends gesehen" (Mürégész. Kalauz I, 12—13, Fig. 15), sich unter den skandinavischen Steinsachen unverkennbare Analogien finden. (Vgl. Nilsson: Das Steinalter, Taf. IX, Fig. 186.) Andererseits hat jener eigenthümliche Steinstreithammer, den Reboux im Compte-rendu (I, 87) aus der Gegend von Paris vorführt, in dem zu Veczel gefundenen Syenit-Streithammer sein Gegenstück gefunden. (Sophie v. Torma: Erd. Múzeum, VI, 142.)

[1]) Sophie v. Torma: Neolith kőkorszakbeli telepek Hunyadmegyében. Erd. Múz. VI, 194.

[2]) Much: Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1874, IV, 19—20.

[1]) Abbildungen solcher ungewöhnlicher Werkzeuge sind zu sehen bei Montelius: Bohuslänska Fornsaker fran Hednatiden. Stockholm 1874. pag. 5, Fig. 9, pag 8, Fig. 19. Bei demselben: Antiquités Suédoises. Stockholm 1873, pag. 10, Fig. 37, 38, pag. 11, Fig. 41, 42. Bei demselben: Führer durch d. Mus. vaterl. Alterth. in Stockholm, 1876, pag. 5. Bei Worsaä: Nordiske Oldsager det kongelige Museum i Kjöbenhavn. Kopenhagen, 1859, pag. 10, Fig. 14, pag. 12, Fig. 28, pag. 13, Fig. 41—42, pag. 15, Fig. 57. Bei Lubbock: Die vorg. Zeit. I, 90, Fig. 103—104.

[2]) Früher hielt man auch die halbmondförmigen Steinsachen für nordische Specialitäten. Lubbock hebt besonders hervor, dass sie in Dänemark häufig sind (ich füge hinzu: auch in Schweden), in England, in der Schweiz, in Frankreich und Italien aber selten vorkommen oder ganz fehlen. (Die vorg. Zeit. I, 92, 186.) Bei uns jedoch sind diese Artikel nicht selten. In Siebenbürgen fand man sie an mehreren Orten. (S. Sophie v. Torma: Erd. Múz. 1879, VI, 203. Ausserdem: Catalogue de l'exposition préhistorique. Budapest 1876, pag. 132, Fig. 133.) Montelius fand Analogien auch in Polen und Russland. (Sur quelques objets de silex trouvés en Russie et en Pologne Compte-rendu, 1876, I, pag. 207 fg.) Tischler aber hebt hervor, dass dieselben in Pommern, Mecklenburg und Ostpreussen ausserordentlich zahlreich sind. (Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit in Ostpreussen und den angrenzenden Gebieten. l. c. XXIII. Jahrg., Abth. I, pag. 18.)

[3]) Lubbock: Die vorg. Zeit, I, 85.

unvollkommener, mit einem Worte unbedeutender [1]). Unseren Feuersteinsachen kommen die der Schweiz und Oesterreichs am nächsten, während diese Werkzeuge sich in Frankreich und Deutschland individuell und technisch umsomehr entwickeln, je höher der Breitegrad ist, in welchen wir gelangen. Die englischen und norddeutschen Feuersteinsachen erreichen nahezu die Entwicklung der skandinavischen [2]).

Offenbar hat im Norden das passendere Material, also die physikalische Eigenthümlichkeit, welche für Steinsachen immer und überall massgebend ist, diesen augenfälligen Unterschied hervorgerufen. Doch ist nicht zu vergessen, dass der Unterschied nicht einzig und ausschliesslich auf der physikalischen Beschaffenheit des Materials beruht. Die grössere Präcision in Skandinavien hängt bereits wesentlich mit der entwickelteren Materialbehandlung zusammen. Da dort die Steinsachen vorwiegend aus Flint hergestellt wurden, so begreift sich die grössere Vollkommenheit der Flintwerkzeuge. Der prähistorische Arbeiter des Nordens richtete seine Thätigkeit in viel höherem Masse auf die Bearbeitung des Kieselmaterials als auf die der übrigen Steinarten. Seine Geübtheit, seine technische Geschicklichkeit offenbart sich denn auch augenfälliger an dieser Steinspecialität. Der prähistorische Arbeiter des Nordens war viel mehr Specialist, als sein College im Süden. Aber der Specialist vermochte auch im Norden jene Grenze nicht zu überschreiten, welche der von ihm bearbeitete Stoff seiner Technik setzte.

[1]) Ich meine hier vornehmlich die Feuersteinsachen; denn aus anderen Steinarten sind auch bei uns prächtige Exemplare zu finden. So zeichnen sich die Hacken von Nándorválya durch ihre feine Formgebung und künstlerische Glättung aus. (Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 194.) Die eleganten Formen Einzelner haben auch auf dem internationalen Congress Anerkennung gewonnen. (Wurmbrand: Mitth. d. Anthr. Gesellsch in Wien, 1878, VIII, 19.) Ein prächtiger Quarzit-Streithammer ist in Lenoczky's Sammlung zu sehen. (Bereg m. monogr. I, 80.) Auch das ungarische Nationalmuseum weist prächtige Exemplare auf.

[2]) Die ausnehmende Schönheit, resp. das vorzügliche Material der nordischen Steinsachen konnten Worsaä (Dänemarks Vorzeit, pag. 18), Nilsson (Das Steinalter d. skandinav. Nordens) pag. 14—25), Hildebrand (Das heidn. Zeitalter in Schweden, pag. 66, 67), Lubbock (Die vorg. Zeit. I, 85), Montelius (Führer, pag. 6, 8, 13, 15, 17, 19), Josef Szabó (Geologia, pag. 426), Rauber (Urgesch. I, 46) mit Recht hervorheben. Bei Hildebrand jedoch, der die grössere Entwicklung der nordischen Steinsachen den westeuropäischen gegenüber laut preist, muss ich einige wesentliche Bemänglungen aussprechen. „Die Steincultur" — so schreibt er — „deren Ueberreste wir in Westeuropa zusammen mit den Gebeinen ausgestorbener Riesenthiere finden, ist arm an Formen: arm an Formen ist auch die Steincultur, deren Repräsentanten in Frankreich gleichzeitig mit dem Renthier lebten, welches jetzt nur im höchsten Norden unseres Welttheiles existirt. Dahingegen ist die völlig entwickelte Steincultur im Norden ungleich reicher. Wir finden in den Gräbern und im Erdboden Aexte und Meissel von verschiedenen Formen, desgleichen verschiedenartige Pfeilspitzen: durchbohrte Hämmer, Aexte oder Keile von einfachem oder mannigfaltigem, oft sogar zierlichem und edlem Typus. Auch beschränkte man sich bei der Herstellung eines Geräthes nicht immer darauf, den billigen Anforderungen an seine Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit zu genügen, sondern man bemühte sich, es nach Vermögen zu verzieren. Manche Messer und Dolche haben einen regelrechten Stiel mit zierlich geperlten Kanten . . . . Es sind nicht mehr die unsicheren Versuche auf dem Wege der Bildung, die sich uns in der Cultur des Steinalters in Schweden offenbaren, sondern eine im Verhältniss zu dem niedrigen Stadium reich entwickelte und gewissermassen gereifte Cultur". Die Bemerkungen und vergleichenden Untersuchungen des ausgezeichneten Alterthumsgelehrten ruhen sichtlich nicht auf jener Basis, welche für die richtige Beurtheilung der Steinsachen zu allererst berechtigt ist, nämlich auf dem Material und dessen Beschaffenheit. Die Schönheit der nordischen Werkzeuge ist unleugbar: sowie wir aber von der Beschaffenheit des Materials absehen, gerathen wir sofort in den Irrthum, die Entwicklung der Steinsachen ausschliesslich der entwickelteren intellectuellen Kraft zuzuschreiben. Die grössere intellectuelle Kraft konnte allerdings auf die verhältnissmässige Vervollkommnung der Fabrikate im Steinalter beträchtlichen Einfluss ausüben, jedoch offenbar nur insoweit, als dies die physikalische Beschaffenheit des Materials der damaligen technischen Werkzeuge gestattete. Bei den Culturnationen wird die Natur des Materials von dem über ausgezeichnete Werkzeuge und theoretische Kenntnisse verfügenden Kunsthandwerker oder Künstler mit kleineren oder grösseren Schwierigkeiten überwunden. Der Steinzeitmensch besass weder Metallinstrumente, noch theoretische Kenntnisse: er wurde demnach ganz und gar vom Stoffe beherrscht, nicht umgekehrt. Indem er blos einerlei Material bearbeitete, konnte höchstens seine technische Fertigkeit einen höheren Grad erreichen, als die seiner Zeitgenossen, welche verschiedenartiges Material bearbeiteten; aber diese technische Fertigkeit konnte sich auch im Norden nicht so weit entwickeln, dass sie neuere, von den durch das Material bedingten Urtypen abweichende Typen hätte in's Leben rufen können. Was Hildebrand solche Typen nennt, das ist nichts, als jene Abweichungen in der Manier, deren ich oben gedachte. Die Schönheit der nordischen Steinsachen besteht denn auch nicht in den Typus-Varietäten, sondern in der grösseren technischen Präcision, die sich bei Verwendung des Materials zeigt, und in der ausgezeichneteren Qualität des Materials selbst. Andererseits bleibt es unverständlich, warum Hildebrand, nachdem er die „Reife der nordischen Steincultur" gepriesen, gleichwohl Anstand nimmt, mit Nilsson und Steenstrup die Paläolith-Vorzeit der nordischen Steincultur zu leugnen.

Solche und ähnliche Abweichungen können demnach trotz der Aehnlichkeit der Grundform an den Erzeugnissen des Gewerbfleisses der nordeuropäischen Steinzeit factisch constatirt werden. Wir können sogar, wenn wir besonders genau unterscheiden wollen, die Behauptung aufstellen, dass sich der skandinavische Landcomplex, hinsichtlich der Abweichungen in der Manier, in mehrere Regionen theilen lässt. Die Alterthümer Dänemarks sind zum Theil von denen Schwedens und Norwegens verschieden. Die Funde von den Küsten und den Kjökkenmödingen heben sich durch ihre Unfertigkeit unter den gesammten skandinavischen Steinsachen heraus. Schonen, dessen Gebiet nach Norden zu mit der schwedischen Halbinsel vollständig zusammenhängt und das von dieser nur durch Bodencontouren getrennt ist, tritt uns als Hauptsitz der Steincultur mit den schönsten Exemplaren der Stein-Artefacte entgegen. Die Landzunge von Westgotaland, welche sich zwischen den Wetter- und Wenernsee hineinzwängt, schliesst sich in unverkennbarer Weise den Formtypen von Schonen an. Die daselbst neben feingeglätteten Flintsachen vorkommenden kleinen, roh gearbeiteten Hämmer und Kratzmesser kann man als Specialität der südlichen Region betrachten. Jenseits des Hjelmar in der Mälar-Ebene, die von Nordwest her durch kleine, aber zahlreiche Flüsschen bewässert wird, sind die Reihen der Steinsachen wieder durch neue Nuancen der Abweichungen charakterisirt. Die Steincultur von Norrland weist in ihren Werken nicht den südskandinavischen, sondern den lappischen und ostbottnischen Typus. Jener Theil Süd-Norwegens, der gegen den Skagerrack und die offene Nordsee hinausreicht, stimmt in seinen Steinsachen auffällig mit Südschweden überein. Die Steinsachengruppen der Wisbyer Collection zeigen deutlich, dass die Steincultur der Gotland-Insel mit der des schwedischen Continents wenig Berührungspunkte haben konnte [1]).

Ich wiederhole jedoch, dass bei allen diesen Abweichungen von wirklichen Typusvarietäten keine Rede sein kann. Ueberall treten uns nur kleinere oder grössere Modificationen vor Augen, während die Grundformen einander in der Regel sehr nahe stehen. Der auffälligste Unterschied zwischen den Steinsachen-Exemplaren Skandinaviens und der mittleren Donau muss in der grösseren Schönheit und hervorragenderen Grösse der nordischen, in der Vorzüglichkeit der Arbeit und in einigen solchen Formabweichungen gesucht werden, die bei uns nicht existiren. Dieses Nicht-Existiren muss offenbar als directer Beweis dafür angenommen werden, dass zwischen unseren Steinsachen und den nordischen kein causaler Zusammenhang besteht.

III. Capitel.

Untersuchung des Materials der ungarländischen und der nordeuropäischen Steinwerkzeuge.

Das Material ist das zuverlässigste Merkmal der localen oder regionalen Fabrikation. — Es ist ein sicherer Führer bei Erforschung der geographischen Provenienz des Fabrikats. — Die nachweisbare Verschiedenheit des Stoffes der Steinfabrikate zweier verschiedener Gegenden beweist die Disparität des Ursprungs derelben. — Material der nordischen Steinwerkzeuge. — Das Ueberwiegen des Flints. — Andere Gesteine. — Vollständiger Mangel der Acidite. — Die Basite werden nur durch den Basalt vertreten. — Material der Polarregion. — Material der ungarischen Steinwerkzeuge. — Die Mineralien. — Die einfachen Gesteine. — Die zusammengesetzten Gesteine. — Die am häufigsten verwendeten Steinarten. — In Ungarn ist die Verschiedenheit des Materials der Steinwerkzeuge

[1]) Die Charaktereigenthümlichkeiten der Kjökkenmödinge und der Küste Dänemarks wurden von Steenstrup, Worsaä und Lubbock hervorgehoben; die von Schonen und der Nachbargegend von Baron Kurck bei Gelegenheit des Stockholmer internationalen Congresses; die der Mälar-Ebene und Nordschwedens von Montelius und Hildebrand; die der norwegischen Polarregion von Rygh; die der Insel Gotland gleichfalls von Hildebrand. (S. das hochinteressante Werk: Untersögelser i geologisk-antiquarisk Retning von Forchhammer-Steenstrup-Worsaä und dessen Auszug von Morlot im VI. Bde. der Mem. de la Société Vaudoise, 1860. Lubbock: D. vorg. Zeit, I. 98—99, 236 u. fgg. J. Mestorf: Der internat. arch. und anthr. Congress in Stockholm, pag. 9—13. Hildebrand: Das heidn. Zeitalter in Schweden, pag 69 u. 71.) Dass Dänemarks Alterthümer von den schwedisch-norwegischen zum Theil ganz abweichen, (es sei da stets nur die Gestaltsmodification und die technischen Abweichungen verstanden), hat Nilsson betont. Er macht besonders auf eine eigenthümliche (auch in Abbildung mitgetheilte) Schieferlanzenform aufmerksam, welche weder in Dänemark noch in Südschweden ihres Gleichen findet, da sie nur Mittel- und Nordschweden eigen ist. (Das Steinalter. Vorw., pag. III. Anmkg. *, dann pag. 35 und Taf. III. Fig. 59.) Dass die bisher bekannten längsten, 13⅓ Zoll langen Kieselsplitter aus Dänemark stammen, haben Lubbock und Szabó hervorgehoben. (Geologia, pag 425 mit Abbildg.) Ich bemerke hier noch überdies, dass Worsaä die Ansicht aussprach, die Steinzeit Südschwedens müsse überhaupt von der Mittelschwedens geschieden werden. S. diesbezüglich noch Holmberg: Den finske steenalder und Grewingk: Das Steinalter der Ostseeprovinzen, sowie die Abhandlung Thomsen's: Om Nordiske Oldsager af Steen in d. Nordisk Tidskrift for Oldkyndighet. Kopenhagen 1833. I. Bd., 2. Heft.

grösser als im Norden. — Die Verschiedenheit des Materials der Werkzeuge entspricht der Verschiedenheit der geologischen Bildung beider Länder. — Das Material der nordischen Steinwerkzeuge ist durchgehends in der geologischen Formation Skandinaviens zu finden. — Ursache des Vorwiegens des Flints. — Ursprungsstätten des Flints. — Das Material der ungarischen Steinwerkzeuge stimmt nicht zu den geologischen Verhältnissen Skandinaviens. — Dagegen stimmt es zu den heimischen. — Unter den Mineralien ungarischer Steinwerkzeuge gibt es kein einziges, das in Ungarn nicht vorfindlich wäre — Angabe der Fundorte der einzelnen Mineralien. — Welchen Schluss man daraus auf die Selbstständigkeit der heimischen Steincultur ziehen kann.

In dieser Ansicht werden wir noch bestärkt, wenn wir das Material der heimischen und der skandinavischen Steinsachen in Betracht ziehen.

Eigentlich ist das Material als zuverlässigstes Merkmal der localen oder regionalen Fabrikation anzusehen. Das in der Menge liegende Argument besitzt, wie wir gesehen, nur sehr relativen Werth. Es verdient notirt zu werden, aber zur Begründung der Thatsache eines urzeitlichen Transitoverkehres reicht es entschieden nicht aus. Die Abweichungen, welche hinsichtlich der Grundform vorkommen, können, wenn es sich um die locale Herkunft handelt, allerdings als Beweismittel gelten, jedoch nur, wenn sie durch die im Materiale liegenden Argumente gestützt werden. Die Grundform ist physikalisch und durch den Gebrauchszweck bedingt; man könnte sagen, sie ist gegeben. Die Abweichungen sind jedoch nicht immer gleichmässig der Thätigkeit des selbstständigen Producenten zuzuschreiben; denn es ist nicht ausgeschlossen, dass sie auch eventuellen Eigenthümlichkeiten des Materials entspringen. Man kann sich sehr leicht vorstellen, dass bei einer und derselben Steinart in Folge der ungleichen Vertheilung der darin befindlichen Inclusa die identische Grundmasse nothwendigerweise durch die technische Bearbeitung manchen Abweichungen in der Form und in der Ausstattung unterworfen wird. Der Basalt, der Porphyr, der Amphibol, werden vermöge der Porosität, welche durch die chemische Einwirkung der Athmosphärilien verschiedenartig modificirt wird, leicht auch die aus ihnen verfertigten Kunstproducte in abweichender Weise beeinflussen. Trotzdem bleibt das Material, wenn es sich um die geographische Provenienz des Fabrikates handelt, immer ein zuverlässiger Führer. Wenn sich der producirende Mensch auf einem höheren Culturniveau dem directen Einflusse der ihn umgebenden Natur nicht ganz entziehen kann, um wie viel weniger vermag dies ein Naturvolk, das die Cultur gar nicht oder kaum kennt, und das in Folge der Beschränktheit seines primitiven Zustandes nothwendigerweise nichts ist als der Sklave der von ihm bewohnten physischen Welt. Auch deshalb muss das Material mit Fug als entscheidendes Moment gelten. Lässt sich in den Steinfabrikaten zweier verschiedener Gegenden die Verschiedenheit des Materials erkennen, dann ist auch die Disparität des Ursprungs dieser Artikel dargethan. — Eine solche Verschiedenheit des Materials ist aber hinsichtlich des Nordens und unserer Heimat in der That nachweisbar.

Im Norden überwiegt bei der Gesammtheit der Steinsachen der Flint (Feuerstein) ganz und gar, während andere Steinarten, namentlich Basalt (Diorit) (Trapp oder Grünstein), Syenit, Granit, Gneiss, Porphyr, Hornblende, Schiefer und Sandstein, blos sporadisch oder örtlich begrenzt erscheinen [1]). Eine namhafte Gruppe von Eruptivgesteinen, nämlich die der vulkanischen Gesteine, ist kaum vertreten. Die Acidite fehlen vollständig, die Basite sind nur durch den Basalt vertreten. Das Fehlen des Obsidians und seiner Spielarten beweist, dass die Steinzeitmenschen das, was ihnen fehlte, nicht einmal durch die Producte Islands deckten. Für die Steincultur Dänemarks und der südlichen Gegenden Schwedens und Norwegens ist überhaupt der Flint das leitende Stein-

[1]) Auf die prädominirende Rolle des Flint machen nicht blos die Kataloge der nordischen Museen aufmerksam, — so namentlich der Undset Ingvald's (Universitetets Samling af Nordiske Oldsager. Christiania, 1878, pag. 5—10); der Engelhardt's (Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen. 1880, pag. 3—11); der Nielsen Ingvar's (Norwegen, Schweden und Dänemark. Leipzig, 1879, pag. 95); der Lorange's (Samlingen af Norske Oldsager i Bergens Museum. Bergen, 1876, pag. 1—30); der Montelius' (Führer durch d. Museum vaterl. Alterth. in Stockholm. 1876, pag. 1—20); der Handelmann's (Der Fremdenführer im schleswig-holsteinischen Museum vaterl. Alterthüm. zu Kiel, 1883, pag. 3—5); — sondern auch schwedische und deutsche Monographen. So Hildebrand (Das heidnische Zeitalter in Schweden, pag. 17 u. 69); Nilsson (D. Steinalter od. d. Ureinwohner d. skandin. Nordens, pag. 47); Worsaä (Dänemarks Vorzeit, pag. 9); Mestorf (Der internation. archäolog. Congress in Stockholm. Hamburg, 1874, pag. 9—12). Angesichts dessen und der in den nordischen Museen in die Augen springenden Thatsache muss es wahrlich Wunder nehmen, wenn Rauber behauptet, in Skandinavien gebe es keine Steinsachen von muschligem Bruche (Urgesch. d. Menschen. I, 43). Das kann nur von den Obsidianen, nicht aber von den Flinten gelten.

individuum. Die Polarregion ist durch den Schiefer charakterisirt. Beiläufig der 63. Grad nördlicher Breite kann hinsichtlich der Steinmanufactur als die Grenzscheide zwischen Feuerstein und Schiefer bezeichnet werden [1]).

Etwas ganz Anderes erfahren wir in unserem Vaterlande. Da dienen verschiedene vulkanische und plutonische Eruptiv-, ferner metamorphische, Sedimentär- und andere specielle Steinarten als Material für die Steinsachen. Als Material der bisher bei uns gefundenen Steinsachen erscheinen (so weit es mir gelang, darüber Kenntniss zu erlangen) vertreten: 1. die Minerale, 2. die einfachen und 3. die zusammengesetzten Steinarten [2]), namentlich:

1. von den Mineralen: der Serpentin (grau, bläulich, dunkelblau, gelb, blass- und dunkelgrün, in geäderten und gefleckten Farben); der Amphibol oder die Hornblende; der Steatit oder Fettstein, Speckstein; der Quarz oder Kiesel, silex; quarzkieselartige Steine, namentlich Jaspis, in gelben, rothen, röthlichen, hellgrünen und braunen Farbenvariationen), Feuerstein, Heliotrop, Achat, Chalcedon, Carneol, Jaspopal, Wachsopal, Hornstein, weisser Quarz, weisser Kiesel, dunkelfarbiger Kiesel; der Orthoklas oder Feldspath, der Andesit oder Kalkfeldspath; der Calcit oder Marmor.

2. von den einfachen Gesteinen, welche aus homogenem Stoffe bestehen: der Quarzschiefer oder Kieselschiefer (Lydit); der Amphibolschiefer; der Chloritschiefer; der Glimmerschiefer; der Quarzit (gelblich, bläulich, bräunlich); der Kalkmergel, d. i. thonhältiger Kalkstein.

3. von den zusammengesetzten Gesteinen, welche aus verschiedenen Mineralgemengstheilen bestehen: der Granit, der Porphyr (Augit-Porphyr, Porphyrit, dunkelgrüner Porphyrit); der Amphibol-Gneis; der Syenit; der Gabbro; der Basalt; der Trachyt (schwarzer Trachyt, Obsidian oder hellgrüner u. s. w. = hyaliner Trachyt, Grünstein oder Variolit = Schwefel-Trachyt, Alunit oder Alaunstein = schwefelsaurer Trachyt); der Trachyt-Tuff; der Dolerit; der Thonschiefer oder schwarzer Schiefer und weisser Schiefer; der Sandstein (karpathischer und opalisirter Neocom.)

Die am häufigsten gebrauchten Steinarten sind der Serpentin, der Obsidian (und seine Variation, der Bimstein) und der Silex (Hornstein) sowie der Amphibol. Auch der Feuerstein ist ziemlich häufig vertreten und man kann durchaus nicht behaupten, dass Steinwerkzeuge aus demselben in unserem Vaterlande noch nirgends gefunden worden wären [1]) und dass Kieselwerkzeuge, welche bei uns zu sehen sind, blos aus ausländischen Fundorten stammen [2]).

[1]) So erklärte Rygh auf dem Stockholmer archäologischen Congress. S. Mestorf l. c. pag. 12, Hildebrand l. c. pag. 69.

[2]) Dieser Ausweis ist die erste systematische Zusammenstellung in unserer prähistorischen Literatur. Was bisher Aehnliches veröffentlicht wurde, ist sehr mangelhaft und willkürlich. Rómer hat in den Resultats généraux das Material unserer Steinsachen nicht gehörig gewürdigt. Dies ist ein fühlbarer Mangel seines sonst ausgezeichneten Werkes, u. zw. umsomehr, als eben er, in richtiger Erkenntniss der Wichtigkeit des Materials der Steinsachen, die Nothwendigkeit der Bestimmung desselben schon 1866 betonte. (Mürégészeti Kalauz I, pag. 10 Anm. *.) Die Skizze, welche Könyöki zusammengestellt hat (Einiges über die der Steinperiode angehörigen Funde in Ungarn. Separatabdruck aus dem Jahres-Programm der städt. öffentl. Oberrealschule in Pressburg für das Schuljahr 1870, pag. 9), ist sehr mangelhaft und systemlos. Es muss Sophie Torma als besonderes Verdienst angerechnet werden, dass sie wenigstens bei Beschreibung der von ihr erforschten Steingegenden das Material der Werkzeuge sorgfältig berücksichtigte. (Erd. Múzeum, Jahrg. 1879 u. 1880.)

[1]) Wie Rómer 1866 behauptete: „Ich kenne — schreibt er — kein einziges Beispiel in unserem Vaterlande, dass irgendwo ein solches Werkzeug gefunden worden wäre.“ (Mürég. Kalauz, I, 8.) Aber im J. 1869 machte er schon auf einige in Ungarn gefundene Feuersteinwerkzeuge aufmerksam. (Ó-kőkori eszközök Magyarországon. Arch. Ért. I, 3.) Doch scheint es, dass sich seine erste Ansicht noch 1875 nicht wesentlich geändert hatte. Denn in diesem Jahre schreibt er: „Bei uns überraschen die Kieselwerkzeuge durch ihren fast vollständigen Mangel.“ (Jelentés az éjszaki tartományokban tett tudományos kirándulásról. Arch. Ért. IX, 11.) Offenbar ist dieser Ausspruch das Ergebniss der Erfahrungen, welche er in den nordischen Ländern sammelte, wo er die Flinte in so riesiger Anzahl fand; 1876 führte er auf dem VIII. internationalen arch. Congresse die mittlerweile zum Vorschein gekommenen Kieselsteinsachen als vaterländische Funde vor. (Arch. Ért., X. 239.) Ich bemerke, dass sich in der Sammlung des oberungarischen Museumvereins im J. 1879 unter 678 Steinsachen 250 aus Kiesel befanden (Klimkovics' Bericht im III. Jahrbuch des Vereins. 1879, pag. 143). In der kleinen Sammlung des Székler Nationalmuseums sind mehr als 70 Kiesel- und Jaspissplitter zu finden. (Géza Nagy's Bericht im Arch. Ért. neue Folge II, 29.)

[2]) Auch das hat Rómer behauptet: „Die Werkzeuge aus Feuerstein“ — schreibt er, — „werden zumeist in den nördlicheren Ländern Europas und Amerikas gefunden und gelangen von dort in unsere Sammlungen.“ (Mürég. Kalauz. I, 8.) Dieser Anschauung hat schon Ipolyi widersprochen, indem er auf die Funde von Morován bei Pöstyén, ferner auf die von Waitzen, von der Zips und der Theissgegend hinwies. (In seiner Studie: A magyar régiségtan. Kisebb Munkái. I, 569, 570.) Später hat Rómer selbst seine grundlose Behauptung modificirt. (Arch. Ért. I, 3.)

Wenn ich demnach die prähistorischen Steinsachen Nordeuropas in Hinsicht auf die Materialverschiedenheit mit den Steinsachen des mittleren Donaubeckens, des grossen pannonischen Kessels vergleiche, so muss ich die Thatsache constatiren, dass der Vorrath von Steinsachen aus dem Steinalter der dem Nordpol näher liegenden Erdtheile bei Weitem nicht so viel Abwechslung bietet wie der Ungarns, das dem Aequator um einige Breitegrade näher liegt. Skandinavien (und England) kann in diesem Betrachte nicht einmal mit Frankreich und Deutschland erfolgreich wetteifern, während Frankreich und Deutschland wieder hinter unserem Vaterlande weit zurückbleiben[1]). Dieses Zurückbleiben ist eine Erscheinung, auf welche wir unbedingt achten müssen, da sie uns ein entscheidendes Kriterium für die Provenienz unserer Steinsachen liefert. Sie weist nämlich deutlich auf den directen natürlichen Einfluss hin, welcher sich bei der Anfertigung der Steinsachen in Skandinavien und Ungarn geltend macht. Die Varietäten der Werkzeuge sind identisch mit den Varietäten im geologischen Baue der beiden Länder. Die Isolirung Skandinaviens bewirkt, dass es der an der Erdoberfläche erstarrten, d. i. von den vulkanischen der kieselerdereichen Steinarten, der Acidite vollständig entbehrt. Kein Wunder also, dass es in diesem Lande keine Obsidian-, Trachyt-, Trachytporphyr-, Phonolitwerkzeuge gibt. Aus den Basiten der vulkanischen Gesteine gibt es, wie neuerlich constatirt wurde, in Schonen 70 Basaltkegel[1]). Man begreift demnach, dass die Basaltsachen dort nicht völlig unbekannt sind. Von plutonischen Gesteinen hat es Gabbro, Syenit, Quarzporphyr und Granit; von metamorphen: Gneis; von sedimentären: Kalkstein, Schiefer und Sandstein; endlich von speciellen Steinarten Feuerstein. Kein Wunder also, dass es neben dem auffälligen Mangel von vulkanischen Steinsachen solche aus Gabbro, Syenit, Gneis, Schiefer, Porphyr, Sandstein und Kiesel besitzt. Da der Gneis und Glimmerschiefer die vorherrschenden Gesteine sind, darf man sich nicht wundern, dass wir neben dem Flint meist auf Glimmerschiefer- und Gneis-Steinsachen treffen. Alle insgesammt werden jedoch durch die Fabrikate aus Flint an Menge übertroffen. Letztere sind dermassen vorherrschend, dass alle übrigen neben ihnen in den Hintergrund gedrängt erscheinen. Dies ist im ersten Augenblicke überraschend, da unter den Gesteinsmassen der skandinavischen Halbinsel nicht der Flint, sondern der Gneis und der Glimmerschiefer vorherrschen. Doch wird die Erscheinung sofort verständlich, wenn wir uns die localen Verhältnisse der Gesteine genauer besehen. — Der Flint ist in der That fast das einzige taugliche Material in jenen Gegenden, wo sich die Steincultur am meisten entwickelt hat, nämlich in Dänemark und Schonen. Der Mineralreichthum Dänemarks beschränkt sich, vom Bernstein abgesehen, hauptsächlich auf Kaolin, Cement, Kreide, Kalk, Salpeter, Thon, Marmor von schlechter Qualität, gute Bergkrystalle und etwas Steinkohle. Keines von diesen konnte der Urmensch zu seinen Werkzeugen verwenden. Schwedens Granit, Gneis, Kalkstein (tertiärer und Jurakalk, sowie Stinkstein), Thonschiefer und Sandstein, finden sich vorwiegend in den an Norwegen grenzenden Gebieten und weiter im Norden, nicht aber in Schonen[2]). Doch besitzt Schonen den zu den sogenannten Uebergangs-Sandsteinen gehörigen Quarzsandstein, welcher

[1]) Das Material der Steinsachen Nord- und Mitteldeutschlands detaillirt Lindenschmit in seinem ausgezeichneten Werke: Alterthümer u. heidnischen Vorzeit. Die von ihm aufgezählten Stoffe sind: der Kiesel, der Kreidensandstein, der Feuerstein, der Hornblendenschiefer, der Anamesit, der Hornstein, der Serpentinschiefer, der Serpentin, der Grünsteinschiefer, der Diorit, die Hornblende, der Probirstein. Gundacker Wurmbrand fügt in seiner werthvollen Mittheilung Ergebnisse d Pfahlbauuntersuchungen noch den Miemit hinzu; er bemerkt jedoch, dass der Miemit, aus welchem die bei Luttenberg gefundenen und von Dr. Unger beschriebenen Steinwaffen verfertigt sind (Sitzungsberichte d. k. Akademie d. Wissenschaften. XLV. Bd.), in den Serpentinfelsen bei Rakovácz in Slavonien vorkommt. Das Material der elsässischen Steinsachen (Jaspis, Serpentin, Jadeit, Nephrit, Chloromelanit u. s. w.) wird von Faudel und Bleicher aufgezählt. (Materiaux pour une étude préhistorique de l'Alsace. Mitgetheilt im Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar. 1881—1882, 22. u 23. Jahrg.) Das Material der Steinsachen Frankreichs detaillirt d'Amour. In seinem Verzeichniss sind aufgezählt: die Kieselarten (Quarz, Achat, Jaspis, Silex), der Obsidian, der Fibrolit, der östliche und westliche Jad, der Jadeit, der Chloromelanit, der Amphibol, der Saussurit, Aphanit, Basalt, Diorit, Dolerit und Petrosilex. (Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1871, I, 294—295.) Die ausgezeichnete Dubliner Sammlung hat Haughton vom mineralischen Standpunkte aus untersucht. Dort erscheinen als Material die an Feldspath und Hornblende reicheren Arten der Trappgesteine: Petrosilex, Basalt; dann die verschiedenen Varietäten der Feldspath-, Schiefer-, Hornblende-Porphyrgesteine, sowie der Nephrit. (Wilde: Catalogue of the Royal Irish Academy. pag. 72. Lubbock l. c. I. 73.)

[1]) Dr. A. Rauber: Urgesch. d. Menschen. Leipzig, 1884, I, 37.

[2]) S. Nielsen: Norwegen, Schweden und Dänemark, pag. 62, 108 u. 213.

bei Cimbrisham, Gladsax, Andrarum, Hardeberga und an andern Orten in einzelnen Lagern vorkommt, und ferner das bei Hardeberga, Flädie, Hög, Ahlstad, Yegsjö u. s. w. häufig vorfindliche Material für Polirmittel, analog dem erwähnten Quarzsandstein-Material. Für die bei Grenna gefundenen Exemplare von derartigen Instrumenten lieferte das Sandsteinlager bei Wisingsö das Material [1]). Schonen ist überdies ein Fundort für Flint [2]). In den Küstengegenden und Inseln der Ostsee zeigt sich der Feuerstein gleichfalls in ausnehmender Menge: auf Rügen, Wollin, Möen und anderen Inseln als Einlagerung in der weissen Schreibkreide: im Diluvium der norddeutschen Ebene aber als Gerölle. An mehreren Orten der Ostseeküstengegend erweist er sich als Ueberbleibsel zugrunde gegangener Kreidelager [3]). Die Urbewohner Seelands und Schonens, sowie überhaupt der südlicheren Küstengegenden der Ostsee griffen also lieber nach dem harten und spröden Flint als nach einem weniger passenden Material. Deshalb kommen auch die Flintsachen in der Region des Schiefers, in Norrland, nicht gewöhnlich vor, und wenn sie vorkommen, wie dies bei Byskrelf und andernorts factisch der Fall war, so zeichnen sie sich immer durch ihre Seltenheit aus. Dagegen fallen die Flintsachen als Leitindividuen dem Alterthumsforscher dort in die Hände, wo der Flintstein von Natur aus häufig ist, in Seeland, Schonen und in den Insel- und Küstengegenden der Ostsee.

Die skandinavischen Steinsachen stimmen also hinsichtlich des Materials mit den localen geologischen Verhältnissen überein, aber nicht die ungarischen Steinsachen mit den skandinavischen geologischen Verhältnissen. In Ungarn begegnen sich wieder Material der Steinsachen und geologische Bildung des Landes vollständig. Es gibt nicht eines unter den aufgezählten Mineralien, aus denen unsere Steinsachen gemacht sind, das sich in unserem Vaterlande nicht vorfände.

[1]) Nilsson: Das Steinalter, pag. 21—22.

[2]) Hildebrand: Das heidn. Zeitalter in Schweden. pag. 69. Nilsson: Das Steinalter d. skand. Nordens, pag. 15.

[3]) H. Credner: Elemente der Geologie. Leipzig, 1878, pag. 51. Puggard: Geologie d. Insel Möen. Bern, 1851. Lyell: Das Alt. d. Mensch., pag. 270—75. Boll: Geognosie d. deutschen Ostseeländer. Neubrandenburg, 1846. Derselbe: Die Insel Rügen. Schwerin, 1858.

Wir haben einen reichen Besitz an Obsidian und Bimstein. Dieses schwarzbraune, graue oder rothe vulkanische Gestein, das eine glasige Erhärtung einer gewissen Menge der dünnen Rhyolithschichten darstellt, kommt in Oberungarn vor, u. zw. im Comitate Abauj: bei Vilmány (auf dem Aranyosberge) und in den Gegenden von Szaláncz, Szántó, Telkibánya; im Comitate Bars: in Geletnek, A. Hámor (auf dem Velka-Pivna-Berge) und im Thale von Szklenó; im Comitate Hont: bei Schemnitz: im Comitate Sáros: zu Eperies (auf dem Taboriszko-Berge) und Sóvár; in Zemplén: in Tokaj-Hegyalja. bei Erdőbénye (auf den Bergen Sár, Cziroka und Patkó), sowie in der Umgebung von Bodrog-Keresztúr, Mád, Sárospatak und Tolcsva. In der Gegend jenseits der Theiss in der Marmaros: bei Glod. In Siebenbürgen endlich im Comitate Csik: bei Szent Imre: im Comitate Hunyad: bei Cserbel und Válye-Brad: im Comitate Kolozs: bei Klausenburg: im Comitate Szolnok-Doboka: in der Gegend von Lábfalva und Retteg. Aus dieser Häufigkeit des Obsidians und des Bimsteins erklärt sich somit die grosse Menge unserer Obsidian-Steinsachen. Eben deshalb entfällt auch jeder Grund und jede Nothwendigkeit, unsere Obsidiane aus Mexiko oder Sicilien herzuleiten.

Wir besitzen einen Ueberfluss an Kieseln. Den Feuerstein findet man in verschiedenen Farben in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka: im Comitate Bars: bei Jásztraba, Kremnitz, Lehotka, Lutilla: im Comitate Neograd: bei Rap: in Siebenbürgen im Comitate Alsó Fehér bei Valye-Mika; im Comitate Hunyad: bei Balsa, Nádfalva, Tataresd, Vaja, Valye-Brád; im Comitate Szeben: bei Talmács; im Comitate Szolnok-Doboka: bei Batiz-Pojána und Oláh-Láposbánya. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: in der Umgebung von Oravicza. Es hat daher keinen Grund, wenn Römer das Vorkommen dieser Steinart blos auf die Gegenden von Kremnitz und Kapronez beschränkt [1]). Von den übrigen Kieselarten ist der Heliotrop stellenweise in besonders grosser Menge zu finden, vornehmlich in Siebenbürgen im Comitate Hunyad: bei Cséb, Felsö-Vácza, Herczegány, Tekerő; im Comitate Torda-Aranyos: bei Toroczkó; jenseits der Theiss im Comitate Arad: bei Acsucza; in Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Dognácska.

[1]) Mürég. Kalauz I, 8.

Der Achat kommt in Lagern, eingesprengt und als Gerölle vor; in sehr schönen Variationen in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka; im Comitate Bars: bei Kapronca; im Comitate Liptau: bei Szvarin; im Comitate Sáros: bei Vörösvágás; im Comitate Szepes: bei Késmark; im Comitate Zemplén: bei Tokaj. Jenseits der Theiss im Comitate Arad: in der Umgebung von Acsucza. In Siebenbürgen im Comitate Alsó-Fehér: bei Abrudbánya, Valye-Mika, Zalatna; im Comitate Hunyad: bei Balsa, Bojcza, Brád. Guraszáda. Közép-Almás, Nagy-Almás, Nádfalva. Nyirmező, Porkura, Tataresd, Tekerö, Valye-Brad; im Comitate Szeben: bei Hermannstadt; im Comitate Torda-Aranyos: bei Kuppand und Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: in der Umgebung von Dognácska.

Der Jaspis findet sich in den verschiedensten Farben, in Lagern oder als Gerölle in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka, Erdö-Horvát: im Comitate Bars: bei Geletnek, Kremnitz, Szklenó, Ujbánya; im Comitate Hont: bei Schemnitz: im Comitate Neograd: bei Rap; im Comitate Szepes: bei Késmark, Jekelfalva: im Comitate Zemplén: bei Tolcsva: im Comitate Zólyom: bei Badin, Neusohl, Bisztra, Pojnik. Jenseits der Theiss im Comitate Arad: bei Acsucza, Brusztur; im Comitate Szatmár: bei Felsöbánya und Kapnik. In Siebenbürgen im Comitate Alsó-Fehér: bei Felső-Gáld, Igenpataka, Krakkó, Remete, Zalatna; im Comitate Hunyad: bei Boicza Csertés. Felső-Vácza, Füzesd, Kracsunyesd, Nagy-Almás, Nádfalva, Nyirmező, Pojána, Porkura, Tekerö: im Comitate Kolozs: bei Klausenburg; im Comitate Nagy-Küküllö: bei Alsó-Rákos: im Comitate Szeben: bei Talmács; im Comitate Szolnok-Doboka: bei Oláh Láposbánya; im Comitate Torda-Aranyos: bei Offenbánya. Koppand. Torda, Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Szászkabánya.

Der Chalcedon kommt bei uns an sehr vielen Orten vor, namentlich in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Abaujvár, Árka, Bodakö-Váralja, Vilmány; im Comitate Bars: bei Geletnek, Jasztrab. Kapronca, Kovácsi, Körmöcz, Lehotka, Lutilla, Szklenó; im Comitate Hont: bei Bagonya, Schemnitz; im Comitate Neograd: bei Rap: im Comitate Sáros: bei Sóvár, Vörösvágás: im Comitate Zemplén: bei Bekecs, Erdöbénye, Mád, Tolcsva, zwischen Banszka und Herlein, auf dem Berdacska-Berge, an den Grenzen von Zemplén und Abauj; im Comitate Zólyom: bei Háromviz, Kalinka, Pojnik, Rohnicz. Jenseits der Theiss im Comitate Arad: bei Acsucza; im Comitate Bihar: bei Rézbánya; im Comitate Szatmár: bei Felsöbánya, Fernezely, Józsefháza, Kapnik, Nagybánya, Szinyérváralja, Veresviz. In Siebenbürgen im Comitate Hunyad: bei Balsa, Bászarabásza, Bursuk, Felsö-Csertés. Guraszád, Ilia, Kimpur, Kis-, Közép- und Nagy-Almás, Kracsunyesd, Lesnek, Nádfalva, Porkura, Tataresd, Tekerő, Valye-Brád; im Comitate Kolozs: bei Kis Kapus; im Comitate Szolnok-Doboka: bei Kötelesmező, Oláh-Láposbánya, Retteg; im Comitate Torda-Aranyos: bei Torda, Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Dognácska, Moravicza, Oravicza und Uj-Moldova.

Der Carneol wird gefunden in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka, Ujvár, Vilmány; im Comitate Bars: bei Kapronca, Lehotka, Lutilla: im Comitate Hont: bei Schemnitz. Jenseits der Theiss im Comitate Arad: bei Acsucza. In Siebenbürgen im Comitate Hunyad: bei Balsa, Boicza, Bursuk, Felsö-Vácza, Guraszáda, Kracsunyesd, Nagyág, Nagy-Almás, Tataresd, Tekerö; im Comitate Torda-Aranyos: bei Koppand, Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Dognácska.

Der Hornstein (silex) kommt vor in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka, Erdö-Horváti, Vilmány; im Comitate Bars: bei Geletnek. Kapronca, Körmöcz, Ujbánya; im Comitate Bereg: bei Nagy-Muzsaj; im Comitate Hont: bei Hodrusbánya, Schittersberg, Schemnitz; im Comitate Sáros: bei Vörösvágás; im Comitate Szepes: bei Igló, Poráes: im Comitate Zemplén: bei Erdöbénye, Tolcsva: im Comitate Zólyom: bei Neusohl, Kalinka. Jenseits der Theiss im Comitate Bihar: bei Pestyere, Rézbánya: im Comitate Marmaros: bei Kobolyapojána. In Siebenbürgen im Comitate Alsó-Fehér: bei Vöröspatak, Zalatna; im Comitate Fogaras: bei Persányi: im Comitate Hunyad: bei Déva, Kajánd, Nagyág, Porkura, Sztanicza, Tataresd, Tekerö; im Comitate Kolozs: bei Magyarókereke; im Comitate Torda-Aranyos: bei Offenbánya. Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Moldovabánya, Oravicza, Szászka. Jenseits der Donau im Comitate Pest-Pilis-Solt: im Wolfsthale von Ofen, und im Comitate Oedenburg: in Oedenburgs Umgebung.

Da die Kieselarten in solcher Menge und Mannigfaltigkeit bei uns vorkommen, so kann es nicht Wunder nehmen, dass wir im Alluvium unseres Vaterlandes so häufig auf Kieselsteinsachen stossen. Eben deshalb entfällt auch hier jeder Grund und jede Nothwendigkeit, unsere Feuersteinsachen aus Skandinavien herzuleiten.

An Serpentin, Amphibol und Steatit leiden wir durchaus keinen Mangel.

Der Serpentin und seine Varietäten, der Chrysotil, Marmolith, Ophit und Pikrolith, kommen in unseren Gebirgsgegenden in bemerkenswerthen Massen vor, namentlich in Oberungarn in Gömör: bei Jolsva, Tapolcza, Kraszna-Horka-Váralja und Dobsina; in Hont: bei Hodrusbánya, Schemnitz und Bélabánya; in Neograd: bei Poltár; in der Zips: bei Jekelfalu. Jenseits der Donau in Vas: bei Borostyánkő und sporadisch längs der Westgrenze des Landes; in dem Gebiete zwischen Drau und Save, resp. Donau und Save, südlich von Peterwardein, am östlichen Flügel der Fruska-Gora, wo er in zwei mächtigen Gängen in der Nachbarschaft von Steinkohle und krystallinischem Schiefer hervorbricht. Jenseits der Save zeigt er sich in sporadischen Massen zwischen der Kulpa und Unna, unter neogenen und eocenen Formationen, namentlich im Zrinyi-Gebirge und bei Verginmost. In Südungarn am südlichen, zur Donau vorspringenden Ende des Szretinje-Gebirges bei Dubova, Ruszkicza, Eibenthal, Tiszovicza, im Comitate Szörény; ebenso an dem zum Sebes-Thale herabsteigenden südwestlichen Abhange des Muntjemik bei Borlova; in Krassó bei Steierlak und Moravicza. In Siebenbürgen trifft er sich geradezu häufig, namentlich in Hunyad: an dem Steige der Vulcanenge, auf dem Peringul-Berge und bei Malomviz: in Fogaras: bei Persány; in Csik: bei Ditró; in Szolnok-Doboka: bei Oláh-Láposbánya; in Szeben: bei Resinár; in Nagy-Küküllő: bei Alsó-Rákos; in Torda-Aranyos: bei Toroczkó und Kisbánya.

Der Amphibol findet sich in Oberungarn in Hont: bei Bozók, Hodrusbánya, Schemnitz: in Neograd: bei Széna; in der Zips: bei der Iglóer Huta, bei Prákfalu, Szomolnok: in Sáros: bei Sós-Ujfalu, Sóvár; in Gömör: bei Kokava; in Westungarn in Eisenburg: bei dem Glaswerke von Szalonak; in Gran: bei Szentlélek; in Südungarn in Krassó: bei Dognácska, Moldova, Szászka, Zsidóvár. In der Gegend jenseits der Theiss in Bihar: bei Rézbánya; in Arad: bei Paulis. In Siebenbürgen an sehr vielen Orten, so in Hunyad: bei Gredistye, Arany, Cserbel, Kajanel, N. Almás, Toplicza, Szelistye, Ploczka, Vajda-Hunyad: in Nagy Küküllő: bei Kőhalom; in Torda-Aranyos: bei Felső Szolcsva; in Szeben: bei Alsó- und Felső-Sebes, Porcsesd, Czód, Resinár, Tolmács; in Beszterecze-Naszód: bei Rodna; im Comitate Csik: bei Ditró, Szárhegy, Tekerő-patak; endlich in Fogares bei Árpás.

Der Steatit, d. i. Fettstein, und seine Variationen, der Talk, der Speckstein und der Topfstein, kommen vor: in Oberungarn in Gömör: bei Nyustya; in Hont: bei Hodrusbánya, Kisiblye, Schemnitz; in Liptó: bei Magurka; in der Zips: bei Branyiszkó, Igló, Késmark, Urvölgy: in Zólyom: bei Homokhegy. Jenseits der Theiss in Arad: bei Aranyág: in Bihar: bei Rézbánya; in Marmaros: bei Rónaszék: in Szatmár: bei Kapnik. In Siebenbürgen im Comitate Alsó-Fehér: bei Vörös-patak und Zalatna: in Beszterecze-Naszód: bei Rodna und dem Schneeberg Kelemes: in Háromszék: im Ojtoszer Engpass; in Hunyad: bei Bászarabásza, Cserbel, Nagy-Almás, Lunkoj, Pojana, Tsutsur, Tekerő, bei der Vulkanenge und in den Nebenthälern der Zsil: in Szeben: bei Czód, Felső-Sebes und im Resinár-Gebirge; in Szolnok-Doboka: bei Oláh-Láposbánya; in Torda-Aranyos: bei Offenbánya und im Tordaer Spalt; in Südungarn in Krassó-Szörény: bei Moravicza, Oravicza und Szászka. Jenseits der Donau in Eisenburg: bei Borostyánkő.

Der Feldspath und die bei unseren Steinsachen wahrgenommenen einfachen Gesteine sind in den geologischen Formationen unseres Vaterlandes ebenso reich als mannigfaltig vertreten [1]). Von den zusammengesetzten Gesteinen zeigt sich der Granit in vielerlei Variationen, der Porphyr, der Trachyt in ungeheuren Massen. Der Granit kommt an zahlreichen Orten sporadisch vor, namentlich in den kleinen Karpathen von Pressburg bis über Modos. Ferner in den Wassergebieten der Waag und Neutra. Die grösste Entwicklung erreicht er im Tátra-Stocke. Sowohl die Niedrige, als auch die Hohe Tátra bestehen aus mächtigen Granitmassen. Im Gömör-Szepeser Erzgebirge erscheint er in Rissen; in Siebenbürgen in der Quellenregion der Szamos, Maros und Olt. In den Bergen des Banats und von Bihar tritt er in kleineren und grösseren Partien auf; jenseits

[1]) S. die Werke von Nik. Tóth, Josef Szabó, Johann Hunfalvy.

der Donau am Meleg-Berg, im Fünfkirchner Gebirg, zwischen der Drau und Save in den Bergen von Pozsega und Garics. Der Porphyr kommt in kleineren und grösseren Mengen im Biharer Gebirge vor, in den Quellengebieten der Aranyos, Szamos und der weissen Körös; in Siebenbürgen im Thale des Olt-Durchbruches, in der Verengerung des Tordaer Passes; im Banater Gebirge an zahlreichen Orten. In Kroatien und Slavonien in den Bergen von Kosztel, Ivanecz, Káhnik und Pozsega. Im Becken der mittleren Donau spielt die Trachytfamilie geradezu eine massgebende Rolle. Verschiedene Arten derselben bilden hier ganze Bergmassen, dort einzelne Gänge und Stöcke. Das gesammte Gebiet des Trachyts und des Trachyttuffs umfasst in unserem Vaterlande circa 450 Quadratmeilen.

Der Basalt bildet bald isolirte, bald in Gruppen stehende Berge von kleinerer Masse. Im oberungarischen Erzgebirge ist er in geringerem, in dem Medves-Bükk-Gebirge in bedeutenderem Grade entwickelt. Der Medves ist der ausgedehnteste Basalt-Stock. In Siebenbürgen kommt er als Kegelmasse, Kolben und Conglomerat vor. Die beiden hervorragendsten Basaltberge sind der Detonata bei Gola und der Flokosza bei Verespatak. In Südungarn treffen wir isolirte Basaltmassen in der Umgebung der Bersava, Temes und Maros. Jenseits der Donau durchbricht der Basalt am südwestlichen Theile des Bakony die Triasformation und zieht sich bis ganz zum nordwestlichen Ufer des Plattensees. Seine Entwicklung ist hier bedeutend. Die grössten Basaltmassen sind der Kab- und der Nagysomlyóer Berg. Auch in der Fünfkirchner Berggruppe kommt der Basalt vor, doch nur in geringfügigen Brüchen; ferner an einigen Punkten des Eisenburger und Oedenburger Comitats. In Slavonien erscheint er als Basalttuff zwischen Gradácz, Gradistye und Kuttyevo.

Auch der Gabbro und der Dolerit sind bei uns nicht unbekannt; der Gabbro, dieses krystallinische, körnige Gestein vornehmlich bei Dobsina, ausserdem in kleineren Brüchen bei Porács, Vihnye, im Bükk-Gebirge bei Szarvaskö; in Siebenbürgen im Comitate Udvarhely an der westlichen Seite des Szórmánberges bei dem Dorfe Vargyas. Der Dolerit hingegen findet sich als grosskörniger Basalt an den Fundorten der Basalte, doch ist auch sein Vorkommen als olivinhältiger Augit-Feldspath constatirt.

Das wichtigste Glied der Kreideformation, der kreideartige karpathische Sandstein, bildet den grössten Theil des Gebirgswalles, der unsere nördliche und nordöstliche Grenze einschliesst, in einem fortlaufenden, sehr breiten Bogen vom Miava-Thale angefangen bis zu dem Winkel zwischen der Marmaros und der Bukowina in einer Ausdehnung von circa 100 Meilen. In Siebenbürgen stellt er den grössten Theil des Berczk- und Bodzás-Gebirges und die östliche Hälfte des Gyergyóer und Csiker Gebirges dar. Er findet sich ferner in dem ungarisch-siebenbürgischen Grenzgebirge, besonders an der südlichen Seite der Maros und an der nördlichen Seite der Margaer Bisztra und der Sebes-Körös. Im Banater Erzgebirge nimmt er gleichfalls beträchtliche Gebiete ein. Endlich ist auch der Schiefer, Kalkstein und Marmor in grossen Massen vertreten [1]). Es ist daher nur natürlich, dass jede dieser Steinarten auch bei unseren Steinwerkzeugen sich vorfindet. Dagegen haben wir keinen Fibrolit und demnach auch keine Fibrolit-Werkzeuge.

Wie man sieht, findet sich also das Material unserer Steinsachen factisch im Gebiete unseres Vaterlandes. Ist dies nun nicht schon an und für sich ein wichtiges Argument dafür, dass wir in denselben keine Importartikel, sondern heimische Kunstproducte erblicken? Ist es nicht überaus unwahrscheinlich, dass, wo die passenden Steinlager im Vaterlande vorhanden sind, das identische Material aus dem Auslande, aus entfernten, ja aus überseeischen Ländern hätte importirt werden sollen? Kann man von dem in seinen Kenntnissen und Hilfsmitteln gleich beschränkten prähistorischen Urbewohner voraussetzen, dass er sich das Material, welches er viel näher, in seiner eigenen Gegend oder in deren nächstem Umkreise in reicher Menge und bequem finden konnte, mit grosser Plage und Mühe aus ungeheurer Ferne verschafft hätte? Kann man annehmen, dass er sich die fertigen Steinwerkzeuge von einem fernen Industrievolke mit grossen Opfern besorgt hätte, wo er doch selbst in der Lage war, sich die nöthigen Werkzeuge aus dem von der Natur gelieferten Material zu verfertigen? Fürwahr, sollten unsere Steinsachen nicht allein mit blossem Auge, sondern auch mikroskopisch und chemisch untersucht werden: das Ergebniss wird zweifellos unsere Annahme, die selbstständige Existenz der heimischen Steincultur, glänzend rechtfertigen.

[1]) Ueber alles das geben die Werke Johann Hunfalvy's Nik. Török's, Josef Szabó's und der von ihnen citirten Schriftsteller reiche Aufklärung.

IV. Capitel.

Directe Beweise für die Selbstständigkeit der ungarländischen und der nordischen Steincultur.

Die halbfertigen oder blos begonnenen Werkzeuge der nordischen Museen. — Die misslungenen Werkzeuge. — Die nuclei. — Die Bohrzapfen. — Die Steinsplitter und Späne. — Die nachträglich brauchbar gemachten abgenützten oder gebrochenen Werkzeuge. — Die Behau- oder Arbeitssteine. — Die Glätt- und Schärf- (Schleif-) Steine. — Den localen Interessen entsprechende specielle Werkzeuge. — Alle diese zeugen für die Selbstständigkeit der nordeuropäischen Steincultur. — Alte Fabrikationsorte der Steinwerkzeuge in Skandinavien. — Ebenso positive Merkmale beweisen auch die Selbstständigkeit der ungarischen Steincultur. — Fundorte der nuclei in Ungarn. — Fundorte der halb oder nicht ganz fertigen Werkzeuge. — Bohrzapfen aufweisende Werkzeuge und ihre Fundorte. — Grosse Menge von Steinsplittern und Spänen. — Fundorte der Fabrikationswerkzeuge. — Alle diese Funde zeugen für die inländische Fabrikation. — Was die Funde hinsichtlich des umgebenden Materials lehren. — Der Obsidian der Hegyalja — ein Handelsartikel im Zeitalter der Steincultur. — Die Frage des Verkehrs und Comunicationsbezirkes. — Diese Frage wäre nur auf Grund sorgfältiger Analyse des Materials zu lösen. — Einige concrete Fälle machen es gleichwohl wahrscheinlich, dass der Verkehrsbezirk sich nicht weit über die Grenzen des heutigen Ungarn erstrecken konnte. — Ein internationaler Verkehr ist unwahrscheinlich. — Dass die Ureinwohner Ungarns mit Nordeuropa nicht in Handelsverbindung standen, scheint der Mangel des Bernsteins in unseren Funden aus der Steinzeit zu beweisen. — Die Kjökkenmöddinge entbehren der Getreidearlen. — In Mitteleuropa ist der Getreidebau in der Neolith-Periode schon zu constatiren. — Getreidebau Ungarns in der Steinzeit. — Mahlsteine. — Urzeitliche Samenkörner in der Aggteleker Höhle. — Das Fehlen des Getreides in Nordeuropa weist gleichfalls darauf hin, dass ein internationaler Verkehr nicht existirte. — Glasgarben in den Funden des Nordens und der mittleren Donau. — Diese Perlen weisen auf ein südliches Culturvolk, welches bereits in der Steinzeit Ungarn und die skandinavischen Reiche besuchte. — Was suchte es im Norden und an der mittleren Donau? — Es ist wahrscheinlich, dass dieses Culturvolk die Hittiten waren.

Was ich bisher theils durch Widerlegung der negativen Gegenargumente, theils durch Nachweisung der Abweichungen in der Manier der heimischen und der ausländischen Steinwerkzeuge, sowie der Disparität des Materials darzuthun trachtete, das lässt sich im Anschlusse daran durch entschiedene, directe Beweismittel noch gewisser beweisen. In den nordischen Museen fällt es auf, dass sich neben zahlreichen, als technisch vollendet zu betrachtenden Steinsachen viele halbfertige oder blos begonnene finden [1]). Wir sehen da zahlreiche Beispiele von misslungenen Werkzeugen. Die Steinkerne, aus welchen die Kieselsplitter gespalten wurden: die Steinzapfen, welche bei der Durchlöcherung der nicht aus Kiesel bestehenden Werkzeuge abfielen; die bei der Verfertigung der Steinsachen abfallenden Steinspäne und Splitter sind da in grosser Menge aufgehäuft [1]). Auch sind zahlreiche durch den Gebrauch abgenützte und zerbrochene Exemplare zu sehen, welche man durch nachträgliches Schleifen und Durchlöchern wieder gebrauchsfähig zu machen suchte [2]). Gross ist auch die Zahl solcher Steinsachen, die aus den Ueberbleibseln anderer geformt wurden [3]). Endlich sind auch die zur Verfertigung der Steinwerkzeuge gebrauchten Behau- oder Arbeitssteine und die zu deren Glättung oder Schärfung dienenden Glätt- und Schleifsteine aus den Fundorten von Hardeberg, Flädie, Hög, Ahlstad, Yngsjön u. s. w. in überaus grosser Zahl in die öffentlichen und Privatsammlungen gelangt [4]). Ja, noch mehr, an einigen Werkzeugen ist sogar eine den localen Interessen entsprechende Besonderheit nicht zu verkennen. [5])

Alle diese Gegenstände weisen deutlich auf die Selbstständigkeit der nordeuropäischen Steincultur. Sind sie doch ein entschiedener Beweis für die inländische Production der Steinsachen Nordeuropas. Und die Nordeuropäer nehmen auch keinen Anstand, zu erklären, dass im Kattegat auf der Insel Anholt und zu Hessel; auf der Insel Laaland bei Vester-Ulslev; auf den kleinen Inseln zwischen Seeland und Falster; auf Seeland selbst: ferner in Jütland zu Vanggaard bei Frederikshavn; bei Raevsgaard in der Gegend von Aalborg; bei Lindormabacken und Hafäng in Schonen; bei Myggenäs, Tannam, Medbo, Hagetorp, Pirlanda in Bo-

[1]) Auch Nilsson erwähnt solche: Das Steinalter, pag. 57.

[1]) Nilsson a. a. O. pag. 63, Montelius: Führer, pag. 4 und 7.

[2]) Nilsson a. a. O. pag. 69 mit Abbildg. Montelius l. c. pag. 7, 8.

[3]) Nilsson: Das Steinalter, pag. 70—71.

[4]) Nilsson a. a. O. pag. 21, 22. Montelius: Führer, pag. 4.

[5]) Diesen höchst interessanten Umstand hat Nilsson constatirt, indem er auf Grund der Erklärungen von Sachverständigen nachwies, dass einige Flintangeln eigens zum Fange des Sunddorsch (Gadus Calarias, Linn.) verfertigt wurden, indem ihre Grösse zu der Ausdehnung des Rachens dieser auch jetzt noch dort vorkommenden Fischart ganz ausgezeichnet passt. Von anderen Angeln erweist es sich durch ihren Fundort und ihre Beschaffenheit, dass sie zum Fange der Aale und Barsche verfertigt wurden. (Das Steinalter, pag. 26.)

huslän und an zahlreichen anderen Orten Steinsachenfabriken arbeiteten [1]). Wenn aber die aus diesen directen Argumenten gezogenen Schlussfolgerungen für Nordeuropa gelten, dann kann es offenbar gar keinen Grund geben, warum ähnliche Funde für unser Vaterland nicht dasselbe beweisen sollten.

Und in der That, dass die Steinsachen des mittleren Donaubeckens ebenso bei uns verfertigt wurden, wie es mit den nordischen in Skandinavien, mit den englischen in England, mit den französischen in Frankreich, mit den belgischen in Belgien, mit den österreichischen und deutschen in Oesterreich und Deutschland der Fall war [2]), das beweisen vor Allem die bei uns ungemein häufig vorkommenden Obsidian- und Kiesel-Nuclei. Bisher fanden sich solche im Comitate Abauj: zu Fancsal [3]) und Sima [4]); im Comitate Baranya: in Ocsárd [5]); im Comitate Bereg: in der Háter Gegend am sogenannten Krajna und im Hotter von Závidfalva [6]), in Klacsano [7]), Mező-Kászony [8]) und Munkács [9]); im Comitate Békés: bei Szarvas und Szt. András [10]), sowie bei Doboz [11]); im Comitate Bihar: in Mező-Keresztes [12]), Groszwardein [13]) und Gálos Petri [14]); im Comitate Borsod: in Árokkő [15]), Mező-Kövesd [16]) und Szihalom [17]); im Comitate Raab: in der Gegend von Koronczo [2]) und auf der Szentpáler Puszta des Raaber Capitels [3]); im Comitate Háromszék: in Szacsva [4]); im Comitate Heves: in Sirok [5]); im Comitate Hont: in Magyarád [6]) und Varsány [7]); im Comitate Hunyad: in Kersecz, Nándor-Válya [8]), Tordos [9]), Zsószán [10]); im Comitate Kolozs: in Bánffi-Hunyad [11]), Bikal [12]), Nagy-Almás [13]) und im Gebiete von Puszta-Szt.-Mihály auf dem Prädium Zsarno [14]); im Comitate Szabolcs: in Kálló [15]), Székely [16]), auf dem Ried Szőlőrét und in dem sogenannten Hódalj-Gebiete [17]). In einem Szántó kamen auch jene überaus merkwürdigen Obsidian-Nuclei zum Vorschein, welche in dem Museum des Debreziner reformirten Collegiums zu sehen sind [18]). Hier seien auch jene zwei Kernstein-Exemplare erwähnt, welche in die Sammlung des Museums von Nagy-Kálló gelangten [19]). Von diesen wurde eines im Comitate Czabolcs bei Ibrány gefunden. Es ist ein Kieselsteinkern, der in unserem Vaterlande nicht seines Gleichen hat [20]). Endlich sind noch die im Comitate Szilágy: bei Szilágycsch [21]) und Zilah [22]); im Comitate Ung: in Lucska [23]); im Comitate Eisenburg: in Herény [24]) und Katafa [25])

[1]) Engelhardt: Nordische Alterthümer. Kopenhagen 1880, pag. 5—7. Montelius: Führer. pag. 4, 14. Lubbock: Die vorg. Zeit. I, 99.

[2]) Vgl. Rauber: Urgeschichte. I, 45. Fischer: Beiträge zur Kenntniss d. Steinzeit in Ostpreussen und den angrenzenden Gebieten. (Schriften d. phys.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg. XXIII. Jahrg. 1882, I. Abth. pag. 18 fg.) S. ausserdem Mém. de la Société des Sciences. 1866—67. Transactions of the Ethnolog. Society. 1870, pag 419

[3]) Arch. Ért. III, 20, 108.

[4]) Arch. Ért. III, 61.

[5]) Arch. Ért. III, 149.

[6]) Arch. Ért. II, 130—131.

[7]) Arch. Ért. I, 80.

[8]) Lehoczky: Beregmegye monographiája. I, 85

[9]) Ebenda I, 88 und Arch. Ért. II, 237.

[10]) Békésmegye rég. és miveltségtört. Évkönyve. 1878—79. V, 65 und Arch. Ért. XIV, 91.

[11]) Békésm. rég. és miv. Évk. 1878—79. V, 177.

[12]) Arch. Ért. I, 57—58. Arch. Közl. VII, 161.

[13]) Alex. Bölöni jun. Őskori műtárgyak Nagyváradon. Erschienen in den Tört. és rég. Közlemények des Biharer Comitats. Jahrg. 1875, pag. 11.

[14]) Römer: Arch. Ért. I, 6. — Hampel: Arch. Közl. XII, 131—132 mit Abbildg.

[15]) Arch. Ért. I, 57.

[16]) Hampel: Kalauz. pag. 6.

[17]) Hampel: Kalauz. pag. 6.

[18]) Arch. Ért. II, 220.

[19]) Arch. Ért. II, 220.

[20]) Géza Nagy: Arch. Ért. Neue Folge II, 29.

[21]) Arch. Ért. I, 4.

[22]) Römer: Résult. génér. pag. 13.

[23]) Baron Eugen Nyáry: Arch. Ért. X, 63.

[24]) Téglás: Arch. Ért. Neue Folge. II, 106.

[25]) Gooss: Chronik der Funde Siebenbürgens, pag. 57 — Sophie v. Torma: Neolith kőkorszaki telepek Hunyadmegyében. Erd. Múz. VI, 139.

[26]) Sophie v. Torma: l. c. VI, 191, 199.

[27]) Arch. Ért. I, 56.

[28]) Gooss: Chronik, pag. 14. Erd. Múz. Egyl. Évk. V, 138. Arch. Közl. VII, 162.

[29]) Gooss; Chronik, pag. 10.

[30]) Torma: A limes dacicus, pag. 110, Anm. 1.

[31]) Arch. Ért. III, 174.

[32]) Arch. Ért. III, 218.

[33]) Arch. Ért. III, 217.

[34]) Arch. Ért. I, 4—5. XII, 170. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass dies das Szántó des Comitates Abauj ist, wo der Obsidian vorkommt.

[35]) Arch. Ért. I, 56. V, 77.

[36]) Hampel: Arch. Közl. XII, 132.

[37]) Torma: A limes dacicus. pag. 110, Anm. 1.

[38]) Arch. Ért. Neue Folge. I, 275.

[39]) Lipp: Arch. Ért. X, 96.

[40]) Turcsányi: Arch. Ért. V, 131.

[41]) Arch. Ért XIV, 225.

und im Comitate Zala: im Thale von Szent-György gefundenen Steinkerne zu erwähnen [1]). In der einzigen Sammlung des oberungarischen Museum-Vereines in Kaschau gibt es 36 Stück solcher Nuclei [2]).

Aber auch ausser den Steinkernen kommen in unseren heimischen Funden sehr viele halbfertige oder nicht ganz fertige Steinwerkzeuge vor. So wurde namentlich im Comitate Abauj zu Felső-Dobsza ausser einer halbfertigen Pfeilspitze auch ein Steinbeil gefunden, dessen eine Seite die begonnene Bohrung, dessen andere die blosse Spur des begonnenen Bohrloches zeigt [3]); im Comitate Bars zu Ladány ein halbbearbeiteter Sandsteinmeissel, an dem blos das eine Ende geglättet ist [4]); im Comitate Bereg in der Gegend von Kucsova auf dem Abhange unter der Kendereske und dem Szarkaberge ein ausgehöhlter, mit Sternen geschmückter Quarzitrothstein mit sternförmigen Eindrücken, welche die Spuren des Bohrers darstellen, der von den Alten zur Durchlöcherung dieses Steinwerkzeuges gebraucht wurde [5]); ferner bei Munkács eine dreieckige spitzige Steinplatte, aus welcher man durch Absprengen einen Meissel zu machen begonnen hatte [6]) und im Hotter von Zsófiafalva auf der Anhöhe Lipnicza ein Stein, auf welchem die Spuren des Schabens noch sichtbar waren [7]); im Comitate Raab in Kis-Baráti ein grosses Beilbruchstück, auf welchem man begonnen hatte, vor dem alten entzweigesprungenen Loche ein neues, 3 cm tiefes, ringförmiges Loch zu bohren [8]): in Koroncz auf der Vajdawiese ein nicht fertig gewordener, noch nicht geschärfter und blos aus dem Rohen gearbeiteter Keil [9]), gleichfalls in Koroncz ein zweites [10]) und in Tóth ein drittes Steinwerkzeug mit Bohrversuchen [11]): im Comitate Hont: in Hont, Szántó, Varsány halbfertige Sandsteinmeissel [12]): in Hunyad: in Algyógy, Tordos und Nándorváły zahlreiche Werkzeuge. Von diesen ist eines — eine Trachyt-Streitaxt — deshalb überaus merkwürdig, weil man an demselben die Methode der Bohrarbeit studiren kann. Die durch kaum begonnene Probebohrungen verursachten schartigen Kreise lassen den Gebrauch des mit Benetzung verwendeten Sandes und Werges genau erkennen, deren man sich nur beim Gebrauche von Röhren aus weicherem Material, nicht aber aus Bronze, bedienen konnte. Andererseits lässt eine andere aus Sandstein verfertigte Hacke mit kegelförmiger Vertiefung vermuthen, dass die Durchlöcherung bereits mit einem spitzigen Erzgriffel versucht wurde [1]). Ausserdem kamen Bohrversuche auch noch anderwärts zum Vorschein: im Comitate Moson: in Mecsér ein Steinwerkzeug, das den Bohrversuch deutlich zeigt [2]); im Comitate Nagykükülló: in Kobor eine jetzt im Museum von Szászváros befindliche Steinhacke mit unvollendetem Stielloch [3]); im Comitate Neograd: in Szenna eine noch nicht ganz durchlöcherte Trachyt-Steinhacke mit einer kegelförmigen Erhöhung, d. i. einem Pfropfen in der Mitte des Loches [4]); im Comitate Neutra: in Belád gleichfalls halb durchbohrte Steinwerkzeuge, welche gegenwärtig im Wiener kaiserlichen und im Prager städtischen Museum verwahrt werden [5]): im Comitate Szabolcs an mehreren Orten, wie dies die in das Museum von Nagykálló gelangte halbfertige Obsidian-Messerklinge und der Bohrversuche aufweisende Steinhammer beweisen [6]); im Comitate Szolnok-Doboka: in Kudu viele unvollendete Steinsachen, darunter eine Sandsteinplatte mit angefangener Bohrung und eine nur auf einer Seite vollendete Pfeilspitze [7]); im Comitate Udvarhely: in Erked eine Trachyttuff-Hacke mit unfertigem Stielloch und wohl erhaltenem Bohrpfropfen [8]); im Comitate Veszprém: auf dem Csernár-Berge eine Steinhacke mit einem interessanten Bohrversuche [9]). Endlich fanden sich bekanntlich auch im Bakony unter

[1]) Nach meinen Aufzeichnungen.

[2]) Béla Klimkovics im III. Jahrbuch des erwähnten Múzeum-Egylet 1879, pag. 143. Wir bemerken, dass von diesen Nuclei 26 Obsidiane, 10 aber Kieselsteine sind.

[3]) Arch. Ért. III, 27, XI, 165.

[4]) Arch. Ért. III, 53.

[5]) Lehoczky: Beregmegye monograph. I, 83.

[6]) Lehoczky l. c. I, 89.

[7]) Ebendas. I, 85.

[8]) Ebenhöch: Győrmegye és város egyet. leirásában, pag. 363, 407. Etel Méry: Arch. Ért. VI, 315.

[9]) Arch. Ért. II, 220. Győrm. és vár. egyet. leir., pag. 364.

[10]) Arch. Ért. II, 220. Győrm. és vár. egyet. leir., pag. 408.

[11]) Győrm. és vár. egyet. leir., pag. 409.

[12]) Arch. Ért. III, 52, 86. X, 63.

[1]) Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 139, 142, 194, 200.

[2]) Ebenhöch: Győrm. és vár. egyet. leir., pag. 364

[3]) Gooss: Chronik, pag. 30.

[4]) Kubinyi: Arch. Közl. II, 88, Nr. 7. — Römer: Mür. Kal. I, 11.

[5]) Römer: Mürég. Kalauz. I, 11, 14.

[6]) Arch. Ért. I, 56. V. 77, 78. Arch. Közl. X, 47, Abbildung II.

[7]) Gooss: Chronik, pag. 32. — Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 204.

[8]) Gooss: Chronik, pag. 10.

[9]) Arch. Ért. XI, 228.

polirten Steinsachen mehrere nur roh gearbeitete, nicht fertig gebrachte Steingeräth-Exemplare vor[1]). Noch interessanter wird die Sache dadurch, dass auch Zapfen, Steinpfropfen, Stöpsel, wie sie beim Bohren solcher Werkzeuge entstanden, erhalten blieben, und zwar theils in selbstständigen Exemplaren, theils an den zu durchbohrenden Gegenständen selbst. So sind von Felső-Dobsza zwei Stück Grünstein-Zapfen bekannt[2]). Auch in der Steinsachensammlung des ungarischen Nationalmuseums sind mehrere solche Exemplare zu sehen[3]). Bei Nándorválya wurde gleichfalls eines gefunden[4]). An der oberwähnten Hacke des Erkeder Fundes ist der Bohrpfropfen gut erhalten[5]). An dem 1876 in der Komorner Sternschanze gefundenen weissen Steinstreitkolben kann man den durch den Bohrversuch entstandenen Steinpfropfen ganz gut wahrnehmen. Noch deutlicher zeigt sich der Pfropfen an dem 1875 in Kajár gefundenen Quarzit-Hobel-Bruchstück. An dem Serpentin-Beilchen von Gömörő ist ein 6 cm langer Pfropfen zu sehen. An der 1876 von Julius Dessewffy dem Nationalmuseum gesendeten Schieferhacke ist ein zu zwei Dritteln abgebrochener Pfropfen ersichtlich[6]). Ein überaus interessantes Exemplar kann man in dem Museum des Eisenburger Comitats zu Steinamanger sehen. Im Besitze des Pressburger Propstes Hyacinth v. Rónay befindet sich eine Steinhacke von der Bodroggegend, an welcher der Pfropfen des Bohrversuches gut erhalten ist. Dieses Exemplar ist auch deshalb merkwürdig, weil es auf der dem Bohrversuche entgegengesetzten Seite das jenseitige Stielloch im Umriss zeigt. Mit Recht konnten daher die Alterthumsforscher auf diese Umstände aufmerksam machen, wenn sie in denselben Beweise für die locale Production erblicken[7]).

Dazu kommt, dass die beim Spalten der Steinsachen abfallenden Steinsplitter und Steinspäne geradezu in ungeheuren Mengen erhalten blieben, so in den Comitaten Bereg, Békés, Bihar, Raab, Hunyad, Ung, Zemplén und in zahlreichen anderen Gegenden unseres Vaterlandes, wie aus den Mittheilungen der Forscher in den betreffenden Gegenden hervorgeht[1]). Stellenweise kann man solche Steinabfälle sogar korbweise sammeln[2]). Noch mehr! An einzelnen Orten sind auch die Verfertigungswerkzeuge (Werkzeuginstrumente) erhalten geblieben. Ein solches fand unter Andern Lehoczky bei Beregszász auf dem sogenannten Kis-Rigó-Ried. Die eine Seite dieses Steines ist glänzend polirt, und er sieht so aus, als wäre er einst zum Glätten benutzt worden[3]). Derselbe Forscher traf auf dem kleinen Berge bei Munkács auf einen Trachytstein, dessen Innenseite ganz vertieft war zum Zeichen, dass er einst zum Glätten, Schleifen, Poliren verwendet wurde[4]). Schleifsteine fand derselbe in Klacsanó[5]), Macskovics, desgleichen bei Szabadka im Comitate Bács-Bodrog[6]), Paul Benke bei Szarvas im Comitate Békés[7]); Alexius Kéry bei der ehemaligen Brücke von Doboz nach Gyula[8]); Franz Ebenhöch in Koronczó, Csécsény und Kis-Árpás im Comitate Raab[9]); Römer zu Székely im Comitate Szabolcs[10]); Somogyi auf der Ajaker Wiese in Szabolcs[11]); Sophie v. Torma zu Tordos im Comitate Hunyad[12]). Dieselbe fand in Zsószán flache und eiförmige Former von Steinmessern[13]). In unseren Museen sind solche Werkzeuge nicht eben selten. Wir haben auch schon die Ansicht äussern gehört, dass die im Petákthale zum Vorschein gekommenen, eine Specialität der dortigen Ursitze bildenden, aus halb geröstetem, bläulichem Thon verfertigten Scheite jene Werkzeuge gewesen seien, deren man sich beim Poliren der Steinmeissel

[1]) Arch. Ért. II, 276.

[2]) Arch. Ért. XI, 166, 192.

[3]) Hampel: Kalauz, pag. 6.

[4]) Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 194

[5]) Gooss: Chronik, pag. 10.

[6]) Arch. Ért. XI, 166.

[7]) S. Műrég. Kal. I. II. Arch. Ért. XI, 166.

[1]) So Lehoczky: Beregm. Monogr. I, 74 — Römer: Arch. Ért. I, 4, 6. II. 199. III, 217, 283. — Ebenhöch: Arch. Ért. II, 220. — Óváry: Arch. Ért. III, 61. — Koós: Arch. Ért. III, 92. — Marossy: Arch. Ért. III, 105. — Téglás: Arch. Ért. neue Folge, II, 102, 106. — Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 139.

[2]) Lehoczky: Beregm. monogr. I, 79. — Téglás: Arch. Ért. neue Folge, II, 102. — Sophie v. Torma: l. c. VI, 139.

[3]) Beregm. monogr. I, 79.

[4]) Ebendas. I, 38.

[5]) Arch. Ért. I, 80.

[6]) S. d. Szabadkai közs. főgymn. 1882—1883 évi Ért., pag. 14 u. 55.

[7]) S. Békésm. rég. és m. társ. Évk. V, 65.

[8]) Majorossy's Bericht in dems. Évkönyv. V, 178.

[9]) Győrm. és város egyet. leirása, pag. 364.

[10]) Arch. Ért. III, 218.

[11]) Vécsey's Ber. im Arch Ért. V, 210.

[12]) Neolith kökorszaki telepek Hunyadm. Erd. Múz. VI, 139.

[13]) Neolith kökorszaki telepek Hunyadm. Erd. Múz. VI, 191

und Beile bediente [1]). Ich gebe zu, dass manche dieser Verfertigungswerkzeuge nur durch archäologisches Missverständniss, Combination des Dilettantismus in die urzeitliche Periode versetzt wurden; ich glaube aber unter Berücksichtigung aller Erscheinungen der prähistorischen Funde mit Bestimmtheit behaupten zu können, dass wir eben auf Grund unserer Funde über jene Gegenden bereits hinreichend orientirt sein können, in welchen die prähistorischen Steinsachen fabricirt wurden [2]).

Gleichfalls auf Grund unserer Funde erlangen wir Gewissheit nicht blos darüber, dass alle diese Steinsachen heimische Erzeugnisse sind, sondern auch darüber, dass sie nicht insgesammt an dem Orte verfertigt wurden, wo das Material sich findet, sondern auch in Gegenden fern von letzterem, welche an dem verwendeten Material Mangel leiden. Wenn wir die Fundorte der Nuclei, der Splitter und der Glättwerkzeuge mit der geologischen Formation dieser Orte vergleichen, so sehen wir sofort, dass eine allseitige Verbreitung zum Zwecke der Bearbeitung des Rohmaterials stattgefunden hat. Wir finden Obsidian-Nuclei in Békés, Bihar, ja jenseits der Donau in Baranya, Raab, Eisenburg, Zala. Das Material wanderte also in beträchtliche Entfernungen, u. zw. nicht auf der Eispost, sondern auf dem menschlichen Rücken, und es ist gewiss, dass bereits im Zeitalter der Steincultur in unserem Vaterlande eine Art Tauschhandel, Waarenverkehr oder wenigstens Umsatz von Rohmaterial stattfand. Wie der Obsidian nach Griechenland von den Inseln Milo und Santorin kam, nach Perugia und in andere Gegenden Mittelitaliens von den liparischen Inseln [1]), der Diallag und Gobber, sowie der echte Kreide-Feuerstein nach der Schweiz aus Süd- und Mittelfrankreich [2]), der Flint nach West-Bottnien aus Schonen [3]), endlich der Obsidian in das Mississippi-Thal aus dem Alleghany-Gebirge und das Rothkupfer aus der Gegend des oberen Sees [4]), so gelangte auch bei uns der Bimstein und Obsidian aus der Hegyalja [5])

[1]) Ansicht Sophie v. Torma's (Erd. Múz. VI, 196) und Gabriel Téglás'. (Arch. Ért. neue Folge, II, 105.)

[2]) Römer bedenkt sich nicht zu erklären, dass der Weingarten-Ried zu Mezőkeresztes im Biharer Comitate, besonders der Pfarrers-Weingarten in Urzeiten eine Werkstätte war. (S. Ó-kőkori eszközök Magyarországon, im A. Ért. I, 6.) Anton Horvát constatirt, dass die auf dem Fünfkirchner Makárberge gefundenen Steinsachen fast insgesammt aus dem Basalt der Umgebung von Jánosi verfertigt wurden. (Pécs vidéki és egyéb leletek. Mitgeth. im A. K. VIII, 61.) Téglás betont, dass das Material der Steinwerkzeuge und Nuclei von Nándorválya mit den Gesteinen jener Gegend übereinstimmt, u. zw. mit dem Trachyt bei Déva, mit den Chalcedon- und Jaspisarten der bei Nándor beginnenden Kalksteinzone, und mit dem Hornstein, Feuerstein, Glimmerschiefer, Amphibolschiefer, kieselsäurehaltigen Sandstein der benachbarten Kreidezone. (A Petákvölgyi ősleletek Hunyad-Megyében. Arch. Ért. Neue Folge II, 106.) Nándorválya wird auch von Sophie v. Torma als eine der bemerkenswerthesten Stätten für die Fabrikation der Steinsachen erwähnt. (Érd. Múz. VI, 192. Torma führt auch auf Grund der Bestimmung von Fachmännern an, dass unter den Steinsachen des Tordoser Fundes der Feuerstein von Lozsád, der Opal, Jaspis, Hornstein von Gyögypataka, der Amphibolschiefer des südlichen Grenzgebirges, der serpetinisirte Gabbro von Persány und mehrere Gesteine von Dealu mare zu constatiren sind. (Erd. Múz. VI, 139, 141.) Spörtl gibt an, dass die Steinsachen von Gánócz dem Gestein von Magura entnommen sind. (Prähistorisches aus Ungarn. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1882, XII, 97.) Josef Szabó endlich constatirt, dass das Material einiger unserer Steinsachen identisch ist mit dem Kieselschiefer, dem dichten Basalt, den porösen Basalt-Bomben des Bükkgebirges und mit den Süsswasser-Quarzen, dem Feuerstein, Chalcedon und Opal der Rhyolithgruppe der Mátra. (Egy continentalis emelkedés és sülyedésről., pag. 76.)

[1]) Diese Ansicht haben Dr. Josef Szabó und Belucci auf dem VIII. internationalen Congresse, ferner Andrian und Gemellario bei anderer Gelegenheit ausgesprochen. Vergl. Compte-rendu 96—100. Arch. Ért. X, 245—246. Fortschritte d. Urgesch. V, 67. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1878, VII, 25. Rauber: Urgesch. d. Menschen, I, 57.

[2]) Rauber: Urgesch d. Menschen. I, 34. Lubbock l. c. I, 187.

[3]) Hildebrand l. c. pag. 69.

[4]) Lubbock: Die vorgesch. Zeit. I, 74.

[5]) Nach Hampel verbreitete sich der in der Hegyalja-Gegend am häufigsten vorkommende Obsidian in der Neolith-Periode auf dem Wege des Handels allenthalben im Lande. (Békés várm. rég. és miv. tört. társ. Évk. 1878—79. V, 39.) Auch Römer findet die Schlussfolgerung natürlich, dass grössere, selbstständige, zur Bearbeitung taugliche Stücke von Obsidian von den Urbewohnern gesammelt, im Wege des Handels und Tausches von den ursprünglichen Fundorten fortgetragen und verbreitet wurden. (Ó-kőkori eszközök Magyarországon. Ersch. im Arch. Ért. I, 8.) Nach ihm gelangten die Obsidian-Gegenstände aus der Heimat des Obsidians, aus den Tokajer Bergen, in die nordöstlichen Theile Ungarns. (Arch. Ért. X, 238.) Auch Lehoczky (Beregm. monogr. I, 74), Géza Nagy (Arch. Ért. Neue Folge II, 29), Eugen Nyáry (Arch. Ért. X, 63) und Ebenhöch (Győrm. és vár. egyet. leirása, pag. 362) behaupten in gleichem Sinne, dass das zu Steinwerkzeugen benöthigte Material ursprünglich aus entfernteren fremden Gegenden nach Bereg, Raab, Háromszék, Hont, geschafft werden musste. Einen derartigen localen Verkehr und Waarenumsatz schreibt übrigens Hildebrand auch der nordischen Steinzeitcultur zu. (Das heidn. Zeitalter

und anderen Productionsstätten des Obsidians, anderes Gestein wieder anderswoher in jene Gegenden Ungarns, welche an Steinen überhaupt oder an gewissen Steinspecialitäten arm sind.

Wie weit sich der Kreis des Handels und Verkehrs erstreckte, können wir derzeit nicht bestimmen. Und dies wird auch nicht möglich sein, so lange die Steinsachen und die entsprechenden Steinarten Ungarns nicht genau analysirt sind. Bekanntlich besitzen diese Steinarten eine grosse mineralogische Mannigfaltigkeit, also zahlreiche locale Varietäten. Wenn die chemische Analyse oder die mikroskopische Untersuchung auch an den Steinsachen von gleicher Eigenthümlichkeit die mineralogische Disparität constatirt, dann können wir deren locale Provenienz unwiderleglich nachweisen. Ehe dies aber geschieht, dürfen wir es nur als wahrscheinlich bezeichnen, dass der fragliche Verkehrskreis sich nicht weit über die Landesgrenzen hinaus erstrecken konnte. Nach meiner Ansicht haben blos die uns zunächst liegenden Gebiete der Nachbarländer von dem Rohmaterial und von den fertigen Artikeln erhalten. Dies wird auch durch einige concrete Fälle wahrscheinlich gemacht[1]). Einen Verkehr aber, der nach unserem heutigen Sprachgebrauche „international" genannt wird, halte ich für unannehmbar. Dass speciell die Steinzeit-Handwerker Ungarns mit Nordeuropa in gar keiner Verbindung standen, das scheinen zwei besondere Umstände zu beweisen. Erstens, dass in Nordeuropa der Bernstein als Schmuckgegenstand zugleich mit solchen Funden vorkommt, welche, der Bronzezeit vorausgehend, reine Steinzeitfunde darstellen[2]). In Ungarn ist ein solcher Fund bisher unbekannt. Das Wenige, was bisher bei uns von Bernsteinsachen gefunden wurde, gehört entschieden schon in die Metallzeit, in die späte Bronzezeit und in die Eisenzeit[1]). Daraus kann man also mindestens mit einiger Wahrscheinlichkeit folgern, dass eine internationale Verbindung zwischen dem Becken unterhalb der Karpathen und Nordeuropa denn doch nicht bestand. Hätte der Steinzeitmensch des Karpathenbeckens seine Steinsachen, u. zw. Waffen und Gebrauchsartikel, wie Schmucksachen aus den Ländern am baltischen Meere erhalten, so würde er offenbar bei derselben Gelegenheit und auf demselben Wege, mit den Steinsachen auch den Bernstein erhalten haben, weil nicht anzunehmen ist, dass die Bewohner des Festlandes und der Inseln des baltischen Meeres jene Specialität, die ihrem Geschmacke nachweislich zusagte und einen gesuchten Artikel ihrer Habsucht bildete, nicht in den Tauschhandel gebracht hätten.

---

in Schweden, pag. 69.) Und mit Recht. In Schonen finden sich z. B. einige Werkzeuge von Porphyr, welcher Stein dort nicht vorkommt. (Nilsson: Das Steinalter, pag. 57.) Hieher gehört auch der Byskeelfer Fund.

[1]) Wurmbrand macht darauf aufmerksam, dass das Material der bei Luttenberg zum Vorschein gekommenen Miemit-Steinsachen sich zu Rakovácz in Slavonien, im Serpentingestein findet. (Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. I. 294.)

[2]) Nilsson: Das Steinalter, pag. 65—66. Montelius: La Suède Préhistorique, pag. 23. Derselbe: Om Lifnet i Sverige under Hednatiden, pag. 16, Abbildg. 16. Derselbe: Antiquités Suédoises, pag. 19, Fig. 84—88. Derselbe: Führer durch d. Mus. vaterländ. Alterth. in Stockholm, pag. 6, 9, 10, 11, 15, 16, 17 u. 18. Worsaä: Dänemarks Vorzeit, pag. 16. Tischler: Beitr. z. Kenntniss d. Steinz. in Ostpreussen u. d. angrenz. Gebieten. l. c. 1882, XXIII. Jahrg. I. Abth. pag. 19, 24, 25, 27. Klebs: Der Bernsteinschmuck d. Steinzeit. (In den Schriften der Königsberger physikalisch-ökonomischen Gesellsch. 1882, mit 12 Tafeln.) — Die Fortschritte der Urgeschichte. VIII, 35, 36. — Sitzungsbericht der Alterthums-Gesellschaft „Prussia". Königsberg, 1876 bis 1877, pag. 49. Auch auf dem Stockholmer internat. arch. Congress haben Stolpe und Howorth diesen Umstand betont. Wie Engelhardt angibt, figurirt der Bernstein in Dänemark in der jüngeren Steinzeit in so ungeheurer Menge, dass man von ihm einmal 800, ein zweites Mal 4000 Stück beisammen gefunden hat (Mestorf l. c. pag. 22—24.)

[1]) Dass der Bernstein in rohem und geglättetem Zustande in Ungarn vorkommt, erwähnte Römer auf dem VIII. internationalen Congresse (Compte-rendu 1876, I, 16 u. Arch. Ért. X, 239. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. VIII, 20), hob aber nicht hervor, dass er nicht rein steinzeitlich sei. Der Bernstein einiger unserer Funde gehört geradezu in eine spätere Geschichtsperiode. Die schönen Exemplare der Ambrasammlung des Nationalmuseums stammen aus dem römischen Sabaria. (Franks: Compte-rendu 1876, I, 439.) Das in dem Geszteréder Tumulus in Szabolcs gefundene Ambrastück ist in eine noch spätere Zeit zu setzen. Das Grab ist nämlich nachweisbar ein altungarisches, aus dem IX.—X. Jahrh. (B. Josef Vécsey: Arch. Ért. I, 50—52.) Uebrigens sind auch die im Auslande gefundenen Bernsteine keine Reliquien der Steinzeit. Lubbock verweist die schweizerischen in die Bronzezeit. (Die vorgesch. Zeit. I, 187.) Desor desgleichen. (Journal de Genève v. 23. Febr. 1876 u. Arch. Ért. X, 83.) Die Ambrasachen der Hallstädter Gräber fallen in die Uebergangsperiode aus der Bronzezeit in die Eisenzeit. (Lubbock l. c. I, 20—21.) Reboux setzt das Vorkommen des Bernsteins wohl in die prähistorischen Zeiten, aber nicht in die Steinzeit. (Sur l'origine de l'ambre. Mitgeth. im Compte-rendu 1876, I, 693—94.) Pigorini theilt die in den Terramare von Castione gefundene Bernsteinschnur der Bronzezeit zu, als auch das Eisen schon zur Verwendung gekommen war. (Terramara dell'età del bronzo, situata in Castione dei Marchesi. Rom, 1883.)

Die zweite Erscheinung, welche dieselbe Folgerung gestattet, ist der Umstand, dass den Funden der nordeuropäischen Steinzeit die Getreide-Beilagen fehlen. In den Kjökkenmöddingen Dänemarks, die man mit Recht der Steinzeit zuschreiben kann, fand sich bisher nicht eine Spur von Getreidearten [1]). Auch deutet sonst gar nichts darauf hin, dass man sich in jenen Gegenden mit Getreidebau beschäftigt hätte [2]). Dagegen zeugen die Fundorte Mitteldeutschlands, der Küstengegenden der Alpen, die österreichischen und schweizerischen Pfahlbauten direct für die Thatsache des Getreidebaues — wenigstens in der jüngeren Neolith-Periode [3]). Ungarn liefert geradezu hochinteressante Daten für die Existenz der prähistorischen Landwirthschaft. Unter ungarischen Funden sind die Mahlsteine sehr häufig. — Namentlich fanden sich solche in Klacsán [4]), in Beregszász unter dem sogenannten Nagy-Rigó-Weingarten [5]), in Muzsaj und Kucsava [6]), im Comitate Bereg, und zwar in dem Abhange unterhalb des Kendereske- und Szarka-Berges; ausserdem in Munkács auf dem „kleinen Berge“ [1]); ferner zu Novaj, Szihalom, Diósgyör in Borsod [2]); zu Gánócz in der Zips [3]): in der Szegeder Gegend bei Öthalom im Comitate Csongrád [4]); in Ordas [5]), Gomba [6]), Izsák [7]), Tószeg [8]), Puszta Varsány [9]) im Comitate Pest-Pilis-Solt; in Geszteréd im Comitate Szabolcs [10]); in Lipek im Comitate Temes [11]); in Algyógy, Nándorválya und Tordos im Comitate Hunyad [12]); in Kudu im Comitatt Szolnok-Doboka [13]); bei dem herrschaftlichen Ziegelofen der Gemeinde Szabolcs im Comitate Baranya, bei Fünfkirchen [14]); zu Kis-Terenne im Comitate Neográd, auf der nordwestlichen Seite des Hárs-Berges [15]); zu Söreg im Comitate Gömör [16]); zu Lucska im Comitate Ung [17]); zu Paulis im Comitate Arad [18]); zu Steinamanger und Kis-Unyom im Comitate Eisenburg [19]); auf dem Schlosshügel von Hernád-Büd, resp. Dobsza im Comitate Abauj [20]); in Rojt auf dem Pördomb im Comitate Bihar [21]); zu Czenk im Comitate Oedenburg in den alten Alluvien des Neu-

[1]) Lubbock: l. c. 224—225. — Thomassen: Enthüllungen aus d. Urgesch. pag. 66. — Rauber: Urgesch. d. Menschen. I, 143. — Lyell: Alter d. Menschengeschlechtes. pag. 15.

[2]) Nilsson meint, dass ackerbautreibende Colonisten — so scheint es — erst zu Beginn der Bronzezeit in Schonen einwanderten, zwischen denen und dem dort ansässigen älteren, wilden Jagdvolke es dann zum Kriege kam. (Das Steinalter, pag. XI.) Worsaä spricht sich etwas unentschiedener aus, doch so, dass man daraus ganz gut auf die Zustände der Steinzeit schliessen kann. Seiner Meinung nach konnten die Urbewohner Dänemarks zur Steinzeit sich um den Ackerbau kaum viel kümmern. (Dänemarks Vorz. pag. 13.) An einer andern Stelle sagt er, dass Dänemarks Bewohner in der jüngern Steinzeit vom Ackerbau wahrscheinlich bereits einige Kenntniss haben konnten. (Bei Lubbock l. c. I, 236.) Diese Behauptung wird am besten durch die Kjökkenmöddinge desavouirt, deren Neolithzeitigkeit unbezweifelbar ist. Hildebrand's Vermuthung, dass dem Steinzeitmenschen, so in Schweden wie in der Schweiz, der Ackerbau nicht unbekannt war, wird also durch gar nichts unterstützt. Die Steinwerkzeuge zum Getreidemahlen, welche sich im Kopenhagener und Stockholmer Museum befinden, gehören ohne Zweifel einer späteren Zeit an. Montelius hebt auch hervor, dass dergleichen in den abseits gelegenen Bezirken des Landes auch noch im Laufe dieses Jahrhunderts gebraucht wurde, dass wir ferner keinerlei positiven Beweis dafür besitzen, als habe in Skandinavien zur Steinzeit Ackerbau existirt. (Führer durch d. Mus. vaterl. Alterth. in Stockholm. 1876, pag. 1 und 3.)

[3]) Lubbock l. c. I, 13, 187, 206—207, 224. — Kloffleisch: Die Fortschritte d. Urgesch. VII, 13—15. — Fligier: Kosmos. V. Jahrg. und Fortschr. d. Urgesch. VII. Jahrg. pag. 23. — Leiner: Kosmos. VI. Jahrg. XI, 137. — Much: Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. 1882. XII, 85.

[4]) Lehoczky: Arch. Ért. I, 80.

[5]) Lehoczky: Beregmegye monographiája. I, 79.

[6]) Ebenf. nach Lehoczky's Aufzeichnungen. Bereg m. I, 83.

[1]) Lehoczky: Beregm. régiségek. Mitgeth. im Arch. Közl. VII, 157, und Beregm. m. I, 87.

[2]) Kandra: Arch. Ért. X, 48, 49. — Johann Szendrei: Arch. Ért. Neue Folge. III, 127. — Foltinyi bei Ipolyi: Kisebb Munkái. I, 540. 545.

[3]) Spörtl: Prähistorisches aus Ungarn. Mitgeth. in d. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1882. XII, 97.

[4]) Lenhossék: A szeged-öthalmi ásatásokról. 1882. pag. 2—3.

[5]) Nach meinen Aufzeichnungen.

[6]) Nach meinen Aufzeichnungen.

[7]) Ipolyi: Arch. Közl. II, 288—289.

[8]) Arch. Ért. X, 197, 280.

[9]) Derzeit in der Alterthümersammlung des Pressburger evang. Lyceums als Geschenk B. Franz Kubinyi's.

[10]) Arch. Ért. V, 148.

[11]) Nach meinen Aufzeichnungen.

[12]) Téglás: A. Ért. Neue Folge. II, 106. — Sophie von Torma: Neolith-kőkorszaki telepek Hunyadm. Erd. Múz. VI, 134, 200. — Die Fortschr. d. Urgesch. 1882. VIII. 12.

[13]) Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 204.

[14]) Anton Horváth: Arch. Közl. IX, 55—56.

[15]) Franz Kubinyi sen.: Arch. Közl. II, 111.

[16]) B. Eugen Nyáry: Arch. Ért. VI, 168.

[17]) Arch. Ért. Neue Folge. I. 275.

[18]) Arch. Ért. IX, 187.

[19]) Lipp: Arch. Ért. VI, 279. Derselbe: Arch. Ért. X, 95.

[20]) Arch. Ért. II, 94.

[21]) Johann Kovács: Arch. Ért. II, 150

siedler Sees [1]) und gewiss noch an vielen anderen Orten [2]).

Ich bin nun allerdings nicht in der Lage, das Alter aller dieser Mahlsteine auch nur annähernd zu bestimmen. Dazu wäre eine genauere und zuverlässigere Beschreibung der Funde erforderlich. Einer oder der andere ist jedenfalls ein Cultur-Ueberbleibsel der Völkerwanderungs-, oder der römischen, oder der celtischen Zeit. Möglich, dass auch einer oder der andere später fällt. Doch ist es wieder auch zweifellos, dass mehr als einer von ihnen ein Alterthum aus der prähistorischen Zeit ist. Viel beweisen in dieser Hinsicht besonders die Funde vom Neusiedler See. In den Pfahlbauten des Neusiedler Sees sind ausschliesslich Stein-Artefacte zum Vorschein gekommen; die Mahlsteine des Neusiedler Sees beweisen demnach glaubwürdig, dass die Landwirthschaft in der Steinzeit schon betrieben wurde. Andererseits ist es nachgewiesen, dass die Pfahlbauten des Neusiedler Sees die ältesten sind — älter als die italienischen, schweizerischen, österreichischen Pfahlbauten [3]) — um Vieles älter als die Steinzeit-Niederlassungen Skandinaviens. Man kann daher mit Recht behaupten, dass der Ackerbau in der Gegend der mittleren Donau bereits in Uebung war, als derselbe im Norden noch gänzlich fehlte. Diese Ansicht wird noch dadurch gestützt, dass wir in Ungarn noch auf die Fundorte der urzeitlichen Getreideproducte stossen. Ich spreche hier nicht von den Funden in Barnahát, Tószeg, Felső-Dobsza, Szihalom, Fünfkirchen, wo urzeitliche Getreidesamen, so Weizen, Hirse, Roggen, zum Vorscheine kamen, obwohl diese zum Theil in eine Zeit hinaufreichen, welche vor den historischen Aufzeichnungen liegt: ich beziehe mich vielmehr blos auf den Aggteleker Höhlenfund als einen hochbedeutsamen. Die hier neben Menschengerippen gefundenen Samen weisen auf eine ältere Zeit, als die in den helvetischen Steinzeit-Pfahlbauten gefundenen Samen von Wirthschaftspflanzen. In jenem Funde sind 24 verschiedene Pflanzensamen fachmännisch constatirt, darunter 10 von Culturpflanzen, nämlich von zweierlei Weizen, einfachem Spelt, Hirse, nackter Gerste, Wicke, keltischen Zwergbohnen, Saaterbsen, Linsen und Flachsdotter [1]). Ist es nun nicht wahrscheinlich, dass, wenn die Steinzeit-Bewohner der nordischen Länder mit denen des mittleren Donaubeckens in handels- und tauschgeschäftlicher Verbindung gestanden wären, in diesem Falle nicht nur der Bernstein zu uns gekommen, sondern auch das Getreide von hier nach dem Norden importirt worden wäre? Das Getreide, die landwirthschaftlichen Producte, wären offenbar die wünschenswerthesten Artikel für den Norden gewesen, und es ist nicht anzunehmen, dass dessen Bewohner, so grosse Fischer und Jäger sie auch waren, diese wichtigen Nahrungsmittel hätten entbehren wollen.

Hier muss ich schliesslich noch auf einen besonderen Umstand aufmerksam machen, welcher seine specielle Bedeutung und Beweiskraft verliert, wenn wir unterlassen, die analogen heimischen und nordeuropäischen Erscheinungen nebeneinander zu stellen. Nebeneinander gestellt machen sie aber nahezu gewiss, dass wenn auch die Steinzeit-Bewohner der mittleren Donau und Nordeuropas in keiner Tauschhandels- oder sonstigen Verbindung zu einander standen, gleichwohl zu einer Zeit, als sowohl im Norden wie auch bei uns das Steinalter noch bestand, eine Culturnation existirte, welche ebenso die Gegenden jenseits des Belt, wie die des Donauufes besuchte und an beiden Orten ihre Industrie-Artikel verkaufte oder umtauschte. Der Thatbestand ist folgender. In den skandinavischen Torfgründen und Hügelgräbern sind neben den Steinsachen und Bernsteinperlen auch sehr roh gearbeitete Glasperlen zum Vorschein gekommen. An diesen Perlen sind die Schnurlöcher nicht gebohrt, sondern geblasen, oder mit einem spitzigen Metall oder glühenden Thoninstrumente in die geschmolzene Glasmasse ein-

[1]) Wurmbrand: Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. Jahrg. 1874. IV. Bd. Nr. 9. Ebendas. 1878, VII. 250, und Term Közl. 1875, Jahrg. VII. 268. Arch. Ért. IX, 285.

[2]) Im oberungarischen Museum sind zwei solche Mahlstein-Bruchstücke zu sehen. (Béla Klimkovics: A f. múz. egyl. III. Évk. 1879, pag. 143.)

[3]) S. Fligier: Das Alter d. Pfahlbauten in d. Alpenländern. Mitgeth. im Kosmos 1882, VI. Jahrg. XI, 388 bis 391. — Derselbe: Die Pfahlbautenbewohner. Ebenfalls im Kosmos 1882—83. VI. Jahrg. XII, 449—450. — Derselbe: Die Nationalität d. östl. Pfahlbautenbewohner. Kosmos. X, 364.

[1]) B. Eugen Nyáry: Az aggteleki barlang mint őskori temető. Budapest 1881, pag. 33, 54—56. Derselbe: Les hommes de l'age de la pierre dans la Caverne d'Aggtelek, comté de Gömör. Compte-rendu de la VIII. Sess. 1, 626—634. — Fuchs: Mitth. d. Anthr. Ges. 1883. XIII, 81.

gedrückt. Diese Perlen weisen deutlich auf den Beginn der Glasfabrikation [1]). Ueberraschend ist es nun, dass wir in Ungarn gleichfalls auf die Spur solcher Perlen gestossen sind, und zwar ebenfalls in einem Grabe, das auch ein Steinwerkzeug enthielt. Auf der Gerla-Puszta im Comitate Békés fand man nämlich in einem Grabhügel, neben einer Serpentinhacke, milchweisse und grünsilberne Glasperlen [2]). Ueberdies kommen in der berühmten Culturschichte der Bodrog-Ebene neben Obsidian-Pfeilspitzen und Messern hie und da gleichfalls Glasperlen zum Vorschein [3]). Bezüglich der skandinavischen Glasfunde glaubt nicht einmal Nilsson, dass die Glasperlen von demselben Volke verfertigt wurden, welches seine Werkzeuge aus Stein erzeugte. Sie geben vielmehr dunkle Kunde von einem fremden Volke, welches mit den Urbewohnern Skandinaviens in Handelsverbindung stand und gegen Glasperlen Bernstein, Thierfelle und andere Landesproducte eintauschte, ganz so wie dies heutzutage die Europäer und die Wilden von Amerika, Afrika und der Südsee machen. Das Gleiche konnte auch in Ungarn geschehen sein, blos mit dem Unterschiede, dass der fremde Krämer bei uns nicht Ambra, sondern etwas Anderes suchte. Ob nun dieses handeltreibende Culturvolk Hittiter, Phönicier, Aegypter oder Etrusker waren: das kann kaum bezweifelt werden, dass es ein südliches oder südöstliches Volk war, welches die Metalle schon kannte und benützte. Unser Obsidian kann also gar nicht in Frage kommen; ja er könnte dies selbst dann nicht, wenn die Fremden wirklich Steinwerkzeuge benützt hätten. Denn dann hätten sie ja den Obsidian viel näher finden können, im griechischen Archipel, auf den Inseln des Tyrrhener Meeres oder in der Gegend des rothen Meeres. Zu uns führte sie ein ganz anderes Interesse: der Bedarf an gediegenen Metallen und einigen Mineralien.

Wie allgemein bekannt, sind die gediegenen Metalle in Ungarn eine sehr häufige Erscheinung. In Urzeiten musste diese Erscheinung noch auffallender sein. Das Kupfer erscheint nicht blos als Kupferkies, Kupferglanz, Kupferlazur, Kupfervitriol, Buntkupfererz, Kupfergrün, Rothkupfererz, sondern auch als gediegenes Kupfer sehr häufig; in sehr reichen Nestern besonders im Matragebirge, im Lahoczaberge. Namentlich in der Umgebung von Recsk wurden schon 10—15 Kg schwere Stücke gediegenen Kupfers gefunden [1]). Das Gold kommt bei uns hauptsächlich in gediegenem Zustande vor, in Körnern, Krystallen, Schuppen, Platten, Graupen, Kolben. An manchen Orten zeigt es sich geradezu in märchenhafter Menge [2]). In der Urzeit mochten die Klumpen gediegenen Kupfers und Goldes nun gar in ungeheurer Menge vorgekommen sein. Die Goldfunde aus der Zeit der Völkerwanderung, welche aus gediegenem Golde, dann die prähistorischen Kupfergegenstände, die aus gediegenem Kupfer bestehen, erheben diese Thatsache auch für die spätere Zeit über allen Zweifel.

Bezüglich der Nicht-Metalle wissen wir, dass das Salz sich an mehreren Orten an der Erdoberfläche zeigt. In Parajd liegen grosse Mengen des Berge bildenden Salzes an vielen Orten zu Tage. Auch in der Gegend von Oláh-Péntek sieht man die Salzfelsen häufig an der Oberfläche, wie in Parajd. In Szováta ist die Kette der Salzberge an manchen Orten an der Oberfläche sichtbar. Und an zahlreichen andern Stellen begegnen wir derselben Erscheinung [3]). Als heimische Specialität muss aber noch der Opal besonders erwähnt werden. Dieses edle Mineral ist mit seinen zahlreichen Varietäten bekanntlich eine sehr häufige Erscheinung in der oberungarischen Gebirgsgegend, namentlich in Sáros bei Vörösvágás und in Zemplén bei Nagy-Mihály [4]). Auch das wissen wir, dass dieser prächtige Stein, sowohl was Qualität, als was Schönheit und Grösse betrifft, dem australischen und amerikanischen bedeutend überlegen ist; denn weder der von Queensland noch der von Honduras können sich mit ihm

---

[1]) Nilsson: Das Steinalter. pag. 65 und Taf. IX, Fig. 201—202. Derselbe: Das Bronzealter, pag. 83.

[2]) Arch. Közl. IV, 166.

[3]) Wolf: Culturschichten in d. Bodrogebene. Jahrg. 1868 der geologischen Reichsanstalt, Nr. 13, pag. 319, und Arch. Ért. I, 6. — Hauer: Vorlage von prähist. Culturresten. Mitgeth. in den Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. 1871, I, 33.

[1]) Nik. Tóth: Magyarország ásványai, pag. 422. — Jahrbuch der geolog. Reichsanst. in Wien I, 145 und XVIII, 520. — Verhandlungen d. k. k. geol. Reichsanst. in Wien. Jahrg. 1867, pag. 169. — Cotta und Fellenberg: Die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens. I, 145.

[2]) Posepny: Verhandl. d. k. k. geol. Reichsanst. in Wien 1875, pag. 9. — Nik. Tóth l. c. pag. 70, 85.

[3]) Nik. Tóth: l. c. pag. 279—287.

[4]) S. Josef Szabó: Budap. Szemle. V, 127—138. — Nik. Tóth: Magyarország ásványai. 365—377 — Alexander Gesell: A vörösvágás-dubniki m. k. opálbányák. Budapest, 1878.

messen, und selbst der von Esperanza bleibt hinter ihm zurück [1]).

Es ist also nicht unmöglich, dass unsere gediegenen Metalle und unsere Mineralien schon in den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der südlichen Culturvölker auf sich zogen, so dass dieselben Exportartikel wurden zu einer Zeit, als in Ungarn für den Menschen der Stein noch die Hauptrolle spielte. Vom Salz gilt dies natürlich weniger, weil der Bedarf auch in näher gelegenen Gegenden gedeckt werden konnte; aber das Kupfer, das Gold und hauptsächlich und am allermeisten der Opal mussten die Habgier in bedeutendem Grade wecken, sobald einmal über deren Fundorte irgendwie Kunde geworden war. In der That darf man das Auftreten des Opals in die Neolith-Periode setzen, wofür einige Funde sprechen. So die mit Opalen ausgelegten Pastaperlen, welche in den Siebenbürger Colonien der Neolith-Steinzeit gefunden wurden [2]). Sodann mehrere im Comitate Bereg in Gesellschaft von Obsidianen gefundenen Opalsplitter, an denen man die Spuren der Spaltung gut erkennen kann [3]). Endlich der Fund von Tószeg im Comitate Pest-Pilis-Solt [4]). Man darf also die Annahme nicht ganz von sich weisen, dass die culturhistorische Rolle, welche einige unserer Steine und Metalle spielten, in eine viel frühere Zeit fällt, als man gemeinhin annimmt, obzwar eine Rolle, wie sie Henszlmann dem Opal zutheilt [5]), offenbar blos in einer späteren Zeit denkbar ist. Freilich könnte man fragen, wieso es kommt, dass das exportirende südliche Culturvolk, wenn unsere Steine und Metalle schon im Steinalter Ausfuhrartikel bildeten, für diese blos Glasperlen und nicht sofort auch Bronzesachen in Tausch gab, die es doch offenbar ebenfalls fabricirte. Wir könnten darauf erwidern, dass das Handelsvolk die Bronzesachen als das werthvollere zurückbehielt. Allein wir stossen andererseits auch auf Erscheinungen, welche dieses Expediens überflüssig machen. Es haben sich nämlich in einigen Gegenden Ungarns ganz ähnliche Perlen, wie sie zugleich mit Steinsachen auf der Gerla-Puszta an's Tageslicht gekommen sind, mit Stein- und Bronzesachen und auch mit Bronzesachen allein vermischt vorgefunden. So in Gomba, im Pester Comitate, wo solche Perlen mit Stein- und Bronze-Alterthümern metzenweise gefunden wurden [1]). Oder zu Pilin im Comitate Neograd, wo blaue, grüne, weisse und rothe Glasperlen in Gesellschaft von Bronzen vorkamen [2]). Diese Erscheinungen beweisen also, dass die Besuche des südlichen Culturvolkes in das Ende der Neolith-Periode fallen mögen, wo bei uns die Bronze schon aufgetreten war, oder aufzutreten begann, während sie im Norden noch unbekannt war. Nach Norden gelangte die Bronze thatsächlich erst später [3]), und auch dieser Umstand scheint zu der Eigenthümlichkeit der Funde der mittleren Donau

[1]) Krenner: Europa legbecsesebb drágaköve. Mitgeth. im Term. Közl. Jahrg. 1874. VI, 25—28.

[2]) Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 206.

[3]) Lehoczky: Arch. Ért. III, 23.

[4]) Jelenik v. Csetnek: Arch. Ért. X, 280.

[5]) Compte-rendu 1876, I. 245—246. Wurmbrand erwähnt in seinem in d. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. VII, 29 mitgetheilten Berichte irrthümlich den Kieler Handelmann.

[1]) Arch. Közl. VI, 103, 171.

[2]) B. Eugen Nyáry: Arch. Ért. X, 336.

[3]) Nach Evans kam die Bronze aus Frankreich nach England hinüber. (Compte-rendu. 1876. I, 302. Arch. Ért. X, 254.) — Nach Worsaä kam die Bronze auf zwei Wegen nach Europa, auf der einen Linie über Italien und Frankreich nach England, auf der zweiten über Deutschland nach Skandinavien. (Compte-rendu 1876, I, 303—304. Arch. Ért. X, 254. Vgl. ausserdem Dänem. Vorzeit, pag. 20 u. fg.) — Nach Broca führte auch ein dritter Weg aus Kleinasien über Ungarn und Deutschland nach Frankreich. (Arch. Ért. X, 254.) Nach Sladkowski stammen die europäischen Bronzen mit wenigen Ausnahmen aus Italien oder sind von italienischen Arbeitern verfertigt worden. (Mitth. d. arch. Vereins des czech. Museums, V. Heft v. J. 1879, und Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. 1882, XII, 174.) — Nach Henszlmann musste ausser dem Wege, der in die nordwestlichen Länder führte, noch ein anderer Weg existiren, der durch Südrussland und Siebenbürgen nach Norddeutschland und Skandinavien, ja noch überdies durch Böhmen und Westpolen führte. (Arch. Ért. X, 254.) — Lindenschmit erblickt in den Bronzen der Nordalpen und Skandinaviens etruskische Exportartikel. (Die Alterth. uns. heidn. Vorzeit. Mainz. 1858. Ders. Zur Beurtheil. d. alten Bronzefunde diesseits d. Alpen. Mitgeth. im Archiv für Anthropologie. VIII. Bd., pag. 161—175.) — Rauber unterscheidet drei Ursprungscentren der Bronze: das mittelländische, das mittelasiatische und das mittelamerikanische, und er nennt die nordeuropäischen Bronzesachen Importartikel. (Urgesch. d. Menschen. I, 95—101.) — Nach Montelius hat sich die Bronzecultur wahrscheinlich aus Asien langsam über den europäischen Continent gegen die Ostseeküste zu verbreitet. (Führer, pag. 21. Ders. Antiqu. Tidskr. f. Sver. III, 173 und Archiv f. Anthropologie. V. Bd.) — Nach Engelhardt ist die Bronzecultur wahrscheinlich asiatischen Ursprungs. Alle Forscher sind darin einig, dass die Muster der skandinavischen Bronzen, was Form und Ornamentik anbelangt, im Süden zu suchen sind (Nord. Alterth. pag. 12.) — Nilsson leitet die Bronzecultur des Nordens von den Phöniciern her. (Die Bronzezeit. pag. 87—98.) — Hildebrand schreibt die nordische Bronze einem von Süden gekommenen Volke zu. (Das heidn. Zeitalter in Schweden, pag. 72.)

und Nordeuropas zu passen. Die Zeit, in welcher diese anfängliche internationale Berührung — welche übrigens sowohl für die Länder Skandinaviens, als auch für die der mittleren Donau blos eine passive war, da ja das südliche Culturvolk allein die active Rolle spielte — stattfand, lässt sich allerdings nicht mit chronologischer Genauigkeit bestimmen; annähernd möchte man aber doch behaupten, dass dieses Culturvolk ein Volk war, welches den der mittelmeerländischen Rasse nicht angehörigen Etruskern, den hamitischen Aegyptern und den semitischen Phöniciern voranging. Semitisch war es wohl, aber nicht von jenem Zweige dieser Rasse, der am Mittelmeere seine Cultur verbreitete, seine Colonienwelt ausbildete und seinen Welthandel trieb. Nach Norden und an die mittlere Donau konnten die Glasperlen nur von den Hittiten gebracht worden sein. Der Einfluss dieses Volkes Mesopotamiens auf Europa war ohne Zweifel gross. Sie vermittelten vornehmlich dem Westen die Cultur Babyloniens, und es kann als gewiss gelten, dass der hittitische Einfluss in Kleinasien auf dem Festlande bedeutender war, als der ihrer Stammverwandten, der Phönicier, auf dem Meere. Sayce [1]) und Schliemann [2]) haben nachgewiesen, dass die Hittiten vor den Phöniciern die Kleinasiaten mit ihrer Schrift bekannt machten, aus welcher sich auch die cyprische Schrift entwickelte. Neuestens ist die hittitische Schrift in Syrien, Kappadocien und Phrygien gefunden worden [1]). Es ist bemerkenswerth, dass diese Schrift in jüngster Zeit auch in Siebenbürgen zum Vorschein gekommen ist. Dadurch wird gleichfalls die Annahme unterstützt, dass der hittitische Einfluss in den Ländern am ägäischen Meere und von diesen her in Europa und namentlich in Ungarn dem phönicischen voranging [2]).

[1]) Im Vorworte zu Schliemann's Troja. Leipzig, 1884. I—XXXVII.

[2]) Troja, pag. 136—137.

[1]) Academy, in den Nummern vom 10. Juni, 5. und 12. August 1882.

[2]) Fligier: Hittitischer Einfluss in Kleinasien. Veröffentl. in d. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1882, XII, 164. Dieser Gelehrte führt an, dass die Berührung der Bevölkerung von Troas mit den Hittiten auf Grund einer hieroglyphischen Schrift in das 14. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden könne; doch hält er es für selbstverständlich, dass der Einfluss der Cultur der babylonischen Hittiten auf den Westen noch älter sein mochte, als sich derselbe in seiner Einwirkung auf die Cultur der Pfahlbauten offenbare. (Kosmos, 1882, VI. Jahrg. XI, 390.) Was nun direct unseren Gegenstand betrifft, so darf man gegen unsere Behauptung durchaus nicht anführen, dass nach allgemeiner Meinung die Phönicier als Erfinder des Glases gelten. Diese Meinung beruht auf einer Mittheilung des Plinius, deren Falschheit bereits erwiesen ist. Wie man den Phöniciern viele Verdienste unbilligerweise zugerechnet hat, die den Hittiten zukommen, so konnte ihnen leicht auch ohne Grund das Verdienst zugeschrieben werden, dass sie mit der Glasfabrikation begonnen haben.

Kleine Mittheilungen.

I. Prähistorische Gräber und Ansiedlungen bei Eggenburg in Niederösterreich.

Nach Berichten von Herrn J. Krahuletz, k. k. Aichmeister in Eggenburg.

1. Im Gemeindegebiete der Ortschaft Röschitz, gegen Roseldorf, wurden schon vor Jahren auf einem „Kreuzacker" genannten Grundstücke Flachgräber gefunden, welche unter Deckplatten Skelette, Urnen und Bronzebeigaben in Steinsetzungen enthielten. Diese Funde veranlassten Herrn J. Krahuletz im vorigen Herbst zu einer weiteren Sondirung des gedachten Feldes. Es wurde nur ein einziges Grab ausgehoben. Dasselbe zeigte 0·70 m unter der Oberfläche zunächst eine grössere, dann zwei kleinere Steinplatten, endlich in der Tiefe von 1·25 m ein Skelett in derart zusammengekrümmter Lage, dass der Schädel fast die Kniee berührte, während die Unterschenkel nach rückwärts hinaufgebogen waren. Der in der engen Grube noch frei gebliebene Raum war, soweit er nicht mit Gefässen besetzt war, mit Steinen und Gefässscherben ausgefüllt. Der Kopf war mit dem Gesichte nach oben an ein 10 cm hohes und ebenso breites urnenförmiges Henkelkrüglein mit tonnenförmigem Bauch und konischem Halse gelehnt; weiter abwärts stand ein 9 cm hoher, 5 cm breiter Becher von geschweift-cylindrischer Form, mit einem nahe der Bodenwölbung angesetzten Henkel, ferner eine tiefe, oben 13 cm breite Schale und ein becherförmiges, 7·5 cm hohes Henkelkrüglein. Die beiden ersteren Gefässe waren fein geformt, graphitirt und geglättet, die beiden letzteren von plumper Gestalt und rauher Oberfläche, sämmtliche unverziert. Von sonstigen Beigaben fand sich keine Spur.

2. Anknüpfend an die von Dr. M. Much in diesen Mitth., Bd. I, S. 162 f. beschriebene Steinsetzung auf dem Stoizenberge bei Stoizendorf — zwei aus Gneissblöcken errichtete Steinreihen, welche sich circa 400 Schritte lang von der Ebene bis zum Gipfel des Berges

hinanziehen — berichtet Herr J. Krahuletz weiter über andere Steinsetzungen der Umgebung von Eggenburg, welche aber nicht, wie die eben erwähnte, einen Gang darstellen, sondern eher dazu bestimmt scheinen, nach Art unserer heutigen Grenzsteine gewisse Gemarkungen abzugrenzen. Von Einzelfunden, welche im Umkreise dieser Steine gemacht wurden, zählt der Genannte auf: 30 Steinbeile und Meissel (darunter 1 Hohlmeissel von 27 cm Länge), 10 Pfeilspitzen, einige Lanzenspitzen und Schaber, circa 100 Messer aus Feuerstein, Fragmente von Steinhämmern und ein 12 cm hohes Webstuhlgewicht aus Thon. Die Anordnung der gedachten Steinblöcke, welche mit grosser Mühe aufgerichtet und sorgfältig durch eingeklemmte kleinere Steine vor dem Umfallen geschützt wurden, lässt den Berichterstatter glauben, dass es geheiligte Merkmale waren, welche den ganzen Stoizendorfer Hügelzug zwischen den prähistorischen Fundplätzen Roggendorf und Vitusberg zu einer Art geweihtem, für religiöse Handlungen reservirtem Bezirke stempelten. Unter den gedachten Steinblöcken sind einige mit künstlich ausgehöhlten, schalenförmigen Vertiefungen versehen, welche zu Opferzwecken gedient haben mögen [1]). Eine solche Schale von 20 cm Durchmesser und 6 cm Tiefe befindet sich z. B. auf einem kegelförmigen Steinblock, welcher den Gipfel des „Kogelberges" krönt, dann auf einem circa 5 m entfernten, etwas tiefer liegenden Steine. An ersterem ist ein horizontaler Vorsprung zur Vertiefung benutzt; an letzterem liegt ein zweiter grosser Stein als Deckel über der Schale. Der „Kogelberg" ist gegen den Stoizenberg zu in künstlichen Etagen abgestuft. Auch der derselben Hügelkette angehörige kleine Sitzenau-Berg zeigt gegen die nach Stoizendorf führende Strasse zwei künstliche, im Halbkreis um die Höhe herumlaufende Vorstufen und mehrere künstlich aufgerichtete Steinblöcke, darunter zwei mit schalenförmigen Vertiefungen. An der Strasse von Stoizendorf gegen Roseldorf wurde schon vor Jahren (1869) ein Flachgrab — Skelett mit bronzenen Spiralringen und langen Nadeln — ausgehoben.

Eine der Hauptfundstellen von Einzelobjecten aus der Steinzeit ist der Schmidaberg bei Klein-Reinprechtsdorf. Es ist nicht uninteressant, dass nach einer Mittheilung des Berichterstatters die dort gefundenen Steinbeile („Donnerkeile") bei der Bevölkerung als wirksame Mittel gelten, um Wasser rasch zum Sieden zu bringen, wobei diese Artefacte natürlich bald zu Grunde gehen. (Vgl. Much a. a. O. S. 139.) Auf dem nahen Schmidafelde ist auch der zuerst von Prof. Ed. Suess in den Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wissensch. Bd. LI (15. März 1865) besprochene Urnenfund gemacht worden. Da, wie unser Correspondent berichtet, die Urnen und Beigaben dieses Fundes (radförmige u. a. Bronzeanhängsel, Bronzenadeln, Bruchstücke bronzener Armspangen) auf der Rosenburg des Herrn Grafen Hoyos, wohin sie nach dem Ableben des C. Ritter v. Engelshofen gelangt sind, nicht in der erwünschten Weise conservirt werden, hat uns Herr Krahuletz Zeichnungen und Massangaben dieser Objecte eingesendet. Ausserdem macht derselbe einige berücksichtigenswerthe Mittheilungen über Aufschlüsse prähistorischer Schichten von Asche, Kohle, Knochen- und Ziegelsplittern etc., welche in einzelnen Hohlwegen der Umgebung des Schmidafeldes zu beobachten sind. Einer derselben dürfte nach der Zahl und Gleichartigkeit der Backsteinfragmente (gewichtartige, durchbohrte Stücke von 15 cm Höhe und 10 cm Breite) als Spur einer alten Thonbrenner-Werkstätte anzusehen sein. Der mehrfach genannte Herr macht sich anheischig, seine Untersuchungen der urgeschichtlichen Culturstätten am Manhartsberge fortzusetzen.

[1]) Dr. Much a. a. O. S. 135 hält sie für Mahlsteine zum Zerreiben der Getreidekörner.

2. Der Name Šijaci.

Ein wichtiges Stück unserer modernen französisch-deutschen Männerkleidung verdanken wir indirect den Südslaven. Vor etwa 200 Jahren gucklen die Franzosen einigen in Paris damals weilenden Horvaten die Halsschleife ab und brachten diese eigenartige Halsbinde unter dem Namen „Chravatte" in Mode. Eine kleine Veränderung nahmen die Franzosen an der „Chravatte" doch vor. Während sie der slavische Bauer im Süden rückwärts im Nacken band oder die Enden der Schleife einnestelte, wurde der Schluss bei den Franzosen nach vorne verlegt.

Ganz allgemein scheint das Cravattentragen bei den Südslaven nie gewesen zu sein, sonst würden die Cravattenträger wohl nicht den entsprechenden slavischen Namen Šijaci bekommen haben. Šija heisst serbisch „Hals, Nacken". Die Mode, glaube ich, dürfte bei den Katholiken in Bosnien entstanden sein. Die aus Bosnien nach Slavonien, Horvatien und Südungarn eingewanderten Katholiken haben diese Mode grösstentheils bis in die Gegenwart beibehalten. Die Serben in Serbien und auch die Hercegovcen an der Grenze der Crnagora tragen keine Cravatten. Der Serbe und der Crnagorac lieben es, den Šijak (Halskragenmann) wegen dieses Kleidungsstückes zu hänseln. Nur einseitig richtig ist Wolf Karadžić's Erklärung des Wortes (im Srpski riječnik, Wien 1852, S. 838, b): „Die Hercegovcen nennen alle Serben, die eine andere Mundart sprechen, Šijaci, z. B. für lijepo, bijelo, mlijeko, koljeno: lepo, belo, mleko, koleno u. s. w., während die Syrmier und Bačkaer den Namen Šijaci den Hercegovcen, Dalmatinern und Horvaten beilegen." Man ersieht aus diesen Worten, dass Karadžić die Bedeutung des Namens nicht kannte. Köstlich lächerlich klingt die alberne Bemerkung des horvatischen Scribifax Vjekoslav Klaić in seiner von der Matica hrvatska in Agram preisgekrönten Compilation über Horvatien (Prirodni zemljopis Hrvatske, Agram 1878, S. 69): „Darnach zu schliessen, ist der Name ‚Šijaci' im Allgemeinen so ein Spitzname, den die Ijekavci und Ikavci den Ekavcen und wieder umgekehrt die Ekavci den Ijekavcen und Ikavcen geben, um einander zu verhöhnen." O du preisgekrönte Einfältigkeit!

Im Požegaer Thale wohnen durchgehends katholische Einwanderer aus Bosnien. Die Gebirgsbewohner sind

dagegen Einwanderer aus der Hercegovina. Die Ersteren werden von den Letzteren Šijaci, die Thalebene Šijadija genannt. Die deutschen Ansiedler in Buk, Resnik, Kula, Porić und Svilna sagen dafür: Šijaken und Šijakei.

Šijak ist beim Bauer natürlich kein Spottname.

Dr. F. S. Krauss.

3. Ein Vergleich.

Im südslavischen Volksliede vergleicht die Geliebte sehr gerne ihren Geliebten mit der Sonne. Sunce ist zwar grammatisch ein Neutrum, wird aber trotzdem im Volksglauben als ein Masculinum aufgefasst. Wolf Karadžić theilt im I. B. S. 406, unter Nr. 560 seiner serbischen Volkslieder Folgendes aus Perasto mit:

A mala ti fala, moj jasni mjesece
na istoku žarka sunca.
Ja imadem mlada Stjepa gospodara:
on je meni moje žarko sunce,
a koje mi sunce nigda ne zahodi
sinju mi moru magla ne zapada.

Karadžić bemerkt: „den Sinn des Schlussverses verstehe ich nicht gut". Sonderbar, der Sinn scheint mir doch ganz klar zu sein. Eine junge Frau sagt hier: „Ich habe den jungen Stefan als Gebieter; er ist mir meine glühende Sonne, eine Sonne, die niemals untergeht; nie senkt sich mir übers blaue Meer ein Nebel nieder." Das ‚blaue' ist das adriatische Meer. Der jungen Frau, die sich glücklich geliebt weiss, scheint die Sonne immer gleich, bei Tag wie bei Nacht, wenn sie des herzliebsten Gatten (vojno) gewiss ist. Solche überschwängliche Ausdrucksweise gehört mit zu den hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der südlichen Volksdichtung. Dr. F. S. Krauss.

4. Vampirglaube in Serbien und in Lithauen.

Vampire sind nach dem allgemeinen Volksglauben der Slaven, Lithauer und Deutschen, verstorbene Menschen, die als Plagegeister die überlebenden Angehörigen heimsuchen, um ihnen das Blut auszusaugen. Die Vampire identificirt der deutsche Volksglaube mit den Wärwölfen, ebenso wie der südslavische mit den vukodlaci. Vampir leiten einige Gelehrte aus dem Türkischen ab. Im Nordtürkischen heisst die Hexe: uber. (Bulgar.: vampir, vapir, vepir, vupir), serb. vapir, vampir und upir; poln.: upior, upierzyca (weibl.) und wampir, kleinr. vampyr, vepyr, vopyr, opyr, vpyr, opir und oper, weissruss.: upir; russ.: upiri, upyri, vampiri. Ueber den serbischen Vampirglauben erzählt Wolf Karadžić im serbischen Wörterbuche: „Vukodlak, d. h. vampir heisst ein Mensch, in welchen (nach den Volkssagen) 40 Tage nach seinem Ableben ein höllischer Geist (gjavolski duh) hineinfährt und ihn wieder lebendig macht (der Mann wird zum Vampir: povampiri se)." Darnach entsteigt der Wärwolf nächtlicher Weile dem Grabe, würgt die Menschen in den Häusern und saugt ihr Blut. Ein rechtschaffener Mensch kann kein Vampir werden, ausser es schreitet über seine Leiche irgend ein Vogel oder sonst ein Thier hinweg. Darum wacht man bei den Leichen, damit kein Thier darüber hinweggehe. Die Wärwölfe erscheinen zumeist in Winterszeit (von Weihnachten bis Christi Himmelfahrt). Kommen im Dorfe viele Sterbefälle vor, so räth man bald, dass in einem Grabe wohl ein Wärwolf hause, und es finden sich Leute, die ihn im weissen Leichentuche einherwandeln gesehen haben wollen. Zuweilen führt man ein makellos braunes Füllen auf dem Gottesacker herum, im Glauben, dass das Füllen über das Vampirgrab nicht schreiten mag. Das Grab des angeblichen Vampirs wird aufgegraben. Dann rammen die Bauern Weissdornpfähle in den Leichnam ein und werfen den Leib sammt und sonders in's Feuer. Man sagt, der Vampir sei aufgebläht und roth vom eingesaugten Blut.

Der Wärwolf sucht mitunter sein Weib heim, besonders wenn sie schön und jung ist und liegt ihm bei; man sagt, ein Kind, aus solchem Beisammensein entsprossen, habe keine Knochen im Leibe. In Zeiten von Hungersnoth, so erzählt man, sähe man den Wärwolf häufig bei Wassermühlen, bei Fruchtspeichern, bei Wachthütten und Maisbauen. Man sagt, dass er stets mit seiner Leichendecke über den Schultern einherwandle. Er kann selbst durch das kleinste Lückchen hindurchschlüpfen; deshalb frommt es nichts, wenn man zum Schutz von seiner Heimsuchung Thür und Thor versperrt."

Bei den Lithauern findet sich derselbe Glaube. Damit Einer nicht zum Vampir wird, schneidet man ihm vor der Bestattung den Kopf ab und wirft den Kopf in ein Gebüsch. Wie sehr dieser Glaube in Lithauen selbst in vornehmen Kreisen, wo man ihn am wenigsten suchen würde, noch fest wurzelt, zeigt folgende Geschichte, die ich der St. Petersburger (deutschen) Zeitung vom $\frac{\text{28. December 1886}}{\text{9. Januar 1887}}$ entnehme:

Leichenschändung. Danzig, 1. Januar. Die Strafkammer verhandelte gestern eine Anklage, in welcher der Aberglaube eine grosse Rolle spielte. Der Besitzer Robert v. Gostovski zu Sabonez war der Leichenschändung angeklagt, und zwar begangen an seinem eigenen Vater. Letzterer war an der Schwindsucht gestorben und sein Sohn liess demselben kurz vor der Beerdigung den Kopf vom Rumpfe trennen, in ein Tuch wickeln und in den Sarg legen. Die Leiche wurde alsdann beerdigt. Später ging der Angeklagte zum Todtengräber und bewog diesen, wie auch einen Arbeiter durch reichliche Schnapsspenden, das Grab nochmals zu öffnen. Dies geschah auch und nun vollzog sich das kaum Glaubliche, der Sohn drehte die Leiche seines Vaters um, nahm den Kopf heraus und warf denselben in ein nahes Gebüsch! Der Angeklagte v. Gostowski behauptet, dass die Trennung des Kopfes auf ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Vaters geschehen, der ihm kurz vor seinem Tode erzählt habe, dass, als seine Mutter starb, bald darauf vier seiner Geschwister erkrankt seien und dass es in seiner Familie nicht mit rechten Dingen zugehe. Erst als an der Leiche seiner Mutter ebenfalls der Kopf abgehauen

worden, seien die erkrankten Familienmitglieder wieder genesen. Auch nach dem Tode des Vaters will der Angeklagte erkrankt und erst gesund geworden sein, als der Kopf des Vaters aus dem Sarge genommen. Die Zeugen bekundeten, dass der verstorbene v. Gostovski vor seinem Tode verlangt habe, man solle seiner Leiche den Kopf abhauen, da er ein Vampyr sei. Der Gerichtshof verneinte das Vorhandensein einer Leichenschändung, weil die Angeklagten im bedauerlichen Aberglauben gehandelt und das Bewusstsein der strafbaren Handlung ihnen gefehlt habe. Der Gerichtshof nahm groben Unfug an und verurtheilte die Schuldigen zu kleineren Gefängnissstrafen. **Krauss.**

5. Brautkauf bei den Bulgaren.

Murabeg bewarb sich drei Jahre um die Hand Mariens, der Christin. In ihrer Bedrängniss suchte sie Zuflucht beim Königssohn Markus. Der rieth ihr an, sie soll einen unmöglichen Kaufschilling heischen, so werde sie des zudringlichen Türken ledig (Miladinovci, in den Blg. nar. p. 1861, Nr. 123, S. 179.)

Posakaj mu skapa venčanica
venčanica tri bjeli grado'i:
posakaj mu tri rudi planinje,
tri planine so 'se rudi ovci
s rudi ovci, so mladi ovčari.

(Heisch von ihm ein theueres Kranzgeld. als Kranzgeld drei weisse Städte. verlang von ihm drei dichte Alpen, drei Alpen sammt allen krauswolligen Schafen, sammt den krushaarigen Schafen, sammt den jungen Schäfern.)

Venčanica erläutert Miladinov, der Sammler, so: „Das ist das Geld, welches von Seiten des Eidams dem Vater des Mädchens bezahlt wird. Auf den Dörfern besteht noch der Brauch, dass die Burschen das Geld dem Vater des Mädchens vor der Trauung erlegen.“

Dass ein thatsächlicher Kauf vorliegt, das geht aus einem anderen Volksliede hervor. (Bei Kačanovskij, im Sborn. blgr. n. p. Stpb. 1882, S. 433, Nr. 179. V. 16 ff.) Held Miloš frägt seine Mutter:

— Zašto ne češi da mene oženiš?
(Warum willst du mich nicht beweiben?)
— Prokletŭe Marko Kraleviču
nadkupi mi Maru Bjelogradku,
nadkupi ju i uvodi.

(Verflucht sei Prinz Markus, er hat mir die Belgraderin Marie überboten, hat sie überboten und heimgeführt.)

Kupiti heisst genau: kaufen; nadkupiti überkaufen; wir sagen aber einen höheren Kaufpreis zahlen oder überbieten.

Ueber Brautkauf bei den Südslaven überhaupt vgl. mein Buch „Sitte und Brauch der Südslaven“. Wien 1885, S. 354—379. **Krauss.**

Literaturberichte.

1.

Quatrefages, A. de, Histoire générale des raçes humaines. Introduction à l'étude des raçes humaines. Questions générales, avec 227 gravures dans le texte, 4 planches et 2 cartes Paris, A. Hennuyer. 1887. 8.

Dieser Band bildet die, den allgemeinen Fragen der Anthropologie gewidmete Einleitung einer Bibliothèque ethnologique, welche unter der Direction von Quatrefages und Hamy hiemit zu erscheinen beginnt und in vier weiteren Bänden die Naturgeschichte der weissen, der gelben, der schwarzen und der amerikanischen Rassen enthalten wird. Die Herausgeber laden alle Fachgenossen und Forschungsreisenden ein, sie durch Beiträge und Mittheilungen in ihrer Arbeit zu unterstützen. Quatrefages gibt in dem vorliegenden Bande zunächst eine Charakteristik des menschlichen Geschlechtes als einer besonderen Provinz innerhalb des Thierreiches und entwickelt hierauf seine in früheren Schriften bereits dargelegten Anschauungen über Monogenismus und Polygenismus, über den Ursprung des Menschen, das Alter der fossilen und lebenden Menschenrassen, über die Ursitze, die geographische Verbreitung und Acclimatisation unseres Geschlechtes. In einem zweiten Theile wird die Classification der Rassen versucht. Ein eigenes Capitel ist der Rassenformation nach Analogie der botanischen und zoologischen Studien, weitere sind den physischen, intellectuellen, moralischen und religiösen Rassencharakteren gewidmet. Auch hier begegnen wir überall den weiter entwickelten und vollständiger ausgeführten Ideen, welche der Verfasser schon in früheren Arbeiten dargelegt und die man hier nicht ohne dankenswerthe Belehrung in ihrem Zusammenhange überblickt. **Hoernes.**

2.

Hovelacque, A., et G. Hervé, Précis d'Anthropologie. Avec 20 fig. intercal. dans le texte. Paris, A. Delahaye et E. Lecrosnier. 1887. 8.

Die Autoren, welche sich der Schwierigkeit ihres Unternehmens wohl bewusst sind, betonen vor Allem die Einheitlichkeit der unendlich verzweigten Studien, in deren Gebiet sie den Leser einführen wollen. Richtiger als in dem ähnlich betitelten Werke von A. Cels (1884) ist hier der umfangreiche Stoff begrenzt und angeordnet. Im 1. Theile „zoologische Anthropologie“ (S. 1—220) nimmt die anatomische Parallele zwischen dem Menschen und den nächst ihm am höchsten stehenden Primaten den grössten Raum ein. Unter dem Titel „ethnische Anthropologie“ (S. 221—353) sind die

anatomischen, morphologischen und physiologischen Rassencharaktere abgehandelt. Etwas mager ist die „prähistorische Anthropologie“ (S. 356—373), in welcher die Competenz der Verfasser allerdings nicht weit reicht, ausgefallen. Desto grössere Ausdehnung ist der „Ethnographie“ (S. 374—640) eingeräumt. Sie behandelt die alten und neuen Völker und Völkergruppen der ganzen Erde kurz, aber vollständig, und gipfelt in einer Classification der Rassen und in einem Blick auf die Entwicklung der allgemeinen Lebensformen, als: Kleidung (Tätowirung, Haartracht, Schmuck), Behausung, Nahrung (Anthropophagie), Industrie (Gebrauch des Feuers, der Steine und Metalle), Ackerbau (Domestication), Familie (Stellung der Frau und der anderen Hausgenossen), Eigenthum, sociale Organisation, Handel (Geldverkehr), Künste (Tanz und Musik, Malerei und Plastik), Religion und Moral — Alles unter einem verständigen, monistischen Gesichtspunkte, der hier, in einem Zweige der beschreibenden Naturwissenschaft, der einzig richtige ist. **Hoernes.**

3.

Rivière, Émile, De l'antiquité de l'homme dans les Alpes maritimes. Avec (24) planches en chromolithographie et (96) gravures. Paris, J. B. Baillière et fils. 1887. 4.

Dieses von der französischen Akademie der Wissenschaften mit dem prix Vaillant für 1884 ausgezeichnete Werk ist mit einem geradezu übertriebenen Luxus ausgestattet und erweckt zunächst, wenn man sich diese Art wissenschaftlicher Publication generalisirt denkt, die Vorstellung einer wahnwitzigen Verschwendung von Geld, Zeit und Raum. Nach dieser Richtung kann also das genannte Prachtwerk, welches überdies auch durch seinen Inhalt einer weiteren Verbreitung widerstrebt, trotzdem es Hunderte von prähistorischen Objecten (darunter auch einige sehr interessante) in den natürlichen Grössen und Farben widergibt, keineswegs als Muster gelten.

E. Rivière begann seine prähistorischen Studien in den See-Alpen 1870 an den berühmten Grotten der Rochers Rouges (Baoussé-Roussé im Patois der Anwohner) von Mentone, welche bekanntlich der Quaternärzeit angehören und sehr erhebliche menschliche und thierische Knochenreste, sowie paläolithische Artefacte enthielten. Er setzte sie fort an den zahlreich in demselben Departement vorhandenen Grotten, Hügelgräbern, Dolmen und anderen megalithischen Denkmälern, welche, obwohl sich in oder bei denselben fast überall polirte Steinwerkzeuge fanden, doch keiner rein neolithischen Periode angehören, sondern stets auch Bronzezeit-Funde in Gestalt von Anhängseln, Perlen oder Armbändern geliefert haben. Aus dem Ensemble der Seealpen-Funde zieht Rivière den Schluss, dass dieses Gebiet in zwei getrennten prähistorischen Epochen von zwei ganz verschiedenen Rassen bewohnt gewesen sei. Die quaternäre Rasse, vorwiegend in den Grotten von Mentone und Nizza, zeigt hohen Wuchs, dolichocephale Schädelbildung, paläolithische Artefacte und Arbeiten in Hirschhorn und Hirschknochen; die Rasse der megalithischen Monumente und einiger verwandter Grotten besitzt dagegen kleinen Wuchs, brachycephale Schädel, geglättete Steingeräthe, einzelne Bronzeobjecte und Kenntniss der Töpferei. **Hoernes.**

4.

Hampel, Joseph, Trouvailles de l'âge de bronze en Hongrie. (Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. Compte-rendu de la VIII. session à Budapest 1876. II. vol. 2. partie) avec CXXVII pl., ill. de 1300 fig. Budap. 1886. 8.

Dieses gleichzeitig auch in deutscher Sprache als separate Publication erscheinende Werk bringt nach achtjähriger Pause die Fortsetzung der durch den achten internationalen Anthropologen-Congress veranlassten officiellen Publicationen. (Bd. II, 1 enthielt Fr. Romer's resultats généraux du mouvement archéologique en Hongrie) und besteht aus einer alphabetisch geordneten Statistik der Bronzezeitalter-Funde in Ungarn und 127 Tafeln auf Letterndruckpapier, deren Rückseite kurz und praktisch die nöthigsten Nachweise für die gegenüberstehenden Figuren enthält. Ueber Mangel an Reichhaltigkeit hat man sich bei den archäologischen Publicationen unserer nächsten östlichen Nachbarn nie zu beklagen gehabt. Eher ist es eine verwirrende Fülle von Material, die uns da — dem productiven Charakter des von der Natur so reich ausgestatteten Landes angemessen — dargeboten wird. Das Rohproduct ist vorläufig nur wenig bearbeitet. Taf. I—LXXXV geben eine typologisch geordnete Uebersicht der hauptsächlichsten Fundgattungen, der Rest der Tafeln gewährt die lehrreiche Anschauung von 20 Gesammtfunden aus verschiedenen Theilen des Landes. Ein systematischer Leitfaden mit einer Beschreibung der Typen und Essais über den Ursprung, die Entwicklung und Verbreitung der Bronzezeit in Ungarn soll das Werk vollenden und wird aus der Feder des bewährten Kenners der ungarländischen Alterthümer, Conservator Hampel, gewiss von besonderem Werthe sein. **Hoernes.**

5.

Mestorf, J., Katalog der im germanischen Museum befindlichen vorgeschichtlichen Denkmäler. (Rosenberg'sche Sammlung.) Mit Abbildungen. Nürnberg 1886. 8.

Der seit dem Jahre 1884 in neuer Gestalt und vermehrter Reichhaltigkeit erscheinende „Anzeiger des germanischen National-Museums“ bringt als Beilagen ausser den „Mittheilungen“ auch eine besonders dankenswerthe Serie von Publicationen einzelner Denkmälerclassen, soweit dieselben im National-Museum vertreten sind. An die bereits complet gewordenen Kataloge der Tafelbilder, Glasgemälde und Spielkarten schliesst sich nunmehr das obige Verzeichniss an. Dr. A. Essenwein theilt uns mit, dass man sich nur zögernd entschloss, eine Sammlung vorgeschichtlicher Denkmäler beim National-Museum zuzulassen; „aber die Sammlung wurde geradezu dem Museum aufgenöthigt“. Sie stammt grösstentheils aus dem Nachlass des 1881 in Berlin verstorbenen Landgerichtsrathes Rosenberg, dem das Verdienst zufällt, sowohl theoretisch als praktisch die Abneigung des Directoriums gegen die Anlage einer prähistorischen Collection bekämpft zu haben. Die Rosenberg'sche Sammlung umfasst über 4000 Nummern; dazu kommen etwa 1500 Nummern, welche früher allerdings sehr theilnahmslos und lässig vom

Museum gesammelt wurden. Den Hauptbestandtheil bilden: 1. Steingeräthe, 2. Bronzen, 3. Urnen. Aufstellung und Katalog sind von Frl. Mestorf besorgt worden. Die Sammlung vorgeschichtlicher Denkmäler bildet mit den zusammen etwa 1000 Nummern umfassenden Gruppen der römischen Denkmäler deutschen Fundortes und der germanischen Denkmäler die erste, den vorchristlichen und frühchristlichen Alterthümern gewidmete Hauptabtheilung des germanischen Museums.

Hoernes.

6.

Pigorini, L., Le antiche stazioni umane dei dintorni di Cracovia e del comune di Breonio Veronese. Atti della reale Accademia dei Lincei. Rendiconti III. 1. 1887. p. 66.

Der Verfasser vertheidigt die Höhlenfunde Ossowski's bei Mnikow unweit Krakau und die überraschend ähnlichen Vorkommnisse von Artefacten der Steinzeit bei Breonio im Gebiete von Verona gegen den Verdacht der Unechtheit, welcher von G. und A. Mortillet hinsichtlich derselben ausgesprochen wurde, und zieht interessante Schlüsse aus der Entdeckung zweier ganz gleicher Schichten in räumlich so weit von einander getrennten Gebieten, wie Polen und Oberitalien.

Hoernes.

7.

Kaer, Pierre, M. l'abbé, Pierres sépulcraires Dalmates. Lyon 1887. (Soc. d'Anthrop. de Lyon, séance du 23. Janv. 1886.) 8.

Der Autor berichtet über einige mittelalterliche Grabsteine von der Art derjenigen, welche ich zuerst in namhafter Zahl aus Bosnien und der Hercegovina abgebildet und besprochen habe (u. A. in diesen Mitth. Bd. XIII, S. 169—177). Er kennt nur jenes geringe in Dalmatien erhaltene Material. Das an solchen Denkmälern viel reichere Hinterland hat er nicht gesehen. Aber er hat sich auch nicht die Mühe genommen, das einschlägige Material aus Original-Mittheilungen kennen zu lernen und begnügt sich mit den spärlichen Brosamen, die in den Literaturnotizen croatischer Zeitschriften aufgetischt werden. Dort hat er u. A. gefunden, dass meine Berichte „d'après la critique, qui en a été faite dans l'organe de la Société d'archéologie de Zagabria, n'apportent aucune lumière à la question", und dass die einzige nennenswerthe Arbeit über jene Monumente die des Herrn Luka Zore sei, „qui dans l'explication des gravures symboliques déploie un vrai trésor d'érudition". Die Ansichten des Herrn Luka Zore hat Radić unvorsichtigerweise in diesen Mittheilungen (Bd. XIV, S. [66]) ausgeplaudert — ich brauche daher kein Wort hinzuzufügen.

Hoernes.

8.

Campi, Luigi, Tombe della prima età del ferro scoperte presso Romagnano nel Trentino. (Archivio Trentino VII, 2. Trento 1886. p. 251 ss.) Mit 1 Tafel.

Romagnano liegt südwestlich von Trient am rechten Ufergehänge der Etsch. Im Gebiet dieser Gemeinde sind schon früher La-Tène- und römische Fibeln und Münzen gefunden worden. Im Herbst 1885 wurden zufällig 12—14 in Reihen geordnete Urnengräber, jedes in einer Umfriedung von 6—8 Steinplatten, entdeckt und ausgehoben. Unter den nicht sehr zahlreichen Beigaben befanden sich: 2 halbmondförmige Rasirmesser, eines mit doppelspiralförmigem, eines mit ringartigem Griffende, 2 Bogenfibeln mit Zickzackverzierungen, 8 geflammte Messer, eine Lanzenspitze, Haarnadeln u. dgl. aus Bronze, geschnitzte, mit concentrischen Kreisen verzierte Knochen und ein einziges Stück Eisen. Der ganze Fund zeigt im Allgemeinen grosse Verwandtschaft mit der Cultur von Villanova und der ältesten Periode von Vadena; seine allernächste Analogie findet er in den Gräbern von Bismantova bei Reggio, welche Chierici den Ligurern zuschreibt. Demselben Volke, welches nach älteren Anschauungen die Cultur der Steinzeit in Oberitalien vertritt, rechnet nun Campi auch die Gräber von Romagnano zu, eine Ansicht, die sich wohl nur als Hypothese empfiehlt, da es schwer zu beweisen sein dürfte, dass die Thäler des Trentino am Beginne der Eisenzeit noch von Ligurern bewohnt waren.

Hoernes.

9.

Dümmler, Ferd., Mittheilungen von den griechischen Inseln. IV. Aelteste Nekropolen auf Cypern. Mit 3 Tafeln. Mitth. d. kais. deutschen Archäol. Instituts. Athen. Abth. I, pag. 209—262.

Der Verfasser, welcher mehrere Monate auf Cypern theils selbst Ausgrabungen vornahm, theils denjenigen Ohnefalsch-Richter's als Zeuge beiwohnte, um sich über die chronologische und ethnologische Zugehörigkeit der verwirrenden Fülle cyprischer Gräberfunde ein Urtheil zu bilden, beginnt mit einer scharfen Kritik Cesnola's, der durch ein rein willkürliches Verfahren seine reiche Sammlung für jenen Zweck ganz unbrauchbar gemacht hat. Das Ergebniss seiner eigenen Beobachtungen formulirt Dümmler in folgenden Sätzen: „Die ältesten Nekropolen auf Cypern gehören einer vielleicht semitischen, jedenfalls aber vorphönikischen Binnenbevölkerung an, deren Ueberreste mit der von Schliemann bei Hissarlik aufgedeckten Cultur eine so weit in's Einzelne gehende Uebereinstimmung zeigen, dass blosse Beeinflussung nicht angenommen werden kann, sondern Identität der Bevölkerung angenommen werden muss. Die Reste dieser Bevölkerung repräsentiren eine Fortbildung der troischen Cultur, ohne deshalb jünger sein zu müssen. Sie reichen spätestens bis zur dorischen Wanderung herab, aufwärts wahrscheinlich bis in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung." Dümmler's Versuch, trotz der Trostlosigkeit der bisher verbreiteten Fundnachrichten, welche an historischer Verwerthung des reichen, aus den ältesten Nekropolen Cyperns gewonnenen Materials schier verzweifeln liessen, die von denselben vertretene Culturepoche scharf auszusondern und in ihren Beziehungen zu den anderen zu bestimmen, ist belangreich nicht nur für die Vorgeschichte der classischen Cultur in den Mittelmeerländern, sondern auch für die Prähistorie unserer Heimat, die sich in gewissen Formen und Verzierungen überraschend mit jenen uralten cyprischen Gräberfunden berührt[1].

Hoernes.

[1]) Ich erinnere z. B. an die polychrome Keramik der Hügelgräber von Gemeinlebarn in Niederösterreich mit ihren an dem Rande oder dem Halse der Gefässe angebrachten Näpfchen, Menschen- und Thierfiguren aus Thon (vgl. Dümmler, Beil. III, Fig. 1, 2, 6).

10.

Naue J., Die figürlichen Darstellungen auf Gürtelblechen und Situlen von Bronze aus der Hallstatt-Periode. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Heft LXXXVI. Bonn 1886. pag. 1. Taf. I.

Der Verfasser urgirt den kunst- und culturgeschichtlichen Werth dieser uns besonders naheliegenden Bildwerke als einfacher und unbehilflicher, aber von einem gewissen historischen Hauche inspirirter Schilderungen aus dem Leben der vorgeschichtlichen Völker, in deren Gräbern sie gefunden sind. Er stellt sich die in diesem Zweige arbeitenden Metallschmiede der Hallstätter Epoche (Illyrier, wie er nach Pauli und Orsi meint) als frei schaffende Künstler vor, die alles Fremde und Entlehnte geistig verarbeitet und sozusagen in Fleisch und Blut verwandelt haben. Diese noch über Hochstetter's Auffassung hinausgehende Werthschätzung erscheint uns einigermassen bedenklich, zumal der Verfasser das Mittel der vergleichenden Betrachtung zur Feststellung des geistigen Eigenthums in sehr geringem Grade anwendet und nur am Schlusse beiläufig zugesteht: „Vieles mag wohl ursprünglich aus dem Orient stammen und Manches sich auch mit der archaisch-griechischen Kunstweise berühren."

Hoernes.

11.

Johnston, H. H., Der Kilima-Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerciellen Verhältnisse, sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Porträt, über 80 Abbild. u. 4 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1886. 8.

Selten hat sich ein Reisender auf seine Reisen so gut, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, vorbereitet, wie H. H. Johnston, und wenige Reisende haben in so kurzer Zeit wie er so bedeutende Erfolge erzielt. Durch seine Reise am Congo für eine Tour in Afrika trefflich geschult, unternahm er es im Auftrage der königl. geographischen Gesellschaft in London, das durch seinen Landsmann Thomson und den deutschen Arzt Dr. G. A. Fischer erschlossene Masai-Land zu erforschen, und welche Fülle neuer Resultate hat er von seiner Reise mitgebracht! Er hat nicht nur den schneebedeckten Kilima-Ndjaro viel höher erklommen als sein Vorgänger (er kam auf den 5730 m geschätzten Berg 4973 m hoch hinauf), die Geologie desselben, den Lauf der ihm entspringenden Bäche und Flüsse festgestellt, sondern auch für die Flora und Fauna desselben die kostbarsten Beiträge geliefert. Das Wichtigste aber für uns ist die anthropologisch-ethnologische Ausbeute, welche in den beiden Capiteln XIX und XX niedergelegt ist. Johnston entwirft zum ersten Male ein sicheres Bild der ziemlich verwickelten Ethnographie dieser Gegenden. Er bestätigt den von Lepsius und mir aufgestellten sprachlichen Zusammenhang der Masai und Bari, bringt dazu neues Materiale bei und weist in den Stämmen der Latuka, Lango und Suk verbindende Glieder der beiden räumlich so weit auseinanderliegenden Völker nach. Die weite Ausbreitung des Schilluk-Stammes nach Süden wird an den Lur und Schuli, sowie an den im Osten des Victoria-Njanza wohnenden Kavirondo beleuchtet. Ebenso erfahren wir vieles Neue und Zuverlässige über die östlichen Bantu-Stämme, welche bisher weniger bekannt geworden waren, aber wie sich nun zeigt, für die Ethnologie und Linguistik dieses Volksstammes von der höchsten Wichtigkeit sind.

Aeusserst werthvolle Arbeiten sind die Masai-Grammatik mit dem reichhaltigen Vocabular, die zur Vervollständigung der Arbeiten von Krapf, Erhardt und Fischer dienen, die grammatische Skizze der Bantu-Sprachen, die auch nach Bleek's und meiner Arbeit über diesen Sprachstamm eine besondere Berücksichtigung verdient, da Bleek und mir die nordöstlichen Bantu-Sprachen so gut wie unbekannt waren, und die Skizze über die Verbreitung und die Ursitze des Bantu-Stammes, welche an die verwandten Arbeiten von A. Kuhn, V. Hehn, v. Kremer, Hommel, Ahlquist, Vámbéry u. A. sich würdig anreiht. Der Colonial-Politiker wird im XXI. Capitel vielfache Anregung und Belehrung finden.

Friedrich Müller.

12.

Haardt, Vincenz von, Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien und von den angrenzenden Theilen Europas. Bearbeitet auf Grundlage von Fr. Müller's Allgemeiner Ethnographie und herausgegeben mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Ausgeführt im geographischen Institut von Ed. Hölzel in Wien. Massstab 1 : 8,000.000. Wien 1887. Im Selbstverlage des Verfassers. Für den Buchhandel in Commission bei Ed. Hölzel in Wien.

Seit Jul. Klaproth's Karte zu seiner Asia polyglotta (Paris 1823) und der Berghaus'schen Karte in seinem physikalischen Atlas (entworfen 1846, berichtigt 1851) ist keine grössere Karte erschienen, welche den Zustand unserer Kenntniss der ethnographischen Verhältnisse Asiens in übersichtlicher Weise zur Anschauung gebracht hätte. Dagegen hat sich seit jener Zeit ein riesiges Material aufgehäuft, viel grösser und bedeutender, als es in den vorangegangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten der Fall gewesen war. Wir nennen hier vor allem Anderen die von russischen Gelehrten verfassten ethnographischen Karten der Völker des russischen Reiches, die von den Engländern bearbeiteten Karten Ostindiens und der angrenzenden Länder, die von mehreren Reisenden beinahe aller Nationen angestellten Forschungen über die ethnographischen Verhältnisse verschiedener Völker Asiens, welche theils in den von diesen herausgegebenen Werken, theils in diversen Zeitschriften niedergelegt sind. Aber abgesehen von dem rein wissenschaftlichen Bedürfnisse, das neue ethnographische Material endlich auch übersichtlich geordnet zu sehen, scheint es bei dem Interesse, welches den anthropologisch-ethnologischen Forschungen allenthalben zugewendet wird, endlich an der Zeit zu sein, die sicheren

Resultate dieser Forschungen dem höheren Unterichte zuzuführen, umsomehr, als die Probleme der Ethnologie zu den Tagesfragen gehören, zu denen jeder Gebildete Stellung nehmen muss, also sich über dieselben so genau als möglich unterrichten soll.

Wir rechnen es daher dem bekannten Kartographen V. v. Haardt zu grossem Verdienste an, dass er sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, eine sowohl den Zwecken der Wissenschaft, als auch den Bedürfnissen der Schule dienende Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse Asiens auszuführen, und wir müssen gestehen, dass ihm das grosse Problem, mehr und bedeutend Besseres zu bieten als es seine Vorgänger gethan haben — und zwar nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in artistischer Beziehung — vorzüglich gelungen ist. Wie winzig und unansehnlich erscheinen die Arbeiten seiner Vorgänger neben seiner prächtig ausgestatteten Riesenkarte! Nicht weniger als 120 Stämme hat der Verfasser auf seiner Karte unterschieden, dabei aber den näheren und entfernteren Zusammenhang derselben durch verwandte Farbentöne zum Ausdrucke gebracht.

Der Verfasser ist in Betreff des Systems meiner „Allgemeinen Ethnographie“ (II. Auflage, Wien 1879) gefolgt, hat dabei aber die Verbesserungen, welche die III. Auflage gegenüber der zweiten bringen wird, berücksichtigt. Dahin gehören namentlich: die Eintheilung der „Völker mongolischer Rasse mit einsilbigen Sprachen“ in I. Indo-Chinesen [a) Tübeter, b) Barmanen, c) Siamesen, d) Chinesen], II. Mon-Annam-Völker, III. isolirte Völker von Hinter-Indien, die Bezeichnung der Armenier als eines thracischen Volkstammes u. a.

Der Verfasser hat, wie ich mich überzeugt habe, die neuesten Arbeiten über die ethnographischen Verhältnisse der einzelnen Theile Asiens sorgfältig benützt, und wenn auch vielleicht ein Specialist in einem oder dem anderen Punkte dem Verfasser kleine Mängel nachweisen kann, so wird er diese selbst entschuldigen müssen, wenn er erwägt, wie unendlich schwierig die Aufgabe war und dass es schon ein grosses Verdienst ist, eine empfindliche Lücke in der Wissenschaft ausgefüllt zu haben. Der Verfasser hat jedoch, um auch dem Specialisten keinen Vorwurf zu gestatten, sich nicht die Mühe verdriessen lassen, mehreren befreundeten Gelehrten, welche einzelne Theile Asiens selbst besucht haben oder als Autoritäten für dieselben gelten, die Entwürfe seiner Karten vorzulegen und sie um Durchsicht derselben zu bitten. Die kaiserl. Akademie der Wissenschaften hat sich dadurch, dass sie die treffliche Publication unter ihren Schutz nahm und durch eine Subvention unterstützte, um die ethnologische Wissenschaft ein grosses Verdienst erworben. Hoffen wir, dass das Werk, welches wir unbedenklich als eine Zierde der österreichischen Kartographie bezeichnen können, sich viele Freunde erwerben werde, schon darum, dass es dem Verfasser gelinge, die bedeutenden Kosten des Unternehmens zu decken und Lust und Freude für eine gleiche Publication über die anderen Welttheile zu finden.

Friedrich Müller.

13.

Radloff, W., Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme. Gesammelt und übersetzt. St Petersburg, K. Akad. d. Wissensch. 1885 und 1886. 8. V. Theil. Der Dialekt der Kara-Kirgisen. 2 Bde. XXV, 599 und XXVIII, 603 S. VI. Theil. Der Dialekt der Tarantschi. 2 Bde. (VI, 211 und VI, 272 S.)

Diese Publication, welche sich an die bereits erschienenen 4 Theile (= 8 Bände) anreiht und aus je einem das Original bietenden Textbande und einem zweiten, die dazu gehörende deutsche Uebersetzung und Einleitung umfassenden Bande besteht, möge hier deswegen Erwähnung finden, weil sie das lebhafteste Interesse eines jeden Ethnologen zu erregen geeignet ist. Vor allem Anderen möchten wir die Leser auf den II. Band des 5. Theiles (Die Literatur der Kara-Kirgisen) aufmerksam machen, welche nebst anderen Proben das grosse Epos von Er Manas in gebundener deutscher Rede wiedergibt. Die dazu gehörige Einleitung, in welcher der Herausgeber über das Wesen der kirgisischen Epik und die Technik der Sänger interessante Mittheilungen macht, ist auch für weitere Kreise von grossem Interesse, da sie uns manchen tiefen Einblick in die Frage über den Ursprung und die Entwicklung der Volksepik gestattet. Namentlich Jene, welche sich für die homerische Frage interessiren, werden in dieser Einleitung manchen nützlichen Wink finden. **Friedrich Müller.**

14.

Gaidoz, Henri, Les vallées françaises du Piémont. Auszug aus den Annales de l'école libre des sciences politiques. Paris, Félix Alcan, 1887.

Gewöhnlich wird angenommen, dass mit der Abtretung von Savoyen und Nizza dem Nationalitätenprincipe zufolge alle zu Piemont gehörigen Franzosen an Frankreich gekommen seien. Diese Ansicht ist irrig, denn noch gegenwärtig sprechen über 100.000 Menschen in den italienischen Alpen das Französische als ihre Muttersprache; sie sind im verflossenen Jahre von Prof. Gaidoz aus Paris, dem hochverdienten Folkloristen, aufgesucht und in der obigen, sehr ausführlichen Abhandlung geschildert worden. Französisch sind: 1. Das Thal von Aosta (Thal der Dora Baltea), welches den äussersten Nordwestwinkel Italiens bildet, sammt seinen Nebenthälern. Der letzte französisch sprechende Ort ist hier Fort Bard, nördlich von Ivrea. — 2. Das obere Thal der Dora Riparia bis nahe vor Susa. — 3. Die Waldenser-Thäler im Westen von Pinerolo, also das Thal des Chisone und Pelice. — 4 Das obere Thal der Varaita, südlich vom Monte Viso, mit wenigen Weilern. Das Hauptstück des französischen Gebietes, das Thal von Aosta, zählt noch über 80.000 französisch sprechende Einwohner, die den savoyischen Dialekt reden und bei denen das Französische bis vor wenigen Jahren noch amtliche Sprache war. Auch dort hat ein kleiner Sprachenkampf stattgefunden, aus dem das Italienische als Siegerin hervorgeht. Alle Amtshandlungen finden in italienischer Sprache statt, und in den Elementarschulen wird Italienisch neben dem Französischen gelehrt; alle höheren Schulen sind nur italienisch. Ein Asyl hat das Französische noch in der Kirche, ja, es ist von Interesse, durch Prof. Gaidoz zu erfahren, dass in den deutschen Dörfern des benachbarten Grassoney-Thales (südlich von Monte Rosa), welche man in der Verwälschung begriffen weiss, diese nicht durch Italiener, sondern durch französische Geistliche herbeigeführt

wird. — Was die protestantischen Waldenser in den Thälern des Chisone und Pelice betrifft, so ist ihre Sprache ein provençalischer Dialect; es sind 15 Gemeinden mit 12.000 Seelen, die, alle des Italienischen kundig, dennoch treu an der französischen Sprache hängen. Dagegen stirbt diese im Thale der Dora Riparia, entlang der Mont-Cenis-Bahn, zwischen Susa und Bardonnèche, allmälig ab; die junge Generation bevorzugt das Italienische. Auch das kleine Thälchen von Chateau Dauphin am Monte Viso, bisher französisch, ist in der Italienisirung begriffen. **Richard Andree.**

15.

Haushalter, B., Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Halle a. S. Tausch und Grosse, 1887.

Der westliche Theil der Sprachgrenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch, von Belgien bis zum Herzogthum Anhalt hin, ist im Allgemeinen gut bekannt und von Dorf zu Dorf verfolgt worden, jener Theil aber, der von der Elbe bis zur polnischen Sprachgrenze verläuft, war nur in rohen Zügen und nicht einmal in diesen gut aufgenommen. Die bisherigen Karten räumten dem Niederdeutschen ein zu grosses Gebiet ein, wie die neue Untersuchung von Haushalter zeigt; auch auf dieser Strecke, und namentlich in der Provinz Brandenburg, hat die niederdeutsche Sprache starke Einbusse erlitten, ihr Gebiet ist dort stark geschmälert worden, so dass Berlin heute schon rings von hochdeutschem Gebiete umgeben ist. In grossen Zügen verläuft die Sprachgrenze jetzt folgendermassen: von Rosslau an der Elbe, Wittenberg dem Hochdeutschen lassend, den niederdeutschen Kreis Jüterbog einschliessend, auf Zossen, von hier westlich zurück auf Potsdam (hochdeutsch), dann in einem Berlin einschliessenden Bogen über Nauen, Oranienburg, Bernau nach Oderberg, weiter oderaufwärts bis in die Gegend von Küstrin, entlang der Warte und Netze zur polnischen Sprachgrenze. Im Ermland eine grössere hochdeutsche Sprachinsel in dem sonst niederdeutschen Ostpreussen. Haushalter geht überall auf die Urkunden zurück, um die frühere Ausdehnung des niederdeutschen Sprachgebietes und seine Verluste darzuthun; die aus Franken stammenden Hohenzollern waren der Ausbreitung des Hochdeutschen günstig. Zwei Karten sind der werthvollen Arbeit beigegeben; sie sind aber in technischer Beziehung so überaus unvollkommen, dass kaum das Nothdürftigste daraus zu erkennen. **Richard Andree.**

16.

Wilken, G. A., Dr. Het tellen bij nachten bij de volken van het maleisch-polynesische ras. 's Gravenhage, Martinus Nijhoff, 1886.

Professor Wilken in Leiden, der dort in ausgezeichneter Weise den Lehrstuhl für Länder- und Völkerkunde Indonesiens einnimmt, behandelt hier die älteste auf die Mondphasen gegründete Zeiteintheilung der malayisch-polynesischen Völker. Keine Fristbestimmung ist sicherer, als diejenige nach Mondphasen, und auch dem ungeübtesten Auge ist der erste Sichelstrich erkennbar: man ging daher bei der Zeitbestimmung von den Nächten aus, wie dieses denn von vielen Völkern bekannt ist. Tacitus sagt von den alten Germanen: „Sie zählen nicht wie wir nach Tagen, sondern nach Nächten", Caesar bestätigt dieses betreffs der Gallier, und noch heute finden sich Spuren des Rechnens nach Nächten bei den Culturvölkern, z. B., wenn der Engländer fortnight sagt. Auch die alten Inder rechneten einst nach Nächten, wofür im Hitopadeça und in der Çakuntala Belege vorhanden. Les Arabes comptent par nuits, sagt Dozy, und bei den malayisch polynesischen Völkern von der Südsee bis Madagaskar ist oder war diese Zeitrechnung eingeführt. Die Neuseeländer hatten früher keine Benennungen für die verschiedenen Tage, wohl aber für die Nächte. Die Tahitier fragten: Rui hia aenei? Wie viel Nächte ist es her? Und so wie bei den Polynesiern wurde oder wird auch von den Melanesiern und Mikronesiern nach Nächten gerechnet.

Im indischen Archipel ist diese Zeitrechnung den Makassaren und Buginesen (auf Celebes) völlig geläufig. Die Frage „den wievielten haben wir?" wird ausgedrückt: „die wievielte Nacht des Monats ist es?" Die Sundanesen (auf Java) gebrauchen da, wo wir Tag sagen, immer penting, Nacht, und auch die Bataks (auf Sumatra), sowie die Bewohner von Nias rechnen noch nach Nächten. Ehemals war dies wohl auch bei den Malayen der Fall, welche für Woche noch manchmal buchstäblich „sieben Nächte" sagen. Allgemein ist bei diesen Völkern die Auffassung vorhanden, dass der „Tag" mit Sonnenuntergang beginnt und bis zum nächsten Sonnenuntergang währt. **R. Andree.**

17.

Devéria, G. La frontière Sino-Annamite. Description Géographique et Ethnographique d'après des documents officiels Chinois traduits pour la première fois. Paris, Ernest Leroux, 1886. 182 pp. Lex.-8°.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, eine geographische und eine ethnographische, von denen uns hier allein die letztere beschäftigt, so sehr auch erstere durch Benützung alter chinesischer Quellen und der Vermessungsarbeiten der französischen Jesuiten von 1708 und 1718 ausserordentlich inhaltsreich und für den Geographen von Fach von Wichtigkeit ist. Inhalt des zweiten ethnographischen Theils ist die Schilderung der im Süden des chinesischen Reiches, in der Nachbarschaft Tong-kings, wohnenden nichtchinesischen Völkerschaften nach einem chinesischen Quellenwerk, dem Houang Tsing tsche-kong t'ou, d. h. „Beschreibendes Tableau der Tributärstämme der Dynastie Tsing", das 1715 im Auftrage des Kaisers Khien-long nach dem von den Vice-Königen und Provinzgouverneuren amtlich gelieferten Material vom Geheimen Rathe in Angriff genommen und 1773 in neun Büchern abgeschlossen worden ist. Es enthält die ethnographische Darstellung von nicht weniger als 19 Volksstämmen (jeder ausserdem durch 2 Abbildungen illustrirt), welche in den 8 chinesischen Verwaltungsbezirken, die an das südliche Tong-king grenzen, wohnhaft sind. Der verdienstvolle Verfasser führt, ohne sich in eine derzeit noch nicht durchführbare wissenschaftliche ethnologische Classification einzulassen, dieselben nach ihrer geographischen Vertheilung

an der Sino-annamitischen Grenze und zwar von Osten nach Westen schreitend vor. — In der Provinz Kouang-Tong (Cap. 1) wohnhaft sind die Yao und die Tschouang, beide vom Stamme Pan-hou und von Tsche'ou (Hou-nan) nach Lien-tschean ausgewandert, lange unabhängig, endlich nach wiederholten Aufständen und Perioden der Selbstständigkeit unter dem Kaiser Kanghi (1703) definitiv unterworfen. Erstere bewohnen meist die höheren Gebirgsländer, gehen bekleidet (in fünf Farben), haben den Kopf mit einem rothen Tuche umwickelt, das Haar zu einem Schopfe aufgebuscht. Die Familien leben im gemeinsamen Haushalte — dorfweise beisammen. Sie tragen oft grosse Lasten auf den Schultern in raschem Gange; die Füsse sind bloss und werden, um unempfindlich gemacht zu werden, in früher Jugend an der Sohle und Ferse gebrannt und mit spitzen Steinen verwundet. Sie opfern ihrem Stammherrn Pan-hou am Jahresbeginn. Manche kennen die chinesischen Schrift-Charaktere. Die Tschouang waren ursprünglich die Lang-ping („Wolfs-Soldaten") von Kouangsi. Sie wohnen in den Bergen von Che-ouan-chan, sind roh und gewaltthätig. Sie tragen Hüte aus Bambusrohr und gehen barfuss, ihre Kleidung ist die gewöhnliche chinesische. Sie trinken das Wasser aus der Hand und essen mit den Fingern. Ihre Wohnungen sind Pfahlhütten, unterhalb welcher sie ihr Vieh unterbringen. Hochzeitsgebräuche existiren bei ihnen nicht. Die Weiber verwenden Sonnenschirme, vor dem Busen tragen sie ein gesticktes Seidentuch, der Rock geht bis zu den Knien.

Das zweite Capitel schildert die Bewohner der Provinz Kouang-si, die Tou's oder Thô's. Sie sind die Nachkommen der Soldaten, welche unter den früheren Dynastien gegen die Barbaren des Südens in Kriegsstationen gelagert waren und unter welche man hernach das eroberte Gebiet getheilt hatte. Sie sind in chinesischer Weise gekleidet, tragen keinen Bart und gebrauchen seidene Tücher. Die Weiber tragen 3—4 Armbänder, über ein langes Hemd einen kurzen Rock mit Gürtel, in der Hand gewöhnlich ihren Bambuskorb zum Einsammeln der wilden Kräuter, von denen sie sich nähren. Die Hochzeitsgeschenke bei ihnen bestehen aus Arekanüssen. Seitdem sie unter chinesischer Herrschaft stehen, lernen ihre Kinder die chinesische Schrift, um sich den Staatsprüfungen zu unterziehen. Alle Arten von Handwerk sind bei ihnen in Uebung.

Im dritten, dem ausgedehntesten Capitel, werden uns die verschiedenen Volksstämme der Provinz Yunan, 16 an Zahl, vorgeführt, jeder durch je zwei Abbildungen, eines Mannes und einer Frau mit ihren Geräthen, illustrirt, worauf das vierte Capitel die allgemeine Beschreibung der verschiedenen zahlreichen Völkerschaften, die nicht an Tongking grenzen, bringt, allerdings gegenüber der etwas grösseren Ausführlichkeit der früheren Schilderungen in höchst lakonischer Weise. Am Schlusse bringt der Verfasser ein Verzeichniss der von ihm ausser seinem Hauptquellwerk bei Ausarbeitung des ethnographischen Theils seines Werkes benützten Publicationen, endlich ist auch ein vollständiger Namen-Index beigegeben, der den Gebrauch des Buches sehr erleichtert. Für die Ethnographie Hinterindiens ist Herrn Deveria's Werk ein höchst schätzenswerther, weil auf zuverlässiges amtliches und zugleich historisches Material sich stützender Beitrag.

Haberlandt.

18.

Le Bon, Gustav, Dr. Les civilisations de l'Inde. Ouvrage illustré de 7 Chromolithographies, 2 cartes et 350 gravures et héliogravures d'après les photographies, aquarelles et documents de l'auteur. Paris, Firmin Didot et Co., 1887.

Es ist ein prächtiges Compilationswerk über das alte und moderne Indien, das uns in diesem überaus herrlich ausgestatteten stattlichen Band aus der Feder des bekannten Archäologen Dr. G. Le Bon, des Verfassers von „Die arabische Cultur" (1884) vorliegt. Handlicher und gründlicher als das bekannte deutsche Werk Emil Schlagintweit's: Indien in Wort und Bild, baut sich in ihm eine umfassende Culturgeschichte Indiens vor Allem auf Grund des reichsten archäologischen Materials auf, und auch dort, wo dem Verfasser, der vom französischen Unterrichtsministerium mit der Leitung einer archäologischen Expedition in Indien betraut war, seine archäologischen Quellen und Belege im Stiche lassen, füllt er die Lücken nicht durch Namen und Zahlen, sondern durch richtig interpretirte Bilder und Verhältnisse der Gegenwart aus. Der Plan des schönen Werkes ist sehr umfassend angelegt. In 6 Büchern verarbeitet der Verfasser nach einander 1. die Naturbedingungen der indischen Civilisation, Boden und Klima, Physiographie, Fauna, Flora und die geologisch-mineralogische Beschaffenheit ihres Schauplatzes; 2. die indischen Rassen, in Nordindien, im Dekkan in Südindien, ihre gemeinsamen moralischen und intellectuellen Merkmale und ihre Verschiedenheiten; 3. das dritte Buch gibt einen Abriss der sehr dürftig überlieferten politischen Geschichte Indiens — auf die der Inder seiner Weltanschauung nach so wenig Gewicht legt und Aufmerksamkeit verwendet — wobei das Capitel von den alten Verbindungen Indiens mit dem Occident von besonderem Interesse ist. Das 4. Buch stellt an der Hand des reichsten literarischen und archäologischen Materials die Entwicklung der Civilisationen Indiens dar und befolgt dabei die hergebrachte, durchaus in den Verhältnissen begründete Eintheilung in die älteste vedische Zeit, die brahmanische Periode, die buddhistische Epoche, die neubrahmanische und endlich die hindu-muselmanische. Am liebevollsten hat sich der Verfasser mit der auch wirklich archäologisch interessantesten und sympathischsten, der buddhistischen Periode beschäftigt und ist seine Darstellung davon in hohem Grade lesenswerth, wiewohl auch die andern Abschnitte den Gegenstand gut und genau darstellen. Das 6 und letzte Buch schildert das moderne Indien, das der Verfasser vom Norden bis zum Süden, seiner ganzen Breite nach bereist, skizzirt und fein beobachtend studirt hat. Er führt uns der Reihe nach mit kräftigen, zutreffenden Zügen den geistigen Habitus des Inders, seine intellectuelle Haltung und Beschaffenheit vor, schildert die actuellen Religionen Indiens mit ihrer tief in's Leben einschneidenden und es allseitig umspannenden Bedeutung, führt uns die Gesetze, Sitten und Bräuche der indischen Bevölkerung, weniger der grossen Städte, als der eigentlichen Sitze indischen Lebens vor, um schliesslich der englischen Verwaltung und der Zukunft Indiens eine sehr lesenswerthe Betrachtung zu widmen. Wie man sieht, ist also Vergangenheit und Gegenwart Indiens gleichmässig berücksichtigt, was keinem der grossen Handwerke über das so

interessante Gangesland nachgerühmt werden kann, und was ein Hauptreiz und Hauptvorzug, es stützt sich bei allen seinen Ausführungen auf keinerlei trockene Tradition und Büchergelehrsamkeit, sondern ist im Hinblick und auf Grund der einheimischen Kunst und Literatur, als dem treuesten Ausdruck und der zuverlässigsten Quelle der geistigen Cultur, ausgearbeitet. Wer über Indien alles Wissenswerthe, Specialfragen natürlich abgerechnet, handlich und instructiv beisammen haben will, der muss künftig zu dem schönen Werke Le Bon's greifen, das Jedem Genuss im Durchblättern wegen der überaus zahlreichen reizenden Abbildungen, auch Freude im Durchstudiren des inhaltreichen, hübsch geschriebenen Textes gewähren wird. Dürfen wir nicht bald auf eine deutsche Ausgabe hoffen? **Haberlandt.**

19.

Lippert, Julius. Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. I. Band. Stuttgart, Ferd. Enke, 1886.

Als die reife Frucht zahlreicher gediegener Vorarbeiten, die in den bekannten Büchern des geistvollen, tiefblickenden Verfassers, jedes mustergiltig und voll anregender Macht, vorliegen, besitzen wir in diesem schönen Hauptwerk Lippert's zum ersten Male eine Culturgeschichte der Menschheit, welche diesen Namen ehrlich, wie sie ihn fasst, mit Fug und Recht trägt. Es ist nicht eine Geschichte der menschlichen Thätigkeiten und Erfindungen, wie sie uns als gesonderte Errungenschaften und Zweige seines Wesens durch zahlreiche Werke unter dem Namen der Culturgeschichte vorgeführt werden, es ist vielmehr eine pragmatische Geschichte der menschlichen Arbeit, wie sie als lebendiges Getriebe mit tausend durcheinander sich schlingenden Fäden und durcheinander tanzenden Spindeln das bunte Gewebe der Cultur erzeugt, die in Lippert's kunstvoll aufgebautem und immer das Ganze im Zusammenhang des Einzelnen berücksichtigendem Werke zum ersten Male als sociale Biologie auftritt. Es ist nur eine unmittelbare Folge oder vielmehr ein Ausdruck dieser Grundanlage des Buches, dass alle wesentlichen Culturerscheinungen der Gegenwart in ihrem historischen genetischen Zusammenhange mit denen der Vergangenheit ihre Erklärung finden, dass für unverständlich gewordene und doch noch aus Gründen, die wir als culturgeschichtliche Gesetze kennen lernen, fortlebende Anschauungen, Sitten und Bräuche, auf ihr richtiges ethnologisch-historisches Postament gestellt, erst das richtige Verständniss vermittelt wird, und so dürfte auch der weiteste Kreis des denkenden Publicums an dem Werke Interesse und Freude haben.

Unter dem geistvollen Nachweise des Verfassers wird die gemeine Lebenssorge, das was Darwin und seine Anhänger den Kampf um's Dasein benennen, zur Schöpferin aller materiellen und geistigen Fortschritte und deren Wechselwirkung auf einander; ihr Walten und ihr Antrieb ist es, was die gesellschaftlichen Organisationen von den einfachsten Anfängen bis in alle ihre Verzweigungen und complicirten Entfaltungen hervorruft, sie leitet den Menschen durch das Gebiet der Selbstsucht zur Bildung der elementarsten Sittlichkeitsgesetze, zur Schaffung der Begriffe von Recht und Eigenthum; sie leitet ihn vor Allem auch zu den Fertigkeiten der Gewinnung und Bereitung der Nahrungsmittel, lehrt ihn die Erfindung der Werkzeuge und Geräthe, führt ihn zur Entwicklung des Verständigungsmittels der Sprache, schafft irgendwie in mittelbarer Weise dann auch die Begriffe der Zahlen und das Hilfsmittel der Schrift, kurz sie füllt dem Menschen, wie sie einerseits ihm die materiellen Mittel und den Besitz schafft, andererseits die geistige Rüstkammer, so dass er mit diesem Doppelbesitz endlich zu den bewunderungswürdigen Fortschritten der letzten Zeit gelangt. Wenn wir noch die umsichtige, strenge Methode des Verfassers, seinen richtigen, klaren Blick, seine lichtvolle Darstellung gebührend hervorheben, so dürfen wir getrost die Zuversicht aussprechen, dass jeder Leser unser Urtheil gern zu dem seinen machen wird, welches dahin lautet, dass Lippert's Werk ohne Zweifel die erste Stelle unter allen seinesgleichen einnimmt.

Haberlandt.

20.

Trumbull, H. Clay. The blood covenant. A primitive rite and its bearings on scripture. London, George Redway, 1887.

Drei Vorlesungen nebst einem sehr inhaltsreichen Appendix über die den Ethnologen als „Blutverbrüderung" bekannte Sitte. Unter der überall anzutreffenden psychischen Voraussetzung, die in Bräuchen und Vorstellungen mancherlei Art noch überall durchschimmert, dass der Sitz der Seele im Blute, dass sie selbst nichts Anderes als das lebenswarme strömende Blut sei, sind die Menschen an den verschiedensten Punkten zum Gedanken einer künstlich durch Blut-, also Seelen-Mischung herzustellenden Verwandtschaft (einer künstlichen Blutsverwandtschaft) gelangt, und demgemäss finden wir die Sitte in den alten Culturen mehr oder minder deutlich und unverwischt in denselben Formen an, wie sie noch heute lebendig in Ostafrika, auf Madagaskar und anderwärts beobachtet werden kann. — Aber nicht nur unter Menschen wird Blutsbrüderschaft geschlossen, der Bund durch das Blut kann auch zwischen Menschen einerseits und Geistern, d. i. den Seelen abgeschiedener Menschen, die sich allgemach zu Göttern entwickeln, andererseits eingegangen werden, und dann entwickelt er sich zu den Formen der Weihung und Opferung von Blut an die Gottheit, wie sie z. B. in den mannigfaltigen Arten der Blutentziehung, durch Circumcision, durch Tätowirung, durch die Blutschrift der Teufelsbündnisse u. v. a. m. zu Tage treten. Die Weiterentwicklung dieser zwei Hauptarten des Blutbundes im Fortgange der religiösen Empfindungen und Vorstellungen zieht weite Kreise, wovon uns eine Vorstellung werden mag, wenn wir bedenken, wie nur ein einziger seiner Ausläufer, z. B. im christlichen Dogma des Abendmahls mit seiner ungeheuren Geschichte vorliegt. Insbesondere verfolgt der Verfasser die biblischen Spuren unseres Brauches mit grosser Genauigkeit, was zwar etwas einseitig, aber gewiss nützlich ist, indem es darauf ankommt, allen Vorurtheilen und gern beliebten Ausnahmen zum Trotz die durchgängige Gleichwerthigkeit und Gleichheit des ethnologischen Materials bei allen Völkern und Culturentwicklungen anerkannt zu sehen. Das vorliegende Buch ist nur als das erste Capitel eines grösseren Werkes über den Einfluss der Freundschaft unter den Culturmächten zu betrachten und macht auf dieses recht begierig.

Haberlandt.

21.

Hunfalvy, Paul. Neuere Erscheinungen der Rumänischen Geschichtsschreibung. Wien und Teschen 1886. Karl Prochaska. 252 S. gr. 8°.

Die Bekanntschaft mit den Ansichten des berühmten Gelehrten über die rumänische Frage dürfen wir bei unseren Lesern voraussetzen. Die Ansprüche der Rumänen auf Siebenbürgen werden auf's Entschiedenste zurückgewiesen. Der Verfasser recapitulirt die Ansichten aller bisherigen Forscher bis auf die neueste Zeit. S. 3—193. Wichtig sind die Auseinandersetzungen über die Ausdrücke Rumun, Sclav, Wlach, Romaer, Večinu, Megiaš, Roš, Rezeš oder Rezemaš, Mošia, Klaka, Klakaš. Hunfalvy's Ausspruch: ‚Das reine Römerthum der Walachen ist sehr jung', halten wir wenigstens nun für Siebenbürgen als vollkommen erwiesen. Ethnographisch bedeutsam sind des Verfassers polemische Ausführungen gegen Pič S. 194 ff. Den römischen Typus bei den Rumänen in Siebenbürgen erklärt H. S. 201 allein durch ‚die Einwanderung aus der Balkanhalbinsel'. Aus den alten Namen der Berge, Flüsse, Bäche und Ortschaften, die ausnahmslos slavisch oder ungarisch sind, gehe deutlich hervor, dass nur die Slaven in Siebenbürgen früher ansässig gewesen, als die Ungarn und Sachsen, und dass die Rumänen dort die jüngsten Ankömmlinge sind (S. 204). Slavici's gehässige Notiz über den Charakter der Rumänen (S. 208) ist in diesem Werke entschieden unzeitig angebracht.

Krauss.

22.

Poestion, J. C. Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter. Nach lappländischen, norwegischen und schwedischen Quellen. Mit Beiträgen von Feliy Liebrecht. Wien, bei C. Gerold's Sohn, 1886. gr. 8° S. XII + 274.

Der rühmlichst bekannte Uebersetzer isländischer Märchen und Dolmetsch isländischer Literatur beschenkt uns diesmal mit einem in seiner Art sehr werthvollen Buch, welches uns einen tiefen Einblick in's Volksthum der Lappen gewährt. Das Buch enthält in fünf Abtheilungen Märchen und Sagen und im Anhange eine längere Reihe Räthsel und Sprichwörter. Es liegt uns hier in deutscher Sprache zum erstenmale eine umfangreichere Sammlung lappischer Volksüberlieferungen vor. Ueber die einschlägige Literatur verbreitet sich Herr Poestion in gedrängter Kürze, aber doch hinreichend orientirend in der Vorrede. Zu bedauern ist, dass die, wie der Herausgeber sagt, schon ausgearbeiteten Anmerkungen („meist poetische Varianten und Ergänzungen"), Raummangels halber ausfallen mussten. Jeder einzelnen Abtheilung schickt Herr Poestion eine kurze Einleitung voraus. Die Thiermärchen weisen gar keinen neuen Zug auf. Sie dürften alle russischen Erzählern nacherzählt sein. Die versificirten allein zeigen eine Besonderheit. Sie sind sehr kurz und witzlos. Von „epigrammatischer Schärfe", die ein gewisser Herr v. Düben darin entdeckt, ist blutwenig zu verspüren. Demselben Herrn dürfte Herr Poestion auch folgende Bemerkung (S. 28, vergl. S. 36) entnommen haben: „Die lappischen Gottheiten waren ursprünglich sämmtlich gute und man opferte ihnen anfangs nur aus Furcht vor ihrem möglichen Zorne; die Vorstellung von bösen Geistern und Trotten ist erst später durch die engere Berührung mit den übrigen nordischen Völkerschaften eingepflanzt und gepflegt worden." Das Schema vom Götterhimmel ist aprioristisch construirt und hat keinen Anspruch auf ernste Beachtung. Auf S. 33 heisst es: „In der mittleren Luftschicht wohnt auch Horagalles, welcher nicht allein über Donner und Blitz, sondern auch über den Regenbogen, über Wind und Wetter, über das Meer und die Gewässer, sowie über des Menschen Wohl und Wehe, Leben und Gesundheit herrscht. Ihm durfte kein weibliches oder verschnittenes männliches Thier geopfert werden. Das Urbild von Horagalles ist — leicht erkenntlich — der nordische Thor." Da hat man es! Aus den Volksüberlieferungen erkennt man aber die Lappen als blosse Fetischverehrer, denen eine so schwierige Abstraction gar nicht zugemuthet werden kann. Nr. VII (S. 42—45: Attjis-ene und Njavris-ene) ist eine recht schauerliche Zeltgeschichte, weder Sage noch Märchen. Ein gemüthsroher, grausamer Zug ist fast allen diesen Geschichten gemeinsam. Der Lappe brüstet sich feige vollbrachter Mordthaten. So sind alle die Stalo-Geschichten. Des Lappen Sinnen und Trachten geht nach Silber, Renthieren und fetten Fischen. Seine Gutmüthigkeit ist Ohnmacht und Trägheit. Beachtenswerth ist Nr. XVII (S. 74 bis 76). Ein Mann hatte seine Hütte gegenüber dem Aufenthaltsorte der Erdgeister (Gufitarak) erbaut. Das wird den Geistern bald nicht genehm, ihm aber auch nicht bequem. Nun siedelt der Mann nach einem anderen Orte über. Dafür wird er vom Unterirdischen, dem Gufitarak, mit Thalern entlohnt. Die Polyphem-Sage findet sich hier in zwei Fassungen. Die Riesensagen decken sich zum Theil mit den isländischen. Nr. LII (S. 219—221). Das alte Weib und der Teufel ist international. (Der Mann stösst sein böses Weib in ein tiefes Erdloch. Darnach zieht er statt seines Weibes den Teufel selber heraus. Der macht ihn zu einem berühmten Teufelaustreiber.) Diese, sowie die Sonnensagen deuten direct auf Entlehnung aus dem Russischen hin. Auf S. 206 wird eine merkwürdige Art von Zweikampf geschildert (Holmgang). Jeder der Kämpfenden stellt sich dreimal nacheinander auf die Hände und schlägt mit den Füssen seinen Gegner auf die Brust. Bezeichnend sind für den Lappen folgende „dunkle Reden" (Räthsel): „Das Todte zieht Lebendige aus dem Walde" (Ein Kamm). „Was ist das für ein lebendes Wesen, das dem Menschen am nächsten ist?" (Eine Laus). „Was ist schwarz wie ein Priester, springt wie ein Pferd, und hundert Männer können es nicht zäumen?" (Der Floh).

Herr Poestion hat die Absicht, auch einen Band Eskimosagen zu ediren. Das wäre eine wirklich erwünschte Bereicherung der Sagenliteratur.

Krauss.

23.

Finnische Märchen. Uebersetzt von Emmy Schreck. Mit einer Einleitung von Gustav Meyer. Weimar. Hermann Böhlau. 1887. XXX u. 244 in 8.

Eine Sage, ein Märchen gut und schön erzählen ist eine eigene Kunst, die ein angeborenes Erzählertalent zur Voraussetzung hat. Wenige haben diese Kunst so meisterhaft verstanden, wie die Gebrüder Grimm; nur Wenige aber haben auch in gleicher Weise wie diese Zwei die Schönheit der

Volksseele erfasst und begriffen. Das ist so ganz Gemüthssache. Mich hat es darum schon öfters Wunder genommen, dass sich in deutschen Landen so selten Frauen als Sammlerinnen von Volksüberlieferungen hervorgethan. Sie müssten hierin doch gewiss viel leisten können. Einen unwiderleglichen Beweis dafür liefert vorliegendes Buch, obgleich es blos Uebersetzungen darbietet. Das ist ein prächtiges Deutsch, welches man fast dem der Grimm'schen Märchen an die Seite stellen mag. Frau Schreck, eine geborene Finnländerin, muss sich ganz ausnehmend liebevoll in die Anschauung deutscher Volksweise vertieft haben, dass sie es zu solcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit im Nacherzählen gebracht hat. Prof. Meyer hat diese Arbeit veranlasst, wofür ihm gewiss jeder Freund der Volkskunde herzlich dankbar sein wird. In der Einleitung hebt Herr Prof. Meyer mit Recht hervor, dass der finnische Märchenschatz schon wegen seiner Beziehungen zur benachbarten germanischen und slavischen Volksdichtung eine hohe Bedeutung beanspruchen dürfe. Ausser den finnischen enthält das Buch auch eine Reihe esthnischer Thiermärchen. Bis auf wenige, nicht allzusehr auffällige Züge erscheinen alle Stücke der ganzen Sammlung blos als Varianten slavischer und deutscher Märchen. Ich könnte z. B. leicht für jedes Stück, ausgenommen für drei von den Thiermärchen, je zwei südslavische, speciell serbische, Varianten namhaft machen. Was auf den ersten Blick als den Finnen besonders eigenthümlich erscheint, zeigt sich bei näherer Besichtigung als Gemeingut der finnisch-lappischen Stämme überhaupt. Die meisten abweichenden Züge kehren aber auch bei den Isländern wieder. Herr Prof. Meyer verweist auf ein Beispiel der Poestion'schen Sammlung, um zu zeigen, „wie sehr bei den Lappen, diesem kümmerlichsten und poesielosesten der finnischen Stämme, die Farben der Märchen verblasst sind". Diese Worte, glaube ich, bedürfen einer kleinen Berichtigung. Poestion lagen nur minder gut erzählte Stücke vor, die überdies aus viel früherer Zeit stammen mögen, gerade deshalb, weil sie verhältnissmässig so reiche Auskunft über specifisch lappisches Volksthum geben. Sachlich sind sie, wie man sich leicht überzeugen kann, ungleich werthvoller als die Märchen bei Frau Schreck. Herr Prof. Meyer macht in der Einleitung einige ganz zutreffende Bemerkungen über die Wanderungen der Märchen und über das sogenannte Thierepos und führt einige Varianten an. Er lässt es bei einigen Andeutungen bewenden. So ist es auch gut; denn der übliche Variantenkram, der so billig zu haben ist, fördert die Erkenntniss nur zu selten. Das Buch bietet genug Bemerkenswerthes, nicht zum Geringsten aber ist es auch eine wirkliche Bereicherung der schönen Literatur. **Krauss.**

24.

Klemenc, D., Drevnosti Minusinskago Muzeja. Pamjatniki metalličeskich epoch. Tomsk. 1886. I. S. 185. 8. Dazu ein Atlas von 21 Tafeln mit Photogravuren.

Minusinsk, die Kornkammer für das ganze sibirische Gouvernement Jenisejsk, umfasst ein Areal von 112.861 Quadrat-Kilometer und wird vom grossartigen Jenissej der Länge nach durchschnitten; im Süden thürmt sich der seine Ausläufer nach Norden entsendende Sajaner Gebirgszug auf. Steppen, Wälder und Matten erscheinen in dieser prächtigen Gegend in regem Wechsel; Gebirgsströme bewässern das Gebiet und befördern eine reiche Vegetation. Seit jeher ist auf diesem Boden eine beträchtliche Cultur immer wieder neu erstanden. Zahllose Denkmäler, besonders riesige Tumuli und Steinumfriedungen, sprechen deutlich für eine bedeutende Vergangenheit. Seit dem Jahre 1874 besteht in Minusinsk ein Museum, welches nun schon **3630** Gegenstände aufweist, und zwar: aus Kupfer und Bronze 1270 Stücke, aus gelbem Kupfer 12, goldene 7, silberne 46, eiserne 1849, aus Stein und Bein 309, aus Thon und Gyps 809 und alter chinesischer Münzen 59. Als Einleitung gibt der Verfasser eine erschöpfende Darstellung der geographischen Lage von Minusinsk. Kurgane unterscheidet man: 1. flache (vier Arten) und 2. mit Wällen versehene Kurgane (acht Arten). Ihre Anzahl und Verbreitung in Sibirien ist noch längst nicht bestimmt. Man findet Kurgane auch auf dem Altaj, in der Kirgisensteppe und um Semipalatinsk, desgleichen in der Mongolei. Das Hauptverdienst um die Erforschung der Kurgane gebührt Radlov. Besonders bemerkenswerth sind die Ausgrabungen Adrianov's im Jahre 1883, leider hat er die Ergebnisse seiner Studien noch nicht veröffentlicht. In einem Kurgane sind Gypsmasken gefunden worden. In den Opferlöchern der Mogilen findet man Töpfe, kupferne Ohrringe und Asche. Aus dem Mangel an Eisenstücken dürfe man noch immer nicht auf ein hohes Alter der Mogilen schliessen. Ein Kurgan hatte 17 m im Durchmesser, in der Tiefe $2^1/_3$ m. In der Nähe der Mogilen, häufig auf denselben, trifft man Steinbilder (Kamennyja baby) von roher Ausführung. Einmal fand man 6 Kameele aus Stein nacheinander aufgestellt. Mitunter sieht man auf Gräbersteinen Darstellungen von Menschen und Thieren und auch eine Art hieroglyphischer Schriftzeichen. Letztere sollen mongolisch sein und frühestens aus dem 14. Jahrhundert stammen. Die Inschriften sind auf rothem Sandstein, zuweilen in Granit (?). Man constatirt verschiedene Alphabete, die auf einen Ursprung zurückgehen. Die Schrift von links nach rechts. Sie dürfte dem Volke der Chakassen angehört haben. Weiter folgt die Beschreibung der Kelte und Keile aus Stein, Fibeln und Waffen. Der Katalog enthält ferner eine genaue Beschreibung eines jeden Gegenstandes mit Angabe des Fundortes. Gerne wird man Herrn Klemenc darin beistimmen, dass die allseitige Erforschung der genannten Funde gewichtige Aufschlüsse ethnographischer Art noch bieten werden. Der Atlas bildet eine höchst willkommene Zugabe zum Kataloge. Taf. XX zeigt einen prächtig schönen Kopf en profil und en face. Dass dieser Kopf nicht etwa einen Jakuten oder Mongolen darstellt, ist zweifellos. Dieser Typus erinnert an die schönsten assyrischen Köpfe alter Zeit. **Krauss.**

25.

Priklonski, V. L., Ueber das Schamanenthum der Jakuten. S. 84—136. Vortrag. Izvjestija vostočnosibirskago otdjela imperatorskago russkago geografičeskago obščestva pod redakcieju M. J. Pisareva. Bd. XVII. Nr. 1—2. 1886. Irkutsk.

Herr Priklonski verweilte vom Jahre 1881—1884 bei den Jakuten und machte eine Reihe höchst werthvoller Beob-

achtungen über das so wenig gekannte Volksthum dieses entlegenen Volkes. Zudem kennt er Alles, was noch von Russen seit den Dreissiger Jahren über die Jakuten veröffentlicht wurde. Die Lebensbedingungen der Jakuten sind auch unter russischer Herrschaft die alten geblieben (S. 88). Der Jakute flüchtet sich in jeder Lage des Lebens zum Schamanen. Der Schamane gilt als Inbegriff alles Wissens, besonders der Heilkunde und Wahrsagung. Degradation der alten Gottheiten zu Dämonen (S. 90 f.). Das Christenthum ist nur ein Deckmantel für den alten Volksglauben. Acht Percent der Jakuten haben nie auch nur gesehen eine christliche Kirche. Christliche Priester sind unter den Jakuten überaus selten. Geisterbeschwörung unter Kreuzschlagen (S. 92). Opfer: delbirgjasalaka. Besessensein (94) (chorea imitatoria) endemisch besonders unter den Schamanen. Beschwörungsformel, um in extatische Verzückung zu gerathen. Die Namen der Dämonen werden in den Formeln genannt (S. 96 ff.). Bekleidung der Schamanen sehr kostbar (S. 99). Fast jede Falte hat eine eigene symbolische Bedeutung. Sehr genaue Schilderung des symbolischen Putzwerkes, mit dem sich der Schamane belädt. Von jedem gefällten Thier gibt man dem Schamanen ein Opferstück. Dämonenaustreibungsformeln bedeutsam. Jede Krankheit rührt von Dämonen her. S. 104 ff. Der Schamane gilt als unverletzlich und heilig. Der verstorbene Schamane wird in einen eigens dazu ausgehöhlten Klotz gelegt und auf hohen Bäumen ausgesetzt. Man bringt Todtenopfer dar. Den Sitz der Gottheiten verlegt man auf Berghöhen (S. 108). Aufzählung der Götter und Dämonen. S. 109 ff. Sordach-Conach, die Pestfrau (S. 111), einhändig, einfüssig und einäugig gedacht. Es gibt drei Welten (S. 113). Manencult und Seelenwanderung (S. 114 f.). Götternamen (S. 119—136) (bedürften wohl gründlicher Erläuterungen) an 60—70 aufgezählt. Todtengebräuche: Feuerbestattung. Der russische Kaiser wird als irdischer Gott verehrt. Russland gilt ihnen als Universum. Die Tungusen und Čukčen werden von ihnen als Halbwilde betrachtet.

Diese Abhandlung müsste man unbedingt ganz übersetzen, denn sie ist ungemein schätzbar. **Krauss.**

26.

Rovinski, P. A., Die Weltanschauung der Crnogorcen. Izvjestija imperatorskago russkago geografičeskago obščestva. (Berichte der kais. russischen geographischen Gesellschaft.) Tom. XXII. 1886. Heft IV und V. pag. 489—542.

Das Eine muss man den russischen Ethnographen freudig nachsagen, dass sie durchschnittlich ausgezeichnete Beobachter und Sammler sind. Seit Medaković's berühmtem Büchlein über „das Leben und die Gebräuche der Crnogorcen" ist über die Crnogorcen nichts Besseres erschienen bis auf Rovinski's kleine Studie. Die Einleitung ist freilich matt, denn seine Deductionen erscheinen viel zu verfrüht und nicht erweislich. Sein Hauptverdienst besteht darin, dass er meistens eigene Beobachtungen liefert, aber auch viele längst bekannte Dinge als Neuigkeiten auftischt. S. 492 ff. spricht er über die Farbenunterscheidungen bei den Crnogorcen; S. 495 über das Eindringen orientalischer Melodien (sevdalijski, Liebeslieder). Sehr richtig und wichtig ist die Bemerkung: „Vor 20 Jahren hat mich das Unmusikalische der Serben, ihre Unfähigkeit, anders denn eintönig zu singen, ihre Unempfindlichkeit für die dickste Disharmonie, verblüfft. Seitdem aber haben sie (durch westlichen Einfluss) unglaublich viel gelernt." S. 496 ff. Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Glückstern (499). S. 502 ff. Volkskalender, Wetterregeln, Heiligenlegenden, Festfeier, Monatsnamen. Strjelica (Gewitterstein), Donner, Regenbogenzauberspruch. Vergrabene Schätze (Feuer leuchten nächtlich). Pflanzenzauber S. 518 ff. bis 523 f. Der heil. Sabbas und der Teufel (deutsche Variante: Der Teufel als des Bauers Compagnon zieht immer den Kürzeren). Die Vögel: Adler, Falke, Schwan, Schwalbe, Kukuk u. s. w. in der Volksauffassung. „Schlägt der Donner in einen Nussbaum ein — was nie geschehen kann — so entsteht im Baume eine Schlange mit einem Demant auf dem Haupte" (S. 530). Púsnik heisst man das Unglückspferd, das seinen Herrn nach Schicksalsbestimmung in den Tod führt. Angang von Thieren. Zduhač (vgl. meine Sreća im XVI. Bde. dieser Mitth., S. 108), Tenjac, Upir (Vampir) S. 535. Vilen S. 537 f. Hexenglaube S. 538. Mačić, ein Homunculus, der aus einem Ei herausschlüpft. Sein Besitzer verschreibt sich dem Teufel. S. 539 ff eine Sage, „wie der heil. Elias durch List den Kaiser Dukljan (Diocletianus, für Santail) in Ketten gelegt und wann das Ende der Welt kommen wird". Das Lob, welches Rovinski im Schlusswort den Crnogorcen ertheilt, kann in dieser allgemeinen Form auf jedes Volk angewendet werden. **Krauss.**

27.

Savorgnan de Brazza, P., Conférences et lettres sur ses trois explorations dans l'ouest Africain de 1875 à 1886. Texte publiée et coordonné par Napoléon Ney. — Paris. M. Dreyfous. 1887.

Dieses Buch ist der Vorläufer eines grösseren dreibändigen Werkes, welches der in der Erforschungsgeschichte des äquatorialen Westafrika mit vollem Recht berühmte Verfasser herauszugeben gedenkt. Der vorliegende Band gibt eine gute Uebersicht über die drei grossen, von 1875—1886 ausgeführten Reisen Brazza's und ist durch die vielen Illustrationen, sowie die eingestreuten Bemerkungen über die zahlreichen Völker, mit denen der Reisende in Berührung gekommen ist, auch für den Ethnographen von Interesse. Streng wissenschaftliches Material, wie solches einige Theilnehmer der deutschen Expeditionen nach West-Afrika geliefert haben, bringt derselbe nicht; in Ermangelung eines Besseren müssen wir aber schon die Notizen über bis dahin unbekannte oder wenig bekannte Völker als willkommene Gabe ansehen. Am meisten Interesse haben noch die Bemerkungen über die verschiedene Art und Weise, wie sich die Schwarzen dem Europäer gegenüberstellen; dieselben werfen mehr Licht auf den Charakter der ersteren, als manche gelehrte Abhandlung. Da der Charakter des Negers sich bei intensiverer Berührung mit dem Weissen meist sehr rasch — freilich in den wenigsten Fällen zu seinem Vortheile — ändert, so sind solche Bemerkungen auch für spätere Zeiten von einigem Werth.

Heger.

28.

Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Verwaltung. Erster Jahrgang. Heft 4. (Schluss.) Berlin 1886. 4.

Diese bei ihrem Erscheinen (1885) von allen Fachmännern mit vollem Recht freudig begrüsste Zeitschrift scheint mit diesem Hefte ihr Ende gefunden zu haben Darauf deutet wenigstens das Schlusswort; es ist jedoch anzunehmen — wir wollen dies wenigstens als einen Wunsch aussprechen — dass dasselbe unter einem anderen Titel weiter fortgesetzt wird. Für ethnographische Museen hatte gerade diese Zeitschrift einen hervorragenden Werth, weil in derselben viele Mittheilungen enthalten waren, welche zumeist nur einen Musealbeamten näher interessiren und darum in anderen wissenschaftlichen Journalen nicht gebracht werden; dieselben bleiben meist unverwerthet in den Archiven der Museen liegen. Man vergleiche nur den in diesem Hefte publicirten Aufsatz von Karl von den Steinen über die Sammlungen der Schingû-Expedition. Aber auch rein wissenschaftliches Material, welches den grösseren Museen häufig zufliesst, fand hier seinen geeigneten Platz. So in dem vorliegenden Hefte eine Mittheilung von Dr. F. Boas über die Sagen und Gebräuche der Vilχûla-Indianer von der nordwestamerikanischen Küste: ferner Notizen über das religiöse Leben der Bella Coola-Indianer von Goeken etc. etc. Wir schliessen mit der Wiederholung des oben ausgesprochenen Wunsches.

Heger.

29.

Die Tinguianen (Luzón). Aus dem Spanischen des D. Isabelo de los Reyes frei übersetzt und mit Anmerkungen versehen von F. Blumentritt. Mit einer Karte. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXX, pag. 5, 69 u. 138.

Der um die Kenntniss der ethnographischen Verhältnisse verdiente Uebersetzer verdient auch für die Zugänglichmachung dieses Aufsatzes[1]) unseren Dank, da bisher über den interessanten Volksstamm der Tinguianen nur wenig bekannt war. In mehreren Capiteln werden die interessantesten Eigenthümlichkeiten und Sitten derselben abgehandelt; die bezüglichen Beobachtungen beruhen auf Autopsie, was dieselben besonders werthvoll macht. Dieser Werth wird nur durch die hin und wieder gemachten Bemerkungen, wie: „dieser Name ist mir entfallen“ u. dgl. einigermassen beeinträchtigt, da aus denselben hervorzugehen scheint, dass der Verfasser die bezüglichen Notizen nicht an Ort und Stelle niederschrieb, sondern erst bei einer späteren Gelegenheit. Der Verfasser widerspricht der übrigens sehr unwahrscheinlichen Ansicht, dass die Tinguianen chinesischer Abstammung seien, sondern hält sie für echte Malayen, wobei jedoch nicht ausgeschlossen erscheint, dass auch Mischungen mit Negritos und vielleicht auch mit Chinesen vorgekommen sind.

Heger.

[1]) Dereelbe erschien in spanischer Sprache in verschiedenen Nummern des Jahrg. 1885 der Zeitschrift „La Oceania Espanola“.

30.

Radde, Gustav, Aus den Daghestanischen Hochalpen, vom Schah-dagh zum Dulty und Bozos. Ergänzungsheft Nr 85 zu Petermann's geographischen Mittheilungen. Gotha 1887.

Enthält manche interessante ethnographische Notiz über die Völker des Daghestan, wie ja überhaupt Radde's Reisebeschreibungen eine wahre Fundgrube für den Ethnographen sind. So pag. 21 f. über die Kurnschen (lesginische Bevölkerung des Ortes Kurusch). Radde hält die Lesginer des S'amur-Systems, obgleich sprachlich verschmolzen, im anthropologischen Sinne für ein Mischvolk und glaubt, dass dies auch bei der Bevölkerung der vier Koissu-Oberläufe der Fall ist. Die schon früher von ihm gemachte Wahrnehmung, dass, je höher im Gebirge, wo es auch immer im grossen Kaukasus sein mag, die Physiognomien der Bevölkerung um so gemischter sind, bestätigte sich wieder auf dieser Reise.

Heger.

31.

Berlin. Führer durch die Sammlungen des Museums für Völkerkunde. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berlin 1887. 240 pag. 8.

Dieser für die vorläufige Aufstellung der reichhaltigen Sammlungen des neuen Berliner Museums ganz umfangreiche Führer enthält mehr als die landläufigen Kataloge dieser Art. Jede Abtheilung ist mit einer sachgemässen Einleitung versehen, welche dem Besucher des Museums Anregung geben, tiefer in die Sammlungen einzudringen. Von besonderem Interesse ist der von E. Seler behandelte Abschnitt über die amerikanischen Alterthümer, welche ja bekanntlich zu den reichsten Sammlungen dieser Art zählen. Mit dem Fortschreiten der Aufstellung der Sammlungen wird auch der Führer in Zukunft entsprechend erweitert werden; derselbe wird dann ein förmliches Compendium der ethnographischen Museologie bilden. Wir sehen daher den weiteren Auflagen mit Spannung entgegen.

Heger.

32.

Pârvatî's Hochzeit. Ein indisches Schauspiel. Zum ersten Male in's Deutsche übersetzt von Dr. K. Glaser, Professor am k. k. Staats-Obergymnasium in Triest. (Separatabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums in Triest vom Jahre 1886.) Triest 1886.

Obwohl die Uebersetzung eines der Kunstpoesie angehörigen Werkes zunächst ein literarisches Interesse beansprucht, so ist doch das von Glaser übersetzte Drama des indischen Dichters Bâna wegen seiner mannigfachen mythologischen Beziehungen auch für den Folkloristen nicht ohne Interesse. Es ist ein uralter Sagenstoff, welchen der dem 7. Jahrhundert angehörige Dichter hier dramatisch bearbeitet hat. Götter und göttliche Weise sind die Personen des Dramas, der Schauplatz der Handlung ist der Himâlaya, an den sich so viele religiöse Vorstellungen der Inder knüpfen. Der Berggott Himavat — „Himavat“ ist sowohl der Name des

Gebirges als des Berggottes — will seine Tochter Pârvatî zu Śiva's Gemahlin machen. Śiva aber gibt sich aus Gram über den Verlust seiner ersten Gemahlin auf dem Himâlaya schweren Bussübungen hin. Nach einigen missglückten Versuchen, den Śiva für die Pârvatî zu gewinnen, gelingt es schliesslich der Bergestochter selbst durch schwere Bussübungen, denen auch sie sich hingibt, das Herz des Büssers Śiva zu erobern. Mit dem Hochzeitsfest schliesst das Drama. Die Hochzeit des Śiva und der Pârvatî wird genau nach dem brahmanischen Ceremoniell, wie es in den Grihyasûtren vorgeschrieben wird, gefeiert, so dass uns die Reihenfolge der Hochzeitsgebräuche hier im Drama recht anschaulich vorgeführt wird. Soviel über den Inhalt. Diese selbe Sage, die mit dem Bergcultus in so inniger Beziehung steht, wurde schon vier Jahrhunderte vor Bâna von Kâlidâsa in seinem Epos Kumârasambhava behandelt [1]). Es ist jedenfalls eine dankenswerthe Arbeit von Prof. Glaser, dieses Drama, welches durch ihn erst in Europa bekannt wurde, auch deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben. Die Uebersetzung muss, abgesehen von wenigen Stellen, wo der Text auch zweifelhaft ist, als eine durchaus gelungene bezeichnet werden, welche dem poetischen Originale vollständig gerecht wird. Es ist dies umsomehr anzuerkennen, als die Muttersprache des Uebersetzers nicht die deutsche ist.

Winternitz.

33.

Kingsmill, Thos. W. The Sêrica of Ptolemy and its inhabitants. Journal of the China branch of the R Asiatic Society. N. S. Vol. XIX. Part. II.

Die alte Geographie China's kennen zu lernen, genügt es nicht allein, die chinesischen Quellen zu studiren, die im besten Falle eine lose Aufzählung geographischer und ethnologischer Daten geben, sondern es ist nothwendig, auch ausländische Quellen, insbesondere neben den Nachrichten der griechischen und lateinischen Autoren persische und indische heranzuziehen. Im vorliegenden Aufsatze versucht der Verfasser die Nachrichten des alten Geographen Ptolemaeos, der bekanntlich bis zur Entdeckung Amerikas die erste geographische Autorität blieb, über Sêrica-China zu interpretiren und mit dem anderweitig Bekannten zu confrontiren. Eine beigegebene Karte von Ptolemaeos' China erleichtert es in dankenswerther Weise, dem Verfasser in seinen gründlichen Untersuchungen hiebei zu folgen.

Haberlandt.

34.

Dorsey, James Owen Rev. Omaha sociology. (Extract from the third annual report of the bureau of ethnology), Washington 1885. gr. 8°. S. 370.

Ein höchst werthvolles und lehrreiches Werk über die gesellschaftlichen Einrichtungen, die Sitten, Gebräuche und die Sprache der Omaha-Indianer. Die Familie und Sippengliederung ist ebenso ausführlich als gründlich und anschaulich dargestellt. Dasselbe Lob muss man ganz uneingeschränkt auch den folgenden Capiteln zutheilen, die über das Eherecht, das häusliche Leben, die gewerbliche Thätigkeit, Unterhaltungen, Spiele, gesellschaftliche Vereinigungen und den Volksglauben handeln. Das XII. Capitel ist ganz ausnehmend instructiv. Es bespricht nämlich die Volksrechtsanschauungen der Omaha. Zweiundvierzig in den Text gedruckte und zum Theil volle Illustrationen fördern nicht wenig das Verständniss. Dorsey spricht stets aus eigenen Erfahrungen und Beobachtungen und besitzt die rühmliche Kunst der trockenen und doch durchwegs anziehenden Darstellung. Dorsey hat sich durch diese Publication unter den vielen tüchtigen amerikanischen Ethnographen einen hervorragenden Platz erobert.

Krauss.

35.

Životûtu na Bûlgaritje vû srjednja Rodopa. Napisalu i izdaya S. N. Š. (Das Leben der Bulgaren im mittleren Rhodope. Verfasst und herausgegeben von S. N. Š.) — Philippopel 1886. S. 87. pt. 8°.

Eine wirklich sehr erfreuliche Gabe, um so erfreulicher, weil uns aus Bulgarien im Allgemeinen sehr wenig über bulgarisches Volksthum sonst berichtet wird, und das Wenige gewöhnlich nicht viel heisst. S. N. Š. ist aber ein guter Beobachter und weiss recht hübsch zu erzählen. Er schildert im I. Capitel: Die Natur des Landes, die Gewässer, die Bevölkerung, die Mundart und den Charakter des Volkes, im II. Cap. Handel und Gewerbe in jenen Gegenden, im III. Cap. die Tracht, die Wohnhäuser, die häusliche Lebensweise, Gastfreundschaft, die Ehrfurcht vor Aelteren, die Liebe für schöne Waffen, im IV. das religiöse Bekenntniss (Altgläubige und Mahommedaner) und den Volksglauben, im V. Cap. Werbung, Hochzeit, Geburt, Taufe, die häusliche und Schulerziehung, Todtengebräuche und die Trauerzeit, im VI Cap. wird das freundliche Verhältniss der christlichen zu der mahommedanischen Bevölkerung dargestellt, werden die Reigentänze, die Lieder, die Bittarbeit (tlaki), der Feudalismus und historische Baulichkeiten scharf und zutreffend beschrieben. Das Schlusscapitel behandelt die socialen Zustände in Ustovo und Pazar. Auf der letzten Seite kündigt der Verfasser ein neues Werk an, welches sich angeblich schon unter der Presse befindet, „ein Sammelwerk von Volksliedern, Sprichwörtern, Sagen, Gebräuchen und Volksglauben der Rhodopebewohner.“ Wenn das neue Buch auch entsprechend so viel wie das vorliegende Neues und Gutes bringen wird, so dürfen sich die Bulgaren zu ihrem Ethnographen wohl Glück wünschen; freilich beachtet man in Bulgarien solche Dinge weit weniger als es recht ist. Sowie in der Politik beschäftigen sich die Herren Bulgaren auch in der Wissenschaft am liebsten mit der Lösung der höchsten Probleme der Menschheit. Das ist billig und nimmt sich gar so schön aus.

Krauss.

[1]) Ueber das für die indische Literaturgeschichte sehr wichtige Verhältniss der beiden Werke von Bâna und Kâlidâsa hat Prof. Glaser in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Cl. der kais. Akademie der Wissensch. CIV. Bd. II. Hft. S. 575 (Ueber Bâṇa's Pârvatîpariṇayanâṭaka. Wien 1883) gehandelt.

Zur Beurtheilung der Anthropophagie.[1])

Von

Friedrich Ratzel in Leipzig.

Eine Arbeit mit sorgsam verbessernder und vervollständigender Hand neu aufnehmend, zu welcher er vor 14 Jahren (in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1873) schon den Grund gelegt, bietet uns Richard Andree eine Zusammenstellung alter und neuer Nachrichten über die Anthropophagie, wobei er die ganze Weite des Vorkommens dieses räthselhaften und abstossenden Gebrauches umfasst. Wir lernen die Spuren der einst weiter verbreiteten Menschenfresserei in den vorgeschichtlichen Funden und den Ueberlebseln im Volksglauben, sowie in alten geschichtlichen Nachrichten kennen, gehen dann zu den Berichten neuerer und neuester Reisenden über das heutige oder jüngstvergangene Vorkommen derselben in Asien, Afrika, Australien, der Südsee und Amerika über und betrachten zuletzt die zurückhaltend, aber klar mitgetheilten Ergebnisse. So fesselnd der Gegenstand an sich ist, so zieht uns in der vorliegenden Behandlung fast ebenso sehr die Methode seiner Behandlung an. Richard Andree bewahrte sich seit der Veröffentlichung seiner ethnographischen Parallelen und Vergleiche (1878) eine eigene mittlere Stellung zwischen speculativen und thatsachenhäufenden Ethnographen. Es dürfte nicht ohne Werth sein, sein Vorgehen und die Ergebnisse, die es bringt, etwas näher zu betrachten.

In seinen früheren Arbeiten folgte Richard Andree mehr als in den späteren dem Rufe nach immer weiterer Materialsammlung, mit welchem sogar die Mahnung verbunden wird, sich nicht der Neigung zu denkender Beherrschung des Stoffes hinzugeben, sondern immer nur zusammenzutragen. Es ist von Interesse, zu sehen, wenn man seine beiden 14 Jahre auseinanderliegenden Arbeiten über Anthropophagie vergleicht, wie verschieden das wissenschaftliche Endergebniss einer mehr und einer weniger dieser Mahnung sich anpassenden Arbeitsweise ist. Das zu Grunde liegende Thatsachenmaterial ist in beiden Fällen ziemlich gleichwerthig. Es rechtfertigt keineswegs die Meinung, dass Gedanken noch immer verfrüht seien, dass es nicht Zeit zu denken, sondern zu sammeln sei. Man verwechselt dabei zwei sehr verschiedene Dinge. Jeder wird die Meinung theilen, dass jene Richtung auf die Sammlung von Material durchaus geboten sei gegenüber den noch erhaltenen und nicht veröffentlichten Resten der Eigenthümlichkeiten der Naturvölker, während ein Blick auf die Massen ethnographischer Angaben, auch eingehender Beschreibungen und Abbildungen in der Literatur die Ueberzeugung erweckt, dass diesen gegenüber nicht fortwährendes Aufhäufen, sondern Ordnen und gedankliches Verarbeiten am Platze sei. Die Ungleichheit dieser Rohstoffe heischt sogar gebieterisch Sichtung.

Leidet doch die Ethnographie wohl von allen Wissenschaften am allermeisten unter der grossen Ungleichheit und Unbestimmtheit der Nachrichten, welche ihr zur Verfügung stehen. Es ist eigenthümlich, dass die Forschungsreisenden so viel mehr geneigt sind, Thatsachen des Pflanzen- und Thierlebens genau zu beobachten und zu beschreiben, als Thatsachen des Völkerlebens. Man kann verschiedene Gründe dafür angeben, der durchschlagendste liegt aber wohl in der Unvollkommenheit der Fragestellung in dieser Wissenschaft selbst. Je mehr eine Wissenschaft heranreift, desto klarer und bestimmter formulirt sie ihre Fragen Wenn eines der Mitglieder der Niger-Expedition, welche 1864 auf dem „Investigator“ gemacht wurde, Robins, sagt, der ganze untere Lauf des Stromes bis Onitscha hinauf sei von Kannibalen bewohnt, so ist für die fast sicher zu weitgehende Verallgemeinerung dieser Behauptung die Ethnographie in erster Linie selbst verantwortlich. Sie hat zu wenig die Aufmerksamkeit der Beobachter auf die Wichtigkeit genauer Angaben, scharfer Unterscheidungen gerichtet, und zwar einfach, weil sie selbst zu wenig Gewicht auf dieselben zu legen schien. Wer eine Monographie wie die vorliegende liest, zweifelt nicht daran, dass es wichtig sei, die Verbreitung der Anthropophagie in allen ihren Abarten, Abstufungen und letzten Reste oder Spuren

[1]) Die Anthropophagie. Eine ethnographische Studie von Richard Andree. Leipzig. Verlag von Veit & Comp. 1887. VI. 105 S.

festzustellen, und wenn es ihm die Schwierigkeiten der Beobachtung erlauben, wird er eine sehr viel vollständigere Antwort zu geben wissen, als die eben angeführte, welche den Stempel der Ungenauigkeit in ihrer losen Fassung erkennen lässt.

In dieser die Beobachtung schärfenden, nicht blos anregenden Wirkung sehen wir einen wesentlichen Nutzen solcher Arbeiten, wie der vorliegenden, welche der Forderung der Materialsammlung in selbstständiger, kritischer Weise Rechnung trägt, ohne darum dem Rechte auf die Ziehung der Schlüsse zu entsagen, welche sich ohne Zwang ergeben. Dieses Recht gehört zu den Naturrechten jedes forschenden Geistes. Seine Ausübung setzt allerdings ein grosses Mass von Vorsicht und Umsicht voraus.

Die grosse Gefahr, welcher die reinen Thatsachensammlungen ausgesetzt sind, liegt in der Zusammenstellung ungleichwerthiger Angaben und Berichte. Dadurch, dass dieselben als Beweismaterial für das Vorkommen eines bestimmten Gebrauches gleichsam auf Einer Linie aneinandergereiht werden, scheint für sie Alle der Anspruch eines gleichen Grades von Glaubwürdigkeit erhoben zu werden. Für den Kenner der ethnographischen Literatur liegt aber schon in den Namen, die er im ethnographischen Zeugenverhör aufrufen hört, die Andeutung, dass sehr Ungleichwerthiges mit gleichem Gewicht in die Wagschale gelegt wird. Wer möchte Bickmore oder Friedmann als Zeugen für die Anthropophagie im malayischen Archipel ganz denselben Werth zuerkennen wie Marsden oder Junghuhn, oder wer in derselben Frage einen und denselben Grad von Autorität Schweinfurth, Piaggia oder Burton zutheilen? Wir glauben, dass selbst auch unser Autor noch etwas zu wenig in dieser Richtung unterschieden hat, wiewohl er kritischer als seine Vorgänger zu Werke ging.

Von den Zeugnissen für das Vorkommen der Anthropophagie lässt sich schon auf den ersten Blick eine ganze Anzahl als nicht vollkommen stichhaltig aussondern. Es ist zu auffallend, dass eine grössere Reihe von denselben, die auf die verschiedensten Theile der Erde sich vertheilen, fast gleichlautend oder wenigstens unter so auffallend ähnlichen Nebenumständen wiederkehrt. Man fühlt sich an die Bilder erinnert, welche, menschenschlachtende und -röstende Kannibalen vorstellend, schematisch auf den älteren Karten Südamerikas aus dem 16. Jahrhundert sich wiederholen. So stösst man in den Berichten der Reisenden da und dort auf eine Erzählung von ungefähr folgendem Inhalt: Das Volk X erzählt von dem weit jenseits seiner Grenze wohnenden Volke Y, dass es auf einer der tiefsten Stufen der Cultur stehe (nackt gehe, auf Bäumen wohne, sich von Wurzeln und Insecten nähre u. dgl.) und von allen seinen Nachbarn verachtet werde. Ausserdem werde es besonders auch verabscheut, weil es der Anthropophagie huldige. Es wird mit anderen Worten dieser verwerfliche Gebrauch solchen Völkern zugeschrieben, denen ohnehin eine tiefere Stellung in der Menschheit angewiesen wird. Anthropophagie wird ein Attribut der Barbarei und nimmt als solches ihren Platz unter den Völkerverleumdungen ein, welche weitesten Curs haben. Grund genug, die indirecten Berichte kritisch aufzunehmen. Die gleiche Vorsicht ist allen jenen, gleichfalls in grösserer Zahl vorkommenden Zeugnissen gegenüber zu beobachten, welche kannibalische Symptome anführen, aus welchen auf das Vorkommen der Anthropophagie geschlossen wird.

Wenn Stanley auf seiner ersten grossen Congofahrt den Kampfruf: Fleisch! Fleisch! um sich her vernimmt, so wähnt er sich von Kannibalen bedroht. Er mag Grund zu seiner Meinung gehabt haben, aber der Ethnograph kann in diesem verdächtigen Rufe noch nicht den vollen Anlass zur Annahme sehen, dass derselbe ein Zeugniss für das wirkliche Vorkommen der Anthropophagie sei. Die Fülle der Menschenschädel, mit welcher die Gemeindehäuser der Melanesier prangen, die Masse der Menschenknochen, die man in Centralafrika in oder bei den Dörfern herumliegen sieht, denten nicht nothwendig auf Anthropophagie, wie verdächtig sie auch sein mögen. Man kann noch weniger aus Völkernamen sichere Schlüsse ziehen und wenn auch der Dinkaname der Sandeh Njam-Njam (Fresser) auf Menschenfresser mit gutem Grunde gemünzt ist, braucht darum noch nicht die Thatsache, dass Samojed Selbstesser bedeutet, dieses harmlose Volk zu Menschenfressern zu stempeln. Eine Neigung zu starken Behauptungen ist vielen Reisenden eigen. Man wünscht Aufregendes, Neues zu berichten. So weit bei innerafrikanischen und südamerikanischen Stämmen die Anthropophagie verbreitet war, so übertrieben war es, wenn die Portugiesen ganz Innerafrika, oder wenn Mawe grosse Striche Brasiliens einfach als von Menschenfressern bewohnt bezeichnete. Man hat den Eindruck, als ob ein Bild wie das De Bry'sche, welches einen Frankfurter Metzgerladen mit Menschenfleisch gefüllt nach Afrika versetzt, manche Phantasie befruchtet habe, die dann die ganze uncivilisirte Welt mit Anthropophagen befruchtete und einer

grossen Leichtgläubigkeit gerade in diesen Dingen die Thore öffnete.

Angesichts so vieler Möglichkeiten, sich über den Thatbestand der Anthropophagie getäuscht zu sehen, ist die Frage: Existirt überhaupt Anthropophagie als weitverbreitete Sitte in irgend einem Gebiete? nicht als müssig anzusehen. Es ist nicht lange her, dass Finsch diese Frage für Neu-Guinea klar verneinte und dass Georg Waitz die Anthropophagie in Afrika für nahezu verschwunden erklärte. Azara leugnete ihr Vorkommen in Südamerika. In Neucaledonien, auf den Palau-Inseln, im Mackenzie-Gebiet wollten die frühesten Beobachter keine Spur von Anthropophagie gesehen haben, während spätere ihr Vorkommen behaupten. R. Andree hat nun mit besonderer Aufmerksamkeit die directen Berichte der Augenzeugen verfolgt und ausführlich vor den Leser gebracht. Wer Georg Schweinfurth's Schilderung der Anthropophagie bei den Monbuttu und Njam-Njam, oder Du Chaillus' früher angezweifelte, später mehrseitig bestätigte Nachrichten über die kannibalischen Fan, oder die sich häufenden Belege, welche aus Melanesien und Polynesien beigebracht werden, liest, dem wird jeder Zweifel an dem Vorhandensein der schrecklichen Sitte schwinden. Wenn die zahlreichen halb oder ganz unsicheren Zeugnisse, welche daneben vorgebracht werden, etwas mehr in den Hintergrund gedrängt wären, würde diese Wirkung sich noch zweifelloser geltend machen. Versuchen wir es, die Gebiete ausgesprochener und in grossem Masse geübter Anthropophagie aneinander zu reihen, so finden wir zunächst eine Anzahl derselben im westlichen Central-Afrika von der Sierra Leone bis in das Gebiet der Fan sich hinziehen, welche wahrscheinlich in Verbindung stehen mit den Ländern intensivster Menschenfresserei im oberen Westnil- und Uelle-Gebiet. Manjuema und der nördliche Congo-Bogen fallen noch in diese Region hinein Schwächere Spuren der Anthropophagie reichen dagegen von Darfur bis zu den nördlichen Betschuanen. Die Sitte tritt in Asien kräftig entwickelt nur in Sumatra auf, um dafür in Australien und auf den Inseln des Stillen Oceans in verschiedenen Abstufungen fast allgegenwärtig sich zu zeigen. Sie war bei der Entdeckung der Neuen Welt in Westindien, woher ja der Name Kannibalen stammt, und im äquatorialen Südamerika und im Hochlande von Mexico bis Peru verbreitet und kam stellenweise auch im gemässigten Nord- und Südamerika vor. Es fällt also ohne Zweifel das Hauptgewicht in der Verbreitung der Anthropophagie in die heissen Erdstriche, wenn auch Neuseeland den Beweis liefert, dass eine grässlich ausgedehnte Uebung der Anthropophagie in gemässigtem Klima möglich war. Südamerika und die Länder des Stillen Oceans sind bis in die jüngste Zeit die Gebiete der weitesten räumlichen Ausbreitung der Anthropophagie gewesen. Die verschiedensten Grade der Ausbildung dieses Gebrauches liegen geographisch hart nebeneinander und man erkennt, dass die Extreme des Fortschrittes und Rückganges in Bezug auf die Möglichkeit und Ursache ihrer Entstehung nicht weit auseinander liegen.

Wenn nun die heutige geographische Verbreitung der Anthropophagie zeigt, dass in den Culturgebieten der Alten Welt, einschliesslich der Gebiete der Hirtennomaden, dieselbe fehlt, so scheint die Art und Weise des Rückganges darauf hinzudeuten, dass die Cultur ohne Zwang, gleichsam durch den Einfluss ihrer Atmosphäre, eine zurückdrängende Wirkung übt. Hören wir, dass auf den Neu-Hebriden die Anthropophagie zurückgehe an den Küsten jener Inseln, an welchen häufig Europäer verkehren, dass sie auf Neuseeland schon 1835 selten war, dass sie auf Tonga, einer in manchen Beziehungen schon in der voreuropäischen Zeit höherstehenden Inselgruppe Polynesiens, zu Mariner's Zeit verschwunden war und nur stellenweise von Fidschi her wieder eingeführt ward, vernehmen wir, wie fast überall eine Scheu sich kundgibt, sie vor den Weissen sehen zu lassen, so gewinnt man den Eindruck, dass ein zeitweilig unterdrücktes Gefühl von Menschlichkeit sich gegen sie in dem Augenblick erklärt, wo äussere Umstände dessen Hervortreten begünstigen. Sehr bemerkenswerth ist in dieser Beziehung die von Andree mitgetheilte Notiz Balansa's über die Loyalitäts-Insulaner: „Seit einigen Jahren (der betreffende Aufsatz erschien 1873) ist der Götzendienst verschwunden und mit ihm die Anthropophagie und alle Uebel, welche er mit sich bringt.“ Die Seltenheit der Anthropophagie an der von Arabern längst besuchten Ostküste Afrikas gehört wohl ebenfalls hierher. Die merkwürdige Thatsache des sporadischen Auftretens und Fehlens der Anthropophagie in Gebieten, wo sie sonst fehlt oder beziehungsweise häufig ist, scheint nur so sich erklären zu lassen. Es wäre von grösstem Werth, wenn alle Thatsachen über die Ursachen und Umstände des Rückganges dieser Unsitte, wo es noch möglich, genau beobachtet und verzeichnet würden. In der Literatur der Missionsberichte würden noch manche Fälle zu finden sein,

deren Zusammenstellung sehr dankenswerth sein würde.

In den Ergebnissen betont Richard Andree die geringe Zahl und zum Theil schwache Beglaubigung der vorgeschichtlichen Zeugnisse für das einstige Vorkommen der Anthropophagie in unserem eigenen Erdtheil. Die Zeugnisse der Schriftsteller des klassischen Alterthums findet er deutlicher für dasselbe sprechend und mit Recht, während er daneben ein gewisses, vielleicht noch zu grosses Gewicht auf die Mythen und Sagen, Märchen und Volksüberlieferungen legt. Erscheint heute die Anthropophagie nur über einen geringen Bruchtheil der Menschheit verbreitet, so hat sie nach jenen Zeugnissen offenbar einst ein weiteres Gebiet besessen. Wir möchten aber nicht von einer „einst allgemeinen" Verbreitung sprechen; denn wenn auch thatsächlich kein Erdtheil, nach Belegen aus Gegenwart und Vergangenheit, von Kannibalismus freizusprechen ist oder war, so bleiben doch weite Lücken. Hirtenvölker scheinen von ihm frei zu sein, während Ackerbauer und Jagdnomaden sich ihm verfallen zeigen.

Wir würden gerne in dem Werkchen die so erwünschte Zusammenstellung der Fälle entschiedenen Rückganges dieser Sitte gefunden haben, deren ja die Inseln des Stillen Oceans einige sehr anziehende, vom europäischen Einfluss freie, bieten. In der Zerstreutheit, wie sie hier dargestellt werden, lassen sie nicht genügend ihre Motive erkennen. Ebenso erwünscht würde eine Zusammenstellung der Umstände sein, unter welchen Anthropophagie zu besonders üppiger Entwicklung gelangt — Monbuttu, Njam-Njam, Neuseeländer, Fidschianer u. s. w. — und der Stellung, welche die von dieser Infection nicht berührten Nachbarn dazu einnehmen. Auch deren Urtheile zusammengefasst zu sehen, hätte wohl Interesse geboten.

In der Zusammenfassung der Ergebnisse ist der Verfasser mit vollem Rechte sehr zurückhaltend. Wir haben bereits seine Schlüsse bezüglich der vorgeschichtlichen Spuren erwähnt. Was die grosse Frage der Ursache betrifft, so wird auf den Hunger hingewiesen, der zweifellos in einem wild- und überhaupt nahrungsarmen Lande wie Australien als ein grosser Factor sich geltend macht, dann auf die Rache, deren wilde, unberechenbare Ausbrüche häufig bis zur Auffressung eines gehassten Gegners sich verlieren, endlich auf den Aberglauben, der Heil- und Wunderwirkungen von dem Gebrauche, innerlich und äusserlich, verschiedener Theile des menschlichen Körpers sich erwartet. Eine grosse Anzahl von Thatsachen, welche von den Beobachtern unmittelbar einer oder der andern dieser Ursachen zugewiesen werden, findet sich in Andree's Schrift zerstreut. Wir heben hier nur einige besonders beachtenswerthe hervor. Oldfield berichtet von den Westaustraliern, dass Blutrache und Hunger sie zur Anthropophagie treibe. Auch bei den Neukaledoniern finden wir beide Gründe neuerdings nebeneinander angeführt, während früher nur immer der Hunger angegeben wurde. Auf Fidschi traf für die meisten Beobachter die religiöse Beziehung der Unsitte hervor, während Gräff sie blos auf den Geschmack am Menschenfleisch zurückführen will. Die Verbindung der Anthropophagie mit Krieg und Religion, den Angelpunkten im Leben der Altmexikaner, erwähnten viele Beobachter — assen dieselben doch nur das Fleisch der rituell Geopferten — aber B. Diaz hebt auch hervor, wie der Genuss von Menschenfleisch bei ihnen eine Leckerei geworden sei. Auch den brasilianischen Indianern traut Martius eine besondere Neigung zum Genuss des Menschenfleisches zu, lässt aber „Blutrache und Aberglauben" in gewissen Fällen noch mit in's Spiel kommen. So ist auch Farand in seinen Nachrichten über Anthropophagie in der Athabasca-Region im Zweifel, ob er Hunger oder Rachsucht als stärkeres Motiv bezeichnen solle.

Man sieht, jene nächsten Ursachen der Anthropophagie hängen eng miteinander zusammen. Ist es selten, dass rein nur Hunger zur Anthropophagie treibt, so verbündet sich dagegen offenbar sehr häufig die Genusssucht dem aus religiösen oder politischen Gründen hervorgegangenen verschwenderischen Spiele mit Menschenleben, das in den Menschenopfern, im Hinschlachten der Kriegsgefangenen, ja in der Tödtung jedes Feindes, dessen man habhaft werden kann, sich ausspricht. So führen sie eigentlich alle auf das grosse Grundmerkmal barbarischen Daseins, die Geringschätzung des Menschenlebens, zurück. Der Kindesmord, die Abtreibung der Leibesfrucht, die Grausamkeit gegenüber Kranken, welche dem Tode verfallen scheinen, vorzüglich aber die Menschenopfer, welche Religion und Krieg verlangen, stellen eine breite Basis weitverbreiteter Thatsachen dar, aus deren blutgetränktem Boden die widerliche Ausartung der Anthropophagie üppig emporschiesst. R. Andree citirt eine Redensart der Maori, die ähnlich auch aus Neukaledonien berichtet wird und welche diesen Boden sehr ungescheut blosslegt: „Die

grossen Fische fressen die kleinen, Hunde fressen Menschen, Menschen Hunde, Hunde einander, Vögel einander, ein Gott den andern!“ Hier spricht sich gleichsam die Philosophie der Anthropophagie aus, welche also durch Krieg und Aberglaube mit der barbarischen Verschwendung der Menschenleben zusammenhängt, die bezeichnender als alles Andere für die tieferen Stufen der Cultur ist und von welcher der Rückgang der tieferstehenden Völker an Zahl und Ausbreitung nur ein Symptom darstellt.

Wir würden es mit dem lebhaftesten Danke begrüssen, wenn R. Andree uns aus der Fülle seiner Kenntniss ethnographischer Thatsachen auch einmal ein Bild der Verbreitung der verschiedenen Formen der Menschenopfer durch die Menschheit hin entwerfen wollte. Dasselbe würde auch geographisch die Grenzen bezeichnen, innerhalb deren Anthropophagie vorkommt oder einst vorkam. Eine solche Arbeit würde die vorliegende nicht blos äusserlich ergänzen, sondern müsste wie eine allgemeine Einleitung in dieselbe erscheinen.

Zum Schlusse möchten wir hervorheben, ein wie grosser Vorzug der Schriften von Richard Andree die Bezugnahme auf die mit Unrecht halbvergessene ältere Reiseliteratur ist. Es thut wohl, in einem Werkchen modernster wissenschaftlicher Gesichtspunkte, wie dem vorliegenden, das vorzügliche Werk Marsden's über Sumatra als noch immer brauchbar bezeichnen zu hören und den vortrefflichen Hessen Hans Staden aus Homberg, der 1556 den trotz aller überquellenden Naivetät höchst lehrreichen, thatsachenreichen Bericht über seine Gefangenschaft bei den Tupinamba im heutigen Brasilien zu Homberg (Druck zu Frankfurt a. M.) erscheinen liess. Natürlich waren in dem engen Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht alle Quellen, besonders nicht alle älteren, zu benützen, deren gerade auch die deutsche Reiseliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts z. B. in den Schriften Ulrich Schmidel's aus Straubing (1573) und Georg Marcgraf's (1648), einige beachtenswerthe umschliesst. Vielleicht sammelt einer der jüngeren Ethnographen einmal die älteren Zeugnisse über Anthropophagie. Es würde durch dieselbe die Darstellung ihrer Verbreitung an heute zweifelhaft gewordenen Stellen, wie z. B. in dem Küstenland zwischen Senegal und Niger, über welches wir Dutzende von Berichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert besitzen, sehr viel an Sicherheit gewinnen.

Mythen und Märchen bei den Nordslaven.

Von

Adalbert Graf Dzieduszycki.

(Nach einem in der ausserordentlichen Sitzung am 15. März 1887 in der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien gehaltenen Vortrage.)

Vielleicht auf keinem Gebiete ist die wissenschaftliche Forschung so weit zurückgeblieben, wie auf dem der slavischen Mythologie. Obwohl über diesen Gegenstand viel, ja sehr viel geschrieben worden ist, kann man doch nicht behaupten, dass auch nur der Grundstein zu einem künftigen Aufbau der slavischen Mythologie gelegt worden sei. Die Schuld an diesen negativen Resultaten fällt hauptsächlich einer irrthümlichen Methode in der Forschung zur Last. Insbesondere bediente man sich bei Studien über slavische Mythologie der Nachrichten christlicher Chroniker als Hauptquelle. Diese Chroniker waren zum grössten Theil Deutsche und Byzantiner, welche wenig Verständniss für slavisches Leben haben konnten. Auch slavische, doch bereits spätere und christianisirte Schriftsteller benützte man. Die Werthlosigkeit solcher Nachrichten liegt klar zu Tage. Man denke sich, wir hätten unsere Kenntniss der germanischen Mythen und Sagen ausschliesslich den betreffenden Stellen alter Classiker und christlicher Chroniker entnommen. Das auf solcher Grundlage aufgebaute System germanischer Mythologie müsste geradezu widersinnig werden. Derartige Quellen können demnach einen gewissen subsidiären Werth haben, vorausgesetzt, dass man sich vorher auf anderem Wege eine Kenntniss der slavischen Mythologie verschafft hat: als Hauptquellen sind sie gänzlich unbrauchbar.

Ein anderer Grund für die zahlreichen Irrthümer, an welchen das Studium der slavischen Mythologien laborirte, waren gewisse voreingenommene

Ideen, deren sich viele ältere slavische Schriftsteller nicht erwehren konnten. Lange hindurch hat man starrsinnig geglaubt und behauptet, dass die slavischen Mythen insbesondere zu den indischen in engster Beziehung stehen. Diese Beziehungen suchte man aber nicht im Hinblick auf den kaum deutlich gekannten Urmythus der asiatischen Arier, sondern man wollte das Analogon der slavischen Mythen in den wüsten Hirngespinnsten und den späteren philosophischen Zuthaten der Brahmanen finden. Dass die slavische Forschung zum Theil noch immer diesen Holzweg wandelt, beweist das confuse und zumeist auch apokryphe bulgarische Zeug, sowie auch die demselben gewordene Behandlung. Diese Phantasien, welche die ganze indische Trimurti in der slavischen Welt wiederfinden wollen, haben seit einiger Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit ganz unverdienter Weise auf sich gelenkt. Einen anderen Irrthum begingen vor Allem polnische Forscher, den hochverdienten Lelewel an der Spitze. Diese Richtung stellte die gänzlich unbegründete Behauptung auf, die Slaven hätten allein unter allen arischen Brudervölkern einen ausgesprochenen Monotheismus bekannt. In dieser, jede slavische Mythologie im vorhinein verneinenden Auffassung liess man höchstens die Existenz eines untergeordneten, bösen Geistes, des „Czarnybog" zu, welcher ewigen Kampf gegen den Lichtgott „Bialobog" führe.

Neuerdings tauchte eine absolut skeptische Auffassung der slavischen Mythologie auf; man verzweifelte entweder vollständig an jedem Erfolg diesbezüglicher Forschung, indem man den Slaven den Besitz einer Mythologie vollkommen absprach, oder man behauptete, die slavischen Völker seien niemals über einen embryonalen Ahnencultus hinausgekommen. Diese Meinung ist gänzlich verfehlt gegenüber der Thatsache, dass sich die Slaven vom indoeuropäischen Stamme erst zu einer Zeit trennten, da dieser das Gerüst seiner Vorstellungen und Mythen bereits hoch ausgebaut hatte. Verhältnissmässig vor kurzer Zeit betrat man, besonders in Russland, den Weg, die Lieder und Märchen der slavischen Völker zu sammeln. Um aber bei dieser Arbeit zu erspriesslichen Resultaten zu gelangen, bedarf es nicht allein einer kritischen Sichtung des auf diesem Wege gewonnenen Materials, sondern auch eines Vergleichs mit anderweitig gewonnener Kunde über den slavischen Mythus und einer den Anforderungen unserer Zeit entsprechenden wissenschaftlichen Behandlung. Dabei wird es auch angezeigt sein, die Fragmente slavischer Mythen mit den Mythen der beiden nächstverwandten indoeuropäischen Stämme, der Germanen und Hellenen, zu vergleichen.

Es wäre unmöglich, wollte ich versuchen, ein solches Unternehmen in einer einzigen Vorlesung durchzuführen; es würde dies auch meine Kräfte übersteigen, indem ich meine Aufmerksamkeit erst seit einigen Jahren auf die slavische Mythenwelt gelenkt habe. Da aber seit mehreren Jahren hier in Wien Vieles und Vortreffliches über südslavische Märchen und Sagen gesprochen wird, fühlte ich mich ermuntert, einige Beiträge zur Kenntniss der nordslavischen Mythen und Märchen zu liefern. Ich werde dabei versuchen, sowohl die Quellen, als auch das Material selbst in eine annähernd systematische Ordnung zu bringen. Als Quellen zur Kenntniss der nordslavischen Mythologie benütze ich: 1. Die sogenannten mythischen Geschichten der Čechen, Polen und Russen, deren Werth etwa mit dem Chronicon Saxonum zu vergleichen ist. 2. Die epischen Gedichte mythologischen Inhalts. 3. Einige Oster-, Weihnachts-, Pfingst-, Hochzeits- und Begräbnisslieder, besonders jene der Ruthenen. 4. Die zahlreichen Märchen, welche jede slavische Mutter ihren Kindern erzählt.

Nur wenige südslavische Mythen lassen sich in das System der nordslavischen einreihen.

Der unabsehbare Reichthum südslavischer Epik behandelt mit wenigen Ausnahmen entweder Sagen, die von den illyrischen Ureinwohnern jener Gegenden zu den Serben gedrungen sind, oder sind es historische Begebenheiten und bestimmte historische Verhältnisse, denen viele herrliche Balladen der Serben ihren Ursprung verdanken. Ja selbst dann, wenn man vom Historischen absieht, kann man kaum in den rein mythischen Sagen von Marko Kralevič, von den blutdürstigen Wolkengöttinnen, die unter den Namen der Wilen bekannt sind, in der wie die Olympias mit einer Schlange verkehrenden Königin und in den vielfachen Anklängen an die Oedipussage ursprünglich Slavisches wiederfinden. Anders verhält es sich wohl mit den rituellen Liedern der Serben und besonders mit den Märchen. Man hat die am meisten auffallenden und streng mythisches Gepräge an sich tragenden Märchen bei den Serben, Polen und Russen gesammelt. Da hat man nun gefunden, dass häufig nicht nur dieselbe Sage die Grundlage von bei verschiedenen Völkern vorgefundenen Märchen bildet, sondern dass auch öfters die am weitesten von einander wohnenden Völkerschaften sich derselben

Worte, derselben Vergleiche bedienen; ja man hat gefunden, dass längere Erzählungen bei verschiedenen Völkern vollkommen mit einander übereinstimmen.

Der alten, böhmischen Libussasage ist der mythische Charakter an die Stirne geschrieben. Die sonst noch unter dem Namen „Wiosna“, „Lubawa“ oder „Zabawa“ bekannte Königstochter ist eine Frühlingsgöttin, die Göttin der grünenden Erde, die nach ihren beiden winterlichen Schwestern die Herrschaft über dieselbe übernimmt. Sie wird von Wladimir und Miecislaus, d. h. vom Sturmwind und Giessbach umworben, jedoch umsonst; sie wird endlich die Gemahlin des die Erde mit der Pflugschar beherrschenden und sich von der Pflugschar nährenden Fleisses, des „Pře—mysl“, des slavischen „Pro—metheus“, dem das während des Winters verdorrte Reis auf's Neue Blüthen treibt.

Bei den Polen finden wir zwei für sich bestehende abgesonderte Mythenkreise. Der erste echt polnische, den der Chroniker Gallus in ausführlicher und naiver Weise erzählt, hat seinen geographischen Mittelpunkt in der Gegend von Gnesen und Posen. Den zweiten, Krakauer oder belochrovatischen Mythenkreis hat uns Boguchwal in seiner Chronik mit geringem Euhemerismus treu wiedergegeben.

Der Posen-Gnesener Mythus erzählt: Es herrschte über die Erde ein grausamer Winterkönig, Popiel (= Äscherich) genannt, in Gemeinschaft mit seiner noch schlimmeren Gemahlin. Diese wird ursprünglich nichts anderes als die bei allen Slaven wohlbekannte Jaga-Baba gewesen sein; da aber für die westlichen Nordslaven die Worte „deutsch“ und „böse“ als identisch aufgefasst werden, so machten die christlichen Chroniker aus Popiels Gemahlin eine Deutsche. Auf Antreiben dieser bösen Gattin lud einst Popiel seine 70 Ohme zu sich auf seine Burg Kruszwica, vergiftete sie und liess ihre Leichen in den Gopłosee werfen. Zu errathen, was die Bedeutung dieser 70 Ohme sei, wäre für mich vergebliches Bemühen. Ein Mythologe von Fach würde vielleicht kühn behaupten, dass wir es hier mit den 70 Tagen, die dem strengen Winter zum Opfer fallen, zu thun haben. Die Rache für Popiels Frevel blieb nicht aus. Eine zahllose Menge von Mäusen entstieg den Leichen der Vergifteten, trieb den ruchlosen Popiel ähnlich wie den Bischof Hatto von Mainz, auf eine Insel des Gopłosees und frass ihn dort sammt seiner Gemahlin in einem Mäusethurm auf. Die Sage von Hatto dürfte auf eine Verpflanzung dieser ursprünglich slavischen Sage nach den Rheinlanden zurückzuführen sein. Das Bild eines von Mäusen zernagten Äscherichs gibt in naiver Weise die Erscheinung des im März dahinschmelzenden Winterschnees wieder. Nach dem Tode des Popiel sammelte sich das Volk am Gopłosee, eines neuen Sommerkönigs harrend. König sollte Derjenige werden, welcher zuerst bei Sonnenaufgang den See auf einem Kahn durchschiffen würde. Dieser Mann war der greise Piast, bis dahin ein Wagner. Der Name Piast bedeutet „Wärter“. Dieser Kmete (Throlle) Piast lebte schon seit längerer Zeit im Dorfe Kruszwica, wo er sich der Bienenzucht, also der Erzeugung des gelben, hellen Honigs widmete. Seine Gemahlin führt den Namen „Rzepicha“, die „Träufende“. Ziemowid (Erdlicht) ist beider Sohn. Piast verfertigt Wagen und erzeugt Honig, d. h. er erzeugt den polternden Donner und goldgelben Blitz. Piast ist der Beschützer des Ackerbaues; sein Pflug, in dem wir wohl den Donnerkeil erblicken können, war etwas als Heiligthum Verehrtes. So wie Thor, dem er überhaupt sehr ähnlich ist, fährt er gerne übers Wasser. Im hellen Süden ist der Donnergott zugleich König der Götter; im Norden herrscht er nur über den Sommer und ist ein wohlthätiger, den Winter bezwingender und den Ackerbau beschützender Bauerngott. Bei den Slaven war es ein grosses Fest, als man den Knaben im siebenten Jahre ihres Lebens zum erstenmale ihr Haupthaar schnitt. Als dieses Fest für den kleinen Ziemowid nahte, kamen zu Piast's Hütte zwei aus der Königsburg, wo noch Popiel herrschte, fortgewiesene fremde Reisende, und wurden von Piast auf das Freundlichste willkommen geheissen. Gastfreundschaft ist ja die slavische Cardinaltugend. Und obwohl Piast angesichts des nahenden Familienfestes zahlreiche Gäste erwartete, gab er doch Alles, was er im Hause hatte, den beiden Fremdlingen, sobald es diese forderten. Dafür wurde er mit einer Fülle von Mehl und Brot gesegnet, die sich plötzlich wunderbarer Weise in seinem Hause fand. Dieser Umstand gab ihm auch das Recht, sich später um die Königswürde zu bewerben; als der Erste fuhr er mit seinem goldenen Honig über den See und wurde zum König ausgerufen, eine neue, segensreiche Zeit für die Kmeten heraufführend. Bekannt ist es, dass sich das erste polnische Königshaus und nach ihm die schlesischen Herzöge bis in's XVIII. Jahrhundert von diesem slavischen Thor ableiteten.

Die hervorragendste Gestalt des Krakauer Cyklus ist „Krok“ oder „Krak“, d. h. Schritt (Gradivus), dessen Name im ganzen slavischen Westen und bis nach Skandinavien bekannt ist Wo immer man den Krokmythus findet, findet man auch fast regelmässig den St. Veit-Cultus, so dass man annehmen kann, ein zweiter Name Kroks sei Wit, d. h. der Leuchtende, gewesen. Daraus hat dann der deutsche Chronist aus leicht zu erklärender Unkenntniss den nie dagewesenen Götternamen Swantewit (St. Veit) gebildet. Man hört wohl hie und da von Kämpfen, welche Krok mit bösen Mächten auszufechten hatte, da er noch jung war; in der Regel erscheint er bereits als ein älterer, segensreich über das Land herrschender König. Da schlägt ein böser Drache, Żmij oder Smok seinen Sitz in einer Höhle des Burgfelsens auf. Das Ungeheuer verpestet mit seinem Athem die Luft und fordert einen Tribut an Jünglingen und Jungfrauen. Nicht Krok selbst bezwingt diesen Drachen. Nach einer wohl späteren, zünftig mittelalterlichen Version soll ein Schusterjunge einen mit Schwefel gefüllten Balg dem Ungethüm vorgeworfen und es auf diese Weise vergiftet haben. Nach einer älteren Sage ziehen Krok's beide Söhne aus, um die dem Smok verfallenen Jungfrauen zu befreien. Der ältere der beiden Brüder tödtet das Ungeheuer; aber der jüngere Bruder Leszek, von Eifersucht gepeinigt, tödtet meuchlings seinen glücklicheren Bruder und schreibt sich selbst die Heldenthat zu. Bald darauf stirbt Krok, nach einer Version von eigener Hand wie Odin. Dem Andenken des todten Königs zu Ehren feiert noch heute das Volk an einem riesigen Feueraltar bei Krakau zur Osterzeit Spiele. Die Erklärung des eben erzählten Mythus wird sich später vielleicht von selbst ergeben. Noch populärer als Krok ist seine Tochter Wanda, die nach ihm in Krakau geherrscht haben soll. Denn nicht Libussa, sondern Wanda erbt das Polenreich. Der Name Wanda ist wohl mit der Bezeichnung unda (Woge) identisch. Sie erscheint als eine riesenhafte, jungfräuliche Göttin manchesmal noch heute auf den Thürmen der Krakauer Königsburg. Sie wollte keinen Mann kennen. Ein deutscher, d. h. böser, gewaltiger Fürst, den der Chronist Rytigier nennt, wollte ihr seine Liebe aufdrängen.

Er kam mit seinem grossen, winterlichen Heere, um die Wassergöttin in seine Gewalt zu bringen. Aber da blickte Wanda, eine wahre Athena Tritogeneia, zürnend auf, und unter der Wirkung dieses Blickes schmolz das ganze Heer zusammen, während sich Rytigier selbst zu Tode biss. Wanda bestieg ein Boot und kehrte in die heimischen Gewässer, in die Weichsel zurück. So lautet bei den alten Chronikern der naive Mythus von der jungfräulichen Göttin der fliessenden Gewässer und von ihrem siegreichen Kampf gegen den Winter. Ein zweiter Feueraltar bei Krakau trägt noch heute den Namen Wanda's.

Spätere Ueberlieferungen haben diese Sage zuerst classicirt, dann romantisirt, so dass sie heute im Volksmunde ziemlich abgeschmackt lautet. Nach letzterer Fassung hätte sich eine sentimentale Königstochter in einen schönen, deutschen Ritter verliebt; doch habe sich das Volk dieser Verbindung widersetzt. In Folge dessen habe Rytigier das Land mit Krieg bedroht und Wanda habe freiwillig den Tod in den Wellen der Weichsel gesucht, um ihr Land vor den Schrecknissen eines Krieges zu bewahren.

Vielfach finden wir in polnischen Sagen die Gestalt des Přemysl und des schon erwähnten Leszek vor, doch ohne klare Localisirung. Přemysl soll durch eine Kriegslist Alexander den Grossen vertrieben haben. Diese chronistische Erfindung ist wohl nicht leicht zu deuten. — Leszek ist immer ein hinterlistiger, dabei glücklicher Lügner, der sich stets mit fremdem Verdienst brüstet, bei Wettrennen unredliche Mittel anwendet, hundert dumme Streiche verübt und am Ende doch den Sieg davonträgt. So wie die Natur des Krok wird uns auch die Natur des Leszek in der Folge klarer werden.

In der Chronik Nestor's finden wir mancherlei Anklänge an Kiewer Mythen; doch sind diese in so bedenklicher Weise mit historischen Thatsachen vermischt, dass es schwer wird, Sage und wirkliche Thaten der normännischen Könige von Kiew zu unterscheiden. Aber den glücklichen Entdeckungen des russischen Gelehrten Rybnikow verdanken wir seit den Zwanziger Jahren den Besitz zahlreicher, fast in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltenen Kiewer Heldensagen, die wir mit Recht eine slavische Edda nennen können. Dieser Gelehrte hörte am Onegasee zufällig einen Rhapsoden, der einer Bauernversammlung ein Lied vorsang. Form und Inhalt dieses Liedes waren so auffallend, dass von nun an die russischen Forscher, aufgemuntert durch die ausserordentliche Entdeckung Rybnikow's in den Gouvernements Olonec und Archangelsk fleissig ähnlichen Liedern nachspürten. Und obwohl heute das Geschlecht der Rhapsoden auch dort, im

höchsten Norden, im Aussterben begriffen ist, so sind doch ihre Lieder der Vergessenheit entrissen, da wir sie in mehreren russischen Sammlungen besitzen. Diese Schöpfungen des slavischen Volksgeistes heissen „Byliny“, d. h. Erzählungen von dem, was gewesen ist; sie besitzen eine in metrischer Beziehung sehr primitive Form. Das Metrum trägt den gewöhnlichen Charakter slavischer Poesie, es ist trochäisch-daktylisch, doch ohne strenge Silbenzählung, selbst ohne strenge Zählung der Hebungen. Von einem Reim findet man keine Spur. Die Byliny zerfallen ihrem Inhalte nach in vier Cyklen; in den Kasaner, Moskauer, Nowgoroder und Kiewer Cyklus. Von diesen ist für uns nur der Kiewer Cyklus von Belang, da die anderen entweder nicht so uralten Ursprunges sind wie dieser, oder nicht slavische, sondern finnische und uralische Mythen behandeln. Die Kiewer Byliny sind jetzt nur in einem grossrussischen Dialekt, in vollkommen rythmischer Form erhalten, werden aber doch am Onegasee in einer rein slavischen Gegend gesungen. In ihrer Heimat, der Ukraine, wo alle ihre Helden zuhause sind, und wo die Stadt der Lichtgötter, Kiew, und die schwarze Stadt Czernihow liegen, sind die Byliny grösstentheils durch die späteren historischen „Dumy“ über die Thaten der Kosaken verdrängt worden. Aber die Helden der Byliny leben in der Umgebung von Kiew noch fort im Andenken des Volkes. Dort ist ihnen auch noch ein von der Kirche tolerirter Cultus bis zum heutigen Tage eingeräumt.

Die Byliny haben die Einwirkungen des Christenthums nur in sehr geringem Grade erfahren. Dieselben bestehen darin, dass man in den Byliny ebenso wie im Nibelungenliede von Kirchengang, Hochamt und Evangelien spricht, und dass zum grossen Theil die alten Namen der Heroen oder richtiger Götter in christliche umgewandelt oder durch dieselben ersetzt sind. Aber ruthenische, rituelle Volkslieder, die noch heute von den jungen Mädchen bei verschiedenen Feierlichkeiten gesungen werden, ohne dass die Mädchen den Inhalt der Lieder verstehen, und die ebenfalls in rythmischer, diesmal jedoch auch gereimter Form auftreten, ergänzen in oft wunderbarer Weise die Byliny und verbinden dieselben mit dem polnischen Mythus. Aus diesen Liedern erfahren wir manchen Namen und wenn wir noch die bei allen Slaven erzählten Märchen zu Hilfe rufen, so gewinnen wir einen überraschenden Einblick in das mythische Bewusstsein der Nordslaven.

König in Kiew und nach dem ruthenischen Volksliede König im Himmel, auf dem gläsernen Berge, manchesmal auch König im „Raj“, d. h. im Jenseits, ferner „Gazda“, d. i. Wirth der Götter, ist Wołod oder Włod, in den Byliny nur leicht zum Wladimir christianisirt. Dieser Wołod ist ein greiser Herrscher, dessen Name wohl mit Wnotan identisch ist und der im Osten die Stelle des westslavischen Krok vertritt. Dabei erlaube ich mir zu bemerken, dass wie Wołod dem nordischen Odin entspricht, dass ebenso die westslavische Form Wid oder Witt dem hochdeutschen Witte gleichzusetzen ist. Wołods hauptsächlichste Beschäftigung besteht darin, hinter einem grossen Tische zu sitzen und mit seinen Helden (Bohatyri) zu zechen. Seine Speise sind Honigkuchen, welche ihm seine in den Byliny mit dem christlichen Namen Eudoxia angeführte Gattin eigenhändig bäckt; sein Getränk ist von einer ganz eigenthümlichen Beschaffenheit. Das ruthenische Volkslied erzählt ausführlich von der slavischen Hebe, die den Namen Repycia mit Piast's Gemahlin gemeinsam hat und auch wirklich als Gattin des Donnergottes erscheint. Tur, ein riesiger Hirsch, läuft auf dem Himmel umher; auf seinem Geweih trägt er eine kleine Schenke, deren Wirthin Repycia ist. Diese sammelt das himmlische Getränk in einem Sieb und schenkt es dem Wołod ein. Das Wesen des slavischen Nektar ist ganz eigenthümlich. Jeder Trunk der Bohatyri besteht aus ein und einhalb Eimer grünen Weins, aus ebensoviel süssen Honigs und aus der gleichen Menge schäumenden Bieres. Wer dieses Getränk nicht auf einen Zug zu leeren vermag, soll sich am Tische des himmlischen Wirthes nicht blicken lassen. Noch passiver als ihr göttlicher Gemahl verhält sich Eudoxia, von der die Sage nur das zu erzählen weiss, dass sie aus der Fremde stamme. Sie heisst in den Byliny einmal Tochter des Königs von Litthauen, das anderemal Tochter des Königs Mikuła. Nun ist Mikuła bei allen zum orientalischen Christenthum bekehrten Slaven Repräsentant des Meergottes; in Moskau heisst er geradezu „Morski Mikołaj“; dort besitzt dieser Meer-Nikolaus ihm geweihte Kirchen. Ein slavisches Lied erzählt, St. Nikolaus habe einst an der Tafel Gottes zu tief in's Glas geschaut und bei dieser Gelegenheit seinen Trinkbecher umgestossen. In Folge dessen seien viele Schiffe, die eben am Berge Athos vorbeisegelten, untergegangen. Wir können also annehmen, dass Wołod's Gemahlin eine Tochter des

Meeres sei, eine Wannengöttin, wie man dies nach skandinavischem Vorbilde ausdrücken würde. Und Meerestöchter sind fast sämmtliche Frauengestalten der Byliny und der slavischen Märchen, ebenso wie in der Edda. Der Meereskönig denkt von sich nicht schlechter wie vom Könige des Himmels. Ja er hält sich vielleicht für einen gewaltigeren Machthaber. Manchesmal erscheint er auf der Erde mit einem grossen Pflug, dem nur ein einziges Pferd vorgespannt ist. Aber kein Reiter ist im Stande, den ackernden Gott einzuholen, und würde er auch den stärksten Helden zu Hilfe rufen, so gelänge es diesem nicht, den Pflug von der Stelle zu rücken. Und doch hebt ihn der gewaltige Ackersmann mit einer Hand aus der Erde. Die zweite Stelle unter den Mächtigsten nimmt nach Wołod sein ältester Sohn ein, der Donnergott und Sommerkönig. Ob er den Namen Perun wirklich getragen, oder ob dies nur eine Bezeichnung seines wichtigsten Attributs, des Donnerkeils ist, lasse ich dahingestellt. Im ruthenischen Volksliede heisst er Korolewycz (Königssohn) oder noch einfacher Hrim (Donner). Auch sein Sohn wird im Liede erwähnt, und zwar unter dem Namen Pałykopa (Schoberbrenner). In den Byliny hat er ebenso wie in manchen serbischen Liedern den Namen des christlichen Blitzschleuderers Elias (Ilia) geerbt. Die Sage von Piast ist in den Byliny übrigens auch auf ihn übertragen und eine Erinnerung an den Namen des Piast ist in dem Umstande zu sehen, dass er oft als Bär, im Volksmunde Piastun, erscheint. Er ist von Geburt ein lahmer Bauernsohn, der rothe Stiefel, einen rothen Gürtel und eine rothe Mütze trägt. Regungslos liegt er auf dem Ofen in seiner Hütte, als die heiligen Gäste bei ihm eintreten und um Herberge bitten. Aus Gastfreundschaft erhebt er sich und bringt den Gästen Labung. Speise und Trank mehren sich auf wunderbare Weise; auf der Gäste Geheiss trinkt er selbst vom heiligen Meth und gewinnt dadurch übernatürliche Heldenstärke. Alsogleich begibt er sich nach Krakau, zerstreut das Heer des Winterkönigs und wird selbst zum König gewählt. Wir können das soeben Erzählte ohne Bedenken als eine Variante des Posener Mythus erklären. Der Donnergott erscheint auch hier als ein bauernbeschützender Greis und als ein Todfeind der saatenzerstörenden Macht. Nicht immer lebt er mit König Wołod im guten Einvernehmen. Als der Donnergott einmal wegen seiner bäuerlichen Tracht den letzten Platz beim Gelage angewiesen erhält, entbrennt er in heftigstem Zorne, begibt sich auf das Gehöft und schleudert mit seinen Donnerkeilen die das Dach des Schlosses schmückenden Kugeln hinab. Erbost lässt ihn Wołod in einen tiefen Keller sperren. Bald jedoch reut ihn sein Grimm. Sobald der Donnergott nämlich vom Angesicht der Erde verschwunden ist, zieht der Wintergott mit grosser Macht in's Land. Diesmal heisst der Gemahl der Jagababa Kalin-Car und stammt nicht aus Deutschland, sondern, dem osteuropäischen Charakter der Sage entsprechend, aus Indien, dem fabelhaften Lande der Tamerlaniden. Das weisse Heer des Winterkönigs bedeckt alles Gefilde ringsum mit zahllosen Zelten, und die Macht aller Helden genügt nicht, den bösen „Hund", den Kalin-Car zu besiegen. Endlich muss man den Donnergott aus seinem Kerker heraufholen, und dieser bricht sofort die Macht des Winterkönigs.

Vor dem in den Byliny besungenen Götter- und Heldengeschlecht lebte ein noch gewaltigeres auf Erden. Nach einem ruthenischen Märchen wurde es hinweggetilgt, in dem Augenblicke, als es nach Titanenart die Karpathen aufthürmte, um den Himmel zu stürmen.

Nur ein Vater blieb mit seinem Sohne am Leben. Als sich die Wasser der Fluth verlaufen hatten und beide von den Gipfeln der Czernahora herabstiegen, erblickte das Riesenkind mit Verwunderung ein Gewürm, das sich in die Erde grub. Auf die Frage des Sohnes antwortete der Vater, es sei dies einer von den neuen Männern, der mit seinem Pfluge die Erde ackere. Da kein Riesenweib die Fluth überlebt hatte, musste das Geschlecht aussterben, und zur Zeit, da Wołod herrschte, lebte nur mehr ein einziger Riese, Swiatogor genannt. In meiner Kindheit wurde mir erzählt, dass er unter der griechisch-unirten Kirche in Pobereże, einem am Dniester gelegenen Dorfe, begraben sei. Wirklich werden dort einige — Mammuthknochen aufbewahrt. Anders erzählen die Byliny. Der Donnerer ritt einmal in's Gebirg, um den berühmten Swiatogor zu sehen. Er begegnete dem reitenden Riesen und dieser hob ihn sammt seinem Pferde von der Erde und steckte ihn in sein Tuch. Aber das Pferd des Riesen konnte die neue Last nicht tragen und dieser selbst erkannte bald, der Zwerg müsse dem Heldengeschlechte entstammen. Bald verband innige Freundschaft den Swiatogor mit Ilia. Einmal wollte der Riese dem Donnerer die letzte Ruhestätte zeigen, die er für sich bereit hielt. Swiatogor legte sich in seinen ungeheueren Sarg und liess ihn durch den

Donnerer schliessen. Aber o Wunder! Der Sargdeckel liess sich nicht mehr wegheben. Da sprach Swiatogor zu Hrim: „Nimm mein gutes Schwert, das neben dem Sarge liegt, und zerschlage damit den Sargdeckel.“ „Ich bin nicht stark genug, dein Schwert zu heben“, antwortete der Donnerer. „Neige dich über den Sarg“, fuhr Swiatogor fort, „damit du meinen Hauch empfängst, der dir die nöthige Kraft verleihen wird.“ Der Donnerer that es, hob dann das Schwert empor und schlug auf den Sarg, aber vergebens. Nach dem zweiten Hauche, den ihm der Riese verleihen musste, hieb er mit verdoppelter Kraft auf den Sarg. Aber jetzt wurde der Sarg plötzlich eisern. Als Swiatogor den Donnerer aufforderte, zum drittenmal seinen Hauch zu empfangen, weigerte sich dieser; er fürchtete so kräftig zu werden, dass ihn dann Mutter Erde nicht mehr würde tragen können.

Merkwürdigerweise hatte der Donnerer in seinen jungen Jahren ein inniges Verhältniss mit der Jagababa unterhalten, woran er später vergass. Als er einst unterwegs mit seinen Brüdern unweit Kiew lagerte, ritt ein schwarzer Held, Sokolnik genannt, mit einem Falken auf der Hand, heran. Er forderte die Helden zum Zweikampfe heraus. Vergebens suchten ihn die besten Helden zu bezwingen. Endlich rückte der greise Donnerer selbst zum Zweikampfe und seiner göttlichen Macht gelang es, den Sokolnik zu Boden zu werfen. Schon setzte er dem Helden seinen Fuss auf die schwarze Brust; doch bevor er den tödtlichen Streich führte, fragte er den Niedergeworfenen, wer sein Vater sei, welche Mutter ihn geboren habe. Da erfuhr er denn, ebenso wie im Hildebrandsliede, er hätte seinen eigenen Sohn überwunden. Aber was die germanische Sage nur im Fragmente erhalten hat, besitzen wir in den Byliny vollständig. Vater und Sohn umarmen sich, speisen an einem Tische, trinken aus einem Becher und schlafen in einem Bette. Doch in der Nacht steht der böse Sokolnik auf, um seinen ahnungslosen Vater zu ermorden. Aber der Donnerer bezwingt seinen Sohn und reisst ihn in Stücke.

Um die Charakteristik des slavischen Thor zu vollenden, will ich nach einem polnischen Märchen seine Brautfahrt erzählen. Der faule Bauernsohn in rothen Stiefeln, rother Mütze und rothem Gürtel wandert einmal mit seiner Mutter im Walde herum. Beide sind nahe daran zu verschmachten. Da erblickt der Sohn einen mit Obst reich bestellten Tisch; aber er kann nicht von ihm geniessen, bevor er sich nicht der bösen Macht gefangen gibt. Jetzt genoss wohl die greise Mutter vom labenden Obste; aber ihr Sohn muss im Zamek Niewidek, im unsichtbaren Schloss des Winterkönigs drei Jahre hindurch Knechtesdienste leisten. Nach seiner Befreiung kannte er alle Künste der bösen Macht; vom unerbittlichen Hasse des Wintergottes verfolgt, floh er vor ihm, indem beide dabei jeden Augenblick ihre Gestalt änderten. Nach vielen solcher Verwandlungen wurde der Donnerer aus einer Schwalbe ein kleines Fischlein; sein Verfolger, der vorher die Gestalt eines Aars gehabt, nahm jene eines Hechts an und beide stürzten in's Meer. Hier erblickte der Bauernsohn die Tochter des Meereskönigs und liess sich als ein goldenes Ringlein auf ihre Hand fallen. Tagsüber blieb er ein Ring; zur Nachtzeit weilte er bei der Königstochter als Jüngling. Als der Meereskönig sie ertappte, steckte er beide in ein schwarzes Fass und schleuderte es hoch aus dem Meere in den Himmel. Aber hier verwandelte der Donnergott sein schwarzes Wolkenfass in einen goldenen Palast, wo er auf der szklanna góra, dem Himmelsberge, mit seiner Gemahlin herrscht.

Bei den Ruthenen der Ukraine finden wir die Kroksage wörtlich wieder; nur ist der Name Krok durch Wołod ersetzt, weshalb auch die Identität dieser zwei Gestalten kaum mehr zu bezweifeln ist. Auch den schlauen Schusterjungen und den ausgestopften Balg finden wir in Kiew wieder, und erfahren zugleich, dass dieser slavische Ulysses Demeńko hiess. Auch werden uns die Namen der zwei Königssöhne angegeben. Der ältere und edlere heisst Dobrynia, der Name des jüngeren, Leszek, wird ruthenisch mit Lasko, in den Byliny mit Alesza wiedergegeben. Aus diesen Namen, wie auch aus einem Ueberblick über den polnischen und ruthenischen Sagenkreis erfahren wir, wer diese beiden Königssöhne waren. Sie waren keine slavischen Dioskuren, wie man dies öfters vermuthet hat, sondern es waren der Sonnengott und dessen Neider, der ohnmächtige Gott des Mondes, letzterer zugleich Regengott.

Dobrynia, bei den Ruthenen im Volksliede dobry pan oder panýcz genannt, unter demselben Namen früher wohl auch bei den Westslaven gefeiert, wie es die Bezeichnungen Dobrzyń, Dobrzyńska ziemia, Dobrzyński und andere zur Genüge beweisen, ist wohl der Bozicz der Südslaven. Wenn wir den deutschen Chronisten glauben dürfen, so trug er hie und da bei den West-

slaven den aus Skandinavien stammenden, von Frigg abgeleiteten Namen Prya. Dobrynia oder dobry pan dürfte ursprünglich nur ein rühmendes Epitheton dieses Gottes gewesen sein; als seinen eigentlichen, in der ganzen slavischen Welt verbreiteten Namen haben wir Kupało anzunehmen. Denn noch heute trägt das Fest der Sommersonnenwende im Volke diese Bezeichnung, und der mit dem alten Sonnengotte durchaus identificirte Johannes der Täufer wird bei den Ruthenen Iwan Kupalo genannt. Zwei aus uralter Zeit stammende Feste feiern die Slaven bis auf den heutigen Tag dem alten Sonnengotte: das Fest seiner Geburt, Kolenda genannt, und das Kupałofest um Walpurgis herum; noch heute zündet man in manchen Gegenden die Walpurgisfeuer an und springt durch dieselben hindurch in's Wasser. Ueber die Geburt des Sonnengottes sind allenthalben Mythen verbreitet. Die Mutter des Sonnengottes, Kolenda genannt und in der Ukraine vielfach mit der Jungfrau Maria, in Polen mit der heiligen Kunigunde verwechselt, flieht mit ihrem Kinde vor der Verfolgung der winterlichen Macht, dem Herodes, Batukhan oder Kalin-Car. Sie birgt sich in einem Hain, wird aber vom Kukuk verrathen und flucht ihm nun: nie solle er seine Jungen im eigenen Neste auferziehen. Auf ihrer weiteren Flucht kommt sie in ein Dorf, wo das Getreide von der Wurzel bis zur Spitze mit Körnern bedeckt ist und wo die Leute in Folge dessen so viel Mehl haben, dass sie mit demselben die Wege bestreuen. Aber die hartherzigen Bewohner des Dorfes wollen der Flehenden kein Almosen geben. Zürnend ergreift die Mutter einen Getreidehalm, und mit der Hand von der Wurzel zur Spitze streichend, verflucht sie die berührten Stellen des Halmes, die von nun an keine Frucht mehr tragen. Spielend hatte ihr Kind das oberste Ende des Halmes in die Hand genommen und dadurch die gänzliche Zerstörung der Frucht verhindert. Seit der Zeit trägt das Getreide nur das unumgänglich Nothwendige für die Menschen in der Hütte und noch ein Weniges für den Haushund. Als die Feinde der fliehenden Mutter bereits näher und näher kamen, warf sie zuerst ihren Kamm hinter sich, aus dem ein Gebirge wurde, in dessen Schluchten sie Zuflucht fand. Dann warf sie ihre Nadel hinter sich, die zu einem Walde wurde, und als sie endlich ein Band hinter sich warf, wurde dieses zu einem breiten Strom, der die Verfolger aufhielt. In der Tatra erzählt man, sie sei auf der Flucht einem Bauer begegnet, der eben seine Saaten bestellte. Da sagte sie ihm: „Wenn Reiter herkommen und dich nach mir und meinem Kinde fragen, so antworte ihnen, ich wäre hier zur Zeit der Aussaat verbeigekommen.“ Darauf verschwand sie; die Reiter kamen wirklich und auf ihre Fragen antwortete der Bauer, wie ihm geheissen worden war. Die Reiter blicken auf's Feld — und siehe da! alle Aehren reifen schon.

Nach polnischen und ruthenischen Märchen gelangt die flüchtige Mutter mit ihrem Kinde endlich an's Meeresgestade. Sie wird von einer Wolke verhüllt und schwebt — eine zweite Leto — lange über dem Gewässer, bis endlich der Meereskönig ein Eiland für sie der Tiefe entsteigen lässt. Dieses slavische Delos, der Sonnenmutter und des Sonnengottes Insel, heisst Wideń, d. i. wörtlich Delos; merkwürdigerweise ist Wideń zugleich der slavische Name für Oesterreichs Hauptstadt. Diesen Namen verdanken wir wieder den Byliny. Diese, sowie auch zahlreiche Märchen erzählen viel Wunderbares über die Sonnenburg mit ihrem goldenen Dache und den prachtvollen Gemächern, in denen man den Sternhimmel und die ganze Schöpfung sieht. Wir hören von der goldenen Birke, die im Hofe von einunddreissig Riesen bewacht wächst, diamantene Haselnüsse trägt, und um die ein Eichhörnchen fortwährend hüpft — worin auch die einzige Aehnlichkeit mit der germanischen Weltesche besteht. Eine Tochter des Meereskönigs, also Wołod's Nichte, in den Byliny Zabawa oder Lubawa genannt, die Göttin der jungfräulichen Erde im Frühjahr, freit selbst um den jungen Gott im goldenen Schlosse. Sie erscheint vor ihm in unscheinbarer Bauerntracht und wird dreimal von ihm abgewiesen; aber zu Walpurgis erkennt sie der Sonnengott und entbrennt in Liebe zu ihr. Dobrynia ist wie Apollo ein ausgezeichneter Lautenspieler und ebenso wie der griechische Sonnengott Drachentödter; er ist es, der den Żmij getödtet, der übrigens nach den Byliny die Zabawa geraubt haben soll. Etwas Anderes ist es in einigen Märchen, wie davon weiter unten berichtet werden soll. Dobrynia reitet ein Ross, das im Märchen den Namen Złotogrzywek (Goldmähne) führt: wo der Huf des Pferdes hintritt, entspringt eine Quelle. Um volle Göttermacht zu besitzen, pflegt der göttliche Reiter seinem Rosse zum linken Ohr hinein und zum rechten Ohr herauszusteigen; dann wird er, bekleidet mit goldenem Panzer, unbezwinglich. Wir hören auch, dass er manchmal über den Himmel in einem Wagen dahinfährt, dem zwölf

Złotogrzywki vorgespannt sind. Nicht jeder findet den Weg zu des Sonnengotts Schloss; er wird gehütet von einem Berge, der sich nach Symplegadenart öffnet und schliesst, und von einer über den Abgrund gespannten eisernen Brücke, die sich rastlos um ihre eigene Axe dreht. An dem Wege steht ferner ein goldener Apfelbaum, der jedoch nur Blüthen, niemals Früchte trägt.

Der neiderfüllte Bruder Dobrynias, dem wir, ohne die nur geringen Varianten des Namens zu berücksichtigen, den Namen Leszek geben wollen, ist eine für das slavische Volk minder sympathische Gestalt. In manchen Mythen und Märchen gliedert es sich in zwei verschiedene Gestalten, in die des Mond- und des Regengottes; doch fliessen am Ende dieselben doch wieder in eins zusammen. Als Mondgott erscheint er begleitet von zwölf Brüdern, den zwölf Wojewoden der uralten polnischen Stammsage, den zwölf Monden des Jahres. In Gemeinschaft mit diesen treibt er manche Zauberei. Er beherrscht durch sein Lautenspiel und durch die magische Kraft des sen-ziele (Schlafkraut) die Thiere des Waldes, schläfert ganze Städte und feindliche Heere ein. Auch versteht er es, alle Stimmen der Thiere nachzuahmen, selbst die Gestalt derselben anzunehmen. In dieser Eigenschaft heisst er in den Byliny Wolga. Auf sein Auftreten als Regengott bezieht sich ein ruthenisches Osterlied, in welchem es heisst, er hätte die Schafe seines Bruders gestohlen und über eine siebenfärbige Brücke geführt. Dabei seien aber die Schafe auf die Erde gestürzt. Wir haben hierin die vielleicht naivste Version der griechischen und indischen Hermessage. [Euander (Dobrynia) und Cacus vir.] Der Hauptzug aller dieser Sagen ist aber der, dass Leszek seinen Bruder hasst, beneidet und verfolgt. Oft wird Leszek „Pfaffensohn“ gescholten. Im Märchen begleitet er seinen Bruder oft als dessen Diener, lockt ihn aber in einen tiefen Brunnen und freit in des Bruders Tracht die Tochter des Meereskönigs. In der Regel handelt es sich doch um den Kampf mit dem Drachen Żmij oder mit dessen Doppelgänger, dem bösen Wicher (Sturmwind), einem einäugigen Riesen, der im Gebirge haust und im Besitze der Tarnkappe (czapka niewidka) ist. Die Frühlingsgöttin Zabawa wird von dem Żmij oder Wicher während ihrer Hochzeit geraubt und auf die sobotnia góra, den Blocksberg, geschleppt. Dort bewohnt sie ein herrliches Schloss und wird von unsichtbaren Genien bedient. Wenn Jemand den Berg besteigen will, so umschallen ihn tausend und aber tausend Stimmen; sieht er sich um, so wird er zu Stein. Nachdem Viele dies Unglück getroffen, versucht Leszek in der Gestalt einer Schlange die Königstochter zu befreien; er gelangt auch wirklich in das Schloss, findet aber die Gesuchte in todtähnlichem Schlafe und so zur winterlichen Marzanna geworden. Oft wird auch hinzugefügt, dass die Schlafende in einem krystallenen, auf Ketten hängenden Sarge ruhe. Des älteren, mächtigeren Bruders Hilfe wird nothwendig: dieser bezwingt den bösen Feind und weckt die Königstochter durch einen Kuss oder dadurch, dass er sie mit seinem goldenen Haare berührt. Darauf begiesst er die Versteinerten mit dem Wasser des Lebens und gibt sie dadurch wieder dem Leben zurück. Auf dem Rückwege jedoch schläft er ein, und des Bruders Neid nicht ahnend, wird er von ihm ermordet, sein Leichnam in Stücke gehauen. Jetzt schläft die Königstochter wieder ein und mit ihr versinkt die ganze Natur in tiefen Winterschlaf.

Manchmal ist jedoch die im Winter schlummernde Erde von der Gemahlin des Sonnengottes getrennt und für sich aufgefasst; und so kehrt nach den Byliny und manchen Märchen Leszek nach seines Bruders Ermordung nach Kiew zurück, berichtet von Dobrynias grausamem Untergang und freit um dessen Witwe, Zabawa. Nach langer Weigerung muss sie darein willigen, mit dem Verhassten ihre Hochzeit zu feiern. Indessen haben Raben, die im slavischen Mythus Lebens- und nicht Todesvögel sind, das heilige Wasser der Lebensquelle herbeigeschafft, dem älteren Bruder das Leben wiedergegeben und ihn auf seinem goldmähnigen Rosse nach Hause geschickt. Unerkannt erscheint Dobrynia an des Königs Hof, eben als die Anstalten zur Hochzeit seiner treuen Gemahlin mit dem treulosen Leszek getroffen werden. Dobrynia ergreift seine Laute und spielt ein Lied, an dem ihn alle zur Schmach seines Bruders erkennen.

Sonst wohnt der Mond, ähnlich wie die Sonne, bei seiner Mutter, an den Grenzen der Welt, in einem silbernen Palaste. Sein Himmelswagen wird von zwölf żar-ptaki (Gluthvögel) gezogen. Diese żar-ptaki sind ganz wunderliche Vögel; ungemein gross und mit so stark leuchtenden Schwanzfedern, dass ihr Glanz hinreicht, die Nacht zu erhellen. Im Märchen hören wir auch vom Rosse des Mondgottes, das Czarnolotek (Schwarzer Renner) heisst und sich vom Złotogrzywek Dobrynias nur durch seine Farbe unterscheidet.

Es finden sich auch vielfache Wiederholungen des zweiten Theiles des Krakauer Mythus, der

Wanda-Sage, in allen ruthenischen Ländern. Sie erscheint in der mannigfachsten Art localisirt und tönt auch in sehr heroischen und edlen Zügen in den Byliny nach. Den Namen Wanda finden wir wohl nicht wieder. In den nach griechischem Ritus christianisirten Ländern wurde er zumeist in Paraksiewa umgewandelt. Die Bezeichnung Wanda hatte für christliche Mönche eine Aehnlichkeit mit Venus: diese Aehnlichkeit musste umsomehr in die Augen fallen, da beiden Gottheiten der Freitag (dies Veneris) geweiht war. Daher wird in dem lange Zeit slavisch gewesenen Rumänien dieselbe Sage an den Namen der Santa Venere geknüpft. Da nun der Freitag im Neugriechischen Paraskeue (ἡ παρασκευή) heisst, so kam endlich die alte Wassergöttin zu dem heute in allen ruthenischen Ländern ungemein gebräuchlichen Namen Paraksiewa oder Paraska. Manchmal wird dieselbe Sage von der Carica Helena oder der Königstochter Lelia erzählt. Hiebei erscheint mitunter die Variante, nach welcher nicht der Blick der Göttin den sie verfolgenden Dämon zum Selbstmorde zwingt, sondern dass ihr Bruder, wohl Dobrynia, den bösen Feind tödtet, indem er einen Mühlstein auf ihn schleudert. Ich will hier noch drei besonders heroische Versionen dieses Mythus, die auch von dessen ursprünglicher Gestalt bedeutend abweichen, anführen.

Die erste entnehme ich einem aus der Gegend von Nowogródek Litewski stammenden polnischen Märchen, welches Folgendes erzählt. Die Göttin, Cud-dziewica (Wundermaid) genannt, flieht vor dem um sie werbenden Kościel (Knochenmann) bis an die Ostsee, in deren Fluthen sie untertaucht. Der Odem des im Reiche des Meerkönigs ohnmächtigen Wintergottes bedeckt die See mit einer dicken Eisschichte, unter welcher nun die Cud-dziewica gefangen ist. Da kommt der Königssohn auf einem Złotogrzywek und bringt von seinem Palaste den Berg, die Brücke und den Baum. Dieselben stellen sich nun übereinander und hoch auf dem Gipfel des Baumes nimmt Złotogrzywek mit seinem Reiter Stellung. Dreimal stösst nun dieser in sein Zauberhorn. Beim ersten Male versteinern Ross und Reiter von unten bis zu den Knieen; beim zweiten Male bis zu den Hüften; als aber Dobrynia zum dritten Male in's Horn stösst, löst sich der Bann. Alles kehrt wieder zum Leben zurück; die Eisdecke schmilzt, die Cud-dziewica entsteigt der Meerestiefe auf einem goldenen Kahn und tödtet den Wintergott entweder durch ihren Blick oder durch ein Ei, das sie auf ihn schleudert.

In den Byliny erhält Wanda den christlichen Namen Nastasia (Anastasia), die Auferstandene. Sie erscheint natürlich wieder als Tochter des Meereskönigs, der manchmal rationalisirend König von Litthauen genannt wird. Mächtig und tapfer wie Brunhilde will sie, wie diese, keinen Mann kennen. Als ihr Freier erscheint hier Dunaj (Okeanos). Da er aber die Unzulänglichkeit seiner eigenen Kräfte einsieht, bittet er Dobrynia um Hilfe, und dieser eilt ihm mit der dem Wicher entrissenen Tarnkappe nach. Im offenen Felde kämpft Dunaj mit der Jungfrau und bezwingt sie mit Hilfe des durch die Tarnkappe unsichtbar gewordenen Dobrynia. Er führt nun die bezwungene Braut nach Kiew zur Hochzeit; aber dort angelangt, fordert ihn die vorsichtige Jungfrau zu einem neuen Wettkampfe, in welchem er mit Schmach und Schande im Wettlauf, Bogenschiessen und Steinwerfen unterliegt. Zornentbrannt und durch den erfahrenen Schimpf zur äussersten Wuth gebracht, zieht er sein Schwert, tödtet seine Braut und sich selbst. Die Jungfrau wird zu den süssen Gewässern der Erde, Dunaj hingegen wird zum bitteren Ocean, der die Welt umfliesst.

Die dritte Version der Wanda-Sage localisirt sich an zwei Hünengräbern der Ukraine. Die Göttin heisst hier Perepiatycha, ihr Gemahl — denn ein solcher ist es diesmal — Perepiat. Letzterer ist weit fort, in den Krieg gezogen und seit langer Zeit verschollen. Perepiatycha herrscht im Lande. Da erfährt sie, ein feindliches Heer nahe ihrer Burg. Sie zieht dem Feinde entgegen, zerstreut das Heer und tödtet im Zweikampfe dessen Anführer. Sie erkennt in der Leiche desselben ihren Gemahl. Verzweifelt sucht sie den Tod in den Wellen. Andere Varianten der Sage sprechen von anderen Todesarten. Hiebei mag erwähnt werden, dass man in den Fünfzigerjahren die betreffenden Hünengräber durchforschte und herrlichen Skythenschmuck, sowie die in skythischen Gräbern gewöhnlich vorkommenden Gegenstände fand.

Um diesen Versuch, die Mythen und Märchen der Nordslaven in ihren Hauptzügen systematisch zusammenzustellen, zu vollenden, bleiben noch einige Sagen übrig, die mit keiner der erwähnten Hauptgestalten des mythischen Volksbewusstseins der Slaven im Zusammenhange stehen. Ihr Held ist ein blasser Jüngling mit weichem Antlitz und wallendem Lockenhaar. Er tritt nur in den Byliny deutlich hervor und trägt hier einmal den Namen Czuryłło, ein anderes Mal wieder den Namen Pociek. Beide Be-

zeichnungen hängen mit dem Begriffe des Fliessens oder Dahinströmens zusammen. So oft der schöne Jüngling, von dem es mitunter heisst, er stamme aus dem fernen Indien, in einem Dorfe sichtbar wird, laufen ihm alle Frauen, in Liebesbrunst entbrannt, nach. Pociek besitzt auch eine magische Kraft, mit Hilfe derer er die Thiere des Waldes, die Vögel und Fische an sich zieht, so dass sein Zug, von dem das ruthenische Volk auch sonst, ohne bestimmte Namen zu nennen, viel erzählt, ganz demjenigen des Dionysos gleicht. Und zwar fällt diese Analogie umsomehr auf, da wir erfahren, dass nach den Byliny der weichliche Held stets in Gesellschaft seines trunkenen Lehrers auftritt. Uebrigens hängt mit dieser Persönlichkeit ein Mythus zusammen, den ich als höchst charakteristisch wiederholen will. Einst ging Pociek auf Wołod's Geheiss auf die Vogeljagd; er erblickte einen Schwan und wollte ihn erlegen Aber da hub der Schwan — wie es in Skandinavischen Mythen auch zu geschehen pflegt — mit menschlicher Stimme zu sprechen an und sagte zum jugendlichen Helden, er sei eine verzauberte Meerestochter (oder auch Tochter des Königs von Podolien) und heisse Lichodziewa (Nixe). Sie werde sich taufen lassen und den jungen Helden zum Manne nehmen; doch müsse er ihr mit seinem Heldenwort versprechen, dass er sich mit ihr begraben lassen werde, wenn sie vor ihm sterben sollte. Pociek legt das Versprechen ab und führt seine Braut nach Kiew heim. Hier unterliegt er aber seinem unüberwindlichen Hange. Er verbringt den ganzen Tag in der Schenke, so dass Lichodziewa aus bitterem Grame stirbt. Jetzt muss auch Pociek sein Wort einlösen und lässt sich mit Lichodziewa begraben. Er nimmt aber Brod, Wasser und Licht in die bemalte Gruft mit. Nach zwei Tagen kommt die Smert (der Tod) in Gestalt einer schrecklichen Schlange, begleitet von ihren Kindern, zwei abscheulichen Ungeheuern. Pociek's Heldenarm erfasst die Schlange und lässt sie nicht frei, bis sie ihm nicht ihre Brut als Pfand gegeben. Um diese zu befreien, musste die böse Smert Lebenswasser herbeischaffen und die Lichodziewa sammt Pociek dem Sonnenlichte wiedergeben.

Es bleibt uns noch über die Anschauungen der Nordslaven bezüglich des Jenseits, des Weltanfangs und Weltuntergangs zu sprechen. Was das Jenseits betrifft, so werden wir die Meinung des Volkes am besten durch zwei polnische Märchen wiedergeben können, die auch dem ruthenischen Volke wohlbekannt sind und von denen ich eines auch in einer Anmerkung zu Wuk Karasić Stefanović's Liedersammlung wörtlich wiedergefunden habe.

Das slavische Volk fabelt allenthalben viel von einem König, der sich einst schwer versündigte, indem er Schätze vergrub, Gäste aus dem Hause trieb und die Gebeine der Ahnen aus den Gräbern warf. Zur Strafe dafür wurde der König sammt seinem Volke von einem tiefen See verschlungen und in einen Schlangenkönig verwandelt. Als solcher raubte er eine Jungfrau, trug sie in seinen Palast, und sobald das Dunkel der Nacht Alles mit seinem Schleier verhüllte, pflegte er mit der Geraubten ehelichen Umgang. Denn zu dieser Zeit nahm er seine ehemalige Mannesgestalt an. Von Neugierde getrieben, zündete die Maid einmal Licht an und erblickte vor sich den schönen jungen König. Wehklagend erklärte ihr jetzt dieser, er müsse nun in's Jenseits. Die Unglückliche musste jetzt die Schicksalsgöttinnen (Jendzy) aufsuchen. Diese wohnen in Hütten, deren jede auf einem Hühnerfusse gebaut ist, oder nach anderen Versionen in Palästen aus Gold, Silber und Bronze und spinnen gleich den griechischen Parzen den Schicksalsfaden. Diese drei Jendzy, die auch als Schwestern des Schlangenkönigs bezeichnet werden, geben der Maid Spinnrad und Rocken; einen aus Gold, einen aus Silber, einen aus Bronze, sowie auch drei Ringe aus den gleichen Metallen. Mit diesen Gaben ertheilen sie der Maid auch guten Rath. Diese wandert nun nach Westen, die berühmten homerischen und nordischen neun Tage und neun Nächte lang, bis sie an's Weltende kommt. Hier findet sie den blutigen Dunaj, über welchen ein einäugiger Riese die Seelen der Abgeschiedenen führt, nachdem ihm diese den obligaten Pfennig eingehändigt. Hier legt die Maid die drei Ringe an, und zwar auf den Fuss, Arm und Hals, muthig steigt sie in den Kahn der Todten. Der Cyklop schlägt sie mit seinem Schwerte auf Kopf, Arm und Fuss; aber die Ringe bewahren sie vor jedem Schaden. Jenseits des Todtenflusses muss sie den Todtenberg (latyr góra) besteigen und gelangt dann in die grünen Gefilde des Hades, wo Alles schläft. Die Suchende gelangt weiters zum Gitter, welches in den Prachtgarten der Todesgöttin (Pani Zmora) führt und beginnt vor demselben an einem der drei mitgebrachten Rocken zu spinnen. Ein entzückendes Lied füllt hiebei die Lüfte. Um in den Besitz dieses wunderbaren Spinnrockens zu gelangen, lässt Pani Zmora die Maid in den Garten ein.

Aehnliche Töne gibt der zweite und dritte Rocken von sich; die Todesgöttin lässt die Maid in den Palast des Todes und endlich in dessen innerstes Heiligthum hinein. Inmitten von Mohnblüthen findet sie hier ihren todten Gemahl und weckt ihn mit einem Kusse. Durch diesen freiwilligen Gang der treuen Gattin in die Unterwelt ist des Todes Bann gebrochen; von nun an leben die Abgeschiedenen im Raj ein heiteres Leben unter der Herrschaft des Schlangenkönigs und seiner opferwilligen Gemahlin. Der Analogie, die zwischen Odin und Wołod besteht, glaube ich entnehmen zu dürfen, dass der König der Todten und der König des Himmels ursprünglich auch bei den Slaven eins waren; doch stützt sich diese Vermuthung auf keine weiteren Belege.

Jetzt heisst im ruthenischen Volke der Todeskönig Rachman. Sein Fest wird am zwanzigsten Tage nach Ostern gefeiert, an welchem Tage es höchst gefährlich zu ackern ist, denn nach dem Volksglauben wird ein an Rachman's Tag (Rachmanów wełyki deń) ackernder Mann sicher von der Erde verschlungen. An diesem Tage werden auch die leeren Schalen der Ostereier den Dniester, Boh und Dniepr hinab in den Rachmanów Raj geschickt. Aus Al-Fekir's arabischer Reisebeschreibung erfahren wir, dass die Ostslaven in alter Zeit auch ihre Todten die Flüsse hinabgeschickt hätten, wobei man den Vornehmen Hunde, Pferde und ein Mädchen mitgab. Dieses Mädchen wurde sieben Tage hindurch fürstlich gehalten: dann führte man sie an das Ufer des Flusses, liess sie den Blick zur Erde senken und befragte sie, was sie im weiten Süden sehe. Sie prophezeite nun von den grünen Gefilden des Raj, in dem die Abgeschiedenen bei Spiel, Tanz und Gesang weilen. Darauf wurde das Mädchen im Todtenboot an der Seite seines Gebieters niedergelegt und musste sich neun Jünglingen preisgeben: eine alte Hexe kam dann herbei und tödtete das Mädchen mit einem Messer. Man zündete nun das Boot an und liess es den Strom hinabtreiben.

Die Aehnlichkeit zwischen der dem polnischen Märchen entnommenen Beschreibung des Raj mit dem Bilde, das uns Vergil in der Aeneis vom Hades gibt, ist wohl nicht zu verkennen. Im zweiten Märchen, das ich ebenfalls anführen will, finden wir eine Schilderung der Unterwelt, wie sie in der Ilias (nicht in der Odyssee) erwähnt wird.

Die Jagababa verwandelt die zwölf Königssöhne (wohl die zwölf Brüder des Leszek) in Adler und schickt sie gen Westen. Die Schwester derselben, Zoreńka (Morgenröthe), setzt sich weinend an einem Kreuze (sic!) nieder. Hier gibt ihr ein Vogel guten Rath, er bringt ihr eine Thränenschale und ein Brot, dessen verzehrte Theile sich von selbst wieder ersetzen. (Bułka odrostka.) Nun wandert die Schwester, von dem wunderbaren Brot sich nährend und die Schale mit Thränen füllend, neun Tage und neun Nächte nach Westen, bis sie an das festverschlossene Gitter des Raj gelangt, von dem Pani Zmora die zwölf zu Adlern gewordenen Brüder wegzutreiben sucht; denn nichts Lebendes, spricht sie, darf hier herein. Zoreńka besprengt ihre Brüder mit den gesammelten Thränen und gibt ihnen dadurch ihre ursprüngliche Gestalt wieder. Nun wollen sich die Geschwister auf den Heimweg begeben. Als sie sich aber umwenden, sehen sie einen meilenbreiten Abgrund vor sich, dessen jenseitiges Ende mit der latyr góra kaum sichtbar ist. Glücklicherweise kommt ein żar-ptak herbeigeflogen, nimmt die Brüder und die Schwester auf seinen Rücken und beginnt den Flug über den Abgrund. Im Fluge bittet er um Stärkung; Zoreńka gibt ihm die Hälfte des wunderbaren Brots; bald fordert er mehr, und die Schwester muss ihm das ganze Brot geben. Mit mächtigerem Flügelschlag durchschneidet der żar-ptak jetzt die Lüfte. Bald ist er am Ziele — da erlahmt seine Kraft; bekommt er nicht neue Stärkung, so stürzt er mit seiner Bürde in den Abgrund. Zoreńka schneidet sich die Brüste ab; nachdem der żar-ptak diese gegessen und die liebende Schwester vom Blute ganz roth geworden, erreicht der Vogel und die Geschwister glücklich den Rand des Abgrundes. Selbstverständlich wuchsen Zoreńka's Brüste wieder.

Ueber den Weltanfang sind bei den Nordslaven zahlreiche manichäische Sagen verbreitet. Dieser Umstand hat manche Forscher verleitet, die ursprünglich slavische Weltanschauung als durchaus persisch-dualistisch darzustellen, während doch nur der scharfe Contrast zwischen Sommer und Winter der slavischen Naturpoesie einen gewissen dualistischen Anstrich gegeben hat. Für echt slavisch halte ich folgende Sage: Als die Riesen (Wielkołudy) die Gebirge aufeinanderthürmten, um den Himmel zu erstürmen, fand Gott einen zweiköpfigen Zwergkönig. Dieser herrschte über ein Volk von zweiköpfigen Unterthanen, in welchem Mann und Frau in eins zusammengewachsen waren. Gott fragte den Zwergkönig um Rath, wie er sich der Macht der Riesen

erwehren solle. Dieser rieth die Welt durch eine grosse Fluth zu entvölkern; er selbst zog sich auf ein Hünengrab zurück und sah von demselben aus ruhig der Zerstörung der Riesen und seines eigenen Zwergvolkes zu. Gott zürnte aber dem Zwergkönig, dass er einen so entsetzlichen Zerstörungsplan ersonnen habe, auf den er, der himmlische Wirth, niemals verfallen wäre, und er strafte den Zwerg, indem er ihn eines von den beiden Köpfen beraubte. — So lautet die Sage in der Ukraine. In Litthauen erzählt man sie einigermassen anders. Sie lautet daselbst ungefähr folgendermassen: Wołod und seine Gemahlin sassen einst als schwarze Tauben auf einem Baume; sie verliessen denselben und tauchten in's Meer, welches damals den Abgrund bedeckte, um die runde Erdscheibe aus demselben heraufzuholen. Die Erde wurde mit Riesen bevölkert, welche jeden Morgen durch das Krähen eines rothen Riesenhahnes geweckt wurden. Dieser Hahn legte (ganz unzoologisch) ein Ei; die Riesen, begierig den Inhalt desselben kennen zu lernen, zerbrachen es. Aber da ergoss sich die grosse Fluth aus dem Ei und vertilgte das Riesengeschlecht. Darauf wurde der zweiköpfige Uralme des neuen Geschlechtes geschaffen. Täglich speiste dieser an der himmlischen Tafel. Aber leider! wie Tantalus wurde auch er von Uebermuth erfasst und es gelüstete ihn nach der himmlischen Wirthin. Dafür wurde der Zweiköpfige, in dem Mann und Frau vereinigt waren, entzweigespalten, und seit der Zeit hat das neue Geschlecht seine jetzige Gestalt. Einst wird aber eine letzte Schlacht kommen, ein grosser letzter Krieg, in dem Götter und Menschen untergehen werden. Ein noch elenderes Geschlecht von Menschen wird darauf die Erde bevölkern: von diesem heisst es überall in den nordslavischen Ländern, es werde so klein sein, dass zwölf Männer dieses Geschlechtes in einem heutigen Backofen, wie in einer Scheune dreschen können werden. Nach dem Kiewer Localmythus hat diese Götterdämmerung (Zhin) schon stattgefunden. Nach derselben datirt das Volk der Ukraine alle älteren Begebenheiten. Wieder ist es Kalin-Car, der gegen Wołod und dessen Helden in's Feld zieht. Die edlen Recken ziehen dem Feind entgegen, und der unvorsichtige Leszek brüstet sich, er fürchte sich selbst vor Gott dem Allmächtigen nicht, denn leicht würde er ihn im Kampfe bezwingen. Da tritt den Bohatyri (Helden) ein einziger Mann entgegen und fordert sie zum Kampfe heraus. Durch einen Schwerthieb entzweigehauen, wird er zu zwei Kämpfern und nach jedem Schwertschlage der Kiewer Helden mehrt sich die Zahl der mit ihnen kämpfenden Feinde. Die Bohatyri fliehen endlich auf die peczerska góra (Höhlenberg) und werden auf der Flucht zu Stein. Noch heute zeigt man diese Steine und legt jedem den Namen eines der Kiewer Helden bei. Aehnliche Sagen habe ich auch in Galizien gefunden, besonders in der Gegend der Bug- und Stryquellen.

Ich habe natürlich in dem Rahmen einer einzigen Vorlesung eine nur sehr flüchtige Skizze des ungemein reichen Märchen- und Mythenschatzes der Nordslaven geben können; auch bin ich vielleicht in dem Versuch einer Systematisirung der zahllosen Ueberlieferungen zu kühn gewesen; doch halte ich fest an der Ueberzeugung, dass, wer in der Behandlung der slavischen Mythen und Märchen dieselben Mittel und Grundsätze anwendet, mit Hilfe derer Grimm und Simrock die germanische Mythologie wiederbelebt haben, und wer ferner nicht zweifelt, dass die Sagen, welche denjenigen der anderen arischen Völker so ähnlich erscheinen, auch eine verwandte Erklärung erheischen, einst viel Erspriessliches auf dem weiten Gebiet der slavischen Mythologie leisten kann.

Das Zeichnen bei den Naturvölkern.

Von

Richard Andree.

(Mit Tafel I—III.)

Das Talent, schnell charakteristische Zeichnungen zu entwerfen, ist unter den Naturvölkern viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt, und bei den Meisten braucht blos eine Gelegenheit gegeben zu werden, um die schlummernde Gabe zu wecken. Von den Eingebornen an der Humboldt-Bai (nördl. Neu-Guinea) heisst es: „Für Zeichnen haben sie eine ganz bestimmte Anlage, denn gab man ihnen Bleistift und Papier in die Hand, so zeichneten sie — die dergleichen Dinge nie zuvor gesehen — mit der grössten Gewandtheit und mit fester Hand einen Fisch oder einen Vogel, welcher Jedermanns Bewunderung erweckte [1])". Einem Mitgliede des Expeditionsschiffes „Fly", welches auf Murray-Island (Torres-Strasse) sein Notizbuch zurückgelassen, zeichneten die Eingeborenen seine eigene Carricatur mit dem Hute auf dem Kopfe und der Tabakspfeife im Munde hinein [2]). Die Waganda am Victoria-See (Inner-Afrika) nehmen häufig ihre Zuflucht zu Zeichnungen, um eine unvollkommene mündliche Beschreibung anschaulich zu machen. „Ich bin", sagt Stanley, „oft über die Geschicklichkeit und Naturwahrheit erstaunt, mit der sie solche Illustrationen in groben Zügen hinwerfen" [3]). Es ist bei den auf der unberührtesten Stufe stehenden Indianern Südamerikas nicht anders. Die Suya am Schingu in Brasilien, welche Dr. v. d. Steinen erst 1884 entdeckte und die nie zuvor von weissen Menschen eine Ahnung hatten, führten regelrecht den ihnen gereichten Bleistift und zeichneten schöne Muster in das Notizbuch des Reisenden [4]). Bei den auf ähnlicher Stufe stehenden Oyampi an den Quellen des Ojapok (Französisch-Guiana) fand der französische Marinearzt Jules Crevaux einen jungen Indianer, welcher „den Bleistift ergriff und Zeichnungen eines Menschen, Hundes, Tigers, endlich alle Thiere und Teufel des Landes ausführte. Ein anderer Indianer führte alle Arten Arabesken aus, wie sie dieselben gewöhnlich mit Genipa-Saft malen. Ich bemerkte, dass diese Indianer, von denen man gewöhnlich annimmt, dass sie gar nichts von den schönen Künsten verstehen, alle mit grosser Leichtigkeit zeichneten" [1]). Irving Rosse erzählt, dass ein Eskimo, den er auf Point Hope abgezeichnet hatte, nun seinerseits wünschte, einen der Weissen zu zeichnen „and taking one of our note-books and a pencil, neither of which he ever had in his hand before, produced the likeness of Professor Muir" [2]). Also ein arktischer Porträtzeichner!

Die wenigen Beispiele, welche wir finden, dass hier und da bei Naturvölkern jegliches Verständniss für die Auffassung einer Zeichnung gefehlt habe, bin ich geneigt, auf individuelle Unfähigkeit zurückzuführen; ich vermag diesen Mangel, eine Zeichnung zu verstehen, nicht als Rasseneigenthümlichkeit aufzufassen, wie es Lubbock that, da andererseits wieder in nächster Nähe sich Individuen finden, welche selbst eine Zeichnung anzufertigen vermögen. So sagt A. Oldfield [3]) von den australischen Watschandies: „Sie sind völlig unfähig, die lebhafteste künstlerische Darstellung zu verstehen. Einer, dem eine grosse colorirte Abbildung eines eingeborenen Neuholländers gezeigt wurde, erklärte dieselbe für ein Schiff, ein Anderer für ein Känguru u. s. w. Nicht ein einziger aus einem Dutzend erkannte, dass das Porträt mit ihnen selbst in Zusammenhang stehe. Eine rohe Zeichnung, bei der alle unwesentlichen Theile stark übertrieben sind, vermögen sie zu begreifen. So, um ihnen eine Vorstellung von einem Menschen zu geben, muss der Kopf unverhältnissmässig dick gezeichnet werden." Wir werden aber

[1]) Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht. Amsterdam 1862. 180.

[2]) J. B. Jukes, Narrative of the voyage of H. M. S. „Fly". London 1847.

[3]) Stanley. Durch den dunklen Welttheil. I. 447.

[4]) K. v. d. Steinen. Durch Central-Brasilien. Leipzig 1886. 212.

[1]) Le Tour du Monde XL. 77.

[2]) Cruise of the revenue-steamer Corwin. Washington 1883. 37.

[3]) Transactions Ethnolog. Soc. New Series. III. 227.

sehen, dass diese Beobachtung fern davon ist, generelle Anwendung auf die Australier zu finden, dass im Gegentheil bei diesen recht tüchtige Elemente der künstlerischen Darstellung vorhanden sind, ja, dass sie zu charakterisiren vermögen und auch der Humor in ihren Zeichnungen nicht fehlt. Denham [1]) erzählt von einem sehr befähigten Afrikaner, dass er die Darstellung eines Sandsturmes in der Wüste nicht begriffen habe, während er Figuren, wie Menschen, Kameele, Waffen u. dgl. sofort verstand und sich darüber freute. Hier liegt Mangel an Uebung vor, denn auch bei uns begreifen Kinder Figürliches sehr frühe, während das Verständniss einer Landschaft ihnen noch lange verschlossen bleibt. Richtig aber ist die verschiedene Rassenbegabung in Bezug auf die bildenden Künste, wie sich dieses ja selbst innerhalb der europäischen Völker zeigt und diese Begabung erscheint unabhängig von der sonstigen geistigen Cultur und Civilisation eines Volkes.

Es mag dieses durch die Beobachtung illustrirt werden, welche A. R. Wallace über die Papuas von Doré auf Neu-Guinea gemacht hat. „Es ist seltsam", sagt er, „dass ein beginnender Kunstsinn mit einer so niedrigen Stufe der Civilisation zusammengehen kann. Die Leute von Doré sind grosse Holzschnitzer und Maler. Wo an der Aussenseite ihrer Häuser nur eine Planke vorhanden, ist diese mit rohen, aber charakteristischen Figuren bedeckt. Die hochspitzigen Schnäbel ihrer Boote sind mit Massen durchbrochener Arbeit verziert und aus soliden Holzblöcken mit oft sehr geschmackvoller Zeichnung geschnitten. — — Würden wir es nicht schon wissen, dass ein solcher Geschmack und solche Geschicklichkeit mit der äussersten Barbarei vereinbar sind, so würden wir es kaum glauben, dass dasselbe Volk in anderen Dingen allen Sinn für Ordnung, Bequemlichkeit und Wohlanstand gänzlich entbehrt. — Und doch haben sie alle eine ausgesprochene Liebe für die schönen Künste und verbringen ihre Mussezeit damit, Arbeiten zu verfertigen, deren guter Geschmack und deren Zierlichkeit oft in unseren Zeichenschulen bewundert werden würden" [2]).

Wie hier, so zeigt sich auch noch anderwärts, dass auf tiefer Culturstufe stehende Völker trotzdem eine relativ hohe Stufe in der Kunst erklommen haben können, eine Stufe, die gegenüber ihren sonstigen Leistungen als hoch bezeichnet werden muss. Daraus ergibt sich, dass die Kunst nicht immer als die höchste Blüthe in der Entwicklung eines Volkes auftritt. Die Begabung, die Anlage dazu ist weit verbreitet; sie schlummert aber und braucht nur geweckt zu werden. Man kann dieses so wenig leugnen, wie das Vorhandensein schöner Tenorstimmen unter Eskimo oder Melanesiern; da sind sie, aber Entwicklung und Verwendung finden sie nicht.

Es ist hervorzuheben, dass bei den Zeichnungen der Naturvölker neben dem Ornament das Figürliche in erster Linie dasteht, ja bei vielen allein herrscht, und dass nur selten die Pflanze eine Rolle spielt. Um zum Verständniss dieser Erscheinung zu gelangen, brauchen wir uns blos daran zu erinnern, dass auch bei unseren Kindern, wenn sie die ersten selbstständigen Versuche zum Zeichnen auf der Schiefertafel machen, zunächst Thiere und Menschen in rohen Formen dargestellt werden: das lebendige, bewegliche Thier fesselt eher ihre Aufmerksamkeit, ist in seiner ganzen Figur auch schneller zu erfassen, als die aus zahlreichen Blättern und Blüthen bestehende Pflanze. Daher auch bei den prähistorischen Völkern sowohl als bei den Naturvölkern die Bevorzugung der Thierzeichnung und die oft sehr charakteristische Ausbildung derselben, die hie und da (wie bei den Negern an der Loangoküste) nicht des Humors entbehrt. Auch die Stylisirung der Thierformen, wo sie im Ornamente Verwendung finden oder zur Decoration von Stoffen dienen, sehen wir in einer Weise vertreten, die an unsere mittelalterlichen, namentlich romanischen, stylisirten Thiere gemahnt. So auf den geschmackvollen, gobelinartig gewebten und schönfarbigen Wollstoffen der alten Peruaner, mit denen die Mumien der Wohlhabenderen eingehüllt werden; sie sind ausgezeichnet durch die lebendige Zeichnung und den Reichthum an gesättigten, aber keineswegs grellen Farbentönen und deren harmonische Zusammenstellung. Die fast ausschliesslich verwendeten Thierformen (Affen u. dgl.) sind durchaus stylisirt und in Schnörkel aufgelöst, mehr noch wie unsere heraldischen Figuren [1]). Stylisirt sind ebenso die Thierfiguren, welche die Melanesier, zumal die Bewohner des Bismarck-Archipels, in ihren höchst eigenthümlichen schwarz, weiss und roth bemalten Holzschnitzereien anbringen, in welchen der Nashornvogel sich dermassen in das Ornament auflöst, dass manchmal nur Schnabel und Augen noch deutlich zu unterscheiden sind. Stylisirt sind alle Malereien der Koljuschen.

[1]) Travels in Afrika. I. 167.

[2]) Wallace, Malayischer Archipel. Deutsche Ausg. II. 300.

[1]) Vgl. Squier, Peru. London 1877. 76. 145. Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ankon in Peru. Berlin 1881 ff.

Keineswegs ist aber immer bei den Naturvölkern die Begabung, gleichmässig das Ornament und die Figur zu beherrschen oder beide vereinigt zur Darstellung zu bringen, vorhanden. Im Gegentheil, wir finden oft, dass bei den Einen nur die Zeichnung (oder Sculptur) von Thieren sich entwickelt hat, ohne dass bei denselben Ornamente hergestellt werden, während bei Anderen nur die letzteren herrschen. Nur Thierformen und Menschen zeichnen z. B. die Buschmänner, die Eskimos, die Australier, die nordamerikanischen Indianer, während andererseits die Maori fast ganz im Ornament aufgehen, auch der Fidschi-Insulaner selten eine Figur zeichnet.

Fast überall sind es die Männer, welche sich mit der Herstellung von derartigen Abbildungen befassen: das weibliche Geschlecht tritt dabei in den Hintergrund. Sollte das nicht einem allgemeinen psychischen Gesetze entspringen, das für die verschiedensten Rassen das nämliche ist? Ein sichtbarer Grund liegt nicht vor, dass die Weiber nicht ebensogut wie die Männer sich mit Zeichnungen befassen sollten. Dieses führt unter Umständen zu eigenthümlichen Erscheinungen. Der Sinn der Papuas in Neu-Guinea für sehr abwechselnde schöne Ornamentation ist bekannt: alle Geräthe und Waffen aus Holz sind mit den verschiedensten Decorationen in Schnitzwerk versehen, aber bei den Töpferwaaren (im Kaiser Wilhelms-Land), die doch sonst zur Ornamentirung geradezu verlocken und auch solche in den ältesten prähistorischen Vorkommnissen Europas zeigen, fehlt jede Verzierung, und zwar deshalb, weil dort die Töpferei „est exclusivement confiée aux soins des femmes, dont la nature est généralement peu artistique“ [1]).

Wo ein durchgebildeter Styl in den Zeichnungen und Ornamenten der Naturvölker vorhanden, da darf man mit Sicherheit annehmen, dass dieser das Ergebniss der künstlerischen Thätigkeit vieler Geschlechter ist. Jahrhunderte mussten vergangen sein, ehe er aus rohen Anfängen heraus sich bildete und festsetzte, fertig trat er nicht aus dem künstlerischen Gehirn eines Einzelnen heraus. Wenn aber einmal ausgeprägt und feststehend, dann scheint er überall dauernd gehaftet zu haben, ohne dass neue Formen, ein neuer Styl entstand, wenigstens vermag ich Mischungen oder Nebeneinanderlaufen verschiedener Style bei Naturvölkern nicht nachzuweisen. Eine Fortentwicklung aus der einmal eingenommenen Stufe ist nicht immer leicht und auch nicht jedem Volksstamme gegeben, im Gegentheil, viele Völker hängen traditionell an dem einmal Vorhandenen und ornamentiren ihre Waffen und Geräthe genau nach den Mustern, wie ihre Vorfahren es thaten. Von den Andamanesen sagt Man: they slavishly adhere to those patterns, which custom has prescribed for each article [1]). Und so bei den meisten, wenig Neues!

Nicht unerwähnt will ich lassen, dass mit Recht die Zeichenkunst und künstlerische Begabung der Naturvölker überhaupt herangezogen worden ist, um die Echtheit oder Unechtheit der Knochenzeichnungen und Sculpturen zu erweisen, die uns von prähistorischen Troglodyten (Dordogne, Thayingen) hinterlassen wurden. Die Analogie ist zutreffend und wir haben hier nur die Menschen der Steinzeit miteinander zu vergleichen, gleichviel ob Jahrtausende zwischen ihnen liegen. Der Culturzustand ist der nämliche. Abgesehen von erwiesenen Fälschungen ist die Befähigung der prähistorischen Troglodyten für artistische Werke nicht anzuzweifeln [2]). Immer aber handelt es sich hier, wie bei den Naturvölkern überhaupt, um einfache Wiedergabe und Nachbildung des in der Natur Beobachteten.

An die vorstehenden Bemerkungen allgemeiner Art will ich jetzt einige besondere Beispiele knüpfen und über einzelne Naturvölker Rundschau halten, die in Bezug auf das Zeichnen sich hervorthun. Da kann ich nicht auf die verschiedenen Arten der Ornamente, Tätowirung u. s. w. eingehen, welche allerdings höchst interessante Vergleiche gestatten, auch die Sculptur findet nur hier und da Erwähnung. Die völkerpsychologische Seite wird aber durch diese kurze Abhandlung — die mehr anregen soll, die Frage eingehender zu behandeln — genügend ins Licht gesetzt. Hätte ich daran gedacht, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln, so wäre daraus ein dickes Buch geworden, denn der Stoff liegt vor. Ich glaube aber kaum, dass ein solches Buch mehr enthüllt hätte, als dieser kurze Aufsatz es thut.

Australier. Die meisten Reisenden haben bei den angeblich auf tiefer Stufe stehenden schwarzen Eingeborenen Australiens das Talent gefunden, schnell und mit sicherer Hand Zeichnungen entwerfen zu können. Schon die Verzierungen, welche sie auf ihren

[1]) Miclucho-Maclay in Bullet. soc. d'Anthropologie 1878. 530. Die Frauen der Oyampi-Indianer an den Quellen des Ojapok in Französisch-Guiana schmücken dagegen die von ihnen geformten Thongefässe mit ornamentalen Mustern nach Crevaux (Tour du Monde XL. 77).

[1]) Journ. Anthrop. Instit. XII. 370.

[2]) Vgl. Ecker im Archiv f. Anthropol. XI. 133.

Schilden und Waffen anbringen, sind in ihren Zusammenstellungen hübsch ausgeführt und ähneln den Ornamenten auf unseren vorgeschichtlichen Urnen. Während man bei diesen australischen Ornamenten (so auch in Neu-Guinea und auf Fidschi) selten gekrümmte Linien findet, sind Sparren, Kreuze und das Fischgrätenornament sehr häufig. Auf einzelnen Waffen erscheinen rohe Figuren von Menschen und vierfüssigen Thieren. Verziert sind auch die Bumerangs und „all these forms have a meaning intelligible to the blacks“ [1]). Auffallend erscheint das stereotype Beibehalten derselben Formen und Decorationen durch die Geschlechter und Zeiten hindurch, keine Aenderung findet statt und der Schwarze macht heute seine Ornamente genau nach denselben Mustern, wie seine Vorfahren. Die künstlerische Erfindung ist in Bezug auf die Ornamente zum Stillstand gekommen [2]). Auch in Bezug auf die menschliche Figur zeigt der australische Schwarze überall gewisse conventionelle Formen, wenn er sie zeichnet. Er vermeidet es stets, den Mund derselben zu zeichnen [3]), doch wohl nur von der Anschauung ausgehend, dass die gezeichnete Figur nicht zu sprechen vermag.

Lange bevor die Europäer nach Australien kamen, kannten die australischen Schwarzen eine Art von bildlichen Darstellungen, welche Scenen aus ihrem Leben darstellen, die mit grosser Naturwahrheit dasselbe veranschaulichen. Ein interessantes Stück der Art fand Sumner auf einer Rinde, die zum Decken einer Hütte am Lake Tyrrell gedient hatte. (Taf I) Der Schwarze, welcher dieses Bild schuf, hatte mit Weissen verkehrt, doch keinerlei Zeichenunterricht gehabt. Die Baumrinde war auf der Innenseite vom Rauch geschwärzt und in diese geschwärzte Oberfläche zeichnete der Schwarze die Figuren mit seinem Daumennagel. Das Bild zeigt oben Bäume, auf einem derselben eine Taube, dabei (rechts vom Beschauer) zwei wohlcharakterisirte Kängurus, die Zeichen austauschen. Weiterhin australische Truthühner, darunter eine zusammengerollte Schlange und verschiedene Emus. Links vom Beschauer steht oben ein Eucalyptusbaum, welchen ein Eingeborener (in der charakteristischen Weise) mit dem Beile in der Hand erklettert. Dann wieder rechts unter Bäumen zwei Eingeborene mit europäischen Utensilien: der Eine raucht eine Pfeife, der Andere trägt ein Gewehr. Der folgende Theil des Bildes ist von dem vorigen durch Linien abgetrennt. Links in einem Kreise zwei Schwarze mit Steinbeilen gegenüber einer Schlange. In der Mitte ein Eingeborener im Kahn mit Speer und Schaltstange, eine Ente verfolgend. Rechts davon ein See, in welchen ein Fluss mündet und der von Bäumen umgeben ist; darauf schwimmen Schwäne. Auch unten ein solcher See, dessen bewegtes Wasser durch die gewundenen Linien dargestellt ist. Zwischen beiden Seen ein Squatterhaus und tanzende Schwarze mit Lanzen und Bumerangs in den Händen [1]). Das ganze Bild ist voller Leben!

Dass ganz entschieden eine conventionelle Behandlung der Figuren bei den australischen Schwarzen eingetreten ist, möge man aus dem Bilde (Taf. II, Fig. 1) erkennen, welches ein Surveyor aus Ballarat, Ph. Chauncey, von einem australischen Burschen zeichnen liess, der durchaus keinen Unterricht genossen hatte. Es ist am obern Murray entworfen worden und zeigt die Berührung australischen und europäischen Lebens. Ein Schwarzer in einem Canoe verfolgt eine Schildkröte, weiterhin sieht man zwei Emus bei ihrem Neste, nach denen ein Eingeborener mit dem Speere wirft, daneben läuft ein anderer mit einem Beile hinter einem Leguan her, wieder ein anderer speert einen Fisch. Der untere Theil des Bildes zeigt ein sehr charakteristisches Squatterpaar, das aus seiner Wohnung herausgetreten ist und dem Kriegstanze von neun Schwarzen zuschaut, welche ihre Schilde und Bumerangs schwingen [2]).

Auch die Innenseite der Opossumfelle, welche die Schwarzen tragen, sind oft mit Figuren verziert. Sie ritzen Linien in das Fell, welche dann mit Fett und Holzkohle ausgerieben werden. Hauptorte für ihre Darstellungen sind aber Höhlen und Felswände. Pfeifenthon, Ocher und Holzkohle sind die gewöhnlich dabei benützten Farben. Sehr häufig sind solche Höhlen mit Malereien im Norden, um den Carpentaria-Golf herum [3]); jene in der Gegend von Sydney sind öfter geschildert worden [4]). In den Höhlen Victorias sind dagegen bis jetzt keinerlei Felszeichnungen

[1]) Brough Smyth, The Aborigines of Victoria. Melbourne 1878. I. 285.

[2]) Artistic invention has its limits and is as surely a subject to law as are the physical forces which we may investigate and in some sense control, but cannot change. B. Smyth a. a. O.

[3]) The mouth is wanting in all. Palmer in Journ. Anthropolog. Institute XIII. 288.

[1]) Brough Smyth a. a. O. I. 286 ff.

[2]) Brough Smyth a. a. O. II. 257.

[3]) Journ. Anthropolog. Instit. XIII. 288.

[4]) Angas in Wood's Natural History of Man II. 94. — Andree, Ethnographische Parallelen 298. Taf. VI. Fig. 58, 59. — Nicholson, on some rock carvings found in the neighbourhood of Sydney im Journ. of the Anthropol. Instit. IX. 31.

oder Einritzungen gefunden worden. Die australischen Zeichnungen in den Höhlen und an den Sandsteinwänden Westaustraliens sind von Grey beschrieben und abgebildet worden [1]).

Um die Massenhaftigkeit zu beweisen, in der diese australischen Zeichnungen vorkommen, möge hier nur noch die von Stokes auf der Depuch-Insel gemachte Beobachtung Platz finden [2]). Dieselbe gehört zur Forestier-Gruppe und liegt an der Nordwestküste. Auf vorher geglätteter Felsenfläche waren hier Menschen, Vögel, Fische, Krabben, Käfer u. s. w. in ganz ungeheurer Anzahl in den Farben schwarz, weiss, roth, gelb und selten blau dargestellt. An dieser „einsamen Gemäldegallerie inmitten des Oceans" müssen Generationen gearbeitet haben und es wird dieses erklärlich, weil es sich um eine Fischerstation handelt, die zu bestimmten Jahreszeiten besucht wurde. Die freie Zeit vertrieben sich die Fischer mit Zeichnen, ein Jahrgang schloss sich dem andern an, die bereits vorhandenen Figuren eiferten zur Nachbildung an und so wuchs und wuchs die Masse.

Ich will hier nochmals darauf hinweisen, dass dieses Nachahmen und Fortsetzen bereits vorhandener Zeichnungen oder Felsritzungen (Petroglyphen) einem psychischen Gesetze entspringt und allgemein über die ganze Erde beobachtet werden kann. Wo an einer Strassenecke eine Zeichnung angebracht ist, da fügt ein Nachahmer bald eine zweite hinzu und so werden Schulbänke, Aussichtspunkte, Fremdenbücher, hervorragende Punkte an Karavanen- und Auswandererstrassen, die öffentlichen Aborte u. s. w. mit Zeichnungen und Namen bedeckt. Eingegraben in Stein und Baumrinde, gemalt und gezeichnet finden wir das Gleiche in allen Erdtheilen und es muss dieser Zug der Nachahmung zuerst in Betracht gezogen werden, ehe man von „Felsinschriften", Charakteren, Bilderschrift, Hieroglyphen u. s. w. redet [3]).

Südsee. Bei den Fidschi-Insulanern finden wir, wie bei den Melanesiern überhaupt, tüchtige mechanische Fertigkeit, und ihr Sinn für Ornamentik zeigt sich deutlich in ihren geschnitzten und bemalten Geräthen. Selten aber versteigen sie sich zu Nachbildungen vorhandener Gegenstände, doch kommen rohe Nachahmungen von Menschen, Schildkröten, Fischen und dergl. auf ihren Stoffen und geschnitzten Keulen vor. Beim Linienornament verschmähen sie Curven; alles ist in geraden oder Zickzack-Linien ausgeführt [1]).

Auf den Salomo-Inseln sind es Gegenstände der Fischerei, welche die heimischen Künstler zu Darstellungen bewegen, entweder in Sculpturen oder Malereien. Die schwarzen Balken (der Häuser?) werden auf Arossi (San Christoval) öfter mit Fischerkähnen in weiss und roth, den melanesischen Hauptfarben, bemalt, wobei man die Taucher im Wasser nach der Beute haschen sieht (Tafel II, Fig. 7) [2]). Es erinnert dieses an die Darstellungen, welche A. B. Meyer von den Pelau-Inseln veröffentlichte [3]).

Wie weit es die Kanaken Neucaledoniens im Zeichnen gebracht haben, erhellt aus den mit eingravirten Zeichnungen versehenen Bambusstöcken, welche sie als Luxusgegenstände, ähnlich wie wir unsere Spazierstöcke mit sich führen, und von denen eine Anzahl im Pariser ethnographischen Museum (Trocadéro) aufbewahrt wird. Sie sind von E. T. Hamy beschrieben worden [4]). Es vereinigen sich in diesen fein eingeritzten Zeichnungen Ornamente der einfachsten Art (gerade Linien und Zickzackmuster) mit Figuren und Baumgruppen. Die künstlerische Ausführung ist eine ziemlich primitive, doch entbehren die Figuren keineswegs der Charakteristik und Lebhaftigkeit. Man sieht auf dem Bambus die spitzdachigen Hütten der Häuptlinge, Schildkröten, Geflügel, Eidechsen und dazwischen Scenen aus dem Leben der Kanaken. Ein Mann prügelt seine Frau, Männer schiessen ihren Bogen ab, Andere stehen

---

[1]) Journals of two expeditions in North West and Western Australia 1841.

[2]) Stokes, Discoveries in Australia 1837—40. II. 170.

[3]) Hunderte von Beispielen habe ich in meinen „Ethnographischen Parallelen" (Stuttgart 1878) pag. 258. Taf. II—VI gesammelt. Wie dieses Nachahmen, dieses „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände" überall geschieht, möge noch an ein paar Beispielen gezeigt werden. Die Maori auf Neuseeland können jetzt fast Alle lesen und schreiben und „an allen Mauern und Zäunen, an allen Felswänden im Walde sieht man Namen und Zeichnungen eingekratzt, welche die Vorliebe der Maori für graphische Künste bezeugen". (Buchner, Reise durch den stillen Ocean. Breslau 1878. 157.) Bei Kabombo am obern Congo fand Stanley eine Felsenhöhle am Strome. „Einige Eingeborene", erzählt er, „haben auf die glatte Oberfläche des Felsens phantastische Zeichnungen, Quadrate und Kegel gekritzelt und, ihrem Beispiele folgend, schnitzte ich, so hoch als ich reichen konnte, den Namen der Expedition und das Datum der Entdeckung ein". (Stanley, Durch den dunklen Welttheil. II. 268.)

[1]) Williams, Fiji and the Fijians I. 112.

[2]) Verguet in Revue d'Ethnographie 1885, 218 u. Fig. 105.

[3]) Bilderschriften des ostindischen Archipels u. der Südsee. Leipzig, 1887. Tafel 2—5. Vergl. auch Hernsheim, Südseeerinnerungen. Berlin s. a. 13 u. Tafel 5.

[4]) Magazin pittoresque 1883. 310. Mit Abbildungen. Vergl. auch Revue d'Ethnographie 1883. II. 346 ff.

faullenzend in Reih und Glied, geschmückt mit dem cylinderförmigen Strohhut, den Cook schildert und der heute schon fast verschwunden ist (Tafel II, Fig. 3, 4).

Afrikaner. Der Neger, dem überhaupt Humor angeboren ist, pflegt auch in seinen Zeichnungen solchen walten zu lassen. Die weissen Wandmalereien an den Häusern der Kamerunflüsse zeigen neben Thieren (z B. Krokodilen) auch europäische Kaufleute und Matrosen. Diese urwüchsigen, an die Leistungen unserer Schulbuben erinnernden Abbildungen des Europäers und europäischer Gegenstände „verrathen ein feines Beobachtungstalent und könnten füglich in unveränderter Form als Caricaturzeichnungen für die ‚Fliegenden Blätter' benutzt werden". Hoch entwickelt (in seiner Weise) zeigt sich aber das Zeichentalent der westafrikanischen Schwarzen bei den Elfenbeinsculpturen an der Loangoküste, an den spiralförmig mit reichem Figurenrelief versehenen Elephantenzähnen, zu deren Herstellung Zöller allerdings indischen Einfluss als massgebend hinstellen möchte. Sie beweisen „ein nicht zu leugnendes und wirklich ganz ausserordentliches Nachahmungstalent des Negers". Die schwarzen Elfenbeinschnitzer benützen zu dem tollen Zuge carnevalistischer Gestalten, die sich um einen solchen Zahn herumziehen, alle Figuren, welche ihre Einbildungskraft reizen, Matrosen, Seeofficiere, brillentragende und schmetterlingfangende Gelehrte ebensogut wie Thiere oder aufgeputzte Häuptlinge. Kleine Züge, die ein europäischer Künstler übersieht, gibt der Neger genau und oft in carikirender Uebertreibung wieder, und was seine Einbildungskraft besonders reizt, stellt er recht gross dar [1]).

Der Hottentotte und die Bantuvölker Südafrikas entwerfen keine Zeichnungen, wenn auch die Letzteren in mässigen Sculpturen Einiges leisten. Als Zeichner und Maler Südafrikas sind dagegen die Buschmänner zu nennen, welche hierdurch, wie durch manche andere ethnisch auffallende Züge ihre Eigenartigkeit erweisen. Die ausserordentlich zahlreichen Figuren von Menschen und Thieren, welche dieses Volk innerhalb seines ganzen, heute sehr geschmälerten Verbreitungsbezirkes vom Cap im Süden bis in die Länder und Wüsten im Norden des Oranjeflusses gezeichnet hat und heute noch in bunten Farben zeichnet, beweisen eine ungemein sichere Hand, ein scharf beobachtendes Auge und eine treffende Charakteristik. Es sind meistens die Flächen der zahllosen Felsblöcke, die Wände von Höhlen oder durch überhängende Felsen geschützte Steinwände, welche der Buschmannkünstler sich als Grundlage zur Ausübung seiner Kunst erwählte. Entweder malte er seine Figuren mit Farben auf oder er meisselte sie mit einem härteren, scharfen Stein aus der Felswand aus, so dass sie vertieft ausgekratzt erscheinen. Wie zahlreich diese Figuren sind, erkennt man daraus, dass Fritsch bei Hopetown deren „Tausende" fand, oft zwanzig und mehr auf einem Blocke; Hübner sah bei „gestoppte Fontein" in Transvaal 200 bis 300 beisammen, die in einem weichen Schiefer eingegraben waren. Die angewendeten Erdfarben sind roth, ocher, weiss, schwarz, die mit Fett angemischt werden, auch verwendet man dazu Blut. Mit welchem Instrumente (Pinsel?) das Auftragen der Farben erfolgt, ist noch nicht festgestellt, da, wie mir scheint, noch kein Buschmannkünstler bei der Arbeit beobachtet worden ist. Was die Malereien selbst betrifft, so lassen sich verschiedene Classen derselben unterscheiden, aber bei allen handelt es sich um figürliche Darstellungen; das Ornament und die Pflanze sind ausgeschlossen. Zunächst Kämpfe und Jagden, in denen auch die Weissen (Boers) eine Rolle spielen, wodurch der neuere Ursprung dieser Malereien nachgewiesen wird. Dann Thierdarstellungen, sowohl von Hausthieren (Rindern, Hunden) als von Jagdwild, namentlich die verschiedenen Antilopenarten, Giraffen, Strausse, Elephanten, Rhinocerosse, Affen etc. Eine besondere Classe bilden Abbildungen obscöner Natur und ausnahmsweise ist einmal ein Schiff oder ein Palmbaum gezeichnet [1]).

Die hier wiedergegebene Abbildung (Taf. III) einer sehr charakteristischen Buschmannsmalerei entstammt einer Mittheilung des Herrn H. Dieterlen von der „Société des missions évangéliques" zu Paris, welcher dieselbe in einer Höhle copirte, die zwei Kilometer von der Missionsstation Hermon entfernt ist. Buschmänner haben eine Rinderherde den Kaffern gestohlen und werden nun von den Beraubten verfolgt. Die verschiedenfarbigen und scheckigen Rinder sind natur-

[1]) H. Zöller, Kamerun II. 28, 89, 102. Abbildung eines solchen Zahnes in Bastian, Deutsche Expedition an der Loangoküste, Band I. Derlei Zähne sind jetzt häufig in den Museen.

[1]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas 126 u. Taf. 50. — Mark Hutchinson in Journ. Anthropol. Institute XII. 464. — Adolf Hübner in Zeitschrift für Ethnologie III. 51 u. Tafel 1. Wenn Hübner hier annimmt, dass die ausgemeisselten Hyänen, Antilopen u. s. w. von „gestoppte Fontein" ein Werk der Damara seien, so ist dieses ein offenbarer Irrthum, welcher nicht näher widerlegt zu werden braucht. — Holub, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1881, 469, wo Einiges über die Technik der Ausmeisselung der Zeichnungen mitgetheilt ist.

wahr, wenn auch verzeichnet; Perspective fehlt. Drei Buschmänner treiben die Heerde fort, während ihre übrigen Gefährten mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet, sich den verfolgenden Kaffern widersetzen. Letztere tragen die bekannten Schilde und als Waffen Assagaien. Bemerkenswerth ist der übertriebene Grössenunterschied zwischen den kleinen Buschmännern und grossen Kaffern, durch den der Künstler vielleicht das Heroische der That ausdrücken wollte, dass jene kleinen Leute sich den riesigen, muskelstarken Kaffern zu widersetzen wagten. Das Bild ist kein blosses Werk der Einbildungskraft; es ist eine ethnographische Illustration, eine Seite aus dem südafrikanischen Völkerleben, ein Ereigniss, das heute noch vorkommt.

Wenngleich die Insel Madagaskar wesentlich von Malayen besiedelt wurde, — zu einer Zeit, als diese noch nicht auf der Höhe ihrer heutigen Cultur angelangt waren — und daher eine Einordnung an dieser Stelle nur geographisch zulässig, so will ich es doch nicht versäumen, hier auf eine sehr eigenthümliche Erscheinung bei den Howas hinzuweisen, bei denen sich selbstständig und unbeeinflusst von Europäern eine decorative Bemalung der Wandflächen herausgebildet hat, welche mit derjenigen unserer byzantinischen Kirchen manche Uebereinstimmung zeigt. Seit das Christenthum bei ihnen zur Herrschaft gelangte, haben sie zahlreiche Kirchen in ihrem Lande erbaut und deren Wände mit Ornamenten geschmückt, die von viel Geschmack und Erfindungsgabe zeugen „and show, that with a little guidance the native talent might be trained to produce a very appropriate adornment for the walls of buildings“. Soldaten, Reiter, Thiere, Vögel sind zwischen den Ornamenten zerstreut. In manchen Fällen sind aber die Wände völlig mit Blumen und Blättern bemalt, so dass sie das Aussehen von Tapeten haben, während Thüren und Fenster mit gemalten Guirlanden eingefasst sind. Sibree, dem wir die Mittheilung dieser Thatsache verdanken, hebt rühmend auch die harmonische Farbengebung, die dabei zur Geltung kommt, hervor. Es sind Erdfarben in braun, ledergelb, chocolade und schwarz. „Indeed, the untaught native artist had unconsciously succeeded in accomplishing what more laboured attempts often fail to do“ [1]).

Polarvölker. Im Leben, in den Sitten und Bräuchen, in der Nahrung und Kleidung der dem Pol zugewandten Völker Asiens und Nordamerikas lassen sich mit Leichtigkeit Hunderte von Analogien nachweisen, welche durch die gleiche Naturbeschaffenheit des von diesen Hyperboräern bewohnten Landes bedingt werden und die schlagend zur Geltung gelangen, trotz verschiedener ethnischer Abstammung der einzelnen Völker. Von den Lappen und Samojeden an, durch die Jakuten, Jukagiren, Tschuktschen und Korjaken bis zu den Eskimo und Grönländern, herrscht nun auch, wie ein Blick auf die vorliegenden künstlerischen Leistungen beweist, eine sehr gleichmässige und übereinstimmende Ausführung der Zeichnungen; es ist hier ein gewisser Stil vorhanden, der sich namentlich bei der Zeichnung der Renthiere offenbart, also desjenigen Thieres, das am meisten mit dem Haushalt und dem Leben jener nordischen Völker verknüpft ist. Das Renthier auf der Zaubertrommel des Lappen und auf dem Wallrosszahn, den der Eskimo gravirte, ist mit einer grossen Uebereinstimmung gezeichnet, die nicht blos durch die natürliche (zoologische) Erscheinung dieses Hirsches bedingt ist. Schon die Zeichnungen, welche der alte Scheffer von den bedeutungsvollen und gedeuteten Figuren auf den lappischen Zaubertrommeln gibt [1]), noch mehr die Abbildungen bei von Düben [2]) beweisen dieses deutlich, wenn man sie mit den weiter unten angeführten Eskimopiktographien zusammenhält. Der Lappe ist nach den genannten Autoren ein geschickter Zeichner, der auf Rinde oder Fell sofort eine Figur entwirft, die alle charakteristischen Züge enthält. Allerdings gelingt ihm die menschliche Figur weniger gut, das Thier aber weit besser, namentlich das Ren. Die hier (Taf. II, Fig. 2) wiedergegebene Jagd (nach G. v. Düben, 347) ist in Einviertel-Grösse des Originals reproducirt. Sie stellt die Erlegung eines Rudels Wölfe dar und ist von dem Sorselelappen Jon Andersson Grain 1868 gezeichnet worden.

Geradeso wie bei den weiter östlich lebenden Völkern bis zu den Eskimo hin, überwiegt bei den Lappen die Darstellung der Figuren und tritt das Ornamentale zurück. Das tägliche Leben, die Jagden, der Fischfang, die Schlittenfahrten, die Menschen stehen im Vordergrund. Zwischen Lappen und Eskimo fallen die Tschuktschen geographisch in die Mitte, und über deren künstlerische Begabung sind wir durch die Vega-Expedition gut unterrichtet [3]). Nordenskiöld traf dieses Volk noch so gut wie im Stein-

[1]) Sibree, The great african island. 260.

[1]) Scheefferi, Lappland. Frankfurt a. M. u. Leipzig, 1675. 143, 144.

[2]) Om Lappland och Lapparne 91, 347, Tafel 7 u. 8.

[3]) Nordenskiöld, die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega. Leipzig 1882. II. 132.

alter, fast unberührt von europäischen Einflüssen, so dass gerade die ersten künstlerischen Regungen bei ihnen für Kunsthistoriker und Alterthumsforscher von Interesse sein mussten. Wir sehen sie sowohl als Zeichner wie als Bildschnitzer auftreten und in beiden Fällen überrascht eine gute, durch die Beobachtung der Natur bedingte Charakterisirung der Figuren, auch hier wieder mehr der Thiere als der Menschen. „Die tschuktschischen Zeichnungen, sagt Nordenskiöld, sind grob und plump ausgeführt, doch verrathen viele von ihnen eine gewisse Sicherheit in der Zeichnung.“ Die Originale wurden mit Bleistift oder rothem Ocher auf Papier für die Schweden angefertigt; sie zeigten Hundegespanne, Wallfische, Jagden auf Eisbären und Wallrosse, Fische, Hasen, Vögel, Renthiere, Seehunde, Boote, Zelte u. s. w. (Tafel II, Fig. 5). Entschieden Stil und höchst charakteristische Ausführung zeigen auch die Schnitzereien aus Wallrosszahn: Fische, Fliegenlarven und namentlich sehr naturgetreu dargestellte Cetaceen.

Alle Reisende, die unter den Eskimo gelebt haben, bezeugen deren grosses Talent für das Zeichnen und die Bildschnitzerei, ja es gibt unter ihnen künstlerisch veranlagte Naturen, die einer höheren Ausbildung fähig wären, wenn sie in gute Schule geriethen. Von der Beringstrasse bis nach Grönland hin ist in dieser Beziehung der Eskimo gleichmässig begabt; auch bei ihm zeigt sich wieder die bessere Veranlagung für die Darstellung von Thieren, die mangelhaftere von Menschen und das Fehlen des Ornamentes. Stets aber versteht er zu charakterisiren, wie die zahlreichen in unseren Museen befindlichen auf Wallrosszahn eingeritzten Zeichnungen beweisen, unter denen die Renthiere und Cetaceen wieder ganz besonders gelungen sind [1]).

Die Eskimo sind aber nicht blos bei einfachen Zeichnungen stehen geblieben, sondern haben dieselben auch zu piktographischen Berichten weiter entwickelt (wie die Rothhäute u. a.). In St. Michael (Alaska) traf Irwing Rosse einen Eskimoknaben, der sehr gut zeichnete: er hatte sich an den Bildern der Londoner Illustrirten Zeitung geübt. Mit Tinte stellte er ein correctes Bild des Dampfers „Corwin“ dar und ein ebensolches der Häuser von St. Michael, völlig ähnlich, nur die Perspective fehlt [2]). Bessels erzählt: „Einige Jäger (von Ita am Smithsunde) schnitzten in unserer Gegenwart Thierfiguren und Menschengestalten, die überaus charakteristisch waren. Durch geringe Mittel gelang es ihnen, das Typische der Inuitphysiognomie zur Darstellung zu bringen, sowie den Typus des Europäers auszudrücken. Viele der Thiere waren unverkennbar.“ [1]). Der französische Missionär Petitot hat Abbildungen der Tschiglit-Eskimo am Mackenzie (amerikanisches Festland) mitgetheilt, welche in Roth und Schwarz ausgeführt sind und mit überraschender Naturwahrheit Jagdscenen darstellen, bei denen die Menschen sehr schlecht, die Thiere, namentlich die Wale, vortrefflich gezeichnet sind [3]) (Taf. II, Fig. 6).

Rühmliche Kenntniss vom Zeichentalent der Eskimo soll aber vor Allem das (mir nur dem Titel nach bekannte) Werk geben: Kaladlit assialiait oder Holzschnitte, gezeichnet und geschnitten von Grönländern. Goodhab in Südgrönland. Gedruckt in der Inspectorsdruckerei von L. Möller und R. Berthelsen 1860. Ein Band in 4° von 52 Seiten mit Abbildungen, die in sehr naturgetreuer Weise Scenen aus dem täglichen Leben der Eskimo darstellen sollen.

Unter den gewählten Vorwürfen, welche die nordischen Naturvölker mit Vorliebe zeichnen oder schnitzen, spielen neben dem Ren die Cetaceen eine grosse Rolle, also die Thiere, auf welche sich vorzugsweise die Existenz jener Hyperboräer gründet. Die Cetaceen bei den Tschuktschen wurden schon hervorgehoben; auf den Aleuten erhielt A. von Chamisso Holzmodelle der in den dortigen Meeren lebenden Wale, „an denen jeder Zoologe seine erfolgreichen Studien unternehmen kann“ [3]) und so bei den Völkern an der pacifischen Küste Amerikas entlang südlich bis Californien, wo auf der Insel St. Nicolas L. de Cessac aus Serpentin geschnitzte Figuren von Walen ausgrub (Fetische nennt er sie), die, wiewohl roh, doch zoologische Bestimmung (Lagenorhynchus obliquidens, Balaena Sieboldii, Rhanchianectes glaucus) zuliessen [4]).

Indianer. Die grosse Begabung der südlich an die Eskimo grenzenden nordwestamerikanischen Eingeborenen (Koljuschen = Thlinkiten u. s. w.) für darstellende Kunst ist bekannt und braucht nicht des

[1]) Abbildungen: Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit. Jena 1874, II, 211. Boyd Dawkins, Die Höhlen. Leipzig 1876, 281. — W. Hofman, Eskimo Pictographs. Transact. Anthropol. Soc. Washingt. II, 141. — Archiv für Anthropologie XI. Tafel 7.

[2]) Cruise of the Steamer Corwin. Washington 1883, 37.

[1]) Bessels, Amerikanische Nordpol-Expedition. Leipzig 1879, 370.

[2]) E. Petitot, Vocabulaire Français-esquimau etc. Paris 1876, pag. XVIII.

[3]) R. Hartmann in Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1877, 459.

[4]) Revue d'Ethnographie I, 30 (1882).

Weiteren hervorgehoben werden; sie haben es unter allen Naturvölkern am weitesten in der Stilisirung von Figuren gebracht, was darauf hindeutet, dass die Malerei bei ihnen schon sehr lange in der Uebung war. Die sowohl in Stein als in Holz geschnitzten, auch gemalten und in den Körper eintätowirten Totemfiguren zeigen eine strenge Stilisirung und haben völlig heraldischen Werth[1]). Ismailow, einer der frühesten Russen, welche mit den Koljuschen in Berührung kamen, erzählt, dass europäische Malereien und Zeichnungen ihnen durchaus nicht imponirten. Als man einem Häuptlinge Bildnisse der russischen Kaiserfamilie zeigte, erregten sie keine Bewunderung. Jener Häuptling war von seinem Maler begleitet, der alles Neue genau betrachtete, um es dann zu malen. Er verstand es namentlich, „allerlei Gegenstände auf hölzerne Tafeln und auf andere Stoffe (Leder) zu malen", wobei er Blaueisenerde, Eisenocher, farbige Thone und andere Mineralfarben verwandte. Auch bei diesen Völkern wird bei mangelnder Schreibkunst die Malerei als ein Ersatz angewendet, um Denkwürdiges in der Erinnerung zu behalten[2]).

Weit tiefer als die künstlerischen Leistungen der Eskimo und der Nordwestamerikaner (Haida, Tlinkit u. s. w.) stehen diejenigen der Rothhäute, östlich von dem Felsengebirge. Aber sehr productiv sind sie in Bezug auf die Figurenzeichnung, ja diese hat dazu gedient, bis zu einer Art von Bilderschrift vorzuschreiten, die allerdings durch künstlerische Ausführung sich nicht hervorthut. Jener „Schmiss", der, auf guter Naturbeobachtung beruhend, sich in den Zeichnungen der Australier, Buschmänner u. a. zeigt, die gute Charakterisirung der Figuren fehlt bei den Indianern, und wenn auch — wie häufig — die Thiere besser als die Menschen dargestellt sind, so reichen sie doch nicht an Thierfiguren der Eskimo oder Buschmänner heran. Ein Blick auf die bemalten Zeltdecken oder Büffelhäute unserer Museen, auf die Nachbildungen bei Schoolcraft, Catlin, Wied oder Mallery belehrt uns sofort hierüber. Dr. Capitan, welcher sich von den Omahas, die 1883 im Pariser Jardin d'acclimatation gezeigt wurden, Zeichnungen anfertigen liess, sagt von denselben: Il est singulier de constater qu'à coté de représentations très rudimentaires des figures humaines les images de chevaux sont faites avec une certain correction[1]). Am meisten Mühe geben sich die Indianer noch bei der Bemalung ihrer Büffelhäute, die oft als Mäntel getragen werden. Auf rothbraunem Grunde sieht man schwarze Figuren, besonders von Thieren, bei anderen auf weissem Grunde die Heldenthaten und Lebensereignisse einzelner hervorragender Indianer schwarz oder bunt dargestellt. Man sieht die verwundeten Feinde, den Blutverlust, die Getödteten und Gefangenen, gestohlene Pferde, Alles nach der eigenthümlichen Art der noch in der Kindheit befindlichen Malerei, schwarz, roth, grün und gelb (mit Erdfarben) ausgeführt. Fast alle Missourivölker befassen sich mit der Bemalung solcher Büffelhäute; am geschicktesten sind die Panis, Mandanen, Mönitarris und Krähen. Unter den Mandanen traf Wied Individuen, „die ein ganz entschiedenes Talent" zum Zeichnen besassen[2]).

Es muss auffallen, dass neben der niedrigeren Stufe, welche die heutigen Rothhäute der Vereinigten Staaten in Bezug auf künstlerische Begabung zeigen, bei den sogenannten Mountbuildern eine weit bedeutendere Fähigkeit in Bezug auf die Nachbildung von Figuren, namentlich Thierfiguren, vorhanden war. Man hat diese wohlbeachtete verschiedene künstlerische Begabung der Moundbuilder und der heutigen Indianer auf eine Stammesdifferenz Beider beziehen wollen oder angenommen, die heutigen Indianer seien von der höheren Stufe ihrer Vorfahren, der Moundbuilder, herabgesunken. Wie dem auch sein möge, die aus Thonstein geschnitzten Pfeifen u. s. w. in den Mounds, welche Menschenköpfe, Figuren, Thiere darstellen, stehen weit über den Leistungen der heutigen Rothhäute. Vor Allem zeichnen sich die zoologisch gut erkennbaren Thiergestalten aus, die von Squier und Davis (Ancient monuments of the Mississippi Valley) zuerst beschrieben, aber häufig falsch bestimmt und auf südlichere Formen (Manati, Tukan u. s. w.) gedeutet wurden, um daran weitgehende Schlüsse zu reihen, doch mit Unrecht, wie der zoologisch geschulte Henshaw zeigte[3]).

[1]) Am besten beweisen dieses die Abbildungen bei Swan, The Haidah Indians, Smithsonian contributions No. 267.

[2]) Erman in Zeitschrift f. Ethnologie III. 158 (1871).

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. 1885, 365.

[2]) Prinz M. zu Wied, Reise in das Innere Nordamerikas, II, 113, 135 u. Tafel XXI u. XXII.

[3]) Animal carvings from mounds of the Mississippi Valley. Second annual Report of the Bureau of Ethnology 117 ff.

Ueber die Wurfhölzer der Indianer Amerikas.

Von

Dr. Max Uhle.

(Mit Tafel IV.)

In einer werthvollen Untersuchung, welche in dem Smithson. Report 1884, II 277 fg., pl. I—XVII, abgedruckt ist, hat Herr Mason die Localformen der bei den Eskimo sich findenden Wurfhölzer, wie sie im Museum des smithsonischen Instituts vorhanden sind, zusammengestellt, abgebildet und eingehend beschrieben. Darunter scheinen mir vorläufig nur zwei Formen zu vermissen, welche in Labrador, mit eigenthümlicher Differenzirung ihres Gebrauchs, neben einander üblich sind, und von Herrn Virchow, Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1880, p. 269 abgebildet und eingehend beschrieben wurden. Die interessante Arbeit des Herrn Mason regt an, eine ähnliche Zusammenstellung der individuellen Formen auch für das eine oder das andere Gebiet, in welchem das Geräth sonst vorkommt, zu versuchen. Am wünschenswerthesten scheint mir ein solcher Versuch für das central- und südamerikanische Gebiet des Wurfholzes zu sein. Hier ist seine Geschichte im Allgemeinen schon seit Jahrhunderten, in seinen letzten Erscheinungen ungefähr gegenwärtig, abgeschlossen. Es lässt sich kaum wahrscheinlich machen, dass das Geräth noch in irgend einer indianischen Hand im Gebrauch ist. Neue für die zu schreibende Geschichte nützliche Erfahrungen werden sich in grösserer Zahl kaum mehr auf diesem Gebiete einstellen. Das Material ist sehr zerstreut und schwerer zu sammeln, als es für das Wurfholz westlich des Pacifischen Oceans der Fall ist, da dieses seiner hauptsächlichen Verbreitung nach in Australien zusammengedrängt ist.

Da von mir nun gerade die Daten über die Wurfhölzer der Indianer schon für einen anderen Zweck gesammelt waren, so fällt es mir leichter, eine derartige Zusammenstellung der Formen, wie sie Herr Mason für das Wurfholz der Eskimo versucht hat, für das der Indianer zu unternehmen, und eine solche soll darum im Folgenden gegeben werden.

Das Wurfholz der Indianer hatte hinsichtlich der Lage seiner geographischen Verbreitung, soweit wie diese in historischer Zeit festgestellt werden konnte, mehrere ihm eigenthümliche Eigenschaften. Zunächst ist es als Einheit genommen das einzige Wurfholz, welches auf mehr als 400 Meilen keine ähnliche Erscheinung in seiner Nähe hatte. Herr Bastian hat postulirt und mit Recht zu erforschen gesucht das Vorkommen eines Wurfholzes im mittleren Nord-Amerika (Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1884, 203). Ein solches würde die ca. 600 Meilen betragende Entfernung zwischen den einander nächsten Erscheinungen des mittelamerikanischen Wurfholzes und des der Eskimo in zwei kleinere zerlegt haben. Eine solche Unterbrechung der weiten Entfernung indessen, welche für die prähistorische Vergangenheit als thatsächlich und ganz zweifellos anzunehmen ist, hat sich mit den Mitteln der modernen Forschung weiter noch nicht feststellen lassen. Anders liegen die Verhältnisse bezüglich der Verbindung der beiden anderen Gebiete des Wurfholzes. Zwischen Australien und Unalaschka findet sich das Wurfholz in mehreren etappenartigen Vorkommen, von denen keines vom anderen mehr als 400 geographische Meilen, mehrere weit weniger von einander entfernt sind. Die Etappen sind Neu-Guinea (Sammlung von Herrn Finsch), Palau (s. Wilson, Account of the Pelew Islands 1788, p. 314, Exemplare in Berlin und Dresden), Marianen und Sachalin (bei den Giliaken, s. Herr Seeland, Russ. Rev. 1882, XXI 120). Für die Marianen (speciell Guam) vergleiche man den Reisebericht von Legazpi über seine Reise von Amerika nach den Philippinen 1565 (jetzt gedruckt in Col. de doc. ined. al descubr. 1886, 2. Ser. II) p. 237, 247, 262. Dort sind „tiraderas“ (Wurfpfeile, mit einem Instrument, nicht dem Bogen, zu schleudern) als Waffe der Marianen erwähnt.

Die andere Eigenheit der Verbreitung des Wurfholzes bei den Indianern besteht in seiner streifenartigen Verbreitung durch einen grösseren Continent. Nirgends auf dem Festlande der alten Welt findet es sich mehr, wenn es auch dort einst vorhanden, noch früher dort vielleicht sogar herrschend war. Sein Vorkommen auf den Inseln längs des Ostrandes von Asien muthet an, als wäre es von diesem nach jenen hinausgedrängt in den Ocean, als habe es sich

nicht mehr vertragen mit den höheren Culturverhältnissen, unter deren Herrschaft der Continent gebracht war. Australien, als der Erdtheil, dessen Inferiorität in Flora, Fauna und Cultur unbestritten ist, auf dem auch das Wurfholz ohne Nebenbuhler (dem Bogen) herrscht, zählt nach dieser Hinsicht nicht. Indem quer durch Amerika auf einem langen Streifen das Wurfholz noch in historischer Zeit verbreitet war, scheint sich darin eine gewisse culturelle Inferiorität dieses Erdtheils gegenüber denen der alten Welt zu bezeugen, indem dieser Erdtheil nicht im Stande war, das Geräth von sich hinauszudrängen. Dieses Symptom geht parallel anderen, welche in ähnlicher Hinsicht schon früher geltend gemacht sind. Man vergleiche A. v. Humboldt's Bemerkungen über das Fehlen gewisser in der alten Welt erreichter Culturstufen in Amerika, für welche das Vorhandensein grösserer zähmbarer Thiere nothwendig gewesen wäre.

Unstreitig war die Verbreitung des Wurfholzes bei den Indianern, wie sie zur Zeit und seit der Entdeckung Amerikas gefunden wurde, schon eine eingeschränkte. Allerdings war dieselbe noch in einer Distanz von 60 Längengraden (Mexiko und Schingú-Strom als Enden genommen, eine Meilenlänge wie die der Verbreitung des Wurfholzes bei den Eskimo) erstreckt. Doch kann kein Zweifel darüber aufkommen, dass dieselbe schon eine vielfach unterbrochene, der sporadischen sich nähernde war. Die alten und die neueren Schriftsteller haben das Vorkommen des fremdartigen Geräthes, wo es ihnen begegnete, ziemlich sorgfältig registrirt. Für Gegenden, wo es üblich war, ist es vielfach mehrfältig durch von einander unabhängige Quellen angemerkt worden. Dadurch vermehrt sich die Gewissheit, dass im Allgemeinen das Geräth in den Gegenden, von welchen es durch keinen Schriftsteller angeführt ist, auch wirklich nicht zu beobachten war.

Wenn das Geräth heutigentags möglicherweise schon nirgends mehr bei Indianern in Gebrauch ist, so kann man dafür nicht die Einwirkungen der europäischen Cultur ausschliesslich verantwortlich machen. In Mexiko, Central-Amerika, Colombien, Ecuador ist allerdings das Wurfholz gleich jeder anderen einheimischen Waffe, in Folge des Eindringens der europäischen Cultur, schnell aus dem Gebrauche verschwunden. Bei den Anwohnern des Marañon, als deren Waffe Oviedo (nach Orellana) und Acuña das Wurfholz noch ganz allgemein neben anderen Waffen anführten, scheint es schneller ausgestorben zu sein, als der Bogen, welcher in Exemplaren noch gefunden, noch gebraucht wird, während das Wurfholz vielleicht schon nirgends mehr gebraucht und in Exemplaren höchst schwierig aufzufinden ist. Schon v. Spix (1819) traf es nur noch bei einigen alten Indianern vom Stamme der Campevas und Sorimoẽs (v. Spix und v. Martius, Reise in Brasilien 1831, III 1024). Herr Chandless (1867) sah es noch bei Canamarís, aber auch nur zum Fisch- und Schildkrötenfang gebraucht. Herr K. v. d. Steinen traf es 1884 selbst bei den bis dahin noch unbesuchten Suyá am Schingú nur noch in einem einzigen Exemplare an. Doch würde man irregehen, wenn man meinen wollte, dass auch ohne europäische Beihilfe das Geräth bei den Indianern bald ausgestorben sein würde. In Colombien hatte dasselbe noch einen nicht geringen Halt, und war in einem grossen, wenig unterbrochenen Gebiete daselbst gebraucht. Bei den Culturvölkern Mittelamerikas und Mexikos war die Waffe noch nicht ausgestorben, und der Gott Tezcatlipoca wurde, u. a. in Mexiko selbst und in Tezcuco, mit derselben abgebildet (s. Durán, Hist. de las Ind. de N. Esp. 1880, II 106). Die mittelamerikanische und mexikanische Cultur sind dabei die einzigen höheren, in deren Bereich auf der Erde man die Waffe angetroffen hat.

In historischer Zeit ist das Wurfholz bei den Indianern in folgender Weise geographisch nachgewiesen worden.

I. Mexiko.

Erwähnung, und Vorkommen in einer Abbildung, bei Durán l. c. II 106 (Cap. LXXXIII), und Atlas, lam. 5ª zu trat. 2 cap. 5, Fig. A (s. hier Fig. 12). Andere Erwähnungen bei Torquemada (Libr. rit. y mon. Ind. VI 21) und Ramusio (Navig. et viaggi 1556, III 305: Dardi che essi tirano cõ un mãgano fatto di un altro bastone). Die genaueste Verbreitung ist nicht bekannt.

II. Central-Amerika.

a) In der Gegend des Isthmus von Tehuantepec, gemäss einer halblebensgrossen Thonfigur, an welcher ein Wurfholz vorkommt, im Museum des Trocadero in Paris (No. 10450, s. hier Fig. 14).

b) In der Gegend von Palenque (Guatemala) nach einer kleineren Darstellung an einem Gefäss von da, im Museum des Trocadero in Paris, Coll. Machado 8043 (s. hier Fig. 13). Als Waffe der Maya erwähnt auch, nach einer mir nicht bekannten Quelle,

Herr Bancroft (Native Races of the Pac. St. 1875, II 720) das Wurfholz.

c) Provinz Panama, westlicher Theil. In der sogen. Provinz von Cueva nach Oviedo (Hist. gen. de Indias XXIX cap. 26 [1]), Abbildung l. c. vol. III, pl. 1, Fig. 2 und 3 (s. hier Fig. 11 a b).

III. Westindien?

Th. Waitz, Anthropol. der Naturv. 1864, IV 322 behauptete den Gebrauch des Wurfholzes für dieses Gebiet. Doch finde ich nur die Notiz: Oviedo l. c. III cap. 5, pelean con varas arrojadizas como dardos (auf den kleinen Antillen), welche den Gebrauch des Wurfholzes selbst nicht sicherstellt. Das in der Notiz versteckt angedeutete Mittel zur Beschleunigung der Wurfspiesse kann auch ein einfacher Strick gewesen sein. Ein solcher (oder ein Riemen) scheint auf Haïti zu dem Zweck gedient zu haben nach Col. de doc. ined. al descubr. 1868, X 6, wo unter den Geschenken an einen spanischen Admiral (im J. 1495) von Haïti: 6 tiraderas (= „especie de flecha de un junco macizo que usan los indios y arrojan con una correa“ [2]) aufgeführt sind. Immerhin verhielt sich der Wurfstrick auf Haïti neben dem Wurfholz auf dem amerikanischen Festlande, wie der Wurfstrick in Gebrauch in Neu-Caledonien und den Neu-Hebriden, in der Nachbarschaft der australischen Wurfhölzer.

IV. Colombien (südamerikanisches Festland).

a) Allgemein bei den Tschibtschas (in Cundinamarca), vergl. Piedrahita, Hist. gen. de la conq. de Gran. 1688, I cap. 2 (auch IV cap. 4, V cap. 5), ferner Oviedo, l. c. XXVI cap. 21 und 30.

b) Im Cauca-Gebiet in folgenden Districten: im Aburra-Thal (gegenüber Antioquia) nach Cieça, Chronica del Peru 1554, I cap. 12 (Las armas con que pelean, son dardos, y lanças largas de la palma negra que arriba dixe, tiraderas, hondas etc.), Robledo (1540) in Col. doc. ined. 1864, II 314 (estolicas que es un arma de las mas peligrosas que en aquestas partes se halla . . .), (1540—41:) Col. doc. ined. 1865, III 403 (tienen estoricas con que tiran sus tiraderas, que son unos dardos delgados, que los echan con tanta furia como una xara);

bei Arma (in einiger Entfernung südlicher) nach Cieça l. c. I cap. 19 (Las armas que tienen son . . . tiraderas con sus estolicas);

im District Pozo (in einiger Entfernung südlicher), welcher von einer Arma verwandten Bevölkerung eingenommen war, nach Robledo (1540) in Col. doc. ined. 1864, II 282 (peleaban con los españoles, echándoles dardos é tiraderas);

im District Quimbaya (Gegend von Cartago), nach Cieça I cap. 24 (Las armas que tienen son lanças, dardos, y unas estolicas q̃ arronjà de rodeo, cõ ellas unas tiraderas q̃ es mala arma);

in den Districten Ori, Caramanta, Cartama (am linken Cauca-Ufer gegenüber Arma), nach (1540—1541:) Col. doc. ined. 1865, III 412 (sus armas son macanas y tiraderas, dardos, lanzas).

c) Bei den Pantagoros, der hauptsächlichen Bevölkerung des oberen Cauca- und Magdalenen-Thales, nach Piedrahita, Hist. de Granada, VII cap. 7 (sus armas eran las comunes de los Pantagoros, lanças, dardos, y tiraderas).

d) Bei den Paez (in den Bergen zwischen dem oberen Cauca- und Magdalenen-Thal) nach (1540—1541:) Col. doc. ined. 1865, III 411 (cuando vienen à pelear, ponen la pica en el suelo é tira las tiraderas é luego toma la honda).

V. Ecuador.

Nur in der Gegend von Latacunga (auf dem Hochlande, bei dem alten Stamme der Puruhaes?). Vergl. Cieça, I cap. 41: usan por armas para pelear lanças de palma, y tiraderas, y dardos, y hondas. Ein Wurfholz, anscheinend nicht ganz modern, da auch der Gebrauch des Geräths anscheinend am Ort nicht bekannt war, brachte Herr Reiss von Riobamba (wenig südlicher als Latacunga) mit (s. dasselbe hier in Fig. 2). Oviedo (XLIX cap. 3 pelean con varas y estoricas é lanças . . .) und Velasco (Hist. del reino de Quito 1844, II 52) erwähnen das Wurfholz von Ecuador allgemein.

Von Martius, Zur Ethnogr. Brasiliens 1867, 438 bezeichnet das Wurfholz als „eine unter den Inca-Völkern häufige Waffe“, was wohl ein Irrthum ist, da andere Vorkommen von Ecuador und Peru nicht bekannt sind. Was v. Martius an derselben Stelle angeleitet hat, das Geräth vielfach alz zum Schleudern von Steinen gebraucht anzusehen, ist ausserdem unerfindlich, und jedenfalls ebenso unbegründet.

[1]) Pelean con macanas é con lanças luengas y con varas que arrojan, como dardos con estóricas (que son çierta manera de avientos) de unos bastones bien labrados, como aquí está pintado, con los quales arrojan las varas, quedando siempre la estórica en la mano: é ponen la punta de la estórica en la punta de la vara é sacúdenla muy reçia é derecha é léxos ó çerca, bien guiada, como buenos punteros.

[2]) In anderen Gegenden (z. B. dem Cauca-Thal) wurden die „tiraderas“ mit Hölzern geschleudert, vergl. Aburra, Arma, Quimbaya.

VI. Tiefland des Amazonenstromgebiets (in Ost-Peru und Brasilien).

a) Bei den Tecunas (ca. 69—70° w. L. am Amazonenstrom) nach v. Spix u. v. Martius, Reise in Brasilien 1831, III 1024, Atlas Taf. Waffen, Fig. 25 (s. hier Fig. 10).

b) Bei einigen alten Campevas (Omaguas) und Sorimoẽs in Teffe (= Ega) ca. 65° w. L. am Amazonenstrom. nach v. Spix und v. Martius l. c. 1024, 1187, 1193.

Als Waffe der Anwohner des Amazonenstroms schon von den ersten Entdeckern erwähnt, s. Oviedo, XLIX cap. 3 (nach Orellana) Hallaron é vieron innumerables islas pobladas é llenas de gente de diverssas armas, é unas que pelean con varas y estoricas é macanas y en otras con arcos é flechas, und Acuña, Rel. de la riv. des Amaz. 1682, cap. 37.

c) Bei den Cocamas nach einem jetzt in Berlin befindlichen Exemplar (s. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1884, 203), dessen Reproduction (s. hier Fig. 1 a—c nach Zeichnungen von Herrn Grünwedel) Herr Bastian gütigst gestattete.

d) Bei Canamarís, welche am Jurua-Fluss ca. 69° ö. L. von Herrn Chandless reisend getroffen wurden, s. Proc. R. Geogr. Soc. 1869, XXXIX 302.

Herr Mason spricht (nach Lane Fox) Smithson. Rep. 1884, II 279 von einem Vorkommen im Gebiet der Conibos. Vielleicht meint er das vorige, das allerdings innerhalb eines Gebiets von Conibos begegnete.

e) Bei den Purupurus am Purus-Fluss, nach zwei Exemplaren in der Sammlung von Natterer in Wien (No. 8436 und 8437), deren Reproduction (s. Fig. 3 und 4) Herr Heger gütigst gestattete. Vergl. auch Hrn. Wallace, Narr. of trav. on the Amazon 1853, 514.

f) Bei den Suyá am Schingú-Strom (11° 11′ s. Br.), von wo es Herr K. v. d. Steinen mitbrachte (Exemplar jetzt in Berlin), s. Ders., Durch Central-Brasilien 1886, 209 und Taf. zu Seite 326, Fig. 7 (s. hier Fig. 9).

Von der Gestalt des Wurfholzes in Mexiko giebt die aus Durán entlehnte Abbildung (s. Fig. 12) eine ungefähre Vorstellung. Darnach war es flach, bretartig, der Spiess lag seiner Länge nach auf demselben auf. Ein Haken, auf dem der Spiess mit seinem hinteren Ende aufgesetzt wäre, ist nicht sichtbar, doch kann das eine Ungenauigkeit der Zeichnung sein. Eine Rinne kann (nach dem Gebrauch des Spiesses, vergl. auch Fig. 14) am Wurfholz vorhanden gewesen sein, doch muss das unbestimmt bleiben. Spiess und Wurfholz sind gemeinsam von einem Strick oder Riemen umschlungen, welcher unterhalb von der Hand erfasst ist (vergl. Durán l. c., en la mano derecha una bara arrojadiça amenaçando con ella el braço muy estendido que parecia querella arrojar la qual bara estaua puesta en un amiento). Die Wurfhölzer in Fig. 13 und 14 sind, ganz im Allgemeinen, ähnlich. Eine wie weit gehende die Aehnlichkeit auch im Speciellen war, lässt sich aus Fig. 12 nicht erkennen.

Die Wurfhölzer, welche bei Fig. 13 und Fig. 14 (Tehuantepec und Palenque) sichtbar sind, kommen vielleicht ganz mit einander überein zur Bildung von einem einzigen Typus. Sie sind bretartig und beide nach vorn zu verschmälert (in Fig. 13 spitz, in Fig. 14 vorn defect). Vielleicht in Folge des grösseren Massstabes der Darstellung erblickt man an dem Wurfholz in Fig. 14 auch die Angabe einer Rinne. Der bei Fig. 12 nicht constatirbar gewesene Haken, zum Aufsetzen des Spiesses auf ihm, ist hier bei beiden vorhanden. Leider lassen beide Darstellungen die Art, wie die Wurfhölzer gehandhabt wurden, ungewiss. Herr Bancroft, Native Races II, 720 notirt, nach seiner mir unbekannten Quelle, ein Loch, das sich auf ein Drittel der Länge am Wurfholz bei den Maya fand. Es diente wohl zum Einlegen des Zeigefingers (vergl. die meisten Eskimo- und einige brasilische Wurfhölzer), und, zumal wenn die eben besprochenen Formen solche der Maya waren, gehörte es vielleicht auch zu diesen.

Das Wurfholz von Cueva (Fig. 11 a b) wich von den drei vorausbesprochenen Formen in höherem Grade ab. Von der Bretgestalt scheint es noch die kantige Form zu haben, doch ist es vielleicht mehr stabartig, indem vielleicht quadratisch im Durchschnitt, gewesen. Originell ist die knaufartige (nach unten gerichtete) Verzierung am vorderen Ende. Ob eine Rinne an der Oberseite vorhanden war, ist nicht deutlich. Sicher aber ist, dass der Spiess platt auf dem Wurfholz aufgelegt wurde (s. Fig. 11 b). Dazu passt auch die anscheinend vierkantige Gestalt des Wurfholzes. Der Zeigefinger war in einer Schlinge, anscheinend von einem unter dem Wurfholz befestigten Riemen oder Strick, gefangen. Mit den von rechts um das Wurfholz übergreifenden drei letzten Fingern wurde der Spiess erfasst, und offenbar dabei gegen das Holz niedergedrückt (vergl. die Handhabung bei den Eskimos, Fig. 16, nach Herrn Mason).

Riemen im Dienste zur Bewegung von Pfeilen trafen wir schon bei Mexiko; von Haïti sind sie oben

sub III bestätigt (als vielleicht ganz ohne Wurfholz gebraucht). Die dritte Gegend würde Cueva, Panama, bilden. Die vierte war dann das Gebiet der Tschibtscha in Colombien, wo Riemen oder Stricke, vielleicht wie in Haïti statt der Wurfhölzer, auch vorkamen; vergl. Oviedo l. c. XXVI, 21: pelean con flechas y tiraderas, con estoricas, o amientos, und Piedrahita, welcher in seiner Beschreibung des Wurfholzes (I cap. 2) den Gebrauch von Riemen einmal negirt und einmal behauptet. Aus südlicheren Gegenden ist die Anwendung von Riemen oder Stricken zu ähnlichen Zwecken nicht bestätigt.

Für die Kenntniss der ehemaligen Wurfhölzer der Tschibtscha sind wir jetzt verhältnissmässig sehr günstig gestellt. Dafür liegt nämlich nicht nur die ziemlich anschauliche Beschreibung derselben bei Piedrahita I cap. 2, sondern es liegen auch eine Anzahl von Nachbildungen vor, die vielleicht, wenn einmal auf sie aufmerksam gemacht ist, aus den verschiedensten Sammlungen ausserordentlich sich vermehren lassen, während sie bis jetzt im Allgemeinen unbekannt gewesen sind. Piedrahita l. c. beschreibt die Wurfhölzer folgendermassen: tiran, no con amientos de hilo, sino con un palillo de dos palmos, del grossor del jaculillo, prolongando con el la tercia parte de dos la caña: este tiene dos ganchos affijados, y distintos, cada qual dellos en un extremo del amiento, que he dicho (?); con el uno occupan el pie raso del dardillo, y con el otro lo aprietan, con el dedo del indice corvado, hasta que el dardillo se desembaraza, segun la fuerza del que los despide. Derartige Gegenstände, wie sie hier beschrieben werden, liegen z. B. in verkleinerten Nachbildungen in Gold in der Sammlung colombianischer Alterthümer des Herrn B. Koppel, welche mir zur Bearbeitung mit der Sammlung des Herrn A. Stübel vertraut ist, vor. In Fig. 5—8 sind dieselben hier reproducirt. Es sind kleine Reproductionen, vielleicht Opfergaben, unscheinbar auch im Guss, wie solche unter den Goldgegenständen der alten Tschibtscha häufig vorkommen. Diese kleinen goldenen Reproductionen von Geräthen der Tschibtscha überhaupt würden, wenn man ihren Werth erkennt, wie die Form dieses Geräthes, so auch die manches anderen noch bekannter zu machen, dienen können. Den vier hier in natürlicher Grösse reproducirten Gegenständen ist gemeinsam ausser der runden Stabform, eine Doppelheit der Haken (einer an jedem Ende, beide gegen einander gekehrt) und, was namentlich auf die Gesetzlichkeit der Haken hinweist, die Stellung derselben, in der Folge von oben nach unten betrachtet, nach einander in $^1/_4$ Drehung von links nach rechts um den Stab. Vereinzelt ist ein Haken im Gold nicht richtig herausgekommen. Dann ist wenigstens immerhin die Spur vorhanden und die Ansatzstelle deutlich. In diesen Gegenständen erkennt man die Beschreibung wieder, welche Piedrahita von den Wurfhölzern der Tschibtscha gegeben hat. Die vier Gegenstände sind im Einzelnen noch mannigfaltig: drei endigen nach vorn in eine Scheibe (welche in zwei Formen vorkommt), einer ohne eine solche. An Fig. 8, und an Fig. 7 ganz besonders, ist selbst in der Goldreproduction genau der Faden wiedergegeben, mit dem an den Originalen der vordere Haken festgebunden wurde. Diese Genauigkeit in einem höchst geringfügigen Momente berechtigt, auch in allgemeineren Merkmalen zu den Originalen stimmende Nachbildungen zu sehen. Deshalb ist die nach vorn endigende Scheibe, wie sie bei Fig. 6—8 vorhanden, auch einem Theile dieser ehemaligen Originale zu vindiciren. Die Handhabung geschah, wie Piedrahita sagt, mit dem Zeigefinger, man vergleiche Fig. 15, Abbildung der Handhabung eines Wurfholzes in Süd-Australien nach Herrn Smyth, Aborigines of Victoria 1878, I 310. Wenn sie dazu ähnlich war, würde der Spiess also nicht flach auf dem Wurfholz aufgelegen haben, wie es gewöhnlich bei den indianischen Wurfhölzern der Fall war (vergl. bis jetzt Mexiko, Tehuantepec, Palenque, Cueva).

Von den Wurfhölzern des Cauca Thals ist nur eines nicht durchaus unbekannt geblieben. So geringfügig die eine Notiz über das Wurfholz von Aburra ist, so wichtig ist sie, weil sie die einzige von den ehemaligen Wurfhölzern des Cauca Thals insgesammt ist. Robledo (1540) in Col. doc. ined. 1864, II 314 berichtet von dem Wurfholz von Aburra: se tira la vara encajada en un palo de dos palmos, que casi quiere significar aquel como trancaylo, y con aquel palo en que encaja la arrojan. Das „encaja en un palo“ scheint mir auf eine Einfügung des abzuschiessenden Spiesses in einer Rinne längs des ganzen Wurfholzes zu deuten. Dann würde wenig erwarteter Weise das Wurfholz sowohl in der wesentlichen Form wie in der Handhabung von dem Wurfholz der Tschibtscha abgewichen sein, und sich vielleicht mehr dem von Cueva genähert haben.

Für das Wurfholz, welches zur Entdeckungszeit in Ecuador vorkam, und selbst nicht näher bekannt gemacht ist, kann das halbmoderne Exemplar eines

Wurfholzes eintreten, welches Herr Reiss von Riobamba mitgebracht hat. Denn es ist wahrscheinlich, dass seine Form nicht verschieden ist von der, welche noch früher in Ecuador vorkam. Es ist hier in Fig. 2 wiedergegeben, 50·5 cm lang, und der Form des alten Wurfholzes der Tschibtscha in Fig. 5 so ähnlich, dass man es fast auch als originale Vorlage einer derartigen Nachbildung würde ansehen können. Es besteht aus einem daumenstarken runden Stab von Chonta (schwarzem Palmholz), an dessen beiden Enden zwei von Knochen gefertigte, durch Alter gebräunte Haken, in $^1/_4$ Drehung um den Stab einander gegenüber, befestigt sind. Der auf der Abbildung untere, jetzt unvollständig, wies in seiner unvollständigen Gestalt nach oben. Mit Schwefelkiesstücken, welche in Harz festgekittet sind, ist das Geräth verziert (Schwefelkies in prähistorischer Zeit in Ecuador verschiedentlich verwendet zu Spiegeln, Armringen u. dgl.; Oviedo L cap. 24 erwähnt andererseits mit Gold verzierte Wurfhölzer). Gemäss der Aehnlichkeit der Form, muss die Handhabung eine ähnliche (die bei den Indianern sonst wenig gewöhnliche) wie bei den Wurfhölzern der Tschibtscha gewesen sein.

Die Wurfhölzer Brasiliens sind in drei Typen gut bekannt geworden. Es ist möglich, dass alle übrigen nicht näher bekannten Wurfhölzer darauf zurückgehen. Der erste Typus ist vertreten durch das eine Wurfholz der Tecuna, welches bei v. Spix und v. Martius, Reise in Brasilien. Atlas, abgebildet ist (s. hier Fig. 10), und durch das der Cocamas, welches in Berlin ist (s. Fig. 1 a—c). Die Beschreibung des Wurfholzes vom Amazonenstrom bei Acuña, Rel. de la riv. des Amaz. 1682, I 203 cap. 37 (c'est un bâton d'une toise [1]) de long, et de trois doigts de large applany en table, à un bout d'un côté on y fiche un os fait en dent) scheint dagegen nicht hierher zu gehören. Charakteristisch ist für den Typus die auf einer Seite flache, auf der anderen convexe Gestalt, das ovale Vorder- und spitze Hinterende, ein starker Mitteltheil (vielleicht als Rückhalt für die Hand), mit einem Loch (für den Zeigefinger) und zwei Höckern zu Seiten desselben. Das Loch geht, wenigstens bei dem Wurfholz der Cocamas, durch das Bret nicht durch. Der Spiess wurde platt aufgelegt und (da der zweite Finger in das an der Rückseite befindliche Loch gelegt war) mit den drei letzten Fingern gehalten, so wie es z. B. auch bei dem grönländischen Wurfholz in Fig. 16 ersichtlich ist. Das Wurfholz der Cocamas ist, nach Mittheilung von Herrn Grünwedel, 53 cm lang, 7 cm in der grössten Breite. Irrig hat v. Specht, Geschichte der Waffen 1872, II 575 die Form des Wurfholzes der Tecuna (bei v. Spix und v. Martius, Atlas Fig. 25) gedeutet. Die erhabenen Stellen in der Mitte sah er für solche der Oberseite an, und hielt sie für Pflöcke, die zur Einengung der Richtung des Spiesses dienen, während sie offenbar an der Rückseite befindlich (vergl. Fig. 1 a, das Wurfholz der Cocamas von unten) sind. Durch das Wurfholz der Cocamas wird jene Abbildung nicht nur erst verständlich, sondern es erweist sich auch, dass sie zu demselben Typus gehört.

Den zweiten Typus repräsentiren die beiden Wurfhölzer der Purupurus (s. hier Fig. 3 und 4), welche in Wien sind. Die beiden Geräthe sind in Form und Grösse völlig identisch (Fig. 3 nur die Vorderansicht des einen, Fig. 4 nur die Rückansicht des anderen), nur nicht im Materiale, indem das eine von einem weichen, bräunlichen, im Anschnitt weissen Holz gefertigt ist (nur 128 gr Gewicht), das andere von einem härteren und schwereren rothbraunen (175 gr). Beide sind 68 cm lang, bis auf einen 14 cm langen, fasslichen Stiel linealartig flach, vorn und hinten (5·8 cm), am breitesten und am vorderen Ende des flachen Theils mit einem Loch (1·7 cm Kaliber) durchbohrt, das von zwei einfachen, die einzige Abwechslung am ganzen flachen Theil bildenden Querleisten an der Rückseite (s. Fig. 4) begrenzt ist. Die Handhabung muss (besonders wegen des Loches) ähnlich wie bei den vorausbeschriebenen (s. Fig. 16) gewesen sein.

Herr Chandless hatte die Güte, mir das Wurfholz, welches er 1867 bei den Canamarís sah, zu beschreiben als ausserordentlich lang, und, ausser einem Handgriff, ‚nearly straight', 7·5 cm breit, flach, aber mit einer ganz leichten Rinne versehen. Es kann leicht sein, dass dieses zu dem beschriebenen Typus gehörte.

Das Wurfholz der Campevas war nach Andeutungen, welche v. Spix gegeben hat (v. Spix und v. Martius, Reise 1831, III 1024) auch bretartig, dabei dritthalb Spannen lang, mit einer Rinne oder einem niedrigen Quersteg. Die Stellung dieses und des von Acuña beschriebenen Amazonenstrom-Wurfholzes dem Typus nach muss ungewiss bleiben.

Das neuentdeckte Wurfholz vom Schingú (Fig. 9) liegt in der Linie eines ganz anderen Haupttypus. Es ist nur circa 40 cm lang, stockförmig mit einem

[1]) Diese Längenangabe in der französischen Ausgabe muss irrig sein.

Haken (zum Aufsetzen des Spiesses) am einen Ende, mit einer zweiseitig ausgeschnittenen länglichen Scheibe am anderen. Ein Loch in der Scheibe dient zum Durchstecken des Zeigefingers. In der Handhabung war es aber ähnlich wie die anderen brasilischen Wurfhölzer, bei welchen der Zeigefinger in ein Loch gelegt wurde (Tecunas, Cocamas, Purupurus), der Spiess wurde platt aufgelegt und mit den von rechts die Scheibe umklammernden drei letzten Fingern (siehe wieder Fig. 15) festgehalten (vergl. auch Herrn K. v. d. Steinen, Durch Central-Brasilien 1886, 209).

Im Folgenden seien einige allgemeine Resultate zusammengestellt, welche sich aus der Erörterung der einzelnen indianischen Wurfhölzer, so weit sie eben bekannt sind, ergeben.

Die indianischen Wurfhölzer sind in verschiedenen Grössen (u. a. Schingú 40, Ecuador 50·5, Cocamas 53 cm) bis zu 68 cm (Purupurus) nachgewiesen. Von den kleineren dürften noch die von Mexiko, Tehuantepec, Palenque, Cueva (vergl. ihre relative Grösse in den Darstellungen zu Körpertheilen), ferner die der Tschibtscha und vom Aburra-Thal (deren beider Grösse als ‚dos palmos' bezeichnet wird) gewesen sein. Grösser war vielleicht das Wurfholz der Campevas (v. Spix: dritthalb Spannen lang), und das bei den Canamarís gesehene schätzt Herr Chandless auf 1 m. Da die Wurfhölzer der Eskimo alle verhältnissmässig klein sind, die meisten der westpacifischen über 50 cm und bis circa 1 m lang, so halten sich die indianischen Wurfhölzer hinsichtlich ihrer Grösse ungefähr in der Mitte zwischen denen der beiden übrigen Gebiete.

Die bei den Eskimo anscheinend ausschliessliche, bei den Australiern weit vorwiegende Bretform und die bei den Australiern vereinzelt vorkommende einfache Stabform sind unter den indianischen Wurfhölzern beide in Reihen vertreten. Unter den bretartigen ähneln der Gestalt nach die von Mittelamerika (Mexiko, Tehuantepec, Palenque) specieller denen der Eskimo, während vielleicht eine gewisse grössere Aehnlichkeit zu den australischen Formen einigen des Amazonenstromgebietes (Tecuna, Cocamas und Purupurus) beigemessen werden könnte. Die Rinne am Wurfholz, deren Vorkommen im ganzen südwestpacifischen Gebiet fraglich, dagegen bei den Eskimo- (und Giliaken-) Wurfhölzern gewöhnlich ist, findet sich bei einem Theile der indianischen Wurfhölzer wieder (vergl. das über die von Cueva, Aburra, von den Campevas und Canamarís in Brasilien Gesagte); auf den Abbildungen ist sie nur bei dem von Tehuantepec (Fig. 14) deutlich.

Auch das Loch zum Einlegen des Zeigefingers verbindet näher nur einige Wurfhölzer der Indianer und einige der Eskimo. Bei den Eskimo (s. die Untersuchung des Herrn Mason) ist es von Grönland bis Unalaschka häufig. Bei indianischen Wurfhölzern findet es sich ausser in Yukatan (nach Herrn Bancroft) namentlich an verschiedenen Formen in Brasilien (vergl. Tecuna, Cocamas, Purupurus und Schingú).

Für die Wurfhölzer des südwestpacifischen Gebietes ist die Handhabung, indem der Spiess nicht ganz auf das Holz aufgelegt, sondern mit dem Ende nur auf den Haken aufgestützt wurde (vergl. Fig. 15), das Gewöhnliche oder Ausschliessliche, umgekehrt das erstere bei den Eskimos. Bei den indianischen Wurfhölzern findet sich beides. Man vergleiche oben den Nachweis, dass die Wurfhölzer der Tschibtscha und von Ecuador nach der in Australien gewöhnlichen Weise gehandhabt gewesen sein müssen. Völlig neu ist im indianischen Gebiete die Anwendung von Riemen oder Stricken bei dem Wurfholz, welche bei Fig. 12 (von Mexiko) völlig deutlich, bei Fig. 11 ab (Cueva) weniger sicher, aber nicht unwahrscheinlich ist. In Cundinamarca hatte wohl die Bewegung von Spiessen durch Riemen nur neben dem Gebrauch des Wurfholzes (wie in Haïti, nicht mit demselben, vergl. Neu-Caledonien) Platz, wie es auch Oviedo (s. ob.) andeutet. Historisch dürften beide Weisen des Gebrauchs der Riemen zu verbinden sein. Hieraus würde sich eine Anzahl cultureller Beziehungen ergeben, welche nicht blos Cundinamarca und das Antillengebiet, sondern auch diese mit anderen um den Golf von Mexiko gelegenen Gebieten verbanden.

Eine andere Gruppirung der culturellen Beziehungen, welche sich mit der vorigen nicht auszuschliessen braucht, geht aus der Betrachtung der beiden Reihen, der bretförmigen und der stockförmigen Wurfhölzer bei den Indianern hervor. Die bretartige Gestalt streift, wenn man das vierkantige Wurfholz von Cueva und das mit Rinne vom Aburra-Thal miteinbezieht, und auf andere specielle Differenzen in der Bretform weitere Rücksicht nicht nimmt, von Mexiko in einer Linie über Colombien bis zu den Tecuna, Campevas, Cocamas und Purupurus in Brasilien. Die andere Form umschliesst die Wurfhölzer der Tschibtscha, von Ecuador und vom Schingú mit einander.

Diese drei letzteren sind nun ihrer Form nach unstreitig verwandt. Es ist schon bemerkt worden, dass das originale Wurfholz von Ecuador sehr wohl auch als Original für eine Wurfholzform der Tschibtscha, welche nur in der Nachbildung vorliegt (vergl. Fig. 5), hätte dienen können. Da diese nahe Berührung zwischen Formen relativ benachbarter Gebiete stattfindet, so wird man für beide eine zu Grunde liegende Verwandtschaft annehmen müssen. Andererseits berührt sich das Wurfholz vom Schingú mit dem der Tschibtscha (vergl. Fig. 6—8), abgesehen von der Stockform ganz speciell in einem diesen beiden allein eigenthümlichen Merkmal, der vorn angebrachten Scheibe, welche beim Abschluss des Spiesses horizontal steht. Die letztere Uebereinstimmung ist so merkwürdig, dass auch sie nur durch eine zu Grunde liegende Verwandtschaft erklärt werden kann. Das Gebiet der Tschibtscha und das der Suyá am Schingú (11° 11′ s. Br.), bei welchen das Wurfholz entdeckt ist, liegen ca. 400 geographische Meilen auseinander. So bedeutend diese Entfernung ist, so darf dieselbe doch — in Südamerika am allerwenigsten, wo Völkerbeziehungen über ähnliche Entfernungen auch sonst nicht ungewöhnlich sind — nicht abhalten, culturelle Beziehungen anzunehmen, wo dieselben, wie in den Formen dieser Geräthe so deutlich sind. Zugleich muss diese Verbindung eines Geräthes der Tschibtscha mit einem einer entfernten Gegend des östlichen Südamerika ein interessantes Moment gegen die vielfach behauptete, aber auch nur zu leicht übertriebene Isolirtheit der Cultur der Tschibtscha bilden, welches man auch darum nach seinem vollen Gewicht fest ins Auge fassen muss.

Indem die Wurfholztypen von Ecuador, von den Tschibtscha und vom Schingú unter einander verwandt sind, schliessen sie zugleich sich gegenüber die übrigen Formen der bei den Indianern gefundenen Wurfhölzer aus, sei es, dass diese eng unter einander verwandt sind, oder nur eine Einheit den Wurfhölzern von Ecuador, Cundinamarca und vom Schingú gegenüber bilden. Auf eine grosse, früher bestandene Mannigfaltigkeit der brasilischen bretartigen Wurfhölzer deuten die scharfen, durch Zwischenformen jetzt unvermittelten Gegensätze zwischen den Formen, welche Fig. 1 und 3, 4 der Tafel zeigen. Von einem brasilischen dieser Form hat das Wurfholz vom Schingú vielleicht das Loch zum Einlegen des Zeigefingers, wie andererseits die Tschibtscha im partiellen Gebrauch von Riemen (oder Stricken) zum Abschleudern von Spiessen noch eine besondere Beziehung zu den mittelamerikanischen Formen eingegangen zu haben scheinen.

Schliesslich sei nur noch ein Wort über die bei den Indianern einheimischen Bezeichnungen des Wurfholzes geäussert. Es sind vier solche Bezeichnungen bekannt. In Mexiko hiess das Geräth Atlatl (Sinn?) nach Torquemada l. c. VI 21: ballista atlatl: dardos que tiraban con cierto artificio que llaman atlatl, in Ecuador: Cumana nach Velasco, Hist. del reino de Quito II 52, Kagolintane, worin aber Herr K. v. d. Steinen einen verbalen Ausdruck vermuthete, am Schingú. Ausser dem portugiesischen Ausdruck palheta (Holzpritsche), welcher vielfach für brasilische Wurfhölzer gebraucht wird, ist jetzt die verbreitetste Bezeichnung für indianische Wurfhölzer Estolica (oder Estorica). Diese ist die vierte von indianischem Ursprunge. Schon Oviedo wendete den Ausdruck bei dem Wurfholz sehr verschiedener Gegenden an (Cueva, Ecuador, Amazonenstrom-Gebiet). Cieça gebraucht ihn für die Wurfhölzer des Cauca-Thals, Acuña ihn, wie Oviedo, für die am Amazonenstrom. Das Wort ist von den Spaniern auf ihren südlichen Eroberungen verbreitet worden. Seine Heimat dürfte es im Cauca-Thal, vielleicht speciell in dem District Aburra (bei Antioquia) haben. Den Tschibtscha war es dagegen nicht eigen: Oviedo, XXVI cap. 30, sagt bezüglich der Tschibtscha, sie gebrauchen: una manera de assientos, que en otras partes llaman estoricas; Piedrahita aber, der den Ausdruck für die Tschibtscha selbst nicht kennt, sagt von den Bewohnern von Aburra (IX, cap. 2), sie haben: flechas que se tiran de uno palo de dos palmos de larga que llaman estolica (vergl. auch Aburra oben unter IVb zu Anfang). Für dieses Gebiet würde die heutige Anwendung des Wortes am richtigsten sein.

Kleine Mittheilungen.

6. Indischer Glücksglaube.

Als eine indische Parallele zur Nesreća der Südslaven (unsaelde, ἀτυχία) (siehe die Abhandlung: Sreća, von Dr. Krauss in Heft 1, Bd. XVII d. M.) sei die besonders in Südindien unter den Malabaren verehrte oder besser im Glauben stehende Mūdevî (vermuthlich Wz. mû binden, fesseln und devî „Göttin“) genannt, von der die Sage geht, dass sie bei der Ausbutterung des Milchoceans, bei welcher Gelegenheit auch Lakshmî, die Glücksgöttin, auftauchte, aus dem aufsteigenden Gift geboren worden sei. Sie ist es, die die Reichen arm, die Hohen niedrig, die Geehrten verhasst macht und am Elend des Menschen schuld ist. Sie hält sich an finstern Orten auf[1]) und macht sich an die, welche verderben sollen. Sie führt im Tamulischen allerlei Beinamen, so: „Söddai“, „die Aeltere“, „die ältere Schwester“ (d. i. Lakschmî's, weil sie vor dieser aus dem Milchmeer geboren wurde, s. o.), „die Aeltere, welche als Zeichen die Krähe hat“, „Armuth“ u. a. m.[2]). Es ist selbstverständlich, dass sie keine ausdrücklichen Opfer und sonstige Verehrungen geniesst.

* * *

Ein merkwürdiges indisches Glücksmärchen, das einigermassen an die Sage vom Unglücksprinzen bei Krauss: Sreća etc. pag. 100 f. erinnert, aber mit indischer Gedankenschärfe und -Klarheit den Zusammenhang von Glück und Schicksal viel deutlicher als irgend ein mir bekanntes Märchen macht, ist das vom Weber Somilaka im Pancatantra II, 5 mit einer interpolirten Zwischenerzählung. Diesem armen Weber ist es vom Schicksal (Karma) bestimmt, nichts zu besitzen als was zum Essen und zur Kleidung nothwendig, darüber hinaus aber keinen Heller. In der Fremde verdient er nun 300 Goldstücke, verliert sie aber auf dem Heimwege; und dies Malheur wiederholt sich, als er mit dem neuen Verdienst von 500 Goldstücken wieder auf dem Weg in die Heimat ist. Ein zweimal wiederholtes Gespräch zweier Genien, Karma (Schicksal) und Kartar („Thäter“, d. h. etwa Causalität) belehrt uns über den Grund dieses widrigen Geschicks.

Dr. M. Haberlandt.

7. Griechisch γυνή-γυναικός[3]).

Die griechischen Grammatiker sind bekanntlich noch immer in Verlegenheit, das Verhältniss der zwei Stämme der griechischen Bezeichnung von „Frau“: γυνα- und γυναικ- (in den obliquen Casus) gegen einander zu erklären. Es würde sich ein Versuch, diese zunächst rein grammatische Frage endgiltig zu lösen, nicht in diese Blätter einschieben, wenn nicht unsere Lösung auch ihre ethnologische Bedeutung neben der philologischen besässe, indem sie, ihre Richtigkeit immer vorausgesetzt, gleichsam epigrammatisch eine markante sociale Thatsache der urgriechischen Zeit enthüllt. Neben der älteren Auffassung von -κ in γυναι-κ- als eines „stammerweiternden Suffixes“, die sich sprachtheoretisch und sprachgeschichtlich heutzutage unmöglich mehr halten lässt, steht die modernere, eigentlich negative Lehre von dem Zusammenbestehen zweier getrennter Stammformen, die einen Aufschluss über deren gegenseitiges Verhältniss überhaupt perhorrescirt. Nun ist es gewiss eine ebenso einfache als einleuchtende Lösung der Schwierigkeit, wenn wir in γυναικ einen zusammengesetzten Wortstamm, bestehend aus γυνα- (schwache Stammform, wie in Composition gefordert) und *-Fικ, altind. viç, av. viç, indogerm. vik[1] erkennen, dessen Bedeutung den Compositionsgliedern entsprechend wörtlich: „Frauen-Niederlassung“, „Frauen-Zimmer“, wäre. Besonders das Wort „Frauenzimmer“ ist so recht ein Seitenstück zu dem griech. *γυνα-Fικ, sowohl was seinen Bedeutungsursprung („Frauenhaus“, „Weiberstock“) als die Abschwächung des ursprünglich collectiven Sinns des Wortes zu einer Bezeichnung des Frauenindividuums betrifft. Sprachlich hat diese Etymologie gar kein Bedenken, unter ihrer Voraussetzung erklärt sich auch die bekannte Unregelmässigkeit in der Accentuirung von selbst. Den Grund, warum in den obliquen Casus dieses Compositum die regelmässigen, vom Stamm der Casus recti gebildeten Declinationsformen verdrängte, glaube ich darin zu finden, dass diese wegen ihrer vielfachen Homonymie (Genit. Sing. = acc. plur.; Dat. Sing. nach Subscription des ι = Nom. Sing.) sich als unpraktikabel erwiesen, wonach sie durch anderweitige Bildungen, die diesen Uebelstand vermieden, ersetzt wurden — eben die Formen mit -Fικ-.

Nun gibt aber ein urgriechisches Wort wie *γυνα-Fικ- das Bild einer urgriechischen Frauengemeinde oder Gemeinschaft, die miteinander wohnt und siedelt und miteinander solidarisch verbunden ist — daher das Collectivum — zur Hand, also eine markante Thatsache des unter Urgriechen auch sonst in einzelnen Zügen und Cultresten erkenntlichen Matriarchates. Aus einer Zeit, in die eigentlich unter allen unsern Geschichtsquellen nur die Sprache hinaufreicht, ist uns in jenem Worte ein directes Zeugniss einer Frauenverbindung erhalten, die ständig und gewöhnlich genug sein musste, um eine eigene Bezeichnung nöthig zu machen. Es schildert uns in prägnanter Kürze den Zustand, wie er überall auf der Stufe des Mutterrechtes herrscht: neben der Männersiedlung, der Männerhorde, steht die Weibersiedlung mit eigenem Haus und Hütten, mit eigenem Besitz, eigener Arbeit. Mehr kann aber von einer blossen Etymologie billigerweise nicht gefordert werden.

Dr. M. Haberlandt.

[1]) Vgl. pag. 69 der cit. Abhandlung, nach der allgemein der Zug beobachtet wird, dass das Unglück im Walde, an finstern, düstern Orten hause.

[2]) Vgl. Ziegenbalg, Genealogie der malabarischen Götter, herausgegeben von Dr. W. German, 1867. pag. 128.

[3]) Die sprachliche Combination nach einer mir gesprächsweise mitgetheilten Idee des verstorbenen Freiherrn J. von Fierlinger.

8. Zum Ursprung des Bogens.

Wie die Menschen ursprünglich zur Erfindung des Bogens gelangt seien, was sie auf die Beobachtung der schleudernden Kraft eines elastischen Stocks und zu ihrer Benützung durch die angespannte Sehne angeleitet habe, ist bekanntlich noch nicht ausgemacht. Die Einen vertreten die Ansicht, dass der Bogen früher als primitives Musik- (Saiten-) Instrument in den Händen der Menschen gewesen sei, denn als Schleuderwaffe [1]); andere Ansichten, welche diese Priorität nicht zulassen, gehen dahin, dass, wie hier keine Nachbildung eines dem Menschen angeborenen Organs [2]) vorliegt, der Bogen wohl ein in der Natur ausserhalb des Menschen wirkendes Modell zum Ausgangspunkte gehabt hat, etwa dass die Beobachtung der Schnellkraft der Baumäste, auf die der Nahrung suchende Mensch geleitet wurde, den Anlass zu jener Erfindung gegeben habe. Tylor erwähnt l. c. der Vermuthung des Generals Pitt Rivers, dass Bogen und Pfeil höchstwahrscheinlich aus einer einfacheren Vorrichtung hervorgegangen seien, welche darin bestand, dass im Walde ein Wurfspiess an einem elastischen Zweige befestigt und dieser so zurückgebogen und befestigt wurde, dass er in Folge des Vorübergehens eines Thieres zurückschnellen und den Spiess gegen das Thier schleudern musste. Aber man kann, wie Lippert mit Recht hervorhebt, in dem scheinbar so einfachen Bogen doch ein doppeltes combinirtes Princip nicht verkennen: ausser der Federkraft des Holzes war auch noch die Bedeutung der Sehne zu entdecken, war überhaupt erst die Idee der Anbringung einer solchen zu bilden. So aus freier Hand hat sich gewiss dieselbe nicht gemacht, und so dürfen wir uns fragen, ob nicht hierin auch die Natur oder der Zufall dem Menschen ein fertiges Modell in die Hand geben können, das er dann nur als solches zu erkennen, zu entdecken hatte. Ich bin nun durch die Betrachtung gewisser musikalischer Saiteninstrumente von Kamerun auf eine diesbezügliche Vermuthung gekommen, welche kurz darzulegen mir wohl der Mühe werth scheint. Jenes Musikinstrument besteht nämlich aus einem elastischen Palmenholzstock, von welchem die über einen Steg gespannten Saiten selbst weggeschlitzt sind. Die Saite ist an den beiden Enden des Stocks noch in organischer Verbindung mit dem Holz, dazwischen aber ist sie weggeschlitzt und lässt sich wegziehen, wodurch der elastische Stock etwas gebogen und gespannt wird. Ich meine nun, dass wir hier absehen können, auf welchem Wege die Natur dem Menschen einen brauchbaren fertigen Bogen in die Hand liefern konnte. Mochte sich nämlich nicht eine solche Abschlitzung am Rohr- oder Palmenholzstock im Besitze des Menschen leicht von selbst durch einen Zufall machen; musste dann nicht, wenn der betreffende Eigenthümer seinen Stock mit der natürlichen Sehne in die Hand bekam, die Wechselbeziehung von Bogenholz und Sehne von selbst sich seinem Auge darstellen und zu Spannungsversuchen, zu weiterem Probiren und Benützungsversuchen reizen? Mir scheint in der That, dass wir hierin mehr als eine Möglichkeit, dass wir hierin die historische Wirklichkeit einer zufälligen Entstehung des Bogens erblicken dürfen. Jede Erfindung des Menschen hat ja eine Kette von Zufälligkeiten einerseits und bewussten oder instinctiven Vernunfthandlungen des Menschen andererseits zur Voraussetzung. So wäre hier die durch zufällige Abschlitzung an einem elastischen Stock entstandene natürliche Sehne, wodurch mit einem Male ein natürlicher Bogen fertig ist, eine der schöpferischen Zufälligkeiten, welche auf die Erfindung des Bogens hinleiteten.

Dr. M. Haberlandt.

[1]) Vgl. Lippert, Culturgeschichte pag. 304, Tylor, Anthropologie pag. 229

[2]) Das Princip der primären Waffen.

9. Prähistorisches aus Böhmen.

Aus den „Památky archaeologické a místopisné“, Bd. XIII (1886), Heft 7, sind nachstehende Berichte erwähnenswerth:

Grab von Úherce (bei Laun) mit 1 Tafel von Jos. Smolík. In der Tiefe von 2 m wurde ein Skelet entdeckt, welches am Rücken liegend, mit dem Kopfe gegen Westen gekehrt war. Dasselbe trug auf der Brust 4 Korallen und 2 silberne Fibeln, am Halse 10 Stück goldener Schildplättchen (offenbar von einem Halsschmuck herrührend). Ferner wurden daselbst noch 2 silberne Schnallen, ein irdenes und ein kleines Gefäss von Glas gefunden. (Alle hier gefundenen Gegenstände gehören der fränkisch-allemannischen Culturperiode an.) Gelegentlich gelangen hier noch andere Objecte aus verschiedenen Fundstätten, welche derselben Cultur angehören, zur Abbildung.

Verschiedene Funde. Im Walde „Rovný“ bei Rydeč (Bez. Leitmeritz) wurden ausser Bronze-Rohguss diverse Bruchstücke von bronzenen Nadeln, Sicheln, Schwertern, Messern, Celten, Spiralen u. s. w. im Gewichte von 21·15 Kg gefunden. — In einem Grabe von „Hostomnic“ (bei Bilin) wurden bei einem Skelete nebst Scherben von Gefässen 3 Gussformen entdeckt, u. zw. 2 von gebranntem Thon zu Sicheln und 1 von Stein zu einem Celt. — In den Grabhügeln von „Husíně“ (bei Klattau) wurden verschiedene Bronzegegenstände gefunden, namentlich Nadeln, ein Dolch, Armbänder, Spangen u. s. w. — In „Čáslav“ wurden in einer 2 m im Durchmesser haltenden, brunnenartigen Grube Scherben von Schüsseln, Hirschgeweihe und ein Büffelhorn gefunden.

Brt. Jelínek.

10. Ausstellung in Jekaterinenburg.

Unter dem Titel: „Exposition scientifique et industrielle de la Sibérie et de l'Oural“ findet heuer eine grosse Ausstellung in Jekaterinenburg im Ural statt. Dieselbe enthält auch eine Section (die dritte) für Anthropologie, Ethnographie und Archäologie, in welcher ausschliesslich Gegenstände aus Sibirien und dem Ural zur Ausstellung gelangen sollen. Für den Anthropologen und Ethnographen werden neben ethnographischen Ge-

genständen lebende Vertreter der Baschkiren, Wotjäken, Permjaken, Kirghizen, Wogulen, Ostjaken, Samojeden, Sarten u. a. zu sehen sein; den Archäologen wird hauptsächlich eine möglichst vollständige Zusammenstellung der bisher gefundenen sibirischen Alterthümer — namentlich jene aus den sogenannten Tschudengräbern — interessiren. Die Eröffnung der Ausstellung erfolgt am 14./26. Juni, der Schluss wahrscheinlich Ende September; als beste Zeit für den Besuch werden die Monate Juli und August empfohlen. Die mit vollem Rechte vielgerühmte russische Gastfreundschaft wird gewiss alles Mögliche aufbieten, um den Besuchern den Aufenthalt im Ural so angenehm als möglich zu machen. **Heger.**

Literaturberichte.

36.

Pichler, Fritz, Dr. Urgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung. (Carinthia, LXXVI. Jahrgang, S. 65—90; 113—140.)

Wie lebhaft vor- und frühgeschichtliche Funde, wo sie einigermassen reichlich zu Tage treten, auf das Studium der Landeskunde einwirken, wie sie — gleichsam mit einem befruchtenden Strome — das vorhandene Material in neue Bewegung setzen und schlummernde Interessen wieder erwecken, das sehen wir in jüngster Zeit an dem Beispiele Kärntens. Damit soll ja nicht gesagt sein, dass zum Verständniss aller späteren Epochen das erste, oft sehr unsichere Licht, welches durch solche Funde in das Dunkel der Urzeit fällt, unbedingt nothwendig sei. Aber Thatsache ist doch, dass von solchen, wie immer schwankenden Ausgangspunkten, welche als etwas Aeltestes und Uranfängliches erscheinen, der menschliche Geist lieber und geduldiger weiterbaut, als wenn man ihn irgendwo in die Mitte hinstellt und unter ihm einen Schleier zieht, der ihm den Rückblick in die Tiefe verwehrt. Fritz Pichler's eigenthümliche Studien versenken sich in die Urgeschichte, ja in die Geologie und Paläontologie der Ostalpen, um den heutigen Ortschaften Kärntens die Räthsel ihrer Entstehung abzuringen. Es ist ein langer, labyrinthischer und gewagter Weg, auf dem wir neben den neuen Ergebnissen der Localforschung ausserordentlich vielem älteren Stoff in neuer Beleuchtung und Gruppirung begegnen. Nicht Alles möchten wir ohne weitere Bestätigung als Gewissheit hinnehmen. Unbedingt rühmlich aber ist die ausgebreitete Beherrschung der literarischen und monumentalen Quellen, eine Anerkennung, welche leider der jüngeren Schule auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung nicht mehr uneingeschränkt gebührt. **Hoernes.**

37.

Steiner, Fr. Theod. Der Rubin und seine Umgebung. Ein Beitrag zur Urgeschichte Böhmens. (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXIV. Jahrg., S. 303—325.)

Der Rubin (im Volksmunde auch Rovin = czechisch Rovina, Ebene, nach der oberen Abplattung des Berges) bei Saaz birgt eine der reichsten Hinterlassenschaften prähistorischer Ansiedlungen im nordwestlichen Böhmen und ist zugleich einer der namhaften urgeschichtlichen Fundorte Oesterreichs, welche im Wiener Hofmuseum, Dank den Bemühungen der Anthropologischen Gesellschaft, am besten vertreten sind. Eigentlich kann man denselben nicht gut studiren, ohne die in früheren Jahren von Dr. Tischer nach Wien gesendeten Sammlungen zu benützen. Der Verfasser hat aber gethan, was im gegenwärtigen Augenblick eben möglich war, indem er sich darauf beschränkte, die Localität und die von ihm selbst gemachten Funde näher in's Auge zu fassen. Herr Steiner hat, da seit 1879 dem Platze keine grössere Anstrengung gewidmet wurde, im Laufe von 5 Jahren ganz allein und mit eigenen Händen bei 1500 Objecten gesammelt und Vorsorge getroffen, dass Alles, was bei ferneren Grabungen gefunden werden sollte, in seinen Besitz gelange. So hofft er, später über diese interessante Stätte mehr und ausführlicher berichten zu können. Die Anthropologische Gesellschaft muss es, wie der Verfasser (S. 306), bedauern, dass es ihr nicht möglich ist, überall, wo sie einmal den Hebel angesetzt hat, mit gleicher Energie das Werk zu Ende zu führen; aber sie kann sich nur Glück wünschen, wenn die von ihr gegebenen Anregungen eine so thatkräftige Aufnahme finden, wie es in diesem Falle geschehen ist und noch weiter in Aussicht gestellt wird. **Hoernes.**

38.

Naue, Julius. Die Grabhügelfelder zwischen Ammer- und Staffelsee. (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. VII. Bd., S. 1—32 u. 137 bis 206. Mit Taf. I, II u. IV—VI.)

Im Westen des Starnbergersees zwischen den Becken des Ammer- und des kleinen Staffelsees liegt ein ausgedehntes fruchtbares Hochflächenland mit namhaften Spuren prähistorischen Ackerbaues (sog. Hochäckern) und zahlreichen, in stundenlanger Erstreckung zerstreuten Grabhügelgruppen. Diese letzteren sind von J. Naue in den Jahren 1883 bis 1885 systematisch, d. h. mit aller möglichen Vollständigkeit und Genauigkeit, wovon die jetzt vorliegenden Fundberichte und Fundprotokolle Zeugniss ablegen, untersucht worden. Das Ergebniss dieser Ausgrabungen ist in Kürze: dass die Gräber der reinen Bronzezeit sehr vereinzelt sind und sehr zerstreut liegen (7 kleine Gruppen), dass sich aber bei einigen (3) Gruppen ein Uebergang von der jüngeren Bronze- zur älteren Hallstattperiode zeigt. Am häufigsten sind die Gräber der jüngeren Hallstattperiode (16) und der Uebergangszeit zur La-Tène-Cultur (9 Gruppen). Aus dem vorgeschrittenen Stadium dieser letzteren fanden sich nur zwei Beigaben einer

Nachbestattung, dagegen sind Nachbestattungen aus römischer Zeit im Norden des Terrains ziemlich häufig. Die Gegend muss daher in der jüngeren Hallstattperiode am dichtesten bevölkert gewesen sein. **Hoernes.**

39.

Hartmann, Aug., Dr. Unterirdische Gänge. (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. München 1887, VII. Bd., S. 93—129. Mit Taf. III.)

Die Zone der sog. Erdställe oder Hauslöcher erstreckt sich bekanntlich aus Oberungarn durch Theile von Niederösterreich und Mähren bis Oberösterreich und noch weit darüber hinaus. In ihrer westlichen Fortsetzung jenseits der Grenzen unserer Heimat ist sie etwas früher Gegenstand wissenschaftlicher Beachtung geworden als bei uns, und auch in den Münchener „Beiträgen" finden sich zahlreiche Nachweise künstlicher Erdhöhlen namentlich aus Oberbaiern. Diesen Mittheilungen schliesst sich nun der Aufsatz Hartmann's mit einer Menge neuer, aus der Tagesliteratur und eigenen Reisebeobachtungen geschöpfter Nachrichten an. Aus der Oberpfalz und Regensburg, aus Ober- und Niederbaiern mehrt sich das ebenso anziehende als räthselhafte Material. Daneben werden die verwandten Vorkommnisse in Ober- und Niederösterreich, letztere namentlich nach den werthvollen Arbeiten von Much und Karner, gebührend gewürdigt. Die Frage ist im Flusse, und von den Specialisten, welche sich auch für diesen Gegenstand ebenso rasch als glücklich herangebildet haben, darf man, wennschon nicht die Lösung aller einschlägigen Probleme, doch die Erledigung der wichtigsten Vorstudien mit Zuversicht erwarten. **Hoernes.**

40.

Fellenberg, Edm. v., Dr. Das Gräberfeld bei Elisried (Brünnen), Amts Schwarzenburg, Canton Bern; über dessen und analoge Funde der Westschweiz. 53 SS. mit einer Ansicht und einem Plane des Gräberfeldes, sowie 10 Tafeln. 4. (Mitth. der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bd. XXI, Hft. 7, 1886.)

Das Dorf Elisried, in dessen Umgebung früher sehr häufig römische Antiquitäten (Mauerreste, Münzen u. dgl.) gefunden wurden, liegt in der Nordwest-Ecke eines von 3 tiefen Schluchten umgebenen Plateaus im Osten des Amtes Schwarzenburg. 1884 entdeckte man daselbst durch Zufall ein ausgedehntes nachrömisches Gräberfeld mit Skelettbestattung (theils in Tufsteinsärgen, theils in Bruchsteinkisten oder blossen Steinsetzungen) und spärlichen aber sehr werthvollen Beigaben (kunstvoller Bronze-, Eisen- und Edelmetallschmuck mit Filigran, Einlagen und Cloisonnerie, Knochen und Elfenbeinschnitzereien, Glas- und Bernsteincolliers, keine Waffen). Mindestens 12 regelmässige Reihen boten 99 sichere Gräber, aber weit über 100 Bestattete, wovon jedoch nur ein Viertel (23—24) mit Beigaben ausgerüstet waren. Drei Gräber waren von besonderem Reichthum: einige zeigten die Verwendung römischer Bautrümmer (Leistenziegel und Marmorplatten) zur Grabeinfassung; über der ganzen Nekropole lag eine Art Pflaster von räthselhafter Bestimmung.

Nicht minder lobenswürdig, als die gründliche Untersuchung des Gräberfeldes und die Beschreibung der Funde unter steter Vergleichung analoger Objecte, ist die Kritik derselben, welche mit Hilfe des gesammten Apparates, den die Literatur und die Sammlungen hiefür gewähren, den Werth dieser Entdeckung feststellt. Dieselbe vervollständigt unsere Kenntniss der Wohnbezirke der Burgundionen und bestätigt in schlagender Weise die Grenzen, welche Dr. Albert Jahn in seinem grundlegenden Werke (Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der ersten Dynastie) Bd. II, S. 397 ff. den Sitzen dieses Volkes in der West- und Südwestschweiz gezogen hat. Die Ansiedlung, an einem alten Römerweg aus dem Canton Freiburg nach dem Thunersee gelegen, erscheint als eine Zwischenstation zwischen Avenches und Thun. Belegt wurde das Gräberfeld, wie der Verfasser aus der entwickelten frühgermanischen Ornamentik der Schmucksachen schliesst, in der Zeit nach dem Aufgehen des alten Burgundionenreiches in's fränkische Reich, d. h. in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts oder zu Anfang des VII. Jahrhunderts nach Chr. Geb. Nach der Untersuchung der Knochenreste durch Prof. J. Kollmann hatte die Bevölkerung von Elisried, welche sich ethnologisch und culturell dem grossen helvetisch-burgundischen Volksstamm anreiht, schon Glieder verschiedener europäischer Rassen in sich aufgenommen. **Hoernes.**

41.

Dorr, Prof. Dr. Der Burgwall bei Lenzen. (Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Bd. VI, 4, 1887, S. 142—154. Mit Taf. III u. IV.)

Die Elbinger Höhe am frischen Haff besitzt ein Schluchtsystem, das an zwei Stellen, bei Tolkemit und bei Lenzen, natürliche Festungen, d. h. an drei Seiten von Terraineinschnitten geschützte Landrücken bildet. Der 1885 von Prof. Dorr untersuchte Lenzener Burgwall besteht aus einem ovalen, nicht vollständig geschlossenen Ringe und baut sich in drei Etagen von S. nach N. auf. Die zahlreichen Scherbenfunde zeigen theils den deutlichen Burgwalltypus (Drehscheibenarbeit mit Umfangsrillen), theils ein älteres Stadium der Keramik (freie Handarbeit mit Fingereindrücken). Der Verfasser meint daher, dass auf dem Hügel bereits vor der Anlage des Burgwalles eine heidnische Ansiedlung bestanden habe, welche etwa die Lücke zwischen der römischen Periode des Neustädter Urnenfeldes bei Elbing und dem Beginne der Burgwallzeit ausfüllt. Die Technik der Töpferkunst muss in dieser Zwischenzeit seit dem Aufhören der römischen Einflüsse sehr bedeutend zurückgegangen sein. Der Burgwall war wohl als Fliehburg für die Bevölkerung benachbarter, esthnischer (später pruzzischer) Ortschaften in Zeiten, wo der Feind das offene Land überschwemmte, bestimmt. Der Innenraum des Ringwalles selbst konnte in solchen Fällen nur die Vertheidiger aufnehmen, die übrigen Flüchtlinge und die Viehherden fanden in einer von schenkelförmig abstehenden Niederwällen eingeschlossenen Mulde Schutz und Unterkunft. **Hoernes.**

42.

Pigorini, L. Cause dello sviluppo della ceramica nella prima età del fero. Comunicazione preliminare. (R. Accad. d. Lincei. III.[1] Rendiconti p. 381 s. — Seduta del 15. maggio 1887.)

Diese Notiz gestattet uns schon jetzt, das Ziel einer Specialuntersuchung, welche der Verfasser dem gedachten Thema widmen will, in's Auge zu fassen. Er sieht in den Terremare der Bronzezeit und den Nekropolen mit Villanova-Inventar zwei verschiedene Culturstufen eines und desselben Volkes. Die entwickelte Keramik der letzteren beruht, wie eine lange Reihe von Beispielen sinnfällig zeigt, auf einer schwunghaft betriebenen Nachahmung bronzener Nietarbeiten mit geometrischer Decoration, welche, wie das Elfenbein und das Glas von den Phönikiern oder Karthagern in Italien eingeführt und (wohl nicht ausschliesslich) von da nach dem übrigen Europa verbreitet wurden. Hin und wieder mögen sich auch die Erzeuger solcher orientalischer Waaren auf der Halbinsel niedergelassen und hier gewisse, beliebte Fabrikate von etwas abweichender Form producirt haben. Später lernten die Italiker selbst diese Technik ausüben und verbanden sie mit figuralen Darstellungen, welche manchmal locale Sitten und Gebräuche vorführen. Der von Pigorini zum Schluss wieder ausgesprochenen Anregung: die italienische Regierung oder die Akademie möge die Herausgabe eines Corpus der italienischen (vorrömischen) Alterthümer in die Hand nehmen, dürfen wir wohl beifügen, dass eine solche Publication einem der dringendsten Bedürfnisse aller Paläo-Ethnologen, und nicht am wenigsten der ausserhalb Italiens wirkenden, entsprechen würde. **Hoernes.**

43.

Strobel, P. L'Organomia nella Paletnologia e nell' Archeologia. (Bull. di Paletn. Ital. III.[2] Parma 1887 p. 33 ff.)

Eine verständige Darlegung des vielfach unterschätzten Werthes, welcher den organischen Ueberresten für die chronologische und ethnologische Bestimmung prähistorischer Schichten zukommt. Wir dürfen es mit Befriedigung aussprechen, dass gegen die hier vertretenen Principien wenigstens seit einem Decennium in Oesterreich nicht mehr so crass gesündigt wird, als es früher manchmal geschah. Eher könnte man, wenn die Grenze des „Bis hieher und nicht weiter!“ bereits gezogen wäre, theilweise vom Gegentheile reden. Ein scharfes Verdict über die namentlich in früherer Zeit beliebten Aufstellungen einer Universaltheorie der prähistorischen Zeiträume enthalten die folgenden Schlusssätze: „Sowie jedes Land seine eigene Geschichte, so hat es auch seine eigene Vorgeschichte; denn jene ist nur eine nothwendige Fortsetzung der letzteren. Die Vorgeschichte Italiens ist nicht diejenige Frankreichs, noch irgend einer anderen Landschaft, und kann es nicht sein. Nur Berührungspunkte lassen sich nachweisen, aber keinerlei Identität. Nur für ganz bestimmte und begrenzte Gebiete lässt sich eine vorgeschichtliche Chronologie mit ihren Haupt- und Unterabtheilungen feststellen, die aber auch streng auf diesen Bezirk beschränkt bleiben muss. Erst wenn man die vorgeschichtlichen Epochen aller Länder unseres Welttheils kennt, lässt sich aus dem Synchronismus der verschiedenen Gruppen ein Grundriss der Vorgeschichte Europas gewinnen.“ **Hoernes.**

44.

Notizie degli scavi di antichità, communicate alla reale Accademia dei Lincei. Roma. Gennaio 1887.

Die Funde von figürlichen, in Bronzeblech getriebenen Darstellungen archaischen Stils, welche nördlich der Alpen mit Typen der Hallstätter Periode gemischt vorkommen, gehören noch immer so sehr zu den Raritäten, dass sie wohl auch einzeln, sofort nach ihrem Auftauchen in der Literatur, angezeigt zu werden verdienen. Die jüngst in den Not. d. sc. publicirten Objecte (Trutzwaffen aus Eisen, Rüstungsstücke aus Bronze, worunter ein ovaler 16 : 13 cm langer und breiter Schildbuckel mit 2 Kriegerfiguren) stammen von einer zufälligen Entdeckung, welche schon vor 40 Jahren bei einem Brückenschlag 4·5 Km südlich von Forli gemacht wurde und befinden sich gegenwärtig im Besitze des Marchese Albicini zu Forli. Die beiden gegen einander schreitenden Gestalten mit ihren kreisrunden, gebuckelten Schilden, welche die Körper vom Halse bis zum Knie verdecken, mit je 2 gesenkten Lanzen und kegelförmigen Helmen sind wie aus der obersten Zone der bekannten Bologneser Situla herausgeschnitten. Nur fassen die Phalara der Helme nicht den unteren Rand, sondern die Seitenlinien derselben ein, was unnatürlich erscheint, aber wohl nur auf dem Ungeschick der Darstellung beruht. Wahrscheinlich hatte diese Art Helme statt des zur Verstärkung dienenden Kammes anderer Formen ein mit Phalaren oder Buckeln besetztes Band, welches quer über den Scheitel lief. In der Mitte des letzteren ragt eine Metallspitze empor, wie sie auch die ähnlichen Schüsselhelme von St. Margarethen in Krain (s. diese Mitth. Bd. XIII, Taf. 23, 2) besassen. Die Gelenke der menschlichen Gliedmassen sind in der für diesen Stil charakteristischen Weise durch runde Punkte markirt. Aehnliche ovale, mit Buckelreihen eingefasste, in der Mitte mit Ornament gezierte Umbonen sind aus Umbrien (Not. degli scavi 1878, 19, Taf. I, 3) und, was schon Mayer als bemerkenswerth hervorhebt, von der Gurina (Mayer, Taf. VII. 11. Seite 83 a) bekannt. **Hoernes.**

45.

Undset, Ingvald. Le Préhistorique Scandinave, ses origines et son developpement. (Revue d'Anthropologie, XVI. 1887, p. 312—332.)

Der Verfasser leitet die frühe Reife der prähistorischen Studien in den skandinavischen Ländern von dem Fehlen einer antik-classischen Epoche in der Geschichte derselben und der dadurch bedingten langen Dauer vorgeschichtlicher Culturzustände (bis zur Einführung des Christenthums um 1000 nach u. Zeitr.) her. Die erste Phase jener Studien beginnt in Dänemark, Schweden und Norwegen ziemlich gleichzeitig am Anfange des XIX. Jahrhunderts und reicht etwa bis 1870. Der 4. internationale Congress der Anthropologen und Prähistoriker, 1869 zu Kopenhagen abgehalten, gewährte

der europäischen Gelehrtenwelt einen vollständigen Ueberblick der in jenem mehr als 50jährigen Wiegenalter unserer Wissenschaft gewonnenen Ergebnisse. Das archäologische und das ethnographische Museum der Congressstadt, dauernde Denkmäler des kurz zuvor verschiedenen Thomsen, erregten allgemeine Bewunderung, und die Congressarbeiten, namentlich die Discussionen zwischen den Herren Worsaae und Steenstrup, lebhaftes Interesse.

Um 1870 tritt die skandinavische Alterthumsforschung in ein neues Stadium. Unter der Aegide der Nestoren des ersten Zeitraumes bildet sich eine Phalanx jüngerer Männer, welche der Wissenschaft neue Ideen zuführen, neue Zielpunkte und Methoden aufstellen. Aus Schweden sind hier Hans Hildebrand und Oscar Montelius, aus Dänemark Sophus Müller, aus Norwegen (nach der Ansicht des Ref.) J. Undset selbst in erster Reihe zu nennen. Daneben wirken die älteren Bahnbrecher rühmlich fort, und noch eine stattliche Anzahl nennenswerther jüngerer Kräfte reiht ihre Arbeiten denen der genannten Forscher würdig an (die Herren Stolpe, Eckhoff, Wiberg, Wittlock, Strale, Baltzer in Schweden; H. Petersen, Boye, Zink, Vedel, Madsen, Sehested in Dänemark; Rygh, Lorange, Bendixen in Norwegen u. A.). Auch schöne Beispiele staatlicher Förderung sind aus diesem Zeitraume zu verzeichnen. 1874 erwirkte Worsaae als dänischer Cultusminister eine jährliche Subvention zur Erforschung und Aufnahme der einheimischen Alterthümer durch je einen Archäologen und einen Künstler. In wenigen Jahren werden diese Arbeiten vollendet und dann kein Theil Europas archäologisch so genau untersucht sein, wie Dänemark. 1875 erhielt die Universität zu Christiania eine ordentliche Lehrkanzel für prähistorische Archäologie, die erste in Europa. Der Verfasser verspricht dieser geschichtlichen Uebersicht noch mehrere auf denselben Gegenstand bezügliche Aufsätze mehr kritischen Charakters folgen zu lassen. **Hoernes.**

46.

Collignon, Dr. R. Les âges de la pierre en Tunisie. (Matériaux pour l'hist. prim. et natur. de l'homme. Vol. XXI. 1887. p. 171—204. Mit Taf. V—VIII.)

Die anthropologische Gesellschaft in Paris erntet mit dieser Publication eine der werthvollsten Früchte der Mission, welche der Verfasser während dreijähriger Reisen in der Regentschaft Tunis für sie durchgeführt. Die verwickelten Fragen der Ethnologie Nordafrikas erhalten durch den Nachweis zahlreicher paläo- und neolithischer Culturschichten in dem von Frankreich jüngst occupirten Gebiete ein sehr wesentliches archäologisches Substrat. Namentlich die Umgebung der Stadt Gaffa ist auf engem Raume ungemein reich an dichtgeschaarten und vereinzelten Funden der Epochen (oder Typen), welche die Franzosen chelléenne und mousti-érienne nennen. Ein Blick auf die prähistorische Uebersichtskarte (pl. VI) zeigt uns südwestlich von der Stadt Tunis eine fast 1 Breitegrad lange Region der Dolmen, dann südlich von Kairouan ein viel ausgedehnteres Gebiet mit geschlagenen und polirten Steinwerkzeugen. Im südlichen Landestheil hat die Steinzeit, wenn man so sagen darf, ungemein lange gewährt; denn neben den Metallen, welche die Gätuler und Numidier von den Phönikiern und später von den Römern erhielten, finden sich auch nach dem Falle Karthagos und der Etablirung der römischen Herrschaft, Feuersteinwerkzeuge noch immer, und nicht etwa vereinzelt, sondern sehr zahlreich, im Gebrauche. **Hoernes.**

47.

Klose, W. Bronze- und Eisenzeit oder Metallzeit. Ein Beitrag zur Lösung der Frage über die Berechtigung dieser Eintheilung und über die Priorität der Bronze. Hirschberg i. Schles. 1887.

Der Standpunkt des Verfassers, welcher die Priorität des Eisens vor der Bronze in der prähistorischen Industrie für den ganzen Erdkreis behauptet, ist bekanntlich nichts weniger als neu; hat er es doch schon zu einer gewandten populären Darstellung (von M. Alsberg) in der Virchow- und Holtzendorff'schen Sammlung gemeinwissenschaftlicher Vorträge gebracht. Für jene Länder, in welchen eine reine Bronzezeit nachweisbar ist — und der Kreis derselben gewinnt immer mehr Ausdehnung — müssen wir ihn wohl unbedingt verwerfen. Für die anderen aber ist zu erinnern, dass die ganze Fragestellung nach der Priorität oder Posteriorität dieses oder jenes Metalls in der Cultur des Erdkreises oder eines weiteren Bezirkes, etwa Europas, dem heutigen Stande unserer Wissenschaft nicht mehr entspricht, seitdem man, fern von den Illusionen, zu welchen solche schematische Aufstellungen einst Anlass gaben, erkannt hat, dass mit einem kategorischen aut-aut dem gordischen Knoten der Urgeschichte Europas nicht beizukommen ist.

Hoernes.

48.

Gozzadini, Giovanni. Scavi governativi in un lembo della Necropoli Felsinea 1885—1886. Bologna. 23 pp.

Der Autor hat während des Herbstes 1885 und des Frühlings 1886 im Auftrag des italienischen Unterrichts-Ministeriums die Ausgrabungen auf dem Landgute S. Polo des Herrn Arnoaldi Veli, wo sich bekanntlich ein Randstück der grossen Nekropole von Felsina in westöstlicher Richtung ausdehnt, fortgesetzt. Es fanden sich neuerdings 27 etruskische und in einer darunter liegenden Schichte 19 römische Gräber, letztere aus der späteren Kaiserzeit. Alle etruskischen Gräber waren schon im Alterthum zerstört und ihrer werthvolleren Beigaben beraubt; doch ergab sich noch immer eine sehr schätzbare Ausbeute an sculpirten Grabstelen, metallenen Schmucksachen und rothfigurigen griechischen Vasen. In einem der beraubten Gräber fand sich eine eiserne Schaufel, welche, wie die Vergleichung dieser in unseren Museen wenig zahlreichen Geräthe lehrte, nicht römisch, sondern gallisch ist. Den Galliern schreibt daher Gozzadini die Ausplünderung dieses Theiles der Nekropole von Felsina zu. Für die Methode unserer Forschung ist es gewiss von Nutzen, auf diese und ähnliche Fehlerquellen mit Nachdruck hinzuweisen und sie nicht ausser Auge zu lassen, wenn es sich um die Bestimmung gemischter Funde handelt, wie sie so häufig diesseits der Alpen vorkommen.

Hoernes.

49.

C. J. Wills, Med. Dr. Persia as it is. London 1886.

Der Verfasser lebte über 20 Jahre als Arzt im Telegraphendienste zumeist in Schiraz und Isfahan. Vor 4 Jahren verfasste er bereits ein Werk ähnlichen Inhalts „In the land of the lion and sun". Letzteres enthielt meist persönliche Erlebnisse, bot demnach geringeres Interesse, zumal der Styl ziemlich ungeschliffen und die Transscriptionen sehr mangelhaft waren. Wir constatiren mit Freude in dem gegenwärtigen einen gewaltigen Fortschritt in Styl, Inhalt, selbst in Transscriptionen, die allerdings Manches zu wünschen lassen. Obwohl die ethnographischen Skizzen mehr für den Süden gelten, so bieten sie auch für die anderen Theile vielen Stoff der Belehrung über den jetzigen Stand der herrschenden (müssigen) und arbeitenden Classen. Jeder ehrliche Ethnograph stellt sich vorweg über ein Volk die Fragen: Ist es gut oder schlecht? Ist es bildungsfähig, vor- oder rückschreitend? Hat es eine Zukunft? Unser Autor hat keine Vorurtheile gegen, ja er liebt sogar Land und Leute, doch zu Ende merkt man, dass so viele vorzügliche Eigenschaften, Talent, Begabung, Fleiss, Mässigkeit, Ausdauer etc. mit so vielen Fehlern gepaart sind, dass die Antwort nicht leicht wird. Durchschnittlich verdient die arbeitende Classe alle Anerkennung, denn wo immer sie vom Druck der regierenden Classen befreit ist, so in Indien, Russland, selbst Türkei, versteht sie es, rasch Stellung und Erwerb sich zu verschaffen. Dies beantwortet auch die Frage über ihre Bildungsfähigkeit, die in hohem Grade existirt. Auch die Zukunft der Rasse ist nicht trübe, doch gewiss nicht in den gegenwärtigen Formen. Auf diese Aenderung ist nicht allein das denkende Volk, sondern auch das regierende vorbereitet, das das Deluge auch acceptirt. — Fast rührend sind die Aufzeichnungen über das Frauenleben. Wir sind gewohnt, in den orientalischen Frauen willenlose, träge, unwissende Wesen zu sehen. Dies ist grundfalsch. Die Polygamie im Orient ist nicht ausgedehnter als das Maitressenwesen grosser Städte, die erwerbenden Classen sind monogam, die Ehen nicht glücklicher aber auch nicht unglücklicher als anderswo. Die monogame Frau ist durchschnittlich arbeitsam, tugendhaft und leitet bei vieler Entbehrung die Erziehung der Kinder und das Hauswesen. — Alle moderner Reisenden sind entzückt über das Aufblühen der Residenz Teheran. Die Stadt ist schön, fast gesund und wasserreich geworden. Die Steppe ringsum weithin ward fast zum Garten. Was frommt's jedoch, wenn andere Städte in Ruinen verfallen? wenn fast nirgend eine Strasse, wenn viele Luxuswagen, doch kein einziger für Lasten im ganzen Lande zu finden ist? Das Beispiel Teheran's bietet jedoch die grosse Belehrung, was bei gegebenen Mitteln durch einfache Hydrauliker des Landes aus einer öden Steppe gemacht werden kann. Ein grosser Lichtpunkt unserer Zeit ist die religiöse Toleranz der gegenwärtigen Regierung. Man klagt häufig die Priesterclasse der Intoleranz an. Es kann nichts Falscheres gedacht werden. Die Gebildeten sind fast Freidenker und dass sie manchmal, jedoch selten, intolerant sind, das geht nicht vom Herzen, sondern es gehört zum Handwerk.

Ist der Mullah des Europäers sicher, so entwickelt er philosophische Themata, die fast an Ungläubigkeit streifen. Es ist noch ein Glück, dass sie den Nimbus bewahren, denn in letzter Instanz sind sie doch die Einzigen, welche der erdrückenden Willkür zu widerstehen vermögen. — Der Autor hat auch zur Illustration des persischen Lebens zwei Novellen dem Text beigefügt. Wir wollen deshalb mit ihm nicht rechten, bleibt doch noch immer der Roman Hadji Baba von Morrier das beste ethnographische Werk über Persien. Das Einzige, was wir dem Autor verübeln, ist, dass er als Doctor nicht ein Jota der naturwissenschaftlichen Forschung beigefügt hat. Nicht Jeder ist für diese Disciplin gemacht, doch Jeder hat die Pflicht, Material für die Gelehrten der Heimat zu sammeln.

Polak.

50.

Chavanne Joseph, Dr., Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate in den Jahren 1884 und 1885. Jena 1887.

Der in wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannte Verfasser publicirt hiermit die Ergebnisse seiner Reise am unteren Congo. Dieselbe hat ihn zwar nur bis Vivi und San Salvador geführt, aber dennoch Gelegenheit zu ausgedehnten wissenschaftlichen Beobachtungen gegeben, welche beweisen, wie viel ein vielseitig geschulter Forscher selbst in sogenannten „bekannten" Gebieten Westafrikas leisten kann. Die ersten Capitel geben die Reisebeschreibung, dann werden die geographischen Verhältnisse erörtert und zuletzt folgt ein Abschnitt über Ethnographie.

Als Gesammtbezeichnung der gleichsprachigen Stämme am Congo bis Stanley Pool, am Kwilu, Tschiloango etc. nimmt Chavanne den Ausdruck Bafiōte an. Wenn der in den Küstenstrichen übliche Name Fiōte, d. h. „die unserige (Sprache)" in linguistischen Schriften schon meist durch das richtigere „Kikongo" ersetzt wird, so ist es einem Fremden doch sicher nicht gestattet, durch Vorsetzung des bantu Präfixes „Ba-" aus Fiōte einen Volksstamm zu bilden. — Dies ging aus dem Bestreben hervor, einen zusammenfassenden Namen für diese Stämme zu bilden, den die Eingeborenen selbst nicht besitzen. Wenn man jedoch bedenkt, dass die Dialekte der Küstenstämme vielfach durch portugiesischen Einfluss corrumpirt sind und dass die reine Sprache von den Inlandstämmen Kikongo genannt wird, so kann man wohl den Ausdruck Bakongo als Bezeichnung für die ganze Gruppe gebrauchen. Der Verfasser gibt in diesem Abschnitte eine sehr interessante Schilderung der Volkssitten, der Industrie etc. bei den Stämmen am unteren Congo. Es besteht ein Verbot, das Land zu verkaufen, alle Verträge mit den Weissen sind daher nichts als Pachtverträge. Der Sohn der Schwester ist stets der berechtigte Erbe. Die Fetischfiguren werden keineswegs als solche angebetet, sondern bedeuten nur den Sitz eines höheren Principes. Betreffs der Nkimba-Secte bei den Mussikongo und Küstenstämmen behauptet Chavanne, dass dieselbe an entlegenen Orten, z. B. den Waldinseln am unteren Congo sich aufhalte, und dass nur Leute, welche ein körperliches Gebrechen oder eine Schuld ihrer Angehörigen zu sühnen haben, in dieselbe auf 2—3 Jahre eintreten müssen. Dieser Ansicht widerspricht die von erfahrenen Missionären, welche auch mit meinen Beobachtungen zusammenfällt, dass nämlich Nkimba nichts Anderes als eine religiöse Erziehung für Knaben ist, bei der dieselben unter Leitung eines N'ganga in der geheimen Sprache und gewissen Gebräuchen unterwiesen werden. Zu berichtigen dürfte auch sein, dass die Hunde der Bacongo

durch den Sklavenhandel eingeführt worden seien. Dieselben gehören der gewöhnlichen Hundevarietät an, welche fast über ganz Centralafrika verbreitet und zweifellos einheimisch ist. Sehr interessant ist eine Tabelle mit den geschätzten Einwohnerzahlen der von Dr. Chavanne besuchten Dörfer. Nach derselben würde sich die Bevölkerung auf 7·3 Seelen auf den Quadratkilometer stellen. Von den beiden Karten ist eine schon in „Petermann's Mittheilungen" veröffentlicht worden, während die andere eine Reduction der im Brüssler „Institut Nationale de Geographie" erschienenen darstellt. Das Buch, welches auch historische und handelspolitische Abschnitte enthält, ist entschieden das beste und wissenschaftlichste über das Mündungsgebiet des Congo. Unangenehm macht sich darin bemerkbar, dass Dr. Zintgraff, der Reisegefährte Dr. Chavanne's, von dem die Sammlungen und zahlreiche wissenschaftliche Beobachtungen herstammen und der eben jetzt im Dienste der deutschen Regierung als Ethnolog in Kamerun thätig ist, kaum in dem Buche erwähnt wird.

Baumann.

51.

Buchner Max, Dr., Kamerun. Skizzen und Betrachtungen. Leipzig 1887.

Diese hauptsächlich colonialpolitische Schrift enthält auch eine sehr interessante ethnographische Schilderung der Dualla-Neger. Wenn schon der flüchtige Anblick der Dualla und ihrer Dörfer wahrhaft täuschend an die Stämme des oberen Congo erinnert, so weist diese auf gründlicher Kenntniss beruhende Darstellung noch mehr auf die Bajansi und Bangala, theilweise selbst auf die Bacongo hin. Die Trommelsprache der Duala hat ihre Analogien am Congo. Die religiöse Dualla-secte der Makuku, deren Angehörige sich weiss bemalen und eine geheime Sprache sprechen, gleichen auffallend den Nkimbas des Congo, welche gerade den gleichen Gebräuchen huldigen. Die Grenze der Bantu gegen die Negerrasse stellt Buchner nördlich vom Kamerungebirge. Bei den Bakwiri (Bantu) findet man schon zahlreiche Anklänge an die Negersprachen. Ausser rein ethnographischem Material enthält das Buch einen wahren Schatz zur Charakteristik des Negers, von dem Dr. Buchner sagt: „Wir lieben den Neger wegen seiner drolligen Laune und zugleich hassen wir ihn wegen seiner Niedertracht."

Baumann.

52.

Dennet R. E., Seven years among the Fjort. An English traders experiences in the Congo-district. London 1887.

Mit dem eigenthümlichen Namen „Fjort", in welchem wir wohl nur eine Concession an die englische Orthographie zu sehen haben, bezeichnet der Verfasser die Eingeborenen des Küstenstriches zwischen Loango und Kabinda. Der grösste Theil des Buches ist mit der genauen Wiedergabe endloser Palaver zwischen den weissen Händlern und den Negern erfüllt, deren Lectüre zwar nicht sehr anregend, aber immerhin belehrend ist. Manches Interessante theilt der Verfasser über die Religion dieser Stämme mit. Die oberste Gottheit Nsambi ist weiblichen Geschlechtes und bildet mit ihrem Sohne Congo und dem Geiste Deïsos eine Trinität. Verfasser vermuthet, dass die christlichen Anschauungen, welche ja zu Beginn der Neuzeit durch portugiesische Missionäre im ganzen Bakongo-Gebiete verbreitet wurden, zu diesen Ideen Veranlassung gaben. Diese Ansicht hat entschieden viel für sich, nur wäre zu untersuchen, ob bei Inlandstämmen, welche dem christlichen Einflusse stets entrückt waren, ein ähnlicher Glaube sich nicht vorfindet. Mir ist in dieser Hinsicht nur bekannt, dass der Name Nsambi nicht nur am oberen Congo eine Gottheit bezeichnet, sondern auch als Niambe in Kamerun auftritt, überhaupt den Bantu-Stämmen gemeinsam zu sein scheint. Der Nkissi ist ein böser Geist, der in den Fetischen und Amuletten seinen Sitz hat und hauptsächlich verehrt wird. Den Familien-Nkissis wird auf einem grünen Fleck ein Haus errichtet, in welches nur das Oberhaupt der Familie eintreten darf. Der Legende nach sollen dies die Plätze sein, wo Congos Söhne auf ihrer Wanderung ausruhten. Dennet theilt als Beispiel der Ahnenverehrung die Legende der Maloango-Familie mit. Die allgemeinen Fetische haben Ngangas (Priesterärzte) zu ihrer Bedienung. Diese treiben die Nägel in die Figuren ein, durch deren jeden der Wunsch eines Betenden dem Gotte gewissermassen mitgetheilt wird. Dennet bespricht hierauf die Sitte des Cassiaessens, der Gottesgerichte und andere nationale Einrichtungen. Die Beschreibung wird durch Illustrationen erläutert, deren mehrere wohl etwas zu naiv blutdürstig gehalten sind. In anderen Capiteln spricht Dennet Ansichten über das Land, die Staatenbildungen und colonialpolitische Fragen aus, wobei er sich allerdings nicht ganz von dem specifischen Engländerthum losmachen kann. Die Darstellung ist eine einfache und macht auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch. Dennoch muss es stets besonders hervorgehoben werden, wenn ein Kaufmann sich herbeilässt, seine Erfahrungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wie viele Händler gibt es in Westafrika, die während Jahren die Stämme um ihre Factoreien herum gründlich kennen gelernt haben und die Beschreibung derselben doch öfters Leuten überlassen, die das Land kaum flüchtig durchreist haben. Mögen recht viele, besonders deutsche Kaufleute dem Beispiele Dennet's folgen und den reichen Schatz ihrer Erfahrungen für die Ethnologie fruchtbar machen.

Baumann.

53.

Jadrinzew, N. Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien. Mit Bewilligung des Verfassers nach dem Russischen bearbeitet und vervollständigt von Dr Ed. Petri. Mit 14 Tafeln Illustrationen. Jena. Hermann Costenoble. 1886. XIX + 589, gr. 8°.

Jadrinzew gilt als der ausgezeichnetste Kenner Sibiriens. Vorliegendes Werk ist im Jahre 1882 zuerst in russischer Sprache erschienen und hat gerechtes Aufsehen erregt. Prof Petri, der eine Reihe trefflicher Studien im Sibirskij zbornik und im Vostočnoje obozrenije veröffentlicht hat, ist wohl berufen gewesen, J.'s Arbeit zu übersetzen. „Vom wissenschaftlichen Standpunkte", sagt Petri im Vorwort, „ist Sibirien ein Land von ungeheuerem Interesse." „Der Slave hat sich in Sibirien unter dem Einflusse einer veränderten Lebensweise im weiteren Sinne des Wortes, einer Veränderung

im Klima, in der Nahrung, in der Beschäftigung, in der Geistesrichtung, und gewiss auch unter dem Einflusse einer Beimischung von Eingeborenen in einen eigenthümlichen, physisch und psychisch vom slavischen Typus abweichenden Sondertypus, den Sibirjaken verwandelt." Darnach betrachtet der Herausgeber es als die besondere Aufgabe der Forschung in Sibirien, festzustellen: „die Veränderungen, welche jeder Auswanderer unter dem Einflusse physiologischer und psychologischer Ursachen früher oder später, in höherem oder geringerem Masse durchzumachen hat."

Dieses Werk bietet so viel des Bemerkenswerthen, dass man eine Broschüre darüber schreiben müsste, wollte man daraus Jedes gebührend hervorheben. Referent muss sich freilich hier darauf beschränken, die den Ethnographen am meisten anziehenden Dinge kurz zu erwähnen. Die ältesten Einwohner Sibiriens sterben aus: Vogulen, Tataren, Ostjaken, Samojeden, Tungusen, Jakuten, Jukagiren, Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen, Giljaken, Kirgisen, Altaj-Kalmyken, Sojoten, Burjaten, Koreaner, Chinesen, Sarten und Usbegen (S. 10 ff.). Die Gründe und Wege der Vermischung dieser Völker mit den Russen (S. 13 ff.) werden ausführlich beschrieben: „An einigen Orten Sibiriens bezeichnet die Bevölkerung sich selber als „Gemengsel" (S. 22). Charakteristik der verschiedenen Mischtypen. Nachtheile der Vermischung (S. 30 ff.), vor Allem Verminderung der Fruchtbarkeit. Der Russe entartet oder wird jakutisirt (S. 34).

„In den Grenzgebieten haben die Russen häufig mitsammt ihrem Typus auch ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten, ihre Sitten und Gebräuche, ja sogar ihre Sprache, mit einem Wort, ihre Nationalität eingebüsst." Verbreitung der Polygamie (S. 39). Mischsprachen (S. 41). Schamanenthum der Burjaten und lamaistisches Prophetenthum (S. 43). „Die Russen zeichnen sich durch eine hochgradige Verwilderung und Stumpfheit (S. 45), durch Trägheit und Schwerfälligkeit aus" (S. 46). Ueber Bergcultus der Tungusen von Turuchansk (S. 50). Im Osten hat die russische Colonie nicht nur den physischen Typus und die physischen Eigenthümlichkeiten des Eingeborenen, sondern auch seine Cultur angeeignet (S. 61 ff.). Der sibirische Dialekt hat mehr als 3000 rein localer, der allgemein russischen Sprache fremder Wörter aufgenommen. „Narren, Idioten, Propheten und Wahrsager finden sich in jeder sibirischen Stadt" (S. 66). Ausserordentliche Entwicklung der Prostitution und zügellose Trunksucht in allen Ständen. Die Bevölkerung durchwegs von Syphilis inficirt. Der Sibirier hat die Volksüberlieferungen der altrussischen Vorzeit (Bylinen) vergessen (S. 70 ff.). Entwicklung von Pleme- und Bractvo-Gemeinschaften (S. 93 f.) aus der engeren Familie. Herzbrechende Schilderungen des Dahinschwindens der eingeborenen Stämme. Geringe Erfolge des Christenthums (S. 139—151). Die Colonisation von Sibirien und die Auswanderungsfrage der Gegenwart (S. 152 ff.). „In Sibirien werden nicht selten ganze Dörfer und Ansiedlungen entdeckt" (S. 166). Sibirien als Verbrechercolonie (S. 191 ff.). Jährlich werden an 19.000—20.000 Menschen deportirt. Ihre Lage ist trostlos. Die Meisten werden Landstreicher (Brodjagen), Räuber und Brandstifter (S. 244). Die Reichthümer des Ostens und die Geschichte ihrer Ausbeutung (S. 259 ff.). Die ökonomische Lage der sibirischen Bevölkerung (S. 311 ff.). Den Schluss des Jadrinzew'schen Werkes bilden Aufsätze über die Zukunft Sibiriens und die Bedingungen seines Gedeihens. Besonders werthvoll sind die Zusätze Petri's im Anhange S. 437—574. Das Wahrsagen aus den Sprüngen eines in's Feuer gehaltenen Schulterblattes eines Schafes ist bei den sibirischen Schamanisten und auch bei den Russen ungemein verbreitet. Bei den Serben im Süden üblich unter dem Namen: gatanje u pleća. S. 442: „im Bezirke Nertschinsk ist der Brautraub, die „Diebshochzeit" so sehr verbreitet, dass angeblich kaum 10% der Ehen auf üblichem civilisirten Wege geschlossen werden. Die Eltern haben in der Regel nichts gegen diese Art der Eheschliessung einzuwenden, ja sie machen mitunter bekannt, dass sie ihre Tochter nur auf dem Wege einer „Diebshochzeit" verheiraten werden, da ihnen zur Abhaltung einer ordentlichen Hochzeit die Mittel fehlen." S. 444: „Im russischen Volke ist die Anschauung verbreitet, dass die Erde auf drei Walfischen ruhe. Bei den Altajen ruht die Erde auf dem Bauch eines Frosches (darum werden die Frösche im Altaj nicht getödtet); wenn der Frosch einen Finger regt, so gibt es ein Erdbeben; bei den Kirgisen auf einem Stier (so auch bei den Türken); bei den Tartaren am Tschulym auf einem Mammuth." Ueber „heidnisches Christenthum" (S. 450 ff.). St. Niklaus als Fetisch am Baikalsee. Ein zweiter und dritter Anhang behandelt „die Erschliessung Sibiriens" und bietet eine Reihe statistischer Tabellen dar.

Gegenwärtig arbeitet Jadrinzew an einem umfangreichen Werke über die Geschichte und den Culturzustand der ugrisch-altaischen Völker und plant eine grossartige wissenschaftliche Expedition zur Erforschung Sibiriens. Möge er auch diese Mission glücklich durchführen und reichbeladen mit ethnographischen Errungenschaften zu den heimischen Penaten heil wiederkehren. **Krauss.**

54.

Gittée, Auguste. Le folklore et son utilité générale. Bruxelles 1886. 38 S., gr. 8°. Extrait de la Revue Belgique.

Herr Gittée, ein ausgezeichneter Kenner der wallonischen, vlämischen und französischen Volksüberlieferungen, hält hier pro domo nostra eine Rede, die nicht minder von seiner innigen Vertrautheit mit den Aufgaben unserer Wissenschaft, als von seiner feurigen Liebe und Begeisterung für dieselbe glänzendes Zeugniss ablegt. Er legt an der Hand einiger zutreffend gewählter Beispiele den hohen sittlichen Werth der Volksüberlieferungen dar und hebt mit Nachdruck die unleugbar hohe patriotische Bedeutung der Volkskunde hervor. Letzteren Umstand kann man eigentlich nie genug scharf betonen. Die Volkskunde ist entschieden die patriotischeste Wissenschaft. **Krauss.**

55.

Riedel, J. G. F. De sluik- en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua. Met platen en schetskaarten. Uitgegeven door tusschenkomst van het Nederl. Aardrijkskundig Genootschap. 'S-Gravenhage, Mart. Nijhoff, 1886.

Dieses für den Ethnographen geradezu kostbare Werk behandelt die Ethnographie der die Banda-See einschliessenden

Inseln, und zwar: Buru, Ambon und die 3 Uliase-Inseln, weiters Serang (Ceram) oder Nusaina, den Seranglao-(Ceramlaut-) und Gorong-Archipel, die Watubela-Inseln, die Keei- oder Ervaabu-Inseln, den Aaru-Archipel, die Tanembar-(Tenimber) und Timorlao-(Timorlaut-)Inseln, die Luang-Sermata-Gruppe, den Babar-Archipel, die Inseln Leti, Moa und Lakor, Keisar (Kisser) oder Makisar, Eetar oder Weter sowie die kleinen in der Banda-See selbst gelegenen Inseln Romang, Dama, Teun, Nila oder Lina und Serua. Man sieht schon aus diesem Verzeichnisse, dass der Verfasser bemüht war, viele der bisher üblichen corrumpirten Inselnamen richtigzustellen, namentlich das überall eingebürgerte *c* durch *s* zu ersetzen, wie es der thatsächlichen Aussprache entspricht.

Die Wichtigkeit der in Rede stehenden Inseln erhellt schon daraus, dass wir es hier mit einem ethnographischen Grenzgebiete zu thun haben, in welchem zwei Rassen, die gelbe und schwarze, oder wie sie Riedel nennt, die schlicht- und die kraushaarige, sich nicht nur berühren, sondern stellenweise förmlich durchdringen. Die ethnographischen Verhältnisse solcher Grenzgebiete zu erforschen und klarzulegen, verursacht aber gerade die grössten Schwierigkeiten. Kaum je war ein Ethnograph für eine so schwierige Aufgabe besser vorbereitet als der Verfasser, der durch nahezu 30 Jahre als Beamter der niederländisch-indischen Regierung auf Selebes und den Molukken (durch Jahre als Resident des letzteren Gouvernements) thätig war und sich von Anfang an intensiv mit den ethnographischen Verhältnissen dieser Inseln beschäftigt hat. Dieses Interesse entsprang dem tieferen Bedürfnisse, die von ihm verwalteten Gebiete und deren Bewohner im Interesse einer guten Regierung möglichst genau kennen zu lernen, denn „pour diriger le peuple dans la voie correcte, il faut d'abord connaître leurs coutumes et leurs moeurs", wie Riedel im Vorworte richtig bemerkt. Das hohe Vertrauen, welches sich der Verfasser überall bei den Eingeborenen durch sein Interesse für ihre Sitten und Gebräuche erworben hat, ermöglichte es ihm allein, einen tieferen Einblick in ihr Seelenleben zu thun, als es gewöhnlich auch sonst ganz gewissenhaften Reisenden möglich ist. So stellt sich das Werk ebenbürtig neben Veth's epochemachendes Werk über Java und Hasselt's ethnographische Beschreibung von Mittel-Sumatra. Hätten wir heute nur eine grössere Anzahl gleichwerthiger Werke, die Ethnographie stünde gegenwärtig auf einer anderen Stufe unter den verwandten Wissenschaften, auf einer Stufe, die ihr in vollem Maasse gebührt und die man ihr heute noch immer nicht einräumen will. Wenn auch in den letzten Jahrzehnten sich das ethnographische Beobachtungsmaterial durch die Erschliessung grosser Ländergebiete ganz ungeheuer gehäuft hat, so dass heute schon überall Stimmen nach Sichtung und Verarbeitung des Stoffes laut werden und es auch an einzelnen geistreichen Versuchen in dieser Richtung nicht fehlt, so ist das Rohmaterial noch viel zu ungleichartig, um dasselbe trotz schärfster Kritik zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten. Ethnologische Forschungsstationen mit tüchtigen jungen Kräften an der Spitze, die wohl vorbereitet, nach einheitlicher, streng wissenschaftlicher Methode arbeiten, wären heute mindestens ebenso nothwendig, wie meteorologische, ornithologische und andere Beobachtungsstationen, die in hundert und mehr Jahren ebensogut noch der Erforschung sich weniger rasch verändernder Dinge dienen können und werden, während die Ethnologie dann fast ausschliesslich auf das heute vorhandene und in nächster Zukunft zu sammelnde Material angewiesen sein wird.

Doch zurück zu Riedel's Werk. Jede Insel oder Inselgruppe ist in einem eigenen Capitel abgehandelt und der ethnographischen Beschreibung ganz richtig die geographische und topographische Schilderung vorangestellt. Das zeigt allein schon, wie tief der Verfasser seine Aufgabe erfasst hat, denn gar manche ethnographischen Abweichungen rassengleicher Völker erklären sich ungezwungen aus den verschiedenen geographischen Verhältnissen ihrer Wohnplätze. Für den Geographen sind die 13 Kartentafeln der verschiedenen Inseln, welche manchen Irrthum berichtigen, von Interesse. Die Darstellung der ethnographischen Verhältnisse jeder Insel ist kurz und gedrängt, im Wesentlichen eine Aneinanderreihung von Thatsachen. Darin liegt nach Meinung des Referenten aber der Hauptwerth des Buches als gutes Quellenwerk. Der Vorwurf, der demselben gemacht wurde, es wiederholen sich einzelne Angaben bei den verschiedenen Inseln zu oft, ist ungerechtfertigt; wir haben es hier eben nicht mit einer Compilation oder einem Lehrbuche zu thun. Wie interessant ist es z. B., den Gebrauch, durch welchen die Eingeborenen ihr Eigenthum zu schützen suchen und welcher in ähnlicher Form auch bei andern Völkern wiederkehrt, in seinen verschiedenen Ausbildungen auf den verschiedenen Inseln zu verfolgen. Derselbe tritt hauptsächlich in zwei Formen auf, als Matu oder Matukau und als Susi. Das Matu besteht aus Zeichen, Figuren u. drgl., welche man an den zu beschirmenden Gegenstand, z. B. einen Obstbaum hängt; ähnlich geschieht dasselbe auch beim Susi, nur dass hier das Uebertreten des Verbotes straffällig wird, während beim Matu die Strafe den Verletzenden meist in anderer Form treffen soll; gewöhnlich hat man die Anschauung, dass derselbe von einer Krankheit heimgesucht wird.

Das Werk ist geradezu unerschöpflich an ethnographischen Daten, die immer präcis und klar hingestellt werden. Wir können auch wohl annähernd auf den überaus reichen Inhalt eingehen. Auf 44 Tafeln sind Volkstypen und ethnographische Gegenstände abgebildet; aus letzteren ersieht man, wie wenig Originales sich von denselben auf den in Rede stehenden Inseln erhalten hat; nur im Inneren der grösseren Inseln, z. B. auf Seram, finden sich noch die Ueberreste der früheren primitiven Cultur.

Wir wünschen, dass der Verfasser, dem wir schon viele interessante Mittheilungen über den ostindischen Archipel verdanken, seine auf Selebes und Halemahéra gesammelten Erfahrungen in ähnlicher Form verarbeiten möge. Riedel's ethnographische Arbeiten sind solche, die mit der Zeit immer mehr an Werth gewinnen. **Heger.**

56.

Erckert, R. von. Der Kaukasus und seine Völker. Leipzig, Paul Frohberg, 1887.

Dieses Werk ist die Frucht eines zweijährigen Aufenthaltes im Kaukasus, welchen der Verfasser als kais. russischer General in seinen verschiedenen Theilen bereiste, hauptsächlich um anthropologische und ethnographische Forschungen auszuführen. Die anthropologischen Arbeiten, welche haupt-

sächlich in Kopfmessungen verschiedener Vertreter der kaukasischen Bevölkerung bestanden, sind wohl auf die Anregung Virchow's zurückzuführen, welcher im Jahre 1881 den Kaukasus besucht hat. Ueber 800 solcher Kopfmessungen (genau 819) wurden durchgeführt, doch finden sich in dem dieses Capitel behandelnden Anhang II nur die Hauptresultate in Form von „Durchschnittszahlen" mitgetheilt, und ist daher das in Aussicht gestellte Hauptwerk über diese Messungen abzuwarten, da die angegebenen Zahlen keine Controle zulassen. Aus diesen Durchschnittszahlen wurden vier Indices berechnet, und zwar 1. der Längenbreiten-Index, 2. der Längenhöhen-Index, 3. der Jochbreiten-Gesichts-Index und 4. der Nasen-Index. Ueberraschend sind die daraus sich ergebenden Resultate, nämlich das sehr seltene Vorkommen von Dolichocephalie und die weitaus überwiegende Brachycephalie. Die Durchschnittszahlen ergeben überhaupt keinen einzigen dolichocephalen Volksstamm im ganzen Kaukasus; der einzige mesocephale Stamm (mit 79·4 Längenbreiten-Index, also auch hart an der Grenze der Brachycephalie) sind sonderbarerweise die Aderbeidschan-Tataren, denen dann die Kalmyken folgen, also beides Repräsentanten der mongolischen Rasse. An die Kalmyken schliessen sich erst die iranischen Osseten an. Es bleibt daher die Publication der gesammten Maasse abzuwarten, da „Durchschnittszahlen" nicht immer ein richtiges Bild geben. Was die anderen Theile des Buches anbelangt, so finden wir im Anhang I einen kurzen Ueberblick über die Sprachen des kaukasischen Gebietes, bekanntlich gerade hier ein höchst schwieriges und verwickeltes Problem. Das Buch selbst behandelt in einzelnen Capiteln die ethnographische Schilderung der verschiedenen Stämme, wobei nicht nur der Kaukasus im orographischen Sinne als Gebirge, sondern das ganze sogenannte Kaukasien von der Kuma-Manytsch-Niederung im Norden bis zu den russischen Grenzen gegen Persien und die asiatische Türkei im Süden in den Bereich der Darstellung gezogen ist. Mit der grössten Ausführlichkeit und Liebe sind die Bewohner des Dagbestan (Lesghier) geschildert, welche der Verfasser — und zwar mit vollem Recht — wohl am intensivsten studirt hat. Einzelne typische Vertreter der kaukasischen Bevölkerung sind durch Abbildungen in Lichtdruck dargestellt. Ueberall finden sich eingestreute Bemerkungen über die erst in den letzten Jahren bekannter gewordenen vorgeschichtlichen Localitäten. Ausgestattet ist das Werk mit einer grossen ethnographischen Karte des Kaukasus, welche der Verfasser auf Grundlage der bekannten Seydlitz'schen Karte entworfen hat. Wir haben es in diesem Werke mit keiner einfachen Compilation zu thun, sondern der Verfasser berichtet zumeist nur über Selbstgesehenes, welcher Umstand den Werth des Buches ganz ausserordentlich erhöht. Jeder mit den ethnographischen Verhältnissen des Kaukasus einigermassen Vertraute wird diese Arbeit mit grossem Nutzen studiren und manches Neue und Werthvolle in derselben finden. **Heger.**

57.

Siewers, W., Dr. Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, Gressner & Schramm, 1887.

Obzwar dieses Buch nur zur Unterhaltung geschrieben ist, wie dies ausdrücklich im Vorworte hervorgehoben wird, enthält dasselbe doch manches auch den Ethnographen Interessirende. Unternommen wurde die Reise auf Kosten der Karl-Ritter-Stiftung zu naturwissenschaftlichen Zwecken. Im 6. Capitel finden wir eine Schilderung der Arhuaco-Indianer, welche der Verfasser in deren im Norden und Süden der Sierra Nevada gelegenen Ansiedlungen kennen lernte. Physisch haben sich dieselben ziemlich rein erhalten, und obzwar dem Namen nach christianisirt, hängen sie doch noch an ihrer alten Religion. Interessant ist die Bemerkung auf p. 276 von dem bei der Ansiedlung San Antonio (im nördlichen Theile der Sierra) gelegenen Berge Cerro Chirúa, dem heiligen Berge der Arhuacos, „dort, glauben sie, weilen ihre Götter und ihre Stammväter; dort ist die Wiege und auch die Hoffnung des Volkes". Das 13. Capitel handelt über die Goajiro-Indianer, die Bewohner der gleichnamigen, den Golf von Venezuela im Westen begrenzenden Halbinsel; doch sind die ethnographischen Bemerkungen über dieselben dem Aufsatze von F. F. Simons (in den Proceedings Royal Geogr. Society of London 1885, December) entnommen, welcher Reisende die Halbinsel selbst besucht hat. Siewers wurde in seinem Vorhaben der Bereisung derselben durch die gerade damals ausgebrochenen Unruhen unter diesem Indianerstamme gehindert; er kennt nur die nach dem Städtchen Hacha zu Handelszwecken u. dgl. kommenden Vertreter desselben. Wir vermissen in diesem Capitel die Bezugnahme auf die tüchtige Arbeit von Ernst über die Goajiro-Indianer in der Zeitschrift für Ethnologie, II Bd., pag. 328 und 394. **Heger.**

58.

Martin, K. Westindische Skizzen. Reise-Erinnerungen. Mit 22 Tafeln und einer Karte. Separatausgabe des ersten Theiles von: K. Martin, Bericht über eine Reise nach Niederländisch West-Indien und darauf gegründete Studien. Leiden. E. J. Brill. 1887.

Die Reise wurde zu geologischen Zwecken unternommen. In Surinam wurde von Paramaribo aus der Surinamfluss etwa $1^1/_2$ Breitegrade nach aufwärts befahren; man kam dabei nicht aus dem Gebiete der Buschneger heraus, über welche sich in dem Buche eine Anzahl bemerkenswerther Notizen vorfinden. So herrscht z. B. bei den heidnischen Angehörigen dieser Neger Vielweiberei und ist das Matriarchat im Schwange; das Kind folgt daher der Mutter. Der Oheim gilt dem Kinde nach der Mutter als nächster Verwandter, nicht aber der Vater. In Folge dessen geht die Würde eines Negerhäuptlings nicht auf seinen eigenen Sohn, sondern auf denjenigen seiner Schwester über. Die Buschneger haben ihre Ansiedlungen ziemlich weit nach Süden am Flusslaufe ausgedehnt; auf die letzten derselben folgt eine neutrale Zone und darauf erst das Gebiet der freien Indianer, über welche wir in dem Buche nur sehr wenig erfahren und das Wenige nicht aus eigener Anschauung. Es genügt heute durchaus nicht mehr, als blosser Dilettant Ethnographie zu treiben; obzwar es bei dem Mangel entsprechender Lehrstühle an unseren Universitäten noch immer keine „studirten Ethnographen" gibt, gehört für den Reisenden doch schon längeres intensives Vorstudium dazu, um in dieser Richtung wirklich Erspriessliches zu leisten.

Der Reisende besuchte ferner eine Anzahl der vor der Küste Venezuelas liegenden Inseln. Auf der Insel Aruba finden sich in Höhlen alte, von der ehemaligen indianischen Bevölkerung herrührende Felszeichnungen; dieselben sind auf den Wänden mit ockrigem Rotheisenerz aufgetragen. Abbildungen verschiedener dieser Zeichnungen finden sich auf Taf. XIV. Die Darstellung der aus dem Zusammenhange gerissenen einzelnen Zeichen hat wenig wissenschaftlichen Werth; bei unserer Unkenntniss über die Bedeutung dieser Zeichnungen ist es nothwendig, die anscheinend oft ganz regellos nebeneinanderstehenden Zeichen in ihrer Gesammtheit zu reproduciren. Von Werth ist das Literaturverzeichniss am Schlusse des Werkes. **Heger.**

59.

Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro. Vol. VI. 1885.

Dieser ungemein reich mit Tafeln und Abbildungen ausgestattete Band ist das wissenschaftliche Resultat der im Jahre 1882 in Rio im Nationalmuseum abgehaltenen anthropologischen Ausstellung. Derselbe enthält auf 554 Quartseiten ausschliesslich archäologische, anthropologische und ethnographische Aufsätze. Wir müssen uns es hier versagen, auf den überaus reichen Inhalt näher einzugehen und beschränken uns darauf, die in dem Bande enthaltenen Abhandlungen anzuführen:

1. Beiträge zur Ethnologie des Amazonasthales von C. F. Hartt. Handelt über die Sambaquis und ähnliche Muschelschalenanhäufungen des Amazonasthales, namentlich auf der Insel Marajó, über Graburnen, Idole und verschiedene Thongeräthe, sowie über die Entwicklung des Ornamentes, über die Indianer des Amazonasthales, namentlich die Mundrucús, endlich über die Mythologie derselben.

2. Ueber den Menschen der Sambaquis, eine im Wesentlichen craniologische Arbeit des Dr. J. B. de Lacerda.

3. Neue craniologische Studien über die Botocuden, von Dr. J. Rodrigues Peixoto und endlich

4. Forschungen über die Archäologie Brasiliens von Dr. Ladislaus Netto, eine überaus gediegene Arbeit, welche von nun ab als Grundlage jedes weiteren Studiums über die erhaltenen Reste der früheren Bevölkerung Brasiliens betrachtet werden kann. **Heger.**

60.

Horowitz, Victor J. Marokko. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute. Leipzig, W. Friedrich, 1887, 8°.

Ein werthvolles Buch über dieses noch wenig bekannte Land. Der Verfasser war früher Consulatssecretär in Tanger und hatte genugsam Gelegenheit, Marokko kennen zu lernen, dem er, wie Manche schon vor ihm, eine grosse Zukunft voraussagt. Einer kurzen geographischen Einleitung folgen die interessanten Capitel über die Landesbewohner, deren Lebensweise, Sitten und Gebräuche, denen sich noch einige über Gewerbe und Handel, Regierung, Geschichte sowie über die wichtigsten Orte anschliessen.

Die einheimischen mohammedanischen Bewohner nennen sich Mauren; an diese schliessen sich noch die im Lande ansässigen Juden und Christen an. In physischer Beziehung herrscht unter den Mauren kein einheitlicher Typus, indem schon nach der Hautfarbe alle Nuancen von der Farbe des Kaukasiers bis zum Tiefschwarz des Negers vorkommen, was hauptsächlich durch den beständigen Zufluss von Negern aus dem Sudan und der Vermengung derselben besonders mit der Städtebevölkerung zuzuschreiben ist. Die Landbevölkerung, die sogenannten Kabylen, hat sich dabei reiner erhalten. Die Mauren zerfallen wieder in vier deutlich geschiedene Theile, nämlich die Araber, Berber, Neger und Mischlinge. Die ersteren sind keineswegs reine Araber, sondern Mischlinge der Eroberer und deren Nachfolger mit den ursprünglichen Eingeborenen des Landes, den Berbern, und mit verschiedenen anderen Elementen. Am besten wird man dieselben als arabische Mauren bezeichnen. Obzwar numerisch nur etwa ein Viertel der gesammten Bevölkerung ausmachend, sind sie doch das herrschende Element. Die Berber haben sich noch relativ ziemlich rein in den Gebirgspartien und den Wüstenregionen des Landes erhalten. Beide Elemente unterscheiden sich schon durch ihre Sprache. Die berberische Bevölkerung des alten Mauritanien war schon in alter Zeit ein Mischvolk, vielfach mit Griechen, Deutschen, Römern etc. gemengt. Horowitz hält daher die sogenannte Berberrasse für ein Mischproduct zwischen schwarzen Afrikanern, Semiten, Hamiten und Ariern. Die Tuareg der Sahara dürften den ursprünglicheren, reineren Typus der Berberrasse repräsentiren. Was endlich noch die zahlreichen Juden anbelangt, so dürften dieselben schon seit uralter Zeit im Lande ansässig sein; wahrscheinlich sind die ersten jüdischen Ansiedler von den Phöniciern in das Land gebracht worden. Die Kapitel über Lebensweise, Sitte und Brauch enthalten für den Ethnographen manche schätzenswerthe Notiz. **Heger.**

61.

Uhle M., Dr. Holz- und Bambusgeräthe aus Nordwest-Neu-Guinea mit besonderer Berücksichtigung der Ornamentik. Mit 7 Tafeln Lichtdruck. Leipzig. Verlag von A. Naumann & Schröder, 1886.

Wir sind nachgerade gewohnt, in den Publicationen des Dresdener ethnographischen Museums wahre Meisterwerke an Ausstattung zu sehen. Das vorliegende Werk ist jedoch mehr als ein beschreibender Katalog mit guten Abbildungen, bei dem auch die einschlägige Literatur zu Rathe gezogen ist. Der Schwerpunkt desselben liegt darin, mit einer noch unbeobachteten Erscheinung der Thierornamentik bekannt zu machen. Die beschriebenen und in meisterhaftem Lichtdruck zur Darstellung gebrachten Gegenstände stammen zum grössten Theile von der Geelvinkbai, also aus dem westlichen Neu-Guinea. Es sind dies: Schiffsschnabelverzierungen, Ahnenbilder, Amulette, Löffel, Bambusbehälter, Nackenschemel, ornamentirte Pfeile u. s. w. Die in der Einleitung aufgestellte Frage: „Ob die Bewohner der Geelvinkbai sich von einem reinen Naturzustande durch eigene Iniative oder durch äussere Beeinflussung erhoben haben, oder ob andere Papuas von Neu-Guinea dahin zurückgefallen sind", beantwortet der Verfasser dahin, „dass die Papuas der Küsten der Geelvinkbai mittelst äusserer Beeinflussung in einen höheren Zustand (der Cultur) erhoben worden sind. Die Beeinflussung ist vom ostindischen Archipel ausgegangen, namentlich von Halmahēra

aus. Dass sich Spuren malaiischen Einflusses auf Neu-Guinea auch noch weiter nach Osten nachweisen lassen, lässt sich nicht leugnen; bedeutend können diese Beeinflussungen nie gewesen sein und scheinen sich im Wesentlichen auf einige Küstenpunkte zu beschränken. Was Ehle's Behandlung der Ornamentik anbelangt, so sind die Deutungen recht dankenswerth, da dieselben in der Mehrzahl der Fälle den Weg angeben, wie man ein Ornament verstehen lernen soll. Referent betrachtet den eingeschlagenen Weg nur als einen geistreichen Versuch, bei dessen weiterer Verfolgung manche schöne Resultate zu Tage gefördert werden können. Um einen endgiltigen Abschluss einer solchen Studie zu erzielen, muss man noch mehr Material von der betreffenden Localität bei der Hand haben, was bei der Zerstreutheit desselben in den allerverschiedensten Museen freilich für den Bearbeiter auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stösst. Die Verfolgung der Ornamentik bei den Naturvölkern ist jedenfalls sehr wichtig und verdient mehr Aufmerksamkeit, als derselben bisher geschenkt wurde. Das ursprüngliche Ornament verschwindet im Allgemeinen bei einem Naturvolke sehr schwer; eher gibt letzteres seine Sprache und seine Sitten auf. Das Ornament ist gewissermassen der intimste sichtbare Ausdruck seines Geisteslebens. Wir wissen es dem Verfasser zu Danke, dass er auf die Wichtigkeit der Ornamentik in so nachdrücklicher Weise aufmerksam gemacht hat. **Heger.**

62.

Bastian Adolf. Zur Lehre von den geographischen Provinzen. Berlin 1886, E. S. Mittler & Sohn.

Unter der Bezeichnung „Geographische Provinz" versucht Bastian einen neuen Begriff in die Wissenschaft einzuführen, indem er darunter ein Erdgebiet versteht, das einen einheitlichen geographischen Charakter an sich trägt. In ähnlicher Weise kann man auch für den Menschen — und zwar nicht blos für dessen physische, sondern auch für seine psychische Seite — Gebiete grösserer Uebereinstimmung zusammenfassen; man kommt dann auf den Begriff der ethnischen Provinz, welche mehr oder weniger deutlich von den Eigenthümlichkeiten der in Frage kommenden geographischen Provinz beeinflusst wird. Diese gegenseitige Abhängigkeit beider versucht Bastian unter Zuhilfenahme der inductiven naturwissenschaftlichen Methode an der Hand vorliegender Thatsachen zu prüfen. Eben diese Methode wird bei weiterer Anwendung auf die Ethnologie die sicherste Basis für den weiteren Ausbau der ethnologischen Wissenschaft abgeben. Die Gesetze des menschlichen Denkens sind Naturgesetze; die aus demselben entspringenden psychischen Schöpfungen sind daher auf dieselben zu prüfen, respective letztere aus ersteren abzuleiten. Aus diesem Grunde bildet die inductive Methode den richtigen Weg zum Fortschreiten unserer Wissenschaft. Das Werkchen ist reich an tiefen und geistvollen Ideen. **Heger.**

63.

Mason, Otis T. The Guesde collection of antiquities in Pointe-à-Pître, Guadeloupe, West-Indies. Smithsonian Report for 1884, pag. 731 ff.

Eine umfassende Beschreibung mit 215 Abbildungen einer der bedeutendsten Sammlungen caribischer Alterthümer, welche mit denen anderer Gebiete verglichen werden. Es sind meist Werkzeuge und Geräthe aus Stein, welche oft sehr eigenthümliche, für die caribischen Alterthümer ganz charakteristische Formen aufweisen, so z. B. die bekannten grossen Steinhalsringe von San Domingo, sowie die merkwürdigen Tische oder Stühle aus Stein und aus Holz; ferner einige eigenthümliche alte Holzfiguren und Fragmente von Thongefässen. Die Arbeit bildet einen wesentlichen Beitrag zur Erweiterung unserer archäologischen Kenntnisse Amerikas. **Heger.**

64.

Gray, James. Ancient Proverbs and Maxims from Burmese Sources; or, the Nîti Literature of Burma. London, Trübner & Co., 1886 (Trübner's Oriental Series) pp. XII, 179. 8°.

Auf keinem Literaturgebiete hat sich der indische Geist so oft und mit so viel Glück versucht, als auf dem Gebiete der Spruchpoesie. Die indischen Sprüche, die theils in den grossen Epen und in den verschiedenen Märchensammlungen zerstreut, theils in zahlreichen Anthologien gesammelt vorliegen, werden für alle Zeiten sowohl durch ihren tiefen Gedankengehalt als auch durch ihre originelle und poetische Form eine Zierde der Weltliteratur bilden. Aber auch von hohem wissenschaftlichen Werth sind diese Sprüche. Spiegelt sich doch in ihnen, wie nicht leicht in irgend einer andern Literaturgattung, die Seele des Volkes wieder. In ihrer Gesammtheit betrachtet, geben sie ein treues Bild des Denkens des Volkes; des Volkes, weil diese Sprüche ebenso mannigfaltig in ihrem Inhalt, wie unsicher in Bezug auf ihre Herkunft sind. Nur selten ist, geradeso wie bei Volksliedern, der Name des Autors bekannt. Man kann sie daher mit einigem Rechte als aus dem Volke hervorgegangen und im Volke wurzelnd bezeichnen. Darum bietet die indische Spruchpoesie dem Culturforscher, dem Ethnographen und vor Allem dem Völkerpsychologen eine unerschöpfliche Fülle werthvollen Materials.

Die vorliegende Spruchsammlung, welche aus dem Pâli übersetzt ist und der Literatur Birmas angehört, bietet noch ein ganz besonderes Interesse. Obwohl der Buddhismus aus der brahmanischen Ideenwelt entsprungen ist, so trägt doch die buddhistische Literatur in Indien ein ganz anderes Gepräge, als die brahmanische. Der Unterschied liegt hauptsächlich darin, dass der Buddhismus auf Dinge, die im Brahmanismus als mehr oder minder nebensächlich erscheinen, das grösste Gewicht legt, während er Anderes, was dem Brahmanismus als höchst wichtig erscheint (z. B. die Kasteneintheilung oder die Autorität der Veden), gering schätzt. Die Völker Hinter-Indiens haben jedoch mit dem Buddhismus auch in hohem Grade die vorbuddhistische indische Cultur aufgenommen. So kommt es denn, dass wir in Hinter-Indien eine mitunter recht sonderbare Mischung buddhistischer und brahmanischer Ideen finden. Zwei Ströme, die, obwohl einem Quell entsprungen, lange Zeit getrennt nebeneinander flossen, haben sich in Hinter-Indien wieder vereinigt. Die Nîti-Literatur von Birma bietet nun gerade für diese Erscheinung die überraschendsten Beispiele. Da finden wir neben Sprüchen, welche einen ausgesprochen buddhistischen

Charakter tragen und sich von denen des Dhammapada kaum unterscheiden, viele andere, die geradezu wörtlich der Sanskrit-Literatur entnommen sind. Sprüche, die wir aus dem Pañcatantra, Hitopadêsa, ja sogar aus dem Gesetzbuch des Manu und andern brahmanischen Gesetzbüchern (Dharmaśâstras) kennen, die also dem Buddhismus meist ganz fremd sind, zuweilen geradezu in Widerspruch zu dessen Lehren stehen. Einige Beispiele mögen genügen.

Rein buddhistisch sind Sprüche wie der folgende: *"A stone umbrella is weighty; weightier is the utterance of the gods; the chiding of elders is weightier still, and still more weighty are the words of Buddha".* (I, 147.)

Die drei Piṭakas, die heilige Schrift der Buddhisten, abzuschreiben, wird in den Sprüchen II, 388—393 als das höchste Verdienst gepriesen. Jeder Buchstabe sei das Bild Buddhas; für jeden Buchstaben, den Einer abschreibt, erlangt er zum Lohn die höchste Glückseligkeit während vierundachtzig Tausend Weltperioden. *"For the reason that each letter is the image of Buddha, for that very reason should a wise man write the Three Piṭakas."* (II, 388.) *"A writer of the scriptures by the fruit of one letter obtains the highest happiness during eighty-four thousand revolutions.* (II, 393.) So finden wir denn auch die Hauptlehren des Buddhismus, die Seelenwanderungslehre, die Lehre von der That und ihren Folgen *(Kamma)*, die Lehre vom Nirwâṇa *(Nibbân)* in diesen Sprüchen wieder. Die Seelenwanderung könnte nicht besser veranschaulicht werden, als durch die Worte des „grossen Weisen", dass die Gebeine eines einzigen Menschen aufgehäuft während einer Weltperiode *(Kalpa*, jener ungeheure Zeitraum, in dem eine Welt zerstört wird und sich wieder erneut), einer Gebirgsmasse an Umfang gleichen würden. *"It has been declared by the great sage that a collection of bones — of one man's bones through one cycle, is equal in size to a cluster of mountains."* (II, 405.) Nirvâṇa wird als das höchste Glück gepriesen. *"Freedom from sickness is a great boon, contentment a great treasure, friendship a great relative, and Nibbân the highest happiness."* (II, 355.)

Ausser diesen buddhistischen Aussprüchen gibt es auch solche, die geradezu feindlich gegen die Brahmanen klingen, wie der Spruch: *"Harmful among birds is the crow, a rat in a house, a monk in a forest; a Brahman among men."* (II, 137.) Und in entschiedenem Gegensatz zu den strengen Vorschriften gegen Kastenvermischung in den brahmanischen Gesetzbüchern steht die Lehre: Man soll eine Frau, die schön, geschickt, tugendhaft und fleissig ist, heiraten, wenn sie auch von niedrigerer Kaste ist *(though she be of an inferior caste.* II, 154).

Mitten nun unter solchen streng buddhistischen oder gar antibrahmanischen Aeusserungen stehen Aussprüche, die entschieden brahmanische Einflüsse verrathen. Während wir eben den Brahmanen mit schädlichen Thieren in eine Reihe gestellt sahen, wird ein ander Mal der Brahmane unter den Mächtigen aufgezählt. *"The moon is powerful; powerful, too, are Brahmanas and Samanas; the power of the sea is its shore; the power of woman is the greatest power."* (II, 150.) Brahmanischen Einfluss verrathen auch die schönen Sprüche, welche der Verehrung der Kuh gewidmet sind. Sowie schon die ältesten indischen Gesetzbücher die gleiche Ehrfurcht vor der Kuh verlangen, wie vor Götterbildern, so heisst es hier: *"For the reason that cows nourish all men and give them happiness, for that very reason should men love and honour them."* Und: *"They who eat the flesh of cows are like persons who eat their mother's flesh: when cows die, we should give them to vultures or send them adrift upon a stream."* (I, 151, 152.)

Manchmal zeigt sich irgend eine kleine Aenderung bei der Uebertragung eines ursprünglich brahmanischen Gedankens in's Buddhistische. So lautet ein Sanskritspruch[1]): *"Let the sinner listen to holy texts, he will not relinquish his vile nature: though you wash a coal in milk, will the blackness be removed?"* Im Pâli lautet derselbe Gedanke etwas anders: *"A foolish man does many an evil act, though receiving admonitions from the wise: charcoal, being washed, still continues black."* Aus den 'holy texts', dem Hören der Vedas, mussten Ermahnungen von dem Weisen werden.

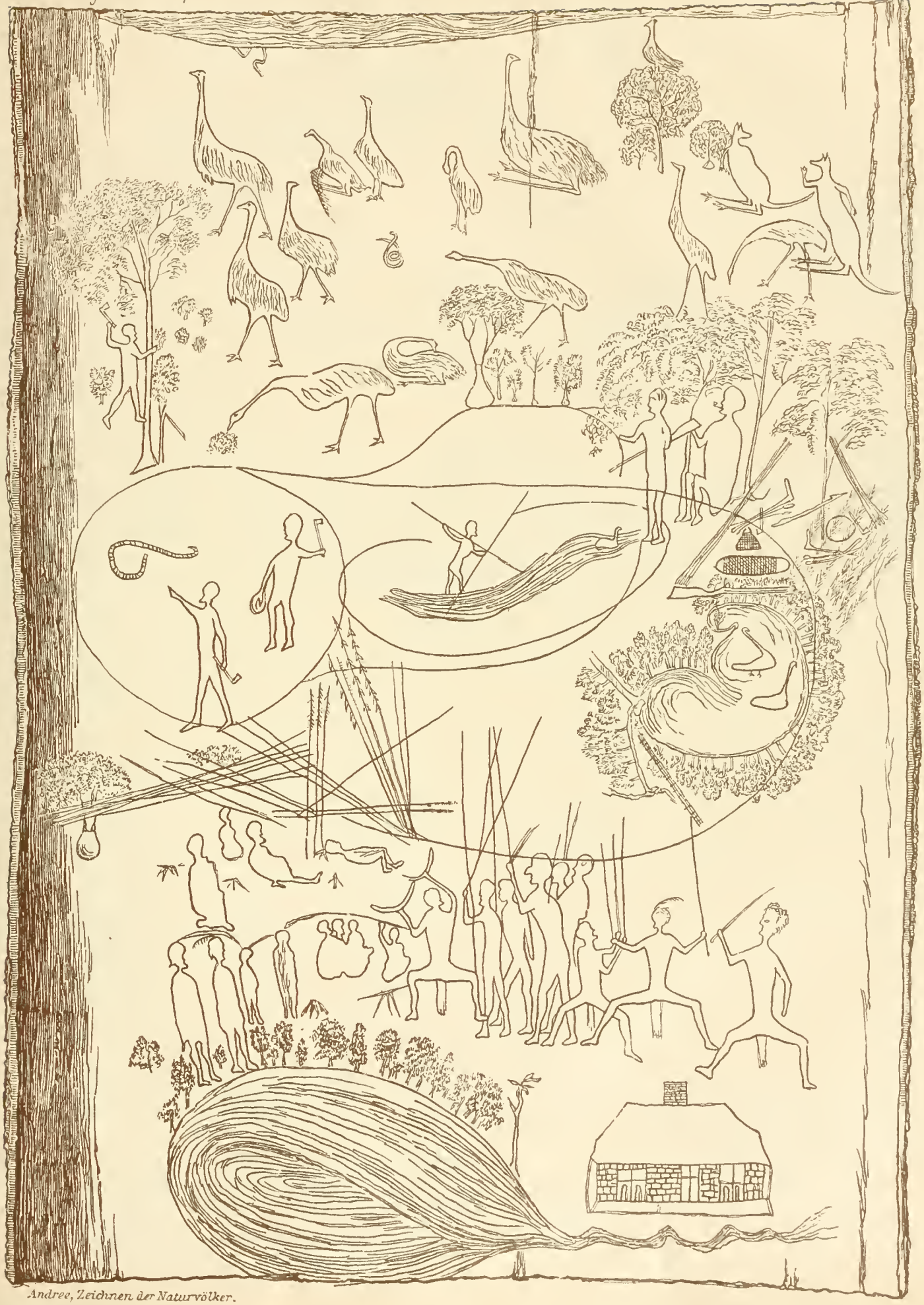
Auch sonst lernen wir aus diesen Sprüchen mancherlei ethnographische Details kennen. So finden wir I, 153—154 Angaben über Tagwählerei: Donnerstag ist ein Glückstag, Samstag und Dienstag sind Unglückstage. An gewissen Tagen im Monat — ähnliche Vorschriften enthalten auch die Dharmaśâstras — darf man nicht studiren. Merkwürdig ist II, 386: Am Sonntag ist die Wurzel einer Pflanze heilsam, am Montag der Stamm, Samstag und Dienstag das Blatt, Mittwoch die Blüthe, Donnerstag der Same, Freitag gar die Frucht. Auch die Weltgegenden sind theils von glücklicher, theils von unglücklicher Vorbedeutung. Mit dem Gesicht gegen Norden soll man nicht essen. Wer mit dem Haupt gegen Norden schläft, stirbt bald. Dagegen ist in beiden Fällen der Osten empfehlenswerth. (III, 59, 61.)

Das Werk zerfällt in vier Abschnitte. Die beiden ersten, *Lokanîti*, was wir frei „Weltklugheit" übersetzen könnten *("Worldly Behaviour"* übersetzt Gray), und *Dhammanîti* (etwa: „Religiöse Lebensführung") zeigen buddhistischen und brahmanischen Einfluss. Der dritte Abschnitt, *Râjanîti* (Lebensregeln für den König), stammt ganz und gar aus der Sanskrit-Literatur. Vieles aus dem Mahâbhârata, aus Manu, aus dem Hitopadeśa u. a. Der vierte Abschnitt, *Suttavaḍḍhanânîti* ("Guide for the Advancement of Knowledge"), trägt rein buddhistischen Charakter.

Zum Schlusse hat der Uebersetzer *"as pearls upon a single thread"* einen hübschen Appendix altindischer Aussprüche *(Old Indian Sayings)* beigegeben. Sehr dankenswerth sind auch die zahlreichen als Fussnoten der Uebersetzung hinzugefügten Erläuterungen und Parallelen. Möge der Uebersetzer sein Versprechen erfüllen und seiner trefflichen Uebersetzung auch bald die Edition der Pâli-Texte folgen lassen!

Winternitz.

[1]) Gray führt ihn als Parallele an.



Andree, Zeichnen der Naturvölker.

Fig. 1.

Fig. 2.

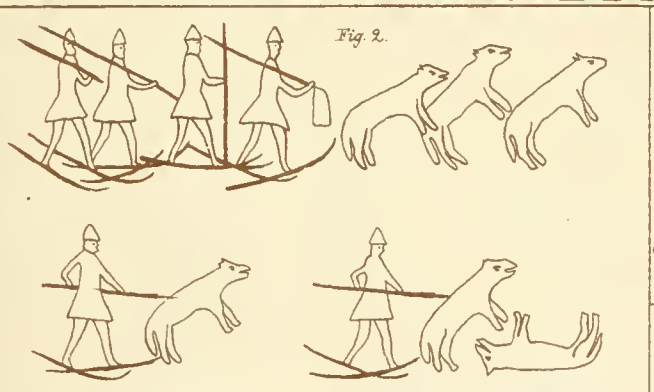


Fig. 3.

Fig. 4.

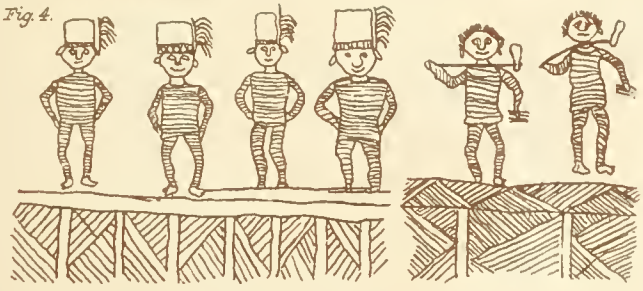


Fig. 5.

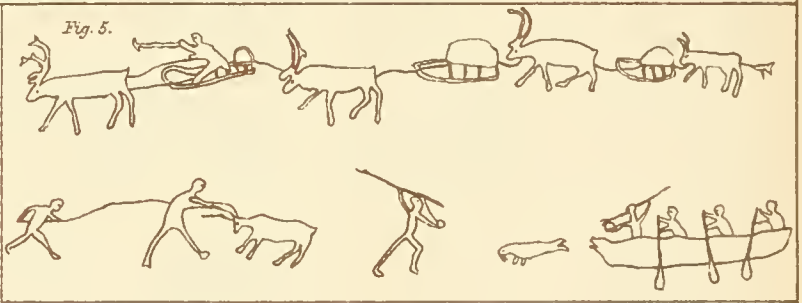


Fig. 6.

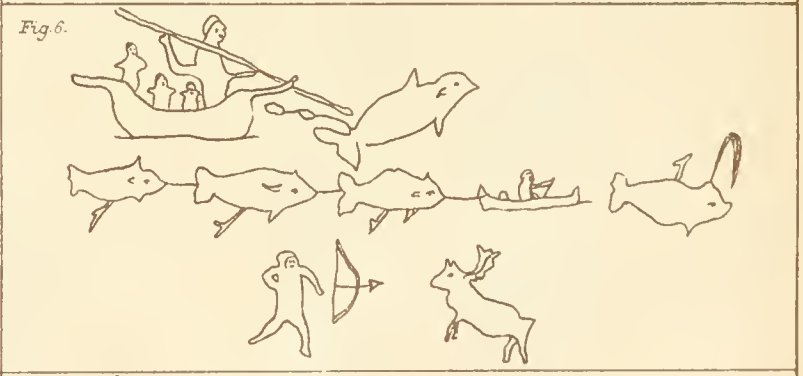
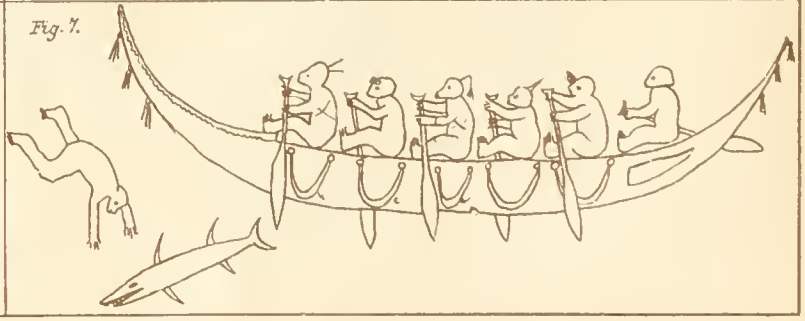


Fig. 7.



Andree, Zeichnen der Naturvölker.

Andree, Zeichnen der Naturvölker.

Erklärung zu Tafel IV.

Indianische Wurfhölzer.

a) Originale.

Fig. 1. (1a untere, 1b obere, 1c Seitenansicht, $^1/_4$ n. Gr.) Wurfholz der **Cocamas,** Ost-Peru (gesammelt ca. 1883 am oberen Amazonenstrom), im Besitz des k. Museums für Völkerkunde, Berlin.

Fig. 2. ($^1/_4$ n. Gr.). Wurfholz von **Riobamba,** Ecuador, ges. 1870—73 von Hrn. W. Reiss, und im Besitz desselben.

Fig. 3. (Ansicht von oben, $^1/_5$ n. Gr.). Wurfholz der **Purupurus** am Purus-Fluss, Brasilien (ges. von Natterer 1817—36), im Besitz des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums, Wien.

Fig. 4. Dasselbe Wurfholz (Ansicht von unten, $^1/_5$ n. Gr.).

Fig. 9. ($^1/_3$ n. Gr.). Wurfholz der **Suyâ** am Schingu-Strom, Brasilien (ges. von Hrn. K. v. d. Steinen 1884), im Besitz des k. Museums für Völkerkunde, Berlin. — Nach publ. Zeichn.

Fig. 10. (Grösse?) Wurfholz der **Tecuna** am Amazonenstrom, Brasilien (ges. durch v. Spix 1819), im Besitz des k. Ethnographischen Museums, München. — Nach publ. Zeichn.

b) Sehr verkleinerte prähistorische Nachbildungen in Gold.

Fig. 5. ($^5/_4$ n. Gr.). 1. Wurfholz der **Tschibtscha,** Colombien, im Besitz von Hrn. B. Koppel (London).

Fig. 6. ($^5/_4$ n. Gr.). 2. Anderes Wurfholz der **Tschibtscha,** Colombien, im Besitz von Hrn. B. Koppel (London).

Fig. 7. ($^5/_4$ n. Gr.). 3. Wurfholz der **Tschibtscha,** Colombien, im Besitz von Hrn. B. Koppel (London).

Fig. 8. ($^5/_4$ n. Gr.). 4. Wurfholz der **Tschibtscha,** Colombien, im Besitz von Hrn. B. Koppel (London).

c) Prähistorische Nachbildungen in Thon an menschlichen Figuren (Verzierungen von Thongefässen).

Fig. 13. (Thongefäss mit dem oberen Theil einer menschlichen Figur, welche mit Schild und Wurfholz ausgerüstet ist, in Relief verziert, ca. $^1/_7$ n. Gr.). Wurfholz von **Palenque, Guatemala.** Im Besitz des Musée d'Ethnographie, Trocadero, Paris (Coll. Machado 8043).

Fig. 14. (Thongefäss mit einer halblebensgrossen menschlichen Figur, welche mit Schild und Wurfholz ausgerüstet ist, plastisch verziert, ca. $^1/_7$ n. Gr.). Wurfholz aus der Gegend des Isthmus von **Tehuantepec.** Im Besitz des Musée d'Ethnographie, Trocadero, Paris (Nr. 10450).

d) Alte Zeichnungen bei Schriftstellern des 16. Jahrhunderts.

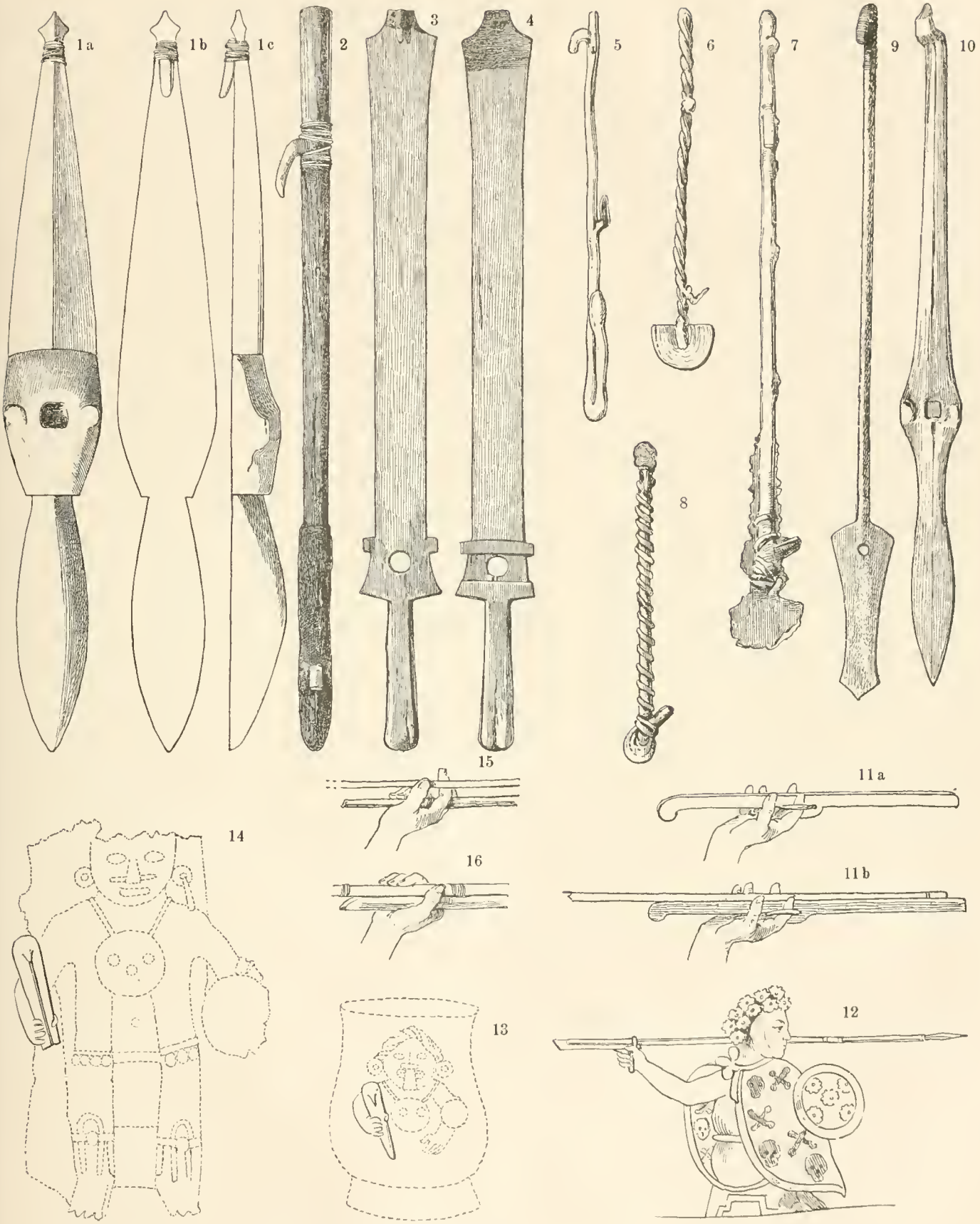
Fig. 11. (a ohne, b mit Speer, ca. $^5/_4$ n. Gr.). Wurfholz der Provinz **Cueva,** westlicher Theil des Isthmus von Panama. — Aus Oviedo, Hist. gen. y nat. de las Indias, 1851, Vol. III, Pl. 1, Fig. 2 und 3.

Fig. 12. (Tezcatlipoca mit Schild, Speer und Wurfholz, wie er in Tempeln in Mexico dargestellt war, n. Gr.). Wurfholz von Mexico. — Aus Durán, Hist. de las Ind. de N. Esp. 1880, Atlas Lam. 5a zu Trat. 2, Cap. 5, Fig. A.

Verschiedene Weisen, das Wurfholz zu halten, aus anderen Gebieten.

Fig. 15. Handhaltung in (Süd)-Australien, nach Hrn. Smyth, Aborigines of Victoria 1878, I. 310.

Fig. 16. Handhaltung bei den Eskimos (in Grönland), nach Hrn. Mason, Throwing Sticks, Smithson. Report 1884, II. pl. I.



Dr. Max Uhle: Die Wurfhölzer der Indianer Amerikas.

Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen.

Von **Prof. Dr. M. Holl** in Innsbruck.

(Dritter Beitrag.)

(Mit 17 Maasstabellen und 12 Abbildungen auf Tafel Nr. V.)

Die vorliegende Abhandlung enthält die Resultate der im Sommer 1884 und 1886 im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft in Wien vorgenommenen Untersuchung der craniologischen Verhältnisse Tirols.

Bevor ich an die Mittheilung der gesammelten Erfahrung gehe, sei es gestattet, der hochwürdigen Geistlichkeit von Gallthür, Ischgl, Kappl und Mathon den wärmsten Dank zu sagen für die freundliche Unterstützung, die sie mir bei meinen Arbeiten angedeihen liess; nur durch diese Unterstützung war es mir ermöglicht, die craniologischen Verhältnisse im Patznaunerthale zu erforschen.

Die Abhandlung schliesst sich an die zwei bereits veröffentlichten [1]) vollständig an und hat daher als eine Erweiterung der dort niedergelegten Befunde zu gelten.

Gleich eingangs möge bemerkt werden, dass bei den jüngsten Excursionen keine neuen Schädeltypen eruirt wurden, so dass also, wie bereits vorher gezeigt wurde, die Bevölkerung Tirols in vier typischen Schädelformen ihre Vertreter findet. Da nun die diesmal untersuchten Schädelformen mit den bereits niedergelegten Befunden in voller Uebereinstimmung sind, so kann von einer nochmaligen Beschreibung der einzelnen typischen Schädelformen es wohl sein Abkommen haben. Immerhin aber sollen einige Verhältnisse etwas näher beleuchtet werden.

Alle bis nun untersuchten Schädel Tirols weisen mit Beziehung auf den Obergesichts-Index schmale Obergesichter, mit Beziehung auf den Jochbreiten-Obergesichtshöhen-Index leptoprosope Obergesichter auf.

Den Tiroler Cranien ist also ein schmales, leptoprosopes Obergesicht eigenthümlich; die vereinzelt vorgefundenen Schädel mit Chamaeprosopie vermögen das gewonnene Resultat wohl nicht zu beeinträchtigen, da ihr Auftreten, wie soeben erwähnt, zu gering und anderseits zu berücksichtigen ist, dass die Indices der Chamaeprosopen hart an der Grenze stehen und die niederen Zahlen vielleicht nur durch die Maassabnahme an defecten Cranien bedingt sind.

Rücksichtlich der einzelnen Typen wäre zu bemerken:

1. Der leptoprosope dolichocephale Typus.

Diesen Typus traf ich wieder nur in spärlicher Weise an. Unter 1024 untersuchten Schädeln kamen 16 dolichocephale zur Beobachtung; die Mehrzahl davon, 12, entfiel auf das Patznaunerthal, 2 auf das Unterinnthal und 2 auf das Wippthal. Es muss aber hervorgehoben werden, dass die letztgenannten Thäler noch nicht vollständig durchforscht sind und dass ein reichlicheres Vorkommen dortselbst mit Gewissheit angenommen werden kann.

Verschiedene Gründe bewogen mich zum Glauben, dass ich im Patznaunerthale Vertreter von Dolichocephalen wohl vergeblich suchen würde; umsomehr wurde ich überrascht, als fast in jedem Orte Patznauns Spuren des leptoprosopen dolichocephalen Typus sich vorfanden. Ich untersuchte alle im genannten Thale vorfindlichen Schädel; die Zahl betrug 873. Vom Eingange in's Thal bis zum Zeynisjoche, dem Uebergange in's Montavon, sind folgende Ortschaften: See, Kappl, Ischgl, Mathon und Gallthür (letzteres dicht am Joche gelegen); entsprechend den einzelnen Ortschaften stellt sich die Zahl der Dolichocephalen 0, 7, 3, 0, 2 oder in Percenten 0%, 1·2%, 2·8%, 0% und 5·4%. Der totale Percentsatz ist 1·5.

Nach den bisherigen Untersuchungen ist der besprochene Typus im Zillerthale (mit Tuxerthale und Gerlos 5·7%), im Patznaunerthale (1·5%), im Unterinnthale und im Wippthale zu finden.

[1]) Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XIV. und XV. Band.

Wenn der bisher gefundene Percentsatz auch kein grosser genannt werden kann und weiters anzustellende Untersuchungen denselben wahrscheinlich nicht bedeutend erhöhen werden, so geht doch jedenfalls so viel daraus hervor, dass in Tirol noch jetzt leptoprosope Dolichocephale existiren.

Es ist anzunehmen, dass in früherer Zeit auch in Tirol wie in anderen Ländern die leptoprosope dolichocephale Varietät in grösserer Zahl und weiterer Verbreitung auftrat, so dass die noch jetzt lebenden Typen nichts Anderes als ihre letzten Reste aufzufassen sind. Die Funde aus alten Gräbern Tirols lehren auch, dass in seiner früheren Bevölkerung schmalgesichtige Langschädel vorhanden waren [1]).

Die von Wieser [2]) und Merlin [3]) beschriebenen Reihengräber von Igels enthalten dolichocephale und dolichoide Cranien und Wieser spricht sich dahin aus, dass es sich bei diesen Gräbern um einen förmlichen Friedhof handelte, dass es sesshafte Germanen waren, die dort ihre Todten bestatteten.

Weitere Gräberfunde, die für die Verbreitung der Langschädel in früherer Zeit Tirols sprechen, harren einer Veröffentlichung. So wurden Gräber mit dolichocephalen Cranien gefunden bei Thaur (Unterinnthal) von Pater Gremblich in Hall und von Luigi nob. dei Campi in Cles (Val di Non).

An dieser Stelle wäre auch das von Wieser beschriebene longobardische Fürstengrab und Reihengräberfeld von Civezzano (am Ausgange des Fersinathales) zu erwähnen, über welches der erwähnte Autor sagt [4]): „Es waren sesshafte christliche Germanen, welche auf den Höhen von Civezzano ihre Todten zur letzten Ruhe betteten.“ Der dort vorgefundene, leider allzu defecte Schädel, der im „Ferdinandeum“ in Innsbruck seine endgiltige Ruhestätte fand, lässt den exquisitesten Reihengräbertypus erkennen.

Diese wenigen, schnell hergeholten, nicht vollständigen Angaben wollen genügen, um die Existenz eines Volkes in Tirol in alter Zeit, das den Reihengräbertypus trug und weite Verbreitung fand, zu beweisen.

Für die Umstände, welche es waren, dass auch in Tirol wie in anderen Ländern diese Langschädel auf den Aussterbe-Etat gesetzt, oder besser gesagt, vielleicht in andere Typen übergeführt wurden, kann zur Zeit keine genügende Erklärung gegeben werden.

2. Der leptoprosope mesocephale Typus.

Dieser Typus, der auch ganz gut als dolichoider angeführt werden kann, wurde ungleich zahlreicher als der erste angetroffen. Während auf 1024 Cranien 16 oder 1·5% Dolichocephale kommen, entfallen hiefür 109 oder 10·6% Mesocephale. Die grösste Zahl der Dolichoiden wurden im Patznaunerthale angetroffen (unter 873), nämlich 76 oder 8·7%; dieses Verhältniss dürfte wohl wieder darin die Erklärung finden, dass die Zahl der in Patznaun untersuchten Cranien überhaupt eine grössere war, als die in den andern Localitäten.

Während aber in Patznaun in 2 Ortschaften (See und Mathon) keine Langschädel angetroffen wurden, fanden sich Mesocephale allerorts vor. Der Reihe der früher citirten Orte nach, 7, 46, 14, 6, 3 Mesocephale oder in Percenten 6·2, 8·4, 13·2, 8·4 und 8·1.

Wie bei den ersten Excursionen es dahin kam, dass zwischen den Dolichocephalen und Dolichoiden keine scharfe Grenze gezogen werden konnte, da allmälige Uebergänge existiren, so war dasselbe auch diesmal der Fall. Es gibt keine natürliche Grenze zwischen ihnen, wie ja überhaupt die gesammten Schädelformen nur eine fortlaufende, ununterbrochene Reihe darstellen und der extremste Langschädel mit dem extremsten Kurzschädel durch eine grosse Zahl (allmälig stattfindender) Uebergangsformen zusammenhängt. Aus diesem Grunde enthält jeder künstlich aufgestellte Haupttypus stets Cranien, die in ihrer Form den angrenzenden nahe kommen. Einzelne aus dem Anfange, der Mitte und dem Ende der aufgestellten Reihe herausgenommene Schädel zeigen wohl auffallende Verschiedenheiten in ihren Charakteren (sie können zur Aufstellung von Typen benützt werden), aber in der Reihe klingen ihre Verschiedenheiten allmälig ab. Aus diesem Grunde ist die Eintheilung der Schädel nach ihren Formen, wenn auch keine vollkommene, so doch eine weitaus exactere als die nach den Längenbreiten-Indices, wie es die herrschende Mode verlangt. —

[1]) Leider ist die Zahl der in Tirol aufgedeckten Gräber mit osteologischem Inhalte noch keine grosse zu nennen; die Acquisition solcher Cranien aus alten Gräbern ist hauptsächlich ein Verdienst des hiesigen Universitäts-Professors Dr. Fr. Wieser.

[2]) Mittheilungen der Anthropolog. Gesellschaft in Wien, XVI. Bd.

[3]) Ich fühle mich verpflichtet, Herrn Merlin für seine Mühe, die er mit der Ausarbeitung der Masstabellen zu dieser Abhandlung hatte, meinen Dank auszusprechen.

[4]) Zeitschrift des Ferdinandeums (Innsbruck), III. Folge, 30. Heft, S. 36.

Man muss sich der Kollmann'schen [1]) Auffassung, dass sich all' die heute bekannten Schädelformen der Species „Homo sapiens" aus einer gemeinsamen Stammform entwickelten, unbedingt anschliessen, denn nur dann erhält man einen richtigen Einblick in die gesammte Craniologie, eine richtige Beurtheilung der vorkommenden Schädelformen und der aufgestellten Typen.

Dies berücksichtigend, stehen die Dolichoiden mit den Dolichocephalen im innigsten Zusammenhange.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass in Folge des Processes der Umformung unter den Dolichoiden sich die Nachkommen der Dolichocephalen vorfinden.

3. Der leptoprosope brachycephale Typus

zeigte sich wieder in 2 Formen; die eine Gruppe der Brachycephalen wies noch grosse Verwandtschaftsverhältnisse mit den Mesocephalen, die andere eine geringere auf. Ich schilderte sie bereits (l. c.) als lange und kurze Brachycephale. Die leptoprosopen Kurzschädel wurden am weitesten und zahlreichst verbreitet angetroffen. In jedem Orte bilden sie den Hauptstock der Inwohner: 54·8% oder 561 (von 1024), Cranien sind brachycephal. Während mit den langen Brachycephalen die Uebergänge zu den Mesocephalen stattfinden, geschehen vermittelst der kurzen Brachycephalen die zu den Hyperbrachycephalen.

4. Der leptoprosope hyperbrachycephale Typus.

Dieser Typus erhält dadurch seine besondere Wichtigkeit, dass er Schädelformen enthält, welche die Reihe der Formen, wenn mit den Dolichocephalen begonnen, zum Abschlusse bringt. Wie die Dolichocephalen das Anfangsglied der Kette, so bilden sie das Schlussglied. An den Schädeln dieses Typus ist das Princip der Schädelumformung besonders deutlich zu erkennen; dasselbe kommt hauptsächlich durch die oft enorme Verkürzung des retro-auricularen Antheiles des Schädels zum Ausdrucke (Brachycephalia posterior), wobei wohl aber auch noch andere Momente zu berücksichtigen sind. Für die Alpenländer, wenigstens für Tirol, kann man mit Bestimmtheit aussagen, dass die Hyperbrachycephalen nächst den Brachycephalen am weitesten verbreitet sind.

Bei der zweiten Excursion fand ich unter 622 Schädeln 198 oder 31·8% Hyperbrachycephale, bei der dritten unter 1024 Schädeln 338 oder 33·0% Hyperbrachycephale gegen 42·1% und 54·8% Brachycephale.

Bevor ich die Befunde von den einzelnen Ossuarien gebe, sei mir der Versuch gestattet, die in Tirol vorkommenden Schädelformen von einem allgemeinen Standpunkte aus zu betrachten.

Betrachtet man alle die von mir bereits untersuchten Schädel Tirols, so ergibt sich, dass unter 1820 Schädeln 33 dolicho-, 272 meso-, 903 brachy- und 612 hyperbrachycephale oder in Procenten 1·8% dolicho-, 14·9% meso-, 49·6% brachy- und 33·6% hyperbrachycephale vorhanden sind. Diese Zahlen lehren, dass die Hauptmasse der Bevölkerung (die Hälfte) aus Brachycephalen besteht: dann kommen die Hyperbrachycephalen (ein Drittel); der sechste Theil ist mesocephal; die dolichocephalen sind nur mehr, man möchte fast sagen, in Spuren vertreten, kaum der fünfzigste Theil.

Alle Schädelformen, in eine Reihe gebracht, beginnen mit den extremen Langschädeln und enden mit den extremen Kurzschädeln (Hyperbrachycephalie, Ultrabrachycephalie); zwischen diesen Extremen existirt eine continuirliche Reihe von Uebergängen. Betrachtet man an dieser Reihe die Art und Weise und den Sitz der Umformung der Schädel, so gewahrt man sofort, dass diese hauptsächlich die Hinterhauptsgegend der Schädel betrifft. Es soll damit nicht gesagt sein, dass die verschiedenen Schädelformen einzig und allein in der Umänderung der Occipitalregion bedingt sind; auch an anderen Stellen (z. B. Stirngegend, in Bezug auf Höhe, Breite) finden Umformungen statt; am ausgesprochensten aber sind sie stets in der Hinterhauptsgegend.

In der Reihe der Schädel (von dolichocephalen bis zu hyperbrachycephalen) tritt eine allmälige Verkürzung ein: was der Schädel an Länge verliert, geschieht auf Kosten der Occipitalregion. Vom Dolichocephalus bis zum Hyperbrachycephalus nimmt die retroauriculäre Länge der Schädel continuirlich ab. Wann aber der Schädel an Länge verliert, gewinnt er dabei an Höhe, namentlich aber an Breite, welche in den meisten Fällen hauptsächlich in der Parietalgegend zum Ausdrucke kommt.

Nimmt man nun, diese Verhältnisse im Auge behaltend, auf das Percentverhältniss

[1]) Tageblatt der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Strassburg 1885, S. 209.

Dolicho-cephale	Meso-cephale	Brachy-cephale	Hyperbrachy-cephale
1·8	14·9	49·6	33·6

Rücksicht, so ergibt sich, dass die Mehrzahl der Bevölkerung Schädel mit kurzem oder sehr kurzem Hinterhaupt und den entsprechenden Consequenzen (grössere Breite und Höhe) besitzt.

Da an anderen Orten gemachte alte Gräberfunde lehren, dass die schmalgesichtigen Langschädel in grosser Häufigkeit gewesen sind und es kaum anzunehmen ist, dass sie nicht auch in Tirol ihre Verbreitung hatten (wie dies ja zum Theile in Tirol gemachte Gräberfunde bestätigen und auch Kollmann [1]) annimmt) und da das Auftreten dieser Dolichocephalen und Dolichoiden in der heutigen Bevölkerung (1·8% und 14·9%) als spärliches bezeichnet werden muss, und man dem von Kollmann aufgestellten Satze, von einem Processe der Umformung der Schädel, unbedingt beipflichten muss, so ist wohl als naheliegende Erklärung anzunehmen, dass eben in Folge des Processes der Umformung die Dolichocephalen und Dolichoiden zum Schwinden gebracht wurden und an ihre Stelle die Brachy- und Hyperbrachycephalen traten. Wohl kann man aber dann nicht annehmen, dass der Process der Umformung mit dem Diluvium abgeschlossen war und ich neige mich zu der Ansicht hin, dass entsprechend dem constatirten fortwährend wirkenden transformirenden Einfluss, dem alles Organische und Anorganische ausgesetzt ist, auch die Schädelformen der jetzt lebenden Bevölkerung nicht zum Abschlusse gebracht sind.

Es sei gestattet, an dieser Stelle Worte Rabl-Rückhard's [2]) zu citiren: „Wenn wir im Sinne der Evolutionstheorie eine allmälige Entwicklung der Organismen aus niederen Stufen zu der höchsten bisher erreichten, dem Menschen, für die Vergangenheit in Anspruch nehmen, so dürfen wir eine solche auch für die Zukunft nicht ohneweiters von der Hand weisen. Wir können uns, wie dies ja auch thatsächlich durch Häckel in seiner Anthropogenie geschieht, vorstellen, dass auch der Mensch in seiner jetzigen Entwicklungsform nicht Endpunkt, sondern nur Durchgangsstadium des ewig fortwirkenden Evolutionsgesetzes ist, dass aus ihm sich in ungemessenen Zeitläuften auf Erden ein Wesen entwickelt, so viel höher an Intelligenz und Begabung über dem jetzigen Durchschnittsmenschen stehend, wie dieser über den Affen."

Angenommen den heute noch wirkenden und wohl schwerlich von der Hand zu weisenden Process der Schädelumformung, so muss man in Anbetracht des auffallenden Verhältnisses der Percentsätze (1·8% d. 14·9% m. 49·6% br. und 33·6%), in Anbetracht, dass eine fortlaufende Entwicklungsreihe den extremen Dolichocephalus mit dem extremen Hyperbrachycephalus verbindet, wohl zum Schlusse kommen, dass durch den continuirlich wirkenden Process der Umformung der menschliche Schädel vom dolichocephalen Typus in den hyperbrachycephalen übergeführt wird. Aus dem langen, schmalen, niederen Schädel wird oder ist zum grössten Theile ein in der Occipitalgegend kurzer, breiter, hoher geworden.

Es würde dies auch in Uebereinstimmung sein mit der Angabe Krause's [1]): „Andererseits wäre die Brachycephalie vielleicht auf eine durchschnittlich höhere Intelligenz [2]) der heutigen Generation zu beziehen: Ceteris paribus besitzt bei gleicher Oberfläche ein brachycephaler Schädel grössere Capacität, weil seine Form mehr der Kugelgestalt sich annähert." (Da die Umänderung der Schädelform [hauptsächlich in der Occipitalregion] zum Ausdrucke kommt, so ist auch eine Umänderung der Gehirnform ein Postulat, und schon äusserlich sind die Unterschiede zwischen dolichocephalen und hyperbrachycephalen Gehirnen sehr prägnant und auch hinreichend bekannt.)

Es dürfte sich nun folgender Schlusssatz wohl formuliren lassen:

Die heutigen Schädelformen stellen nicht etwas Abgeschlossenes dar; sie sind einem fortwährend einwirkenden Processe der Umformung unterworfen gewesen und noch unterworfen. Dieser Process geht in der Weise vor sich, dass der Schädel seine Länge **auf Kosten der Occipitalregion** immer mehr verliert. Dabei gewinnt er an Höhe, namentlich aber an Breite. Der Process der Umformung beginnt mit den Dolichocephalen, welche successive in hyperbrachy-

[1]) Jahresbericht über die Fortschritte der Anatomie und Physiologie (Hofmann u. Schwalbe), XIV Bd., I. Abtheilung, S. 471.

[2]) Biologisches Centralblatt IV Bd., S. 505.

[1]) Handbuch der menschlichen Anatomie, III. Bd., Hannover, 1880, S. 11.

[2]) Schaaffhausen, Bericht über die Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie zu Schwerin 1871, S. 61, und Virchow, Bericht über die Vers. d. d. G. f. A. zu Stuttgart 1872.

Die wichtigsten Maasse sind:

Ort	Dolichocephale							Mesocephale							Brachycephale							Hyperbrachycephale						
	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.-H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
1. Weer	—	—	—	—	—	—	—	181	141	130	526	78·0	70·3	91·6	178	145	116	513	82·2	70·8	86·5	170	145	—	—	87·3	—	—
2. Wattens	184	138	127	510	75·0	69·0	92·0	173	138	123	490	79·2	71·0	89·1	177	144	119	521	81·1	67·3	83·0	173	152	128	518	88·1	74·1	84·2
3. Mils	—	—	—	—	—	—	—	182	143	131	518	77·5	72·0	92·9	179	146	126	528	82·1	70·1	85·9	169	150	126	517	88·7	74·6	84·0
4. Thaur	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	178	147	136	521	82·3	76·2	92·4	—	—	—	—	—	—	—
5. Aldrans	—	—	—	—	—	—	—	184	144	129	530	78·1	71·1	90·8	180	148	104	527	82·3	72·7	88·4	178	153	131	529	86·4	73·8	85·3
6. Mutters	188	139	140	534	73·9	74·4	99·2	186	147	133	529	79·4	71·6	90·2	181	148	132	520	82·4	73·2	88·9	177	154	132	531	87·8	75·1	85·8
7. Vill	—	—	—	—	—	—	—	180	143	136	513	79·4	75·5	95·1	182	148	132	524	81·6	72·7	89·2	—	—	—	—	—	—	—
8. Natters	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	180	147	130	538	83·0	80·9	87·1	173	152	131	535	87·8	76·1	86·7
9. Igels	—	—	—	—	—	—	—	194	155	133	545	79·9	68·5	85·8	175	146	130	528	82·5	74·7	90·1	174	151	130	526	86·6	76·0	87·7
10. Sistrans	186	139	131	526	74·7	70·4	94·2	179	140	125	514	77·9	69·9	89·7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Rinn	—	—	—	—	—	—	—	181	142	130	519	78·0	71·8	91·5	182	151	132	525	82·8	72·2	86·9	—	—	—	—	—	—	—
12. St. Peter	—	—	—	—	—	—	—	184	145	130	527	79·2	70·4	89·5	180	149	136	527	82·4	75·4	89·6	174	150	131	525	86·2	75·3	87·3
13. Patsch	191	142	133	528	74·3	69·6	93·6	—	—	—	—	—	—	—	182	147	131	524	82·9	72·4	89·6	167	151	136	507	90·1	81·4	90·0
14. See	—	—	—	—	—	—	—	182	144	134	514	79·1	74·2	93·0	178	147	129	517	82·3	73·0	88·5	171	150	129	514	87·8	75·5	86·0
15. Ischgl	184	139	131	534	72·1	71·1	94·7	178	144	121	513	78·0	72·1	91·1	178	145	128	518	80·2	72·0	87·7	171	152	128	510	88·1	75·1	83·5
16. Mathon	—	—	—	—	—	—	—	184	145	130	529	78·7	70·9	89·9	175	146	128	518	82·8	72·6	87·5	171	156	129	515	87·4	75·6	87·4
17. Gallthür	188	147	129	528	72 5	68·8	88·4	179	142	136	513	79·2	72·6	91·8	177	147	130	520	82·9	73·5	88·2	174	156	127	520	86·9	73·4	86·0
Im Mittel	186	140	131	526	73·9	70·5	93·6	181	143	129	520	78·6	71·5	90·8	178	146	127	523	82·2	72·9	88·0	172	151	129	520	87·6	75·5	86·1
Erste Excursion	—	—	—	—	—	—	—	183	143	131	527	78·1	71·4	92·9	179	148	133	530	82·7	74·9	89·4	174	153	133	525	87·9	76·2	86·3
Zweite Excursion	189	139	132	530	73·7	69·6	94·2	182	142	130	521	78·1	71·8	92·2	176	145	129	517	82·4	73·1	88·7	172	150	129	515	87·3	74·8	85·5
Messungen von Rabl-Rückhard und Ranke in Tirol	—	—	—	—	—	—	—	181	142	131	520	78·0	71·7	91·8	178	143	129	522	82·7	73·2	90·1	173	150	132	520	87·4	74·7	85·6
Die Tiroler haben daher im Mittel	187	139	131	528	73·8	70·0	93·9	181	142	130	522	78·2	71·6	91·9	177	145	129	523	82·5	73·5	89·0	172	151	130	520	87·5	75·3	85·8
Zum Vergleiche Hohbergtypus, Sion- und Disentistypus	192	135	140	527	70·7	73·3	103·6	187·7	141·8	140·6	531·9	77·2	74·9	97·1	—	—	—	—	—	—	—	170·6	147·6	139·6	512·7	86·5	81·8	94·6
Kollmann	—	—	—	—	71·5	72·2	100·7	182	138	132	—	76·4	73·5	95 5	173	144	127	—	83·5	73·3	88·1	—	—	—	—	—	—	—

cephale Formen übergeführt werden. Die grösste Zahl der Schädel ist bereits in den brachycephalen Typus übergeführt; gegenwärtig (cum grano salis) findet die Ueberführung des Restes der Dolichocephalen und Dolichoiden in den brachycephalen Typus, hauptsächlich aber die Ueberführung des brachycephalen Typus in den hyperbrachycephalen Typus statt.

Die folgende Tabelle gibt Auskunft über die Verbreitung und Häufigkeit des Vorkommens der erwähnten Typen in den diesmal untersuchten Localitäten:

Ort	Zahl der untersuchten Schädel	Davon				in Percenten			
		dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal	dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal
1. Weer	21	—	7	11	3	—	33·3	52·4	14·3
2. Wattens . .	9	1	1	2	5	11·1	11·1	22·2	55·5
3. Mils	14	—	3	6	5	—	21·4	42·8	35·7
4. Thaur	2	—	—	2	—	—	—	100·0	—
5. Aldrans . . .	23	—	5	10	8	—	21·7	43·4	34·7
6. Mutters . . .	23	1	4	11	7	4·4	17·4	47·8	30·4
7. Vill	3	—	1	2	—	—	33·3	66·6	—
8. Natters . . .	12	—	—	7	5	—	—	58·3	41·6
9. Igels	13	—	1	8	4	—	7·7	61·5	30·7
10. Sistrans . .	4	1	3	—	—	25·0	75·0	—	—
11. Rinn	5	—	1	4	—	—	20·0	80·0	—
12. St. Peter . .	16	—	7	7	2	—	43·7	43·7	12·5
13. Patsch . . .	6	1	—	4	1	16·6	—	66·6	16·6
14 See	113	—	7	61	45	—	6·2	53·9	39·9
15. Kappl	546	7	46	314	179	1·2	8·4	57·5	32·7
16. Ischgl. . . .	106	3	14	47	42	2·8	13·2	44·3	39·6
17. Mathon . . .	71	—	6	42	24	—	8·4	57·7	33·8
18. Gallthür . .	37	2	3	24	8	5·4	8·1	64·8	21·6
Summa	1024	16	109	561	338	1·5	10·6	54·8	33·0

Die Vertheilung der Schädelformen nach Zahl und percentuellen Verhältnissen nach Thälern ist folgende:

Thal	Zahl der untersuchten Schädel	Davon				in Percenten			
		dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal	dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal
Unterinnthal . .	78	2	20	35	21	2·5	25·6	44·9	26·9
Wippthal	73	2	13	39	19	2·7	17·8	53·4	26·0
Patznaunerthal .	873	12	76	487	298	1·3	8·7	55·8	33·8

Anschliessend folgen nun die Befunde in den einzelnen Ossuarien:

Unterinnthal.

1. Weer.

Weer bei Terfens im Unterinnthale (556 m) besitzt in seinen Ossuarien 23 Schädel, wovon 21 zur näheren Untersuchung herangezogen wurden; die zwei übrigen konnten nicht einbezogen werden, da der eine pathologisch (Acrocephalus), der andere zu defect war.

Von den 21 Cranien sind 7 mesocephal, 11 brachy- und 3 hyperbrachycephal.

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1—7 Maasstabelle I. Der Längenbreiten-Index schwankt zwischen 75·3 und 79·2. Die wichtigsten Maasse der 7 Schädel, von welchen nur 4 vollständig gemessen werden konnten, sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	178	186	181
Breite	137	146	141
Höhe	124	133	130
Horizontalumfang	510	535	526
L. : B.	75·3	79·2	78·0
L. : H.	67·0	73·8	70·3
B. : H.	84·9	97·0	91·6

Nur bei einem Cranium konnte das schmale Obergesicht gemessen werden; 1 ist chamae-, 3 orthocephal, 3 konnten darauf nicht untersucht werden; 1 meso-, 2 hypsikonch, 4 nicht messbar; 3 sind leptorrhin, 4 darauf nicht messbar.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 8—18 Maasstabelle I. Die Indices von L. : B. schwanken zwischen 80·0—84·3; nur 3 Schädel konnten vollständig gemessen werden.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	169	195	178
Breite	137	156	145
Höhe	120	128	123
Horizontalumfang	495	525	513
L. : B.	80·0	84·3	82·2
L. : H.	67·7	72·7	70·8
B. : H.	81·0	89·8	86·5

3 Cranien zeigten schmale Obergesichter, Leptoprosopie und Leptorrhinie, die übrigen 8 konnten darauf nicht untersucht werden. 1 chamae-, 1 meso-, 1 hypsikonch, die restirenden 8 nicht messbar; ebenso konnte nur bei 1 die Chamae- und bei 2 die Orthocephalie constatirt werden.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 19—21 Maasstabelle I. Von den 3 Schädeln konnte nur die Länge und Breite gemessen werden; die Indices von L. : B. sind 86·0, 86·5, 89·4, die Mittelzahlen von Länge 170, Breite 145, L. : B. 87·3.

2. Wattens.

Im Beinhause von Wattens sind 9 Schädel; 1 davon ist dolicho-, 1 meso-, 2 brachy- und 5 hyperbrachycephal. Nach Typen geordnet, gruppiren sie sich in 3; der eine Typus begreift in sich Nr. 1—6 als dolichoide

Cranien, wovon aber Nr. 1 durch seine besondere Länge bei Schmalheit sich von den übrigen abhebt. Der zweite Typus Nr. 7—9 enthält kurze, breite Cranien mit steil abfallendem Occiput.

I. Die Dolichocephalen.

Nur 1 solcher ist vorhanden mit Länge 184, Breite 138, Höhe 127, Horizontalumfang 510; L. : B. 75·0, L. : H. 69·0, B. : H. 92·0. Er ist chamaecephal, hypsikonch, platyrrhin, leptoprosop und hat ein schmales Obergesicht.

II. Die Mesocephalen.

Nur 1 vorhanden mit Länge 173, Breite 138, Höhe 123, L. : B. 79·2, L. : H. 71·0, B. : H. 89·1. Er ist orthocephal, hypsikonch, mesorrhin und hat ein schmales Obergesicht.

III. Die Brachycephalen.

Nr. 3—4 der Maasstabelle II.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	172	183	177
Breite	140	148	144
Höhe	119	120	119
Horizontalumfang	512	530	521
L. : B.	80·9	81·4	81·1
L. : H.	65·0	69·7	67·3
B. : H.	80·4	85·7	83·0

Während alle 2 Cranien chamaecephal, hypsikonch, leptoprosop sind und ein schmales Obergesicht haben, zeigen sie Verschiedenheit in den Naseneingängen, nämlich Meso- und Platyrrhinie.

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 5—9 Maasstabelle II.

Die Hyperbrachycephalen bilden die Majorität in Wattens. Von den messbaren hatten 3 ein schmales Obergesicht, 2 Leptoprosopie, 1 Chamaeprosopie mit 47·7; dieser Index konnte jedoch nur aus approximativen Maassen gewonnen werden. 3 sind hypsicephal, 1 chamae-, 1 orthocephal, 3 leptorrhin, 2 platyrrhin, 3 hypsi-, 1 meso-, 1 chamaekonch.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	162	179	173
Breite	149	156	152
Höhe	121	135	128
Horizontalumfang	499	531	518
L. : B.	85·1	92·0	88·1
L. : H.	67·5	77·1	74·1
B. : H.	79·0	90·6	84·2

3. Mils.

Im Ossuarium zu Mils konnten 14 Schädel einer Untersuchung unterzogen werden.

Die grösste Zahl vertheilt sich auf den brachy- (6) und hyperbrachycephalen Typus (5); der Rest (3) ist mesocephal. Die Längenbreiten-Indices schwanken zwischen 76·6 und 92.4.

Wo das Obergesicht messbar war, ergab sich überall Schmalheit, während die Leptoprosopie von 9 darauf untersuchbaren nur bei 3 zum Ausdrucke kam.

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1—3 Maasstabelle III.

Diese 3 Chamaecephalen, von denen jeder in Beziehung auf den Augenhöhleneingang Verschiedenheiten zeigte, als: Chamae-, Meso-, Hypsikonchie, zeigten gemeinsam Leptorrhinie. Ihre wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	180	187	182
Breite	138	144	143
Höhe	128	136	131
Horizontalumfang	512	542	518
L. : B.	76·6	79·0	77·5
L. : H.	71·1	72·3	72·0
B. : H.	91·6	94·4	92·9

II. Die Brachycephalen.

Die wichtigsten Maasse der auf Taf. III Nr. 4—9 untergebrachten Brachycephalen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	191	179
Breite	141	154	146
Höhe	120	134	126
Horizontalumfang	515	553	528
L. : B.	80·1	84·5	82·1
L. : H.	64·9	76·1	70·1
B. : H.	80·5	79·4	85·9

2 sind chamaecephal, 3 ortho- und 1 hypsicephal. Von den messbaren: 4 leptorrhin, 1 platyrrhin, 1 chamae-, 2 meso-, 2 hypsikonch.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Von den 5 Hyperbrachycephalen sind 3 ortho-, 2 hypsicephal; alle hypsikonch; 1 leptor-, 2 mesor-, 1 platyrrhin, 1 darauf nicht untersuchbar.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	166	173	169
Breite	143	160	150
Höhe	121	135	126
Horizontalumfang	500	535	517
L. : B.	86·1	92·4	88·7
L. : H.	71·1	78·8	74·6
B. : H.	80·6	86·9	84·0

4. Thaur.

Nur 2 Schädel vorfindlich, die beide Brachycephalie zeigen, mit L. : B. 81·5 und 83·2; sie gehören zu den sogenannten langen Brachycephalen und haben eine grössere Verwandtschaft mit den langschädeligen Formen als wie mit den kurzschädeligen.

Es ist bedauernswerth, dass gerade in Thaur nicht mehr Schädel zur Untersuchung dienen konnten, da Pater Gremblich dortselbst die exquisitesten Reihengräberschädel aufgedeckt hat, die seinerzeit beschrieben werden.

Diese 2 Schädel (Tab. IV) sind leptoprosope und haben ein schmales Obergesicht, leptorrhin und orthocephal; 1 chamae-, der andere mesokonch.

Ihre wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	173	184	178
Breite	144	150	147
Höhe	134	138	136
Horizontalumfang	507	535	521
L. : B.	81·5	83·2	82·3
L. : H.	75·0	77·4	76·2
B. : H.	91·9	93·0	92·4

5. Altrans.

Von 23 Schädeln sind 5 meso-, 10 brachy- und 8 hyperbrachycephal. Die Maasse auf Tab. V.

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1—5.

Von den ziemlich defecten Schädeln konnte nur bei 1 das schmale Obergesicht und die Leptoprosopie constatirt werden; bei 2 die Leptorrhinie, bei 2 die Meso- und 1 die Hypsikonchie, bei 1 die Chamae-, bei 2 die Orthocephalie.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	179	190	184
Breite	140	146	144
Höhe	125	133	129
Horizontalumfang	515	540	530
L. : B.	76·5	79·3	78·1
L. : H.	69·8	72·6	71·1
B. : H.	88·0	94·9	90·8

II. Die Brachycephalen.

Nr. 6—15.

Auch diese Cranien sind ziemlich defect; nur von 1 konnte das schmale Obergesicht und Leptoprosopie gefunden werden; die Mehrzahl ist orthocephal; mit Beziehung auf den Naseneingang und Augenhöhlen-Index kommen alle Variationen vor.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	167	186	180
Breite	140	154	148
Höhe	121	136	104
Horizontalumfang	502	540	527
L. : B.	80·7	84·4	82·3
L. : H.	70·7	77·2	72·2
B. : H.	85·9	92·5	88·4

III. Die Hyperbrachycephalen.

Die wichtigsten Maasse dieser 8 Schädel (Nr. 16—23) sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	160	190	178
Breite	142	163	153
Höhe	124	140	131
Horizontalumfang	473	568	529
L. : B.	85·4	88·7	86·4
L. : H.	69·5	77·5	73·8
B. : H.	81·2	89·5	85·3

Von diesen auch defecten Cranien konnte constatirt werden: bei 4 schmales Obergesicht, 1 Leptoprosopie, 1 chamaecephal, 4 orthocephal, 3 hypsicephal, 2 leptorrhin, 3 mesorrhin, 3 platyrrhin.

6. Sistrans.

Nur 4 Schädel (Maasse auf Tab. X).

Alle Schädel zeigten in der Form gleiche Grundcharaktere, nämlich Dolichoidismus; einer erschien etwas länger und schmäler, was auch durch den Index L. : B. mit 74·7 zum Ausdruck kam, während die andern drei 76·7, 78·3, 78·8 hatten.

Schmales Obergesicht und Leptoprosopie ist ihnen gemeinsam eigen, während sie in den andern einzelnen Theilen des Gesichtes Variationen zeigten.

I. Die Dolichocephalen.

Nur 1 Schädel mit Länge 186, Breite 139, Höhe 131, Horizontalumfang 526, L. : B. 74·7, L. : H. 70·4, B. : H. 94·2.

II. Die Mesocephalen.

Nr. 2—4 Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	176	184	179
Breite	135	144	140
Höhe	119	132	125
Horizontalumfang	503	527	514
L. : B.	76·7	78·8	77·9
L. : H.	67·6	73·7	69·9
B. : H.	87·5	93·6	89·7

7. Rinn.

5 Schädel (Maasse auf Tab. XI).

Sie gehören alle zu den langen Brachycephalen; ein Schädel nähert sich sehr dem Dolichoidismus; er besitzt auch einen Index von L. : B. mit 78·0; die andern von 80·3 bis 84·0.

Alle sind leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht.

I. Die Mesocephalen.

Nur 1 Schädel mit Länge 181, Breite 142, Höhe 130, Horizontalumfang 519, L. : B. 78·0, L. : H. 71·8, B. : H. 91·5; er ist hypsikonch und platyrrhin.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 2—5.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	178	188	182
Breite	149	154	151
Höhe	123	136	132
Horizontalumfang	516	541	525
L. : B.	80·3	84·0	82·8
L. : H.	69·1	75·8	72·2
B. : H.	82·5	90·0	86·9

1 chamae-, 2 ortho-, 1 hypsicephal; 1 chamae-, 2 meso-, 1 hypsikonch; 3 mesor-, 1 platyrrhin.

Wipptha l.

8. Natters.

Im Ossuarium von Natters sind 12 Schädel; davon sind der Form nach 9 brachy- und 3 hyperbrachycephale; nach den Indices von L. : B. wäre aber die Eintheilung mit 7 brachy- und 5 hyperbrachycephalen.

Von den darauf untersuchbaren Cranien haben alle ein schmales Obergesicht und weisen Leptoprosopie auf. Die Mehrzahl der Cranien ist leptorrhin und hypsikonch, 8 sind ortho-, 1 chamae- und 3 hypsicephal.

I. Die Brachycephalen.

Die wichtigsten Maasse von Nr. 1—7 (Maasstabelle VIII).

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	171	188	180
Breite	142	155	147
Höhe	125	135	130
Horizontalumfang	515	547	538
L. : B.	80·7	84·4	83·0
L. : H.	69·6	73·1	80·9
B. : H.	74·2	84·6	87·1

II. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 8—12 (Maasstabelle VIII).

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	165	183	173
Breite	143	162	152
Höhe	120	136	131
Horizontalumfang	515	555	535
L. : B.	85·3	92.6	87·8
L. : H.	71·0	81·2	76·1
B. : H.	79·0	93·7	86·7

9. Mutters.

Es fanden sich im Ganzen 25 Schädel vor, wovon 23 zur Aufnahme in die Maasstabelle VI (Nr. 1—23) gelangten, denn die zwei restirenden erwiesen sich als pathologische Formen (prämature Synostose der Kranznaht).

Nach Typen geordnet, vertheilen sie sich in drei Gruppen, und zwar gehören zum dolichoiden Typus Nr. 1—8, wovon Nr. 1 fast dolichocephal, zum brachycephalen 9—17 und zum hyperbrachycephalen Nr. 18 bis 23. Die Schädel mit Nr. 12, 13, 14 erinnern noch sehr stark an den dolichoiden und auch Nr. 18 und 19 an den brachycephalen Typus. Nr. 23 ist ein exquisiter Hyperbrachycephalus mit enorm steilem Occiput, der retroauriculäre Antheil des Schädels sehr kurz; in dieser Gegend ist er auch sehr breit, so dass er von den übrigen Schädeln sich sehr abhebt.

Nr. 21 zeigt keine ganz reine Form, es ist ein kurzer, runder, breiter Schädel.

Die Längenbreiten-Indices vertheilen sich zwischen 73·9 und 90·5 in der Weise, dass 1 Schädel dolichocephal, 4 mesocephal, 11 brachy- und 7 hyperbrachycephal sind. Die Breitenhöhen-Indices gehen von 82·8 aus und enden mit 99·2. Nach dem Längenhöhen-Index sind 3 chamaecephal, 15 orthocephal und 5 hypsicephal. L. : H. findet sein Minimum in 69·5, sein Maximum in 80·4. Leptoprosopie ist bei allen vorhanden; in Uebereinstimmung damit haben sie auch alle schmale Obergesichter.

I. Die Dolichocephalen.

Nur 1 Schädel rangirt nach seinem Index (Tab. VI, Nr. 1) hieher; die Länge beträgt 188, die Breite 139, die Höhe 140, der Horizontalumfang 534, L. : B. 73·9, L. : H. 74·4, B. : H. 99·2. Er zeichnet sich durch seine lange und schmale Form aus. Schläfen flach, Occiput pyramidenförmig ausgezogen. Er ist leptoprosop und hat ein schmales Obergesicht. Orthocephal, mesorrhin und hypsikonch.

II. Die Mesocephalen.

Nr. 2—5 (Tab. VI) zeigen die gewöhnlichen dolichoiden Formen; alle sind ziemlich lang, haben flache Schläfen und ein ausgezogenes Occiput. L. : B. schwankt zwischen 79·0 und 79·8.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	176	198	186
Breite	139	158	147
Höhe	129	137	133
Horizontalumfang	504	574	529
L. : B.	79·0	79·8	79·4
L. : H.	68·6	73·8	71·6
B. : H.	86·0	93·5	90·2

Alle haben ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop; 2 sind leptorrhin, 1 platyrrhin, aber mit der Grenze an Mesorrhinie (Index 52·0), 1 nicht bestimmbar; 1 chamaekonch, 2 mesokonch, 1 hypsikonch; 1 chamaecephal, 4 orthocephal.

III. Die Brachycephalen.

Nr. 6—16 (Tab. VI). Nr. 6, 7, 8 haben fast noch dolichoide Formen; auch Nr. 12, 13, 14 zeigen grosse Verwandtschaft mit dem dolichoiden Typus, aber mehr als die Majorität neigt zum Dolichoidismus.

Alle (soweit eruirbar) sind leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht; 2 sind leptorrhin, 3 mesorrhin, 2 platyrrhin (4 nicht bestimmbar); 1 chamaekonch, 5 mesokonch, 3 hypsikonch (2 nicht bestimmbar); 2 chamaecephal, 6 orthocephal und 3 hypsicephal.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	189	181
Breite	143	157	148·7
Höhe	126	139	132·5
Horizontalumfang	504	550	520
L. : B.	80·2	84·6	82·4
L. : H.	69·5	77·5	73·2
B. : H.	82·8	95·0	88·9

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 17—23 (Tab. VI). Nr. 23 exquisit hyperbrachycephale Form; Nr. 18 und 19 erinnern an den brachycephalen Typus, so dass eigentliche Hyperbrachycephale 5 verbleiben.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	169	188	177
Breite	146	163	154
Höhe	129	136	132
Horizontalumfang	515	550	531
L. : B.	85·1	90·5	87·8
L. : H.	71·2	80·4	75·1
B. : H.	79·7 (approximativ)	90·6	85·8

3 sind orthocephal, 4 hypsicephal; 4 leptorrhin, 1 platyrrhin, 2 nicht bestimmbar; alle hypsikonch und leptoprosop. Schmales Obergesicht zeigen die darauf bestimmbaren.

10. Vill.

In Vill konnten nur 3 Schädel (Tab. VII, Nr. 1—3) untersucht werden; alle zeigten den dolichoidbrachycephalen Typus; auch der Index stimmt, wenn man von Nr. 1 mit 79·4 absieht, damit überein (81·2 und 82·0). Sie haben alle ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop; 2 sind orthocephal, 1 hypsicephal (mit 75·5), 1 leptorrhin, 1 meso-, 1 platyrrhin, 1 chamaekonch, 2 hypsikonch.

I. Die Mesocephalen.

Nur 1 Schädel Nr. 1.

Länge 180, Breite 143, Höhe 136, Horizontalumfang 513. L. : B. 79·4, L. : H. 75·0, B. : H. 95·1.

II. Die Brachycephalen.

2 Schädel Nr. 2—3.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	181	183	182
Breite	147	150	148·5
Höhe	131	134	132·5
Horizontalumfang	523	525	524
L. : B.	81·2	82·0	81·6
L. : H.	71·5	74·0	72·7
B. : H.	87·3	91·1	89·2

11. Igels.

In Igels wurden von Prof. Wiesner die früher citirten Reihengräberfunde gemacht; der craniologische Theil wurde (l. c.) von Merlin abgehandelt. Merlin fand an den vorgelegenen Cranien, dass dieselben den Reihengräbertypus aufweisen und darunter einen Dolichocephalus und 4 Mesocephale mit Indices L. : B. von 73·3, 75·4, 75·8, 76·8 und 78·8. Die heutigen Bewohner von Igels zeigen hauptsächlich brachy- und hyperbrachycephalen Typus. Von den brachycephalen Formen gehört die Mehrzahl zu den sogenannten langen Brachycephalen, sie hat also Verwandtschaft zum Dolichoidismus, welcher auch durch 1 Cranium (mit Index von L. : B. 79·9) vertreten ist.

Alle vorfindlichen Schädel (13) besitzen ein schmales Obergesicht; die eine Hälfte ist orthocephal, die andere hypsicephal; mit Bezug auf den Nasenhöhlen- und Augenhöhleneingang finden sich bereits Variationen. Nach den Indices von L. : B. theilen sie sich in 1 meso-, 8 brachy- und 4 hyperbrachycephale (Maasse auf Tab. IX).

I. Die Mesocephalen.

Nur 1 Stück mit Index von L. : B. 79·9; grösste Länge 194, grösste Breite 155, Höhe 133, Horizontalumfang 533. Der ziemlich defecte Schädel ist chamaecephal, chamaekonch und mesorrhin.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 2—9.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	166	186	175
Breite	136	154	146
Höhe	126	138	130
Horizontalumfang	505	558	528
L. : B.	80·6	85·0	82·5
L. : H.	72·2	77·3	74·7
B. : H.	84·0	98·8	90·1

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 10—13.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	170	187	174
Breite	145	166	151
Höhe	120	140	130
Horizontalumfang	494	550	526
L. : B.	85·2	88·7	86·6
L. : H.	73·7	79·4	76·0
B. : H.	83·1	92·4	87·7

12. Patsch.

Von 6 vorhandenen Cranien (Tabelle XIII) gehören 1 zu den Meso-, 4 zu den langen Brachycephalen; der sechste Schädel ist hyperbrachycephal und steht isolirt da; er ist wahrscheinlich nur eine zufällige Beigabe. Alle haben ein schmales Obergesicht; der mesocephale hat L. : B. 74·3, der hyperbrachycephale L. : B. 90·1, die 4 brachycephalen schwanken zwischen 81·0 und 84·0.

Die Mittelmaasse der 4 Brachycephalen sind:

Länge 182, Breite 147, Höhe 131, Horizontalumfang 524, L. : B. 82·9, L. : H. 72·4, B. : H. 89·6

13. St. Peter.

Die 16 vorhandenen Schädel theilen sich in 7 mesocephale, 7 brachy- und 2 hyperbrachycephale. Der Haupttypus ist Dolichoidismus und lange Brachycephalie.

Alle haben ein schmales Obergesicht; in Beziehung auf einzelne Gesichtstheile zeigen sie verschiedenes Verhalten. Die Maasse sind auf Tab. XII verzeichnet.

I. Die Mesocephalen.

Die Mittelmaasse der 7 Schädel sind:

Länge 184, Breite 145, Höhe 130, Horizontalumfang 527, L. : B. 79·2, L. : H. 70·4, B. : H. 89·5.

II. Die Brachycephalen.

Mittelmaasse von den 7 Brachycephalen sind:

Länge 180, Breite 149, Höhe 136, Horizontalumfang 527, L. : B. 82·4, L. : H. 75·4, B. : H. 89·6

III. Die Hyperbrachycephalen.

Von den 2 Hyperbrachycephalen steht einer mit Index von L. : B. mit 85·1 hart an der Grenze; er weist auch brachycephalen Typus, während nur 1 Schädel mit Länge 174, Breite 152, L. : B. 87·4 als reiner Hyperbrachycephalus angesehen werden kann. Die Hyperbrachycephalie scheint in St. Peter nur ein zufälliges Moment zu sein.

Patznaunerthal.

Im Patznaunerthale hatte ich Gelegenheit, in allen Ortschaften eine ziemlich reiche Zahl an Schädeln zu untersuchen, so dass die Untersuchung dieses Theiles als abgeschlossen betrachtet werden kann. 873 Cranien gingen durch meine Hände.

Auch im Patznaunerthal ist der prävalirende Typus der brachycephale; ihm kommt nahe mit 33·8% der hyperbrachycephale. Den Rest nehmen in Anspruch der dolicho- und mesocephale mit 1·3% und 8·7%.

Dieses wenn auch spärliche Auftreten des dolicho- und mesocephalen Typus im Patznaunerthal ist wohl zu berücksichtigen, da man wohl mit Berechtigung daraus folgern kann, dass in Patznaun in früherer Zeit diese Typen zahlreich verbreitet gewesen sein müssen. Mit Beziehung auf den dolichocephalen Typus macht sich bemerkbar, dass je weiter man vom Eingang in's Thal vordringt, der Percentsatz steigt; denn die Ortschaften, wie sie in der Reihe nach gegen das Ende des Thales bis zum Zeynesjoch folgen, verhalten sich wie folgt: See 0%, Kappl 1·2%, Ischgl 2·8% und Gallthür 5·4%.

Dieses Verhalten veranlasst auch die Meinung, dass das dolichocephale Element vielleicht von Vorarlberg über die bekannten Uebergänge in's Thal eindrang.

Der mesocephale Typus, der sich dem soeben besprochenen so enge anschliesst, zeigt in fast allen Ortschaften ein gleich zahlreiches Auftreten: 6·2%, 8·4%, 8·4% und 8·1%, mit Ausnahme von Ischgl, wo er auf 13·2% anschwillt.

Der herrschende Typus im Patznaunerthal ist der brachycephale; 55·8% der Schädel zeigen ihn.

Von See bis Gallthür ist folgende percentuelle Vertheilung: See 53·9%, Kappl 57·5%, Ischgl 44·3%, Mathon 57·7% und Gallthür 64·8%. In See, Kappl und Mathon ist er so ziemlich gleich zahlreich verbreitet, nur in Gallthür besitzt er eine noch grössere Ausdehnung.

Vom brachycephalen Typus gebe ich, um sie mit anderen Brachycephalen Tirols vergleichen zu können, zwei Abbildungen (nach Lucae); die eine (Taf. V, Fig. 1, 2, 3) betrifft einen kindlichen Schädel (aus Ischgl) mit L. : B. 80·7, die andere (Taf. V, Fig. 4, 5, 6) den Schädel eines Erwachsenen aus demselben Ort mit L. : B. 83·3. Der kindliche Schädel (Länge 166, Breite 134) zeigt vielfache verwandtschaftliche Beziehungen zum mesocephalen Typus, er hat einen niederen, langen Scheitel, ein schön gewölbtes prominentes Occiput, flache Schläfen und die grösste Breite findet sich gleich hinter seiner Mitte; er ist kryptozog. An dem andern Schädel (dem des Erwachsenen) fällt in der Ansicht von oben die enorme Breite auf; von oben betrachtet, scheint es, dass er dem hyperbrachycephalen Typus zuzuzählen wäre, wenn nicht die seitliche Ansicht (seine Länge, das gut gewölbte Occiput etc.) ihn doch zu den Brachycephalen stellen würde. Wie die obere Ansicht eines Ischgler Hyperbrachycephalen (Taf. V, Fig. 7, 8, 9) lehrt, so erfreuen sich dieselben einer noch grösseren Breitenentwicklung; sie sind durchschnittlich um 10 mm breiter. Der Brachycephalus (Fig. 4, 5, 6) hat eine Länge von 186 bei einer Breite von 155; der Hyperbrachycephalus eine Länge von 182 bei einer Breite von 160 (L. : B. 97·9).

Die Hyperbrachycephalen sind kurze, breite Schädel; bei der grössten Zahl derselben aber fand ich, dass dieselben kein steil abfallendes Occiput besitzen, sondern in der Formirung derselben sehr an die Brachycephalen erinnern; nur ist die gesammte retroauriculäre Länge geringer als bei den letzteren. Wenn man die Abbildungen von Fig. 4, 5, 6 einerseits und anderseits 7, 8, 9 vergleicht, so fallen die Aehnlichkeiten der zwei Schädel auf. Der Brachycephalus zeigt in der Ansicht von oben Aehnlichkeiten mit dem Hyperbrachycephalus, während der letztere in der Ansicht von der Seite solche mit dem Brachycephalus aufweist.

Ein grosser Theil der Brachycephalen des Patznaunerthales tragen durch ihre Breitenentwicklung schon Charaktere des hyperbrachycephalen Typus, während die Hyperbrachycephalen durch die Bildung des Hinterhauptes noch die Anklänge an die Brachycephalen demonstriren (der Index 97·9 des Hyperbrachycephalus liesse doch ein sehr abgeflachtes Occiput vermuthen, was aber nicht der Fall).

Während es mir in anderen Ossuarien meist gelang, schon nach Betrachtung einer Schädelansicht die Typengruppirung zu eruiren, deren Richtigkeit durch weitere Betrachtung der anderen Ansichten nur bestätigt wurde, gelang dies wegen der erwähnten Verhältnisse im Patznaunerthale nicht.

Es machten diese Verhältnisse auf mich den Eindruck, dass die besprochenen Typen noch in einer ziemlich engen verwandtschaftlichen Beziehung stehen. Die Abbildung (Taf. V, Fig. 10, 11, 12) eines Brachycephalus aus Gallthür mit Länge 174, Breite 146, also Index 83·9, zeigt uns dieselben Verhältnisse, wie sie beim Ischgler Brachycephalus angetroffen wurden.

14. See.

113 Schädel, deren Maasse auf Tab. XIV verzeichnet sind, kamen zur Untersuchung; sie vertheilen sich auf 7 Mesocephale, 61 Brachycephale und 45 Hyperbrachycephale. Alle haben ein schmales Obergesicht, 15 sind chamae-, 44 ortho- und 41 hypsicephal. Die grösste Zahl ist leptorrhin; nächst ihr findet die Mesorrhinie die grösste Verbreitung; in ähnlicher Weise verhalten sich Hypsikonchie und Mesokonchie.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Horizontalumfang	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephal . . .	182	144	134	514	79·1	74·2	93·0
Brachycephal . .	178	147	129	517	82·3	73·0	88·5
Hyperbrachycephal	171	150	129	514	87·8	75·5	86·0

15. Kappl.

Im Ossuarium von Kappl sind 546 Schädel, die sich auf 7 dolicho-, 46 meso-, 314 brachy- und 179 hyperbrachycephale vertheilen; für ihre Formen gilt das an anderen Stellen oft Gesagte; fast alle wiesen ein schmales Obergesicht auf; ebenso häufig vertreten ist Leptorrhinie und Hypsikonchie.

16. Ischgl.

106 Schädel; Maasse auf Tab. XV; davon 3 dolicho-, 14 meso-, 47 brachy- und 42 hyperbrachycephale. Alle haben ein schmales Obergesicht. Die grösste Zahl ergab Ortho- und Hypsicephalie, wie auch Leptorrhinie und Mesorrhinie; in ähnlicher Weise wurde Hypsi- und Mesokonchie angetroffen.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Horizontalumfang	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Dolichocephal . .	184	139	131	534	72·1	71·1	94·7
Mesocephal . . .	178	144	121	513	78·0	72·1	91·1
Brachycephal . .	178	145	128	518	80·2	72·0	87·7
Hyperbrachycephal	171	152	128	510	88·1	75·1	83·5

17. Mathon.

71 Schädel; Maasse auf Tab. XVI; davon 6 meso-, 41 brachy- und 24 hyperbrachycephale.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Horizontalumfang	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Mesocephal . . .	184	145	130	529	78·7	70·9	89·9
Brachycephal . .	175	146	128	518	82·8	72·6	87·5
Hyperbrachycephal	171	156	129	515	87·4	75·6	87·4

Alle haben ein schmales Obergesicht: die meisten sind ortho- oder hypsicephal, leptorrhin und hypsi- oder mesokonch.

18. Gallthür.

Vorhanden waren 37 Schädel; Maasse auf Tab. XVII; nach den Längenbreiten-Indices vertheilen sie sich wie folgt: 2 dolichocephale, 3 mesocephale, 24 brachycephale und 8 hyperbrachycephale. Die Indices stimmen auch mit der Gruppirung nach den Schädelformen überein; nur möge bemerkt werden, dass zwischen den einzelnen Gruppen nach Formen beurtheilt, sich nicht so scharfe Grenzen aufweisen lassen, wie die Indices zeigen.

I. Die Dolichocephalen.

2 Schädel tragen entsprechende Indices.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	183	194	188
Breite	137	157	147
Höhe	129	130	129·5
Horizontalumfang	510	546	528
L.:B.	70·1	74·9	72·5
L.:H.	67·2	70·4	68·8
B.:H.	82·8	94·1	88·4

Sie zeigen Leptoprosopie und haben ein schmales Obergesicht, ferner Hypsikonchie: mit Beziehung auf den Naseneingang ist der eine platyrrhin, der andere hyperplatyrrhin. 1 Schädel ist chamae-, der andere orthocephal.

II. Die Mesocephalen.

Nr. 3—5 der Maasstabelle XVII.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	184	179
Breite	136	147	142
Höhe	126	134	130
Horizontalumfang	494	526	513
L.:B.	78·7	79·5	79·2
L.:H.	70·0	75·2	72·6
B.:H.	88·1	96·3	91·8

Während alle ein schmales Obergesicht aufweisen, zeigen nur 2 Leptoprosopie, der dritte Chamaeprosopie; 2 sind mesorrhin, 1 leptorrhin; 1 chamaekonch, 1 meso-, 1 hypsikonch; 1 chamae-, 1 orthocephal, 1 in Betreff dieses Index nicht bestimmbar.

III. Die Brachycephalen.

Nr. 6—29 (Maasstab. XVII). Die Mehrzahl (18) der Brachycephalen liegt innerhalb des Index mit 83·9, darüber bis 85·0 sind der Rest (6 Stück).

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

Länge 177, Breite 147, Höhe 130, Horizontalumfang 521, L.:B. 82·9, L.:H. 73·5, B.:H. 88·2.

Alle haben ein schmales Obergesicht; 16 sind ortho-, 6 hypsi- und 2 chamaecephal; 11 hypsikonch, 9 meso- und 3 chamaekonch; 8 leptor-, 6 mesor-, 8 platyrrhin.

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 30—37. Es haben alle schmale Obergesichter: 3 sind ortho-, 3 hypsi-, 2 chamaecephal; die Hypsikonchie ist vorherrschend, während Leptorrhinie und Mesorrhinie fast gleich häufig auftreten.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

Länge 174, Breite 156, Höhe 127, Horizontalumfang 520, L.:B. 86·9, L.:H. 73·4, B.:H. 86·0.

Bemerkung zu den Maass-Tabellen. Die Maasse wurden nach der Frankfurter Verständigung genommen. L Länge (grösste Länge), B Breite, Sb_1 kleinste Stirnbreite, Sb_2 grösste Stirnbreite, H Höhe, Bl Basislänge, Bb Basisbreite, Hz Horizontalumfang, S Sagittalumfang, Q Querumfang, $\frac{G}{b \mid h}$ Oberkieferbreite (b), Oberkieferhöhe (h), J Jochbreite, $\frac{N}{h \mid b}$ Nasenhöhe (h), Nasenbreite (b), $\frac{O}{b \mid h}$ Augenhöhleneingangbreite (b), Augenhöhleneingangshöhe (h), L.:B. Längenbreitenindex, L.:H Längenhöhenindex, B.:H. Breitenhöhenindex, Ogi Obergesichtsindex, Ni Nasenindex, Oi Augenhöhlenindex, Oh:Jb Jochbreiten-Obergesichtshöhenindex (nach Kollmann). Ein Sternchen (*) bedeutet, dass das betreffende Maass nur annähernd gewonnen werden konnte.

Weer.

Tabelle I.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N h	N b	O h	O b	L.:B	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
1	♂	186	140	106	122	133	106	134	535	378	320	—	67	—	52	23	31	37	75·3	71·5	94·9	—	44·2	83·7	—
2	♀	180	137	94	116	133	98	119	510	364	305	—	68	—	44	16	32	34	76·1	73·8	97·0	—	36·3	94·1	—
3	♂?	185	145	96	117	130	101	122	528	370	328	—	—	—	—	—	—	—	78·4	70·2	89·6	—	—	—	—
4	♂	185	146	100	117	124	104	125	530	360	300	96	66	—	53	23	33	35	78·9	67·0	84·9	68·7	43·3	94·2	—
5	♂?	180	143	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	79·0	—	—	—	—	—	—
6	♂?	178	141	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	79·2	—	—	—	—	—	—
7	♂?	178	141	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	79·2	—	—	—	—	—	—
8	♂	195	156	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80·0	—	—	—	—	—	—
9	♂	186	150	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80·6	—	—	—	—	—	—
10	♂?	181	147	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	81·2	—	—	—	—	—	—
11	♀	169	137	90	110	122	92	113	495	354	310	81	64	116	47	20	32	34	81·7	72·1	89·7	79·0	40·4	94·1	55·1
12	♀	176	144	99	118	128	102	130	520	347	315	91	73	133	52	22	33	40	81·8	72·7	88·8	77·6	42·3	82·5	54·8
13	♀	168	138	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	82·1	—	—	—	—	—	—
14	♂?	176	145	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	82·4	—	—	—	—	—	—
15	♂	180	150	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·3	—	—	—	—	—	—
16	♂	186	140	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·3	—	—	—	—	—	—
17	♀	177	148	101	120	120	98	124	525	363	326	96	75	130	54	24	26	40	83·6	67·7	81·0	78·1	44·4	65·0	57·6
18	♀	172	145	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	84·3	—	—	—	—	—	—
19	♂	179	144	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	86·0	—	—	—	—	—	—
20	♂	170	147	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	86·5	—	—	—	—	—	—
21	♂	161	144	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	89·4	—	—	—	—	—	—

Wattens.

Tabelle II.

1	♀?	184	138	98	115	127	100	117	510	369	312	90	71	119	47	24	33	36	75·0	69·0	92·0	77·7	51·6	91·6	59·6
2	♀	173	138	98	114	123	95	124	490	351	300	104*	66	—	50	25	32	36	79·2	71·0	89·1	63·4	50·0	88·8	—
3	♂?	183	148	99	125	119	101	128	530	365	320	90*	64	128	57	27	35	38	80·9	65·0	80·4	71·0	47·3	92·0	50·1*
4	♂?	172	140	99	128	120	91	110	512	383	328	90*	69	120	50	28	39	44	81·4	69·7	85·7	76·6*	56·0	88·6	57·5*
5	♂	175	149	98	122	135	101	124	508	379	330	89	73	126	48	21	34	40	85·1	77·1	90·6	82·0	43·7	85·0	57·9*
6	♂?	179	153	102	127	121	98	132	525	367	320	—	72	—	56	23	37	40	85·5	67·5	79·0	—	41·0	92·5	—
7	♂	175	155	113	131	130	103	136	530	360	330	—	75	—	51	23	38	40	88·6	74·2	83·8	—	45·0	95·0	—
8	♂	174	156	105	134	132	101	137	531	368	330	93	75	140	56	28	32	42	89·7	75·4	84·6	80·6	50·0	76·1	53·5
9	♂	162	149	98	124	124	96	127	499	340	310	90*	64	134	49	25	39	40	92·0	76·5	83·2	71·1	51·0	97·5	47·7*

Mils.

Tabelle III.

1	♂	180	138	107	118	128	104	120	512	364	318	—	75	—	52	21	33	40	76·6	71·1	92·7	—	42·3	82·5	—
2	♂	187	144	112	130	136	111	133	542	373	330	93	68	138	51	24	40	42	77·0	72·7	94·4	73·1	47·0	95·2	49·2
3	♂	181	143	97	116	131	103	127	520	360	310	89	64	132	47	22	32	40	79·0	72·3	91·6	71·9	46·8	80·0	48·4
4	♂	181	145	—	123	130	102*	118	523	380	340	—	—	—	—	—	—	—	80·1	71·8	89·6	—	—	—	—
5	♂	191	154	103	118	124	100	139	553	372	332	112	76*	—	57	32	32	41	80·6	64·9	80·5	67·8*	56·1	78·0	—
6	♀	175	143	106	121	124	101	130	515	352	300	90	65	132	51	22*	32	39	81·7	70·8	86·7	72·2	43·1*	82·0	49·2
7	♂	182	151	99	122	120	103	124	534	359	308	—	80	132	56	26	36	43	83·0	65·9	79·4	—	46·4	83·7	60·6
8	♀	176	141	100	120	134	103	128	526	375	318	93	76*	132	57	24	36	40	83·0	76·1	95·0	81·7*	42·1	90·0	57·5*
9	♂	174	147	98	128	124	90	124	520	382	328	94	70*	—	48	20	34	39	84·5	71·2	84·3	74·4*	41·6	87·1	—
10	♀	166	143	97	122	121	92	125	500	347	314	81	66	124	47*	23	34	38	86·1	72·8	84·6	81·4	48·9*	89·4	53·2
11	♀	170	148	100	117	124	90	130	515	359	316	85	64	127	45	24	34	39	87·1	72·9	83·7	75·2	53·3	87·1	50·3
12	♂	170	150	106	131	121	97	128	520	379	320	92	78	132	54	—	38	41	88·2	71·1	80·6	84·7	—	92·6	59·0
13	♀	170	153	100	132	133	95	130	519	370	336	—	66	—	50	21	37	40	90·0	78·2	86·9	—	42·0	92·5	—
14	♂	173	160	95	133	135	102	136	535	373	344	100	77	139	53	25	37	40	92·4	78·0	84·3	77·0	47·1	92·5	55·3

Thaur.

Tabelle IV.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G h	G b	J	N h	N b	O h	O b	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Hb
1	♂	184	150	99	128	138	104	134	535	380	330	107	79	140	57	25	29	36	81·5	75·0	91·9	73·8	43·8	80·5	56·4
2	♀	173	144	98	124	134	102	130	507	348	308	99	72*	132	50	21	30	39	83·2	77·4	93·0	72·7	42·0	76·9	54·4

Altrans.

Tabelle V.

1	♀	183	140	88	119	133	91	121	515	385	320	93	67	124	51	24	33	40	76·5	72·6	94·9	72·0	47·0	82·5	54·0
2	♂	190	146	—	132	—	—	—	540	375	—	—	—	—	—	—	—	—	76·8	—	—	—	—	—	—
3	♂	185	146	102	127	—	—	130	540	330	—	—	—	—	—	—	—	—	78·9	—	—	—	—	—	—
4	♂	184	146	102	129	131	99	130	535	378	321	96	—	134	55	25	34	42	79·3	71·1	89·7	—	45·4	80·9	—
5	♀	179	142	97	125	125	100	124	520	358	310	—	—	131*	51	—	37	41	79·3	69·8	88·0	—	—	90·2	—
6	♂?	181	146	98	122	128	102	136	525	350	335	95	73	135	51	26	32	40	80·7	70·7	87·6	76·8	50·9	80·0	54·0
7	♂	185	150	98	128	133	99	134	540	361	335	—	—	—	—	—	—	—	81·1	71·8	88·6	—	—	—	—
8	♂?	181	147	99	128	136	102	126	525	368	320	—	—	—	—	—	—	—	81·2	75·1	92·5	—	—	—	—
9	♂?	181	147	99	124	131	102	130	525	370	320	—	—	—	47	26	32	38	81·2	72·3	89·1	—	55·3	84·2	—
10	♂	186	152	102	131	—	—	127	535	380	332	—	—	—	51	26	34	44	81·7	—	—	—	50·9	77·2	—
11	♂?	181	150	99	124	129	96	130	528	375	325	96	—	—	52	23	37	43	82·9	71·2	85·9	—	44·2	86·0	—
12	♂	185	154	99	127	—	—	139	540	380	332	—	—	—	—	—	32	42	83·2	—	—	—	—	76·1	—
13	♂?	180	150	105	130	129	104	135	528	352	310	96	—	—	59	30	35	41	83·3	71·6	85·9	—	50·8	85·3	—
14	♀	167	140	—	120	121	90	124	502	350	300	—	—	—	—	—	—	—	83·8	72·4	86·4	—	—	—	—
15	♂?	180	152	91	121	139	—	130	530	382	336	—	—	—	65*	48*	33	43	84·4	77·2	91·4	—	73·8*	76·7	—
16	♀	171	146	102	121	125	99	—	512	348	—	92	71	—	52	26	36	39	85·4	73·1	85·6	77·1	50·0	92·3	—
17	♂?	187	160	107	—	130	102	139	568*	390	345	—	—	—	—	—	—	—	85·6	69·5	81·2	—	—	—	—
18	♂	190	163	97	127	140	101	124	558	410	360	99	73*	134	55	25	36	41	85·7	73·6	85·8	73·3*	45·4	87·1	54·4*
19	♂	185	159	—	129	132	97	135	548	383	340	—	—	—	—	—	—	—	85·9	71·3	83·0	—	—	—	—
20	♀?	178	153	95	121	137	97	134	525	385	342	99	69	140	51	25	32	43	86·0	76·9	89·5	69·9	49·0	74·4	49·2
21	♀	179	156	101	137	135	95	130	541	385	345	—	75	—	52	25	39	42	87·2	75·4	86·5	—	48·0	92·8	—
22	♀?	174	152	100	128	128	92	124	510	367	330	98*	70*	—	48	22	22	37	87·4	73·5	84·2	71·4*	45·8	59·4	—
23	♂?	160	142	93	114	121	91*	112*	473	321	312	—	—	—	—	—	—	—	88·7	77·5	87·3	—	—	—	—

Mutters.

Tabelle VI.

1	♂	188	139	108	130	140	108	128	534	370	302	100	73	138	52	26	36	40	73·9	71·4	99·2	73·0	50·0	90·0	52·9
2	♂?	176	139	96	119	130	100	122	504	360	310	88	72	128	50	26	34	40	79·0	73·8	93·5	82·0	52·0	85·0	56·2
3	♂	178	141	96	114	129	94	128	510	360	310	92*	70*	126*	—	—	34	42	79·2	72·4	91·4	77·7*	—	80·9	55·2*
4	♂	191	152	103	130	137	106	136	550	390	332	—	—	136	50	23	34	38	79·6	71·7	90·1	—	45·9	89·5	—
5	♂	198	158	108	142	136	104	139	574	415	340	102	74*	140	52	24	34	43	79·8	68·6	86·0	72·5*	46·1	79·0	52·9*
6	♂	182	146	100	127	130	101	130	525	358	315	—	—	—	—	—	—	—	80·2	71·4	89·0	—	—	—	—
7	♂	184	148	102	128	128	103	126	530	370	338	—	—	133	54	24	34	38	80·4	69·5	86·4	—	55·5	89·5	—
8	♂	176	143	94	127	126	90	130	504	358	310	93*	64*	—	49	26	34	40	81·2	71·5	88·1	68·9	53·0	85·0	—
9	♂	184	150	98	126	139	100	136	536	380	330	98	76*	—	56	24	33	39	81·5	75·5	92·6	76·5	42·9	84·7	—
10	♂?	174	142	105	127	135	107	—	508	346	—	100	74	134*	56	28	34	39	81·6	77·5	95·0	74·0	50·0	87·1	55·2*
11	♂	178	146	93	122	133	100	133	514	368	323	93*	76*	136	52	26	35	42	82·0	74·7	91·0	81·9	50·0	83·3	55·8*

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
12	♂	189	156	100	125	132	100	132	545	385	330	102	72*	136	50	25	36	40	82·5	69·8	84·6	70·6	50·0	90·0	52·9*
13	♀	189	157	100	130	134	107	135	550	385	333	—	—	—	—	—	—	—	83·1	70·9	82·8	—	—	—	—
14	♂	174	145	92	120	130	101	125	505	358	315	—	—	—	—	—	33	40	83·3	74·7	89·6	—	—	82·2	—
15	♂	178	149	98	125	137	106	133	527	372	323	95*	72*	137	53*	24*	32	41	83·7	76·9	91·9	75·5	45·3	78·0	52·5*
16	♂	182	154	102	132	134	96	135	536	373	334	95	—	138	—	—	35	42	84·6	73·6	87·0	—	—	83·3	—
17	♀	188	160	100	134	134	—	140	551	380	335	104*	—	—	54	25*	38	43	85·1	71·2	83·7	—	46·2	88·5	—
18	♀?	170	146	99	126	129	92	130	518	362	312	97	68*	128	46	26	32	40	85·9	75·8	88·3	70·1	56·5	80·0	53·4*
19	♀	184	160	101	128	136	104	137	550	380	340	94	74	135	55	23	36	40	87·0	73·9	85·0	78·7*	41·8	90·0	54·8
20	♀	172	150	102	127	130	94	133	515	360	322	106	74	133	52	21*	34	40	88·2	75·5	86·6	69·8	40·4	85·0	55·6
21	♀	169	150	97	128	136	95	138	516	360	320	—	—	—	—	—	—	—	88·8	80·4	90·6	—	—	—	—
22	♂?	172	153	100	124	132	102	132	525	356	340	—	—	—	—	—	—	—	89·0	76·7	86·2	—	—	—	—
23	♂	180	163	103	137	130*	—	145	544	365	330	105	76	148	56	25	42	44	90·5	72·2*	79·7*	72·4	44·7	95·4	51·4

VIII.

Tabelle VII.

1	♀?	180	143	94	121	136	101	128	513	370	320	91	73*	134	51	23	35	39	79·4	75·5	95·1	80·2*	45·1	89·6	54·4*
2	♂	181	147	98	116	134	106	132	523	355	308	98	73*	136	53	26	36	40	81·2	74·0	91·1	74·5*	49·0	90·0	53·7*
3	♂	183	150	101	128	131	102	133	525	365	320	100	67*	—	50	26	31	39	82·0	71·5	87·3	67·0*	52·0	79·5	—

Natters.

Tabelle VIII.

1	♂	181	146	99	122	132	109	132	515	365	302	101	75	142	55	27	34	43	80·7	72·9	90·4	74·2	49·0	79·0	52·8
2	♀	179	147	100	124	130	99	127	546	373	329	95	80	142	59	27	38	39	82·1	72·6	88·4	84·2	45·7	97·4	56·3
3	♂	188	155	95	127	131	101	135	547	380	340	91	77*	141	57	26	38	43	82·4	69·6	84·5	84·6	45·6	88·3	54·6
4	♀	171	142	96	125	125	97	126	528	376	328	91	—	127	49*	25	38	38	83·8	73·1	88·0	—	51·0*	100·0	—
5	♂	179	150	95	126	131	95	134	545	390	340	94*	70*	—	52	23	37	42	83·8	73·1	87·3	74·4*	44·2	88·0	—
6	♂?	176	148	103	127	128	—	128	540	—	334	—	—	—	—	—	—	—	84·1	72·7	86·4	—	—	—	—
7	♂	186	147	95	130	135	99	135	547	384	335	96*	79	139	57	25	38	46	84·4	72·5	85·0	82·2	43·8	82·6	56·8
8	♀	170	145	99	120	128	97	123	521	375	336	—	70*	—	51	26	37	40	85·3	75·2	88·2	—	50·9	92·5	—
9	♂	183	158	96	136	130	95	138	548	381	340	103*	73	—	52	23	36	42	86·3	71·0	82·2	70·8	44·2	85·7	—
10	♀?	165	143	—	120	134	97	122	515	373	344	92	70	—	57	22	35	37	86·7	81·2	93·7	76·0	38·5	94·5	—
11	♂?	173	153	94	130	139	96	129	536	393	354	96	69*	129	44	21	38	34	88·4	80·3	90·8	71·8	47·1	89·4	53·4
12	♂	175	162	105	136	128	112	143	555	373*	355	—	—	—	—	—	—	—	92·6	73·1	79·0	—	—	—	—

Igels.

Tabelle IX.

1	♂	194	155	108	132	133	110	137	545	386	338	104	80*	—	57	28	35	44	79·9	68·5	85·8	76·9	49·1	79·5	—
2	♂	186	150	96	123	138	105	—	533	372	—	—	—	—	—	—	—	—	80·6	74·1	92·0	—	—	—	—
3	♀	168	136	88	115	130	93	135	558	355	305	—	—	—	—	—	—	—	80·9	77·3	98·8	—	—	—	—
4	♀	172	140	97	117	130	93	128	530	360	306	—	—	—	—	—	32	40	81·3	75·5	92·8	—	—	80·0	—
5	♀	176	143	102	123	127	99	121	510	350	312	97	67*	—	48	26	32	36	81·8	72·2	88·8	69·0	54·1	88·8	—

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Eb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
6	♀	176	146	96	122	128	96	128	516	361	315	—	—	—	—	—	37	37	82·9	72·7	87·6	—	—	100·0	—
7	♀?	166	150	92	110	126	92	—	505	342	—	—	—	—	—	—	—	—	84·3	75·9	84·0	—	—	—	—
8	♀?	178	149	102	131	130	99	128	521	355	320	—	70*	—	53	25	39*	39*	84·6	73·8	87·2	—	47·1	100·0*	—
9	♂	181	154	103	134	138	100	133	532	372	331	—	71	—	48	24	35	42	85·0	76·2	89·6	—	50·0	83·3	—
10	♂	170	145	96	120	126	94	124	494	350	318	95	70*	126	47	26	34	40	85·2	74·1	86·8	73·6*	55·3	85·0	55·5*
11	♂	170	146	100	126	135	100	134	510	336	321	102	94	135	46*	29	34	40	85·8	79·4	92·4	92·1	63·0*	85·0	69·6
12	♂?	170	148	102	126	131	96	129	580	351	302	98	79*	138	58	24*	36	42	87·0	77·0	88·5	80·6*	48·2*	85·7	57·2*
13	♂	187	166	103	140	128	104	133	553	391	355	97	81*	138	55	27	37	40	88·7	73·7	83·1	83·5*	49·0	92·5	58·6*

Sistrans.

Tabelle X.

1	♂	186	139	94	122	131	99	126	526	327	305	96	69*	—	50	22	34	39	74·7	70·4	94·2	71·8	44·0	87·1	—
2	♀?	176	135	104	126	119	—	112	503	—	310	—	—	—	—	—	—	—	76·7	67·6	88·1	—	—	—	—
3	♂	184	144	97	124	126	94	120	527	385	330	100	65*	124	47	28	33	38	78·3	68·4	87·5	65·0	59·5	86·8	52·4
4	♂	179	141	99	120	132	99	125	512	366	312	90	69	126	53	25	31	37	78·8	73·7	93·6	76·6	47·1	83·7	54·7

Rinn.

Tabelle XI.

1	♂?	181	142	—	—	130	99	128	519	370	315	101*	70*	130	49*	26*	36	40	78·0	71·8	91·5	69·3	53·0*	90·0	53·8*
2	♂	188	151	—	—	136	105	137	541	378	330	101	75	140	55	26	36	43	80·3	72·3	90·0	74·2	47·2	83·7	53·5
3	♂	182	154	—	—	138	100	136	527	376	338	109	75	141	51	27	36	42	83·5	75·8	89·6	68·8	52·9	85·7	53·1
4	♀	178	149	—	—	123	96	128	516	362	320	96	64	126	49	25	31	39	83·7	69·1	82·5	66·6	51·0	79·4	50·7
5	♂	182	153	—	—	131	94	127	536	385	332	99	71	131	50	24	32	39	84·0	71·9	85·6	71·7	48·0	82·0	54·1

St. Peter.

Tabelle XII.

1	♀	184	143	96	122	132	104	126	522	362	311	86	66	—	47	24	31	35	77·7	71·7	92·3	76·7	51·6	88·5	—
2	♂?	184	145	100	121	130	106	130	527	362	312	98*	80	140	55	23	33	33	78·8	70·6	89·6	81·6*	41·8	100·0	57·1*
3	♀?	184	146	100	134	126	96	118	537	392	340	89	66	120	48	—	32	39	79·3	68·4	86·3	74·1	—	82·0	55·0
4	♂	181	144	104	126	138	106	134	523	374	312	103	76	142	52	26	32	40	79·6	76·2	95·8	73·8	50·0	80·0	47·4
5	♀?	186	148	100	120	126	105	133	521	356	312	98	71	132	48	30	32	42	79·6	64·5	85·1	72·4	62·5	76·1	53·7
6	♂	186	148	99	123	132	98	132	534	370	316	100	66	137	50	28	32	40	79·6	70·9	89·1	66·0	56·0	80·0	48·1
7	♂	184	147	102	124	130	105	134	527	365	310	99	74	142	56	26	34	42	79·9	70·6	88·4	74·7*	46·4	80·9	52·1*
8	♀	172	139	94	122	120	99	121	500	355	310	—	—	—	49	24	32	37	80·8	69·7	86·3	—	48·9	86·4	—
9	♀	174	142	98	126	126	99	126	510	355	308	92	72*	133	48	25	34	37	81·6	72·4	88·7	78·2*	52·0	91·9	54·1*
10	♂	190	156	110	133	148	106	140	550	400*	340	104	74	146	52	26	34	42	82·1	77·8	82·0	71·1	50·0	80·9	50·6
11	♀	181	149	99	125	134	—	131	525	356	323	102	—	—	—	—	—	—	82·3	74·0	89·9	—	—	—	—
12	♂	181	150	100	130	136	98	136	530	365	330	97	68	138	47	26	32	40	82·9	75·1	90·6	70·1	55·3	80·0	48·6
13	♀	182	152	100	135	147	96	132	534	387	332	92	74*	134	53	25	34	39	83·5	80·7	96·7	80·4*	47·1	87·1	55·2*
14	♂	186	156	100	132	146	105	146	543	378	328	—	—	150	57	26	36	44	83·9	78·4	93·5	—	45·6	81·8	—
15	♀?	175	149	100	130	130	92	127	528	372	322	92	72	130	52	24	34	36	85·1	74·2	87·2	78·2	46·1	94·4	55·3
16	♂	174	152	101	138	133	103	133	523	360	332	100*	77	130	58	27	34	42	87·4	76·4	87·5	77·0*	46·5	80·9	59·2*

Patsch.

Tabelle XIII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Rb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♂	191	142	—	—	133	101	126	528	377	310	94	67*	131	47*	22	30	39	74·3	69·6	93·6	71·2*	46·8*	76·9	51·1*
2	♂?	191	142	—	—	128	101	126	521	373	313	94	67*	131	47*	22	30	35	81·0	67·0	90·1	71·2*	46·8*	85·7	51·1*
3	♂?	176	145	—	—	134	95	124	517	376	323	93	72*	130	55*	24	32	37	82·3	76·1	92·4	77·4*	43·6*	86·4	55·3*
4	♂	179	148	—	—	134	102	130	526	366	318	100	—	140	—	—	36	46	82·6	74·8	90·5	—	—	80·4	—
5	♂	182	153	—	—	131	101	126	532	376	344	98	70	137	49	28	34	36	84·0	71·9	85·6	71·4	57·1	94·4	51·0
6	♂?	167	151	—	—	136	92	131	507	363	333	100	71*	132	51	27	34	38	90·1	81·4	90·0	71·0	52·9	89·4	53·7

See.

Tabelle XIV.

1	♂	182	142	101	128	134	100	126	524	367	310	96	76*	133	55	24	38	42	78·0	73·6	94·5	79·1*	43·6	90·4	57·1*
2	♀	184	144	104	130	129	100	132	500	348	310	95	67*	140	52	24	36	44	78·3	70·1	89·5	70·5*	46·1	81·8	47·8*
3	♂	180	142	105	123	126	99	123	520	365	305	95	68	127	47	25	33	39	78·9	70·0	88·7	71·5	53·1	84·6	53·5
4	♂	190	151	103	128	140	104	130	500	400	340	102	76*	136	54	22	33	40	79·5	77·7	92·7	74·5*	40·7	82·5	55·8*
5	♀	176	140	101	125	131	96	122	510	363	312	93	70*	130	49	24	33	38	79·5	74·4	93·5	75·2	48·9	86·8	53·8
6	♀	184	147	102	126	141	102	127	528	383	333	102	68	136	48	26	34	42	79·9	76·6	95·9	66·6	54·1	80·9	49·0
7	♂	179	143	100	120	138	98	128	518	370	324	—	—	130	50	24	30	41	79·9	77·0	96·5	—	48·0	73·1	—
8	♀	176	141	96	122	122	94	124	530	360	302	94	66*	124	52	24	34	40	80·1	69·3	86·5	70·2*	41·6	85·0	53·2*
9	♂	186	149	100	130	135	100	120	538	380	340	100	79	128	50	24	35	42	80·1	72·5	90·6	70·0	48·0	83·3	61·7
10	♀	186	149	104	131	139	104	132	505	387	330	95	71*	131	53	20	34	38	80·1	74·7	93·6	73·6	37·7	89·3	54·1*
11	♀	178	143	108	130	122	98	128	515	352	305	98	72	134	54	30	36	39	80·3	68·4	85·3	73·4	55·5	92·3	53·7
12	♂	189	152	100	129	131	99	126	545	370	335	98	77	131	57	27	35	41	80·4	60·2	86·1	78·5	47·3	85·3	58·7
13	♂	174	140	98	129	133	98	—	510	360	310	98	75	130	52	22	35	37	80·5	76·3	95·0	76·5	42·3	84·2	40·0
14	♀	174	140	97	119	132	102	118	500	350	314	90	70	125	50	22	34	40	80·5	75·8	94·2	77·7	44·0	85·0	56·0
15	♀	186	150	100	129	—	—	—	540	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80·6	—	—	—	—	—	—
16	♂	186	150	98	124	137	106	136	540	370	320	104	80	136	54	27	35	40	80·6	73·6	91·3	76·9	50·0	87·5	58·8
17	♂	175	141	96	116	132	106	128	505	345	300	96	74	130	52	26	31	39	80·6	75·4	93·6	77·0	48·0	76·9	56·9
18	♂	176	142	94	120	132	98	130	510	300	305	94	67	130	50	24	33	40	80·7	74·8	92·9	71·2	48·0	82·5	51·5
19	♀	177	143	98	124	—	—	—	518	352	320	—	—	—	—	—	—	—	80·8	—	—	—	—	—	—
20	♂	167	135	98	120	131	98	120	480	340	300	96	72	125	52	23	36	42	80·8	78·4	97·0	85·0	44·2	85·7	57·6
21	♀	178	144	96	126	137	96	126	520	375	320	100	70	126	55	28	38	40	80·9	76·9	95·1	70·0	50·9	95·0	55·5
22	♀	190	154	100	129	134	105	130	545	390	335	102*	76*	136	54	24	36	42	81·0	70·5	87·0	74·5*	44·4	85·7	56·6*
23	♂	180	146	100	103	130	98	124	525	376	318	94	72	129	54	26	36	44	81·1	72·2	89·0	78·0	48·1	81·8	55·8
24	♂	175	142	98	124	125	100	119	510	355	320	92	73	130	54	23	29	40	81·1	71·4	88·0	79·3	42·5	72·0	56·1
25	Kind	176	143	116	124	132	98	130	505	355	310	90	72	134	55	26	32	39	81·2	75·0	92·3	80·0	47·2	82·8	53·7
26	♀?	167	136	96	118	133	100	122	485	345	300	102	65*	130	45	24	32	37	81·4	79·6	97·7	63·7	53·3	82·1	50·0*
27	♂	168	145	98	122	133	100	122	485	345	300	102	65*	130	45	24	32	37	81·5	79·7	97·7	63·7	51·1	82·1	50·0*
28	♂	178	145	98	122	133	—	—	512	370	—	98	60	—	48	22	30	38	81·5	74·7	91·7	61·2	45·8	85·7	—
29	♂	189	154	100	129	134	105	128	545	385	325	98	73	135	51	25	40	35	81·5	70·8	87·0	74·5	49·0	90·4	54·0
30	♂	179	146	100	128	130	97	128	508	368	324	91	75	128	51	26	30	42	81·6	72·6	89·0	82·4	50·9	71·4	58·5
31	♀	175	143	96	122	127	99	122	510	355	315	89	74	130	52	20	36	36	81·7	72·5	88·8	82·4	38·4	100·0	56·9
32	♂	186	152	103	127	130	96	180	524	380	312	98	70	128	48	27	34	42	81·7	69·8	85·5	71·4	56·2	80·9	54·6
33	♀?	188	154	105	134	138	104	135	546	385	340	104	72	141	51	28	34	41	81·8	72·7	88·1	66·6	45·2	88·8	51·0
34	♀?	165	135	92	112	119	84	108	480	330	305	87	58	112	42	20	32	36	81·9	73·4	89·5	72·1	54·9	82·9	51·7

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
35	♂	172	141	94	122	127	94	128	500	364	315	88	62	123	47	25	36	42	82·0	73·8	90·0	70·4	53·1	85·7	50·4
36	♂?	184	151	105	136	129	98	136	538	380	330	102	64*	142	52	25	38	43	82·1	71·0	83·4*	62·7	48·0	88·3	45·0*
37	♀	184	151	102	128	—	—	138	538	355	318	—	—	—	—	—	—	—	82·1	—	—	—	—	—	—
38	♂	179	147	97	122	136	100	132	551	363	320	95	72*	135	56	24	35	44	82·1	75·9	92·5	75·5*	42·8	79·5	53·3
39	♂	174	143	94	122	130	90	122	508	374	320	88	66*	124	46	24	34	38	82·2	74·9	90·9	75·0*	52·1	89·4	53·2*
40	♀?	174	143	96	120	120	98	124	505	350	300	87	72	123	50	25	35	40	82·2	68·9	83·9	82·7	50·0	87·5	58·5
41	♂	157	141	90	118	130	—	110	480	340	320	76	50	108	36	20	30	35	82·2	82·8	92·1	65·7	55·5	87·5	46·3
42	♂	186	153	100	103	130	98	128	540	382	330	103	80	130	53	24	40	40	82·3	69·8	84·9	77·6	45·2	100·0	61·5
43	♂	184	152	108	138	140	102	135	543	380	325	98	70	135	49	—	34	38	82·6	76·0	92·1	71·4	—	89·4	51·8
44	♂	170	141	90	118	122	87	116	498	348	295	92	70*	120	52	22	34	34	82·9	71·7	83·6	76·0*	42·3	100·0	58·3*
45	Kind	176	146	101	124	130	100	126	517	364	316	100	70	131	52	28	34	40	83·0	73·8	89·0	70·0	53·4	85·0	53·4
46	♂	176	146	98	124	128	96	122	521	364	312	92	72	127	50	24	34	40	83·0	72·7	87·6	78·2	48·0	85·0	56·6
47	♂	166	138	92	122	123	90	116	490	354	305	84	68*	118	49	23	35	37	83·1	74·0	87·6	80·9*	46·9	84·2	57·6*
48	♂	178	148	—	—	—	—	—	518	355	312	—	—	—	—	—	—	—	83·1	—	—	—	—	—	—
49	♂	173	144	94	121	121	94	129	511	346	310	90	67*	122	49	29	32	39	83·2	69·9	84·0	74·4*	59·1	87·1	54·9*
50	♂	181	151	100	125	132	100	130	533	370	325	98	72	130	53	26	33	42	83·4	72·9	87·4	73·4	49·0	78·5	55·3
51	♀	176	147	97	120	132	104	130	510	360	315	98	72	138	48	24	31	40	83·5	75·0	89·7	73·4	50·0	77·5	52·1*
52	♀	180	151	104	131	137	104	127	533	377	335	99	78*	132	56	24	34	39	83·9	76·1	90·7	78·7*	42·8	87·1	59·0*
53	♀	174	146	102	128	120	91	124	517	355	351	96	74	128	53	23	36	38	83·9	68·9	82·1	77·0	43·3	94·7	57·8
54	♂	174	146	98	123	103	102	135	350	510	510	94	66	132	49	23	31	38	83·9	59·1	70·5	72·0	46·9	81·5	50·0
55	♂	169	142	104	128	130	90	124	510	360	310	90	66	127	45	22	34	40	84·0	76·9	91·5	73·3	48·8	85·0	51·9
56	♀?	181	152	95	123	134	107	132	525	370	325	97	72	128	56	24	32	39	84·0	74·0	88·1	74·2	48·0	82·8	56·2
57	♀	176	148	108	136	130	98	139	523	360	316	98	77*	142	58	26	38	40	84·1	73·8	87·8	78·5*	48·0	95·0	54·2*
58	♀	182	153	104	132	140	106	126	553	378	335	100	81	135	58	25	35	42	84·1	76·9	91·4	81·0	43·1	83·3	60·0
59	♂	176	148	104	103	130	99	134	520	360	306	100	75*	104	52	24	35	39	84·1	73·9	87·7	75·0*	46·1	89·7	73·0*
60	♀	182	153	102	135	136	100	141	534	370	340	80	60	100	22	37	—	42	84·1	74·7	88·8	75·0	59·4	—	60·0
61	♂	176	148	104	130	133	92	126	508	352	304	96	72*	127	53	24	34	40	84·1	75·5	89·8	75·0*	45·2	85·0	56·6*
62	♂	173	146	90	191	120	91	126	509	355	315	91	67	122	50	27	34	36	84·4	69·4	82·1	73·6	54·0	94·4	54·9
63	♂	169	143	96	120	—	—	—	528	352	320	—	—	—	—	—	—	—	84·4	—	—	—	—	—	—
64	♀?	168	142	104	128	128	100	124	506	340	310	99	70*	128	54	27	23	41	84·5	76·1	90·1	70·7*	50·0	56·2	54·6*
65	♂	175	148	98	126	126	97	122	511	363	315	93	72	122	52	24	38	41	84·6	72·0	85·1	77·4	46·2	92·7	58·0
66	♂	170	144	98	130	102	96	126	504	345	310	93	68	125	50	21	36	41	84·7	60·0	70·8	73·1	42·0	86·8	54·4
67	♂	177	150	102	130	138	102	130	520	365	330	100	70*	134	50	24	32	44	84·7	77·9	92·0	70·0*	48·0	70·0	52·2*
68	♀	180	153	100	133	125	94	133	535	370	330	—	—	—	—	—	—	—	85·0	69·4	81·6	—	—	—	—
69	♀	174	148	94	118	—	—	126	512	362	320	—	—	—	—	—	—	—	85·1	—	—	—	—	—	—
70	♀	174	148	100	130	132	99	128	515	355	320	100	78	132	56	24	36	40	85·1	76·4	89·1	78·0	48·0	90·0	59·0
71	♂	174	148	97	128	134	95	124	517	328	348	95	72	134	54	24	37	41	85·1	77·0	90·5	73·6	44·4	90·2	58·2
72	♀	183	156	107	133	135	104	130	538	370*	330	95	72*	140	57	28	35	42	85·2	73·7	86·5	75·7*	49·1	83·3	51·4*
73	♂	162	138	100	124	125	100	117	485	336	310	90	70	125	52	23	36	38	85·2	77·1	90·5	77·7	44·2	94·7	56·0
74	♂	177	151	109	140	138	104	135	546	385	340	91	72	136	54	22	36	41	85·3	77·9	91·3	79·1	40·7	86·8	52·9
75	♀	170	145	98	131	131	90	122	505	368	325	92	62*	127	42	22	35	39	85·3	77·0	90·3	67·2*	52·3	82·0	48·8*
76	♀	164	140	92	116	132	90	120	482	352	300	82	68*	122	46	24	30	35	85·4	80·4	93·2	82·9*	52·1	85·7	55·7*
77	♀	178	152	100	124	—	—	—	512	370	351	—	—	—	—	—	—	—	85·4	—	—	—	—	—	—
78	♀	174	149	92	127	141	105	133	510	364	325	102	81	138	58	24	34	40	85·6	81·6	94·6	79·4	41·3	79·0	58·6
79	♂	168	144	—	—	124	96	119	505	345	318	—	—	117	50	23	33	40	85·7	73·8	86·6	—	46·0	82·5	—
80	♂	168	144	86	114	127	86	112	495	360	315	76	58	107	44	20	32	34	85·7	75·6	87·5	76·3	45·4	94·1	54·2
81	♂	170	146	100	126	126	98	122	500	338	314	93	64*	123	46	25	28	46	85·9	74·1	85·5	68·8*	54·3	60·8	52·0*

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N h	N b	O h	O b	L:B	L:H.	B:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
82	♂	170	146	100	129	131	98	132	514	352	320	99	70	130	52	24	33	39	85·9	77·0	89·6	70·7	41·6	84·6	53·8
83	♀	170	146	98	124	—	—	127	510	340	310	—	—	—	—	—	—	—	85·9	—	—	—	—	—	—
84	♂	166	143	92	115	122	91	119	485	338	332	91	65	119	49	25	38	38	86·1	73·4	85·3	71·4	51·0	100·0	54·6
85	♂	166	143	94	120	117	91	122	494	344	304	94	71	123	50	22	31	39	86·1	70·4	81·8	77·6	44·0	79·4	57·7
86	Kind	175	151	103	132	124	92	128	528	370	320	96	74	129	54	22	36	40	86·3	70·9	82·1	77·0	40·7	90·0	57·3
87	♂	178	154	107	128	140	100	136	535	374	334	92	70	140	52	22	36	42	86·5	78·5	90·9	76·0	42·3	85·7	50·0
88	♀	184	160	100	141	104*	103	134	550	392	360	99	80*	140*	52	25	35	44	87·0	56·5*	65·0*	80·8*	48·0	79·5	57·1*
89	♀?	172	150	100	134	137	95	129	520	370	330	87	68*	141	51	23	36	41	87·2	79·6	91·3	78·1*	45·0	86·8	48·2*
90	♀	181	158	98	126	129	98	131	545	370	340	90*	74*	134	54	23	37	42	87·3	71·2	81·6	82·2*	42·5	88·0	55·2*
91	♀	174	152	98	135	124	95	130	512	350	322	98	72	138	53	28	34	39	87·4	71·2	81·3	73·4	52·8	87·1	52·1
92	♂	175	153	100	126	130	—	128	520	360	320	100	72	136	53	22	38	42	87·4	74·2	85·6	72·0	41·5	90·4	52·9
93	♂	164	144	100	122	128	92	122	493	360	310	72	51	129	24	38	—	40	87·8	78·0	88·8	70·8	63·1	—	39·5
94	♂	165	145	104	128	130	90	124	510	360	310	90	66	127	45	22	34	40	87·9	78·7	89·6	73·3	48·8	85·0	51·9
95	♀	175	154	98	128	132	96	129	523	374	328	92	71	125	55	29	34	38	88·0	75·4	84·4	77·1	52·7	89·4	56·8
96	♂	176	155	106	133	138	100	132	532	373	330	96	73	132	54	25	31	40	88·1	77·7	89·0	76·0	46·2	77·5	55·3
97	♀	162	143	96	123	139	92	128	518	374	312	88	69	128	49	24	32	40	88·3	85·3	97·1	78·4	48·9	80·0	53·9
98	♂?	182	161	102	182	139	101	134	544	378	345	101	75	132	55	26	36	41	88·5	76·3	85·6	74·2	47·2	86·8	56·8
99	♀	171	152	94	120	129	90	137	512	363	320	95	78	137	52	24	32	40	88·9	75·4	84·8	82·5	46·1	80·0	56·9
100	♂	163	145	92	121	130	91	126	490	352	310	86	63*	123	50	23	34	39	89·0	79·7	89·6	73·2*	46·0	87·1	51·2*
101	♀	168	150	98	124	126	92	126	503	352	310	96	72*	127	53	24	34	40	89·3	75·0	84·0	75·0*	45·2	85·0	56·6*
102	♀	168	150	98	124	126	92	126	503	352	310	96	73	128	54	23	34	42	89·3	75·0	84·0	76·0	43·3	80·9	57·0
103	♀	164	147	94	126	124	84	116	496	360	324	92	68	120	48	24	35	38	89·6	75·5	84·3	71·7	50·0	92·1	56·6
104	♂	174	156	110	137	143	100	130	530	380	340	100	78*	130*	52	26	34	39	89·7	82·1	91·6	78·0*	50·0	87·1	60·0*
105	♀?	169	152	97	119	115	94	134	510	350	305	103	74*	135	54	25	37	43	89·9	68·6	75·6	71·8*	46·2	86·0	54·8*
106	♀	160	144	98	122	122	90	126	490	342	310	97	70	126	53	23	34	37	90·0	76·2	84·7	72·1	43·3	91·8	55·5
107	♂	160	144	97	124	131	—	120	490	335	322	—	—	—	—	—	—	—	90·0	81·8	90·9	—	—	—	—
108	♂	180	162	102	140	137	101	142	546	380	355	100	64*	144	46	26	30	40	90·0	76·1	84·5	64·0*	46·0	75·0	44·4*
109	♂	181	163	110	144	136	105	138	545	362	340	103	88	144	60	26	35	42	90·0	75·1	83·4	85·4	43·3	83·3	61·1
110	♀	158	143	98	123	115	84	120	486	330	335	88	66	121	47	21	33	37	90·5	72·1	80·4	75·0	44·7	89·1	54·5
111	♀	173	162	101	138	—	100	132	540	372	345	—	—	140	—	—	—	—	93·6	—	—	—	—	—	—
112	♂	178	150	95	126	—	—	—	528	362	325	—	—	—	—	—	—	—	94·9	—	—	—	—	—	—
113	♂	170	174	98	130	120	96	126	514	355	319	100	70*	130*	54	24	33	40	97·7	70·5	68·9	70·0*	44·4	82·5	53·8

Ischgl.

Tabelle XV.

1	♀	180	126	104	129	125	95	126	530	375	328	94	75	134	54	23	33	39	70·0	69·4	99·2	79·7	42·5	84·6	55·9
2	♂	184	150	104	134	133	—	114	530	380	338	—	—	—	—	—	—	—	72·3	72·3	88·6	—	—	—	—
3	♂	190	141	105	129	136	98	132	543	390	330	98	74*	141	54	23	32	38	74·2	71·6	96·4*	75·1	42·5	84·2	52·4*
4	♀	175	141	96	121	127	93	125	506	356	310	93	71*	128	50	22	32	33	76·2	72·6	90·0*	76·3	44·0	71·8	55·4*
5	♀	184	141	92	120	133	103	127	523	373	320	100	77	134	52	26	37	41	76·6	72·3	94·3	77·0	50·0	90·2	57·4
6	♀	180	138	98	121	130	—	122	512	358	310	—	—	127	—	—	—	—	76·6	72·2	94·2	—	—	—	—
7	♂	182	140	98	130	126	98	124	512	365	310	88	66*	126	52	24	33	36	76·9	69·2	90·0*	75·0	46·1	91·6	51·5*
8	♀	175	135	96	122	128	92	115	503	356	310	80	60	116	46	22	34	38	77·1	73·1	94·8	75·0	47·8	89·4	51·7
9	♀	181	140	98	124	131	96	123	510	360	318	72	54	106	54	27	30	35	77·3	72·4	93·5	76·0	50·0	85·6	50·9

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	L.:H.	Ogi	Ni	Oi	Ob:Ib
												b	h		b	h	b	b							
10	♀	173	159	100	126	134	97	132	517	365	323	94	64	139	49	23	35	39	77·4	77·4	84·2	68·0	46·9	89·7	46·0
11	♂	182	141	100	124	132	95	125	524	375	320	75	69	130	53	25	34	38	77·9	72·5	93·6	93·0	49·4	89·4	53·0
12	♀	175	137	103	130	128	99	117	513	360	325	102	73	128	52	26	34	45	78·3	73·1	93·4	71·5	50·0	75·5	57·0
13	♂	183	145	98	124	119	92	116	530	366	315	88	68	122	58	24	30	40	79·2	65·0	82·0	79·5	41·3	75·0	55·7
14	♀	180	143	100	125	133	100	132	514	360	306	—	—	136	—	—	—	—	79·4	73·9	93·0	—	—	—	—
15	♀	172	137	100	120	122	92	124	498	350	300	89	70	124	52	22	33	40	79·7	70·9	89·0	78·6	42·3	82·5	56·4
16	♀	176	140	100	130	129	98	112	512	365	320	85	70	118	50	26	32	42	79·8	73·3	92·1	82·3	52·0	76·1	59·3
17	♀	176	140	100	122	128	92	120	510	355	310	92	64	123	49	24	33	38	79·8	72·7	91·4	69·5	48·5	89·4	52·0
18	♂	180	144	96	125	125	97	130	526	360	325	—	—	130	—	—	—	—	80·0	69·4	86·8	—	—	—	—
19	♀?	178	143	98	127	125	—	—	512	365	320	—	—	—	—	—	—	—	80·3	70·2	87·4	—	—	—	—
20	♀?	194	156	105	134	138	103	139	562	400	333	92	80	141	58	23	31	42	80·4	71·1	88·4	86·9	39·6	73·8	56·7
21	♂	180	145	99	125	124	97	122	515	364	322	90	71	128	52	24	36	44	80·5	68·9	85·5	78·8	46·1	81·8	55·4
22	♂	180	145	104	125	142	97	132	523	382	338	94	76*	140	53	25	33	38	80·5	78·9	79·9	80·8*	47·1	89·4	54·2*
23	♂	185	149	102	129	130	92	126	537	393	335	87	71	125	52	24	34	40	80·5	70·3	84·5	81·5	46·1	85·0	56·8
24	♀	175	151	105	130	132	105	138	518	350	320	96	77	140	54	25	33	39	80·6	75·4	87·4	80·2	46·2	84·6	55·0
25	♂	176	142	98	126	—	—	—	518	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80·7	—	—	—	—	—	—
26	♂	192	155	101	132	132	109	141	560	378	330	96	86*	145	60	30	35	42	80·7	68·7	83·8	89·5*	50·0	83·3	59·3*
27[1]	Kind	166	134	93	112	—	—	110	475	350	300	78	52	108	47	20	28	34	80·7	—	—	66·6	42·5	82·3	48·1
28	♀	188	152	108	128	125	90	128	545	375	320	75	54	140	54	25	38	40	80·8	66·5	82·2	72·0	46·2	95·0	38·6
29	♀	178	144	96	122	120	—	116	510	348	312	—	—	124	—	—	—	—	80·8	67·4	83·3	—	—	—	—
30	♂	168	136	92	114	128	84	114	480	362	305	82	56	113	43	21	28	34	80·9	76·2	94·1	68·2	48·8	82·3	49·5
31	♂	180	146	100	124	120	102	131	510	356	312	92	66	136	48	29	30	38	81·1	66·7	82·1	71·7	60·4	78·9	48·5
32	♀	187	182	104	130	130	104	134	534	370	330	100	76	140	52	25	34	38	81·3	69·7	85·1	76·0	48·0	89·4	54·2
33	♂	184	150	98	132	132	101	124	538	378	335	101	77	136	58	28	32	38	81·5	71·7	88·0	76·2	48·2	84·2	56·6
34	♀	174	142	101	118	123	92	124	508	345	305	90	70	126	50	24	36	38	81·6	70·7	86·6	77·0	48·0	94·7	55·5
35	♂	180	147	102	123	131	104	123	520	368	312	104	96	130	54	24	34	38	81·7	72·8	89·1	92·3	44·4	89·4	73·8
36	♂	186	152	104	138	134	100	135	542	385	332	98	82	137	59	29	38	43	81·7	72·0	88·1	83·6	49·1	88·3	59·8
37	♀	171	140	97	120	115	93	120	500	336	296	90	64	125	49	22	32	36	81·9	67·3	82·1	71·0	44·8	88·8	51·2
38	♀	172	140	102	128	128	109	122	505	345	350	90	70	126	52	22	34	40	81·9	74·4	91·4	77·7	42·3	85·0	55·5
39	♀	175	145	102	122	129	96	130	510	365	320	98	75	134	54	22	34	42	82·1	73·7	89·9	76·5	40·3	80·9	55·9
40	♂	180	148	96	121	124	92	122	523	374	320	88	65	124	48	22	32	34	82·2	68·9	83·7	73·8	45·8	94·1	52·4
41	♂	175	145	98	124	120	96	124	507	345	341	90	74	123	55	24	34	40	82·3	68·6	82·8	82·2	47·2	85·0	60·1
42	♂	182	150	100	134	134	98	132	503	370	330	97	76	136	56	24	34	42	82·4	73·6	96·0	78·5	42·8	80·9	55·8
43	♀	176	146	100	128	124	95	123	517	360	315	90	70	125	50	22	34	38	83·0	70·5	84·9	77·7	44·0	89·4	56·0
44	♀	176	147	103	128	133	100	133	518	363	324	104	72*	142	56	26	34	43	83·0	75·6	90·5	69·2*	46·4	79·0	50·7*
45	♂	176	146	98	103	131	98	130	524	365	324	—	—	126	54	29	34	39	83·0	74·4	89·7	—	53·7	87·1	—
46	♀	172	143	96	119	128	97	122	514	355	312	93	74*	126	55	24	34	41	83·1	74·4	89·7	79·5*	43·6	82·9	58·7*
47	♂	183	152	90	125	137	101	124	528	400	338	90*	68	130	54	27	30	35	83·1	74·9	90·0	75·5*	50·0	85·7	52·3
48[2]	♂	186	155	100	137	130	100	136	550	385	340	97	80	143	59	26	38	43	83·3	69·1	83·8	82·4	44·0	88·3	55·9
49	♀	174	145	102	125	129	103	129	518	356	310	104	70	135	52	31	34	43	83·3	74·1	91·2	67·3	59·6	79·0	51·8
50	♂?	165	138	97	121	126	96	122	483	336	300	92	65	129	50	22	32	37	83·6	76·4	88·0	70·6	44·0	86·4	50·3
51	♂	179	150	100	124	132	—	—	535	350	322	—	—	—	—	—	—	—	83·8	73·7	86·4	—	—	—	—
52	♂	185	155	104	138	134	—	136	547	382	340	—	—	140	—	—	—	—	83·8	72·4	88·6	—	—	—	—
53	♀	179	150	97	122	134	97	132	522	376	312	—	—	136	—	—	—	—	83·8	73·7	98·7	—	—	—	—
54	♂	180	151	108	133	134	104	134	534	336	300	98	96	142	57	26	38	41	83·9	74·4	88·6	77·5	45·6	92·7	53·5
55	♂	180	151	105	132	126	96	125	532	374	326	92	72	126	50	25	38	40	83·9	70·0	88·7	78·2	50·0	95·0	57·1

[1] Abgebildet auf Taf. V, Nr. 1, 2, 3. — [2] Abgebildet auf Taf. V, Nr. 4, 5, 6.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
56	♂	186	148	104	130	137	100	128	536	385	330	101	75	136	53	25	32	33	84·1	73·7	83·4	74·2	47·1	96·9	55·1
57	♀	170	143	98	120	132	95	128	498	360	310	92	72	128	50	22	34	38	84·1	77·6	92·0	78·2	44·0	89·4	56·2
58	♂	186	148	97	118	—	93	118	493	—	308	—	—	121	—	—	—	—	84·1	—	92·3	—	—	—	—
59	♀	176	148	100	126	130	105	136	520	360	314	97	80	137	55	30	36	42	84·1	73·9	87·8	82·4	54·5	85·7	58·3
60	♀	174	147	97	126	121	94	126	514	350	351	90	70	131	50	23	34	41	84·5	69·5	82·3	77·7	46·0	82·9	53·4
61	♂	174	147	98	126	130	99	128	514	360	322	99	73	129	51	28	37	42	84·5	74·7	88·4	73·7	54·9	88·0	56·5
62	♂	175	148	92	121	128	93	130	516	360	320	—	—	128	—	—	—	—	84·6	73·1	86·4	—	—	—	—
63	♀	172	146	100	128	122	—	122	505	357	305	—	—	—	—	—	—	—	84·8	70·9	83·5	—	—	—	—
64	♂	180	153	100	126	—	—	134	483	303	330	—	—	140	—	—	—	—	85·0	—	—	—	—	—	—
65	♀	176	150	98	128	126	93	122	512	374	318	94	72*	124	54	28	32	41	85·2	71·6	81·3	77·7*	51·8	78·0	58·0*
66	♀	170	145	90	122	125	94	122	498	358	312	89	69	125	45	22	32	39	85·3	73·5	86·6	77·5	48·8	82·0	55·2
67	♂?	164	140	92	118	128	97	123	488	345	305	90	73	125	56	24	37	38	85·4	78·0	91·4	81·1	42·8	97·3	58·4
68	♂	173	148	102	127	122	95	132	518	350	310	—	—	134	—	—	—	—	85·5	70·5	82·4	—	—	—	—
69	♂	181	155	104	132	140	102	134	536	380	334	102	70*	140	52	26	34	40	85·6	77·3	90·3	68·6*	50·0	85·0	50·0*
70	♀	168	144	96	120	116	90	120	498	344	310	84	68	142	56	26	38	43	85·7	69·0	81·2	80·9	46·4	88·3	47·8
71	♀	168	144	101	130	126	94	125	503	346	310	94	70	126	48	26	33	35	85·7	75·0	88·1	74·4	43·6	94·2	55·5
72	♂	168	142	94	124	120	86	120	501	350	302	94	74	120	55	24	34	48	85·7	71·4	84·5	78·6	43·6	89·4	61·6
73	♂	170	146	104	130	129	91	127	510	370	315	101	75	133	54	24	37	40	85·9	75·9	88·3	74·2	44·0	92·5	56·3
74	♀	164	142	105	129	128	96	123	470	344	330	89	69	129	50	22	34	37	86·0	78·0	90·1	77·5	44·0	91·8	53·4
75	♂?	175	152	98	130	—	—	129	523	360	335	84	74	129	52	25	36	38	86·3	—	—	88·0	48·0	94·7	57·3
76	♂	177	153	97	123	132	100	139	521	356	310	98	86	141	58	26	36	42	86·4	74·6	83·0	87·7	44·8	85·7	60·9
77	♂?	171	148	93	122	125	97	128	502	342	322	91	68	127	45	26	36	38	86·5	73·1	84·4	74·6	57·5	94·7	53·5
78	♂	170	147	98	127	—	—	132	514	355	315	90	64*	132	50	24	34	40	86·5	—	—	71·1*	48·0	85·0	48·4*
79	♂	185	160	102	129	128	101	128	533	375	320	88	79	129	52	27	36	42	86·5	69·2	80·0	89·7	51·9	85·7	61·2
80	♀	168	146	96	131	120	96	124	505	350	320	94	72	127	52	25	34	40	86·9	71·4	82·1	76·5	48·0	85·0	56·6
81	♂	178	155	110	133	—	—	126	510	—	310	—	—	126	—	—	—	—	87·1	—	—	—	—	—	—
82	♂	178	155	99	130	127	94	134	524	374	330	91	70	134	48	24	33	37	87·1	71·3	81·6	76·9	50·0	89·1	52·2
83	♀?	172	150	96	128	132	102	130	513	352	318	90	70*	134	52	24	34	42	87·2	76·7	88·0	77·7*	46·1	80·9	52·2*
84	♀?	174	152	100	134	135	101	128	521	365	335	93	70	135	50	26	35	39	87·4	77·6	88·8	75·2	52·0	82·0	51·8
85	♀?	168	147	92	118	129	91	126	510	360	324	99	72	130	50	25	36	42	87·5	76·8	87·7	72·7	50·0	85·7	55·3
86	♂	176	155	104	136	—	—	132	530	—	330	—	—	—	—	—	—	—	87·6	—	—	—	—	—	—
87	♀	170	149	98	124	129	—	—	517	356	—	—	—	—	—	—	—	—	87·6	75·9	86·5	—	—	—	—
88	♂	173	152	100	132	124	90	118	520	368	330	91	67	128	47	27	34	40	87·9	71·7	81·5	73·6	57·4	85·0	52·3
89	♂	174	153	98	115	—	—	—	508	345	295	—	—	—	—	—	—	—	87·9	—	—	—	—	—	—
90	♀	160	141	91	119	120*	—	117	482	330	315	82	62	117	44	22	32	34	88·1	75·0	85·1	75·5	54·5	94·1	61·5
91	♂	170	150	100	123	132	102	132	514	345	312	90	72	135	52	24	36	39	88·2	77·6	88·0	80·0	46·1	92·3	53·3
92	♀	162	143	94	118	133	92	122	486	345	315	83	62	120	46	22	31	38	88·3	82·0	93·0	74·6	47·8	81·5	51·6
93	♂?	173	153	100	126	125	94	136	516	356	320	86	70*	134	49	24	36	40	88·4	72·2	81·6	81·3*	48·0	90·0	52·2*
94	♀	162	144	98	122	120	90	110	484	342	310	99	64	122	47	26	33	38	88·9	74·1	83·3	64·6	55·3	89·4	52·4
95	♂?	174	155	102	132	140	92	120	525	385	348	92	64	126	45	22	33	39	89·1	80·5	90·3	69·5	48·8	84·6	50·7
96	♂	186	153	104	128	124	94	—	515	364	—	95	70	—	50	26	34	40	89·5	66·7	81·0	73·6	52·0	85·0	—
97	♂	173	154	102	112	156	99	130	515	372	330	92	70	130	46	28	30	38	89·5	90·2	98·7	76·0	60·5	78·9	53·8
98	♂	178	160	102	131	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	89·8	—	—	—	—	—	—
99	♂	171	153	98	122	124	90	124	508	358	320	86	72	126	52	22	36	42	90·0	72·5	81·0	83·7	43·2	85·7	57·1
100	♀?	161	146	96	133	128	91	114	585	346	326	80	60	110	42	22	30	35	90·7	79·5	87·6	75·0	52·3	87·5	54·5
101	♀?	165	150	97	127	120	87	129	500	390	315	88	60	132	42	20	28	36	90·9	72·7	80·0	68·1	47·5	77·7	45·4

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Hb
												h	h		h	b	h	b							
102	♀?	165	152	94	128	—	—	—	510	—	—	—	—	—	—	—	—	—	92·1	—	—	—	—	—	—
103	♀?	154	142	86	112	116	81	104	470	340	315	—	—	103	—	—	—	—	92·2	75·3	81·6	—	—	—	—
104	♂	172	159	100	126	—	—	126	510	—	310	—	—	126	—	—	—	—	92·4	—	—	—	—	—	—
105[1]	♂	182	160	104	132	141	102	132	540	390	350	104	72*	140	54	28	32	40	97·9	77·5	88·1	69·2*	51·8	70·0	51·4*
106	♂?	182	160	100	134	134	94	134	535	385	348	101	70*	140	54	28	36	40	97·9	73·6	83·7	69·3*	51·8	90·0	50·0*

[1] Abgebildet auf Taf. V, Nr. 7, 8, 9.

Mathon.

Tabelle XVI.

1	♀	190	146	100	126	133	106	129	542	380	316	98	76*	136	54	28	32	38	76·8	70·1	91·0	77·9*	51·8	84·2	55·8*
2	♀	188	146	106	128	136	104	130	538	376	315	90	80	134	57	26	36	42	77·6	72·3	93·1	88·8	45·6	85·7	59·7
3	♂	180	142	100	124	133	105	130	518	355	312	105	80	140	56	26	32	40	78·9	73·9	93·6	76·1	46·4	80·0	57·1
4	♂	188	150	100	124	127	100	130	534	375	320	92	70	139	50	24	32	38	79·8	67·9	84·6	76·0	48·0	84·2	50·3
5	♂	174	139	106	122	129	100	126	508	340	300	97	74	134	53	25	33	39	79·9	74·1	92·8	76·2	47·1	84·6	55·2
6	♂	184	147	100	128	124	—	129	534	382	320	—	—	132	—	—	—	—	79·9	67·4	84·3	—	—	—	—
7	♀	176	141	99	121	123	91	121	507	356	300	91	64	124	48	24	33	40	80·1	69·9	87·2	70·3	50·0	82·5	51·6
8	♀	176	141	105	125	130	100	131	515	355	303	90	76	133	54	25	35	42	80·1	73·9	92·1	84·4	46·2	83·3	57·1
9	♀?	186	150	102	125	145	107	134	542	374	324	97	70	136	50	23	31	39	80·6	78·0	96·6	72·1*	46·0	79·4	51·4
10	♀	171	138	102	124	123	96	125	504	350	308	92	72*	129	46	24	34	43	80·7	71·9	89·1	78·2	31·4	79·0	55·8*
11	♀	176	142	98	120	126	—	—	514	336	308	—	—	—	—	—	—	—	80·7	71·6	88·7	—	—	—	—
12	♂	176	143	93	116	127	88	121	510	370	315	92	68	122	48	24	34	38	81·2	72·2	88·8	73·9	50·0	89·4	55·7
13	♂	176	143	105	127	125	104	135	522	344	335	104	72*	145	54	24	38	42	81·2	71·0	87·4	69·2*	44·4	90·4	49·6*
14	♀	176	143	103	124	126	100	122	520	360	312	99	75	123	55	26	28	42	81·2	71·6	84·2	75·7	47·2	90·4	60·9
15	♂	178	145	102	118	119	99	138	518	344	290	98	73	145	53	23	38	41	81·5	66·9	82·0	74·4	43·3	92·6	50·3
16	♂	184	150	102	133	138	103	124	536	374	326	100	76*	134	51	24	34	40	81·5	75·0	92·0	76·0*	47·0	85·0	56·7*
17	♀	190	155	104	136	131	106	137	544	384	328	98	78*	144	55	27	34	42	81·6	68·9	84·5	79·5*	49·0	80·9	54·1*
18	♀	174	142	94	119	126	95	124	505	357	307	90	75	130	54	22	36	39	81·6	72·4	88·7	83·3	40·7	84·6	57·6
19	♂?	177	145	99	123	122	96	132	515	360	310	97	66*	134	54	24	34	38	81·9	68·9	84·1	68·0*	44·4	89·5	49·2*
20	♀	184	151	100	128	129	100	136	533	370	323	92	75	137	54	23	37	42	82·1	70·1	85·4	81·4	42·5	88·0	54·7
21	♀	191	157	108	149	141	102	134	574	400	350	100	80*	138	50	28*	31	42	82·2	73·8	89·8	80·0*	56·0*	73·8	57·9*
22	♀	180	148	96	124	135	100	128	522	367	320	100	99	137	54	25	32	42	82·2	75·0	91·2	99·0	46·2	76·1	72·2
23	♂	174	143	100	120	128	100	124	512	356	310	98	76*	128	52	28	33	36	82·2	73·6	89·5	77·5*	53·8	91·6	59·3*
24	♀	170	140	94	106	112	92	124	494	343	304	88	70*	124	50	26	36	40	82·6	65·9	80·0	79·5*	52·0	90·0	56·4*
25	♂	179	148	98	130	128	102	120	518	370	330	93	70	133	50	24	34	41	82·7	71·5	86·4	75·2	48·0	82·9	52·6
26	♂	181	150	100	120	132	92	118	525	380	335	92	72*	126	50	29	32	36	82·9	72·9	88·0	78·2*	58·0	88·8	57·1*
27	♂	177	147	99	129	138	101	134	523	368	325	95	76*	135	50	24	34	39	83·0	78·0	93·8	80·0*	48·0	87·1	56·2*
28	♂	182	152	106	131	139	100	126	536	390	346	99	72	130	50	24	33	41	83·5	76·4	91·4	72·7	48·0	80·4	55·3
29	♀?	171	143	98	123	126	91	130	510	360	315	96	72	131	50	25	35	40	83·6	73·7	88·1	75·0	50·0	87·5	54·9
30	♀	183	153	96	127	124	94	114	527	381	345	84	66	118	54	22	36	40	83·6	67·8	81·0	78·5	40·7	90·0	55·9
31	♂	178	149	99	138	128	—	128	530	365	340	97	73	138	48	20	31	35	83·7	71·9	85·9	75·2	41·6	88·5	52·9
32	♂	178	149	102	122	130	97	125	520	368	314	94	73	138	53	25	35	40	83·7	73·0	87·2	76·5	47·1	87·5	52·9
33	♂	173	145	97	124	129	98	129	514	356	314	91	74	137	50	24	36	44	83·8	74·6	88·9	81·3	48·0	81·8	54·0

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L. : B.	L. : H.	B. : H.	Ogi	Ni	Oi	Oh : Ib
												b	h		h	b	h	b							
34	♀	168	141	98	120	128	94	121	490	346	300	98	72	125	52	24	36	38	83·9	76·2	90·7	73·4	46·1	94·7	57·6
35	♀	180	151	112	138	136	105	130	534	365	330	102	88	139	62	24	36	44	83·9	75·5	90·0	86·2	38·7	81·8	63·3
36	♂	174	146	100	121	117	93	132	510	350	310	100	75	136	50	23	31	40	83·9	67·2	80·1	75·0	46·0	77·5	55·1
37	♂	174	146	100	130	129	98	129	517	368	330	90	74	133	55	24	35	44	83·9	74·1	88·3	82·2	43·6	79·5	55·6
38	♂	181	152	100	131	132	102	132	526	368	323	106	73*	142	54	24	38	42	84·0	72·4	86·8	68·8*	44·4	90·4	51·4*
39	♀	182	153	102	128	136	104	128	524	373	330	95	64*	138	50	23	35	44	84·1	74·7	88·8	67·3*	46·0	79·5	46·3*
40	♂?	166	140	100	114	124	96	122	494	340	295	91	67	124	50	24	34	40	84·3	74·7	88·5	73·6	48·0	85·0	54·0
41	♀	172	145	101	132	124	91	125	512	338	314	95	74*	124	48	24	34	44	84·3	72·1	85·5	77·8*	50·0	77·2	59·6*
42	♂	174	147	102	122	126	94	131	512	365	117	94	72	136	50	26	33	40	84·5	72·4	85·7	76·5	52·0	82·5	52·9
43	♂	168	142	96	118	131	95	122	495	357	306	95	75	125	52	28	34	42	84·5	78·0	92·2	78·9	53·8	80·9	60·0
44	♀	170	144	98	122	127	98	126	497	345	306	90	80*	127	54	20	40	43	84·7	74·7	88·1	88·8*	37·0	93·0	62·9*
45	♀	170	144	98	130	122	91	122	512	358	315	87	66	125	43	24	36	35	84·7	71·8	84·7	75·8	55·8	97·2	52·8
46	♀	166	141	97	121	125	98	133	496	338	305	97	71	126	52	24	34	42	84·9	75·3	88·6	73·1*	46·1	80·4	56·3
47	♂	186	158	105	130	127	100	138	550	378	325	94	76*	140	58	28	40	43	84·9	68·3	80·3	80·8*	48·2	93·0	54·2*
48	♂	169	144	96	123	120	89	124	504	354	296	90	68	124	49	23	34	38	85·2	71·0	83·3	75·5	46·9	89·3	54·8
49	♀	176	150	102	128	128	92	125	520	368	320	89	66	122	46	24	36	40	85·2	72·7	85·3	74·1	52·1	90·0	54·0
50	♀	171	146	108	137	133	98	128	520	322	322	98	77	141	56	26	38	43	85·4	77·8	91·0	78·5	46·4	88·3	54·6
51	♀	178	152	100	130	131	102	129	524	365	330	90	77	130	53	22	37	40	85·4	73·6	86·1	85·5	41·5	92·5	59·2
52	♀	165	140	98	120	121	90	126	493	344	295	90	70*	129	50	24	36	39	85·4	73·3	86·4	77·7*	48·0	92·3	54·2*
53	♂	172	147	104	140	136	86	132	528	370	325	97	75	141	54	24	34	38	85·5	79·1	92·5	77·3	44·4	89·4	53·1
54	♂	172	147	100	130	—	—	130	518	356	310	104	74	138	53	22	34	38	85·5	—	—	71·1	41·5	89·4	53·6
55	♀	167	143	94	117	125	90	115	494	356	324	83	56	115	43	24	29	36	85·6	74·8	87·4	67·4	55·7	80·5	48·6
56	♂	168	144	94	119	132	84	123	500	350	310	70	50	122	52	22	39	40	85·7	78·6	91·6	71·4	42·3	97·8	40·9
57	♂	170	146	104	126	137	95	124	503	370	320	102	72	130	53	24	30	38	85·9	80·6	93·8	70·5	45·2	78·9	55·3
58	♂	175	151	100	130	117	95	131	522	352	322	94	76	137	54	23	33	38	86·3	66·9	77·4	80·8	42·5	86·8	55·4
59	♀	176	154	110	138	136	97	125	535	384	350	89	74	134	54	24	36	40	87·6	77·3	88·3	83·1	44·4	90·0	55·2
60	♂	177	155	99	137	140	—	130	536	380	350	—	—	—	—	—	—	—	87·6	79·1	90·3	—	—	—	—
61	♂	172	151	98	133	132	94	132	522	370	335	94	74	132	50	26	31	40	87·8	76·7	87·3	78·7	52·0	77·5	56·0
62	♀	181	159	105	141	132	99	135	546	385	345	103	70*	137	65	26	30	39	87·8	72·9	83·0	67·9*	47·2	77·4	51·0*
63	Kind	166	146	100	127	127	—	122	503	338	300	—	—	125	—	—	—	—	87·9	76·5	86·9	—	—	—	—
64	♀	169	149	101	126	130	98	131	518	355	324	95	70*	140	50	28	36	42	88·2	76·9	87·2	73·6*	56·0	85·4	50·0*
65	♀	168	149	95	124	124	93	124	500	345	310	92	70	127	48	20	31	35	88·7	73·8	82·2	76·0	41·6	88·5	55·1*
66	♀	168	150	95	128	127	96	123	510	334	310	87	83*	129	57	24	41	44	89·3	81·5	91·4	93·1*	42·1	93·4	64·3*
67	♀	170	143	98	120	126	97	129	516	360	310	96	77*	130	51	24	38	40	89·4	74·1	88·1	80·2*	47·0	95·0	59·2
68	♀	170	153	94	124	125	88	126	512	365	325	94	72*	130	—	—	—	—	90·0	73·5	81·6	76·5*	—	—	55·3*
69	♂	186	147	107	130	146	—	128	532	382	345	—	—	—	—	—	—	—	91·2	78·5	99·3	—	—	—	—
70	♀	161	147	100	122	122	90	123	493	335	310	93	62	127	48	24	34	41	91·3	75·8	82·9	66·6	50·0	82·9	48·8
71	♂	160	147	96	127	—	—	126	495	340	310	92	70	126	50	24	36	38	91·9	—	—	76·0	48·0	94·7	55·5

Gallthür.

Tabelle XVII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♂	194	157	106	136	130	104	144	546	400	336	96	83	144	58	36	38	44	70·1	67·2	82·8	86·4	62·0	86·3	57·6
2	♂	183	137	92	118	129	130	120	510	372	315	91	70	126	54	26	38	41	74·9	70·4	94·1	76·8	48·1	92·6	55·5
3	♀	174	136	86	116	131	100	123	494	357	335	92	68*	126	50	22	22	30	78·7	75·2	96·3	73·8	44·0	73·3	53·9*
4	♂?	180	143	102	125	126	101	128	520	365	315	87	64	137	49	24	36	40	79·4	70·0	88·1	73·5	48·9	90·0	46·3
5	♂	184	147	95	127	134	100	128	526	375	330	100	70	138	50	24	32	38	79·5	72·8	91·1	70·0	48·0	84·2	50·7
6	♂	185	148	98	132	132	90	121	530	376	330	90	70	130	50	24	33	36	80·0	71·3	89·1	77·7	48·0	91·3	53·8
7	♀	168	136	90	114	122	90	120	494	354	303	90	63	121	44	25	30	38	81·0	72·6	89·7	70·7	56·8	78·9	52·0
8	♂	180	146	104	131	134	103	134	527	365	325	90	64*	137	74	24	34	42	81·1	74·4	91·7	71·1	32·4	80·9	46·7*
9	♀	175	143	93	124	127	93	122	507	358	312	93	70*	124	48	22	31	38	81·7	73·1	88·8	75·2	45·8	81·5	56·4*
10	♀?	180	147	102	132	139	100	144	530	376	325	95	73	126	52	24	34	36	81·7	77·2	94·5	76·8	46·1	94·4	57·9
11	♀?	183	150	99	124	131	105	133	524	365	320	90	78	144	55	24	34	40	82·0	71·5	87·3	86·6	43·6	85·0	54·1
12	♂	178	146	94	120	138	100	122	515	370	342	94	68*	132	50	24	34	39	82·0	83·1	94·5	72·2	48·0	87·1	51·5*
13	♂	190	156	102	135	131	104	130	556	390	340	90	68	136	49	25	31	38	82·1	68·9	85·9	75·5	51·0	81·5	49·0
14	♂?	181	149	94	130	137	102	125	527	370	322	96	68	131	49	24	33	38	82·3	75·6	91·9	70·8	48·9	86·8	51·9
15	♀	167	138	93	122	124	90	120	494	336	305	90	69	122	49	22	34	38	82·6	74·1	89·8	76·6	44·8	89·4	56·5
16	♀?	179	148	96	126	119	88	120	520	385	318	92	67	121	48	27	37	38	82·7	66·4	80·4	72·8	56·2	97·3	55·3
17	♀?	174	144	97	124	123	96	122	507	—	314	90	72*	122	54	24	34	42	82·8	70·6	85·4	80·0*	44·4	80·9	58·0*
18	♂?	169	144	93	122	122	93	101	496	350	310	92	78	120	52	27	36	42	82·8	72·1	84·7	84·7	51·9	85·7	65·0
19	♂	188	156	90	132	136	101	137	550	395	342	92	68	138	50	26	35	40	83·0	72·3	87·1	73·9	52·0	87·5	49·2
20	♂	182	151	98	132	132	100	125	530	385	340	99	68	134	52	25	31	39	83·0	72·5	87·4	68·6	46·1	76·9	50·7
21	♂	183	152	100	131	130	—	—	538	390	352	—	—	—	—	—	—	—	83·1	71·0	85·5	—	—	—	—
22[1])	♀	174	146	105	124	132	99	134	513	360	315	98	70*	140	49	27	34	40	83·9	75·8	83·5	71·4	55·1	85·0	50·0*
23	♂	174	146	97	128	128	99	119	514	360	324	95	64	127	50	26	32	35	83·9	73·5	87·6	67·3	52·0	91·3	50·3
24	♂	178	150	108	128	132	100	138	518	360	312	100	68	142	48	26	34	42	84·3	74·1	88·0	68·0	54·1	80·9	47·8
25	♀	173	146	104	134	131	98	126	523	365	334	96	68	131	49	24	33	38	84·4	75·7	89·7	70·8	48·9	86·8	51·9
26	♀?	180	152	104	134	131	98	126	523	365	334	96	74	136	54	26	38	34	84·6	72·7	86·1	77·0	48·1	89·4	54·4
27	♀?	162	135	98	122	128	90	122	517	342	312	94	50	125	50	26	33	39	84·7	79·0	94·8	53·1	52·0	84·6	40·0
28	♂	180	153	100	126	133	100	131	535	378	326	88	68	138	50	32	28	37	85·0	73·4	86·9	77·2	64·0	75·6	49·2
29	♂?	180	153	96	126	133	100	128	522	370	335	92	72	128	52	22	34	40	85·0	73·4	86·9	78·2	42·3	85·0	56·2
30	♀	170	145	96	125	130	93	124	500	350	315	94	58	126	58	21	24	33	85·3	77·0	89·6	61·6	37·9	72·7	46·0
31	♀?	168	145	96	124	119	94	124	500	345	303	91	70	124	52	27	33	36	86·3	71·4	82·0	78·0	51·9	91·6	56·4
32	♀?	165	143	100	129	125	104	130	508	348	315	90	68	—	—	—	—	—	86·7	75·0	87·4	75·5	—	—	—
33	♂	180	156	102	135	135	146	135	537	383	330	102	76*	146	52	26	34	40	86·7	75·0	86·5	74·5	50·0	85·0	52·5*
34	♀?	179	156	103	135	116	96	135	538	360	326	98	82*	145	60	47	36	39	87·2	64·8	86·5	83·6	78·3	92·3	56·5
35	♂?	181	157	102	132	138	99	134	534	375	338	100	78	146	53	27	34	39	87·2	76·2	87·9	78·0	50·9	87·1	53·4
36	♀	176	154	100	133	120	92	128	525	364	320	96	73	128	54	26	33	38	87·5	68·1	77·9	76·0	48·1	86·8	57·0
37	♀?	174	154	98	125	139	100	128	520	364	340	92	76	134	52	22	36	38	89·0	79·8	90·2	82·6	42·3	94·7	56·7

[1]) Abgebildet auf Taf. V, Nr. 10, 11, 12.

Abnorme Eberhauer,

Pretiosen im Schmuck der Südsee-Völker.

Von **Dr. Otto Finsch** (Bremen).

(Mit 7 Abbildungen auf Tafel VI.)

Inhalt.

Allgemeines über Beurtheilung von Pretiosen bei Natur- und bei Culturmenschen. — Allmäliges Einbürgern von Münzen bei Ersteren. — Pretiosen der Eingeborenen. — Federmäntel der Hawaiier. — Diwara, Muschelgeld in Neu-Britannien. — Kunstfertigkeit der Eingeborenen. — Ihr Schönheitssinn. — Luxusgegenstände, zugleich Werthobjecte. — Verwendung von Conchylien und von Zähnen. — Armuth an Säugethieren. — Spermwalzähne. — „Wa-Secka-Secka", keine Hirscheber- sondern Spermwalzähne. — Hundezähne —, gleich Silbermünzen. — Schweinezähne. — Verbreitung der Wildschweine. — Verwildern des Hausschweines. — Eberhauer —, gleich Goldmünzen. — Kreisrund gebogene Eberhauer —, gleich Pretiosen. — Kostbarer Brustschmuck aus solchen —, zugleich Hoheitszeichen. — Verbreitung durch Tausch. — Rothe Spondylus-Muschelscheibchen —, als Verzierung von Eberhauer-Brustschmuck. — Schwierigkeit solche Eberhauer zu erlangen. — Selbst in Museen selten. — Imitationen gekrümmter Eberhauer —, immer noch werthvoller als imitirte Edelsteine. — Falsificate. — Erklärung der Entstehungsweise kreisrunder Eberhauer. — Intelligenz der Eingeborenen.

* * *

Wie der Kanaker kein Verständniss der Werthschätzung für unsere Pretiosen besitzt, so befinden wir uns in demselben Falle gegenüber den seinen. Dem Naturmenschen der noch heute in Melanesien regierenden Steinperiode ist ein Goldstück gleich einem blanken Kupferdreier oder Rechenpfennig, ein Diamant oder anderer Edelstein gleich buntem Glase, ja er würde unbedenklich ein Stückchen altes Bandeisen oder einen Glasscherben dem prachtvollsten Juwel vorziehen. Auf irgend einer Südseeinsel, deren Namen mir augenblicklich nicht im Gedächtniss ist, kam factisch der Fall vor, dass die Eingeborenen die zufällig von einem untergegangenen Schiffe geretteten Goldstücke gegen Tabak und andere Kleinigkeiten mit Freuden hergaben, weiterer Beispiele aus anderen Ländern nicht zu gedenken. Im westlichen Pacific haben sich bisher nur die Marshallaner und Carolinier theilweise auf den Standpunkt der Münzwährung des weissen Mannes hinaufgeschwungen und der Chile-Dollar herrscht hier wie bei uns. In Melanesien beginnt nur an den Haupthandelscentren in Mioko und Matupi in Neu-Britannien dieses Licht der Civilisation zu dämmern. Hie und da ist Einer zu dem Verständniss gekommen, dass Dollars und Cents eigentlich doch mehr werth sind als Muschelgeld (Diwara) oder Laleis (Armringe aus Trochusmuschel). Aber auch hier werden in nicht allzuferner Zeit Münzen der gebildeten Nationen die einheimischen Werthobjecte verdrängt haben, wie dies in Polynesien bereits der Fall ist. Viele Pretiosen der Eingeborenen, wobei nicht allein die Seltenheit des Materials, sondern auch die kunstvolle Arbeit in Betracht kommen, sind bereits untergegangen und die wenigen Stücke in unseren Museen Alles was übrig blieb. Ich möchte hierbei nur an die kostbaren Federmäntel, den königlichen Schmuck Hawaiis, erinnern, deren letzter Lunalilo, dem Letzten des Königsgeschlechts der Kamehamehas, im Jahre 1874 mit in's Grab gelegt wurde. Ein kaum zeisiggrosses Vögelchen, Drepanis coccinea, lieferte das Material zu dem prachtvoll rothen Fond eines solchen Mantels, die goldgelbe Borde wurde Moho nobilis entnommen, einem staargrossen schwarzen Vogel, der nur unter den Flügeln an jeder Brustseite ein kleines Büschel gelber Federn besitzt. Auch der Laie wird daraus die Kostbarkeit eines derartigen Federmantels, in der That werth nur von einem Könige getragen zu werden, begreifen, noch mehr aber Der, welcher jene herrlichen Inseln selbst kennen lernte. Während meines Aufenthaltes in den Hochregionen des Haleakala, des „Hauses der Sonne" auf Maui, da wo sich allein noch die eingeborenen Wälder mit der spärlichen eingeborenen Ornis erhalten haben, gelang es mir nur eines jener königlichen Vögelchen (Drepanis coccinea) zu erlegen. Man darf daher unbedenklich einen solchen Federmantel als „unschätzbar" bezeichnen, wenn auch vielleicht Vielen bei uns das Verständniss dafür mangelt. Und mit verschiedenen

anderen Dingen geht es ebenso. Das Diwara oder Muschelgeld der Neu-Britannier, das sich in ähnlicher Form weit über Melanesien verbreitet, stammt von einer kleinen, kaum 10 mm langen Meeresmuschel, Nassa callosa var. camelus, deren gewaltsam zertrümmerter Mantel eine Oeffnung zum Aufreihen auf dünne Pflanzenstengel bietet. Niemand würde bei uns für solches Muschelgeld, ausser als Curiosität, irgend etwas geben, der Kanaker sammelt Schätze darin, und selbst der in jenen Gegenden lebende Weisse hat mit Diwara zu rechnen und nimmt es gern in Zahlung oder als Busse für Ausschreitungen der Eingeborenen. Da nun die besagte Muschel noch heute in jenen Meeren lebt, so kann sich ja Jeder leicht nach Belieben Reichthümer erwerben, — würde man bei uns denken, sich aber irren. Allerdings lebt diese Muschel noch, auch in Blanche-Bai, aber nur in tiefem Wasser und muss erst durch Tauchen gewonnen werden, eine nicht nur mühsame, sondern auch gefährliche Sache, da dieses „Muschelgold“ zwar nicht von feenhaften Nixen und Rheintöchtern, aber von brutalen Haifischen bewacht wird, und vor solchen hat der Kanaker heillosen Respect. Diwara ist daher mit Recht eine „Werthsache“, wie so manches andere Erzeugniss des Kunstfleisses der „Wilden“, das wir mitleidig belächeln, oder wenn wir auch die geschickte Bearbeitung bewundern, doch hinsichtlich des Materials für ziemlich werthlos erachten. Gold und Edelgestein ist freilich in jenen Gebieten zwar emsig gesucht aber noch nicht entdeckt worden, würde auch dem Eingeborenen nichts nützen, der noch unbekannt mit Eisen, sich seine Geräthschaften und Schmucksachen mühsam mit Werkzeugen aus Stein oder Muschel herstellen muss. Und mit solchen leistet er in der That unendlich viel, Leistungen, die das Auge der Civilisation in den seltensten Fällen zu würdigen versteht. Hier finden wir Armbänder aus gebogenem Schildpatt, mit schwungvollen, symmetrischen Figuren gravirt, selbst durchbrochen gearbeitet, dort kunstvolle Holzschnitzereien, Gravirungen auf Cocosnuss, Muschel oder artige Zusammenstellungen von anderen Naturproducten: Zähnen, Federn, Fruchthülsen, Samenkernen u. s. w., kurzum, eine Mannigfaltigkeit, die in Erstaunen setzt. Viele, ja alle dieser Erzeugnisse haben für den Eingeborenen Werth, denn nur Einzelne sind Meister in dieser oder jener Specialität, gesucht und gepriesen wie Meister bei uns. Eine Darstellung des Kunstfleisses nur derjenigen Eingeborenen Melanesiens, die ich selbst kennen lernte, würde ein eigenes Werk bilden und am besten beweisen, dass jene zum Theil noch nackten Naturmenschen keineswegs die rohen „Wilden“ sind, als welche sie bei uns meist noch gelten. Denn der Mensch, welcher Schönheitssinn besitzt und sich nicht blos begnügt, die im Kampfe um's Dasein nothwendigsten Geräthschaften zu verfertigen, sondern sich bemüht, dieselben artig zu ornamentiren, der ist kein Wilder mehr, sondern auf eine Culturstufe vorgerückt, die, namentlich im Hinblick auf Nacktheit und Cannibalismus, meist nur zu falsche Beurtheilung findet. Die zahlreichen Erzeugnisse dieser Culturstufe, welche lediglich dem Aufputz und der Verschönerung des Körpers dienen, legen dafür beredtes Zeugniss ab, denn solche nicht unbedingt zum Leben nöthigen Sachen gehören bereits in das Gebiet des Luxus. Diese Luxusgegenstände erfüllen aber beim Kanaker nicht allein den Zweck als Schmuck und Zierrat, sie dienen zugleich auch als Werthobjecte im Handel und Wandel und sind mit seinem Leben so innig verbunden als ebenbürtige Gegenstände bei uns.

Ueber die verschiedenartigen Dinge, welche in jenen Gebieten, gleich unseren Münzen, als Geld dienen, liesse sich allein ein anziehendes Capitel schreiben, wobei die verschiedenen Arten Muschelgeld, meist künstlich geschliffene, durchbohrte und aufgereihte Scheibchen, eine wichtige Rolle spielen. Da gibt es Kupfergeld, Silber und Gold, alles in Muschelscheibchen, ja manche andere Arbeiten schwingen sich zum Werthe unserer Pretiosen auf, obwohl das Material nur dem Thierreich entnommen ist. Den Hauptantheil liefert die Meeresfauna mit Conchylien, die ja auch für unsere Sammler bedeutenden Werth haben können. So wird die herrliche Cypraea aurea, die „Orange Cowri“ der Südseefahrer, schon an Ort und Stelle zuweilen mit 100 Mark bezahlt, weil schöne Exemplare äusserst selten sind. Der Melanesier legt auf solche Raritäten des wissenschaftlichen Liebhabers keinen Werth: für ihn kommen nur einige wenige Arten, meist aus den Gattungen Cypraea, Conus und Cymbium, in Betracht und hier wiederum Exemplare, die nur wegen ihrer besonderen Grösse dem bestimmten Zwecke dienen. So würde ein Conus millepunctatus, dessen Basis 8 bis 9 cm Durchmesser hat, auch den Sammler bei uns reizen. Der Kanaker verfertigt aus dem Querschnitt eines solchen Conus Armbänder, Toja genannt, die an der ganzen Südostküste Neu-Guineas mit Recht als werthvolles Tauschobject gelten. Erhält man doch für eine Toja 350 Pfund Sago, oder eine amerikanische

Axt, die bei uns allerdings nur $2^1/_2$ Mark kostet, dem Kanaker aber 50mal mehr werth ist. Noch ärmer an Arten als Muscheln stehen in der Preisliste des Eingeborenen die höheren Thierklassen verzeichnet. Trotz ihrer Farbenpracht kommen Vogelfedern nur wenig in Betracht, weil sie leicht vergänglich sind und der Eingeborene ausser Räuchern kein Präservativ besitzt, um sie vor Insectenfrass und Verderb zu schützen. Der Kanaker, gewohnt mit sammt seinem Schmuck in's Wasser zu springen oder durch das Dickicht des Urwaldes zu kriechen, bedarf haltbaren Materials.

Neben Muscheln sind daher Zähne ganz geeignet, diesen Anforderungen zu entsprechen, Material in dieser Richtung aber sehr spärlich, da die Säugethierfauna so arm an entsprechenden Arten ist. In Polynesien erheben sich Landsäugethiere nicht über Ratten. (durch Schiffe importirte europäische Arten), zu denen auf einzelnen Inseln noch fliegende Hunde hinzukommen. Melanesien mit seiner australischen Fauna hat vorwiegend Beutelthiere aufzuweisen, unter denen Kängurus die hervorragendsten Vertreter sind, Neu-Guinea ausserdem Repräsentanten der Gattung Sus (Schwein). Ehe wir uns mit den letzteren oder vielmehr mit deren Zähnen beschäftigen, will ich noch in Kürze die wenigen Säugethierarten erwähnen, deren Zähne als Material zu Schmucksachen verwendet werden oder wurden. In Polynesien waren die des Spermwal oder Cachelot (Physeter macrocephalus) das Werthvollste, schon im Hinblick auf die schwierige Erlangung, da der Eingeborene, nicht im Stande das Meeresungethüm selbst zu erlegen, nur auf zufällig gestrandete Exemplare angewiesen war. Zur Zeit der Blüthe des Walfischfanges bildeten daher Spermwalzähne einen beliebten Tauschartikel zwischen Weissen und Eingeborenen. Kleine Zähne wurden durchbohrt und aufgereiht zu Halsketten vereint, grosse zu gleichem Zwecke bearbeitet, Arbeiten die bei den armseligen Werkzeugen gegenüber der bedeutenden Härte des Materials besonders staunenswerthe sind. Aus Cachelotzahn geschnitzte menschliche Figuren, wie ich sie von Fidschi sah, gehören wohl mit zu den grössten Seltenheiten und wie die kostbaren Halsschmucke aus einer Reihe dünngeschliffener Cachelotzähne, wie sie in Fidschi, den Neu-Hebriden, Gilberts und anderen polynesischen Inseln vorkommen, der Vergangenheit an, die aber nur wenige Jahrzehnte zurückreicht. Im Katalog des Museums Godeffroy (S. 149 Nr. 1033) sind zwei solcher Halsschmucke unter dem Eingebornen-Namen „Wa-Secka-Secka“ von Fidschi, aber irrthümlich als „polirte Zähne des Hirschebers“ aufgeführt, im „Anthropologischen Album des Museums Godeffroy“ (Taf. 13 Fig. 202) ein Tanna-Mann (ausserdem ein Fidschianer, Taf. 11. Fig. 533) mit einem solchen, ebenfalls als „Zähne des Hirschebers“ bezeichnet, abgebildet. Bekanntlich ist aber die Verbreitung des Hirschebers oder Babi-Rusa = Eberhirsch (Porcus babirusa) auf Celebes und einige benachbarte Inseln beschränkt und hat mit der Südsee nichts zu thun.

Ausser denen des Cachelot werden in Polynesien wie Melanesien die Zähne weniger Delphinarten (Delphinus), die sich wissenschaftlich nicht bestimmen lassen, zu Halsketten aufgereiht, in Polynesien und einigen melanesischen Inseln auch Menschenzähne, die aber keineswegs als Regel von erschlagenen Feinden herstammen. Die meist als Trophäen blutigen Cannibalenthums gedeuteten Armbänder aus einem menschlichen Unterkiefer, wie sie in gewissen Gegenden Neu-Guineas getragen werden, sind gerade umgekehrt Beweise der Todtenverehrung, da sie von lieben Verwandten und Freunden herrühren. In Südost-Neu-Guinea verwendet man Känguruzähne zu Stirnbinden, an der ganzen Nordostküste habe ich nur bei einem Schmuckgegenstande Zähne eines Beutelthieres verwendet gefunden.

Wie diese kurzen Bemerkungen zeigen, handelt es sich ja nicht um Zähne als solche, sondern um seltene Zähne, selten nach der Beschaffenheit derselben oder nach der Thierart, und das gilt für die von Beutelthieren eben nicht. Mit wenigen Ausnahmen legt daher der Eingeborene dem Zahnmaterial seiner heimischen wilden Thiere keinen besonderen Werth bei, ja benützt es kaum, oder doch nur localisirt, wogegen das seiner Hausthiere, Hund und Schwein, einst über die ganze Südsee Werth hatte und zum Theil noch hat. Und in diesem Vorziehen der Hausthiere liegt ein bedeutsamer Moment der culturellen Entwicklung, die sich von der Stufe des wandernden Jägers zu der des sesshaften Ackerbauers aufgeschwungen hat. Hundezähne [1]) waren den alten Hawaiiern so kostbar als heutigen Tags den Papuas in den Salomons oder Neu-Guinea,

[1]) Der Haushund der Papuas gehört einer eigenthümlichen Rasse an, ähnlich einem kleinen Dingo; sie zeichnet sich schon dadurch aus, dass sie nicht bellt, sondern nur heult. Die Abstammung dieser Hunderasse ist noch unaufgeklärt. — Hundezähne haben ohne Zweifel auch bei uns in prähistorischer Zeit eine Rolle gespielt und finden sich nicht selten in Grabstätten jener Periode. Vergl. 2. Bd. Nehring: Verhandl. der Berliner Anthropolog. Gesellschaft. 16. Januar 1886 O. F.

und zählen gleich unsern grossen Silbermünzen zu den werthvollsten Tauschmitteln, deren Besitz zum wohlhabenden, ja reichen Manne macht. Nach unseren Begriffen scheint uns dies lächerlich und Hundezähne etwas sehr Gewöhnliches. Wenn wir aber erfahren, dass es sich nur um die Eckzähne handelt, von denen jeder Hund nur vier bezitzt, und dabei die Seltenheit dieses Thieres in der Südsee in Betracht ziehen, werden wir die Anschauung des Kanakers gerechtfertigt finden. Gehören doch zu einer Halskette von 80 Zähnen allein 20 Hunde, zu einem der kostbaren Schmuckstücke des Fesselgelenks, wie sie früher die Hulatänzerinnen auf Hawaii trugen, gar an 600 Zähne, also 150 Hunde, eine Anzahl, die sich selbst bei uns nicht so leicht zusammenbringen lassen würde.

Ich darf auf die mannigfachen Verzierungen und Schmuckstücke von Hundezähnen, in denen namentlich Neu-Guinea excellirt, nicht eingehen und wende mich gleich zu dem bedeutend werthvolleren Artikel Schweinezähne, wobei es sich wiederum nur um die Eckzähne oder Hauer des Ebers handelt. Die Verbreitung der Wildschweine erstreckt sich über die Sunda-Inseln östlich bis auf Neu-Guinea, wo ich zu dem bereits durch Lesson bekannten Sus papuensis noch eine zweite Art, Sus niger, Finsch (Proceed. Zool. Soc. London 1886 p. 217) entdeckte und von welchen beiden Arten ich lebende Exemplare für den zoologischen Garten in Berlin mitbrachte. Auf den Südsee-Inseln östlich von Neu-Guinea ist bis jetzt keine Wildschweinart nachgewiesen, darf aber auf den d'Entrecasteaux's vermuthet werden. Dennoch kommen auf verschiedenen Inseln wilde Schweine vor, deren Herkunft der Zoologe, so lange nicht Specialuntersuchungen vorliegen, eingeführten zahmen Schweinen zuschreiben muss, die ja so leicht verwildern, wie dies z. B. in Neu-Seeland der Fall ist. Solche verwilderte Schweine, oder wie in Neu-Guinea wirkliche Wildschweine, werden nun von den Eingebornen jung gefangen, gezähmt und zu Haus- und Zuchtthieren erzogen, deren Fleisch indess nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten gegessen wird. Die zahlreichen oft massenweis in den Versammlungshäusern aufgehängten Schweineschädel oder Unterkiefer beweisen, welche hervorragende Rolle das Schwein bei solchen Festivitäten spielt, und mit vollem Recht, da es ja nur im Ganzen in sehr geringer Zahl gehalten wird. Es hat Schwierigkeiten, in jenen Gebieten ein Schwein zum Schlachten von den Eingeborenen zu erhandeln. Schweinezähne, d. h. Hauer von bedeutender Grösse, sind daher ein seltener Artikel, und wenn ich vorher Hundezähne als gleichwerthig unseren Silbermünzen bezeichnete, so dürfen Schweinehauer mit Gold verglichen werden. Dieses „Gold" wird zu verschiedenen Schmuckgegenständen für Hals, Brust, Arm, Nase und Bart verwendet, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, zum Theil sogar verarbeitet, unter welcher Kategorie die prachtvollen Brust-Kampfschmucke aus längsgespaltenen Schweinehauern, wie sie im Nordosten Neu-Guineas angefertigt werden, obenan stehen. Alle diese Schmucksachen, ja alle Werth- und Tauschgegenstände der Südsee überhaupt, die kostbaren vorher erwähnten Halsketten aus dünn geschliffenen Cachelotzähnen nicht ausgeschlossen, werden von einem Schmucke überragt, der all den vorhergenannten wie Pretiosen gegenübersteht: kreisrund gebogenen Eberhauern! Solche abnorm gewachsene, gleichsam künstlich gekrümmte Eberhauer sind auch naturhistorisch äusserst interessant und ihre Entstehung dürfte selbst von Specialgelehrten kaum errathen werden. Ich verpare mir daher die Lösung dieses Kanakerräthsels bis zum Schluss! Die beigegebenen Abbildungen eines normalen Eberhauers von bedeutender Grösse (Taf. VI, Fig. 1) und eines abnorm gekrümmten (Taf. VI, Fig. 2), überheben mich einer längeren Beschreibung. Wie man sieht, bildet ein solcher Zahn fast einen Zirkel, dessen Spitze sich der Basis bis auf 30, 20, 15, ja zuweilen bis 8 mm nähert, die letztere also fast berührt, dabei sehr unbedeutend, an manchen Exemplaren kaum divergirend. Der Durchmesser eines solchen Hauers misst im Lichten der Innenkante 65 bis 75 mm, die Länge, nach der Krümmung der Aussenkante gemessen, 230 bis 265 mm; sie sind also grösser als gewaltige normale Hauer wie Taf. VI, Fig. 1, der nur 230 mm misst. Man darf darnach auf das bedeutende Alter der betreffenden Thiere schliessen. Da fast zwei Drittel der Basis eines Schweinehauers in der Alveole des Unterkiefers steckt, so wächst die Spitze solch gekrümmter in's Zahnfleisch hinein.

Mit Ausnahme der niedrigen Inseln sind zirkelrunde Eberhauer weit über die Südsee, von Neu-Guinea bis Samoa verbreitet: auf Hawaii kamen sie, soweit mir bekannt ist, nicht vor. Wie bereits erwähnt, sind derartige Zähne aber überall äusserst selten und bilden, an einem, zuweilen sehr kunstvollen Bande befestigt, den kostbarsten Brustschmuck einzelner hervorragender Häuptlinge; sie können somit auch als Hoheitszeichen gelten. Die gelbe

Färbung, gleich altem Elfenbein und die durch langen Gebrauch entstandene Politur geben Zeugniss von dem hohen, von Generation zu Generation vererbten Alter solcher Schmuckstücke. In Neu-Britannien ist mir dieser Schmuck niemals vorgekommen und in Neu-Guinea sah ich auf meinen ersten Reisen überhaupt nur zwei solche Brustschmucke, wovon der eine dem ersten Häuptlinge in Keräpuno, Hood-Bai, der andere dem berühmten Goapäna, dem Herrscher von Maupa in Keppel-Bai gehörte; beide Stücke waren selbstredend unverkäuflich. Diese Eberhauer stammten aber nicht von den betreffenden Localitäten, sondern waren durch Tauschhandel hierher gelangt, durch welchen gewisse Gegenstände oft sehr weit verbreitet werden. Dies geschieht nur da, wo es sich um geringere Entfernungen handelt, durch die Eingeborenen selbst, aber trotzdem können derartige Sachen, von Stamm zu Stamm wandernd, weit von ihrem Ursprungslande gefunden werden. Weisse Händler, Missionäre, mit einem Wort die Schifffahrt trägt aber am meisten dazu bei, einzelne Gegenstände, die fast allen Kanakern als werthvoll gelten, zu verbreiten und von einer Inselgruppe nach der anderen zu bringen, deren Bewohner nicht einmal eine Ahnung von dem Vorhandensein ihrer Nachbarinseln besitzen. Die durch europäische Schiffe weit von ihrer Heimat weggeführten eingeborenen Arbeiter helfen ebenfalls in der beregten Linie dieses Tauschverkehrs als Vermittler. So stammen, um nur ein Beispiel zu nennen, die schönen runden polirten Armringe aus Tridacnamuschel, welche man einzeln bei einem Häuptlinge in Neu-Britannien sieht, von den Salomons her, und mit manchen anderen Schmucksachen geht es ebenso.

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu unserem Thema zurück. Die beiden vorher erwähnten kostbaren Schmuckstücke mit Eberhauern stammten von der Ostspitze Neu-Guineas, eigentlich von den d'Entrecasteaux-Inseln her, wie ich durch Andrew Goldie erfuhr, der auf einer Sammelreise von dort mehrere Exemplare mitbrachte, die er auf der Insel Normanby eingetauscht hatte. Ich selbst erlangte später hier wie auf Fergusson-Insel kein solches Schmuckstück, ja bekam nicht einmal ein solches zu Gesicht. Dagegen sah ich auf Dinner-Island und in Milne-Bai ein paar Stücke, die aber ebenfalls von Duau, wie Normanby-Insel im Ostcap-Dialekt heisst, herstammten, da die Inseln des Archipels östlich von Ostcap keine Schweine besitzen, ausser einigen bei den Missionsstationen gehaltenen Hausschweinen.

Wie die d'Entrecasteaux-Inseln mit der Ostspitze Neu-Guineas bis Bentley-Bai und Südcap (Suau), dem Archipel der Moresby-Inseln u. s. w. und der Louisiade eine eigene ethnologische Provinz bilden, die sich durch Eigenart der Waffen und Geräthschaften auszeichnet, so gilt dies auch in Bezug auf Schmuck und Zierrat. Unter den letzteren finden Scheibchen aus rother Spondylusmuschel, die sonst nirgends in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel vorkommen, häufige Verwendung, ja dienen aufgereiht als Geld, sind also sehr werthvoll. Es verdient bemerkt zu werden, dass dasselbe Material im westlichen Polynesien, namentlich in den Carolinen, beschränkt auch auf den Marshalls, eine gleich wichtige Rolle spielt. Solche flache, runde, durchbohrte rothe Spondylusscheiben, von 5 bis 15 mm Durchmesser, werden auf Dinner-Island „Samakupa“ (vergl. Fig. 4), gleichartige, aus einer weissen Muschel geschliffene, „Waiatutta“ (vergl. Fig. 4 *aa—bb*) genannt. Eine zweite Sorte rother Spondylusscheibchen bilden ca. 22 mm lange und ca. 10 mm breite, längliche, flache Plättchen, und heissen „Bakiau“ (vergl. Fig. 3 *b*). Diese Muschelscheibchen werden hauptsächlich zu Ohrschmuck und kostbaren Halsketten verwendet und helfen als solche das Tragband eines gekrümmten Eberhauers, „Dona“ [1]), in zierlicher Anordnung schmücken, um diesem Schatze einen erhöhten Werth zu verleihen. Die beigegebenen Abbildungen (Taf. VI, Fig. 3 und Fig. 4) veranschaulichen zwei prachtvolle Stücke dieses kostbaren Halsschmuckes, deren Erklärung bei Taf. VI gegeben ist. Beide Stücke, von denen Fig. 3 die anthropologisch-ethnologische Abtheilung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien ziert, stammen durch Goldie von der Insel Normanby.

Auf meinen letzten Reisen in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel habe ich nur an wenigen Orten gekrümmte Eberhauer als Schmuck gesehen und noch weniger erlangt, da die Eingeborenen selbst dem so verlockenden Eisen gegenüber sich nur in den seltensten Fällen von ihrem Schatze trennen. Hat das Auge des kundigen Reisenden unter einer Schaar von Eingeborenen zufällig einen solchen Eberzahnschmuck entdeckt, so kann er in den meisten Fällen sicher sein, dass derselbe fast unter seinen Augen verschwindet. Auch ohne Sprachkenntniss errathen die schlauen Eingeborenen, was der sehnsüchtige Blick des weissen Mannes begehrt; das auf der Brust getragene Schmuckstück wird unbemerkt

[1]) Das Schwein heisst auf Dinner-Insel „Boroka“. O. F.

auf den Rücken gewendet, ebenso unbemerkt gelöst und von Hand zu Hand oder Fuss zu Fuss in Sicherheit gebracht. Die Eingeborenen stellen sich dann dumm und bieten allerlei andere Dinge an, obwohl sie sehr wohl wissen, um was es sich handelt. Und wir würden in ähnlichen Fällen ein Gleiches thun, und einen Brillantring nicht für ein paar Cocosnüsse oder einen Speer hergeben. Dabei ist nicht zu vergessen, dass sehr häufig der Träger eines Eingeborenen-Werthstückes nicht zugleich der Besitzer ist, da das Herleihen von solchen bei festlichen Gelegenheiten eine gewöhnliche Sitte der Kanaker ist.

An der ganzen Nordostküste von Neu-Guinea werden gekrümmte Eberzähne übrigens nur an einem einfachen Strick getragen und höchstens mit einem bunten Faserbüschel verziert. Ich sah nur im Finschhafen wenige Exemplare (vergl. Taf. VI, Fig. 2), die hier „Jabo“ heissen (Schwein „Bo“), dagegen in Astrolabe-Bai und auch auf der Insel Willaumez (Neu-Britannien) einen noch kostbareren Brustschmuck aus zwei aneinander gebundenen gekrümmten Eberzähnen, von denen ich nur Skizzen entwerfen konnte (vergl. Taf. VI, Fig. 5).

Wie selten derartige Schmuckstücke aus gekrümmten Eberzähnen in unseren Museen sind, beweist der Umstand, dass das frühere an Südseesachen so reiche Museum Godeffroy kein solches besitzt und wenigstens nach dem Kataloge („Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museums Godeffroy in Hamburg 1881“) nur unter den Photographien (S. 518 Nr. 9) „Leataua Peliope“, einen angesehenen Samoa-Häuptling mit „Eberzahn-Halsschmuck“ verzeichnet. In meiner grossen Photographien-Sammlung von Südsee-Eingeborenen trägt nur „Assi“ (Nr. 282), ein grosser Häuptling von Samoa, einen gekrümmten Eberzahn als Anhängsel seines Armbandes und ein Kaikolos oder Bergbewohner des Innern von Viti-Levu (Nr. 362) einen solchen am Halse. Bei einem stattlichen Fidschianer, der an der Tafel von Sir Arthur Gordon, dem damaligen Gouverneur von Neu-Seeland, aufwartete, sah ich ebenfalls einen solchen krummen Eberzahn, der über der europäischen Kleidung an einer silbernen Kette als kostbarer Brustschmuck paradirte. In der „Colonial and Indian Exhibition“ in London fand ich im vorigen Jahre unter den zahlreichen ethnographischen Gegenständen von Neu-Guinea nur einen gekrümmten Eberzahn, im British Museum sieben Stück von den Neu-Hebriden. Das kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin erhielt von meinen letzten Reisen zwei Stück, von Finschhafen und von Dinner-Insel.

Der Unerfahrene kann übrigens getäuscht werden, da die Eingeborenen bei der enormen Seltenheit von wirklichen gekrümmten Eberzähnen solche imitiren, die dann noch immer einen werthvollen Schmuck minder Vornehmer bilden und schon der mühe- und kunstvollen Arbeit wegen viel höher stehen als imitirte Edelsteine echten gegenüber. Solche Imitationen werden aus dem Schlosstheile gewaltiger Tridacna-Muscheln geschliffen, die noch für so manche Schmuckstücke wie Geräthe (namentlich Axtklingen) werthvolles Material liefern, z. B. für Armringe. Imitirte Eberzähne, wie sie Taf. VI, Fig. 6 und 7 unserer Abbildung darstellen, dürfen immerhin als bedeutende Leistungen des Kunstfleisses der Eingeborenen gelten, da ihre Anfertigung ungeheure Mühe machen muss. Sie kommen begreiflicherweise viel häufiger als echte vor.

Ich habe sie an der Küste von Neu-Guinea von Teste- und Dinner-Island bis hinauf nach Berlinhafen, jedoch stets nur sehr vereinzelt und selten gesehen, erlangte aber nur wenige, da sie die Eingeborenen ausserordentlich hochschätzen. Das Berliner Museum besitzt durch mich Exemplare von Dinner-Insel, Kranelbucht und Dallmannhafen. Ein solches Schmuckstück nahe Pomone-Point der Karten bildet einen 17 mm breiten flachen Ring von 97 mm Durchmesser am Innen- und 130 mm am Aussenrande. In den d'Entrecasteaux und um Ost-Cap werden solche aus Tridacna imitirte Eberzähne an kostbaren Ketten von Spondylusmuschel (wie Fig. 3 und 4) getragen, an der Nordostküste von Neu-Guinea zuweilen mit eingravirtem Muster verziert. Sie kommen auch in Fidschi vor, wie die Abbildungen im „Anthropologischen Album des Museums Godeffroy“ (Taf. 9, Fig. 199 und Taf. 11, Fig. 227) zeigen.

Dass auch der Kenner von Südseesachen an Ort und Stelle durch Falsificate betrogen werden kann, erfuhr ich an der Nordostküste Neu-Guineas, wo mir ein Eingeborener mit der harmlosesten Miene einen gekrümmten Eberzahn anbot, dessen Spitze von einem anderen Zahne künstlich angestückt war.

Zum Schluss nun zu der Erklärung der Entstehungsweise dieser fast kreisrund gebogenen Eberhauer, die mir viel und immer vergebliches Kopfzerbrechen machte. Als Zoologe von Fach wusste ich, dass es keine Species von Wildschweinen mit solchen Hauern gibt, dass dieselben daher von gezähmten Schweinen herrühren und durch

irgend einen künstlichen Process während des Wachsthums erzeugt sein mussten. Die Erklärung der Eingeborenen selbst, dass eine besondere Vorrichtung am Unterkiefer des Schweines dieses künstliche Wachsthum zur Folge habe, war nicht mehr werth, als das „me no sabi“ (ich weiss nicht) oder „Kanaker make him“ (der Kanaker macht es eben), welches ich gewöhnlich zur Antwort erhielt. Die versprochene Lösung des „Kanakerräthsels“ habe ich Herrn Hugh Romilly, Deputy Commissioner for the Western Pacific, einem der besten und erfahrensten Kenner des Pacific, zu verdanken. Nach Herrn Romilly's Erfahrungen ist die Sache sehr einfach folgende: Dem betreffenden Eber wird in der Jugend der dem unteren entgegenstehende obere Eckzahn ausgebrochen, wodurch der untere nun ohne jedes Hinderniss, welches ihn zwingt zu divergiren, in gleichmässiger Krümmung wachsen kann, bis seine Spitze fast ins Fleisch reichend beinahe die Basis erreicht. Auch mir scheint dies die einzige richtige und zugleich so naturgemässe Erklärung, denn in der That fehlt allen diesen kreisrunden Eberhauern die bei allen normalen Eberhauern so charakteristische Abschleifungsfläche des inneren Spitzentheiles (vergl. Taf. VI, Fig. 1 a), der Spitzentheil ist vielmehr verdünnt und mehr oder weniger abgerundet. Nicht wahr! Diese Erklärung [1]) ist leicht! — wenn man sie weiss.

[1]) Das „British Museum“ in London gibt sie übrigens Jedem, der sich die Mühe nimmt, die ebenso interessante als belehrende „Introductory or Elementary Morphological Collection“ oder das „Index Museum“ zu studiren, jene geniale Schöpfung Professor Flower's, die allen zoologischen Museen angelegentlichst zur Nachahmung empfohlen werden kann. Bei meinem jüngsten Besuche im September d. J. im British Museum sah ich in der genannten Abtheilung einen solchen kreisrunden Eberzahn, dessen lehrreiche Etiquettnotiz ich hier wiedergebe: „The lower canine tooth of a boar, which in consequence of not wearing against the opposite tooth has grown into a nearly complete circle. From the Fijiis, where it is the custom of the natives to induce this condition artificially by the removal of the upper canine, when the animal is young.“ In der ihm eigenthümlichen concisen Weise sagt Professor Flower mit diesen wenigen Worten Alles, die ihm zugleich neben Romilly das Verdienst der richtigen Erklärung dieser abnormen Zahnbildung sichern. O. F.

Es wäre interessant, zu erfahren, ob ähnliche deformirte Eberzähne auch von unseren Haus- und Wildschweinen bekannt sind? Ich selbst habe, ausser in Museen, nur einmal einen kreisförmigen Eberhauer in dem Schaufenster eines Drechslers in Berlin gesehen. Der Ladeninhaber wusste natürlich nicht, woher derselbe kam, kannte aber die Seltenheit des Exemplares sehr wohl, denn er verlangte 40 Mark dafür, was gegenüber den Südseepreisen immerhin nicht zu hoch zu nennen ist. Jedenfalls stammte auch dieser Hauer irgendwo aus der Südsee her, wo sie nach Herrn Romilly am häufigsten auf den Neu-Hebriden, namentlich Tanna, vorkommen. Auch sie werden aber wie so manches Andere bald verschwunden sein und wie Halsbänder aus Cachelotzähnen der Vergangenheit angehören. Meinen schwarzen Freunden in der Südsee möchte ich aber mit diesen Zeilen für immer das Recht einer Erfindung gewahrt wissen, die für die Intelligenz dieser sogenannten „Wilden“ beredtes Zeugniss ablegt.

Beiträge zur Ethnographie des Congo.

Von

Oscar Baumann.

Mit 31 Illustrationen (Fig. 17—47) von ***Ignaz Spöttl*** *nach Originalskizzen und selbst gesammelten Objecten des Verfassers.*

Der Reisende, der von Norden her an der Westküste Afrikas entlang fährt, erreicht bei Majumba die nördlichste Verbreitungsgrenze einer Sprache, welche an der Küste häufig als Fiot bezeichnet wird, richtiger aber mit dem im Inneren gebräuchlichen Namen Kikongo zu benennen wäre. — Zu den zahlreichen Stämmen, welche sich dieses reinen Bantu-Idioms bedienen, gehören auch die Bewohner der Congoufer zwischen der Mündung des Stromes und dem Stanley Pool. — Im Mündungsgebiete selbst wohnen die Mussorongo, an welche sich im Südosten die Eingeborenen des Königreiches Congo, die Mussikongo, anschliessen. — Die Uferstämme bis Mbanza Manteka einerseits und dem Mbundithale andererseits, welche europäischem Einflusse nahe sind und zahlreiche portugiesische Fremdwörter in ihre Sprache aufgenommen haben, bezeichnen sich selbst als Mussimboma. Westlich von denselben erstreckt sich das Gebiet der reinen Bakongostämme, die in mehrere Unterabtheilungen, die Basundi, Babuende etc. zerfallen. Die Balali bei Linzolo am Nordufer sind ein Mischvolk aus Bakongo und Bateke; auch am Südufer wird gegen den Stanley-Pool zu der Bateke-Einfluss bemerkbar. Bei Ngoma's Dorf und unweit Leopoldville sind Enclaven der Bawumbu, eines räthselhaften Volksstammes. Beide Ufer des Stromes bis zur Kassai-Mündung werden von Bateke bewohnt, die eine vom Kikongo verschiedene Sprache (Kiteke) sprechen. Die Bamfumu zwischen Msuata und der Kassai-Mündung sind nichts als ein Tribus der Bateke. Weiter stromaufwärts sind zwischen den Bateke-Niederlassungen zahlreiche Enclaven der Bajansi (auch Babangi genannt) vertreten.

Oberhalb Tschumbiri's ist das linke Ufer nur von Bajansi bewohnt; am rechten Ufer herrschen Bateke vor. Ein Zwischenglied bilden die Bangurunguru am Likona- und Mbunga-Fluss. Bei Bolobo und Lukolela treten kleine Niederlassungen der Banunu an den Strom, eines Stammes, der eine ausgedehnte Zone im südlichen Congogebiet innehaben soll. Unweit der Aequatorstation im Dorfe Wangata wohnen die Bakuti als einziger bis zum Congostrome selbst vorgeschobener Posten des mächtigen Innlandstammes der Balolo, den Grenfell an allen südlichen Zuflüssen nachwies. Den Bajansi, welche ausgedehnte Striche am unteren Ubangi bewohnen, folgen in der Reihenfolge am Congo die Bangala, Mobeka und Mokoni, sowie der Handelsstamm der Marundscha, zu welchem auch Ikenungu gehört. Von den weiter stromauf zwischen Mpesa und Loïka-Mündung wohnenden Stämmen, die einen einheitlichen Charakter zu tragen scheinen, ist ein zusammenfassender Name nicht bekannt. Oberhalb des Loïka beginnt das Gebiet der Lukerëu-Stämme, welche in Sprache und Sitten einheitlich zu sein scheinen. Zu diesen gehören die Basoko vom Aruwimi, die Jarikina und Jasangardia, die Stämme vom unteren Lomami und Mbura und die Bakumu des Binnenlandes der Stanley-Fälle. Ob die Wagenia, welche die Ufer des Stromes an den Stanley-Fällen bis Nyangwe bewohnen, dieser Gruppe zuzurechnen sind, ist fraglich. Die genannten Volksstämme sind es, mit welchen ich während eines am Congo zugebrachten Jahres in Berührung kam und welche in nachfolgenden Zeilen in Betracht kommen.

Bei der, ethnographischen Forschungen wenig vortheilhaften, ausgedehnten Anlage unserer Expedition ist es wohl begreiflich, wenn meine ein so ungeheures Gebiet umfassenden Beobachtungen nur lückenhaft und fragmentarisch sind.

Betreffs der Stämme der Congo-Mündung weise ich auf specielle Publicationen von Chavanne, Pechuel-Loesche, Zintgraff, Monteiro u. A. hin und wende mich direct zur Besprechung der reinen Bakongo. Ihrem Aeussern nach können die Bergstämme des Kataraktengebietes gerade nicht schön genannt werden. Es sind meist magere, sehnige Gestalten mit scharfen Gesichtszügen und runzeliger Haut an den Beinen. Die Weiber sind stark, plump, von männlichem Habitus und sehr reizlos. Doch hat die

Natur die Bakongo mit grosser Körperkraft und Zähigkeit ausgestattet und sie befähigt, als Träger unermüdlich die öden Berghänge ihres Vaterlandes zu durchwandern. Gleich allen Bantu sind sie heiteren Gemüthes, geschwätzig und ausgelassener Lustbarkeit ergeben. Im Vergleiche zu anderen Stämmen müssen sie moralisch genannt werden. Schattenseiten ihres Charakters bilden Misstrauen, Habsucht und Verlogenheit.

Die Kleidung der Bakongo besteht aus einem europäischen Tuch oder Mattenzeug, das mehrfach um die Lenden geschlungen wird. Bei kühler Witterung wird ein Theil desselben als Ueberwurf getragen. Die Weiber haben eine Schnur um den Leib, von welcher vorne ein schmaler, hinten ein breiterer Zeugstreifen herabhängt. Auch die Brüste werden in manchen Gegenden mit einem Zeugstreifen bedeckt.

Fig. 17. Haarfrisuren der östlichen Bakongo.

Narbenverzierung an Armen und Brust, seltener im Gesichte sieht man in gewissen Districten. Die Bakongo sind unreinlich, ihre Haut ist meist mit einer grauen Staubschichte bedeckt. Sie pflegen sich am ganzen Körper mit einer violettrothen Farbe zu bemalen, die in kleinen Stangen verkauft wird. Die Weiber beschmieren sich zur Zeit der Menstruation im Gesichte zinnoberroth; sonst pflegen sie den kahlrasirten Scheitel mit schwarzem Pech zu bestreichen. Auch gelber und weisser Thon wird zum Bemalen verwendet. Gewisse Stämme pflegen die vorderen Schneidezähne auszubrechen, andere eine viereckige Lücke in dieselben auszufeilen. Cylindrische Holzklötze im Ohrläppchen und durch die Nasenscheidewand sind besonders bei Weibern in den Districten von Ndunga und Kalubu häufig. Das Haar wird bei Weibern und Kindern stets, bei Männern manchmal abrasirt, sonst häufig mit Pech verkleistert. Erst oberhalb Manianga treten Haarfrisuren abenteuerlichster Art auf, auf welche jedoch keine besondere Sorgfalt verlegt wird (Fig. 17). Manche Haarfrisuren scheinen sogar weniger als Schmuck, denn als Polster gegen die am Kopfe ruhende Last zu dienen. In neuerer Zeit pflegen die Bakongo häufig europäische Hüte und Mützen zu tragen. Um den Hals schlingt sich als zauberkräftiges Amulet die Schwanzborste des Elephanten. Sonst sind Messingdrähte und Ringe als Hals-, Arm- und Fussbänder beliebt. Glasperlen, deren in jedem Districte andere beliebt sind, werden häufig, besonders von Weibern in Schnüren um den Hals und um den Leib getragen. Manchmal hängen lange Schnüre derselben über den Rücken und tragen an den Enden kleine Schellen. — Bei Lukunga und im Kalubufelde pflegt man ein weisses Band um die Stirne zu schlingen.

Die Sprache des Bakongo, das Kikongo, klingt sehr angenehm und gehört zu den beststudirten Bantu-Sprachen. Besonders die Missionäre der englischen Baptisten-Mission und jene der katholischen Mission zu Landana haben sich durch Herausgabe von Lexikons, Uebersetzungen u. dgl. Verdienste um deren Erforschung erworben.

Obwohl es nicht schwer fällt, sich eine oberflächliche Kenntniss des Kikongo zu erwerben, so bietet der ausserordentliche Reichthum dieser Sprache dem gründlichen Studium doch grosse Schwierigkeiten. An den Kongoufern werden verschiedene Dialekte der Sprache gesprochen, die jedoch nicht sehr von einander differiren. Die Bakongo sprechen schnell und sind grosse Redner; bei Versammlungen werden meist längere Anreden gehalten, deren Kraftstellen das Auditorium mit gleichzeitiger Wiederholung der Endsilben begleitet.

Ausser der Sprache der Nkimba-Secte haben die Bakongo noch mannigfache Geheimsprachen, die jedoch nur durch Verstellung der Laute gebildet werden.

Albinismus — theils vollständiger, theils partieller — ist unter den Bakongo nicht selten. Krüppel trifft man wenige, doch kann man einzelne Leute mit 6 Fingern an jeder Hand im Kataraktengebiete sehen. Tritt diese Eigenschaft bei einem Chef (Mfumu) auf, wie es z. B. bei Mfumu Makitu von Ngombe der Fall ist, so wird sie als Zeichen besonderer geistiger Kraft betrachtet.

Die Dörfer der Bakongo sind meist klein und liegen in grosser Zahl über das Land zerstreut. Da

die Berghänge meist kahl und trostlos sind, während Humusboden und Vegetation sich nur in den engen Thalschluchten und auf den Gipfelplateaux angesammelt, finden wir die meisten Dörfer auf den Gipfeln der Berge. Diese Anlage hat den Nachtheil, dass die Dörfer vom Wasser meist weit entfernt sind. Doch sind die Thalhänge so steil und die Sohle so schmal, dass die Anlage von Dörfern daselbst selten möglich wird. Die Häuser sind meist willkürlich zwischen den Culturen, den Oelpalmen und Bananen zerstreut; seltener bilden sie Längsdörfer mit einer Dorfstrasse oder liegen um einen Platz gruppirt. Bei den wenigen Dörfern, welche an den Abhängen liegen, werden Terrassen in den Lateritlehm geschnitten. Manche Dörfer zerfallen in Complexe. Die Hütten mehr jenen der Bateke. Sie haben rund- oder spitzbogenförmige Dächer, keine Veranda und eine etwas grössere Thüre. (Fig. 19.) Alle Bakongohütten haben einen rechteckigen Grundriss und die Eingangsthür an der Schmalseite. Die Thür kann durch einen Schuber verschlossen werden, welcher oft mit originellen Malereien verziert ist. Die Hütte ist im Innern durch Matten in eine oder mehrere Abtheilungen getheilt und kann, obwohl klein, doch recht wohnlich genannt werden. Einige Steine oder Bruchstücke von Termitenhügeln dienen als Feuerstelle, wo das immer glimmende Herdfeuer Tag und Nacht erhalten wird.

Die Bakongo verlegen ihre Dörfer nicht selten; gar oft zeigen Palmen- und Bananengruppen die

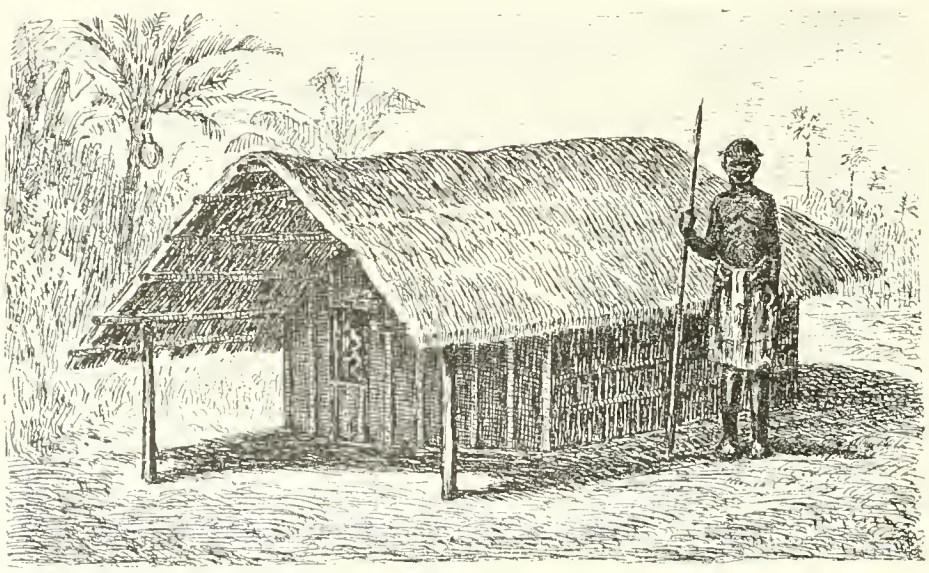


Fig. 18. Hütte der westlichen Bakongo.

Wände der Hütten sind aus den Blattrippen der Raphia-Palme hergestellt, welche mit Bast verknüpft werden. Jede Wand wird erst vollständig hergestellt und dann in den Boden eingelassen. Das Dach besteht aus dachziegelförmig übereinandergelegten Bananenblattgeflechten, der Boden ist festgestampfter Lehm. Die Form der Häuser ist verschieden, doch lassen sich zwei Haupttypen unterscheiden, deren Grenze etwa bei Manianga verläuft. Westlich davon sieht man Hütten mit Dächern der gewöhnlichen Dachform, welche sich über die Vorderwand der Hütte zu einem kleinen Vordache erweitern, das durch Pfeiler gestützt wird. (Fig. 18.) Diese Hütten haben sehr kleine Thüren, deren Schwelle ca. 30 cm über dem Boden liegt. Oestlich von Manianga ähneln die

Stätte eines verlassenen Dorfes an, ja während der Zeit meiner Anwesenheit am Kongo wurden Dörfer verlegt und neue errichtet. Die Veranlassung zu diesen Ortsveränderungen liegt wohl meist in Nahrungssorgen und in Kriegen, häufig aber auch in anderen Umständen. So haben die an der Karawanenstrasse zwischen Matadi und dem Stanley-Pool gelegenen Dörfer ihre Wohnsitze in neuester Zeit verlegt, weil sie durch die Karawanen zu sehr belästigt wurden.

Mit Jagd beschäftigen sich die Bakongo wenig, etwas mehr mit Fischerei. Sie dämmen manche Bäche zu Fischereizwecken ab, auch pflegen sie trichterförmige Fischreusen in den Katarakten des Kongo anzubringen. Wie alle Kongostämme, rudern auch die Bakongo stehend ihre einbäumigen Canoes. Die Kata-

rakte des Stromes und der Nebenflüsse verhindern jedoch jeden Verkehr und die Canoes werden nur zu Ueberfuhrzwecken benützt.

Die Hausthiere der Bakongo sind Hunde, Katzen, Ziegen, Schweine, Hühner, seltener Tauben und Schafe. Die Hunde gehören der gewöhnlichen centralafrikanischen Art mit windhundartigem Habitus an, kurzhaarigem, glattem Fell, steifen Ohren und sind meist von gelbbrauner, weiss gescheckter, seltener schwarzer Farbe. Sie werden von ihren Herren nicht ernährt, sind daher meist von skeletartiger Magerkeit und nähren sich fast ausschliesslich von menschlichen Excrementen. Es sind ekelhafte, heulende Geschöpfe. Den männlichen Hunden pflegt man enterartige Holzklappen anzubinden. Katzen sind selten. Die Ziegen sind kurzhörnig, glatthaarig, schwarz und weiss geblässt, kurzbeinig und von untersetzter Gestalt. Sie sehen meist wohlgenährt aus und werden des Fleisches halber gehalten. Die Milch wird nicht benützt. Schweine trifft man in vielen Dörfern; sie sind langbeinig, mit langen Rüsseln, von schwarzer Farbe und recht wohlschmeckend. Die kleinen mageren Hühner sind überall reichlich; dagegen sah ich Tauben nur in der Gegend von Isangila.

Manche Bakongostämme essen mit Vorliebe dicke weisse Maden, die in den faulenden Blattdächern leben, sowie weisse Ameisen und Termiten. Auch Frösche und Spitzmäuse, an Stäbchen gebraten, werden nicht verschmäht. Dagegen empfinden alle Bakongo vor Cannibalismus einen heftigen Abscheu.

Die Hauptculturpflanzen sind Maniok, Grundnüsse und Oelpalmen; ausserdem werden auch viel Bohnen, Bananen und süsse Kartoffeln, seltener Mais, Yams, Taro, Zuckerrohr, Tabak, Hanf und Kola angebaut. Maniok wird meist durch Einpflanzen der Wurzelstöcke oder einzelner Stecklinge angebaut. Am Congo gedeiht meist die bittere Varietät dieser Pflanze. Obwohl es in Lehrbüchern der Botanik heisst, dass Maniok im rohen Zustande giftig sei, essen ihn die Eingeborenen, und habe ich selbst mit meinen Leuten gar oft die weissen, milchigen Wurzelstöcke unbeschadet roh gegessen. Der Maniok wird manchmal zum Genusse einfach abgekocht, hauptsächlich jedoch zur sogenannten Kikwanga oder kurzweg Kwanga verarbeitet. Um dieses Hauptnahrungsmittel

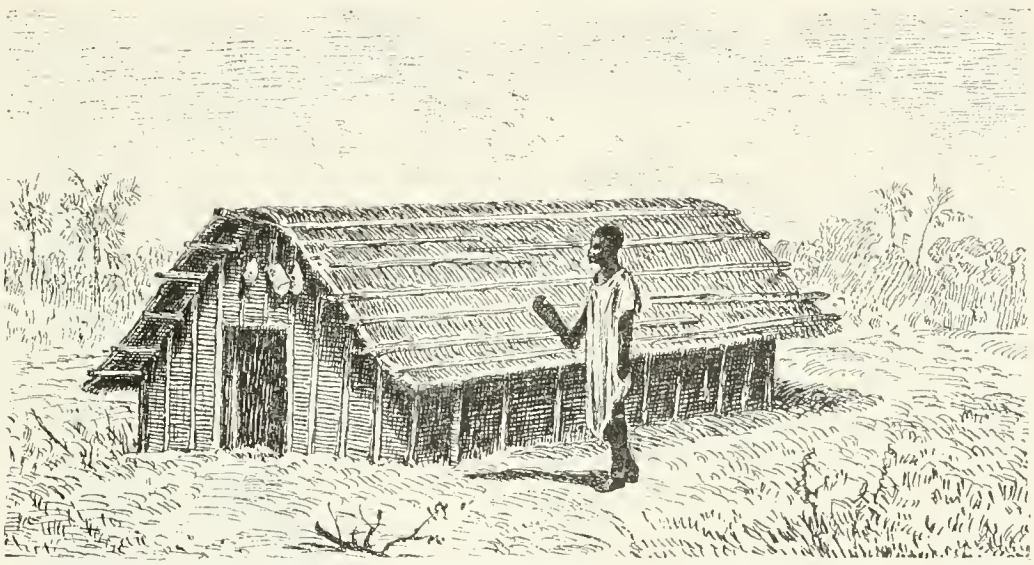


Fig. 19. Hütte der östlichen Bakongo und der westlichen Bateke.

zu gewinnen, wird der reife Wurzelstock geschält und längere Zeit im Wasser aufgeweicht. Zu diesem Zwecke werden öfters kleine Einzäunungen in den Bächen angebracht. Hierauf wird der Wurzelstock in der Sonne getrocknet und zerfällt zu einer schneeweissen, mehligen, faulig riechenden Masse. Diese wird mit Wasser geknetet, abgekocht, in Würste oder Laibe geformt und in Bananenblätter eingeschlagen. Die Kwanga ist dann eine zähe, graue Masse, deren Geruch zwar nicht sehr angenehm ist, die jedoch entsprechend behandelt, selbst für den Europäer geniessbar wird. In Palmöl gebratene Kwangaschnitten sind sogar ein sehr gutes Gericht.

Die Grundnüsse (Arachis hypogaea), welche auch in sterilen Gegenden gedeihen, werden geröstet oder

gekocht gegessen, meist aber geröstet, zerstampft, reichlich mit rothem Pfeffer gemischt und zu Würsten in Bananenblättern geformt. Die Oelpalme dient dem Bakongo als Wein- und Oelspenderin. Der Palmwein wird gewonnen, indem man in den Stamm der Palme unterhalb der Krone ein ca. 3 cm im Gevierte messendes Loch bis in's Mark einschneidet. An diese Oeffnung, welche von den Bakongo mit eigens dazu dienenden Hackenmessern ausgeschnitten wird, wird die Mündung einer Kalebasse angebracht und diese durch ein gerolltes Bananenblatt als Leitung mit dem Mark des Baumes in Verbindung gesetzt. Täglich Morgens und Abends wird der Baum mittelst einer Bastschlinge erklettert und der frische Palmwein (Malafu) herabgeholt. Es ist dies ein milchigweisses, leicht gährendes Getränk, welches angenehm erfrischend schmeckt. Nach ein bis zwei Tagen wird es sauer und für den Weissen ungeniessbar, während die Schwarzen den Malafu seiner berauschenden Wirkung halber dann am liebsten trinken. Bananen, sowohl die sogenannten Plantains (Mankonde) als die süssen Bananen (Bitibe) wachsen in allen Dörfern. Erstere werden im reifen Zustande, roh, gekocht und geröstet, im grünen Zustande nur geröstet, letztere nur im reifen Zustande roh gegessen. Verschiedene Bohnen- und Erbsenarten recht guter Qualität werden allerorts viel angebaut. Besonders am Nordufer trifft man dieselben häufig. Ebenso ist die süsse Kartoffel nicht selten, bildet sogar in gewissen Districten die Hauptnahrung. Yams, Taro, Mais und einige Gemüsearten findet man wohl auch allerorts, doch in geringer Menge. Halbwild gedeihen in allen Dörfern der afrikanische Pfeffer und der Baumwollstrauch. Tabak wird wenig angebaut, kommt jedoch in reichen Mengen aus dem Batekelande. Die Bakongo, Männer und Weiber, sind starke Raucher. (Fig. 20.) Auch dem Hanf-(Djamba)rauchen sind sie ergeben. Sie ziehen den narkotischen Rauch aus einer Kalebasse ein, was sie in einen aufgeregten Zustand versetzt, in welchem sie viel sprechen und tactmässig zu husten pflegen. Das Kolakauen ist bekannt, aber nicht besonders beliebt. An Früchten besitzen die Bakongo Citronen, Papaias und Ananas. Salz wird ihnen von den Factoreien geliefert.

Den Bakongo ist der Bergbau und die Bearbeitung der Metalle nicht fremd. Sie verstehen es, sowohl aus dem massenhaft anstehenden Raseneisenstein Eisen, wie aus den nördlich von Manianga anstehenden Schwefelkupfererzen das Kupfer herzustellen. Die Art der Gewinnung wird geheim gehalten und ist unbekannt. Das Roheisen der Bakongo (sehr gutes, reines Schmiedeeisen) kommt in Nägelgestalt in den Handel. Das Kupfer wird in kleinen Stangen geformt, ist jedoch verunreinigt. Aus dem Eisen werden verschiedene Geräthe, Aexte, Messer, Schaufeln, Spitzhauen etc. geschmiedet, wobei ein primitiver Blasbalg verwendet wird. Aus Kupfer werden Armringe und andere Schmuckgegenstände hergestellt.

Fig. 20. Tabakspfeife der Bakongo. $^1/_5$ nat. Gr.

Auch das Messing, welches der Handel liefert, wird mannigfach umgearbeitet.

Das Herstellen und Färben von Thontöpfen (Fig. 21), Flaschen und Krügen verstehen die Bakongo sehr gut: ebenso sind sie im Korbflechten, Erzeugen der Mattenstoffe und Schnitzereien in Holz und Elfenbein recht geschickt. Seile werden meist aus der Ananasfaser gedreht. Stühle sind den Bakongo auffallenderweise unbekannt; sie sitzen auf Brettern am Boden. Eine eigenthümliche Sitte ist oberhalb Manianga verbreitet. Man sieht dortselbst zahlreiche in Reihen aufgestellte, mit einer Schnur verbundene Stangen, die an eine Telegraphenleitung erinnern. Man sagt, dass dieselben zum Fangen der Fledermäuse verwendet werden, doch scheint mir dies keineswegs sicher.

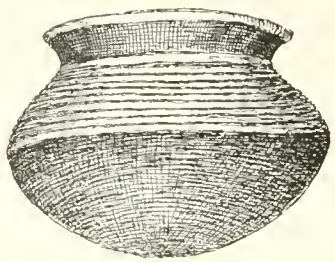


Fig. 21. Topf der Bakongo. $^1/_5$ nat. Gr.

Die medicinischen Kenntnisse der Bakongo sind unbedeutend, ihr Heilverfahren beschränkt sich hauptsächlich auf Zaubermittel, Bemalen mit verschiedenen Farben etc. Die Syphilis ist unter ihnen nicht sehr verbreitet. — Die Kinder werden lange nicht entwöhnt; man kann 6—7jährige Jungen öfters Muttermilch trinken und dazu Kartoffeln essen sehen. Der Bauch der Kinder ist oft unförmig aufgetrieben. Die Beschneidung ist häufig.

Die eigenthümliche Knabenerziehung der Nkimbasecte, welche im Mündungsgebiet und dem Küsten-

lande so häufig vorkommt, ist bei den Bakongo in der Abnahme begriffen und reicht nur bis Mbanza-Manteka. Knaben zwischen 7 und 15 Jahren werden in einem eigenen abgelegenen Dorfcomplexe unter Aufsicht eines Zauberdoctors (Nganga) erzogen. Sie bemalen sich am ganzen Körper weiss; buschige Grasbündel, die unter den Schultern zusammengebunden werden, bilden ihre einzige Kleidung.

Die Nkimba halten ihre Gebräuche streng geheim; sie sprechen eine eigene, vom Kikongo total verschiedene Sprache. Der Austritt aus der Secte ist mit einer Namensänderung verbunden.

Da einige Missionäre (Mr. Richards in Mbanza Manteka, Mr. Clark in M'palaballa und Mr. Eady zu Wangata, sämmtlich von der American Baptist Union) Vocabularien dieser Sprache sammeln konnten, so dürften wir wohl bald über das Wesen derselben Näheres erfahren.

Die Heiraten werden durch Kauf der Braut geschlossen. Vielweiberei ist bei Chefs häufig. Den Weibern obliegt hauptsächlich die Feldarbeit; täglich kann man sie mit dem spitzen Tragkorbe oder dem lichtfarbigen Säugling am Rücken ackern sehen. Die Moralität der Bakongo ist eine relativ grosse; Ehebruch wird ziemlich strenge geahndet. Die Hauptbeschäftigung der Männer ist der Handel und Karawanentransport. Die Handelsstrasse ging früher über San Salvador nach Ambrisette; jetzt geht sie nach den Factoreien am unteren Kongo, Fuka-Fuka, Kala-Kala, Ango-Ango, Noki etc. Aus der nächsten Umgebung derselben werden Palmöl, Palmkerne und Grundnüsse, von Kinsuka Kautschuk und weiter aus dem Inneren Elfenbein geliefert. Bei dem Handel mit letzteren bilden die Bakongo die Zwischenhändler zwischen den Bateke und den Weissen. Ihre reichen Händler (Makitu, Lutete. Mfumu Nsabi u. A.) kaufen das Elfenbein am Stanley-Pool und lassen es durch Karawanen nach den Factoreien schaffen. Dort werden europäische Güter (Steinsalz, bunte Stoffe, Messingdraht, Messer, Pulver, Gewehre etc.) eingetauscht und wieder landeinwärts transportirt. Der Kongoträger legt seine Last in ein Geflecht aus Palmwedeln (Matete) und trägt sie auf Kopf oder Schulter. Die Träger bewegen sich in kurzen, schnellen Schritten und stützen sich auf den Stock. Im Trägerdienste sind die Bakongo unermüdlich; sie vermögen 65—80 Pfd. täglich 8—9 Stunden weit durch die steilen Berglande zu tragen.

Eine grosse Rolle im Leben der Bakongo spielen die Märkte, welche an bestimmten Stellen alle 4 bis 8 Tage abgehalten werden. Alle Arten Victualien, Vieh und einheimische Industrieartikel werden hier von Männern und Weibern feilgeboten, dabei wichtige Angelegenheiten erledigt und Träger angeworben. An den Markttagen wird viel gegessen und getrunken und alle umliegenden Dörfer sind in heiterer Aufregung.

Wie alle Bantu-Stämme, so halten auch die Bakongo Sklaven. Es sind dies jedoch eher Leibeigene, sogenannte Haussclaven, die so grosse Freiheiten geniessen, dass es kaum möglich ist, eine Grenze zwischen Sklaven und Freien zu ziehen. Selbst Jemand, der notorisch mehrere Sklaven besitzt, ist Leibeigener seines Mfumu (Dorfchefs), und diesen wieder nennt ein grösserer Mfumu seinen „Mulek“ (Jungen, Sklaven). Im Allgemeinen äussert sich das Dienstverhältniss nur darin, dass der Sklave für seinen Herrn unentgeltlich gewisse Arbeiten, Trägerdienste etc. leisten muss. Die Bakongo kaufen ihre Sklaven meist im Lande selbst; selten beziehen sie dieselben vom oberen Congo. Dagegen kann man bei den Bajansi ziemlich viele Bakongosklaven treffen.

Die Bakongo scheinen sich früher in mehrere Stämme (Babuende, Basundi, Basesse etc.) getheilt zu haben, deren jedem ein König vorstand. Als Souverän Aller galt damals der König von Congo (San Salvador). Derzeit hat diese Stammesgliederung vollständig aufgehört; die Bakongo sind in zahllose Gemeinden zersplittert, deren jede einem Mfumu (Dorfchef) gehorcht. Es ist dies meist ein älterer Mann, den man etwa als Dorfschulzen bezeichnen könnte.

Ntotila, der König von San Salvador, übt immer noch eine nominelle Souveränität über das Südufer des Congo bis Ngombe aus. — Die Erblichkeit der Mfumuwürde soll auf den ältesten Sohn der Schwester übergehen. Je nach dem Reichthum und der Macht der Familienglieder gelingt es oft einem Jüngeren, eine bedeutendere Stellung als der wirkliche Mfumu selbst, einzunehmen. So sind z. B. in Ngombe die Brüder Makitu und Lutete, reiche Händler, die wirklichen Herren, und Niemand beachtet den älteren Bruder, den wirklichen Mfumu Ngombe, oder den greisen, erblindeten Vater.

Die Gemeinden leben manchmal in Feindschaft, die meist im Handel und Karawanenverkehr ihre Ursache hat. Nicht selten kommt es auch zum Kriege, der jedoch trotz der zahlreichen Steinschlossgewehre meist sehr unblutig verläuft. — Einen Weissen, oder nach Art der Weissen gekleideten Schwarzen nennen die Bakongo „Mundele“ (= muntu malele, der Kleider-

mann) und haben vor ihm grosse Scheu. Selten wird ein Träger aus der Last eines Weissen etwas stehlen; er fürchtet, dass die Mukanda (der Brief), den dieser der Last beigegeben, seinen Diebstahl berichten werde. Die Furcht vor dem Weissen geht so weit, dass ihm in Kriegen nur schwacher Widerstand geleistet wird, ja dass Officiere des Congostaates mit 5 Sansibariten Dörfer erobern und verbrennen konnten.

Die Bakongo verdingen sich nur ungern auf längere Zeit an Weisse. Dagegen lassen sie sich zum Trägerdienst auf gewisse Strecken gerne anwerben und suchen dabei auf jede Weise vom Weissen etwas zu erpressen. Energisches Auftreten wird ihnen gegenüber jedoch stets zum Ziele führen.

Die Musikinstrumente der Bakongo bestehen aus der langen Trommel, der eisernen Glocke, dem Flötenhorn aus Elfenbein oder Antilopenhorn und einem kleinen Instrumente, bei welchem Eisen oder Messingdrähte über einem Resonanzboden zum Schwingen gebracht werden. Ihr Gesang ist eintönig, doch nicht unmelodisch. Beim Tanzen stehen meist Männer und Weiber in zwei Reihen einander gegenüber und tanzen in obscöner Weise. Sie halten jedoch strenge nach der Trommel Tact, singen dabei und klatschen mit den Händen. Manchmal springt einer in die Mitte und führt einige kühne Sprünge aus. Die grösste Feier der Bakongo ist jene beim Tode eines Mfumu oder sonst angesehenen Mannes. Sobald ein solcher stirbt, wird er von seinen Weibern über dem Feuer gedörrt und dann in möglichst viel europäisches Zeug eingeschlagen. Die vollendete Mumie ähnelt einer grossen Schmetterlingspuppe und ist in rothes oder blaues Zeug gehüllt. In dieser Weise bleibt der Leichnam oft Monate lang liegen, bis alle Vorbereitungen zur Beerdigungsfeier vollendet sind. Zu derselben kommen alle Mfumus und zahlreiche Freunde aus der Umgebung. Tag und Nacht werden blind geladene Flinten in die Luft abgefeuert, um die bösen Geister zu tödten. Alle tragen ihre wildesten Haarfrisuren und sind abenteuerlich bemalt, die Frauen reich mit Glasperlen geschmückt. Tagelang tönt die Trommel und das Horn und werden unaufhörlich Tänze aufgeführt. Dazu wird viel gegessen und Malafu getrunken. Das Ergreifendste ist die Schlussscene, bei welcher mehrere Männer mit der Mumie des Todten einen Tanz aufführen, wobei alle Anwesenden ein wildes Geheul anstimmen und die

Fig. 22. Bakongo-Grab in Mfumu Nsabi's Dorf.

Bananen des Dorfes umreissen. Zuletzt wird der Todte in sein Grab gelegt und auf dasselbe zahlreiche meist europäische Töpfe, Flaschen, Krüge etc. gestellt. Alle werden jedoch vorher beschädigt, um sie vor Diebstahl zu schützen. Aus diesen Gefässen soll der Geist des Todten sich nach dem Glauben der Bakongo nächtlicherweile laben. Um die Gräber werden Cactus und Euphorbien gepflanzt. (Fig. 22.)

Ueber die religiösen Begriffe der Bakongo etwas mitzutheilen, ist schwer, da darüber noch wenig bekannt ist. Sie erkennen ein gutes Princip (Nsambi) und ein böses (Nkissi), gegen welches sie sich durch Amulette schützen. Es gibt unter ihnen Zauberdoctoren (Nganga), die sich mit Regenmachen u. s. w. beschäftigen. — Fetischfiguren sind weit seltener als

im Küstengebiete und werden geheim gehalten, mögen in manchen Districten auch ganz fehlen. An den Thüren der Häuser sieht man öfters bunte Malereien und aufgehängte Hörner, Wurzeln, Eierschalen etc., als Amulette dienend. (Fig. 23.)

In Dadang fand ich auf einem Grabe Lehmfiguren, die einen reitenden Weissen, ein Krokodil und eine Mutter mit dem Kinde in primitiver Weise darstellten und religiöse Bedeutung haben sollen. Ob bei den religiösen Gebräuchen Menschenopfer üblich sind, ist zweifelhaft; eine mit Gebeinen erfüllte Schlucht bei Lutete und ein aufgehängtes Skelet am Makuekue-Markt mögen darauf hindeuten. Das Gottesurtheil durch Kassawa-Essen ist bei ihnen üblich.

Nachdem man das Gebiet der Bakongo sowie einiger Eingangs erwähnter Mischstämme passirt, erreicht man am Stanley-Pool zum ersten Male reine

Fig. 23. Hausthür. Nkumba (Bakongo).

Bateke. Die Bateke bewohnen in geschlossenen Massen das Land zwischen dem Quellgebiet des Ogowe und dem Congo; ihre Niederlassungen am linken Ufer des Stromes sind nur Colonien, und ausschliesslich auf die Uferregion beschränkt. Schon der äussere Unterschied zwischen Bakongo und Bateke ist ein derartiger, dass es unmöglich wäre, Angehörige dieser beiden Stämme zu verwechseln. Die Bateke sind hochgewachsene, kraftvolle Gestalten mit langen, anziehenden Gesichtszügen. Ihr Benehmen ist weit ruhiger, ernster und anständiger als das der Bakongo, die sie auch an Reinlichkeit und Intelligenz übertreffen. Die Stammesmarke der Bateke besteht aus leichten Schnittnarben, die parallel verlaufend, das Gesicht der Länge nach durchziehen. Sie bemalen sich manchmal mit Rothholz. Ihre Kleidung gleicht jener der Bakongo, doch pflegen sie den Ueberwurf häufiger zu tragen. Die Haarfrisur bedeckt stets den Hinterkopf. Am häufigsten ist es ein niedriger Chignon, in dessen Mitte die Haare concentrisch verlaufen, der bei Männern und Weibern üblich ist. Doch werden auch Rundschöpfe, Helme, Zöpfe etc. getragen, wobei sich einerseits die Bakongo-, andererseits die Bajansi-Moden geltend machen. (Fig. 24.) — Bei den Alima-Bateke ist das Spitzfeilen der Zähne üblich. Im ganzen Wesen dieses Stammes tritt zu Tage, dass für denselben die Existenzbedingungen weit günstiger sind als für die Bakongo. Das fruchtbarere Land, der offene, schiffbare Strom[1]) erleichtert den Kampf um's Dasein bedeutend und ermöglicht einen grösseren Wohlstand der Bevölkerung.

Die Bateke sind auch schlaue Händler; doch bleibt ihnen das mühelose Geschäft der Zwischenhändler,

a b

Fig. 24. Frisuren.
a) Bajansi. b) Bateke.

da ihnen einerseits die Bajansi und Wabuma aus dem Inneren Elfenbein in Canoes zuführen, andererseits die Bakongo dessen Weitertransport nach der Küste übernehmen.

Die Batekedörfer liegen oft am Strome oder in dessen Nähe, am Stanley-Pool[2]) sind es grössere, offene Complexe, welche im Schatten prächtiger Baobabs und Oelpalmen zerstreut sind. Beim Zweigstamme der Bamfumu[3]) liebt man es, den Wald

[1]) Es ist hier natürlich nur von den Congo-Bateke die Rede.

[2]) Ich kenne davon Nselemba's, Kintamo, Kinschassa, Kinpoko, Mfwa und einige Balalidörfer.

[3]) Ich lernte davon die Dörfer Mbuentschiri und Mambue an der Kassai-Mündung kennen.

gegen die Landseite möglichst dicht zu erhalten. Der Dorfweg tritt dann aus den Feldern plötzlich in den Busch. Laubenartig wölben sich die Sträucher über den Weg, Halbdunkel herrscht hier und eine feuchtwarme balsamische Atmosphäre umgibt uns. Die niedrigen Sträucher sind von Schlingpflanzen dicht überwuchert, auch die wenigen Bäume derart von grossblättrigen Lianenfestons umgeben, dass man ihren Charakter kaum erkennt. Unter den Büschen ist tiefe Finsterniss; nur selten zuckt ein Sonnenstrahl durch, die leichten Flügel eines farbenprächtigen Falters bestrahlend. — Weiber mit mächtigen Wasserkrügen zeigen uns die Nähe des Dorfes an und bald treten wir durch eine niedrige Zaunpforte in dessen Inneres ein. Allerseits sehen wir uns von mannshohen, dicht verflochtenen Zäunen umgeben,

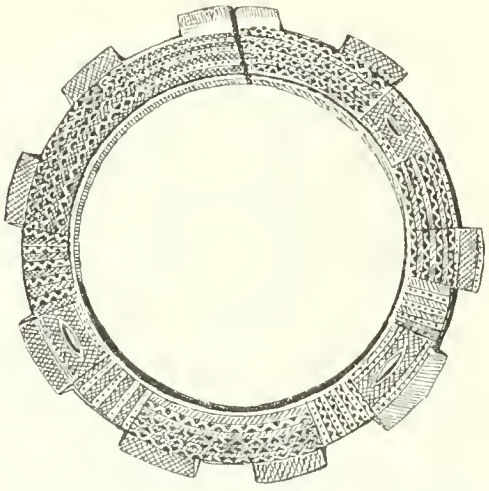


Fig. 25. „Makoko", Messinghalsring der Bateke. $^1/_5$ nat. Gr.

durch welche niedrige Thüren in das Innere der Häusercomplexe führen, zwischen welchen Wald und Culturen liegen. Die Batekehäuser sind aus gleichen Materialien wie jene der Bakongo, und gleichen der östlicheren Form derselben. Sie haben also rechteckigen Grundriss, die Thür an der Schmalseite, ein Spitzbogendach und keine Veranda. Die Stelle derselben vertreten bei den Bateke kleine, offene Häuschen zum Aufenthalte am Tage.

Die Batekedörfer sind so rein und freundlich, die Bewohner (besonders bei den Bamfumu) so heiter und gemüthlich, dass ich stets mit Vergnügen in denselben wandelte.

Viele Bateke verstehen Kikongo oder Kijansi. Ihre Muttersprache, das Kiteke, ein etwas schnarrendes Idiom, wurde erst in neuerer Zeit von englischen und amerikanischen Missionären, besonders von Dr. Sims in Kintamo erforscht.

Die Bateke besitzen noch Steinschlossgewehre und Pulver, welche sie zur Jagd benützen. Ihre Hausthiere, Felder und Culturgewächse gleichen jenen der Bakongo; sie bauen viel Maniok und Grundnüsse. — Die Bateke bereiten weniger Palmwein und wissen schon den Zuckerrohrwein (Massanga) zu gewinnen. Sie bauen guten Tabak, der in Rollen in den Handel kommt.

Bei den Bamfumu sieht man zahlreiche weisse und graubraune Hunde, die wohlgenährt aussehen

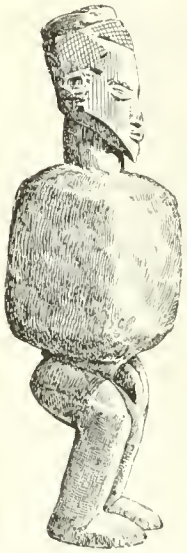


Fig. 26. „Mahuongo" Weiberfetisch der Bateke von Kintamo. $^1/_4$ n. Gr.

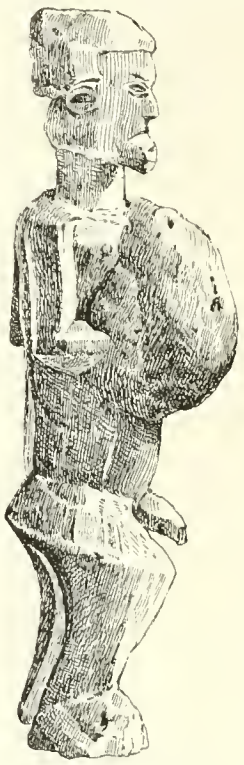


Fig. 27. Kriegsfetisch der Bateke von Kintamo. $^1/_2$ n. Gr.

und gegessen werden. — Die Balali pflegen rothe Thonerde zu essen, was auch am Alina üblich sein soll. Märkte kommen wohl auch vor, sind jedoch von geringerer Bedeutung.

Die Bateke sind gute Schmiede in Eisen und Messing; die charakteristischen Batekemesser besitzen mit feinem Messingdraht umzogene Griffe und sind auffallend leicht. Die Häuptlinge pflegen hübsch gravirte Messingringe um den Hals zu tragen (Fig. 25). Sie verfertigen hübsche, lichtfarbige Thonwaaren. In der Herstellung des Mattenzeuges haben sie eine

hohe Stufe erreicht. Sie verfertigen kleine, bunte Mattenstreifen, die zu einem Zeugstück zusammengenäht werden. Dasselbe besitzt eine Leichtigkeit, Biegsamkeit und Festigkeit, welche die Zeuge anderer Stämme selten haben.

Der Gesang der Bateke ist heiser und fast unangenehm. Zur Begleitung haben sie eine primitive Guitarre oder ein noch einfacheres Instrument aus zwei hohlen Stäben. Ich habe den Tanz der Bateke niemals gesehen; er soll jedoch jenem der Bakongo gleichen.

Ueber das Familienleben ist wenig bekannt; die Weiber sind nicht unschön, aber schmutziger als die Männer. Die Moralität ist besonders bei den dem Bajansieinflusse ausgesetzten Stämmen eine niedrige; bei den Bamfumu ist fast jede Frau käuflich. — Die Zersplitterung in Gemeinden ist keine so weitgehende wie bei den Bakongo; einzelne Häuptlinge wie Gobila von Msuata, Gantschu und Andere besitzen einen ziemlich weitgehenden Einfluss.

Fast überall ist jedoch der Reichthum mit der Macht verbunden; der bekannte Ngaliema von Kintamo soll sogar ein Sklave gewesen sein, bis ihn sein schlauer Handelsgeist zum reichen und wichtigen Dorfchef machte.

Die Gemeinden führen häufig Kriege, in welchen es stets ein paar Todte gibt. Im Ertragen von Schmerzen sind die Bateke stark, überhaupt ein weit tapferer Stamm als die Bakongo. Betreffs der Sklaverei herrschen ähnliche Verhältnisse wie bei den Bakongo.

Auch auf den Gräbern der Bateke sind Töpfe, Krüge etc. verstreut. Von den religiösen Anschauungen weiss man wenig. Die Bateke haben jedoch Fetische, kleine Holzfiguren mit der Stammesmarke und dem Haarchignon. (Fig. 26 und 27.) Es gibt Kriegsfetische, Weiberfetische etc., welchen von den Flehenden etwas gekauter Kolanussbrei auf den Leib geklebt wird, so dass sie mit der Zeit eine förmliche Kugel dieses Materiales anhaften haben. Es ist wahrscheinlich, dass die Bateke Menschenopfer ausüben; doch dürfte keiner ihrer Stämme dem Cannibalismus ergeben sein. Amulette, ähnlich jenen der Bakongo, sind üblich.

Fig. 28. Bajansi-Hütte.

Dieses Wenige ist Alles, was ich direct über die Congo-Bateke erfahren konnte. Es ist jedoch zu hoffen, dass mein geehrter Freund, Herr Dr. Mense, welcher $1^1/_2$ Jahre im Batekelande (Leopoldville) zugebracht und umfassende anthropologische Messungen und Studien angestellt, uns bald näher über diesen merkwürdigen Volksstamm aufklären werde.

Während wir in den Bakongo und Bateke Völker kennen, welche in geschlossenen Massen ausgedehnte Landstriche bewohnen, stossen wir bei weiterer Stromauf-Reise auf die Bajansi[1]), einen Volksstamm, der

[1]) Ich lernte von Bajansidörfern Tschumbiris, Bolobo, Jumbi, Nkunda, Bunga, Lukolela, Ngombe, Busindi, Uranga, Bokoko und einige kleinere kennen.

bisher nur an den Ufern des Congo und am unteren Ubangi bekannt geworden ist. Die Bajansi, auch häufig Babangi genannt, können als der wichtigste Volksstamm des oberen Congo bezeichnet werden. Ihre Sprache, das Kijansi (Kibangi), gilt als Handelssprache zwischen dem Stanley-Pool und Marundscha; ihre schlanken Canoes durchziehen den Strom und seine Nebenflüsse (Ubangi, Lulanga, Irebu etc.) nach allen Richtungen und vermitteln den Handel mit Elfenbein und Sklaven.

Die Bajansi sind ein schöner, kraftvoller Menschenschlag, mit intelligenten, den echten Bantu-Typus tragenden Gesichtszügen und lichter, angenehm brauner Hautfarbe. Sie pflegen sich leicht röthlich, am Oberkörper intensiv roth oder schwarz zu bemalen und streichen sich um die Augen weiss, gelb

Fig. 29. Offene Bajansi-Hütte.

oder roth an. Die Bajansi tragen die abenteuerlichsten Haarfrisuren, welche sie oft wechseln und auf deren Pflege sie grosse Mühe verwenden (vide Fig. 24). Die charakteristische Frisur besteht aus zwei Zöpfen, welche hornförmig zu beiden Seiten des Kopfes emporragen, doch werden auch einzelne Zöpfe, Haarkämme bei sonst abrasirtem Scheitel etc. getragen. Die Augenwimpern werden öfters ausgerupft. Der Kinnbart wird in ein oder mehrere Zöpfchen vereinigt. — Die Weiber, welche kleiner und weniger wohlgebaut sind als die Männer, tragen häufig dicke, bis 13 kg. schwere, angeschmiedete Messingringe um den Hals. Sie müssen diesen lebenslänglichen Schmuck durch kleine Graspolster auf den Schultern stützen, um sich damit nicht blutig zu reiben. — Von einer Bajansistammes-Tätowirung kann man kaum sprechen; die meisten tragen wohl einige Schnitte auf den Schläfen und eine Narbenlinie über die Stirne; doch ist dies keineswegs Regel. In Bajansidörfern trifft man öfters Leute mit schrecklichen Narbenverzierungen, die in dicken Wülsten die Linien der hervortretenden Gesichtsknochen begleiten. Doch sind dies wohl Sklaven aus dem Inneren.

Die Bajansi tragen einen Lendenschurz aus europäischem Stoff oder aus Mattenzeug, sowie Armbänder aus Eisen, Kupfer und Messing, Glasperlen, sowie anderen Schmuck. Grosse Chefs pflegen pickelhaubenartige Mützen aus Ananasfasern zu tragen; Affenfellmützen und Federschmuck sieht man häufig. Ihre Dörfer liegen meist auf den Plateaux über dem Strome und haben gute Landungsplätze. Die Hütten sind zu Strassen aneinander gereiht, stehen auf kleinen gestampften Lehmterrassen, haben die Thüre an der Breitseite und nette Grasdächer. (Fig. 28.) Man sieht auch viele offene Schutzdächer in den Dörfern (Fig. 29), die einen netten, reinlichen Eindruck machen und lebhaft an die Dualladörfer in Kamerun erinnern. Die Culturpflanzen und Hausthiere sind jene der Bakongo. Man trifft wenig Grundnüsse. Den Maniok zerquetschen die Weiber in langen Trögen mit kurzen Holzwalzen und bereiten Kikwanga in dünnen Würstchen. Palmwein wird nicht mehr gewonnen: dagegen wird in grossen Trögen der sauere Zuckerrohrwein, die Massanga bereitet und in Thonkrügen aufbewahrt. Derselbe schmeckt etwas herb; doch hat man Beispiele, dass Weisse ihn mit Vorliebe trinken lernten. — Hunde werden gegessen. Die Bajansi rauchen viel Tabak und Hanf.

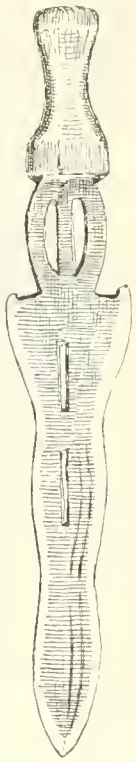


Fig. 30. Schwert der Bajansi. 1/5 nat. Gr.

Die Bajansi sind, wie oben erwähnt, hauptsächlich ein Handelsvolk, welches mit Elfenbein und Sklaven stromab, mit europäischen Gütern stromauf zu reisen pflegt. Ob sie eine bedeutendere eigene Industrie haben, oder die meisten bei ihnen im Gebrauche stehenden einheimischen Gegenstände von anderen Stämmen importiren, ist fraglich. Man trifft bei ihnen schon weniger Schiessgewehre, dagegen zahlreiche Speere und gut gearbeitete Schwertmesser mit charakteristischen Formen. Ihre Schilde sind aus Bast

geflochten, lang und schmal. Sie haben niedere, runde oder 6füssige Stühle. Ein merkwürdiger Gegenstand ist das Schlachtbeil, welches Johnston abbildet, und das als Königszeichen gilt. Sie verfertigen solide Thonwaaren und hübsches buntes Mattenzeug und Körbe. Ihre Canoes sind leicht gebaut, an beiden Seiten spitz und pflegen zu lecken. Die Ruder sind zugespitzt. Löcher im Canoeboden werden mit Lehm verschmiert. — Die Bajansi besitzen paukenähnliche Trommeln und Holzgongs; auch bemerkt man schon manchmal Holztrommeln.

Die Bajansi sind ein wohlhabendes, mächtiges Volk, welches in mehrere Stämme zerfällt, die grösseren Häuptlingen gehorchen. So reicht der Einfluss des Königs Ibaka von Bolobo bis Nkunda und in Plänklerlinie vor und benützten so geschickt jede Deckung, dass man es von einer europäischen Truppe nicht besser verlangen könnte.

Die Bajansi glauben an ein Leben nach dem Tode und bringen beim Tode eines Dorfchefs Menschenopfer dar. Doch werden dazu meist fremde Sklaven, nicht aber in der Sklaverei geborene Leute bestimmt. Zu Nkunda sah ich ein charakteristisches Häuptlingsgrab. (Fig. 31.) Dasselbe bestand aus einem gelben Lehmkegel, über welchem ein Schutzdach errichtet war. Um den Hügel herum waren Menschenschädel auf Stöcken und ein Elephantenzahn aufgepflanzt. Vom Dache hing ein europäischer Regenschirm und an den Wänden zahlreiche Töpfe, Schalen etc. Der Grabhügel war bunt bemalt und die Stützen der

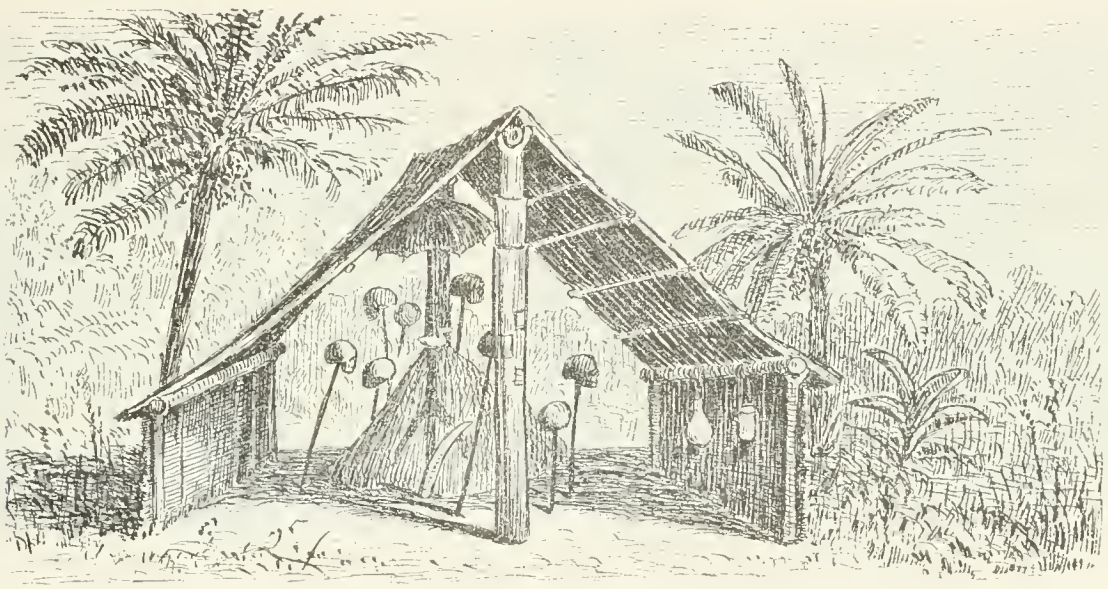


Fig. 31. Häuptlingsgrab der Bajansi in Nkunda.

Bunga, ja, wie man sagt, bis an den Ubangi. — Die Bajansi besitzen zahlreiche fremde Sklaven, darunter viele Bateke und Balolo. Die Moralität dieses sonst so intelligenten Stammes steht auf einem unglaublich tiefen Niveau. Die Weiber kennen kein Schamgefühl und bieten sich selbst auf offener Strasse jedem Fremden an, ohne dass ihre Väter oder Gatten dagegen etwas einzuwenden hätten.

Die Bajansi sind tapfere Krieger und pflegen im Felde Verschanzungen aus alten Canoes, Baumstämmen u. drgl. anzulegen. Ich sah Busindilente gegen den Feind vorrücken; die wild bemalten Krieger, in der Linken das Schwert (Fig. 30), in der Rechten Speer oder Gewehr haltend, schlichen so geschmeidig

Hütte originell geschnitzt. — Von sonstigen religiösen Gebräuchen der Bajansi wurde mir nichts bekannt.

Von den Banunu, die, wie Eingangs erwähnt, bei Bolobo und Lukolela an's linke Congoufer treten, ist wenig bekannt. Sie gelten als den Weissen sehr abgeneigt und wenig Handel treibend. Ihre Sprache soll vom Kijansi abweichen. Die Bolobo-Banunu gehorchen dem Bajansikönige Ibaka nicht.

Von den Balolo habe ich nur ein Dorf, nämlich Wangata, unweit der Aequatorstation besucht, wo dieser mächtige Inlandsstamm im Tribus der Bakuti den Strom erreicht. — Der Congoforscher Grenfell wies Balolo am oberen Djuapa, Lulanga und Lomami nach. Man könnte danach vermuthen, dass die Balolo-

Zone ähnlich wie bei Wangata, auch an den Stanley-Fällen zu Tage trete: dies ist jedoch nicht der Fall; die Stromufer an den Stanley-Fällen sind ausschliesslich von Wagenia bewohnt. — Die Bakuti von Wangata sind stark mit Bajansi-Elementen versetzt und sprechen ein Gemisch von Kilolo und Kijansi. Im Vergleiche mit den reinen Bajansi machen sie keinen sehr erfreulichen Eindruck. Man sieht unter ihnen wenig schöngebaute, kräftige Leute, dagegen zahlreiche magere und verkümmerte Gestalten, ja auffallend viele Krüppel. Ihre Hautfarbe ist dunkler als die der Bajansi. Die charakteristische Haarfrisur ist ein dicker Zopf, der auf die rechte Kopfseite herabhängt. (Fig. 32.) Doch sind viele Bajansimoden (Tätowirung, Ausreissen der Augenwimpern, Spitzfeilen der Zähne, Messingringe etc.) bei ihnen eingebürgert.

Beim Tode eines angesehenen Mannes werden zu Wangata möglichst viele Sklaven geköpft. Das Amt des Scharfrichters ist ein ehrenvolles, welches derzeit der Dorfchef bekleidet. Der zu Köpfende wird auf einem Pflocke sitzend angebunden. Sein Kopf liegt in einer Bastschlinge, deren Ende eine eigens dazu errichtete Stange in Biegung erhält. Der abgeschnittene Kopf wird durch die emporfedernde Stange fortgeschleudert. Die verurtheilten Männer, Weiber und Kinder nehmen ihr Schicksal sehr ruhig hin, von der Ansicht ausgehend, dass ein Sklave seinem Herrn auch in's Jenseits folgen müsse.

Die Bewohner des Dorfes Uranga, welches wohl 10.000 Einwohner hat, aber verwahrlost aussieht, scheinen ein Zwischenglied von Bangala und Bajansi zu bilden. — Im Districte Bokomera am rechten

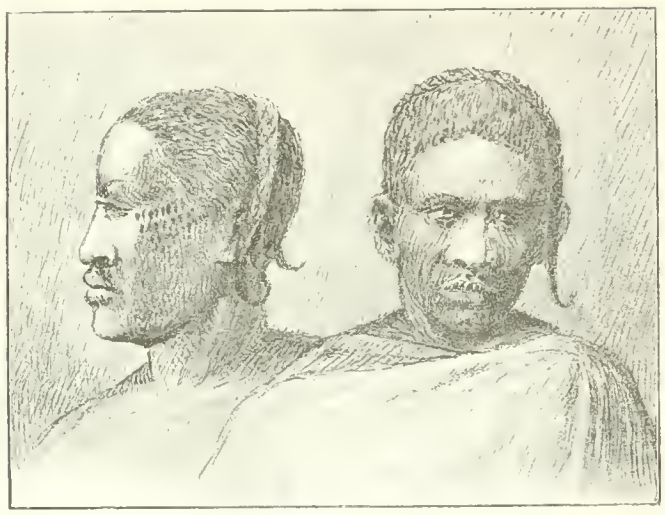


Fig. 32. Bakuti von Wangata.

Fig. 33. Bangala.

Das Dorf Wangata ist ziemlich ausgedehnt und trägt in Anlage und Bauart der Hütten den Bajansi-Typus. Es hat schöne, offene Plätze mit schattigen Bäumen, aber viele verfallene Hütten. Vor jeder Hütte sind durchlöcherte Feuertöpfe in den Boden eingelassen. Am Thürpfosten hängen Schwert, Speer und Marschbeutel des Hausherrn. Die Bakuti haben schlechte Canoes. Sie betreiben die Jagd mit der Harpune erfolgreich.

Die Bakuti führen öfters Kriege mit den Innlandstämmen. Ich sah in Wangata einen Kriegsgefangenen, der mit seinem langen Haarzopfe an das Dach der Hütte festgebunden war. — Im Gegensatze zu den Bajansi und Bateke sind die Bakuti nicht abgeneigt, sich als Arbeiter bei Weissen zu vermiethen; sie sind die Dolmetscher und Stromführer des oberen Congo und gehen selbst mit den Dampfern bis Leopoldville.

Stromufer trafen wir 1886 zahlreiche neue Dorfbildungen, deren Bewohner den Bangala glichen. Sie hatten eben provisorische Hütten erbaut und waren daran, den Wald zu lichten und Bananen zu pflanzen.

Die Bangala bewohnen einen nicht sehr ausgedehnten, aber stark bewohnten Landstrich zwischen Bokomera und der Mangala-Mündung. Die Mokoni am linken Stromufer scheinen mit ihnen stammverwandt. Besonders im eigentlichen Bangala, wo die Station des Congostaates gelegen, drängt sich Dorf an Dorf. Die Bangala, Männer und Weiber, sind ein schöner, kräftiger Stamm. Besonders bei jüngeren Leuten findet man oft anziehende Gesichtszüge und einen eleganten Körperbau, was gepaart mit harmlos heiterem Wesen, einen gewinnenden Eindruck macht. Die Bangala tragen manchmal Bajansifrisuren,

pflegen aber häufig einen Theil des Scheitels abzurasiren und das übrig gebliebene symmetrische Haarstück in mannigfache Frisuren zu bringen. (Fig. 33.) Sie sind ziemlich reinlich; die Männer tragen einen Lendenschurz aus europäischem Stoff oder aus Mattenzeug, die Weiber mehrere Lagen bunter Fransenschürzen aus Gras. Sie bemalen sich leicht röthlich. Die Stammesmarke besteht aus einer Reihe von Narbenwülsten, die vom Haarrande bis zur Nasenwurzel verlaufen, sowie einigen Schnittnarben auf den Schläfen. Sie feilen die Zähne spitz.

Die Bangala wohnen erst seit 150 Jahren am Congo. Ihr greiser Chef Mata Bweiki, der Ende 1886 starb, gab nämlich an, dass er schon am Congo geboren, sein Vater jedoch aus dem Norden eingewandert sei. Vor ihnen sassen angeblich die Mobeka an dieser Stelle, welche jetzt nach dem mittleren Mangalafluss verdrängt wurden. Als die Bangala aus dem Norden kamen, waren sie sehr kriegerisch und kampfgeübt: durch Handel erwarben sie sich zahlreiche Schiessgewehre und Niemand konnte ihnen widerstehen. In neuerer Zeit trat nach jeder Richtung eine Erschlaffung ein, die soweit ging, dass die Bangala den Handel fast völlig aufgaben und viele ihrer Gewehre wieder verkauften. Wir sehen hier das Beispiel einer Erscheinung, die sich mehrfach bei den Bantustämmen Central-Afrikas wiederholt. Ueberall macht sich ein Drängen aus dem Inneren nach dem Meere oder den grossen Strömen geltend. Gleich einem verheerenden Sturme brechen die wilden kriegerischen Innlandstämme über die Ansiedler der Küsten und verdrängen dieselben aus ihren Wohnsitzen. Doch schon bei der ersten Generation, die unter den günstigeren Existenzbedingungen geboren, tritt eine Erschlaffung ein, die einer späteren, abermaligen Invasion aus dem Hinterlande die Wege bahnt. Wie das Beispiel der Fan (Mpangwe) am Ogowe und Gabun zeigt, scheinen europäische Einflüsse diese centralafrikanischen Völkerströmungen nicht zu hemmen; die Alles nivellirende Kraft der arabischen Invasionen allein kann dieselben aufhalten oder doch zeitweilig stark eindämmen.

Die Bangala sprechen Kingala, verstehen jedoch alle Kijansi. Die Dörfer liegen am Strome und sind ähnlich, doch nicht so reinlich wie die der Bajansi, welchen sie auch in Bezug auf Nahrung und Hausthiere gleichen. Auch hier werden die Hunde mit Vorliebe gegessen und reichlich Zuckerrohrwein (Massanga) getrunken. Obwohl dies mehrmals bestritten wurde, so ist es doch meiner Ansicht nach — welche sich an die der erfahrensten Kenner anschliesst — zweifellos, dass die Bangala Anthropophagen sind. — Dem Weissen gegenüber schämen sie sich freilich dieser Sitte und leugnen sie ab, meist jedoch nur so, dass sie angeben, in ihrem speciellen Dorfe würde man beileibe keinen Menschen essen, doch die Leute im Nachbardorfe seien arge Cannibalen. Doch wurden mir von mehreren Bangala-Arbeitern und Weibern an den Stanley-Fällen, sowie von den in Bangala durch Jahre stationirten Weissen übereinstimmend Berichte mitgetheilt, welche an dem Bestande der Sitte nicht zweifeln liessen. Allerdings hat noch niemals ein Weisser einen Menschen in Bangala fressen gesehen. Es liesse sich dies eben nur derart constatiren, dass der betreffende Europäer einen Sklaven ankaufen und zum Abschlachten und Verspeisen desselben einige Bangalafreunde einladen würde, was nicht gut thunlich ist.

Um das betreffende Opfer, meist einen Kriegsgefangenen, fremden Sklaven etc. werden mehrere grosse Krüge mit Massanga aufgestellt. Hierauf wird ihm der Kopf rasirt und die Arm- und Beinknochen gebrochen. Zuletzt wird er in Palmöl gebraten. Alles, selbst die Eingeweide sollen gegessen werden, nur die Genitalien nicht, da diese Entzündungen hervorrufen sollen. Den Weibern ist der Genuss von Menschenfleisch untersagt. Für Menschenfleisch bedient man sich eigener dreizinkiger Eisengabeln.

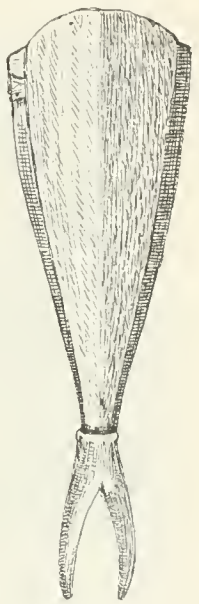


Fig. 34.
Holzgong der Marundscha von Ikenungu.
1/5 nat. Gr.

Die Bangala verfertigen Topfwaaren, Matten, feste geflochtene Schilde, welche breit und schwarz gemustert sind, niedere Stühle, Speere, Kupfer- und Eisenwaaren. Die charakteristischen Sichelschwerter werden in einem Sumpflande hinter Bangala und in Mokoni erzeugt. Mit dem Innern besteht wenig Verkehr; selten kommen Leute vom unteren Ubangigebiet, aus Ngiri nach Bangala.

Die Bangala haben cylindrische Trommeln, die auf drei Füssen stehen und mit der Haut der Pythonschlange bespannt sind und Holzglocken. (Fig. 34.) Ihre Canoes sind gut, bei Lussengo schüsselartig. Sie verstehen vorzüglich zu rudern und sind geschickte Fischer. Sie zerfallen in mehrere Stämme, doch übt

Mata Bweiki (jetzt dessen Nachfolger) auf sie einen grossen, allgemeinen Einfluss.

Die Bangala sind tapfere Krieger und erstaunlich geschickt im Speerwerfen. Ich hatte bei den Gefechten vor Mnnóngiri Gelegenheit zu beobachten, welch' grosse List und Tapferkeit die Bangala-Leute entwickelten. In den Dörfern gibt es oft Raufereien, bei welchen die Männer sich tiefe Wunden in die Fleischtheile beibringen. Man sieht fast keinen Mann, der nicht einige Narben oder verheilende Wunden an sich trüge. Doch gibt es bei diesen Gefechten selten Todte: es findet sich stets ein Friedensstifter, meist ein älterer Mann, der mit einer langen Stange unparteiisch zwischen die Kämpfenden haut. Sobald ein neuer Chef nach der Station des Congostaates

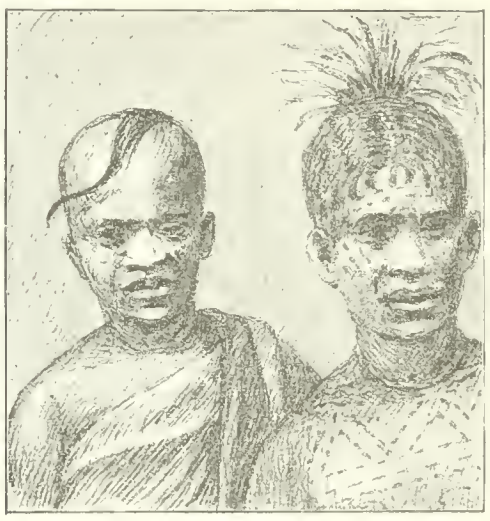


Fig. 35 Marundscha-Leute aus Ikenungu.

kommt, beginnen die Bangala mit ihm einen Krieg, um seine Kraft zu versuchen. Sind beiderseits mehrere Leute gefallen, einige Hütten verbrannt und Felder verwüstet worden, so wird wieder Frieden geschlossen, der meist während der ganzen Dauer des Aufenthaltes des betreffenden Officiers ungetrübt bleibt.

Merkwürdig ist, dass trotz dieser Kriege die jungen Bangala seit 1885 mit Vorliebe in den Dienst des Congostaates als Arbeiter und Soldaten treten. Mehrere Hundert von ihnen sind gegenwärtig in den Stationen Leopoldville, Lukunga, M'Boma und anderen beschäftigt. Sie bekommen einen bescheidenen Lohn und sind geschickte, anstellige Arbeiter. Anfangs sind sie meist etwas faul, doch bessert sich dies täglich. Viele von ihnen legen sogar Kleider an und entsagen der Haarfrisur.

Originell ist die Art der Mütter in Bangala, ihre Kinder zu beruhigen, welche man täglich beobachten kann. Sie tauchen die schwarzen Sprösslinge nämlich immer wieder in den Congo, bis sie zu schreien aufgehört. Die Moralität der Weiber steht womöglich noch tiefer, als bei den Bajansi; Diebstahl soll in Bangala mit dem Tode bestraft werden. Das Kassawatrinken ist als Gottesurtheil üblich. Eine andere Art des Gottesurtheiles ist die, dass ein Beschuldigter über ein Schwert steigen muss. Ist er schuldig, so muss er sofort sterben.

Von den Stämmen ober Bangala habe ich nur die Wagenia und Bakumu an den Stanley-Fällen etwas genauer kennen gelernt. Die Dörfer der übrigen berührte ich auf der Hin- und Rückreise nur auf Stunden, und kann daher an dieser Stelle nur meine wenigen Wahrnehmungen mittheilen.

Das Dorf Marundscha, welches auf einer grossen Insel im Congo, und das Dorf Ikenungu, welches am rechten Ufer gelegen ist, gehören dem Handelsstamme der Marundscha, welche den Elfenbeinhandel bis Upoto, ja selbst bis Yambinga treiben. Dieselben werden von den Bangala als „Ngombe" Buschmänner bezeichnet. Es ist merkwürdig, dass auch die Bajansi ihre Inlandssclaven „Ngombe" nennen, und dass diese genau dieselben scheusslichen Narbenverzierungen tragen, durch welche die Marundscha sich unvortheilhaft auszeichnen. Die Marundscha sind kräftige, recht lichtfarbige Leute. Sie tragen Doppelchignons als Haarfrisur, pflegen auch ihr Haar mit Pech zu verkleben und einen bunten Federbusch am Hinterhaupte anzubringen (Fig. 35). Ihr Gesicht ist mit einem Netze dicker Narbenwülste bedeckt: auch auf Brust und Armen sieht man Narbenringe. Die Männer tragen einen Mattenschurz, manche auch einen Ueberwurf aus Leopardenfell, die Weiber Grasfransen. Sie bemalen sich roth und tragen mannigfache Armbänder und Amulette, darunter auch Menschenzähne und Menschenfinger. Die Dörfer sind ausgedehnt, aber ärmlich. Ikenungu liegt auf einer Terrasse über dem Congo, von welcher kleine Leitern nach dem Strome führen. Längs der Terrasse zieht sich ein ca. 2 Meter hoher, fester Stangenzaun hin, der das Dorf gegen den Strom abschliesst. Die niedrigen Hütten sind zu Strassen an einander gereiht. Sie haben kleine Vordächer und zwei Thüren an den Breitseiten, so dass man durch ein Haus von einer Strasse in die andere kommen kann. Ein grösseres, leeres Haus mit Kuppeldach in Ikenungu (Fig. 36) ist wohl das Versammlungshaus, die sogenannte Palaverbude. Ueberall im

Dorfe sieht man Menschenschädel, theils auf Stangen, theils in den Boden eingelassen. Die Felder liegen

Fig. 36. Versammlungshaus in Ikenungu.

landeinwärts. Die Marundscha gelten als Cannibalen, wohl mit Recht, obzwar sich hiefür kein positiver Beweis erbringen lässt. Ich sah in Ikenungu zwei aneinander gefesselte Kriegsgefangene, auf welche zeigend ein Eingeborener die Geberde des Auffressens machte und zu mir sagte: „Mafuta bää“ „sie sind sehr fett“.

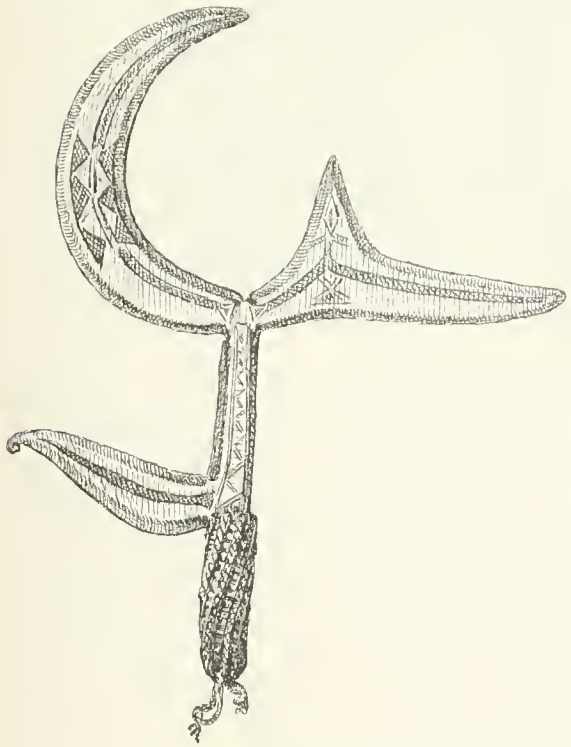
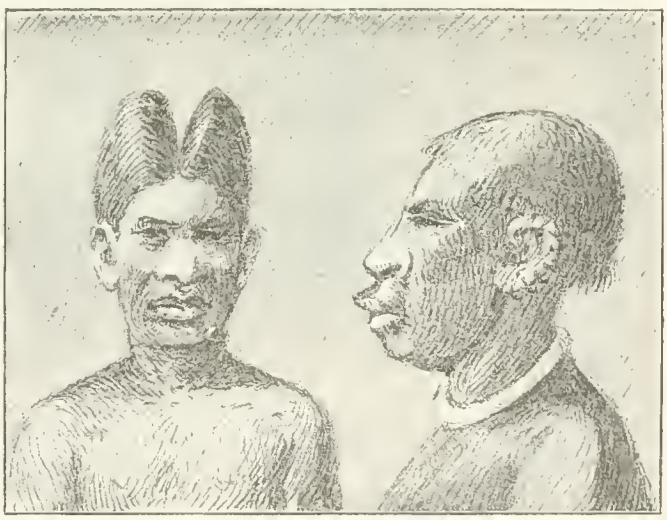


Fig. 37. Wurfmesser der Marundscha aus Ikenungu. 1/5 nat. Gr.

Die Marundschasprache scheint Aehnlichkeit mit dem Kingala zu haben. Gewehre sieht man hier nur sehr



a b

Fig. 38. Eingeborene von Upoto (a) und Lukere (b).

wenige; die Eingeborenen benützen Speere, Schilde und höchst merkwürdige Wurfmesser. (Fig. 37.) Dieselben sind hübsch ornamentirt und zeigen erstaunliche Aehnlichkeit mit den Wurfmessern der Niam-Niam am oberen Nil und Uelle. Sie rauchen aus Pfeifen, die mit Schlangenhaut überzogen sind. Die dreizinkige Menschenfleisch-Gabel der Bangala findet sich bei ihnen auch. Ich sah in Ikenungu eine kleine

menschliche Holzfigur. mit den ortsüblichen Narbenverzierungen. Holztrommeln und Holzglocken sind häufig. Ein citherartiges Instrument, bei welchem

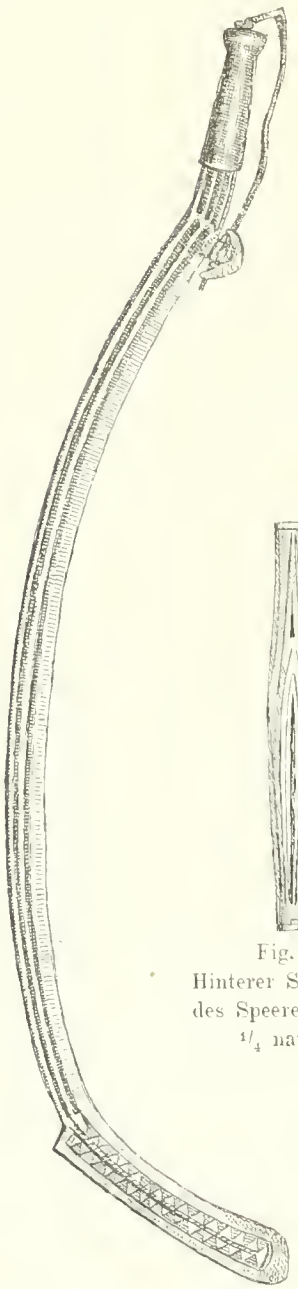


Fig. 39. Schwert der Eingeborenen von Upoto und der Busoko am Aruwimi. $^1/_7$ nat. Gr.

Fig. 41. Hinterer Schafttheil des Speeres Fig. 40. $^1/_4$ nat. Gr.

Fig. 40. Speer der Ikassa. $^1/_{10}$ nat. Gr.

Bamustäbchen über einer Schildkrötenschale als Resonanzboden schwingen, ist üblich.

Eine längere dorflose Region, in welcher man nur selten Handelscanoes oder Bakatulafischer sieht, trennt Ikenungu von einer Dörfergruppe, die man als Upoto-Complex bezeichnen könnte. Zu diesem sehr bewohnten Districte gehört Mpesa. Upoto, Bokelle und andere grosse Dörfer. Die Eingeborenen sind sehr kräftige, hochgewachsene Menschen (Fig. 38), von kastanienbrauner Hautfarbe mit hohen mitraartigen Haarfrisuren und Narbenverzierungen. Die Männer tragen eingeborenes Zeug, die Weiber einen Faden um den Leib, an welchem einige Blättchen hängen. Auf der Rückreise sah ich zu Mpesa völlig nackte Weiber; doch haben dieselben den Weissen gegenüber grosses Schamgefühl und sind ungleich moralischer als die Banjansi- und Bangala-Weiber, welche einen Faserschurz tragen.

Die Dörfer liegen auf der hohen Uferrampe, in Upoto sehr hübsch an den sanften Hügelhängen gruppirt. Man sieht auffallend wenig Bananen. In Upoto nehmen die Maniokplantagen den Gipfel der Hügel ein. Die Dörfer zerfallen in Complexe, deren jeder um einen rechteckigen Platz liegt. Die hintere Schmalseite desselben nimmt ein grosses Versammlungshaus ohne Wände ein; die kleineren Wohnhäuser liegen an den Breitseiten. Sie sind theilsweise wandlos, zum Aufenthalt bei Tage. Die Mitte des Platzes nimmt ein grosser, schattiger Baum ein. Die Schmalseite gegen den Strom bleibt frei. Vor dem Baume steht eine lange Stange, an welcher 10—15 Menschenschädel befestigt sind. Vor dem Versammlungshause ist eine mächtige Holztrommel aus Rothholz aufgestellt, deren Signale weithin tönen. Bei Bokelle sah ich ein Canoe mit sitzend rudernden Weibern, alle genau gleich frisirt und taktmässig singend. Ein Mann im Boot begleitete den Gesang mit der Trommel. Auch einige Leute am Strande waren zu sehen, die am Oberkörper weiss bemalt und mit Grasbündeln bekleidet waren, also genau den Nkimba des unteren Congo glichen. Ueber die Sprache und Sitten dieser Stämme ist nichts bekannt und ich bedauerte lebhaft, an denselben vorbeieilen zu müssen, statt, wie ich gewünscht hätte, mich länger dort aufhalten zu können. Man sieht bei ihnen viel Kupferschmuck, kleine Stähle und yataganartige Schwerter, die auch bei den Basoko am Aruwimi üblich sind. (Fig. 39.) Die Dörfer sind nach dem Innern zu durch Gitter befestigt; zu den Rampen führen vom Strome Leitern.

Gegenüber Upoto lag einst die ausgedehnte Dorfgruppe von Rubunga, welche in jüngerer Zeit völlig zerstört und verbrannt wurde. Am linken Ufer stromauf fahrend, gelangt man nach den Dörfern

Ikassa und Jalundi. Die Eingeborenen derselben sind sehr kräftig, ja herkulisch gebaut. Sie tragen ähnliche Frisuren und Narbenverzierungen wie die Upotoleute, nur sind letztere weniger auffallend ausgeführt. Sie sind im Gesicht mit symmetrischen schwarzen Streifen und Punkten, am Körper mit netzförmigen Zeichnungen bemalt. Manche tragen über die Stirne Schnüre von grossen blauen und weissen Glasperlen, die wohl sehr alter, portugiesischer Provenienz sind. In Jalundi bemerkte ich viele Männer und Weiber, deren Schädel derart nach rückwärts gebogen und deren Stirne so flach war, dass man eine künstliche Deformation annehmen muss. Dass man diese Schädelform als schön annimmt, zeigt die Haarfrisur dieser Leute, welche berechnet ist, diese abnormale Form zu heben. Männer und Weiber tragen Lendenschurze. Die Ikassa- und Jalundileute scheinen eine entwickelte Hausindustrie zu besitzen. Sie bringen sehr hübsche glasirte Topfwaaren, geflochtene Körbe und Schilder, Seile und Mattenzeug zum Verkauf. Gewehre gibt es hier keine mehr; überhaupt sind europäische Artikel äusserst selten. Die Waffen sind langhalsige Speere (Fig. 40 und 41) und Harpunen mit Widerhaken. Man sieht auffallend viele Leute mit schweren Hodenbrüchen. Gummi-Copal wird als Brennharz verwendet. In Ikassa regiert ein greiser Dorfchef, der grosses Ansehen zu geniessen scheint. Die Ikassa- und Jalundileute besitzen schlechte Canoes und machen mehr den Eindruck von frisch eingewanderten Innlandstämmen. Zu Jalundi musste einer unserer Leute mit einem Eingeborenen Bruderschaft schliessen. In ein Baststück wurden zwei Knoten gemacht; ein jeder Bruderschafts-Candidat ergriff einen derselben. Ein dritter hielt hierauf eine Ansprache und schnitt mit dem Schwerte das Baststück durch, worauf die Beiden sich gegenseitig mit den Enden in's Gesicht schlugen. Zuletzt legte jeder sich ein Blatt auf die Hand und liess es klatschen. Von der Sprache dieser Menschen weiss man nichts, doch hielt Grenfell sie für Kilolo ähnlich.

Sehr merkwürdig ist das Dorf Bumba (Fig. 42), etwa gegenüber Ikassa am rechten Ufer. Es ist auf einer hohen Terrasse gelegen, von welcher schmale Einschnitte zum Strome führen, die mit Gitter und Canoeböden verschlossen werden können. Die Hütten

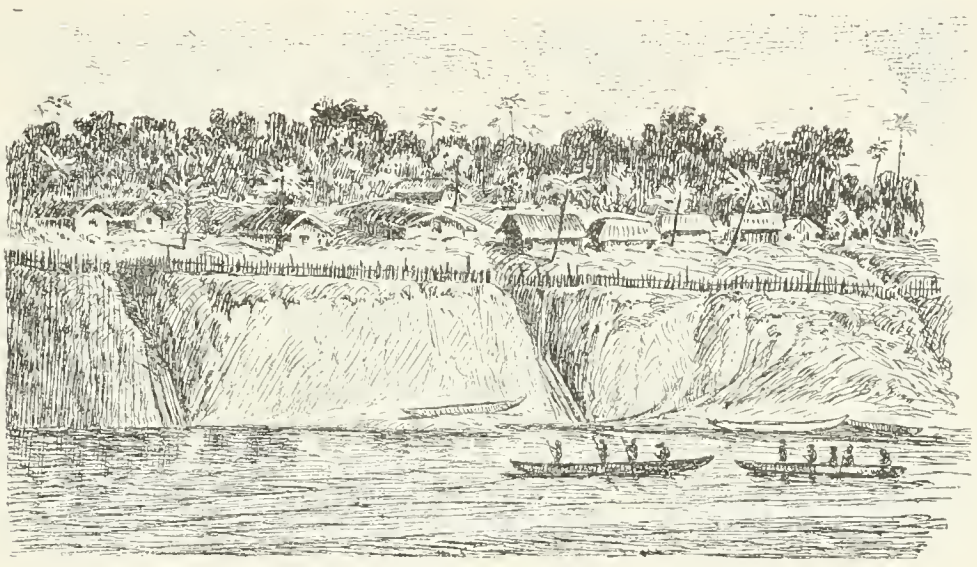


Fig. 42 Bumba.

sind viereckig und fast ganz aus Lehm. Entweder sind die ganzen Wände aus diesem Material, oder doch der untere Theil derselben; die Dächer sind aus Gras. Wenn man bedenkt, dass alle Congostämme, ja alle Bantu im Allgemeinen sich hölzerner Hütten mit meist rechteckigem Grundriss bedienen, während die Sudanvölker in Rundhütten mit Lehmwänden zu wohnen pflegen, so ist diese Uebergangsform, rechteckige Hütten mit Lehmwänden, wie man sie in Bumba sieht, gewiss interessant. Die Bumbaleute scheinen grosse Fischer, wenigstens sieht man viele Netze am Strande liegen. Die Mündung des Loïka- (Itimbiri-) Flusses, scheint eine Sprachgrenze am Congo zu bezeichnen. Oberhalb derselben leben Völker, deren Aussehen schon manches Einheitliche an sich

trägt und die wahrscheinlich dieselbe Sprache sprechen. Wenigstens sind die Begrüssungsformen, Lieder und geläufigen Redensarten dieselben. Nach ihrer Begrüssung „Senene Lukerēu“ (Sei gegrüsst, Freund!) pflegt man sie am Congo Lukerēu-Stämme zu nennen, eine Bezeichnung, die man in Ermanglung einer besseren beibehalten muss. Zu denselben gehören die Jankau an der Mündung und am unteren Loïka. Von den Dörfern derselben lernte ich nur Jambinga und eine kleine Niederlassung flüchtig kennen. Dieselben haben Gitter gegen den Strom. Sie besitzen viel Elfenbein als Löffel, Maniokstössel (Fig. 43) etc. Auch neue eiserne Waldmesser in grosser Zahl werden in Jambinga verkauft, scheinen also dort angefertigt zu werden. Weiter stromauf liegt Jalulima, welches in jüngster Zeit merkwürdige Schicksale durchgemacht haben muss. Das Dorf war im Juni 1885, wo der Dampfer A. J. A. vorbeikam, bewohnt. Als wir im Februar 1886 mit dem „Le Stanley“ an diese Stelle kamen, fanden wir zwischen hohem Grase einige Häuserruinen und Bananen als einzige Anzeichen, dass hier ein Dorf gestanden. Meine Verwunderung war nicht gering, als ich im Juni 1886 mit der „Peace“ nach Jalulima kam und ein ausgedehntes Dorf fand, vor welchem zahlreiche Eingeborene am Ufer standen. Wenn der „Le Stanley“ die Stelle zufällig nicht berührt hätte, so hätte man wohl nie erfahren, dass Jalulima fast ein Jahr unbewohnt war, und dass die jetzigen Einwohner möglicherweise ganz andere Leute sind, als jene von 1885. Die Eingeborenen, die ich im Juni 1886 sah, hatten Narbenverzierungen, die in Streifen über ihr Gesicht verliefen. Die Weiber gingen völlig nackt und trugen ihre Blösse ungescheut zu Schau. Aus diesem Umstande, wie aus manchem anderen schloss der erfahrene Forscher Mr. Grenfell sofort, dass diese Menschen noch niemals Weisse gesehen und aus dem Innern eingewandert seien. Sie trugen schöne breite Speere, Schwertmesser der charakteristischen Munóngiriform und Harpunen. Sie waren schwarz und roth bemalt. Hier trifft man schon häufig eine eigenthümliche Lehne, auf welche der am Boden Sitzende sich stützt.

Fig. 43. Maniokstössel aus Elfenbein der Jankau. 1/5 n. Gr.

Oberhalb Jalulima ist dem rechten Congoufer eine grosse Insel vorgelagert. An dem durch dieselbe gebildeten Canal, sowie auf der Aussenseite der Insel, liegen Dörfer, welche man als Munóngiri-Complex bezeichnen kann. Nachdem die am Canal liegenden Dörfer 1886 eines früheren Ueberfalls halber vom Dampfer des Congostaates „Le Stanley“ verbrannt wurden, konnte ich wenigstens deren Ruinen besichtigen und ethnographische Gegenstände sammeln. Die Eingeborenen sind kräftige, dunkelfarbige Leute, schwarz, weiss und roth bemalt, mit Narbenverzierungen und sehr niedrigen Haarfrisuren und Zöpfchen. Die Weiber tragen sehr kleine, die Männer grössere Schürzen aus Mattenzeug. Das grösste Dorf, Munóngiri, welchem die anderen (Jauwambu, Jambala etc.) gleichen, liegt auf der hohen Uferterrasse. Es ist gegen das Innere zu mit einem 2 m tiefen Graben und einem Holzgitter befestigt. Die Häuser liegen in kleinen Complexen unregelmässig zwischen den Bananen verstreut. Sie sind rechteckig; nur einzelne mit Bananenblättern gedeckte Vorrathsräume haben einen kreisrunden Grundriss. In Munóngiri gab es zwei, in den anderen Dörfern keine Hütte mit Lehmmauern. Eines der Lehmhäuser in Munóngiri, welches mir als Häuptlingswohnung bezeichnet wurde, konnte ich skizziren. (Fig. 44.) Es ist sehr niedrig, die gelben Lehmwände innen und aussen mit schwarzen, weissen und rothen Ornamenten verziert. Die Eingangsthür ist klein. Die übrigen Hütten dieser Dörfer haben Wände aus den Blattrippen der Raphiapalme, wie die meisten am Congo. Eine derselben ist grösser, im Inneren leer und dunkel; sie hat weiss und roth bemalte Stützen. Wir fanden zahlreiche Ziegen in den Dörfern, die in kleinen Blockhäusern untergebracht waren. Doch sahen wir nur einen einzigen Hund. Es wird viel Yams der kleinen Varietät gepflanzt, dagegen müssen die Maniokfelder weit im Innlande liegen, da wir zwar Kikwanga aber kein Maniokfeld finden konnten. Die Eingeborenen brennen Salz aus einer fleischigen Pflanze und formen dasselbe zu kleinen Kegeln. Die Munóngirileute sollen Cannibalen sein. Sie besitzen keine Feuerwaffen und kämpfen mit schönen, scharfen Speeren, breiten Messern und dem langen Schilde, welches eine Eisenkuppel trägt, aus Bast geflochten und am Rande mit Ziegenfell überzogen ist. In den Gefechten gegen die Soldaten des Congostaates zeigten sie eine wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit, die ihnen freilich den Schiessgewehren gegenüber wenig nützte. Sie haben gute, doch leicht gebaute Canoes. Wir fanden bei ihnen sehr hübschen Kupferschmuck, glasirte Töpfe, zahlreiche ausgearbeitete Speere und Messer,

sowie Roheisen in Speerform zu Bündeln vereinigt. An den Messerscheiden hingen Felle, Thierklauen, Elephantenborsten etc., wohl Schwertamulette. Auch hübsches, festes Matten- und Rindenzeug, Ruder mit ornamentirtem Blatte und Elfenbeinknauf, rothe Farben und paukenförmige Trommeln konnten wir in grosser Zahl sehen. Die grössten Trommeln sind jedoch mächtige Schalltonnen aus Holz mit einer Spalte. Die Signale, welche die Bewohner verschiedener Dörfer in der Noth miteinander wechselten und die übereinstimmende Bewegungen veranlassten, machen es zweifellos, dass durch taktmässiges Rühren dieser Trommel ähnlich wie bei den Dualla Kameruns und den Wagenia der Stanley-Fälle eine Verständigung auf weite Distanzen ermöglicht werde.

Congostaate verbrannt und im Juni desselben Jahres kamen die Eingeborenen ungescheut zum Dampfer „Peace", demselben Brennholz, Ziegen und Masanga zum Verkauf anbietend. Es sind untersetzte, sehnige, sehr dunkle Leute, mit verfilzten, unregelmässig in Zöpfchen geflochtenen Haaren. Sie machen einen unangenehmen, affenähnlichen Eindruck. Viele von ihnen haben einen starken Bartwuchs und erinnern dadurch an Australneger. Die Basokodörfer haben ärmliche, niedrige Hütten, die in viereckigen Complexen um kleine Plätze gruppirt sind. Man sieht einzelne Blockhäuser, doch weder Lehm- noch runde Hütten. Die Basoko sind grosse Fischer, sie besitzen sehr lange Canoes, mit Plattformen an den Enden, die jedoch nicht so stark sind wie die der weiter

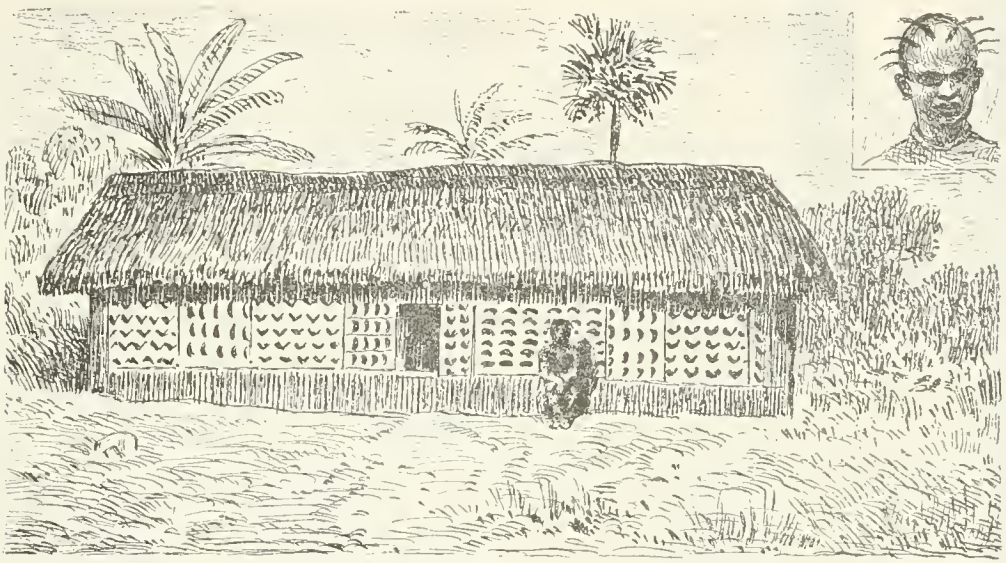


Fig. 44. Lehmhaus und Eingeborener von Munóngiri.

Einen recht schlechten Ruf bei Weissen sowohl wie bei Arabern geniessen die Basoko an der Mündung des Aruwini. Sie gelten als die ärgsten Cannibalen und als kühne, kampflustige Krieger. Als Stanley auf seiner ersten Reise congoabwärts fuhr, waren sie es, die ihn am wüthendsten angriffen; später zeigten sie sich freundlich und man stationirte bei ihnen einen Posten von 3 Haussasoldaten des Congostaates. Von diesen wurden zwei erschlagen und gefressen, während der dritte in's arabische Lager entspringen konnte, welches inzwischen am Aruwimi gegründet worden war. Anfangs 1885 überfielen die Basoko auch das arabische Lager und verjagten die Sansibariten aus ihrem Gebiete. Im Februar 1886 wurde das grösste Basokodorf vom

stromauf wohnenden Stämme. Man sieht Marktplätze, auf welchen die Schalen der Congoaustern verstreut sind. Im Dickicht des Uferwaldes sind öfters Fischerhütten verborgen. (Fig. 45.)

Oberhalb der Aruwimimündung beginnt eine Region, welche öfters von den Raubzügen der sansibaritischen Sclavenhändler, besonders Tipo-Tips besucht wird. Zwar haben dieselben nur mehr wenige und unbedeutende Lager unterhalb der Stanley-Fälle, doch entsenden sie öfters Schaaren nach diesen Gebieten. Die Eingeborenen, die sich angeblich in die Stämme Jarikina und Jasangandia theilen, wohnen in Dörfern an den Ufern, in kleinen Niederlassungen auf den Inseln und bringen oft viele Tage unter den Schutzdächern ihrer Canoes zu. Einige Dörfer

liegen auf ca. 30 M. hohen Lehmmauern, die zum Strome abfallen und sind nur mittelst Bastseilen, gekerbten Baumstämmen und Knüppelstiegen erreichbar. Es sind ziemlich dunkelfarbige, nicht sehr kräftig gebaute Leute, welche hier wohnen. Sie tragen keine Haarfrisuren, rasiren jedoch den Haarrand rund ab (vide Fig. 38). Männer und Weiber

Fig. 45. Speer der Basoko am Aruwimi. 1/6 nat. Gr.

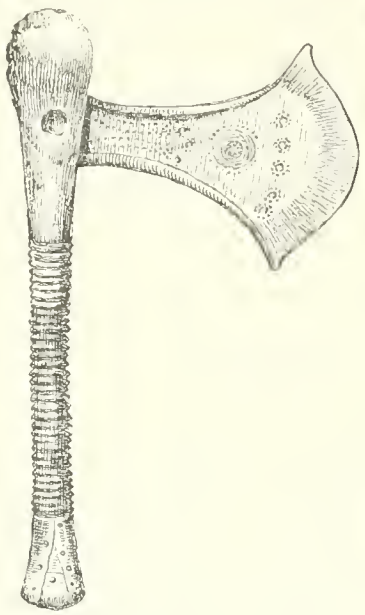


Fig. 46. Schlachtbeil, Lomami. 1/5 nat. Gr.

Fig. 47. Axtgeld „Lehoka". 1/5 nat. Gr.

tragen kleine Lendenschürzen aus Rindenzeug. Sie haben Narbenverzierungen und bemalen sich im Gesichte schwarz oder roth. Sie tragen in der durchbohrten Oberlippe cylindrische Elfenbeinklötze bis zu 3 Cm. Durchmesser und 1 1/2 Cm. Höhe. Sie schmücken sich mit Messingdraht und eng einschneidenden Armbändern aus Blech oder Rindenzeug. Sie haben sehr ärmliche Hütten, zwischen welchen primitive Schutzdächer stehen, unter denen sie sich tagsüber aufhalten. Die Dörfer machen den Eindruck, schon einmal zerstört und flüchtig wieder aufgebaut worden zu sein. Auf hohen Termitenhügeln gibt es Wachthäuser zur Beobachtung des Stromes. In vielen Dörfern ist ein Canoe aufrechtstehend in den Boden eingelassen, angeblich ein Zeichen der Araber. Die Eingeborenen haben schwarze und rothe Holztrommeln, oft einen Meter im Durchmesser haltend, deren Klang weit über den Strom schallt. Die Araber behaupten, dass bei diesen Lukerëu-Leuten eine vollständig entwickelte Trommelsprache bestehe. Sie haben die besten Canoes, die ich je in Afrika sah, und die selbst jene der Dualla von Kamerun an Festigkeit, wenn auch nicht an Grösse übertreffen. Dieselben variiren in der Länge von 5—25 Meter und sind oft über 1 Meter breit. Sie haben Plattformen auf beiden Enden und werden mit spitzen Paddeln stehend gerudert. In der Mitte befindet sich oft ein Schutzdach. Bei allen Stämmen oberhalb des Aruwimi findet man schön verzierte, kurze Dolchmesser, Schilder aus Canoeböden, lange Speere, seltener, und nur bei Innlandstämmen Bogen und vergiftete Pfeile. Sehr schöne Aexte, welche die Araber oft erbeuten, kommen aus dem Lomamigebiet (Fig. 46), als Geld dienen primitive Axtklingen (Lehoka) (Fig. 47). Die Lukerëu pflegen unter dem langgedehnten Chorgesange:

Aiongoo, Lukerēēēu, Lukerēēēu
Matamatamba ma Lukerëu tuta, tuta, Aiongo

dessen Sinn mir unbekannt ist, einen höchst originellen obscönen Tanz auszuführen, wobei sie die Lendenschurze ablegen.

Man sieht zahlreiche Märkte, zu welchen die Fischer ihre Beute, die Ackerbauer Palmöl, Kikwanga, Bananen etc. und die Wamanga vom Lindi die grossen Canoes, welche sie anfertigen, zum Verkauf bringen.

An den Stanley-Fällen treffen wir zwei Stämme: die Wagenia, ein Fischerstamm, der die Stromufer bis Nyangwe inne hat, und die Bakumu, mit welchen die Bewohner von Manyema stammverwandt zu sein scheinen. Ueber die Wagenia und Bakumu und ihr Verhältniss zu den Arabern habe ich in den „Mittheilungen der k. k. geogr. Ges." (die Station der Stanley-Fälle 1886, und ein Ausflug nach Liwa-Liwa's Dorf 1887), sowie im „Globus" 1887 so ausführlich behandelt, dass ich an dieser Stelle nur auf die betreffenden Abhandlungen hinweisen kann.

Hier sei nur erwähnt, dass die Wagenia, wie alle Stämme am Congo selbst nur Speere und Messer als Waffen kennen, während die Bakumu, gleich den meisten Innlandstämmen sich der Bogen und Pfeile bedienen.

Damit schliessen diese Betrachtungen, welche, in Verbindung mit den erläuternden Abbildungen, zur Kenntniss der Völkerstämme des Congo, wie ich hoffe, etwas beitragen werden. Von der Ansicht ausgehend, dass es die Hauptaufgabe des Forschungsreisenden sei, Material zu sammeln, habe ich es absichtlich unterlassen, die vorhandene Literatur (Stanley, Johnston, Grenfell im Baptist Missionary Herald, Dr. Wolf u. A.) compilatorisch zu verwerthen. Das Vorstehende gibt also nicht etwa ein Bild unserer Kenntniss der Congostämme, sondern nur das meiner eigenen, unter ungünstigen Umständen angestellten Beobachtungen. Gleichwie die Route eines stets vorwärts eilenden Forschers einzig eine schmale Zone unserer Kenntniss erschliesst, und nur Derjenige, dessen Itinerarien sich netzförmig über ein abgeschlossenes, kleineres Gebiet erstrecken, ein vollständiges Bild der Bodengestaltung gewinnen kann, so kann auch im ethnographischen Gebiet einzig durch gründliches, monate- und jahrelanges Studium einzelner Naturvölker, niemals aber durch flüchtiges Durcheilen zahlreicher Volksstämme volle, wissenschaftliche Gründlichkeit erlangt werden.

Literaturberichte.

65.

Zampa, Dr. Raf. Vergleichende anthropologische Ethnographie von Apulien. (Zeitschrift für Ethnologie 1886, Heft 4 und 5.)

Der Verfasser betrachtet die drei Provinzen Foggia, Bari und Lecce zuerst in historischer Beziehung und gibt an, dass dieselben im grauen Alterthum von den Dauniern, Peucetiern und Japygiern bewohnt waren, welche Völker bald zu prähellenischen, bald zu illyrischen (im Sinne von epirotischen, macedonischen, thessalischen) Stämmen gerechnet werden.

In anthropologischer Beziehung gründet er seine eingehenden Untersuchungen blos auf die Messungen von 81 Soldaten (20 aus Foggia, 33 aus Bari und 28 aus Lecce), ein viel zu kleines Materiale, um ins Einzelne gehende, gültige Schlüsse daraus ziehen zu können.

Ausser der Farbe der Haut, Haare und Augen, der Form der Nase und Körperlänge führt Zampa noch unterschiedliche Kopfmasse an und findet die Apulier im Allgemeinen klein (1602 mm), von vorwiegend dunkler Haut (69%), Haar- (91%) und Augenfarbe (73%), also von dunklem Typus (88%), mit meistens geraden Nasen (64%) und mesocephalem Kopfe (785).

Unter ihnen sind die Einwohner von Lecce, der südlichsten Provinz, grösser (1611 mm) als jene der beiden andern (1590 mm), viel öfter dunkelhäutig (81 gegen 60 und 65%), jedoch wegen häufigeren Vorkommens lichter Augen nicht so oft dem dunklen Typus angehörig (89%), wie jene von Bari (91%), wogegen in Foggia, der nördlichsten Provinz Apuliens, der dunkle Typus (80%) am weitesten zurücktritt, der lichte (20%) aber die meisten Vertreter zählt.

Die meisten Dolichocephali (Index bis 75) und wenigsten Brachycephali (Index von 80 an) besitzt Lecce (35% D., 20·9% B.), wodurch es sich von Bari (15 und 51%) und Foggia (10 und 30%) weit entfernt; ausserdem sind die Köpfe der Leccesen an Umfang (560 mm) bedeutend grösser, schmäler (144 mm), stehen aber rücksichtlich ihrer Länge (187 mm) zwischen den Einwohnern von Bari (185 mm) und Foggia (188 mm), gleichwie auch mit der Gesichtslänge (127 mm) und Gesichtsbreite (126 mm); in Lecce (50%) und besonders Foggia (60%) überwiegen die Mittelformen, in Bari die Brachycephali (51·5%). Bei der so geringen Anzahl Untersuchter können diese Unterschiede keineswegs als bedeutend angenommen werden.

Beim Vergleiche der Apulier mit den übrigen Italienern kommt Zampa zu dem Schlusse, dass sie mit der Bevölkerung Nord- und Mittelitaliens gar nichts gemein haben und dass die Einwohner von Lecce, ganz entsprechend der geographischen Lage, sich mehr an jene Calabriens, die von Foggia an jene der Abruzzen anschliessen; die Barioten neigen bald zu diesen, bald zu jenen.

Nun vergleicht Zampa die Apulier mit Albanesen von Scutari (4 exquisit brachycephale Schädel) und von Calabrien (59 Männer), welche letzteren grösser (164 cm), von vorwiegend weisser Haut (69%), viel häufiger blond (27%) und seltener dunkeläugig (53%) und nebstbei brachycephal (806) sind.

Die Dalmatiner (Serbokroaten) — der Verfasser ignorirt des Referenten diesbezügliche, auf sehr zahlreiches Materiale basirte Arbeit gänzlich — sind nach Zampa, gestützt auf Untersuchungen von je 30 Ragusanern und Zaratinern und von 28 Schädeln, viel grösserer Statur (171 cm), ähnlich oft dunkler Haut- (70%), Haar- (80%) und Augenfarbe (60%), wie die Apulier, jedoch exquisit brachycephal (L. 182, B. 154, Index 843); seine Schädel jedoch ergeben für 22 Männer eine viel geringere Brachycephalie (810).

Demnach ähneln die Apulier weder den brachycephalen Albanesen, noch den brachycephalen Dalmatinern.

Schliesslich nach einer weiteren Gegenüberstellung der Maasse altgriechischer Schädel (von Nicolucci) jener der Apulier (von denen er macerirte Schädel gar nicht gemessen) kommt der Autor zu folgendem Ergebnisse: Apuliens Bevölkerung ist keine einheitliche, indem die südliche Provinz Lecce das aus Epirus stammende pelasgische Element mehr

oder minder rein besitzt. Foggia und Bari dagegen vermischt mit dem illyrischen. Die alten Illyrier (Albanesen), Epiroten und Macedonier hält er für nahe Verwandte der Griechen, den Slaven vollkommen ferne stehend. **Weisbach.**

66.

Nicolucci, Dr. G. Antropologia dell' Italia. (Napoli 1887; Grossquart, 112 Seiten.)

Der Verfasser, rühmlichst bekannt durch zahlreiche, wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie, beginnt mit Erwähnung der dolichocephalen Bevölkerung in der quaternären Zeit, welche, ähnlich jener in verschiedenen Theilen Westeuropas, von Quatrefages und Hamy als Cro-Magnon-Typus bezeichnet, den heutigen Berbern in Nordafrika gleicht.

Neben diesen Dolichocephalen findet sich aber auch noch eine brachycepbale Rasse durch ganz Italien eingestreut, während der archäo- und neolithischen Epoche, gegen deren Ende in Westeuropa die Einwanderungen arischer Völker beginnen, welche die Metalle, zuerst die Bronze, dann das Eisen einführten.

Zu den ältesten dieser Italo-Arier gehören die Ligurer, Umbrier und Osken.

Die Ligurer waren die ersten Arier, welche mit den Iberiern und Celten aus dem Osten nach Westeuropa vordrangen, auf welcher Wanderung sie mit turanischen Völkern sich mischten.

Die zuerst in Gallien sesshaften Iberier wurden von den Ligurern vertrieben und wanderten nach Spanien, jedoch lange Zeit noch Aquitanien behauptend; ein anderer Theil der Iberier, als Sicaner bekannt, wendete sich nach Italien, wo wir sie am Tiber finden.

Auch die Ligurer sassen lange Zeit in Gallien, bis zur Einwanderung der Celten, durch welche ein Theil der ersteren nach dem Süden Galliens und der Ostküste Spaniens, der grössere Theil jedoch nach Italien verdrängt wurde, wo er die Küstenstriche bis nach Tyrrhenien einnahm und sich in zahlreiche Stämme spaltete, die sich bis aufs linke Poufer ausdehnten; dort trafen sie später mit den Celten zusammen, vielfache Mischungen eingehend.

Die Ligurer sind exquisit brachycephal (850) mit breiter Stirn und breitem Gesichte, welcher Typus heutigen Tages noch in Ligurien und Piemont vorherrscht.

Die Umbrier setzten sich zuerst am rechten Ufer des Po fest, dehnten sich dann bis an die Alpen aus, so dass sie wahrscheinlich ganz Norditalien östlich von den Ligurern bis zu den von illyrischen Stämmen bewohnten Gegenden innehatten und sich schliesslich auch nach Süden bis zum Tiber, von einem zum andern Meere ausbreiteten. Von ihnen rühren die Terremare her und Bronzearbeiten, welche jenen des Donauthales vollkommen gleichen (Hallstatt).

Später wurden sie zurückgedrängt durch ein anderes, Italien fremdes Volk, durch die Etrusker, die sich zwischen Arno und Tiber niederliessen, gleichwie auch durch die gallischen Senonen, so dass den Umbriern nur jenes Territorium übrig blieb, das im Innern der Apenninen noch heute ihren Namen führt und sie auch vielfach mit den Etruskern verschmolzen.

Die antiken umbrischen Schädel von Bologna und Camerino sind theils dolicho-, theils brachycephal, im Mittel mesocephal (796 und 782), verschieden von den modernen, brachycephalen Bolognesern.

Unter deren Schädeln und jenen aus der Emilia, nicht weniger unter denen der heutigen Bewohner Umbriens spricht sich die Brachycephalie viel mehr aus, da sie sich heutzutage bis auf 71% gegen 42% im Alterthume erhebt: dieses Anwachsen der Brachycephalie ist vielleicht brachycephalen Celten zuzuschreiben, welche seit mehr als 2 Jahrhunderten in jenen Gegenden herrschten, wenn nicht auch den illyrischen Venetern.

Der brachycephale Typus der Umbrier ist jedoch nicht derselbe, wie jener der Ligurer: seine Form ist mehr harmonisch, seine Longitudinalwölbung stürzt nicht plötzlich gegen das flache Hinterhaupt ab, sondern nur allmälig und ist das letztere leicht convex vorgewölbt.

Die Osken oder Opiker (abgeleitet von Ops = Erde) waren jene Italer, welche von den mittäglichen Grenzen Umbriens bis ans äusserste Ende der Halbinsel sich ausbreiteten; im Alterthum trugen sie verschiedene Namen (Enotrer, Ausonier, Aurunker) und theilten sich auch in verschieden benannte Zweige (Sabiner, Aequer, Volsker, Samniter, Lucaner), blos dialektisch von einander verschieden.

Sie hatten die Siculer, einem höchstwahrscheinlich illyrischen Stamme angehörig, allmälig nach Sicilien verdrängt und in Latium zuerst den Namen Casci oder Latini prisci angenommen.

Der ursprüngliche Typus der Osken scheint dolichocephal gewesen zu sein, wiewohl sich in Latium und in der Campagna im Durchschnitte eine mesocephale Form (777—784) findet (Einfluss der Umbrier?), während die Lucaner, ebenso wie die Apulier einen Index von 750 besitzen.

Den genannten italischen Völkern mischten sich mancherlei andere bei, vor allen als die ersten die Pelasger, von den Pomündungen allmälig weiter sich ausbreitend, welche jedoch sehr bald wieder verdrängt worden zu sein scheinen; weiters die Messapier und Japygier im Südosten der Halbinsel (Foggia, Bari, Otranto) unter den Benennungen Daunier, Peucetier, Calabrier und Salentiner, welche unter der Bevölkerung jedenfalls beträchtliche Spuren hinterliessen. Die Japygier hellenisirten sich durch eindringende griechische Colonien sehr bald, wogegen die Messapier länger widerstanden. Ihre Schädel waren (nach einigen wenigen Exemplaren) dolichocephal, wie auch noch jene der heutigen Bevölkerung dieser Theile Italiens.

Die Euganeer zwischen den rhätischen Alpen, der Etsch und dem Meere, die dann von den Venetern, ihnen vielleicht sehr verwandt, unterdrückt wurden; die letzteren sind wahrscheinlich ein illyrischer (wie Nicolucci hinzufügt, slavischer) Stamm, wofür auch die heutige brachycephale Schädelform spricht.

Die Etrurier (Tyrrhener und Rasener), aller Wahrscheinlichkeit nach aus Lydien stammend, nahmen an der Westküste zwischen Arno und Tiber festen Fuss, die dort sesshaften Umbrier vertreibend, von wo sie sich durch ganz Mittelitalien ausbreiteten, bis sie durch die Römer gänzlich verdrängt wurden.

Für die asiatische Abstammung dieses Volkes spricht auch die Schädelform, welche mit keiner europäischen etwas

gemein hat, dagegen sehr wohl jener der Semiten an die Seite gestellt werden kann.

Der Etruskerschädel ist mittelgross (1488 cm³), etwas prognath, im Mittel mesocephal (776), jedoch in 20% dolicho-, in 25% brachycephal, die dolichocephale Form (1520 cm³) viel grösser als die brachycephale (1456 cm³); er hat eine schmale, niedrige, fliehende Stirne mit sehr nahe gerückten tub. frontalia, die miteinander wie zu verschmelzen scheinen, grosse Orbitae, eingedrückte Nasenwurzel und lange, schmale Nasenbeine. Sie besassen einen etwas langen Rumpf mit kurzen robusten Gliedmassen.

Heutzutage begegnet man dem etruskischen Schädel nicht selten in Toscana, besonders in entlegenen Dörfern, und in Ligurien.

Die Griechen begannen ca. 1100 Jahre a. Chr. einzuwandern (Cumae), breiteten sich in zahlreichen Colonien über Süditalien (Grossgriechenland) und Sicilien aus und erreichten da einen hohen Grad von Macht und Reichthum; durch das Vorherrschen des dorischen Dialektes entwickelte sich hier ein eigener italisch-griechischer und anderseits lernten die umwohnenden Osken das Griechische gebrauchen.

Trotzdem wurde das griechische Element allmälig vom italischen verschlungen, wiewohl man seinen Spuren noch heute unter der jetzigen Bevölkerung Calabriens und Apuliens begegnet.

Das semitische Element, die Phönizier, betheiligte sich an den ethnographischen Verhältnissen des italischen Continentes nicht, dafür umsomehr in Sicilien und Sardinien; auf ersterer Insel erhielten sie ihre Herrschaft bis 335 v. Chr., in Sardinien aber viel länger; der Schädel der heutigen Sarden bewahrt theilweise noch den antiken Typus des phönizischen (Dolichocephalie, vorragendes Hinterhaupt, breites Gesicht).

Die Gallier oder Celten drangen 584 v. Chr. nach Italien, dasselbe nach Verdrängung der Etrusker bis zum Po besetzend, ja bis nach Felsina (dem heutigen Bologna) und Sena-Gallie (Sinigaglia); sie wurden schliesslich vollständig latinisirt.

Die heutige Bevölkerung des antiken Gallia cisalpina ist durchschnittlich brachycephal (826), ganz ähnlich wie die Bretonen, Auvergnaten und Limosiner (828), welche demselben gallischen Stamm angehören; auch rücksichtlich der nur mittelgrossen Statur, des breiten Brustkastens, der braunen (häufig grauen) Augen und Haare und des üppigen Haarwuchses ähneln dieselben einander.

Im 2. Abschnitte bespricht Nicolucci ausführlich den Einfluss der Barbaren zur Zeit der Völkerwanderung, von welchen ein Theil Italien gleichsam nur durchzog, ohne Spuren in der Bevölkerung zu hinterlassen, ein anderer Theil (Longobarden, Normanen) jedoch lange verweilte und der Bevölkerung seinen, freilich modificirten Typus aufdrückte, ersterer in Norditalien und Benevent (lichter Typus), letzterer in Sicilien (desgleichen).

In Sicilien herrschten vor der Eroberung durch die Normanen die Araber oder Sarazenen, deren grösster Theil auch unter den Normanen zurückblieb und in die eingeborne Bevölkerung aufging. Friedrich II. von Hohenstaufen siedelte dann eine zahlreiche Colonie in Apulien (Lucera) an, welche jedoch 1300 durch Carl II. von Anjou vernichtet wurde.

In den mittäglichen Theilen Siciliens finden sich heute noch erkennbare Spuren derselben: Individuen mit dunkler Haut, schwarzen gewellten Haaren, schwarzen Augen, hoher Nase und leicht prognathen Kiefern.

Auch noch in nähergelegenen Zeiten drangen abermals, auf friedlichem Wege, fremde Elemente ein: Griechen in den Provinzen Reggio und Terra di Otranto, von welchen einige wenige Colonien im östlichen Theile bis heute noch neben dem Italienischen das Griechische bewahrt haben (z. B. in Calimera, Castrignano, Zollino, Sternatia etc.); — Albanesen in den südlichen Provinzen der Halbinsel (Calabrien, Capitanata, Basilicata, Apulien, Abruzzen mit 53 Ortschaften und über 90.000 Albanesen) und in Sicilien, beiläufig 36.000, südwestlich von Messina, um Girgenti, Palermo und Catania. In Calabrien und Sicilien bewahrten sie ihre Sprache. Alle sind blos mittleren Wuchses, brachycephal, haben schwarzes Haar, schwarze und braune, kleine Augen, vorspringende arcus supraciliares und gerade hohe Nasen; — Slaven, jedoch in sehr geringer Anzahl im Süden, jetzt gänzlich italienisirt, mehr im Nordosten (Friaul), die rasch demselben Schicksale entgegengehen.

Nun führt der Verfasser eingehend die Reste der deutschen Colonien am Südabhange der Alpen, in Piemont, um Vicenza und Verona (sette e tredici comuni) und der französischen um Aosta in Piemont, Oulx, Cesana und Finistrelle an, welche beide in nicht langer Zeit italienisirt sein werden.

Eine alte Colonie von Berbern auf Sardinien, genannt Barbaricini (in Logoduro) oder Maureddus (in Sulcis und Iglesias) existirt heute noch, ausgezeichnet durch sehr dolychocephale Schädel.

Die Juden bilden blos spärliche eingesprengte Gemeinden in einzelnen Städten ohne Einfluss auf die somatischen Verhältnisse der übrigen Bevölkerung; sie gehören zur Abtheilung der Sephardim, wie die in Spanien, Afrika und im Oriente, mit im Allgemeinen dolichocephalem, dunklem Typus.

Den Schluss des so interessanten Ganzen bildet die Betrachtung der heutigen Italiener, welche je nach den verschiedenen Provinzen und antiken ethnischen Typen auch heute noch sehr verschieden von einander sind.

Die Venezianer sind im Allgemeinen grösser als alle andern, haben fast immer braune, häufig auch blonde Haare, meist dunkle, nicht selten blaue Iris, brachycephale Schädel (823 ♂) und breites, abgerundetes Gesicht.

Die Piemontesen haben nur mittlere Statur, häufiger dunkle als lichte Hautfarbe, spärlichen, meist braunen, selten blonden Haarwuchs bei vorwiegend grauen Augen; brachycephalen Schädel (850 ♂) mit viereckigem Gesichte, breiter Stirne und feinen Lippen.

In Toscana findet sich meistens ebenfalls mittlere Körperlänge, dunkle Hautfarbe, vorwiegend dunkles Haar, schwarze Augen und mesocephaler Schädel (787 ♂) mit ovalem Gesichte.

Verschieden von allen diesen ist der umbrische Typus (Emilia, Umbrien und Marche); bei mittlerer Statur dunkle Haut, schwarze Haar-, braune Augenfarbe und brachycephale Schädelform (825 ♂).

Der jetzige römische Typus in allen südlichen Provinzen der Halbinsel, freilich theilweise beeinflusst durch die oben genannten Colonien, ist nach Nicolucci dem antiken vollkommen gleichgeblieben: Magerer Körperbau unter der Mittelgrösse, dunkle Haut, schwarze Haare und Augen, mesocephaler (Latium, Campagna, Benevent, Avellino, Salerno, Molise,

Abruzzen, Apulien, Index 782—768 ♂) oder dolichocephaler Schädel (Basilicata, Calabrien, 749, 743, Sardinien 742 und Sicilien 737 ♂), schmale, hohe Stirne, grosse Nase, etwas dickliche Lippen und leicht zugespitztes Kinn; die vier letztgenannten Provinzen weisen unter allen die meisten Dolichocephali 64—81%), die wenigsten Brachycephali (4–9%) auf.

Ganz im Allgemeinen sind unter den jetzigen Italienern 22·6% Dolicho-, 29·7% Meso- und 47·6% Brachicephali; — 50% braun-, 41·7% schwarz- und 7·5% blondhaarige mit 60·5% braunen, 27·7% schwarzen, 7% blauen und 4·8% grauen Augen.

Die näheren Einzelheiten mögen in der höchst interessanten, ausführlichen Arbeit (es fehlt blos die Zahlangabe der Körpergrösse) nachgesehen werden: Abbildungen der einzelnen Typen wären zum raschen, übersichtlichen Verständnisse jedenfalls sehr erwünscht gewesen **Weisbach.**

67.

Voss, Dr. Albert, und **Gustav Stimming. Vorgeschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg.** Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rud. Virchow. Brandenburg a. d. H — Berlin C., P. Lukitz, 1887. VII + 32 pp. 72 Tafeln und 1 Fundkarte. 4°.

Der Prospect, unter welchem diese Publication vor Jahresfrist zu erscheinen begann, kündigte ein Tafelwerk mit Erläuterungen an, „wie es in der prähistorischen Literatur Deutschlands bis jetzt noch nicht vorhanden ist". Nachdem dieselbe nunmehr abgeschlossen vorliegt, darf wohl ausgesprochen werden, dass jenes Versprechen wörtlich eingelöst wurde. Die Alterthümer der Mark Brandenburg sind ein Werk, das weit über den Kreis der prähistorischen Localforschung hinaus vielfältigen Nutzen stiften wird, sowohl durch die beziehungsreiche Fülle des Materials, als durch die treffliche Haltung und Anordnung des Textes und der Tafeln, sowie überhaupt durch den vorbildlichen Charakter der dem Werke zu Grunde liegenden Sammlungsthätigkeit und ihrer exacten Verpflanzung in die wissenschaftliche Literatur.

Dem Vorworte, in welchem Virchow über Beschaffenheit und Zeitbestimmung der vorgeschichtlichen Funde ausgezeichnete, methodische Bemerkungen macht, an die falsche Bezeichnung der meisten brandenburgischen Urnenfelder als „Wendenkirchhöfe" erinnert, deren charakteristische Unterschiede erörtert und den besonderen Vorzug der Stimming'schen Untersuchungen und Sammlungen hervorhebt, folgt zunächst auf 5 Tafeln eine Darstellung der Einzelfunde (Stein-, Bronze-, Knochen-, Hirschhorngeräthe), welche grösstentheils den ältesten bekannten Bewohnern der Mark in der jüngeren Steinzeit, zum Theil aber auch (Torfmoorfunde Taf. 5) der Bronzezeit angehören. In den Erläuterungen (S. 1—10) schildert Voss den individuellen Charakter der brandenburgischen Landschaft mit Rücksicht auf die Existenzbedingungen einer urzeitlichen Bevölkerung und den Culturbesitz der letzteren. Hinsichtlich des Stiles, der Herkunft und Verbreitung der märkischen Bronzefunde unterscheidet er fünf Hauptgruppen: eine rein nordische, eine niederdeutsch-nordische, eine ungarische, eine Hallstätter (österreichisch-bayrisch-italische) und eine südwestliche (oberrheinisch-schweizerische) Rhein-Rhône-Gruppe. Diese verschiedenen Typen finden sich vorwiegend unter den auf 8 Tafeln der II Abtheilung dargestellten Funden aus 3 Urnenfeldern, welche Voss „Bronzegräber" nennt (weil in denselben die Bronze fast ausschliesslich vorherrscht und nur geringe Spuren von Eisen vorkommen), obwohl sie nach seiner Ansicht jünger als die Hallstätter Nekropolen in Süddeutschland und mit den Gräbern der älteren La-Tène-Periode etwa gleichalterig sind. Aus dem Umstande, dass die Gräberfelder aus diesen beiden Perioden nicht in räumlich getrennten Bezirken liegen, wodurch die Annahme zweier gleichzeitiger Bevölkerungs-Elemente, von welchen das eine ausschliesslich Bronze-, das andere aber auch Eisensachen besass, scheinbar erschwert wird, kann gegen die Voss'sche Hypothese umsoweniger ein triftiger Einwand abgeleitet werden, als ja auch in südlicheren Theilen Mitteleuropas, z. B. auf dem jüngeren Gräberfelde von St. Michael in Krain, reine Hallstätter und reine La-Tène-Gräber aus sicher gleicher Bestattungs-Epoche vermischt vorkommen. In die Mark Brandenburg scheinen die Träger der La-Tène-Cultur von Nordwesten her eingedrungen zu sein; der südliche, von dieser Einwanderung zunächst unberührte Landestheil zeigt in der Ausstattung seiner jüngeren Bronzegräber bereits einen ethnischen Zusammenhang mit der jüngeren La-Tène-Periode, woraus geschlossen werden darf, dass sich die Aenderung der Gewohnheiten und des Stiles der Geräthe unter ganz friedlichen Verhältnissen vollzog. Als Dauer der Bronze- (Hallstätter) Periode wird für Brandenburg der Zeitraum von 800 bis 400 v. Chr. anzusetzen sein, die ältere La-Tène-Zeit würde etwa von 400—100 v. Chr., die jüngere von 100 v. Chr. bis 100 n. Chr. reichen. Die Aermlichkeit der älteren La-Tène-Gräber (7 Urnenfelder, Abth. III, Tafel 1—16) im Verhältniss zur reichen Ausstattung der jüngeren (8 Urnenfelder, Abth. IV, Taf. 1—17) möchte sich aus den Störungen erklären lassen, welche in Folge der Gallierzüge im Bereiche der östlichen Handelswege Mitteleuropas eingetreten sind, worauf dann nach allmäliger Beruhigung eine verstärkte Wiederaufnahme des Verkehrs mit dem gegenwärtigen N.- und NO.-Deutschland erfolgte.

Der Nationalität nach halten Voss und Stimming nicht nur die Träger der La-Tène-Cultur, sondern auch schon die der Bronze-Cultur für germanische Stämme. Die Letzteren seien zuerst von SO. her in die noch wenig bevölkerte Lausitz eingedrungen und bei ihrem weiteren Vordringen nach NW. mit den Ureinwohnern der Steinzeit zusammengestossen. Diese wichen zunächst nach N. zurück, ihre Nachkommen rückten dann gegen die jüngere La-Tène-Zeit hin, etwa im III. oder II. Jahrhundert v. Chr., wieder nach SO. vor.

Die Funde aus der römischen Kaiserzeit (Grabfeld von Fohrde, „Gallberg", etwa 100—350 n. Chr., 15 Tafeln) zeigen in der Keramik theilweise starke Verwandtschaft mit der jüngeren La-Tène-Zeit, hingegen eine grosse Verschiedenheit in den Beigaben. Nach der Meinung der Verfasser waren es vielleicht die Longobarden, welche in jener Periode zwischen der Oder, Spree und Havel bis gegen Vorpommern sessbaft, ein im Allgemeinen ziemlich gut charakterisirtes Gräber-Inventar hinterlassen haben. Die römische Provinzialcultur verräth in diesen entlegenen östlichen Gebieten eine leise, aber gut kenntliche Modification; Einiges lässt sich als Anklang an gothische Zierformen auffassen.

Die Grabfelder aus der Völkerwanderungszeit („Hasselberg" bei Butzow und zwei andere, etwa 350—500 n. Chr., 9 Tafeln) enthalten vorwiegend Typen, die sich schon während der Kaiserzeit entwickelt haben und zum Theil schon bei Fohrde vorkommen. Dürftig und einförmig in ihrem Gehalte, gehören sie doch wahrscheinlich derselben longobardischen Bevölkerung an, welche die Mark während der Kaiserzeit und wohl schon früher bewohnte; nur dass eben jetzt der Kern der Nation, die waffentäbige Mannschaft, in fernen Ländern dem Kriegsglücke nachging und blos Weiber, Kinder und Greise in der Heimat zurückgeblieben waren. Dieser Umstand bereitete auch die nahe Herrschaft der von Südost her eindringenden slavischen Stämme vor. Diese Letzteren brachten überall in den früher von Germanen besiedelten Landstrichen eine sehr gleichmässige, aber auch sehr dürftige, nur in der Anwendung der Töpferscheibe einen entschiedenen Fortschritt bekundende Cultur zur Herrschaft. In mancher Hinsicht, wie in Schiffbau und Seefahrt, einem Zweige, worin die Wenden später grosse Erfolge hatten, scheinen die Germanen ihre Lehrmeister gewesen zu sein. Gegen die früheren, hohen Vorstellungen von der Cultur der Urslaven ist es eine sehr bescheidene Ausbeute, die uns, Taf. 72, als wendischen Gräbern entstammend, vorgestellt wird. Die Wenden begruben ihre Todten in der Regel ohne Beigaben, und die Reste der Ersteren sind zumeist in der lösenden Erde verschwunden.

Hoernes.

68.

Scarabelli Gommi Flaminj, G. Stazione preistorica sul monte del Castellaccio presso Imola scoperta et interamente esplorata. (Con 23 tavole in litografia delle quali 3 grandi colorate.) Imola 1887, 4°.

Der Hügel Castellaccio, in einer Krümmung des Rio Fondazza bei Imola gelegen, erscheint wie geschaffen für eine prähistorische Bevölkerung, die hier einen sicheren und geräumigen Ansiedlungsplatz vorfand. Seine breite Oberfläche zeigt sich denn auch bedeckt mit Spuren eingerammter Holzpfähle, älteren und jüngeren Feuerstellen und Brandgruben; hie und da sind auch Skelette (spätere Beisetzungen) zum Vorschein gekommen. Die Pfahlsetzungen verrathen die Grundrisse zahlreicher, meist runder, seltener viereckiger Hütten (fondi di capanne). Das Bild der Schichten, in welchen die verschiedenen Ueberreste erhalten sind, hat der Autor mit grosser Treue aufgenommen, wie überhaupt die ganze Untersuchung von dem als Geologen hiezu trefflich vorgebildeten Entdecker mit aller erdenklichen Sorgfalt ausgeführt worden ist. Die Manufacte der Hüttenbewohner bezeugen eine Culturstufe, welche jenseits der Alpen etwa durch die Laibacher Moorfunde vertreten ist, jedoch mit Ansätzen zur Cultur der Terremare, welche aus jener älteren Stufe in Italien durch Berührung mit einer höher entwickelten Völkerschaft hervorgegangen ist. Besonders instructiv für die Vergleichung mit den älteren mitteleuropäischen Pfahlbaufunden sind die Formen und Ornamente der Gefässe und kleinen Utensilien aus Thon, der Geräthe aus Knochen und Hirschhorn, sowie das spärliche Vorkommen von Bronze. Es ist ein Uebergang von der neolithischen zur Bronzezeit, d. h. von der Cultur der Höhlen und Erdhütten zu jener der Terremare, oder anders ausgedrückt, von der Zeit, in welcher die Menschen in Italien vorwiegend Berglandschaften bewohnten und von Jagd und Viehzucht lebten, zu derjenigen, in welcher sie die Ebenen besiedelten und Feldbau trieben. In Italien werden die Höhlenfunde gewöhnlich den namenlosen Ureinwohnern, die fondi di capanne den Ligurern und die Terremare den Italikern zugerechnet. Der Autor zieht jedoch vor, die Bevölkerung des Castellaccio vorläufig unbenannt zu lassen, indem er sich mit treffenden Worten gegen die voreilige Namengebung aus Anlass jedes einzelnen Vorkommens ausspricht.

Hoernes.

69.

Cleuziou, Henri de. La création de l'homme et les premiers âges de l'humanité. (Bibliothèque scientifique populaire, publiée sous la direction de Camille Flammarion.) Paris 1887.

In Werken, welche einem grösseren Publicum das Gesammtergebniss der anthropologisch-prähistorischen Forschung vermitteln sollen, ist schon oft und kühn gegen die Gebote, welche die Wissenschaft auch populären Darstellungen auferlegt, gesündigt worden. Aber so ausschweifend ist mit diesem Materiale doch noch Niemand umgesprungen, in solchem Grad und Umfang hat es noch Keiner zu „verarbeiten" gewagt, wie der obgenannte Herr in seinem 840 Lexikonoctavseiten starken, mit 350 Holzschnitten und 5 grossen Tondruckbildern ausgestatteten Werke. Illustrativ-technisch weit hinter der Gegenwart zurück, ist er dem Stande der Wissenschaft jedoch um Aeonen vorausgeeilt und erzählt uns Dinge, über welche die exacte Forschung wohl niemals Aufschluss geben wird. Für ihn gibt es in der Urzeit unseres Geschlechtes kein Räthsel mehr. Alles, was wir bisher als unerklärlich oder ungewiss mit Zweifeln betrachtet, tritt in klaren festen Formen, wenn auch nur in schlechten Holzschnitten, vor uns hin. Unfähig, so viel neue Erkenntniss mit einem Schlage aufzunehmen, haben wir in dem dicken Buche lediglich geblättert und auch viele Dinge gefunden, die nur in Gott und dem Autor mit der Prähistorie zusammenhängen. Vielleicht thun wir jedoch dem Letzteren Unrecht. Es könnte ja irgendwo darin stehen, dass das Ganze nur ein schlechter Scherz sei. Und damit wäre er allerdings entschuldigt.

Hoernes.

70.

Eidam, Dr. H. Ausgrabungen römischer Ueberreste in und um Gunzenhausen. (Separatabdruck a. d. Festschrift zur Begrüssung des XVIII. Congresses der Deutschen Anthropol. Gesellschaft in Nürnberg.) Nürnberg 1887. Mit 7 Tafeln.

Diese sorgfältige Arbeit ist eine wichtige Ergänzung zu Cohausen's Prachtwerk „Der römische Grenzwall in Deutschland" und speciell zu F. Ohlenschlager's jüngster Schrift „Die röm. Grenzmark in Baiern". Als erstes Ergebniss der Untersuchung eines 35 Km langen Stückes des Limes Rhaeticus, der in Baiern eine Gesammtlänge von 115 Km hat, stellt sich heraus, dass der Limes eine freistehende, gemörtelte Mauer

war, in der Dicke schwankend zwischen 0·96 und 0·30 m. An den meisten Stellen war sie 1—1·20 m stark. Der Mauergrund ist an manchen Stellen nur gelegt und nur wenig Mörtel dazwischen; stets aber sind zwei deutliche Ränder vorhanden. Spornpfeiler konnte Eidam bisher nicht finden; dagegen fanden sich viele Thürme oft unvermuthet nahe neben einander. Sie standen auf Höhen oder an deren Rändern, an den Mauerecken oder besonderen Vertheidigungspunkten (Flussübergang in Gunzenhausen). Vermöge dieser Thürme konnte der Limes auch einen seiner Hauptzwecke, nämlich als grosse Alarmsignal- oder Telegraphenlinie zu dienen, erfüllen. Den sonstigen Verkehr von Thurm zu Thurm denkt sich der Verfasser mittelst eines gedeckten Laufganges auf, nicht hinter der Mauer, in jedem Thurm etwa 2 Grenzwächter, in grösseren eine zahlreichere Ablösungsmannschaft. Hinter dieser Vorposten-, Zoll- und Grenzlinie lagen als eigentliche Vertheidigungsbasis die festen Standlager, die mit Wällen, Gräben und Thürmen geschützten Kasernen der Grenzarmee, „Sperrforts" nach moderner Terminologie, 2 bei Gunzenhausen, dem nördlichsten Punkt der ganzen Linie. Ausserdem gab es rückwärts im Lande einzelne Wach- und Signalthürme, deren Eidam auf der von ihm untersuchten Strecke 5 nachweist, ferner (3) Schanzen vor und hinter dem Limes, einfache viereckige Erdwerke mit vorliegenden Gräben, die entweder einen passageren Zweck hatten oder in Kriegszeiten benützt wurden. Natürlich fanden sich in der Umgebung von Gunzenhausen auch Ueberreste nichtmilitärischen Charakters, darunter Ruinen von römischen Wohnhäusern und einem Tempel. In einem Ueberblick über den ganzen Nordbezirk des Limes Rhaeticus gibt der Autor zum Schlusse schätzbare Winke für die Fortsetzung der schon weit gediehenen, aber noch lange nicht erledigten Arbeit, welche der römische Grenzwall in Deutschland dem Spaten des Ausgräbers darbietet.

Hoernes.

71.

Boucher de Molandon, M., et Beaucorps, A. de. Le Tumulus de Reuilly, son vase funéraire à cordons saillants de l'âge primitif du bronze. Orléans 1887. (Extr. du t. XXII des Mém. d. la Société archéol. et histor. de l'Orléanais.)

In dem kaum 2 m hohen Grabhügel von Reuilly, unweit Orléans, dessen Inhalt hier mitgetheilt wird, stand nahe dem natürlichen Boden im Centrum des Tumulus eine bronzene Reifenciste mit Brandknochen und einigen Resten eiserner Objecte und pflanzlicher Gewebe. Zugedeckt war die Urne mit einem 30—40 cm langen und breiten Stück dünner Birkenrinde, welche an beiden Seiten mit eingepressten Ornamentbändern verziert war. Reuilly ist nunmehr, nachdem der Depôtfund von Kurd unlängst gezeigt, wieweit sich das Verbreitungsgebiet der gerippten Cisten auf Handelswegen nach dem Osten Europas erstreckte, der westlichste Punkt, an dem ein solches Gefäss zu Tage gekommen ist. Trotz jenes ungarischen Fundes oder vielleicht blos, weil sie von demselben keine Notiz genommen haben, lehnen die Autoren, Bertrand folgend, die Annahme der Verbreitung dieses Typus durch den prähistorischen Handel ab und halten an dem autochthonen mitteleuropäischen Ursprung der ciste a cordoni fest, indem sie dieselben auch in Italien als Folgeerscheinungen der gallischen Invasionen betrachten. Etwas mehr Denkmäler-Statistik wäre hier wohl am Platze gewesen.

Hoernes.

72.

Scheidemandel, Dr. Heinrich. Ueber Hügelgräberfunde bei Parsberg, Oberpfalz. Parsberg 1886. Mit 7 Tafeln.

In der südwestlichen Oberpfalz (Bezirksamt Parsberg) findet sich noch eine grosse Zahl von Hügelgräbern, welche hauptsächlich der Bronzezeit, theilweise auch der jüngeren Hallstatt-Periode und der La-Tène-Zeit angehören. Sie liegen meist auf Anhöhen, einzeln oder in Gruppen und sind ganz oder theilweise aus Steinen aufgeschüttet, die ersteren langgestreckt oder kegelförmig, die letzteren sphärisch oder oval. Die langgestreckten, welche meist einen grösseren Reichthum an Bronze enthalten (darunter ein Massengrab am Hammermühlberg), sind häufig zwischen zwei grösseren, als Schlusssteine dienenden Felsblöcken aufgebaut. Zur Beerdigung kamen nur unverbrannte Leichen, welche seltener auf den natürlichen Boden, meist auf grössere Steine und am öftesten in der Mitte des Grabhügels gebettet waren. An Beigaben war regelmässig mindestens ein Thongefäss (meist schwarze, tiefe Schalen oder Schüsseln) vorhanden: unter den Bronzen überwiegen Armreifen, Fibeln, Nadeln, Schaftkelte und Dolchklingen. Eisen erscheint, wo es vorkommt, fast nur in Gestalt von Waffen (langen Schwertern, Hohlkelten, Lanzenspitzen) und kleinen, sowie grösseren gebogenen Messern. Soweit uns die zahlreichen Abbildungen belehren, scheinen diese interessanten Funde doch der Mehrzahl nach nicht in die reine Bronze-, sondern vielmehr in die erste Eisenzeit zu fallen.

Hoernes.

73.

Neubourg, Hermann. Die Oertlichkeit der Varusschlacht. Mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Detmold 1887.

Durch Mommsen's zuerst in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1885 erschienene Untersuchung über „die Oertlichkeit der Varusschlacht" ist dieses für die älteste deutsche Geschichte immerhin wichtige Thema, welchem in unserem Jahrhundert bereits an 90 Abhandlungen gewidmet wurden, neuerdings in den Bereich der Discussion gerückt worden. Entgegen der Ansicht Mommsen's, welcher die Katastrophe in den Engpass zwischen dem „grossen Moor" und den Bergen von Engter (Umgebung des Gutes Barenau) im Osnabrückischen verlegt, hält Neubourg daran fest, dass Armin den Varus im Lippischen Walde besiegt habe und demnach das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg bei Detmold am richtigen Platze stehe. Der I. und II. Abschnitt prüft die Angaben alter Schriftsteller, namentlich des Tacitus, über die Oertlichkeit der Clades Variana, im III. werden die Ortsnamen, welche den Lippischen Wald als den Teutoburgiensis saltus des Tacitus erweisen sollen, im IV. die Funde von römischen Geräthen, Waffen und Münzen im und am Lippischen Walde aufgezählt und erörtert. Unter den

letzteren Quellen (Ortsnamen und Fundangaben) ist Manches recht zweifelhaft und nicht mit Unrecht bisher weniger beachtet worden. Immerhin bleibt dem Verfasser das Verdienst, auch dieses Material im Zusammenhang dargestellt zu haben, wenn er auch in der Verwerthung desselben etwas zu weit gegangen ist. **Hoernes.**

74.

Forster, Dr. S. von. Ueber Hügelgräberfunde bei Nürnberg. (Sep.-Abdr. aus der Festschr. zur Begrüssung des XVIII. Congresses der Deutschen Anthropol. Gesellsch. in Nürnberg, 1887.) Mit 31 Abbildungen.

Franken besitzt Denkmäler aller prähistorischen Culturstufen, von der niedrigsten bis zur entwickeltsten. An der Sammlung derselben betheiligte sich die Section für Anthropologie in Nürnberg seit 1883 durch die Eröffnung von 24 Grabhügeln, eine verdienstliche Arbeit, da viele Fundstellen, namentlich in der Umgebung von Nürnberg, früher sehr unmethodisch ausgebeutet wurden. Die Tumuli sind von sehr ungleicher Grösse, Gestalt (sphärisch, oval, konisch) und Zusammensetzung (Erde mit verschieden angeordneten Steinlagen); sie enthalten verbrannte, unverbrannte oder (vorwiegend) nur theilweise verbrannte (meist 1—2) Leichname, soweit dies erkennbar, mit den charakteristischen Schädelformen des von Ecker aufgestellten Hügelgräbertypus. Unter den Beigaben, welche verhältnissmässig wenig zahlreich und in wechselnder Anordnung niedergelegt sind, überwiegen die Thongefässe — birnförmige Töpfe, verschiedene Schüsseln, Näpfe, Trichter und Schalen — welche unregelmässig zerstreut, in allen Theilen der Hügel liegen, aus freier Hand geformt und manchmal roh verziert sind. Die spärlichen Metallfunde weisen bestimmter als das keramische Material in die Hallstätter Epoche, welche hier jedoch im Ganzen so ärmlich vertreten ist, dass der Verfasser meint, die prähistorische Bevölkerung Frankens sei in jener Zeit nur sporadisch (siehe die Funde von Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen) zu einer höheren Culturentwicklung gelangt. **Hoernes.**

75.

Beltz, Dr. Robert. Untersuchungen zur jüngeren Bronzezeit in Mecklenburg. (Jahrbücher und Jahresberichte des Vereines für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. LII. Schwerin 1887, S. 1 ff.) Mit 2 Tafeln.

Der Autor hat im vorigen Jahre (Bd LI) „das Ende der Bronzezeit in Mecklenburg“, d. h. die Bestattungsformen, welche in der Uebergangsepoche von der reinen Bronze- zur reinen Eisenzeit vorkommen, die Beigaben aus diesen Gräbern und die Cultureinflüsse, auf welche dieselben hinweisen, behandelt. Aus der Betrachtung dieses Materials ergibt sich, dass die Formen der alten Bronzezeit, in welcher Mecklenburg zu dem westlichen Gebiete dieses nordischen Culturkreises gehörte, allmälig mit dem Ueberwiegen des Leichenbrandes verschwinden; es entwickeln sich daraus einige neue, welche aber einen geringeren Grad von Geschmack und Geschicklichkeit bekunden. Formen, welche einer östlichen Bronzecultur angehören, treten dazu, werden aber durch Moorfunde ungleich besser vertreten, als durch Grabfunde. Dagegen macht sich eine starke Beeinflussung vom Süden her geltend: Charakterformen der Schweizer Pfahlbauten dringen vor, und solche, deren Entwicklung wir in Mitteldeutschland suchen müssen, treten auf und verschmelzen zum Theil mit den älteren einheimischen. . . . Die Selbstständigkeit und Originalität der früheren Zeit ist verloren. Eine Beeinflussung durch diejenige mitteleuropäische Metallindustrie, in deren Gefolge die meisten anderen Länder zuerst das Eisen erhalten haben (Hallstatt und La-Tène) ist nicht nachweisbar. Den Beginn jener Periode setzt der Verfasser in's V. Jahrhundert und lässt sie bis zum Anbruch einer kurzen, wenn auch noch nicht speciell nachgewiesenen La Tène-Periode reichen, worauf um den Anfang unserer Zeitrechnung eine Epoche starken römischen Einflusses folgt. Zwischen dem Beginn jener „jüngeren“ (um 400 v. Chr.) und der älteren, „nordischen Bronzezeit“, deren Anfang sich chronologisch nicht feststellen lässt und welche für Mecklenburg durch die glänzendsten Grabfunde charakterisirt ist, schien kein Zusammenhang vorzuliegen. Zur Ausfüllung dieser Lücke, für welche der Autor das bequeme Mittel der Annahme einer fremden Einwanderung verwirft, zieht derselbe jetzt eine Anzahl von Depôtfunden (Moor- oder Erdfunden) heran, welche eine Vermittlung zwischen den älteren und den jüngsten Bronzegrabfunden darstellen, indem sie theils zum Inventar der ersteren, theils zu dem der letzteren gehören, grösstentheils aber weder dieser noch jener eigen sind. Innerhalb der Uebergangszeit, für welche Montelius $4^1/_2$ Jahrhunderte annimmt, kommt der glanzvolle Gräberluxus ausser Gebrauch und der Leichenbrand in Aufnahme. Als eine Vorarbeit zur schärferen chronologischen Trennung der Zwischenstufen, in welchen sich dieser Uebergang vollzog, bespricht der Verfasser die einschlägigen Funde, welche in den letzten Jahren in Mecklenburg-Schwerin gemacht worden sind, eine treffliche kleine Arbeit, würdig der Schule, aus der sie hervorgegangen ist. **Hoernes.**

76.

Osborne, W. Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Beiles. Mit 19 Tafeln in Lithographie. Dresden 1887. 4.

Diese schöne Publication unseres geschätzten und verdienten Mitgliedes erfüllt den doppelten Zweck, einmal die vielfältigen Formen des gebräuchlichsten Schlagwerkzeuges zu sammeln und übersichtlich zu ordnen, sowie andrerseits Nichtfachmännern auf prähistorischem Gebiete an der Entwicklung dieses Instrumentes den Fortschritt der Menschheit von dem Punkte, wo sie anfängt, sich vom Thiere zu unterscheiden, bis zur erlangten Herrschaft über das wichtigste Metall der Erde anschaulich zu zeigen. Mit Recht nennt der Autor das Beil den unzertrennlichen Begleiter des Menschen und betrachtet es als eines der Werkzeuge, die unter den mannigfachen Erzeugnissen seiner Hand vor allen eine Specialgeschichte verdienen. Ist die Aufgabe damit hinlänglich gerechtfertigt, so wird man den dankbaren Stoff derselben eher zu umfangreich, als zu beschränkt finden. Doch berührt

Osborne ungelöste oder allzusehr ins Detail führende Probleme, wie die Nephritfrage, Priorität der Metalle, Provenienz der jüngeren Einzelformen u. dgl. nur nebenher und gewinnt dadurch Raum für seine typologischen Ausführungen, die sich meist den gediegensten Vorarbeiten auf dem Gebiete dieses Formenkreises anschliessen. Unter den Metallbeilen trennt er Kelte (Flach-, Kragen-, Leisten-, Lappen- und Hohlkelte) und Aexte (gerade und geschwungene Schmal- und Breitäxte). Ebenso bleibt die innere Geschichte des Beiles, d. h. seine Verwendung im Leben und zur Grabausstattung, sein Hervor- oder Zurücktreten bei einzelnen Völkerschaften (ich verweise z. B. auf den schon von Horaz kritisirten Brauch der Vindelicier, der an eine erst unlängst abgekommene Sitte der Schwarzwaldbauern erinnert:

. . . . . quibus
mos unde deductus per omne
tempus Amazonia securi
dextras obarmet, quaerere distuli . . .)

grösstentheils ausserhalb des Rahmens der Betrachtung. Indessen denkt der Verfasser vielleicht auch mit dem Dichter nec scire fas est omnia, und in diesem Falle, wo es sich vorwiegend um eine praktische Anleitung zur Kenntniss und Bestimmung wichtiger Formen handelt, hat er gewiss nicht Unrecht. Wir wollen auch nur angedeutet haben, was wir von einer Specialgeschichte des Beiles in prähistorischer Zeit erwarten müssen, ohne uns zu verhehlen, dass die Zeit zur Verwirklichung einer solchen Idee noch nicht gekommen ist.

Hoernes.

77.

Dally, Dr. De la sélection ethnique et de la consanguinité chez les Grecs anciens. (Revue d'Anthropologie, XVI Paris 1887. p. 408—444.)

Es gehört eine gewisse Kühnheit dazu, angesichts des geringen Grades von Wohlwollen, mit welchem die Pfleger und Hüter der classischen Alterthumswissenschaft den anthropologischen Studien im Allgemeinen gegenüberstehen, den Massstab dieser Disciplin auch an Erscheinungen der Antike anzulegen und die Entwicklung der altgriechischen Cultur unter ethnologischen Gesichtspunkten zu betrachten. Dally hat diesen Muth gehabt. Es ist nur schade, dass unsere ausgezeichnet vorgebildeten Philologen von diesem archimedischen Punkte, der ihnen gestatten würde, das ganze unermessliche Material in neue, lebensvolle Bewegung zu setzen, so wenig wissen wollen. Der Autor betrachtet vorzugsweise die Ursachen der geistigen Grösse Athens und erkennt sie in seiner Fruchtbarkeit an hervorragenden Männern. Die so verschiedenen trefflichen Anlagen derselben findet er durch die Lebensbedingungen des Milieu (Erziehung, Staatsform, Klima, Weltlage) nicht hinlänglich erklärt und sucht sie vielmehr in der Einheitlichkeit einer schon ursprünglich höher stehenden Rasse, welche bereits in vorgeschichtlicher Zeit einen für ihre Sonderentwicklung äusserst günstigen Wohnsitz eingenommen. Nachdem sich die Rasse in dieser Weise fixirt, entwickelte sie sich zu ihrer höchsten Potenz durch eine streng exclusive Haltung und durch eine Cultur, welche auf die Ausbildung des Geistes wie des Körpers gleiches Gewicht legte. So sind die Athener des VI. bis IV. Jahrhunderts eine wahre, natürliche Aristokratie, eine alte und reine Rasse, bei der die Mischung mit Nachbarstämmen kaum in Betracht kommt. Noch freier von solcher Beimischung halten sich zwar die dorischen Spartiaten, aber diese Rasse hat sich erst später local gefestigt, und wir wissen nicht, wie es mit ihrer früheren Reinheit bestellt war. Wie der Glanz, so erklärt sich auch der Verfall Athens durch die Rassenfrage. Hier erinnern wir an die classische Stelle in der Rede des Eupatriden Lykurgos wider den Leokrates, worin er die nach der Schlacht von Chäroneia eingetretene Nothwendigkeit einer Ausdehnung des Bürgerrechtes beklagt und sie als das Schmerzlichste an dem ganzen Unglücke der Stadt bezeichnet, da früher die reine Abkunft aus dem Lande der höchste Stolz des athenischen Volkes war. Athen verfiel aus Mangel an Athenern, und was von seiner Herrlichkeit zurückbleibt, gleicht dem Lichte eines jener Planeten, die in Wirklichkeit längst verschwunden sind. **Hoernes.**

78.

Fraipont, Julien. La poterie en Belgique à l'âge du Mammouth. (Quaternaire inférieur.) Extrait de la Revue d'Anthropologie. Juillet 1887.

Bis vor Kurzem hielt man die Töpferei noch allgemein für eine Erfindung der neolithischen Zeit, und G. v. Mortillet lässt sie im ganzen westlichen Europa erst mit dem Beginn der „Époque Robenhausienne" auftreten. Nachdem aber zu den vereinzelten Funden, welche ein höheres Alter dieses wichtigen Culturfortschrittes — schon im Zeitalter des Mammuth und des Höhlenbären — wahrscheinlich machten, jüngst wieder neue Beweisstücke gesammelt wurden, wird die ältere Ansicht, welche gegenwärtig von Cartailhac gegen Martel und Delaunay vertreten wird, mindestens eine starke Einschränkung erleiden müssen. Für Belgien ist die Frage durch die Arbeiten von Ed. Dupont, der seit 1865 Thongefässfragmente mit Thierresten der Mammuthzeit in zahlreichen Grotten und Höhlen vorgefunden hat, bereits entschieden. Die Untersuchungen Fraipont's in der Engisgrotte und den Höhlen von Spy und Petit-Modave, welche zum Theil über die Verschiedenheit der Töpferei in diesen paläolithischen und nahen neolithischen Fundstätten interessante Aufschlüsse geben, sind darum nicht minder werthvoll. **Hoernes.**

79.

Fraipont, Julien et Lohest, Max. La race humaine de Néanderthal ou de Canstadt en Belgique. Recherches ethnographiques sur des ossements humains découverts dans les dépôts quaternaires d'une grotte à Spy et determination de leur âge géologique. (Extrait des Archives de Biologie publiées par Ed. van Beneden et Ch. van Bambeke.) Gand 1887. Mit 4 Tafeln.

Die Autoren, der Erstere Paläontologe, der Letztere Geologe an der Universität zu Liège, vergleichen die „Neanderthal-Rasse" mit den der Zeit nach jüngeren Typen von Cro-Magnon und Furfooz, den neolithischen und gegenwärtigen Rassen, und finden, dass die affenähnlichen Merkmale sich bei den letzteren mehr und mehr abschwächen, dass sie im Laufe der Entwicklung nach einander verschwinden. Einzeln

mögen sie sich bei dieser oder jener tieferstehenden Rasse wiederfinden, durch Atavismus und individuell können sie auch bei Europäern ab und zu auftreten. Aber das Zusammentreffen dieser Kennzeichen in einer so grossen Zahl kommt doch ausser dem Kreise der ältesten bekannten Menschenrasse nicht mehr vor. In dem Culturträger der Epoque chelléenne, welcher ohne festen Wohnsitz unter freiem Himmel lebte, mandelförmig zugeschlagene Feuersteinwerkzeuge besass und ein Zeitgenosse des Elephas Antiquus, sowie des Rhinoceros Merckii war, erkennen Fraipont und Lohest den Vorläufer des Neanderthalmenschen und seines Zeitgenossen in der Grotte von Spy. Vom ethnischen Gesichtspunkte aus ist uns Jener so wenig bekannt, wie die Feuersteinspalter in anderen geologischen Schichten. Wenn nun aber der älteste bekannte Rassentypus während der Quaternärzeit sich soweit entwickelt, dass daraus Bildungen, wie sie die menschlichen Reste von Cro-Magnon und Furfooz aufweisen, entstehen konnten, wenn während dieser Epoche so viele Merkmale untergeordneter Art verloren gingen und dafür so viele höherer Art gewonnen wurden, so darf man wohl annehmen, dass der pliocäne und miocäne Mensch beträchtlich tiefer stand als der von Spy. Der Abstand des letzteren von den modernen Anthropoïden ist unleugbar enorm, geringer ist er zwischen Jenen und dem Dryopithecus Fontani des mittleren Miocän von St. Gaudens (Haute-Garonne). Aber es liegt auch ein weiter Weg zwischen dem Menschen des unteren Quaternär und den Typen der Gegenwart, wenn diese von Jenem abzuleiten sind. Nach den Ergebnissen, die schon heute zu Tage liegen, hoffen die Verfasser, dass es möglich sein wird, die Vorfahrenreihe des Menschen und des Affen noch weiter, vielleicht bis in's Eocän und darüber hinaus, zu verfolgen, und dass es dieser doppelten Untersuchung gelingen wird, das Material zu einer endgiltigen Lösung der Frage nach der Abstammung des Menschen herbeizuschaffen.

Hoernes.

80.

Wieser, Dr. Fr. R. v. Germanischer Grabfund von Trient. (Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. III. 31. p. 267 ss.) Innsbruck 1887. Mit 1 Tafel.

Sämmtliche Objecte dieses Fundes (1 kleiner „Sax", 2 Bronzefibeln, 1 Armring und Reste eines Körbchen-Ohrringes), welcher in vergangenem Frühling ausserhalb der Porta Nuova von Trient gemacht wurde, lagen bei einer Leiche, wie der Autor vermuthet, eines gothischen Weibes. Typologisch ist die eine der beiden Fibeln sehr bemerkenswerth als eine Art Uebergangsform aus der römischen Armbrust- zur frühgermanischen („fränkischen") Spangenfibel, von der sie sich durch die einfache Flächendecoration im Tremolirstich und der unterhalb des Bügels befindlichen, an den Enden mit flachen Knöpfen versehenen Querbalken unterscheidet. Gelegentlich der Mittheilung dieses Fundes weist der Verfasser in einer Anmerkung die aus Anlass des Fundes von Civezzano von welschtirolischer Seite erhobene Prätension, das Ferdinandeum solle sich kein ausschliessliches Recht auf „cose trentine" anmassen, mit Worten zurück, die auch nach mancher anderen Seite hin treffend anzuwenden wären.

Hoernes.

81.

Deschmann, Karl. Ueber Funde von gallischen Münzen und anderer Gegenstände bei Ober-Laibach. (Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. XIII. p. CXLII ss. Wien 1887.)

Im J. 1885 veranstalteten Bewohner von Ober-Laibach, dem alten Nauportum, Nachgrabungen auf den „Dolge njive" genannten Aeckern am rechten Laibachufer, wo schon seit Jahren Mauerreste und Einzelfunde zu Tage getreten waren. Man legte die Grundmauern mehrerer Gebäude bloss; in dem Mauerschutt kam ausser etlichen römischen Münzen nichts Erhebliches vor. Der überraschendste Fund war ein grosser Haufen vieler Hunderte kleiner Schleudereicheln im Gesammtgewicht von 36 Kilogramm, ferner 23 kleine „keltische" Silbermünzen, die in einem oben offenen ausgemauerten Canale lagen. In Krain sind solche Münzen früher nicht gefunden worden, in Kärnten kommen sie dagegen ziemlich häufig vor; auch in Steiermark fehlen sie nicht. Auf der Gurina erscheinen sie, wie bei Ober-Laibach, regelmässig in Gesellschaft mit römischen Münzen. Der Gebrauch dieses kleinen Silbergeldes muss ziemlich weit in die römische Epoche des östlichen Alpengebietes hineinreichen.

Hoernes.

82.

Campi, Luigi de. Ein Massenfund alter Bronzen bei Obervintl im Pusterthal. (Mittheil. der k. k. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmale. XIII. p. LXXI ss.)

Bei der Ausbeutung eines Steinbruches am rechten Ufer der Rienz, etwa 30 Schritt von der Poststrasse entfernt, wurde schon 1871 dieser bemerkenswerthe Fund gemacht, welcher jetzt im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt wird. Keinerlei Brandspuren oder Gebeine, Topfscherben oder Gebäudereste liessen auf eine Bestattung oder Ansiedlung schliessen, der wir dieses seltsame Depôt verdanken. Die Eigenthümlichkeit desselben liegt darin, dass nur zwei Gegenstände (ein Paalstab und ein Halsring unversehrt, alle andern aber im Guss misslungen oder schon vor Alters gebrochen, ja bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen waren, was die Bestimmung derselben wesentlich erschwerte. Unter den erkennbaren Bruchstücken befanden sich: neun Theile von Palstäben mit Merkmalen absichtlicher Beschädigung unter gewaltsamer Anwendung von Schlag- und Schneidewerkzeugen; bei hundert Fibelfragmente der verschiedensten älteren Typen, von der altitalischen Bogenfibel, die in einem besonders schönen Exemplar vorliegt, bis zu einer Früh-La-Tène-Fibel von dem in Tirol durch Funde von Dercolo und Mechel vertretenen Typus, was auf die Entstehungszeit dieser Bruchstücksammlung einen sehr entsprechenden Schluss gewinnen lässt; Arm- und Halsringe; Armbänder; ein Fingerring; verzierte Bronzebleche; Anhängsel, Scheiben, Fragmente und Endstücke von Gürteln; zahlreiche Henkel, die von den Gefässen nicht weggebrochen, sondern abgeschnitten wurden; Knöpfe u. dgl.; dann unförmlich geschmolzene Bronzeklumpen. Man wird sich nicht wundern, unter den

zahlreichen Objecten keine neuen Formen anzutreffen: es wiederholen sich dieselben Culturproducte, die wir aus den krainischen, kärntnischen und oberösterreichischen Nekropolen zur Genüge kennen. De Campi lässt den Fund mit seinen chronologischen Extremen zwischen dem 5. und 4. Jahrhundert schwanken und reiht denselben in die Classe der (in Italien sog.) „Ripostigli", d. h. Depôts zerbrochener Metallgegenstände, die von wandernden Händlern zum Zweck des Wiedereinschmelzens gekauft oder eingetauscht, dann irgendwo unterwegs verborgen, aber nicht mehr erhoben wurden. Derlei Funde lehren uns, welchen Weg der veraltete materielle Culturbesitz gegangen und wie er unter neuen Formen seine Auferstehung feierte, soweit er nicht durch Beisetzung in den Gräbern profaner Ausnützung entrückt wurde. **Hoernes.**

83.

Hauser, Karl Baron. Das Gräberfeld zu Frögg im Jahre 1886. (Mittheil. der k. k. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. XIII. p. LXXVI ss.)

Aus diesen, von dem verdienstvollen k. k. Conservator für Kärnten, Baron Hauser, erstatteten halbamtlichen Mittheilungen ersieht man recht deutlich, wie ungenügend es in unseren vielbesuchten Alpenländern um den Schutz der Hinterlassenschaft ihrer prähistorischen Bevölkerung bestellt ist. Weder eine Staatsanstalt, wie die k. k. Central-Commission, noch ein rühriges Localinstitut, wie der kärntnerische Geschichtsverein, können es bei aller Theilnahme, mangels an ausreichenden Mitteln, wehren, dass von Unberufenen (meist Badegästen vom Wörthersee) die Gräber der Nekropole von Frögg durchwühlt und ihr werthvoller Inhalt nach allen Richtungen der Windrose entführt wird, dass die vom Landvolk zufällig gefundenen Objecte als Schaustücke und interessante Spielzeuge für Sommerfrischler beider Geschlechter dienen und bei dieser Gelegenheit zerbrochen oder verschleppt werden. Unter solchen Umständen, und um den sich mehrenden Fundnachrichten gerecht zu werden, entschloss sich auch der Geschichtsverein im Sommer 1886 eine Anzahl Gräber öffnen zu lassen, und sah seine, später mit einer Subvention der k. k. Central-Commission fortgesetzten Bemühungen von schönen Erfolgen belohnt. Von den Funden verdient namentlich eine schöne, mit Ornamentbändern (einfachen Zickzack- und Wellenlinien in der Art des laufenden Hundes) ausgestattete Urne, ein verzierter Palstab von edler Form, zahlreiche Bleifigürchen von mehr oder minder roh dargestellten Reitern und nackten Männern, insbesondere aber eine 83 cm lange, wohlerhaltene La-Tène-Schwertklinge, welche ausserhalb der „Hallstätter" Gräber zum Vorschein kam, Erwähnung. Dieses Stück, sowie eine aus der Nähe stammende provinzial-römische Flügelfibel mit gegittertem Fuss (norisch-pannonische Provinzialfibel), sind darum von besonderem Interesse, weil die Nekropole von Frögg nur ein „Hallstätter" Inventar bietet und Gegenstände, welche eine Continuität der Besiedlung bis in die Römerzeit bezeugen, in der Umgegend bisher zu den grössten Seltenheiten gehörten, fortan aber wohl eifriger gesucht und auch häufiger gefunden werden dürften. **Hoernes.**

84.

Pichler, Dr. Fritz. St. Peter im Holze. (Mitth. d. k. k. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. XIII. p. CIII ss.)

Mit gewohnter Umsicht und Gelehrsamkeit trägt der kundige und unermüdliche Autor hier Alles zusammen, was sich aus der Literatur, aus den Sammlungen und den am Orte erhaltenen Ueberresten auf Teurnia, die am heutigen Lurnfelde bei Spital a. d. Drau gelegene Römerstadt beziehen lässt. Uns ist Teurnia namentlich der Gurina wegen, als nächstgelegener (übrigens sehr ähnlich situirter) durch ausgedehnte Ruinen, zahlreiche Einzelfunde und literarische Nachrichten wohlbezeugter, antiker Ansiedlungsplatz wichtig. Als solcher liegt er so recht zur Hand, wenn wir den Charakter der antiken Niederlassung auf der Gurina wenigstens für die nachchristlichen Jahrhunderte durch eine Vergleichung und die aus derselben resultirenden Convergenzen und Divergenzen näher bestimmen wollen. Darum sei hier ausdrücklich auf diese quellenmässige, in der bekannten taciteischen Knappheit des Pichler'schen Stiles gehaltene Darstellung verwiesen. Aber bei diesem Anlass darf auch bemerkt werden, dass es den Archäologen pur-sang wohl anstehen würde, sich mehr darum zu kümmern, was neben den urkundlich bezeugten Römerorten in nächster Nachbarschaft und in so überaus ähnlichen Formen zu gleicher Zeit bestanden hat und vorgegangen ist. Es stünde dann mindestens zu erwarten, dass man, durch die Erfolge unserer Ausgrabungen belehrt, jenen ersteren die gleiche Fürsorge widmen würde, wie sie eben seitens der Prähistoriker so manchem namenlosen vor- und frühgeschichtlichen Ansiedlungsplatz zugewendet wird.

Das Municipium Claudium Teurnia wird von Plinius und Ptolemäus als „oppidum" in Noricum und zwar als dritte unter sieben norischen Städten gleich nach Celeia genannt. Pichler schätzt es ungefähr auf $^1/_7$ von Virunum, $^1/_4$ von Celeia, $^1/_3$ von Poetovio und $^1/_2$ von Solva. Es war nie Standquartier einer Legion oder werthvollere Festung, dagegen wahrscheinlich ein namhafter Handelsort, der Rohproducte (Holz, Stein, Edelmetall) auf den Markt brachte. Sein Beamtenkörper, sowie einige auswärtige Teurnienser, sind inschriftlich bekannt. Nach den Kriegszügen der Alemannen und Gothen (466–472) erhält sich die Stadt noch immer als Tiburnia, ja als „Metropolis Norici," wie sie Eugipp am Anfang des 6. Jahrh. nennt, wahrscheinlich Vorort der norischen Taurisker, deren sehr stark romanisirter Stamm auch südlich der Drau bis an den Isonzo hinab sesshaft war. Die Zerstörung Aquilejas, zu dessen binnenländischer Vorpostenkette sie ursprünglich gehörte, muss jedoch ihre Sicherheit stark erschüttert haben, und so mögen die um das Ende des 6. Jahrhunderts von O. her vordringenden Slavenstämme ihrem Dasein leicht ein Ende gemacht oder sie wenigstens zu einem spärlichen Ueberrest herabgedrückt haben. Der an den Ruinen forthaftende Name lebt im 9. Jahrh. als Tyburnia, dann Liburnia wieder auf. Aus letzterem entsteht der Name der Grafschaft Lurn, den dieser Theil des Drauthales noch heute führt.

Wieviel von dieser Stadt an Ort und Stelle noch über der Erde vorhanden und wieviel hier noch zu ergraben sein

muss, davon kann sich Jedermann durch einen Besuch der schöngelegenen Ruinen leicht überzeugen. Pichler liefert ein genaues Verzeichniss der Mauerreste, sowie aller Fundstücke, welche seit 42 Jahren durch verschiedene, meist oberflächliche, Untersuchungen gewonnen wurden. Auch die antike Topographie des Stadtgebietes und seiner weiteren Umgebung wird hier von kundiger Hand zum erstenmale eingehend erörtert. Das Einzige, was wir vermissen, ist ein entschiedener Hinweis auf die hier noch zu vollbringenden praktischen Arbeiten, zu denen Pichler's Darstellung als beste Anleitung und Vorstudie gelten kann. **Hoernes.**

85.

Debierre, Ch. L'homme avant l'histoire. (Bibliothèque scientifique contemporaine.) Avec 84 figures intercalées dans le texte. Paris 1888.

Die Bibliothèque scientifique contemporaine, in welcher aus dem Gebiete unserer Studien bereits Quatrefages' Darstellung der alten und neuen Zwergvölker erschienen ist und noch zwei Arbeiten über die Vorgeschichte Frankreichs und über prähistorische Archäologie überhaupt angekündigt werden, ist ein œuvre de vulgarisation, welches Denjenigen angeboten wird, die den wissenschaftlichen Bewegungen unseres Zeitalters nicht fremd bleiben wollen, ohne aber Zeit und Gelegenheit zu haben, zu den Quellenwerken hinabzusteigen. In gedrängter und anziehender Form macht der Autor seine Leser mit den wichtigsten Fragen der physischen Anthropologie bekannt. Wir haben nur zu wünschen, dass solche Bücher, die wie das vorliegende mit Geschmack (blos das Bild der Menschenschlächterei Seite 128 hätte wegbleiben können) und Kenntniss gearbeitet sind, ihren Zweck nicht verfehlen und der anthropologischen Forschung immer neue Freunde erwerben mögen. **Hoernes.**

86.

Atti della Reale Accademia dei Lincei. 1887. Vol. III, p. 449 s.

In der feierlichen Sitzung am 29. Mai d. J. wurde in Gegenwart Ihrer Majestäten unter anderen Ergebnissen ausgeschriebener Concurse auch die Entscheidung der Commissäre Fiorelli, Minervini und Helbig über den archäologischen Staatspreis für das J. 1885—86 bekanntgegeben. Darnach wurde der Preis zu gleichen Theilen den Herren E. Schiaparelli (für ein den Gräberritus der alten Aegyptier behandelndes Buch) und Anton Zannoni (für dessen Werk über die Ausgrabungen in der Certosa zu Bologna) zuerkannt. Ueber Zannoni's Arbeit heisst es in dem Berichte der Commission: „Die Art, wie Zannoni die von ihm beobachteten Thatsachen dieser hochwichtigen Entdeckung darstellt, ist über alles Lob erhaben. Alle eigenthümlichen Erscheinungen, welche die Ausgrabungen ergeben haben, sind gewissenhaft verzeichnet und nicht nur mit Beschreibungen, sondern auch mit topographischen Aufnahmen, mit Plänen der Gräber und Abbildungen der Fundgegenstände erläutert. Alle Fundumstände sind mit solcher Klarheit und Genauigkeit wiedergegeben, dass man aus dem Gebrauche des Werkes den gleichen Nutzen ziehen kann, wie aus der Anwesenheit bei den methodischen Untersuchungen, durch welche Zannoni sich das höchste Verdienst um die Wissenschaft erworben hat.

„Dieser Arbeit danken wir es, dass die während des V. Jahrh. n. Chr. in Felsina blühende Civilisation nunmehr besser bekannt ist, als die irgend eines anderen etruskischen Culturcentrums derselben Epoche.

„Damit soll nicht gesagt sein, dass die Arbeit Zannoni's vollkommen tadellos sei. Die Bemerkungen, womit er die thatsächlichen Mittheilungen begleitet, sind von übermässiger Breite, an anderen Stellen vermisst man die wünschenswerthe Klarheit, wie es oft bei Männern vorkommt, welche mehr in graphischen Darstellungen als in Worten mitzutheilen gewohnt sind. Von den mit so viel Fleiss sichergestellten Thatsachen begibt sich der Autor manchmal auf das Gebiet von Schlussfolgerungen, welche die Commission nicht anzunehmen vermag, und entbehrt dabei die Stütze, welche das Studium der entwickelten classischen Cultur gewährt."

Wir haben dieses sorgfältig abgewogene Urtheil ausführlich wiedergegeben, weil es nach unserer Meinung den grossen Werth, aber auch die kleinen Schwächen der meisten umfassenden Publicationen vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler scharf und schlagend bezeichnet. **Hoernes.**

87.

Ihm, Max. Der Mütter- oder Matronencultus und seine Denkmäler. (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Bonn 1887. LXXXIII. S. 1—200. Mit 3 Tafeln und 19 Holzschnitten.)

Eine Arbeit, in der uns wieder einmal die strengen Vorzüge der deutschen philologischen Schule leuchtend entgegentreten. Unter den unclassischen Gottheiten des Westens nehmen die Matronae, Matres oder Matrae (letzteres wahrscheinlich eine latinisirte barbarische Form) an Zahl (etwa 400) und Verbreitung der erhaltenen Quellen, fast ausschliesslich Steininschriften und Reliefdarstellungen, grösstentheils aus Oberitalien (hier bereits unter Caligula bezeugt), Südfrankreich und den beiden Germanien, eine hervorragende Stelle ein. Ihr Cult war einer der ausgebreitetsten unrömischen, welche das Kaiserreich besass. Die Basis seiner Verbreitung spricht für keltischen Ursprung, weiterhin (an die Donau, nach Britannien und in die Reichshauptstadt) wurde er durch Kriegsleute verpflanzt. Unter den linksrheinischen Germanen erscheinen die Ubier als seine Hauptträger. Seine epigraphisch überlieferten Anhänger recrutiren sich aus den unteren Volksschichten (einfachen Legionssoldaten, selten Centurionen und Civilpersonen niederen Standes; Frauen sind unter den Dedicanten nicht sehr häufig). Bildlich dargestellt erscheinen die Mütter stets in der Dreizahl, sitzend, seltener stehend und nur ganz vereinzelt sitzend und stehend nebeneinander, mit verschiedenen, aber meist auf Fülle und Fruchtbarkeit zielenden Attributen (Fruchtkörben, Füllhörnern, Aehren). Die Epitheta sind zumeist localen Charakters und nach Form wie Bedeutung ungemein controvers. Die Göttinnen hatten Tempel, Heiligthümer, Altäre, von welchen zum Theil noch Spuren erhalten sind und welche wohl auch da anzunehmen sind, wo eine grössere Zahl von Matronensteinen zusammen vorkommt. Das Dorf Müddersheim bei Zülpich, wo 2 solche Denkmäler gefunden wurden, hat wohl seinen schon im XI. Jahrhundert beglaubigten Namen von einer solchen Cultstätte,

Einzelne oder Doppelfiguren, die eine gewisse Aehnlichkeit mit den „Matronen“ zeigen, weist Inm vorläufig aus dem Kreise seiner Untersuchung; desgleichen die sogenannten „reitenden Matronen“, in welchen man früher mit mehr Grund die keltische Schutzgöttin der Pferde und Maulthiere, Epona, erkannte. Auch darin muss man ihm beistimmen, dass er auf einen Zusammenhang dieser keltischen Dreigottheit mit andern, von den Völkern des Alterthums als „Mütter“ verehrten Göttinnen nicht eingeht und damit eine schrankenlose Ausdehnung des Muttercultus abweist. In diesem Verwässern, wofür sich ja immer einige Analogien als Anhaltspunkte ergeben, liegt eine der grössten Gefahren für jede exacte mythologisch-culturhistorische Untersuchung. Verschieden von der früher gehegten Auffassung der „Matronae“, als einer Art von Schicksalsgottheiten (Parzen, Nornen), sucht der Verfasser ihr Wesen in einem ziemlich entgegengesetzten Vorstellungskreise. „Sie verleihen Segen und häuslichen Wohlstand, Fülle und Fruchtbarkeit des Ackers“, und zwar nicht nur dem Haus und der Familie, sondern auch ganzen Gemeinden und Völkern, wie einerseits die zahlreichen Dedicationen pro se et suis u. dgl., andererseits die ungemein häufigen topischen Beinamen bezeugen. Einen persönlichen Charakter (als Genien) darf man ihnen trotz des Epithetons suae (resp. meae) nicht zuschreiben. Die Blüthe des Cultus fällt zwischen die Regierungszeiten Caligula's und Gordians (Mitte des I. — Mitte des III. Jahrhunderts); zur Vernichtung desselben haben Franken und Alemannen, welche nach jener Zeit unaufhörlich den römischen Grenzwall überfluteten, sicherlich viel beigetragen. Andererseits sorgten die Franken indirect für die Erhaltung der Matronensteine, indem sie sich derselben zum Bau ihrer Gräber bedienten. Ganz ausgerottet wurde die Mütterverehrung wohl nicht einmal durch die Stürme der Völkerwanderung, wofern die Annahme stichhältig ist, dass die christliche Andacht zu den drei Marien mit jenem heidnischen Cultus in Verbindung steht. Von sonst bekannten Collegien weiblicher Gottheiten gehören in den Rahmen dieser Untersuchung als engverwandt die Junones, Suleviae, Campestres und die weiblichen Kreuzweggottheiten Biviae, Triviae, Quadriviae. Im Anschluss behandelt Inm auch andere, äusserlich ähnliche Gestalten der Volksmythologie, welche man bisher irrthümlich mit den Matronen in Zusammenhang gebracht hat, so die Nymphae, Proxumae, Fati und Fatae, Parcae, Silvani und Silvanae etc., wodurch der ganze Figurenkreis, aus welchem sich die Mütter herausheben, zur grösseren Deutlichkeit umschrieben wird. Fast die ganze zweite Hälfte der Arbeit ist den Denkmälern gewidmet, wobei das Hauptaugenmerk auf die möglichst genaue Feststellung der Inschrifttexte gerichtet ist. Dieser Theil darf, da er dem Leser eine vollkommene und rasche Nachprüfung des im gegenwärtigen Stadium des C. J. L. noch weit zerstreuten Materials ermöglicht, für alle ähnlichen Untersuchungen als musterhaft bezeichnet werden. **Hoernes.**

88.

Maška, Karl. Der diluviale Mensch in Mähren. Neutitschein, 1886. 8. 109 S. mit 51 Abbildungen im Texte.

Der durch seine eifrigen und erfolgreichen Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte Mährens längst bekannte Verfasser der vorliegenden Abhandlung stellt in dieser alle bisher bekannten Nachrichten über Funde von den Zeugnissen der Anwesenheit des Menschen während der diluvialen Zeit in Mähren zusammen und gibt damit ein, soweit es bei dem heutigen Stande der Forschung möglich ist, erschöpfendes Bild der Ausbreitung und des Culturzustandes der Menschen, welche das genannte Land zur Zeit des Mammuth, des Renthiers, des Höhlenbären und der sonstigen Genossenschaft aus der Thierwelt bewohnten. Herr Maska bespricht hierbei sowohl die älteren aus früheren Abhandlungen bekannten Entdeckungen anderer Forscher, als auch die Ergebnisse der eigenen vorzüglich in der Umgebung von Neutitschein vorgenommenen Untersuchungen, welche derselbe seit einer Reihe von Jahren in grossem Umfange und mit ebensoviel Ausdauer als streng wissenschaftlicher Methode durchgeführt hat.

Hieher gehören vornehmlich die ungemein reichen Funde aus der Schipkahöhle und dem Teufelsloche (Čertova dira), zweien Höhlen des Jurakalkzuges bei Stramberg, die in verschiedenen wissenschaftlichen Versammlungen wiederholt zu lebhaften Erörterungen Anlass gegeben haben, bisher aber nicht eingehend und überhaupt nicht in genügender Weise beschrieben worden sind.

Die vorliegende Abhandlung bringt somit nicht blos die Ergebnisse aller diesbezüglichen früheren Arbeiten, sondern auch eine Reihe selbst festgestellter Thatsachen, in der Gesammtheit eine Fülle wissenschaftlichen Materiales, das wir auf dem kurzbemessenen Raume nicht im Einzelnen besprechen können, das uns aber berechtigt, Maska's Buch vom diluvialen Menschen in Mähren als ein vorzügliches und unentbehrliches Quellenwerk zu bezeichnen, welches wir mit gutem Bedacht jedem Urgeschichtsforscher empfehlen können.

M. Much.

89.

Wosinsky, Mauritius. Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. I. Heft. Budapest. Friedrich Kilian. 1888. Mit 24 Tafeln.

Es ist eine angenehme Pflicht, jetzt schon auf dieses neue bedeutende Werk aufmerksam zu machen, bedeutend durch den behandelten Gegenstand, der durch Umfang und Gehalt zu weittragenden Aufschlüssen über die urgeschichtlichen Zustände nicht nur von Ungarn, sondern von Mitteleuropa überhaupt berufen ist, und bedeutend durch die Art der Darstellung. Schon ein Blick in die zahlreichen und vortrefflich ausgeführten Tafeln zeigt, welcher Reichthum an urgeschichtlichen Funden durch die emsige Arbeit des Verfassers, welcher die Ausgrabungen leitete und sich durch umfassende literarische Studien und den Besuch zahlreicher Museen und Privatsammlungen hiezu vorbereitet hatte, auf der bezeichneten Fundstätte aufgeschlossen worden ist, wobei freilich pflichtgetreu hervorgehoben werden muss, dass ein wesentlicher Theil des Erfolges dem Grafen Alexander Apponyi, dem Eigenthümer der Fundstätte, zu danken ist, welcher nicht nur in hochherziger Weise die grossen Kosten der Ausgrabungen bestritten, sondern auch in vielfacher Beziehung geistigen Antheil an dem Werke hat. Wir werden Gelegenheit haben, auf dasselbe in eingehender Weise zurückzukommen. **M. Much.**

90.

Mooney, James. The medical Mythology of Ireland. Proceedings American Philos. Soc. XXIV. 136 bis 166. (1887.)

Ein in Amerika lebender Irländer gibt hier einen gehaltvollen Beitrag zur irischen Folklore, indem er den medicinischen Volksaberglauben seiner Heimat eingehend schildert. Es sind alle diese Mittheilungen unmittelbar von ihm in Verkehr mit den niederen Volksclassen des westlichen, noch gaelisch redenden Irland gesammelt worden. Alte Weiber, „Kräuterhexen" (irisch cailleac luibe), oder „Wissende" (bean feasac) genannt, sind die Ausübenden; seltener Männer. Ihre Künste und Wissenschaft sind oft erblich; sie werden daher nicht verrathen und man kommt oft schwer dahinter. Die Vererbung findet von einer Frau auf einen Mann, und von diesem wieder auf eine Frau statt, stets nach dem Geschlechte wechselnd, weil sonst die Geheimnisse an Kraft verlieren. Zu solchen Zauberweibern nimmt man gewöhnlich erst die Zuflucht, wenn die bekannten Hausmittel nicht anschlagen; man glaubt dann entweder Geister, das böse Auge oder Zauberei seien im Spiele und müssten bekämpft werden.

Sigefreog heisst die Person, welche sich damit beschäftigt, die durch Geister, Feen etc. hervorgebrachten Krankheiten zu heilen. Der Name bedeutet „Feenmann". Solche geben an, in ihrer Jugend von Feen entführt worden zu sein; bei diesen lernten sie ihre Künste. Daher die Angst der irischen Mütter um ihre Kinder, die mit allerlei Schutzmitteln gegen derartige Entführung ausgerüstet werden. Der oder die Sigefreog vermag auch Gedanken Anderer zu errathen und abhanden gekommene Gegenstände wieder herbeizubringen. Die von den Geistern geraubten Menschen — worüber viele geglaubte Geschichten umlaufen — werden wieder erlangt, indem man eine Mischung von Urin und Hühnerkoth gegen die Geister wirft. Die Geister können nämlich keinerlei Beschmutzung vertragen. Hässliche, kleine und elend aussehende Kinder betrachtet man stets als Wechselbälge, von den Feen an die Stelle der entführten echten und schönen Kinder in die Wiege gelegt. Um das echte Kind wieder zu erlangen, erwärmt man eine Schaufel, legt den Wechselbalg darauf und trägt ihn so auf die Düngerstätte. Dort muss die Fee ihn wegholen und das echte Kind dafür zurückbringen; letzteres lebt aber selten lange. Hier wirken Feuer, Eisen und Mist zusammen — drei kräftige Mittel gegen böse Geister. Auch Fingerhutkraut (Digitalis) vermag die Feen zur Zurückgabe der entführten Kinder zu zwingen.

Wer in das Territorium der Feen hineinschreitet, erlahmt; die „Forts" der Feen sind wohl prähistorische Ringwälle u. dgl. Zahlreiche Beispiele werden angeführt, dass ihr Betreten Erlahmung oder Geschwüre an den Beinen hervorbringt. If there is one thing certain, it is that are fairies in Ireland, sagte ein Beamter, mit 1300 Dollars Gehalt, zu Mooney. Kräuterwasser, um das erlahmte Bein oder die von den Feen verursachten Geschwüre zu heilen, verkaufen die alten Weiber gegen einen Korb voll Eier. Jedes Ei muss aber mit einem schwarzen Kreuze versehen sein, letzteres mit Ginsterkohle aufgemalt.

Niesen wird durch die bösen Feen verursacht, welche den Niesenden entführen wollen. Sagt man aber dazu „Gott segne uns", so wird dadurch der böse Geist verjagt. Daher unterlässt man diesen Ausruf niemals. Auch in Irland hat das prähistorische Steingeräth (saigead = sagitta, der Steinpfeil) heilende Eigenschaften, wenn in Wasser gelegt, das man trinkt. Man bewahrt es daher sorgfältig in eisernen Kistchen auf. Desgleichen schützt das an die Hausthür genagelte Hufeisen vor Geistern oder der auf's Dach gepflanzte Knoblauch. Als Schutzmittel trägt man Eisenstückchen bei sich oder — entsprechend der Medicintasche der Rothhäuter — ein Täschchen mit etwas Taback, Knoblauch, Salz, Hühnerkoth, Staub von der Strasse.

Heilungen durch Stellvertretung, die ich unter dem Stichwort „Sündenbock" für die ganze Erde nachwies (Ethnogr. Parallelen 29), fehlen natürlich in Irland nicht. Mooney erzählt zahlreiche Geschichten, wie die Irländer sie glauben. Z. B.: Eine Frau war krank und ihr Gemahl rief den weisen Mann, der anordnete, dass alles Lebende aus dem Hause zunächst entfernt würde, ehe er seine Zauberworte spräche. Man vergass eine Sau mit den Ferkeln zu entfernen. Diese starben, die Frau genass, denn die Krankheit war auf die Sau übergegangen. Wenn die Fischer von Mayo und Cornamaru Hunde mit in See nehmen und bei Sturm sie in's Meer werfen, so ist dieses wohl mehr als Opfer aufzufassen, denn als Stellvertretung, wie Mooney will. Interessant aber ist es, dass this practice existe in Ireland to day. „Nehmet mich und werfet mich in das Meer, so wird auch das Meer stille werden" hat schon der Prophet Jonas gesagt (I. 12) und bekanntlich hat das auch geholfen, gerade so wie noch jetzt bei den irischen Fischern. Auch die Geburtswehen können durch Vicariirung von den Kreissenden genommen und auf Jenen übertragen werden, der deren Schöpfer ist. Der Vater des Kindes mag billig sein Theil davon empfangen, die aber, so das Geheimniss kennen, bewahren es sorgsam und nur eine Frau theilt es heimlich der andern mit. Mooney hat's aber doch erfahren. Die Hebamme jagt den Ehemann aus der Wochenstube und legt dessen Jacke auf die Kreissende, dadurch erhält jener seinen Antheil an den Geburtsschmerzen, während die Pein des Weibes gemindert wird.

Durch ganz Irland glaubt man an den bösen Blick, dort in gaelischer Sprache Drocsuil genannt. Die ihn besitzen, wissen es selbst nicht und das durch sie hervorgebrachte Uebel braucht nicht der Ausfluss von Uebelwollen zu sein. Es entsteht der böse Blick durch einen Fehler bei der Taufe, wenn z. B. der Priester in der Taufformel ein Wort auslässt; er kann erblich sein und erstreckt sich auch auf ganze Familien, wie in County Clare die Familie Mearnan allgemein als damit behaftet gilt. Auch in Irland glaubt man, dass das Lob eines mit bösem Blick versehenen Menschen Schaden bringt und derselbe wird dann gezwungen, als Gegenzauber auf den gelobten Gegenstand zu spucken — heilende Kraft des Speichels ist ja in den Evangelien bekannt, im classischen Alterthum schützt Ausspucken gegen Zauber und so vielfach bei Naturvölkern; ich führe nur die ungewöhnliche Anwendung bei den Masai Ostafrikas an (Thomson, Masailand. 257).

Quellencultus herrscht noch ausgiebig in Irland und die Zahl der heiligen Quellen ist gross, wie der Teich Bethesda werden sie heute noch benützt. Zwanzig heilige Quellen sind allein in Galway bekannt; sie sind oft mit Heiligen in Verbindung gebracht und ihr Wasser wird zu profanen Zwecken

nicht benützt. Ein Weib, das aus Versehen aus heiliger Quelle Wasser zum Kochen schöpfte, konnte dieses nicht zum Kochen bringen. Am Grunde vieler dieser Quellen haust ein Fisch, ein Wurm, dessen Erscheinung an der Oberfläche von Bedeutung ist. Pilger lassen an diesen Quellen einen Theil ihrer Kleidung, ein Paar Lappen oder dergleichen zurück, an einem benachbarten Baum gehängt (vergl. Lappenbäume in meinen Ethnogr. Parallelen. 58). Namentlich zu Heilzwecken besucht man diese Quellen und manche sind auch mineralischer Natur. Lough Dearg in Donegal wurde im Mittelalter aus ganz Europa besucht. Man badet und betet an den Quellen und Teichen.

Die abergläubigen Volksheilmittel gleichen vielfach den unserigen. Epilepsie wird curirt, indem man Milch aus einem Menschenschädel trinkt, Zahnschmerz, indem man den Gaumen mit dem Finger einer Leiche reibt. Die Kopfschmerzen entstehen dadurch, dass die Suturen des Schädels sich öffnen, man presst sie daher zusammen; Blutfluss wird besprochen oder man legt ein am Sonntage gewaschenes und gebügeltes Stück Leinen auf. Scropheln heilt man durch Hirschhornpulver. Um Rheumatismus zu entfernen, trägt man eine Kartoffel in der Tasche, so wie diese eintrocknet, vergeht auch die Krankheit; um Warzen zu entfernen, steckt man eine Schnecke auf den Dorn einer Hecke: verschrumpft die Schnecke, so schwindet auch die Warze. (Vergl. Les verrues in der Pariser Zeitschrift Mélusine, herausgegeben von Gaidoz und Rolland III. 42 ff 1886.) Krampf entsteht dadurch, dass Würmer die Eingeweide verknoten. Durch einen magischen Knoten (snaidm na peiste), der in einen Strick gemacht und dem Leidenden auf den Magen gelegt wird, entfernt man ihn. **R. Andree.**

91.

Holmes, William H. The use of Gold and other Metals among the ancient inhabitants of Chiriqui. Washington, Bureau of Ethnology 1887.

Der Isthmus von Darien, von dem Chiriqui einen Theil bildet, ist in archäologischer Beziehung noch wenig erforscht. Und doch bildet gerade er als geographischer Mittelpunkt zwischen der alt-aztekischen Cultur im Norden und jener der Inkas im Süden ein Beobachtungsfeld, das wichtige Ausbeute verspricht; denn auch dort hat, wie wir jetzt wissen, ein altes Culturvolk gewohnt. Vor allem sind es die Forschungen eines bisher nicht genannten Herrn J. A. Mc. Niel gewesen, die Licht auf die alte Bevölkerung des Isthmus zu werfen beginnen; er hat persönlich einige tausend Gräber dort geöffnet und den grössten Theil der wichtigen Ausgrabungen dem National-Museum in Washington übergeben. Es sind Metall-, Stein- und Thonsachen, welche hier massenhaft den Huacas entnommen wurden, erstere mehr auf den Einfluss der Chibchas (in Colombien) deutend, letztere sich an die archäologischen Objecte aus Costarica anlehnend. Früher sind die Huacas von Schatzgräbern durchwühlt worden, von denen man weiss, dass sie einmal ein Gewicht von 130 Pfund Goldfiguren erbeuteten, die leider eingeschmolzen wurden.

Die hochinteressanten, einen ganz eigenthümlichen Stil zeigenden Metallsachen von Chiriqui, welche nach Washington gekommen sind, hat der auf dem Gebiete amerikanischer Archäologie verdiente und erfahrene Holmes nun in vorliegender Schrift beschrieben und abgebildet. Meist sind es Goldfiguren, stark mit Kupfer legirt, welche wohl als Amulete getragen wurden; gewöhnlich sind sie nur klein, stets aber sehr künstlich gearbeitet, so dass die Frage aufgeworfen werden muss: wie sind diese Sachen hergestellt worden? Holmes prüft diese Frage eingehend, doch ist sie nicht so leicht zu entscheiden. Wiewohl die Figuren filigranartig sind und theilweise aus Draht zusammengesetzt erscheinen, sind bei ihnen doch keinerlei Spuren von Löthung zu entdecken; Holmes entscheidet sich dafür, und die Gründe dafür mögen bei ihm ausführlich nachgelesen werden, dass diese Goldfiguren alle gegossen sind; später wurde höchstens einiges noch mit dem Hammer bearbeitet, von Ciselirung ist aber keine Spur zu entdecken.

Dem gegenüber will ich darauf aufmerksam machen, dass die in Leiden befindlichen Goldfigürchen, welche Lemanns schilderte (Congrès des Americanistes. Luxembourg 1877. II. 284), und die im Stil ganz den von Holmes beschriebenen Sachen aus Chiriqui gleichen, nach dem Urtheil von Lemanns wenigstens zum Theil durch Löthung hergestellt wurden.

Von grosser Wichtigkeit ist auch dasjenige, was Holmes uns über das Platiren mit Gold berichtet. Viele der Figuren zeigen nämlich einen Kupferkern und sind nur dünn mit dem edlen Metall überzogen; Holmes bringt mancherlei Methoden zur Sprache, wie diese Vergoldung bewirkt sein könnte, kann aber natürlich eine sichere Entscheidung nicht treffen.

Die Gegenstände selbst betreffend, so sind es namentlich grotesk gestaltete menschliche Figuren mit auffallend dargestellten Geschlechtstheilen; Hände, Ohren, Ornamente sind stets aus Draht gebildet. Dann folgen Thiergestalten, darunter phantastische Vögel, ferner sehr realistische Pumas, Krokodile, Fische und sehr zahlreiche Frösche.

Von Bronzen sind namentlich Glöckchen (Schellen) gefunden worden, sämmtlich gegossen und im Stile den mexikanischen sehr ähnlich. Holmes gibt sich Mühe, zu beweisen, dass die Glöckchen eine Originalerfindung der Amerikaner seien. Indessen das war schon lange entschieden, worüber E. B. Tylor, Anahuac. London 1861, p. 236, nachgelesen werden möge. Auch Hamy (Revue d'Ethnographie, II. 441) hat darüber schon geschrieben. **R. Andree.**

92.

Lippert, J. Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. 2. Band. Stuttgart 1887. 656 pp.

Im 1. Heft des diesjährigen Bandes dieser Mittheilungen hatte Referent die Freude, sich über den 1. Band einer gross angelegten Culturgeschichte, die wirklich diesen nur allzu oft dilettantisch verbrauchten Namen verdiente, aus der Feder des unermüdlichen Julius Lippert zu äussern, und zwar mit höchster Anerkennung, wie sie einem Werke gegenüber am Platz war, das eine durchaus selbstständige, geistvolle Verarbeitung und lichtvolle Darstellung eines mit Umsicht und Fleiss zusammengebrachten, grossen Stoffes darbot. Nunmehr ist mit dem vorliegenden zweiten Band das Werk zum Abschluss gekommen und hat im Ganzen redlich

gehalten, was der Anfang versprochen. Hatte der erste Band die Elemente vorgeführt, aus denen sich das sociale Leben des Menschen zusammenfügte, gleichsam nur als die Exposition des culturgeschichtlichen Drama's, so lässt der zweite Band diesen Bau nun vor uns erstehen, das Drama sich entwickeln. Es soll allerdings damit kein tieferer Gegensatz, keine bemerkbare Kluft zwischen dem ersten und zweiten Bande angedeutet sein, nur wie gesagt, ist die Darstellung zu Beginn des 2. Bandes an einen Punkt gelangt, wo sich ihr der Mensch nicht mehr als Individium, sondern als Gesellschaftswesen darstellt, der in seinem äussern Leben sowohl, wie nach der Richtung seiner inneren Entwicklung stets von der Gesellschaft abhängt, in ihr und mit ihr sich entwickelt und ihr Product wird, wie sie andererseits nichts ist, als die Gesammtheit und Gesammtwirkung der verschiedenen Individuen und ihrer Kräfte.

So führt uns denn Lippert zunächst in die Entwicklung der Ur- und Keimzelle aller Gesellschaft, in den kleinen Kreis der Urfamilie ein, die uns zuerst unter dem Zeichen des Matriarchates entgegentritt. Wir lernen die mannigfachen Gesellschaftsformen im Bereiche des Mutterrechtes kennen, mit ihren Rudimenten bis in die Zeiten, wo der Umschwung erfolgt, die Mannesherrschaft und das Vaterrecht eintritt, in Folge dessen alle geselligen und rechtlichen Verhältnisse sich verschieben, die Formen der Ehe sich wandeln und nunmehr als Raub-, Kauf- und Vertragsehe auftreten. Wir erfahren sonach, wie in diesen alten Formen und Verhältnissen die Stammformen der Hochzeitsbräuche und der sich daranschliessenden Sitten wurzeln, verfolgen die Entwicklung der Wohnstätte und des Hauses mit den verschiedenen Wegen, die in alten Lebensbedürfnissen vorgezeichnet lagen, womit sozusagen die Betrachtung der socialen Einzelzelle, der Familie, nach ihren innern Verhältnissen und ihrer nach aussen sich kundgebenden Abschliessung, in der Wohnung, erschöpft ist. Von nun an haben wir es immer mit dem Menschen als sociales Wesen, als ζῷον πολιτικόν des Aristoteles zu thun, gleichnissweise als mit der Biologie eines Zellenstaates. So werden hier alle Cultur-Ansätze, welche der Angehörige der kleineren Menschengruppen, wie der erste Band ausgeführt, in seinen Kreisen begonnen, in ihrer weiteren Entwicklung verfolgt, sowohl die technischen Arbeitsfortschritte insbesondere in ihrer Richtung auf die Metallverwerthung als die geistigen Fortbildungen, im Cult und den Religionsverhältnissen, besonders auch insofern sie mit socialen Gestaltungen in Zusammenhang stehen, wie drittens auch die Entwicklung, welche die Patriarchalfamilie nimmt, ihre Zersetzung und die Geschichte der Staatenbildung und des Rechtswesens im Grundriss vorgeführt wird. Den Beschluss macht eine höchst gedankenvolle Betrachtung über die Erlösungsreligionen und die sich immer mehr vollziehende physische und psychische Beherrschung der Natur, womit allererst eine Mündigsprechung des Menschengeschlechtes erfolgt ist.

Es ist nicht möglich, von dem Reichthum concreter Belehrung, der in dem soeben skizzirten allgemeinen Grundriss des Lippert'schen Werkes eingebettet ist, auch nur eine ungefähre Vorstellung zu erwecken. Genug, wenn wir sagen, dass wohl keine Vorstellung, kein Brauch, kein factisches Verhältniss im Leben der Cultur oder Uncultur angegeben werden könnte, das im Zusammenhange der Lippert'schen Darstellung nicht seine richtige Stelle, seine vollständige Aufhellung und allseitige Würdigung erhalten hätte. Lippert's Buch ist die verlässlichste und anregendste Quelle von Belehrung über Alles, was den Menschen als geschichtliches Wesen charakterisirt und ausmacht. Nachdem dem Menschen nichts näher steht, als eben der Mensch, lässt sich die Erwartung und Hoffnung aussprechen, dass Lippert's gehaltvolles Buch nicht nur Bibliothekwerk bleiben, sondern zum Haus- und Familienbuch werden wird, zu welchem es sich auch als Probestück schönen klaren Styles und geistvoller Vortragsweise nach der formalen Seite hin qualificirt.

Haberlandt.

93.

Mayet, P. Japanische Bevölkerungsstatistik, historisch, mit Hinblick auf China, und kritisch betrachtet. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. 36. Heft.

Die Uebung der periodischen Feststellung der Volkszahl in Japan ist auf China zurückzuführen. Für China ist historisch dreierlei zu unterscheiden: 1. erstes Vorkommen der Feststellung der Volkszahl durch Registerführung; 2. erstes Vorkommen der Volkszählung; 3. erstes Periodischwerden der Volkszählung. Die erste Feststellung der Volkszahl in China durch directe Zählung fällt in das Jahr 800 v. Chr. Interessant ist die in der Literatur sich bekundende religiöse Scheu vor der Vornahme solcher Zählungen. Vgl. 2. Moses 30, 11 bis 16: „Wenn du die Häupter der Kinder Israel zählest, soll ein Jeder dem Herrn geben die Versöhnung seiner Seele, auf dass ihnen nicht eine Plage widerfahre, wenn sie gezählet werden". Laut dem Ceremonienbuch der Dynastie Schu „verbeugte sich der Kaiser, wenn ihm die Zahl der Bevölkerung berichtet wurde, worauf er erst die Tabelle empfing. So bezeugten diese Herrscher Ehrfurcht vor dem Werke, wo jede Zahl eine Seele bedeutet". Confucius belebte diese ältere Sitte wieder; es war eine seiner Eigenthümlichkeiten, „dass er sich, wenn er Jemanden begegnete, der die Bevölkerungstafeln trug, tief vornüber bis zu dem Querbalken seines Wagens verbeugt habe". Die erste Notiz über periodische Volkszählung findet sich in einem Gesetzbuche des Jahres 624 n. Chr. Zum Zwecke der Zählung sollen nach gesetzlicher Vorschrift an allen Häusern Tafeln (mönpai) ausgehängt sein, auf welchen die Namen der anwesenden und abwesenden Mitglieder jeder Familie aufgeschrieben werden müssen. Durch die Häuseraufseher, die Ortsvorsteher u. s. w. wird die Summirung jedes Departements, jeder Provinz und des ganzen Reiches vorgenommen. Alle fünf Jahre findet eine controlirte Volkszählung durch eigene Beamte (sogenannte Aufschreiber) statt, deren Unzuverlässigkeit gegen Bestechung (um Kopfsteuer, Frohnarbeiten, Militäraushebung zu vermeiden) durch gesetzliche Strafandrohungen vorgebeugt wird.

Die älteste japanische Volkszählung fällt in das Jahr 610 n. Chr.; der Modus war der chinesische. Ohne Regelmässigkeit wurde dieselbe bis in die Gegenwart fortgesetzt, wo die Registerführung und die directe Volkszählung verschiedene Verbesserungen erfahren hat; namentlich durch die im Gegensatz zur früheren Praxis stehende Veröffentlichung der Resultate.

In der Registerführung spiegelt sich das herrschende Grundprincip des Familismus, im Gegensatz zu unserem Princip des Individualismus. Es werden zwei Register gehalten: für eheliche Kinder von der Frau oder Nebenfrau und andererseits für uneheliche Geburten — letzteres höchst lückenhaft, da Strafe für Nichtanzeige nicht existirt.

Findlinge werden bei dem Registeramt desjenigen Landtheils, wo sie gefunden wurden, auf eine eigene Liste gesetzt, bis sie durch Adoption, Verheiratung auf die Familienliste kommen.

Heiraten werden vom Manne angezeigt und die Frau geht darauf auf den Registern zu der Familie des Mannes über. Zweiten und dritten Söhnen ist es erlaubt, den Familiennamen der Braut anzunehmen; es bedarf aber der Meldung zur Uebertragung in die andern Register.

Der übrige Theil der Abhandlung ist rein statistischen Inhalts. Ethnologisch interessant ist der Umstand, dass die ausserordentlich geringe Zahl der Geburtsziffer (2·5), (Frankreich 2·58 auf 100 Einwohner) hauptsächlich auf der mehrjährigen Lactationsperiode der Frauen beruht.

Haberlandt.

94.

Spinner. Das japanische Sternenfest „tanabata no serku“. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. 36. Heft.

Das sogenannte japanische Sternenfest ist wie alle volksthümlichen, religiösen Feste in Japan buddhistisch, mit shintoistischen Elementen combinirt. Es feiert die Zusammenkunft des Götterpaares Kengyu und Shokujo bei der Milchstrasse (amanogawa), durch welche sie sonst das ganze Jahr getrennt sind — also jedenfalls eine astronomische Feier. Die Festfeier selbst nimmt folgenden Verlauf:

In der Morgendämmerung sammeln die Kinder Thau auf dem Reisfelde, womit nachher die Tusche zum Schreiben der Festlieder flüssig gemacht werden. Die damit auf bunten Papierstreifen geschriebenen Lieder werden an die Zweige der Krone eines Bambusrohrs gehängt. Der Bambus wird in den Garten gestellt und auf die Veranda mit Vorsetzung einiger Opferspeisen, und die Familie unterhält sich dort bis tief in die Nacht mit Beobachtung der Sterne, besonders auch ihrer Spiegelung im Opferwasser. Die Spiegelbilder werden von Mädchen und Frauen mit Nadel und Faden „durchstochen“. Je mehr ihnen dies gelingt, desto geschickter werden sie in der Näharbeit sein. Die Weberin breitet bunte Seidenfäden aus, um ihre Fertigkeit zu erhöhen. Es ist ein höchst interessanter Zug, wie man so den mythologisch-bedeutsamen Vorgang am Himmel — eine Gestirn-Constellation — sich durch die Spiegelung im Opferwasser fetischistisch nahezubringen und gläubig auszunützen weiss.

Folgenden Tages wird das Bambusrohr mit seinem Schmuck in den Bach geworfen, nicht ohne dass mitunter einzelne Papierstreifen im Hause zurückbehalten und am Spinnrad, zum Vortheil der Spinnarbeit, befestigt würden.

Das japanische Volk hat bezüglich dieser sehr populären Sternfeier mehrere astrologische Mythen entwickelt, welche übrigens sämmtlich einen astronomischen und im Zusammenhang damit einen meteorologischen Hintergrund nicht verleugnen.

Es ist für den Buddhismus sehr charakteristisch, dass er dabei in die frohe poetische Feststimmung des japanischen Volkes mitunter seine melancholischen Betrachtungen zu mischen nicht unterlässt: „Wundere dich nicht, dass die Himmlischen so selten zusammenkommen. Das ist besser als das Los der Menschen, bei denen das Glück bald ein Ende nimmt und nie mehr wiederkehrt.“

Haberlandt.

95.

Gottschall, Rudolf von. Das Theater und Drama der Chinesen. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1887. 209 pp.

Die Geschichte des chinesischen Theaters führt in keine sehr alte Zeit zurück. Die erste Nachricht über dasselbe stammt aus dem 8. nachchr. Jahrhundert. Als Vorstufen sind Tänze bei Opferfesten, Sonnenfinsternissen, staatlichen Feierlichkeiten etc. zu nennen, aus welchen sich das pantomimische Ballet entwickelte, das in China nicht blos Scenen des bürgerlichen Lebens, sondern sogar historische Ereignisse darstellte. Diese Vorstufen gehen dem Auftreten des regelrechten Theaters zeitlich um mehr als 2 Jahrtausende voraus. Der Kaiser Hiuentsang (Thang-Dynastie) war der erste, welcher Poesie, Musik und Tanz, die gesondert und für sich in China sämmtlich seit jeher sich lebhaftester Pflege erfreuten, zum Drama vereinigt haben soll — höchst wahrscheinlich auf eine von aussen kommende Anregung hin (742 n. Chr.), indem eine Musikbande „aus barbarischen Ländern“ vor dem Kaiser Dramen mit Liedereinlagen aufführte. Seither datirt sich die selbstständige Entwicklung des chinesischen Theaterwesens, das indessen keinen sehr hervorragenden und besonders keinen ehrenvollen Platz im chinesischen Culturleben einnimmt. Oeffentliche Theatergebäude gibt es nur in den Nordprovinzen, eigentlich Musik- und Tanzhäuser, die für die sogenannten Schauspieltage („Fang-kia-ji-thsen“) zu theatralischen Darstellungen eingerichtet werden, während sich in den Südprovinzen keine stehenden öffentlichen Theater finden, sondern die Schauspielproductionen in offenen Tempeln oder improvisirten Schaubuden stattfinden, deren Unkosten von den Umwohnern oder bei religiösen Festlichkeiten von den Mandarinen selbst bestritten werden. Ausserdem gibt es noch in den Häusern der Reichen Schauspielsäle, in denen wandernde Truppen ihre Vorstellungen geben — in Gegenwart von geladenen Gästen des Hausherrn, sowie einer Volksmenge, der man herkömmlicherweise den Zutritt in den Hof des Hauses gestattet. Die Vorstellungen finden auch bei Tageslicht statt. Der scenische Apparat wie die Bühne selbst ist von grösster Einfachheit; es wird bezüglich der Ausstattung fast Alles der Phantasie des Publicums überlassen; so dient ein Schrank als Zimmer, ein Zaum als Reitpferd etc. Dagegen wird sehr viel gefochten und überhaupt mit Waffen ein grosser Aufwand getrieben. Vor Allem aber sind die Costüme des chinesischen Theaters wahrhaft glänzend und gehören meist der altchinesischen (vortartarischen) Zeit an, wie überhaupt Costümtreue zu den am sorgfältigst beobachteten Punkten der chinesischen Ausstattungskunst gehört. Die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler ist in China keine glänzende. Sie werden mit den Sklaven, Lohndienern, Courtisanen zur niederen Classe

gerechnet, im Gegensatz zu den vier ehrbaren Bevölkerungsclassen, weniger wegen ihrer Beschäftigung als solche, sondern weil die Directoren meist Sklavenkinder aufkaufen, um sie für den schauspielerischen Beruf auszubilden. Eine Schauspielertruppe besteht gewöhnlich aus 8—10 Personen; die Frauenrollen werden gegenwärtig von Knaben und Jünglingen, bisweilen von Eunuchen gespielt, früher auch von Weibern (nao nao, „Affenweibchen"). Jede Schauspieltruppe hat ihr feststehendes Repertoire von ein- für allemal einstudirten Stücken (50—60), von welchen nach Wahl des Publicums eines zur Aufführung kommt.

Es gibt eine Technik des chinesischen Dramas, welche sämmtliche Verhältnisse des Schauspiels, Rollenfächer, Scenarium, Aufbau etc. in bestimmten Regeln und Eintheilungen begreift, doch liegt dies ausserhalb des Rahmens, welcher uns durch das Interesse der Leser dieser Mittheilungen vorgesteckt ist. Ebenso müssen wir es uns hier versagen, auf den Inhalt der nachfolgenden Capitel, so interessant und anziehend sie sind (Eintheilung des chinesischen Dramas, das historische Trauer- und Schauspiel, das bürgerliche Schauspiel, das Zauberdrama, das Charakter- und Intriguenspiel und das moderne Drama der Chinesen) einzugehen. Hier nur noch die Bemerkung, wie die drei wichtigsten Religionslehren Chinas, die Tao-Religion, die Lehre des Confutse und des Buddhismus in verschiedener Art in die Entwicklung des Dramas eingegriffen haben; erstere, indem sie einer eigenthümlichen Gattung von Dramen ihren phantastischen Charakter mittheilte und überhaupt in das Drama der Chinesen das phantastische Element gebracht hat; die Staatsphilosophie des Confutse gibt dem chinesischen Drama den geistigen Gehalt, die Vorliebe für alle Conflicte der Pietät, die eigentliche Essenz des Empfindens und Denkens, ohne indessen mit besonderer Betonung als solche hervorzutreten; der Buddhismus endlich, indem seine faulen Bonzen und quietistischen Lehren der chinesischen Dramatik Stoff genug zu Lustspielen und satirischen Possen geben.

Dass das vorliegende Buch auch formell neben seinem reichen Inhalt eine höchst anziehende Lectüre gewährt, braucht bei einem Schriftsteller vom Range Gottschall's nicht erst hervorgehoben zu werden.

Haberlandt.

96.

Nokomis. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Wiedererzählt von Karl Knortz. Zürich 1887. 121 p.

Die Sammlung enthält 74 Mythen und Märchen verschiedener Indianerstämme, wie der Shastikas, Ohomawis, Palligawonas, Senecas u. a. m. Eine sachliche Eintheilung liesse sich unschwer durchführen. 1. Kosmogonien (Nr. 11, 12, 24, 28). 2. Entstehungsmythen (des Menschen 14, 20, 31; verschiedener Thiere, wie des Prairiewolfes, des Luchses, der Fische, Frösche, Krebse und Blutegel 1, 2, 7, 51; des Feuers 3, 10, 18; der Sonne und des Mondes, der Berge, des Niagarafalles, verschiedener Sternbilder, der Sprachen, des Echos etc.). 3. Geister- und Gespenstermärchen. 4. Thierfabeln. 5. Thierschwänke (zugleich meist der Erklärung von körperlichen Merkmalen der Thiere dienend). 6. Eigentliche Märchen. In diesen 6 Gruppen liesse sich der reiche Inhalt des Buches systematisch unterbringen. Es versteht sich, dass ethnologischer Stoff in Hülle und Fülle darin steckt. Wir müssen es hier bei einigen zufällig herausgegriffenen Proben bewenden lassen. Besonders interessant sind die Feuersagen; sie weisen auf Folgendes hin: das Feuer wurde vom Himmel, vom Weltende etc. gestohlen; es wird durch gegenseitige Mittheilung und Uebergabe rasch transportirt; es gelangt schliesslich in einen Treibholzstamm, aus dem man es herausreiben mag (Nr. 31); die Indianer holten sich das vom Prairiewolf auf den Bergen angezündete Feuer (Nr. 12) — wohl ein Hinweis auf vulkanisches Feuer, von dem der betreffende Stamm sein Feuer gewann — und so Anderes in der Art mehr. Allgemein wird in den Märchen der Zustand der Steinbewaffnung — Pfeilspitzen aus Feuerstein, steinerne Tomahawks u. s. w. — vorausgesetzt; verschiedene Bestattungsarten werden mitgetheilt etc. etc. Die grösste Ausbeute natürlich liesse sich aus unsern Märchen für die religiösen und sittengeschichtlichen Eigenthümlichkeiten der indianischen Stämme gewinnen; fast jedes einzelne steckt voll von bemerkenswerthen Zügen in dieser Hinsicht. Nur Eines macht uns bedenklich: die so wenig wissenschaftliche Form, in der Knortz seinen werthvollen Stoff darbietet. Es geht bei dem heutigen Stande der ethnologischen Forschung nicht mehr an, Märchen „nordamerikanischer Indianerstämme" „wiederzuerzählen"; wir müssen Quelle, Stamm, einen wirklich originalen Text ohne Ausschmückungen, Reflexionen, kurzum ohne Subjectivitäten des Sammlers erhalten. Was ist indianisch originell, was freie Zuthat des Erzählers? Diese Frage darf uns nicht immer stören. Für ein grösseres Publicum, das der Märchenliteratur immer zugeneigt ist, können die vorliegenden Erzählungen doch nicht bestimmt sein; dazu haben sie zu wenig Poesie, Sinn und inneren Zusammenhang; wie sie sich uns darstellen, als vielfach unzusammenhängende, auf höchst seltsamen Voraussetzungen und religiösen Vorstellungen beruhende Schöpfungen einer primitiven, mit wenigen Zügen und Bildern operirenden Volksphantasie, Schöpfungen, die theilweise durch die Tradition verstümmelt, fragmentarisch und noch dunkler als sie ursprünglich waren, geworden sind, beanspruchen sie wohl das volle Interesse des Ethnologen, der aber, soll er etwas daraus lernen und etwas damit anfangen, auch strengere Anforderungen an die Art, wie sie dargeboten werden, stellen muss. Die populäre Haltung der merkwürdigen Erzählungen bei Knortz macht es ihm schwer, wo nicht unmöglich, dieselben als historische Quellen zu benützen. Es ist dies kein Vorwurf für den verdienten und anderweitig vielbeschäftigten Verfasser, eher eine Bitte für die Zukunft, in der wir uns ja gewiss noch manches Tüchtige von dem fleissigen Verfasser erwarten dürfen.

Haberlandt.

97.

Schubert Hermann, Dr. Zählen und Zahl. 36 pp. Hamburg, Richter, 1887.

Ein Hauptverdienst dieses Schriftchens, das einen schon vielbehandelten Gegenstand erörtert, liegt in der ungemein logischen Gruppirung des Materials und der scharfsinnigen Auseinanderwicklung des Problems, derzufolge es ungemein leicht und übersichtlich wird, die psychologischen Entwicklungsgrade und -Stufen der menschlichen Geistesthätigkeit des Zählens zu verfolgen. Das Werkchen zerfällt in 2 Abschnitte, von denen der erste die Principien der Bildung der Zahlwörter darstellt und dabei eine ebenso tüchtige Beherrschung des ethnologischen Stoffs auf dem Gebiete der Uncultur,

wie der historischen Nachrichten, namentlich aus Indien, beweist, wodurch es auch allein möglich war, den Gegenstand so gründlich zu erschöpfen, wie es dem Verfasser in präciser Gedrängtheit gelingt. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Principien der Bildung der Zifferschrift, die auch in einer Tabelle veranschaulicht werden. Aus den mannigfaltigen, unzweckmässigen, Zeit und Mühe raubenden Methoden, die in schrittweiser Verbesserung der schriftlichen Notirung von Zahlen und der mit ihnen zu vollziehenden Operationen dienten, sticht die nun auch allgemein von uns durch arabische Vermittlung acceptirte indische Ziffernschrift auf das Vortheilhafteste hervor, was uns sonst gewöhnlich kaum mehr bewusst ist. Mit Recht nennt sie Schubert „eine der schönsten Früchte menschlichen Scharfsinnes, eine der wichtigsten Erfindungen in der ganzen Culturgeschichte". Man muss die zahlreichen übrigen Systeme von Ziffernschriften kennen, um die indische Erfindung in ihrer ganzen Grösse und weittragenden Bedeutung zu übersehen. Nach ihr ist eine Verbesserung nicht mehr denkbar. **Haberlandt.**

98.

Cecchi Antonio. Da Zeila alle frontiere del Caffa. Vol. III. con 4 Tavole ed una carta. Roma. Erm. Loescher & Co. 1887. 636 pp. 8°.

Nur mit einem Anhange dieses ausschliesslich linguistischen Bandes haben wir es hier zu thun, nämlich mit einigen Erzählungen und Fabeln aus dem Munde der Amharis, Oromos und Caffas, die Cecchi aufgezeichnet hat und in italienischer Sprache wiedergibt. Gleich in dem ersten, als abessinisch bezeichneten Thierschwank: „Die Sprache der Thiere" erkannte Referent eine Erzählung aus dem persisch-türkischen Tutinameh: „Papageienbuch" (27. Abend: „Der Rath des Widders" ed. Rosen, II. p. 236), das bekanntlich auf die indische Märchensammlung: „Çukasaptatî", d. i. „70 Erzählungen eines Papageis" zurückgeht. Die Veränderung des Textes in der abessinischen Fassung bezieht sich fast nur auf die Einleitung der Geschichte, deren Pointe und anderweitige Führung sonst sehr genau erhalten ist. Das Gleiche gilt von Fabel III der Oromos: „Die Maus und der Elephant", die jedenfalls durch arabische Vermittlung, und zwar durch das Fabelwerk: „Kalilah u Dimnah" aus Indien, woselbst es ein sehr bekanntes und althergebrachtes Märchen ist, entlehnt ist. Die zweite Fabel: „Der Esel, Wolf und Fuchs" vermag Referent im Augenblicke wohl nicht auf eine arabische resp. indische Fabel zu beziehen, sie macht aber durch ihre ganze Fassung, durch die scherzhafte Processform und die ganz orientalische Charakteristik der Thiere diesen Ursprung in hohem Grade wahrscheinlich. Es ist gewiss interessant, in diesen wenigen Proben populärer abessinischer Unterhaltungsliteratur die arabische Culturein wanderung so deutlich angezeigt zu sehen. Wir können nur wünschen, dass uns bald mehr Stoff als in der vorliegenden kleinen Probe dargeboten werde. **Haberlandt.**

99.

Schröder, Dr. L. v. Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung. Ein Cyclus von 50 Vorlesungen. Leipzig. Verlag von H. Haessel. 1887.

Das letzte Jahrhundert hat uns eine Literatur und damit einen Culturkreis erschlossen, die bislang so gut wie unbekannt, unbedenklich der klassischen Civilisation des Alterthums an die Seite zu setzen sind, die Sanskrit-Literatur, die altindische Civilisation. Die mit immer grösserem Eifer und bedeutenderen wissenschaftlichen Mitteln fortgesetzte Erforschung des indischen Alterthums in allen seinen Zweigen ist nun heute bereits auf den Punkt gediehen, wo eine Ueberschau, ein Zusammenfassen und Durchsichten des ganzen Stoffs nicht nur möglich, sondern sogar erwünscht ist, um in vorläufiger Hauptgliederung und Gruppirung das Fortschreiten der Detailforschung in die richtigen Bahnen zu leiten und überhaupt die Masse der Einzeluntersuchungen eine zeitlang zu tragen, bis deren Resultate künftighin wieder nöthigen werden, einen neuen Grundplan zu zeichnen, die geänderten Linien des Bildes einzutragen und damit wieder eine allgemeine, aber um so viel correctere Basis zu schaffen. Dies ist ja doch der hauptsächlichste Zweck und Nutzen solcher Compendien, wie das vorliegende, für die betreffende Wissenschaft selbst. Freilich, für das grössere Publicum Derjenigen, welche nicht Fachleute sind, bedeutet solch ein Werk, wo alles Wissenswerthe über indische Literatur und ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Cultur des Volkes, beisammensteht, mit allen nöthigen Quellenangaben und kritischen Winken, noch bedeutend mehr, bedeutet es speciell in unserem Falle ein werthvolles Hand- und Nachschlagebuch über ein zu immer grösserer Wichtigkeit gelangendes Capitel der Weltgeschichte und Weltcultur. Namentlich der Ethnograph, von dem sanskritische Fachkenntnisse nicht vorausgesetzt werden können, der vergleichende Literaturhistoriker, dem die riesenhaften und so eigenartigen Verhältnisse der indischen Literatur interessant sein müssen, der Historiker, der Philologe, kurz alle Gelehrten, die sich irgendwie mit dem Menschen als historischem Wesen beschäftigen, werden Schröder's Werk — ganz abgesehen von der Tiefe oder Seichtigkeit seiner Auffassung — mit Freude begrüssen und mit grossem Vortheil benützen können. Sie können dies mit vollster Beruhigung thun. Schröder ist ein besonnener, kritisch verfahrender Autor, der alles Zweifelhafte, alles noch in Discussion Stehende als solches kennzeichnet und sein Werk zumeist nur aus ganz sicheren und endgiltig geprüften Bausteinen aufbaut. Auch die erreichte Vollständigkeit lässt nichts zu wünschen übrig. Sowohl die rein literarischen Gebiete, wie die wichtigsten culturellen Erscheinungen, namentlich auf religiösem Boden, finden ihre erschöpfende Darstellung. Als für den Ethnographen besonders interessante und wichtige Ausführungen seien die nachfolgenden Partien des umfangreichen Werkes namhaft gemacht: Die Periode der indopersischen Einheit, besprochen p. 21 bis 28. Die Culturverhältnisse der Rigveda-Zeit, p. 32—44. Die Mythologie der Veden, mit der Dreitheilung in Götter der Lichterscheinungen, des Luftraums und der Erde, p. 45—82, namentlich der Forschung des Ethnologen zu empfehlen Gestalten, wie die der Bildner, Parjanya's, des Regengottes, der Aranyânî, einer „Waldfrau", der Marut's etc., p. 65 ff. Sodann die sehr ausführliche Darstellung des indischen Opfers mit seinem complicirten Ritual nach dem Yajurveda, p. 97—145, wozu auch p. 161 f., wo die materiellen Vortheile der Priester vom Opfer behandelt sind, zu ziehen ist. Der für die ethnologische Forschung so wichtige, und wenn erst durch eine vollständige und verlässliche Uebersetzung für weitere wissenschaftliche Kreise aufgeschlossen, zu seiner vollen Bedeutung gelangende Atharvaveda findet in der zwölften Vorlesung p. 172—178

eine leider allzu kurze Würdigung. In der nun chronologisch fortschreitenden Schilderung der indischen Geschichts- und Geistesentwicklung sei auf die Culturschilderungen des indischen Mittelalters p. 318—450 besonders aufmerksam gemacht; endlich auch auf die Ausführungen im Schlusstheil der literarischen Abtheilung, wo über die indischen Wissenschaften, Fertigkeiten und Künste ein grosses, auch für den Ethnologen wichtiges und interessantes Material aufgespeichert ist.

Alles in Allem genommen ist Schröder's Werk eine sehr werthvolle Compilation, die den gegenwärtigen Stand der Indologie auf literarischem Gebiete genau und erschöpfend darstellt. Aber es ist kein Buch, das die Forschung mit einem Male auf ein neues, höheres Niveau zu heben, neue Perspectiven zu eröffnen geeignet wäre, kein Buch, das den Stempel eigenartiger, origineller und bedeutender Denkart trüge, deren der indische Stoff überall so sehr bedarf, um mehr als blos historisches Interesse zu finden. Es muss anerkannt werden, dass Schröder sich auch einer lebhafteren Darstellungsweise, als sie sonst in indologischen Dingen üblich ist, befleissigt, dass er in sein weites Gemälde blühendere Farben zu bringen sichtlich bemüht ist, allein, was Niemand sich geben kann, der Geist, der originelle, zündende, in concreten und intuitiven Erkenntnissen sich aussprechende Gedanke fehlt. Bei einem auch für das grosse Publicum bestimmten Werke kann dies nicht verschwiegen werden. **Haberlandt**

100.

van den Berg, L. W. C. Le Hadhramout et les colonies arabes dans l'archipel indien. Ouvrage publié par ordre du gouvernement. La Haye, Martinus Nijhoff. 1886. Mit einer Karte und 8 Tafeln. 290 Seiten.

Das vorliegende Werk gibt neuerdings einen Beweis von dem Ernste der holländischen Regierung, mit dem sie an der wissenschaftlichen Erforschung nicht allein der ihr unterworfenen Gebiete des Orientes, sondern des gesammten mit ihr in irgendwelchen Beziehungen stehenden Morgenlandes arbeitet. Vor etwa drei Jahren wurde der Verfasser vom General-Gouverneur Niederländisch-Indiens mit der Aufgabe betraut, einen Bericht über die dort ansässigen Araber zu liefern, der aber weit mehr als ein einfaches Referat wurde. Van den Berg, unterstützt durch seine vorzüglichen Kenntnisse der arabischen Sprache, brachte ein Werk zu Stande, das durch seinen systematischen und wissenschaftlichen Aufbau, und die eingehendsten Untersuchungen über alle Lebensverhältnisse, sowie die landläufige Sprache der Araber nicht nur den Arabisten, sondern auch den Ethnologen ein reiches Feld zu verlässlichen Studien bietet. Vor Allem müssen es die Fachgelehrten dem Verfasser zu hohem Verdienste anrechnen, dass er sich einer allgemein verstandenen Sprache bediente und sich von dem Gebrauche der holländischen Zunge lossagte. Wir müssen es lebhaft bedauern, dass diese Neuerung nicht schon früher Platz griff, als das Prachtwerk Midden-Sumatra publicirt wurde. Ein zweiter und von dem wissenschaftlichen Geiste des Autors zeugender Gedanke, der dem Werke erhöhte Bedeutung verleiht, äussert sich darin, dass vor der Schilderung der im Archipel lebenden Araber, die fast alle aus dem Hadhramout stammen, eine eingehende Studie über ihr Heimatsland und die dort herrschenden Verhältnisse gegeben wird, wodurch man ausserordentlich anziehende Vergleichungspunkte zwischen dem Mutterlande und den Colonien erhält. Eine weitere Darlegung des Inhaltes würde zu weit führen, weshalb ich mich nur darauf beschränke, das Werk dieses auch in der arabischen Literatur wohlbewanderten Autors, der unter Anderem zur Ehrenrettung unseres Landsmannes Wrede ein bemerkenswerthes Scherflein beiträgt, auf das Wärmste dem Studium der Fachgenossen zu empfehlen. **Hein.**

101.

Marc Fournel. La Tripolitaine. Les Routes du Soudan. Paris, Challamel aîné 1887. 267 Seiten.

Vortheilhaft unterscheidet sich dieses Werk des durch seine Arbeiten über Tunisien bekannten Autors, von ähnlichen Erzeugnissen französischer Literatur durch das Streben nach möglichster Objectivität, die durchaus nicht durch die den Franzosen charakterisirenden Nebenbemerkungen und Anspielungen auf europäische Verhältnisse, welche zum grössten Theile recht geistreich sind und von scharfem Witze zeugen, beeinträchtigt wird.

Der Verfasser gibt vorerst eine anschauliche und lebenswarme Schilderung von Land und Leuten Tripolitaniens, sowie der Hauptstadt. Eine liebevolle Aufmerksamkeit wendet er den socialen Zuständen zu, die in klarer und erschöpfender Weise behandelt werden. Aus Allem leuchtet eine gewisse Sympathie für die Muslims hervor, die der Verfasser auch durchaus nicht abzuleugnen bestrebt ist.

Den zweiten und wichtigsten Theil bildet eine knappe, und wie es scheint, auf verlässlichen Angaben von Karawanenführern beruhende Darlegung der Strassen nach dem Sudân; die einzelnen Stationen, sowie die Entfernungen werden gewissenhaft angeführt, wobei eine kurze Schilderung des durchzogenen Gebietes, in dem noch heute sichtbare Reste römischer Herrschaft stehen, nicht ausser Acht gelassen wird.

Den Schluss bilden Betrachtungen über den Islâm in Afrika, welche aber untergeordneten Werth haben, da der Autor nur auf anderen Werken fusst, ohne selbst Arabist zu sein, und daher die Sonde der Kritik nicht anlegen kann. Gewiss befindet er sich auf unrichtigem Wege, wenn er von den Arabern sagt (S. 257): „Ils n'ont point oublié que quand on demanda au Prophète à qui il fallait remettre le pouvoir. Mahomet répondit: „Au plus savant". Die Zeitgenossen Muhammed's dachten nie an die Möglichkeit, dass ihr Prophet sterben könnte, ebensowenig wie er selbst für einen Nachfolger Sorge trug. Alle derartigen Erzählungen wurden später erfunden. **Hein.**

102.

Pauli, Gustav. Von Täbris bis Wan.

Einen recht schätzenswerthen Beitrag liefern die Tagebuchblätter des genannten Orientreisenden, die in regelmässiger Reihenfolge in den Heften 9 bis 11 der „Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Lübeck" erschienen, zur Geschichte der Nestorianischen Christen in Persien. Die Blätter geben in einfacher und schlichter Weise die Ein-

drücke wieder und fesseln das Interesse des Lesers durch die innige Antheilnahme, welche der Verfasser an den kleinsten Scenen nimmt, die gerade dadurch sich zu einem lebensvollen Bilde vereinigen und einen tiefen Einblick in das innere Leben des Volkes gestatten. Abgesehen von den mehrfachen Berichtigungen der Kiepert'schen Karte, die für manche geographischen Arbeiten über dieses Gebiet von Werth sein dürften, sind es vornehmlich die Schilderungen über das religiöse Leben der Einheimischen und das wirklich anheimelnde Bild, welches uns die amerikanischen Missionäre zu Urumia in ihrem anspruchslosen und bescheidenen Wirken vorführt, welche Beachtung verdienen. Zu dem kleinen, aber ziemlich ausführlichen Excurse über die Jesidis, welche mit Unrecht auch Teufelsanbeter genannt werden, möchte ich nach dem Berichte des arabischen Religionsphilosophen Schahrastâni, der zu Ende des eilften Jahrhunderts in Chorâsân geboren wurde, anführen, dass ihr Stifter nicht Jesu, sondern, wie schon der Name der Secte besagt, Jezid (ibn Anîsah) hiess. Seiner Lehre zufolge wird Gott aus der Mitte der 'Adscham, der Perser, einen Propheten senden und ihm eine Schrift offenbaren, die schon im Himmel geschrieben ist. Dieser Prophete wird die Lehre Muhammeds verlassen und die Religion derjenigen Sâbier wieder aufrichten, die im Korân genannt sind, nicht Derjenigen, die in Harân und Wâsit leben. Beachtung verdienen auch die gelegentlichen Bemerkungen über Culturreste aus alter Zeit, wobei wir nur gewünscht hätten, dass Herr Pauli von den mannigfachen Inschriften, deren er erwähnt — eine derselben soll fremdartige Charaktere tragen und nach der Meinung der Eingebornen russisch sein, was aber bei einem Baue aus der Zeit des Feuerdienstes unglaublich scheint — auch gewissenhafte Abklatsche genommen hätte. Es liessen sich ausserdem noch manche Wünsche in Hinsicht einer genaueren Angabe des Itinerariums, der orologischen und der geologischen Verhältnisse äussern, doch muss man den Charakter der Schilderungen, die nur Tagebuchaufzeichnungen sein wollen, im Auge behalten. **Hein.**

103.

Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter. Dargestellt von Georg Jacob. Leipzig. Verlag von Georg Böhme. 1887. 152 Seiten.

Ein ausgedehntes und schwer zu bearbeitendes, dafür aber reichlich lohnendes Gebiet hat der junge Gelehrte mit diesem Werke betreten. Die vielen Berührungspunkte zwischen Orient und Occident aufzusuchen und die arabischen Einflüsse in der abendländischen Cultur festzustellen, ist das schöne Ziel des Verfassers. Vor Allem muss der Handel als ein zwar langsam, aber sicher arbeitender Factor in der Uebertragung und Vermengung der verschiedenen Culturzustände angesehen werden. Hier begann folgerichtig Dr. Jacob seine Arbeit, und hoffentlich werden seine Forschungen auf diesem Wege stufenweise vorschreiten und uns immer klarer erkennen lassen, wie tief und unmerklich der Orient in unser Leben eingriff.

Das sehr lehrreiche Werk theilt sich in drei Abschnitte, welche die Münzfunde, die Handelsvölker und -Wege und die Handelsartikel behandeln. Wenn wir hinzufügen, dass zur Erläuterung des Textes auch einige Abbildungen dienen, so haben wir den reichen Inhalt genügend skizzirt. Ein tieferes Eingehen in den behandelten Stoff würde nur auf orientalistischem Wege statthaft sein, wo allerdings Manches beizubringen wäre. Der nicht in der arabischen Literatur bewanderte Leser möge sich immerhin vertrauensvoll der Führung des Autors überlassen, der eine umfangreiche Belesenheit auch in ferner liegenden Gebieten bekundet. Aus Anlass der im selben Werke (S. 116) sich findenden Zusammenstellung von Ortsnamen, welche auf die Anwesenheit der spanischen Araber schliessen lassen, will ich erwähnen, dass Pontresina thatsächlich nichts mit den Saracenen zu thun hat, sondern, wie Herr Theodor Schmitt in seiner hübschen Abhandlung: „Die Bevölkerung von Tirol" (Oesterreichische Touristen-Zeitung, VII. Band, Nr. 22 vom 15. November 1887) bemerkt, unverkennbar auf die Rasena, die Rätier, hinweist. **Hein.**

104.

Hassaurek, F. Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern. Aus dem Englischen. Dresden 1887.

Das Buch behandelt mit sachgemässer Kenntniss die Verhältnisse Ecuadors und obzwar es mehr kaleidoskopisch einige Streifzüge des Verfassers schildert, so bietet es nichtsdestoweniger auch manchen für die Ethnologie interessanten Punkt. Durch das ganze Buch tönt eine Klage über die spanische Misswirthschaft und Habsucht, welche die meisten Culturdenkmäler der alten Quechua-Völker vernichtet, und über die Indolenz, Grausamkeit und Unterdrückungssucht der Eroberer, welche die Indianer fast zu Sclaven herabgewürdigt hat. Interessanten Aufschluss über die Wege und Mittel der spanischen Civilisationsthätigkeit geben die Schilderung, wie man die Indianer durch eine Art Frohndienst ausbeutet, die Nachrichten über das Anhalten der Indianer zur Ausübung ihrer kirchlichen Pflichten durch Leibesstrafen und das schreckliche Ueberhandnehmen des Genusses von geistigen Getränken bei den Eingeborenen. Das schreckliche Bild, welches hier entworfen wird, gipfelt in den Worten: „Sie sind vollständig verthiert, vollständig verdummt." Als Erinnerung an die ursprünglichen Sitten verdienen die Tänze hervorgehoben zu werden, von welchen aber nach dem Verfasser nur der Tanz der Aruchicos (maskirte Indianer), die ursprüngliche Kraft und die Tanzgebräuche der alten Indianer aufzuweisen hat. Auch bei diesen Tänzen und anderen Festlichkeiten tritt die traurige Rolle der geistigen Getränke (besonders der Chicha) in den Vordergrund. Weiter ist von Interesse die Schilderung des Tanzes in der Capelle von Monserrat, welcher ganz heidnischen Ursprunges ist und nur dadurch christianisirt erscheint, dass an der Stelle irgend eines Götzen ein Heiliger der katholischen Kirche die Tänze in Figur mitmacht. An allen den Tänzen nehmen nur Männer theil, zum Theil im weiblichen Costüme. Ein anderer heidnischer Zug ist das Opfern von Hähnen und anderen Vögeln. Der Vogel wird während eines Tanzes in Stücke gerissen, mit denen man sich dann bewirft.

An mehreren Stellen spricht der Verfasser von indianischen Tolas. Merkwürdig ist es, dass man in einigen Chicha fand, was ziemlich unerklärlich wäre, wenn man nicht annehmen sollte, dass sie etwa noch jetzt aus Pietät von den Indianern hingestellt wird. Das von dem Autor in den Tolas

von Santiaguillo gefundene Material an Schmuckgegenständen aus Muscheln dürfte einen Beitrag zur Lösung der interessanten Muschelfrage liefern. Am Ende des Buches befindet sich ein nach Quellen bearbeiteter geschichtlicher Ueberblick.

Plischke.

105.

Schwebel, Oscar. Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben. Minden in Westphalen. J. C. C. Bruns' Verlag. 1887. S. 388.

Schwebel ist in Norddeutschland ein berühmter Volksschriftsteller. Mit feinem Gefühl und zarter Empfindung für das Volksthümliche begabt, hat er sein Verständniss für deutsches Volksthum durch eingehende Studien der Volksüberlieferungen vielfach geschärft und reiche Kenntnisse angesammelt. Eine Frucht solcher Nachforschungen ist vorliegendes Buch, welches in anspruchsloser Form die schwere Menge volksthümlicher Anschauungen über Tod und ewiges Leben darbietet. Schwebel ist kein Mythologe, das ist sein Vorzug; er gibt ohne viele Umschweife in anmuthiger Form, was er aufgelesen. Das Buch zählt dreizehn Capitel: I. Was ist sie — die Seele? II. Die Schützer des Lebens. III. Das Lebenslicht und die Lebenstalismane. IV. Des Todes Boten. V. Was ist er — der Tod? VI. Bestattung und Trauer. VII. „Sag', leben wir weiter?" VIII. Die Fahrten der Seelen. IX. Wo weilen die Todten? X. Verkehr mit den Seelen. XI. Es naht die Vollendung. XII. Die letzte der Schlachten. XIII. Vollendung der Welt. Für die vergleichende Forschung über Todtengebräuche und Volksglauben ist das Werk höchst schätzbar. Wo immer man es aufschlägt, bringt es bemerkenswerthe Angaben, so z. B. sind meines Wissens „die Thiere als Todesboten" noch nirgends gründlicher und ausführlicher behandelt worden, als hier. Ein actuelles Interesse gewinnt mit Bezug auf den modernen Spiritistenrummel das Capitel über den Verkehr mit den Seelen. Merkwürdig ist es, wie tiefe Wurzeln der dem deutschen Volksglauben ursprünglich fremde Glauben von einem Lebenslichte im Volke geschlagen. Der Abschnitt über die Nornen und die weisse Frau hätte wohl eine etwas ausführlichere Behandlung verdient, umsomehr, als gute Specialarbeiten vorliegen. Referent wird noch Gelegenheit finden, ein andermal auf Schwebel's Werk zurückzukommen.

Krauss.

106.

Salamon, Franz. Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft. In's Deutsche übertragen von Gustav Juranyi. Leipzig 1887. S. 407. Bei H. Haessel.

Wo nur eine so spärliche und unzuverlässige Literatur über einen speciellen Theil der Geschichte, wie die Ungarns im Zeitalter der Türkenherrschaft, vorhanden ist, wird jede neue Arbeit, besonders eine so vorzügliche und gründliche wie die Salamon's, jedem Fachmanne hoch willkommen sein. Der Verfasser hat das Werk hauptsächlich auf Grund seiner eigenen archivalischen Studien aufgebaut. Wer sich mit südslavischer Volkskunde, beziehungsweise der serbischen Guslarenepik der Mahommedaner beschäftigt, wird dieses Buch nicht missen können, weil es ihm in sehr vielen Fällen, wo ihn die lebendige slavische Volksüberlieferung im Stiche lässt, über gesellschaftliche Zustände und Verhältnisse der slavischen Mahommedaner zur Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn, werthvolle Aufschlüsse gibt. Auch sonst geht der Ethnograph nicht leer aus. Man lese nur das X. und XI. Capitel nach. Wichtig sind die Nachrichten über das „Blutgeld" (S. 241) und die „Hinrichtung der Hexen" (S. 249), sowie jene über die Hajduken. Rosen hätte z. B. in seinen „Balkanhajduken" unzweifelhaft auch das Hajdukenthum in Ungarn mit besprechen sollen. Der türkisch-slavische Orient reichte während hundertundfünfzig Jahren bis Pressburg. Paradox klingt die Behauptung (S. 317): „Die Bulgaren, Serben, Griechen, Bosniaken waren nur ebenso viele Nationalitäten, während die Ungarn niemals aufgehört haben, eine Nation zu sein." Als Grundlage alles dieses betrachtet Salamon die aristokratische Organisation. Diese allein, denke ich, würde die Erscheinung noch lange nicht ausreichend erklären. Der wahre Grund liegt viel tiefer, im Volksthum der Magyaren nämlich

Krauss.

107.

Obyčai i pjesni tureckichŭ Serbovŭ (vŭ Prizrjenje, Jpekje, Moravje i Dibrje). Jz putevychŭ zapisokŭ J. J. Jastrebova. (Die Gebräuche und Lieder der türkischen Serben im Gebiete von Prizren, Jpek, Morava und Dibra), aus Reisenotizen des J. J. J. — Stptbg. 1886. gr. 8.

Jastrebov hat als russischer Consul eine lange Reihe von Jahren in Altserbien und Albanien sich aufgehalten und durch eine Anzahl historischer und archäologischer Studien, die er im Glasnik srpskog učenog društva in Belgrad veröffentlicht hat, einen guten Namen als Forscher sich erworben. Vorliegendes Sammelwerk, welches nebst ausführlichen Beschreibungen der Sitten und Gebräuche der Serben und Bulgaren in Altserbien, auch 560 kleinere und grössere lyrische und epische Lieder darbietet, legt wieder ein schönes Zeugniss vom Fleisse des Herausgebers ab. Leider hat er als Sammler kein gutes Glück. Dreiviertheile von Allem was er hier ans Tageslicht fördert, ist schon durch anderweitige Sammlungen weitaus besser und vollständiger längst bekannt geworden. Noch bedauerlicher ist es, dass er kein wissenschaftliches Urtheil besitzt; so hält er z. B. einen berüchtigten Fälscher von serbischen Volksüberlieferungen auch für einen Mann, den man berücksichtigen müsse. Ein noch grösserer Irrthum liegt darin, dass er rein bulgarische Lieder, deren sein Buch nicht wenige aufweist, für serbisch hält. Aus seinen Mittheilungen kommt man zu dem Schlusse, dass in Altserbien das bulgarische Volksthum durchaus vorherrsche. Jastrebov schildert der Reihe nach: das Sippenfest (Krsno ime, slava), die Nachfeier (preslava), das Ignatiusfest, Koleda, Weihnachten, Neujahr, Lazarici, Ostern, Georgi, den Vitustag und die Erntefeste; hierauf folgen von S. 179—282 kürzere Reigen und sonstige lyrische Lieder, und von S. 282—294 Guslarenlieder (letztere ausnahmslos bekannt). Die Darstellungen der Hochzeitsgebräuche sind mehr breit als tief. Neues ist blutwenig darunter. Am bemerkenswerthesten sind die Angaben über die Gebräuche bei der Geburt eines Kindes, über die Haarschur und über Todtengebräuche. Das Wörterbüchlein zum Schluss lässt Alles

zu wünschen übrig. Den grössten Dank wird dem Sammler der Wortformen klaubende Philologe wissen, denn die bulgarischen Lieder dieser Sammlung sind in sprachlicher Hinsicht ganz eigenartig. **Krauss.**

108.

Nikola Begović. Srpske narodne pjesme iz Like i Banije koje je sakupio i za štampu priredio-, Knjiga prva. U Zagrebu 1885. XXI + 230 S. 8°. (Serbische Volkslieder.)

Des Herausgebers und Sammlers Mühe und Sorgfalt verdienen alle Anerkennung, wenngleich die Sammlung nur mittelmässige und fast durchgehends schon bekannte Lieder bietet. Begović hat eben das Erstbeste zusammengelesen, was er auf flüchtigen Streifungen auffand. In der Lika muss ein geübter Sammler ungleich werthvolleres Material ohne besondere Schwierigkeiten aufbringen können. Das Buch enthält: I. Johannisfestlieder, II. Fromme Lieder, III. Mädchenlieder, IV. Burschenlieder, V. Hochzeitslieder, VI. Lieder aus der Hausgemeinschaft, VII. Die serbische Schule, VIII. Die serbische Kirche, IX. Kinderlieder, X. Wiegenlieder, XI. Kurze Erzählungen, XII. Klagelieder, XIII. Lieder vom Sippenfest, XIV. Verschiedenes.

Die Aufschriften versprechen unvergleichlich mehr, als die Texte gewähren. Vielleicht wird der zweite Theil Besseres bringen. Einige sachliche Erläuterungen wären willkommen. Dafür könnte der Herausgeber das unablässige Hervorheben seiner echtserbischen Nationalitätsbegeisterung anderswo besser unterbringen. Seine Bemerkungen dieser Art verletzen unbedingt den Horvaten und schaden dadurch der Sache. Wie ich erfahre, hat Herr Begović ein Buch über Sitte und Brauch der Serben in Arbeit genommen. **Krauss.**

109

P. Mirković. Srpske narodne pjesme (gerzovske i gjevojačke iz Bosne. Pančevo 1886. 141 S. 8°.

Diese Sammlung serbischer Burschen- und Mädchenlieder ist hauptsächlich in der Gegend von Bihač in der oberen Krajina von Bosnien veranstaltet worden. Was an Liedern aus Bosnien und der Hercegovina kommt, ist Alles schön und werthvoll. Um so bedauerlicher ist es, dass der Herausgeber die Sache sich gar zu leicht gemacht hat. Von den 212 Liedern sind an 150 Stück schon längst aus anderen Sammlungen ebenso gut und noch besser bekannt. Was mir hier Neues begegnet, ist wirklich reizend und köstlich. Es sind meistens Liebeslieder der mahomedanischen Slaven. Sehr erwünscht wären Angaben gewesen, wann und bei welcher Gelegenheit die einzelnen Lieder gesungen werden. Die vielen Fremdworte, über welche die Lexika leider in seltenen Fällen Auskunft geben, hätte Herr Mirković jedenfalls erklären sollen, wie sie vom Volke aufgefasst werden. Wenn er schon hie und da eine Erläuterung gibt, so ist sie unrichtig. Vergl. z. B. S. 30 Alvat. S. 20 nâm, angeblich: hrgjav glas! Nâm ist persisch der Name und hat als Lehnwort auch bei den Slaven seine ursprüngliche Bedeutung beibehalten. Wie rasch der Bosnier von den Oesterreichern lernt, zeigt das 92. Lied: Major komandira, da vojska maršira, banda udarala. Also in einem Verse vier Fremdworte aus neuester Zeit! **Krauss.**

110.

Dujam Srećko Karaman. Marjanska vila ili sbirka narodnih pjesama sakupljenih u Spljetu. U Spljetu 1885, S. 270. pt. 8.

Der Herausgeber widmet dem Andenken seiner früh verstorbenen Braut einen duftenden und lieblichen Strauss Feld- und Wegrainblumen, kleine Volkslieder, die er in Spalato und der nächsten Umgebung aufgesammelt. Es sind zumeist hübsche Stücke, freilich meist bekannte Motive, die uns da vorliegen. Sie sind aber darum interessant, weil sie erstens eine Menge italienischer und selbst griechischer Fremdworte in der Volkssprache darbieten und so darthun, wie stark der Slave an der Küste fremde Einflüsse auf sich einwirken lässt. Viele Stadtlieder weisen direct auf Entlehnung aus dem Italienischen hin. Bemerkenswerth ist auch die Thatsache, dass die horvatische Mundart, die ehemals in Spalato ausschliesslich im Volke vorherrschte, der serbischen, die aus dem Hinterlande Bosnien vordringt, allmälig völlig unterliegt. Zum Schluss sind drei Guslarenlieder abgedruckt, darunter das berühmte Lied von der unglücklichen Frau des Asan-aga. Dem Spalatoer Publicum zuliebe hat der Herausgeber das Lied ein Bischen umgemodelt. Solche Gefälligkeiten muss ein Sammler füglich bleiben lassen. Im Uebrigen gebührt Herrn Karaman viel Lob für seinen Eifer. Jeder grössere Ort des liederreichen Südens sollte einen so fleissigen Sammler haben, dann würde man bald ein ganz klares Bild von den ethnographischen Verhältnissen der Südslaven gewinnen können. **Krauss.**

111.

Dr. Stevan Pavlović. Mala poetika za školu i narod. Obdarila ‚Matica srpska'. U Novome Sadu 1887. 186 + XVI S. 8°. md.

Ein in seiner Art vortreffliches Handbuch zur Einführung in den formellen Theil der Poetik. Die Tropen und Figuren, die Prosodie und Metrik des südslavischen Volksliedes werden knapp, mitunter zu knapp, aber immer mit grosser Sachkenntniss besprochen. Die lyrische und epische Volksdichtung der Culturvölker alter und neuer Zeit erfahren hier gebührende Berücksichtigung. Die vielen Literaturnachweise sind dankenswerth. Der verdienstvolle Verfasser verspricht binnen Kurzem ein ähnliches Werk mit einem bedeutenden wissenschaftlichen Apparate versehen zu ediren. Unstreitig wird auch schon die vorliegende Arbeit viel dazu beitragen, das Verständniss und die Liebe zu ethnographischen Studien unter den Südslaven zu erwecken und zu fördern. **Krauss.**

112.

Krek, Dr. Georg. Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Akademische Vorlesungen, Studien und kritische Streifzüge. Zweite, völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Graz 1887. 887 S., gr. 8. Bei Leuschner & Lubensky.

Das Buch ist, wie dies schon der Titel andeutet, in erster Reihe zur Orientirung angehender slavischer Philologen als Leitfaden in der kaum übersehbaren Literatur, verfasst. Wenn-

gleich hier vorwiegend Ergebnisse fremder Forschungen zusammengetragen erscheinen, fehlt es auch nicht an schönen Ansätzen zu selbstständigen Studien seitens des Verfassers; und darum dürfte das Werk auch Fachgelehrten zum mindesten als brauchbares Nachschlagebuch willkommen sein. Das erste Buch enthält die hauptsächlichsten Nachrichten der linguistischen Paläonthologie und der älteren Schriftsteller über die Sprache, die Geschicke und den Culturgrad der alten Slaven (die Slaven ein Glied der Arier; die Slaven nach der Abtrennung vom arischen Grundstamm; die Loslösung der Slaven vom arischen Urvolke in Beziehung auf andere Glieder desselben Stammes; die Slaven als Einzelvolk; die Slaven unmittelbar nach der Lösung des Gesammtverbandes; die Spaltung der slavischen Grundsprache; Cultur- und Sittengeschichtliches).

Mehr interessirt uns Ethnographen der zweite, leider mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitete und nicht auf der Höhe unserer Wissenschaft stehende Band: Ueber die slavische traditionelle Literatur und deren Beziehung zur Culturgeschichte, zunächst zur Mythologie (Die formale Seite der traditionellen Literatur; die Sprache; die Sitte; die reale Seite der traditionellen Literatur; Märchen und Sagen; Sprichwörter, Aberglaube, Zaubersprüche und Räthsel; Lieder). Wohl am unzureichendsten ist der Abschnitt über die Sagen und Märchen. Die Auseinandersetzung über „Die Heirat der Sonne mit der schönen Grozdanka", eine fälschlich als Mythos aufgefasste einfache Geschichte, fordert directen Widerspruch heraus. Darüber beabsichtigt der Referent, sich in einem besonderen Aufsatze in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache, ausführlich auszusprechen.

Die Darstellung ist klar und einfach, trotz zahlreicher sprachlicher Härten, die man dem deutsch schreibenden Slaven zu gute halten muss. **Krauss.**

113.

Jung Emil, Dr. Polyandrie und Polygamie. Globus 1887. Bd. LII, pag. 90 und 103.

Dr. Jung tritt in diesem Aufsatze der bekannten Anschauung Lubbock's entgegen, dass die niedrigsten Rassen in früherer Zeit in einem ehelosen Zustande lebten. Nach Letzterem hätten sich erst aus der Gemeinschaftsehe, dem sogenannten Hetärismus, mehr oder weniger beeinflusst durch locale Verhältnisse, die Formen der Monogamie, Polyandrie und Polygamie entwickelt. Schon Peschel hat unter Hinweis auf die diesbezüglichen Verhältnisse bei gewissen Thieren die Annahme eines ehemals verbreitet gewesenen ehelosen Zustandes verworfen, sowie er auch den oft ausgesprochenen Satz, dass bei Polygamie die weiblichen, bei Polyandrie die männlichen Geburten vorwalten sollen und die Natur sich gleichsam den örtlich herrschenden ehelichen Satzungen anbequeme, zu widerlegen versuchte. Jung führt nun eine Anzahl Beispiele über Polyandrie an, aus welchen nachgewiesen werden soll, dass dieselbe in der Regel nur unter Brüdern in Uebung sei, oder genauer gesagt, die Frau des ältesten Bruders ist zu gleicher Zeit die Frau seiner jüngeren Brüder. Was die Polygamie anbelangt, so hat bekanntlich Lubbock die Ansicht ausgesprochen, dass sich die Einzelehe aus der Gemeinschaftsehe durch den Weiberraub entwickelt habe, wobei durch Wiederholung des letzteren auch die Polygamie hervorging. Da Jung den Hetärismus negirt, so denkt er sich die Vielehigkeit erst aus der Einzelehe entstanden. Nach ihm ist gegenwärtig bei vier Fünfteln der Bewohner unserer Erde die Polygamie eine gesetzliche Institution. Er deutet auch darauf hin, dass die Leviratsehe, welche wahrscheinlich in Eigenthumsrechten und der Rechtsnachfolge wurzelt, zur Polygamie führen konnte.

Heger.

114.

Boas F., Dr. Die religiösen Vorstellungen und einige Gebräuche der centralen Eskimos. Petermann's Mittheilungen. 33 Bd. (1887), pag. 302 ff.

Ein überaus wichtiger und interessanter Aufsatz, welcher das Wesentlichste zusammenfasst, was wir bis heute über die Religionsbegriffe der centralen Eskimostämme, namentlich jener vom Baffinland, wissen, und der uns durch die von dem als einen der ausgezeichnetsten Kenner der Völker des amerikanischen Nordens bestens bekannten Verfassers angestellten und mitgetheilten Beobachtungen erst eine gute Grundlage für weitere Forschungen in dieser Richtung abgibt. Es ist reines Gold für den Ethnologen, welches hier auf wenigen Seiten geboten wird, was gewiss Jedem derselben, da ja der Durst nach diesem edelsten aller Metalle mehr oder weniger allen Menschen innewohnt, begierig nach Mehr verlangen lässt. Boas behandelt zuerst den Sedna-Mythus — der demselben ganz entsprechenden Arnaqoaqsaq-Sage der Grönländer —, welcher bei den centralen Eskimos besonders hervortritt. Aus dieser Aehnlichkeit, sowie auch aus jener der anderen Mythen geht hervor, dass die Grundlagen der religiösen Vorstellungen bei Letzteren dieselben sind, wie bei den grönländischen Eskimos, während wieder die nicht unwesentlichen Abweichungen in den mythologischen Vorstellungen beider Gruppen beweisen, dass die Entwicklung derselben im Laufe der Zeit eine verschiedene Richtung genommen hat. Leider sind uns heute noch die Mythen und Sagen der östlichen Eskimostämme so gut wie unbekannt; durch die Erforschung der letzteren könnten wichtige Schlüsse über die Wanderungsgeschichte der Eskimos überhaupt gewonnen werden.

Höchst merkwürdig ist die Anschauung der Eskimos über den Ort, wohin die Seelen der Guten nach dem Tode kommen. Es gibt nämlich zwei solcher Orte; einer über und einer unter der Erde. Nach dem ersteren kommen die Seelen aller Jener, welche eines gewaltsamen Todes starben, in den oberhalb der Erde befindlichen Himmel, während die Seelen der eines natürlichen Todes Verstorbenen in die Unterwelt gelangen, welche vier Stufen der Seligkeit aufweist.

Boas handelt ferner über die Tornait (Plural von Tornaq), das sind die Schutzgeister von Menschen, die dadurch zum Arnakoq (plur. Angakut) werden. Diese Angakut sind nichts Anderes als Schamanen, welche durch ihren Schutzgeist einen gewissen Einfluss auf die anderen Menschen ausüben. Da jedes Ding seinen „Inua" (i. e. seinen Herrn) hat, welcher zum Schutzgeist werden kann, so gibt es eine unendliche Anzahl solcher Geister, von denen aber nur jene der Menschen, der Steine und der Bären gute Geister sind, während alle anderen zu den bösen gerechnet werden. Gegen letztere sucht man sich durch Amulette zu schützen. Die Angakut gebrauchen bei ihren Gesängen und Beschwörungen auch eine eigene, heilige Sprache. Dieselbe hat darum ein grosses Interesse, weil die Wurzeln vieler Worte derselben allen Eskimostämmen gemein-

sam sind, die-elbe stellt daher gewissermassen die Ueberreste der Ursprache der Eskimos dar.

Zum Schlusse sind noch die Feste beschrieben, welche einen religiösen Charakter tragen. Die bei einigen derselben übliche Sitte, dass jeder Mann eine ihm beliebige Frau zugewiesen erhält, mit welcher er eine Nacht geschlechtlichen Umgang pflegt, scheint auf das ehemalige Vorhandensein einer Weibergemeinschaft hinzudeuten. **Heger.**

115.

Uhle Max, Dr. Ueber die ethnologische Bedeutung der malaiischen Zahnfeilung. Mit 20 Figuren in Holzschnitt. Aus „Abhandlungen und Berichte des kgl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden 1886/87". Nr. 4.

Die Abhandlung ist im Wesentlichen eine Polemik gegen die bekannte Arbeit von Inering: Die künstliche Deformirung der Zähne („Zeitschrift für Ethnologie" 1882, Bd. XIV), und basirt auf dem Materiale, welches auf Fragebogen, die von Herrn Hofrath Dr. A. B. Meyer über Zahnfeilung bei den Malaien versendet wurden, einlief, wobei aber alle hier einschlagigen Notizen aus der Literatur zu Rathe gezogen sind. In der bei dem Verfasser gewohnten gründlichen Weise werden alle ihm bekannt gewordenen Formen der Zahnfeilung bei den Malaien (17 Formen) beschrieben und durch schematische Skizzen dargestellt und werden die gebräuchlichsten Zahnfeilungsformen hervorgehoben. Ferner wird Zweck der Zahnfeilung, der nach Inering „in der Sucht, den Körper zu schmücken oder durch besondere Entstellungen zu kennzeichnen" liegen soll, eingehend besprochen, wie auch die Zeit, in welcher die Zahnfeilung — häufig bei der Mannbarkeitserklärung oder vor der Heirat — ausgeführt wird, einer kritischen Betrachtung unterzogen. Dr. Uhle gelangt durch seine Untersuchung zu folgenden Resultaten:

1. dass der bekanntesten Art der malaiischen Zahnentstellung, der im Allgemeinen im Pubertätsalter vorgenommenen Art der Zahnfeilung zwei andere Arten der Zahndeformation zur Seite stehen: Ausbrechen der Zähne, welches im Pubertätsalter vorgenommen wird, vorkommend in Celebes und Formosa, und Zahnfeilung als Zeichen der Trauer, gefunden in einigen mittleren und westlichen Theilen des ostindischen Archipels;

2. dass die Formen der malaiischen Zahnfeilung ein in sich verwobenes, zusammenhängendes, wenn auch äusserlich begrenztes Ganzes bilden, und dass es unmöglich scheint, einzelne Formen oder Gruppen von Formen im Gebiet des ostindischen Archipels und der benachbarten Inseln in der Weise von den übrigen abzulösen, dass man ihnen einen gesonderten ethnischen Ursprung zusprechen könnte;

3. dass die Malaien als Grund, weshalb sie sich die Zähne feilen, nach der Gegend, Gelegenheit und vielleicht auch je nach dem Individuum, welches gefragt wird, Verschiedenartiges angeben, dass demnach eine einfache Ansicht über den Grund der Sitte bei ihnen nicht besteht und man darum auch nicht berechtigt ist, eine einzelne, gleichviel ob vorwiegende Begründung, welche sie geben, mit Ueberzeugung der übrigen als die von ihnen selbst gegebene historisch richtige hinzustellen;

4. dass die Zahnfeilung hinsichtlich der an der Ausübung betheiligten Personen auf verschiedenen Stufen der socialen Organisation der Völker im ostindischen Archipel erfolgt.

Schliesslich kommt Dr. Uhle zu der Anschauung, dass die malaische Zahnfeilung im Pubertätsalter als ein ursprünglicher Kasteiungsgebrauch anzusehen sei. Nach ihm ist die Zahnfeilung zur Trauer, die gemilderte Form der polynesischen Sitte des Ausbrechens der Zähne zur Trauer, und ebenso die Zahnfeilung im Pubertätsalter die gemilderte Form des Ausbrechens der Zähne im Pubertätsalter. Die rohere Form des Ausbrechens der Zähne denkt er sich allenthalben der gemilderten Form des Zahnfeilens vorausgehend. Wir sind dem Verfasser für seine neue geistvolle Darstellung dieser interessanten Sitte zu besonderem Danke verbunden.

Heger.

116.

Schrader, Otto, Dr. Ueber den Gedanken einer Culturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Jena. Hermann Costenoble. 1887. 8. pp. 22.

Dass der Gedanke einer Culturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage ausführbar ist, hat Schrader bereits durch seine vortrefflichen Werke „Sprachvergleichung und Urgeschichte" und „Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Waarenkunde" erwiesen. In der vorliegenden kleinen Schrift, welche eine Probe-Vorlesung an der Universität Jena ist, sucht der Verfasser auch theoretisch nachzuweisen und zu begründen, was er bereits durch die That gezeigt hat, und zugleich die Methode und die Principien genau anzugeben, von welchen die linguistisch-culturhistorische Forschung auszugehen hat. Der Verfasser weist nach, dass der Culturforscher des Sprachforschers so wenig entbehren kann, wie der Sprachforscher des Culturforschers. Während das Studium der Wurzeln in die prähistorische Zeit, in die Urgeschichte der Indogermanen führt, kommen wir mit der Betrachtung des Bedeutungswandels zu einer eigentlichen Culturgeschichte. Einschränkung, Erweiterung, Verschiebung einer Bedeutung, der Wechsel im Rang oder Gefühlswerth der Wörter, die Bedeutungsübertragung sind durch deutliche culturhistorische Bedingungen veranlasst. Die Wortbildungslehre gibt wichtige Anhaltspunkte für die Bestimmung des Alters eines Culturwortes. Die Wortzusammensetzung gibt über die Bildung neuer Culturbegriffe Aufschluss. Das Fremdwort endlich ist von der grössten Wichtigkeit für das Studium der culturgeschichtlichen Beziehungen der Völker untereinander. Ueber alle diese Dinge muss der Culturforscher den Sprachforscher befragen. So gern wir nun zugeben, dass die Sprachforschung der Culturgeschichte die wesentlichsten Dienste zu leisten vermag, so gehört denn doch ein gewisser Optimismus dazu, zu glauben, dass es mit Hilfe der Sprachwissenschaft allein möglich sein wird, ein vollständiges Bild der gesammten indogermanischen Cultur zu entrollen. Man sollte doch nicht vergessen, wie uneinig die Sprachforscher in vielen und wesentlichen Punkten sind, wie unsicher daher Vieles ist und bleiben muss. Die verhängnissvolle Rolle, welche der Zufall bei der Aufbewahrung des Sprachgutes spielt, hat der Verfasser wohl berührt, aber, wie mir scheint, zu wenig

betont. Ist es denn aber auch nothwendig, sich auf den linguistischen Standpunkt allein zu beschränken? Können wir nicht — allerdings von der Sprachwissenschaft als Grundlage ausgehend — die Methode der vergleichenden Sprachforschung auch auf die Vergleichung anderer Aeusserungen des Volkslebens übertragen? Eine Culturgeschichte der Indogermanen zu schreiben, halte ich mit dem Verfasser für ein „zwar fernes, aber erreichbares Ziel der Wissenschaft", jedoch nur dann, wenn die vergleichende Sprachforschung mit der vergleichenden Mythologie, der vergleichenden Religionsgeschichte, der vergleichenden Ethnographie Hand in Hand geht. So wie wir durch die Vergleichung der einzelnen indogermanischen Sprachen zu Aufschlüssen über die indogermanische Ursprache geführt werden, so muss es auch möglich sein, auf Grund einer eingehenden Vergleichung der Mythen, der religiösen Vorstellungen, der Sitten und Gebräuche der einzelnen indogermanischen Völker ein Bild der indogermanischen Urreligion, des indogermanischen Volkslebens zu gewinnen. Und dann erst kann an die Verwirklichung des Gedankens einer Culturgeschichte der Indogermanen gedacht werden.

Winternitz.

117.

Oldenberg, Hermann. The Grihya-Sûtras, Rules of Vedic Domestic Ceremonies translated. Part. I. Śânkhâyana-Grihya-Sûtra. Âśvalâyana-Grihya-Sûtra. Pâraskara-Grihya-Sûtra. Khâdira-Grihya-Sûtra. Oxford, at the Clarendon Press 1886. (The Sacred Books of the East translated by various oriental scholars and edited by F. Max Müller. Vol. XXIX.)

Die Grihyasûtren spielen, was den Umfang dieser Werke betrifft, eine sehr bescheidene Rolle in der altindischen Literatur. Gegenüber den Śrautasûtren, welche die grossen Opfer genau beschreiben, und gegenüber den Dharmasûtren, welche das ganze öffentliche und private, religiöse und civile Recht behandeln, verschwinden die Grihyasûtren, diese kleinen Tractate über die häuslichen Ceremonien fast ganz. Nichts desto weniger sind, gerade vom Standpunkte des Ethnographen, die Grihyasûtren wichtiger als die ihnen so nahe stehenden grösseren Sûtrenwerke. Sie sind deshalb so wichtig, weil sie die zuverlässigsten Quellen über altindische Sitte abgeben. Schon in ältester Zeit haben die Inder nicht nur ein geschriebenes Recht, sondern auch eine „geschriebene Sitte" aufzuweisen. Während wir bei andern Völkern, z. B. bei Griechen und Römern, die Nachrichten über die verschiedenen Sitten und Gebräuche mühsam aus der ganzen Literatur zusammensuchen müssen, haben wir bei den Indern in ihren Grihyasûtren förmliche Lehrbücher der Sitte, welche uns über alle Gebräuche des gewöhnlichen Lebens sichersten Aufschluss gewähren. Eine kurze Aufzählung alles dessen, was wir in einem solchen Grihyasûtra finden, wird genügen, um zu zeigen, welcher Gewinn für die Volkskunde der Inder — und, wie wir hinzufügen können, mittelbar der Indogermanen — sich aus diesen Werken ziehen lässt.

Die Grihyasûtren enthalten im Gegensatz zu den Śrautasûtren, welche die grossen Opfer, die in drei Feuern zu vollziehen sind, zum Gegenstande haben, die Vorschriften über die Pâkayajñas, oder die kleinen Opfer, die nur in einem, dem häuslichen Feuer zu vollziehen sind. Sie beginnen, wie es gewöhnlich heisst, mit der Hochzeit und enden mit dem Friedhof (vivâhâdi śmaśânântam). Den grössten Raum nehmen in der Regel die Vorschriften über die Hochzeit ein. Neben den Hochzeitsgebräuchen wird bei dieser Gelegenheit meist auch das allgemeine Opfer-Ceremoniell beschrieben. Dann folgen verschiedene Vorschriften über Beischlaf, Empfängniss, Schwangerschaft und Geburt; das Puṁsavanam, eine Ceremonie, durch welche bewirkt werden soll, dass ein Knabe geboren wird; das Simantonnayanam, oder das Scheitelziehen, welches an der Schwangeren zu vollziehen ist, eine Ceremonie, welche leichte Geburt bewirken soll; verschiedene Ceremonien, die an dem Neugeborenen zu vollziehen sind, die Namengebung, das Füttern des Kindes, der erste Ausgang der Wöchnerin; das Caulam oder die Ceremonie des Haarscheerens des Kindes, sowie das Bartscheeren; die Einführung des jungen Mannes beim Lehrer. Vorschriften über den Schüler des Veda und den Veden-Unterricht. Dann folgt die Beschreibung verschiedener religiöser Handlungen, die zu gewissen Zeiten des Jahres zu vollziehen sind; das Schlangenopfer (sarpabali), das Erstlingsopfer, die verschiedenen Manenopfer, Säe- und Ernte-Opfer. Ferner werden die Opfer und Ceremonien bei verschiedenen Vorkommnissen des Lebens, Hausbau, Bewirthung eines Gastes, Betreten des Gerichtshofes u. dgl. beschrieben. Wir finden auch Vorschriften über die Heilung von Krankheiten, besonders Kinderkrankheiten, über gute und böse Vorbedeutungen, über allerlei Zauber, z. B. Liebeszauber u. s. w. Die Todtengebräuche gibt unter den bisher erschienenen Grihyasûtren nur das Âśvalâyana-Grihyasûtra ausführlich.

Dies sind die wichtigsten Punkte, welche in allen Grihyasûtren behandelt werden, wobei sich im Grossen und Ganzen immer dasselbe wiederholt. Da aber bei diesen Werken alles auf Kürze berechnet ist, so wird vieles in dem einen Sûtra übergangen, was wir in dem andern finden, so dass sie sich gegenseitig ergänzen. Ausserdem gehören sie verschiedenen vedischen Schulen und verschiedenen Gegenden Indiens an und zeigen so auch manche interessante Abweichungen; manche Gebräuche finden sich nur in einem Grihyasûtra. Daher ist die mit dem vorliegenden Bande begonnene vollständige Uebersetzung der Grihyasûtren mit Freuden zu begrüssen. Die in diesem ersten Bande übersetzten Sûtren sind, mit Ausnahme des Khâdira-Grihyasûtra, schon in Text und Uebersetzung herausgegeben, das Śânkhâyana-Grihyasûtra von Prof. Oldenberg selbst, die beiden andern von dem unlängst verstorbenen A. F. Stenzler. Aber gerade für den Ethnographen von Fach, der nicht zugleich Sanskritist von Fach ist, dürfte diese Uebersetzung willkommen sein, da sie alles bietet, was für die Benützung dieser Werke erforderlich ist: sie ist Uebersetzung und Interpretation zugleich, lesbar und verständlich für Jedermann. Es ist nothwendig, dies zu betonen, da Uebersetzungen aus dem Sanskrit oft an dem Uebelstande leiden, dass sie nur für Sanskritisten verständlich sind. Und gerade die Sûtren, die nichts als aphoristische Regeln, lauter Sätze im Lapidarstyl enthalten, sind sehr schwer zu über-

setzen, und nur eine interpretirende Uebersetzung kann diese Werke verständlich machen. Dass aber die vorliegende Uebersetzung vollständig zuverlässig ist, dafür bürgt schon der Name des Uebersetzers, der sich auf zwei Gebieten, jenem der buddhistischen und der brahmanischen Literatur bleibende Verdienste um die Wissenschaft erworben hat. Wir dürfen dem Erscheinen des zweiten Bandes mit um so grösserer Spannung entgegensehen, da derselbe ausser einigen bisher noch unbekannten Grihyasûtren auch eine allgemeine Einleitung zu den Grihyasûtren enthalten wird.

Winternitz.

118.

Keller C., Dr. Volkselemente und Volksleben in Madagaskar. Globus Bd. LV. pag. 152, 169 und 181. Siehe auch desselben Verfassers jüngst erschienenes Werk: Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. Zürich. C. F. Winter. 1887. Capitel XVI: Die Volkselemente in Madagaskar.

So viel auch schon über die Bevölkerung Madagaskars geschrieben wurde, so gehen doch die Meinungen der Gelehrten über den Ursprung und die anthropologische Stellung derselben mehr auseinander, als vielleicht über ein anderes ethnographisches Gebiet unserer Erde. Ein Erklärungsgrund hiefür ist darin zu suchen, dass die Bevölkerungsverhältnisse dieser Insel an und für sich sehr complicirte sind und dass man sich gerade in neuerer Zeit, in welcher erst eine mehr methodische Behandlung der Anthropologie und Ethnographie angebahnt wurde, relativ weniger mit denselben beschäftigt hat. Und doch könnten viele diese Disciplinen berührende Fragen gerade durch ein genaueres Studium der so interessanten aber schwierigen Völkerverhältnisse Madagaskars ihrer Lösung bedeutend näher gerückt werden, wie ja auch die Naturforscher gerade hier den Schlüssel zur Lösung mancher thier- und pflanzengeographischer Fragen gefunden haben. Für den Ethnographen ist daher das Urtheil jedes unbefangenen Forschers auf diesem Gebiete von besonderem Werth. Als solchen müssen wir den Naturforscher Keller anerkennen, der in dem oben citirten Aufsatze, dem auch das angeführte Capitel in seinem jüngst erschienenen Werke entspricht, uns durch die Darlegung seiner wissenschaftlichen Principien, von welchen er bei der Betrachtung der anthropologischen Verhältnisse Madagaskars ausgeht, von vornherein Vertrauen einflösst. Nach Keller sind, seinem naturwissenschaftlichen Standpunkte entsprechend, bei der Betrachtung der anthropologischen Stellung eines Volkes in erster Linie die morphologischen Thatsachen ausschlaggebend; diesen schliesst sich, als erst in zweiter Linie beweiskräftig, die Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche, sowie der Sprache an. Diese unserem Standpunkte vollkommen entsprechende Anschauung ist es auch, weswegen wir den Ansichten Keller's über die Bevölkerung Madagaskars, welche er in ihren wichtigsten Vertretern aus eigener Anschauung kennen lernte, mehr Werth beilegen, als jenen der vielen früheren Schriftsteller über die Bewohner dieser Insel, denen diese Principien fremd waren. Keller steht in seinen Anschauungen in ziemlicher Uebereinstimmung mit Grandidier, dessen Autorität in allen Madagaskar betreffenden wissenschaftlichen Fragen in erster Linie steht. Gleich diesen hält er die Howas für malaiischer Herkunft, während er die andere Bevölkerung, die sogenannten „Malgaschen", ihrer Abstammung nach auf's Engste mit den Volksstämmen der Suaheliküste verknüpft. Es sind das die Sakalaven des Westens, die vielfach vermischten und in mancher Beziehung von ersteren abweichenden Betsimisaraka des Ostens, welche mit jenen durch die Antankaren verbunden werden. Diese Stämme kennt Keller aus eigener Anschauung; leider ist dies nicht der Fall mit den Betsileo und den noch wichtigeren Vazimba, welch' letztere von vielen Schriftstellern als die Urbevölkerung Madagaskars angesprochen werden.

Keller schildert nun in recht anziehender Weise diese vier Volksstämme, welche er auf seinen Reisen genau kennen lernte. In Bezug auf die geistig am höchsten stehenden Howas stimmt sein Urtheil nicht mit jenem von Audebert und anderen Forschern überein; er lässt diesem Volke und seinen vielen hervorragenden Eigenschaften, welche demselben die Herrschaft über die meisten anderen Stämme der Insel ermöglichte, vollkommen Gerechtigkeit widerfahren und entwirft uns, übereinstimmend mit Grandidier, ein sympathisches Bild desselben. Diesem ganz entgegengesetzt ist die Schilderung der Betsimisaraka, welche den östlichen Theil der Insel zwischen dem 15. und 20. Grad s. Br. bis zum Urwaldgürtel bewohnen. Nach seiner Meinung sind dieselben ein hauptsächlich durch ungünstige äussere Einflüsse im Zugrundegehen begriffener Stamm. Ihre Hautfarbe ist auffallend hell, meist ein lichtes Sepienbraun; der Grund dafür ist in der häufig vorkommenden Vermischung mit den Howas zu suchen. Das unvermischte Volk zeigt einen ausgesprochenen afrikanischen Typus. Interessant ist bei diesem Stamme die Sitte, gewisse Gegenstände als unantastbar, „Fady", zu erklären, was an das „Tabu" der Polynesier erinnert. Geschlechtliche Ausschweifungen und übermässiger, nur allzusehr verbreiteter Branntweingenuss haben namentlich die an der Küste wohnenden Betsimaraka physisch schon ganz degenerirt.

Die Bevölkerung der ganzen Westküste Madagaskars wird unter der Collectivbezeichnung „Sakalaven" zusammengefasst; doch unterscheiden sich die Nordsakalaven in vielen Punkten wesentlich von den südlicheren Stämmen. Erstere sind Halbnomaden und waren namentlich früher als Seeräuber sehr gefürchtet. Entgegen anderen Reisenden entwirft Keller von ihrem Charakter eine günstige Schilderung.

Zum Schlusse macht Keller noch einige Bemerkungen über die im äussersten Norden der Insel lebenden Antankaren. Er betrachtet dieselben, wie schon erwähnt, als ein Verbindungsglied zwischen den Sakalaven und den Betsimaraka.

Die kraushaarigen, nicht malaiischen Küstenmadagassen sind nach der Ansicht des Verfassers am nächsten mit den Stämmen der Suaheliküste verwandt. Die Einwanderung der malaiischen Howa erfolgte nach ihnen relativ erst spät aus Osten oder Südosten. Aus der noch in der Erinnerung der Bevölkerung fortlebenden ehemaligen Existenz der grossen Riesenvögel (Aepyornis) setzt Keller, allerdings nur vermuthungsweise, den Beginn der Einwanderung etwa um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung fest.

Heger.

Berichtigung. Im XVII. Bd. 1887, pag. 125 d. Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien hat Heger mein „Westindische Skizzen“ betiteltes Werk einer Kritik unterzogen, auf welche ich Folgendes zu erwiedern habe.

Nachdem der Recensent Einiges aus dem die Buschneger betreffenden Theile des Reiseberichts wiedergegeben, fährt er fort: „auf die letzten derselben (Ansiedlungen der Buschneger) folgt eine neutrale Zone und darauf erst das Gebiet der freien Indianer, über welche wir in dem Buche nur sehr wenig erfahren und das wenige nicht aus eigener Anschauung“. Thatsache ist, dass über die Indianer vom oberen Surinam überhaupt N i c h t s in meinem Werke steht und dass dasjenige, was über die Indianer vom unteren Surinam gesagt ist, s e h r w o h l auf eigener Anschauung beruht, wie aus der Publication deutlich zu ersehen ist. (Vgl. pag. 94 und 99.)

Heger knüpft an die angeführte, unrichtige Bemerkung eine Betrachtung über „Dilettanten“ und „studirte Ethnographen“, die passender unterdrückt worden wäre, denn 1. ist dieselbe durch Nichts von Seiten des Recensenten näher motivirt, 2. steht sie im Widerspruche mit der von Heger selbst hervorgehobenen Thatsache, dass das Buch bemerkenswerthe Notizen über die Buschneger enthalte, die doch auch ohne das verlangte „intensive Vorstudium“ von demselben Dilettanten (Geologen) niedergeschrieben sind, 3. ist das Buch kein anthropologisches Werk, sondern, wie in der Vorrede ausdrücklich betont wurde, erheben die „Skizzen“ auf „tiefgehende Studien und erschöpfende Darstellung . . . . nicht den geringsten Anspruch“.

Endlich sagt Heger anlässlich der indianischen Zeichnungen von Aruba: „Die Darstellung der aus dem Zusammenhange gerissenen, einzelnen Zeichen hat wenig wissenschaftlichen Werth.“ Darauf ist zu erwiedern, dass 1. die Zeichen nicht etwa willkürlich aus dem Zusammenhange gerissen sind, sondern dass ich zeichnete, was möglich war (vgl. pag. 133) und 2. hat eine Reihe von Reisenden seit Humboldt es gleich mir wohl für nützlich gehalten, solche Zeichnungen zu bewahren, statt sie der Vergessenheit und dem Untergange anheimfallen zu lassen, eben weil wir, wie auch der Recensent hervorhebt, über die Bedeutung dieser Zeichen in Unkenntniss verkehren.

L e i d e n, 17. August 1887. **K. Martin.**

Herr K. Martin, Professor für Geologie an der Universität zu Leiden, hat zu der Zeit, als ich im August d. J. im Ural weilte, an den Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft die im Vorstehenden abgedruckte „B e r i c h t i g u n g“ über das von mir auf pag. 125 des Bandes XVII der Mittheilungen unter Nr. 58 gebrachte Referat über sein Werk: „Westindische Skizzen“ eingesendet. Dieselbe hat auch auf a u s d r ü c k l i c h e n W u n s c h des Herrn Präsidenten hier ihre Aufnahme gefunden. Auf diese Berichtigung habe ich nun Folgendes zu erwiedern:

Was zuerst die Indianer vom oberen Surinam anbelangt, so ist auf pag. 80 des Martin'schen Werkes Folgendes zu lesen: „Die Einwohner Toledos erzählten uns, dass sich das Gebiet der Buschneger noch 14 bis 16 Tagereisen weit stromaufwärts ausdehne, worauf dann das von Indianern bevölkerte Land beginne. Zwischen beiden Rassen befinde sich ein neutrales, von Keinem bewohntes Gebiet, dessen Breite etwa eine halbe Tagereise betrage. Indianer und Neger meiden sich, ohne sich zu bekriegen, und falls sie einander unvermuthet begegnen, gehen sie sich aus dem Wege. Dagegen dulden die Indianer das Eindringen der Neger in ihr Gebiet unter keinerlei Umständen, und deswegen ist es auch nicht möglich, längs des Surinam ihre Wohnplätze zu erreichen, wohl aber ist dies längs des Maroni ausführbar, wie bekannt und auch von den Einwohnern Toledos versichert wurde. Die Buschneger dieses Flusses stehen mit den Indianern in stetem Handelsverkehr. Nach allen Aussagen scheint es mir, als ob man die Zahl der das Binnenland bewohnenden Indianer sowohl als auch der Buschneger bisher weit zu gering angeschlagen hat; in Toledo sagte man uns, dass tief im Innern sehr mächtige Stämme von Rothhäuten lebten.“

Hier wird ja über die Indianer des oberen Surinam gesprochen, und zwar erfahren wir „das Wenige nicht aus eigener Anschauung“. „Leider“ sollte noch hinzugefügt sein, womit nur das Bedauern ausgedrückt werden soll, dass es dem Verfasser, der zu anderen Zwecken das Land bereiste, und nur n e b e n b e i das von ihm über die Bevölkerung Gesehene und in Erfahrung Gebrachte wiedergibt, nicht gelungen ist, weiter flussaufwärts vorzudringen und uns etwas über diese so gut wie unbekannten Indianerstämme zu berichten, wodurch er auch als

„nicht studirter Ethnograph“ unserer Wissenschaft einen Dienst erwiesen hätte. Wo kein Brod zu haben ist, muss man sich eben mit Brosamen begnügen und der Ethnograph muss sich heute nur allzuoft noch mit solchen zufriedenstellen, wie ja dies in meinem Referate in Bezug auf das wenig Neue („Einiges“) des Martin'schen Buches auch geschehen ist. Was über die Indianer des unteren Surinam in dem Werke gesagt ist, bietet absolut nichts Bemerkenswerthes, worüber man in einem Fachjournale zu referiren hätte, weswegen dies auch unterlassen wurde.

Was den zweiten Absatz betrifft, so ist es reine Geschmacksache, ob der Passus über „Dilettanten“ und „studirte Ethnographen“ besser zu unterdrücken gewesen wäre, oder nicht. Ich erspare mir hier die verlangte Motivirung, da es mir unfruchtbar scheint, über Geschmacksachen zu polemisiren und jeder Fachmann sich über diesen Punkt sein eigenes Urtheil zu bilden im Stande ist. Meine Ansicht geht dahin, dass, wenn Jemand in seinem für die Oeffentlichkeit bestimmten Werke Mittheilungen ethnographischen Inhaltes macht, er sich auch eine sachgemässe Kritik gefallen lassen muss, auch wenn das Buch kein anthropologisches Werk ist. Auf letzteren Umstand wurde von mir ohnehin die gebührende Rücksicht genommen: das „Naturrecht“ einer sachgemässen Kritik, wie ich es nennen möchte, muss jeder Fachzeitschrift wohl gewahrt bleiben.

Zum Schlusse endlich die indianischen Zeichnungen von Aruba. Obzwar wir über die Bedeutung dieser sogenannten Bilderschrift heute noch immer nichts Sicheres wissen — und eben deswegen — ist es sehr wichtig, dass man solche Zeichnungen so weit dies nur irgendwie möglich ist, in vollem Zusammenhange gibt, wie dieselben auf dem natürlichen Felsen vorkommen, und nicht blos die deutlichsten dieser Zeichnungen aus dem Zusammenhange gerissen abbildet. Dass letzteres geschehen ist, muss jedem unbefangenen Leser aus der Lectüre der Beschreibung Martin's auf p. 133 („Ich habe aus diesem Grunde die deutlichsten Zeichnungen etc. . . . . hier wiedergegeben“) und bei Betrachtung der Tafel XIV, auf welcher die einzelnen Zeichen anscheinend ganz willkürlich nebeneinandergestellt sind, hervorgehen. Ist überhaupt jemals eine Lösung dieser Frage möglich, so kann sie nur in der Art erfolgen, dass man aus der Anordnung und Aufeinanderfolge der einzelnen Zeichen auf die wahrscheinlichen vorhandenen gegenseitigen Beziehungen derselben Schlüsse zieht, wie dies bei den verwandten Zeichnungen der nordamerikanischen Indianer auch mit Erfolg geschehen ist. Kennt der Verfasser eine dieser Zeichnungen, auf welchen eine ganze Geschichte fast wie auf einem Bilderbogen durch Figuren und gewisse mit denselben verbundene (symbolische) Zeichen dargestellt wird? Was würde er dazu sagen, wenn Jemand so ein Bild zerschneiden und die einzelnen dieser Figuren und Zeichen in beliebiger Reihenfolge auf ein Blatt aufkleben würde, und das Ganze dann als eine wissenschaftliche Leistung angesehen wissen wollte? Hier hat der Naturforscher Martin einen Fehler gemacht, denn was er als Geologe nie thun würde, nämlich aus einer Reihe übereinanderliegender Gesteinsschichten nur die deutlichsten Versteinerungen auszusuchen und dieselben ohne Rücksicht auf die Neben- und Uebereinanderlagerung derselben zu sammeln, beschreiben und abzubilden, das hat er in Bezug auf die indianischen Zeichnungen gethan. Er sehe sich nur den „Fourth Annual Report“ des Washingtoner Bureau of Ethnology an, in welchem Mallery eine ebenso gründliche wie vortreffliche Arbeit über die verwandten Zeichnungen der nordamerikanischen Indianer publicirte, wie man solche Dinge wissenschaftlich behandeln soll.

Hiermit betrachte diese unerquickliche Polemik, die nach meinem Geschmacke besser unterblieben wäre, für abgeschlossen. Herrn Professor Martin sei aber hier gesagt, dass mir trotz seiner Berichtigung die Lectüre seines Buches als blosse Reiselectüre viel Vergnügen bereitet hat; dasselbe ist gut geschrieben und enthält über die Reiseerlebnisse und die Natur des Landes viel des Schönen und Interessanten. Vom ethnographischen Standpunkte aus muss ich aber meine Kritik aufrecht erhalten und würde ich auch heute, nachdem ich das Buch zum zweitenmale genau durchgenommen habe, an dem rein sachlichen Theile desselben kein Wort ändern.

Franz Heger,

Secretär der Anthrop. Ges., Redacteur der „Mittheilungen“ und Leiter der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum.

Fig. 1—3. Kindlicher Brachycephalus aus Ischgl.

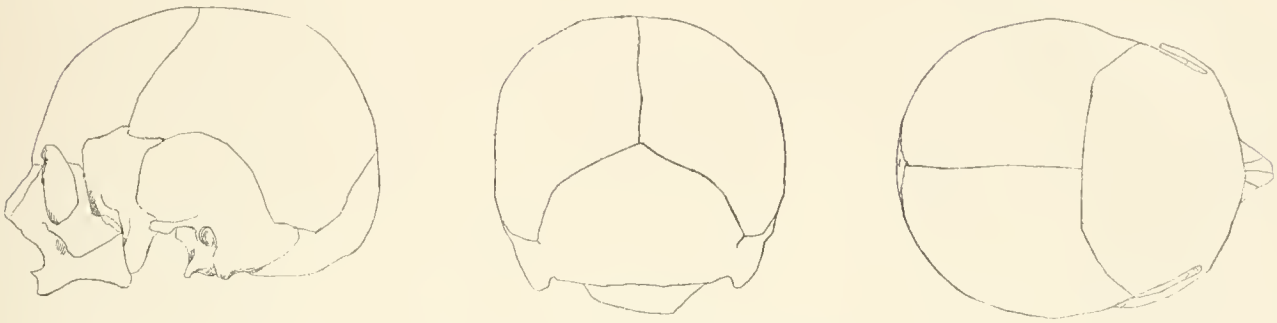


Fig. 4—6. Brachycephalus aus Ischgl.

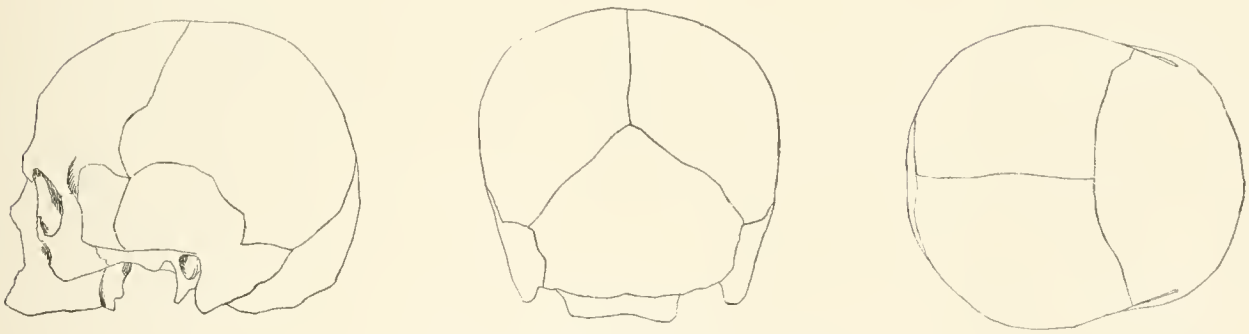


Fig. 7—9. Hyperbrachycephalus aus Ischgl.

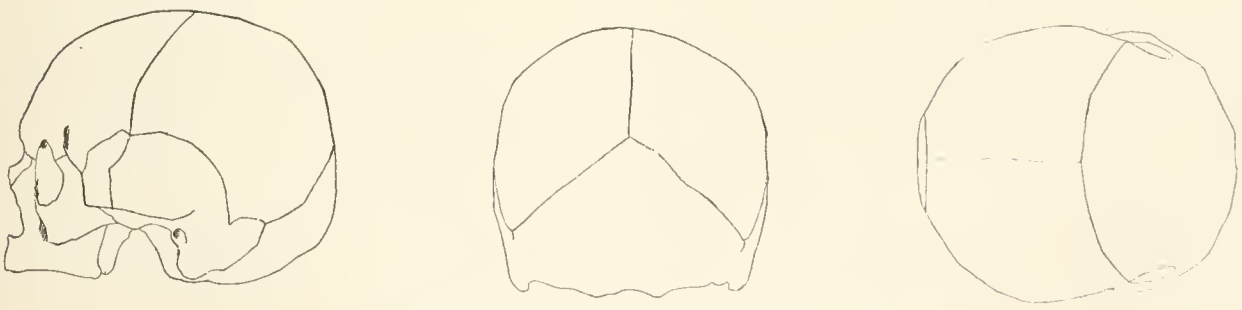


Fig. 10—12. Brachycephalus aus Gallthür.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel VI.

Fig. 1. Normal gewachsener **Hauer** eines gezähmten Ebers des weissbärtigen Wildschweines (Sus papuensis) von **Hihiaura-Buchtung**, nahe Ost-Cap in **Neu-Guinea**.

a) Linie, bis zu welcher der Hauer in der Alveole des Unterkiefers steckt, zugleich das Ende der Abschleifung des Innentheiles der Spitze, durch Reiben am Eckzahne des Oberkiefers.

Fig 2. Abnorm gewachsener, kreisrunder **Hauer** eines Wildschwein-Ebers von **Finschhafen** in **Neu-Guinea**.

a) Linie, bis zu welcher der Hauer muthmasslich in der Alveole des Unterkiefers steckte.

Fig. 3. Kostbarer **Brustschmuck** von der Insel **Normanby, d'Entrecasteaux-Gruppe**, im Besitze der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien.

a) Abnorm gewachsener kreisrunder Eberhauer.

b) ca. 105 Centimeter (i. e. Gesammtlänge des ganzen Strickes) langes Tragband aus einem Strick, auf welchen in dem Stücke zwischen Eberhauer und Muschel 30 längliche Plättchen von rother Spondylus-Muschel „Bakiau“ und 22 ebenso geformte Plättchen aus weissen perlmutterglänzenden Muschelschalen aufgereiht sind.

c) Verzierungen des Eberhauers aus kleinen auf Schnüren aufgefassten rothen Spondylusscheibchen.

d) Eine weisse Porzellan-Muschel (Ovula ovum) als Nackenverzierung.

Fig. 4. Ein desgleichen **Brustschmuck** von derselben Localität.

a) Eberhauer, durch langes Tragen gelb geworden, wie altes Elfenbein und wie polirt.

b) Tragband, im Ganzen 60 cm lang, aus vierfachem Strick von feinem Bindfaden gedreht, in welchen 4 Reihen zu je 21 Stück runder rother Spondylusscheibchen, „Samakupa“, zwischen *aa* und *bb* weisse Muschelscheibchen, „Waiatutta“, eingeflochten sind.

c) Weitere Verzierung aus kleinen rothen Spondylusscheibchen, deren Anhängsel

d) in eigenthümliche glänzend schwarze Fruchthülsen endigen. Die letzteren werden auch an der Ostspitze Neu-Guineas bis Port-Moresby häufig als Verzierung von Armbändern und Ohrschmuck benutzt.

Fig. 5. **Brustschmuck** aus zwei kreisrunden Eberhauern, wie ich solche in **Astrolabe-Bai** (**Neu-Guinea**) und auf **Willaumez-Insel** (**Neu-Britannien**) sah.

Fig. 6. Imitirter kreisrunder **Eberhauer**, aus Tridacna-Muschel geschliffen, von **Dinner-Insel**, Ostspitze Neu-Guineas.

Fig. 7. Ein desgleichen, aus gleichem Material von **Krauelbucht**, Kaiser **Wilhelms-Land**.

Fig. 3.

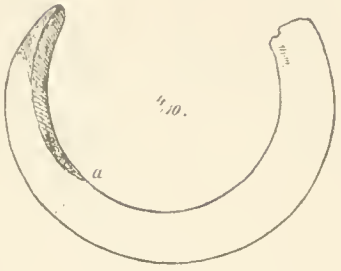


Fig. 1.

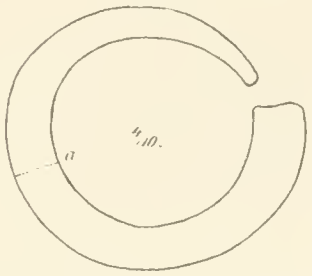


Fig. 2.

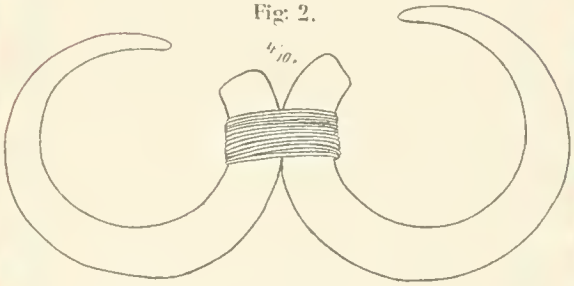


Fig. 5.

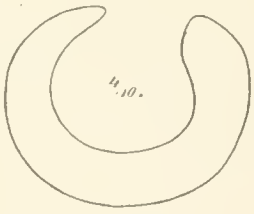


Fig. 6.

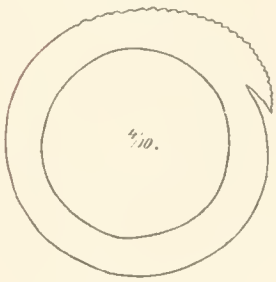


Fig. 7.

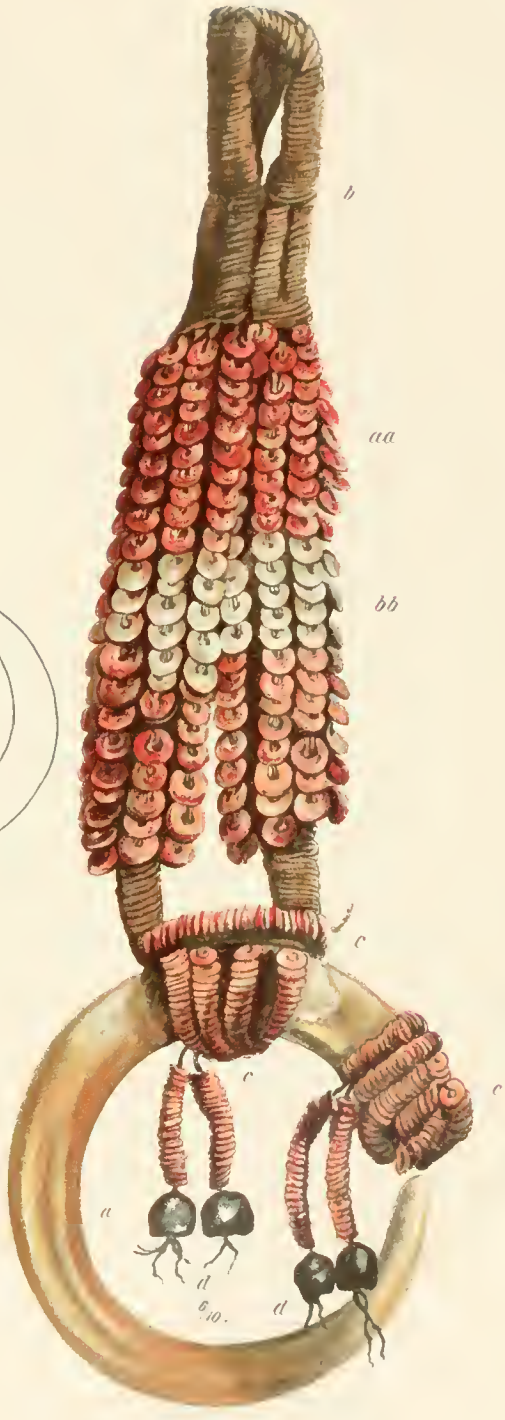


Fig. 4.

Finsch, Abnorme Eberhauer.

C. Angerer & Göschl, Wien.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 1. **Sitzungsberichte.** **Jänner 1887.**

INHALT: **Monatsversammlung am 11. Jänner 1887.** 1. Neue Mitglieder; S. 1. — 2. Geschäftliches; S. 1. — 3. Haberlandt, altbabylonische Steincylinder; Discussion, Polak; S. 1. — 4. Hoernes, St. Michael in Krain; S. 2. — 5. Woldřich, Funde aus Böhmen, S. 5. — 6. Spöttl, Aquarellbilder; S. 5. — 7. Geschenke für die Bibliothek; S. 6. — **Literaturberichte**; S. 6.

Monatsversammlung am 11. Jänner 1887.

Vorsitzender: Secretär J. Szombathy.

1. Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren

Dr. Augustin Weisbach, k. k. Stabsarzt in Wien,
Dr. Fritz Pichler, Director des Münzen- und Antiken-Cabinets des Joanneums in Graz,
Friedrich Ritter von Wenusch, stud. med. in Wien.

Der Vorsitzende begrüsst besonders Herrn Dr. Weisbach, welcher bisher Director des österreichisch-ungarischen Hospitals in Constantinopel war und nunmehr zur Leitung des Militärleichenhofes nach Wien berufen worden ist. Die anthropologische Gesellschaft dürfe sich glücklich schätzen, in seiner Person den ersten Craniologen Oesterreichs als unmittelbaren Mitarbeiter gewonnen zu haben.

2. Der Vorsitzende legt den Antrag des Ausschusses vor, die Gesellschaft möge ihre Clichés der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übergeben unter der Bedingung, dass dieselben gut conservirt und der Gesellschaft stets zum Gebrauche sowie auch zum Hinausleihen an andere Interessenten zugänglich erhalten werden.

Dieser Antrag wird ohne Debatte einstimmig angenommen.

3. Vortrag des Herrn Dr. M. Haberlandt:

Ueber altbabylonische Steincylinder.

Der Vortragende entwickelt und präcisirt zunächst den Gesichtspunkt, unter welchem das in erster Linie antiquarische Thema vor eine anthropologische Gesellschaft gebracht werden dürfe, bespricht sodann an der Hand vorgelegter Stücke aus der Collection Dr. Troll, die das k. k. naturhistorische Hofmuseum kürzlich erwarb und welche eine grössere, formenreiche Anzahl von mesopotamischen Alterthümern enthält, die als Siegel dienenden Steincylinder nach Grösse, Material und Arbeit. Sodann legt der Vortragende die verschiedenen Perioden, welche in diesen Steincylindern vertreten sind, dar und erwähnt ihr Vorkommen bei Semiten, Persern in der Achaemeniden-Periode und Aegyptern unter Angabe der charakteristischen Merkmale und Unterschiede nach Form und Emblemen. Die Art des Gebrauchs der Cylinder als Siegel wird nach einem kurzen Ueberblick über die Entwicklung des Siegelwesens auf ethnologischem Gebiet bei Babyloniern und Assyriern geschildert und zum Schlusse die ethnographische Bedeutsamkeit der eingegrabenen Abbildungen neben ihrer geschichtlichen und mythologischen gewürdigt, indem die dargestellten Scenen uns mit einer Menge ethnologischen Materials, in Bewaffnung, Bekleidung, Hausgeräth u. s. w. mit grosser Genauigkeit bekannt machen.

Der Vortrag wird als Abhandlung in den Mittheilungen erscheinen.

Discussion:

Herr Dr. J. E. Polak macht im Anschluss an diesen Vortrag die Bemerkung, man finde auch Elfenbeincylinder und zwar von sehr schöner Arbeit mit Figuren und Keilschrift. Auch in Hamadan (Ekbatana) habe er im Jahre 1854 und 1882 zahlreiche Cylinder gesehen und erworben. Die Cylinder schienen zum doppelten Zweck zu dienen, theils um Ereignisse festzuhalten, theils als Siegel, sie wurden dann über eine weiche erstarrende Masse gerollt. Bei der durchschnittlich geringen Verbreitung der Schreibekunst war es natürlich, dass das Siegel bei Urkunden etc. eine grosse Rolle spielen musste. So war es in ältester Zeit, so ist es noch heutigen Tages. Eine gesiegelte Urkunde ist in jeder Beziehung unwiderruflich. Ich will zwei Belege aus der Bibel bringen: die Uebergabe von Juda's Siegel an Tamar, ferner die Erklärung des Schah Ahasver (Buch Ester), dass er ein gesiegeltes Decret unmöglich widerrufen könne, er gebe jedoch den Rath der Selbsthilfe gegen dasselbe. Als beim Tode des Mehmed Schah, Vater des jetzigen Königs von Persien sein Siegel missbraucht und grosse Geldforderungen damit legalisirt wurden, konnten diese, obwohl gefälscht, doch nicht als ungiltig erklärt werden und man musste andere Drohmittel beim Eincassiren vorschützen.

Durch diese Umstände erklärt sich die grosse Anzahl der Siegelsteine, die man an den verschiedensten Orten beim Graben findet. Diese sind oft von der allerrohesten Arbeit bis zur feinsten; ja man bemerkt unter der Arsaciden- und Sassaniden-Zeit offenbaren griechischen Einfluss, vielmehr griechische Arbeit. Die Zahl der griechischen Graveure zweiten Ranges scheint so gross

gewesen zu sein, dass Viele Arbeit in der Fremde suchten und auch fanden. Als Beweis dafür besitze ich mehrere Steine, selbst eine Hebe mit Pehlevi Legende, offenbar griechische Arbeit. Ja sogar einen Stein mit gravirter Hand in Schwurform mit griechischer Legende, in Hamadan 1882 gefunden. Die Gegenstände der Gravirungen sind verschieden, häufig Profilköpfe mit oder ohne Pehlevi Legende. Zahlreich sind Thiergravirungen, am häufigsten der geflügelte Buckelstier, Löwe, Skorpion, Fisch, kämpfende Widder, Reiter etc., selten Carricaturfiguren, deren ich wenige Stücke besitze. Nicht selten findet sich eine Art Triquetrum mit oder ohne Kranz. Als mit arabischer Herrschaft die Sculptur von Mensch- und Thierbildung aufhörte, begann das Siegel zuerst mit kufischer, später in der jetzt gebräuchlichen Schrift, die meisterhaft gravirt ist. Ich besitze in meiner Sammlung gegen hundert Stück muselmanischer Siegel.

4. Herr **Dr. Moriz Hoernes** erstattet seinen Bericht über

Die diesjährigen Ausgrabungen auf dem „Grad" von St. Michael bei Adelsberg in Krain.

Bei der Betrachtung der Resultate unserer Ausgrabungen üben wir vor Allem eine Function unseres geistigen Auges, welche derjenigen nicht unähnlich ist, die wir in rein sinnlicher Beziehung in unseren ersten Lebensjahren erlernen. Zunächst erscheinen uns alle Zeugen der Vergangenheit, die wir dem Schoss der Erde entreissen, gleichsam auf einer Bildfläche unterschiedlos aneinandergereiht. In diesem Sinne spricht der Volksmund und sprechen auch wir noch hie und da vom „Alterthum", als von einem fernen, verschwommenen Horizont, der über die Gegenstände, die wir mit den Händen greifen können, hinausragt. Unsere Wissenschaft geht vorzugsweise darauf aus, diesen bedeutsamen, aber vielfach räthselhaften Horizont zu vertiefen und zu beleben, indem wir ihn aus einem blos reizenden Gemälde in eine Art plastische Wirklichkeit zu verwandeln suchen. In unserer engeren archäologischen Heimat, der Prähistorie, erstreben wir dieses Ziel derzeit noch häufig durch sehr primitive Mittel, die man in andern, vorgeschritteneren Zweigen der Alterthumskunde nicht mehr anwendet. Ein solches Mittel ist die Nebeneinanderstellung ungleicher aber ähnlicher Dinge, die wir zufällig genauer kennen, die halb willkürliche Vergleichung mittelst des Tastsinns, der hier wegen der geringen Entwicklung unserer Wissenschaft noch eine grosse Rolle spielt.

Die Ausgrabungen auf der Gurina, über welche ich in der vorletzten Monatsversammlung zu berichten hatte und die mir zu einer solchen Vergleichung hier am nächsten liegen, charakterisiren sich durch eine Fülle von Gegenständen aus den verschiedensten Zeiträumen der Vor- und Frühgeschichte unserer heimischen Alpenländer, zahllose Objecte, welche an dem merkwürdigen Fundort zwischen und unter Ruinen aus der römischen Periode ungeschichtet durcheinander liegen. Wie es in der Natur solcher Funde liegt, beleuchten sie zunächst die Schicksale des Ansiedlungsplatzes, die denn doch immer nur von bedingter Wichtigkeit sind, oder, wenn man der Combination einigen Spielraum gestattet, die Vorgeschichte eines etwas weiteren Gebietes, einer Thalstrecke, eines kleinen Landestheils. In einem Culturbild grösseren Umfanges wird das Ergebniss derartiger Untersuchungen dort seine Stelle finden, wohin der Fund seiner Hauptmasse nach gravitirt. Für die Entwicklung der provinzialrömischen Cultur aus den letzten prähistorischen Vorstufen liegen auf der Gurina sehr belehrende Documente, die umsomehr gesammelt zu werden verdienen, als man in jenem interessanten Process bisher mehr die unterscheidenden Merkmale als die Verbindungsglieder aufgesucht hat.

Wesentlich anders stehen die Dinge auf dem Grad von St. Michael, wohin ich mich bald nach dem Schluss der eben erwähnten Arbeiten begab, um die im Jahre 1885 von Herrn Custos Szombathy begonnenen Ausgrabungen nach dessen Directiven fortzusetzen. Die Verschiedenartigkeit dieser beiden Quellen zeigt recht deutlich, aus welchem Stückwerk sich unser prähistorisches Wissen zusammensetzt. Wie die Fragmente eines vor Alters zertrümmerten Kunstwerks sich theilweise wohl aneinander fügen, theilweise nähern, aber nicht ineinander greifen und an völlig zerstörten Stellen weite Lücken klaffen, so geht es auch mit dem Ganzen unserer Wissenschaft, die man deshalb nicht unpassend einen Torso genannt hat. Die Ansiedlung auf der Gurina war ein Industrial- und Bergwerksort, dessen bedeutendster Aufschwung in die letzte vorchristliche Zeit, dessen eigentliche Blüthe aber in die römische Epoche fällt; — in dem Grad von St. Michael sehen wir eine prähistorische Befestigung, deren Hauptrolle mit dem Anbruche der Römerherrschaft ausgespielt war, obwohl an ihrer bestbeschützten Stelle sichere Spuren einer späteren, wahrscheinlich römischen Occupation des Platzes zu Tage treten. Von den Bogen- und Brillenfibeln der „altitalisch-hallstättischen" Epoche bis zu den dicken Fragmenten des spitzfüssigen römischen Dolia beschreibt die antike Hinterland-Cultur unserer Alpenprovinzen ganz denselben Kreis an dem kärntnischen wie an dem krainischen Fundorte. Es ist derselbe Faden, der uns leitet, nur dass die Knotenpunkte der Entwicklung hier und dort sich an verschiedenen Stellen schürzen. Das ist die innere Verschiedenheit der beiden Quellen; die äussere liegt in der Art des Aufschlusses: dass wir es auf der Gurina mit den absichtslos zerstreuten Resten einer untergegangenen Ansiedlung, auf dem Grad von St. Michael dagegen mit Gräberfunden zu thun haben. Schliesslich wäre über die jüngsten Schicksale der beiden Fundorte zu erinnern, dass die Gurina gleich nach der ersten Lieferung ihrer Schätze in A. B. Meyer's Buch eine umfassende, vielleicht allzu abgerundet angelegte Bearbeitung fand, während über die Wallburg von St. Michael ausser der Planskizze und einigen Fundangaben in Deschmann's und Hochstetter's erstem Bericht über prähistorische Ansiedlungen und Begräbnissplätze in Krain fast nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Dieser letztere

Umstand gestattet mir vielleicht, mich über die Verhältnisse, welche uns hier entgegentreten, eingehender zu äussern, als es bei meinem Bericht über die unmittelbar vorhergegangenen Arbeiten nothwendig war.

Der „Grad“ von St. Michael gehört in die Reihe jener innerkrainischen Wallburgen, welche durch stete Bedrohung Tergeste's und Aquileja's, zuletzt während Cäsar's gallischer Kriege und unmittelbar nach dem Tode des Gefürchteten, sich in der Geschichte des römischen Reiches um den Beginn unserer Zeitrechnung einen Namen gemacht haben. (Appian, Illyr. 18.) Durch Strabo kennen wir auch die ethnographischen Verhältnisse des Birnbaumer Waldes, an dessen Nordostabhange unser Fundort liegt. Es sassen dort illyrische Japoden (ἤδη ἐπίμικτον Ἰλλυριοῖς καὶ Κελτοῖς ἔθνος. IV. 6.), unmittelbar hinter ihnen keltische Taurisker. Diese Völker traten bekanntlich nach blutigen Kämpfen am Anfange der Kaiserzeit in ein Abhängigkeitsverhältniss zu Rom; ihre Burgen wurden gebrochen oder von den Römern occupirt. Unter den wahrscheinlich stark outrirten Abbildungen dieser Raubnester, welche nach herkömmlicher Weise den Triumphzügen der Söhne des Augustus in Rom vorangetragen wurden [1]), betand sich vielleicht auch ein Gemälde der aus künstlichen Erdwällen und natürlichen Felsmauern weitläufig und complicirt zusammengesetzten Befestigung von St. Michael. Diese erstreckt sich im Norden und Nordwesten des genannten Dörfchens über ein schwach erhöhtes, mit verschiedener Steile ringsum abfallendes Terrain, dessen innere, jetzt mit Aussaat bedeckte Senkungen einst die Hütten und Hürden der Ansiedler trugen, während nach aussen hin eine Anzahl niederer Hügel, Kuppen und künstlich erhöhter Böschungen als Aussichtswarten, Bastionen und Brustwehren dienten. Die zufälligen Funde, von welchen Hochstetter berichtet, und die systematischen Ausgrabungen, welche in den Jahren 1885 und 1886 stattfanden, haben dieses Terrain an verschiedenen Punkten aufgehellt; wahrhaft ergiebig zeigten sich jedoch nur zwei grössere Stellen im Nordosten der Ansiedlung, die eine — das Brandgräberfeld „za Polschno“ — stark nordöstlich, die andere — das Brand- und Skelettgräberfeld „pod Kazulem“ — unmittelbar östlich unter dem Kazul, einer steilen Kuppe, die eine Art Eckpunkt der Festung bildet, indem hier die Wälle und Böschungen von Süd und West zusammenlaufen. Es erscheint ganz zweckmässig, dass hier, zwar ausserhalb der Burg, aber unter einem ihrer stärksten Punkte, den etwaige Angreifer wohl nicht aufsuchten, die Gräber lagen. Innerhalb der Festungswälle haben sich bisher nur an zwei Stellen einzelne Gräber gefunden, und zwar ein sehr ärmliches Brandgrab auf dem Mačkovc, dem nordwestlichen Angelpunkte der Burg, welcher etwas niedriger, aber breiter und durch Felsmauern geschützter ist als der Kazul; dann ein Skelettgrab hinter einem Walle, ungefähr in der Mitte zwischen den beiden genannten Eckpunkten. Ich nenne hier noch kurz die spärlichen Funde, welche jüngst durch Versuche an anderen Stellen gewonnen wurden, um dann zu der Ausbeute auf den obgedachten Gräberfeldern überzugehen. Es sind dies: Fragmente einer Certosafibel, eines breiten Fingerringes und einer Spirale aus Bronze, in einigen Brandgräbern auf einer flachen, mit Aeckern und Gestrüpp bedeckten Kuppe, welche nordöstlich jenseits der Einsenkung „za Polschno“, dem Kazul gegenüberliegt; Thonscherben und ein zweites Fragment jener Fibelform im Norden des „Grad“, unfern der Stelle, wo nach Hochstetter's Bericht eiserne Lanzenspitzen gefunden wurden; zahlreiche Bruchstücke römischer Dolia und andere gröbere Thonscherben auf dem Mačkovc; Fragmente von ungedrehtem Thongeschirr, unweit des vorerwähnten Skelettgrabes; desgleichen an den äusseren Abhängen des Kazul an sehr verschiedenen Stellen. Ferner wurden in der Einsenkung unterhalb des Gräberfeldes „za Polschno“ an einer Stelle, wo von Raubgräbern im verflossenen Winter ein Bronzehelm, ein Beil und andere Objecte gefunden sein sollen, mehrere Brandgräber geöffnet, die jedoch keine Spur von Beigaben enthielten. Ein halbes Steinbeil, welches nachträglich eingesendet wurde, stammt aus einem Grabe am Nordabhang des Mačkovc und ist vorläufig der einzige Vertreter einer älteren Culturstufe.

Auch auf dem Flachgräberfelde „za Polschno“, welches im Herbste 1885 eine so stattliche Ausbeute an eisernen Waffen (Schwerter, Lanzenspitzen, Streitäxte, Haumesser u. dgl.), Bronzen (grosse Fibeln, Arm- und Halsringe, Kettchen und Fingerringe etc.) und Glasschmuck geliefert, besteht die Mehrzahl der Gräber aus breiten Gruben, die blos mit den Resten des Leichenbrands gefüllt sind, und unter diesen spärliche oder gar keine Ueberreste von Beigaben enthalten. Zudem ist dieser Fundplatz von Raubgräbern im verflossenen Winter auf eine geradezu barbarische Weise ausgeplündert worden, wogegen sich der Schutz der Behörde, welche der Eigenthümer des Feldes wiederholt anrief, machtlos erwies. Von dieser systematischen Verwüstung, welche durch eine Sondirung mit Eisenstangen eingeleitet und durch Ausschürfung von engen, in die Mitte der Gräber führenden Schlupflöchern durchgeführt wurde, konnte ich mich leider auf Schritt und Tritt überzeugen. Fast in jedem ausgeraubten Grabe fanden sich noch einzelne Bronzen: Fragmente auffallend grosser und kleinerer Certosafibeln, breiter cylindrischer Fingerringe aus Bronze, Spiralen von Armreifen und Armbrustfibeln, Stückchen verzierter Bronze-Armreife und Kettchen, Glasperlen, theils geschmolzen, theils rund (blau, lichtblaugrün, gelb mit andersgefärbten Buckeln, Augen oder Zickzackstreifen). Uebrigens umfasst diese Reihe auch den Formenschatz der wenigen intacten Gräber; es wurden eben nur die guterhaltenen Stücke fortgeschafft und das Uebrige zurückgelassen. Eiserne Waffen ohne sonstige Beigaben fanden sich in einem zerstörten und einem intacten Grabe, in letzterem eine lange und eine kürzere Lanzenspitze, ein geflammtes, 51 cm langes Haumesser mit Resten der Scheide und eine Streitaxt. Paläoethnologisch gesprochen, gehören diese Funde zwei jüngeren Zeiträumen, dem Ende der Hallstätter Epoche und der vorgeschrittenen La-Tène-Periode, an.

[1]) Norica . . castella in tumulis et Japydis arva Timavi. Verg. Georg. III, 475.

Ihr friedliches Nebeneinander ist, wenn man die Frage aus einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, kein grosses Räthsel. Für Innerkrain können die illyrischen Japoden als Träger der archaischen Hallstatt-Cultur, die Taurisker als Verbreiter der jüngeren La-Tène-Formen angesehen werden. Wir werden daher nicht zu sehr irren, wenn wir diese Nekropole in das vierte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verlegen. Soweit müssen wir nämlich von der für Bologna giltigen Datirung der Certosafibel, welche dort mit rothfigurigen Vasen strengen Stils zusammen vorkommt und somit noch dem fünften Jahrhundert angehört, herabrücken, einerseits mit Rücksicht auf das Local, andererseits um den Anschluss an die entwickelte keltische Eisenindustrie zu gewinnen. Ueber die ethnologische Zugehörigkeit der Nekropole kann, da noch Strabo hier die Japoden erwähnt und die Mehrzahl der Gräber eine Culturstufe zeigt, die wir als unkeltisch, beziehungsweise vorkeltisch bezeichnen dürfen, kein Zweifel sein: es sind Gräber eines illyrischen Stammes, dessen Führer und Krieger sich im Besitze keltischer Eisenwaffen befanden.

Der geschilderte traurige Zustand nöthigte mich schon nach wenigen Tagen, dieses interessante Gräberfeld zu verlassen und auf dem höhergelegenen Grundstück „pod Kazulem“ die 1885 in geringem Umfang begonnenen Arbeiten fortzusetzen. Hier finden sich nicht blos Brandgruben mit ungleichem Gehalt an Beigaben, sondern auch Urnen- und Skelettgräber, erstere ebenfalls von ungleicher, letztere mit auffallend ärmlicher oder ohne jede Ausstattung. Gegenüber der unfernen Nekropole za Polschno ist dieses Leichenfeld entschieden weit alterthümlicher und insoferne auch einheitlicher, als alle Funde sich in den Rahmen der Anfangsperiode des Hallstätter Zeitraumes einfügen. Von den aufgedeckten Gräbern ist ca. $^1/_3$ Urnengräber, $^1/_{10}$ Skelettgräber, der Rest Brandgruben. Unter einer oder mehreren dünnen Steinplatten steht bei den ersteren eine grosse bauchige, gelbe oder rothe Urne aus schwach gebranntem Thon (diesem fand ich einmal Eisensplitter, wohl nur zufällig beigemengt), zugedeckt mit einer meist schwarzen, dicken Schale. Der Rand der Urnen ist eingekehlt und horizontal ausladend, der der Schalen rund nach innen umgeschlagen. Sämmtliches Thongeschirr ist unverziert; statt der Henkel finden sich an den Urnen verticale oder bogenförmige Wülstchen aufgeklebt, die sich manchmal henkelartig von der Gefässwand abheben. Asche, Knochensplitter und Beigaben bilden im Bauche der Urnen eine compacte Masse; alle vorgefundenen Artefacte waren dem Leichenbrande ausgesetzt. Urnen und Brandgruben liegen ca. 1 m tief, die Skelette etwas tiefer bis zu $1^1/_2$ m. Statt den Charakter der Gräber und die Abweichungen von der regelmässigen Ausstattung derselben weiter zu erörtern, wollen wir folgende Inhaltsangaben machen. (Die Gräber 1—12 liegen auf „za Polschno“.)

Grab 13 (Urnengrab): 1 grosse und 1 kleine Brillenfibel in Fragmenten; 1 Bronzenadel; 1 eiserner Armreif, ebenso; Bronzeblechfragmente, verziert.

Grab 14 (Brandgrube): 1 grosse Brillenfibel in Fragmenten; 1 eiserner Armreif, ebenso; 1 lichtblaues Glasperlchen.

Grab 15 (Brandgrube): Grosse Bronzefibel ad arco semplice mit breitem (sichelförmigem) Bogen und Anhängseln, wovon eine lange Kette und einige Hängebleche erhalten; 2 Brillenfibeln; 1 kleine Armbrustfibel; 1 Bronzenadel (Alles in Fragmenten); einige Glasperlen.

Grab 16 (Brandgrube): 2 eiserne Bogenfibeln; 4 eiserne Armringe; andere Eisenfragmente; 1 glockenförmiges Anhängsel aus Bronze.

Gräber 17 u. 18 (Brandgruben): 1 Bogen-, 1 Brillen-, 1 Armbrustfibel, die erste aus Eisen; Bronzeblechstücke; Bronzearmreif.

Grab 19 (Urnengrab): 2 bronzene Brillen-, 2 eiserne Bogenfibeln, Fragmente einer bronzenen Armbrustfibel, eines aus doppeltem Bronzeblech hergestellten Armbandes, eines massiven Bronzearmreifens, anderer Bronzeschmucksachen; 2 grosse Glasperlen; 1 geschnitzter und durchbohrter Knochen.

Grab 20 (Skelettgrab): ohne Beigaben.

Grab 21 (Skelettgrab): ohne Beigaben.

Grab 22 (Brandgrube): Dreieckiges Blechanhängsel an dünnem Bronzekettchen; 2 eiserne Armreifen.

Grab 23 (Brandgrube): 12 Bronzeschüppchen mit Öhr; 3 geschnitzte Knochenfragmente mit Kreisornament und verticalen Durchbohrungen.

Grab 24 (Urnengrab): ohne Beigaben (etwas Pech in der Urne).

Grab 25 (Urnengrab): ohne Beigaben.

Grab 26 (Brandgrube): 2 bronzene Armringe.

Grab 27 (Urnengrab; ausser der grossen, gefüllten noch eine kleine, dickwandige, leere Urne): Eiserne Bogenfibel; 2 Bronzearmringe; starke Kettenfragmente aus Bronze; 1 dünnes Bronzeringlein.

Grab 29 (Urnengrab): Eiserne Bogenfibel; 2 Bronzearmringe; glockenförmiges Bronzeanhängsel; Fragmente eines Knotenarmreifens aus Bronze; Bronzedraht und Bleche.

Grab 30 (ohne Thongefäss): Brillenfibel; eiserne Bogenfibel; Eisennadel mit gerolltem Öhr; schuppenförmiges Bronzeknöpfchen; Bronzespiralscheibe.

Grab 31—31 (Urnengräber): ohne Beigaben.

Grab 32 (Skelettgrab): Fragment eines eisernen Halsringes mit gerolltem Ende.

Ungefähr 20 fernere Gräber, die auf demselben Felde noch geöffnet wurden, enthielten nur einzelne Objecte und Fragmente, die nach dem Vorhergesagten nichts Neues bieten. [1]) Die Skelette lagen genau in den Zwischenräumen der Urnengräber oder Brandgruben, auf dem Rücken, Kopf im Osten, Füsse im Westen; jedes mit mehreren (6—8) unregelmässigen Steinplatten zugedeckt. Eines davon war über 2 m lang, das zweite von einem Kinde, das dritte mittelgross. Nachträglich wurden von den Arbeitern noch 4 Urnengräber, 1 Skelett-

[1]) Höchstens dürfte erwähnt werden, dass hier einmal die sonst regelmässig aus Eisen erzeugte Bogenfibel in einem schönen Exemplar aus Bronzedraht vorkam.

grab und einige Brandgruben geöffnet. Die ersteren enthielten:

I. 1 grosse und 1 kleinere Brillenfibel; 1 Bronzescheibchen.

II. 1 Brillenfibel; 2 eiserne Bogenfibeln; einen breiten, eisernen (Arm)reif.

III. 2 bronzene Armringe; 1 eiserne Bogenfibel; 2 eiserne (Ohr-)Ringe; blaue Glasperle.

IV. Schleifstein aus gelbem Sandstein.

Bei dem Skelett fand sich nur ein offener, eiserner Armreif; das Inventar der Brandgruben bot ebenfalls nichts Neues. Auf dem Felde pod Kazulem sind früher einzelne Funde gemacht worden, so neun barbarische Silbermünzen mit der bekannten Prägung (*A.* Pferd, *R.* Kopf des Philippos mit dem Lorbeerkranz). Einige derselben kamen in den Besitz des Regierungsrathes Globočnik zu Adelsberg (derzeit in Laibach).

Die Zeit des Gräberfeldes pod Kazulem lässt sich nur annähernd bestimmen durch die beiden Fibelformen, welche hier, fast ausschliesslich herrschend, Hand in Hand einhergehen. Die eiserne Bogen- und die bronzene Brillenfibel sind zwei so verschiedene Dinge, dass wir uns ihren Parallelismus nur durch eine verschiedene Bestimmung dieser Gewandschaften erklären können. Beide kommen sowohl einzeln, als auch paarweise, sowie in dem Verhältniss 2 : 1, neben einander in den Gräbern vor. Einzelne Gräber enthalten nur die eine der beiden Formen. Wo die Brillenfibel paarweise auftritt, ist meist das eine Exemplar beträchtlich grösser als das andere, was bei den Bogenfibeln nicht der Fall ist. Daraus kann geschlossen werden, dass die ersteren vertical übereinander, etwa an dem Brustschlitz des Gewandes, die letzteren horizontal (in gleicher Körperhöhe) etwa an den Schultern angebracht waren.

Die Brillenfibel (nach Tischler „Hallstätter Fibel", nach Helbig die Homerische ἕλιξ εὐγναμπτος) welche in Griechenland massenhaft vorkommt und recht eigentlich auf der Balkanhalbinsel zu Hause ist, gehört nach der Annahme Helbig's zum Homerischen Culturapparat und steht, in ihrer Heimat wenigstens, der Zeit nach unfern dem Anfange des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Nördlich der Alpen wird sie in viel spätere Zeit heraufreichen, in Hallstatt, wo sie die weitaus überwiegende Fibelform ist, wahrscheinlich bis zum Beginne des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Ein sicherer Beleg für das Fortschreiten der archaischen Cultur von SO. nach NW. ist die Verbreitung dieser Fibel auf dem Wege zwischen Griechenland und Mitteleuropa, ihr Vorkommen in Bosnien, Croatien, Krain, Steiermark und einem Theile Ungarns bis zum Plattensee, während sie in Norditalien äusserst selten ist. — Die halbkreisförmige Bogenfibel kommt in St. Michael sowohl in ihrer einfachsten Form, als auch „zweischleifig", d. h. mit einer der federnden Kopfspirale symmetrisch entsprechenden Spiralwindung oberhalb des Nadelhalters vor. Die letztere Form ist nach Tischler eine nordische Abart der ersteren, welche in Italien ausschliesslich gefunden wird. Auf der Appennin- und Balkanhalbinsel reicht die Fibel ad arco semplice gleichfalls bis an den Beginn des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung zurück; nach Dümmler's Untersuchungen findet sie sich schon in vorgriechischen Culturschichten auf den Kykladen. In St. Michael ist sie natürlich viel jünger und kann bis zur Mitte des Jahrtausends heraufgerückt werden. Demnach wäre wenigstens die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass die beiden Gräberfelder „za Polschno" und „pod Kazulem" nur durch ein Jahrhundert von einander getrennt sind. Innerhalb dieses Jahrhunderts müsste man einen entschiedenen Wechsel der Culturverhältnisse, etwa veranlasst durch eine zeitweilige Verödung des Platzes, aber keine völlige Verschiebung der Bewohner annehmen. In die Zwischenzeit fällt eben der Anbruch einer grossen, neuen Aera, die sich durch kriegerische Umwälzungen vorbereitete, aber die ethnographische Basis im Wesentlichen unverändert liess. Wenn die Japoden als ein keltisch-illyrisches Mischvolk bezeichnet werden, so lässt sich dies vielleicht auf die auch literarisch überlieferte Thatsache zurückführen, dass sie im Verlaufe jener vorgeschichtlichen Umwälzungen die keltische Rüstung und Bewaffnung annahmen, in welcher sie dann (zuerst 129 vor Chr.) den Römern entgegentraten.

5. Vortrag des Herrn Professors Dr. **J. N. Woldřich** über

Funde aus der Stein- und aus der Metallzeit Böhmens.

Eine Abhandlung über diesen Gegenstand ist bereits im Druck und wird im nächsterscheinenden Hefte der „Mittheilungen" veröffentlicht werden.

6. Herr **J. Spöttl** hat drei von ihm gemalte

Aquarellbilder

ausgestellt, welche die Opferstelle bei Geiselberg, den Hausberg bei Nappersdorf und die Zwillingstumuli bei Gross-Mugel in Niederösterreich darstellen und als Lehrmittel für eine ihm befreundete Schule bestimmt sind.

Er weist auf die grosse Wichtigkeit hin, welche die Abbildungen interessanter Oertlichkeiten als Lehrmittel für den geographischen und geschichtlichen Unterricht und speciell für die Vaterlandskunde haben. Während aber vorzügliche Abbildungen von typischen Landschaften ferner Zonen und Welttheile, sowie der alten Bauwerke Griechenlands, Aegyptens u. s. w. in unseren Lehrsälen längst Platz gefunden haben, fehlen Abbildungen aus dem Gebiete unseres eigenen Landes fast gänzlich. Und doch wäre es nöthig, vor Allem den Schülern ein richtiges Bild von Land und Leuten der eigenen Heimat zu bieten. Diese Bilder sind erst zu schaffen. Er weist auf die alten Burgen unseres Landes hin, von denen oft das Geschick des Landes ausging. Ihre malerischen Bilder können auch wie andere, den Sinn für das Schöne in der Natur bei unserer Jugend fördern. Weiter zurückgehend, führt Redner die alten

Baudenkmale der Römer an, das herrliche Salona, Ragusa, das Amphitheater zu Pola, unseren Heidenbogen bei Petronell u. a. Aus noch fernerer Vergangenheit sind dann die prähistorischen Bauwerke anzuführen, welche über das ganze Land zerstreut und speciell in Niederösterreich häufig sind. Aber unserer Schuljugend sind sie unbekannt, wenn auch viele fast vor den Thoren der Stadt liegen.

Es seien also unsere Lehrmittelsammlungen durch einige solche Bilder zu vervollständigen, die aber genau nach der Natur gefertigt sein müssten, nicht etwa durch Idealbilder.

Unsere Jugend möge sehen, dass unsere Urahnen im Quadenlande schon weit in der Cultur vorgeschritten waren, dass sie Stammsitze hatten, die sie zu vertheidigen wussten, auch einen Cultus, und dass sie ihren besten Todten auch ein erhabenes Mal setzten.

Ein Muster für solche Lehrbilder sollen eben die hier ausgestellten sein; der Vortragende wünscht, dass in Bälde eine künstlerische Kraft ersten Ranges sich herbei lassen möge, uns solche Bilder zu schaffen. Diese können wohl auch ein Vermächtniss für kommende Generationen werden, denn unsere vorgeschrittene Cultur wird bald jede Hube Bodens urbar machen und auch diese Erdbaue mit eisernem Spaten verwischen.

7. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelangt:

Rosset C. W.: On the Maldivo-Islands more especially treating of Málé Atol. Rep. from the Journal of the Anthropological Institute. London 1886. p. 164—174. 8°. (ded. Aut.)

Cartailhac Emile: Les ages préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. Préface par A. de Quatrefages. 22 p. gr. 8°. (ded. Aut.)

Netto Ladislau: Lettre a Monsieur E. Renan a propos de l'inscription phénicienne apocryphe soumise en 1872 a l'Institut historique, géographique et ethnographique du Brésil. Rio de Janeiro 1885. 36 p. 8°. (ded. Aut.)

Abbéville: Bulletin des procès-verbaux de la Société d'Émulation d'Abbeville avec une table analytique des seances. Année 1885. Abbeville 1886. 8°.

Die Versammlung votirt den p. t. Herren Einsendern den verbindlichsten Dank.

Literaturberichte.

Edward S. Morse. Japanese homes and their surroundings. With illustrations by the autor. Boston 1886. 372 pp.

In prachtvoller Ausstattung liegt in diesem neuen Werke Prof. Morse's eine ausgezeichnete und höchst inhaltreiche Monographie über eines der wichtigsten Capitel der japanischen Volkskunde, das japanische Haus mit seinem Interieur und seiner gewöhnlichen Umgebung, dem Publicum vor. Seitdem die durch Perry's Expedition im Jahre 1854 angebahnte und durch die Restauration der Mikadoherrschaft im Jahre 1868 erweiterte und auf's eifrigste geförderte Erschliessung Japans für die europäische Cultur unserer so lange künstlich gehemmten und zurückgehaltenen Kenntniss des hochinteressanten Landes Nippon freie Bahn gab, hat man sich, besonders unter Engländern und Franzosen, mit den Leistungen der japanischen Culturarbeit, insbesondere ihrer hochentwickelten Industrie und ihrem so originellen Kunstgewerbe eindringlich beschäftigt, während das Interesse für den Japanesen selbst, sein Heim, seine Geräthe und Gebrauchsgegenstände dagegen völlig zurücktrat. Es war, mit Rücksicht auf die reciproken Folgen, welche die Erschliessung Japans für die einheimische Cultur und Lebensweise haben wird und zum Theile schon geäussert hat, daher ein glücklicher Gedanke, den Japanen einmal nicht als Arbeiter für die Luxusbedürfnisse der Welt, sondern als Bewohner seines Landes, seiner Städte und Dörfer, als den Erbauer und Verfertiger seines eigenen Hauses und seiner Wohngeräthe, wie er sich Thüre, Fenster, Dach und Keller, Herd und Ofen, Tisch und Bett u. s. w. zurechtgemacht, darzustellen und so der Völkerkunde eines der für sie wichtigsten Capitel aus der japanischen Culturgeschichte in einem höchst instructiven Gesammtbild voll des gewissenhaftesten und reichsten Details, ehe hier die ursprüngliche Originalität verkommt und zerfällt, zu erhalten. Ein vieljähriger Aufenthalt im Lande selbst, wo der Verfasser seinem Gegenstand mit dem zeichnenden Bleistift in der Hand überall, wo er nur konnte, im Stadthaus und der primitivsten Dorfhütte, vom Dachboden bis zum untersten Kellerraum nachgeforscht hat; daneben die verständnissvollen ergänzenden Bemerkungen japanischer Kräfte selbst, die sich der eifrige Verfasser vielfach nutz- und dienstbar zu machen gesucht hat, haben das Material zu vorliegendem Werke ergeben; geordnet und verarbeitet, wie es in den neun Capiteln: Das Haus, Häusertypen, Interieurs, Entrées, Gärten, Vermischtes, das alte Haus, das Haus der Nachbarn (Ainos, Bonin-Insulaner, Koreaner, Chinesen) vorliegt, zeigt es die gewissenhafte Akribie seines Verfassers und den originellen Griff, den er hiebei gethan. Es ist keine blosse, das geringste Detail mit Aufmerksamkeit berücksichtigende Beschreibung, die wir dabei erhalten, sondern der Verfasser hat bei jeder Seite seines Gegenstandes nachgedacht und stellt ihn daher durchwegs im richtig erfassten Zusammenhange mit dem Leben und den Bedingungen desselben, wie dergleichen Klima, Baumaterial, sociale Verhältnisse, moralische und ästhetische Eigenheiten des japanischen Volkes sind, dar.

Wie beispielsweise auf den vulkanreichen Inseln der Philippinen die Bauweise der Häuser ersichtlich von der erschreckenden Häufigkeit der häusererschütternden Erdbeben bestimmt ist (und dergleichen Zusammenhänge gehen bekanntlich durch die ganze Welt), so auch ist es mit den Eigenthümlichkeiten des japanischen Hauses; sie beruhen zum grossen Theil auf der Unsicherheit seines Bodens, der von Erdbeben und stürmenden Taifunen so häufig heimgesucht wird. Daher die grosse Einfachheit und Niedrigkeit des Baues, daher die Wahl des Holzes als Baumaterial und die ungemeine Einfachheit des Grundrisses, die den Bau fast nur als eine einzige Kammer oder Cella erscheinen lässt, in welchem die

Eintheilung und Ausnützung des Raumes durch leichte, bewegliche Wände, Schiebwände, Verschläge, oft auch nur durch Tapetenvorhänge, Schirme u. s. w. ohne Gefahr und Mühe beliebig erfolgt. Daraus lässt sich schon die von Morse geschilderte einförmige Erscheinung des japanischen Stadt- und Dorfbildes mit seinen simplen, auf das Schutzbedürfniss (Schutz vor den Elementen weniger, als vor der Oeffentlichkeit) berechneten Baulichkeiten absehen, die, was sie überdies an decorativem Schmuck besitzen, auf der Gartenseite zum Genusse des Eigenthümers und nicht des zufällig Vorbeikommenden an der Gassenfront, wie bei uns, aufweisen. Uebrigens nimmt die bauliche Schilderung des Hauses in Morse's Darstellung doch 45 Seiten ein — Beweis genug, wie viel Bezeichnendes und Eigenthümliches der genaue Beobachter daran gefunden hat. Als Häusertypen werden uns aus verschiedenen Gegenden Japans Stadt- und Dorfhäuser in Menge durch Wort und Bild vorgeführt, und wenn uns durchwegs die unbehilfliche plumpe Bauweise, die schweren lastenden Dächer nicht gerade angenehm auffallen, so erfreut uns doch oft ein rationelles Detail, eine findige und zweckmässige Vorrichtung daran und zumeist ein irgendwie mit dem Haus in Verbindung stehender Blumenschmuck, der als Vorgärtchen, als Blumenbrett, als Dachverzierung u. s. w. sich angenehm bemerkbar macht.

Wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, auch nur andeutungsweise den weiteren Inhalt unseres Werkes, das keinen Winkel und kein Geräth, insofern es etwa zur Ausstattung einer jungen Japanesin gehören würde, übersehen hat, wiederzugeben. Wir müssen es bei der eindringlichsten Aufforderung an den Leser, das so überaus inhaltsreiche und anziehend geschriebene Werk selbst recht fleissig zur Hand zu nehmen, bewenden lassen. Die Ethnologie muss solche Bücher wie das angezeigte wahrlich zu ihren geschicktesten und geschätztesten Agenten zählen; denn wem nicht aus einem Buche, wie diesem, die ganze ungeheure Bedeutung und der unerschöpfliche Genuss, der in ihrem Betriebe liegt, mit folgenreicher Nachhaltigkeit klar bewusst wird, der ist überhaupt einer ernsthaften Lectüre nicht fähig und bleibe bei seinen schlechten Romanen und allenfalls seinen seichten Tagesfeuilletons.

Dr. M. Haberlandt.

Hoffmann, W. J., M. D. Ethnologist—Bureau of Ethnology, Curator—Anthropol. Society, Washington: **Natives of Alaska.** Acht Chromolithographien von A. Hoen & Co. Baltimore.

Zum Lehr- und Schulgebrauche geeignet und weniger als Bereicherung unseres ethnographischen Wissens, wie als Illustration desselben auf einem bisher noch wenig anschauungsweise bekannten Gebiete gedacht, stellen diese acht nett und deutlich ausgeführten Farbendruckbilder verschiedene Stämme der ethnographisch so interessanten Halbinsel Alaska einerseits in ihrer persönlichen Erscheinung, andererseits nach ihren verschiedenen Gebrauchsgeräthen, Waffen, Booten, Rudern etc. dar. Der verschiedene landschaftliche Hintergrund, der die wesentlichen Typen der Gegend charakterisirt, ist mit gutem Verständniss so weit dargestellt, dass die Zusammenhänge zwischen der Ausrüstung und Erscheinung des Menschen und der ihn umgebenden Natur dem Blick offen daliegen; ausserdem ist die Gelegenheit benützt, um wenigstens andeutungsweise über die Häuseranlage und andere grössere Einrichtungen von Menschenhand, wie Begräbnissplätze, Vorrathshütten u. dgl. m. eine Vorstellung zu gewähren.

Zur Belebung des geographischen Unterrichtes in Schulen und zu ähnlichen Zwecken dürfte die Bilderreihe, mit deren Herausgabe der wohlbekannte und verdienstvolle Autor sich alle Mühe genommen, recht dienlich sein. Möge sein Beispiel an recht vielen Punkten Nachfolge finden. Unsere Literatur berücksichtigt das Bild, die Anschauung noch immer viel zu wenig neben dem Begriff, der Beschreibung. Jedes Wissen gewinnt ja erst seinen Grund und Boden, wenn ihm die lebendige Anschauung beigegeben ist.

Dr. M. Haberlandt.

Edward S. Morse, Ancient and modern method of arrow-release. From Essex Institute Bulletin. Oct.-Dec. 1885. Vol. XVII. Salem 1886. 56 pp.

Bogen und Pfeil, diese so allgemein verbreitete Waffe des Menschen in alter und auf dem Gebiete der Uncultur noch heutiger Zeit, sind nach ihren Formen und ihrem Material, ihrer Construction und ihrer Ornamentik immer ein bevorzugter Studiumsgegenstand des Ethnologen, wie ein begünstigtes Object seines Sammeleifers gewesen. Aber über seine Handhabung, über die Art und Weise des Schiessens mit demselben in einer selbstständigen Monographie umfassende Untersuchungen anzustellen, durch fortwährendes Vergleichen den Gegenstand allseitig zu erörtern und so für weitergehende Schlüsse über Cultur- und Verwandtschaftsverhältnisse der bogenführenden Stämme ein ganz eigenartiges Material zusammenzubringen, ist ein origineller und glücklicher Griff des Verfassers im vorliegenden Werkchen, das, so inhaltreich und umfassend angelegt es schon ist, doch vom Autor bescheiden nur als Vorarbeit, und um Anregung zu geben, veröffentlicht worden ist.

Angeregt von der auffälligen Beobachtung des totalen Unterschiedes in der Gebrauchsweise des Bogens seitens der Europäer und der Japaner, die der Verfasser bei seinen Schiessunterhaltungen mit einem japanischen Freunde machte, trat er dem Gegenstande mit grösstem Fleisse über ein immer weiteres Gebiet näher und gelangte bei seinen Untersuchungen, die er durch instructive Skizzen in grosser Zahl illustrirt, zu einer sehr interessanten Eintheilung der bogenführenden Völker und Stämme nach der Handhabung des Bogens und Pfeils. Wir lernen 6 Hauptarten des Pfeilschiessens unterscheiden, unter welche der Verfasser die Eigenthümlichkeiten sämmtlicher bogenführenden Stämme bringt, und es ist überraschend, zu sehen, wie sich dem geschulten Blick des Verfassers auch die dürftigen Nachrichten, die unvollkommenen Zeichnungen und Sculpturen der Vergangenheit, Aegyptens, Indiens, Assyriens etc. zu reichen Quellen für seinen Gegenstand verwandeln. Mit Recht macht der Verfasser alle Reisenden und Beobachter darauf aufmerksam, dass es nicht genug sei, wie bisher meist geschehen, einfach das Vorhandensein von Bogen und Pfeil bei einem Stamm zu vermerken und allenfalls ein oder das andere Exemplar aufzusammeln, sondern es als seine Aufgabe zu betrachten, über alle Details

der Bogenführung, von denen der Verfasser zur Darnachachtung ein erschöpfendes Schema entwirft, sich zu informiren und damit erst wirklich lebendiges Material zu liefern. Ueberhaupt stellt sich der Verfasser in seiner Schrift so, dass er von allen Seiten, woher immer, denen seine Beobachtungen zukommen und zur Controle vorliegen mögen, Berichtigungen, Zusätze, Erweiterungen im Interesse der Sache erbittet, um so ein noch grösseres und sichereres Material zusammenzubringen, als es der Erfahrung und dem Fleisse des Einzelnen möglich ist. Ganz abgesehen aber von dem Interesse, das Morse's Thema in seiner Eigenthümlichkeit hat, ist es als Thema an sich, durch die Art der ethnologischen Forschung, die sich hier kundgibt, höchst bemerkenswerth. Die Ethnologie muss zunächst als Morphologie auftreten, ehe wir in ihr eine Physiologie des menschlichen Wesens als eines geistigen haben können, sie muss in umfassenden Reihen alle Aeusserungen und Thätigkeiten des menschlichen Wesens in ihren Details gleichsam als ethnologische Species und Subspecies durcharbeiten und das wesentlich Zusammengehörige überall aus allen Zeiten und Orten zusammentragen, um es zu überblicken und als morphologisches Gebilde zu verstehen. Die kleine Arbeit Morse's deutet so ausser ihrem Inhalt auch durch ihre ganze Art auf einen grossen, einsichtsvollen Blick, wie er manchenorts sehr zu wünschen wäre.

Dr. M. Haberlandt.

Parkinson, R., Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern (Neu-Britannien). Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, 1887. 8. 154 S.

Ein anspruchsloses Büchlein, das Werk eines deutschen Pflanzers auf Neu-Britannien (Neu-Pommern), ursprünglich in Briefform an Freunde in der Heimat niedergeschrieben, aber in seinen beiden letzten Capiteln: VIII. Sitten und Gebräuche auf Neu-Britannien, IX. Das Religionswesen (S. 93—145) eine wahre Fundgrube für den Ethnographen. Der Verfasser geht bei seiner Schilderung ganz systematisch zu Werke von der Geburt des Individuums bis zu seinem Tode und erläutert seine Schilderungen so viel als möglich durch passende Abbildungen. Namentlich in den Angaben, welche über die bei der Geburt stattfindenden Gebräuche sowie über die Todtenbestattung handeln, findet sich mancher neue Zug mitgetheilt.

Zu ganz besonderem Danke sind wir dem Verfasser für seine Mittheilungen über den Duk-Duk verpflichtet (S. 129 ff.), durch welche diese eigenthümliche Einrichtung in einem ganz anderen Lichte erscheint, als dies nach den Angaben früherer Reisenden der Fall gewesen war. — Der 5 Seiten zählende Anhang hat einen besonderen Werth. Er bringt uns die 10 Gebote in dem Dialekt der Duke of York-Insel oder Neu-Lauenburg (über welchen wir bereits eine Arbeit der Missionäre Brown und Danks besitzen) und in dem Kabakada-Dialekt der Gazellen-Halbinsel von Neu-Britannien (Neu-Pommern), sowie zwei vom Verfasser selbst aufgezeichnete Lieder mit der zum zweiten Liede gehörenden Notenmelodie.

Die ausser dem Rahmen unserer Besprechung liegenden Capitel I—VII dürften dem Geographen und namentlich dem National-Oekonomen und Handelspolitiker manche werthvolle Ausbeute gewähren.

Friedrich Müller.

Gustav Meyer. Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Berlin 1885. 412 S. 8°.

Ich muss es gleich vorausschicken, dass Herr Professor Meyer ein herrliches modernes Deutsch schreibt. Die volle Kenntniss unserer Sprache ist gar so schwierig und mühsam zu erreichen, und gar die kunstvolle, abgerundete, schön dahinfliessende Darstellung, die ist so selten! Professor Meyer versteht aber deutsch wie wenige deutsche Gelehrte; er ist ein eminentes Darstellungstalent. Darum liest sich sein Buch so schön und lieblich wie eine Heyse'sche Novelle. Ich hebe diesen Umstand besonders hervor, weil die Gegenstände, die Prof. Meyer behandelt, dem grossen Publicum nur auf diese Weise mit Erfolg zugänglich gemacht werden können.

Der erste Theil des Werkes bietet fünf Abhandlungen zur Sprachgeschichte, und zwar: I. Das indogermanische Urvolk, II. Die etruskische Sprachenfrage, III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen, IV. Das heutige Griechisch, V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland. Daran schliessen sich zehn Aufsätze zur vergleichenden Märchenkunde: I. Folklore, II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft, III. Aegyptische Märchen, IV. Arabische Märchen, V. Amor und Psyche, VI. Die Quellen des Decamerone, VII. Südslavische Märchen, VIII. Der Rattenfänger von Hameln, IX. Der Pathe des Todes, X. Rip van Winkle. Der dritte Theil bringt drei vorzügliche Studien über indische Vierzeilen, über neugriechische Volkspoesie und über das Schnaderhüpfel.

Wie man dies auf den ersten Blick ersieht, ist das Werk hauptsächlich aus Bücherbesprechungen herausgewachsen. Jeder einzelne Aufsatz bildet für sich ein vollkommenes Ganzes, und doch ergänzen die Artikel einander auf das Harmonischeste. Eine überraschende Fülle des gediegensten Wissens von der Volkskunde und den damit zusammenhängenden Fragen tritt hier zu Tage. Die herrliche Empfehlung des Folklore S. 145—150 zeigt so recht deutlich, mit welcher wahren Liebe und Hingebung der Verfasser in diese Studien sich vertieft. Ich glaube, dass seit Jakob Grimm keiner so warm sich für diesen Wissenszweig eingesetzt.

Die Studie über die Verbreitung des Märchens vom Pathen des Todes gilt mir als ein Musterstück, wie man einen derartigen Stoff ethnographisch behandeln soll. Ich will hier nebenbei des Verfassers Meinung, die er auf S. 249 ausspricht, berichtigen. Prof. Meyer meint nämlich, das Märchen finde sich bei den Slaven nicht, und daher haben sie es wahrscheinlich den Albanesen auch nicht vermitteln können. Nun aber ist gerade dieses Märchen bei den Südslaven sehr stark verbreitet, und die Möglichkeit der slavischen Vermittlerrolle erscheint nicht ausgeschlossen. Es liessen sich noch einige Kleinigkeiten namhaft machen, die aber wieder nur dem Specialisten für südslavischen Folklore auffallen mögen; doch ich würde nur den Vorwurf der Nergelei auf mich laden, trüge ich so Minutiöses vor. Prof. Meyer's Werk ist Jedermann, der sich über den gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft der Volkskunde gründlich und doch auf angenehme Art belehren will, auf's Angelegentlichste zu empfehlen. Zum Schluss sei noch bemerkt, dass die Ausstattung, sowohl Druck als Papier, ganz hübsch sich ausnimmt.

F. S. Krauss.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: J. Szombathy.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 2. **Sitzungsberichte.** **Februar 1887.**

INHALT: **Jahresversammlung am 8. Februar 1887.** 1. und 2. Jahresbericht; S. 9. — 3. Rechnungsabschlüsse; S. 11. — 4. Neuwahlen in die Vereinsleitung und für den Ausschuss; S. 12. — 5. Wahl von correspondirenden Mitgliedern; S. 12. — 6. Dr. Woldřich, Niederlegung seiner Stelle als Cassier; S. 13. — 7. Begrüssung des Dr. Tappeiner; S. 13. — 8. Geschäftliche Mittheilungen; S. 13. — 9. Karner, Erdhöhlen in Niederösterreich; S. 13. — 10. Heger, Einweihung des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin; S. 15. — **Mitgliederverzeichniss**; S. 20.

Jahresversammlung am 8. Februar 1887.

Vorsitzender: Dr. J. Hector Ritter von Arnetii.

Schriftführer: Felix Karrer.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

2. Der Vorsitzende ersucht Herrn Custos Heger in Abwesenheit des Präsidenten, den von Letzterem verfassten

Jahresbericht

über die Thätigkeit der Gesellschaft zu verlesen. Derselbe lautet:

Verehrte Herren! Wir waren im verflossenen Jahre bemüht, die von uns unternommenen Aufgaben nach Massgabe der uns zu Gebote stehenden Mittel zu fördern, und dürfen mit Befriedigung constatiren, dass theils durch unsere Arbeiten, theils durch jene der uns nahestehenden Kreise beachtungswerthe Fortschritte auf unseren Gebieten erzielt wurden. Das grösste Gewicht lege ich darauf, dass unsere jüngeren, vortrefflich vorbereiteten Mitarbeiter sich stetig vermehren. Dieselben haben in dankenswerthester Weise bei unseren Sitzungen eingegriffen. Diese Theilnahme der jüngeren Generation ist um so erfreulicher, als ja die Pflege unserer Disciplinen vorläufig leider nur sehr geringe Aussicht auf materielle Entlohnung bietet. In dieser Theilnahme liegt die Zukunft der Anthropologie. Bei unserem Bestreben, Material zu sammeln, sind wir gewiss in erster Linie auf die Unterstützung aller Gebildeten angewiesen. Gerade die in dieser Richtung erzielten Erfolge lassen jedoch das Bedürfniss um so dringender hervortreten, für die Prähistorik und Ethnographie die allgemeinere Mitwirkung wissenschaftlich geschulter Fachmänner zu gewinnen, wie dieselbe der Anthropologie im engeren Sinne durch die Anatomen zu Theil wird. Wir sprechen den Herren Dr. Haberlandt, Hoernes, Krauss, Winternitz, Beckmann unsern besten Dank für ihre Mitwirkung und dabei die Hoffnung aus, dass sie auch ferner unserer Fahne treu bleiben mögen.

Dank der Unterstützung des k. k. Unterrichts-Ministeriums war es uns vergönnt, die craniologische Untersuchung Vorarlbergs, welche Herr Professor Dr. Holl übernommen hat, durchzuführen. Gleichzeitig sei erwähnt, dass Herr Professor Dr. Rail aus Anlass des ihm übertragenen Abschnittes im Werke Sr. k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen: „Physische Beschaffenheit der Bevölkerung von Oberösterreich und Salzburg“ craniologische Untersuchungen in den genannten Kronländern angestellt hat. Sollte es mir gelingen, wie ich hoffe, dieses grösstentheils noch unverwerthete Material zur Vervollständigung und zur Veröffentlichung zu bringen, so würde damit die Uebersicht über die craniologischen Verhältnisse der sämmtlichen Alpenländer vollendet sein.

Eine in Anbetracht der Localität doppelt schätzenswerthe Mitarbeiterschaft erwuchs uns durch Herrn Hauptmann Himmel, welcher das Recrutenmaterial der Hercegovina anthropometrisch verwerthet hat. Möge das von ihm gegebene Beispiel von Seite der Herren Militärärzte Nachahmung finden!

Für die Fortsetzung unserer Ausgrabungen ist uns im verflossenen Jahre wiederum eine reiche Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers zu Theil geworden. Wir sprechen unseren ehrfurchtsvollsten Dank für die so nachhaltige Förderung unserer Zwecke aus, welche uns in hohem Grade ermuthigt, auf dem begonnenen Wege fortzufahren.

Der trotz wiederholter Angriffe (1884 und 1885) noch immer — und voraussichtlich noch für längere Zeit — ergiebige vor- und frühgeschichtliche Ansiedlungsplatz auf der Gurina wurde im abgelaufenen Jahre unter Anleitung des Secretärs Herrn Szombathy von Dr. M. Hoernes erfolgreich ausgebeutet. Die Concentration der über 2 Monate andauernden Arbeiten auf einen verhältnissmässig kleinen Raum, der aber die Hauptpunkte der Niederlassung wenigstens für die römische Zeit umfasste, hatte zur Folge, dass nunmehr ein genauer Einblick in den Charakter dieses interessanten Industrie- und Bergwerksortes gewonnen wurde. Die neu aufgedeckten Steinbauten (6—7), sowie die Ueberreste der Habe ihrer Bewohner ergeben ein ziemlich klares und anschauliches Bild von den Verhältnissen, unter welchen die einheimische Bevölkerung Oberkärntens vor und nach dem Beginne der Römerherrschaft in den Alpenländern lebte und den Bedürfnissen einer im Aufschwunge begriffenen Cultur durch vielseitige, eigene Thätigkeit genügte. Allein je reichlicheren und willkommeneren Aufschluss uns die bisherigen Arbeiten geboten haben, desto mehr und Wichtigeres bleibt uns hier noch zu erforschen. Vor Allem

sollten die Grenzen der alten Ansiedlung und die zu derselben gehörigen Gräberstätten, von welchen bisher nur ein kleiner, den Anfangsstadien der Entwicklung dieses Wohnplatzes entsprechender Theil aufgedeckt wurde, durch weitere Grabungen sichergestellt werden.

Bei den, nach dem Schlusse dieser Arbeiten, ebenfalls von Dr. Hoernes vorgenommenen Ausgrabungen auf dem „Grad" von St. Michael bei Adelsberg erlitt die ursprüngliche, auf weiteren Gewinn aus dem Gräberfelde „Za Polschno" gerichtete Intention dadurch eine Ablenkung, dass die vielversprechende Nekropole, auf welcher im Jahre 1885 eine reichliche Ernte von eigenthümlich massiven, spät-hallstättischen Bronzen und sehr charakteristischen La-Tène-Eisenwaffen gehalten wurde, inzwischen durch intensiven Raubbau nahezu unpraktikabel geworden ist. An die Nachlese, welche hier eingeheimst wurde, reiht sich aber in erfreulicher Weise ein stattliches Ergebniss, das wir dem älteren (der Anfangsperiode des Hallstätter Zeitraumes angehörigen) Flachgräberfelde „Pod Kazulem" verdanken. Brandgruben, Urnen- und Skelettgräber zeigen uns hier ebenso wechselnde Bestattungsweisen als eine im Grossen und Ganzen einheitliche Ausstattung mit Thongefässen, Bronze- und Eisensachen, unter welchen letzteren Waffen vollständig fehlen. Die strenge Scheidung des Inventars dieser Gräber von dem der erwähnten Nekropole lässt darauf schliessen, dass mindestens ein (das V. vorchristl.), vielleicht auch mehrere Jahrhunderte zwischen der Benützung dieser beiden Friedhöfe liegen. Die Entdeckung römischer Ueberreste auf einem der festesten Reduits der Wallburg gestattet uns sogar, der Niederlassung auf dem Grad von St. Michael, wenn auch mit Unterbrechungen, ungefähr dieselbe Lebensdauer beizumessen, wie dem von friedlichen Bergarbeitern besiedelten Wohnplatz auf der Gurina.

Lassen Sie mich, meine Herren, anschliessend an unsere Arbeiten, auch gleich der für die Prähistorik wichtigen und in dem verflossenen Jahre besonders erfolgreichen Ausgrabungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums gedenken, deren Einleitung und Durchführung Herrn J. Szombathy zu danken ist.

Die grösste derselben war die auf dem Gräberfelde von St. Lucia am Isonzo, wo Flachgräber mit Leichenbrand aus der Hallstätter Periode gefunden werden. Die Zahl dieser Gräber ist ungemein gross. Dr. Bizzaro aus Görz hatte schon in den Jahren 1880 und 1881 auf einem bestimmten Theile dieses Grabfeldes gegen 200 Gräber geöffnet, und Dr. Marchesetti, der Director des naturhistorischen Museums in Triest, welcher denselben Feldtheil für sein Museum ankaufte, fand dort bis jetzt bereits weitere 1020 Gräber. Custos Szombathy grub auf einer anstossenden Feldparzelle im Frühjahre und im Herbste, zusammen 3 Monate, und fand 1166 Gräber. Wenn nun auch das Inventar der einzelnen Gräber nicht besonders reichhaltig ist, so gibt doch die grosse Menge der Funde ein durch die Verlässlichkeit der zu gewinnenden statistischen u. a. Daten hochwichtiges Resultat.

Eine zweite Ausgrabung veranstaltete Custos Szombathy bei dem Orte Idria pri Bače, an der Idria wenige Kilometer oberhalb St. Lucia gelegen. Dort gelangten 23 Flachgräber mit Leichenbrand zur Untersuchung. Dieselben waren mit einem reichen Inventar von Bronzegefässen, Fibeln, Waffen (darunter 1 Bronze- und 2 Eisen-Helme) und mannigfaltigem Hausgeräth aus Eisen ausgestattet und gehörten der La-Tène-Periode an.

Wenn so der Löwenantheil der Bemühungen unserer Gesellschaft und der mit ihr gleiche Ziele verfolgenden Anstalten den Alpenprovinzen Oesterreichs zugewendet blieb, ist darum im Norden des Reiches doch keine Stagnation auf dem Gebiete prähistorischer Forschung eingetreten. Wir brauchen, um dies zu erhärten, nur an die unermüdliche Thätigkeit unseres Mitgliedes Prof. Dr. J. N. Woldřich zu erinnern, dessen Untersuchungen in Böhmen auch heuer wieder wichtige Resultate (neue Tumuli-Gruppen im südlichen, neolithische Ansiedlungen im nördlichen Böhmen, typologische Studien im Terrain, sowie in wenig bekannten Local- und Privatsammlungen) ergaben. In seinem dritten Theile der „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens", der in Kürze in unseren Mittheilungen erscheinen wird, hat Dr. Woldřich seine neuen, reichen Erfahrungen niedergelegt.

Sowohl die südlichen, als die nördlichen Fundgruppen des Reiches wurden endlich auch bei den, unter der Leitung der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1886 durchgeführten Ausgrabungsarbeiten berücksichtigt. Die letzteren umfassten nämlich: 1. Die Höhlen bei Adamsthal in Mähren, wobei sich in der Höhle Vypoustek wieder namhafte neolithische Artefacte und diluviale Säugethierreste vorfanden; 2. einige Fundstellen prähistorischer und antiker Objecte in Krain und im Küstenlande, welche von Prof. Dr. Carl Moser in Triest untersucht wurden, und ein namhaftes Ergebniss an Objecten aus der Diluvialzeit, aus der neolithischen und Bronzeperiode, sowie aus dem Zeitraume der römischen Herrschaft in jenen Ländern lieferten. Die unter unmittelbarer Oberleitung des Obmanns der prähistorischen Commission Fr. v. Hauer durch Herrn Custos J. Szombathy ausgeführten Versuchsgrabungen in Hallstatt haben dagegen kein günstiges Resultat ergeben, so dass von einer weiteren Verfolgung dieser Localität vorläufig Abstand genommen werden wird.

Die Verwerthung des von Dr. Krauss gesammelten südslavischen Materials schritt auch in diesem Jahre rüstig fort.

Herr Dr. Krauss hat von dem auf seiner Forschungsreise aufgesammelten ethnographischen Materiale in diesem Jahre schon Mehreres veröffentlicht. In Mostar sind erschienen: 1. Tri riječi Hercegovca, 2. Pandžić Huso i Pavečić Luka. In Ragusa: Smailagić Meho, das grösste und ethnographisch vielleicht bedeutendste Guslarenlied (Volksepos) der Slaven überhaupt. Herr Krauss hat über diese Publicationen in unseren Mittheilungen berichtet. Von welcher grossen Bedeutung das Werk Smailagić Meho für das Studium der Ethnographie ist, ersieht man

schon aus dem Umstande, dass es von einem der vorzüglichsten Kenner der polnischen Volkskunde, einem berühmten polnischen Gelehrten, für werth gefunden wurde, in's Polnische übersetzt zu werden.

Mit dem ethnographischen Fragebogen (Südslaven) hat die Gesellschaft einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Nach einer Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Friedrich Müller lässt die anthropologische Gesellschaft in London unseren Fragebogen für die Erforschung indischen Volksthums überarbeiten. Der Secretär der genannten Gesellschaft schrieb an Herrn Prof. Müller, unser Fragebogen wäre die vortrefflichste Arbeit dieser Art. Ebenso hat sich Prof. Auguste Gittée zu Ath ausgesprochen. Derselbe überarbeitet unseren Fragebogen für französische und holländische Volkskunde. In serbischer Sprache erscheint der Fragebogen in der Uebersetzung unseres Correspondenten H. Lazar Tadić in der Bosanska Vila in Sarajevo, und in kroatischer Sprache, übersetzt von Herrn Professor Fran Radić im Glas Hercegovca in Mostar.

Neben zahlreichen kleineren Einläufen als Antworten auf den Fragebogen müssen wir besonders mit Dank der höchst werthvollen Einsendungen unseres bosnischen Correspondenten Herrn Toma Dragičević gedenken. Allein an mahomedanisch-slavischen, bisher unbekannten Guslarenliedern verdanken wir Herrn Dragičević an 25.000 Verse. Sehr schätzbar sind desselben Beiträge über Volksmedicin und anderen Volksglauben.

Unser hochverehrtes Mitglied, Herr Professor Dr. Valtazar Bogišić, der hervorragendste Kenner des südslavischen Volksrechtes, hat in diesem Jahre nach langwierigen und mühevollen Erhebungen, auf Grund der bei den Südslaven herrschenden volksthümlichen Rechtsanschauungen, sein Gesetzbuch der Crnagora zustande gebracht. Herr Prof. Bogišić beabsichtigt nun das fast unübersehbare ethnographische Material, das er auf seinen Reisen gesammelt, nach und nach zu verarbeiten und zu ediren.

Was die ethnologischen Arbeiten der Anthropologischen Gesellschaft auf den anderen Gebieten im verflossenen Jahre anbelangt, so beschränken sich dieselben auf die zahlreichen in den Monatsversammlungen stattgefundenen Vorträge und Abhandlungen in unseren Mittheilungen, aus welchen ersichtlich ist, dass die Gesellschaft die Pflege dieser Richtung sich immer mehr angelegen sein lässt. Von der Durchführung praktischer Arbeiten, welche grössere Mittel erfordern, als solche der Gesellschaft zur Verfügung stehen, musste vorläufig noch Abstand genommen werden, doch werden alle unsere Bestrebungen darauf gerichtet sein, es nach und nach dahin zu bringen, dass auch dieses Ziel erreicht werde.

Ich gehe nun zur Besprechung der Situation unserer Gesellschaft über und muss zu meinem Bedauern constatiren, dass wiederum die Zahl der Mitglieder abgenommen hat. Wir zählen gegenwärtig 240, darunter 238 wirkliche und 2 unterstützende Mitglieder. Die Gesellschaft hat durch Ableben die wirklichen Mitglieder Dr. Sigm. R. v. Bernstein, k. k. General-Stabsarzt in Wien, Prof. Alfred Nitzelberger in Wien, den Fabriksbesitzer Hugo von Strassern in Rusin bei Prag verloren; ferner die beiden correspondirenden Mitglieder Friedrich Bayern in Tiflis und Karl von Renard, den Präsidenten der Akademie in Moskau. Dr. Bernstein war einer der eifrigsten Anhänger unserer Gesellschaft, der uns vielfach unterstützt hat. Wir wollen ihm und den übrigen abgeschiedenen Herren ein treues Andenken bewahren!

Die Verzögerung in der Herausgabe unserer Publication hat sich auch im verflossenen Jahre leider nicht beheben lassen, wie wir gehofft hatten. Unsere beiden Herren Secretäre sind durch ihre stets wachsenden anderweitigen Pflichten derart in Anspruch genommen, dass sie uns ersuchen mussten, die Last unserer Geschäfte für die Zukunft anderen Schultern aufzuladen. Indem wir ihren Beweggründen Rechnung tragen und eine Neuwahl des Secretariats veranlassen, ist es unsere Pflicht, den Herren Szombathy und Karrer unseren wärmsten Dank für ihre mehrjährige und aufopfernde Mühewaltung auszudrücken. Ein Gleiches schulden wir unserem langjährigen Mitgliede und Arbeitsgenossen Herrn Prof. Dr. Woldřich, welcher sein Amt als Cassier der Gesellschaft zurückgelegt hat.

Wir haben unter Würdigung der bestehenden Verhältnisse und Schwierigkeiten uns eingehend mit einer zweckmässigen Arbeitstheilung unter unseren — leider unbesoldeten — Functionären beschäftigt und glauben, das regelmässige Erscheinen unserer Publicationen, sowie die prompte Erledigung der sämmtlichen Gesellschaftsagenden für die nächste Zeit sichergestellt zu haben. Es werden aber auch weitere Massregeln getroffen, um unserer Gesellschaft grössere Mittel zuzuführen, als dies bisher der Fall war. Dankbarst dürfen wir schon seit der uns für 1887 vom hohen k. k. Unterrichts-Ministerium gewährten Erhöhung unserer Subvention erwähnen. Wir geben uns der Hoffnung hin, dass es gelingen wird, der Gesellschaft noch weitere Hilfsmittel für die Erhaltung ihrer Stellung zuzuführen, und bitten Sie Alle, meine geehrten Herren, uns durch Agitation in Freundeskreisen zu Gunsten unserer idealen Zwecke freundlichst unterstützen zu wollen.

3. Der Herr Cassier, Professor Dr. J. N. Woldřich erhält das Wort zur Vorlage der Rechnungsabschlüsse:

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1886.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1885	fl.	806.01
Reservirte Cassareste angelegt bis Ende 1886 .	„	800.26
Jahresbeiträge von 230 Mitgliedern à 5 fl. . .	„	1150.—
„ „ 2 „ à 10 fl. . .	„	20.—
Subvention Sr. Majestät des Kaisers (pro 1885)	„	200.—
„ des hohen k. k. Unterrichts-Minister.	„	300.—
Für verkaufte Druckschriften	„	5.80
detto von der Buchhandlung Alfred Hölder	„	247.15
Von Herrn Ig. Spöttl als Druckkostenbeitrag .	„	32.—
Coupon und Zinsen	„	16.—
Summe der Einnahmen .	fl.	3577.22

Ausgaben:

An die Buchdruckerei W. Köhler	fl.	1835.65
„ „ photochem. Anstalt Angerer & Göschl	„	284.79
Für Zeichnungen	„	56.—
Literaturhonorare	„	141.50
An die Buchdruckerei Sieger für Jahreskarten	„	6.25
„ Herrn N. Wang für Versendung	„	137.50
„ Diener Bräutigam	„	70.50
Für Eincassierung und Botenlohn	„	38.88
Für zwei gekaufte Stück Mairente à 100 fl.	„	176.85
Auslagen des Secretärs	„	308.44
„ „ Cassiers	„	35.19
Summe der Ausgaben	fl.	3091.15
Dazu der Cassarest pro 1887	„	486.07
Die Summe der Ausgaben gleich der Einnahme	fl.	3577.22

Wien, am 18. Jänner 1887.

Prof. Dr. Joh. N. Woldřich, d. Z. Cassier.

Das Hauptcassabuch sammt Rechnungsbeilagen correlationirt und richtig befunden:

Wien, 22. Jänner 1887. Dr. J. E. Polak.
Wien, 24. Jänner 1887. Dr. Alois Morawitz.
Wien, 3. Februar 1887. Edmund Schmidel.

Fond für praktische Arbeiten 1886.

Einnahmen:

Uebertrag vom Vorjahre	fl.	213.95
Herr Baron Andrian	„	25.—
Allerhöchst Seine Majestät	„	1000.—
K. k. Ministerium für Cultus und Unterricht	„	200.—
Zinsen	„	7.84
Summe	fl.	1446.79

Ausgaben:

Grundentschädigung an Kastner auf der Gurina pro 1885	fl.	60.—
Secretär Szombathy für Reise und Grabungen auf der Gurina	„	39.67
Katastralkarten von der Gurina	„	7.—
Dr. Hoernes' Grabungen auf der Gurina	„	668.99
Prof. Dr. Holl zur craniometrischen Untersuchung von Vorarlberg	„	200.—
Dr. Hoernes' Grabungen in St. Michael	„	260.40
Grundentschädigung an Hackel auf der Gurina	„	80.—
Cassarest im Giro der Credit-Anstalt	„	130.73
Summe	fl.	1446.79

Wien, 4. Februar 1887.

J. Szombathy, Secretär.

Der Ausweis wurde den Beilagen vollkommen entsprechend befunden:

Wien, 5. Februar 1887. Dr. J. E. Polak, d. Z. Revisor.
Wien, 6. Februar 1887. Dr. Alois Morawitz, d. Z. Rev.
Wien, 6. Februar 1887. Edmund Schmidel, d. Z. Revisor.

Dem Rechnungsleger wird einstimmig das Absolutorium ertheilt.

4. Der Vorsitzende legt Vorschläge für die Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss vor.

Nach § 19 der Statuten erlischt heuer das Mandat der Herren:

J. Szombathy als Secretär und
F. Karrer als Secretär-Stellvertreter.

Nachdem beide Herren dem Präsidium ihren unwiderruflichen Entschluss kundgegeben haben, eine Wiederwahl nicht mehr anzunehmen, schlägt der Ausschuss an deren Stelle zur Neuwahl vor die Herren:

F. Heger als Secretär und
Dr. M. Hoernes als Secretär-Stellvertreter.

Der bisherige Cassier, Professor Dr. J. N. Woldřich, hat ebenfalls seine Stelle niedergelegt (siehe unten). Der Ausschuss schlägt an dessen Stelle Herrn Ignaz Spöttl zur Neuwahl vor.

Nach dem statutenmässigen Turnus treten aus dem Ausschusse aus die Herren: F. Kanitz, J. Karabaček, Th. Meynert und M. Much. Der Ausschuss beantragt die Wiederwahl dieser Herren und die Neuwahl der Herren: F. Karrer, Dr. D. H. Müller, J. Szombathy und Dr. A. Weisbach.

Für das Amt eines Rechnungsrevisors, an Stelle des verstorbenen Herrn Dr. R. v. Bernstein, schlägt der Ausschuss Herrn Staatsanwalts-Substituten Edmund Schmidel neben dem bereits in dieser Eigenschaft fungirenden Dr. Morawitz vor.

Alle diese Anträge werden von der Versammlung mit Acclamation einstimmig angenommen.

5. Der Vorsitzende beantragt im Namen des Ausschusses die Wahl der Herren:

Dr. Daniel Brinton in Philadelphia,
Horatio Hale in Clinton, Canada,
Julius Naue in München,
Dr. Paolo Orsi in Florenz,
Willibald von Schulenburg in Charlottenburg,
Theodor Stefanović Vilovski in Belgrad und
Dr. Albert Voss in Berlin

zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft.

Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

6. Der Vorsitzende ertheilt dem Herrn Professor Dr. Woldřich auf dessen Ansuchen das Wort.

Hochverehrte Versammlung! Nachdem ich durch drei Jahre die Stelle eines zweiten Secretärs unserer Gesellschaft bekleidet und während dieser Zeit die erste anthropologische Ausstellung im Jahre 1873 geleitet habe, wobei ich in Gefahr kam, vom damaligen Regierungs-Commissär sammt meinen „Scherben und verrostetem Gerümpel“ unsanft aus der Rotunde expedirt zu werden, wurde mir hierauf die Regelung der Geldgeschäfte der Gesellschaft übertragen. Ich übernahm diese Function auf ein halbes Jahr; und nun sind eilf Jahre verstrichen, seit ich das Ehrenamt eines Cassiers bekleide. Da dasselbe von der wenigen Zeit, die mir mein Beruf frei lässt, einen beträchtlichen Bruchtheil in Anspruch nimmt, ersuchte ich das Präsidium wiederholt, aber

vergebens, mich von dieser Function zu entheben. Ich fügte mich, weil mir das Gedeihen unserer Gesellschaft, der ich seit ihrer Begründung angehöre, am Herzen lag. Allein das Alter naht und die Zeit wird immer kostbarer; es ist daher diesmal mein vollster Ernst, dieses Ehrenamt niederzulegen; ich thue dies jetzt mit um so grösserer Beruhigung, als es dem Ausschusse gelungen ist, einen Mann zu meinem Nachfolger zu gewinnen, zu dem Sie ebenfalls das grösste Vertrauen haben können. Ich scheide ungern aus dem Präsidium dieser Gesellschaft, welche das einzige hervorragende, leider vom Staate wenig beachtete Organ der österr. Monarchie ist, welches das Gesammtgebiet der anthropologischen Studien pflegt und sich für den Wissensfortschritt auf diesem Gebiete einsetzt. Ich werde nach wie vor meine freilich sehr bescheidenen Kräfte der wissenschaftlichen Thätigkeit der Gesellschaft widmen. Als eine kleine Erinnerung an meine Function übergebe ich die während dieser Zeit aufgesammelten Reservereste, welche, fruchtbringend angelegt, den Betrag von 800 fl. erreichten, über den ich mit dem Geize eines echten Geldverwesers wachte. Ich stellte dieselben in meinem vorliegenden Cassaabschluss in Empfang. Ich danke Ihnen für das mir durch eine so lange Reihe von vierzehn Jahren geschenkte Vertrauen.

7. Der Vorsitzende begrüsst den in der Versammlung anwesenden Dr. Tappeiner aus Meran und stellt ihn derselben vor.

8. Mittheilungen aus der Ausschusssitzung.

Als neue Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Heinrich Himmel, k. k. Hauptmann, Wien,
Ludwig Schiffmann, General-Consul für Peru in Hamburg,
Dr. Josef Schmidt in Znaim,
Josef Ritter v. Wenusch, Oberingenieur, Wien.

Der Ausschuss beschliesst die Erlassung eines Aufrufes zum Beitritt in die Anthropologische Gesellschaft, welcher in 5000 Exemplaren verschickt werden soll. Derselbe ist von dem Präsidenten, Ferd. Freiherrn von Andrian verfasst und liegt dieser Nummer der Sitzungsberichte bei. Die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft werden ersucht, denselben zu benützen um in Freundes- und Bekanntenkreisen in diesem Sinne zu agitiren.

9. Se. Hochwürden P. **Lambert Karner** hält einen Vortrag über

künstliche Höhlen.

Zur Illustration des Vortrages ist eine grosse Anzahl von Herrn Ignaz Spöttl in künstlerischer Weise ausgeführter Oelskizzen ausgestellt.

Hochverehrte Versammlung! Es sind nun sieben Jahre her, dass ich zum ersten Male, wenngleich noch nicht Mitglied dieser Gesellschaft, die Ehre hatte, über meine Forschungen in den unterirdischen Höhlen hier einen kurzen Vortrag zu halten. Nun stehe ich im neunten Jahre meiner Forschungen; befanden sich diese damals sozusagen in den Kinderschuhen, so haben dieselben nun ein so reichhaltiges Material — im eigentlichen Sinne des Wortes — zu Tage gefördert, dass ich mir wohl wieder erlauben darf, Einiges darüber mitzutheilen.

Ich habe in dieser Zeit Oesterreich diesseits, aber hauptsächlich jenseits der Donau, und das südliche Mähren durchwandert, von zahlreichen, theilweise geradezu wunderbaren Höhlen die Pläne gezeichnet und dazu den Text geschrieben. Einige Pläne sehen Sie hier, der Text ruht in meinem Schreibpulte. Dass mir diese Untersuchungen möglich wurden, verdanke ich meinem Stande als Priester, indem ich in vielen Ortschaften von der Ortsgeistlichkeit den Höhlenbesitzern als unverdächtige Person vorgestellt wurde; denn sonst wäre es mir in vielen Fällen, bei dem Misstrauen der Leute, ihre geheimsten Verstecke einem Fremden preiszugeben, unmöglich geworden, in die Höhlen einzudringen. Was aber die pecuniären Auslagen anbelangt, so muss ich es auch hier mit dem tiefsten Dankgefühle öffentlich aussprechen, dass ich seit dem Jahre 1883 die Fortsetzung meiner Forschungen der grossmüthigen Munificenz Seiner Majestät verdanke, Höchst Welcher mir eine namhafte Subvention gnädigst zu Theil werden liess.

Das Thema, das ich nun kurz zu besprechen habe, sind also die „künstlichen Höhlen“, im Volksmunde „Erdställe“ genannt. Die Frage, wie dieselben gestaltet sind, ist nun gelöst. In den Mittheilungen war wiederholt davon die Rede, und zum Zwecke der Beantwortung darf ich nur auf die hier ausgestellten Pläne und Bilder hinweisen. Nachdem ich nahezu 200 solcher Höhlen gesehen, so kann ich mithin sagen: Diese Höhlen sind für sich abgeschlossene Systeme, bestehend aus Gängen und Kammern. Was aber diesen Höhlensystemen ihre Charakteristik verleiht, das sind die labyrinthischen Verzweigungen der Gänge, die fast ausschliesslich nur für eine Person und das in der Regel nur gebückt oder kriechend zu passiren sind; das sind die senkrechten Schlupfgänge mit ihren Einkerbungen zum Einsetzen der Füsse, von denen einer in der Quadenfestung zu Stillfried in der Höhe von 6·5 m, also haushoch sich findet; das sind die kleinen, faustgrossen, mit grosser Regelmässigkeit wiederkehrenden Nischen, in denen brennende Lampen gestanden, wie die Brandspuren zeigen; das sind endlich die Kammern in ihrer oft eleganten Form und Gestaltung mit ihren Sitzen und Bänken und den schönen, spitzbogigen oder gerundeten, grossen Nischen. Beachtenswerth ist das Grössenverhältniss dieser Kammern, das bei den Hunderten, die ich gemessen, fast durchschnittlich das gleiche ist, nämlich 1·6 m hoch, 1·5—2 m breit und ebenso lang. Merkwürdig ist die übereinstimmende Anlage dieser Kammern in Bezug auf eine Himmelsrichtung und nicht selten des ganzen Baues, nämlich von Süd zu Nord, jedoch so, dass nicht die Wände, sondern die Kammer-Ecken der Weltgegend entsprechen.

Die exceptionellen Kammern sind oft wunderbar gestaltet; ich sah Räume in Kapellenform mit sym-

metrisch angebrachten grossen Nischen; Kammern mit glocken- oder kuppelförmiger Decke, ringsherum in der Ausbauchung mit kleinen Nischen verziert u. s. w. Es würde zu weit führen, alle diese interessanten Einzelnheiten anzuführen; ich kann nur so viel sagen, dass ich nicht selten, wenn ich der Länge nach kriechend, am Ende eines Ganges angelangt, eine so wunderbare Kammer von mir sah, ich in derselben Situation, wie sie bei einer Audienz bei dem Kaiser von China Sitte ist, liegen blieb und staunend das Bild vor mir betrachtete.

Wie oft wünschte ich mir in solchen Fällen eine zeichenkundige Hand zu besitzen, um diese Bilder zu fixiren oder einen Mann zur Seite zu haben, der diese Kunst besässe! Dieser letztere Wunsch wurde mir erfüllt, indem ich im vorigen Jahre den Herrn Historienmaler Spöttl kennen zu lernen die Ehre hatte, und mit welcher Begeisterung für die Wissenschaft er meinen Forschungen sich anschloss und sie unterstützte, ersehen Sie aus diesen Bildern, welche alle im Laufe eines Sommers aufgenommen und in einem Jahre vollendet wurden.

An der Hand der hier ausgestellten ausgezeichneten Bilder des Herrn Spöttl, für deren Ausführung ich demselben hier meinen besten Dank ausspreche, und des Planes will ich Ihnen nun kurz eine Charakteristik der Höhlensysteme geben. Nehmen wir dazu die Höhlen von Olbersdorf.

Der ursprüngliche Eingang, gegenwärtig zwar verschüttet, führt, wie überall, abwärts geneigt in die Tiefe und biegt dann im rechten Winkel um; zu beiden Seiten finden sich die kleinen Lichtnischen. Die Fortsetzung des Ganges nach Ost ist verschüttet; dagegen führt derselbe, ziemlich steil abfallend, 7 m lang in eine tonnenförmige Kammer, die gerundet, ganz glatt, mit zwei kleineren Nischen und einem Luftloche an der Decke versehen ist. Von der Mitte des Ganges zweigt eine Vertiefung, 1 m im Quadrat haltend, nach West ab; gegenüber ist in der Gangwand eine Lichtnische angebracht. Die Art und Weise der Anbringung einer Lichtnische gerade einer Gangmündung gegenüber findet sich in Hunderten von Fällen. Aus der Stirnwand des viereckigen Kämmerleins führt nun ein nur 40 cm breiter und 50 cm hoher Schlauch abwärts geneigt in die nächste Kammer; da die Sohle dieses Ganges über der der Kammern beiderseits um circa 30 cm höher liegt, so ist das Durchkommen bedeutend erschwert. Die zweite Kammer nun wendet sich in einer Curve von Ost nach Südwest und erhält dadurch die schon früher erwähnte Richtung. Sie ist an den Längswänden mit schmalen Sitzleisten versehen und besitzt vier kleine Nischen und ein Luftloch an der Decke. Sehr merkwürdig ist aber der Verbindungsgang zwischen dieser und der Schlusskammer; es ist ein Engpass im vollsten Sinne des Wortes. Ein 0·5 m breiter, 0·55 m hoher Gang führt vorerst 0·8 m gerade nach Süd; hier bildet der Gang einen Winkel, um nach Nordost zurückzuführen. Diese Gangpartie ist äusserst schwer zu passiren, und man muss einen gewissen Vortheil anwenden, um durchzukommen Was ist der Zweck dieser so mühsam zu passirenden Gangpartien? Wo immer ich dieselbe gefunden — und ich fand sie wiederholt — folgt darauf eine besonders schön geformte Kammer, jedenfalls eine Art Heiligthum, dessen Zugang man so schwierig gestaltet hat; und thatsächlich zeichnet sich auch diese Schlusskammer, die wieder um eine Stufe tiefer liegt, als die Gangmündung, durch ihre Grösse und Form aus. Sie ist 4 m lang, 1·5 m breit und gegenwärtig ebenso hoch und im Rundbogen gewölbt. In den Längswänden finden sich in regelmässigen Abständen je zwei schön geformte, 0·9 m hohe und 0·5 m tiefe Nischen. Was mag darinnen gestanden sein? Wer kann es wissen! Dass die Rückwand, auch wie in Röschitz, wo in einer solchen spitzbogigen „Kapelle“ acht grosse Nischen sich finden, mit einer Nische versehen war, ist wahrscheinlich; gegenwärtig aber ist hier die Kammer offen. Man wollte einen Keller graben und stiess dabei auf diesen „Erdstall“, von dessen Existenz früher Niemand etwas wusste.

Erwähne ich nun noch, dass bei den Kammern und Gängen sich oft die Anlage in Kreuzform findet, dass die Höhlensysteme mit Brunnen und, wie in Glaubendorf, mit einer Quelle in Verbindung stehen, die in einigen Fällen als „heilig“ bezeichnet werden, dass Gänge und Kammern mit Verschlussvorrichtungen versehen sind, so glaube ich Ihnen das Wichtigste über die Beschaffenheit unserer Höhlen gesagt zu haben.

Was war aber der Zweck derselben? Die älteste urkundliche Erwähnung von diesen Erdställen reicht in den Beginn des 13. Jahrhundertes zurück. Aber es finden sich in unseren Höhlen und Höhlensystemen zahlreiche Erscheinungen, die mit einer gewissen internen Beweiskraft auf sehr hohes Alter und einen besonderen Zweck derselben hinweisen.

Wenn wir unsere Mittheilungen durchblättern, so finden wir kein Heft, in dem nicht von Tumuli die Rede wäre. Bekanntlich hielt man dieselben noch vor nicht gar zu langer Zeit für Schweden- und Kurrutzen-Hügel; jetzt ist man freilich anderer Ansicht, und ebenso gelten die künstlichen Höhlen als Zufluchtsstätten aus den Tagen der Schweden-Invasion oder überhaupt aus Kriegszeiten. Doch auch diese Anschauung ist entschieden unrichtig; die hier ausgestellten Pläne allein, in ihrer kunstvollen Anlage, widersprechen dem. Erlauben Sie, dass ich nur kurz Eines erwähne. Sie sehen hier im Bilde eine Kammer aus dem grossen Erdstalle von Hohenwarth. Da findet sich nun die höchst merkwürdige Erscheinung, dass über dem verlängerten Eingange einerseits eine abgestutzte Pyramide, anderseits ein gerundeter Aufsatz sich zeigt. Dieselbe Erscheinung finden wir an der Oberfläche, indem an den grossen Tumuli in Niederösterreich, gewöhnlich Hausberge genannt, z. B. in Stronegg, Bergau etc., der runde Tumulus in Verbindung mit der abgestutzten Pyramide zu sehen ist. Mir scheint nun hierin ein gewisser geistiger Connex zu herrschen. Erwägen wir nämlich den grossen Verbreitungsbezirk unserer Hohlen, die in Bayern, Ober- und Niederösterreich, besonders zahlreich im V. U. M. B., dann im Waldviertel, längs der böhmischen Grenze — soweit

ich bis jetzt erfahren — in Mähren, tief in's Land hinein, aber auch in Ungarn, nach verbürgten Nachrichten bei Pressburg, ferner um Oedenburg und im nördlichen Steiermark überall mit den gleichen charakteristischen Merkmalen sich finden; erwägen wir, dass dieser Verbreitungsbezirk dem Grenzgebiete des grossen Reiches der Quaden sich anpassen lässt, und im Innern der grossen Quadenfestung zu Stillfried sich thatsächlich künstliche Höhlen finden, so ist der Schluss nicht gewagt, dass dieselben aus dieser Zeit stammen dürften. Dass sie ausschliesslich als Wohnungen gedient haben, glaube ich nicht, man findet nirgends eine Feuerstelle in denselben, und zudem hatten die Quaden ihre Hütten; ich glaube vielmehr, dass diese Höhlen nun zeitweilig besucht wurden, und zwar zu einem bestimmten Zwecke, und dieser war höchst wahrscheinlich ein religiöser, irgend ein Cultzweck. Ob Todtencult oder ein anderer bleibt dahingestellt, denn merkwürdiger Weise habe ich in den Hunderten von Kammern noch keinen entscheidenden Fund gemacht, wenngleich mir wiederholt von Skeletten, die davon gelegen sein sollten, gesagt wurde, und in Mähren und in Röschitz Sagen gehen, dass in denselben Greise gehaust hätten, die, als man sie anrührte, zu Staub zerfielen. Beachtenswerth bleibt jedenfalls auch der Umstand, dass lange Gangstrecken öfter mit zahlreichen Lichtnischen und deren Brandspuren versehen sind; auch das hatte seinen bestimmten Zweck, sowie auch die Absperrungen, die nicht blos am Beginne des Ganges, sondern in demselben wiederholt sich finden; ja in dem so symmetrisch angelegten Baue von Klein-Baumgarten, der wieder in seiner Anlage mit einem von Langenlois eine auffallende Aehnlichkeit besitzt, war jede Kammer für sich abgeschlossen. Auch die Gleichheit des Grabinstrumentes in allen Höhlen ist bemerkenswerth.

Dass diese Höhlen sehr interessant sind, dürften Sie mir wohl zugeben. Es übt einen eigenen Reiz, sie zu durchforschen, und wenn die Contouren, von dem Kerzenlichte beleuchtet, so allmälig aus dem tiefen Schatten hervortreten, ist die Anziehungskraft eine nahezu unwiderstehliche. Gar oft hegte ich den Wunsch, wenn ich so ganz allein in diese Räume vordrang, Genossen zu haben, dass auch sie schauen die so merkwürdigen unterirdischen Bauten unseres schönen Vaterlandes. Aber, wer wagt es, hineinzukriechen! „Nicht um tausend Gulden, nicht um die ganze Welt krieche ich da hinein", war oft die Antwort, die ich auf die Einladung, mich zu begleiten, erhielt. Ich habe es bekanntlich billiger gethan, und so lange es meine körperlichen Kräfte gestatten, werde ich meine Forschungen nun im Vereine mit Herrn Spöttl fortsetzen, und ich hoffe, dass es vielleicht doch noch gelingen wird, endlich den Zweck dieser Bauten zu ergründen. Das wäre für mich die grösste Genugthuung für all' die Mühe und Beschwerden, die mit der Erforschung dieser Bauten in Verbindung stehen, für die Wissenschaft aber, und nicht im geringsten Masse für die Anthropologie wäre es ein bleibender Gewinn. Mit dem Wunsche, dass es so kommen möge, schliesse ich.

10. Herr Custos **Franz Heger** hält einen Vortrag über:

Die Einweihung des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin.

Am 18. December v. J. wurde in Berlin durch den deutschen Kronprinzen das neue Museum für Völkerkunde eingeweiht. Die einfache, aber würdige Feier, welche mit diesem Act verbunden war, reicht weit über den Rahmen einer blossen localen Begebenheit hinaus; bei der Stellung, welche dieses Museum heute in der wissenschaftlichen Welt einnimmt, ist dieselbe geeignet, die Aufmerksamkeit aller der sich für die Entwickelung des Menschengeschlechtes und seiner Cultur Interessirenden — und dazu gehört mehr oder minder jeder Gebildete — zu erregen. Die nachfolgenden Zeilen sollen eine kurze Beschreibung des Gebäudes und seiner Einrichtung sowohl an der Hand der hierüber publicirten Daten [1]), als auch auf Grund eigener Beobachtung geben. Um aber auch der Geschichte des Baues Rechnung zu tragen, scheint es am besten, im Nachfolgenden als Einleitung die formvollendete Rede, welche der preussische Cultusminister von Gossler bei dieser Gelegenheit als Ansprache an den deutschen Kronprinzen hielt, sowie des Letzteren Antwort zum Abdruck zu bringen, als ein Beweis dafür, wie lebhaft man heute in Deutschland an hoher und höchster Stelle an den Bestrebungen in dieser Richtung Antheil nimmt und wie ausgiebig man dieselben unterstützt. Die Worte des Chefs der deutschen Unterrichts-Verwaltung lauteten:

„Vierzehn Jahre sind verflossen, seitdem Eu. Kaiserliche Hoheit, einer Bitte der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gern entsprechend, Höchst Ihr lebhaftes Interesse an der Begründung eines ostasiatischen Museums, sowie an der Erweiterung der bereits vorhandenen ethnologischen und anthropologischen Sammlungen bekundeten — dreizehn Jahre seit dem Erlass der grundlegenden Ordre vom 12. December 1873, in welcher Se. Majestät Allerhöchst Seiner ganz besonderen Befriedigung Ausdruck gaben, dass mit der Ausführung der Absicht nunmehr ernstlich vorgegangen werden solle, die Sammlungen für die ethnologischen und anthropologischen Studien zu erweitern und ihnen zugleich mit der Aufgabe der systematischen Vervollständigung eine selbstständige Leitung zu gewähren. Im Hinblick auf das naturgemäss bedeutende Anwachsen der Sammlungen betonten Se. Majestät gleichzeitig die Nothwendigkeit, auf die Herstellung eines für lange Zeit hinreichenden Gebäudes Bedacht zu nehmen.

---

[1]) Das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. Mit 3 Kupfertaf. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Bauwesen, herausgegeben im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Verlag von Ernst & Korn. Berlin.

Das königliche Museum für Völkerkunde am 18. December 1886. Berlin 1886.

Schlusswort im I. Jahrgange der Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Verwaltung. Berlin. W. Spemann.

So gesichert und hoffnungsvoll das Unternehmen in seinen ersten Anfängen sich darstellte, so schwer gelang es im weiteren Verlaufe, die stets neu sich erhebenden Schwierigkeiten zu überwinden. Erst dem Jubeljahr 1880, in welchem unter der lebendigsten Theilnahme ihres erlauchten Protectors die königlichen Museen auf eine fünfzigjährige Wirksamkeit, reich an Arbeit wie an Erfolg, zurückblickten, war es beschieden, den Bann zu lösen und gleichzeitig die höchste Weihe zu verleihen den Bestrebungen der hier zum Congress vereinigten deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Dankbar wird der heutige Tag in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes begrüsst. Die Eröffnung des königlichen Museums für Völkerkunde bildet einen Markstein, wie in der Geschichte der königlichen Museen, so auch in der Entwickelung wichtiger Zweige der Wissenschaft. Sie schliesst die tief empfundene Lücke zwischen den der Kunst und Kunstgeschichte gewidmeten Sammlungen und zahlreichen Museen der naturwissenschaftlichen und medicinischen Disciplinen. Die lange in ihrer Entfaltung gehemmte jüngste Abtheilung der königlichen Museen findet an der Seite ihrer älteren Schwestern den gebührenden Platz, und Preussen tritt mit dieser Schöpfung in die vordere Reihe, welche die um die ethnographischen und prähistorischen Forschungen hochverdienten Nachbarstaaten seit Jahrzehnten einnehmen.

Freudig durchmisst der Blick die der Wissenschaft geweihten grossartigen Räume. Eigenartig, ohne sicheres Vorbild, die Schwierigkeiten der Grundstücksform glücklich überwindend, tritt das Gebäude dem Beschauer entgegen. Nicht durch Schmuck mit seinem Inhalte wetteifernd, hat es die Aufgabe erfüllt, sich den Sammlungen unterzuordnen, ihre Vermehrung, Theilung, anderweitige Anordnung zu erleichtern. Ausnutzung des Raumes, Feuersicherheit, Zuführung von Licht und Luft, Erleichterung des Verkehrs in so weitem Masse, als es die Technik gestattet — dies waren die gesteckten Ziele. Im Rundbau wird ein Sitzungssaal, verbunden mit der Bibliothek, die wissenschaftliche Verwerthung der Sammlungen fördern und der Anthropologischen Gesellschaft, der treuen Helferin des Museums, eine würdige Heimstätte bereiten.

Weithin zurück liegen die Anfänge unserer Sammlungen. Euer Kaiserlichen Hoheit erlauchte Ahnherren, der grosse Kurfürst und König Friedrich Wilhelm I., bestimmten ihre beiden Hauptrichtungen, die ethnographische und die prähistorische. Wie Jener, angeregt durch die in den Niederlanden gewonnenen Eindrücke und von dem Wunsche beseelt, den Geist für überseeische Unternehmungen zu beleben, das Verständniss für die Producte und die Bedürfnisse der afrikanischen und asiatischen Naturvölker zu verbreiten suchte, so wandte Dieser sein Interesse den vaterländischen Alterthümern zu, in denen er die Grundlagen unserer Cultur erkannte und würdigte. Durch reiche Zuwendungen König Friedrich Wilhelm's III. vermehrt, traten bei Errichtung der königlichen Museen die heimischen und nordischen Alterthümer mit Einschluss der ethnographischen Gegenstände aus dem Verbande der Kunstkammer in den der Museen über, theils im Schlosse Monbijou, theils im königlichen Schlosse Aufstellung findend. Ihre Vereinigung in dem Neuen Museum bildete nur einen flüchtigen Lichtblick in ihrer Geschichte; denn bald erschwerte das mächtige Anschwellen der Sammlungen die Uebersichtlichkeit, und selbst wichtige Abtheilungen haben jahrelang im Dunkeln geruht.

Hemmend stellte sich ihrer Werthschätzung und Entwickelung die Beschränkung entgegen, welche, in sorgfältiger Abwägung des zunächst Nothwendigen und Erreichbaren, den Museen bei ihrer Einrichtung auferlegt wurde. Ihre Zweckbestimmung fanden sie in der Beförderung der Kunst, der Veredlung des Geschmacks und der Gewährung ihres Genusses. Antiken und Gemälde gaben ihnen den Inhalt und die anderen Zweige der Sammlung gewannen erst durch ihr Verhältniss zu dem Hauptzweige an Bedeutung. Das Bedürfniss durchbrach allmälig die gesteckten Grenzen; die Wissenschaft verlangte gebieterisch Sammlungen, welche nicht ausschliesslich den Blüthen der Cultur der Mittelmeerländer gewidmet waren.

Je mehr der Blick sich über die binnenländische Beengtheit erhob, desto freudiger fand der Zuruf Alexander v. Humboldt's und Karl Ritter's verständnissvollen Widerhall, als sie auf die überwältigende Fülle der, anderen Culturkreisen angehörigen Völker und der Naturvölker hinwiesen, sowie auf die Nothwendigkeit, der Entwickelung des Menschen und der Menschheit auch ausserhalb der gewohnten Forschungsgebiete nachzugehen. Bald strömte von allen Seiten der Gaben Fülle herbei. Wissenschaftliche Expeditionen und besonders vorgebildete Reisende durchforschten planmässig bestimmte Gebiete des Erdballs — auf zwei Weltreisen organisirte der Director der Abtheilung die wissenschaftliche Arbeit im Auslande — das Auswärtige Amt und die kaiserliche Marine liehen ihm mächtige, fruchtbringende Unterstützung, — zahlreiche Reisende und Forscher, vor Allem die Glieder unseres königlichen Hauses, führten die Ergebnisse ihrer Reisen und Arbeiten den Sammlungen zu und verliehen den Gegenständen, welche in ihrer Vereinzelung oft nur die Neugier reizen, durch ihre Vereinigung einen hohen wissenschaftlichen Werth.

So ist durch ein bewundernswerthes Zusammentreffen unsere Sammlung aus einer Anhäufung von „Raritäten" und „Curiositäten" zu ihrer heutigen Fülle und Bedeutung gewachsen — zu einem Studienmaterial, ebenbürtig den naturwissenschaftlichen Sammlungen — zu einer Unterlage für wissenschaftliche Disciplinen, welche je länger, je mehr ihre Existenzberechtigung darthun. Heinrich Schliemann's grossartige Gabe an das Deutsche Reich, die Sammlungen aus Ilium lassen die Grundlage erkennen, auf welcher die griechische Cultur sich aufbaute — während die übrige prähistorische Sammlung, anknüpfend an das Studium unserer Geschichte und des klassischen Alterthums, die germanisch-slavische Völkerwelt zu durchdringen sich bemüht, welche von der römischen Cultur und dem Christenthum siegreich überwunden wurde.

Was uns die prähistorischen Sammlungen in einem Abstande von Jahrtausenden zeigen, lernen wir in der

ethnologischen Sammlung, oft aus unmittelbarer Gegenwart, verstehen. Wir finden uns Naturvölkern gegenüber, welche abhängig von dem heimatlichen Boden, ohne Entwickelung der Schrift, vielleicht durch unmessbare Zeiträume im gleichen Zustande verharrten, aber durch die Berührung mit der europäischen Cultur verschwinden oder ihren ursprünglichen Charakter bis zur Unkenntlichkeit verändern. Unter den Beweisstücken für die Erkenntniss der Verzweigung des Menschengeschlechts und seiner stufenmässigen Entwickelung nehmen einen hohen Rang ein die Sammlungen der ehemaligen Culturvölker in Mittel- und Südamerika, vor Allem die Sammlungen aus dem unermesslichen Gebiete der grossen ostasiatischen Culturvölker, unter ihnen die Jagor'sche Sammlung aus Indien, vielfach sich berührend mit dem Sammlungsgebiete des Kunstgewerbe-Museums.

So soll das königliche Museum für Völkerkunde unsern Blick versenken in die bescheidenen Grundlagen unserer Vergangenheit — ihn hinausführen aus dem Kreise der eigenen Civilisation auf die unendlich mannigfaltigen Wege, welche die Entwickelung des gesammten Menschengeschlechts gegangen ist, — die sichere Kunde von untergegangenen Culturen und von den Naturvölkern, wie von ihren Umwandlungen der Nachwelt überliefern — selbst die praktischen Ziele im gewerblichen Wettbetriebe, wie in der Betheiligung am Welthandel finden. Der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte soll das Museum bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit die unentbehrlichen Hilfsmittel gewähren, durch die Vollständigkeit des zur Vergleichung geeigneten Materials die vorsichtige Formulirung der Probleme ermöglichen und die Beziehungen zu den Nachbarwissenschaften vermitteln."

Hierauf richtete der Kronprinz folgende Worte an die Versammlung:

„Se. Majestät der Kaiser und König haben Mich beauftragt, Seiner Freude und Genugthuung über die glückliche Vollendung dieses Gebäudes Ausdruck zu geben und zugleich den Allerhöchsten Dank und die Allerhöchste Anerkennung allen Denen auszusprechen, welche dazu mitgewirkt haben, dass zu den bisher bestandenen königlichen Museen nunmehr eine umfassende Sammlung mit der Aufgabe hinzutritt, den ganzen Reichthum menschlicher Entwickelung, welcher ausserhalb des Gebietes jener anderen Sammlungen fällt, zu veranschaulichen.

Wir haben soeben gehört, wie schon der Name des Grossen Kurfürsten mit den Anfängen dieser Anstalt verknüpft ist. Wenn keiner seiner Nachfolger diesen Bestrebungen Schutz und Förderung versagt hat, so war es doch erst unserem Jahrhundert vorbehalten, die umfassenden Aufgaben einer wissenschaftlichen Völkerkunde in ihrem ganzen Umfange zu erkennen und mit Aussicht auf Erfolg in Angriff zu nehmen. Mit Stolz blicken wir heute auf den Antheil, welchen die Wissenschaft unseres Vaterlandes an der Stellung und Lösung dieser Aufgaben genommen hat, wie auf das Verdienst deutscher Reisender und Forscher um die Ausdehnung unserer Kenntniss auch derjenigen Erdtheile und Erdbewohner, welche sich derselben am längsten entzogen hatten. Und dankbar geniessen wir auch auf diesem Gebiete die Früchte der Machtstellung, welche Se. Majestät der Kaiser unserem Vaterlande gegeben hat.

Mir ist es eine Freude gewesen, dem Plane der Errichtung dieser Anstalt von seinem ersten Auftauchen an Mein volles Interesse zuzuwenden und Zeuge der Fürsorge zu werden, welche nicht nur die zunächst zu seiner Verwirklichung berufenen Behörden, sondern vor Allem auch die Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten und die Verwaltung unserer Marine ihm fortdauernd gewidmet haben. Nicht minder hat es Mich mit lebhafter Genugthuung erfüllt, im Einzelnen zu verfolgen, wie diesem Museum in noch reicherem Masse als unseren anderen öffentlichen Anstalten die freiwillige Mitarbeit und Opferbereitschaft unserer Landsleute in fernen Welttheilen, wie in der nächsten Heimat zu Theil geworden ist, und wie viele Förderung, Bereicherung und Belehrung wir auch ausländischen Freunden dieser unserer Bestrebungen zu verdanken haben. Indem Ich der Hoffnung Ausdruck gebe, dass jenes fruchtbare Zusammenwirken privater Kreise mit der Verwaltung dieser Anstalt in gleich segensreicher Weise wie bisher fortdauern möge, kann Ich Mir nicht versagen, allen den zahlreichen Förderern und Wohlthätern derselben, ebenso aber den Meistern dieses Baues auch Meinerseits an dieser Stelle zu danken.

Nicht weniger mannigfaltig als die Denkmäler, welche unter dem Dache dieses schönen, der Völkerkunde gewidmeten Gebäudes vereinigt werden, sind die Interessen, welche sich an dieselben anschliessen; denn auch die Bestrebungen, welche unseren Landsleuten in anderen Welttheilen Wohnsitz und fruchtbare Thätigkeit zu schaffen suchen, finden hier vielfache Anknüpfung und Belehrung, wie sie andererseits unseren Sammlungen schon die wichtigsten Bereicherungen zugeführt haben. Aber all dieser Reichthum wird doch zunächst und vor Allem der Wissenschaft zum Studium bereitet, und Ich kann heute, wo dieses Museum zuerst dem öffentlichen Gebrauch übergeben wird, keinen besseren Wunsch für sein Gedeihen aussprechen, als den, dass es allezeit sein und bleiben möge eine Stätte strenger, unbefangener und einzig auf die Wahrheit gerichteter Forschung."

Es muss hier nun gleich bemerkt werden, dass diese Eröffnungsfeier nicht der Vollendung der Aufstellung der Sammlungen galt, sondern eigentlich der baulichen Fertigstellung des Museums. Schon einmal im Laufe des vergangenen Jahres, während der vom 18. bis 24. September in Berlin abgehaltenen Versammlung deutscher Naturforscher, waren die Räume des Museums den Theilnehmern desselben zum Besuche geöffnet. Damals, wie auch am Tage der Einweihung, war nur der kleinste Theil der Sammlungen definitiv, ein anderer Theil dagegen nur provisorisch aufgestellt, während die grössere Hälfte derselben noch der Aufstellung harrt. Wir wollen später noch auf diesen Punkt zurückkommen. Mit dem Bau des Museums wurde gegen Ende 1880 begonnen; fünf Jahre darauf war derselbe in allen seinen Theilen so gut wie vollendet.

Einige hundert Schritte von dem verkehrsreichen Potsdamer Platze entfernt, in der von demselben gegen Südost auslaufenden Königgrätzer Strasse, erhebt sich an der einen Ecke gegen die noch unausgebaute Zimmerstrasse (in welcher unmittelbar neben dem in Rede stehenden Gebäude das neue Kunstgewerbemuseum

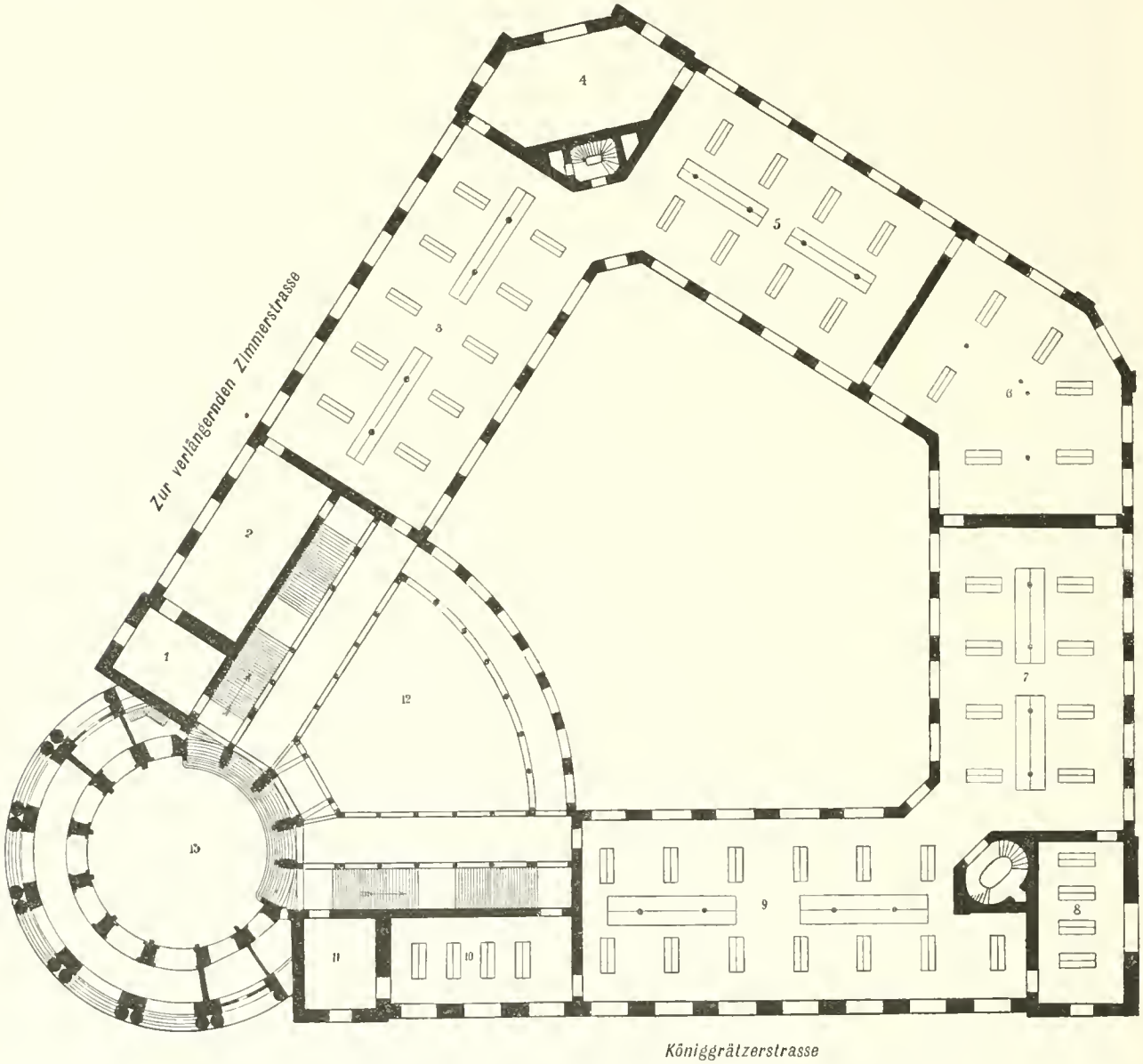


Fig. 1. **Grundriss des Museums für Völkerkunde in Berlin. Erdgeschoss.**

1, 2. Bureaux.
3—8. Vorgeschichtliche Sammlung.
9—10. Schliemann'sche Sammlung.
11. Conferenzzimmer.
12. Lichthof und Haupttreppen.
13. Flurhalle.

liegt) das neue, im Style der italienischen Frührenaissance ausgeführte Gebäude. Die genannten Strassen bilden hier eine spitze Ecke. Sehr geschickt hat nun der Erbauer Professor Ende den Eingang in die Ecke verlegt (siehe den obenstehenden Grundriss), welche er entsprechend abrundete. Fünf grosse Thore führen in eine runde Halle, welche von einer flachen Kuppel überwölbt wird. Von hier gelangt man in einen grösseren, fächerartig gestalteten Lichthof, an dessen Langseiten die beiden Haupttreppen nach den, den beiden genannten Strassen entsprechenden Hauptflügeln des Gebäudes führen. Dieser lichtdurchfluthete, allseitig abgeschlossene Raum ist aber nicht blos Treppenhaus, sondern er bietet durch geschickte Anbringung der Stiegen (die eine zum Aufgang, die andere zum Abgang dienend) genügenden Raum zur Unterbringung besonders grosser Schauobjecte, welche wegen ihrer Dimensionen in den Sälen nicht aufgestellt werden können. Dahinter liegt

ein grosser, ungedeckter Hof, in seiner Form dem Grundrisse des Gebäudes entsprechend. Die eine, an den Lichthof anstossende Seite bildet ein Kreissegment, während die anderen Seiten den vier Fronten des Gebäudes, das im Grundriss ein unregelmässiges Viereck bildet, entsprechen. Diese Anlage eines grossen, centralen Hofes ermöglichte es auch, den sich um denselben gruppirenden Schausälen, welche durch die ganze Gebäudebreite reichen, Licht von beiden Seiten zuzuführen. Wegen der grossen Breite der Säle sind die Decken derselben in der Mitte durch gusseiserne Säulen gestützt, welche in sinnreicher Weise mit den Schaukästen in Verbindung gebracht wurden. Fünf grosse Säle und sechs kleinere Räume gehen um das ganze Gebäude herum, so dass man von der einen Seite des Lichthofes ausgehend durch die Säle hindurch wieder von der anderen Seite in denselben zurückkommt (Durchgangssystem).

Das Gebäude hat ausser dem Kellergeschoss, welches die ausgedehnten Verpacks- und Präparationsräume enthält, vier Stockwerke. Die unterste Etage (Erdgeschoss) ist für die prähistorischen Sammlungen, sowie für die in der Aufstellung bereits vollendete Schliemann'sche Sammlung (das Ergebniss seiner grossartigen Ausgrabungen auf dem Burgberge von Bunarbaschi) bestimmt, welch letztere der begeisterte Forscher der deutschen Nation zum Geschenke gemacht und hier eigenhändig aufgestellt hat. Die beiden darüber liegenden Stockwerke werden die ethnographischen Sammlungen aufnehmen, wohl die reichsten, welche heute existiren. In der vierten Etage soll die derzeit in der Entstehung begriffene anthropologische Sammlung ihre Aufstellung finden. Bekanntlich befindet sich die, namentlich durch Virchow's unermüdliche Thätigkeit zusammengebrachte reiche anthropologische Sammlung Berlins im Besitze der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; es sind derzeit Verhandlungen im Zuge, um diese meist aus Typen bestehende, kostbare Sammlung im Museum zur Aufstellung zu bringen.

Einen grossen Vorzug gegen andere ähnliche Institute besitzt das Museum für Völkerkunde in dem prächtigen, amphitheatralisch angelegten Vortragssaale (der sogenannten „Aula"), welche über der erwähnten runden Vorhalle gelegen ist. Derselbe wird von einer Anzahl von Arbeitszimmern umgeben, über welche in der dritten Etage die zur Aufnahme der Bibliothek bestimmten Räume liegen.

Betreten wir von dem schon mehrfach erwähnten Lichthofe aus die Säle des ersten Stockwerkes (welchem die Räume der darüberliegenden beiden Etagen gleichen), so fällt uns sofort Zweierlei in's Auge, nämlich vor Allem die Grösse und Helligkeit der von beiden Seiten Licht empfangenden Räume und dann die einfache, schmucklose, aber nichtdestoweniger würdige Ausstattung derselben. Dieses Princip ist im Museum streng durchgeführt; es wurde geflissentlich „von jedem besonderen Schmuck der Räume Abstand genommen, weil die Erfahrung gelehrt hat, dass solcher in Museen allzuleicht geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Beschauers abzulenken". Sogar bei den Schränken „ist von jeglicher künstlerischer Ausgestaltung der Ausstellungsbehälter Abstand genommen; es fehlen selbst Bekrönungsleisten und ähnliche Zuthaten, da die Museums-Verwaltung von vornherein die Forderung stellte, dass alle dem Staube Gelegenheit zum Anhaften und Ansammeln bietende, durch die Nothwendigkeit nicht bedingte Zuthaten fortzulassen seien, abgesehen davon, dass künstlerisch ausgestattete Behälter auch leichter die Aufmerksamkeit vom Inhalte abzulenken im Stande seien". Den schon erwähnten eisernen Säulen entsprechend, sind der mittleren Längsaxe des Saales nach grosse, fast ganz aus Eisen und Glas construirte Schränke aufgestellt, während eine Anzahl kürzerer Schränke sich fischgrätenartig an dieselben anschliessen, jedoch in der Art, dass zwischen beiden entsprechend breite Gänge freibleiben. Die Ausführung der Schränke, deren Anordnung und sehr sinnreiche Einrichtung behufs bequemer Anbringung der Schauobjecte bildet das Resultat langer, eingehender Studien, um welche sich namentlich der jetzige Director der prähistorischen Sammlung, Dr. A. Voss, grosse Verdienste erworben. Demselben ist auch die musterhafte Aufstellung der prähistorischen Sammlung zu danken, von welcher heute ein grosser Saal, die vorgeschichtlichen Alterthümer der Mark Brandenburg enthaltend, vollendet ist. Es wurde hier zum ersten Male im Grossen von der bisher üblichen Methode, die Funde nach Perioden aufzustellen [1]), Umgang genommen und die Alterthümer einfach nach Fundorten streng geographisch aufgestellt. Wohl rühmt man der ersteren Aufstellungsart eine grössere Uebersichtlichkeit für das besuchende Publicum nach; es ist aber unzweifelhaft, dass die nüchterne „Berliner Methode", wie man dieselbe jetzt mit Fug und Recht nennen kann, den Anforderungen der Wissenschaft besser entspricht, da man die Funde von einer Localität und deren Umkreis gleich beisammen findet. Wohl werden die Meinungen über die Zweckmässigkeit der Anwendung einer oder der anderen Aufstellungsweise immer auseinandergeben, da namentlich die bisher zumeist angewandte Methode mehr der idealen Auffassung der Sache, sowie der uns von Kindesbeinen an eingeprägten historischen Aufeinanderfolge mehr entspricht; wir sind aber heute in der Urgeschichtsforschung noch so weit vom Ideal entfernt, dass die in Berlin befolgte Art und Weise der Aufstellung eine grössere wissenschaftliche Berechtigung hat. Für den Localforscher ist dieselbe eigentlich die einzig richtige und wir wissen nur zu gut, dass die möglichst eindringliche Verfolgung der Localforschung die einzige Bürgschaft für den intensiven Fortschritt in der Erforschung der vorgeschichtlichen Verhältnisse eines Landes in sich schliesst.

In den weiteren Sälen (4—8 des Planes), welche sich an den vorigen anschliessen, sollen ferner die ausserbrandenburgischen deutschen und ausserdeutschen (europäischen) Alterthümer zur Anschauung gebracht

[1]) Muster dieser Aufstellung sind die grossen nordischen Museen in Kopenhagen und Stockholm, sowie das Musée des Antiquités nationales in St. Germain en Laye.

werden. Der letzte grosse Saal sammt dem daran stossenden kleineren Saal (9 und 10) enthält, wie schon erwähnt, die Schliemann'sche Sammlung.

In dem darüberliegenden Stockwerke (zweite Etage) beginnt, in derselben Reihenfolge gehend, die ethnographische Abtheilung mit der Aufstellung der afrikanischen Sammlungen, welche namentlich in den letzten Jahren durch die vielen Reisen deutscher Forscher in Mittel-Afrika ausserordentlich bereichert wurden. Die nächstfolgenden beiden grossen Säle enthalten die reichen Sammlungen des Museums aus der Südsee, namentlich die grossartige Collection des Herrn Dr. Otto Finsch. An diese schliessen sich im nächsten Saale die überaus reichen altamerikanischen Sammlungen — in Bezug auf die alten Culturreiche von Mexiko, Ecuador und Peru wohl die reichsten der Welt — sowie die grosse amerikanische Sammlung der jetzt noch lebenden Naturvölker an, welche namentlich in der reichen Vertretung der an der Nordwestküste Nordamerikas lebenden Völker keinen einigermassen nennenswerthen Rivalen kennt. Diesen finden sich in einem Nebenraume die ebenfalls sehr reichen Sammlungen der nordasiatischen Völker angeschlossen. Die Aufstellung dieser Sammlungen, welche zur Zeit der Einweihung alle schon sichtbar waren, war nur eine provisorische; an der definitiven Aufstellung des kolossalen Materials wird dem Vernehmen nach schon eifrig gearbeitet.

Die Säle der dritten Etage, denen heute noch die Einrichtung mit Schaukästen mangelt, sind für die Aufstellung der ebenso umfangreichen asiatischen Sammlungen (mit Ausnahme der schon erwähnten) bestimmt.

Wohl mögen andere ethnographische Museen in einzelnen Theilen vollständigere Sammlungen aufzuweisen haben [1]); im Grossen und Ganzen enthält aber das Museum für Völkerkunde in Berlin heute einstreitig die reichste ethnographische Sammlung. Es ist dies das grosse Verdienst des unermüdlichen Schöpfers des Museums, des Geh. Regierungsrathes und Directors Dr. Adolf Bastian, welcher durch seine weitreichenden Verbindungen, die er auf seinen grossen Weltreisen anknüpfte, eine dauernde Grundlage für die zukünftige Vermehrung der Sammlungen geschaffen hat. Mögen in Bälde die grossen Sammlungen jene würdige Aufstellung finden, welche den Intentionen ihres Schöpfers entspricht, und der grosse Gedanke desselben, mit welchem er vor Jahren an das Riesenwerk, das nun seiner Vollendung entgegengeht, herantrat, zur Verwirklichung werden, alle Völker des Erdballes möglichst vollständig durch die ihre Culturen und psychischen Eigenthümlichkeiten repräsentirenden Objecte in dem neuen Museum vertreten zu sehen.

[1]) Aus eigener Anschauung hebe ich hier nur folgende hervor: London (British Museum) ist entschieden reicher in seiner unvergleichlich grossartigen Vertretung Polynesiens, sowie durch die herrliche keramische Sammlung aus Ostasien; Paris (ethnographisches Museum im Trocadero) nähert sich am meisten Berlin in der reichen Vertretung der amerikanischen Alterthümer; hier lassen auch die ethnographischen Sammlungen aus dem nördlichen und westlichen Afrika keinen Vergleich zu; Leiden ist unzweifelhaft durch die excellente Vertretung des ostindischen Archipels, sowie Japans (erste Sammlung Siebold's) den Berliner Sammlungen voraus; Kopenhagen wieder durch die reichen Sammlungen von den Hyperboräern (namentlich den Eskimos von Grönland). Die ethnographische Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien dürfte voraussichtlich durch die reiche Vertretung Brasiliens, sowie der oberen Nilländer, vielleicht auch mancher Theile des ostindischen Archipels überlegen sein.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahresversammlung am 8. Februar 1887.

A. Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Carl **Langer R. v. Edenberg.**
Dr. Friedrich **Müller.**

Secretäre:

Franz **Heger.**
Dr. Moriz **Hoernes.**

Cassier:

Ignaz **Spöttl.**

Rechnungsführer:

Dr. J. E. **Polak.**

Ausschussräthe:

Dr. Carl **Aberle.**
Dr. J. Hektor Ritter von **Arneth.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Dr. Carl Theodor von **Inama-Sternegg.**
Felix **Kanitz.**
Felix **Karrer.**
Dr. Josef **Karabaček.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. D. H. **Müller.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Carl **Toldt.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Augustin **Weisbach.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Se. Excellenz Graf Hans **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Graf Gundaker **Wurmbrand.**

Rechnungs-Revisoren:

Edmund **Schmidel.**
Dr. Alois **Morawitz.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

Adolf **Bastian** in Berlin.
Anatol **Bogdanow** in Moskau.
Ernst **Haeckel** in Jena.
A. de **Quatrefages** in Paris.
J. W. **Powell** in Washington.
H. **Schauffhausen** in Bonn.
J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

Richard **Andree** in Leipzig.
A. **Bertillon** in Paris.
Daniel **Brinton** in Philadelphia.
Emil **Cartailhac** in Toulouse.
Ernest **Chantre** in Lyon.
Alexander **Ecker** in Freiburg i. B.
Ernst **Eitel** in Honkong.
Otto **Finsch** in Bremen.
Oscar **Fraas** in Stuttgart.
Alb. S. **Gatschet** in Washington.
Girard de Rialle in Paris.
Victor **Gross** in Neuveville.
Graf **Gozzadini** in Bologna.
Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
Theophil **Hahn** in Stellenbosch.
Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
Ernest **Hamy** in Paris.
Wolfgang **Helbig** in Rom.
Theodor von **Heldreich** in Athen.
C. **Herbst** in Kopenhagen.
Hans **Hildebrand** in Stockholm.
W. J. **Hoffman** in Washington.
Abel **Hovelacque** in Paris.
Paul **Hunfalvy** in Budapest.
Urban **Jarnik** in Prag.
Julius **Kollmann** in Basel.
Isidor **Kopernicki** in Krakau.
J. G. W. **Leitner** in Lahore.
Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
Paolo **Mantegazza** in Florenz.
Carl **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
Julie **Mestorf** in Kiel.
A. B. **Meyer** in Dresden.
Oscar **Montelius** in Stockholm.
Gabriel de **Mortillet** in St. Germain a. L.
Julius **Naue** in München.
Heinrich **Obst** in Leipzig.
Paul **Orsi** in Florenz.
Antonio **Pascoli** in Mexico.
Luigi **Pigorini** in Rom.
Gustav **Radde** in Tiflis.
Johannes **Ranke** in München.
Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
Charles **Rau** in Washington.
Gustav **Retzius** in Stockholm.
J. G. F. **Riedel** in Utrecht.
L. **Rütimeyer** in Basel.
J. D. E. **Schmeltz** in Leyden.
Willibald von **Schulenburg** in Charlottenburg.
W. **Schwartz** in Berlin.
Georg **Schweinfurt** in Kairo.
C. **Schwicker** in Budapest.
A. **Steinhauer** in Kopenhagen.
L. **Stieda** in Dorpat.
P. **Strobel** in Parma.
Otto **Tischler** in Königsberg.
Paul **Topinard** in Paris.
E. **Trumpp** in München.
E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
Ingvald **Undset** in Christiana.
Theodor Stefanović **Vilovski** in Belgrad.
Julien **Vinson** in Paris.
Albert **Voss** in Berlin.

III. Unterstützende Mitglieder.

Dumba, Nikolaus, Fabriksbesitzer, Reichsraths-Abgeordneter etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
Spöttl, Ignaz, Historienmaler. Wien. VII. Westbahnstrasse 6.

IV. Wirkliche Mitglieder.

Aberle, Dr. Carl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I. Bäckerstrasse 8.
Alterthumsverein in Worms.
Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr von, k. k. Ministerialrath etc. etc. Wien. (Lebenslängliches Mitglied.)
Arneth, Dr. Alfred Ritter von, k. k. wirkl. geh. Rath, Director des geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Giselastrasse 7.
Arneth, Dr. Hektor Ritter von. Wien, I. Kolowratring 14.
Bachofen von Echt, Brauereibesitzer, Bürgermeister von Nussdorf etc. Färbergasse 11. (Lebenslängliches Mitglied.)
Batz, Friedrich Freiherr von, k. k. Rittmeister a. D. in Teesdorf-Tattendorf, Niederösterreich.
Beer, Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Lagergasse 1.
Beckmann, Josef Doimo. Wien, VII. Mechitaristengasse 9.
Benedikt, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Franziskanerplatz 5.
Benndorf, Dr. Otto, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
Benoni, Dr. Eduard, Landesadvocat in Ischl.
Berchthold, Sigmund Graf, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer. Wien, I. Kärntnerring 10.
Biesiadecki, Dr. Alfred, k. k. Landes-Sanitätsreferent in Lemberg.
Bogišić, Dr. Valtazar, Conseiller d'Etat actuel, professeur de droit, à l'université d'Odessa. Paris (d. Z.), Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
Braun, Ritter von Fernwald, Dr. Carl, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, VIII. Laudongasse 12.
Brücke, Dr. Ernst, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 7.
Brun, Ferdinand, Leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
Brunner von Wattenwyl, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Vice-Präsident des Wissenschaftlichen Club. Wien, IV. Theresianumgasse 25.

Bühler, Dr. Georg, k. k. Univ.-Professor. Ober-Döbling, Hermannsgasse 14.

Byland-Rheidt, Arthur Graf, k.k. Bezirkshauptmann in Gaya, Mähren.

Campi, Cav. Luigi dei in Cles, Tirol.

Chroback, Dr. Rudolf, Priv.-Docent an der Universität in Wien, I. Bräunerstrasse 9.

Clary und Aldringen, Edmund Fürst, k. k. wirkl. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.

Conrad von Eybesfeld, Sigmund Freiherr, k. k. wirkl. geh. Rath, kais. öst. Minister a. D. in Löbring.

Czoernig, K. Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath, Sectionschef etc. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 5.

Czoernig, Carl Freiherr von, k. k. Finanz-Director. Klagenfurt.

Dachler, Anton, Ingenieur. Wien, II. Halmgasse 1.

Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein, Maximilian Freiherr von, k. k. Vice-Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section etc. Wien, I. Doblhoffgasse 7.

Daublebsky von Sterneck, Richard Freiherr von, k. k. Reserve-Lieutenant. Wien, IV. Wienstrasse 21.

Delhaes, Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselgasse 2.

Deutsch, J., kais. Rath, Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Rudolfgasse 22.

Dillinger, Andreas, Disponent. Wien, V. Wehrgasse 6.

Direction des erzbischöflichen Knabenseminars und Obergymnasiums in Trawnik.

Dittel, Dr. Leopold, k. k. Univ.-Professor, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX. Alserstrasse 4.

Dlauhy, Dr. Johann, k. k. Univ.-Prof. Wien, IX. Spitalgasse 5.

Doblhoff, Josef Freiherr von. Salzburg, Auerspergstrasse 18.

Döll, Eduard, Oberrealschul-Director. Wien, I. Ballgasse 8.

Dungel, Dr. Adalbert, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.

Duška, Josef. Josefstadt, Böhmen.

Dworschak, Dr. Johann, Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.

Dzieduszycki, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer, Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.

Egger, Ritter von Möllwald, Dr. Alois, Director des Theresian. Gymnasiums. Wien, IV. Favoritenstrasse 15.

Ehrenfeld, Dr. Adolf. Wien, I. Schellinggasse 7.

Faber, Dr. Carl. Wien, I. Bauernmarkt 3.

Familienfonds- und Privat-Bibliothek Sr. Maj. des Kaisers. Wien, k. k. Hofburg.

Fellner, Dr. Leopold, Badearzt in Franzensbad. (Wien, I. Grünangergasse 2.)

Fidler, Carl von, k. k. Sectionschef i. P. Wien. I. Singerstrasse 18.

Figdor, Gustav. Wien, II. Praterstrasse 8.

Fischer, Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8.

Fischnaler, Conrad, k. k. Lehrer am Pädagogium in Innsbruck.

Frueth, Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Oberstabsarzt in Mauer bei Wien.

Ganster, Dr. Moriz, Primararzt der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.

Geyer, Dr. Rudolf, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek. Wien, I. Franz Josefs-Quai 39.

Gigl, Johann, p. Inspector der Südbahn. Wien, IV. Belvedergasse 11.

Gittée, August, Prof. à l'Atheneum. Ath, Belgien.

Gomperz, Dr. Theodor, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.

Gröber, Carl, k. k. Hauptmann im Reichskriegsministerium. Wien, III. Reisnerstrasse 9a.

Grohmann, Anna Frl., Präsidentin d. Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.

Grotrian, Hermann, Geheimer Kammerrath in Braunschweig.

Gruber, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Freiung 7.

Gussenbauer, Dr. Carl, k. k. Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.

Haberlandt, Dr. Michael, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Neudeggergasse 23.

Hacker, P. Leopold, Pfarrverweser in Purk, Niederösterreich, Post Ottenschlag.

Hauer, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistor. Hofmuseums. Wien, I. Burgring.

Hauser, Carl Freiherr von, k. k. Conservator, Secretär des Kärntner Geschichtsvereins in Klagenfurt, Rudolfinum.

Heger, Franz, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.

Heintz, Gustav Adolf, fürstl. Liechtenstein'scher Oberförster in Babitz bei Adamsthal, Mähren.

Herrnfeld, Heinrich, Redacteur der „Wiener Allg. Zeit.". Wien, II. Obere Donaustrasse 45.

Herzog, Jakob, Schriftsteller. Wien, I. Lothringerstrasse 15.

Himmel, Heinrich, k. k. Hauptmann. Wien, VI. Mariahilferstrasse, Stiftskaserne.

Hinterstoisser, Dr. Josef, k. k. Landesgerichtsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 18.

Hirsch, Alexander, Banquier. Wien, I. Schillergasse 3.

Hochstetter, Arthur Ritter von, Stud. med. Ober-Döbling, Hauptstrasse 60.

Hoelder, Dr. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.

Hoernes, Dr. Moriz, Amanuensis am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, II. Aloisgasse 3.

Hoernes, Dr. Rudolf, k. k. Univ.-Professor, Graz.

Hoffmann, Dr. Josef, k. k. Ober-Sanitätsrath, Director des allgem. Krankenhauses. Wien, IX. Alserstrasse 4.

Holl, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Innsbruck.

Hölzel, Hugo, Gesellsch. d. geograph.-artistischen Anstalt Ed. Hölzel. Wien, IV. Louisengasse 5.

Houdek, Victor, k. k. Bezirks-Commissär. Wien, I. Schillerplatz 4.

Jireček, Dr. Hermenegild Ritter v. Samokov, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, IV. Schlüsselgasse 2.

Inama-Sternegg, Dr. Carl Theodor von, k. k. Hofrath. Wien, I. Freiung 6.

Jelinek, Břetislav, Custos des städt. Museums in Smichow bei Prag, Hieronymusgasse 13.

Jurié, Dr. Gustav Ritter von, Privat-Docent an der Universität in Wien. I. Tuchlauben 8.

Kaiser, Franz, k. k. Directions-Adjunct im Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstrasse 17.

Kaltenegger, Dr. Ferdinand, kaiserl. Rath. Brixen, Südtirol.

Kammel, Dr., Ed. von Hardeger, Gutsbesitzer zu Grussbach. Mähren.

Kanitz, F. Wien, I. Eschenbachgasse 9.

Kaposi, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
Karabaček, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Seidelgasse 17.
Karner, P. Lambert, Pfarrer in Gösing (Post Fels am Wagram), Niederösterreich.
Karrer, Felix, Secretär des Wissenschaftlichen Club etc. Wien, Döblinger Hauptstrasse 80.
Komers, August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
Königswarter, Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses, Grosshändler etc. Wien, I. Kärntnerring 4.
Kosanović, Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Wien. (Lebenslängliches Mitglied.)
Kosmač, Johann, Bergverwalter in Berszaska bei Bazias, Banat.
Koudelka, Florian, Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule und städtischer Thierarzt. Eibenschitz, Mähren.
Kraus, Franz. Wien, I. Strobelgasse 2.
Kranss, Dr. Friedrich. Wien, VII. Hofstallstrasse 5.
Krek, Dr. Gregor, k. k. Professor an der Universität in Graz, Villefortgasse 11.
Kříž, Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
Krumhaar, Jos. Ritter von, k. k. Hofrath. Wien, IX. Hörlgasse 3.
Kübeck, Max Freiherr von, k. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
Kubenik, Dr. Carl. Wien, IX. Währingerstrasse 16.
Kubinyi, Nicolaus von, Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.
Kundrat, Dr. H., k. k. Univ.-Prof. Wien, I. Maximilianplatz 10.
Kutschera, Hugo Freiherr von, Administrativdirector der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.
Lanckoroński, Carl Graf, k. k. Kämmerer, Grossgrundbesitzer etc. Wien, IX. Wasagasse 6.
Lauger, Ritter von Edenberg, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Währingerstrasse 11.
Leidesdorf, Dr. Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
Lepkowsky, Dr. J., k. k. Univ.-Professor in Krakau.
Lorinser, Dr. Friedrich Wilhelm, k. k. Sanitätsrath, Director des Wiedener Krankenhauses. Wien, IV. Favoritenstr. 30.
Löw, Dr. Philipp, Advocaturs-Concipient. Wien, VII. Neustiftgasse 3.
Lukas, Dr. Fr., Professor am k. k. Gymnasium in Krumau, Böhmen.
Luschan, Dr. Felix Ritter von, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin, Blumeshof 2.
Luschka, Ludwig, Kaufmann. Wien, VIII. Auerspergstrasse 17.
Makanec, Dr. Julius, k. k. Kreisarzt, Redacteur der „Bosnischen Post" in Sarajevo.
Marenzeller, Dr. Adolf Edler von, prakt. Arzt. Wien, I. Donnergasse 1.
Maška, Carl, Oberrealschul-Professor in Neutitschein, Mähren.
Meyer, Dr. A. B., k. Hofrath, Director des k. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden.
Meyer, Dr. Gustav, k. k. Professor an der Universität in Graz.
Meynert, Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 12.
Michel, Anton, fürstl. Kinsky'scher Zuckerfabriks-Verwalter in Hospozyn bei Wellwarn.
Miklosich, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 11.
Miličević, Dr. Franjo, in Mostar.
Milličevics, Dr. Michael. Wien, I. Schottenring 2.
Mittler, Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
Montecuccoli, Rudolf Graf, k. k. Corvetten-Capitän in Pola.
Morawitz, Dr. Alois, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, V. Stolberggasse 43.
Moser, Dr. L. Carl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via Cecilia 10.
Much, Dr. Ferdinand, k. k. Hoftheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
Much, Dr. Matthäus. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
Much, Rudolf, stud. arch. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
Müller, Dr. Friedrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 a.
Müller, Dr. David Heinrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, Ober-Döbling, Annagasse 11.
Müller, Hugo, Privatier. Wien, I. Grünangergasse 1.
Obersteiner, Dr. Heinrich jun., k. k. Univ.-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Döhling, Hirschengasse 71.
Osborne, Wilhelm, Gutsbesitzer. Dresden, Eliasstrasse 5 g.
Oser, Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Leiter des Rothschild-Spitales. Wien, I. Neuthorgasse 20.
Ossowski, Gottfried. Krakau, Sławkowskastrasse 16.
Pany, Carl, stud. med. Wien, VI. Dürergasse 3.
Paulitschke, Dr. Filipp, Universitäts-Docent und Gymnasial-Professor in Wien, Ottakring, Hauptstrasse 17.
Peez, Dr. Alexander, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, I. Opernring 3.
Penka, Carl, Gymnasial-Professor. Wien, Währing, Gürtelstrasse 103.
Pfeiffer, Rudolf, k. k. Bergrath in Brünn.
Pfungen, Dr. R. Freiherr von. Wien, I. Melzerhof 3.
Pichler, Dr. Friedrich, Univ.-Professor. Graz, Joaneum.
Pick, Gustav, Privatier. Wien, I. Hegelgasse 7.
Pissling, Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag.
Polak, Dr. J. E., em. k. pers. Leibarzt. Wien, I. Bibergasse 1.
Politzer, Dr. Adam, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.
Politzer, Dr. Leopold Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Tuchlauben 7.
Pošepný, Franz, k. k. Professor an der Bergakademie in Přibram.
Preen, Hugo von, Akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
Prochaska, Carl, k. k. Hof- und Verlags-Buchhändler in Teschen, Oesterr. Schlesien.
Püchler, Wenzel, k. k. Bergrath in St. Pölten.
Pudil, Jan, fürstl. Lobkowitzischer Bauverwalter in Bilin, Böhmen.
Rabl, Dr., Univ.-Professor in Prag.
Radić, Fran, in Korčula, Dalmatien.
Radimsky, Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.
Ransonnet, Eugen Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. Wien, III. Ungargasse 12.
Reinisch, Dr. Leo, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 30.
Richlý, Heinr., in Neuhaus, Böhmen.
Riedel, Josef, Ingenieur. Wien, IV. Mostgasse 7.

Riese-Stallburg, Werner Freiherr von, k. k. Kämmerer, Gutsbesitzer etc. Wien, Penzing, Pfarrgasse 1 b.
Rigler, Dr. Fr. Edler von, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, III. Seidelgasse 4.
Ringer, Eduard, Kaufmann. Wien, III. Hauptstrasse 3.
Rokitansky, Dr. Hans Freiherr von. Wien, IV. Hauptstrasse 51.
Rollet, Dr. Emil, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Giselastrasse 2.
Romer, Dr. Florian Fr., Domherr in Grosswardein.
Rosenberg, Leopold. Wien, I. Kärntnerring 12.
Rücker, Anton, Centraldirector der Kohlen-Industrie-Gesellschaft. Wien, I. Canovagasse 7.
Salzer, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 4.
Sarg, Carl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Wien, IV. Schwindgasse 7.
Schadenberg, Dr. A., in Vigan, Philippinen.
Schiffmann, Ludwig, General-Consul für Peru. Hamburg.
Schmarda, Dr. Ludwig, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
Schmidt, Josef Dr., in Znaim.
Schmidel, Edmund, Staatsanwalt-Substitut. Wien, VIII. Schmidgasse 8.
Schmidl, K. Hietzing, Alleegasse 25.
Schmidt, Josef, Pfarrer in Winklarn bei Amstetten.
Schott, Dr., k. k. Professor in Innsbruck.
Schram, k. k. Rittmeister und Conservator d. k. k. Central-Comm. f. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmale. Pola.
Schröer, Dr. Carl Jul., k. k. Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Salesianergasse 5.
Schroff, Dr. Carl Ritter von, k. k. Hofrath, Univ.-Professor in Graz, Burggasse 17.
Schuchardt, Dr. Hugo, Professor an der Universität in Graz, Elisabethstrasse 6.
Schwab, Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Mariahilferstrasse 73.
Schwarzenberg, Adolf Josef Fürst zu, k. k. Geheimer Rath, Major a. D., Reichsraths-Abgeordneter etc. etc. etc. Wien, Palais Schwarzenberg, III. Rennweg 3.
Schwegel, Josef Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, IX. Thurmgasse 3.
Sederl, J. Wien, III. Reisnerstrasse 51.
Specht, Jos. Ant., Kaufmann. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
Spitzer, Gustav, k. k. Hoflieferant für Modewaaren. Wien, I. Kärntnerring 12.
Srbska-Zora, Akademischer Studenten-Verein. Wien, VIII. Langegasse 42.
Stache, Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Chefgeologe der geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Strohgasse 21.
Stricker, Dr. Salomon, k. k. Univ.-Prof. Wien, I. Höfergasse 1.
Strobel, Dr. Pelegrino, Professor in Parma.
Strobl, Friedrich, Lehrer in Langenlois.
Strohmayer, Dr. August. Wien, VII. Burggasse 2.
Suchomel, Dr. Theodor, Landesadvocat in Matzen.
Svetlin, Dr. Wilhelm, Director der Irren-Heilanstalt. Wien-III. Leonhardtgasse 3.
Széchenyi, Graf Béla, Herrschaftsbesitzer in Zinkendorf.
Szombathy, Josef, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Bernardgasse 3.
Tandler, Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, III. Ungargasse 27.
Tappeiner, Dr., praktischer Arzt in Meran.
Teglás, Gabriel, Oberrealschul-Director in Déva, Siebenbürgen.
Theer, Peter von, k. k. Generalmajor, Haus-Commandant S. M. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
Toldt, Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
Tomaschek, Dr. Wilhelm, k. k. Univ.-Professor. Wien, VIII. Albertplatz 1.
Tomovitz, Dr. Joh., k. k. Oberstabsarzt. Wien, III. Schulgasse 12.
Tordinac, Nikola, Djakovo (Diakovar).
Toula, Dr. Franz, o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule. Wien, VII. Kirchengasse 19.
Universitäts-Bibliothek, königl. in Göttingen.
Valjavec, Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.
Vukasović, Vid Vuletić, Professor in Curzola, Dalmatien.
Wahrmann, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
Wahrmund, Dr. Adolf, Privat-Docent an der Universität und Orientalischen Akademie in Wien, IV. Schmöllerlgasse 5.
Wang, Nikolaus, Assistent am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, I. Krugerstrasse 17.
Wankel, Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Olmütz.
Wattmann, Baronin Henriette. Wien, I. Wollzeile 6.
Wedl, Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Kolingasse 20.
Weinberger, Isidor, Ober-Inspector der k. k. Staatsbahn. Wien, III. Oetzeltgasse 4.
Weisbach, Dr. August, k. k. Stabsarzt. Wien, VIII. Piaristengasse 26.
Weiss, Dr. J. B., k. k. Univ.-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
Wennsch, Friedr. Ritter von, stud. med. Wien, VIII. Skodagasse 9.
Wennsch, Josef Ritter von, Ober-Ingenieur. Wien, VIII. Skodagasse 9.
Wieser, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor. Innsbruck, Sillgasse 19.
Wilckens, Dr. Martin, k. k. Professor an der Hochschule für Bodencultur. Wien, Währing, Sternwartestrasse 48.
Wilczek, Hans Graf, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 5.
Windischgrätz, Ernst Fürst zu, k. k. Oberst a. D., Gutsbesitzer etc. etc. Wien, III. Strohgasse 11 a.
Winternitz, Dr. Moriz, Wien, III. Hetzgasse 20.
Winternitz, Dr. Wilhelm, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Helferstorferstrasse 9.
Witlačil, Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.
Wittmann, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller, Redacteur der N. F. Presse. Wien, I. Weihburggasse 32.
Woldřich, Dr. Joh. Nep., k. k. Professor am akadem. Gymnasium in Wien. III. Barichgasse 32.
Wormser, Maximilian, Banquier. Wien, I. Kärntnerstrasse 31.
Wrann, C. A., Bergingenieur in Ujbanya bei Plavisevica. Banat.
Wurmbrand, Graf Gundaker, k. k. Landeshauptmann für Steiermark etc. etc. Graz, Elisabethstrasse 31.
Zichy von Vasonykeö, Edmund Graf, k. k. wirkl. geh. Rath, Kämmerer etc. etc. Wien, I. Weihburggasse 32.
Žitný, Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.
Zuckerkandl, Dr. Emil, k. k. Univ.-Professor in Graz.
Zwiklitz, Felix von, öffentlicher Gesellschafter der Firma Lindheim & Co. Wien, I. Lothringerstrasse 1.

Redactions-Comité: **Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.**
Redacteur: **Franz Heger.**

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 3. **Sitzungsberichte.** **März 1887.**

INHALT: **Jahresversammlung am 8. März 1887.** 1. Aufruf der Gesellschaft behufs Beitrittes neuer Mitglieder; S. 25. — 2. Krauss, Das Bauopfer bei den Südslaven; S. 25. — 3. Szombathy, Die Nekropole von Sta. Lucia im Küstenlande; S. 26. — 4. Spöttl, Kupferaxt mit angegossenem Stiele; S. 29. — Krauss, „Der Weltverkehr" von Dr. Michael Geistbeck; S. 30. — 6. Geschenke für die Bibliothek; S. 32.

Ausserordentliche Versammlung am 15. März 1887. Adalbert Graf Dzieduszycki: 1. Die Felsburg zu Bubniska in Galizien; S. 32. 2. Märchen und Mythen bei den Nordslaven; S. 32. — Nachtrag; S. 32.

Monatsversammlung am 8. März 1887.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Carl Theodor von Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende macht die anwesenden Mitglieder und Gäste auf den vom Präsidium der Gesellschaft vor einigen Tagen herausgegebenen Aufruf besonders aufmerksam. Derselbe hat den Zweck, der Gesellschaft neue Mitglieder zuzuführen und dadurch deren Interessentenkreis zu erweitern. Der Vorsitzende ersucht die Anwesenden, durch geeignete Agitation in Freundes- und Bekanntenkreisen die Zwecke dieses Aufrufes fördern zu wollen.

In Folge dieses Aufrufes haben bisher 33 Herren ihren Beitritt zur Gesellschaft angemeldet, und zwar: 6 als unterstützende und 27 als wirkliche Mitglieder. Die Namen derselben lauten:

a) Unterstützende Mitglieder:

Leopold Schnabl, argentinischer Consul in Wien,
Se. Excellenz Hugo Graf Abensperg-Traun, Sr. Majestät Oberstjägermeister in Wien,
Se. Excellenz Metell Freiherr Ožegović de Barbalaševeč et Bela, k. k. Geheimrath in Hietzing,
Ludwig Lobmeyr, Commerzialrath in Wien,
Se. Durchlaucht Ferdinand Fürst Kinsky in Wien,
Dr. Victor Miller von und zu Aichholz in Wien.

b) Wirkliche Mitglieder:

Isidor Bellak, Antiquar in Wien,
Dr. Hans Ritter von Hebra, Universitäts-Docent in Wien,
Dr. Josef Krayatsch, Leiter der n.-ö. Irren-Anstalts-Filiale in Gugging,
Dr. Ferdinand Hackenberg, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien,
Dr. Joh. Jos. Nadenius, kais. Rath in Wien,
Se. Excellenz Alfons Freiherr de Pont-Vullyamoz, k. k. wirkl. Geheimrath in Wien,
Se. Excellenz Dr. Franz Albert Eder, Fürsterzbischof von Salzburg,
Dr. Franz Auchenthaler, k. k. Leibarzt in Wien,
Heinrich Mattoni, kais. Rath in Wien,
Dr. Christoph von Hartungen in Wien,
Carl Baron de Vaux, k. k. Oberst in Wien,
Dr. Alois Höfler, k. k. Professor in Wien.
Dr. Richard Hueber, k. k. Hof- und Gerichts-Advocat in Wien,
Carl Tagleicht, k. k. Hofschlosser in Wien,
Leopold Schrötter, k. k. Universitätsprofessor in Wien,
Dr. Anton Holler, Primararzt der n.-ö. Landes-Irrenanstalt in Wien,
Dr. Salomon Hajek in Wien,
Alois Czerny, Bürgerschullehrer in Mährisch-Trübau,
Se. Excellenz Anton Freiherr von Scudier, k. k. Feldzeugmeister in Wien,
Dr. Joachim Margulies, praktischer Arzt in Wien,
Dr. Jakob Treulich, k. k. Oberstabsarzt in Wien,
Anton Freiherr von Ludwigstorff in Deutsch-Altenburg a. d. Donau,
Se. Hochwürden Ubald Kostersitz, Propst des Stiftes Klosterneuburg,
Die Anthropologische Section der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen,
Hugo Pauli, Buchhändler in Wien,
Theodor Demuth, Buchhändler in Wien,
Dr. Emil Tietze, Chef-Geologe an der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien.

Jedes Mitglied der Gesellschaft wird nochmals dringend gebeten, die Zwecke derselben durch Zuführung neuer Mitglieder fördern zu wollen.

2. Herr **Dr. Friedrich S. Krauss** hält einen Vortrag über

Das Bauopfer bei den Südslaven.

Der Vortragende erklärt mit einigen Worten die Bedeutung der Opfer im Allgemeinen und den vermeintlichen Zweck der Bauopfer insbesondere. Das Bauopfer beruhe auf animistischen Vorstellungen. Man könne es bei allen Völkern alter und neuer Zeit nachweisen. Das Bauopfer bei den Südslaven biete eigentlich keine neuen Anhaltspunkte zur Erklärung der Erscheinung dar. Der Vortragende hält es demnach für seine Aufgabe, lediglich das Vorkommen des Bauopfers bei den Südslaven des Näheren darzustellen, wobei doch einige besondere Eigenthümlichkeiten des südslavischen Volksglaubens sich zeigen.

Der Vortragende erzählt nach eigens von ihm auf seiner Forschungsreise gepflogenen Erhebungen, wie der

Bosnier den ‚Erdgeist' oder ‚Erdenherrn' (sahibija zemlje) durch Geldopfer zu versöhnen weiss, und was für Ceremonien bei der Wahl eines Baugrundes üblich sind. Eine serbische Sage vom Handel des Bauers mit dem Erdengeiste dient zur Erläuterung des Opferbrauches. Dr. Krauss bestreitet die Richtigkeit der Annahme F. Liebrecht's, dass die Thier- und andere Opfer für ursprünglichere Menschenopfer eingetreten. Wahrscheinlicher sei es, dass das Thieropfer das gewöhnlichere, das Menschenopfer das weitaus seltenere gewesen. Letzteres mochte man, wie es die Volksüberlieferungen ausdrücklich bezeugen, nur beim Bau bedeutender Werke darbringen. Dr. Krauss hält einen französischen Bericht über ein vor 22 Jahren in der Hercegovina verübtes Menschenbauopfer für durchaus unglaubwürdig und beweist aus inneren und äusseren Gründen, dass die Angaben des Berichterstatters auf freier Erfindung beruhen dürften. Ueber das Einmauern eines Kindes gäbe es nur vereinzelte Sagen aus Bosnien, dagegen erscheine die Sage von der lebendig vermauerten Frau des Baumeisters an 8 Orten localisirt. Dr. Krauss theilt hierauf eine versificirte Fassung der Sage von der Erbauung der Burg von Tešanj in Bosnien mit. Das Guslarenlied hat der Vortragende auf seiner Reise notirt. Das Verhältniss dieser Sage zu den bekannten serbischen und bulgarischen Fassungen derselben gibt ihm Anlass zu einer Reihe von Bemerkungen über die Verbreitung des Sagenstoffes und des Volksglaubens bezüglich des Einsiedelns in einen Neubau. Nebenbei hebt Herr Dr. Krauss einige Eigenthümlichkeiten des polnischen Volksglaubens hervor. Alle angemerkten Gebräuche haben einen religiösen Hintergrund. Das Bauopfer diene theils zur Sühnung böser Geister, theils zur Gewinnung der Gunst einer schützenden Macht, oder zur Versöhnung einer solchen, falls sie als beleidigt gedacht wird. Das Bauopfer könne auch dargebracht erscheinen, um dem Neubau einen Schutzgeist zu verschaffen.

Zum Schluss theilte Herr Dr. Krauss eine höchst eigenthümlich gewonnene Variante des früher recitirten Guslarenliedes mit und besprach darauf hin den Standpunkt, von welchem aus der Ethnograph die verschiedenen Fassungen einer Volksüberlieferung zu prüfen hat.

Der Vortrag wird in den „Mittheilungen" (Heft I des XVII. Bandes) vollständig abgedruckt erscheinen.

3. Vortrag des Herrn Custos **J. Szombathy** über

die Nekropole von Santa Lucia im Küstenlande.

Santa Lucia liegt südlich von Tolmein, unmittelbar am Einflusse der Idria in den Isonzo, in einer reizenden Lage über der von den tiefen Felsschluchten der beiden Flüsse gebildeten Landzunge, und zwar am rechten Ufer der Idria. Am linken (südlichen) Ufer dieses Flusses befindet sich auf einer dem Dorfe gerade gegenüberliegenden, mit Feldern und Wiesen bebauten Terrasse das prähistorische Gräberfeld, von welchem die hier vorgelegten Funde stammen. Dasselbe beginnt auf dem westlichsten Theile der ca. 50 m breiten Terrasse, knapp am Rande der Schlucht des Isonzo und erstreckt sich auf derselben beiläufig 300 m lang gegen Osten. Weiterhin haben meine an vielen Plätzen angestellten Versuchsgrabungen keinerlei Andeutungen von Gräbern mehr ergeben.

Die Nekropole wird von zwei uralten Wasserrissen durchfurcht und von diesen in drei Abtheilungen zertrennt, deren mittlere seit Anfang dieses Decenniums zuerst von Dr. Bizzaro aus Görz (1880 und 1881) [1]) und in der Folge von Dr. Karl Marchesetti, dem Director des naturhistorischen Museums in Triest, systematisch ausgebeutet wird. Dr. Bizzaro hat ca. 70 [2]), Dr. Marchesetti [3]) soll bisher 1020 wohlgezählte Gräber geöffnet haben.

Meine im vorigen Jahre (vom 3. Mai bis 12. Juni und vom 28. August bis 15. October 1886) für die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums gemachten Ausgrabungen bewegten sich auf der westlichen Abtheilung. Diese, sowie die östliche und ein Theil der mittleren Partie, zusammen gegen $4^3/_4$ Joch, habe ich durch Verträge mit den Eigenthümern für unsere Benützung gesichert. Von diesen Flächen ist wohl nicht das Ganze, aber sicher mehr als ein Drittheil als ergiebiger Boden zu betrachten, und von diesem habe ich bisher nach Abzug der umfänglichen Versuchsgrabungen kaum 400 Quadratklafter ausgebeutet. Auf dieser Fläche fanden sich 1166 vollständig oder grösstentheils intacte Gräber und die Spuren von mehr als 200 durch die nachgefolgten Bestattungen zerstörten Gräbern nebst mehreren interessanten Einzelnfunden. Wir haben also in dieser Nekropole eine der am dichtesten besetzten Grabstätten der Hallstätter Periode, welche überhaupt bekannt sind, vor uns.

Sämmtliche Gräber, welche in dieser Nekropole bisher geöffnet wurden, waren Flachgräber mit Leichenbrand, deren Stelle an der Bodenoberfläche selbst an den vom Pflug nicht berührten Theilen der Terrasse vollkommen unkenntlich war. Ihre Vertheilung und Anordnung war eine ganz regellose; es konnten weder Reihen noch bestimmte Zwischenräume zwischen den Gräbern constatirt werden. Der vorgelegte, nach einer genauen Vermessung im Massstabe von 1 : 100 entworfene Detailplan lässt jedoch drei oder vier Brennpunkte erkennen, um welche die Gräber stärker, oft zu zweien übereinander zusammengehäuft sind, während sie in den anderen Theilen des Grabfeldes spärlicher gesäet erscheinen. Sie stellen durchwegs in ihrer Hauptsache cylindrische oder nach unten zu birnförmig erweiterte Gruben dar, welche 0·20 m bis 0·70 m breit

[1]) Die ersten, ungenauen Berichte von Dr. Bizzaro finden sich in den Mittheil. der k. k. Central-Comm. zur Erf. u. Erhalt. der Kunst- und histor. Denkm. N. F. Jahrg. VI, Wien 1880, p. IX und CLV.

[2]) Dr. M. Much, die prähistorischen Funde von Sta. Lucia im Küstenlande. Mittheil. d. k. k. Central-Comm. Jahrg. X, 1884. p. CXL—CXLVII. — Die Gesammtzahl der bis Ende 1881 ausgegrabenen Gräber schätzt Much auf 200.

[3]) Marchesetti, la nacropoli di S. Lucia presso Tolmino. Scavi del 1884, con 10 Tavole. Triest 1886. 8°. — In dieser Abhandlung werden 210 Gräber beschrieben. Die Funde Marchesetti's aus den Jahren 1885 und 1886 sind meines Wissens noch nicht publicirt.

sind und 0·30 m bis 2·50 m tief unter die jetzige Bodenoberfläche hinab reichen.

Bei der Mehrzahl der Gräber ist der aus Asche, Holzkohlenklein und sehr wenig kleinen Knochenfragmenten bestehende Leichenbrand unmittelbar in die Grube eingefüllt. Häufig ist derselbe mit den Resten der bei der Verbrennung am Körper oder an den Kleidern des Verstorbenen befestigten und durch das Feuer halb zerstörten Schmuckgegenstände untermengt. Anderweitige Beigaben findet man dann in unversehrtem Zustande auf der Oberfläche des Leichenbrandes, ein Zeichen, dass diese letzteren geradezu als Grabgeschenke beigegeben wurden.

Verhältnissmässig selten findet man den Leichenbrand in eigentlichen Graburnen aufbewahrt, in welchen dann mit wenigen Ausnahmen der ganze Grabesinhalt inclusive der Beigaben untergebracht ist. Diese Urnen erscheinen als grosse, tonnenförmige, rothgebrannte Gefässe von 40 cm bis 70 cm Höhe und 40 cm bis 60 cm Durchmesser, mit schmalem Boden. Sie sind entweder an der Oberfläche glatt und mit kleinen henkelähnlichen Ansätzen versehen, oder sie sind mit einer Anzahl von 8 bis 12 halbfingerdicken, horizontal rundumlaufenden Reifchen versehen. Ihre Zahl ist, wie gesagt, relativ gering: Unter den 1166 vermessenen Gräbern fand ich 37 glatte und 38 mit Reifen verzierte Urnen. Mehrere derselben waren so seicht beigesetzt, dass der Pflug ihre obere Partie bereits wegrasirt hatte. Verhältnissmässig häufig fanden sich die Reste dieser Urnen in den in früherer Zeit zerstörten Gräbern; die Zahl dieser kann beiläufig auf 20 veranschlagt werden. Von der oben beschriebenen Form weicht bisher nur eine einzige Urne ab. Es ist dies ein 57 cm hohes, 49 cm breites, konisches Gefäss aus dünnem Bronzeblech.

Einige der grösseren Grabhöhlungen waren gegen das umgebende Erdreich hin mit unregelmässig eingesetzten Steinen abgegrenzt, gewissermaassen ausgekleidet, ohne dass man jedoch von einer vollständigen Auskleidung oder Ausmauerung des Grabes sprechen könnte. Oberhalb der Urnen oder der in die einfache Brandgrube eingesetzten Leichenreste und Beigaben ist das Grab in der Regel mit einer unbehauenen Steinplatte abgeschlossen; nur 98 intacte Gräber (also ca. 8·5%) waren ohne Grabplatte. Die Grösse dieser Platten wechselt von 0·25 m im Gevierte bis zu 2 m²; sie liegen auch in sehr verschiedener Tiefe, zwischen 0·20 m und 1·80 m unter der Oberfläche. Das Material derselben ist am häufigsten grüner oder röthlicher Thonschiefer; ferner findet man Platten aus grauem Kalkstein, aus grauem, dünnplattigem Kalkmergel und einige auch aus diluvialem Sandstein oder Conglomerat. Meistens, aber keineswegs durchgehends, gehören die grösseren und regelmässigeren Platten, besonders jene aus dem dünnplattigen Mergel (Modreastein), den grösseren und reicheren Gräbern an. Bei der Betrachtung des Detailplanes lässt sich nun erkennen, dass diese grösseren Platten ziemlich gleichmässig über die gegrabene Fläche verstreut waren und dass die stärkeren Zusammenhäufungen von Gräbern, welche ich bereits erwähnt, hauptsächlich in Folge des Zusammendrängens der kleineren Gräber auf gewissen Stellen entstanden sind.

Was die Beigaben anbelangt, so sei von vornherein constatirt, dass sie vollständig der Hallstätter Periode angehören, doch haben sich die einzelnen Gräber in St. Lucia bisher im Allgemeinen ärmer gezeigt, als in Hallstatt, Watsch oder St. Margarethen, ein Umstand, welcher freilich durch die grosse Anzahl derselben wettgemacht wird. Beiläufig ein Drittheil der Gräber enthielt gar keine Beigaben, so dass man in der Grabhöhlung nichts als Leichenbrand im Volumen von 2 bis 15 Liter vorfand.

Als die häufigsten und regelmässigsten Beigaben erscheinen Thongefässe und zwar meist in der Zahl von zweien: ein topf- oder vasenförmiges Gefäss und eine Schale.

Unter den Schalen sind zwei Formen zu unterscheiden: 1. flache Schalen mit eingebogenem Rande, im Durchschnitte 7 cm hoch und 20 cm breit, von derselben Form und derselben Verzierung (kleine warzenförmige, hin und wieder durchbohrte Ansätze), welche auch in Krain häufig ist; 2. kleine Schälchen mit hohem, über den Rand emporragendem, bandförmigem Henkel, durchschnittlich 5 cm hoch und 8 cm breit.

Von den grösseren Gefässen sind — wenn man zunächst blos die äussere Formenähnlichkeit in's Auge fassen will — solche zu erwähnen, welche gewissermassen eine Combination der beiden vorerwähnten Schalenformen sind: ziemlich tiefe Gefässe mit schmalem Boden, weiter Mündung und hohem, bandförmigem Henkel. Die Höhe derselben schwankt von 10 bis 14 cm, die Breite von 16 bis 24 cm, die Breite des Henkels, welcher bis zu 7 cm den Rand überragt, schwankt zwischen $2^1/_2$ und 6 cm. An diese Gefässform schliessen sich breitbauchige Töpfe mit schmalem Boden, mehr oder weniger verengtem Mundrande und kleinem Henkel, dann ähnliche Gefässe ohne Henkel, zum Theil mit deutlich abgegliedertem konischem Halstheil, ferner ähnliche Gefässe mit einem konischen, hohlen Fusse. An diese Formen schliessen sich einerseits solche an, welche nach Art einer Coupe einen hohen, hohlen Fuss und einen flach ausgebreiteten Obertheil haben, anderseits solche, welche einen mässig hohen Fuss haben, aber keinen bauchigen, sondern einen sich nach oben konisch erweiternden Körper mit mehr weniger geradliniger Silhouette und welche wieder in unmittelbarem Zusammenhange stehen mit einer Reihe von Gefässen mit schmalem Bodenranft, sich konisch verbreiterndem Körper, mässig verengtem Hals und nach aussen umgelegtem Mundrand, also derjenigen Form, welche als eine unmittelbare Nachahmung der bronzenen, konischen Situlen zu betrachten ist.

Diese Gefässe sind alle aus freier Hand gefertigt, meist trocken, mit dem Glättsteine geglättet und ziemlich schwach gebrannt, nicht graphitirt; die meisten haben eine dunkelbraune bis schwarze Farbe, nur unter den konischen und den hochgehenkelten Gefässen finden sich rothe.

Als Verzierungen treten vornehmlich auf: Warzenförmige Ansätze, einzeln oder in Reihen von 2 bis 5

an den rundbauchigen Gefässen; reifen- und mäanderähnliche Ornamente, welche theils durch nebeneinander eingedrückte Punkte oder Kreise, theils durch kleine, nebeneinander aufgesetzte, runde, hohlköpfige Bronzenägel gebildet sind, an verschiedenen hochhenkeligen und auch an mehreren konischen Gefässen; endlich rundumlaufende Reifchen, deren Zwischenfelder abwechselnd roth und schwarz gefärbte Bänder bilden, an mehreren rothen, konischen Gefässen.

Es lassen sich unter den hier angeführten Gefässen nach den Gesichtspunkten der Technik und Ornamentik zwei Gruppen bilden. Zur ersten, in welcher sowohl das Material als auch die Ausführung roher und die Verzierung einfacher ist, wären die breiten, flachen Schalen und die dickbauchigen Gefässe, zur zweiten die feiner gearbeiteten hochhenkeligen und die konischen Gefässe mit ihren vorgeschritteneren Formen und Verzierungen zu rechnen. Es liegt nahe, letztere für jünger anzusehen, aber ihre Vertheilung auf dem Grabfelde gibt hiefür keine weiteren Anhaltspunkte. Bis jetzt lässt sich nur ersehen, dass die der zweiten Gruppe zugewiesenen Gefässe vorwiegend in den grösseren und reicheren Gräbern anzutreffen sind.

Als Besonderheit ist noch eine 16·4 cm breite, 7·5 cm hohe griechische Schale (Kylix) mit sehr niederem Fuss und schief nach auswärts gerichtetem Randtheil zu erwähnen, welche in einer grossen Urne (Grab Nr. 1068) gefunden wurde und offenbar ein aus einer griechischen Colonie importirtes Stück ist.

Ausser den Thongefässen besitzen wir noch 2 kleine Holzschälchen von der Form der Thonschälchen mit hohem Henkel und 14 Bronzegefässe. Unter diesen sind 12 einhenkelige Situlen (10 Stück ganz glatt, 2 mit schmalen, durch dünne Reifchen abgegrenzten Zonen auf der oberen Hälfte der Mantelfläche), 1 glatte cylindrische Ciste und 1 „Ciste mit Reifen".

Die beigegebenen Schmuckgegenstände sind aus Bronze. Die wichtigste Rolle unter ihnen spielen die langen, geraden Gewandnadeln und die Fibeln.

Unter den ersteren ist die von dem Grabfelde von Hallstatt bekannte Formenreihe, von Nadeln mit einem zum einfachen Oehr aufgerollten Kopfende bis zu solchen mit vielknotigem Kopfe, vollständig vertreten. Auch Vorstecker aus Bronze oder Bein zum Schutze der Spitze kommen vor. Die Länge variirt zwischen 10 cm und 36 cm.

Von den Fibelformen sind hervorzuheben:

Die Doppelspiralfibel (Hallstätter Fibel, Brillenfibel), in der Regel ohne der 8förmigen Schlinge zwischen den beiden Spiralen.

Die halbkreisförmige Fibel (Bogenfibel) mit glattem Bügel. Der breite Fuss theils unmittelbar, theils mittelst einer einfachen Schlinge an den Bügel anschliessend.

Die Bogenfibel mit geknotetem Bügel, wie die vorige häufig; die Knoten manchmal kugelförmig, meist aber scheibenförmig und auch bis zu kleinen Rippen verschmälert. Mehr als die Hälfte dieser Fibeln — und gerade immer nur Fibeln dieser Form — ist mit Anhängseln behängt. Gewöhnlich sind mehrere glatte oder gekerbte Fingerringe, 1 bis 4 kugelige Anhängsel von circa $1\frac{1}{2}$ cm Durchmesser und eine kleine, zum Auszupfen des Barthaares geeignete Pincette von 5 bis 7 cm Länge beisammen.

Eine Fibel mit sichelförmig verbreitertem Bügel, an dessen Peripherie mittelst kurzer Kettchen kleine dreiseitige Klapperbleche befestigt waren.

Die Schlangenfibel kommt in beträchtlicher Anzahl vor, und zwar immer in der typischen Form mit langem Fuss, ohne Nadelspirale. Der Bügel ist theils schmucklos, ohne irgend einer Verzierung an den Knickungsstellen, theils mit Hörnchen und angenieteten Rosetten geschmückt.

Fibeln mit verdicktem, einfach gekrümmtem Bügel und langem Fusse. Bei einigen derselben ist der Bügel mit Bernstein überkleidet. Bei kleineren Exemplaren dieser Formenreihe ist der Bügel oft wenig verdickt und nur oben und unten gekrümmt, so dass sein Mitteltheil parallel und nahe neben der Nadel herabläuft. Die grösseren Exemplare dieser Reihe gehen unmittelbar in die

Kahnfibel über, von welcher wir Stücke bis zu 18·5 cm Länge besitzen.

In geringer Zahl kommen Paukenfibelchen und verschiedene Nebenformen der Kahnfibel vor.

Fibeln mit bandförmigem, mässig gekrümmtem Bügel, langem, mit einer Kugel abgeschlossenem Fusse und ohne Nadelspirale. An der Uebergangsstelle des Bügels in die Nadel ist ein kreisrundes Scheibchen angebracht.

Certosafibeln in grosser Anzahl. Zunächst solche von der typischen Form, mit dickerem und auch mit ganz flachem Bügel; dann grössere, bis zu einer Länge von 16 cm gedeihende Formen, wie sie in St. Michael bei Adelsberg in Krain häufig sind, mit ziemlich dickem Bügel, welcher unter der aus zwei Windungen bestehenden Nadelspirale einen ziemlich grossen, kugeligen, meridional gekerbten Knopf trägt; endlich Certosa-Armbrust-Fibeln, zweigliederig, mit langem Spiralentheil und unterer Sehne, in den betreffenden Gräbern stets paarweise vorhanden.

Diese Fibeln umfassen also so ziemlich die ganze Formenreihe der Hallstätter Periode. Es ist jedoch bei ihnen bisher ebensowenig wie bei den Thongefässen gelungen, nach irgend einer Richtung hin eine räumliche Sonderung oder Gruppirung der einzelnen Formen nach verschiedenen Abtheilungen des Grabfeldes herauszufinden.

Von anderen Schmucksachen sind zu erwähnen:

Einfache Fingerringe vom Typus unserer Eheringe, mit einer Breite von 0·3 bis 1·2 cm, theils glatt, theils gerippt oder mit Zickzackfurchen verziert.

Runde, geknotete Halsreifen mit ziemlich weit von einander abstehenden, zu Oehren aufgerollten Enden.

Sehr selten finden sich — im Gegensatze zu den krainischen Fundorten — Arm- und Ohrreifen und Gürtelbleche. Ebenso kommen Perlen, und zwar sowohl Glas- als auch Bernsteinperlen, nur vereinzelt als grosse Seltenheiten vor.

Ein einziges der bisher geöffneten Gräber enthielt Waffen. Es war das mit Nr. 45 bezeichnete Grab. Es hatte keine Deckplatte. In einer Tiefe von 40 cm

unter der Erdoberfläche stiess ich auf eine 30 cm breite und 10 cm dicke, mit etwas Erde untermischte Schichte von Leichenbrand und unmittelbar über derselben fand ich: 1 eiserne Lanzenspitze, sammt der beschädigten Dülle etwa 28 cm lang, das Blatt 4 cm breit, mit schwacher Mittelleiste und geradlinig gegen die Spitze zulaufenden Schneiden, ferner den Rest einer kleinen, eisernen Wurfspeerspitze, ein 20 cm langes, eisernes Beil mit sehr schlankem Körper, ca. 5 cm langer Schneide und einer parallel mit dieser verlaufenden Dülle, und endlich eine grosse, 12 cm lange Certosa-Fibel. Diese letztere hat sowie das eigenthümliche Eisenbeil vollkommen den Typus der eigenthümlichen zum Theil mit La-Tène-Schwertern vergesellschafteten Funde von St. Michael in Krain.

Diese Seltenheit der Waffen berechtigt uns gewiss zu der Annahme, dass wir es hier mit der Gräberstätte einer vollkommen friedlichen Bevölkerung zu thun haben, welche abseits von den grossen Handelswegen sich durch den Landwirthschaftsbetrieb ernährte und mit der Aussenwelt wahrscheinlich überhaupt in sehr geringem Verkehre stand.

Bemerkenswerth ist noch das Grab eines Pferdes. Unter 7 über einander liegenden Platten fand sich das ganze Skelett in einer eng zusammengeschobenen Lage, angethan mit den Resten eines reichen Kopfzaumes. An den Ganaschen lag rechter- und linkerseits je eine durch getriebene concentrische Wülste verzierte Bronzeblechscheibe von 14·3 cm Durchmesser. Längs des Nasenrückens waren drei Paar ähnliche Scheiben von 7·5 cm Durchmesser angebracht. Jede Scheibe war im Centrum von einer grossköpfigen, zur Befestigung auf einem Lederriemen dienlichen Niete durchbrochen. Das in der Mitte gegliederte Gebiss (Trense) war aus Eisen. Vier schlankkegelförmige Riemenzungen aus Bronzeblech und eine Anzahl verschiedener kleiner Schnallen und Riemenbeschlägstücke deuten auf ein ziemlich complicirtes, schmales Riemenzeug hin.

Der Vollständigkeit wegen erlaube ich mir noch drei Plätze namhaft zu machen, welche ich für die Verbrennungsplätze halte. Zwei von ihnen liegen an Stellen, welche vollkommen frei von Gräbern sind, einer jedoch über einer dichten Gruppe kleinerer Grabplatten. Als Beispiel will ich einen der ersteren, auf dem Detailplan mit Nr. 324 bezeichnet, anführen. Es ist eine unregelmässig elliptische, in der Richtung von N. nach S. 2·4 m lange, von O. nach W. 1·5 m breite Schichte, welche aus Asche, Holzkohlenklein und dazwischen eingestreuten Schmitzen von schwach roth gebranntem Thon besteht. Sie ist mit Topfscherben und einzelnen Knochen- und Bronzefragmenten gemischt, in der Mitte 22 cm, an den Rändern 4 cm mächtig, in ihrem Querschnitte muldenförmig und reicht in der Mitte 90 cm, an den Rändern 60 cm tief unter die Bodenoberfläche. An ihrem Nord- und Ostumfange ist sie mit sehr grossen, im S. und W. mit kleineren unregelmässigen Gesteinsblöcken umsäumt. Sowohl diese Gesteinsumfassung als auch die Brandschichte selbst lag unmittelbar auf nicht mehr gegrabenem, also auf „gewachsenem“ Boden auf.

Eine Erwähnung verdienen zum Schlusse wohl auch noch die ausserhalb der Gräber gemachten, zerstreuten Funde. Viele von ihnen rühren direct aus gestörten Gräbern her und stimmen mit den oben beschriebenen Grabfunden überein. Es fanden sich aber ausserhalb des Bereiches der Gräber auch einige der La-Tène-Periode angehörige Fundstücke und zwar zwei Bronzebügel von La-Tène-Fibeln und ein Stück eines aus 4 Bronzedrähten gebildeten Torques mit den charakteristischen, in gewissen Zwischenräumen wiederkehrenden Knoten. — Auch Marchesetti beschreibt (l. c.) einige zerstreute La-Tène-Funde, welche mit den Gräbern selbst in keinerlei Zusammenhang zu bringen sind, so dass also offenbar während der La-Tène-Periode diese Stätte nicht mehr zu Begräbnisszwecken verwendet wurde.

Ueberblicken wir das interessante Bild, welches uns die Grabfunde von Sta. Lucia darbieten, so erkennen wir in demselben ausser den für die Localität ganz eigenthümlichen Bestandtheilen sehr ausgesprochene Analogien mit drei verschiedenen Nekropolen und zwar mit Watsch, mit St. Michael (beide in Krain) und mit der Hallstätter-Schichte von Este; ein Befund, welcher mit der geographischen Lage des Ortes ausgezeichnet übereinstimmt.

Es ist zu erwarten, dass dieses Bild durch eine in grossem Massstabe geführte Fortsetzung der Ausgrabungen in seinen Details noch wichtige Vervollständigungen erhalten werde. Auch anderweitige neue Aufschlüsse in der Nachbarschaft von Sta. Lucia sind zu erwarten. So ist bereits im vorigen Sommer in dem 2 Meilen nordwestlich von Sta. Lucia am Isonzo gelegenen Karfreit eine Nekropole, welche mit der soeben discutirten sowohl in Bezug auf das Alter als in Bezug auf die Anlage und Ausstattung der Gräber vollkommen übereinzustimmen scheint, entdeckt und von Dr. Marchesetti und nachher von mir recognoscirt worden. Eine Wegstunde östlich von Sta. Lucia liegt Idria di Bača, von welchem Orte ich in unserer vorletzten Sitzung die Ehre hatte, der La-Tène-Periode angehörige, zahlreiche und hochinteressante Gräberfunde zu zeigen. Und in Sta. Lucia selbst, am nördlichen Ufer der Idria, findet man auf dem Hügel „Myrišče“, auf welchem jetzt der Kirchhof mit dem uralten Kirchlein „St. Maurus“ steht, die Reste eines römischen Castells und anderer Bauten, von welchen bereits einige Grundmauern, Canäle, zwei Bronzefibeln und zahlreiche Münzen bekannt sind. — Das Gebiet des mittleren Isonzo, das unmittelbare Hinterland der alten venetianischen Tiefebene weist also heute bereits eine ganze Reihe von wichtigen prähistorischen Funden und von neuen Aufgaben für die wissenschaftliche Arbeit des Spatens auf.

4. Herr **Ignaz Spöttl**

legt eine durch ihre Dimensionen und Verzierungen auffallende Kupferaxt mit angegossenem Stiele vor.

Dieselbe wurde nach genauen Informationen im vorigen Jahre auf einem ehemals versumpften Wiesengrunde unweit Holitsch in Mähren beim Ackern ge-

funden. Axt und Stiel sind aus fast reinem Kupfer und wiegen zusammen 4·8 kg; die Länge des Stieles ist 47, die Dicke desselben 2·5 cm. Die dolchähnliche Klinge misst 33 cm Länge, 8 cm vordere und ebensoviel mittlere, am rückwärtigen, oval abgeplatteten Ende 7 cm Breite bei einer durchschnittlichen Stärke von 1 cm. Die Schneide ist stumpf abgerundet. Die Verzierung besteht in 12 eingravirten Linien, welche am Stielknoten quer um die Beilklinge laufen und 6 ebensolchen, welche als Rippen eines rohen Fischgrätenmusters der Länge nach an derselben angebracht sind.

Charakteristisch ist an der Form des Stückes namentlich die Stellung der Klinge, welche mit dem Stiele einen spitzen Winkel bildet. Diese eigenthümliche Stellung wurzelt in der Tradition des alten Stein- und Bronzebeiles, das unter einem ebensolchen Winkel vom Stiele abstand. Dieses Merkmal einer älteren Periode in der Geschichte dieser Werkzeuge verschwindet allmälig bei der Herstellung derselben aus Eisen, und bei den Streithämmern des Mittelalters kommt nur mehr die rechtwinkelige Stellung vor. Die vorliegende Kupferaxt dürfte trotz ihrer Schwere vielleicht als eine Prunkwaffe anzusehen sein. Analogien finden sich bei Lindenschmit, Alterth. unserer heidn. Vorzeit, Bd. I, 4. Th., 2, Fig. 13, 14; Bd. II, 3, Taf. 2, Fig. 9; Bd. III, 6, Taf. 1, Fig. 2—5 (Schwertstäbe). In Oesterreich-Ungarn steht dieser Fund bisher vereinzelt da; als Ursprungszeit wäre nach Dr. O. Tischler die letzte vorchristliche Periode anzunehmen. Eine Abbildung derselben findet sich in den Mittheilungen des Musealvereines zu Olmütz.

5. Herr Dr. **Friedrich S. Krauss** übersendet eine Notiz über das jüngst erschienene Werk:

„Der Weltverkehr" von Dr. Michael Geistbeck [1].

Wer ein steiles Gebirge hinanklimmt, muss zu Oefterem Halt machen und rasten. Ist der Ausblick wolkenumdüstert, so befällt wohl auch den Wanderer trübe Stimmung: doch frisch und frohgemuth setzt der Pilger den Weg fort, wenn es ihm bei klarem Himmel gegönnt ist, den schon zurückgelegten schwierigen Weg zu überschauen. Zum Rasten und frohem Ausblicken lädt uns auch Geistbeck's Werk ein.

In der Geschichte der Verkehrsmittel der Menschheit steckt ein wichtiges Stück Culturgeschichte der Menschheit, und nicht wenig lernt der Ethnograph aus ihr, wie die Individuen und Gesammtheiten von Individuen in geistigen Austausch getreten, auf welchen Wegen sie in friedlich vorwärts strebendem Wetteifer einander kennen gelernt und zu fördern gesucht haben.

Viel, ungeheuer viel bietet dieses Werk dar! Aus allen Zeiten, von allen Culturvölkern beinahe, bis auf die neueste Zeit, von der neuesten am meisten unsere Zeit! Wer hätte sie vor hundert Jahren begriffen, wer begreift sie denn schon heute ganz? Vier Theile umfasst Geistbeck's Werk: I. Telegraphie, II. Weltpost, III. Eisenbahnen, IV. Schifffahrt; vier Worte inhaltsschwer, jedes einen Welttheil werth.

Geistbeck gibt uns freilich weder neue Forschungen noch unerhörte Dinge. Das darf man aber von ihm hier auch gar nicht verlangen. Im Sammeln und übersichtlichen Anordnen der Thatsachen, darin hat er nicht wenig geleistet. Zudem schreibt er ein klares, ruhig dahinfliessendes Deutsch, dass man ordentlich eine Freude hat an der Lectüre. Uns Ethnographen interessiren vor Allem die primitivsten Erscheinungen in den Verkehrsmitteln. Geistbeck weiss so Manches davon zu erzählen, doch hauptsächlich beschäftigt er sich mit den neuzeitigen Erfindungen. Ueber die Verkehrsmittel bei den Südslaven in alter Zeit findet man bei ihm natürlich keine Angaben. Da möchte ich einige Kleinigkeiten hier zur Ergänzung mittheilen. Zu S. 1. Telegraphie durch optische Signale, Feuer, Fackeln, Rauchsäulen u. s. w., sowie auch das Signalgeben durch Zujauchzen von Berg zu Berg (dovikivati, dozivljati) ist den Südslaven seit jeher in Krieg- und Friedenszeit wohl bekannt gewesen. Was Diodor der Sicilier vom Fernsprechen der alten Perser mittheilt, muss man auch von den Herzegsländlern und Bosniern berichten. In Slavonien bediente man sich ehedem eigener Holzklappern (dašcice), um die Bewohner entlegener Gehöfte zusammenzuberufen. Vor jedem Gehöfte schwebte zwischen zwei in die Erde eingerammten Pfählen ein trockenes Eichenbrettchen von etwa 2 Spann Länge und 1½ Spann Breite. Wollte der Schulze (Knez) die Dorfältesten einberufen, so schlug er vor seinem Gehöfte auf das Brettchen so lange, bis sein Nachbar im Thale oder am nächsten Berge den Schall vernahm und dann vor seinem Hause das Zeichen weiter gab. So konnte man auch vor Gewitter zur Bittarbeit (môba) die Leute zusammenrufen.

Zu S. 66. Einen Postverkehr hatten die Südslaven ehedem nicht, doch immerhin gute Strassen. Strassenbauten wurden häufig von Privaten in Folge von Gelübden ausgeführt, um für das Seelenheil zu sorgen (zadužbina). Die Strassen wurden wie Dämme gebaut und mit „Marmor" gepflastert. (Nach einem Guslarenliede meiner Sammlungen.) Dagegen bestand ein freies Botenwesen. Junge Männer unterzogen sich gerne diesem Dienste, der über alle Massen hoch entlohnt wurde. Selbst ärmere Adelige verschmähten es nicht, Botendienstleistungen zu übernehmen. Die Knjigonošen waren hochgeehrt und galten als unverletzlich. Die Boten waren meist zu Fuss. Man bediente sich auch der Tauben und Falken als Briefboten. Ein bulgarisches Volkslied aus älterer Zeit erzählt (im Periodič. spisanie, Braila 1874. S. 94—96) von einer Falkenpost zwischen Adrianopel und dem Lager an der Morava. Drei Tage und drei Nächte kreiste der graue Falke (sivi sokol) über der Kaiserburg dahin, bis sich endlich Kaiser Konstantin, darauf aufmerksam gemacht, vor die Burg hinaustragen lässt. „Ihn erblickte der Vogel Falke, flatterte mit den Flügeln, liess den

[1] Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Freiburg im Breisgau 1887. X u. 495. Mit 154 Illustrationen, darunter 8 Tonbilder, und mit einer lithographirten Karte der Telegraphenverbindungen.

Brief hinab (Kniga pušti), dem Kaiser Konstantin auf den Schoss fallen. Er liest den Brief und vergiesst Thränen“ etc. Es bestand eine Taubenpost zwischen Spalato und Venedig.

Zu S. 147. Stab- oder Rollbrief — die Skytale — die im alten Lakedaimon gebräuchlich war, findet ein Analogon bei den Serben aus der letzten Zeit ihres Kaiserreiches. Die Angabe begegnet mir in einem noch unedirten Guslarenlied meiner Sammlung aus Bosnien. Sie steht ganz vereinzelt da. Ich hebe hier nur die wichtigsten Stellen daraus hervor:

Ode gospa u novu čaršiju
pa napisa list knjige bijele
pa načini štaku šimširovu
pa je knjigu u štap urezala.
Ona nagje do dva božijaka
pa im dade štaku šimširovu;
još im dade hiljadu dukata:
— Ajte pravo u zemlju Rusiju (u. s. w.)
. . . . . .
. . . . . od Rusije kralju
vi ne dajte štaku šimširovu
već do kralja visokom Stevanu,
on će vama stotinu dukata. (u. s. w.)

Die deutsche Uebersetzung gibt hier auch den Anfang:

Einen Brief beschreibt der Kronprinz Mujo,
und er schickt ihn ab zur Burg Kruševo
auf den Schoss der Kaiserin Milica:
— Sput' dich gleich her, Kaiserin Milica,
sput' dich her nach Udbina, das grimme;
sollst mein treues Eheliebchen werden!
Ihm beschied die hohe Frau zur Antwort:
„Lass mich doch in Frieden, Prinz Mustapha,
ich kann nie dein treues Ehlieb werden;
denn ich zähl' schon volle neunzig Jahre.
Jungfrau war ich volle dreissig Jahre
und mit Lazar lebt' ich dreissig Jahre
und nun bin ich dreissig Jahr verwitwet,
das sind volle neunzig Jahr', Mustapha!“
Wied'rum schickt Mustapha ihr ein Schreiben:
„Kannst du auch mein Ehlieb nimmer werden,
nun, so kannst du's meinem Vater leiblich.“
Wied'rum gab die hohe Frau zur Antwort:
„so erwart' mich denn in ein'gen Tagen!“
Auf den Neumarkt ging die hohe Fraue
und beschrieb ein Blatt vom weissen Schreiben,
und sie schnitt sich einen Buchsbaumstecken
und sie schnitt das Schreiben in den Stab ein.
Und sie fand ein Paar von Bettelleuten.
Ihnen gab sie hin den Buchsbaumstecken
und dazu noch tausend Golddukaten:
— Zieht nun g'radenwegs in's Land der Russen,
— — — — — — doch dem Russenkönig
sollt Ihr nicht den Buchsbaumstecken geben,
sondern nur dem Flügelmann des Königs,
wohl zu Handen des erlauchten Stephan,
er gibt Euch wohl hundert Golddukaten.“

Dass die Frau die Mittheilung an ihren Sohn Stephan nicht etwa eingekerbt, sondern dass sie den Stock zu einem Futteral ausgehöhlt, ersieht man aus den späteren Versen; die Bettler langen in Russland an:

oni daše štaku šimširovu
njima Stevan stotinu dukata;
udarijo o kamen kaldrmu,
jedna b'jela knjiga ispanula,
uzima je visoki Stevane u. s. w.

und sie gaben ihm den Buchsbaumstecken,
Stephan schenkte hundert Golddukaten
schlug den Stecken auf das Steingepflaster
und es fiel heraus ein weisses Schreiben.
Der erlauchte Stephan nimmt's vom Boden u. s. w.

In Dalmatien und Bosnien vermittelten noch vor 250 Jahren berittene Boten den Briefverkehr zwischen den Adeligen diesseits und jenseits der Reichsgrenzen. Der Reiter trug den Brief sichtbar in einen Kloben eingeklemmt. In Indien herrscht dieser Brauch noch jetzt in vielen Gegenden. In einem Guslarenliede heisst es:

pogledao Janković Stojane
sa pendžera pa do Vučijaka
i ugleda samokonjanika;
u ruci mu knjiga u procipu;
uprav ide kuli Gavranovoj u. s. w.

(Es blickte Janković Stojan von seinem Fenster hin bis zum Vučijak-Gebirge und erblickte einen Einzelreiter, in der Hand einen Brief im Kloben; er geht schnurstracks auf die Warte Gavran's los.)

Ueber die Art und Weise, die Form und Mittel des Briefschreibens habe ich schon auf S. 142 meiner Erläuterungen zum Smailagić Meho (Ragusa 1885, zu Vers 1584) gesprochen.

Die Eisenbahn wird vom Bosnier vatrenjača (etwa: der feurige Wagen) genannt. Der Chorwot in Agram übersetzt: željeznica.

Zu S. 293. Der Rindenkahn ist auch bei den Bosniern gebräuchlich gewesen. Man nannte die Kähne Ljubovje. Im Saveland nennt man den „Seelentränker“ Kajik, Kaik und Kajk (türkisch).

Im Schlusskapitel bespricht Geistbeck nach einer Abhandlung des Staatssecretärs Herzog die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel. Der vierte Abschnitt S. 474 ff. hebt hervor, dass „auch die Denk- und Handelsweise und im weiteren Verfolge die daraus sich niederschlagende Sitte des Volkes durch die veränderten Verkehrsmittel höchst bedeutsame Veränderungen erfahren haben“. Die Betrachtungen sind erhebend für Jedermann. Wohl uns, dass wir Enkel sind! Bei der völkerausgleichenden Tendenz der Neuzeit tritt an uns Ethnographen die Mahnung ernst heran, noch vor Thoresschluss die alten, hinschwindenden Ueberlieferungen zu sammeln. Auch das wird eine Erbschaft sein für unsere spätesten Nachkommen, die schon eine hohe Stufe über uns erklommen haben werden.

Geistbeck's Buch empfiehlt sich von selber.

6. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelangt:

Ohlenschlager Fr.: Prähistorische Karte von Bayern. Lieferung 4. 3 Karten: Passau, Straubing und Lichtenfels, u. 8 p. Text. (ded. Aut.)

B. u. B.: Gesellschaftsreise nach Dalmatien. In Tagebuchblättern geschildert. Mit Illustrationen gezeichnet von E. F. Ameseder. Wien 1886. 47 p. 8°. (ded. Aut.)

Bastian Ad.: Zur Lehre von den geographischen Provinzen. Berlin 1886. 118 p. 8°. (Recens.-Expl.)

Kaer l'Abbé Pierre: Pierres Sépulcrales Dalmates. Ext. Société d'Anthropologie de Lyon. Séance du 6 Février 1886. Lyon 1887. 39 p. 8°. (ded. Aut.)

Naue Julius: Die figürlichen Darstellungen auf Gürtelblechen und Situlen von Bronze aus der Hallstadtperiode. Separatabdr. aus dem „Jahrbuch d. Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinl." Heft LXXXII. 14 p. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Campi Luigi dei: Tombe della prima Età del ferro. Scoperte presso Romagnano nel Trentino. Estratto dall Archivio Trentino. Anno V. Fasc. II. 24 p. und 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Pigorini Luigi: Le antiche stazioni umane dei dintorni di Cracovia e del comune di Breonio-Veronese. Estr. Rendiconti della R. Accademia dei Lincei. 16 gennaio 1887. 66—71 p. (ded. Aut.)

Forrer R. jun.: Berührungspunkte von Prähistorie und Ethnographie. Geogr. Nachrichten. Organ zur Verbreitung geogr. Kenntnisse. II. Jahrg. Nr. 13, 14, 15. Basel 1886. 4°. (ded. Aut.)

Senf F.: Der Thränenkrug. Archäologische Studie. 3 p. 4°. (ded. Aut.)

Schwartz. Dr. W.: Der Blitz als geometrisches Gebilde nach prähistorischer Auffassung. Sep.-Abdr. a. d. Jubiläumsschrift des Posener naturwissenschaftlichen Vereins. p. 221—234 8°. (ded. Aut.)

Regalia Ettore: Per la priorità di una sua determinazione di resti umani della caverna della palmaria. Stati prima attribuitti ad un Macacus. Estr. dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. 1886. 22 p. 8°. (ded. Aut.)

Hartmann. Dr. Aug.: Unterirdische Gänge in Bayern und Oesterreich. Sep.-Abdr. aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns". Bd. VII. München 1887. 37 p. u. 1 Taf. (ded. Aut.)

Fraipont Julien, et Lohest Maximin: La race humaine de Neanderthal ou de Canstadt en Belgique. Ext. des Bulletins de l'Académie royale de Belgique. 3me Serie. Tome XII. Nr. 12, 1886. 46 p. (ded. Aut.)

Chamberlain Basil Hall: The language, mythology, and geographical nomenclature of Japan viewed in the light of Aino studies including „an Ainu Grammar" by John Batchelor and a catalogue of books relating to Yezo and the Ainos. Memoirs of the literature college, Imperial University of Japan. No. 1. Tokyo 1887. 4°.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft für die Geschenke ausgesprochen.

Ausserordentliche Versammlung am 15. März 1887.

Vorträge des Herrn **Adalbert Graf Dzieduszycki.**

1. Die Felsburg zu Bubniska in Galizien.

Der Vortragende entwirft ein sehr anschauliches Bild von der landschaftlichen Staffage der Karpathenabhänge bei Stryj, führt die wichtigsten alten Ortsnamen auf, so z. B. Wlach, Halicz, Weldzirz, Bolechow, sucht ihren Ursprung zu erklären und geht dann über zur Besprechung der Kamienie, d. h. ‚Steine' „Felsen", die sich in den tiefsten Waldungen vorfinden. Am ausführlichsten schildert er die merkwürdigen Felsenwohnungen von Polanica und Bubniska und gedenkt kurz der Burgen von Rozhurcze und Uchricz. Nach der Volksüberlieferung sind diese Felsen Behausungen von Czarten (Teufeln, bösen Geistern) und Czarownicen (Zaubererinnen, Hexen).

2. Märchen und Mythen bei den Nordslaven.

Eingeleitet wurde dieser Vortrag mit einer kurzen und scharfen Kritik der unwissenschaftlichen Methode der meisten bisherigen slavischen Mythologien, die auf nicht haltbaren, künstlich aufgebauten Voraussetzungen beruhen. Die alten christlischen Chronisten wären sammt und sonders werth- und belanglos für die Erforschung des slavischen Mythenkreises und echtslavischer Anschauungen überhaupt. Man müsse unmittelbar die Volksüberlieferungen zu Rathe ziehen, als die zuverlässigste und lauterste Quelle slavischer Auffassungsweise. Das südslavische Volksthum weiche in wesentlichen Momenten vom nordslavischen ab. Bei den Südslaven sei die altslavische historische Sage unter dem Einfluss westeuropäischer und orientalischer Strömungen vollkommen verklungen. Dies wird im Einzelnen durch Anführung einiger schlagender Beispiele erhärtet. Hierauf erörtert der Vortragende die wichtigsten, allen Nordslaven gemeinsamen Stammgründungssagen (Libussa, Krok, Leszek) und charakterisirt die Bylinen des Kazaner, Moskauer, Nowgoroder und Kiewer Kreises in ihrem Verhältniss zu den entsprechenden Ueberlieferungen der Ruthenen (Ilija Muromec, Wolod, Jagababa, Sokolnik, Svjatogor, Dobrzyn). Zum Schluss gibt er eine Darstellung der nordslavischen Volksvorstellungen von der Erde, der Unterwelt und dem Himmel.

Nachtrag. Auf p. [13] der Sitzungsberichte dieses Jahres ad Nr. 6 ist durch ein Versehen die Bemerkung ausgefallen, dass die Versammlung auf Aufforderung des Vorsitzenden den Herrn Prof. Dr. Woldřich zum Zeichen ihres Dankes für seine vieljährige Thätigkeit als Cassier der Gesellschaft durch Erheben von den Sitzen ehrte.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Lauger R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 4 und **5.** **Sitzungsberichte.** **April** und **Mai 1887.**

INHALT: **Monatsversammlung am 19. April 1887.** 1. Beitritt neuer Mitglieder: S. 33. — 2. Hofrath Dr. Langer von Edenberg, Die Cranien dreier musikalischer Koryphäen; S. 33. — 3. Dr. Winternitz, Einige Bemerkungen über das Banopfer bei den Indern; S. 37.
Monatsversammlung am 10. Mai 1887. 1. Baumann, Ethnographische Gegenstände von den Bubes auf Fernando Po; S. 40. — 2. Dr. Hoernes, Ueber eine Reihe prähistorischer und römischer Fundstücke aus Krain und dem Küstenlande; S. 40. — 3. Dr. Woldřich, Eine Bronzenadel; S. 41. — 4. Haberlandt, Ueber das Banopfer; S. 42. — 5. Einläufe für die Bibliothek; S. 44.
Sitzung des Ausgrabungs-Comités am 10. Mai 1887. — Notiz; S. 44.

Monatsversammlung am 19. April 1887.

Vorsitzender: Hofrath Dr. C. Langer von Edenberg.

1. In Folge des im Monate März von der Gesellschaft erlassenen Aufrufes haben nachstehend verzeichnete Herren ihren Beitritt zur Gesellschaft angemeldet:

a) Als unterstützende Mitglieder:

Se. Erlaucht Johann Franz Graf Harrach in Wien,
Dr. Josef Erwein, Landeshauptmann von Kärnten in Klagenfurt,
Josef Ritter von Schönwald, k. k. Sectionschef a. D. in Wien.

b) Als wirkliche Mitglieder:

Arnim Egger in Wien,
Dr. Hermann Klotz in Innsbruck,
Niederösterr. Landes-Oberrealschule und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt,
Adolf Bächer, Beamter in Wien,
Dr. August Bielka Ritter von Karltreu, k. k. Leibarzt in Wien,
Theodor Rohde in Leipnik,
Rudolf Weyr, Professor und Bildhauer in Wien,
Eugen Schott, Cassier der österr.-ungar. Bank in Wien,
Matthäus Supljina, Pfarrer in Vermo, Istrien,
Dr. Ludwig Schaffer, k. k. Regimentsarzt in Wien,
Dr. B. Fizia, k. k. Sanitätsrath in Teschen,
Dr. Wenzel Hoor, k. k. General-Stabsarzt in Wien,
Moriz Rohrmann in Bludowitz,
Johann Zeyer, Architekt in Prag,
Stanislaus Prus Szczepanowski, Reichsraths-Abgeordneter, in Wien,
Moriz Trapp, Custos des Franzens-Museums in Brünn,
Dr. Valentin Pogatschnigg, k. k. Gewerbe-Inspector in Graz,
Dr. Robert Schneider, k. k. Custos in Wien,
Ferdinand Ritter Perl von Hildrichsburg in Wien,
Anton Globočnik, k. k. Regierungsrath in Laibach,
Karl Böhmerle, Ingenieur in Wien,
Dr. Adolf Weiss Ritter von Tessbach, Advocat in Wien,
Se. Exc. Karl Freiherr Geringer von Oedenberg, k. k. Geheimrath in Wien,
Marian Sokolowsky, Professor in Krakau,
Rudolf Mottka, Kaufmann in Triest,
Max Jos. Halla, Kaufmann in Triest,
Dr. Demetrius Sakelaridy in Wien,
Hugo Graf Wurmbrand, k. k. Oberst in Theresienstadt,
Karl Deschmann, Custos am Landesmuseum in Laibach,
Franz Bartsch, k. k. Finanzrath in Wien,
Julian Niedzwiedzki, Professor in Lemberg,
Dr. Ad. Niederleithinger in Poysdorf, Niederösterreich,
Dr. St. Semper in Wilten, Tirol,
Franz Košćal, Gymnasial-Director in Vinkovce, Slavonien,
Gesellschaft für Salzburger Landeskunde,
Otto von Lieder-d'Ellevaux, k. k. Hof- und Ministerial-Official in Wien,
Johannes Richter in Augsburg,
Alois Dávid, fürstl. Metternich'scher Hofrath und Güter-Central-Director in Wien,
K. k. Staatsrealschule in Jägerndorf,
Leopold Brandstetter in Wien.

2. Herr Hofrath Professor Dr. **C. Langer von Edenberg** demonstrirt

Die Cranien dreier musikalischer Koryphäen.

Das anatomische Museum besitzt Abgüsse der Cranien von Beethoven und Schubert, welche gelegentlich einer Exhumation der Leichen angefertigt worden waren. An der Authenticität derselben besteht daher kein Zweifel. Durch die Gefälligkeit meines Collegen Prof. Kundrat wurde mir Gelegenheit geboten, das Original-Cranium von Josef Haydn zu untersuchen und Abgüsse für das anatomische Museum anfertigen zu lassen. Ueber die Acquisition des Original-Cranium wird nächstens von berufener Feder berichtet werden, doch muss ich jetzt schon versichern, dass auch aus dem Vergleiche der Reliquie mit der Todtenmaske und mit Portraits Haydn's aus verschiedenen Altersstufen sich auf das Bestimmteste die Authenticität des Cranium erweisen lässt. Gegenwärtig befindet sich die Reliquie im hiesigen pathologisch-anatomischen Museum.

Auf diese Weise bin ich in die angenehme Lage gekommen, der geehrten Gesellschaft die Reliquien dreier musikalischer Koryphäen vorstellen zu können.

Ich will zuerst Haydn's Cranium besprechen, welches mir, wie gesagt, in originali vorgelegen war.

Die Calvaria stellt ein regulär geformtes, ungefähr 18·5 cm langes Ovale dar, welches von einer Stirnbreite zu 12·5 cm (oberhalb des Keilbeinflügels gemessen) ganz allmälig bis auf 14·6 cm gegen das Hinterhaupt zunimmt. Die Stirne ist in der Front gut gewölbt, aber nicht sehr hoch; das Stirnbein allerdings in der Mitte ganze 13 cm lang, aber alsbald über den Stirnhöckern gegen das nicht sehr gewölbte, daher auch nicht hohe Schädeldach abgebogen, hinter den Jochfortsätzen an der Schläfenlinie ist es hügelartig in die Schläfengrube ausgebaucht und wäre damit im Sinne Gall's das Vorhandensein des Organs für Musik angedeutet. Der Schädelinnenraum wurde mit beiläufig 1500 cm³ ausgemessen.

Die Augenhöhlen sind weit offen (3·6 cm hoch), mit einem längsten Durchmesser von 4·5 cm; welcher in schiefer Richtung lateralwärts gewendet, in die nur wenig ausladenden und alsbald in die Schläfen ablenkenden Jochbeine eingreift. Die Nase an der Wurzel 2·6 cm breit, mässig eingesattelt. Nasenbeine scharf genug von dem Stirnbeine abgehend.

Die Mundgegend nicht auffällig hoch und von geringerer Breite. (Die Länge dürfte auf 6·4 cm, die Breite der Alveolarbögen auf 4·8 cm anzuschlagen sein.) Das Kiefergerüst im Knochenbau zart genug, vollständig orthognath, die Alveolarbögen treten daher nicht über die Stirnwölbung hervor, dagegen ist der Alveolarbogen des Unterkiefers beim Anschlusse etwas vor den oberen vorgeschoben. Das Kinn mässig breit, nicht hoch und am unteren Rande nicht aufgekrämpt.

Das ganze, fast 12·0 cm lange Gesicht contourirt sich zu einem länglichen, von der etwa 11·0 cm breiten Jochgegend allmälig gegen das Kinn sich verschmächtigenden Ovale.

Allenthalben am Schädel sind die Spuren erreichten hohen Alters wahrnehmbar; am Schädeldache sind längs der Pfeilnaht, dann in der Schläfengegend mehrere dünne durchscheinende Partien zu finden: möglich, dass eine Quote des gefundenen, immerhin nicht kleinen Kubikausmasses der Schädelhöhle auf Rechnung dieser Verdünnungen zu setzen ist. An den Kiefern die vorderen Alveolen bis zu den Prämolaren erhalten, die Zähne aber postmortal ausgefallen, nur die Dünnwandigkeit der Kieferhöhlen gibt Zeugniss von senilem Schwunde.

Im Ganzen also lässt sich das nicht ungewöhnlich geformte Cranium als ein ebenmässiges, ästhetisch in wünschenswerthester Weise ausgebildetes bezeichnen: Zeugniss dessen die das gute Mittelmass vielleicht überschreitende Capacität, die gefällige Contourirung des Schädeldaches, die wünschenswerthe Breite der Stirn über den weit geöffneten Augenhöhlen, dazu der einem Rechten gleichkommende Gesichtswinkel.

Aus dem Vergleiche des Craniums mit der authentischen Todtenmaske und den aus verschiedenen Lebensperioden stammenden Portraits Haydn's ergibt sich unwiderleglich die Zusammengehörigkeit beider. Wir finden auch an diesen die schöne Stirnbreite, das grosse Auge, die gut proportionirte Höhengliederung des Gesichtes, bei mässiger Entfaltung der Kiefer, aber auch den etwas vor den Oberkiefer geschobenen Unterkiefer, ein Merkmal, welches sich gewiss erst in höherem Alter mehr bemerkbar gemacht hat. Zu dem wirklichen Bestande scheint freilich das knöcherne Nasengerüst nicht ganz passend zu sein. Denn im Portrait und in der Todtenmaske ist die Nase länglich und durch eine wenig tiefe Einziehung von der Stirne abgegliedert, während die Nasenbeine schärfer vorspringend vom Stirnbeine abgehen. Da muss man bedenken, dass die fleischigen Auflagerungen auf die Nasenwurzel viel dicker sind, als am Nasenrücken, und dass dadurch der Abgangswinkel der Nase abgestumpft wird. Die an der Todtenmaske bemerkbare Wulstung am Körper der Nase und die Deviation der Nasenspitze ist die Folge einer Erkrankung der Nasenschleimhaut (Polyp), welche sich auch durch Schwund einzelner Nasenknochen kennzeichnet.

Fast im Gegensatze zu Haydn's Cranium stellt sich das von Beethoven als ein von gewöhnlicher Form sehr abweichendes dar. Es ist sehr voluminös, zeigt bei verticaler Ansicht auch ein ovales Schädeldach, welches aber am Hinterhaupte sich mehr verbreitert, auch erhöht und in der Profilansicht mit einer starken Rundung abschliesst. Diese Erhöhung und Ausladung des Hinterhauptes steht im Zusammenhange mit der Gestaltung der Stirne, welche sich allerdings in der Breite bis auf fast volle 12 cm entfaltet, sich aber über den weiten Augenhöhlen, schon an den Augenbrauenhöckern gegen das Schädeldach zu neigen beginnt, so dass also die Stirne auffällig aus der Verticalen ablenkt.

Allerdings kann man bei der Ansicht des Abgusses nicht in allen Punkten mit voller Sicherheit die Form des Originales beurtheilen, weil gleich bei der Obduction der Leiche die Schläfenbeine herausgehoben worden sind und das Knochengewebe durch die Einlagerung der Leiche in feuchte Erde gewiss gelitten hat. Doch bietet der Abguss immer noch Anhaltspunkte, welche zu der gemachten Aussage berechtigen, insbesondere nämlich zeigt sich, dass der Orbitaltheil und der Umriss des Stirnbeines gut erhalten war, ebenso auch der Umriss der abgesägten Calvaria an der Stirne.

Der Gesichtswinkel ist etwas prognath, doch ist die Prognathie eigentlich nur eine alveolare und wird zu einem guten Theile durch (senile) Verdünnung, wohl auch Verkürzung der Alveolarbögen veranlasst, in Folge deren die starken, bereits weit hervorsehenden Schneidezähne eine schiefe Richtung bekommen haben. Auch am Unterkiefer ist eine Verdünnung des Alveolarbogens wahrnehmbar, aber mit einer geringeren Vorneigung der Schneidezähne. Mit der Breite der Alveolarbögen steht die Breite der nicht sehr hohen Apertura pyriformis im Zusammenhange. Entsprechend dieser Gestaltung des Gesichtsskeletes konnte die Oberlippe, wie die Todtenmaske zeigt, nicht zu vollem Anschluss an die Unterlippe kommen und blicken die starken Schneidezähne durch die etwas geöffnete Mundspalte hervor; entsprechend der breiten Apertura pyriformis erscheint die nicht sehr lange Nase an der Basis breit und wie gequetscht.

Nicht ganz im Einklange mit der Form des knöchernen Gerüstes scheint die Stirnbildung an der Todtenmaske zu stehen, indem die Stirn nicht so auffällig fliehend erscheint, wie am Skelette. Dies mag zu einem Theile darin liegen, dass die Modellirung der Stirne unter der Einwirkung feuchten Bodens gelitten haben mag, dass vielleicht sogar die oberflächliche Lamelle des Stirnbeins verloren gegangen ist; andererseits aber muss auch berücksichtigt werden, dass die auf dem Stirnbein lagernden Weichtheile eine hinreichend dicke Schichte gebildet haben mögen, welche immerhin mindestens 0·5 cm in der Höhe betragen haben mag. Vollends verstreicht aber auch unter diesen mässigenden Umständen die Neigung der Stirne nicht, wie dies an der Todtenmaske deutlich sichtbar ist und sich auch an der nach der Todtenmaske gebildeten sogenannten „Dannhauser-Büste“ findet. Darin mag sich der Umstand erklären, dass gerade die neueren sehr ähnlichen Portraits Beethoven's Kopf vorgeneigt darstellen; auch Meister Zumbusch hat diese Neigung des Kopfes am Beethoven-Monumente beibehalten.

Das Cranium Schubert's unterscheidet sich von den beiden vorhin beschriebenen durch die volle, weder durch Alter noch Krankheit gestörte Ausbildung der Form und durch einen derben Knochenbau; es stammt eben von einen im kräftigsten Mannesalter verstorbenen Manne.

Das Schädeldach ist wohl ebenfalls eiförmig gerundet, aber mit einer geringeren Differenz der Länge zur grössten Breite (17·5 : 14·0); die Stirn ebenfalls breit (10·8) gut gewölbt und steil aufgerichtet, doch würde man an derselben vergebens nach dem Gall'schen Organ für Musik sich umsehen. Die Augenhöhlen sind nicht so hoch, wie namentlich bei Haydn; die Jochbeine dagegen etwas mehr gegen die Front geneigt, woher die grössere Jochbreite des Gesichtes (bei 13·6 cm) stammt.

Das Gebiss ist bis auf den rechten oberen seitlichen Schneidezahn vollständig erhalten, kräftig ausgebildet; die Alveolarbögen, an 5·6 cm breit, mit den starken Zähnen senkrecht eingestellt; das ganze Kiefergerüst etwas über die Stirn vortretend und um nahezu 1 cm höher als die Nasenregion; die Nasenapertur entsprechend der Kieferbreite etwas ausgeweitet.

In dem kräftigen Skelettbau, namentlich dem des Kiefergerüstes unterscheidet sich wesentlich Schubert's Cranium von dem Haydn's; während ferner bei Haydn das ganze en face und auch das Schädeldach den Eindruck des länglichen macht, erscheint das Gesicht Schubert's mehr gerundet; thatsächlich ist die Gesichtshöhe gleich der Jochbeinbreite. Mit der Höhe des Kiefergerüstes steht im Zusammenhang die etwas kürzere Nase und wohl auch die geringere Höhe der Orbitaleingänge. All' das prägt sich auch in den Portraits Schubert's deutlich genug aus. Entschieden muss Haydn's Gesichtsbau als ebenmässiger und feiner durchgebildet bezeichnet werden. Die Geräumigkeit des Schädelgehäuses dürfte bei Schubert eine grössere gewesen sein als bei Haydn, am grössten war sie zweifellos bei Beethoven.

Wie die geehrte Gesellschaft entnommen haben wird, so habe ich mich bei der Beschreibung der drei Cranien gerade nur auf das Hauptsächlichste beschränkt, ohne in all die anatomischen Details einzugehen. Zu dem Zwecke, um das Physiognomische, so weit dasselbe im Skelette begründet ist, darzulegen, dürfte das Gesagte genügen.

Es schien mir die Demonstration der Cranien, welche von drei nach gleicher Richtung und in ausgezeichneter Weise bethätigten Männern abstammen, auch nach der Richtung von Interesse zu sein, weil sich an denselben trotz der gleichen geistigen Bethätigung ihrer Träger dennoch so grosse Formverschiedenheiten zeigen, dass es kaum möglich ist, daran Merkmale zu finden für die besonderen Anlagen und Befähigungen der drei Männer.

Discussion :

Der als Gast in der Sitzung anwesende Geheimrath Professor **Schaaffhausen** aus Bonn

dankt dem Herrn Hofrath von Langer für seine lehrreiche und geistvolle Betrachtung der drei vorgelegten Schädel. Er möchte, in Bezug auf den Beethoven-Schädel, über den er bei der Anthropologen-Versammlung in Karlsruhe im Jahre 1885 gesprochen, einige Bemerkungen anknüpfen. Er hatte vor längerer Zeit schon von Herrn Dr. von Breuning die kleine Photographie des Beethoven-Schädels erhalten und da er die im Leben von Beethoven genommene Maske besass, die irriger Weise oft für die Todtenmaske gehalten wird, so brachte er mit Hilfe der Maske die kleine Photographie auf Lebensgrösse, um Maasse davon zu nehmen. Erst später gelang es ihm durch Herrn Hofrath Professor von Langer einen Schädelabguss Beethoven's zu erhalten, die Todtenmaske sah er zum ersten Male jetzt in Wien. Beim ersten Anblick des Schädels erschrak er fast über die rohe Gesichtsbildung desselben, von dem er eine Seitenansicht nie gesehen. Die zurückliegende Stirn und das Vortreten des Oberkiefers mit den Zähnen entsprechen nicht den Bildern und Büsten des grossen Todten und, was wichtiger ist, sie lassen sich in den beiden Gesichtsmasken desselben nicht erkennen. Er kann es nicht leugnen, dass ihm ein leiser Zweifel an der Echtheit des Schädels aufstieg, wiewohl das grosse Schädelvolum für dieselbe sprach. Der Redner erkennt den Werth der Gründe an, die Herr Professor von Langer für die Abweichung im Gebisse geltend macht, das in dem Alveolentheile Spuren seniler Atrophie erkennen lässt. Doch möchte er bezweifeln, dass diese bei dem noch nicht 57jährigen Beethoven auf die Richtung des Kiefers, der vom untern Rande der Nasenöffnung an vorspringt, einen Einfluss gehabt haben kann. Das Gesichtsprofil gleicht in diesem Theile dem Schädel roher Rassen, welche Pränasalgruben haben. Die Abweichung des Stirnprofils des Schädels von dem der beiden Masken ist schwer zu erklären. Eine stärkere Hautbedeckung der oberen Stirn ist nicht wohl annehmbar, auch nicht eine posthume Verdrückung des

Schädels; man darf eher an eine bedeutende Entwicklung des Musculus frontalis bei Beethoven denken. Gewiss ist die von Herrn von Langer hervorgehobene Thatsache wichtig, dass die vorgelegten drei Schädel von Haydn, Schubert und Beethoven bei einer in derselben Richtung so hoch entwickelten geistigen Begabung so verschiedene Formen zeigen. Die Phrenologie hat nicht daran gedacht, dass nicht nur das Gehirn den Schädel formt, was man in Bezug auf die Grösse desselben nach unserem heutigen Wissen wird zugeben müssen, sondern dass der Schädel auch typische Merkmale der Abstammung und der Rasse an sich trägt, die sehr beständig sind und sich nur langsam ändern. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass der Schädel Raphael's den feinen Typus des alttoskanischen Stammes besitzt, dass Arndt, der von Rügen stammte, in seiner stark brachycephalen Kopfform den Slaven erkennen lässt und dass der Schädel des Schwaben Schiller den alemannischen Typus zeigt, den Ecker uns beschrieben und abgebildet hat. Während das Individuum durch Geistesarbeit sein Gehirn verbessern und, wie wir schliessen müssen, auch vergrössern kann, so hat es nur geringen Einfluss auf die Abänderung der Knochenform des Schädels, die wir als eine alte Erbschaft von den Voreltern an uns tragen und weiter vererben. Die Gall'sche Lehre ist abgethan, auch jeder neuere Versuch, die Geistesverrichtungen zu localisiren, wird wahrscheinlich misslingen, aber die Beziehung derselben zu verschiedenen Sinnen wird gewiss in der Hirnorganisation sich ausprägen. Ein Mensch, der eine hohe Befähigung erlangt, seine Vorstellungen in Farben und Bildern darzustellen, wird andere Hirnorgane entwickeln, wie der, welcher in Tönen denkt und in ihrer Harmonie die tiefsten Empfindungen zum Ausdruck bringt. So verschieden auch die Schädel der drei betrachteten Tondichter sein mögen, in der Organisation ihres Gehirnes dürfen wir eine gewisse Uebereinstimmung voraussetzen, welche anatomisch nachzuweisen wohl der Zukunft gelingen wird. Dass Beethoven einen langen Schädel mit zurückliegender Stirne hatte, kann vielleicht durch seine nationale Abstammung bedingt sein, wiewohl es mir nicht gelungen ist, in den Bildern seiner Eltern und Grosseltern diesen Typus aufzufinden. Diese Schädelform ist Nordholland eigenthümlich und es ist merkwürdig, dass das Seitenbild von Beethoven's Schädel mit dem des Batavus genuinus von Blumenbach Aehnlichkeit hat. Thayer hat den Stammbaum Beethoven's bis in's 17. Jahrhundert verfolgt, wo die Familie in Antwerpen und Löwen vorkommt. Vielleicht gelingen weitere Nachforschungen, zu denen ich Freunde in Holland aufgefordert habe.

Da die Erhebung der Gebeine Schubert's und Beethoven's von ihrer gegenwärtigen Ruhestätte auf dem Währinger Kirchhofe demnächst wieder zu erwarten steht, so ist es gewiss der dringende Wunsch aller Vertreter der anthropologischen Forschung, dass der Schädel Beethoven's bei dieser Gelegenheit noch einmal einer eingehenden anatomischen Untersuchung unterworfen werden möge. Im Jahre 1863 ist die Abformung des durch die Section theilweise verstümmelten Schädels in aller Eile vorgenommen worden und ist dadurch vielleicht manche Abweichung von der Todtenmaske veranlasst. Man wird dieses Mal auch einen Ausguss der Schädelhöhle zu gewinnen und die Capacität desselben, so genau als dies möglich ist, zu bestimmen suchen.

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft wird gewiss ihren ganzen Einfluss geltend machen, dass eine solche Untersuchung möglich wird. Ich bemerke noch, dass es mir geglückt ist, von dem Schädel Robert Schumann's einen gelungenen Ausguss zu gewinnen, an dem der Windungsreichthum des Schläfenlappens vom grossen Gehirn besonders auffallend ist. Es wäre von Interesse zu wissen, ob sich in dieser Beziehung der Schädel Beethoven's ähnlich verhält, aber gerade diese Theile des Schädels sind bei der Section herausgeschnitten worden und verschwunden.

Herr Hofrath Professor Dr. **Meynert**

wendet sich gegen die Anschauung, dass geistige Functionen höheren Grades das menschliche Gehirn bei einem Individuum zum Wachsen bringen. Vor Allem sei hier auf die Veranlagung zu Gehirnkrankheiten, welche die grösste Begünstigung für den Abdruck der Gehirnwindungen (in diesem Falle für die Vertiefungen in der Schädelhöhle) bilden, Bedacht zu nehmen. Doch sagt Schaaffhausen: Dies sei erwogen worden. Immerhin stehe man hier wie in allen ähnlichen Fällen vor einer Alternative. Es ist ja möglich, dass intensive geistige Anstrengung die Gehirnmasse vergrössert; der Gegensatz ist, dass eben die angeborene Gehirnentwicklung das Individuum zu jenen höheren Leistungen befähigt. Durch Verwechslung pathologischer und typischer Merkmale entstehen die grellsten Irrthümer. So schloss Kupfer aus der grösseren Convexität der linken Schädelhälfte bei Kant auf dessen „Rednertalent". Ein schiefer Schädel ist aber ein rhachitischer Schädel, und ein rhachitischer Schädel und eine rhachitische Wirbelsäule gehören zusammen und können nicht unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden.

Geheimrath Professor **Schaaffhausen**:

Auf die Bemerkung des Herrn Prof. Meynert erwiedere ich, dass der Schädel Schumann's keine Merkmale eines in der Kindheit etwa überstandenen Hydrocephalus erkennen lässt. Wenn ich behauptete, dass der Mensch in seinem individuellen Leben sein Gehirn höher organisiren und vergrössern kann, so beruht diese Annahme auf der bekannten Thatsache, das geniale Menschen oft aus den gewöhnlichsten Lebenskreisen hervorgegangen sind und nur die besonders günstigen Lebenseinflüsse die Anlagen früh geweckt und weiter ausgebildet haben. Wenn dies bisher schon oft beobachtet worden ist, so ist dieser Umstand gerade in der Gegenwart hoch anzuschlagen, wo die geistige Bildung allen Bevölkerungskreisen zugänglich gemacht worden ist.

3. Herr Dr. **Moriz Winternitz** gibt

Einige Bemerkungen über das Bauopfer bei den Indern.

In der letzten Monatsversammlung unserer Gesellschaft hat Herr Dr. Krauss zahlreiche Belege aus Mythe und Brauch für das Bauopfer bei den Südslaven erbracht. Es handelte sich hiebei darum, einerseits aus Gebräuchen, welche als Ueberlebsel gelten müssen, andererseits aus Märchen und Sagen die Spuren eines ehemaligen Opfergebrauches nachzuweisen. Jakob Grimm [1]), Edward Tylor [2]) und Felix Liebrecht [3]) mussten bei ihren Forschungen über diesen Gegenstand denselben Weg einschlagen. Wenn ich mir nun erlaube, das einmal angeschlagene Thema der Bauopfer mit einigen Bemerkungen über Bauopfer bei den Indern fortzusetzen, so bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen directe Zeugnisse für Opfer, welche beim Bau eines Hauses den Göttern, und insbesondere dem Erdgeiste, welcher „der Herr des Bauplatzes“ ist, dargebracht werden, vorlegen zu können. Bei den Indern spielt ja das Opfer bis auf den heutigen Tag eine sehr wichtige Rolle. Und die Vorschriften über Opfer, welche sich in den uralten Ritualwerken der Inder finden, sind auch heute noch in Kraft. Die altindische Literatur, wenigstens die brahmanische, besteht wohl zu zwei Drittheilen aus Werken über das Opfer, die theils genaue Vorschriften über die Ausführung der Opfer, theils mystische Speculationen über den Sinn des Opfers enthalten. Wir haben daher auch über wirkliche Bauopfer sichere Angaben und brauchen ein solches nicht erst zu erschliessen. Freilich handelt es sich dabei immer nur um Pflanzenopfer, höchstens noch Thieropfer. Sowie wir aber zu dem Bauopfer in der Gestalt von Menschenopfern kommen, stehen wir auch bei den Indern, wie bei Germanen und Slaven, auf dem Boden der Mythe und des Volksaberglaubens.

Frühzeitig, aber nie gründlich, ist in Indien das Thieropfer durch das Pflanzenopfer verdrängt worden. In einem berühmten Werke der altindischen Literatur, in dem Aitareya-Brâhmana, wird der Uebergang vom blutigen zum unblutigen Opfer sehr schön dargestellt [4]). Die Götter, heisst es, wollten ein Opfer haben; da schlachteten sie einen Mann; aber das Mark (medha, das allein Werthvolle und Opferwürdige bei einem Opferthier) entwich aus ihm und begab sich in ein Pferd. So wurde das Pferd zum Opfer geeignet. Die Götter schlachten das Pferd, aber das Mark entweicht und geht in einen Ochsen ein. Die Götter schlachten den Ochsen, aber das Mark entweicht in ein Schaf. Das Schaf wird geschlachtet, und der Opfertheil, der medha, begibt sich in eine Ziege. Und in der Ziege blieb er lange Zeit. „Darum ist unter den erwähnten Thieren die Ziege am geeignetsten zum Opfer.“ Da schlachteten die Götter die Ziege; das Mark ging hinaus aus der Ziege und verbarg sich in der Erde. „Alle jene Thiere, aus welchen der Opfertheil entwichen ist, sind nicht geeignet zum Opfer, daher soll man ihr Fleisch nicht geniessen.“

Nachdem also der Opfertheil in die Erde sich begeben hatte, umgaben ihn die Götter, dass er nicht entweichen konnte; er verwandelte sich dann in Reis .... Daher ist der Opferkuchen, welcher beim „Thieropfer“ (welches nunmehr blos noch den Namen hat) dargebracht wird, das Thier, welches getödtet wird. Die Strohhalme von dem Reis, aus dem der Kuchen besteht, sind die Haare des Thieres, die Reishülsen sind das Fell, die kleinsten Theilchen sind das Blut, all die feinen Theilchen, zu welchen der Reis gemahlen wird, um dann zu einer Teigmasse geknetet zu werden, bilden das Fleisch, und alles Andere, was noch wesentlich an dem Reis ist, sind die Knochen des Thieres. Wer daher den Purodâśa, den Opferkuchen, darbringt, der opfert die Opfersubstanz aller Thiere, die ja in dem Reis enthalten ist. Es ist dies eine mystische Geschichte des Opfers, die mit den Thatsachen ganz übereinstimmt. [1])

Die Opfer der Inder bestehen daher zumeist in einem Mus von Reis oder auch Gerste. Nur für ausserordentliche Fälle (es werden als solche namentlich genannt: Hochzeit, Empfang von Gästen und Manencult) hat sich das Thieropfer länger erhalten. Wir finden daher in den Grihyasûtren [2]), den Ritual-Lehrbüchern der Inder, welche auch die Vorschriften über den Bau eines Hauses enthalten, fast durchwegs nur das pflanzliche Opfer erwähnt. Auf eine Ausnahme werde ich Gelegenheit haben, aufmerksam zu machen.

---

[1]) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, II. Bd., S. 956 ff.

[2]) E. B. Tylor, Die Anfänge der Cultur. Deutsch von J. W. Spengel u. Fr. Poske. Leipzig 1873. I, 104 ff.

[3]) F. Liebrecht, Zur Volkskunde. S. 284 ff.

[4]) The Aitareya Brahmana of the Rigveda, containing the earliest speculations of the Brahmans on the meaning of the sacrificial prayers, and on the rites of the Vedic religion. Edited (Sanscrit in Devanagari character), translated and explained by M. Haug. 2 vols. Bombay 1863. Siehe pag. 90 ff. der Uebersetzung. Vergl. auch Râjendralâla Mitra, On Human Sacrifices in Ancient India (im Journal Asiatic Society of Bengal, Vol. XLV, Part 1, 1876. pag. 76 seqq).

[1]) Pferde- und Kuhopfer sind ebenso werthvoll als selten. Das Ziegenopfer hat sich am längsten von allen Thieropfern erhalten. Auch bei den Germanen lassen sich die Stufen: Menschenopfer, Pferdeopfer, Rinderopfer, dann: Eber-, Widder-, Böcke-, Lamm- und Ziegenopfer verfolgen. Grimm, Deutsche Mythologie, Bd. I, S. 35—43.

[2]) Folgende Werke sind benützt worden: Grihyasûtrâṇi, Indische Hausregeln. Sanskrit und deutsch herausg. von Ad. F. Stenzler. I. Âśvalâyana. II. Pâraskara. (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausg. von der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, III., IV. und VI. Bd. 1864 bis 1877.) — Das Çâṅkhâyanagṛihyam, Sanskr. u. deutsch herausg. von H. Oldenberg (Indische Studien, herausg. von A. Weber, Bd. 15, Leipzig 1878). — Das Gobhilagṛihyasûtra, herausg. und übersetzt von F. Knauer. Dorpat 1884 bis 1886. — The Gṛihya-Sûtras. Rules of Vedic Domestic Ceremonies. Translated by Hermann Oldenberg. Part. I: Śâṅkhâyana-Gṛihya-Sûtra, Âśvalâyana-Gṛihya-Sûtra, Pâraskara-Gṛihya-Sûtra, Khâdira-Gṛihya-Sûtra. Oxford 1886. (The Sacred Books of the East, edited by F. Max Müller, Vol. XXIX.) — Ausserdem habe ich noch das Âpastambîya-Gṛihyasûtra, dessen von mir besorgte Ausgabe unter der Presse ist, und das Mânava-Gṛihyasûtra, von dem Herr Prof. Bühler ein Manuscript besitzt, vergleichen können.

Es ist nicht ein Opfer, sondern eine Reihe von Opfern, welche die Grihyasûtren für den Hausbau vorschreiben. [1])

Wenn man sich ein Haus bauen will, heisst es im Grihyasûtra des 'Sâṅkhâyana, so soll man erst dreimal mit einem Zweige des Udumbara-Baumes (Ficus glomerata) den Bauplatz umziehen, indem man dazu spricht: „Zum Nahrungssegen umfasse ich hier die Ansiedlungen.“ Dies erinnert an den etruskischen Brauch, eine Furche um den Platz zu ziehen, wo man eine neue Stadt gründen wollte [2]). Sodann opfert er auf einer erhöhten Stelle in der Mitte des Bauplatzes mit den Sprüchen:

„Wer bist du? Wessen bist du? Wem opfere ich, nach Wohnung begehrend? Heil!“

„Auf dieser Erde bist du der Götter Theil, von hier entsprossen sind die Väter, die dahingegangen; der Glänzende opferte, Wohnung begehrend, ohne etwas den Göttern Gehöriges zu übergehen. Heil!“

Nachdem die Gruben für die Pfosten gegraben sind, schüttet man in Wasser gekochte Grütze in dieselben. In die Grube für den rechten Thürpfosten senkt er dann einen mit Opferschmalz bestrichenen Ast der Ficus glomerata, indem er dazu spricht:

„Diesen Zweig des Unsterblichen senke ich hier ein, einen Strom von Honig, einen Mehrer des Reichthums; zu ihm schreit das kleine Kind, ihn brüllt die Milchkuh an, die stets kalbt.“ Das Grihyasûtra des Âśvalâyana nennt hier ein Kraut Avakâ oder 'Sîpâla (Blyxa octandra), das man in die Grube senken soll, und fügt hinzu: „Dadurch ist das Haus vor Feuersbrunst geschützt.“ [3])

Beim Aufrichten des Pfostens werden verschiedene Sprüche gesagt, in denen Glück für das neue Haus erfleht wird. Es gibt ein Lied des Atharvaveda, das sich auf den Hausbau bezieht und in den Grihyasûtren mehrfach vorgeschrieben wird. Ich führe das Lied hier an, weil in allen Grihyasûtren einzelne Verse desselben auch beim Opfer gesprochen werden.

Atharvaveda III, 12.

1. Allhier errichť ich meines Hauses Pfeiler,
   fetttriefend ruhe es auf festem Grunde,
   Vollzählig lass uns, Haus! mit tücht'ger Mannschaft,
   mit unverletzter, jetzo dich betreten.

2. Hier stehe fest, o Haus! auf fester Stelle,
   mit Rossen und mit Rindern reich gesegnet,
   Mit kräft'ger Speise, Fett und Milch versehen,
   rag' hoch empor, ein Port des Glücks und Heiles!

3. Du bist ein Bergungsort, o Haus! Dein hohes Dach birgt edles Korn.
   Zu dir geh hin das Kalb, zu dir der Knabe,
   dir strömen Abends zu die Mutterkühe!

4. Dies Haus mög Savitar und Vâyu gründen,
   Indra, Brihaspati, der sachverständ'ge;
   Die feuchten Marut sollen Fett drauf sprengen,
   der König Bhaga lass' die Saat uns wurzeln.

5. Des Baues Herrin, Götter haben erstmals
   dich auferbaut als göttlich trautes Obdach,
   In deinem Strohgewand sei uns behaglich,
   schenk kräft'ge Leute uns und reiche Habe!

6. Das Sparrwerk liege richtig auf den Pfosten;
   stark, stattlich ausseh'nd scheuche fort die Feinde,
   Nicht sollst du, Haus! von den Bewohnern leiden,
   heg' uns mit unsern Mannen hundert Jahre!

7. Hier finde sich das zarte Kind, hier auch das Kalb zusammt dem Vieh,
   Hier steh' der Krug mit Kräutertrank, mit saurer Milch der Schüsseln Meng'.

8. Gefüllt, o Gattin! reiche diesen Krug her,
   das fette Nass mit Nektarsaft gemenget,
   Die Trinker hier lass in Ambrosia schwimmen;
   dies Haus beschirm' vollkommenes Genüge!

9. Hier diese Wasser stell' ich auf; sie sind gesund, der Krankheit feind!
   In meine Wohnung zieh' ich ein sammt Agni und dem Lebenstrank. [1])

Dieses Lied, sowie das weiter unten anzuführende aus dem Rigveda, beweisen, dass schon in alter vedischer Zeit der Bau des Hauses mit einer Feierlichkeit vor sich ging. Auch damals muss man schon, sowie es in den Grihyasûtren gelehrt wird, Feuer und Wasser zuerst in's Haus gebracht haben. Dies wird noch in einem andern Lied des Atharvaveda ausdrücklich gesagt:

„Du gastlich' Haus! ich lenke gern zu deinem sichern Port den Schritt,
Das Feuer birgst und Wasser du, des heiligen Werkes Element.“
„Dies Wasser bringe ich herzu, das heilsam ist und Seuchen tilgt;
In meine Wohnung zieh' ich ein, das ew'ge Feuer in der Hand.“ [2])

Hauptsächlich gilt es aber den Herrn des Bauplatzes, Vâstoshpati, zu besänftigen und ihn dem neuen Baue geneigt zu machen. Das Opfer an Vâstoshpati ist daher wohl als das eigentliche Bauopfer zu bezeichnen. Âśvalâyana sagt: Er besänftigt die Baustelle durch Wasser mit Reis und Gerste, in welches er Gold gelegt hat, indem er, dreimal herumwandelnd, mit diesem Wasser die Baustelle besprengt. Auch im Mânavagṛihya wird vorgeschrieben, Gold in die Grube zu legen [3]). Dann legt er ein Feuer an, und in diesem bringt er die Opferspenden dar; die Spenden bestehen theils in Opferschmalz, theils sind sie von dem Pfannkuchen (sthâlîpâka) genommen, der für dieses Opfer eigens zubereitet wird. Bei diesem Opfer kommen nun die Verse aus dem Rigveda, die an den Vâstoshpati gerichtet sind, zur Verwendung.

---

[1]) Der Hausbau wird beschrieben in den Grihyasûtren des: Âśvalâyana II, 7—9. Pâraskara III, 4. Śâṅkhâyana III, 2—4. Gobhila IV, 7. Khâdira IV, 2, 6—23. Âpastamba VII, 17. Mânava II, 11.

[2]) Vgl. Grimm, Myth. II, 957 fg.

[3]) Es lässt sich dazu vergleichen der von Krauss angeführte Brauch bei den Polen, „beim Bau eines Hauses unter die vier Ecksteine im Fundamente grüne Kräuter oder geweihte Kränze zu legen“.

[1]) Uebersetzt von Grill, Hundert Lieder des Atharva-Veda. Tübingen 1879.

[2]) Atharva-Veda IX, 3, 22 fg. Das ganze von Grill a. a. O. übersetzte Lied IX, 3 bezieht sich auf den Hausbau.

[3]) Noch heute ist es in Deutschland Sitte, Münzen in den Grundstein zu legen. (Liebrecht a. a. O. S 296.)

Rigveda VII, 54 und 55, 1.

1. O Wohnungsherr, erkenn' uns als die Deinen,
schaff guten Eingang uns, entfern' die Leiden;
Was wir dich bitten, das gewähr uns huldreich,
zum Heil sei Menschen und zum Heil den Thieren.
2. O Wohnungsherr, sei hülfreich uns und schenke
dem Haus Gedeih'n an Rind und Ross, o Indu,
In deiner Freundschaft lass uns nicht ermatten,
und sei uns liebreich wie dem Sohn der Vater.
3. Lass Wohnungsherr, uns deiner Huld Gemeinschaft,
der starken, lieben, segnenden geniessen,
Schütz unser Gut in Arbeit und in Ruhe,
ihr Götter, schützt uns stets mit eurem Segen.
55, 1. Der Leid du tilgst, o Wohnungsherr,
du gehst in alle Formen ein,
sei uns ein heilbegabter Freund. [1])

Das Grihyasûtra des Pâraskara schreibt für das Lied an den Vâstoshpati (Wohnungsherr, Herr des Bauplatzes) nur Opferspenden von Opferschmalz vor, während bei dem Pfannkuchen-Opfer die verschiedensten Götter angerufen werden: „Agni, Indra, Brihaspati, die Allgötter (višve devâḥ) rufe ich an, Sarasvati und Vâjî. Gebt Wohnung mir, ihr Kräftigen! Heil!“ Ebenso ruft er noch die Schlangen, den Himavat und das Sudarśana-Gebirge, die Vasus, Rudras, Âdityas, den Îśâna mit seinem Gefolge, den Vormittag, Nachmittag, Mittag, sowie die Göttin der Dämmerung, den Schöpfer und Erhalter, den Višvakarman, die Kräuter und Bäume, den Dhâtri, Vidhâtri und den Kubera, Brahman und Prajâpati und alle Götter an, ihm gute Wohnung zu geben.

Hier, bei dem Opfer an den Vâstoshpati, ist es nun, wo es in dem Grihyasûtra des Gobhila heisst: Nachdem er in der Mitte des Hauses das Feuer aufgestellt, opfere er eine schwarze Kuh [2]), oder auch einen weissen Bock, beide mit einer Milchspeise, oder auch eine Milchspeise allein. Er opfert, nachdem er das Fett, Opferschmalz, Fleisch und die Milchspeise gemischt hat. Das ist die einzige Stelle, die für das Thieropfer Zeugniss gibt [3]). Und es ist dies ein neuer Beweis, dass das Werk des Gobhila ein hohes Alter beansprucht, da es allein das Thieropfer, das wir bei Germanen und Slaven als Bauopfer nachweisen können, erhalten hat. Freilich zeigt sich auch hier schon die spätere Entwicklung, eine Art Compromiss, in dem Zusatz: „mit einer Milchspeise, oder auch eine Milchspeise allein.“

Endlich werden noch Streuopfer erwähnt [4]), mit denen die Himmelsgegenden zu verehren sind. Alle diese Opfer müssen vollzogen werden, ehe das Haus von dem Erbauer mit Weib und Kind bezogen werden darf.

Mit der Erwähnung der schwarzen Kuh oder des weissen Bockes in dem Gobhilagrihyasûtra ist alles erschöpft, was die Grihyasûtren über blutige Bauopfer haben.

Vom Thieropfer gelangen wir nun, eine Stufe weiter zurück, zum Menschenopfer. Wie schon erwähnt, müssen wir die Belege hiefür in Mythe und Aberglauben suchen. Was aber das Merkwürdigste ist, das ist der Umstand, dass die betreffenden Sagen und Volksmeinungen, wie wir sie bei den Indern in Bezug auf Menschen-Bauopfer finden, nicht nur in grossen Umrissen, sondern auch in kleinen Zügen und scheinbar zufälligen Nebenumständen, vielfache Uebereinstimmung mit den entsprechenden Sagen der westlichen Völker zeigen.

Es ist zunächst eine ganz gelegentliche Notiz eines neueren Schriftstellers, der dabei an das Bauopfer gar nicht denkt, die hier angeführt zu werden verdient. Es ist jüngst ein Buch erschienen, welches die Schilderung des Bauernlebens in der Provinz Bihâr zum Gegenstande hat [1]). Eine Zierde dieses ausgezeichneten Werkes bilden die zahlreichen Illustrationen, welche nach Photographien gemacht sind. Der Verfasser erzählt nun in der Vorrede, welche Schwierigkeiten es ihm gemacht hat, diese Photographien zu gewinnen. Die Leute hielten den photographischen Apparat für eine schreckliche Zaubermaschine, und es kostete viel Ueberredung, bis man irgend eine Aufnahme gestattete. Die letzte Photographie, die der Verfasser aufnahm, wurde nun durch einen sonderbaren Umstand vereitelt. Als er ein Bauernhaus aufnehmen wollte, weigerte sich die alte Grossmutter der Familie zu gestatten, dass eines der Kinder in dem Bilde erscheine; sie begründete dies damit, dass die Regierung den Bau einer Brücke über den Gandak-Strom beabsichtige und Kinder brauche, um sie unter den Grundpfeilern der Brücke zu begraben. Ein kleiner Knabe, der sich durchaus verewigen wollte, sprang im letzten Augenblick vor den Apparat hin, zum Entsetzen der weiblichen Mitglieder der Familie. Da aber der Junge der Linse zu nahe stand, verdeckten seine Schultern die Hälfte des Bildes. [2]) Es ist gewiss nicht zufällig, dass hier vom Bau einer Brücke die Rede ist. Auch

---

[1]) Uebersetzung von Grassmann. (Rigveda. Uebersetzt von H. Grassmann. Leipzig 1876.)

[2]) Die Farbe ist nicht gleichgiltig. In Griechenland schlachten die Maurer auf dem Grundstein des neuen Gebäudes einen schwarzen Hahn. (Grimm, Myth. II, 957.) „In welchem Hause Hahn, Katze und Hund von schwarzer Farbe sind, kommt nie Feuer aus.“ (Grimm a. a. O. Bd. III, S. 474, Nr. 1056.) Vgl. auch Grimm a. a. O. III. Bd., S. 491, Nr. 99.

[3]) Genau genommen sind es zwei Stellen, nämlich auch Khâdiragrihyasûtra IV, 2, 16—18. Da aber letzteres nur ein Abklatsch des Gobhilagrihyasûtra ist, kommt es kaum in Betracht.

[4]) Bali oder Streuopfer sind solche Gaben, welche nicht im Feuer geopfert werden, wie die grösseren Opferspenden.

[1]) Bihâr Peasant Life, being a discoursive Catalogue of the Surroundings of the People of that Province, with many Illustrations from Photographs taken by the Author. Prepared, under Orders of the Government of Bengal, by George A. Grierson. Calcutta 1885.

[2]) Die Stelle lautet: „The last photograph the writer took — that of a native-house — was spoilt because the grandmother of the family refused to allow any of the children to appear in the picture, her reason being that the Government was building the bridge across the Gandak and wanted children to bury under its foundations. Just, however, as the plate was exposed, one of the little boys determined to immortalize himself, and leaped in front of the lens to the dismay of the female members of his family. He had his wish in appearing in the picture, but he was so near the lens that he covered half of it with his shoulders.“

bei den deutschen und südslavischen Sagen handelt es sich oft um Brückenbauten.

„Als der Rajah Sala Byne das Fort Sialkot im Pandschab baute, gaben die Fundamente der Südostbastion so oft nach, dass er seine Zuflucht zu einem Wahrsager nahm, der ihm die Versicherung gab, sie würden nie stehen, ehe nicht das Blut eines einzigen Sohnes dort vergossen würde, und es wurde deshalb der einzige Sohn einer Witwe geopfert." [1])

Bei den buddhistischen Völkern Hinterindiens finden wir besonders reichliche Belege für das Bauopfer. „Nach Marco Polo tödtete man Gäste in Korazan, um einen hausbeschützenden Dämon zu gewinnen. Der Angriff des Rajah von Karrang auf Bliling hatte zum Zweck, sich menschliche Knochen zu verschaffen, um sein Gelübde eines Tempelbaues zu erfüllen." [2])

Bastian wurde in Mandalay erzählt, „welch' schreckliche Dinge bei der Gründung der Stadt vor sich gegangen. An dem Tage, wo von sechs auf sechs Monate eines der Thore zu beginnen war, wagte sich Niemand aus dem Hause, denn die Späher des Königs standen bereit. Die Brahmanen hatten gewisse Namen angegeben, die, als den Constellationen entsprechend, für den magischen Bund am wirksamsten sein würden. So wurden auf den Strassen Namen gerufen, und wenn solche, die sie trugen, unwillkürlich den Kopf wandten, so waren sie dem Tode verfallen." Jetzt fügt man in Mandalay, statt dass Leute getödtet würden, nur Figuren als Thayaiga in die Mauern ein. [3])

Der birmanische König Noatsa liess ein Wasser-Reservoir bauen, und um die Deiche zu sichern, seine Königin dort ertränken. [4])

In ganz Hinterindien kehrt der Gebrauch, Kriegsgefangene oder Verbrecher unter den Stadtthürmen zu vergraben, häufig wieder. [5])

Wenn in Siam ehedem eine neue Stadt gegründet wurde, wurden die ersten vier oder acht Personen, die man ergriff, lebendig unter den Thorpfosten begraben, um als Schutzengel zu dienen. [6]) Später wurden rings um den heiligsten Theil der buddhistischen Tempel in Siam Steine vergraben und darüber erst die eigentlichen Grenzsteine errichtet. [7]) Ein ähnlicher Gebrauch wird schon in einem Grihyasûtra [1]) vorgeschrieben. Man soll, heisst es daselbst, unter dem Mittelpfosten einen mit Butter besprengten Stein vergraben.

Die Beispiele von Menschen-Bauopfern liessen sich noch bedeutend vermehren. Und ich zweifle nicht, dass auch in Vorderindien manche Sagen, Gebräuche und Volksmeinungen sich erhalten haben werden, die bis jetzt noch kein Ethnograph gesammelt hat. Für heute muss ich hier meine Bemerkungen schliessen, und bemerke noch, dass man daraus, dass derselbe Gebrauch bei Germanen und Slaven, sowie auch bei Griechen und Römern einerseits, und bei Indern andererseits sich findet, noch nicht den Schluss wagen darf, dass diese Uebereinstimmung auf gemeinsamen Ursprung aus indogermanischer Zeit zurückgehe. Das geht deshalb nicht an, weil ja schon Edward Tylor nachgewiesen hat, dass ganz dieselben Volksmeinungen und -Gebräuche bei den verschiedensten Völkern Europas nicht nur, sondern auch in Asien, Afrika und Polynesien allenthalben sich vorfinden.

Monatsversammlung am 10. Mai 1887.

Vorsitzender: Herr Hofrath Langer Ritter von Edenberg.

1. Herr **Oscar Baumann** bespricht

einige ethnographische Gegenstände von den Bubes auf Fernando Po.

Dieselben sollen in einem eigenen Werke, welches Herr Baumann über Fernando Po herauszugeben gedenkt, eingehend beschrieben und abgebildet werden.

2. Herr Dr. **Moriz Hoernes** berichtet

Ueber eine Reihe prähistorischer und römischer Fundstücke aus Krain und dem Küstenlande.

Dieselben wurden durch die Ausgrabungen und Höhlenforschungen, welche Prof. Dr. Carl Moser aus Triest während des abgelaufenen Sommers im Auftrage der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften durchgeführt hat, gewonnen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen werden in dem diesjährigen Berichte der genannten Commission veröffentlicht; die gegenwärtige Mittheilung hat sich daher auf einen Ueberblick der Hauptthatsachen zu beschränken.

Die zahlreichsten und erheblichsten unter den vorliegenden Funden stammen aus der Theresienhöhle

---

[1]) Tylor, Die Anfänge der Cultur. I, 107.
[2]) A. Bastian, Die Völker des östlichen Asien. I, 194.
[3]) A. Bastian a. a. O. I, 195. II, 91.
[4]) Bastian a. a. O. II, 270.
[5]) Bastian a. a. O. III, 16.
[6]) "Formerly, in Siam, when a new city gate was being erected, it was customary for a number of officers to lie in wait near the spot, and seize the first four or eight persons who happened to pass by, and who were then buried alive under the gate posts, to serve as guardian angels. The governess at the Siamese court declares this was done when a new gate was added to the palace a few years ago, but her book is, to my knowledge, so untrustworthy that I may decline to believe this story, the more so as it is quite inconsistent with the human character of the late King." (Henry Alabaster, The Wheel of the Law. Buddhism illustrated from Siamese Sources by the Modern Buddhist. London 1871. pag. 212 seq.)
[7]) „The Sema, or Bai sema (Sanskrit, Sîmâ, a "boundary" or landmark) are eight stones placed, one at each point of the compass, round the most holy part of a temple. When the ground is first dedicated, eight „luk nimit", or round marking-stones, are sprinkled with holy water and buried, to mark the limits from which evil spirits are warned off. Over these Luk nimit are built small platforms, supporting the heart-shaped Bai sema, generally covered by an elaborately carved or mosaic-worked canopy." (Alabaster a. a. O. pag. 272 note.) Vgl. Liebrecht a. a. O. S. 295.
[1]) Śânkhâyana III, 3, 10.

im Hirschpark zu Duino. Eine ziemlich tiefe, von mehreren Streifen natürlicher Ablagerungen durchzogene Culturschichte enthielt sehr reichliche Küchenabfälle und Reste des Hausrathes einer neolithischen Bevölkerung, die zu verschiedenen Zeiten und manchmal auch für längere Dauer diese Höhle als Wohnplatz benützte. Unter den Speiseresten sind namentlich die frutti del mare (Mollusken, Krebse, Fische) zahlreich vertreten, daneben aber auch jagdbare Säugethiere. Unter den Artefacten überwiegen die Topfscherben, Flintmesser und Knochenpfriemen rohester Form; in geringerer Zahl fanden sich Thongefässbruchstücke einer etwas vorgeschritteneren Technik, Pfeilspitzen von feiner Arbeit und polirte Steinbeile.

Neben der Ausbeute dieses Fundortes treten die Funde, welche Prof. Moser in vier anderen Höhlen des Küstenlandes gemacht hat, in anthropologischer Hinsicht — denn das paläontologische Ergebniss, welches theilweise sehr beträchtlich war, lassen wir unberührt — weit zurück. Küchenreste und Artefacte, erstere vorwiegend in essbaren Meeresconchylien, letztere in Topfscherben und Flintsplittern bestehend, fanden sich in den Höhlen: „Russa spila", am Berge Jurkovec bei Nabresina, „Pytina jama", bei Gabrovica nächst Prosecco, „Lašca", in einer Doline bei Nabresina und „Na hrbci", bei Salles nächst Prosecco.

Ein kleiner räumlicher, aber sehr weiter zeitlicher Sprung führt uns von diesen neolithischen Denkmälern des küstenländischen Mundus subterraneus zu den Ausgrabungen unter freiem Himmel, welche Prof. Moser in Krain gemacht hat. Diese Gegenstände, welche der Hauptmasse nach aus römischen Gräbern stammen, scheinen keine so enge Nachbarschaft mit jenen Höhlenfunden zu vertragen. Ich erinnere aber an den Ausspruch Ranke's über die römischen Gräber unserer Heimat: „wenn sie auch nicht der eigentlichen Vorgeschichte angehören, so ist ihre Untersuchung doch für diese von der grössten Wichtigkeit, und das sorgfältige Studium der Römerfunde bietet uns fast die einzige Möglichkeit, zu einer wirklich exacten zeitlichen Datirung der vorhistorischen Perioden zu gelangen."

Das Grabfeld Vinograd bei Unter-Semon nächst Windisch-Feistritz ist in der That geeignet, unsere Kenntniss der Ausstattung römischer Grüfte um einige nicht unwesentliche Details zu bereichern. Abgesehen von einem besonders reichlich ausgestatteten Skelettgrab, dessen Beigaben leider zerstreut wurden, sind nur Brandgräber gefunden worden, die nach den sicheren Anhaltspunkten, welche die vorkommenden Münzen gewähren, dem Ende des III. und dem Beginne des IV. Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung angehören. Die geringwerthigen Thongefässe, welche den Leichenbrand, Münzen (bis zu 7 Stück), Schmucksachen und andere kleine Beigaben enthielten, waren zweimal mit Schneidewerkzeugen (1 Messer, 1 Gürteldolch) zugedeckt. Ich sage „zugedeckt", weil diese Anordnung doch wahrscheinlich den Sinn hat, dass die Asche des Abgeschiedenen von frevler Hand unberührt bleiben sollte. Eine flache Schale war durch einen eisernen Wandnagel in der Mitte getheilt; auf der einen Seite lagen 29 kleine Münzen, meist Weisskupferdenare, auf der andern eine bronzene Gürtelschnalle und ein eisernes Messer. Hervorzuheben ist, der ausserordentlichen Seltenheit wegen, ein fragmentirtes gläsernes Lämpchen; auch unter den Schmucksachen befinden sich einige bemerkenswerthe Stücke. Erwähnung verdienen schliesslich noch die Reste einer vorrömischen Wallburg (Gradišče) bei Unter-Semon. Dieser älteren keltischen oder illyrischen Niederlassung dürfte ein vor längerer Zeit von Prof. Müllner eingesendetes Eisenbeil mit schlanker Klinge und schienenförmig in der Richtung des Schaftes ausgedehntem Rücken, das in ersterer Hinsicht an die Beile von St. Michael, in letzterer aber an gewisse Beilformen der ungarischen Bronzezeit erinnert, angehören.

Vorrömisch, in ethnologischer Beziehung zweifelhaft, in chronologischer der vorgeschrittenen Eisenzeit angehörig, sind die zerstreuten Funde auf dem Berge St. Achaz bei Windisch-Feistritz und auf dem Gradišče bei Ternovo (Dornegg). Doch weist Einzelnes entschieden auf eine ältere Epoche, Anderes mit Wahrscheinlichkeit auf eine viel jüngere nachrömische Bevölkerung hin. Die von der Natur zu festen Plätzen gestalteten Burghügel in Krain haben eben zu sehr verschiedenen Zeiten als Zufluchtsstätten gedient, wie ja jene früher erwähnten Karsthöhlen noch heute dem Hirten bei plötzlichem Unwetter ein schützendes Obdach gewähren.

Schliesslich mögen der Vollständigkeit und der interessanten Localität halber noch die Funde erwähnt werden, welche Prof. Moser im Boccadino, einem von ruinengekrönten Felsmauern eingeschlossenen Weinberge hart am Meere, neben der Mündung des Timavo, gemacht hat. Es sind römische Skelettgräber, die einer armen, wahrscheinlich vom Fischfang lebenden Bevölkerung des IV. Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung angehören. Das unbedeutende Inventar derselben (Topfscherben, kugelige Thonwirtel oder Netzbeschwerer und kleine Metallobjecte) contrastirt recht auffallend mit den Sagen, welche in alter und neuer Zeit (Reise der Argonauten, Schloss des Attila) an die Mündung des Timavo angeknüpft haben. Es war ein recht verlassener Erdenwinkel, wo wir nach Allem, was uns die beglaubigte Geschichte überliefert, nicht viel mehr erwarten dürfen, als uns die Ausgrabungen geboten haben.

3. Herr Professor Dr. **Woldřich** legt

eine Bronzenadel

vor, welche beim Ausheben des Grundes für das fürstlich Schwarzenberg'sche Haus in der Heugasse des IV. Bezirkes Wiens im Jahre 1883 gefunden wurde. Da diese Nadel zu den ältesten Funden gehört, die auf dem Wiener Boden gemacht wurden, so erregt sie unser Interesse in um so höherem Grade. Nach einer Zuschrift des fürstl. Schwarzenberg'schen Secretärs Herrn Lorenz vom 6. April 1884 erklärten die Herren Professor Suess und G. Graf Wurmbrand die Nadel „als ein Product der Römerzeit". Dieselbe ist in einer Länge

von 122 mm erhalten, vom spitzen Ende dürfte ein Drittel fehlen. Der Kopf ist flach und scheint in der Mitte eine kleine rundliche Erhöhung besessen zu haben, sein Durchmesser beträgt 11 mm, seine Dicke 5 mm; am Seitenrande desselben befindet sich eine dreifache, unregelmässig gezogene Furche, unter welcher den unteren Rand kleine Reifen zieren. Unterhalb des Kopfes ist die runde Nadel 5 mm dick und mit einer unregelmässig gezogenen Spiralfurche verziert; die Nadel verdickt sich dann auf 6·5 mm und enthält hier ein kleines Loch. Hierauf verdünnt sie sich wieder auf 4·5 mm, bleibt in einer Länge von 2·4 mm rund, ist hier wieder mit einer unregelmässig gezogenen Spiralfurche geziert und verläuft dann vierkantig weiter; in der Mitte einer jeden dieser Seitenflächen läuft eine gerade Furche. Die Bronze ist wenig zinnhältig, die Patina graugrün und stark, doch ist ein Metallkern vorhanden. Die Nadel scheint im Feuer gewesen zu sein und dürfte somit aus einem Aschengrabe herrühren. Durch das quere Loch und durch die Verzierungsweise erinnert dieselbe an eine von Herrn Custos Heger in einem Tumulus in Winklarn bei Amstetten in Niederösterreich ausgegrabene, in der Technik jedoch vorgeschrittenere Nadel mit gewölbtem Knopf und ebenfalls gefurchter und schön wellig gebogener Spitze. Durch den flachen Knopf und die primitive Verzierung erinnert sie an Nadeln, die ich wiederholt in Grabhügeln Südböhmens gefunden und abgebildet habe. Die vierkantige Form hat sie gemeinschaftlich mit einer Nadel aus einem Grabhügel von Shořova bei Litoradlič, Mitth. d. A. G. B. 14. T. 6, Fig. 33, nur ist letztere gedreht und besitzt einen hohlen, gewölbten, oben und seitlich offenen Knopf; diese Höhlung sowie das Loch an unserer Nadel dienten offenbar zur Befestigung dieser Gewandnadeln, um selbe nicht verlieren zu können. Meiner Ansicht nach ist die vorliegende Nadel unbedingt kein römisches, sondern ein barbarisches Product und dürfte aus den letzten Jahrhunderten vor Chr. stammen.

4. Herr Dr. **M. Haberlandt** übersendet einige nachträgliche Bemerkungen zu den beiden Vorträgen der Herren Dr. Krauss und Dr. Winternitz:

Ueber das Bauopfer.

(Siehe Mittheil. Bd. XVII p. 16 und Sitzungsberichte 1887. p. 37.)

1. Die Existenz des Bauopfers unter den Südslaven hat Herr Dr. Fr. S. Krauss in seinem interessanten Vortrage zur Genüge erhärtet, dagegen scheint mir seine Entwicklung der psychischen Seite jener weitverbreiteten Sitte nicht ganz das Richtige zu treffen, jedenfalls verträgt sie eine kurze Discussion.

Die „animistische" Grundlage, die Herr Dr. Krauss unserer Sitte zuspricht, der zufolge das Bauopfer als Sühnopfer auftreten muss, gestattet nämlich nicht, zugleich, wie Dr. Krauss es thut, für das Bauopfer auch den Sinn, dass hiedurch dem Neubau ein Schutzgeist beigegeben werden soll, in Anspruch zu nehmen. Es heisst die animistische Hypothese ganz willkürlich erweitern, wenn man sie auch Vorstellungen des Seelencults einschliessen lässt. Wenn man, wie dies Herr Dr. Krauss durch Märchen und Sagen p. 16 f. belegt, den Grundgedanken: „. . . . . man will dem Geiste des Bodens das Baurecht abkaufen, ihn versöhnen," als animistisch noch gelten lassen mag, so ist der anderwärts sich ergebende Grundgedanke, dass durch das Bauopfer dem Neubau ein Schutzgeist beigegeben werde, evident eine Vorstellung des Seelencultgebiets und hat mit dem ersten nichts gemein. Aber auch in den ersteren Fällen ist es, wie sich bei näherem Zusehen ergibt, mit der „animistischen" Grundlage nichts. Das Beweismaterial des Herrn Dr. Krauss schrumpft bei etwas eindringenderer Kritik ganz bedenklich zusammen. Was Herr Dr. Krauss p. 16 als Parallelerscheinung für das Bauopfer vom südslavischen Brauch, bei Urbarmachung eines Feldes oder Bestellung eines neugekauften Grundstückes eine halbe Silbermünze auf den Acker zu werfen, erzählt, ist sicherlich richtiger als Rechtssymbol, wie deren ganz verwandte J. Grimm aus Deutschland anführt (Deutsche Rechtsalterthümer) aufzufassen. Das bosnische Bauopfer bei Errichtung eines Bienenstandes ist gewiss erst eine Ableitung von dem Bauopfer bei Hausbauten und vom Standpunkte des Animismus überhaupt kaum verständlich, wohingegen der Zug mit der lebendig eingeschlossenen Biene eine evidente Anlehnung an das Einmauern von Menschen in Menschenwohnungen enthält. Wenn Herr Dr. Krauss in der Erzählung (p. 17) von einem Hausbau, dem durch angesammeltes Gewürm die Stelle bestimmt worden, ein Bauopfer constatirt, so ist dies denn doch lediglich eine Wortspielerei: hier fehlt ja doch jedes psychische Moment zu einem Opfer, und nichts liegt vor als ein Orakelvorgang. Vergleiche dazu den Abschnitt: „Wahl der Baustelle" in Andree's „Ethnographische Parallelen und Vergleiche" p. 24. Endlich enthält die p. 17 mitgetheilte serbische Sage wohl deutliche Anklänge an Menschenopfer bei Bauten, auch ist die Opferforderung für die Bodennutzung durch einen Bau hier ganz direct ausgesprochen, aber gerade die Beschränkung dieser Forderung auf gewisse Plätze (für den letztgewählten wird ja ein Opfer weder gefordert noch gebracht) zeigt, dass wir es in jenem „Erdenherrn" (sahibija zemlje) doch irgendwie mit einem gespenstartigen „Seelenwesen" (einer Vorstellung des Seelencults, das irgendwo im Boden gebannt ist und nur auf dies Stück Anrecht und Macht hat, nicht mit einem inhärenten „Geist des Bodens" in animistischem Sinne zu thun haben.

Mir scheint demnach die folgende Ansicht, welche sich ohne Zwang aus allen Formen des Bauopfers ergibt, die richtigere zu sein. Durch jeden Bau findet eine Störung in den früheren Verhältnissen des Bauortes statt. Niemand kann wissen, ob nicht diese Störung die Interessensphäre eines der in der Welt unzählig vorhandenen Geisterwesen, d. i. der Seelen Abgeschiedener nach ihrem letzten, wenn auch schon verdunkelten Ursprung, tangirt; können sie doch in zufälligem Besitz der Baustelle sein oder richtiger in

augenblicklicher Localisation daselbst existiren. Somit handelt es sich bei jedem Neubau, die Störung jener gespensterartigen Geister zu sühnen, durch ein ihnen gewährtes Opfer unschädlich zu machen. Diese Auffassung geben alle Formen des Bauopfers bei Naturvölkern, wo die Erscheinung noch sehr durchsichtig auftritt, an die Hand. Statt vieler Belege nur einen charakteristischen. Als ein Ansiedler in einer schönen Gegend in Bihé (Südafrika) sein Haus erbauen wollte, bemerkte man ihm, dies ginge nicht an, da an jener Stelle vor einigen Jahren ein Hexenmeister hingerichtet worden sei und deshalb die bösen Geister ihn in seiner Ruhe stören und in Todesgefahr bringen würden. Erst ein Opfer müsse sie versöhnen. (L. Magyar, Reisen in Süd-Afrika I, 209.) — Schliesslich ein kurzer Nachtrag zu dem Literaturnachweise: Ausführliches brauchbares Material mit zahlreichen Literaturbelegen findet man auch in R. Andree's Ethnogr. Parallelen und Vergleichen p. 18 ff.

2. In seinem Vortrag über das Bauopfer in Indien stützte sich Herr Dr. M. Winternitz bei seinen Ausführungen hauptsächlich auf das in den grhyasûtren gebotene Material. Ich möchte mir erlauben, aus der in solchen Dingen ergiebigsten Quelle, den Märchen und Sagen, einige nachträgliche Mittheilungen über die Existenz des Bauopfers im alten Indien zu machen. Die Bauopfersagen, welche ich aufgefunden habe, erscheinen zwar hier zum Theil in buddhistischer Verkleidung und sind mit dem bekannten Zuge der buddhistischen Selbstaufopferung legendenhaft verquickt, immerhin aber lassen sie doch deutlich die Existenz der Vorstellung im alten Indien, dass zur Vollendung grosser Bauwerke ein Menschenopfer nöthig sei, erkennen.

Sowohl im Vikramacarita (8. Cap.), wo die Sage in Verbindung mit Vikramâditya, dem bekannten Märchenkönige, auftritt (s. Roth, Journal asiatique 1845. VI, 385), als in der bengalischen Uebersetzung der Sinhâsanadvâtrinçat (7. Erzählung) begegnet die nachfolgende, eine Erinnerung an das Bauopfer einschliessende Sage:

„In Kaçmîra liess ein reicher Mann einen grossen Teich machen, aber das Wasser bleibt nicht darin; eine himmlische Stimme verkündet, dass, wenn der beste Mann sich selbst zum Opfer bringe, dann das Wasser bleiben werde. Darauf macht der Reiche einen Goldmann, 10 Lasten schwer, mit der Inschrift, wer seinen Körper zum Opfer gebe, solle diesen Goldmann haben. Aber Niemand will sich opfern." Die Fortsetzung der Geschichte ist nun ganz buddhistisch. „Dies hört Vikramâditya, geht verkleidet hin und schneidet sich in der Nacht den Kopf ab; die Göttin (d. i. die frühere himmlische Stimme) gibt ihn ihm wieder, heilt ihn und stellt ihm eine Gnade frei. Er bittet um die Füllung des Teichs. Voll Erstaunen wird diese am folgenden Morgen von den Umwohnern erblickt."

Man wird gestehen, dass hier zumindesten eine fortklingende Erinnerung der alten Idee von der Nothwendigkeit des Bauopfers, soll anders der Bauzweck erreicht werden, vorliegt; der befremdliche Schlusstheil der Sage, welcher das Opfer ungeschehen macht, ist nach der buddhistischen Schablone verfasst und alterirt die alterthümliche Bedeutung des ersten Theils mit seiner Opferforderung nicht im Geringsten.

Eine andere Sage, welche freilich nicht aus der alten Literatur stammt, aber ihrem Stoff nach unbedingt in alte buddhistische Zeit hinaufgeht, betont ebenfalls, dass das Gelingen des Bauwerks von der Darbringung eines Opfers, hier ebenfalls eines Menschenopfers, abhängig ist. Dass auch hier wieder das Opfer durch eine Selbstaufopferung zu Stande kommt, erklärt sich zur Genüge aus der späteren milden indischen Gesinnung und Denkweise, der zufolge kein anderes Opfer eben zulässig und denkbar ist, als das der eigenen Person. Unsere Sage ist mitgetheilt in der Geschichte des Cholareichs „Kyfiyat" (Mackenzie-Collection von Wilson II, CCLXVI):

„Der Kaverîfluss im Dekhan soll eingedämmt und das Wasser abgeleitet werden. Es stürzt aber in eine grosse Höhle und verschwindet. Der König wendet sich in dieser Verlegenheit an einen Rishi. Dieser sagt ihm, dass, wenn ein König wie er, oder ein Rishi, wie der Sprechende hineinspringe, der Kaverî weiterfliessen werde. Der König will sich nun selbst hineinstürzen. Trauernd geht die Königin zum Rishi. Dieser empfängt sie mit dem Segen: „dass sie bis zu ihrem Tode als Gattin leben möge". Die Königin bittet ihn, dass dieser Segen nicht fruchtlos sein möge, fragt aber, wie das möglich sein könne, da ihr Mann sich in die Höhle stürzen wolle. Darauf stürzt sich der Rishi selbst hinein und es erhebt sich sogleich ein kleines Lingam (Çiva's Symbol). Darauf war der König fähig, die Eindämmung zu vollenden." Der Opfersinn tritt in dieser Erzählung besonders deutlich hervor.

Ebenfalls aus Südindien stammt, obwohl in Nordindien localisirt (ein sicheres Zeichen von hohem Alter der Erzählung) eine im Dubois'schen Pancatantra (pag. 34) mitgetheilte Bauopfersage, welche ohne Verständniss für den alten volksmässigen Sinn des Opferactes denselben in rationalisirter Form überliefert, aber so, dass die Veränderungen und Zusätze jener rationalisirenden Auffassung leicht als solche erkannt werden können. „Der König Dharma Dahla (?) von Ujjain" (Skr. Ujjayini, die berühmte Ganges-Stadt), lautet sie, „hat einen grossen Teich graben lassen; aber er füllt sich nicht, denn" — hier spricht der rationalisirende Ueberlieferer — „eine unbemerkbare Oeffnung führt alles Wasser in einen tiefen Abgrund. (Für die alte primitive Auffassung ist dieser Misserfolg selbstverständlich.) Ein Muni belehrt ihn, dass dies Folge eines Zaubers sei (auf einer späteren Stufe ist „Zauber" alles, was auf einer tieferen die selbstverständliche, überall a priori bestehende Calamität mit den Geistern), der nur dann enden werde, wenn ein Königssohn oder ein Muni geopfert werde. Der König lässt nun sogleich den Muni, dem er die Belehrung verdankt, selbst tödten und seine Leiche in den Teich werfen. Diese (so wieder der rationalisirende Erzähler) stopft durch einen Zufall die Oeffnung, so dass der Teich sich nun füllt und Alles ringsum befruchtet." Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass wir hierin ein altes indisches Bauopfer angedeutet sehen

dürfen, und die Beschränkung der opferfähigen Person auf einen König oder Muni, wie sie in den zwei letzten Sagen stattfindet, mag uns sogar dazu dienen, als einen speciellen Zug des indischen Bauopferglaubens vielleicht den zu erkennen, dass es keine Sclaven oder Angehörige niedriger Kasten sein durften, die einem Bau als Opfer zugemittelt werden sollten, sondern Personen aus höheren Kasten, vielleicht aus der unmittelbaren Umgebung des Bauherrn selbst [1]).

Die ersterwähnte Sage lässt muthmassen, dass auch Personen als Opfer für Baulichkeiten gekauft worden sein mögen, denn nur diesen Sinn kann es haben, wenn der reiche Bauherr von Kaçmîra einen Goldmann von 10 Lasten als Preis für ein solches Opfer aussetzt. Das Angebot kann nicht an das Opfer gerichtet sein — dies wäre ja ungereimt — wohl aber an Solche, welche das Recht und die Macht, über Andere zu verfügen, besitzen.

Wir dürfen nicht hoffen, aus Indien, wo die Spuren des ehemals existirenden Menschenopfers überhaupt so sorgsam verwischt worden sind, unmittelbarere und deutlichere Zeugnisse aus der Literatur über das einstige Bestehen des Bauopfers zu erhalten, als diese. Die örtliche Sage und Tradition mag hierüber freilich noch Manches enthalten, aber es liegt in der Natur der Sache, dass der Ethnograph solches Material nur durch Zufall in die Hand bekommt und für seine Forschungen verwerthen kann.

5. Für die Bibliothek sind folgende Werke eingelaufen:

Vedel Amtmand E.: Bornholms oldtidsminder og Oldsager Kjobenhavn 1886. 424 p. u. 1 Karte 8°. (ded. Aut.)

Laponge M. G. de: L'Anthropologie et la science politique. Leçon d'ouverture du cours libre d'Anthropologie. Extrait de la Revue d'Anthropologie du 15 mars, 1887. Paris 1887. 8°. (ded. Aut.)

Naue Julius: Bronze und Eisen in der Vorgeschichte Oberbayerns. Sep.-Abdr. aus d. Zeitschrift des bayer. Kunstgewerbe-Vereins in München. 1887. Heft 3 u. 4. 14—19 p. Gr. 4°. (ded. Aut.)

Nicolucci Giustiniano: Antropologia dell' Italia nell' evo antico e nel moderno. — Memoria Estratta dagli Atti, Vol. II. Serie 2° Nr. 9 della R. Accademia delle Scienze Fisiche e Matematiche. Napoli 1887. 112 p. Gr. 4°. (ded. Aut.)

Ernst A.: Ethnographische Mittheilungen aus Venezuela. Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. October 1886. (514)—(545) p. u. 2 Tafeln. (ded. Aut.)

Ernst A.: Proben venezuelanischer Volkspoesie. Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Januar 1886. (43)—47) p. 8°. (ded. Aut.)

Ernst A.: Ueber die Reste der Ureinwohner in den Gebirgen von Mérida. Sonder-Abdr. a. d. Zeitschr. für Ethnologie. Berlin 1885. 190—197 p. 8°. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

[1]) Vgl. die serbische Sage bei Krauss: Das Bauopfer bei den Südslaven, pag. 20, wo die Frau des Bauherrn geopfert werden muss; vgl. auch ibid. pag. 22 und die Anmerkg. 1.

Sitzung des Ausgrabungs-Comités am 10. Mai 1887.

Vorsitzender: Herr Hofrath Karl Langer von Edenberg.

Erster Secretär Custos Heger theilt mit, dass Se. Majestät auch in diesem Jahre huldvollst den namhaften Beitrag von 1000 fl. für die von der Anthropologischen Gesellschaft in Aussicht genommenen Ausgrabungen zu bewilligen geruht hat. Diese Mittheilung wird mit dem Ausdruck des lebhaftesten Dankes für die Allergnädigste Spende seitens des Vorsitzenden und der anwesenden Comité-Mitglieder zur Kenntniss genommen. Ausserdem ist auch heuer eine Anzahl von Freunden der anthropologischen Forschung eingeladen worden, den Fond für praktische Arbeiten durch Beiträge zu erhöhen. Ein Ueberblick des Ergebnisses dieser letzteren Einladungen ist bisher noch nicht gewonnen worden.

Secretär-Stellvertreter Dr. M. Hoernes erstattet einen kurzen Bericht über den Stand der Ausgrabungen auf den beiden zuletzt von der Anthropologischen Gesellschaft explorirten Fundplätzen: Gurina und St. Michael. Die Erforschung der ersteren Localität ist nach dreijähriger erfolgreicher Campagne auf einem Höhepunkt angelangt, wo es sich empfiehlt, die Arbeit mit aller Energie fortzusetzen und womöglich in Bälde zu Ende zu führen. Nach allen Seiten lüften sich die Schleier, welche über den räthselhaften vor- und frühgeschichtlichen Ansiedlungsplatz nach dem Auftauchen der ersten Funde gebreitet waren. Der Referent betont namentlich die Wichtigkeit dieser Ausgrabung als einer Vorstudie für die Untersuchung anderer naheliegender Ruinenplätze wie Teurnia, einer sehr ähnlich situirten römischen Ansiedlung im Drauthale. Aber auch im Gailthale selbst sind bei Mauthen und Reisach noch unerforschte römische Ruinen. Diese Umstände drängen zur möglichst raschen und vollständigen Erledigung der bei Dellach begonnenen Arbeit. Gegenüber den Aufgaben, welche hier noch zu erfüllen sind, erscheint das Problem von St. Michael so gut wie gelöst. Auf den in ihrer Verschiedenartigkeit streng charakterisirten Gräberfeldern dieser Wallburg können im günstigsten Falle noch einige der bereits hinlänglich vertretenen Fundstücke, aber kaum mehr neue Typen, gewonnen werden. Es dürfte sich daher vielleicht empfehlen, den für praktische Arbeiten bestimmten Fond heuer ausschliesslich den Grabungen auf der Gurina zu widmen.

Erster Secretär Custos Heger stellt einen in diesem Sinne formulirten Antrag, welcher einstimmig angenommen wird. Hierauf wird die Sitzung geschlossen.

Notiz. In Beantwortung zahlreicher Anfragen aus dem Süden bemerken wir, dass Nr. 1 der ethnographischen Fragebögen unserer Gesellschaft („Südslaven") gegenwärtig in einer autorisirten, durchaus zuverlässigen Uebersetzung in der Zeitschrift Bosanska Vila in Sarajevo 1887 erscheint.

Redaction-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Als Nr. 6 der Sitzungsberichte 1887.

INHALT: Bericht über die Excursion am 30. Juni 1887 nach Gösing und Hohenwart. — Geschenke an die Bibliothek. — Schriftenaustausch-Verzeichniss.

Bericht
über die
Excursion der Anthropologischen Gesellschaft
am 30. Juni 1887 zum Besuche der
Erdställe von Gösing und Hohenwarth in Niederösterreich.

Nach den bezüglichen Manuscripten und mündlichen Angaben der Herren P. Lambert Karner und Ignaz Spöttl

zusammengestellt von

Dr. Moriz Hoernes.

Die interessanten Mittheilungen, welche Herr P. Lambert Karner über die von ihm so fleissig untersuchten künstlichen Höhlensysteme der näheren und weiteren Umgebung seines Wohnsitzes in der letzten Jahresversammlung gemacht hat (s. Sitzungsber. 1887 [S. 13 ff.]), haben im Kreise unserer Mitglieder den Wunsch rege werden lassen, diese räthselhaften Erdbauten unter der Führung ihres besten Kenners auf österreichischem Boden zu besuchen und aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ueber Einladung des hochw. Herrn P. Karner versammelte sich denn an einem von prächtiger Witterung begünstigten Tage eine Anzahl von unerschrockenen Neulingen auf dem Gebiet der Höhlenforschung und älteren bewährten Theilnehmern, unter welchen namentlich Herr Hofrath von Hauer freudig begrüsst wurde, um vereint die Fahrt nach Gösing anzutreten.

Schon unterwegs bot sich manches archäologisch merkwürdige, noch wenig erforschte Local unseren Blicken. So zeigten sich von der Station Absdorf an, wo die Kremser Strecke von der Hauptlinie der Franz-Josefsbahn abzweigt, die terrassirten Weingelände des Wagram, jenes eigenthümlich geböschten Lössabfalles, der sich in vorherrschend westöstlicher Richtung vom Kampflusse bis gegen Stockerau erstreckt und an seinen Abhängen ausser mannigfachen Erdbauten auch prähistorische Gräberfelder enthält, deren Anwesenheit bisher leider nur durch den Anbau constatirt wurde, die aber noch ihrer Ausbeutung harren.

Ueber dem schönen Obstbaumbestande von Hippersdorf, aus welchem nur hie und da ein rothes Dach hervorlugt, erheben sich drei mächtige „Hausberge", künstlich abgeböschte Erdhügel, vielleicht Grabstätten, eher noch Schanzberge, deren Aufgabe in frühen, vorgeschichtlichen Tagen darin bestand, das Defilée von Eggenburg, eine schon in alter Zeit ziemlich stark bevölkerte Gegend, und vielleicht auch die im Thale nach Norden ziehende grosse Strasse zu schützen. An dem der Bahnlinie zugekehrten Südabhange liegen hier, 0·80 m unter einer ebenen Wiesenfläche, die Ueberreste einer Nekropole aus vorgeschichtlicher Zeit, wie das massenhafte Vorkommen von Thongefässscherben, Brandlehm u. dergl. beweist. Diese Spuren finden sich auch in den „Hausbergen" von Hippersdorf, soweit dieselben bisher an der Oberfläche von Herrn Spöttl erforscht wurden, ausserdem liegen da Knochen von Hausthieren (Pferd, Rind, Schaf, Schwein), sowie Stücke von auserlesen schönem Serpentin, der von jenem des Mannhartsberges verschieden und mit dem Vorkommen des Salzachgebietes (Bischofshofener Götschenberg) sehr nahe verwandt ist.

Ganz unweit westlich von Hippersdorf sehen wir hoch oben an der Lösswand des Wagram eine dunkle Oeffnung, den Zugang zu dem von P. Karner aufgefundenen Erdstall von Königsbrunn, einem der merkwürdigsten unterirdischen Labyrinthe dieses Gebietes. In Königsbrunn selbst steht links neben der Kirche ein „Hausberg", in dessen Nähe sich kleinere Erdbauten befinden, welche gleichfalls von Herrn L. Karner aufgenommen wurden. Noch weiter westlich, dem Wagram entlang, liegt bei Kirchberg am Fuss der Lösslehne ein ausgedehntes Urnenfeld aus der Bronzezeit, ebenfalls eine Entdeckung Karner's, dem auch die Constatirung einer ähnlichen Nekropole am Fusse des riesigen „Hausberges" von Stockstall, den wir unweit nördlich aufragen sehen, verdankt wird.

Der ganze Wagram ist bezeichnet durch eine Kette vorgeschichtlicher Ueberreste, derer Nachweis fast ausschliesslich ein Werk des unermüdlich rührigen Pfarrers von Gösing ist. Aufwärts von Stockstall stiess derselbe im Garten der Eisler'schen Besitzung zu Thürnthal auf eine grosse Anzahl graphitirter, tiefer Henkelschalen und eine bauchige Urne gleichen Charakters, wahrscheinlich ebenfalls Reste eines Begräbnissplatzes, welche in unmittelbarem Anschluss an die Excursion zunächst eine genauere Untersuchung erfuhren. Auch der nächste Ort Engelmannsbrunn besitzt solche Ueberreste prähistorischer Ansiedler. Weit interessanter sind die Funde der benachbarten Ortschaft Fels, welche nach P. Karner einem ausgedehnten Leichenfelde der reinen Bronzezeit angehören; leider ist dasselbe gegenwärtig mit Weinpflanzung bedeckt und dem Spaten des Forschers unzugänglich. Doch werden bei der Feldarbeit oft Skelette und Bronzen gefunden, und eine Reihe von Objecten, welche sich jetzt auf der gräflich Hoyos'schen Rosenburg befinden, stammen von dieser Localität, wo sie in den Sechziger Jahren ausgegraben wurden.

In Wagram wurden die Ausflügler von dem Specialisten auf dem Gebiete der niederösterreichischen Erdställe Herrn P. L. Karner erwartet und zu Wagen die Fahrt nach Gösing fortgesetzt. Der Weg nach Gösing führt in nördlicher Richtung über gesegnetes Ackerland sacht empor zu einer tief ausgeschwemmten Mulde, an deren Rändern und terrassirten Abhängen das Dorf gebaut ist. Schon von ferne wehte uns ein Duftstrom von den in voller Blüthe stehenden Weinbergen entgegen. Die Cultur des Weinstocks bedeckt den breiten, südlichen Hang der Höhen, soweit ihn das Auge verfolgt; dazwischen tritt in geschützten Lagen Obstbaumzucht auf. Höher oben auf den welligen Flächen und im mannigfach coupirten Terrain setzt sich das eigenthümliche, farbenreiche Landschaftsbild aus blassgrünen, im Windhauch flimmernden Saaten, aus dunklen Waldstreifen und den lichtgelben Böschungen der zu Tage tretenden Lössformation zusammen. Noch höher hinauf krönen ausgedehnte Forste den nördlichen Horizont.

Fig. 1.

Fig. 2.

Im fernen Süden schweift der Blick an den Geländen des Wiener Waldes entlang bis zu der scharfen Verschneidung am Ostrande der Silhouette, welche uns noch in weiter Ferne die Lage Wiens anzeigt, während im Westen ein ähnlicher Zusammenstoss von Linien, darüber aber in mächtigeren Formen aufgethürmte Höhen uns die relative Nähe der Wachau, dieser Perle des Donauthales, verkündigen. Der Zusammenklang dieser Farbentöne: der satten grellen im Sonnenbrande der näheren Umgebung und der duftigen, verschwommenen in den entfernteren Theilen des Panoramas verleiht der Gegend einen eigenen Reiz. Das Bild hat zwar nichts von den populären Schönheiten unserer Gebirgsländer, aber doch für einen der Moderichtung nicht blind unterworfenen Geschmack vieles Anziehende, namentlich wenn man auf Details, wie die Eigenthümlichkeit der Flora des Lössgebietes oder auf den individuellen Charakter der Bevölkerung, der sich in der Bauart ihrer Wohnsitze, in ihren Umgangsformen u. dergl. ausspricht, sein Augenmerk richtet.

Im stattlichen Pfarrhause zu Gösing fanden wir eine hübsche kleine Collection prähistorischer Gegenstände aus der Umgebung des Ortes: steinerne Hämmer und Messer, Quetscher und Schaber, Wirtel, bearbeitete Knochen und zahlreiche Gefässbruchstücke, (darunter die nebenstehend abgebildeten Fig. 1 und 2), zumeist Funde von der sog. „Burg“, einem kleinen Plateau am Nordostrande der Mulde, in welcher Gösing liegt.

An beiden Enden des Ortes, sowie am Fusse der „Burg“ befanden sich Erdställe, welche jedoch unter den schweren Ziegelhäusern, welche um den Beginn unseres Jahrhunderts darüber gebaut wurden, grösstentheils eingegangen sind. Die meisten davon sind den Eigenthümern der Häuser unbekannt geblieben oder von ihnen verheimlicht worden. Wir besuchten zuerst den unter Meyer's Hause in der südöstlichen Berglehne befindlichen Erdstall, zu dem man wie in einen Keller über eine Treppe hinabsteigt. Der Bau (Fig. 3) besteht in einem ziemlich geraden, nach N. laufenden Gang, der hoch genug ist, um stark gebückt, aber noch immer nur auf den Füssen hindurchzukommen. In diesen Gang münden von rechts drei, von links eine sackartige Erweiterung, deren Figur der mitgetheilte Plan ersichtlich macht. Die letzte rechtsseitige Erweiterung bildet zugleich das Ende des Ganges im Norden resp. Nordosten, während die mittlere an der durch einen Pfeil bezeichneten Stelle noch einen äusserst engen, gegenwärtig fast unpassirbaren Ausweg hat. Schon in die

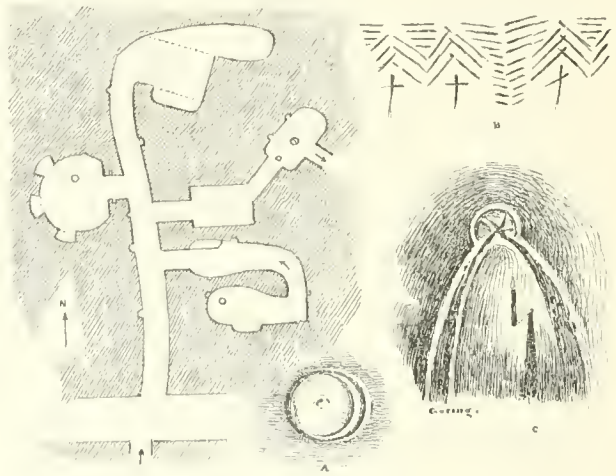


Fig 3.

zweite Kammer dieser mittleren Abzweigung gelangt man nur mehr durch einen schliefbaren Gang, wodurch der heimliche Charakter jenes engen Pförtchens noch bestimmter bezeichnet wird. Uebrigens scheint der Bau noch weiter verzweigt gewesen zu sein, aber durch Einstürze gelitten zu haben. Auch die erhaltenen Theile sind durch Benützung in neuerer Zeit (als Lagerstätten für allerlei Vorräthe) vielfach alterirt. Doch gewahrt man noch eine Reihe echter alter Details, wobei die Frage nach dem absoluten Alter der ganzen Anlage freilich noch vorläufig offen bleiben muss. Vor Allem lässt sich erkennen, dass der Mittelgang hier wie anderwärts nur um der Kammern willen angelegt ist. Der erstere ist ganz roh dem Material entsprechend hergestellt, während die letzteren gewisse beabsichtigte Formen zeigen, unter welchen wir hier den Kreisabschnitt und das Oblongum mit scharfen oder abgerundeten Ecken bemerken. Im Meier'schen Erdstall zu Gösing ist die Verschlussvorrichtung durch Nuten an der Thürwand zum Einlegen eines Balkens, Brettes oder grossen Steines (in der linksseitigen Kammer), die zahlreichen Lichtnischen, Sitzstufen, und eine Sculptur an der Decke der letzten Kammer des mittleren, rechtsseitigen Zweigarmes zu erwähnen. Die letztere, ein ver-

tiefter Kreis mit einer Mondsichel an der Peripherie (Fig. 3 A) befindet sich unweit eines (jetzt verstopften) engen Luftschachtes. Ferner beobachtete J. Spöttl in diesem Erdstalle noch vor einem Jahre das Fig. 3 B abgebildete (gegenwärtig grösstentheils verschwundene) Ornament aus Zickzackbändern, Füllstrichen und Kreuzen, das ihn an eine ähnliche Verzierung im Zipser Dome (aus der Zeit Karl Robert's 1308—1342) erinnert. Alle diese Details weisen auf eine mittelalterliche Periode als wahrscheinliche Entstehungszeit dieses Erdstalles hin.

Der Mittelgang ist etwas über 10 m lang, 1·3 bis 1·6 m hoch, der erste Seitengang rechts im Anfange 1 m breit, 1·5 m hoch und hält diese Dimensionen 0·86 m lang ein; dann erweitert er sich zu 1·1 m Breite und erhebt sich, über dem Eingange senkrecht emporsteigend, zu einer Höhe von 2·3 m, wobei die Wand in ihrem oberen Theile muschelförmig zur Decke sich hinneigt.

Im weiteren Verlaufe steigt die Gangsohle empor, während die Decke sich senkt; ausserdem verengt sich der Gang zu 0·8 m Breite, wendet sich im Halbkreise umbiegend nach Süd und mündet in einen nach West sich hinziehenden Gang, der zum Schlusse zu einem ovalen, backofenförmigen Kammerraum sich erweitert, an dessen Südwand eine Sitzstufe eingeschnitten ist. An der Decke ist ein verschüttetes Luftloch und seitwärts eine schief aufwärts gerichtete Röhre sichtbar.

Die zweite, nach rechts (Ost) abzweigende Gangstrecke liegt wieder gegenüber einer Lichtnische, eine Erscheinung, die sich hier beim folgenden Seitengang und so in Hunderten von Fällen wiederholt. Der Gang selbst ist 0·55 m breit, 1 m hoch und mündet nach 1·4 m Länge in eine 1·6 m lange, etwas über 1 m hohe und breite Kammer mit gerundeter Decke. Die rechte Wand zeigt in ihrem unteren Theile drei kleinere Nischen, von denen die zwei letzteren schräg übereinander stehen. Aus dieser Kammer führt ein ziemlich steil abwärts geneigtes, 0·45 m breites, 0·8 m hohes Gangstück, 1·2 m lang, in eine zweite Längskammer. Zwischen beiden ist eine Verschlussvorrichtung sichtbar, in welche ein Brett oder eine Steinplatte eingeschoben werden konnte.

Die erwähnte, zweite Kammer ist 1·85 m lang, 1·05 m breit und 1·5 m hoch. Unmittelbar hinter der Einmündung des Ganges führt an der Kammerdecke ein Luftloch senkrecht aufwärts; die linke Wand ist mit zwei kleinen, quadratischen Nischen mit gerundeter Decke versehen. Im Centrum der Kammerdecke befindet sich die Rosette Fig. 3 A; der Durchmesser beträgt 20 cm; eine ähnliche Erscheinung fand Herr Karner in einer Kammer in Röschitz, wo an der Decke ein „Mühlrad", d. h. ein Kreis mit vier Speichen eingegraben ist. Auch aus dieser Kammer führt ein Gang circa 3 m lang abwärts und mündet in eine verschüttete Kammer, mit welcher jedoch, wie nach den Einsenkungen im Hofraume des Hauses und dem Hohlklingen verschiedener Stellen daselbst zu schliessen, der Bau noch nicht zu Ende war.

In den Hauptgang zurückgekehrt, finden wir zunächst die einzige nach links (W.) abzweigende Kammer. Der Eingang in dieselbe ist 0·75 m breit, z. Z. 1·6 m hoch und 0·6 m lang und mit einer Verschlussvorrichtung versehen. Unmittelbar über demselben erhebt sich die Wand muschelförmig ausgehöhlt zur gerundeten Decke. Gegenüber finden sich in der halbkreisförmigen Wand in regelmässigen Abständen von einander entfernt drei Sitznischen, je 1 m hoch und 0·6 m tief. Während jedoch die gewöhnlichen Sitznischen gerade abfallende Seiten- und Rückwände haben, streben jene hier schief auseinander, und die Rückwand ist geschweift und mithin bedeutend breiter als die Nischenöffnung; letztere misst 0·55 m, während die gerundete Rückwand 0·7 m beträgt.

Hier befindet sich das oben erwähnte geometrische Ornament, Fig. 3 B, welches gegenwärtig noch am besten in der Muschel über dem Eingange sichtbar ist. P. Karner hat eine ähnliche Erscheinung in einer ebenfalls gerundeten Schlusskammer in Oberstinkenbrunn beobachtet. Der ganze Raum hat in Form und Anlage viele Aehnlichkeit mit einer Kammer von Erdberg in Mähren, in welcher acht grosse Nischen mit grosser Regelmässigkeit im Halbkreise angebracht sind, über denen sich Radien zum Centrum der Decke hinziehen.

Der weitere Verlauf des Hauptganges führt zur jetzigen Schlusspartie des Baues, der aber nicht mehr intact ist; die seitliche Ausbauchung nach NO. stammt aus neuerer Zeit, und auch der übrige Raum ist theilweise vergrössert, wie auch die Spuren des Grabinstrumentes, das mit dem sonst überall angewandten nicht übereinstimmt, bezeugen.

Dem nunmehrigen Eingange seitlich gegenüber ist ein verschütteter Gang sichtbar; er hält die Richtung zu einem Brunnen inne; in die Tiefe des Kellers niedersteigend findet man wieder die Spuren von Gängen und Kammern; sie sind vermauert und bildeten die Fortsetzung des Baues nach NW.

Ein zweiter „Erdstall" befindet sich am entgegengesetzten Ende des Ortes, im NO. desselben. Unterwegs wurde ein Schenkel und Zehenknochen eines mitten im Orte ausgegrabenen Mammuths besichtigt. In Herrn P. Karner's Besitze befindet sich der Stosszahn eines Elephanten, ebenfalls aus Gösing, mit anklebenden Holzkohlenresten, eine Beobachtung, die auch Dr. Much in einem ähnlichen Falle hier in Gösing gemacht hat.

Das zweite Höhlensystem betritt man ebenfalls von einem Keller aus, der den ursprünglichen Bau durchschneidet. In dem nach NW. sich hinziehenden Gange zeigt sich zunächst ein von rechts oben herabkommender verschütteter Gang, dann wieder links ein horizontaler, ebenfalls verschütteter Gang, der zu einem Brunnen geführt haben dürfte; hierauf gelangt man zu dem noch intacten Theile des „Erdstalles".

Derselbe besteht im Wesentlichen aus einem im Zickzack nach NW. laufenden Hauptgang von wechselnder Breite und Höhe, von welchem, wie in dem Meyer'schen Erdstalle nach rechts drei, nach links eine Kammer zugänglich ist. Die Formen der rechtsseitigen Kammern sind verschiedene, die linksseitige hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der an gleicher Stelle im Meyer'schen Erdstall liegenden, indem sie nur einen kurzen Eingang.

Halbkreisform und Sitznischen besitzt. Die übrigen Details des Grundrisses sind aus der beigegebenen Planskizze Fig. 4 ersichtlich. Aus der angedeuteten Aehnlichkeit in der Anlage dieser Erdställe würde sich auch für den letzteren eine Entstehungszeit während des Mittelalters annehmen lassen.

Zum Besuche des dritten Erdstalles mangelte leider die Zeit, da noch ein ausserhalb des Ortes gelegener vorgeschichtlicher Brandplatz besucht werden musste. Zur Herstellung eines Presshauses wurde im vorigen Herbste der Rand eines Weingartens abgegraben und dabei eine mächtige Aschenschichte abgeteuft, in der viele Gefässreste, Pferdezähne, Knochen von Pferd und Rind, sowie gespaltene Röhrenknochen sich fanden. Die geretteten, der Form nach erkennbaren Gefässreste stammen von grösseren Urnen und graphitirten Schalen, beide mit Ornament.

Gegenwärtig zeigt sich dem Beschauer die Brandstelle Fig. 5 in einem Verticaldurchschnitt; 1·4 m unter

Fig. 4.

der gegenwärtigen Oberfläche ist eine 1·2 m breite, mondsichelförmige Mulde sichtbar, welche stark ziegelroth gebrannt, mit ihrer Basis im gewachsenen Lössboden ruhend, scharf markirt von demselben sich abhebt. Die Brandschichte ist 10 cm mächtig. In dieser Mulde und rechts und links von derselben sind noch gegenwärtig die Aschenablagerungen sichtbar. Uebrigens scheint das ganze vom Orte Gösing gegen SO. sich hinziehende Feld, „Koterer" genannt, nach zahlreichen Fundangaben, sowohl Brand- als auch Skelettgräber zu bergen.

Kürzlich (am 19. Juli d. J.) wurde an dieser Stelle wieder ein Stück Erdreich abgegraben, und abermals traten zahlreiche Ueberreste prähistorischer Thongefässe von rohen aber charakteristischen Formen und Verzierungen zu Tage. Die Fragmente stammen theils von dickwandigen, bauchigen, schlecht gebrannten Urnen mit cylindrischem Hals ohne Mundsaum, am Bauche mit lappenförmigen Ansätzen versehen, theils von graphitirten Gefässen, die mit tief eingegrabenen, von rundlichen Eindrücken unterbrochenen Linearmustern verziert sind. Daneben finden sich ganz rohe, mit mehreren Reihen von je zwei über Eck gestellten Eindrücken (vom Zeigefinger und Daumennagel herrührend) verzierte Scherben. Die kleineren Gefässe sind hier wie an andern niederösterreichischen Fundstellen feiner im Thon, zierlicher geformt, graphitirt und geglättet oder mit rippenartiger Streifung ornamentirt. Ausserdem kamen Knochensplitter, ein Hirschhornstückchen und ein Feuersteinmesser zum Vorschein. Der Eigenthümer des Feldes, in welchem diese Funde gemacht wurden, Herr Ignaz Burghofer in Gösing, gehört zu den intelligentesten Grundbesitzern des Ortes, und von dem lebhaften Interesse, welches er den prähistorischen Ueberresten der bewussten Brandstelle entgegenbringt, ist noch manche schätzbare Bereicherung unserer Kenntniss des merkwürdigen Locals zu erwarten.

Nach Tisch wurde auf der aussichtreichen Bergstrasse die Fahrt nach Hohenwart angetreten, und die Landschaft enthüllte neuerdings ihren nach den Strapazen des mundus subterraneus von Gösing doppelt

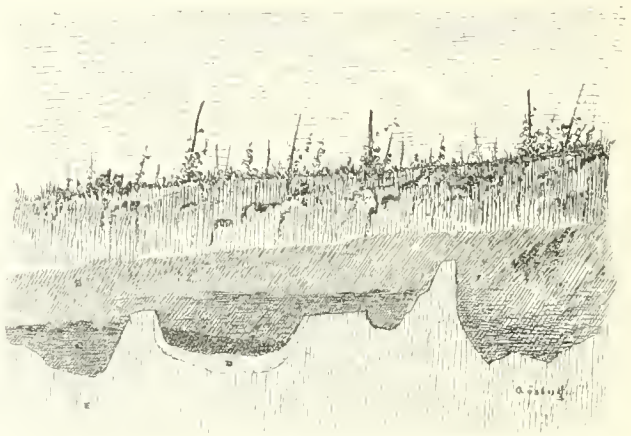


Fig. 5.

erquicklichen Reiz. Wir genossen den labenden Anblick des schimmernden Donaubeckens, der kleinen Karpathen und der letzten Leithaberge bei Altenburg, die von lichten Nebeln nur leicht verschleiert waren. Schneeberg, Rax, Oetscher und Jauerling beherrschen das blau in Blau abgetönte, weite Panorama, während die zarte Farbenscala der Lösslandschaft im Vordergrunde mit ihren fremdartigen Nuancen an die Bilder Brandt's erinnert.

Knapp vor dem Orte Hohenwart befindet sich eine Stelle, an welcher Steinhämmer, Thongefässe u. dgl. prähistorische Objecte in Bruchstücken aufgefunden wurden. In Hohenwart selbst wurde die Gesellschaft von mehreren, an den Erdstall-Untersuchungen mit lebhaftem Interesse betheiligten Herren, so dem Bürgermeister des Ortes und Herrn Realitätenbesitzer Diewald auf's Freundlichste empfangen und auf ihrer Fahrt durch das grosse Höhlenlabyrinth (Fig. 6) begleitet.

Der grosse Erdstall unter dem Hause des Bürgermeisters von Hohenwart ist in mancher Beziehung vor den ähnlichen Gösinger Bauten ausgezeichnet; vor Allem ist der Grundriss auch nur der erhaltenen Theile viel ausgedehnter (bei 40 m Länge), dabei aber die Gänge oder

vielmehr Schlupflöcher beträchtlich enger, manchmal geradezu nur für Personen von schlankem Wuchse berechnet. Der Hauptgang verläuft in nordsüdlicher Richtung; der Bau kann von beiden Enden desselben besucht werden. Im Norden bildet der Gang ein rechtwinkeliges Knie nach Osten; von dort betraten wir den Erdstall, da er im Süden nur äusserst schwer zugänglich ist.

Die Kammern bilden zumeist Oblonge in westöstlicher Richtung, welche vom Hauptgang durchschnitten werden; ausserdem führen kurze Gangstrecken von den Schmalseiten der grösseren in kleinere Kammern. Lichtnischen und Sitzstufen sind reichlich angebracht. Auffallend ist die Länge, Enge und der gewundene Verlauf der letzten Gangpartie, welche hinter der dritten Mittelkammer zur vierten und letzten führt.

Bemerkenswerth ist auch eine Einrichtung am Beginne des Labyrinths, welche zu allerlei Vermuthungen über den Zweck dieser Höhlen Anlass gibt. Von der ersten quadratischen Verbreiterung des Ganges im Norden, unmittelbar nach dem vorerwähnten Knie, geht es nämlich ziemlich steil aufwärts, und zwar auf doppeltem Wege; entweder kriecht man mit Benützung einer Leiter durch ein Loch am oberen Rande jener Vorkammer in den höher gelegenen Raum, oder man passirt, platt ausgestreckt, eine in spitzem Winkel gebogene Gangstrecke. In jenem Winkel ist nun eine Sitznische ganz verborgen angebracht, so dass die Vermuthung wohl gerechtfertigt ist, es mochte dies der Platz des Wächters gewesen sein, welcher in Zeiten der Noth, wo der Erdstall benützt wurde, hier den Eingang hütete, ohne von den eventuell eindringenden ungebetenen Besuchern gesehen zu werden.

Beim Durchkriechen dieses ausgedehnten Gangsystems staunt man, wie es möglich war, so viel Erde durch die engen Schlupflöcher und den einzigen Förderschacht, der hier zu Gebote stand, zu beseitigen. Es gehörte eine unendliche Geduld und Ausdauer dazu, um in einer nur 50 cm breiten und hohen Röhre, die sich so lange und in Windungen hinzog, zu graben und das Material herauszuschaffen. Indessen entdeckt vielleicht einmal ein erfinderischer Arzt wenigstens in dem Bekriechen dieser Erdbauten ein wirksames Heilmittel gegen irgend welche Krankheiten. Bis dahin sei vorläufig constatirt, dass diese Procedur jedenfalls die Verdauung zu fördern geeignet ist.

Die zweite Kreuzkammer, ungefähr in der Mitte des ganzen Baues, ist durch ringsumlaufende Erdbänke sowie durch kegelstutzförmige Vorlagen der Ein- und Ausschlupföffnung ausgezeichnet.

Im weiteren Verlaufe zeigt der Haupteingang vor der Schlusskammer nur noch in ziemlich regelmässigen Abständen eine Erschwerungs- und zwei Erleichterungsstellen; die erste besteht in einem Punkte, wo man sich aus der horizontalen Lage aufrichten kann, aber dann über zwei eingekerbte Stufen seitwärts emporsteigen muss, um am oberen Ende des kurzen Schachtes die Kriechpartie fortzusetzen; die beiden letzteren sind Ausweich- oder Raststellen in Gestalt kleiner seitlicher Erweiterungen. Nach der kleinen, mit Randbänken versehenen Schlusskammer ist der Bau heute durch einen massiven Keller unterbrochen, hatte aber gewiss noch eine weitere Fortsetzung.

In der Schlusskammer sind zwei eigenthümliche Einkratzungen bemerkenswerth, welche Schilde vorzustellen scheinen und wahrscheinlich mittelalterlichen Ursprungs sind (Fig. 6 A u. B).

Aus allen grösseren Kammern führen enge Luftlöcher, die mit langen Lanzen gebohrt zu sein scheinen, in's Freie, theils zur Ventilation, theils aber auch zur Orientirung des Baues während der Ausführung desselben.

Die vielköpfige Gesellschaft, welche einzeln und in gemessenen Sicherheitsabständen die Kriechlöcher passirt hatte, bot, als sie nun in der engen Schlusskammer vereinigt, auf den Randbänken kaum Platz fand und mit ihren zahlreichen Lichtern dichtgedrängt den Raum erfüllte, ein phantastisches Bild, das wohl keinem der Theilnehmer sobald entschwinden wird.

Nachdem wieder einzeln der Rückzug angetreten und das Freie gewonnen war, folgten wir gerne der

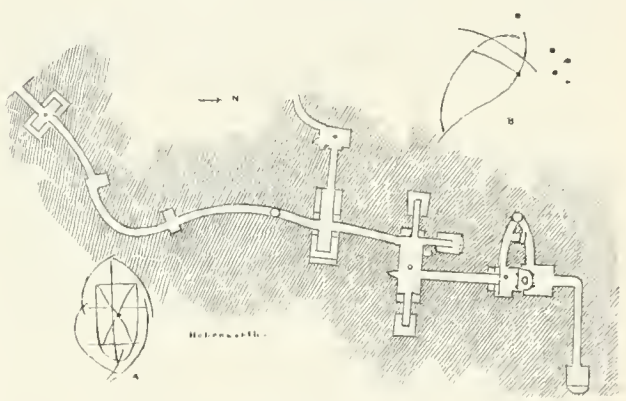


Fig. 6.

freundlichen Einladung Herrn Diewald's, der uns im prächtigen Nussbaumschatten am gastlichen Borde seines Weinkellers mit einer auserlesenen Serie verschiedener Jahrgänge bewirthete und so zur Ehre Hohenwarts und seiner liebenswürdigen Bewohner den Beweis lieferte, dass in jener dunklen Tiefe, aus der wir soeben emporgestiegen, nicht nur sorgenvolle Zufluchtsstätten, sondern auch zeugende Kräfte vorhanden sind, welche den Kampf gegen die Noth des Lebens erleichtern und das Dasein auf der lichten Oberwelt verschönern.

Nach dieser genussreichen Erholung trat die Gesellschaft die Fahrt zur Bahnstation Ziersdorf, der Hauptlinie der Franz Josefs-Bahn, an. Auch auf dieser Strecke war noch manches Sehenswerthe im Fluge zu berücksichtigen. Von der Höhe des eben verlassenen Ortes wendeten wir unsere Blicke dem rechts in der Niederung liegenden Orte Gross-Riedenthal, mit seinem mächtigen Hausberge und der Mündung seines nahegelegenen Erdstalles zu. Links zeigte sich Ebersbrunn, wo jüngst P. Karner eine wohlerhaltene gestreifte Urne mit Brandresten und eine dieselben im Innern des Gefässes zudeckende Schale fand. In der

Nähe des Ortes hat das Wasser einen Erdstall blossgelegt, dessen Gangmündung sich jetzt hoch an der Wand des Grabens öffnet. Aus der Breite und Tiefe des letzteren lässt sich vielleicht ein Schluss auf das Alter des Erdstalls ziehen. Auch im nahen Mäuseldorf sind Erdställe entdeckt worden, deren Eingänge in einer prähistorischen Culturschichte liegen; nicht minder in Ziersdorf selbst, wo jetzt auch der Stationsbeamte Herr Künzl diesen Ueberresten in dankenswerther Weise seine Aufmerksamkeit zugewendet und bereits einige interessante Funde gemacht hat.

Bei Wetzdorf, rechts von der Bahn, steht eine künstliche Erdwarte, ein prähistorischer Wachtthurm; weiter zeigt sich Gross-Weikersdorf, reich an Ueberresten älterer Culturepochen, die sowohl dem Anthropologen wie dem Archäologen und Kunstfreund mannigfache Befriedigung gewähren. Die steinernen Gruftplatten, die Altarbilder und Schmiedeeisensachen dieser entlegenen Fundstätte namhafter Barock-Kunstwerke gehen uns hier nichts an; blicken wir aber gegen Norden, so erhebt sich da der doppelt terrassirte Meisenberg, ein Erdbau von beträchtlicher Höhe, ähnlich dem bei der nahen Ortschaft Stockstall. Auf dem Meisenberg fanden sich Gefässreste aus dem frühen Mittelalter (7.—9. Jahrhundert nach der Analogie gewisser ungarischer Funde).

Auf dem Berge oberhalb der Station Weikersdorf liegt das sogenannte „Franzosengrab", ein 18 m im Durchmesser breiter kreisförmiger Erdbau aus vorgeschichtlicher Zeit. Von der Höhe dieses Berges zeigt sich im SO. zwischen Stetteldorf und Hausleithen ein riesiger Tumulus, zu dessen Erforschung sich noch keine Hand gerührt hat.

Dicht neben dem Stationshause von Weikersdorf birgt ein ca. 400 m langes Terrain die Reste einer prähistorischen Ansiedlung, von welcher massenhafte Thongefässfragmente auf dem Felde umherliegen. Auch hier befindet sich ein Erdstall in unmittelbarer Nähe des Ruinenplatzes. An 500 Schritte weiter südlich steht dicht neben der Bahn ein Tumulus, an dessen Fuss vor Jahren ansehnliche Bronzefunde gemacht wurden. Eine wahrscheinlich dazu gehörige Brandstelle liegt 50 Schritte davon entfernt.

An einer Lösswand der nächsten Ortschaft Gross-Wiesendorf fand Spöttl im vorigen Jahre zahlreiche schwarze, geglättete Thongefässbruchstücke mit Knochen vom Rind und Pferd.

So reiht sich in dieser merkwürdigen Gegend Fund an Fund in fast verwirrender, überwältigender Weise. Wie viel ist hier noch zu leisten, wie viel Sünden unserer Väter sind hier gutzumachen, um dem Andenken unserer Urväter gerecht zu werden! Ein genussreicher, höchst anregend verbrachter Tag lag hinter uns, als die Sonne mit ihren letzten reinen Strahlen die natürlichen und künstlichen Hänge und Erhebungen um uns her vergoldete, und ehe wir in's lachende Donauthal hinausfuhren, versprachen wir uns mit Hand und Mund baldige Wiederkehr und kräftige Förderung der grossen, hier noch zu lösenden Aufgaben.

Eingelaufene Werke für die Bibliothek:

Jahn Alfred: Bilder und Schalensteine von Venezuela. Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 26. Juni 1886 (371)—(373) p. 8°. (ded. Ernst.)

Chijs A van der: De Vestiging van het Nederlandsche Gerag over de Banda-Eilanden, 1599—1621. Met 1 Kaart. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Batavia 1886. 187 p. (ded. Aut.)

Hunfalvy P.: Der Ursprung des Rumänischen. Wien, 1887. 48 p. (ded. Aut.)

Finsch, Dr. O.: Gesichtsmasken von Völkertypen der Südsee und dem malayischen Archipel, nach Lebenden abgegossen in den Jahren 1879—1882. Lehrmittel für Völkerkunde zur Anschauung wie Unterricht. Bremen 1887, 19 p. 8°. (ded. Aut.)

Sommier Stephen: Siriêni Ostiacchi e Samoiedi dell' Ob. Prima Parte. Firenze 1887. Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Vol. XVII. fascicolo 1° e 2°, 1887.

Pichler, Dr. Franz: Römische Ausgrabungen auf dem Kugelsteine. Sep.-Abdr. a. d. Mittheilungen des hist. Vereines für Steiermark. XXXV. Heft, 1887. Graz, 1887. 8°. 23 p. u. 1 Taf. (ded. Aut.)

Coelho M. F. Adolpho: Note sur les prétendues relations des Macrocéphales d'Hippocrate avec les Cimbres. Ext. du compte rendu de la 9e session du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques en 1880. Lisbonne 472—482 p. 8°. (ded. Aut.) — Les Ciganos à propos de la communication de M. P. Bataillard. Les Ciganos d'Espagne et les Ciganos de Portugal. Ext. du Compte rendu de la 9e session du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques en 1880. Lisbonne 1885. 667—681 p. 8°. (ded. Aut.) — Sur les cultes péninsulaires antérieurs à la domination Romaine. Ext. du compte rendu de la 9e session du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques en 1880. Lisbonne. 438—450 p. 8°. (ded. Aut.) — Os jogos e as rimas infantis de Portugal. Extrahido do Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa serie 4a no. 12. 29 p. 8°. (ded. Aut.) — Ethnographia Portugueza Costumes e crenças populares. Extrahido do Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 31 p. 8°. (ded. Aut.) — Ethnographia Portugueza costumes e crenças populares. I Secçâa. As fontes escriptas. 5. Os documentos inquisitoriaes. Extrahido do Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 36 p. 8°. (ded. Aut.) — Revista d'Ethnologia e de Glottologia. Lisboa 1880. 1881 Fasc. I—IV. (ded. Aut.) — Contos populares portuguezes. Lisboa 1879. 165 p. 8°. (ded. Aut.) — Tradições relativas as sereias e mythos similares. Extrahido: Archivio per le tradizioni populari. Vol. IV. Lisboa 1885. 325—360 p. (ded. Aut.)

Kopernicki, Prof. Dr. J.: Przyczynek do Etnografii Ludu Ruskiego na Wołyniu. Z materyjałów zebranych przez P. Zofije Rokoszowska we wsi surkowszczyźnie w powiecie Zwiahelskim. Kraków 1887. 99 p. 8°. (ded. Aut.)

Mantegazza P. e E. Regalia: Studio sopra una serie di crani di Fuegini. Estr. dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. Vol. XVI. Fascicolo 3°, 1886. 55 p. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Fizia, Dr. Bernhard: Die Blinden des politischen Bezirkes Teschen im Kronlande Schlesien. Teschen 1887. 23 p. 8°. (ded. Aut.)

Schwartz, Dr. W.: Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg. Sep.-Abdr. aus „Märkische Forschungen" Bd. XX. Berlin, 1887. 8°. 29 p. u. 1 Karte. (ded. Aut.)

Peez, Dr. Alexander: Dolmetscher und Dolmetscher Städte. Sep.-Abdr. aus den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 184 u. 185 Jahrg. 1887. München 8°. 15 p. (ded. Aut.)

Lewis T. H.: Snake and snake-like mounds in Minnesota. From „Science" No. 220. St. Paul 1887. 2 p. u. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Putnam E. W.: Conventionalism in ancient American art. From the Bulletin of the Essex Institute, Vol. XVIII. 1886. Salem 1887, 154—167 p. u. 7 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Wiener-Neustadt: 14. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt am Schlusse des Schuljahres 1886—87, veröffentlicht von Dr. Josef Lukas. 69 p. 8°. (ded. Lehrerseminar, Wiener-Neustadt.)

Cambrigde: Twentieth annual report of the trustees of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology. Presented to the president and fellows of Harvard College, April, 1887. Vol. III. No. 7. Cambrigde 1887. 518—586 p. 8°. (ded. Peabody Museum.)

Dupont Ed.: Découverte, faite par le capitaine commandant d'Artillerie Zboïnski, d'instruments de l'age de la pierre dans l'état du Congo. Académie Royale de Belgique. Extrait des Bulletins, 3me série, tome XIII, n°. 4, 1887. 3 p. 8°. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der ergebenste Dank der Gesellschaft für die Geschenke ausgesprochen.

Verzeichniss

der **Institute und Vereine,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in **Schriftenaustausch** steht.

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— : Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Aardrijkskundig Genootschap.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Berlin: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Anthropologische Gesellschaft.
— : Gesellschaft für Erdkunde.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
— : Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: American Academy of Arts and Sciences.
Bregenz: Vorarlberger Museumsverein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Brisbane: Royal Society of Queensland.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— : Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— : Société d'Anthropologie.
Budapest: Ungarisches National-Museum.
Bukarest: Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Cambridge: Archaeological Institut of America.
Chicago: American Antiquarian Oriental Journal.
Christiania: Archiv for Mathematik og Naturvidenskab.
— : Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers Bevaring.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Demerara: Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. d. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Genf: Société de Géographie.
Genua: Società di letture e conversazioni scientifiche.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut vor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
Halle a. d. S.: Kaiserl. Leopold. Carol. Akademie.
— : Verein für Erdkunde.
Helsingfors: Finnische Akademie der Wissenschaften.
Innsbruck: „Ferdinandeum".
Jena: Geographische Gesellschaft.
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— : Kärntnerischer Geschichtsverein.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— : Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongl. Danske Videnskabernes Selskab.
— : Kongl. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Leyden: Maatschappij der nederlandsche Letterkunde.
Liège: Institut archéologique Liègeois.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
Lissabon: Société de Geographie.
London: Royal Society.
— : Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
Lyon: Société d'Anthropologie.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— : Società italiana di scienze naturali.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher.
— : „ „ der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie etc.
— : Archäologische Gesellschaft.
München: Königl. Akademie der Wissenschaften.
Nizza: Société des lettres, sciences et arts des Alpes maritimes.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Parenzo: Società istriana di Archeologia e storia patria.
Paris: Société d'Anthropologie.
— : Revue d'Anthropologie.
— : Revue d'Ethnographie.
— : Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme.
— : Revue internationale des sciences biologiques.
— : Société de Géographie.
Philadelphia: American philosophical Society.
— : Academy of natural sciences.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— : Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— : Památky archaeologické a mistopisné.
— : Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Reggio: Bulletino di Paletnologia italiana.
Rio de Janeiro: Archivos do Museu nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— : Società geografica italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.

St. Louis: Academy of science.
St. Petersburg: Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
— : Kaiserl. Geographische Gesellschaft.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Shanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.
Sophia: Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
Spalato: Museo di Antichità.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— : Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
Stuttgart: Württembergischer Alterthumsverein.
Sydney: Royal Society of New-South-Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft.
Toronto: Canadian Institute.
Trient: Biblioteca e Museo comunali di Trento.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
— : Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
Triest: Museo civico di storia naturale.
Tübingen: Der Naturforscher.
Turin: „Cosmos".
Washington: Smithsonian Institution.
— : United States Geological Survey.
— : Anthropological Society.
Wien: K. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— : K. k. geographische Gesellschaft.
— : K. k. geologische Reichsanstalt.
— : Naturwissenschaftlicher Verein an der technischen Hochschule.
— : Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— : Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— : Wissenschaftlicher Club.
Worms: Alterthumsverein.
Yokohama: Asitiac Society of Japan.
Zürich: Antiqua. Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde.
— : Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Redactions-Comité: **Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.**
Redacteur: **Franz Heger.**

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 7. **Sitzungsberichte.** **November 1887.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 8. November 1887.** Demissionsgesuch des Vice-Präsidenten Hofrath Prof. Dr. C. Langer v. Edenberg; S. [53]. — Neue unterstützende und wirkliche Mitglieder; S. [53]. — Verstorbene wirkliche Mitglieder; S. [53]. — Verstorbene correspondirende Mitglieder; S. [53]. — Comité zur anthropologischen Untersuchung der Ueberreste von Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert; S. [53]. — Vornahme von Körpermessungen in der Bukowina durch Hauptmann Himmel; [S. 54].

Monatsversammlung am 8. November 1887. 1. Begrüssung; S. [54]. — 2. J. Mestorf, Gebräuche bei Baumopfern; S. [54]. — 3. v. Schulenburg, Alterthümliche Stampfmühlen; S. [54]. — 4. Baron Hauser, Bronzekelt aus dem Glanthale (Fig. 7–9); S. [55]. — 5. Götting, Grabstein des bosnischen Fürsten Batić; S. [55]. — 6. Karner, Gefässfunde von Thürntbal (Fig. 10–13); S. [56]. — 7. Hoernes, Ueber einige prähistorische Fibelformen; S. [57]. — 8. Winternitz, Ueber einen altindischen Schlangencult; S. [60]. — 9. Krauss, Medizinische Zaubersprüche aus Slavonien, Bosnien, der Hercegovina und Dalmatien; S. [60]. — 10. Spöttl, Neue Bronze- und Kupferbeile (Fig. 14–21); S. [67].

Ausschusssitzung am 8. November 1887.

Vorsitzender: Hofrath Dr. Franz v. Hauer.

Herr Hofrath Professor Dr. C. Langer v. Edenberg, einer der beiden Vicepräsidenten der Anthropologischen Gesellschaft, fand sich in Folge andauernder Krankheit genöthigt, dem Ausschusse seine Demission anzuzeigen. Der Ausschuss nahm diesen unabänderlichen Beschluss seines langjährigen, um die Wissenschaft wie um die Gesellschaft hochverdienten Vicepräsidenten mit tiefem Bedauern zur Kenntniss und behielt es sich vor, der nächsten Jahresversammlung einen Vorschlag zur Annahme zu unterbreiten, den hochverehrten Gelehrten als Ausdruck seiner grossen Dankbarkeit in einer geeigneten Form zu ehren.

Den Beitritt zur Gesellschaft haben angemeldet und wurden aufgenommen:

Als unterstützende Mitglieder:

Oesterreichischer Touristenclub in Wien und
Julius Herz, Ingenieur etc. etc. in Wien.

Als wirkliche Mitglieder:

Dr. S. Plohn in Wien,
Oscar Baumann in Wien,
Josef G. Jelinek, Baumeister in Brünn,
Dr. F. S. J. Pierer, Schiffsarzt des österr.-ungar. „Lloyd“ in Triest,
K. k. deutsche Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Brünn,
Dr. Julius Scheff, Privatdocent an der Universität in Wien,
Sigmund Schulhof in Wien,
Emil Kratochvil, Hüttenverwalter in Königshof bei Beraun, Böhmen,
Eleonore von Schwarz-Norberg, Schriftstellerin in Wien,
Dr. C Anjel in Zuckmantel, Oesterreich.-Schlesien,
Dr. Eduard Albert, k. k. Universitäts-Professor in Wien,
Dr. Alois Houška, städtischer Polizei-Commissär in Pilsen,
Akademischer Verein der Mediciner in Innsbruck,
Dr. Alois Dalla Rosa, Prosector und Privatdocent für Anatomie an der Universität in Wien,
Dr. Isidor Neumann, k. k. Universitäts-Professor in Wien,
Dr. Ludwig Mauthner, k. k. Universitäts-Professor in Wien.

Die Gesellschaft hat ferner folgende wirkliche Mitglieder durch den Tod verloren:

H. Grotrian, geh. Kammerrath in Braunschweig,
Werner Freiherr von Riese-Stallburg in Penzing,
Dr. Ferdinand Schott, k. k. Universitäts-Professor in Innsbruck,
Dr. Carl Ritter von Schroff, k. k. Universitäts-Professor in Graz,
Dr. Johann Tomowitz, k. k. Oberstabsarzt in Wien.

Ebenso sind vier correspondirende Mitglieder verstorben, und zwar:

A. Bertillon in Paris,
Dr. Alexander Ecker, geh. Regierungsrath und Professor an der Universität in Freiburg im Breisgau,
Graf Johann Gozzadini in Bologna,
Charles Rau in Washington.

Der Ausschuss nimmt die letzteren Mittheilungen mit dem Ausdrucke tiefsten Beileides zur Kenntniss; der Jahresbericht wird die Verdienste der correspondirenden Mitglieder um die Wissenschaft eingehender würdigen.

Im Frühlinge nächsten Jahres soll die Exhumirung der Ueberreste der grossen Musikheroen Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert stattfinden und die Beisetzung derselben in Ehrengräbern auf dem Centralfriedhofe erfolgen. Bei der ausserordentlichen Wichtigkeit, welche eine genaue anthropologische Untersuchung namentlich der Cranien dieser Männer hat, beschliesst der Ausschuss, ein eigenes Comité mit dieser Aufgabe zu betrauen und wählt in dasselbe die Mitglieder: Professor Toldt, Professor Kundrat, Oberstabsarzt Weisbach und Hofrath Meynert. Es sollen von der Gesellschaftsleitung

sofort die nöthigen Schritte eingeleitet werden, um die behördliche Bewilligung zur Vornahme der nothwendigen wissenschaftlichen Untersuchungen zu erwirken. Die Berichte der Comitémitglieder darüber sollen seinerzeit in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft" veröffentlicht werden.

Herr Hauptmann Heinrich Himmel in Czernowitz, der im Vorjahre der Gesellschaft die Ergebnisse seiner umfassenden anthropologischen Untersuchungen über das Soldatenmateriale Bosniens und der Hercegowina zur Verfügung stellte, welche gegenwärtig zur Publication vorbereitet werden, hat derselben neuerdings seinen Entschluss mitgetheilt, ähnliche Untersuchungen in der Bukowina anstellen zu wollen. Herr Oberstabsarzt Dr. Weisbach wurde von Seite des Ausschusses ersucht, Herrn Himmel bei dieser überaus dankenswerthen Arbeit durch seinen wissenschaftlichen Rath nach Thunlichkeit zu unterstützen.

Monatsversammlung am 8. November 1887.

1. Der Vorsitzende, Herr Hofrath v. Hauer begrüsst mit herzlichen Worten die Anwesenden, welche sich nach mehrmonatlicher Pause zu dieser ersten Versammlung in der Saison 1887/88 eingefunden haben.

2. Fräulein **J. Mestorf** übersendet folgende Notiz

Zu den Gebräuchen bei Bauopfern.

Die in der Nummer 4–5 Ihrer diesjährigen Mittheilungen enthaltenen Bemerkungen über Bauopfer erinnern mich an einen kürzlich gemachten Fund, der in dasselbe Gebiet einschlägt.

In Oesterrade (Dithmarschen, Holstein) wurde unlängst ein sehr altes Bauernhaus abgebrochen. An einer mit Schnitzwerk verzierten alten Bettstätte (Wandbett) stand die Jahreszahl 1660. Im Innern eines Ständers, der mit anderen Ständern verzapft war, fand man in dem Zapfloch ein Messer und einen Kamm (sogenannten Staubkamm, von Bein). Der Zimmermann erklärte, diese Gegenstände könnten nur bei Erbauung des Hauses in das Zapfloch hineingesteckt sein. Dass man beim Abbrechen alter Häuser bisweilen ein Ei im Ständer findet, ist bekannt (das sog. Ständerei). Mit dem Messer und dem Kamm muss es seine besondere Bewandtniss haben.

Man pflegt Scheere, Messer, Kamm auch den Todten in den Sarg zu stecken. Von letzterem heisst es: würde ein Lebender sich mit dem Kamm eines Todten kämmen, würde er „in Ungeziefer vergehen". Vielleicht ist diese Erklärung irrthümlich. Könnte etwa beiden ein Schutz gegen bösgeartete Wichtel (Hausgeister) innewohnen? Wo gute Hauswichtel sind, darf man kein Messer mit der Schneide nach oben hinlegen, weil ein Wichtel sich daran verletzen könnte. — Auf Kämmen von Vimose und Nydam steht mehrmals ein Hakenkreuz, vor dem nichts Unreines Stand hält. Ungeziefer ist ja bisweilen mit bösen Wichteln identisch. Es liesse sich dergestalt eine Erklärung für Ständer-Messer und Ständer-Kamm finden.

3. Herr **Willibald von Schulenburg** übersendet eine Mittheilung über

Alterthümliche Stampfmühlen.

Bis in die letzten Jahrzehnte (vielleicht noch jetzt) fand in Ost- und Westpreussen eine Stampfe Verwendung, so ursprünglicher Art, dass sie wohl als unmittelbare Fortsetzung vorgeschichtlichen Hausraths betrachtet werden darf. Sie bestand aus der eigentlichen „Stampe, Graupenstampe" und der „Keule". Zur Stampe wurde das Stück eines Baumstammes (Tanne) genommen, die Rinde entfernt und des besseren Aussehens wegen ein Fuss ausgehauen. Das stärkere Ende wurde mit der Axt oder dem Stemmeisen etwas ausgehöhlt, damit eine kleine Höhlung entstände; diese dann durch aufgelegte Holz- und Torfkohle weiter ausgeschwellt (ausgebrannt). Die Torfkohle nahmen die Frauen Mittags und Abends nach dem Essen vom Herd und legten sie in den Stamm. Vorher wischten sie oben an den Seiten die Höhlung mit einem nassen Lappen ab, damit die Kohle nur nach unten aus brannte.

Die Keule wurde aus schwerem Holze hergestellt und unten darin starke grosse Nägel mit dicken Köpfen eingeschlagen, indess nur soweit, dass die Köpfe noch aus dem Holze vorstanden, damit die Keule schärfer zustiesse und die Hülsen besser abgingen. Ausser dieser einfachen hatte man Keulen mit einer Querstange, an der man sie beim Stampfen aufhob und niederstiess. Jedesmal wenn die Frauen die Keule wieder hochzogen, drückten sie dieselbe gegen die innere Wand, um dabei die Körner abzuschälen. In der Stampfe wurde Gerste zu Graupen gestampft, manchmal auch „Schwade", diese dann zu Grütze. Die Körner wurden vorher mit warmem Wasser angefeuchtet, damit die Hülsen sich leichter ablösten. Die grobe, selbstgemachte Gerstgraupe wurde scherzhalber „Kobbelszähne" genannt, d. h. Stutenzähne. Nur die armen Leute, die die Gerste nicht auf die Mühle geben konnten, gebrauchten solche Stampfen.

Auch in der Westpriegnitz (Provinz Brandenburg) waren ähnliche Stampfen bis in die Neuzeit gebräuchlich und sind noch erhalten (z. B. Seedorf, Mödlich). Sie bestehen aus einem starken Eichenstammklotz, oben ausgehöhlt. Die „Keule" ist entweder hammerartig an einem armlangen Stiel befestigt oder besteht aus einer Keule mit Handgriff für beide Hände. Sie dienten (in Mödlich) zur Herstellung von Gerstengrütze, auch Weizengrütze und (in Seedorf) von Gerstengraupe. Jetzt stampfen arme Leute Cichorienwurzeln darin.

Knoop („Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern", S. 180) gedenkt ähnlicher, früher gebräuchlicher Stampfen für die Bütower Gegend. Virchow hat sie („Zeitschrift für Ethnologie", Berlin) aus dem Kaukasus beschrieben; auch findet man sie in aussereuropäischen Ländern.

4. Herr Conservator **Freiherr von Hauser** theilt nachfolgende Notiz des Herrn Martin Krabath über ein

Bronzebeil aus dem Glanthale

mit. Der Fundort dieses Beiles (siehe Fig. 7—9), das durch seine eigenthümliche Form eine Art Sonderstellung unter der grossen Masse ähnlicher Werkzeuge beansprucht, ist durch locale Verhältnisse bemerkenswerth, welche auf das Bestehen einer prähistorischen befestigten Ansiedlung schliessen lassen. Das enge Glanthal bildet östlich von Feldkirchen nur an zwei Stellen kleine Ebenen. Die eine derselben überragt die Thalsohle um 60—80 Meter und fällt in W. und O. steil zum nördlich vorbeiziehenden Flusse ab, während sie in der Mitte zwischen den Ortschaften St. Martin und Faschig sanft gegen denselben verläuft. Von Beginn dieser Ebene in W. läuft eine gut angelegte 2 Meter hohe trockene Mauer in öfter abgebogener Linie an 1000 Schritte lang bis zum Kirchdorf St. Martin, wo der sanftere Abfall beginnt. Die Bodenfläche, welche nördlich von dieser alten Mauer, östlich

Fig. 7 (nat. Gr.).

Fig. 8.
Querschnitt.

Fig. 9 (nat. Gr.)

vom Dorfe St. Martin, südlich vom Orte Matersdorf eingeschlossen ist, heisst im Volksmunde Atermec, d. i. steile Wand oder steiler abschüssiger Ort. In diesem Theile der Ebene erheben sich zwei kleine und ein grosser felsiger Hügel, auf welchem sich Spuren alter Wohngebäude erkennen lassen. Ausser dem Bronzekelt, welchen ich dem kärntnerischen Geschichtsvereine zum Geschenk machte, sind hier auch Eisensachen gefunden, jedoch als unbrauchbar weggeworfen oder in der Schmiede aufgearbeitet worden.

5. Herr Bergingenieur **Götting** in Zaječar (Serbien) übermittelt eine Notiz

Ueber den Grabstein des bosnischen Fürsten Batić.

Unter den zahlreichen sogenannten „Bogumilen-Grab-Steinen“ Bosniens und der Herzegowina, welche entweder ganz schmucklos sind oder äusserst rohe emblematische oder figurale Verzierungen zeigen, finden sich bekanntlich nur sehr wenige mit Inschriften [1]).

Es sind gewaltige vierseitige Monolithe, theils mit horizontaler Oberfläche, theils dachförmig abschliessend, manchmal in Zwillingsform aus einem Stücke gearbeitet. Die gewöhnlichsten architektonischen Zierrathe bilden Rosetten, Sterne, Halbmond, Schwert oder Lanze von einer Hand gehalten, endlich halbkugelartige symmetrisch vertheilte Wülste an den Ober- und Seitenflächen.

Unser Grabstein befindet sich auf einem mittelalterlichen Friedhofe, welcher ca. 30 solche Denkmäler umfasst und bei Koposići im Kreise Visoko (Bosnien) derzeit abgelegen auf einem einsamen Hochplateau, ca. 10 Km nordöstlich von der Station Vogošča der Bosnabahn liegt. Man gelangt dahin mittelst der Montanbahn im Ljebinathal, Station Ljebovija, von wo ein schmaler und beschwerlicher Saumpfad an der rechten Seite des Baches abzweigt und steil ansteigend, an einem türkischen Dorfe und einer neuerbauten katholischen Kirche vorbei, in ca. 6 Km Entfernung Koposići erreicht.

Ein reissender Bach, steile Felswände, üppiges Waldesgrün bilden die pittoreske und anmuthige Umgebung des Friedhofes. In unmittelbarer Nähe (1000 m) desselben liegen die imposanten Reste des von Ragusanern gebauten Schlosses „Dubrovnik“ (Ragusa), welches in der serbisch-bosnischen Heldensage seiner Festigkeit wegen gerühmt wird. Erhalten sind: der unsymmetrisch angelegte Schlosshof von 75 m Länge und 40 m Breite, 2 Wachtthürme — innen sechskantig, aussen rund — mehrere Anbauten und die weit tiefer gelegenen zahlreichen Ruinen der Hörigenwohnungen, endlich der gepflasterte Kirchweg bis zu obgenanntem Friedhofe bei Koposići.

Die Grabsteine zeichnen sich nicht durch Grösse aus, einzelne sind auffallend ornamentirt, der mit der Inschrift ist jedoch höchst einfach, oben dachförmig gestaltet und an sämmtlichen Kanten mit einer zopfartigen Verzierung versehen. Die Länge beträgt ohne den Sockel 2·15 m, die Breite 0·95 m, die Höhe 1·00 m.

Auf der einen Längsseite befindet sich folgende Inschrift in bosnisch-cyrillischen Schriftzeichen, welche in 5 Zeilen angeordnet sind.

I. Serbisch.

I. У име оца и сина и светога духа амин. Овде лежи кнез
Батић на сво(јој)
II. земљи на племенитој милошћу божијом и славнога господина
краља Т-
III. вртка, кнез босански — На високом се поболи на дубоку
IV. ма дан дође. Овај беле постави госпоја Вукосава с мо-
V. им добрим — Жива ме верно служаху и мртва ме послужише.

[1]) Siehe diese „Mittheilungen“ XIII (1883), S. 169—177, XIV (1884), S. 63 ff. und 106 ff. Die Inschriften gibt jetzt nebst anderen Vid Vuletić Vukasović in Vestnik arkeologickoga družtva heraus. Der Name „Bogumilengräber“, welcher hin und wieder von quasi gelehrten Eingeborenen auf diese Steine angewendet wird, wurzelt nicht in einer Tradition (im Volksmund heissen dieselben blos Stećki oder Mramovići), sondern ist aus speculativer Beschäftigung mit der Geschichte Bosniens auf diese Denkmäler übertragen.
Anm. von Dr. F. S. Krauss.

II. Serbisch. Alt-Slavischer Urtext in serbischen Schriftzeichen.

I. Ва име ѡца и сина и светого духа аминь. Се лежи кнезь Батнѣь на сво(пои)
II. земли на племенитои милостию божиомь и славнога господина краља Т-
III. врьтка, кнезь Босаньски — На високомь се поболихь на д8бок8
IV. ме день доиде. Си билигь постави госпоіа В8косава с мо-
V. ими добрими. Жив8ми вѣрно сл8жаше и мртв8 ми посл8жи.

III. Serbisch. Original in bosn. cyrillischer Schrift.

† Ва имѧ ѡца и сина и светога д8ха аминь. Се лежи кнезь Батнѣь на сво земли на племенитои милостию божиомь и славнога господина крала Твртка кнезь босаньски на високомь се поболихь на д8бок8 ме день доиде. Си билигь постави госпоіа В8косава с моим добрими. Жив8 ми вѣрно сл8жаше и мртв8ми посл8жи.

IV. Deutsch.

✠ Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen! Hier liegt der Fürst Batić auf seinem Grunde, welchen ihm edelmüthig mit Gottes Gnade der Hauptherr König Tvrtko, bosnischer Fürst, geschenkt hat.

Zu Visokå bin ich erkrankt und in Duboko starb ich. Diesen Stein setzte Frau Vukosava mit meinem Vermögen. So lange ich lebte haben sie mir treu gedient, und auch im Tode haben sie mir einen Gefallen gethan.

Diese Inschrift ist besonders dadurch bemerkenswerth, dass sie eine genaue chronologische Datirung zulässt, weil sie einer geschichtlich bekannten Person gewidmet ist und von einer zweiten ebenso bekannten spricht.

Der angeführte Hauptherr König Tvrtko ist Tvrtko II Tvrtković, der im 16. Jahrhunderte lebte, ein Sohn Tvrtko's I.

Der verblichene Fürst Batić, welcher redend aufgeführt wird, war der eigentliche Machthaber, residirte in der damaligen Landeshauptstadt Visoko und zog sich nach seiner Erkrankung auf sein unfern (ca. 20 Km) von da gelegenes festes Schloss „Duboko" zurück, wo er starb. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass „Duboko" und „Dubrownik" denselben Ort bezeichnen.

Es ist anzunehmen, dass die übrigen, in unmittelbarer Nähe befindlichen Grabsteine, welche zum Theil schönere Verzierungen zeigen, ebenfalls dem Batić'schen Geschlechte, bezw. der von ihm gegründeten Dynastie, angehören. Leider werden diese Denkmäler von der einheimischen Bevölkerung nicht gewürdigt, sondern zu Bauzwecken zerstört.

Das Material der Grabdenkmäler ist ein dichter Kalkstein, der Erhaltungszustand ein vortrefflicher, sodass sämmtliche Buchstaben mühelos zu entziffern waren.

Eine Ausgrabung der Batić'schen und zahlreicher ähnlicher gleichalteriger Grüfte ergab lediglich Knochenfunde und sparsame Reste des Sarges, sowie in einem Falle einen Fetzen eines mit Goldfaden durchwirkten Stoffes; von Schmucksachen, Münzen, Gefässen u. dgl. fand sich keine Spur.

Es mag noch erwähnt sein, dass das Grab, wie die Lage des Skeletes, des Grabsteines und der Fundamente zeigte, völlig intact war. Die Einheimischen wissen eben ganz genau, dass in solchen Gräbern nichts Werthvolles zu finden ist. Von der muhammedanischen Bevölkerung werden sie in fanatischer Befangenheit „Kiaursko groblje" [1]) (Ungläubigen-Gräber) genannt.

Hoffentlich wird sich der seit Kurzem in's Leben getretene Museal-Verein, welcher seine Thätigkeit auf das gesammte Occupationsgebiet ausdehnt, um die Erhaltung solcher werthvoller historischer Denkmäler annehmen.

6. P. **Lambert Karner** berichtet über einen

Gefässfund von Thürnthal, Niederösterreich.

(Fig. 10—14.)

Beiläufig 2 Km östlich von der Ortschaft Fels am Wagram liegt in der Ebene, am Fusse des Wagram, Schloss und Dorf Thürnthal. Nordwärts vom Schlosse bildet der Wagram eine Einsattelung, in welcher eine Quelle entspringt, deren Abfluss ursprünglich direct nach Süden gerichtet war. Es liegt die Vermuthung

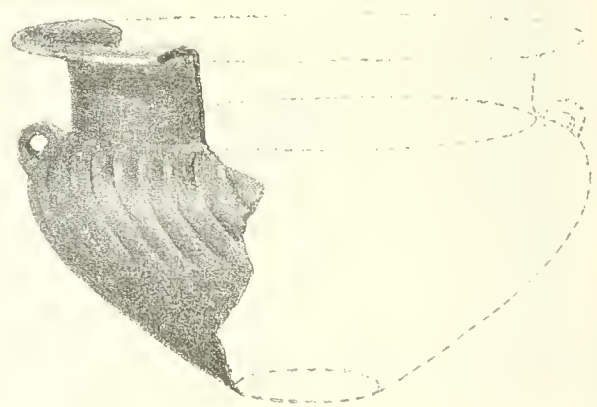


Fig. 10.

nahe, dass an der Stelle, wo derselbe in die Donauebene eintrat, eine urgeschichtliche Ansiedelung gelegen war, da sich dort eine nicht unbeträchtliche Zahl prähistorischer Thongefässe gefunden hat.

Der Fundplatz liegt gegenwärtig im Glashause des Schlossgartens. Hier wurden im vergangenen Herbste beim Ausheben des Erdreichs in einer Tiefe von 50 cm unter der gegenwärtigen Oberfläche die Gefässe entdeckt, welche mit Ausnahme einer einzigen Schale

---

[1]) Diese allgemeine Bezeichnung bezieht sich auf jeden nichtmohammedanischen Friedhof. Die altbosnischen Grabdenkmäler werden vom Volke einfach: Kamenje (Gestein) oder mramorje (Marmorsteine) genannt. Einzelne, durch Grösse und ihre hervorragende Lage ausgezeichnete Denksteine haben im Volksmunde auch besondere Namen. Eine gründliche Darstellung der altbosnischen Denkmäler stellt uns Herr Vid Vuletić Vukasović, der bedeutendste Kenner bosnisch-herzegowinischer Denkmäler, in Aussicht.

Anm. von Dr. F. S. Krauss.

durch die Schwere der darauf lastenden Erde zerdrückt waren. Sie liessen sich jedoch grösstentheils zusammenfügen und es entstanden auf diese Art fünf Typen von Gefässen, die ich im Folgenden zu beschreiben versuche.

a) Zwei grosse Thongefässe (Fig. 10) mit cylindrischen, 5·5 cm hohen Hälsen, 3 cm breiten, horizontal ausladenden Rändern, mässig gewölbten Bäuchen und schmalen Basisflächen. Der Durchmesser des Halses beträgt 35 cm; die Höhe ist nicht bestimmbar, da der Boden fehlt. Der obere Theil der Ausbauchung ist durch schräge Rippen verziert, welche bei der einen

Fig. 11.

Fig. 12.

Urne durch 12—15 mm, bei den andern durch 20 bis 25 mm breite, sehr seichte Furchen getrennt sind. Unmittelbar unter dem Halsansatze stehen zwei 33 mm breite, ca. 3 cm hohe und ebensoweit vorragende, bandförmige Henkel.

b) Dreizehn Henkelschalen (Fig. 11) mit schmaler Basis und scharf markirtem, geschweiftem Halse. Die kantigen Henkel überragen den Rand um ein Drittel der Gefässhöhe. Basisbreite 3—6·5 cm, Mündungsbreite 10·5—17 cm, Höhe 6—9 cm.

c) Sieben Henkelschalen (Fig. 12) ähnlich den vorhergehenden, nur mit dem Unterschiede, dass der Uebergang von der unteren Concave zum Halse nicht durch eine Kante markirt ist.

d) Drei grössere Henkelschalen, weniger fein profilirt, im Ganzen den vorigen ähnlich.

Im heurigen Frühjahre hat der Gärtner von Thürnthal auf mein Ersuchen nochmals eine Grabung vorgenommen und dabei drei solche Schalen, zum Theil fragmentirt, aufgefunden. Die Henkel derselben waren mittelst Zapfen in die Gefässwand eingesenkt.

Fig. 13.

e) Zwei konische Näpfe (Fig. 13) in Form und Material verschieden von den vorhergehenden Gefässen. Sie sind dickwandig, gegen den Rand hin verdünnt, und der Thon ist mit Sandkörnern vermengt. Basisbreite und Höhe beträgt 7 cm, Mündungsbreite 13 cm. Die kleinen Henkel ragen nicht über den Rand empor, sondern stehen nach abwärts, bei dem einen Gefäss gerundet, bei dem anderen eckig.

Alle übrigen Gefässe (*a—d*) sind aus fein geschlemmtem Thon gearbeitet, ziemlich dünnwandig, mit dem Glättsteine geglättet und zum Theil graphitirt.

Die Gefässe lagen bei ihrer Auffindung angeblich regellos untereinander; es fanden sich keine Anzeichen einer Bestattung, weder Asche noch Knochen oder Beigaben.

Diese Funde, welche durch die Verschiedenartigkeit der Schalenformen besonders charakteristisch sind, habe ich der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums gewidmet. Fragmente ähnlicher Urnen und Schalen sind in Weingärten nächst Thürnthal gefunden worden.

7. Herr Secretär **Dr. Moriz Hoernes** übermittelt einen Aufsatz

Ueber einige prähistorische Fibelformen

bezugnehmend auf das Werk von Oscar Montelius: Die Fibeln des Bronzealters und des ersten Eisenalters. (Auszug und 3 Tafelnachbildungen aus Antiquarisk Tidskrift för Sverige VII p. 1—194 im Archiv für Anthropologie XVII 1887 S. 161 ff.)

Montelius' eingehende Untersuchung, seit dem Anfange des gegenwärtigen Decenniums ein stattlicher Torso, da sie nur die italienische Gruppe behandelt, ist eigentlich sehr wenig bekannt und wird viel häufiger der Jedermann verständlichen Abbildungen als des textlichen Inhaltes wegen citirt. Die jetzt im „Archiv" vorliegende Uebersetzung eines französischen Résumés und die Wiedergabe der Figuren in Umrisszeichnungen ist daher wohl berechtigt und gibt uns Veranlassung, den typologischen Ergebnissen dieser Arbeit etwas näher zu treten, als es bisher in unseren Mittheilungen der Fall war.

1. Ursprung und Entwicklung der prähistorischen Fibelformen liegen grösstentheils jenseits unserer Erfahrung; und nach dem, was uns vielfache Thatsachen lehren, erscheint es einigermassen gewagt, dieselben gleichsam a priori, d. h. aus der Sprache, welche die Formen selbst zu reden scheinen, abzuleiten. Welchen Irrthümern eine solche Betrachtungsweise ausgesetzt ist, zeigt z. B. die Form der modernen Sicherheitsnadel, deren nächste Analogie wir trotz ihrer Einfachheit weder am Anfange noch am Ende einer antiken Entwicklungsreihe, sondern bekanntlich in einer localen Abart zu Peschiera am Gardasee antreffen.

Nach M. zerfallen alle europäischen Fibeln der Bronze- und ersten Eisenzeit in drei Gruppen: die ungarisch-skandinavische, die italienische und die griechische, und stammen sämmtlich von einem gemeinsamen ursprünglichen Grundtypus ab. Als Heimat des letzteren kämen sonach, da die ungarische Fibel die Mutter der skandinavischen sein soll, die Balkanhalbinsel, Italien oder Ungarn in Betracht, am wahrscheinlichsten Italien, von wo sich der Gebrauch dieses Objectes in das Donauthal und nach Griechenland ausdehnte. Montelius denkt sich also, dass die gemeinsame Urfibel, welcher gewisse einfache Formen italienischer Provenienz noch am nächsten stehen, zuerst in Ungarn jene baroken Abwandlungen erfuhr, die man aus zahlreichen Abbildungen kennt, und dass erst

diese „durch die Vorliebe der Griechen für Symmetrie“ eine Umbildung in Gestalt der Brillenfibel veranlasst haben. Daneben erscheinen während des ersten Eisenalters in Griechenland andere Formen, welche wahrscheinlich einer Nachahmung der italischen Fibeln entstammen. In derselben Periode werden Brillenfibeln aus dem Süden nach Mitteleuropa importirt. Aber auch in Ungarn näherte man sich durch symmetrische Gestaltung der Bügelenden als Spiralscheiben den griechischen Fibeln, und in dieser Modification verbreitete sich die ungarische Form während des Bronzealters gegen Norden nach Böhmen, Norddeutschland und Skandinavien. Natürlich trat auch in Italien kein Stillstand ein; doch bewegte sich die Entwicklung hier nach einer andern Richtung, welche der Autor in dem Reste der Abhandlung schrittweise verfolgt.

Diese Hypothese hat unleugbar etwas Gewinnendes. Es ist sehr ansprechend, sich Italien, wo wir die einfachsten und scheinbar ursprünglichsten, aber auch die zierlichsten und vollendetsten Formen dieses Objectes antreffen, als Mutterland aller Arten desselben vorzustellen. Auch das Zusammen-Vorkommen zwei so verschiedener Bildungen, wie der halbkreisrunden Bogenfibel und der doppelspiraligen Brillenfibel in Griechenland, Unteritalien und den von einer südöstlichen Culturströmung befruchteten Gebieten Mitteleuropas erscheint unter diesem Gesichtspunkt hinlänglich erklärt. M. nimmt an, dass die Fibel in Griechenland während der Bronzezeit überhaupt gefehlt habe, später hätte dieses Land die Brillenfibel durch nordischen Einfluss, etwa durch Vermittlung der Illyrier, die Bogenfibel durch Berührung mit dem Westen, von Italien her erhalten. Mit dem Charakter der homerischen Epoche, in welcher die Griechen selbst nordmittelländischen Culturen gegenüber noch unselbstständig erscheinen, stimmt dies ganz gut, bis auf den einen Umstand, dass die bronzene Bogenfibel jüngst auf den Cykladen in Culturschichten nachgewiesen wurde, welche lange vor der intensiven Berührung zwischen Hellas und Italien entstanden sind. Dadurch geräth die Probabilität des italischen Ursprungs der Fibel »an sich«, einer Art platonischer Idee dieses Gegenstandes, welche alle möglichen Verkörperungen desselben in sich schliesst, in's Wanken; und wenn eine solche, als gemeinsamer Ausgangspunkt, überhaupt irgendwo vorhanden war, müsste sie vielmehr im Südosten unseres Continents gesucht werden. Wir halten aber die Monogenesis hinsichtlich dieses so wichtigen kleinen Dinges im Culturapparat der vorgeschritteneren prähistorischen Menschheit keineswegs für wahrscheinlich und können der Thatsache, dass sich aus jeder Fibelform durch gewisse Modificationen eine beliebige andere herstellen lässt, kein grosses Gewicht beilegen. Es ist möglich, dass man an verschiedenen Orten auf verschiedenen Wegen zu Formen gelangte, die dann Archetypa eigener, differenter Reihen geworden sind.

2. Man nimmt gewöhnlich an, die Fibel sei aus einem zweckmässig gekrümmten Bronzedraht in der Art entstanden, dass derselbe ungefähr in der Mitte zurücklaufend umgebogen wurde und nun mit dem einen Ende die Nadelspitze, mit dem andern einen Nadelhalter bildete. Um den von den Nadel durchstochenen Gewandfalten Raum zu gewähren und Zerrungen bei Verschiebung des Gewandes zu verhüten, erhielt der obere Theil, der Bügel, eine angemessene Wölbung und Verstärkung. Für die ganze Classe der sog. „Bogenfibeln“ ist die Annahme dieser Entstehung gewiss gerechtfertigt. Dagegen ist der Ursprung der Brillenfibel höchst wahrscheinlich ein ornamentaler. Diese Form und Alles, was sich um dieselbe gruppirt, wurzelt in der Nachahmung eines anfänglich blos gravirten oder gemalten Ornamentes, des durch Tangenten verbundenen Kreises, aus welchem sich in der classischen Epoche der sog. „laufende Hund“ entwickelte. Jenes Ornament gehört zu den ältesten Motiven der geometrischen Decoration und wurde das namentlich in der Bronzezeit als Verzierung von Waffen, Schmucksachen und Thongefässen sehr gerne verwendet. Daraus entstand mit Nothwendigkeit, sowie man die entsprechende Eignung des Bronzedrahtes erkannte, ein freies metallenes Ornament, das man Anfangs, ähnlich wie Malerei und Gravure, an verschiedenen tektonischen Gebilden anbrachte, dann aber selbstständig weiter verwenden mochte. Mit einem gekrümmten, bügelförmigen Mittelstück war die Doppelspirale zum Anhängen (an Gefässen, Gürteln u. s. w.), mit einem kreisförmig gebogenen zum Anstecken als Ring verwendbar. Mit einer langen Nadel als Mittelstück konnte sie zum Zusammenhalten des Gewandes dienen. Dem gleichen Zwecke genügte sie, wenn man die Nadel nicht von der Mitte, sondern von einem der Enden ausgehen liess und sie in das innere Ende der zweiten Spirale einhakte. Darauf mag die Analogie wirklicher Fibeln geführt haben; die Doppelspirale als Fibel ist aber von sehr geringer Brauchbarkeit, da sie bei jeder stärkeren Zerrung aus den Fugen geht. Daher finden wir in Südeuropa Exemplare (Mont., sp. fr. bronz. Fig. 193 f. 196 f.), bei welchen die einfache oder doppelte Spiralbrille nur als äussere Verkleidung der darunter versteckt angebrachten soliden Fibel auftritt. Die Brillenfibel ist eine Broche, ein Zierrat der menschlichen Tracht mit einer Vorrichtung zur zweckmässigen Befestigung an den Kleidungsstücken, die, wenn sie ungenäht waren, durch sie allein nicht auf dem Körper erhalten werden konnten. In dieser ornamentalen Eigenschaft erscheinen, wenn Helbig's Deutung der homerischen ἕλικες (d. hom. Epos S. 192 f.) richtig ist, Brillenspiralen neben anderen wirklichen Fibeln (πόρπαι) an dem Kleide der Aphrodite (hymn. in Ven. 86 etc.), und so finden wir sie auf den Gräberfeldern der Hallstätter Epoche paarweise oder einzeln neben eisernen oder bronzenen Bogenfibeln in demselben Grabe.

3. Jedenfalls hat M. richtig gesehen, dass die Fibel der ungarischen Bronzezeit eine Art Mittelstellung zwischen der als Fibel verwendeten symmetrischen Doppelspirale und der archaischen Bogenfibel Italiens einnimmt. Innerhalb der letzteren Classe entsteht bekanntlich eine Trennung zweier Gruppen durch die verschiedene Bildung des Schlussstückes mit dem Nadelhalter. Der Bügel formt am

Schlusse entweder eine eckige Fussplatte, die sich unten zur rinnenförmigen Nadelscheide krümmt, oder eine offene Drahtschlinge zum Einlegen der Nadel und eine Spiralscheibe als decorativen Abschluss. Nun verdient Erwähnung, dass die ältesten griechischen Bogenfibeln zur ersteren Gruppe gehören, während die letztere die Voraussetzung der ungarischen Bronzezeit-Fibeln ist. Die letztere charakterisirt sich durch willkürliche Wiederholungen einzelner Theile, gleichsam durch eine barbarische Multiplication der Gliedmassen. Den gestreckten Bügel bildet eine Reihe achterförmiger Doppelschlingen, den Fuss die Spiralscheibe, das federnde obere Ende eine Spiralwulst, aus cylindrischer Vermehrung der einfachen Kopfschlinge entstanden. Statt des Schlingenbügels verwendet man auch einen kleinen Blechbügel mit einer Doppelschlinge an jedem Ende, ein Motiv, das auch Italien nicht ganz fremd ist (M. sp. fr. bronsåld. f. 110). Oder es wurden die Doppeldrahtschlingen der zuerst gedachten Form in zwei einfache Schlingenreihen auseinandergelegt, welche den ovalen Blechbügel am Rande garniren; die Enden der beiden Schlingenreihen bilden dann vier ebenfalls rein decorative Spiralen. Hier sind, könnte man sagen, zwei unentwickelte Fibel-Sprösslinge auf eine fertige aufgepfropft. Diese glänzenden Schnörkel müssen ein auffallendes Kennzeichen der Landestracht gebildet haben, zum Festhalten der Kleidung aber nicht recht tauglich gewesen seien. Vermuthlich waren sie paarweise und mehr zum Schmucke angebracht, wie die viel später in demselben Lande beliebten Verschnürungen. Auch hier scheint, wenigstens der Ausbildung des Bügels, ein Ornament, das vielleicht ursprünglich der Stickerei eigenthümlich war, zu Grunde zu liegen. Ebenso ist wohl auch die nordische Bronzezeitfibel zur Hälfte ornamentalen Ursprungs. Hier half man sich zur Anbringung der Schliesse an die Gewänder ungeschickt genug durch Einhängen einer losen Nadel. Diese Formenreihe geht gleichsam auf Krücken, die ungarische aber auf Stelzen. Dieses Schwanken zwischen Unvermögen und Uebertreibung, welches die ganze unclassische Formenwelt des Alterthums beherrscht, ist charakteristisch für Dasjenige, was man im Sinne der Griechen barbarisch nennen kann. Mittelglieder sind jene gestreckten Brillenfibeln Deutschlands (Lindenschmidt, A. u. s. V. II 2 Taf. 2, 7; Undset, Étude sur l'âge de bronze XII 1.), deren Bügel aus einer Reihe offener Drahtschleifen besteht, an deren Ende eine Nadel eingehängt ist. Bekanntlich bildet auch die archaische Brillenfibel sehr gerne eine achterförmige Doppelschlinge, ehe sie von der einen Spirale in die andere übergeht, eine überflüssige, aber gefällige Zuthat, in welcher dieselbe Tendenz, den Körper des Bügels in federnde Elemente aufzulösen, zum Ausdrucke kommt. Nach M. wäre das ein Rudiment der auf ungarischem Boden vorgenommenen Modification der Bogenfibel. Auch die Bogenfibel selbst wird noch lange nachher zuweilen diesem Bestreben unterworfen, wie eine Hallstätter Fibel zeigt, deren halbkreisförmiger Bügel ganz aus solchen federnden, nach unten gerichteten Schleifen zusammengesetzt ist. Dieselbe Tendenz ist auch da nicht zu verkennen, wo bei compacteren Formen die Drahtschlingenreihe nur als Garnitur aufgesetzt ist, was, wie wir gesehen haben, ebenfalls schon in der ungarischen Bronzezeit vorkommt. In Watsch und St. Margarethen (Krain) werden die Spiralrollen vor Armbrustfibeln, in Idria bei Bača (Küstenland) die Bügel sehr kostbarer Mittel-La-Tène-Fibeln derart durch aufgesetzte Drahtschlingenreihen verziert. Ein Curiosum ähnlicher Art ist das Stück (bei Lindenschmidt l. c. IV. 14, 14) dessen Bügel aus einer viermaligen Wiederholung des charakteristischen Kopfes der La-Tène-Fibel gebildet ist.

Aus Prozor bei Otočac in Croatien, einem auch durch seine Mittellage zwischen Pannonien und Griechenland bedeutsamen illyrischen Fundort, dem wir eine Fülle neuer Aufschlüsse über die Bildung und Verzierung prähistorischer Fibeln verdanken (Einiges davon bringt der Vjestnik hrv. arkeol. družtva 1885 tab. II, III.), stammen zahlreiche Formen, an welchen wir jenes Bestreben, den Fibelkörper durch allerlei Schlingen und Schleifen zu bereichern, recht deutlich wahrnehmen können. Mit besonderer Vorliebe wird hier das armbrustförmige Schlussstück an beiden Enden des Bügels angebracht, und werden die Spiralen der Brillenfibel durch wellenförmig auf und nieder laufende, offene und geschlossene Drahtschlingen getrennt etc. Auch bemerkt man hier in relativ später Zeit (unter einem, nach seinem Gesammtcharakter der La-Tène-Periode angehörigen Inventar) zweigliedrige Brillenfibeln, d. h. solche, deren Nadeln separat gefertigt und im Mittelpunkt der einen Spirale eingehängt sind, sowie grosse Brillenspiralen mit achterförmigem Mittelstück, welche nicht zu Gewandhaften bestimmt, sondern auf eisernen gürtelförmigen Rüstungsstücken zum Schmucke befestigt waren.

4. Auch die italische und von Italien aus nach Norden verbreitete Schlangenfibel (serpeggiante) könnte man sich aus der mehrschleifigen Bogenfibel hervorgegangen denken. Sehr frühzeitig bekommt ja die halbkreisförmige Bogenfibel nebst der Kopfschlinge eine zweite, der ersteren symmetrisch entsprechende Schleife oberhalb des Nadelhalters. Diese Schleifen rücken von den Enden gegen die Mitte des Bügels hinauf und werden durch einen Einbug des letzteren nach abwärts auseinander gehalten, eine Entwicklung, die wir vorzugsweise bei den Fibeln mit schlingenförmigem Nadelhalter und scheibenförmigem Endstück beobachten können. Bei der sog. Schlangenfibel krümmt sich nun der Bügel entweder als auseinandergezogene Doppelschleife zur Hälfte einwärts, zur Hälfte auswärts, oder er beschreibt jene aus offenen oder geschlossenen Schlingen gebildeten capricösen Windungen, die dieser Form den geläufigen Namen verschafft haben. Eine Entwicklung lässt sich hier nicht verfolgen; nach Tischler sind die einfacheren Bildungen dieser Gruppe jünger, die complicirteren älter, ein aus der Erfahrung abgeleitetes Paradoxon, das in gewissem Sinne durch die erwähnten Funde von Prozor bestätigt wird.

Sowie die Kopfschlinge vom Ende des Bügels gegen die Mitte derselben hinaufrückt, muss der Uebergang von der Nadel zum Bügel auf andere Weise abgegrenzt werden, um ein Hinaufgleiten der Gewandfalten zu

verhindern. Bei der Schlangenfibel erscheint daher zumeist ein Scheibchen an jener Uebergangsstelle; bei der älteren (Mutter-?) Form ist die Nadel über den eingezapften Bügel hinaus verlängert und endet in einen manchmal schön verzierten Knopf. (Mont. Fig. 22 bis 25; 115—117.)

5. Diese Form hat, constructiv genommen, eine gewisse Verwandtschaft mit der nordischen Bronzezeitfibel, indem hier wie dort die Nadel separat gearbeitet und mit einer Durchbohrung zur Aufnahme des oberen Bügelendes versehen ist. Völlig gleich sind die Schlussstücke dieser beiden, räumlich so weit auseinander liegenden Gruppen. Die Hauptverschiedenheit besteht darin, dass bei der italienischen Fibel das Bügelende im Nadelöhr festgezapft ist, während es sich bei der nordischen Fibel frei darin bewegt. Dem Herabfallen ist hier dadurch vorgebeugt, dass das Bügelende unterhalb des Nadelkopfes abermals eine Spirale bildet. Die nordische Bronzezeitfibel erscheint sohin typologisch als eine Verschmelzung der Brillenfibel und des Archetypus der Serpeggiante. In Italien streift die Mutterform der letzteren bald das archaische Schlussstück mit der Spirale ab, auch verschwindet die Zapfenverbindung zwischen Nadel und Bügel (Zwischenformen, in welchen nur einer der beiden Schritte gethan ist, sind die bei Mont. abgebildeten Fig. 78—79), und die Fibel wird wieder „eingliedrig", die Federwirkung häufig durch eine starke Krümmung der Nadel erzielt. Wenn, wie Tischler, skeptisch gegen jede „aprioristische" Deduction, bemerkt, die complicirteren Formen der Schlangenfibel früher, die einfacheren später auftreten, so liegt darin nichts Verwunderliches oder Unerwartetes. Gegen das Ende der sog. Hallstatt-Epoche tritt eben, nachdem die Gestaltungen und Verzierungen der Fibeln (namentlich des Bügels) einen ausgedehnten Formenkreis gebildet, zunächst ein Process der Vereinfachung ein. Die sog. Certosa-Fibel ist ihrer ganzen Art nach an das Ende der von der Serpeggiante durchlaufenen Bahn zu setzen. In der Bildung ihres Schlussstückes zeigt sich aber schon der Keim- und Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung, die uns in den Typenreihen der La-Tène-Periode vorliegt, einen ähnlichen Verlauf von schmuckloser Einfachheit durch mannigfache Hypertrophie zur abklärenden Veredlung zeigt und historisch besser bekannt ist, als irgend eine frühere Evolution.

8. Herr Dr. **Moriz Winternitz** hält einen Vortrag

Ueber einen altindischen Schlangencult,

welcher in erweiterter Form im nächsten Hefte der Mittheilungen erscheinen wird.

9. Herr Dr. **Friedrich S. Krauss** hält einen Vortrag über:

Medizinische Zaubersprüche aus Slavonien, Bosnien, der Hercegovina und Dalmatien.

Eine auf unseren Gegenstand bezügliche Literatur existirt bei den Südslaven so gut wie gar nicht. Wohl sind in Volkszeitschriften und Volkskalendern einige Zaubersprüche veröffentlicht worden, doch wie dies ja im Süden zu geschehen pflegt, in einer Weise, dass der Forscher nur mit grosser Umsicht von denselben einen Gebrauch machen dürfte. Jenes Material ist eben hinsichtlich seiner Echtheit und Zuverlässigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben. Wie wichtig aber in unserer Wissenschaft gerade die Kenntniss der Zaubersprüche eines Volkes ist, braucht hier nicht erst erörtert und bewiesen zu werden. Einschlägige Stoffe zu gewinnen, hält nun, wie sich dies von selber versteht, äusserst schwer. Der sonst mittheilsame Volksmund scheut die Profanirung geheimnissumwobener Weisheit und in Frömmigkeit viel geschätzter Ueberlieferung. Ich und mein verehrter Mitarbeiter Herr Vid Vuletić Vukasović liessen es uns aber recht angelegen sein, gerade diese empfindliche Lücke durch emsige Erhebungen und Nachforschungen auszufüllen, indem wir beschlossen, ganz von Grund auf alle Belege unmittelbar aus dem gegenwärtigen Volksleben uns selber aufzusuchen. Wir haben bis jetzt ein gar herrliches und reichhaltiges Material über südslavische Volksmedizin aufgespeichert und gedenken es in einem Bande, geordnet und gesichtet und mit Erläuterungen zu veröffentlichen. Ein besonderes Capitel dieses Buches werden die medizinischen Zaubersprüche bilden, über die ich nun sprechen will.

Krankheiten rühren her entweder von bösen Geistern, unter welche auch die Vilen gezählt zu werden pflegen, oder von Menschen, die Einem durch ihren bösen Blick oder durch böse Rede oder einen sonstwie gearteten Vorgang unversehens eine Krankheit aufzuhalsen wissen. Die Krankheit erscheint als Ausfluss des bösen Geistes oder des Beschreiers; der Krankheitsdämon im Körper des Leidenden wird förmlich als Vollstrecker der Befehle eines höheren Wesens gedacht. Bei den Krankheitsaustreibungen richten sich die Zaubersprüche demgemäss in erster Linie gegen den Krankheitsaussender, dann gegen den Krankheitsgeist und gipfeln schliesslich in einem Gebet an Gott und die mächtigsten Heiligen nach christlicher Anschauung und Lehre. Wie im deutschen Volksglauben, so sollen auch im serbischen die Verhöhnungen, Flüche und Verwünschungen den Krankheitsdämon in die unzugänglichsten Theile der Erde bannen, das Gebet zu Gott aber oder die Besegnung jede Nachwehen der Leiden beseitigen. Ein weiteres gemeinsames Charakteristikon ist das „Abbeten", „Wenden" der Krankheit, indem man von neun nach abwärts bis zu eins und von eins bis Nichts zählt oder auch das Vaterunser von rückwärts nach vorwärts absagt. Der Kürze halber entfällt häufig die Anrufung Gottes, so z. B. wie in der in Herceg-Bosna üblichsten Beschwörungsformel gegen Beschreiung:

„Urok na prag, uročica pot prag; uročica kukoreče, uročac riče, ako budne muško, otpalo mu mudo, ako bude žensko otpale mu sise."

(Die Beschreiung auf die Schwelle, die Beschreierin unter die Schwelle; die Beschreierin kräht, der Beschreier brüllt; rührt die Beschreiung von einem männlichen Wesen her, so sollen ihm die H . . . n abfallen,

rührt sie von einem weiblichen Wesen her, so sollen ihr die Brüste abfallen.)

Bei kleineren Uebelichkeiten und körperlichen Verstimmungen hat jeder Bauer als Hausmittelchen gewisse kurze, praktische Zaubersprüchlein schon zur Hand, die man sich leicht merken und ohne viele Umstände zur Anwendung bringen kann. Wenn z. B. Einer am Strauchen (balaban) leidet, so begibt er sich mit dem Abenddunkel in's Freie, und wenn er beim Nachbar im Zimmer eine Kerze brennen sieht, so spricht er den Bann [1]): ‚U mog komšije gori svjeća, došo mu gost moj balaban u njegov nos!' (Bei meinem Nachbar brennt ein Licht. Mein Strauchen soll zu ihm kommen als Gas(t) in seine Nas') [2]).

In ernsteren Krankheitsfällen sucht der Bauer nur in äusserster Noth, wenn dem Kranken kaum mehr zu helfen ist, einen wissenschaftlich in deutschen Landen gebildeten Arzt (Doctor medicinae) auf. Seine Aerzte sind der Vračar und Bajač, die Vračarica und die Bajalica. Bei den Serben heisst Vračar so viel als zauberkundiger Heilmann. er entspricht am ehesten dem ‚Medizinmann' der amerikanischen Naturvölker oder dem Schamanen der Mongolen; bei den übrigen Slaven bezeichnet aber Vračar und Vrač einfach: Arzt. Bajač, Bajalica, von der Wurzel ba-, griech. φη-, lat. fa-, sanskr. bha(š), die sprechen bedeutet, sind einfach, wie in ähnlichem Sinne auch unser Volk sagt: Besprecher und Besprecherin. Die Besprechung oder der Zauberspruch heisst darnach basma, bulgarisch: bajilka. Die Bajalica sucht der Krankheit, welche sich nach der Volksauffassung als ein Krankheitsdämon, wie bemerkt, im Körper eingenistet, durch Beschwörungs- und Zauberformeln beizukommen. Zur Ausübung dieser Kunst braucht es weiters keiner grossen Vorbereitungen, sondern blos der Kenntniss der im gegebenen Falle anwendbaren Formel und einer Zugabe Glaubensseligkeit. Der Vračar dagegen ist ein halber Zauberer und ein ganzer Kurpfuscher. Ihm dienen Zaubersprüche nur als nützliches Beiwerk, um seine Thätigkeit mit dem Nimbus höherer Unbegreiflichkeit zu umgeben. Er gebraucht bei seinen Kuren sympathetische Mittel und wieder allerlei heilkräftige Kräuter und Wurzeln. Aber auch die Massage, die Kaltwasser- und die Schwitzkur wird vom Vračar nach Thunlichkeit verordnet und vorgenommen. Wo eine Handgeschicklichkeit erforderlich ist, z. B. bei Einrenkung verrenkter und gebrochener Glieder und besonders bei Wundenbehandlung sind viele Vračari anerkanntermassen oft sehr tüchtig und verständig. Mancher Bader in deutschen Landen hätte an Geschicklichkeit etwas von einem Vračar zuzulernen.

Bei Weitem höheres Ansehen als die Vračaren geniessen die Vračaricen, deren Hauptstärke in Heilungen innerer Leiden und Gebrechen und Prophezeihungen besteht. Jede Vračara ist unbedingt auch Bajalica und vielleicht auch nur aus Verstellung Visionärin, hysterisch aber so gut wie gewiss. Eine Vračara unter fünfzig Jahren ist eine Seltenheit. Gewöhnlich geben sich mit diesem Geschäfte ältere, kinderlose Witwen ab, die sonst kein ausreichendes Auskommen finden. Habsucht ist ein hervorstechender Charakterzug so mancher Vračara. Die Vračaren stehen auch im Geruche, Hexen (vještice) zu sein.

Die Vračaren wissen sich durch recht pfiffig auf die Leichtgläubigkeit des Volkes berechnete Kunstgriffe ihr Ansehen zu sichern und zu erhöhen. Dies mag nachstehendes Histörchen, welches ich meiner Mutter verdanke, erläutern. In Kukunjevci, einem Dörfchen zwischen Pakrac und Gaj in Slavonien, war ein ganzes Heim ausgestorben bis auf die ältliche Bäuerin Stana G. Nach südslavischem Gewohnheitsrecht nahm sie eine arme Likaer Bauernfamilie auf ihren Grund und Boden auf. Nun wollten die Aufgenommenen die Herren spielen und die eigentliche Grundbesitzerin zur Magd herabwürdigen. Das liess sich Stana aber nimmer gefallen. Dafür wurde sie von der Likaerin verzaubert oder verhext (za to ju ličanka opčara). Ein Jahr lang hütete sie das Bett, zwischen Tod und Leben schwebend. Niemand konnte ihr mehr helfen. Da vernahm sie, dass in Klisa, einem Altgläubigen-Dörfchen bei Buč im Gebirge, eine Vračara hause, die jede Krankheit zu heilen verstehe. Also zog sie zur Vračara. Kaum dass sie bei der Vračara die Schwelle übertreten, als ihr die Vračara schon zurief: „Ich weiss, warum Du kommst, wenngleich ich Dich mein Lebtag nicht gesehen habe. Ich weiss, dass Du schon ein Jahr lang im Bette verhext liegst. Dich hat jenes Weib verhext, die Du in Verdacht hältst (na koju ti sum držiš). Geh' Du ruhig heim und trenne Deine Federduchent auf, und Du wirst sehen, was Du darin finden wirst. Nimmst Du Dinge heraus, so wirst Du genesen."

Darauf ging Stana nach Haus. Als sie die Federduchent aufgetrennt, konnte sie ihre Wunder sehen: ein Schwalben- und ein Spatzennest, Kränze aus verschiedenen Haaren geflochten und Todtengebeine und dazu Stücke von Grabkreuzen, eine Schaufel, eine Haue, ein Grabscheit oder Krampen (roviža), und zwar alle diese Dinge aus weissem Wachs angefertigt. Als sie diese Gegenstände herausgenommen, genas sie sofort. Stana pflegte ihre Geschichte immer so zu schliessen: pa onda kako ne bi virovala na vračaru [1]), kad me nije ni poznala a čim me ugledala, odma je znala šta mi fali. (Und wie sollt' ich dann der Vračara kein Zutrauen schenken, da sie, ohne mich auch nur zu kennen, gleich beim ersten Erblicken sogleich gewusst hat, was mir fehlt!)

Ein hochgeschätzter Behelf im Heilverfahren der Vračaren ist der Donnerkeil (strilica [2]). In sehr schweren Fällen schabt die Vračara wohl ein wenig

[1]) Aus den Mittheilungen meines Wahlbruders H. Thomas Dragićević.

[2]) Aehnlich auch in Steiermark (Graz). „Der Schnupfen lässt sich auf Andere übertragen, wenn man einem Begegnenden auf der Strasse leise die Worte entgegen ruft: ‚Ich schenke Dir meinen Schnupfen'." Dr. Victor Fossel in: Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark, Graz 1886². S. 97. Vrgl meine Anpreisung dieses Büchleins in den Mitt. der W. Anthr. Gesellschaft, 1886.

[1]) Auffällig ist der Gebrauch der Präposition *na*. Sonst wird gewöhnlich construirt: vjerovati mit dem Dat. oder mit der Präp. *u* und dem Acc.

[2]) Vrgl. Krauss: Sreća. Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven. Wien 1886. S. 161 ff. Sep.-Abd. aus den Mitth. d. Anth. Ges. in Wien, Bd. XVI

vom Stein ab und gibt dem Kranken, selbstverständlich gegen hohes Entgelt, das Pulverchen ein. Gewöhnlich aber wird der Stein geschont.

Ueber einen klassisch-bemerkenswerthen Fall schrieb mir erst jüngst am 22. October d. J. (1887) meine Sagenerzählerin und vorzüglichste Lehrerin in der südslavischen Volkskunde, ich meine meine alte Mutter in Pleternica in Slavonien. Das reiche Dorf in der nächsten Nähe der k. freien Comitatsstadt Požega zählt bei 1600 Einwohner und hat einen wohlbestallten Gemeindearzt. Die Bauern nehmen aber seine Dienste nicht allzusehr in Anspruch, wie der Brief es beweist. Das Schreiben ist sowohl in formeller als in syntaktischer Beziehung genug merkwürdig, so dass sich schon aus diesem Grunde ein Abdruck desselben an dieser Stelle von selbst rechtfertigt.

„Vidila sam di vračara g bolestniku ide pak sam odmah za njom otišla, da vidim, kako će joj vračati i šta će joj kazati. Kasam došla, izvadila je taki jednu malu strilicu, gledala spram sunčanim dođom, di ju je vila striljala, pa je vidila, da ju je na kutu pendžera vila striljala. Onda je izvadila drugu strilju pak ju je metla u čašu vode i onda nam je kazala: ‚Plug i volovi, na tom plugu u čaši vode sidila je vila pak se češlja, i pod vilom pokazala se je motika.' Onda nam je kazala, da je motika okrenita bila sa držalom gore, onda bi bolestnik umro; onako je bilo držalo dole, onda je kazala, da se neboji, da ne će umreti; i onda je uzela iz 3 krpâ trave pa ju je u njoj okupala, i onda je ozdravila i onu vodu u sunčani zavod bacila. Ja sam sidila. Onda je izišla pak se je u kuhinji sakrila, da mi ne vidimo, di se ona Bogu moli. Ja sam drago djete, tamo zato išla, da tebi mogu ispisati."

„Ich habe eine Vračara zu einer Kranken gehen gesehen, und bin ihr sogleich nachgefolgt, um zu beobachten, wie sie zaubern und was sie sagen wird. Als ich hinkam, nahm sie sogleich einen kleinen Donnerkeil heraus und betrachtete ihn gegen Sonnenaufgang, von welcher Seite aus wohl die Vila auf die Kranke ihren Pfeil abgeschossen. Ferner gab sie an zu sehen, die Vila habe auf der Fensterecke den Pfeil losgelassen. Hierauf nahm sie einen anderen Donnerkeil heraus, legte ihn in ein Glas Wasser hinein und sagte zu uns: ‚(Ich sehe einen) Pflug und Ochsen; auf dem Pfluge im Glas Wasser sitzt eine Vila; die Vila kämmt sich; unter der Vila erscheint eine Haue.' Dann sagte sie uns, wäre die Haue mit dem Griff nach oben gekehrt, müsste die Kranke sterben; weil aber der Griff nach unten gekehrt war, sagte sie, sie sei ganz unbesorgt, die Kranke werde nicht sterben. Sodann nahm sie aus dreien Lappen Kräuter (Gräser), (kochte die Kräuter in Wasser) liess die Kranke darin baden, worauf die Kranke genas. Das Wasser aber warf die Vračara gen Sonnenuntergang. Ich sass ruhig da. Nun ging die Vračara hinaus und versteckte sich in der Küche, damit wir nicht sehen, wie sie zu Gott bete."

Die Vračara hat in der Küche wohl nicht eigentlich ein Gebet nach unserer Auffassung verrichtet, vielmehr ihre Beschwörungsformeln für sich aufgesagt. Jedenfalls wollte sie dieselben jeder Bekrittlung seitens der Zuhörerinnen entziehen.

Hochgepriesene Behelfe bei Beschwörungen (‚bajanja') sind unangegänztes Wasser (‚nenačeta voda') und unangegänztes Feuer (‚nenačeta vatra'). Wird aus einer Quelle oder einem Brunnen vom Sonnenuntergang bis zum nächsten Morgengrauen nicht geschöpft, so gilt das erste Wasser, das man am Morgen einschöpft, als unangegänzt (nenačeta). Man stosse sich nicht an den bei uns in der Schriftsprache ungewohnten Ausdruck ‚unangegänzt'. In niederdeutscher Mundart wird es ganz im selben Sinne wie bei den Serben nenačet gebraucht und ist bei den deutschredenden Juden im Osten und Nordosten Europas ganz gewöhnlich.

Unangegänztes Wasser wird vorzüglich bei Beschwörung von Kopfschmerzen und von Rothlauf gebraucht. Haben sich die Kopfschmerzen in Folge einer Beschreiung eingestellt, so nimmt man ein Glas voll unangegänztes Wasser und wirft drei glühende Kohlen (živa vatra = lebendiges Feuer) hinein; sinken die Kohlen zu Boden, so rührt das Leiden gewiss von einer Beschreiung her; dann steckt man beide Daumen in's Wasser, reibt mit den feuchten Daumen kreuzweis die Stirne, die Augen und die Halsadern und spricht indessen den ‚Mariengruss'.

Hat man gewöhnliches Kopfweh, so lässt man sich die „Hündchen aufschneiden" (štence izrezivat). „Hündchen" heisst man die kleinen Hitzbläschen unter der Zunge. Das „Mütterchen" (baka) fährt mit einem Rasirmesser unter die Zunge und schabt die Bläschen ab, worauf sie aufplatzen und das Wasser ausfliessen lassen. Geht es dem Kranken sehr schlecht (zôr mu je), so wird man ihn in gewärmtem, unangegänztem Wasser ein Bad nehmen lassen. In dieses Badwasser gibt man vorerst neun Wipfel von neun verschiedenen Obstbäumen (Apfel-, Birnen-, Nuss-, Zwetschken-, Pfirsichbaum u. s. w.); während des Abschneidens der Wipfel spricht man den Mariengruss. Ferner legt man hinein drei Krumen Brod, drei Tropfen Wein, gleichviel Tropfen Weihwasser und drei verschiedene Eisengegenstände, z. B. einen Schlüssel, ein Messer und eine Gabel. Man glaubt, wenn es dem Kranken bestimmt sei zu sterben, so müsse er schon zwei bis drei Tage nach dem Bade das Zeitliche segnen; ist es ihm aber beschieden, zu gesunden, so werde die Genesung in kürzester Zeit erfolgen.

In Bosnien besteht das Bad aus mehr Zuthaten. Wenn der Kranke im heftigen Fieberdelirium (uvati ga buncanje i vatruština) darniederliegt, so werden die Vorbereitungen zum Bade getroffen. Es versammeln sich die alten Weiber aus dem Dorfe, nehmen den Kopf eines Fuchses, eines Hasen und eines Hundes, natürlich nur das Gerippe (samokost), ein Pflugeisen (lemeš), ein Stricheisen (crtalo), fünf Häuptchen Knoblauch, ein Gespunstrohr (mosur), drei Bruchstücke von drei Spindeln, drei angebrannte Löffel, Wurzeln vom Alantkraut (oman), ein Brocken Salz und das Herzmark von neun verschiedenen Baumarten. Ferner bringt man von neun verschiedenen Wassermühlen und von neun Flussfurthen Wasser, giesst es in einen Kupferkessel, zerstösst den Knoblauch, gibt ihn in's Wasser hinein, trinkt ein wenig von dem Wasser ab, nimmt die be-

sagten Gegenstände aus dem warm gewordenen Wasser heraus und badet den Kranken mit diesem Wasser [1]).

Wenn man auf dem Herd oder auf dem Felde ein Holzfeuer anmacht und es niederbrennen lässt, ohne neues Holz aufzulegen oder auch nur nachzuschüren, so gilt ein Brandstück oder eine glimmende Kohle von diesem Feuer als: „unangegänztes Feuer“. Die Kohle ist „gut“ zur Beschwörung von Gicht (kostobolja). Der Kranke wird gedünstet über ‚unangegänztem Wasser und Feuer“. Vor Allem wird eine grosse Kanonenkugel rothglühend gemacht. Man gibt sie in einen Kessel mit gewärmtem, unangegänztem Wasser, setzt den Kranken auf den Kessel, überdeckt ihn mit einem Leintuch und lässt ihn dünsten. Nach der Dünstung muss sich der Leidende über unangegänzte Glut niederhocken, die vorher mit Zinnober bestreut wurde. Den Rauch und Qualm muss er durch Mund und Nase einathmen. Nach diesem Rezept vertreibt die Bajalica und Vračara Stana Paković in Mikanovci im slavonischen Savelande dem Kranken die Gicht aus den Gliedern.

Bei jeder Art von Krankheitsbeschwörungen hat man zufolge der Erklärungen der Bajalica Manda Butković in Komljetinci auf Zweierlei besondere Achtung zu haben: auf die Worte, die man spricht und auf das Beschwörungsmittel. Das Beschwörungsmittel wird behutsam und langsam um die leidenden Körpertheile gezogen, so dass man mit dem Umkreisen und der Beschwörungsformel zugleich fertig wird. Kürzere Formeln müssen in einem einzigen Athemzuge ausgesprochen werden. So beschwört man dreimal nacheinander an je drei aufeinander folgenden Tagen. In Dalmatien bedient sich nach H. Vuletić's Angabe, der Katholike nur der rechten Hand, indem er über die kranke Stelle fortwährend Kreuze schlägt. Die Altgläubigen gebrauchen in der Regel ein stumpfes, grosses Messer dazu.

Gliedreissen oder Rheumatismus (koštak) beschwört man in Slavonien und Bosnien mittelst eines Messers und durch folgenden Spruch: Tri divojke u šumi [2]) pasle, jedna nima, druga gluha, treća slipa; devet rika, devet braće plavo se spraviše na vojsku, plavo odoše, plavo u boj udariše, plavo poginuše. U kožu, is kože, u koju, is koje; u kost is kosti; u ledinu odoše, u 'no misto di zvono ne zvoni, di pitalj ne piva, di brat brata ne zove. Od devet do osam od osam do sedam, ot sedam do šest, ot šest do pet, ot pet do četiri, ot četir do tri, ot tri do dva, od dva do jednoga, od jednoga do nijednoga. U ime oca i sina i duha svetoga!

„Drei Mädchen weideten im Walde. Die eine war stumm, die andere taub, die dritte blind; neun Flüsse, neun Brüder rüsteten sich flugs zum Heer, flugs zogen sie fort, flugs stürzten sie sich in den Kampf, flugs kamen sie um. In die Haut, aus der Haut, in welche, aus welcher; in's Gebein, aus dem Gebein; zogen unter den Rasenboden, an jenen Ort, wo keine Glocke läutet, wo kein Hahn mehr kräht, wo ein Bruder den anderen (beim Namen) nicht mehr ruft. Von neun bis acht, von acht bis sieben, von sieben bis sechs, von sechs bis fünf, von fünf bis vier, von vier bis drei, von drei bis zwei, von zwei bis einen, von einen bis keinen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Den „Frosch“ („žaba“) eine harte, bewegliche Geschwulst unter der Haut, beschwört man am Körper eines Täuflings mit einem Messer also: ‚U ime oca i sina i duha svetoga! Bog veli, da gori, gospodin Isukrst, da boli, blažena divica Marija: ‚Bilo pa nij'!' Od devet do osam itd ‚U ime oca itd.'

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes! Gott spricht, es brennt, Herr Jesus Christus, es schmerzt, die gebenedeite Jungfrau Maria: es ist gewesen und ist nicht mehr! Von neun bis acht u. s. w. Im Namen des Vaters u. s. w.“

Den Frosch an einem Rind beschwört man mit einem Maiskolben (kočanj kukuruza): ‚Ovo sve što je, nek ide u sušak a ti žabice u bručak. Oj šurice u šurice! U šurice devet kćeri. Od devet do osam itd. Amen!'

„Alles das, was da ist, soll in's Dürrhaus (die Darre) gehen, du Fröschlein aber in's Steingerölle. O Schwägerin fort zur Schwägerin; die Schwägerin hat neun Töchter. Von neun bis acht u. s. w. Amen!“

Den „Wurm“ („crv“), wie man die Halsskropheln, dieses beim Bauernvolke stark verbreitete Uebel nennt, beschwört man unter freiem Himmel, wobei der Kranke das Antlitz gegen Sonnenaufgang richtet. Der Spruch lautet: ‚Bog veli, da gori, draga gospa, da boli, gospodin Isukrst: ‚Bilo pa nij'!' Zaklinjem te Bogom živim, Bogom velikim, Bogom istinitim, krvlju i mukom Isukrstovom, da ideš u bazino srce iz ove duše! Od devet do osam itd. U ime oca itd.'

„Gott spricht, es brennt; die liebe Fraue, es schmerzt; Herr Jesus Christus; ‚ist gewesen und ist nicht mehr!' Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott, beim grossen Gott, beim wahrhaftigen Gott, beim Blut und beim Leiden Jesu Christi, fahr hin aus dieser Seele ins Herzmark des Hollunderstrauchs! Von neun bis acht u. s. w. Im Namen des Vaters u. s. w.'

Einen ‚Leistenbruch' oder Leibschaden („prosad“) beschwört man mit einem Messer: ‚Suproti, suprot tri, otud ide put Franc i on nosi oštru ćulicu, udara ju šibicom, zaklinje je mukom i krvlju gospodina Isukrsta, da on ide iz ovog tila krstitog i znamenovanog u tu goru pustinju, di se Bog ne moli, di se ništ ne govori. Od devet do osam itd. U ime oca itd.

»Dagegen, gegen die drei, Des Weges kommt Franz daher und er trägt eine scharfe (zugespitzte) kleine Keule [1]), schlägt sie mit einem Stäbchen, beschwört sie bei den Leiden und beim Blut des Herrn Jesu Christi, er soll aus diesem getauften und gezeichneten [2]) Leibe

[1]) Aus den Mittheilungen unseres Correspondenten H. Thomas Dragićević.

[2]) Die Bajalica sagte: u sum. Das ist mir unverständlich. Ich berichtigte entsprechend dem Zusammenhange und dem Sinne. U sum ist wohl dem Rhythmus halber eine Abkürzung.

[1]) Metaphorische Bezeichnung des membram virile.

[2]) Gezeichnet d. h. mit einem Kreuz oder mit dem Monogramme J. M. J. oder dem Drudenfuss ✡ tätowirt.

dahin in's wüste Hochgebirge fahren, wo man Gott nicht verehrt, wo der Laut verstummt. Von neun bis acht u. s. w. Im Namen des Vaters u. s. w.“

Kreuzschmerz („krstina“) wird mit einem Messer beschworen: ‚Zaklinjem te zli bolješa Bogom živim, Bogom velikim, tornjem nebeskim, korom angjeoskim, da ideš iz ovi' krstina na usta; jer će doći sveti Antun iz rike regecianske [1]) di se Bog rodio: Otac i sin i duh sveti. Od devet do osam itd. U ime oca itd.'

„Ich beschwöre dich böse Krankheit beim lebendigen Gott, beim grossen Gott, beim himmlischen Thurm, beim Chor der Engel, du sollst aus diesem (Rücken-) Kreuz zum Mond hinausfahren; denn es wird der hl. Antonius aus dem Genazarethfluss kommen, wo Gott geboren wurde: Vater Sohn und hl. Geist. Von neun bis acht u. s. w. Im Namen des Vaters u. s. w.

Rothlaufbeulen (‚micina' = Kätzchen) werden mit einem Schürhaken (vatralj) beschworen: ‚Zaklinjem te treće, čim se vatra preće, da ne rasteš veće. Gospodina Boga moći, blažene Marije pripomoći. Bez oca se radilo, bez matere rodilo, bez popa se krstilo, bez imena izginulo. Sušak, od devet do osam itd. Križ, ime Isusovo. U ime oca itd.'

„Ich beschwöre dich das dritte Mal (?) damit, womit man Feuer anschürt, du sollst nicht grösser anwachsen. Gott des Herrn Schutzmittel (Amulete), der gebenedeiten Marie Hilfe. Ohne Vater wurde es gemacht, ohne Mutter geboren, ohne Priester getauft. so möge es denn namenlos umkommen (dahinschwinden). Darrung. Von neun bis acht u. s. w. Ein Kreuz. Der Jesu-Name. Im Namen des Vaters u. s. w.

In Serbien pflegt, nach Karadžić's gutem Zeugnisse [2]) die Bajalica auf der Hausschwelle stehend mit einer Zimmeraxt (bradva) die Rothlaufbeule zu beschwören. Indem sie mit der Axt über die Beule Kreuze schlägt, spricht sie: ‚U mice devet muževa, svijeh devet otišlo na vojsku, od devet došlo osam, od osam sedam, ot sedam šest, ot šest pet, ot pet četiri, ot četiri tri, ot tri dva, od dva jedan, od jednoga nijedan. Bježi mico posjeć ću te!' — ‚Ne sijeci me, pobjeći ću'.

„Mietzchen hat neun Männer; alle neun zogen ins Feld (zum Heer), von neun kamen acht, von acht sieben, von sieben sechs, von sechs fünf, von fünf vier, von vier drei, von drei zwei, von zwei einer, von einem keiner mehr. Flieh Mietzchen, sonst hack ich dich zusammen!“ — „Hack mich nicht, ich lauf' davon.“ [3])

Dreimal spricht die Bajalica den Spruch und schlägt jedesmal zum Schluss die Axt in die Schwelle ein.

Milzgeschwulst (‚nateka dalak') wird mit einem Zwetschkenkern beschworen. Der Kranke steht unter freiem Himmel unter einer Eiche; unter den Füssen muss er Koth von Hausrindern haben. In der Hand hält er eine Fette, bestreicht die Verhärtung und spricht: ‚Bio velik kao rast, bio širok kao plast, rastopio se kao ova mast. Od devet do osam itd.'

„Sollst so gross wie diese Eiche, so breit wie ein Heuschober sein und zerfliessen wie diese Fette. Von neun bis acht u. s. w.“

Gewöhnliches Unwohlsein oder auch schwerer zu bestimmende Leiden, werden meist blos mit der Hand beschworen. Dazu spricht man: ‚Općinska večerica, sirkova posteljica, kameniti vanjkušić, rogozna pokrivačica. Želim od gospodina Boga moći, blažene divice Marije pripomoći. Amen. Od devet do osam itd. itd.'

‚Ein Nachtmahlchen von der Gemeinde, ein Bettchen eines Waisenkindleins, ein steinern Pölsterchen, ein Bettdeckchen aus Schilfrohr. Ich wünsche von Gott dem Herrn Schutzmittel, von der gebenedeiten Jungfrau Maria Hilfe. Amen. Von neun bis acht u. s. w. u. s. w.“

Die Vračara: Baba (Mütterchen) Stana in Topola, einem Dörfchen bei Ragusa in Dalmatien, pflegte oder pflegt noch allerlei Gebrechen, Geschwülste und Augenentzündungen, besonders die sogenannte egyptische Augenkrankheit, unter heftigen Convulsionen, Augenverdrehungen und Aufseufzern, eigens durch folgenden Spruch zu beschwören:

‚Procvilila mlada Stana kćer Mihajla Grubinića i Anice Vidića a žena Mate Mojkovca od nostupne nostupnice, od nevirne nevirnice, vjetrene vjetrenice, od vilovite vilovice, od čarovne čarovnice, od muke kostobolje, od glave vrtoglavlja, od očinjega suzoteka, od ustijega krivosjeka, od ušiju grmljavine, od legja lomljavine, od nogu grčâ, od rukuh drtavine, od kosâ ježurine, od usta zivljavine, od svega tjela proljezljavine, po drobu huke i na dnu legjâ muke, koja ne da hoditi nit se Bogu moliti. Susrete mladu gospodin Bog i pričista divica Marija: ‚Što je tebi mlada Stano ter ti cviliš putem glasom do neba, groznim suzam do zemlje crne? Tvoje suze nas na zemlju dovedoše!' Stana veli: ‚Gospodine Bože i pričista divico Marijo! Meni je velika mučica a još viša nevoljica ot pogane poganice!' Gospodin Bog zadahnu mladu Stanu Mijata Grubinića i Anice Vidića i Mate Mojkovca. Reče gospodin Bog: ‚Ne boj se mlada Stane, ja ću tebi poslat sve moje angjele, četerdeset i pet apoštolâ i dvadeset i osam vangjelistâ i prid njima do tri sluge moje Mjelovana i Radovana i Aliju Omućevića; neka Mjelovan tebe omiluje, Radovan obraduje a Omućina neka omuti tvoju poganu poganicu; svetoga Vida koji ne će mita i Davida, koji rane zavija, Solomuna, koji će se domišljati, svetoga Matiju, koji žito sije, da poganu poganicu odma prisiče, svetoga Ivu, koji kosom maše, da je odma razvnče [1])'.

„Laut jammerte auf im Leid Stana, die Tochter Michael Grubinić's und Aennchen Vidić's, die Frau des Matthäus Mojkovac wegen nasabstumpfender Nasabstumpfung, wegen treuloser Treulosigkeit, wegen win-

[1]) Offenbar ist regecianski durch Silbenverstellung aus genezarecianski entstanden.

[2]) Im Rječnik S. 360 unter dem Schlagworte.

[3]) Im Admont in Steiermark legt man vor Sonnenaufgang dem Kranken die Hände auf und spricht: ‚Es sind neun Afel Rothlauf, neun Afel sollen nicht sein; es sind acht Afel, acht Afel sollen nicht sein u. s. w. bis ein Afel, und dann ein Afel ist kein Afel, hilf dir Gott Vater, Gott Sohn u. s. w. Hierauf werden sieben Vaterunser gebetet. Vrgl. Fossel a. a. O. S. 152

[1]) Diese Formel verdanke ich einem Bošnjaken, der vor Jahren in Topola als Arbeiter lebte. Den Schluss der Formel hatte ich auf einem zweiten Blatte; das ist mir aber abhanden gekommen

diger Windigkeit, vilenhafter Vilenhaftigkeit, wegen zauberhafter Zauberung, wegen des Leidens Gichtigkeit, wegen Schwindelhaftigkeit im Kopfe, wegen Augenflusses, wegen schiefer Mundsperre, wegen Gedonners im Ohre, wegen Reissens und Brechens im Rücken, wegen der Krämpfe in den Füssen, wegen des Zitterns der Hände, wegen Aufsträubens der Haare[1]), wegen Gähnsucht des Mundes, wegen Schmerzdurchzuckung des ganzen Körpers, wegen lärmenden Gedärmereissens und schwerer Pein am Rückgratsende, die das Gehen verwehrt und ein Gebet zu Gott nicht zulässt.

„Es begegneten der jungen Frau Gott der Herr und das hehrste Jungfräulein Maria. (Sie fragten): ‚Was fehlt Dir junge Stana, dass Du laut bis gen Himmel jammerst und mit grausen Thränen die schwarze Erde netzest. Deine Thränen haben uns auf die Erde herabgeführt'. Stana spricht: ‚O Herrgott und hehrstes Jungfräulein Maria! Mich hat gewaltige Peinigung und noch gewaltigere Missbehagung heimgesucht seitens der heidnischen Heidin'. Gott der Herr hauchte an die junge Stana Michael Grubinić's, Aennchens Vidić's und des Matthäus Mojkovac. Sprach Gott der Herr: ‚Fürchte nichts, jung Stana, ich werde Dir alle meine Engel senden, fünfundvierzig Apostel und achtundzwanzig Evangelisten, und an ihrer Spitze meine drei Diener Liebhardt, Freudhardt und Ali, den Trüber. Es soll Liebhardt Dir Liebes erweisen, Freudhardt Freude bereiten und der Trüber soll Deine heidnische Heidin betrüben; dann schicke ich Dir den hl. Vitus, der sich nicht bestechen lässt, und David, der die Wunden verbindet, Salomo, der Rath zu finden kundig ist, den hl. Matthäus, den Fruchtaussäer, damit er die heidnische Heidin sofort durchhacke, den hl. Johannes, den Sensenschwinger, damit er sie sofort in Stücke auseinander zerre . . . .“

Herr Vuletić hat auf seinem Landgute zu Brsečine, unweit Ragusa, eine höchst bemerkenswerthe Variante zu diesem Spruch, den sie in mehreren Punkten ergänzt, so wie sie selber durch ihn eine Erläuterung und Ergänzung erfährt, aufgezeichnet und mir mitgetheilt. Bekommt Jemand eine Geschwulst (poganica) oder einen bösartigen Rheumatismus (zla vjetrina), so nimmt die Bajalica eine Pille (piljuga) aus drei zerstossenen Zehen Knoblauch und ein Rautenzweiglein, schlägt damit über dem Leidenden Kreuze und spricht dreimal nach einander die Beschwörung:

„Jezus, Josef i Marija! Bože ti pomozi Nikolu. Zla ga ukloni. U ime Boga i svetoga trojstva, svetoga Petra, koji angjele sreta: pocmilio Nikola Ivanov, ide putem cmili i plače. Susreta ga blažena gospa i pitaga: ‚Što ti je Nikola Ivanov? što ti cmiliš glasom do neba, suzam do zemlje?' — ‚Moja lijepa blažena gospo, meni je cmiliti nevolja, uhitila me je pogana poganična, nametna nametnična, koja krv pije, meso ije, ne da Boga molit ni na misu hodit!' — Govori mu blažena gospa: ‚Nemoj cmilit, Nikola Ivanov, daću te čitava ko od majke rogjena; poslaću ti svetoga Vida, koji rane vida a mito ne uzima, svetoga Kuzmu i Damjana, da ti ćera poganu poganičinu, nesretnu nesretničinu, otrovnu otrovničinu, gubavu gubavičinu. Ako si po vjetru došla, po vjetru pošla; ako si po moru došla, po moru pošla! Kad izbrojiš pijeske na kraju, taćeš Nikoli naudit; kad pribrojiš liske na gori, taćeš Nikoli naudit; kad pribrojiš kaplje u moru, taćeš Nikoli naudit. A sad hajde pogana poganičino, nesretna nesretničino, gubava gubavičino otrovna otrovničino iz Nikolinih kosti na Nikolinu kožu, s kože na dlaku, z dlake na vojku, z vojke u jame dubine, u more pučine, gje zvona ne zvone, gje se sveta misa ne govori, gje kršten duh ne dopire, gje volovi ne ričU, gje kola ne škripe, gje kokot ne pjeva. Hajde nesretna nesretnićino, otrovna otrovničino, zaklinjem te svijem svetijem i sveticam božijem, da izideš s Nikolinih kosti na kožu, s kože na dlaku, z dlake na vojku, z vojke u jame dubine, u morske pučine. Zaklinjem te Bogom svetijem, Bogom pravijem, Bogom živijem; zaklinjem te svetim Lovrom, svetim drvom od križa, svetim Nikom putnjikom, koji će iśćerat nesretnu nesretničinu, poganu poganičinu. (Sat se govori vjerovanje.)

Bože moj, ja vjerujem u te, u blaženu Gospu, tvoju majku, u tvoje vjerovanje, da ćeš iśćerat poganu poganičinu iz Nikolinih kosti itd. Hajde otrovna otrovničino, vjetrena vjetreničino, meso si mu izjela a krv si mu popila, ne daš mu Boga molit ni na misu hodit. Hajde nesretna nesretničino, pogana poganičino, ja se nemam kad na te svraćat ni povraćat. Hajde u visoke planine, gje nikome živu naudit ne možeš! Kamenom se kamenila, drvom se drvenila; ovgje ti nema stanka ni pristanka! Jezus, Josef i Marija! Bože, ti pomozi! Nikolu zla ukloni! Ustur na se a ne naprijed!“

„Jesus, Joseph und Maria! O Gott, leih' deinen Beistand dem Nikolaus! Leih ihm Erlösung vom Leid! Im Namen Gottes und der heiligen Dreieinigkeit, des hl. Petrus, der den Engeln bietet einen Gruss. Laut jammerte auf Nikolaus, des Johannes Sohn, er geht des Weges jammernd, er klagt und weint. Ihm begegnet die gebenedeite Fraue und frägt ihn? ‚Was fehlt Dir Nikolaus, Sohn des Johannes? Was jammerst Du mit der Stimme bis zum Himmel, mit Thränen bis zur Erde?' — ‚Meine schöne, gebenedeite Fraue, zur Jammerklage zwingt mich peinliche Noth; ergriffen hat mich heidnische Heidnischkeit, aufzwängliche Aufzwänglichkeit, die Blut trinkt und Fleisch ausfrisst, die zu Gott zu beten wehrt und den Messebesuch nicht zulässt.“

„Es spricht zu ihm die gebenedeite Fraue: ‚Lass' ab vom Jammern, Nikolaus, Sohn des Johannes, ich werde Dich heil und frisch machen, als hätte Dich die Mutter erst geboren; ich werde Dir den hl. Vitus senden, der Wunden verbindet und keine Bestechung (Bezahlung) nimmt, den hl. Kosmas und Damianus, damit sie Dir vertreiben die heidnische Heidnischkeit, die unglückselige Unglückseligkeit, die giftige Giftigkeit, die räudige Räudigkeit. Bist du mit dem Winde gekommen, troll dich mit dem Winde wieder fort; bist du mit dem Meer gekommen, troll dich mit dem Meere wieder fort! Wann du die Sandkörner am Ge-

[1]) Wir sagen eigentlich für ‚ot kosa ježurine', ‚es kriegt Einer eine Gänsehaut' oder: ‚es steigen Einem die Grausbirnen auf'. ‚Kosa mu se ježi' = ‚das Haar borstet sich ihm auf wie bei einem Igel', wir sagen auch: ‚panischer Schrecken ergreift ihn'. Dauert dieser Zustand bei Jemand an, so leidet er an Verfolgungswahn.

stade ausgezählt, dann sollst du auch dem Nikolaus Böses zufügen können; wann du das Blattlaub im Gebirge abgezählt, dann sollst du auch dem Nikolaus ein Leid anthun können; wann du alle Tropfen im Meere abgezählt, dann sollst du auch dem Nikolaus Leid bereiten können. Jetzt aber pack dich heidnische Heidnischkeit, unglückselige Unglückseligkeit, räudige Räudigkeit, giftige Giftigkeit aus des Nikolaus Gebein auf des Nikolaus Haut, von der Haut auf's Haar, vom Haar auf's Obstbäumlein, vom Obstbäumlein in die Tiefen des Schlundes, in des Meeres Unermesslichkeit, wo keiner Glocke Ton ertönt, wo keine hl. Messe gesprochen wird, wo kein getaufter Geist hingelangt, wo keine Ochsen brüllen, wo kein Wagen erknarrt, wo keines Hahnes Krähen erschallt. Pack dich fort, unglückselige Unglückseligkeit, giftige Giftigkeit; ich beschwöre dich bei allen Heiligen und heiligen, Gott geweihten Frauen, du sollst hinausfahren aus des Nikolaus Gebein auf die Haut, von der Haut auf's Haar, vom Haar auf's Obstbäumlein, vom Obstbäumlein in des Meeres Unermesslichkeit. Ich beschwöre dich bei Gott dem heiligen, bei Gott dem gerechten, bei Gott dem lebendigen; ich beschwöre dich beim hl. Laurentius, beim hl. Holz vom Kreuze, beim hl. Niklas, dem Wanderer, der da bannen wird von hinnen die unglückselige Unglückseligkeit, die heidnische Heidnischkeit. (Hierauf sagt man das Glaubensbekenntniss [d. h. Credo]).

„O mein Gott, ich glaube an Dich, an die gebenedeite Frau, Deine Mutter, an Dein Glaubensbekenntniss, dass Du austreiben wirst die heidnische Heidnischkeit u. s. w. aus des Nikolaus Gebeinen. Pack dich fort, giftige Giftigkeit, heidnische Heidnischkeit, windige Windigkeit, das Fleisch hast du ihm ausgefressen, das Blut hast du ihm ausgetrunken, du wehrst ihm zu Gott zu beten und wehrst ihm den Kirchenbesuch. Troll dich fort, unglückselige Unglückseligkeit, heidnische Heidnischkeit; ich habe keine Zeit, dich zu beachten oder gar wieder zu betrachten. Pack dich fort in die hohen Gebirgszüge, wo du keinem lebenden Wesen ein Leid zufügen kannst. Mit Stein sollst du zu Stein, mit Holz zu Holz dich verwandeln! Jesus, Joseph und Maria! O Gott, leih' ihm Deinen Beistand. Gib dem Nikolaus Erlösung vom Uebel! Zurück und von dannen zu deinem Ursprung und komm' nimmer wieder vorwärts hieher!"

Diese Proben mögen vor der Hand zur Charakteristik der medicinischen Zaubersprüche ausreichen. Meine Uebersetzung derselben ist dem Texte formell nicht ebenbürtig. An diesen Vorlagen würde selbst die Meisterschaft eines Uebersetzers wie Bodenstedt scheitern, ein Rückert würde sie glücklich nachdichten, wir Ethnographen aber dürfen uns mit einer genauen Wiedergabe des Sinnes ohne Rücksicht auf die schöne Form begnügen, die ja bis zu einer gewissen Grenze auch nachahmlich wäre. Die Sprüche sind nicht eigentlich metrisch tadellos in Versen verfasst, es sind vielmehr durch regelrechte Verse untermischte, sich wiederholende Kadenzen. Eine grössere Regelmässigkeit liesse sich ohne viele Mühe herstellen; das scheint mir aber gar nicht räthlich, denn gerade diese Zerrüttung im Versmaass und Rhythmus ist ein deutliches Zeugniss für das allmälig sich vollziehende Hinschwinden der Formeln aus dem Volksbewusstsein. Die geringste Aenderung seitens eines Herausgebers gälte mir als eine unverantwortliche Fälschung. [1])

In den slavonisch-bosnisch-hercegovinischen und dalmatinischen Vračen, Vračaren, Bajačen und Bajalicen glaube ich ein durch das Christentum verdünntes und verflachtes slavisches Schamanenthum erblicken zu sollen, welches derzeit bei mongolischen Völkerschaften in Asien noch in Blüthe stehend, eine natürliche Fortsetzung bis auf die Balkanhalbinsel erfährt. Die Zaubersprüchlein und Beschwörungsformeln der gedachten serbischen Stämme haben nur mehr in grossen Zügen den alten schamanistischen Charakter bewahrt. Das Gerippe von den Geistervorstellungen ist wesentlich geblieben, denn noch immer spricht der helfende Geist durch den Mund der Bajalica und des Vračen, das überkleidende Flickwerk ist aber der modernen christlichen Anschauungswelt entnommen. Eines ist mit dem Anderen schon genug innig verquickt. Der Hinschwund und Verlust der alten Geisternamen aus den Formeln ist vom Standpunkte unserer Wissenschaft zu bedauern, zu beklagen keinesfalls. Viel mehr, als wir schon wissen, hätten sie uns nicht lehren können. Die wirklich erhaltenen Ueberreste lassen uns deutlich erkennen, wie sehr das Volk trotz zwölfhundertjähriger Bekehrung zum Christenthume noch immer treulich dem, seinem Fassungsvermögen näher liegenden, sich aus sich selber stets regenerirenden und leichter verständlichen Animismus hingibt. Diese Denkweise stimmt aber auch viel natürlicher überein mit der sonst befremdlichen Erscheinung einer noch im Volke lebenden epischen Poesie, dem Guslarenliede. Das Guslarenlied ist bei den Serben in den genannten Gebieten im Aussterben begriffen. Mit ihm schwinden Hand in Hand die medi-

[1]) An diesem Grundsatze festhaltend, habe ich auch bisher slavische Texte aus meinen Sammlungen veröffentlicht und mir leider die schärfsten Angriffe meist persönlich zugespitzter Art seitens slavischer Philologen oder vielmehr einiger Leute, die sich als Generalpächter der slavischen Philologie geberden, zugezogen. Der Eine meinte, das Volk spreche unmöglich so ungeregelt, so salopp, wie meine Aufzeichnungen lauten. „Dieser Krauss hat keinen Funken Gefühl für slavische Philologie!" ruft der liebe Herr emphatisch zum Schluss aus. Ein anderer, noch gestrengerer philologischer Strafrichter verstieg sich sogar zur Aeusserung, es wäre weit besser gewesen, ich hätte die Denkmale des südslavischen Volksthums lieber gar nicht sammeln sollen, als dass ich sie in so ungeordneter Form herausgebe.

Mit solchen Leuten kann man füglich über Nichts eine sachliche (sachgemässe) Erörterung pflegen. Wenn sie etwas nicht verstehen oder verstehen wollen, so bezichtigen sie mich zum Ueberfluss auch noch der Fälschung; während sie doch an den Oertlichkeiten, die ich ja immer gewissenhaftest ebenso wie die Namen meiner Gewährsmänner angebe, Erhebungen anstellen sollten. Das wäre durchaus nicht schwer noch kostspielig, weil die Länder und Völker, über die ich berichte, vorwiegend zum österreichischen Kaiserstaate gehören und leicht zu besuchen sind. Schliesslich fühle ich mich veranlasst, diese meine „Kritiker" daran zu erinnern, dass es die Aufgabe eines Philologen ist, sprachliche Erscheinungen womöglich zu erklären, doch nicht an ihnen herumzubessern, um sie zu verschönern, am allerwenigsten aber sollten die Herren solche angeblich philologische Verschönerungsthätigkeit einem anspruchslosen Ethnographen zumuthen, dem es in allererster Reihe und fast einzig blos nur auf den Inhalt und die Erscheinungsformen volksthümlicher Anschauungen ankommt.

zinischen Zaubersprüche. Die Neuzeit flutet mit hochaufschäumenden Wogen neuer Bildung und Gesittung über das Serbenvolk dahin, und es wird vielleicht noch ein Jahrhundert und mehr verstreichen, ehe das Schamanenthum in diesen, seinen südlichsten europäischen Ausläufern sich sterbeletzt, wie es ist, auch ausgelebt haben wird.

Herr **Dr. M. Haberlandt**

stellt an den Vortragenden die Anfrage, ob die von ihm mitgetheilte Angabe über das Rückwärtssprechen des Paternosters zu Entzauberungszwecken den einzigen Fall des auch bei andern Völkern verbreiteten Zaubers des Rückwärtssingens unter den Südslaven darstelle. Er spricht die Erwartung aus, dass sich bei den mohammedanischen Südslaven ein grösseres Material in dieser Beziehung finden lassen würde, indem die Ansicht nicht ohne Grund ist, dass die speciell in aufgeschriebenen und rückwärts gelesenen Worten bestehenden Zaubermittel — undenkbar bei einem illiteraten Zustand des betreffenden Volkes — sich im Allgemeinen mehr an das orientalische, uns durch die Araber zugebrachte Zauberwesen anlehnen, das in letzter Instanz in Indien seinen Ursprung und seine Heimat hat — in Indien, wo das Rückwärts-, Herunter-, Hinauf-, Zickzack-, Rösselsprung-lesen von strophenweise angereihten Wörtern nicht nur im Zauberwesen, sondern sogar in der Poesie der Kunstdichtungen (z. B. Çiçupâlavadha, Kirâtârjunîja) so verbreitet und beliebt ist und hier in der Schrift wie in den grammatischen Massregeln und Praktiken der Schulen (z. B. zur stricten Erhaltung der Texte) seine natürlichen Ausgangspunkte besitzt [1]). Ueberall wo die in Rede stehende Form des Zauberns vorkommt, ist zu beobachten, dass sie zunächst aus mehr oder minder gelehrten, mit einer fremden Sprache und Schrift operirenden, wenigstens schriftkundigen Kreisen dem allgemeinen Volksglauben entgegenkam, und so dürfte sich dies auch bei den Südslaven in der Weise verhalten, dass es mohammedanische Einflüsse sind, wie im germanischen Mittelalter lateinische, die wieder seinerzeit auf orientalische zurückgehen — welche die specielle Praxis des Zurücksprechens gegebener Zauberformeln veranlasst haben. Es würde die Mühe lohnen, auf diesen Punkt in der in Aussicht gestellten Publication Dr. Krauss' und seines Genossen, mehr zu achten. Speciell wäre nicht ausser Acht zu lassen, zu eruiren, ob die Form des Rückwärtssprechens mit dem Bewusstsein und der Absicht, einen mit der geraden Formel vollzogenen Zauber unwirksam zu machen, angewendet wird.

Herr Dr. **Krauss** ergreift das Wort zur Entgegnung und betont seinerseits die volle Angemessenheit der von Herrn Dr. Haberlandt erhobenen Bedenken. Die Frage, wieviel die Katholiken und Altgläubigen in Bezug auf medizinische Zaubersprüche den Mohammedanern entlehnt haben, sei äusserst schwierig zu beantworten. Gerade aus diesem Grunde habe er sich darauf beschränken zu müssen geglaubt, nur medizinische Zaubersprüche der Katholiken und Altgläubigen mitzutheilen. Die vorliegenden Proben wären aber nicht von der Art, dass man an eine mohammedanische Beeinflussung denken müsste, eher finde sich dergleichen in den Volksrecepten, die grösserer Schwankung unterworfen sind. Das Rückwärtssprechen des Vaterunser und von Zauberformeln, namentlich von Verfluchungen, worin die Südslaven, wie alle Völker im Süden, Starkes leisten, vergleicht Herr Dr. Krauss mit dem Nestelknüpfen und der Auflösung des Knotens. Die Annahme einer Entlehnung hält er für überflüssig, weil selbst der illiterate Mann im Volke auf solche Gedanken verfallen kann. Er verweist diesbezüglich auf die merkwürdige conventionelle Sprache der Südslaven, auf den s. g. kozarski und poslovački jezik, wo die einzelnen Worte durch die erfolgte Umstellung der Silben und durch bestimmte Präfixe und Suffixe nur dem Eingeweihten verständlich bleiben. Dieser Vorgang sei viel schwieriger als das Rückwärtssprechen. Eine Kenntniss der Schriftzeichen sei nicht unbedingt dazu die Vorraussetzung. Merkwürdig sei die Erscheinung, dass es der illiterate Mann versteht, aus einem Satze, den er riječ (Wort) nennt, das einzelne Wort (riječ) und die Silben eines Wortes (slovo) herauszufinden. Auch unterscheide er zwischen Haupt- und Beiwort.

Das Rückwärtssprechen von Zauberformeln hält Herr Dr. Krauss für ein allgemeines Charakteristikon der Zauberformeln bei den meisten indogermanischen Völkern, ohne gerade der gegentheiligen Ansicht im Augenblicke bestimmt entgegentreten zu können.

10. Herr **Ignaz Spöttl** legt

eine Anzahl neu erworbener Bronze- und Kupferbeile

vor. (Anschliessend an die früher gemachten Mittheilungen in Bd. XV, p. [62] der Sitzungsberichte).

Man kann den Beil- und Meisselformen nach ihrer Herkunft nicht genug Aufmerksamkeit zuwenden; sie geben uns in mancher Beziehung ein sicheres Bild der langsam vorschreitenden Culturentwicklung Mitteleuropas.

Durch den Verkauf einiger alter Sammlungen bin ich in die Lage gekommen, im heurigen Jahre ganz interessante Erwerbungen zu machen, die ich mir der Versammlung hiermit vorzulegen erlaube.

1. Ein Flachbeil aus Irland (Cork). (Fig. 14.) Vergleichen wir mit demselben eine ähnliche Form aus Ungarn, so sehen wir eine wesentliche Abweichung in der durch das starke Aushämmern verbreiterten Schneide. Betrachtet man die Marken des Hammerschlages genauer, so glaube ich mit Recht annehmen zu können, dass die Schläge vom Steinhammer herrühren.

2. Ein nicht minder interessantes Stück ist das Beil (Fig. 15) aus Kupfer; an demselben sieht man noch recht deutlich die aus der Steinzeit herübergekommene Form. Die Oberfläche des Beiles ist nur durch leichte Hammerschläge flüchtig bearbeitet. Dieses aus Ungarn stammende Exemplar ist seinerzeit in der Sammlung Hans Gasser's gewesen, einer der ältesten und gewähltesten Bronzesammlungen Wiens.

[1]) Dr. Haberlandt wird versuchen, dieses Thema demnächst in den Mittheilungen zu erörtern und dabei den ganzen Kreis der einschlägigen Thatsachen in Betracht ziehen.

Das nun folgende Stück entstammt einem Funde aus der Gegend von Oedenburg; es ist insoferne interessant, weil es noch die Gussnaht zeigt; dass der Guss in einer Steinform geschah, ist deutlich sichtbar. Die Bronze ist von stark gelber Farbe.

Der Paalstab, den ich hier vorlege (Fig. 16), rührt aus der Sammlung des verstorbenen Oberstabsarztes Dr. Tomovitz her, ist ein Geschenk desselben und stammt aus dem Pfahlbaue in Peschiera, an welchem Orte ihn Dr. Tomovitz selbst erwarb. Durch die schlanke, elegante Form und die schöne, leichte Ornamentik wird dieses Stück jeder Sammlung zur Zierde. Die Form dieses Beiles von diesem Funde ist überhaupt selten. Hampel bildet in seinem Werke, T. 6, Fig. 11, ein ganz ähnliches Stück ab.

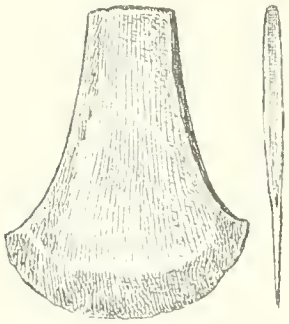


Fig. 14. $^{8}/_{10}$ n. Gr.

Fig. 15. $^{1}/_{4}$ n. Gr.

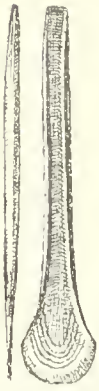


Fig. 16. $^{1}/_{4}$ n. Gr.

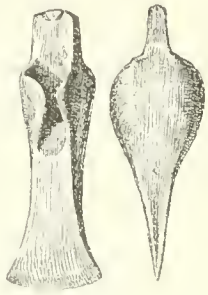


Fig. 17. $^{8}/_{10}$ n. Gr.

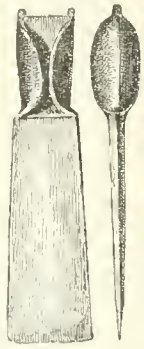


Fig. 18. $^{1}/_{4}$ n. Gr.

Das nächste Stück zeigt den succesiven Uebergang des Paalstabes zum Schaftlappen-Beile; die seitlichen Lappen sind stark entwickelt. Fundort Slavonien.

In dieselbe Kategorie gehört das nächste Stück, Fig. 17), das einem grösseren Bronzefunde angehört, der in der Nähe von Aussig gemacht wurde. Unter etwa zehn in der Form ähnlichen Paalstäben dieses Fundes befand sich kein einziges Stück, das aus ein und derselben Form stammen würde.

Fig. 19. $^{1}/_{4}$ n. Gr.

Fig. 20. $^{8}/_{10}$ n. Gr.

Fig. 21 $^{4}/_{10}$ n. Gr.

Die nun folgenden Schaftlappen-Beile gehören einer etwas seltenen Form an, die mehr in den südlichen Ländern typisch ist, besonders südlich der Alpen. Die erste dieser Formen (Fig. 18) stammt von einem norditalischen Funde. Die Schaftlappen sind sehr schön entwickelt; die Beilform langgestreckt und elegant, ganz den künstlerischen Begriffen und dem Formensinne des Südens entsprechend.

Das nächste Stück (Fig. 19), welches ich das Zwillingsstück des vorigen nennen möchte, entstammt einem in Krain gemachten Funde; es ist massiger, gedrungener, und obwohl von gleich schöner Arbeit, doch wesentlich im Charakter verschieden. Während bei dem vorhergehenden Stücke der Vorstoss, der zum besseren Halt im Holzspaltstiele dient, nur zwei ganz geringe Erhöhungen über die Schaftlappen zeigt, ist er hier in einem Stücke breit in der Mitte des Beiles entwickelt. Ebenso ist das Drehen des Schaftblattes (Lappens) hier ganz wesentlich verschieden.

Trotz gleicher Verwendung dieser Stücke zum Theil als Prunkstreitwaffen sehen wir verschiedene Geschmackseinrichtungen hier vertreten, wahrscheinlich den verschiedenen Völkern entsprechend, welchen dieselben angehörten.

Zum Schlusse sei hier noch ein grosser Meissel (vielleicht auch eine Waffe) vorgewiesen (Fig. 20). Derselbe stammt von einem grossen Funde, der bei Schässburg in Siebenbürgen gemacht wurde und ist eines der wenigen Exemplare dieses Fundes, die sich im Privatbesitze befinden. Es ist wohl die typisch vollendete Form des Celtes. Auch die Gusstechnik ist gewiss eine ganz vorzügliche; man möchte bei diesem Stücke sagen, hier ist der Celt auf seiner Vollendungsstufe angelangt. Endlich seien hier noch zwei bescheiden aussehende Stücke erwähnt (Fig. 21), welche jedoch zu den Seltenheiten gehören. Kaum 5—10 Stücke befinden sich von dieser Form in den grossen Museen. Es sind sicher Hämmer, wahrscheinlich die ersten Kleinhämmer, welche zum Dengeln der Sicheln, zum Ausklopfen der Meissel, überhaupt der Schneiden an Metallwerkzeugen gebraucht wurden. Wahrscheinlich war aber der Schmiedehammer der Alten meist ein wuchtiger Steinhammer, wie uns dies an vielen Stücken auch angeglühte Stellen, die häufigen Sprünge etc., namentlich an vielen Serpentinhämmern, lehren.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldrich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 8. **Sitzungsberichte.** **December 1887.**

INHALT: Dr. Carl Langer Ritter v. Edenberg †; S. [69].

Ausserordentliche Versammlung am 3. December 1887. 1. Dr. A. Brezina, Urgeschichtliche Meteorite; S. [69]. — 2. Dr. W. Tomaschek, Kritik der Nachrichten Herodot's über einen alten Tauschhandel zwischen den pontischen und innerasiatischen Völkern; S. [70].

Ausschuss-Sitzung am 13. December 1887. 1. Aufnahme neuer Mitglieder; S. [71]. — 2. Rücktritt des Professors Dr. Friedrich Müller; S. [71]. — 3. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [71].

Monatsversammlung am 13. December 1887. 1. Begrüssung; S. [72]. — 2. Dr. Meynert, Nachruf für Hofrath v. Langer; S. [72]. — 3. Dr. F. Pichler, Ein neues Grabungsgebiet; S. [73]. — 4. Dr. F. Pichler, Höhen-Besiedelungen; S. [77]. — 5. Dr. O. Müller, Prähistorische Ansiedelung und Gräber am „Burgstall" bei Oedenburg; S. [79]. — 6. Dr. M. Hoernes, Musealverein der Stadt Cilli; S. [83]. — 7. Dr. A. Weisbach, Das Soldatenmateriale der Herzegowina in anthropologischer Beziehung; S. [84]. — 8. F. Heger, Ethnographisches von der Landesausstellung in Krakau; S. [85]. — 9. Einläufe für die Bibliothek; S. [95].

Am 7. December 1887 um 11 Uhr Nachts verstarb nach längerem Leiden unser um die Gesellschaft wie um die Wissenschaft hochverdienter Vice-Präsident, Herr

Carl Langer Ritter von Edenberg

Med. und chirurg. Doctor, ord. öffentlicher Professor der Anatomie an der Universität zu Wien, k. k. Hofrath und Referent im Ministerium für Cultus und Unterricht, Ritter des kais. österr. Leopold Ordens, wirkliches Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften und des Obersten Sanitätsrathes, sowie Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften und Vereine

im 69. Lebensjahre. Wir verweisen auf den von Herrn Hofrath Meynert in der Monatsversammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 13. December gehaltenen Nachruf auf S. [72] dieses Sitzungsberichtes.

Ausserordentliche Versammlung am 3. December 1887.

Vorsitzender: Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Dr. **Aristides Brezina** spricht über

Urgeschichtliche Meteorite.

Die Beziehungen des Menschen zu den Erscheinungen des Herabfallens von Meteoriten gehören einem jener Grenzgebiete zwischen zwei Wissenschaften an, welche nur selten betreten werden. Die letzte grössere Arbeit hierüber ist die des dänischen Theologen, Dr. Friedrich Münter (Baetylier 1804, ins Deutsche übersetzt von Gilbert und von Markussen 1805). In neuerer Zeit haben Wilhelm Haidinger und Dr. L. Beck einzelne Beiträge geliefert.

Der Vortragende bespricht den Cultus, welcher den aus dem Weltenraume herabgefallenen Stein- und Eisenmassen seit den urältesten Zeiten von Naturvölkern gewidmet wurde. Die Völker des classischen Alterthumes betrachteten die Meteorite als vom Himmel gefallene Sterne und hielten sie sowie diese als von göttlichen Wesen beseelt — λίθους εμψυχους — auch Gottes Wohnung (Beth El, daher der Name Bäthylien). Solche Steine wurden häufig in Tempeln verehrt, wie der bekannte Stein des Sonnengottes Elagabalus im Tempel zu Emisa, der später von Kaiser Elagabal nach Rom gebracht wurde und der sich auf zahlreichen Münzen der Kaiser Antoninus Pius, Caracalla, Elagabalus abgebildet findet.

Aehnliches geschah zu Griechenland mit dem unter dem Namen Ζευς Κασιος in Seleucia verehrten Steine, den Steinen der Diana zu Laodicea und zu Perga und vielen anderen, welche ebenfalls auf zahlreichen Münzen abgebildet sind.

Der schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka war schon lange vor Mohamed bekannt und als Heiligthum verehrt; in neuerer Zeit sind allerdings Zweifel darüber geäussert worden, ob er meteorischer Natur sei, trotzdem die Tradition von ihm besagt, dass er, als er vom Himmel fiel, roth gewesen und erst durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sein soll.

Diese göttliche Verehrung der Meteoriten hat sich bei den orientalischen Völkern bis in die neueste Zeit erhalten. In Japan hat man bis vor Kurzem Meteor-

steine als Hausgötter gehalten, in Ostafrika (Duruma) wurde ein 1853 gefallener Stein von den Wanikas als Gott angebetet, bis sie in Folge Kriegsunglückes den Glauben an ihn verloren und ihn an Missionäre verkauften; und noch vor 2 Jahren wurde in Ostindien (in Sabetmahet) ein Meteorit gesalbt, kostbar angezogen, mit Blumen und Sandelholzpulver bestreut und so eifersüchtig gehütet, dass für die Wissenschaft nur mit Mühe ein kleiner Splitter desselben gerettet werden konnte.

Hingegen hat der Meteorcultus bei den Völkern der neuen Welt von jeher einen mehr praktischen Beigeschmack gehabt.

Sehr merkwürdig sind in dieser Beziehung die Funde von Meteoriten in prähistorischen Grabhügeln des Ohiothales, Nordamerika, welche durch die vom Peabody-Museum vorgenommenen Ausgrabungen gewonnen werden.

Man hatte schon 1854 in einem Grahügel in Oktibbeha County, Mississippi, ein hühnereigrosses Stück Meteoreisen gefunden, das sich durch ganz einzig dastehenden hohen Nickelgehalt (60 Procent, während er sonst 19 nicht übersteigt) auszeichnet. Wohl deshalb und auch wegen der Vereinzeltheit des Fundes fand die Sache nicht viel Beachtung. Bei den neuen Funden im Ohiothale 1883—1884 wurden in zahlreichen Grabhügeln Meteoriten gefunden; theils lose Stücke eines olivinreichen Pallasites, welche je auf einem Altare lagen, theils sogenannte Ohrstöpsel aus Kupfer, welche mit Meteoreisen plattirt waren, theils Celte (wahrscheinlich kleine flache Meissel) aus Meteoreisen. (Nicht viel mehr als 100 Kilometer von obigen Grabhügeln entfernt wurde 1880 zu Eagle Station ein Pallasit von ungefähr 35 Kilogramm gefunden, welchen unsere Sammlung erworben hat.)

Hier sehen wir also den Gebrauch als Schmuckgegenstand mit dem religiösen Culte Hand in Hand gehen.

Im Anschlusse hieran ist ein zu Catorze, Mexiko, gefundener 42 Kilogramm schwerer Eisenblock zu erwähnen, den unser Museum neuestens erworben hat. Dieses Eisen zeigt eine scharfe, 2 Cm. tiefe, breit keilförmige Furche, welche offenbar behufs Abtrennung einer Ecke gemacht wurde. Im centralen Theile der Furche steckt ein fest eingekeiltes Stück Kupfer, offenbar der Ueberrest eines solchen Meissels (Celt), der zum Abtrennen der Ecke verwendet werden sollte.

So wie in Nord- und Mittelamerika finden wir auch in Grönland natürliches Eisen zu Gebrauchsgegenständen verarbeitet, hier aber nicht meteorisches, sondern tellurisches. Wir besitzen ein von Capitän Ross im Jahre 1818 zu Sowallik erworbenes Messer von Eisen in einem Hefte aus Wallrosszahn, dessen Metall mit dem tellurischen Eisen übereinstimmt, welches an vielen Orten Grönlands in ziemlich constanter Beschaffenheit, zuletzt (1870) durch Baron Nordenskjöld in Ovifac in grösseren Massen aufgefunden wurde und dessen tellurische Provenienz heute ausser Zweifel gestellt ist.

Die vielfache Verbreitung meteorischen und tellurischen Eisens in allen Theilen der Erde macht es höchst wahrscheinlich, dass die Menschen die erste Kenntniss vom Eisen durch natürliche Eisenvorkommnisse erhielten.

(Der hier im Auszuge gegebene Vortrag wird in erweiterter Form in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

2. Herr Professor Dr. **Wilhelm Tomaschek** hält einen Vortrag:

Kritik der Nachrichten Herodot's über einen alten Tauschhandel zwischen den pontischen und innerasiatischen Völkern.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass sich in den älteren Grabstätten Europas mitunter Gegenstände vorfinden, deren Rohmaterial aus einer vom Fundort weit entlegenen Gegend stammt, und oft haben die Forscher Veranlassung gefunden, die Vermuthung auszusprechen, jene Stoffe und Gegenstände seien auf dem langsamen, aber sicheren Wege des Tauschhandels an die bezügliche Fundstätte gelangt. Die Wege des prähistorischen Tauschhandels entziehen sich allerdings unserer Kunde; aber sie dürften, gemäss der geringen Veränderlichkeit der natürlichen Verhältnisse, doch im Wesentlichen dieselben gewesen sein, wie zu Beginn unserer historischen Erfahrung. Die Ausgangspunkte derselben ergeben sich häufig aus dem Materiale selbst, falls dieses nur auf wenigen Punkten der Erdfläche zu finden ist, wie dies beim Zinn und beim Bernstein der Fall ist; die Endpunkte und Ziele erschliessen wir aus der Zahl der Fundstätten.

Einer der ältesten Wege des Tauschhandels hat Osteuropa mit Innerasien verbunden; die Kunde dieses Weges verdanken wir dem Vater der Geschichte. Allerdings sind die Nachrichten, welche Herodot in seinem 4. Buche darüber bietet, insoferne unvollständig, als darin kein Wort über die Gegenstände jenes Tauschhandels zu finden ist; leider war es im Alterthum Gepflogenheit, über Handelsgegenstände nichts zu verrathen, um nicht Concurrenten heranzulocken; auch wurden diese Geschäftssachen für viel zu geringfügig gehalten, um neben den welterschütternden Ereignissen eine Stelle zu finden. Für die historische Ethnologie jedoch sind jene Nachrichten von unschätzbarem Werthe, weil sie, richtig gedeutet, die älteste erreichbare Kunde über die iranischen, finnischen, türkischen und tibetischen Völker enthalten und darstellen. Viele Forscher haben sich mit der Erklärung jener Nachrichten beschäftigt; am erfolgreichsten der Petersburger Akademiker v. Baer — aber auch seine Darlegungen bedürfen, namentlich nach der geographischen Seite hin, einiger Berichtigungen. Er sucht z. B. die Sitze der mongolischen Argippäer im Belur-dagh, statt im Altai. (Der Vortragende eröffnet, dass er den Gegenstand in einer umfassenden Abhandlung zu bearbeiten gedenke.)

Während wir über einen Handelsweg von Olbia und der Mündung des pontischen Bug (Hypanis) über den Weichsel-Bug, wo die Neurer sassen, die Vorväter der Slaven, zur Küste Samlands nur dunkle Andeutungen erhalten; während die Dnjeper-Dünalinie, wie es scheint,

wegen der Urwälder und Sümpfe noch völlig verschlossen war, lässt sich die grosse pontisch-innerasiatische Route in ihrem Verlaufe ziemlich genau feststellen. Der Ausgang der Karawanen war die Mündung des Don (Tanais); das Endziel, der äusserste Punkt des Handelsweges, die Handelsstadt Ἰσσηδών, welcher Name in der iranischen Sprache etwa Išyadâna lauten mochte, d. i. „Güterdepot". In den ältesten Zeiten, wie bis fast in die Gegenwart, war die iranische Sprachweise die lingua franca in ganz Innerasien; die Städte des Tarym-beekens bis zu den Grenzen Chinas wurden mit iranischen Namen bezeichnet. Wo haben wir jenes Emporium Ἰσσηδών zu suchen? Die Antwort ertheilt uns Ptolemaios, der die Seidenstrasse nach Sera beschreibt (150 n. Chr.); seinen Karten zufolge fällt Issedon in die Lage von ʿAn-si und Ša-čeu am Hu-lu-ho oder Bulundzir, also in die ursprünglich tibetische Landschaft Tangut. Die Sitten der Issedonen, die uns Herodot schildert, die Weiberherrschaft, der Ahnencult, der sich bis zur Kreophagie steigert, sind auf tibetischem Boden seit jeher eingewurzelt. Die Issedonen, bis zu welchen die skythischen und pontischen Karawanen gelangten, waren ein grosses Handelsvolk; wahrscheinlich brachten sie Gold, Nephrit, Moschus, Rhabarber und Tauschartikel sinischer und indischer Herkunft auf den Markt.

Aber nicht erst zu Herodot's Zeiten (ca. 440 v. Chr.) zogen Karawanen nach Tibet; schon 2 Jahrhunderte vorher (ca. 650) soll der Ioner Aristeas bis zu den Issedonen gekommen sein — ein Beweis für das hohe Alter jenes Karawanenweges. Aristeas hatte ein Epos Ἀριμάσπεια gedichtet, worin er viel fabuloses Zeug über die unbekannten Nordvölker vorbrachte. Seine Arimaspen (= iran. Aryamâçpô, „Besitzer folgsamer, gezähmter Rosse"), die nördlichen Nachbarn der Issedonen, sind gewiss die Vorväter der Hunnen oder Hunyo, wie schon Deguignes erkannt hat; die Sage von den goldhütenden Greifen bezieht sich vielleicht auf die Goldgewinnung im Altai. Der Name der Türken oder Ταρκυαῖοι findet sich erst um Chr. Geb. bezeugt.

Auf dem Wege vom Don bis nach Tibet berührten die Karawanen sieben verschiedene Nationen, wobei sie sich eben so vieler Dolmetscher bedienten. Von diesen Nationen wollen wir einige näher bestimmen. Das grosse Volk der rothhaarigen und lichtäugigen Budinen, etwa in der Region an der mittleren Wolga, scheint uns die heutigen Permier (Wotiaken und Syrjänen) darzustellen, allerdings noch in südlicheren Sitzen. In den Thyssageten erkennen wir die Wogulen an der Čussa oder Čussowaja. Die Jyrken, welche auf Pferden das Wild verfolgen, sind Jugrier, aber nicht die nördlichen ostjakischen Jugrier, sondern die zwischen Ob und Tobol hausende südliche Abtheilung, die Vorväter der Ungarn oder Magyaren. Die weiter gegen Südost folgenden Skythen mit iranischer Sprache erachten wir den Massageten gleich, welche Gold und Kupfer auszubeuten verstanden, Metalle, welche noch jetzt bei Barnaul und Semipolatinsk ausgebeutet werden. Hierauf zogen die Karwanen durch eine lange und schmale Passage, d. i. das dzungarische Völkerthor am oberen Irtysch und Ulungur; sie erreichten endlich die Filzzelte der Argippäer oder „Kahlköpfe", des ersten Volkes mit rein mongolischem Typus. Wir haben hier die Türken vom Altai oder Ak-dagh vor uns, denen in späteren sinischen Annalen die Kunde der Eisenschmelzung zugeschrieben wird. Bei den Argippäern müssen geordnete sociale Verhältnisse bestanden haben; man traf dort mit höchsten Vollmachten ausgerüstete Beamte, Ordner des Tauschhandels — eine Einrichtung, die den sinischen Annalen zufolge nicht nur im Reiche der Mitte selbst, sondern auch bei den Hun-yo (Hunnen) von jeher bestand. Ein Wort, welches Herodot aus der Sprache der „Kahlköpfe" anführt, nämlich ἄσχυ ist entschieden türkisch: asghu oder asugh „Wegekost, Proviant". Ueberschritt man hierauf die Passage Urumtsi-Turfan oder auch Barkul-Kamul, so erreichte man endlich gegen Südost das grosse tibetische Emporium Issedon. Bis hieher brachten die pontischen Karawanen ihre Artikel, vorwiegend nordische Pelze, da sie von den finnischen und ugrischen Jägern um einen Spottpreis erhandelt hatten, und erhielten dafür die Naturschätze Tibets.

Ausschusssitzung am 13. December 1887.

1. Den Beitritt zur Gesellschaft haben angemeldet:

Als unterstützendes Mitglied:

Philipp Ritter von Schöller, Grosshändler in Wien.

Als wirkliches Mitglied:

Dr. A. Witzany, Districtsarzt in Eisgrub, Mähren.

Dieselben wurden als Mitglieder aufgenommen.

2. Der langjährige Vice-Präsident der Gesellschaft, Professor Dr. Friedrich Müller hat seinen Rücktritt von dieser Stelle angemeldet. Der Ausschuss nahm diese Mittheilung bedauernd zur Kenntniss und behielt es sich vor, den Ausdruck seiner Verehrung für den um die Gesellschaft wie um die Wissenschaft hochverdienten Gelehrten in einer denselben besonders ehrenden Form zum Ausdrucke zu bringen. Da durch den Tod des bisherigen zweiten Vice-Präsidenten, Herrn Hofrath Dr. v. Langer, mithin beide Vice-Präsidentenstellen erledigt sind, so wird der Ausschuss bei der nächsten Jahresversammlung Gelegenheit nehmen, Vorschläge zur Neubesetzung dieser beiden Posten zu machen.

3. Der Ausschuss beschloss ferner die Auflassung des Schriftentausches mit einer Anzahl von Gesellschaften und Vereinen, deren Wirksamkeit mehr oder weniger ausserhalb des Rahmens jenes Gebietes fällt, welches unsere Gesellschaft vertritt. Statt dessen wurde die Einleitung des Schriftentausches mit einer gleichen Anzahl von Vereinen beschlossen, welche eine unserer Gesellschaft ähnliche Richtung verfolgen, so dass die Zahl der von derselben bisher abgegebenen Tauschexemplare der Mittheilungen, welche bekanntlich vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum gegen Ersatz der Selbstkosten abgelöst werden, genau auf der früheren Höhe erhalten wird.

Monats-Versammlung am 13. December 1887.

Vorsitzender: Herr Felix Kanitz.

1. Der Vorsitzende begrüsst den in der Versammlung anwesenden a. ö. Professor am Lazarew'schen Institut für orientalische Sprachen zu Moskau, Herrn Grigor Chalatiantz. Derselbe dankt für die freundliche Aufnahme und legt der Versammlung zwei ethnographische Fragebogen vor, von denen der eine zur Erforschung des russischen, der zweite jener des armenischen Volksthums dienen soll. Professor Chalatiantz spricht sich dabei in sehr anerkennenden Worten über den von unserer Gesellschaft herausgegebenen, von Dr. F. S. Krauss verfassten ethnographischen Fragebogen für die Südlaven aus, welchen er bei Abfassung seiner Fragebogen mit grossem Vortheil benützt hat.

2. Der Vorsitzende ertheilt hierauf Herrn Hofrath Dr. Theodor Meynert das Wort zu einem Nachrufe auf unseren vor wenigen Tagen dahingeschiedenen Vice-Präsidenten Hofrath Langer von Edenberg.

Indem ich es unternehme, dem uns durch den Tod entrissenen verehrten Vicepräsidenten unserer Gesellschaft, Hofrath C. v. Langer einige Worte des Andenkens zu widmen, weiss ich, dass ich nicht der berufene Sprecher bin, indem ein Stückwerk Anatomie nicht den Beruf haben kann, über einen vollen und ganzen Anatomen zu sprechen und ihn allseitig zu würdigen. Ich vermag auch nicht, den vollen Werth Langer's in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und als Universitätslehrer zu erschöpfen und kann über diese bedeutungsvollen Seiten seines Wirkens nur ganz unzulängliche Worte sprechen.

Wir haben hier einen Mann zu Grabe getragen, welcher weder in geistiger noch in körperlicher Hinsicht vom Greisenthum berührt war. Es sind nicht blos körperliche Reste, die wir bestattet haben, — in diesem Todten entschlief noch reichliches Verdienst um die Wissenschaft und eine Summe von Thätigkeit, die uns vorenthalten blieben. Insofern ist der Verlust ein sehr grosser.

Was Langer's Verhältniss zur anthropologischen Gesellschaft betrifft, so stand er an der Wiege ihrer Begründung, und wenn dabei der Name Rokitansky's als der des ersten Präsidenten in ganz anderer Weise zur Geltung kam, so war es nicht gerade die Production, durch welche sich der Letztere während der kurzen Zeit seines Präsidiums bei uns bemerkbar machte. Wohl aber war dies bei Langer der Fall. Langer war der Gesellschaft nützlich durch organisatorische Theilnahme, durch seine fast in jedem Jahrgange der Mittheilungen wiederkehrenden gediegenen Veröffentlichungen und war ein Beispiel für die anthropologische Gesellschaft, welches sie nie vergessen darf. Es würde den Kreis meiner augenblicklichen Erinnerung überschreiten, nur die Summe der Mittheilungen zu nennen, welche die anthropologische Gesellschaft Langer verdankt; nur an wenige will ich eine dankbare Erinnerung anknüpfen.

Zunächst war schon in den ersten Reihen dieser Mittheilungen von ihm ein massgebender classischer Aufsatz veröffentlicht „über die Gesichtsbildung" — gewiss ein hochwichtiger anthropologischer Gegenstand. Was den Werth dieser Abhandlung betrifft, so gründet sich derselbe auf die ungeheure Masse von anatomischer Anschauung, aus welcher die Lehren derselben gezogen werden, eine Stoffmasse, die Regeln gibt, und Einstreuungen des Zufalls durch ihren Reichthum ausschliesst.

Langer gewann wie jeder echte Morphologe seine Einblicke durch eine ausserordentlich sorgsame, durch eine lange auf seinem Objecte verharrende Anschauung. Nicht irgend eine uncontrolirbare subjective Kraft, sondern einfach diese gediegene Eigenschaft des Naturforschers ist der Grund, warum sich ihm innerhalb der anatomischen Formen der Sinn für die Proportionen in verständlicher Weise darstellte. So hat er die Anatomie und Morphologie nach Richtungen verfolgt, die auch unser Interesse berühren. Seine allgemeine Bildung — immer das Kennzeichen eines namhaften Geistes in der Wissenschaft — führte ihn dahin, auf die künstlerische Bedeutung der Formen überzugehen und mit Hinblick auf die Künstler hat er sein werthvolles Buch: „Die Anatomie der äusseren Form des menschlichen Körpers" abgefasst. Aber ganz im Sinne seiner streng correcten Darstellungsweise wollte er keineswegs den künstlerischen Standpunkt in die Anatomie hereinziehen, sondern rein nur Anatomie in die künstlerischen Grundsätze einführen.

In ähnlicher Weise hielt er es mit der Anthropologie überhaupt. Nach seiner Ansicht konnte man eigentlich nicht sagen, wer ein Anthropologe sei und wer keiner sei. Er wollte nicht die Anatomie von anthropologischen Gesichtspunkten aus behandeln, sondern hinweisen auf die Wichtigkeit der anatomischen Thatsachen für jede Art anthropologischen Denkens und anthropologischer Forschung.

Langer hat sich innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft in mannigfacher Weise nützlich gemacht. Er ist organisatorisch aufgetreten und hat Instructionen für die ethnologische Forschung namentlich in Oesterreich herausgegeben. Er sagt darin nicht blos, was erforscht werden soll, sondern am Schlusse sagt er auch: wer forschen solle, und dass man ungeheuer viel Material aufhäufen und beschreiben könne, aber wenn es nicht von Fachleuten bearbeitet sei, so habe solches Material sehr geringen Nutzen. So diente er der Gesellschaft immer vom strengen Standpunkt eines Fachmanns, und dies ist der Grund, warum wir in ihm ein Beispiel erblicken sollen. Ein Anthropologe an sich, der nicht auf irgend einem verwandten Gebiete Fachmann ist, ist eine Abstraction, die wir uns in keiner Weise definiren können. Wir können keineswegs behaupten, dass es sich in der Anthropologie um ein Concert handelt, dessen verschiedene Stimmen durch einen Alles subsumirenden Gedanken in Einklang gebracht werden, und dass die philogenetische Anschauung zu dieser Herrschaft berufen sei. Im Gegentheil: jemehr

heute noch jedes Instrument nur sich selbst regiert, umsomehr wird es Nutzen stiften, und gerade die Dissonanzen, welche im Gesammtrahmen der Anthropologie ungeheuer sind, beweisen, dass jedes Instrument seine Schuldigkeit thut.

Langer war kein Freund und Vertreter allgemeiner, subsumirender Anschauungen; wenn er aber Gelegenheit fand, einen unbefangenen Beitrag selbst zu philogenetischen Gesichtspunkten zu bieten, da leistete er ihn. Es geschah dies einmal in einem Aufsatz, der von überzähligen Zähnen an Negerschädeln handelt, wo er als kurze Bemerkung hinzufügt, dass allerdings auch die Affen in Amerika durch eine Vierzahl der Mahlzähne von den Affen der alten Welt unterschieden sind. Er war aber keineswegs der Mann, das in präjudicirender Weise für philogenetische Ausführungen auszubeuten.

In seinem jüngsten Beitrag zu den Arbeiten der Anthropologischen Gesellschaft hat Langer eine ganz einfache descriptive Darstellung der Cranien der drei grossen Tondichter Beethoven, Schubert und Haydn gegeben. Er hat sie genau untersucht, gemessen, alle Daten zusammengetragen und — nichts gefunden. Es ist vielleicht das grösste Verdienst, nach einer solchen Arbeit und in einer solchen Richtung nichts zu finden. Es zeigt, dass er ein redlicher Arbeiter war, innerhalb der Fundgruben des grossen Materials, kein Sucher, der mit der Wünschelruthe eines Schlagwortes Resultate hervorruft.

Durch seine gediegene Bildung, die er immer nur in fachlicher Weise verwerthete, stand Langer auch formell auf der Höhe eines Universitätsmannes. Als Lehrer war er vielleicht gar nicht zu übertreffen an Klarheit, Durchsichtigkeit, Anschaulichkeit, ein Meister, dem auch keineswegs die Formschönheit der Darstellung fehlte, obwohl er mit derselben nicht zu prunken pflegte. Wir können sagen, dass er in Allem, was er bot, ausgezeichnet war durch Einfachheit, Wahrheit und Klarheit. Durch diese Eigenschaften hat er sich in der Wissenschaft als eine männliche Erscheinung gezeigt, und wer sich in diesem Felde seines Wirkens als eine solche Erscheinung darstellt, wird es auch in allen anderen Lebensäusserungen gewesen sein.

Der Tod eines echten Gelehrten und Forschers hinterlässt uns immer einen Trost: der Abgeschiedene kommt uns nicht abhanden, ja er vervielfältigt sich und wir dürfen wohl aussprechen, dass der Geist der echten anatomischen Forschung, seine ganze unbefangene Art und Weise uns in mehreren seiner Schüler als Nutzen für die Gesellschaft zurückbleiben wird. Verbreiten wir seine Ehre und halten wir sein Andenken hoch!

3. Herr Dr. **Fritz Pichler** in Graz übersendet eine von ihm verfasste Zusammenstellung über

Ein neues Grabungsgebiet.

Die steierischen Thäler, von der Hauptstadt Graz westwärts über die Berghöhen des Plabutsch, Gaisberg, Buchkogel hinaus gelegen, zählen zu den archäologisch noch am wenigsten vollständig untersuchten Gebieten. Die nachfolgenden Zeilen sollen die Aufgabe haben, auf die landschaftlich ebenso schöne, als an Alterthümern muthmasslich bedeutend reiche Strecke von etwa 25 Quadratmeilen (bei $5^1/_8$ Meilen nordsüdlicher und $4^1/_2$ bis $5^1/_8$ westöstlicher Ausdehnung) nachdrücklich aufmerksam zu machen. Es ist beabsichtigt, damit zunächst einen Anschluss nach Norden zu geben für das in den jüngsten Jahren als so fundreich erprobte Sulmthal. Wir meinen die Linie nach dem Lassnitzflusse, also von Leitersdorf einwärts über Grossflorian nach Deutschlandsberg, von da nordaufwärts alles Gebiet des Stainzbaches, der Kainach mit Lieboch- und Södingbach einerseits, Treigitsch-, Gössnitz- und Gradenbach andrerseits bis zur obersten Grenze, welche mit Stubalm, Gradenthal, Oswaldgraben, Geisthal bis heraus gegen Gratwein an der Mur gegeben ist. Ein grosser Theil steierischen Grenzgeländes gegen Kärnten wäre da in Betracht genommen, mit zum Theile schwierigeren Zugängen von Stubalm herunter bis Rappelkogel, Hochgössing, Hirscheck, Pack, Bärenthal bis Speikkogel, mit einigen Thal-Hintergründen, darin noch keines Vorgängers Spaten gearbeitet hat. Höhen bis an 2100 m, Uebergänge bis 1400 m, Thalsohlen von 800 m herab bis 300 wären da theils zu umgehen, theils zu beschreiten; zu etwa 100 schon bestätigten Fundorten wären damit wohl mindestens an 50 neuer zu gewinnen.

In diesem Gebiete würden 4—5 Höhlen zu untersuchen sein und über 400 Hügelgräber, von welchen die meisten bis jetzt bei St. Andreä im Sausal, bei Rassach, Alling, Pichling, Gleinstätten, Leibenfeld, Schönaich, Untergreut, Neudorf, in Gruppen zu 60 bis 15 an etwa 60 Stellen beobachtet worden sind. Namentlich könnte sichergestellt werden, dass die Begräbnissstätten der Mittel-Steiermark nicht ihre Westgrenze haben bei Deutsch-Landsberg, Freiland, Sallegg und Hohenfeld bis hinter Sauerbrunn-Graben.

Die anderweitigen Findlinge, nämlich 20 Grabsteine von 9 Orten, an 40 Reliefsteine, zu etwa einem halben Dutzend von Steingeräthen, laden wohl auch zu gründlicheren Schürfungen ein.

Von Metallsachen sind bisher aus diesen Gegenden bekannt geworden die Formen: Axt, Beil, Dolch, Fibel, Gürtelblech, Hufeisen, Kegel, Kettchen, Knopf, Lanze, Messer, Nadel, Nagel, Pflugschar, Ring, Rüstungstheile, Schwert, Sense, Sichel, Stänglein, Trense, Wagarm, also theilweise ganz seltsame Gegenstände

Eine eigene Gussstätte scheint ausserhalb Lannach bei Muttendorf eingerichtet gewesen zu sein, wie ähnlich vielleicht auf dem Plabutschberge zwischen Thal und Graz.

Auch an Thongefässen ist nicht Mangel; freilich walten mehr die rohen Erzeugnisse vor, aber auch einzelne Sigillaten tauchen an besser situirten Orten auf, Einzelnes aus der Fabrik des Romanus. Solche bevorzugtere Orte, mit Wohnbauten, zu welchen Musiviseles, Statuarisches, Wandmalerei, Reliefarbeit aufgewendet worden, lagen — etwa an einer Gau-Strasse — bei Voitsberg, Grossflorian, um St. Andreä bei Lasenberg; jedoch darüber hinaus nach West und Ost lagert

eine fundlose Oede in dieser Hinsicht bis an die Lavant und herwärts bis in die offeneren Thäler der Mur-Zuflüsse.

Man möchte wohl auch fragen, welche Münzen die ehemalige Bevölkerung dieses Gebietes, soweit wir sie in der Vorgeschichte kennen, benützt haben: es sind die römischen Münzen, weniger des ersten Jahrhundertes (Nerva, Trajan), als hauptsächlich des zweiten (Hadrian, Sabina, Aelius, Pius, zumeist Faustina, dann Commodus, Albinus) vertreten, während die Folgezeiten Alexander's von 222 fort, des Gordianus, Philippus, Decius, Claudius spärlicher besetzt sind und gar vom 4. Jahrhunderte ab mit Maxentius, Constantin I. und II., Constans (Jahr 350) gewissermassen einen Abschluss bieten, welchem gegenüber Arcadius seit 383 ebenso vereinzelt dasteht, als ein zu Mitterdorf bei Voitsberg gefundener Justinus (527 n. Chr.). Es sind das etwa drei Dutzend Münzen von 20 Kaisern und Kaiserinnen, mit welchen wir dermal noch zu rechnen haben; es muss sich aber in Anbetracht der grossen Nähe einer Stadt wie Flavium solvense ungleich mehr aufbringen lassen. Selbst den Goldstücken von Teipel und Ponkrazen, wenn diese ja antik waren, möchte sich noch das eine und andere beigesellen; am wichtigsten aber wäre, das Aelteste zu erkunden, nämlich das Vorkommen der vorrömischen, keltischen Silberstücke grosser oder kleiner Form, die ja schon bei Leibnitz und Marburg einzelweise auftauchten.

Sind die münzlosen Hügelgräber nur vorrömische? Diese Annahme ist gar nicht wahrscheinlich. Gehören nicht einer Thonbeigaben-Mode zufolge die meisten ausgemörtelten in den Anfang des 3. Jahrhunderts? Bezeichnet nicht die Beigabe von Faustina-Münzen vorwiegend das Frauengrab? Zeigen nicht Hügelgruppen, mehr an Abhängen und Höhen angelegt, eine stärkere Besiedelung des Berggebietes über der Thalniederung wegen deren Verschwemmbarkeit an?

Die ausgebildete Römerzeit findet sich allerdings mehr in tiefen und breiten Thälern; aber sie dringt auch in die steinbruchreichen Schluchten vor. Ist nicht auch dem Baukalke, dem Eisen, selbst der Steinkohle schon dazumal nachgeforscht worden?

Die Reliefs dieser Gegend scheinen vornehmlich aus dem Oswaldgraben, seitlich vom Kainachthale, Neuhäusel, Drasenberger-Hammer, Stübler bis gegen den Rossbachkogel zu stammen. Der schöne Sandstein, der krystallinische Kalk werden noch jetzt wie vor 1600 Jahren eifrig gewonnen.

Es sind der Steinbilder an 50 in 10 bis 12 Orten, welche die männliche oder weibliche Büste oder bis drei Familienbrustbilder darstellen, Genien- oder Jünglingsgestalten, Kleidfiguren mit Becher, Blume, Flöte, Gefäss, Helm, Kanne, Korb, Schlinge, Schriftrolle, Schriftkapsel, Stab, Spiegel, Täfelchen, Zierkästchen, wohl auch Thiere, wie Greif, Hund, Löwe, Widder, Delphine oder Baum, Blumenstock, Vase und allerhand Zierwerk. Auch die Statue und Theile, Säulenschaft, Gesimse und Quaderwerk ist einzelweise vertreten. Ein schönstes Stück hat sich bei Voitsberg gezeigt, ein Zweigespann mit zweien Wagenfahrern und dazu ein seitlich Liegender.

Die meisten dieser landesüblichen Kunstsachen, die hier ganz obenhin angedeutet werden, stecken in der Gegend zwischen Geisthal und Mooskirchen; erst bei Grossflorian begegnet dann wieder feinere Arbeit. Da würde es sich doch verlohnen, eine Antwort auf die Frage zu erhalten, ob man denn von Voitsberg z. B. hinter das Jahr 1103 zurück gar nichts wissen könne? Wenn die Umgegend von römischen Karawanen bebaut und bewohnt worden ist, zum Theil wohlhabenden und auch kunstsinnigen Leuten, hatten diese nicht die Berg-Industrie in der Hand, und geht nicht allenfalls auf die (auch an der Save wohnhaften) Syrer-Legionäre zurück die hier gewerkmässig thätige Judenschaft mit dem Judenamt (oder Judlamt), welche erst um 1466 wirthschaftlich niedergeht, aber noch 1574 und später in Erinnerung behalten ist. Dass die Juden hier herum Bergrechte ausübten, unterliegt ja ohnehin keinem Zweifel. Wie steht es nun mit deren Grabstätten? Sind sie gleich nach der römischen Reichszeit so gar nicht mehr zu erkennen? Aus der Reichszeit allerdings klingen uns einige allgemeine Namen von Bewohnern dieser Thäler entgegen.

Wir besitzen Nachricht von nahezu 73 Personen der Zeit um 100—350 n. Chr. Mannsnamen gibt es an 56, deren etwa 28 wohl unrömische, und zwar:

Acceptus 2, Adnama, Albanus, Albinus, Atilius 2, Altius, Attus, Atucius, Aurelius, Autoscutus, Avetus 2; ferner Brigius, Boius, Boniatus 2, Burrus, Busturus; Cabalius, Calandinus und Kalendinus, Celatus, Comatus; Dievion, Domitius, Dubnissus; Elvia? Exuperius; Fabrus; Gemellius, Genicellus?; Januarius, Junianus, Junius, Isaurus; Marcellinus, Marcon, Michu?; Ner? Weiterhin Oclatius, Oupuna?, Opalus?; Palumbus, Propinquus; Quartus; Saitullus, Saturninus, Saturnius, Secundinus 2, Secundus, Senaca, Senno, Surus; endlich Vannus, Vercaius 2, Verinus, Vibius, Vindus.

An Frauennamen haben wir etwa 27, deren vorwiegende sind Aelia, Aurelia und Suaducia. Nämlich: Aelia 2, Atilia, Atucia, Aventina, Aurelia 2; alsdann Brigia, Bugia; Caixun; Derva, Dressia, Dubitata; Finita; Hostillia?; Jarmogia; Latina; Malaia, Materna, Maxima; Rustia; Sabinia, Sabina, Secundina, Silvia, Suaducia 2; Tertulla; Ursacia?, Ursula; schliesslich Vitellia.

Die romanisirten walten da wohl vor.

Dem Stande nach sind das meistens ländliche Grundbesitzer, vielleicht einige städtische Leute des Stadtbezirkes Solva; Soldaten, nämlich einer von der Leg. II adiutrix (Celatus' Sohn Kalendinus im Geisthal), der Leg. II italica (Exuperius zu Voitsberg), zwei Ausgediente, einer wohl von der II. Legion (M. Aur. Secundinus zu Stallhofen), einer gar von den Prätorianern (C. Atucius Albanus, auch zu Voitsberg). Wenn man erwägt, dass über alle Bevölkerung und Ortschaft ein dichter Schleier liegt von mindestens 330 Jahren, bis zuerst wieder eine frühmittelalterliche Urkunde von der einen oder anderen Stelle meldet, zuerst von Andreä im Sausal und der Sulmer-Gegend

890, 860, alsdann erst von 1070 aufwärts, zusammenhängender von 1103 ab, Kainach, Voitsberg u. s. w. genannt wird, so verlohnt es sich gewiss, in der Reihenfolge nacherwähnter Orte etwas spürende Einkehr zu halten.

Im Nachfolgenden ist ein Verzeichniss der bekannten Fundstellen von Alterthümern in diesem Gebiete, die Orte in alphabetischer Reihenfolge, zusammengestellt:

Alling bei Wetzelsdorf bietet 30 Tumuli mit Thonscherben, Dreifuss-Gefäss; Brandschichte mit Knochenresten und Kohlen. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Andreä St. im Sausal (Sulmthal), 66 Hügelgräber, im Hansjörglwald 4 sog. römische mit Eisennägeln, Thonscherben, Münzen (Hadrian, Pius), Thongeschirre. davon 2 Schalen mit Dreischlitzfüssen, der Thon grau und gelblich mit Glimmerblättchen, in der Sammlung der Wiener Anthrop. Ges. Hügel mit Steinkammern. Fragmente von Rüstungen, Schwertern, Lanzen, Aexten, Fibeln. Thongeschirren. Sacken, Leitfaden, Seite 199. Text zu Pichler's archäolog. Karte 2. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. I. 36, 176; XIII. 1883. Sep.-A. Seite 18, 14 (24); XIV. 1884. Seite [22]. Muchar, Geschichte Steiermarks, I. 350, Mittheil. des historischen Vereins für Steiermark III. 25, V. 108. Oesterr. Blätter 1846, 1050. Wiener Zeitung 1846, Nr. 225

Buchbach bei Lankowitz. Friedhofacker, Schriftstein CABALIO; andere Steine beim Ditmar-Walde nächst Friedhofacker. Acten des Joanneums 1879, 11; Archäolog. epigraphische Mittheil. aus Oesterreich 9, 264; Mittheil. der k. k. Central-Comm. 1879, Seite CXXI; 1880. VIII. Jahresbericht des Joanneums 1879, 16.

Buchkogel bei St. Martin. Steingeräth. Jahresbericht des Joanneums 1883, 15.

Edelschrot, Münze (Alexander). Repertor. der steiermärk. Münzenkunde II. 239. Text zu Pichler's archäol. Karte 9.

Ettendorf. 6 Tumuli. Acten des Joanneums 1886, 10 u. 89.

Feilhofen bei Landsberg. Hügelgrab mit Brandknochen und Kohlenschichte, ein Näpfchen. Thonfragmente.

Frauenthal-Krotendorf, an der Strasse in der Ebene der Lechkogel, Hügelgrab, Steinlager. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Freiland (St. Jacob). Bronzeschwert, Fragment (gef. im Sauerbrunnwalde „offen gelegen") in das Museum von Leibnitz gelangt 1883. Meixner's Notizen.

Fürth bei Stainz. Tumulus, sehr gross. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Galmansegg bei Piber. Hügelgräber. Text zu Pichler's archäol. Karte 13.

Gams bei Stainz. Bronze-Münze (Pius). Berichtigter Text zu Pichler's archäolog. Karte. 13.

Gams-Stainz, an der Strasse. 2 Hügelgruppen, Brand- und Kohlenschichten. Mitth. d. Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Geisberg bei Graz, angeblich auf der Westseite des Berges (nach Prof. Schmirger), Tumulus.

Geistthal bei Reun, am hintersten Winkel des Södingthales Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5417, 5418, 5419, 5420, 5421, 5422a, 5423, mehrere verwitterte Reliefs. Joanneums-Museal-Verein, Jahresbericht III. 19, 15. Muchar Geschichte Steiermarks I. 380. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark I. 59, V. 111. Text zu Pichler's archäolog. Karte 13.

Georgen, St. (im Sausal am Lukowitsch, südlich von Haslach Filiale von Gleinstetten). Bronze-Münzen, Geräthe. 1857. Text zu Pichler's archäolog. Karte 14

Gerstorf. Münze (Nerva), Ziegel. Geschichtsblätter Steiermarks I. 190. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark II. 120; 28 S. XXVIII. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 239. Text zu Pichler's archäolog. Karte 14; vgl. Rassach, 8—10 Hügel mit Leichenbrand und Kohle. Muchar, Geschichte Steiermarks XIV.

Gleinstetten. 29 Hügelgräber; Wallzüge (Erd-Schutzbauten). Bronzefibel, Lanzenspitzen, Knöpfe und Stänglein, Eisennägel, Rüstungsfragmente, Waffen, ein Hufeisen, ein Messerklingenstück. Münzen: Faustina? (Pfarrer Glockengiesser in St. Martin). Heizröhre und Thongefässe, Urnen etc. (zwei graphitirte Urnen), Bruchstücke zahlreicher, meist feinerer Gefässe (Schalen), sowie von graphitirten Urnen und von ganz groben, topfartigen Gefässen (Forstwald). Im Forstwald 8 Tumuli. Acten des Joanneums 1881, 2. Oesterr. Blätter für Literatur etc. 1846, 142, 5. Text zu Pichler's archäolog. Karte 14. Gegenwart 1846, 20, 90 (Seite 12, 14, 15, 18). Radimský in den Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. 1883. XIII. Seite 61. Jahresber. d. Joanneums 1883, 13, 14, 15. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. 1884. Verhandlungen Seite 70, Bd. XIV, Heft 1, Seite [21].

Grasshuf, richtig Grasschuh bei Stainz. Tumuli. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Grünau bei Gross-Florian. Angeblich Mauerwerk, Münzen, Ziegel. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV, 1884.

Harter-Schlössel bei Graz. In dessen Nähe, im Herberstein'schen Walde, Tumuli mit Thongefässresten und Kohle. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5440. Acten des Joanneums 1880, 55. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen XXIV. 259. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark 1867, 184. Mittheil. der k. k. Central-Commission 1882. 4. Grazer Tagespost 1881 ad 163. Text zu Pichler's archäolog. Karte 17.

Hausdorf bei Stallhofen. Hügelgräber. Jahresber. des Joanneums 1885, 21.

Herbersdorf bei Stainz. Gruppe römischer Grabhügel. Macher's Topographie 431 Acten des Joanneums 1886, 10, 89.

Hitzendorf (richtig Rohrbach). Tumuli: aus denselben wurden Steine ausgegraben, angeblich auch ein Thürstock. Acten des Joanneums 1881, 69. Jahresber. des Joanneums 1881, 20.

Hohenfeld beim Rosenkogel. Hügelgräber. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Holzberg bei Steinberg. Tumuli mit Kohlenspuren, Glas, Mauerwerk, Mörtel, Bronze, Münzen (Hadrian? Faustina j. Albinus), Hufeisen, Thonscherben. Mittheil. der k. k. Central-Commission 1881, 1882, 4. Tagespost 1881 ad 163. Acten des Joanneums 1880, 55. Jahresber. d. Joanneums 1880, 15.

Kainach. Relief. Text zu Pichler's archäolog. Karte 21.

Köflach. Höhlen in der Umgebung (Lugloch, Heidenkirchen, Zigöllerkogel). Münze (Maxentius), Hufeisen, Relief. Macher, Schmiedl, Stur, Geologie XXI, XXIII. Acten des Joanneums 1876, 137, 1871, 93. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 393. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 115. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäolog. Karte 23.

Koralpe (s. Bärenthal). Lanzenspitze aus Bronze, gefunden um 1879. Jahresber. des Joanneums 1880, 45.

Krems bei Voitsberg. Münze (Traianus). Am Schloss und an der Brücke Reliefs. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 394. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 115. Text zu Pichler's archäolog. Karte 23.

Krotendorf-Frauenthal. Lechkogel. Tumulus von 30 m Durchmesser mit Steinsetzung. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Landsberg (Deutschlandsberg). Bronze, 2 Fibeln, 2 Hufeisen. Meixner's Notizen.

Lankowitz. Münzen: 1 Silber, 6 Bronze; 11 Hufeisen aus Ditler's Tagbau, 1 (gebrochener) Sporn. Jahresber. des Joanneum 1832, 1882, 22, 1883, 14. Repertor. f. steierm. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäol. Karte 25.

Lannach (Weinzettel). Bronze: Streitmeissel, Sichel, Gussstück, Münze (Nerva). Oesterr. Blätter für Literatur etc. 1846, 140. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 395 Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde. II. 240; Sacken, Leitfaden etc., Kenner, Katalog 317. Nr. 1742; Acten des Joanneums 1873. 56. 1875. 38. Text zu Pichler's archäolog. Karte 25.

Lasselsdorf bei Stainz-Florian. Bronze-Fibel, Münzen. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 115. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäolog. Karte 25.

Lasenberg (St. Andreä) bei St. Niklas im Sausal. Glas, Mauerwerk, Farbwand, Bronze-Fibel, Beil, Kegel, Gürtelblechstück, 2 Schellen, Münzen (Constantin II.), Eisenstift, Messer. Mommsen, corp. inscript. lat. III. Thonschrift III

S. 757 260 10. 184a. Schleifstein, Urne, eine flache graue Schale, Topfscherben. Geschichtsblätter Steiermarks. I. 190. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark III. 233, IV. 29, 115. Jahresber. des Joanneums 1883, 17. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäolog. Karte 25.

Lassenberg an Lassnitz. Auf den Burgstall-Aeckern angeblich: Legionsziegel, römische Münzen, Waffenstücke, Grundmauern. Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. XIV, 1884.

Lassenberg bei Gross-Florian. Römische Münzen aus Kupfer und Silber. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark 28, S. XXVIII.

Leibenfeld bei Landsberg. Gruppe von über 25 Tumulis an der Strassenbiegung, ein entfernter im Schwabwalde. Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. XIV, 1884.

Leitersdorf-Zendorf. Tumulus. Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Lemsitz bei Stainz. Hügelgräber mit Kohlenresten und Thonscherben. „Sarkophag" aus Steinplatten, mit Kohlenresten und einer Glasscherbe. Acten des Joanneums 1886, 10 u. 89.

Lenstein bei Lemsnitz (nach der Karte Lestein). Tumulus. Acten des Joanneums 1886. 10 und 89.

Liboch. Von der Station aufwärts gegen Dobelbad im Walde ein Tumulus. Grabstätte? Mörtelmauer, roth. ergraben auf dem Grunde des Hackl-Michel durch Lehrer Fasching (vormals in Peggau) c. 1885.

Ligist. Münzen (Constantin II?). Auf der Anhöhe Dietenberg bei Ligist römischer Tempel, dessen Reste zum Baue der alten Kirche St. Johann bei Hohenburg? Mittheil. des histor. Vereins für Steiermark. VIII. 41. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240 Text zu Pichler's archäolog. Karte 29.

Mitterndorf bei Voitsberg. Münzen, darunter ein Justinus. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 241.

Mattersdorf, Pfarre St. Florian bei Stainz. Bronzefibeln, Dolch, Medaillon mit Neptun. Acten des Joanneums 1873. 134. Text zu Pichler's archäolog. Karte 32.

Mooskirchen an der Kainach. Münzen, einige hundert Stück; Reliefs. Jahresber. des Joanneums 1820. Muchar, Geschichte Steiermarks, I 401. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 117. Repertor. f. steierm. Münzenkunde II. 241. Text zu Pichler's archäolog. Karte 33.

Mutendorf zwischen Stainz und Doblbad. Hügelgräber mit Steinresten. Giesswerkstätte für Bronzen; Bronzeklumpen (ganze Wagenladungen voll) und Gussöfen, gefunden vor 1860. Bronze-Ringe vom Weinzettel im Museum zu Gamlitz. Thonscherben? Weiss in „Tr. Bild von Steiermark" S. 417. Jahresber. des Joanneums 1882. 27.

Nassau bei Landsberg. Tumulus-Gruppe. Angeblich Bronzen und Eisengegenstände. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Neudorf bei Stainz. Beim Taschner: Tumulus, Mörtel. Acten des Joanneums 1886.

Neudorf im Stainzthale. Ueber 15 Tumuli. Stein-Sarkophag mit eiserner Pferdetrense und Mörtelstücke(?). Ferner angebl. 5 menschliche Skelette und verrostete Waffen. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884. Acten des Joanneums. 1886. 10 und 89.

Neudorfeck bei Stainz. Hügelgräber. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Neuhof an der Glein-Alpe. Steinhammer aus schwärzlichem Serpentin (Museum in Gamlitz.) Katalog der Grazer culturhistor. Ausstellung. S. 2. 56. Nr. 1—16.

Oswaldgraben, seitwärts des Keinachthales. Rossbachalm. Vgl. Drassenberger-Hammer, Neuhäussl, Stieber, Stubalpe. Mauerwerk, keltisches Geräth(?), Mosaik, Steinmetzerei (Säulen, Gesimse, Platten, Reliefs). Macher's Topographie 422. Mommsen. corp. inscript. lat. III. 5415, 5416. Muchar, Geschichte Steiermarks. I. 404. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 118, VI. 147. Text zu Pichler's archäolog. Karte 36.

Piber bei Voitsberg. Eisengeräth, Reliefs. Mommsen, corp. inscript lat. III. 5413. 5414. Thongefäss und Deckel mit Radzier. Acten des Joanneums 1871—208. Muchar, Geschichte Steiermarks. I. 116. Mittheil. des histor. Vereins f Steiermark. V. 119. Text zu Pichler's archäolog. Karte 41.

Pichling bei Krems. Thongefäss. Acten des Joanneums 1874—148. Text zu Pichler's archäolog. Karte 41.

Pichling bei Stainz. 32 Hügelgräber und zwar gegenüber vom Schlosse bei Pleterer 9, Stallhofmüllner 17, Ritter-Schneider 3. Tumuli (Calvarienberg) Kollertoni 2, Pickerholz 1. — Pleterer: Knochen- und Kohlenreste, Branderde, Thonscherben, Glasscherben, Steinkreis, Fibelfragment. Ritter: Stein in Quadrat behauen? Kollertoni: Topfscherben, Glasscherben, Kohlen- und Knochenreste, Plattensteine. Fibula(?) Acten des Joanneums 1886, 10 und 89. Blatt 7, 15, 16.

Pirkhof bei Teipel. Tumulus. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Pistorfer Wald. 29 Tumuli (darunter 8 grosse). Glasgeschirrfragmente nächst Gleinstätten, ein Hufeisen, eine Schwertklinge, Sarkophag, Thongefässe, Ausgussstück und schneckenförmiger Henkel von zwei verschiedenen Thongefässen und sonstige Scherben. Oesterr. Blätter für Literatur etc. 1846, 6. Radimsky in Mittheil. der Wiener Anthrop. Gesellsch. 1883. XIII. Seite 61 (Seite 18). Jahresber. des Joanneums 1883, 14, 15.

Plabutsch, Berg w. von Graz. Bronze-Gussstätte: Beil, Schwerttheile. 3 Lanzenspitzen.

Premstetten. Kleines Bronzebeil mit Schaftlappen, Eisengeräth (?). Acten des Joanneums 1876. 82. Jahresber. des Joanneums 1885, 12, 21. Text zu Pichler's archäolg. Karte 42. Dolchstück, Sicheln, Bruchstücke eines kegelförmigen Aufsatzes mit zwei Stiftlöchern, Bruchstücke eines schweren Ringes, Muchar, Geschichte Steiermarks I, 416. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 119. Pratobevera. Antiken in Steiermark 27. Acten des Joanneums 1873, 56. Text zu Pichler's archäolog. Karte 42.

Rassach bei Stainz. Mehr als 50 Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. 1884.

Rohrbach bei Hitzendorf, Tumuli (?). Acten des Joanneums 1881. 69.

Rossegg bei Stainz. Tumuli. Acten des Joanneums 1886. 10 u. 89.

Rossegg und *St. Stephan,* Nächst dem Wege zwischen obigen Orten: Hügelgrab. Acten des Joanneums 1886. 10 u. 89.

Sagga oder Saggau-Sulm, Zusammenfluss zwischen Mantrach und Fresing. Sehr zahlreiche Hügelgräber. Angebliches Grab des Attila (Goldsarg?). Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark X. 265. — Acten des Joanneums 1881, Nr. 2. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. 1884 80, Verhandlungen. Text zu Pichler's archäolog. Karte 46.

Salla an Stubalpen-Strasse. Mehrere Höhlen; die sogenannte heidnische Kirche. Römerstein. Acten des Joanneums 1872. 62. Text zu Pichler's archäolog. Karte 46.

Sallegg bei Gamsgebirg. Hügelgrab. Acten des Joanneums 1886. 10 und 89.

Sauerbrunngraben am Stainzbache. Beträchtliche Anzahl von Bronzemünzen (Constantinus bis Arcadius, 292—408). Topograph. Lexikon. Janisch 34. Seite 791.

Saurück-Kogel bei Wieselsdorf. Tumulus. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Schönaich bei Wettmannstetten. 20 Tumuli. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Schwagg bei Landsberg, Neudorf(?) Tumulus. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV, 1884, 12. Februar.

Stainz Gruppen von Hügelgräbern, eröffnet durch Erzh. Johann, Jahresber. des Joanneums 1857. 30; neu angezeigt durch Dr. H. Tauber 1886. Fundstelle von Menschenschädeln beim Schmiedbauer (Sägemühle), zwei Stunden vor Stainz, Steinaxt (?), Münzen (Hadrian, Faustina j., Constans?); Eisengeräth. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5408. Atilivs Muchar, Geschichte Steiermarks I. 433. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 121. Repertor. f steiermärk. Münzenkunde II. 242. Acten des Joanneums 1875, 82. Text zu Pichler's archäolog. Karte 49. *Schleicher* bei Stainz. Hügelgräber mit calcinirten Knochen und Thonscherben. *Stallhofmüllner* bei Stainz. Hügelgräber mit Kohle, fingerdicken Thongefässscherben.

Stainz und Glainz, Zusammenfluss in die Lasnitz. Hügelgräber, 6—12 Fuss hoch, 24—36 Fuss breit; 4 verschiedene Arten mit und ohne Steinkiste. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark X. 265. Text zu Pichler's archäolog. Karte 48.

Stallhofen 2 Löwen; 11 Reliefs. Mommsen. corp. inscript. lat. III 5409, 5410, 5411. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 432. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 121. Text zu Pichler's archäolog. Karte 49.

Steinberg bei Thal. Hügelgräber; Eisensichel mit Stielloch, Steinkeilchen aus Quarzgeschiebe aus dem Gneiss vom Rosenkogel bis Stainz. Acten des Joanneums 1880. 61, 55; 1884. 4, 22; 1883, 5; 1881, 13, 20.

St. Florian (Gross-Florian) im Lassnitzthale. Hügelgräber mit Bronzebeil, Drahtgewinde, Kettchen, Morgenstern, Lanzenspitze, Nadel. Eisennagel, Ring, Wagarm. Eiserne Messer, mit Zinnbeschlag; Culturhist. Ausstllg. Kat. S. 14. Nr. 690. Münze (Faustina j.), Steinkeil, Schleifstein, Mosaikboden, Farbwand, weibl. Marmorhand 1843, Thonscherben. Acten des Joanneums 1886. 10, 89. Mittheil. des naturwiss. Vereins für Steiermark XIX, 197. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 378. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 110. Repert. f. steiermärk. Münzenkunde II. 239. Pratobevera, Antiken in Steiermark 43. Sitzungsber. der kais. Akad. d. Wissensch. 1878, Bd. 91, Seite 613 f. Geschichtsblätter Steiermarks I. 190. Oesterr. Blätter für Literatur etc. 1846. 141. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIII. 1883. 24. Text zu Pichler's archäolog. Karte 11.

St. Johann bei Hohenburg (Kainachthal). Reliefs. Muchar, Geschichte Steiermarks 389. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 113. Text zu Pichler's archäolog. Karte 21.

St. Joseph bei Stainz. Hügelgräber. Acten d. J. 1886. 10. 89.

St. Ponkrazen (?) bei Geisthal (?). Goldmünze. Acten des Joanneums 1873. 26. Text zu Pichler's archäolog. Karte 36.

St. Stephan bei Stainz. Im Plettri-Walde zwei Grabhügel. Im Kirchwalde ein Tumulus. Acten des Joanneums, 1886, 10 und 89 Münzen (Claudius (?), Traian, Hadrian (?), Sabina, Faustina s., Commodus, Gordianus (?), Philippus (?). Mitth. des histor. Vereins f. Steiermark V. 121. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 242. Text zu Pichler's archäolog. Karte 49.

Stubalpe. Reisstrassener Höhle. Oswaldgraben, Garten des Sattlerhauses Stiebler. Bronzebeil mit Schaftlappen. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 121. Macher's Topographie 65. Acten des Joanneums 1873, 56. Text zu Pichler's archäolog. Karte 51.

Stübing. Bronzewaffen, Münze aus Bronze: (Commodus, Aelius?). Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5445, 5446, 5447, vgl. Klein-Stübing.

Sulz bei Deutsch-Landsberg. Hügelgrab. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Tanzelsdorf bei Stainz. Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Teipel bei Stainz. Bronze-Beschlägstück, Goldmünze. Acten des Joanneums 1877, 69. Text zu Pichler's archäolog. Karte 52.

Teipel. Fuchsgrabenholz. Tumuli. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Thal bei Graz. Heidengräber, Kohlen. Thonscherben. Acten des Joanneums 1880, 90. Jahresber. des Joanneums 1880. 15, 21.

Tobelbad. Bronzemünze. Acten des Joanneums 1876. 82. Text zu Pichler's archäolog. Karte 52.

Unter-Rossegg bei Stainz. Tumulus. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Unter-Graden. Kleines Urnenfeld mit Thongefässen (Urnen, Schale mit Deckel), Bronze, Bleiplatte, sensenartiges Eisen, Mühlstein, Stück einer cannellirten und gewundenen Säule, Münzen (1 Kupfer, 5 Bronze). Landesmuseums-Verein 1884, Gruppe XII. 166 Ch. Acten des Joanneums 36, Nr. 166—170.

Unter-Grent im Saggauthale. 17 Tumuli.

Vochera bei Stainz; beim Kleinhappel an der Grenze gegen die Gemeinde Gersdorf. Tumuli. Hufeisen, antik (?) Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Voitsberg im Kainachthale. Münzen (Augustus, Traian, Pius). Im rosenthaler Kohlenreviere eine Pflugschar, antik (?); 3 Hufeisen unter dem Schlossberge. Reliefs. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5412, vgl. 5425. Thon, Terracotta Mlkopf. Acten des Joanneums 1869—1a. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 440. Jahresber. des Joanneums 1854. 1882/22. Mittheil des histor. Vereins f. Steiermark III. 115, V. 122. Jahresber. des Joanneums 1883, 14. Landesmuseums-Verein XII. 283, Text zu Pichler's archäolog. Karte 54, 55.

Voitsberg-Mitterdorf. Münzen. (Decius, Justinus). Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde 242. Text zu Pichler's archäolog. Karte 55.

Waltschach im Sulmthale, am Fusse des Temerkogels. Tumuli.

Weinzettel bei Lannach. Weiler nächst der Gallerbrucken. Mehrere Tumuli. Beim Bauer Berger: Bronze-Gussstätte, 4 Streitkeile mit Schaftröhren, Rüstungsbestandtheile (1877), Bronze-Ringe, ziemlich dünn, 30—40 Stück, im Ganzen bis 4 Pfund schwer. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark IV. 55, V. 123. Acten des Joanneums 1881, 88. Pratobevera, Antiken in Steiermark 27. Text zu Pichler's archäolog. Karte 57.

Wettmannstetten-Zendorf. Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884

Wetzelsdorf(berg). Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884. Acten des Joanneums 1886. 10 und 89, Bogen 10.

Wieselsdorf. Acker d. Grundbesitzers Pauer Tumulus; Bruchstücke eines Fläschchens, Urne, Thonscherben. Acten des Joanneums 1879. 100. Jahresber. des Joanneums 1879. 15, 16.

Zenndorf-Leitersdorf (Zehndorf). Hügelgrab (?). Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Zendorf-Wettmannstetten. Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Zigöllkogel-Höhlen. Im Kalkfels; im Krenngraben bei Köflach. Heidengrotte. Lueghöhle, vgl. Ziguln bei Klagenfurt. Macher's Topographie. 67, 423, Schmiedl. Text zu Pichler's archäolog. Karte 60. Mittheil. des naturwiss. Vereins f. Steiermark. Bd. 19. Seite XXIV.

4. Herr Dr. **Fritz Pichler** in Graz übersendet eine Notiz über

Höhen-Besiedelungen.

Wie weit in gebirgigen Landgebieten, insbesondere wie weit in unseren Alpengauen die Fundstücke der Vorzeit in die Höhen hinaufreichen, ist gewiss allerorten der Untersuchung und wo möglich der kartographischen Darstellung werth. Der Erhebung über Meer aber wird sich die örtliche, über Thalsohle berechnete, erklärend an die Seite stellen müssen. Nun ist aus geläufigen Gründen das Geräthe, die Weihschrift, in seltsamen Fällen die Uebergangs-Strasse meist das Höchstreichende. Für die Frage der Hochbesiedelung möchte aber doch im Gräberfundwesen eigentlich das Entscheidende liegen, wenn man zugeben will, dass man die Leichen zur letzten Ruhe eher von den Höhen herabgetragen haben wird, als ferner von den Besiedelungsstätten nach oben hinauf. Daraus erhellt, wie wichtig es wird, die Grabdenkmäler als Zeichen der Höchstbesiedelung zu beschauen. Es wird sich wahrscheinlich einmal zeigen, dass die Thalbestattungen, besonders in Flussnähe, verhältnissmässig die spätesten, jene auf hügeliger Lehne unter ebensolchen Bedingungen die zahlreichsten, und dass nach oben hinauf bis zu gewisser Grenze die Anzahl viel weniger rasch abnimmt als nach abwärts gerechnet. Der Umschwung hierin dürfte erst nach einem Jahrhunderte erster Römerzeit eingetreten sein, doch so, dass ausnahmsweise noch alte Sitte mit hineinspielt. Für jenes pannonisch-norische Gebiet, zu welchem beispielsweise Steiermark und Kärnten zählen, mit der Basis 140 und 340 m über Meer, scheinen die Höhengrenzen der Funde engeren Sinnes gegeben zu sein mit 944 und 1117 m. Das wäre nun

eine örtliche Erhebung über die Landesbasis 804 und 777 m; aber das will genauer bezeichnet sein nach dem Höhenstande der nächsten Thalstelle. Denn es kommt nur in Erwägung, wie hoch ein nächster Thalsiedler in Beachtung von Wald-, Steinbruch-, Erz- und Weidenutzen in die Höhe gehen wollte. Nun liegen — beiläufig gesagt — die beiden soeben angedeuteten Höchstpunkte nicht im eigentlichen Oberlande der genannten Provinzen, wo die Bergkulmen sich drängen: sie liegen über Thal etwa 426 m und 642 m. Das sind Stellen, wo man die Besiedelung laut der Grabfunde wohl für 18 Jahrhunderte zurück annehmen kann. Die keltisch-römischen Vororte, zu welchen die hervorgehobenen Stellen gehören, sind Celeia und Virunum, jenes 241 m hoch gelegen, dieses 454 m. In den steierischen Bergen haben sich zuhöchst angesiedelt: Silvanus, Sohn des Jantumar mit seinem Weibe Successa und Tochter Sivnia oder Silvinia, welche zehnjährig gestorben ist; im Kärntischen aber mit Namen erst zu erfahrende Leute [1]), und zwar ist auf den Bachern-Kulmen sogar die Hügelform von 12 Klaftern Länge, 8 Klaftern Breite noch gezeigt worden, was von St. Johann am Presen vor der Presner-Alpe nicht berichtet ist. Derlei Höhenstellen haben wir in Steiermark noch zu St. Heinrich am Bachern, St. Martin ebenda, zu Haus am Bacher, Celovnik-Hynina bei Laack, Marnuberg bei Dol, Vipota- und Laisberg bei Cilli, Nikolaiberg und Rifingost, Podwerch, Donatiberg (?), Oberfeising, Wurmberg im Unterlande, zu Seckau, Puchbach, Wallnerberg, Heilbrunn, Rabendorf, Roseck, Penzenberg, St. Radigund vor dem Schöckel, Pischk, St. Dionysen, Pichelhofen u. a. im Oberlande. Allerdings nur vereinzelte reichen da auf 500 m über Thal empor bis 400, 300; aber 200 m hoch sind schon mehrere gestellt, über 100 m mindestens 10. Die Gräberstätten von Goldes, Hausdorf, Hart liegen immerhin noch ein ganzes bis ein halbes Hundert von Metern über Thal. In Kärnten sind als Hochstellen mit antiken Funden bekannt (abgesehen von Koralpe*, Ursulaberg* und dergl.), der Helenen-* und Ulrichs-*, der Stern-, Kanziani-, Oswaldi-* und Danielsberg*, insbesondere Diex*, Loibl*, Gurina, Grebern*, Reisberg, Preblau*, St. Urban-, Primas*, Hemmaberg*, Seidolach am Matzen, Tiffen*, Hollenburg, Tanzenberg und das niedere Köttmannsdorf und Karlsberg. (Die durch * bezeichneten über 800 m Seehöhe.) Der Orte von 100 m über Thal wären im Allgemeinen noch mehrere ausfindig zu machen; nicht wenige aber erreichen sonst mehr als 300 m über Thal, einzelne 400 und 600 m.

Auf der seit Jahren allerdings, durch Zufallsfunde bekannten aber erst 1886 durch planmässige Grabungen, besser erschlossenen Hochbesiedelungs-Stelle des Kugelsteines bei Peggau an der Mur [2]) haben sich 1887 wieder neue Anwohner namhaft machen lassen, welche da oben, 142 m über Thal, beiläufig 544 402, ihre Gelübdesteine in Kriegszeiten der Victoria setzten. Deren möchten Attus, Oicon, Vindia wohl keltische Leute gewesen sein, die ihre Namensverwandten Attus bei Solva, und anderwärts in den Atto, Attio, Occus, Vindio, Vindilla u. s. w. hatten. [1]) Zu den Grabstätten auf Berghöhe und unten zwischen Fluss und Berglehne sind sie gewiss in Beziehung zu bringen. Die drei Ara-Inschriften von den Ausgrabungen des Polytechnikers Moriz Heider in Wien werden hiermit zum ersten Male veröffentlicht. Mitgefunden wurden Bautheile aus krystallin. Marmor, nämlich 7 von muthmasslich vierseitigen Stücken, theils abgeschrägt, eine Säulenbase, 3 kapitälartige Stücke, 1 Mühlsteinstück und eine Sigillata-Scherbe. Dem Stande nach möchten sowohl Attus, des Oicon Sohn, als P(ublius) Ae(lius) S(urus ?), als Vindia Verna und Jan(tull?) zu den Landbauern unter solvenser Patronat gehört haben. Zeit vor 370, nach 180 bei Nr. 2 die Blatt-Interpunction.

1. ATTVS
OICONIS · F
VICTORIAE
AVG
V · S · L M
Ara h. 90, br. 42, d. 30 cm.

2. VICTORI
.EAVGV
P ♂ .E ♂ S ♂ E VI
NDI.E \ER
NVV ♂ IAM ♂
Ara h. 59, br. 33, d. 30 cm.

3. VICA(VG)
Ara h. 21 von m 28, br. 21 v. 18·7, d. 20.

Im kärntischen Oberlande bietet der Landbezirk zwischen den Seeen von Ossiach, Afritz, Feld, Millstatt eine Reihe auffälliger Höhen-Besiedelungen vom Südhange der Görlitzen-Alpe angefangen bis zum Westhange des Mirnock bei Gschriet. Hier zeigen viele Beispiele alte Höhencultur. Einem der bedeutendsten Kulmen dieses Hochlandes, dem Wöllanernock, welcher von 2139, 2086 m bis 1797 m herunter Ausläufer entsendet, ist vorgelagert jenes wohlbebaute Dorfgebiet von Wöllan, von welchem Mommsen's Inschriftenwerk zwei Grabsteine mittheilt (4764, 4765). Die Grabstätten des Calendinus, Sohnes von Ategnat, sowie seiner Gattin Secunda, Tochter des Senicion, und seiner Söhne dürften wahrscheinlich auf den sonnigen Südwest-Abfällen dieser Bergzüge angebracht gewesen sein, etwas tiefer als an den Rainen bei Tengg (1469 m), etwa 1130 über Meer oder 380 bis 413 m über dem Thale von Afritz mit dem Afritzer-See. In der Sohle drunten scheint von Treffen aufwärts, welches noch römische Reliefs und Bauwerke geborgen hat, bis an's Grenzgebirge, alsdann westwärts bis Millstatt, ostwärts bis Himmelberg und Albeck, bisher kein Fundstück irgend eine Besiedelung an den Gewässern in den Engthälern verrathen zu haben. Hier oben aber, auf den lange von der

[1]) Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5290. Mitth. der k. k. Central-Commission 1886. Seite CLXXXVI. Nr. 136.

[2]) Siehe Mitth. d. histor. V. f. Steiermark, Bd. XXXV, 1887.

[1]) Vgl. Corp. inscript. lat. III, 4767, 5354, 5529, 4987 u. a.

Sonne besuchten Höhen mit den frühzeitigen Waldlücken haben — der Sage zufolge — die Heiden gehaust und jene Kirche errichtet, welche in der Folge mit den Evangelischen getheilt worden ist; auf den Alphöhen haben sodann die Christen mit den Türken gerauft, woher die langen Gräber auf der Prom- (oder Frohn-) Wiesen unter dem Wöllanernock, Grund des Ase in Arriach und der Tassacher bei Afritz, rühren sollen. Jenseits der Kulmen klaffen die Felseneingänge der Kaser-Höhlen, nach einer Viertelstunde Fussweges erreichbar, mannshoch und breit im Anfange gestaltet, hinter dem niedrigen schrägabfallenden Zugange in etwas erweiterten Hallen Wasserstürze, Vereisung und Holzdielen bietend. Diese, von aussen durch hingelagerte Felsblöcke gekennzeichnete „Kaiserburg“ (2055 m), worin der aus Tirol herbeigeflüchtete Kaiser verborgen gewesen und von den Leuten ernährt worden sein soll, und das Freimannsloch scheinen gesonderte Gegenstände der Sage zu sein. „In der Kaiserburg“ liegt eine Hütte, drei Viertelstunden vom Gipfel entfernt. Sowohl diese Höhlen-Folge wäre vom urgeschichtlichen Standpunkte aus untersuchenswerth als die ganze vordere Südseite des Wöllanernock, dessen Verzweigungen, wie Rabl's Reisebuch S. 81 hervorhebt, „schöne grüne bewaldete Thalbuchten umschliessen; die ganze Berggruppe ist bis zum hornartigen Gipfel begrünt, sanft geformt und ohne jede rauhere Partie, ein höchst eigenartiger Anblick.“ Das giebt uns auch den Schlüssel zur Sage alter Zeiten. Zur genauen Erkenntniss der Namen von Personen ausserhalb der früher erwähnten, wenigstens sechs, geben wir aber noch eine berichtigende Lesung des dreizeiligen Grabsteines, welcher auf der wöllaner Kirche, südliche Mauer, aussen, zu oberst unter dem Dache, Ecke gegen die Portalseite, eingefügt ist. An allen vier Seiten vollständig erhalten, also nicht irgendwo eingebrochen, besagt er mit dem Texte:

PILETO . MO
TRI F ET SEVE
RA CALVI F‹ V . F

dass die Ehegatten Pileto, Sohn des Motrus, Severa, Tochter des Calvus, sich bei Lebzeiten den Denkstein sezten. Der Mann giebt sich ganz als Kelte, das Weib ist vielleicht eine Romanisirte aus dem Poststrassen-Bezirke von Sianticum gewesen.

5. Herr Dr. **Otto Müller** in Oedenburg übersendet einen Bericht über eine

Prähistorische Ansiedlung und Gräber am „Burgstall“ bei Oedenburg.

Die geographische Lage der Stadt Oedenburg an dem Kreuzungspunkte zweier natürlicher Weltstrassen in Mitteleuropa, von denen, laut der ältesten historischen Nachrichten, die eine vom adriatischen Meere über Aquileja, Laibach, Pettau, Steinamanger, Oedenburg, Deutsch-Altenburg, über die Donau und durch das Marchthal nach dem Norden, die andere von den südöstlichen Donauländern, die Drau zwischen Essegg und Legrad übersetzend, hinauf zum Szalaflusse, dann über die Raab gegen Oedenburg und von hier gegen Wien und weiter durch das obere Donauthal nach dem Westen Europas führte, — noch mehr aber die topographischen Verhältnisse dieser Stadt, welche, am Eingange des ziemlich breiten Thaldefilés an den nordöstlichsten Ausläufern der Ostalpen, das südliche Thor zwischen der kleinen ungarischen Tiefebene und dem Wienerbecken bildet, wo jene zwei Strassen zusammentreffen, weil ein Ausweichen südwestlich wegen der Alpen und nordöstlich wegen des sumpfigen Neusiedlerseebeckens schwierig war, — endlich der alte, auch vor Christi Geburt und vor der Römer-Occupation Pannoniens herstammende, keltische Name der Stadt „Scarbantia“ [1]), — liessen die wahrscheinliche Annahme zu, dass in Oedenburg und seiner Umgebung einst Stätten vorgeschichtlicher menschlicher Niederlassungen bestanden haben. Diese Annahme wurde bestärkt durch zahlreiche Einzelnfunde prähistorischer Gegenstände, welche in und um Oedenburg im Laufe der Jahre gemacht wurden, und durch für solch alte Niederlassungen ganz charakteristische Local- oder Riedbezeichnungen, welche sich in der Umgebung von Oedenburg an vielen Stellen im Volksmunde dafür gebildet und seit vielen Jahrhunderten erhalten haben.

Sind schon die Funde aus der Römerzeit in Oedenburg zahlreich gewesen, so haben noch die seit dem Jahre 1878 und insbesondere im Jahre 1882 gemachten Ausgrabungen am Wienerberge [2]), bei den s. g. „Erdburger“ Gründen, ausserhalb des nordwestlichen Stadtthores (Wiener Thor), von mehr als 30 prähistorischen Flachgräbern, mit menschlichen Skeletten, eisernen Schwertern und Lanzenspitzen, Thongefässen, bronzenen und eisernen Fibeln, Armbändern u. s. w., sichergestellt, dass neben der römischen Municipalstadt Scarbantia, und wahrscheinlich der Zeit nach auch früher, daselbst eine nichtrömische, zweifellos keltische Ansiedlung bestand, auf welche schon Plinius (N. H. III, 27 ed Sillig) mit den Worten hinwies: „Noricis junguntur lacus Peiso (Plattensee), deserta Boiorum (Bojeröde, heute das Neusiedlerseegebiet mit dem Hanságsumpfe), jam tamen Colonia Divi Claudia Sabaria (Steinamanger) et oppido (vielleicht richtiger „oppida“) Scarabantia (Oedenburg) (et?) Julia (wahrscheinlich identisch mit Carnuntum heute Petronell — D.-Altenburg [3]) habitantur.“

Der höchste Berg in der nächsten Umgebung von Oedenburg, welcher sich auf den Alpenausläufern süd-

[1]) Stammt vom keltischen (gaelischen) Worte — „Scarb“, französisch „Escarpe“, englisch „Scarp“; bedeutet: die steile innere Böschung eines Grabens, oder eine Terrainabdachung im Allgemeinen. Die Bedeutung des Wortes entspricht den topographischen Verhältnissen von Oedenburg. Der ungarische Name „Sopron“ ist durch Lautwechsel von Scarbantia abgeleitet.

[2]) Beschrieben von Iván Paur — im Archaeolog. Értesitő. VI. B. Neue Folge. 1886. S. 97—114.

[3]) Eine von den bisherigen Erklärungen des Wortes „Julia“ abweichende Anschauung, deren Begründung ich an anderer Stelle nachzuweisen Gelegenheit haben werde.

westlich der Stadt, 4 Kilometer von derselben entfernt, hinter Wandorf, 478 Meter hoch erhebt, vereinigt auf seinem Plateau zwei charakteristische Localbezeichnungen, nämlich „Burgstall“, so wird die Kuppe des Berges selbst genannt, und „Teufelsbrücke“, so heisst der an die Kuppe des Berges gegen Süd sich anschliessende Bergrücken.

Als ich vor zwei Jahren durch den Herrn Bürgermeister von Oedenburg Johann Finck auf die am „Burgstall“ ersichtlichen Schanzgräben und Wälle, welche nach Angabe des Forstamtes 1030 Klafter lang sind und einen Flächenraum von 37·4 Katastraljoch umfassen, aufmerksam gemacht wurde und diese eingehend besichtigte, und fand dass sich auf der „Teufelsbrücke“ und oberhalb des „Teufelsgraben“ südwärts an obige Wallbauten ein ausgebreitetes Gräberfeld anschliesst, welches dadurch besonders merkwürdig ist, dass sich darauf eine bisher noch nicht festgestellte, jedenfalls aber die Zahl mehrerer Hunderte erreichende Menge äusserlich gut erhaltener Tumuli befinden, so kam ich zu dem Schlusse, — worauf auch die Grösse und Form, sowie die gruppenweise Aneinanderordnung dieser Tumuli hinwies, — dass diese Wallbauten sammt dem Gräberfeld aus dem Zeitalter vor der Römer-Occupation Pannoniens stammen dürften. Ich machte auf diesen Umstand den bei diesem Ausfluge mich begleitenden Herrn Bürgermeister aufmerksam und rieth gelegentlich einen solchen Grabhügel, welche sämmtlich in dem der Stadt gehörigen Walde liegen, öffnen zu lassen.

Vor einigen Wochen hatte der Herr Bürgermeister die Güte, mich in Kenntniss zu setzen, dass Herr Oberrealschul-Professor Ludwig Bella in Oedenburg bei den jüngst von ihm, nach eingeholter Bewilligung des Stadtmagistrates, mit Ausdauer, leider aber mit zu geringen Mitteln und Hilfskräften vorgenommenen Grabungen, drei Gräber, darunter eine Steinkammer und ein Brandgrab eröffnet und hiebei nebst vielen zerbrochenen Thongefässen auch prähistorische Stein- und Eisengeräthe zutage gefördert habe. Es ist meine Pflicht, hier zu bemerken, dass Herr Professor Bella selbstständig, ohne von meiner früheren Vermuthung etwas gehört zu haben, in jenen aufgeworfenen Hügeln am „Burgstall“ prähistorische Gräber suchte.

Von diesem Funde setzte ich in Wien Herrn Josef Szombathy, Custos der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, in Kenntniss und besprach mit ihm einen gemeinschaftlichen Ausflug zur Besichtigung dieser prähistorischen Anlagen. Herr Szombathy kam mit dankenswerther Bereitwilligkeit meinem Ansuchen nach und entschloss sich, diese ihm bis dahin unbekannte Stätte einer prähistorischen Ansiedlung zu besichtigen. Nachdem ich leider an jenen Tagen verhindert war, Herrn Szombathy zu begleiten, reiste derselbe allein am 17. August d. J. nach Oedenburg, woselbst er unter Führung des Herrn Stadtpfarrers und Abtes von Póda und der Herren Professor Bella und des Stadtingenieurs Schey den ganzen Tag auf dem „Burgstall“ zubrachte und der Eröffnung eines vierten Grabes beiwohnte. Leider wurden die in Gegenwart des Herrn Custos Szombathy vorgenommenen Ausgrabungen durch am 18. August eingetretenes Regenwetter gestört, ohne dass die eigentliche Grabkammer des in seiner Gegenwart und unter seiner sachverständigen Leitung angegriffenen Tumulus zur Eröffnung gelangte. Nach der Anlage der bis dahin von Herrn Professor Bella aufgedeckten drei Tumuli und den darin gemachten Funden verschiedener thönerner, ohne Drehscheibe verfertigter Gefässe, Spuren von Brand und Knochensplitter, zwei Steinmeisseln, und zwar eines gut erhaltenen aus Serpentin und eines aus Gneiss und einer verrosteten grossen eisernen Nadel in einem anderen Grabe, glaubte Herr Szombathy das Alter dieser Gräber in die s. g. Hallstätter Periode versetzen zu sollen.

Inzwischen hat Herr Professor Bella die Grabungen fortgesetzt, und hatte ich während eines mehrtägigen Aufenthaltes in Oedenburg Gelegenheit, nebst der fortgesetzten Ausbeute aus den früher eröffneten Gräbern, welche leider meistentheils nur die Scherben von etwa 60 verschiedenen Thongefässen ergab, am 3. September l. J. der Eröffnung eines fünften Grabes beizuwohnen. Dieses, ein kleinerer Tumulus, abseits von den anderen bisher eröffneten gelegen, ergab nebst 7 thönernen Gefässen verschiedener Grösse, welche wohl sämmtlich zerbrochen, aber ihrer Form und Grösse nach deutlich erkennbar waren, noch den Fund eines Bronzebruchstückes, wahrscheinlich einer Fibula.

Ausserdem brachte Herr Bella aus einem früher eröffneten, dem dritten Grabe, noch zutage: einen eisernen Halsring (Torques), eine eiserne Fibula, das gebrochene Stück einer eisernen Messerklinge, 5 thönerne Spinnwirtel, die Bruchstücke eines mit aufgesetzten Buckeln und Leisten verzierten Gefässdeckels aus schlecht gebranntem Thon, wozu bisher nur zwei ähnliche Gefässscherben gefunden wurden, und endlich den höchst merkwürdigen Fund eines halbmondförmigen „religiösen Idols“ aus grobem, röthlichbraunem, stark gebranntem Thon, wahrscheinlich die Mondsichel darstellend, welche auf 4 thönernen Füssen steht. Auffallend an dem Idol ist, dass beide auf- und dann einwärts gebogenen Spitzen des „Kipfels“ mit je einem viereckigen, an den Kanten mit Knöpfen verzierten Stab aus Thon, senkrecht mit dem Mittelstücke verbunden sind und dass zwischen Stab und Bogensegment der einen Seite drei gleichweit abstehende Querleisten, auf der anderen Seite in der Mitte des Bogens nur eine Querleiste eingefügt sind. Das Idol ist auf beiden Seiten von der Mitte bis zu beiden Spitzen bandartig mit einem Dreieckornament verziert, welches sich auch auf den Füssen wiederfindet; während jedoch die eine Seite mit einem schwarzen, theerartigen Ueberzug bedeckt ist, blieb die Kehrseite roh und rauh. Das Idol ist 24 cm lang und vom Fusse bis zu den aufgebogenen Spitzen 17 cm hoch. Der Durchmesser des walzenförmigen Mittelstückes beträgt 5 cm und nimmt bis zu den Spitzen auf 2 cm ab.

Auffallend ist, dass der Bau aller bisher eröffneten 5 Gräber verschieden ist. Drei Tumuli waren grösserer Gattung mit 6—8 Meter Durchmesser am

Grunde und 2 Meter Höhe; die zwei anderen waren kleinerer Gattung mit 5 Meter Durchmesser am Grunde, der eine 2 Meter hoch, der andere nur 40 cm über die Sohle sich erhebend; über letzteren führte jedoch ein Fusssteig in den Wald, und dürfte derselbe hiedurch niedergetreten worden sein.

Ein grosser Tumulus, das zuerst eröffnete Grab, enthielt eine gut gebaute, viereckige Steinkammer mit stehenden Randplatten und Deckplatten, ausserdem gegen Südost eine kleine Seitenkammer. In der grossen Grabkammer, welche Ost—West etwa 4 Meter und Süd—Nord etwa 3 Meter mass (genau war dies leider nicht mehr zu constatiren), lagen die zwei oben erwähnten Steinmeissel und 9 Thongefässe verschiedener Grösse.

Der zweite, sehr grosse Tumulus hatte um das ganze Grab herum einen aus grösseren und kleineren Steinen zusammengesetzten Steinkranz und enthielt etwa 40 verschiedene, stark zerdrückte Thongefässe, welche in Dreieckform mit der Spitze gegen Südost gestellt waren.

Der dritte, kleine Tumulus hatte blos eine schwache Steinumfassung um die im Haufen gruppirten 7 Thongefässe herum; ausserdem standen drei grosse Thongefässe abseits. Der übrige Inhalt wurde vorher angegeben.

Dem vierten, grossen Tumulus mangelte jede Steinumrahmung; er enthielt eine grosse eiserne Nadel, ganz verrostet, einen thönernen Spinnwirtel und etwa 20 Thongefässe.

Der fünfte, kleine Tumulus zeigte einen aus ordentlich gelegten und mit lehmiger Erde gebauten, durch den Brand rothgefärbten Steinuntersatz, auf welchem 7 Thongefässe im Kreise gestellt waren. Dieser Tumulus enthielt das Bronzebruchstück.

Der erste und zweite Tumulus zeigten keine Spur von Brand. Die anderen drei Tumuli enthielten mächtige Brandschichten. In dem dritten und vierten Tumulus standen die Thongefässe unter der Brandschichte, in dem fünften Tumulus umgab der Brandhaufen die Thongefässe von allen Seiten. Vom Brande calcinirte Knochenreste kamen fast in allen Gräbern vor, mit Ausnahme des zweiten, woselbst weder Spuren von Brand noch von Knochen zu finden waren. Besonders mächtig und ausgedehnt (über 9 Meter Länge und unbestimmte Breite, weil noch nicht vollständig aufgeschlossen) lag im vierten Tumulus die Brandschichte in der Tiefe von 1·20 Metern unter der Spitze des Hügels, von Ost gegen West in schiefer Ebene aufsteigend; nebst zahlreichen verbrannten Knochenresten und Asche lagen darin starke Kohlenstücke von Holz herrührend.

Im Zusammenhalte mit dem Umstande, dass im ersten Grabe blos Steinwerkzeuge, im zweiten Grabe kein anderer Gegenstand ausser den in allen Gräbern vorgekommenen Thongefässen, im dritten und vierten Grabe nur eiserne Schmuckgegenstände, dagegen im fünften Grabe nur ein Bronzebruchstück vorkamen, — und im Hinblick darauf, dass diese verschiedenen geöffneten Gräber räumlich weit auseinander liegen, und zwar die ersten zwei Gräber etwa 1000 Meter von der „Burgstall"schanze entfernt, das dritte und vierte Grab nur beiläufig 300 Meter vom „Burgstall", und das fünfte Grab noch näher zum „Burgstall", jedoch abseits von der die Gräber 1 bis 4 verbindenden Kammlinie des Höhenrückens, gegen Ost abwendend, etwa 250 Meter vom dritten Grabe entfernt, — kann man mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass der Zeitraum, innerhalb welchem dieses Grabfeld belegt wurde, einige Jahrhunderte umfasst. Die Ausdehnung dieses Grabfeldes konnte bisher nicht festgestellt werden; jedenfalls zählen die Gräber nach Hunderten. Längs des Weges vom „Burgstall" (äussere südliche Schanze) bis zur „Neuwiese", von Nord nach Süd auf etwa einen Kilometer Entfernung, liegen allein 46 deutlich sichtbare Tumuli; an diesem Wege befinden sich auch die geöffneten 4 Hügel, und zwar liegt das erste Grab am Waldesrande nächst der Neuwiese, woselbst nach den bisherigen Beobachtungen das südliche Ende des Grabfeldes sein dürfte. Herr Professor Bella zählte bisher im Walde circa 120 grosse Tumuli, von denen einzelne bis zu 3 Meter hoch sind und am Grunde einen Kreisdurchmesser von 10 Metern und darüber haben. Nebenbei stehen ungezählte kleinere Tumuli, deren Anschüttung zum Theile kaum mehr sichtbar ist. — Die Tumuli stehen gruppenweise, drei bis fünf, auch mehr, im Haufen, also nicht der Reihe nach, bei einander; zwischen einzelnen Gruppen sind oft grössere Zwischenräume von vielen Metern Entfernung; es ist jedoch fraglich, ob diese Zwischenräume unbelegt sind. — Die Hügel sind von der umgebenden Erde künstlich in Kegelform aufgeworfen worden, und ist daher jeder einzelne Hügel von einem entsprechenden Graben rund umgeben. — Das Erdreich der Bodenoberfläche ist theils harter, schwerer Lehm, theils sandiger Lehm. Der tiefere Untergrund, bis zu welchem die Gräber jedoch nicht abgebaut sind, indem sie entweder auf der Oberfläche des gewachsenen Bodens oder nur wenig darunter gebettet sind, besteht aus Gneiss- und Quarzgeröllen und glimmerschiefrigen Platten, von denen häufig grosse Geröllsteine in dem nahen Bachbette des s. g. Tatschigrabens herumliegen, oder an der Grabenböschung anstehen. Solche Steine und Platten, oft von bedeutendem Gewichte, wurden zur Steinumfassung oder Bedeckung der Gräber verwendet und wahrscheinlich zu diesem Zwecke aus dem Bachgraben geholt.

Es ist anzunehmen, dass die ganze Fläche des Bergrückens, welcher sich vom „Burgstall« im Norden, zwischen dem „Tatschigraben" im Osten, dem „Diebmannsgraben" im Westen, über die „Teufelsbrücke" und über die „Neuwiese" bis zum „Hausbergwald" zwischen dem „Brennberg" (517 Meter hoch) und dem „Dornhappelberg" (470 Meter hoch) im Süden, also auf beiläufig 3 Kilometer Entfernung, in mächtiger, durchschnittlich 500 Meter Breite, hinzieht, das Gebiet einer prähistorischen Niederlassung ist. Es ist wohl zweifellos, dass am eigentlichen „Burgstall" im Norden, mit freier Aussicht auf das Thal von Oedenburg und mit der Fernsicht über den Neusiedlersee nordostwärts, und bis zum Wienerbecken nordwestlich, die befestigte Ansiedelung bestand. Obwohl der Berg

gegen Norden ziemlich steil abfällt, so ist doch die mässig gewölbte Kuppe des Berges von einem starken, im Mittel 2 Meter hohen Erdwall umschlossen, so dass der Höhenkamm innerhalb der Umwallung liegt. Es wurde schon früher erwähnt, dass der von den Wällen eingeschlossene Raum 37·4 Katastraljoch misst. Der Haupteingang in die Wallburg ist von der Südseite, das ist vom Bergplateau aus; hier aber ist dem inneren Walle ein zweiter, noch mächtigerer, äusserer Wall vorgebaut, und sind beide Wälle von tiefen Gräben eingesäumt. Der äussere Wall zieht sich vom Diebmannsgraben bis zum Tatschigraben hin, welche beide die natürliche Fortsetzung seines Schanzgrabens bilden. Von der Nordseite ist ein secundärer Zugang zur Wallburg, indem eine schiefe Ebene, längs der äusseren Wallböschung des hier nur einfachen Walles, die Uebersetzung des Walles erleichtert. Ein eigentlicher Eingang wie auf der Südseite besteht sonst nirgends. Herr Custos Szombathy erklärte, „dass er noch an keiner Localität so ausgezeichnete Reste einer befestigten prähistorischen Ansiedelung und der dazugehörigen Gräber gesehen habe".

Die Thonscherben von den gefundenen, beiläufig 90 Gefässen wurden bisher zum geringsten Theile von der anliegenden Erde gereinigt und sortirt, so dass eine genaue Beschreibung ihrer Grösse, ihrer Formen und der darauf angewendeten Ornamentik unmöglich ist. Die Mehrzahl der bekannten Formen prähistorischer Thongefässe, welche in den mitteleuropäischen Alpengegenden vorkommen, und zwar in verschiedenen Grössen, Vasen, Krüge, Schüsseln, Schalen und Becher sind vorhanden, leider Alles, mit Ausnahme dreier kleiner Schalen, in zertrümmertem Zustande. — Der überwiegenden Mehrzahl nach ist die Farbe des dazu verwendeten Thones schwarz oder schwarzgrau, bei wenigen Exemplaren die Aussenseite und auch die Innenseite geglättet. Neben einigen rohen Exemplaren aus röthlichem Thon kam nur ein rothes Gefäss mit glatter Aussenseite vor, welches Spuren eines durch Graphit angemalten Wellenornamentes zeigt. Wenig kleinere, schwarze Gefässe sind aus sehr feinem, geschlemmtem Thon erzeugt und mit einem lackartigen Ueberzug versehen. Die grösseren Gefässe bestehen fast ausschliesslich aus grobem, mit Sand vermischtem, schlecht gebranntem Thon mit rauher Oberfläche. An Henkelgefässen sind bisher nur vier zerbrochene Schalen constatirt worden. Das Linien- und Zackenornament ist vorherrschend, das schraffirte Dreieck häufig, und nur an einem grossen Gefässe das schraffirte Viereck mit aufsitzender Spiralverzierung angewendet. Der concentrische Kreis wurde bisher nicht gesehen; dagegen kommen auf zwei Bruchstücken perlenschnurartige Randverzierungen vor, welche offenbar mittelst Stempel eingedrückt wurden. Diese Scherben lagen jedoch nicht bei den übrigen Gefässen im eigentlichen Grabe, sondern oberhalb der Brandschichten im dritten und vierten Grabe, unter anderen Scherben verstreut. Wie bemerkt, enthielten diese Gräber die Fundgegenstände aus Eisen. Man kann nach dem Ergebnisse der bisherigen Sichtung der gefundenen Thonscherben wohl mit Bestimmtheit sagen, dass mit Ausnahme weniger Stücke fast ausschliesslich das geometrische Ornament, von freier Hand gemacht, in seinen verschiedenen Mustern zum Vorschein kommt. Ein Umstand mag hiebei nicht unberührt bleiben, dass auf einigen Gefässen die Kittung alter Brüche mit einer pechartigen Masse deutlich sichtbar war.

Die Formen und die Ornamente der Gefässe gleichen daher zumeist jenen, welche auch in den krainischen, oberösterreichischen und schweizerischen Pfahlbauten gefunden wurden. Nimmt man hiebei Bedacht, dass auch das im dritten Grabe gefundene „religiöse Idol" in wenigen ähnlichen, bei Weitem aber nicht so schön geformten Exemplaren bisher nur in schweizerischen Pfahlbauten vorkam, so darf ich vielleicht, trotz der in dem dritten und vierten Grabe gefundenen eisernen Gegenstände, den Schluss ziehen, dass das Alter der Gräber am „Burgstall" bei Oedenburg einen Zeitraum von einigen Jahrhunderten vor der römischen Occupation Pannoniens, also vor Christi Geburt umfasst, und vielleicht auch in die erste Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christi zurückgreift.

Die Aehnlichkeit der am „Burgstall" bei Oedenburg gefundenen Thongefässe mit jenen in den Pfahlbauten der alpenländischen Seen wird nicht so überraschend erscheinen, wenn ich darauf hinweise, dass im Jahre 1874 in der Nähe von Oedenburg nahe dem südlichen Ufer des Neusiedlersees bei Kl.-Andree (Hidegség) in dem damals ausgetrocknet gewesenen Seebecken ein Pfahlbau erforscht wurde, dessen Artefacte sogar aus einer älteren Culturperiode, nämlich aus der jüngeren Steinzeit stammen [1]).

Es wäre nun noch die Frage zu erledigen: Welchem Volksstamme gehörte die prähistorische Ansiedelung und das Grabfeld am „Burgstall" bei Oedenburg an?

Es mag vor Allem darauf hingewiesen werden, dass das ganze Gebiet, welches von der Donau im Norden und dem Raabflusse im Süden und Osten eingeschlossen ist, heute ebenso, wie während der letzten zweitausend Jahre, ethnographisch, wenn auch nicht staatlich mit den westlich davon liegenden Alpenländern zusammenhing. Immer lag zwar dieses Gebiet an der ethnographischen Grenze zwischen den westlichen und östlichen Völkern Europas, und so mag es daselbst auch niemals einen ganz reinen Volksstamm allein gegeben haben. Ueberwiegend haben jedoch ethnographisch hier immer die westlichen Völker vorgeherrscht. So war es auch vor den Römern zwischen den westlichen Kelten und den südöstlichen illyrischen Pannoniern der Fall, und auch während der Römer-Occupation wird bei den weisen Staatseinrichtungen der Römer, welche die unterdrückten Völker

[1]) Kurzer Bericht von Graf Wurmbrand. Mittheil der Anthropol. Gesellsch. in Wien. IV. 291. — Graf Béla Széchenyi. Funde aus der Steinzeit im Neusiedlersee. Im Selbstverlag 1876; und darüber Literaturbericht von Dr. Much. Mitth. der Anthropol. Gesellsch. in Wien. VII. 245—255; und Dr. von Luschan, Ueber einige Funde aus den Pfahlbauten des Neusiedlersees. X. 315—321.

ihrem Staatswesen zu assimiliren bestrebt waren, ihnen ihre Religionsanschauungen und selbstständigen Gemeinderechte liessen, in diesem Verhältnisse trotz der allmäligen Romanisirung keine wesentliche Aenderung eingetreten sein.

Neben Plinius, den wir oben citirten, und vor diesem hat der griechische Geograph Strabo 66 v. Chr. bis 10 n. Chr.) VII. 292 an die Westgrenze von Pannonien die „Bojeröde", ἡ Βοίων ἐρημία, versetzt, welche Plinius 23—79 n. Chr.) „deserta Boiorum" nannte. Es ist heute ziemlich festgestellt, dass unter dieser Bojeröde oder Bojerwüste das sumpfige Gebiet zwischen der Donau und Raab, östlich vom Leitha- und rücksichtlich vom Neusiedler See-Gebirge verstanden war, welches heute noch theilweise vom Neusiedlersee (Fertö) und dem Hanságsumpfe ausgefüllt ist, zum grössten Theile aber damals auch die heute bewohnte Tiefebene des Wieselburger Comitates und die s. g. Raabau, das ist das Gebiet zwischen der Rabnitz und Raab im Oedenburger und Raaber Comitate, umfasste. Westlich, angrenzend an die Bojerwüste lag — „damals schon bewohnt" — die von Plinius erwähnte Stadt „Scarbantia" [1]) — das heutige Oedenburg. Auch der Astronom und Geograph Ptolemäus 130—180 n. Chr.) führt (II. 14. 2) noch die Bojer als hier sesshaft auf. Dass die Bojer aber ein keltischer Volksstamm waren, bedarf hier wohl keines Nachweises. Es ist jedoch ein Irrthum zu glauben, dass unter dem Namen Bojerwüste eine Gegend gemeint war, aus welcher die Bojer circa 50 Jahre vor Chr. von den Daciern vertrieben worden waren. Wäre dieses der Fall gewesen, so würde sie zweihundert Jahre später Ptolemäus nicht mehr als in Ober-Pannonien sesshaft aufgeführt haben. Die Bojerwüste ist vielmehr eine topische Bezeichnung für das von Natur aus wüste und ausgedehnter als jetzt sumpfig gewesene Land, in dessen unmittelbarer Nähe die Bojer angesiedelt waren; daher der Name. Scarbantia lag an der westlichen Grenze dieser Wüste, und so wäre wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass wenigstens kurz vor jener Zeit, als die Römer Pannonien occupirt hatten, um Oedenburg herum die keltischen Bojer sesshaft gewesen waren.

Es ist bekannt, dass die Bojer mit ihrer Hauptmasse früher in Böhmen (Bojohemum), welches Land nach ihnen den Namen behielt, einige Jahrhunderte hindurch gesessen waren, und dass sie daraus, in der Zeit zwischen 100 bis 60 vor Chr., von den germanischen Markomannen vertrieben, über die Donau zu den stammesverwandten Norikern geflüchtet sind. Ob nun erst diese aus Böhmen vertriebenen Bojer sich um Oedenburg herum angesiedelt haben; oder ob die Bojer daselbst schon aus der Zeit stammten, als, wie es heisst, ein anderer Zweig derselben in Oberitalien, 193 vor Chr. in der Schlacht bei Mutina von den Römern halb aufgerieben, zum Theil über die Alpen nach Noricum und Pannonien entwich; oder ob gar deren Ansiedelung daselbst mit der sagenhaften Rückwanderung eines Theiles der Kelten aus Gallien unter Sigovesus (um 500 v. Chr.) zusammenhängt, dürfte kaum jemals aufgeklärt werden. Am wahrscheinlichsten erscheint wohl die erste Annahme, und dann hätte man in den Gräbern am „Burgstall" bei Oedenburg keine Bojer zu suchen.

Immerhin wird aber das Volk, welches am „Burgstall" bei Oedenburg seine Wohnsitze aufgeschlagen und seine Todten bestattet hatte, im grossen Ganzen dem keltischen Stamme zuzuzählen sein, welcher in compacter Masse, von der Schweiz bis zum Raabflusse und dem Plattensee, das Alpengebiet zum mindesten während 500 Jahren vor Chr. Geburt besiedelt hatte und dessen nordöstlicher Ast sogar bis an den Bakonyer Wald und bis Ó-Szöny (Bregetium) an der Donau reichte. Die Gleichheit der prähistorischen Fundgegenstände am „Burgstall" bei Oedenburg mit jenen der Alpenländer gestattet keine andere Annahme.

Die wissenschaftliche Durchforschung und theilweise Aufdeckung dieser prähistorischen Anlagen hat der Municipal-Ausschuss der Stadt Oedenburg beschlossen.

[1]) Plinius schreibt zwar: „Scarabantia"; jedoch auf den bisher bekannten Inschriftsteinen heisst es „Scarbantia". Ptolemäus schrieb „Sakarbantia", ein Beweis, dass Plinius die lateinische, Ptolomäus die griechische Aussprache des Fremdwortes wiedergaben.

6. Herr Secretär Dr. **Moriz Hoernes** übergibt einige Notizen aus dem

Zweiten Thätigkeitsbericht des Musealvereins der Stadt Cilli 1886.

(S. 6 ff.) Die jüngst erfolgte Untersuchung der Grabhügel zu Schuchitz bei Pragwald im Sannthal, unfern einer kleinen „Gradische" genannten Anhöhe, ist noch auf eine Anregung Hochstetter's zurückzuführen. Es sind im Ganzen über 60 Tumuli im Durchmesser von 2—28 m, 1—3·5 m hoch, erhalten, 20 in einer dichtgedrängten Gruppe, die übrigen im S. und O. zerstreut. 10 der ersteren wurden geöffnet, und es zeigte sich, dass durchwegs zuerst Steinplatten zu einer horizontalen Ebene zusammengefügt, auf diesen die Leiche verbrannt und über den Brandresten unmittelbar oder über eine mit denselben gefüllten Urne die Grabhügel derart aufgeführt wurden, dass die Brandstätte kreisförmig mit übereinandergeschichteten lagerhaften Schiefer- oder Sandsteinplatten umgeben, dann grössere Geschiebe darüber aufgehäuft und endlich durch Abgraben und Anhäufen des Thonmaterials aus der unmittelbaren Umgebung die Form hergestellt war. Die grösstentheils zerdrückten Urnen hatten 60 cm Höhe und waren aus grauem Thon, aussen roth oder schwarz gefärbt. Nur ein kleineres (Bei- ?) Gefäss war auf schwarzem Grunde mit rothem oder weissem Zickzackmuster, der Hals mit einem Mäander verziert, im Innern fand sich „schwarzes Wachs". Von Beigaben wurde nichts als ein eiserner Palstab gefunden. Trotz des geringen Erfolges will der Musealverein die Grabungen an dieser Nekropole, und zwar zunächst im O. bei Brgonik fortsetzen.

(S. 15 f.) Bei Gutendorf im Sannthale westnordwestlich von Cilli wurde in geringer Tiefe ein Stierkopf aus Bronze, 4 cm lang, dessen Augen aus

blutrothem Jaspis eingesetzt sind, ausgegraben und dem Stadtmuseum übergeben. An Stelle der Nüstern findet sich eine scharfkantige, sechsseitige Vertiefung und eine am Hinterhaupte befindliche Ansatzstelle zeigt, dass der Kopf zur Befestigung an einem Thierkörper oder an einem Geräthe diente. Das Aussehen wie die Arbeit erinnert an die Thiergestalten des Kesselwagens vom Strettweg im Joanneum zu Graz. Ausserdem verzeichnet der Bericht folgende Erwerbungen prähistorischer Fundstücke: 3 Aschenurnen von der Resingenhöhe bei Cilli, 1 Kelt und 2 Palstäbe aus Bronze aus Sagor, 1 Palstab von Schloss Lemberg. 1 Steinbeil von Weitenstein, 1 solches von Radkersburg und 1 drittes von Slatina bei Ponigl.

7. Herr Oberstabsarzt Dr. **A. Weisbach** bespricht die der Anthropologischen Gesellschaft zur Publication übersandte Arbeit des Herrn Hauptmanns Heinrich Himmel:

Das Soldatenmateriale der Herzegowina in anthropologischer Beziehung.

Herrn Hauptmann H. Himmel's sehr verdienstvolle Arbeit umfasst eine Tabelle justicieller Daten, weiters einen lateinischen Bericht über die Katholiken der Herzegowina aus dem Ordensschematismus der Franziskaner im Jahre 1882, ferner „Sanitäres aus der Herzegowina" von Regimentsarzt Dr. Herrmann des 99. Infant.-Reg., worin der Autor die schlechten hygienischen Verhältnisse schildert, unter welchen die Eingebornen leben, welche daher sehr häufig an Malaria, acuten Exanthemen, Syphilis und Verletzungen erkranken; — weiter eine Schilderung der Jugend dieses Landes vom Lehrer Emil Woska, der dieselbe als folgsam, ehrerbietig, gelehrig, strebsam und intelligent bezeichnet; — endlich eine Beschreibung des Soldatenmateriales und des Volkes überhaupt von Himmel selbst, mit photographischen Aufnahmen von katholischen, orthodoxen und mohamedanischen Herzegowinern.

In seinem geschichtlichen Ueberblicke das graue Alterthum mit seinen fast ganz unzuverlässigen Angaben über dieses Land nur kurz erwähnend, gibt er an, dass zu Ende des 6. Jahrhunderts die wahrscheinlich mit vielen Slaven gemischten Avaren dahin gekommen sind, gegen welche Kaiser Heraklius im Jahre 619 die Chrobathen aus dem Karpathenlande berief, welche sich im Küstengebiete zwischen der Arsa und Cettina niederliessen, die Avaren vertreibend und theilweise auch in sich aufnehmend; so sollen die heutigen Liccaner Ueberbleibsel der Avaren sein.

Im Jahre 626 hiess derselbe Kaiser die Serben südlich von den Kroaten sich niederlassen: An der Narenta und auf den vorliegenden Inseln, im einwärts gelegenen Berglande, im Gebiete von Ragusa und Cattaro bis Antivari hinab, sammt dem Hinterlande.

So hätten diese Länder seitdem ihre ständige slavische Bevölkerung erhalten, freilich an der Küste der Adria italienischen Einflüssen ausgesetzt, während im Innenlande zeitweise auch magyarische Einwirkungen und schliesslich der osmanische Einfluss sich geltend machten.

Himmel findet den Herzegovzen sehr religiös, treu und redlich, mit hohem Familiensinne und vorzüglichen geistigen Eigenschaften ausgestattet, jedoch dabei misstrauisch; als Soldat ist er sehr ausdauernd und genügsam, zurückhaltend und wehleidig.

Den für uns wichtigsten Theil dieser umfangreichen, interessanten Arbeit bilden die an 180 Soldaten im Alter von 20—23 Jahren vorgenommenen Messungen nach Virchow's, dem Broca'schen ganz ähnlichen Systeme, welches 40 Maasse an jedem Individuum nebst Angaben über die Farbe der Haare und Augen und das Körpergewicht verlangt.

Nur wer selbst Lebende gemessen, kennt die dazu nothwendige, ermüdende Mühe, wird aber deshalb umsomehr eine solche Arbeit zu schätzen wissen.

Nach diesen Messungen erfreut sich der Herzegovze der bedeutenden Körperlänge von 1752 mm, womit er selbst seine westlichen Brüder, die Festlands-Dalmatiner (1708 mm Weisbach) übertrifft.

Demgemäss gehören die Herzegowiner zu den Völkern grössten Schlages in Europa; ja sie überragen an Wuchs sämmtliche bisher hierauf untersuchten europäischen Völker.

Ihr Haupthaar ist, ganz ähnlich wie bei den Südslaven an den Gestaden der Adria, weit vorherrschend dunkel ($169 = 93{\cdot}8\%$), indem die blonden Haare ($11 = 6{\cdot}1\%$) nur verschwindend spärlich vertreten sind; eigenthümlicher Weise kam unter allen 180 Männern kein einziger rothhaariger vor. Das Dunkel der Haare beschränkt sich vorzüglich auf die Farbentöne hellbraun ($52 = 28{\cdot}8\%$) und dunkelbraun ($87 = 48{\cdot}3\%$), ohne die dunkelste Nuance, schwarz ($30 = 16{\cdot}6\%$), mit einer ansehnlichen Zahl zu erreichen.

In Uebereinstimmung mit den gleichen anderweitigen Erfahrungen verhält sich die Farbe der Augen anders, bei welchen wohl immer noch die dunklen Schattirungen ($104 = 57{\cdot}7\%$), aber in bedeutend minderem Grade als bei den Haaren, die lichten ($76 = 42{\cdot}2\%$) überwiegen, worin sie mit den Adriaslaven genau übereinstimmen.

Die blauen Augen ($36 = 20\%$) und die grauen ($40 = 22{\cdot}2\%$) treten viel häufiger auf als die lichten Haare; die meisten Männer haben hellbraune ($50 = 27{\cdot}7\%$) und dunkelbraune ($53 = 29{\cdot}4\%$), die allerwenigsten schwarze Augen (nur $1 = 0{\cdot}5\%$).

An Körpergewicht erreichen sie 70·7 Kilo, die Dalmatiner blos 69, gehören also mit diesen zu den gewichtigsten Männern Europas.

Ihr Kopf ist 180 mm lang und 157 mm breit, also nach seinem Index von 872 ausgesprochen brachycephal bei dem geringen Umfange von 548 mm.

Die Höhe des Gesichtes beträgt 183 mm, dessen Breite zwischen den Jochbogen 144 mm, was einen Gesichtsindex von 786 ergibt.

Ihre Schultern sind ansehnlich breit (416 mm), der Brustkasten sehr geräumig (Umfang 901 mm) und die Arme 773 mm lang; der Oberarm (313 mm) ist an-

sehnlich länger als der Vorderarm (267 mm), die Hand 193 mm lang und 88 mm breit (Index 455).

Die untern Gliedmassen sind viel länger (902 mm) als die oberen, relativ zur Körperlänge (1000) deren Hälfte übersteigend (514), wogegen die Arme (441) unter derselben bleiben, also kurz, die Beine aber lang genannt werden müssen.

Ihr Oberschenkel (393 mm) ist bedeutend kürzer als der Unterschenkel (444 mm) — ganz im Gegensatze zum Baue des Ober- und Vorderarmes — der Fuss sehr lang (273 mm) bei mässiger Breite (104 mm); sein Längenbreitenindex (380) ist wie immer kleiner als jener der Hand.

Die zahlreichen Messungen sollen etwas später von mir bearbeitet und mit jenen anderer Völker eingehend verglichen in den Mittheilungen veröffentlicht werden.

8. Herr Custos **Franz Heger** hält einen Vortrag:

Ethnographisches von der Landesausstellung in Krakau.

Derselbe wird in erweiterter Form in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen erscheinen.

8. Für die Bibliothek sind folgende Werke eingelaufen.

Fraipont Julien: La poterie en Belgique a l'âge du Mammouth. Extrait de la Revue d'Anthropologie, Juillet, 1887. 23 p. 8°. (ded. Aut.)

Campi L.: Tombe Romane presso Cles. Trento 1887. 7 p. 8°. (ded. Aut.)

Osborne W.: Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Beiles. Mit 19 Tafeln in Lithographie. Dresden 1887. 67 p. 4°. (ded. Aut.)

Campi Luigi de: Ein Massenfund alter Bronzen bei Obervintl im Pusterthale. Sep.-Abdr. aus d. Mittheilungen der Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. historischen Denkmale. p. LXXI—LXXVI. 1887. 4°. (ded. Aut.)

American Oriental Society: Proceedings at Boston May 11th 1887. Liii. 8°. (ded. American Oriental Society.)

Peez, Dr. Alexander: Dolmetscher und Dolmetscher-Städte. Sep.-Abdr. aus den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 184 und 185. Jahrg. 1887. München. 15 p. 8°. (ded. Aut.)

Australian Museum: Report of the trustees for 1886. 20 p. 4°. (ded. Australian Museum.)

Sommier Stephen: Siriéni, Ostiacchi e Samoiedi dell' Ob. Prima Parte. Firenze 1887. 168 p. 3 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Henshaw Henry W.: Perforated stones from California. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 37 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet Albert S.: Ethnologic notes. Reprint. from American Antiquarian, July 1887. 8°. 3 p. (ded. Aut.)

Gatschet Albert S.: Linguistic notes. Reprint. from American Antiquarian, July 1887. 8°. 2 p. (ded. Aut.)

Gatschet Albert S.: Elephants in America. Reprint. from American Antiquarian, July 1887. 8°. 2 p. (ded. Aut.)

Kirchhoff, Prof. Dr.: Bericht der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Sep.-Abdr. aus d. Verhandlungen des 7. deutschen Geographentages in Karlsruhe. Berlin 1887. 8°. (ded. Aut.)

Rotch, A. Lawrence: Results of the meteorological Observations made at the Blue hill, meteorological Observatory, Massachusetts. Boston. 4°. (ded. Aut.)

Scheidemandel, Dr. Heinrich: Ueber Hügelgräberfunde bei Parsberg, Oberpfalz. Parsberg 1886. 4°. 24 p. VIII Taf. (ded. Aut.)

Fraipont Julien, et Max Lohest: La race humaine de Néanderthal ou de Canstadt en Belgique. Recherches ethnographiques sur les ossements humains découverts dans les dépôts quaternaires d'une grotte à Spy et détermination de leur âge géologique. Extrait des Archives de Biologie publiées par MM. Ed. van Beneden et Ch. van Bambeke. Tome VII. 1886. Gand 1887. 8°. 587—758 p 4 Taf. (ded. Aut.)

Brinton G. Daniel: Library of Aboriginal American Literature. Philadelphia. 8 p. 8°. (ded. Aut.)

Brinton G. Daniel: Address by Daniel G. Brinton before the section of Anthropology, American Association for the advancement of science at the New-York Meeting August 10 th 1887. From the Proceedings of the American Association for the Advancement of Science, Vol XXXVI. Salem 1887. 8°. 21 p. (ded. Aut.)

Finsch, Dr. O.: Canoes und Canoebau in den Marshall-Inseln. Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropolog. Gesellschaft. Sitzung vom 15. Januar 1887. (22)—(29) p. 8°. (ded. Aut.)

Orsi P.: I ripostigli di bronzi del Golluzo presso Chiusi e di Limone (Montenero) presso Livorno. Estratto dal Bullettino di paletnologia italiana, Anno XIII. Nr. 7 e 8. 1887. 17 p. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Pichler, Dr. F.: Grabstätten-Karte der Steiermark 1887. (ded. Aut.)

Brinton D. G.: Ancient Nahuatl poetry containing the Nahuatl text of XXVII ancient Mexican poems with a translation, interduction, notes and vocabulary. Brinton's Library of Aboriginal American Literature. Number VII. Philadelphia 1887. 177 p. (ded. Aut.)

Brinton D. G.: Were the Toltecs an historic Nationality? Read befor the American Philosoph. Society. Sept. 2. 1887. 15 p. 8°. (ded. Aut.)

Pamo de L., et Jacques, Dr. V.: Le cimetière de Saaftingen. Ext. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tom. III. 1884—85. 75 p. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Culin Stewart: China in America a study in the social life of the Chinese in the eastern cities of the United States. Read befor the American Association for the advancement of science (Section of Anthropologie) at the thirty sixth Meeting. New-York 1887. Philadelphia 1887.

Hamy, Dr. E. T.: Études ethnographiques et archéologiques sur l'Expositon coloniale et indienne de Londres. Ext. de la Revue d'Ethnographie. Paris 1887. 116 p. 8°. (ded. Aut.)

Jacques, Dr. V. u. Storms E.: Notes sur l'Ethnographie de la partie orientale de l'Afrique équatoriale Extr. du Bulletin de la Société l'Anthropologie de Bruxelles Tom. V. 1886—1887. 112 p. 14 Taf. 8°. (ded. Dr. Jacques.)

Chijs J. A. van der: Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlandt-India. Anno 1640—41. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regeering en onder toezicht. Batavia 1887. 509 p. gr. 8°. (ded. Aut.)

Ljubenov Peter: Baba Ega oder eine Sammlung von Volksliedern, Volkssagen und Volksmitteln in Kustendilisko. Tirnova. 86 p. 8°. (ded. Aut.)

Anutschin, Dr. A.: Die alten im russischen Reiche gefundenen künstlich umgestalteten Schädel. 72 p. 8°. (ded. Aut.)

Makowsky, Prof. Alex.: Die Urzeit Mährens auf Grundlage prähistorischer Forschungen. Vortrag im Brünner Gewerbemuseum am 14 und 18 März 1887. Brünn 1887. 12 p. 4°. (ded. Aut.)

Ernst A.: Ethnographische Mittheilungen aus Venezuela. Sep.-Abdr. aus d. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 23. April 1887. (295)—(302) p. 8°. (ded Aut.)

Undset, Dr. Ingv.: Nordisk og mellemeuropaeisk Arkaeologi. En forelaesning Saerskilt aftryk af „Nyt Tidsskrift". Kristiania 1887. 23 p. 8°. (ded. Aut.)

Undset, Dr. Ingv.: Le préhistorique Scandinave ses origines et son développement. Extrait: Revue d'Anthropologie Tome II. (1887) Nr. 3. Paris 1887 (314)—(332) p. 8°. (ded. Aut.)

Naue Julius. Dr.: Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Mit einer Karte und 59 Tafeln Abbildungen. Stuttgart. Ferd. Enke. 1887. (Rec. E.)

Post. Afrikanische Jurisprudenz. Oldenburg. Schulze (A. Schwartz) 1887. (Rec. E.)

Post. Ethnologische Jurisprudenz. Oldenburg. Schulze (A. Schwartz) 1887. (Rec. E.)

Naeher J.: Die römischen Militärstrassen und Handelswege in der Schweiz und in Südwestdeutschland, insbesondere in Elsass-Lothringen. Zweite Auflage. Strassburg 1888. (Rec. E.)

Lombroso Cesare: Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. In deutscher Bearbeitung von Dr M. O. Fränkel. Hamburg. J. F. Richter. 1887. (Rec. E.)

Pilling James Constantin: Bibliography of the Siouan languages. Washington 1887. (ded. A. S. Gatschet.)

Barroil Giulio: Una gita fra i calabro-albenesi. Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. Vol. XVII. (ded. Autor.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

FRANZ RITTER v. HAUER, M. MUCH, FRIEDRICH MÜLLER, S. WAHRMANN,
A. WEISBACH, J. WOLDŘICH.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XVIII. BAND.

(Der neuen Folge VIII. Band.)

Mit 8 Tafeln und 79 Abbildungen im Texte.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1888.

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Holl, M., Dr. Ueber die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen. (Mit 14 Maasstabellen) 1

Winternitz, Moriz, Dr. Der Sarpabali, ein altindischer Schlangencult 25, 250

Radimsky und J. Szombathy. Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark. III. (Mit 46 Text-Illustrationen u. 2 Tafeln) 77

Bahnson, Kristian. Ueber ethnographische Museen . . 109

Kraus, Friedrich S., Dr. Das Schamanenthum der Jakuten 165

Ethnographische Studien über Alt-Serbien. (Mit 1 Text-Illustration) 182

Heger, Franz. Die Ethnographie auf der Krakauer Landesausstellung 1887 190

Hoernes, Moriz, Dr. Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain. (Mit 4 Tafeln und 6 Illustrationen im Texte) . . . 217

Schadenberg, Alexander, Dr. Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon (Filipinen). Mit 3 Text-Illustrationen und einer Tafel in Lichtdruck 265

Kleine Mittheilungen.

Gurlitt, W., Dr. 1. Das Urnenfeld von Borstendorf in Mähren 201

— 2. Die Hügelgräber vom Loibenberge bei Videm an der Save in Steiermark 202

Literaturberichte.

Barroil, Giulio. Una gita fra i Calabro-Albanesi . . . 56

Baumann, Oscar, Dr. Eine afrikanische Tropen-Insel. Fernando-Póo und die Bube 76

Behla, Robert, Dr. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland 53

Bentley, W. Dictionary and grammar of the Kongo language, spoken at San Salvador, the ancient Capital of the old kongo Empire, West-Afrika 64, 279

Bérenger-Féraud. Note sur les Castellets (petits amoncellements de pierres) de la montagne de la Sainte-Baume en Provence 67

Binder, Henry. Au Kurdistan, en Mésopotamie et en Perse 215

Böhm, Richard. Von Sansibar zum Tanganjika . . . 66

Böhme, Franz M. Geschichte des Tanzes in Deutschland 75

Brinton, G., Dr. On the alleged Mongolian affinities of the American Race 276

— The ancient Nahuatl Poetry 283

Brizio, Edoardo. Una Pompei etrusca a Marzabotto nel Bolognese 206

Buchta, Richard. Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft 64

Caland, W., Dr. Ueber Todtenverehrung bei einigen der indogermanischen Völker 277

Cecchi, Antonio. Fünf Jahre in Ostafrika 274

Seite

Chantre, Ernest. Recherches anthropologiques dans le Caucase 209

Deecke, Wilh., Dr. Die Falisker 272

Duemmler, F. und Studnicka, Fr. Zur Herkunft der mykenischen Cultur 205

Dumoutier, G. Le Grand Bouddha de Hanoi 278

— Légendes historiques de l'Annam et du Tonkin, traduites du Chinois et accompagnées de notes et de commentaires 278

Ellis, A. B. The Tshi-speaking peoples of the Gold Coast of West Africa, their religion, manners, customs, laws, language, etc. 66

Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern 64

Finsch, O., Dr. Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee 212

— Samoafahrten 284

François, Curt von. Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo 65

Gabelentz, Georg v. d. Confucius und seine Lehre . . 279

Gaidoz, Henri. La Rage et St. Hubert. Bibliotheca Mythica 214

Gatschet, Albert S. A Migration Legend of the Creek Indians 274

Gešov, Iv. Ev. Zadrugata v zapadna Blgarija 74

Ghirardini, G. Intorno alle antichità scoperte nel fondo Baratela (Este) 207

Goeje, M. J. de. De muur van Gog en Magog 215

Götz, Wilhelm, Dr. Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels 207

Goldziher, Ign., Dr. Arabische Beiträge zur Volksetymologie 70

Goldziher, Ignaz. Muhammedanische Studien 282

Grammont, H. D. de. Histoire d'Alger sous la domination Turque (1815—1830) 216

Grill, J., Dr. Hundert Lieder des Atharva veda . . . 279

Grimm, Dr. Die Pharaonen in Ostafrika 70

Haberlandt, Michael, Dr. Der altindische Geist . . . 76

Heierli, Jacob. Pfahlbauten. Neunter Bericht 53

Hettner, A., Dr. Reisen in den columbianischen Anden 282

Hoernes, Moriz, Dr. Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegovina 75

Höfler, M, Dr. Volksmedicin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit 74

Hopf, Ludwig, Dr. Thierorakel und Orakelthiere in alter und neuer Zeit 278

Keller, Otto. Thiere des classischen Alterthums in culturhistorischer Beziehung 54

Kleist, Hugo, Dr. und Albert Freiherr Schrenck von Notzing. Tunis und seine Umgebung 281

Seite

Kolbe, Rev. F. W. A language-study based on Bantu or an inquiry into the laws of root-formation etc. . 280
Kopernicki, J., Prof. Dr. Pieśni Górali Bieskidowych z okolic Rabki, zebral 214
Leiden, Internationales Archiv für Ethnographie . 72, 216
Lissauer, A., Dr. Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete 208
Lombroso, Cesare. Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und politischer Beziehung 57
Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren 273
Miller, Konrad, Dr. Die Weltkarte des Castorius, genannt die Peutinger'sche Tafel 54
Minnigerode, von. Ueber chinesisches Theater 277
Montelius, Oscar, Dr. Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden 54
Moser, Heinrich. Durch Centralasien. Reiseschilderungen 63
Müller, F. Max. Biographies of words and the home of the Aryans 59
Naeher, J. Die römischen Militärstrassen und Handelswege in der Schweiz und in Südwestdeutschland, insbesondere in Elsass-Lothringen 55
Naue, Julius, Dr. Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee 56
Orsi, J. I ripostigli di bronzo del Goluzzo presso Chiusi e di Limone (Montenero) presso Livorno . . . 55
Paulitschke, Philipp. Harar. Forschungsreisen nach den Somal- und Galla-Ländern Ostafrikas 274
Pitt Rivers, Lieutenant-General. Excavations in Cranborne Chase, near Rushmore, on the borders of Dorset and Wilts 272
Ploss, H., Dr. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 73
Pokrovskj, E. A. Die Kinderspiele, mit besonderer Berücksichtigung der russischen 69
Post, Albert Hermann. Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz 68
— Afrikanische Jurisprudenz 68
Ratzel, F., Dr. Ueber die geographische Verbreitung des Bogens und der Pfeile in Afrika 71
— Völkerkunde 276
Rau, L. von, Dr. Ein römischer Pflüger 205
Roskoschny, Hermann, Dr. Die Wolga und ihre Zuflüsse 70
Ruggiero, M. Degli scavi di antichità nelle province di Terraferma dell' antico regno di Napoli dal 1743 al 1876 205
Schaaffhausen, H. Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde und Maulthiere? 206
Schmidt, Karl Wilhelm. Sansibar. Ein ostafrikanisches Culturbild 66
Schroeder, Leopold v., Dr. Die Hochzeitsbräuche der Esten 285
Shâh of Persia, H. M. On the New-Lake between Kom and Teherân 281
Sievers, W. Venezuela 283
Škorpil, H und M. Pametnici iz Bulgarsko (Denkmäler Bulgariens) 285
Snouck Hurgronje, C., Dr. Mekka. I. Die Stadt und ihre Herren 280
— Een Mekkaansch gezantschap naar Atjeh in 1683 281
Soyaux, Hermann. Deutsche Arbeit in Afrika 66
Spiegel, F. Die arische Periode und ihre Zustände . . 62

Seite

Steinen, C. von den, Dr. Ueber seine zweite Schingú-Expedition 284
Thraemer, Eduard. Pergamos 273
Veckenstedt, Edm., Dr. phil. Geschichte der griechischen Farbenlehre 208
Vreeland, Ch. E. and **Bransford, J. F.** Antiquities at Pantaleon, Guatemala 73
Wahl, Maurice. L'Algérie 281
Weber, Fr. Die Besiedlung des Alpengebietes zwischen Inn und Lech und des Innthales in vorgeschichtlicher Zeit 204
Weisser, J. Der Bismarck-Archipel und das Kaiser Wilhelm-Land 68
Wissmann, Hermann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller. Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885 65
Woldřich. Diluviale europäisch-nordasiatische Säugethierfauna und ihre Beziehungen zum Menschen . . 212

Eingelangte Druckschriften

[20], [69], [88], [95]

Sitzungsberichte.

Nr. 1. Ausschusssitzung am 10. Jänner 1888.
1. Neue unterstützende Mitglieder . . . . . [1]
2. „ wirkliche „ . . . . . [1]
3. Verstorbene „ . . . . . [1]
4. Ernennung eines correspondirenden Mitgliedes [1]
5. „ „ Correspondenten . . . . [1]
6. Untersuchung der Ueberreste Beethoven's und Schubert's . . . . . [1]

Monatsversammlung am 10. Jänner 1888.
1. **Karl J. Maška.** Ein drittes Jadeitbeil in Mähren [1]
2. **Dr. J. E. Polak.** Die Metalle nach persischen Quellen . . . . . [6]
3. **Dr. Wilhelm Tomaschek.** Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien . . . . . [8]
4. **J. Szombathy.** Drei Jadeitbeilchen und ein Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn) [11]
5. **J. Szombathy.** Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich . . . . . [14]
6. **J. Szombathy.** Drei eigenthümliche Bronzeschwerter . . . . . [16]
7. **J. Szombathy.** Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südost-Alpen . . . . . [17]
8. **J. Richter.** Ausgrabungen in Schwaben . . [17]
9. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [20]

Nr. 2. Ausschusssitzung am 14. Februar 1888.
1. Neue unterstützende Mitglieder . . . . . [21]
2. Aufnahme wirklicher „ . . . . . [21]
3. Verstorbenes Mitglied . . . . . [21]
4. Geschenk des Herrn Weinberger . . . . [21]

Jahresversammlung am 14. Februar 1888.
1. Eröffnung . . . . . [21]
2. Jahresbericht . . . . . [21]
3. Rechnungsabschlüsse . . . . . [28]
4. Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss . . . . . [29]

Seite

5. Wahl eines correspondirenden Mitgliedes . [29]
6. Wahl eines neuen Mitgliedes des Redactions-Comités . . . . . [29]
7. Wahl eines Ehrenmitgliedes . . . . . [29]
8. Dank an die Gönner der Gesellschaft . . [29]
9. Uebergabe des Vorsitzes . . . . . [29]
10. **Dr. M. Haberlandt.** Die Cultur der Eingebornen der Malediven . . . . . [29]
11. **J. Spöttl.** Niederösterreichische Tumuli . . [37]
12. **F. Leger.** Depôtfund bei Kron-Poritschen . [37]
13. **M. Trapp.** Erdställe in Mähren . . . . . [38]
14. **Dr. Ferd. Kaltenegger.** Entgegnung auf Dr. Wilckens' Kritik über die Abhandlung „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen . . . . . [40]
15. Vorstand und Mitgliederverzeichniss . . . [43]

Nr. 3. Ausschusssitzung am 13. März 1888.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [49]
2. Commission für Körpermessungen . . . . [49]

Monatsversammlung am 13. März 1888.

1. Vorlage von Einläufen . . . . . [49]
2. **Florian Koudelka.** Vorgeschichtliche Alterthümer am Rheinberge bei Eibenschitz in Mähren . . . . . [49]
3. **Dr. A. Weisbach.** Bemerkungen zu einem vollständigen Schädel vom Gräberfelde am Salzberge bei Hallstatt . . . . . [51]
4. **Dr. J. N. Woldřich.** Beziehungen der diluvialen europäisch-nordasiatischen Säugethierfauna zum Menschen . . . . . [52]
5. **Dr. M. Hoernes.** Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina . . . . . [53]
6. **Dr. M. Wilckens.** Erwiderung auf die „Thatsächliche Berichtigung“ des Prof. Dr. Ferd. Kaltenegger . . . . . [55]

Nr. 4—6. Ausschusssitzung am 10. April 1888.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [57]
2. Exhumirungs-Angelegenheit . . . . . [57]
3. Schriftentausch-Angelegenheit . . . . . [57]
4. Commission für österreichische Ethnographie [57]

Monatsversammlung am 10. April 1888.

1. Einladung zur 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Köln . . . . [57]
2. **Dr. M. Hoernes.** Zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Südeuropa [57]
3. **Moriz Trapp.** Verzeichniss der bisher bekannten Erdställe (Lochy) in Mähren . . [61]
4. **Bretislav Jelinek.** Urgeschichtliches aus den „Památky Archaeologické a Mistopisné“ . . [62]
5. **Dr. W. Tomaschek.** Die Culturzustände der Jenisejer . . . . . [63]
6. **Dr. F. S. Krauss.** Südslavische Todtengebräuche . . . . . [65]

Ausschusssitzung am 8. Mai 1888.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [66]
2. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft . . . . . [66]

Seite

3. Reactivirung des Comités für österreichische Ethnographie . . . . . [66]
4. Körpermessungen an österreichischen Völkern . . . . . [66]

Monatsversammlung am 8. Mai 1888.

1. Vorlesungen über Urgeschichte an der Universität Graz . . . . . [67]
2. **Dr. J. N. Woldřich.** Neue Funde aus Jinonic, Gross-Lipno und Ploscha in Böhmen . . [67]
3. **Dr. Th. Meynert.** Ueber die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel an Lebenden [67]
4. **Richard Kulka.** Vorgeschichtliche Fundplätze in Oesterreichisch-Schlesien . . . . . [68]
5. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [69]
6. Schriftentausch-Verzeichniss . . . . . [70]
7. Bericht über die Excursion am 17 Juni 1888 [71]

Erster Anhang: Bericht über die Untersuchung der Ueberreste Beethoven's . . . [73]

Zweiter Anhang: Bericht über die Untersuchung der Ueberreste Schubert's . . . . [77]

Nr. 7. Ausschusssitzung am 13. November 1888.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [81]
2. Exhumirungs-Angelegenheit . . . . . [81]
3. Schriftentausch . . . . . [81]
4. Verschiedene Einläufe . . . . . [81]

Monatsversammlung am 13. November 1888

1. Gemeinsamer Congress mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft . . . . . [82]
2. Major Himmel's Körpermessungen in der Bukowina . . . . . [83]
3. **Dr. Bernhard Hagen.** Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malayenvölker . . [84]
4. **Dr. Franz Boas.** Das Fadenspiel . . . . [85]
5. **Dr. L. Karl Moser.** Grabfund bei Comen (Küstenland) . . . . . [85]
6. **J. Krahuletz.** Urgeschichtliche Funde und Fundplätze in Niederösterreich . . . . . [85]
7. **Dr. M. Hoernes.** Einige Notizen und Nachträge zu älteren Erwerbungen und Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft . [86]
8. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [88]

Nr. 8. Monatsversammlung am 11. Dec. 1888.

1. Protectorat über den gemeinsamen Congress mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft . . . . . [89]
2. Wahl eines Cassarevisors . . . . . [89]
3. **Dr. L. K. Moser.** Castellieri in Istrien . . [89]
4. **Dr. Toldt** und **Dr. Weisbach.** Untersuchung der Gebeine des Marschalls Hess . . . . [89]
5. **Dr. Toldt** und **Dr. Weisbach.** Untersuchung der Gebeine des Mineralogen Mohs . . . [91]
6. **Dr. J. N. Woldřich.** Funde von Nussdorf, Gräber in Protivin und Lobositz . . . . . [92]
7. **J. Szombathy.** Funde von Nassenfuss in Krain [92]
8. **Dr. M. Hoernes.** Bemerkungen zu älteren Funden . . . . . [94]
9. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [95]

Autoren-Register.

Seite

Andree, Richard, Dr. Referate . . . 67, 68, 212, 276
Bahnson, Kristian. Ueber ethnographische Museen . . 109
Baumann, O., Dr. Referat 66
Benedict, M., Dr. Referat 57
Boas, Fr., Dr. Das Fadenspiel . . . . . [85]
Gurlitt, W., Dr. 1. Das Urnenfeld von Borstendorf in Mähren 201
— 2. Die Hügelgräber vom Loibenberge bei Videm an der Save in Steiermark 202
Haberlandt, M., Dr. Referate 277, 278, 279
— Die Cultur der Eingeborenen der Malediven . . [29]
Hagen, Bernhard, Dr. Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malayenvölker . . . . . [84]
Heger, Fr. Die Ethnographie auf der Krakauer Landesausstellung 1887 190
— Referate . . . . 56, 71—73, 209, 216, 273, 284
Hein, W., Dr. Referate 70, 71, 215, 216, 279, 280, 281, 282
Hoernes, M., Dr. Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain 217
— Referate 54, 55, 56, 204, 205, 206, 207, 208, 272, 273
— Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina . . . . . [53]
— Zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Süd-Europa . . . . . [57]
— Einige Notizen und Nachträge zu älteren Erwerbungen und Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft . . . . . [86]
— Bemerkungen zu älteren Funden . . . . . [94]
Holl, M., Dr. Ueber die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen 1
Inama-Sternegg, K. Th., Dr., Referat 68
Jelínek, Břetislav. Urgeschichtliches aus den Památky Archaeologické a Mistopisné . . . . . [62]
Kaltenegger, F., Dr. Entgegnung auf Dr. Wilckens' Kritik über die Abhandlung: „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen" . . . . . [40]
Koudelka, Florian. Vorgeschichtliche Alterthümer am Rheinberge bei Eibenschitz in Mähren . . . . [49]
Krahuletz, J. Urgeschichtliche Funde und Fundplätze in Niederösterreich . . . . . [85]
Krauss, Fried. S., Dr. Das Schamanenthum der Jakuten 165
— Referate 73, 74, 75, 214
— Südslavische Todtengebräuche . . . . . [65]
Kulka, Richard. Vorgeschichtliche Fundplätze in Oesterreichisch-Schlesien . . . . . [68]
Leger, F. Depôtfund bei Kron-Poritschen . . . . . [37]
Maška, Karl J. Ein drittes Jadeitbeil in Mähren . . . [1]
Meynert, Th., Dr. Ueber die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel an Lebenden . . . . . [67]

Seite

Moser, L. K., Dr. Grabfund bei Comen (Küstenland) . [85]
— Castellieri in Istrien . . . . . [89]
Much, M., Dr. Referat 53
Müller, Fr., Dr. Referate 63, 64, 65, 66, 274
Penka, K. Referate 59, 62
Plischke, C., Dr. Referate 76, 282, 283
Polak, J. E., Dr. Die Metalle nach persischen Quellen . [6]
Radimsky und J. Szombathy, Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark. III. 77
Richter, J. Ausgrabungen in Schwaben . . . . . [17]
Schadenberg, Alex., Dr. Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon 265
Spöttl, J. Niederösterreichische Tumuli . . . . . [37]
Stieda, L. Referat 69
Szombathy, J. Referat 208
— Drei Jadeitbeilchen und ein Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn) . . . . . [11]
— Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich . . . . . [14]
— Drei eigenthümliche Bronzeschwerter . . . . [16]
— Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südost-Alpen . . . . . [17]
— Funde von Nassenfuss in Krain . . . . . [92]
Toldt, Dr. und Weisbach, Dr. Untersuchung der Gebeine des Marschalls Hess . . . . . [89]
— Untersuchung der Gebeine des Mineralogen Mohs . . . . . [91]
Tomaschek, Wilh., Dr. Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien . . . . . [8]
— Die Culturzustände der Jenisejer . . . . . [63]
Trapp, M. Erdställe in Mähren . . . . . [38]
— Verzeichniss der bisher bekannten Erdställe (Lochy) in Mähren . . . . . [61]
Weisbach, A., Dr. Referat 212
— Bemerkungen zu einem vollständigen Schädel vom Gräberfelde am Salzberge bei Hallstatt . . [51]
Wilckens, M., Dr. Erwiderung auf die „thatsächliche Berichtigung" des Prof. Dr. F. Kaltenegger . . . [55]
Winternitz, M., Dr. Der Sarpabali, ein altindischer Schlangencult 25, 250
— Referate 76, 285
Woldřich, J. N., Dr. Referat 285
— Beziehungen der diluvialen, europäisch-nordasiatischen Säugethierfauna zum Menschen . . . [52]
— Neue Funde aus Jinonic, Gross-Lipno und Ploscha in Böhmen . . . . . [67]
— Funde von Nussdorf, Gräber bei Protivin und Lobositz . . . . . [92]

Berichtigungen.

Seite 197, erste Spalte, Zeile 23 von unten lies „als auch des in dem“ etc. statt „als auch des dem“ etc.
„ 197, zweite „ „ 4 „ oben ist das zweite von am Ende der Zeile zu streichen.
„ 199, „ „ „ 14 „ „ nach „besitzen“ kommt am Schlusse des Satzes „stammen“.
„ 199, „ „ „ 18 „ „ lies Hausmuster statt Hauptmuster.
„ 73, „ „ „ 32 u. 33 von oben lies auf-weist statt an-weist.
„ [18], erste „ „ 7 von oben lies Architekten statt Apothekers.
„ [18], zweite „ „ 24 „ „ „ Bubisheimer statt Bubesheimer.
„ [19], erste „ „ 29 „ „ ist das und zu streichen.
„ [19], zweite „ „ 27 „ „ lies etwas statt etwa.
„ [19], „ „ „ 29 „ „ „ Franz statt Ffanz.
„ [37], erste „ „ 14 „ unten „ Lužan statt Lužau.
„ [37], „ „ „ 13 „ „ „ Přestic statt Křestic.
„ [37], „ „ „ 11 „ „ „ Poritschen statt Koritschen.
„ [50], zweite „ „ 13 „ „ „ erwähnte statt abgebildete.

Ueber die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen.

Von **Prof. Dr. M. Holl** in Innsbruck.

(Mit 14 Maasstabellen.)

Im Auftrage der Wiener Anthropologischen Gesellschaft untersuchte ich im Sommer 1886 die craniologischen Verhältnisse Vorarlbergs.

Die Vermuthung, dass die gleichen Schädelformen, wie sie in Tirol vorfindlich, zur Beobachtung kommen werden, fand alsbald, schon nach Untersuchung einiger Ossuarien, die Bestätigung; eine andere Vermuthung aber, dass der dolichocephale und mesocephale Typus eine grössere Verbreitung fände als in Tirol, da die Bregenzerwälder „unbestritten" dem alemannischen Stamme angehören, erwies sich am Schlusse der Untersuchung als unrichtig.

Ich durchstreifte fast ganz Vorarlberg; das Illthal, Rheinthal, Montafon, Silberthal, Walserthal, Laternserthal, Brandnerthal und den Bregenzerwald.

Die Ausbeute an craniologischem Materiale war höchst verschieden. Während z. B. im Brandner- und Laternserthal nicht ein Schädel und im ganzen Montafon nur 3 zur Untersuchung sich darboten, sind in anderen Thälern, z. B. Illthal und Rheinthal, einzelne Ossuarien so reich an Schädeln, dass für eine Untersuchung aller kaum zwei, geschweige eine Excursion ausreichen dürften. Das Beinhaus in Rankweil z. B. besitzt einen so grossen Reichthum an Schädeln, dass ich die Zahl derselben selbst mittelst beiläufiger Schätzung nicht anzugeben vermag.

Die Zahl der von mir in Vorarlberg untersuchten Schädel beträgt 907.

Wie schon früher erwähnt, präsentirten sich in Vorarlberg ganz dieselben Schädelformen, wie ich sie bisher in Tirol vorfand; aus diesem Grunde kann ich eine Beschreibung vollkommen übergehen und ich verweise diesbezüglich auf die in meinen Abhandlungen [1]): „Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen" niedergelegten Befunde.

Unter den 907 Schädeln, welche aus Ossuarien des Bregenzerwaldes, des Ill-, Montafon-, Silber-, Walser- und Rheinthales stammen, sind 9 leptoprosope Dolichocephale, 115 Meso-, 457 Brachy- und 329 Hyperbrachycephale; nach Procenten: 0·65% dolichocephal, 12·6% meso-, 50·3% brachy- und 36·2% hyperbrachycephal.

Wie in Tirol, so prävaliren auch in Vorarlberg der brachy- und hyperbrachycephale Typus; während die anderen Typen in beiden Ländern, man kann sagen nur spärlich vertreten sind. Wohl dürfte der Procentsatz des dolichocephalen und mesocephalen Typus in beiden Ländern nach Untersuchung von noch grösserem Materiale ansteigen, es wird aber nicht dahin kommen (und dies kann man wohl mit Bestimmtheit aussagen), dass das Ansteigen ein solches ist, dass die enorme Prävalenz des brachycephalen und hyperbrachycephalen Typus eine besonders merkliche Veränderung erleidet.

Wie in Tirol die Hälfte der von mir untersuchten Cranien dem brachycephalen und beiläufig ein Drittel dem hyperbrachycephalen Typus angehören, so walten auch ähnliche Verhältnisse in Vorarlberg vor; mit der geringen Modification jedoch, dass der Procentsatz der Brachy- und besonders der Hyperbrachycephalen in Vorarlberg etwas grösser ist als in Tirol.

Vergleicht man die betreffenden Zahlen mit einander, so zeigt sich:

	Zahl der untersuchten Schädel	Brachycephale	Hyperbrachycephale
Tirol . .	1820	903 (49·6%)	612 (33·6%)
Vorarlberg .	907	457 (50·3%)	329 (36·2%)

Der brachycephale Typus ist in Vorarlberg um 0·7%, der hyperbrachycephale Typus um 2·6% stärker verbreitet als in Tirol.

Entsprechend diesen Verhältnissen müssen selbstverständlich in Betreff der anderen Typen in beiden Ländern umgekehrte Verhältnisse obwalten:

	Zahl der untersuchten Schädel	Dolichocephale	Mesocephale
Tirol . .	1820	33 (1·8%)	272 (14·9%)
Vorarlberg .	907	6 (0·6%)	115 (12·6%)

In Vorarlberg ist der dolichocephale Typus um 1·2%, der mesocephale um 2·3% schwächer vertreten als in Tirol; aber wieder zeigt sich, dass in

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band IV. V. VII. Neue Folge.

beiden Ländern der dolichocephale Typus die schwächste Verbreitung findet und dass ihm gleich folgt der mesocephale Typus.

Eine Zusammenstellung der Zahlen aller Typen ergibt:

	Zahl der untersuchten Schädel	Dolichocephale	Mesocephale	Brachycephale	Hyperbrachycephale
Tirol . .	1820	33	272	903	612
Vorarlberg	907	6	115	457	329

oder in Procenten:

	Dolichocephale	Mesocephale	Brachycephale	Hyperbrachycephale
Tirol . .	1·8	14·9	49·6	33·6
Vorarlberg	0·6	12·6	50·3	36·2

Man dürfte wohl nicht fehl gehen, wenn man der Meinung huldigt (mir fehlen Kenntnisse über alte Gräberfunde in Vorarlberg), dass auch in Vorarlberg die schmalgesichtigen Langschädel einst sehr häufig gewesen sind. Es ist kein Grund, anzunehmen, dass dem nicht so gewesen, denn woher sollten die noch heute lebenden Reste stammen? Gehören doch nach Steub [1]) die Bregenzerwälder unbestritten dem alemannischen Stamme an und ist nach Ecker [2]) die in den Reihengräbern vorherrschende exquisit dolichocephale Schädelform als Stammesform der Franken und Alemannen zu betrachten. Wenn dem so ist, „so taucht", um mit Kollmann zu reden, „die alte Frage von Neuem auf, und mit ihr neue Hoffnung auf die endgiltige Lösung dieses Räthsels, das die Wohnstätten der jetzigen Geschlechter umgibt".

Wie für Tirol, so tritt auch für Vorarlberg die Frage auf, welche Umstände es waren, welche die Zahl der schmalgesichtigen Langschädel so sehr reducirten, ja an vielen Orten zum vollständigen Schwinden brachten.

Es wird eine Erklärung der Sachlage um so complicirter dadurch, als die einzelnen Völker Europas nicht je eine besondere Schädelform haben oder einstmals besessen haben. Jede Race weist seit altersher die verschiedenen Typen auf, nur im Zahlenverhältnisse zeigen sich Verschiedenheiten.

Kollmann [3]) hat dies schon präcis ausgesprochen: „Die Craniologie weist also in Europa mindestens fünf verschiedene Varietäten des Homo sapiens auf Grund seines Schädelbaues nach. Diese Varietäten sind nun nicht gruppenweise in Europa vertheilt, so dass die romanischen, oder die germanischen Völker, oder die slavischen je durch eine besondere Kopf-Gesichtsform ausgezeichnet wären, wie man früher wohl und auch heute noch glaubt, wie namentlich die Ethnologen dies voraussetzen, sondern diese Varietäten sind überallhin verbreitet und haben sich überall in Europa miteinander gekreuzt. Die Völker, sie mögen politisch noch so fest gefügt und sprachlich noch so bestimmt charakterisirt sein, bestehen demnach aus den Nachkommen dieser eben demonstrirten Varietäten. Die „Penetration" dieser Varietäten ist in allen Culturstaaten schon so weit gediehen, dass sich in jedem noch so entlegenen Dorfe Vertreter finden. Nur das Zahlenverhältniss, in welchem die Abkömmlinge der Varietäten zu einander stehen, ist in den verschiedenen ethnischen Gebieten verschieden. Darin liegt die Erklärung für die Thatsache, dass jeder Gau, jede ethnologische Einheit hierauf bis zu den grossen Millionen-Reichen Centraleuropas dennoch eine bestimmte rassenanatomische Physiognomie besitzt."

An einer anderen Stelle (Seite 208) sagt Kollmann: „Diese Varietäten sind in Europa uralt, wir finden sie in den Gräbern der Merovinger-Zeit, in den Gräbern der römischen und vorrömischen Periode, in den Pfahlbauten und so durch alle Zeiten hindurch, aus denen uns Schädel vorliegen, also bis in das Diluvium. Immer ist der Europäer schon fertig, er wird nicht erst, er ist fertig mit allen seinen rassen-anatomischen Eigenschaften und hierin ändert er sich nicht. Dieses Ergebniss der Craniologie ist eingehend begründet, und hier liegt ein thatsächlicher Beleg auf dem Tisch. Dieser Europäer ist in der Form des Hirnschädels wie des Gesichtsschädels, und zwar in allen Theilen vollkommen identisch mit dem Schädel des alten Mannes am Cro-Magnon, der aus dem Diluvium Frankreichs stammt. Wie die Europäer, so sind auch die Amerikaner immer schon fertig, so früh wir sie auch auffinden, und dasselbe ist mit bestimmten asiatischen Formen der Fall. Diese Zähigkeit in dem Festhalten der einmal erworbenen Rassenmerkmale ist der Grund, warum doch immer wieder die Urform der Europäer oder der Asiaten zum Durchbruche kommt, trotz beständiger Kreuzung."

W. Krause sagt [4]): „Dass der heutige deutsche Schädel wie erwähnt (S. 7) brachycephal geworden ist, im Gegensatze zum dolichocephalen germani-

[1]) Drei Sommer in Tirol. München 1846. S. 7.

[2]) Crania germ. merid. occid. Freiburg i. B. 1865 S. 94.

[3]) Tageblatt der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Strassburg 1885, Seite 208.

[4]) Handbuch der menschlichen Anatomie. Hannover 1880. III. Bd., S. 10, 11, 13.

schen Schädel, kann weder mit einer etwaigen — im Laufe der Jahrhunderte — abnehmenden Körpergrösse der Deutschen, noch mit deren zunehmender Intelligenz in Verdindung gebracht werden, obgleich beide Momente mit Brachycephalie Hand in Hand gehen . . . . . Die richtige Erklärung dieser Thatsache liegt offenbar in der Annahme einer Rassenmischung. Dass zwei oder mehrere Rassen den Grundstock der deutschen Bevölkerung bilden, zeigt sich daran, dass, wie oben gezeigt wurde, anderweitige physische Differenzen mit denjenigen der Schädel Hand in Hand gehen . . . . . Alle diese Umstände weisen auf Rassedifferenzen hin. So lange die freien, waffentragenden Germanen, die in den Reihengräbern begraben liegen, nur unter sich heirateten, erhielten sie ihren Schädeltypus unverändert; als Rassenmischung mit fremdartigen Elementen eintrat, die als Sclaven, Kriegsgefangene, Freigelassene, vielleicht auch als eine vorgermanische eingeborene Bevölkerung jedenfalls auch schon damals vorhanden waren, wurden die Schädel im Laufe der Jahrhunderte allmälig mehr und mehr brachycephal. Slavische und romanische Beimischungen, die auch historisch nachweisbar sind, haben also aus dem ursprünglich dolichocephalen germanischen Schädel in die heute brachycephale deutsche Form hinübergeführt. Analoge Differenzen zeigen sich in Italien, Frankreich, Dänemark, Russland u. s. w. — überall stösst man auf einen Grundstock der Bevölkerung, dessen ursprüngliche Herkunft durch weitere Forschung in jenen Ländern aufgeklärt werden muss."

Es sei gestattet, die Frage aufzuwerfen, wieso es gekommen, dass der dolichocephale und mesocephale Typus in der lebenden Bevölkerung so sehr in die Minorität gerathen ist.

In dem dritten Beitrage „Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen" versuchte ich eine Erklärung dieser Verhältnisse darin, dass die Schädelformen heute noch, wie alles Organische, dem stetig wirkenden Processe der Umformung unterworfen sind, in der Weise, dass aus dem Langschädel allmälig ein Kurzschädel wird.

Der Kollmann'schen Ansicht, dass all die bekannten Schädeltypen aus einer und derselben Urform hervorgegangen sind, wird man dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend wohl unbedingt beipflichten müssen. Nach Kollmann [1]) hätte sich die Urform des Menschen in 6—8 Formen, in „Subspecies", differenzirt durch die transformirende Tendenz, welche sowohl in dem Organismus als in der Umgebung liegt. Aus diesen Subspecies haben sich schon vor dem Diluvium die „Varietates", die Varietäten oder Rassen entwickelt. Unsere alten Schädelfunde zeigen, dass der Process der Umformung mit dem Diluvium abgeschlossen war und die transformirende Macht auf die rassenanatomischen Eigenschaften der Menschen seit jener Zeit keinen umändernden Einfluss geübt hat."

Wenn man aber mit Kollmann eine auf den Schädel einwirkende transformirende Macht mit Recht anerkennt, eine Macht, welche alle die Varietäten erzeugte und welche mit dem Diluvium den Abschluss gefunden, so hindert nichts anzunehmen, dass nicht auch noch nach dem Diluvium der fortwährend wirkende Process der Umformung, dem alles Organische unterworfen, innerhalb der Varietäten seine transformirende Macht übt, vielleicht bis zu dem Grade, dass neue Varietäten erzeugt werden.

Dem Verhältnisse entsprechend, dass einst die Dolichocephalen und Mesocephalen vorherrschten, während heute die Brachy- und Hyperbrachycephalen in erster Reihe stehen, liegt die Vermuthung nahe, dass in Folge „der transformirenden Tendenz, welche sowohl in dem Organismus als in der Umgebung liegt" (Kollmann), die einst so zahlreich gewesenen Dolicho- und Mesocephalen in die Brachy- resp. Hyperbrachycephalen übergeführt wurden und noch werden. Nach Joly [1]) scheint klar erwiesen zu sein, dass die Dolichocephalie älter ist als die Brachycephalie.

Zu dieser Aussage wird man nicht nur durch die Entwicklungsgeschichte, sondern auch noch dadurch hingeleitet, dass alle Schädelformen, in eine Reihe gebracht, zeigen, dass vom extremen Dolichocephalen bis zum extremen Hyperbrachycephalen allmälige Uebergänge existiren und die einzelnen Typen keineswegs scharf geschieden sind.

Es liesse sich dann auf diese Weise erklären, wieso es gekommen, dass einst die Langschädel in Majorität waren und diese jetzt nun die Kurzschädel besitzen.

Die Veränderung, die der Schädel durch die transformirenden Processe erreicht, betrifft hauptsächlich die Occipitalregion; das weit vorspringende, pyramidenförmige Occiput ist im Laufe der Zeiten grossentheils verloren gegangen.

Es wäre gewiss von grossem Interesse, die embryonalen und kindlichen Schädel der einzelnen Rassen in Beziehung auf die Formen zu untersuchen,

[1]) l. c. S. 209.

[1]) Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880. S. 427.

um zu ersehen, ob die percentuelle Vertheilung der typischen Formen in jenen Entwicklungsstadien dieselbe ist, wie sie bei den Erwachsenen gefunden werden.

Mir steht diesbezüglich leider nur ein sehr geringes Materiale zu Gebote. 16 Schädel, theils Embryonen des letzten Monates, theils Neugeborenen angehörend und mit ziemlicher Sicherheit aus Tirol stammend, darauf untersucht, zeigen alle Langbau und besitzen ein schön gewölbtes, vorspringendes Occiput.

Die Längenbreitenindices sind: 76·2, 76·2, 77·1, 78·0, 78·8, 78·8, 79·0, 79·2, 80·5, 81·5, 81·6, 82·4, 83·0, 83·0, 85·4 und 86·1. 8 oder 50% sind also meso-, 6 oder 37·5% brachy- und 3 oder 12·5% hyperbrachycephal, Verhältnisse also, wie sie gegensätzlich bei den Erwachsenen existiren.

Die Brachycephalen und Hyperbrachycephalen aber zeigen keineswegs Formen, wie sie beim Erwachsenen typisch gefunden werden, sondern sie sind alle durch Langbau ausgezeichnete Schädel, nur die grössere Breite verleiht ihnen einen grösseren Längenbreitenindex. Der hyperbrachycephale Typus der Erwachsenen charakterisirt sich durch die enorme Kürze des retro-auricularen Antheiles des Schädels, und untersucht man darauf den Hyperbrachycephalus der Neugeborenen mit Index 86·1, so findet man, dass die retro-auriculäre Länge fast gerade so gross als die prä-auriculäre ist (es zeigt sich nebenbei, wie Indices allein über Schädelformen nichts lehren); dementsprechend das schöne, volle, gut gewölbte Occiput; also keine retro-auriculäre Kürze und kein Flachsein des Hinterkopfes wie bei den erwachsenen Hyperbrachycephalen.

Wenn nun alle diese in der Entwicklung begriffenen Schädel sich durch Langbau auszeichnen, alle also einem und demselben langschädeligen Typus angehören, dann liegt die Vermuthung nahe, dass die Kurzköpfigkeit, wie wir sie so häufig bei den Erwachsenen vorfinden, erst eine im Laufe der Entwicklung gewordene ist, der Langbau der infantilen Schädel nichts anderes als eine atavistische Form ist, er legt Zeugniss ab für die ehemals bestandene weit verbreitete Dolichocephalie.

Wenn wir sehen, wie die verschiedensten Theile des menschlichen Körpers in der Entwicklung Stadien durchlaufen, welche uns Kenntniss von seiner Abkunft geben und welche eine Wiederholung von den Vorfahren erworbener Einrichtungen darstellen, wenn wir wissen, dass die Ontogenie in gewissem Grade die paläontologische Entwicklung in zeitlich verkürzter Weise repräsentirt (Gegenbaur), dann kann man nicht für den Schädel (wie auch die Facta lehren) eine Ausnahme machen, sondern muss annehmen, dass auch er, bis er zu seiner vollen Entwicklung gelangt ist, Stadien durchlaufen hat, die in der Phylogenese verzeichnet sind.

Aus diesem Grunde sind die embryonalen und infantilen Schädelformen nicht vollkommen gleich zu setzen denen der Erwachsenen, denn sie sind nichts anderes als Durchgangsstadien und stellen nur Wiederholungen von den Vorfahren erworbener Einrichtungen dar, sie unterliegen Veränderungen während der Entwicklung, bis endlich am Schlusse der Entwicklung die definitive Form hervorgegangen. Diese infantilen Formen sind aber für die Lehre der Abkunft der fertigen Formen von grosser Bedeutung.

Lehrt nun die Entwicklungsgeschichte der angeführten 16 Tiroler Schädel, dass die infantilen Formen sich durch Langbau auszeichnen, und ergibt anderseits der Befund an Erwachsenen die weitaus grösste Zahl als Kurzschädel, so ist eben anzunehmen, dass der Kurzschädel ein im Laufe der Entwicklung gewordener ist und von seiner Abstammung legt der infantile Langschädel Zeugniss ab.

Die heute existirenden kurzschädeligen Formen stammen von langschädeligen Formen ab; diese wurden im Laufe der Zeiten durch den fortwährend wirkenden Process der Umformung in jene übergeführt (und sie werden es heute noch) und dafür legt Zeugniss ab die Entwicklungsgeschichte.

Ich verkenne nicht, dass das Materiale, welches ich für die Entwicklungsformen herangezogen habe, geradezu ein dürftiges ist. Es sei mir gestattet, mit einem grösseren Materiale eines anderen Autors zu kommen, der auch die Entwicklungsgeschichte für die Rassenschädel aufzugreifen in die Lage kam.

Zuckerkandl[1]) untersuchte 156 Kinderschädel aus Innerösterreich. Er fand alle Stufen zwischen extremer Dolichocephalie und Hyperbrachycephalie. Die grössere Mehrzahl der Schädel aber zeichnete sich, wenn man von dem slavischen Typus absieht, gleich der dolichocephalen germanischen Form durch Langbau aus.

Unter 156 Kinderschädeln sind:

dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal
5·1%	35·3%	37·8%	21·8%

Unter 197 Erwachsenen:

dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal
6·1%	19·2%	53·4%	21·3%

[1]) Mittheil. d. Anthropol. Ges. in Wien, XIV. Bd., S. 127.

Ueber die Verhältnisse äussert sich Zuckerkandl wie folgt:

„Es prävaliren also unter den Erwachsenen die Brachycephalen. Es gilt nun als erwiesen, dass der menschliche Schädel bei seinem Wachsthume sein volles Längenmaass früher als das volle Breitenmaass erreicht [1]; dafür spricht auch obige Zahlenreihe, nach der, wie bemerkt, unter den Kindern die Mesocephalen, unter den Erwachsenen die Brachycephalen vorherrschen, was auf einen späteren Uebergang der Mesocephalie zur Brachycephalie hinweist. Es bleibt nur die Frage zu erledigen übrig, ob das aus den Secirsälen der Universitätsstädte stammende Materiale, auf dessen Grundlage das Wachsthumsgesetz geschaffen wurde, für die Lösung dieser Frage auch das richtige gewesen und ob die Untersuchung der Schädel einer typischen Rasse, z. B. der Südslaven, zu demselben Resultate geführt hätte. In letzterem Falle wäre nachgewiesen, dass der juvenilen Schmalheit des Schädels ein Wachsthumsprincip zugrunde liegt, das gegentheilige Resultat hingegen müsste atavistisch als eine Art Rückschlag zur ehemaligen Dolichocephalie aufgefasst werden. Sehen wir ja schon an den frühesten Stadien der Entwicklung bis zum Abschlusse derselben eine Reihe von ehemals persistent und functionell wichtig gewesenen Formen auftreten und rasch wieder verschwinden, deren ephemere Anwesenheit dem sich entwickelnden Organismus keinen Nutzen mehr bietet, aber für die Lehre von seiner Abkunft von grosser Bedeutung ist. Aehnlich wäre dann auch die juvenile Dolichocephalie des deutschen Kinderschädels für seine Abstammung von Belang.“

[1] Schaaffhausen. Ueber die Urform des menschlichen Schädels. Rede, gehalten beim anthropologischen Congresse in Paris 1867.

Kehre ich nach diesem Excurs zur Betrachtung der Vertheilung der gefundenen Typen nach Localitäten, so ergibt sich Folgendes, was nachstehende Tabelle zeigt:

Ort	Zahl der untersuchten Schädel					In Percenten			
	Summe	Dolicho-cephale	Meso-cephale	Brachy-cephale	Hyper-brachy-cephale	Dolicho-cephale	Meso-cephale	Brachy-cephale	Hyper-brachy-cephale
1. Rheinthal: Tisis 455 m	307	3	51	150	103	0·97	15·2	48·8	33·5
2. Rheinthal: Nofels 487 m	100	—	7	42	51	—	7	42	51
3. Rheinthal: Uebersachsen 900 m . .	105	2	20	55	28	1·9	19·0	52·3	26·6
4. Illthal: Bludesch 540 m	27	—	3	16	8	—	11·1	59·2	29·6
5. Illthal: Nüziders 581 m	24	1	5	12	6	4·16	20·8	50·0	25·0
6. Montafon: Vandanz 600 m . . .	3	—	—	3	—	—	—	100	—
7. Bregenzerwald: Andelsbuch 614 m .	18	—	—	10	8	—	—	55·5	44·4
8. Bregenzerwald: Bizau 637 m . . .	60	—	2	40	18	—	3·33	66·6	30·0
9. Bregenzerwald: Reute 680 m . . .	35	—	2	16	17	—	5·7	45·7	48·5
10. Bregenzerwald: Schröcken 1260 m .	12	—	2	7	3	—	16·6	58·3	25·0
11. Walserthal: Sonntag 885 m . . .	99	—	8	56	35	—	8·8	56·5	35·3
12. Walserthal: Buchboden 903 m . .	100	—	13	42	45	—	13	42	45
13. Walserthal: Fontonella 1123 m . .	2	—	—	1	1	—	—	50	50
14. Silberthal: Silberthal 900 m . . .	15	—	2	7	6	—	13·3	46·6	40·0
	907	6	115	457	329	0·65	12·6	50·3	36·2

Die Vertheilung der Schädelformen nach Zahl und percentuellen Verhältnissen nach Thälern ist folgende:

Thal	Zahl der untersuchten Schädel	davon				in Percenten			
		dolicho-cephal	meso-cephal	brachy-cephal	hyperbra-chycephal	dolicho-cephal	meso-cephal	brachy-cephal	hyperbra-chycephal
Bregenzerwald .	125	—	6	73	46	—	4·8	58·4	36·8
Illthal	51	1	8	28	14	1·9	15·6	54·9	27·4
Montafon	3	—	—	3	—	—	—	100·0	—
Silberthal . . .	15	—	2	7	6	—	13·3	46·6	40·0
Walserthal . . .	201	—	21	99	81	—	10·4	49·2	40·2
Rheinthal . . .	512	5	78	247	182	0·97	16·6	48·8	33·5

Die nächstfolgende Tabelle gibt die wichtigsten Maasse der einzelnen Typen an und enthält zum Vergleiche angeführt die Mittelzahlen der Tiroler Typen. Es ist bemerkenswerth, wie nicht nur in den Formen, sondern auch in den Maasszahlen grosse Uebereinstimmung zwischen beiden Ländern herrscht.

Ort			Dolichocephale							Mesocephale							Brachycephale							Hyperbrachycephale						
			L.	B.	H.	Hz.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	Hz.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	Hz.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	Hz.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Rheinthal	Tisis 455 m . .	1	182	133	128	496	73·4	70·7	96·2	176	140	126	514	78·3	70·4	89·8	173	143	129	508	82·5	71·3	89·8	167	146	128	506	87·5	75·6	86·7
	Nofels 487 m . .	2	—	—	—	—	—	—	—	178	140	128	504	78·8	72·1	90·8	175	145	130	515	82·9	74·7	89·8	170	150	129	515	87·8	76·3	87·0
	Uebersachsen 900 m	3	191	139	134	541	73·0	72·2	78·0	180	147	125	516	78·1	71·8	85·9	176	145	129	525	82·3	73·1	87·8	171	149	127	513	87·5	74·3	85·0
Illthal	Bludesch 540 .	4	—	—	—	—	—	—	—	178	140	130	508	79·0	73·2	92·7	177	146	131	519	82·8	74·3	89·4	169	148	129	507	87·6	77·6	87·5
	Nüziders 581 m	5	198	140	131	514	70·7	66·1	93·5	181	144	135	524	78·4	72·1	93·3	175	143	131	512	81·9	75·0	90·9	169	145	130	510	87·9	77·8	88·7
Montafon	Vandanz 600 m	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	181	147	124	525	81·4	68·8	88·0	—	—	—	—	—	—	—
Bregenzerwald	Andelsbach 614 m	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	176	166	133	530	82·7	74·3	90·4	176	152	133	523	86·3	76·1	86·5
	Bizau 637 m . .	8	—	—	—	—	—	—	—	183	143	133	522	78·4	72·6	93·0	176	146	129	518	82·7	70·6	88·6	172	149	129	516	86·6	75·1	86·3
	Reuthe 680 m .	9	—	—	—	—	—	—	—	177	139	128	509	78·6	72·0	91·7	174	144	128	511	82·6	72·6	88·5	169	147	126	507	86·7	75·1	86·2
	Schröcken 1260 m	10	—	—	—	—	—	—	—	176	139	129	510	79·0	73·2	92·7	170	141	123	505	82·7	68·8	88·0	169	147	131	513	88·8	77·1	80·2
Walserthal	Sonntag 885 m	11	—	—	—	—	—	—	—	180	141	133	522	78·0	73·0	96·0	177	145	130	517	82·7	74·5	81·6	171	150	128	516	87·4	75·2	89·6
	Buchboden 903 m	12	—	—	—	—	—	—	—	180	141	130	511	78·2	72·0	92·6	174	144	121	515	83·0	72·6	90·1	170	149	127	510	87·9	74·6	85·2
	Fontanella 1123 m	13	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	168	141	126	504	83·9	74·7	89·3	190	164	140	558	86·3	70·0	85·3
Silberthal	Silberthal 900 m	14	—	—	—	—	—	—	—	182	143	125	526	78·8	74·4	87·4	179	146	125	514	82·8	73·3	84·2	173	149	130	516	86·2	75·2	84·6
Im Mittel			190	137	131	517	73·3	69·9	89·2	179	141	129	515	78·5	72·4	91·4	175	145	128	515	82·6	72·7	88·8	172	149	129	516	87·3	75·3	86·0
Zum Vergleiche: Tiroler . . .			187	139	131	528	73·8	70·0	93·9	181	142	130	522	78·2	71·6	91·9	177	145	129	523	82·5	73·5	89·0	172	151	130	520	87·5	75·3	85·8
Hohberg-, Sion- und Disentistypus			192	135	140	527	70·7	73·3	103·6	187·7	144·8	140·6	531·9	77·2	74·9	97·1	—	—	—	—	—	—	—	170·6	147·6	139·6	512·7	86·5	81·8	94·6
Kollmann			—	—	—	—	71·5	72·2	100·7	182	138	132	—	76·4	73·5	95·5	173	144	127	—	83·5	73·3	88·1	—	—	—	—	—	—	—

Anschliessend folgen nun in Kürze die Befunde in den einzelnen Ossuarien:

Bregenzerwald.

Auf dem Wege von Schröcken nach Bregenz fand ich nur in nachbenannten Orten Ossuarien:

1. Andelsbuch.

21 Schädel; davon 3 pathologische Formen; es verblieben somit für eine eingehende Untersuchung 18 Schädel, wovon 10 brachy- und 8 hyperbrachycephal sind. Sie zeigen schmales Obergesicht und hauptsächlich Hypsi- und Orthocephalie; die meisten weisen Leptor- und Mesorrhinie auf, wie auch Hypsi- und Mesokonchie.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Brachycephale . .	176	166	133	530	82·7	74·7	90·4
Hyperbrachycephale	176	152	133	523	86·3	86·3	86·5

2. Reuthe.

In Reuthe sind unter 35 Schädeln 2 meso-, 16 brachy- und 17 hyperbrachycephal. Schmale Obergesichter, Leptoprosopie, Hypsi- und Mesokonchie; desgleichen Leptor- und Mesorrhinie.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	177	139	128	509	78·6	72·0	91·7
Brachycephale . .	174	144	128	511	82·6	72·6	88·5
Hyperbrachycephale	169	147	126	507	86·7	75·1	86·2

3. Bizau.

65 Schädel; darunter 5 pathologische Formen; es verblieben also 60 Schädel; 2 meso-, 40 brachy- und 18 hyperbrachycephal. Viele Schädel waren ziemlich defect, so dass nicht alle Verhältnisse eruirt werden konnten: doch ergibt sich, dass wieder alle bestimmbaren (45) ein schmales Obergesicht nebst Leptoprosopie aufweisen. Leptorrhin, mesorrhin, hypsi- und mesokonch die Majorität.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	183	143	133	522	78·4	72·6	93·0
Brachycephale . .	176	146	129	518	82·7	70·6	88·6
Hyperbrachycephale	172	149	129	516	86·6	75·1	86·3

4. Schröcken.

In diesem einsamen, 1260 m hoch gelegenen Orte enthielt das Ossuarium 12 Schädel, wovon 2 mesocephal, 7 brachy- und 3 hyperbrachycephal sind.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	176	139	129	510	79·0	73·2	92·7
Brachycephale . .	170	141	123	505	82·7	68·8	88·8
Hyperbrachycephale	169	147	131	513	88·8	77·1	80·2

Die meisten Schädel sind defect, so dass nur bei 4 das schmale Obergesicht, die Leptorrhinie und Hypsikonchie constatirt werden konnte. Hypsicephal sind 5, ortho- 1 und chamaecephal 2.

Illthal.

Im Illthale untersuchte ich einstweilen nur an zwei Orten die Ossuarien, nämlich in Bludesch und Nüziders. Die einzelnen Ortschaften scheinen an Schädeln sehr reiche Ossuarien zu erhalten; so fand ich in Thüringen das Beinhaus enorm reich an Schädeln. Gleiche Verhältnisse scheinen auch im Rheinthale zu herrschen. Die Zahl der Schädel in Rankweil ist so gross, dass ich sie kaum zu schätzen vermag; ähnliches gilt auch für St. Cornel. Um alle Cranien des Ill- und Rheinthales zu untersuchen, bedarf es wohl einer langdauernden und grossen Arbeit. Ich musste mich in genannten Thälern daher nur auf das Nothwendigste beschränken.

5. Bludesch.

In Bludesch gelangten 27 Schädel zur Untersuchung; von diesen entfielen auf den mesocephalen Typus 3, auf den brachycephalen 16 und auf den hyperbrachycephalen 8. Eine Anzahl der Brachycephalen muss zu den sogenannt Dolichoid-Brachycephalen hinzugerechnet werden, wie es auch schon durch ihren Index zum Ausdrucke kommt.

24 Schädel zeigten das schmale Obergesicht, die übrigen 3 darauf nicht messbar. Ferners zeigten ausser 19 Schädeln, die Leptoprosopie aufwiesen, 4 Chamaeprosopie; es dürfte aber dies seinen Grund in den nur annähernd gewonnenen Maassen finden. 6 sind ortho-, 14 hypsi- und 2 chamaecephal. Die grösste Anzahl der Schädel zeigt Hypsi- und Mesokonchie; in Beziehung auf den Naseneingang ist Leptor- und Mesorrhinie vorherrschend.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	178	140	130	508	79·0	73·2	92·7
Brachycephale . .	177	146	131	519	82·8	74·3	89·4
Hyperbrachycephale	169	148	129	507	87·6	77·6	87·5

6. Nüziders.

Das Ossuarium beherbergt 24 Schädel; darunter 1 dolichocephaler, 5 meso-, 12 brachy- und 6 hyperbrachycephale.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind.

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B : H.
Dolichocephale . .	198	140	131	514	70·7	66·1	93·5
Mesocephale . . .	184	144	135	524	78·4	72·1	93·3
Brachycephale . .	175	143	131	512	81·9	75·0	90·9
Hyperbrachycephale	169	145	130	510	87·9	77·8	88·7

Ein schmales Obergesicht wiesen 16 auf; bei den übrigen war eine Untersuchung darauf nicht möglich. Hypsi- und Mesokonchie bei den meisten vorfindlich, ebenso Leptor- und Mesorrhinie.

Montafon.

Ich durchwanderte das ganze Montafon, fand aber nur in einem einzigen Orte Cranien vor; und daselbst nur 3 Stücke.

7. Vandanz.

Nur 3 Schädel; alle sind brachycephal 80·3—82·8; sie sind sehr defect, so dass nur die wenigsten Maasse abgenommen werden konnten. 2 sind ortho-, 1 chamaecephal. Die wichtigsten Mittelmaasse: Länge 181, Breite 147, Höhe 124, Horizontalumfang 525, L. : B. 81·4, L. : H. 68·8, B. : H. 88·0.

Silberthal.

Das Silberthal ist ein östlicher Thalast des Montafoner Thales, mit einzigem Orte gleichen Namens.

8. Silberthal.

Es fanden sich 15 Schädel vor. Davon 2 meso-, 7 brachy-, 6 hyperbrachycephal. Die meisten Schädel waren sehr defect. Bei den Mesocephalen konnte nichts weiter als bei einem die Chamae- und bei einem anderen die Hypsicephalie gefunden werden. Von den Brachycephalen sind 5 ortho-, 1 hypsicephal; wo bestimmbar, ist schmales Obergesicht, Mesokonchie und Leptorrhinie vorhanden. Bei den Hyperbrachycephalen konnte nur constatirt werden: 3mal Orthocephalie, 2mal Hypsicephalie, 1mal Platyrrhinie und 1mal Chamaekonchie.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	182	143	125	526	78·8	74·4	87·4
Brachycephale . .	179	146	125	514	82·8	73·3	84·2
Hyperbrachycephale	173	149	130	516	86·2	75·2	84·6

Walserthal.

Nordöstlicher Thalast des Illthales; nur in nachbenannten Orten Ossuarien vorhanden:

9. Sonntag.

Das Beinhaus in Sonntag beherbergt circa 500 Schädel, darunter viele mit Stirnnaht. In Folge eines Irrthumes geschah es, dass ich anstatt 100 nur 99 untersuchte; es sind davon 8 meso-, 56 brachy- und 35 hyperbrachycephal. Leptoprosopie, schmales Obergesicht bei allen; Hypsicephalie, Orthocephalie, Hypsi-, Mesokonchie, Leptorrhinie bei der grössten Zahl.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	180	141	133	522	78·0	73·0	96·0
Brachycephale . .	177	145	130	517	82·7	74·5	89·6
Hyperbrachycephale	171	150	128	516	87·4	75·2	89·6

10. Fontanella.

2 Schädel, der eine brachy-, der andere hyperbrachycephal. Der Brachycephale hat Länge 168, Breite 141, Höhe 126, Horizontalumfang 504, L. : B. 83·9, L. : H. 74·4, B. : H. 89·3. Der Hyperbrachycephale in denselben Maassen 190, 164, 140, 558, 86·3, 70·6, 85·3. Bei ersterem Schädel konnte nur die Orthocephalie ermittelt werden, bei letzterem die Chamaecephalie, das schmale Obergesicht, die Leptoprosopie, Mesokonchie und Mesorrhinie.

11. Buchboden.

In Buchboden enthält das Ossuarium weit über 200 Cranien; 100 davon unterzog ich einer genauen Untersuchung; es sind 13 Mesocephale, 42 Brachy- und 45 Hyperbrachycephale. In Beziehung der Schädelformen walten fast ganz gleiche Verhältnisse wie in Sonntag vor.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	180	141	130	511	78·2	72·0	92·6
Brachycephale . .	174	144	129	515	83·0	72·6	90·1
Hyperbrachycephale	170	149	127	510	87·9	74·6	85·2

Alle haben ein schmales Obergesicht, die meisten hypsi- und orthocephal, hypsi- und mesokonch, leptor- und mesorrhin.

Rheinthal.

Schon früher habe ich erwähnt, dass das Rheinthal, so viel ich aus einzelnen Ossuarien entnehmen konnte, eine überaus reiche Zahl von Schädeln beherbergt, so dass es mir unmöglich war, alle diese untersuchen zu können. Im Laternserthale fand ich dagegen nicht einen Schädel vor. Es wurden kurze Zeit vor meinem Besuche die vielen aufbewahrt gewesenen Schädel der geweihten Erde übergeben.

12. Uebersachsen.

Das Beinhaus in Uebersachsen ist sehr reich an Cranien; ich untersuchte 105 Schädel. Von diesen entfielen 2 Dolichocephale, 20 Meso-, 55 Brachy- und 28 Hyperbrachycephale, also 1·9%, 19·0%, 52·3% und 26·6%. — Es haben alle ein schmales Obergesicht und Leptoprosopie; die grösste Zahl weist auf: Hypsi- und Orthocephalie, Hypsi- und Mesokonchie, Leptor- und Mesorrhinie.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Dolichocephale . .	191	139	134	541	73·0	72·2	78·0
Mesocephale . . .	180	147	125	516	78·1	71·8	85·9
Brachycephale . .	176	145	129	525	82·3	73·1	87·8
Hyperbrachycephale	171	149	127	513	87·5	74·3	85·0

13. Nofels.

Das Ossuarium von Nofels wies gerade 100 zur Untersuchung geeignete Schädel auf. Auffällig ist das bedeutende Auftreten der Hyperbrachycephalie. Es kamen extreme Grade der letzteren zur Beobachtung und einen Index von 90·4—93·4 zeigten nicht weniger als 10 Schädel; einen Index von 89·2—89·6 4 Cranien; einen von 88·1—88·8 7 Cranien und der Rest (30 Schädel) vertheilt sich auf 85·1—87·9.

Mehr als die Hälfte, 51 Schädel, sind hyperbrachycephal, 42 brachy- und 7 mesocephal.

Während unter den Brachycephalen 19 ortho- und 19 hypsicephal sind (der Rest von 4 ist chamaecephal), sind unter den Hyperbrachycephalen 17 ortho-, 32 hypsi- und 2 chamaecephale. Sie haben alle ein schmales Obergesicht. Meso-, namentlich aber Hypsikonchie vorherrschend; desgleichen Meso- und Leptorrhinie.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	178	140	128	504	78·8	72·1	90·8
Brachycephale . .	175	145	130	515	82·9	74·7	89·8
Hyperbrachycephale	170	150	129	515	87·8	76·3	87·0

14. Tisis.

Im Beinhause von Tisis sind 307 Schädel vorhanden; von 100 nahm ich alle Maasse ab, während von 207 nur die grösste Länge und Breite bestimmt wurde. Von den 307 Cranien sind 3 dolicho-, 51 meso-, 150 brachy- und 103 hyperbrachycephal, oder in Procenten 0·97 dolicho-, 15·2 meso-, 48·8 brachy- und 33·5 hyperbrachycephal.

Die Indices des Obergesichtes konnten bei den meisten wegen Defectes nicht bestimmt werden; wo es möglich war, ergab sich ein schmales Obergesicht. Aehnliches gilt in Beziehung auf den Augenhöhlen- und Nasenhöhleneingang; wo eine Bestimmung möglich war, ergab sich in den meisten Fällen Leptor- und Mesorrhinie, desgleichen Hypsi- und Mesokonchie. Die Majorität ist hypsi- und orthocephal.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Dolichocephale . .	182	133	128	496	73·4	70·7	96·2
Mesocephale . . .	176	140	126	514	78·3	70·4	89·8
Brachycephale . .	173	143	129	508	82·7	71·3	89·8
Hyperbrachycephale	169	148	128	506	87·4	75·6	86·7

Andelsbuch.

Tabelle I.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N b	N b	O h	O b	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Ob:Ib
1	♂	186	150	108	139	143	106	134	550	395	338	98	80*	144	60	27	34	43	80·6	76·8	95·3	81·6*	45·0	79·0	55·5*
2	♂	190	154	98	128	132	102	127	543	395	334	96	74	133	54	22	32	38	81·0	69·4	85·7	77·0	40·7	84·2	55·6
3	♀	174	141	96*	128	140	103	124	512	370	320	98	72	132	50	23	36	37	81·0	80·4	99·2	73·4	46·0	97·2	54·5
4	♀	176	145	94	130	134	100	116	512	370	338	98	74	129	55	26	37	40	82·4	76·1	92·4	75·5	47·2	92·5	57·3
5	♀	178	147	100	126	124	98	126	518	355	315	—	—	128	—	—	—	—	82·6	69·7	84·3	—	—	—	—
6	♀	180	150	105	128	136	—	130	536	365	324	—	—	—	—	—	—	—	83·3	75·5	90·6	—	—	—	—
7	♀	171	143	94	120	122	—	122	506	350	315	—	—	—	—	—	—	—	83·6	71·3	85·2	—	—	—	—
8	♀	166	139	97	120	132	97	120	495	355	305	92	66*	129	52	24	34	40	83·7	79·4	94·4	71·7*	46·1	85·0	51·1*
9	♀	170	144	103	132	134	89	115	507	380	335	90	70*	119	50	26	33	39	84·7	78·8	93·0	77·7*	52·0	84·6	58·8*
10	♂	178	151	100	127	135	99	124	525	380	336	90	66	126	50	22	32	37	84·8	75·8	84·1	73·3	44·0	86·4	52·3
11	♀	174	148	100	130	132	—	130	518	370	325	—	—	—	—	—	—	—	85·1	75·8	82·4	—	—	—	—
12	♀	175	149	100	124	133	104	130*	518	354	320	94	74	130	48	24	33	38	85·1	75·9	89·2	78·7	50·0	86·8	56·9
13	♂	188	161	104	142	146	106	134	565	392	365	98	80	139	59	22	31	40	86·1	77·6	84·4	81·6	37·2	77·5	57·5
14	♂	180	155	102	132	130	100	127	506	380	334	—	—	—	—	—	—	—	86·1	72·2	83·8	—	—	—	—
15	♀	164	142	94	123	128	90	121	490	350	304	88	72	122	49	—	—	—	86·6	78·0	88·7	81·7	—	—	58·0
16	♂	173	150	99	130	128	95	130	515	326	300	100	63*	127	49	27	33	39	86·7	73·9	85·3	63·0*	55·1	84·6	49·6*
17	♂	180	157	94	130	144	100	136	504	392	340	99	78*	136	55	26	36	40	87·2	80·0	91·7	78·7*	47·2	90·0	57·3*
18	♂	180	156	107	134	136	100	133	542	390	345	104	74*	142	54	25	34	42	87·8	75·5	87·1	71·1*	46·2	80·9	52·1

Reuthe.

Tabelle II.

1	♂	177	138	93	121	126	102	122	504	346	302	85	73	128	51	23	31	34	78·0	71·1	91·3	85·8	45·0	91·1	57·0
2	♀	178	141	—	122	130	—	128	515	—	310	—	—	—	—	—	—	—	79·2	73·0	92·1	—	—	—	—
3	♂	180	144	97	120	132	104	131	523	357	320	104	—	—	—	—	—	—	80·0	73·3	91·6	—	—	—	—
4	♀	171	137	87	116	129	94	116	493	372	308	83	61	116	44	21	30	38	80·1	75·4	94·1	73·4	47·7	78·9	52·5
5	♀	176	142	96	120	140	102	127	512	364	316	83	68	125	52	22	32	35	80·7	79·5	98·5	81·9	42·3	91·4	54·4
6	♂	181	146	94	119	129	96	123	523	376	320	94	74	126	56	24	30	36	80·7	71·2	88·3	78·7	42·8	83·3	58·7
7	♂	173	140	90	123	130	90	120	503	370	315	—	—	—	—	—	—	—	80·9	75·1	92·8	—	—	—	—
8	♀	177	144	98	123	128	106	130	516	346	300	90	74	134	53	22	36	40	81·3	72·3	88·8	82·2	40·3	90·0	55·2
9	♂	173	142	93	120	125	98	120	500	351	314	88	72	128	53	20	34	36	82·1	72·2	88·0	81·8	37·7	94·4	56·2
10	♀	170	141	94	116	120	91	125	493	342	300	88	68*	127	50	24	32	37	82·9	70·5	85·1	77·2*	43·0	86·4	53·4*
11	♀	165	138	90	116	124	90	119	485	345	300	84	69	115	47	20	34	38	83·6	75·1	89·8	82·1	42·5	89·4	59·9
12	♀	173	145	102	128	138	106	128	515	355	323	98	72*	136	54	24	34	40	83·8	73·9	95·1	73·4*	44·4	85·0	52·9
13	♀	174	146	103	128	130	98	124	517	365	326	84	70*	128	52	26	32	42	83·9	74·7	88·3	83·3*	50·0	76·1	54·6*
14	♂	174	146	90	123	120	90	120	505	370	322	86	70*	122	50	21	30	38	83·9	68·9	82·2	81·3*	42·0	78·9	57·3*
15	♂	184	155	100	130	134	97	124	545	390	340	86	66	139	46	24	34	42	84·2	72·9	86·4	76·7	52·1	80·9	47·4
16	♂	173	146	101	128	121	—	117	512	350	325	—	—	—	—	—	—	—	84·4	64·0	82·8	—	—	—	—
17	♂	180	152	102	129	123	—	126	535	375	330	—	—	126	—	—	—	—	84·4	68·3	80·9	—	—	—	—
18	♂	180	152	96	124	133	100	130	525	375	320	90	74	—	50	—	—	—	84·4	73·9	87·5	82·2	—	—	—
19	♂	167	142	100	126	124	90	123	506	356	305	85*	64	127	48	24	32	35	85·0	80·2	87·3	—	—	—	50·3*
20	♀	168	143	91	120	130	96	116	495	355	316	—	—	123	—	—	—	—	85·1	77·3	90·9	—	—	—	—
21	♀	169	144	95	125	130	90	118	509	370	328	85	63	119	44	25	30	34	85·2	76·9	90·2	73·7	56·8	88·2	52·9
22	♂	170	145	100	121	131	100	128	506	356	312	—	—	—	—	—	—	—	85·3	77·6	90·3	—	—	—	—

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	b		h	b	h	b							
23	♂	171	146	108	132	125	—	—	515	365	—	—	—	—	—	—	—	—	85·4	73·0	85·6	—	—	—	—
24	♀	166	142	97	124	126	91	120	492	347	310	90	65*	125	49	23	31	38	85·5	75·9	88·7	72·2*	46·9	81·5	52·0
25	♂	180	154	104	134	127	102	130	530	368	343	—	—	—	—	—	—	—	85·5	70·5	82·3	—	—	—	—
26	♀	170	146	89	118	123	90	128	508	360	350	76	65*	120	45	22	34	40	85·9	72·3	84·2	72·2*	44·4	85·0	54·1*
27	♀	170	146	87	118	112	—	—	502	350	—	—	—	—	—	—	—	—	85·9	65·9	76·7	—	—	—	—
28	♀	164	142	97	126	120	90	124	494	335	305	—	—	—	—	—	—	—	86·1	73·1	84·5	—	—	—	—
29	♀	164	142	94	120	124	90	120	494	338	300	—	—	—	—	—	—	—	86·1	75·6	87·3	—	—	—	—
30	♀	168	145	96	122	124	90	120	498	356	316	92	64	120*	49	24	30	36	86·3	73·8	85·5	69·5	48·9	83·3	53·3
31	♂	173	150	100	128	130	99	134	503	332	322	94	70*	141	51	23	34	41	86·7	75·1	86·6	74·4*	45·0	82 9	49·6*
32	♀	162	142	94	121	123	90	126	496	352	315	—	—	124	—	—	—	—	87·7	75·9	86·6	—	—	—	—
33	♂	175	155	106	135	138	—	132	530	370	345	—	—	132	—	—	—	—	88·6	77·8	89·0	—	—	—	—
34	♂	172	154	96	127	137	98	128	518	372	335	—	—	134	—	—	—	—	89·5	79·6	88·9	—	—	—	—
35	♂	172	162	104	138	132	90	132	538	394	364	94	75	133	53	24	32	39	94·1	76·7	81·4	79·7	45·2	82·0	56·3

Bizau.

Tabelle III.

1	♂	189	148	101	130	138	108	134	538	385	325	95	72	141	52	23	36	42	78·3	73·0	93·2	75·5	24·2	85·7	51·0
2	♂	177	139	95	120	128	89	124	505	365	312	92	—	126	—	—	—	—	78·5	72·3	92·8	—	—	—	—
3	♂	181	146	103	131	137	100	131	524	375	320	95	73	136	55	26	36	40	80·7	75·7	93·8	76·8	47·2	90·0	53·6
4	♂	181	146	113	134	142	107	130	535	375	325	96	76	140	54	26	30	42	80·7	78·5	97·6	79·2	48·1	71·4	54·2
5	♂	188	152	102	131	135	103	135	538	390	330	91	73	135	50	22	32	37	80·8	71·8	88·8	80·2	44·0	82·1	54·0
6	♂	180	146	100	130	131	100	134	520	368	322	101	78*	138	52	29	31	38	81·1	72·8	89·7	77·2*	55·7	81·5	56·5
7	♂	180	146	101	124	132	98	132	528	374	326	89	70	134	50	24	34	35	81·1	73·3	90·4	78·6	48·0	97·1	52·2
8	♀	170	138	96	120	128	97	122	495	355	303	87	70*	126	52	23	31	38	81·2	75·3	92·7	80·4*	44·2	81·5	55·5
9	♂	187	152	100	130	132	93	129	536	385	335	93	73	131	53	24	30	38	81·3	70·6	86·8	78·4	45·2	85·7	55·7
10	♂	184	150	103	136	138	103	127	538	380	335	96	75	140	53	25	33	39	81·5	75 0	92·0	78·1	46·9	84·6	53·5
11	♀	176	144	99	125	129	96	125	514	346	310	89	70	124	49	23	31	37	81·8	73·3	89·5	78·7	46·9	88·7	56·4
12	♀	165	135	97	120	125	95	118	486	344	310	92	66*	120	50	24	30	37	81·8	75·3	92·4	71·7*	48·0	84·2	55·0
13	♂	173	142	98	123	121	91	129	508	358	300	91	63	128	43	23	32	38	82·1	69·9	85·2	69·2	53·5	84·2	49·2
14	? K.	173	142	100	121	130	91	120	507	370	322	90	64	120	46	23	31	40	82·1	75·1	92·2	71·0	50·0	77·5	53·3
15	♀	180	148	99	127	131	100	128	522	370	328	90	67	127	48	23	34	38	82·2	72·8	88·5	74·4	47·9	89·4	52·7
16	♂	180	148	107	128	134	100	137	526	360	312	87	75	137	53	26	38	41	82·2	74·4	90·5	86·2	49·0	92·6	54·7
17	♀	175	144	95	125	119	93	127	516	350	303	90	76*	126	55	21	35	37	82·3	68·0	82·5	84·4*	38·1	84·2	60·3
18	♀	177	146	108	128	130	95	129	522	368	312	95	72*	129	52	22	36	40	82·5	73·4	89·0	75·7	42·3	90·0	55·8
19	♀	177	146	100	123	117	93	122	517	365	325	91	70	121	51	20	35	42	82·5	66·1	80·1	76·9	39·2	83·3	57·8
20	♂	178	147	96	118	136	100	127	522	375	328	93	70	134	52	23	32	39	82·6	76·4	92·5	75·2	44·2	82·8	52·2
21	♂	184	152	106	135	135	99	125	538	394	340	99	77	136	54	21	34	40	82·6	73·4	88·8	77·7	38·8	85·0	56·6
22	♀	173	143	94	123	130	100	130	513	350	310	—	—	133*	—	—	—	—	82·7	75·1	90·9	—	—	—	—
23	♀	169	140	97	118	120	92	122	496	345	305	—	—	—	—	—	—	—	82·8	71·0	85·7	—	—	—	—
24	♀	186	154	103	133	130	98	136	542	375	340	91	80	143	60	24	35	42	82·8	69·9	84·4	87·8	40·0	83·3	55·9
25	♀	180	149	104	128	131	102	116	533	372	330	88	72	—	54	25	34	36	82·8	72·8	87·9	77·7	46·2	94·4	—
26	♀	169	140	90	120	123	95	116	493	352	312	90	70*	122	48	25	34	39	82·8	72·8	87·8	77·7*	52·0	87·1	57·3
27	♂	176	146	98	128	142	98	123	512	374	332	93	78*	133	54	20	34	39	83·0	71 6	97·2	83·8*	37·0	87·1	58·6
28	♀	176	146	91	121	126	96	132	516	364	312	—	—	—	—	—	—	—	83·0	73·6	86·3	—	—	—	—
29	♂	178	148	105	130	131	103	135	516	361	330	96	77	135	57	24	31	43	83·1	74·4	88·5	80·2	42·1	72·0	56·2

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
30	♀	180	150	95	128	134	95	129	527	365	323	98	72*	134	50	23	32	37	83·3	70·7	89·3	73·4*	46·0	82·1	53·7
31	♀	181	151	99	124	128	98	122	526	366	316	—	—	123	—	—	—	—	83·4	70·7	84·7	—	—	—	—
32	♂	177	148	102	133	127	94	127	528	378	330	85	72*	133	50	28	30	36	83·6	71·8	85·8	84·7*	56·0	83·3	54·1
33	♂	183	153	101	135	135	100	133	535	380	345	90	73*	135	52	25	34	40	83·6	73·8	88·2	81·1*	48·0	85·0	54·0
34	♀	160	134	94	120	127	93	120	480	334	300	84	65	120	48	25	34	36	83·7	79·4	94·7	77·3	52·0	94·4	54·1
35	♀	172	144	98	124	126	95	128	515	350	308	91	70	128	54	23	33	37	83·7	73·3	87·5	76·8	42·5	89·1	54·6
36	♀	170	143	95	126	120	93	119	504	360	305	89	70	124	47	20	34	36	84·1	70·6	83·9	78·6	42·5	94·4	56·4
37	♂	172	145	97	129	139	98	126	512	370	330	90	72	128	56	21	33	39	84·3	80·8	95·8	92·3	37·4	84·6	56·2
38	♂	178	150	102	132	126	97	128	529	378	335	92	70	132	55	25	32	40	84·3	70·8	84·0	76·0	45·4	80·0	53·0
39	♂	180	152	104	133	124	96	134	530	365	316	94	80	134	56	22	34	39	84·4	68·9	81·5	85·1	39·2	87·1	59·7
40	♂	178	146	100	130	130	97	126	516	370	315	—	—	—	—	—	—	—	84·4	75·1	89·0	—	—	—	—
41	♀	174	147	100	123	126	—	—	518	364	325	—	—	—	—	—	—	—	84·5	72·4	85·7	—	—	—	—
42	♂	176	149	118	140	130	101	125	524	367	332	93	70	134	52	24	37	43	84·7	73·9	87·2	75·2	46·1	86·0	52·2
43	♂	181	154	96	130	136	100	133	538	374	336	—	—	—	—	—	—	—	85·1	75·1	88·3	—	—	—	—
44	♂	182	155	100	130	129	105	140	535	374	325	101	76	147	53	27	34	40	85·2	70·9	83·2	75·2	50·9	85·0	51·7
45	♂	176	150	106	131	131	95	128	520	370	320	—	—	128	—	—	—	—	85·2	74·4	87·3	—	—	—	—
46	♀	163	139	98	120	127	—	112	485	346	—	—	—	—	—	—	—	—	85·3	77·9	91·3	—	—	—	—
47	♀	170	146	104	134	123	95	124	517	356	324	—	—	—	—	—	—	—	85·9	72·4	84·2	—	—	—	—
48	♂	179	154	102	128	141	98	136	525	386	314	95	73	138	53	24	31	36	86·0	78·8	91·5	76·8	45·2	86·1	52·9
49	♀	166	143	95	123	124	96	125	498	338	314	87	70	125	49	23	33	35	86·1	74·7	86·7	80·4	46·9	94·2	56·0
50	♀	164	142	88	123	132	—	120	490	360	312	88	70*	—	50	24	32	36	86·6	80·5	92·9	80·6*	48·0	88·8	—
51	♀	167	145	102	126	122	93	133	508	346	335	—	—	133	—	—	—	—	86·8	73·1	84·1	—	—	—	—
52	♀	172	150	100	129	136	91	136	516	365	325	91	70*	131	47	25	34	39	87·2	79·1	90·6	76·9*	53·1	87·1	53·4
53	♂	179	156	109	135	135	106	134	534	368	338	—	—	144	—	—	—	—	87·2	75·4	86·5	—	—	—	—
54	♂	174	152	100	130	139	104	136	526	358	325	99	78	140	56	24	33	41	87·4	79·9	91·4	78·7	42·8	88·8	55·7
55	♀	168	147	93	127	127	96	129	503	346	318	96	77	139	55	26	33	35	87·5	75·6	86·3	80·2	47·2	94·2	55·3
56	♂	171	150	95	128	129	91	130	512	364	320	101	79	137	56	25	25	33	87·7	75·4	86·0	78·2	44·6	73·6	57·6
57	♂	167	147	102	128	132	95	125	503	365	322	95	—	—	—	—	—	—	88·0	79·0	89·7	—	—	—	—
58	♂	176	155	95	128	123	87	126	527	370	330	85	69	129	50	22	30	34	88·1	69·9	76·7	81·1	44·0	88·2	53·4
59	♀	164	145	100	130	118	86	124	503	370	322	93	66*	124	48	24	32	38	88·4	72·0	81·3	70·9*	50·0	84·2	53·2
60	♂	182	165	109	124	125	100	143	562	382	344	97	85	140*	55	25	36	44	89·0	68·7	75·8	87·6	45·4	81·8	60·7

Schröcken.

Tabelle IV.

1	♂	184	144	96	124	134	106	131	533	375	320	95	72	139	51	24	34	40	78·3	72·8	93·0	75·7	45·0	85·0	51·8
2	♀	168	134	92	114	124	95	120	487	348	300	81	70	124	48	19	36	40	79·8	73·7	92·5	86·4	39·5	90·0	56·4
3	♀	182	146	92	126	132	—	—	526	360	—	105	—	—	—	—	—	—	80·2	72·5	90·4	—	—	—	—
4	♀	166	135*	—	—	128	—	—	—	340	—	—	—	—	—	—	—	—	81·3*	77·1	95·9*	—	—	—	—
5	♂?	171	142	98	124	—	—	—	510	356	—	—	—	—	—	—	—	—	83·0	—	—	—	—	—	—
6	♂	179	149	103	128	102	—	130	527	374	330	—	—	—	—	—	—	—	83·2	56·8	68·4	—	—	—	—
7	♀	161	134	99	125	119	—	—	478	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·2	52·2	88·8	—	—	—	—
8	♀	164	137	91	118	124	91	119	485	355	312	88	70	118	50	24	37	40	83·5	74·3	90·5	79·5	48·0	92·5	59·3
9	♀	171	145	94	128	137	94	121	505	368	330	84	64	122	44	19	34	38	84·8	80·1	94·4	76·1	43·1	81·5	52·4
10	♂	171	149	104	131	130	94	132	516	360	316	—	—	—	—	—	—	—	87·1	76·0	87·2	—	—	—	—
11	♂	170	152	100	134	133	101	128	515	365	338	—	74	131	52	23	34	37	89·4	78·2	87·5	—	44·2	91·8	56·4
12	♂	168	151	95	130	130	92	119	510	356	332	90	78	124	52	24	33	38	89·9	77·3	86·0	86·6	46·1	86·8	62·9

Bludesch.

Tabelle V.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N h	N b	O h	O b	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
1	♀	174	137	97	122	126	96	128	501	362	304	—	—	129	—	—	—	—	78·7	72·4	91·9	—	—	—	—
2	♂	172	136	96	119	132	92	118	495	364	313	78	64	119	47	22	32	38	79·1	76·7	97·0	82·0	46·8	84·2	53·7
3	♀	188	149	100	134	133	101	132	545	393	330	100	70	135	48*	26	32	40	79·2	70·7	89·2	70·0	54·1*	80·0	51·8
4	♂	176	141	95	121	134	92	127	510	370	351	92	71	127	50	24	36	37	80·1	76·1	95·0	77·1	48·0	97·2	55·9
5	♂	174	141	92	123	127	93	122	506	350	305	89	75	124	55	23	33	38	81·0	72·9	90·0	84·3	41·8	86·8	60·4
6	♀	179	145	94	116	124	94	125	515	360	318	94	69	124	49	24	34	40	81·0	69·3	85·5	73·4	48·9	85·0	55·6
7	♂	180	146	99	126	135	97	130	517	378	318	93	66	138	47	23	31	35	81·1	75·0	92·4	70·9	48·9	88·5	47·8
8	♂	178	145	101	126	136	—	—	531	372	324	—	—	—	—	—	—	—	81·5	76·4	93·7	—	—	—	—
9	♀	181	149	100	129	126	98	124	517	376	326	99	66*	130	46	24	34	40	82·3	69·6	84·5	66·6*	52·1	85·0	50·7*
10	♂	181	150	100	130	140	103	130	536	373	330	98	73	134	50	24	36	41	82·9	77·3	93·3	74·4	48·0	87·8	54·5
11	♀	179	149	108	138	133	97	130	526	370	332	94	80*	137	56	27	36	40	83·2	74·3	89·2	85·1*	48·1	90·0	58·3*
12	♂	180	150	106	132	127	101	130	524	364	330	100	82	—	54	26	37	43	83·3	70·6	84·6	82·0	48·1	88·8	—
13	♂	174	145	126	131	134	102	126	511	355	315	94	74	106	52	24	34	39	83·3	77·0	92·4	78·7	43·8	87·1	69·8
14	♂	171	143	101	126	127	96	130	507	350	314	96	69	126	50	26	37	38	83·6	74·2	88·1	71·8	52·0	97·3	54·7*
15	♀	176	148	103	131	137	97	123	511	380	324	97	67*	128	51	24	33	37	84·1	77·8	92·5	69·0*	47·0	89·2	52·3
16	♂	173	146	96	124	130	99	121	516	365	325	87	60	122	42	23	30	36	84·4	75·1	82·1	68·9	54·7	83·3	49·1
17	♂	180	152	109	137	—	103	132	533	363	330	98	—	—	—	—	—	—	84·4	—	—	—	—	—	—
18	♀	174	147	102	126	124	96	138	520	350	310	97	70	136	50	22	34	37	84·5	71·2	84·3	72·1	44·0	91·9	51·4
19	♂	178	151	106	136	142	100	140	538	380	330	98	73	141	56	24	37	43	84·8	79·7	94·0	74·4	42·8	86·0	51·7
20	♀	180	154	99	132	136	96	127	536	378	342	90	72*	129	52	21	32	38	85·5	75·5	88·3	80·0*	40·3	84·2	55·8
21	♀	167	144	102	126	130	96	123	501	356	325	86	60	128	43	24	39	38	86·2	77·8	90·2	69·7	55·7	97·4	46·8
22	♂	168	145	99	120	127	94	123	492	350	315	87*	63	131	47	22	28	40	86·3	75·5	87·5	71·2*	46·7	70·0	48·0
23	♂	171	148	99	130	138	102	133	510	365	320	91	72	136	52	24	30	38	86·5	80·7	93·2	79·1	44·2	78·8	52·9
24	♀	166	145	100	126	130*	87*	125	503	370	315	92	64	125	48	26	33	38	87·3	78·3	89·6*	69·5	54·1	86·8	51·2
25	♂	171	151	96	122	128	91	128	518	356	320	88	66*	127	49	24	33	36	88·3	74·8*	84·7*	75·0*	47·9	91·6	51·9*
26	♂	166	148	105	128	118	99	132	495	334	325	87	69	133	52	27	33	40	89·2	71·0	79·7	79·3	51·9	82·5	51·8
27	♀	164	150	104	138	131	98	127	504	351	330	92	70	129	50	25	33	41	91·5	76·2	87·3	76·0	50·0	80·4	54·2

Nüziders.

Tabelle VI.

1	♂	198	140	92	112	131	102	129	514	365	300	86	70	122	48	20	29	41	70·7	66·1	93·5	81·3	41·6	70·7	57·3
2	♀?	189	148	107	130	138	106	129	503	380	336	93	78	138	53	24	35	41	77·3	73·0	93·2	83·8	45·2	85·3	56·5
3	♀	183	142	104	126	131	106	127	530	380	330	97	75*	131	53	26	33	43	77·6	71·5	92·2	77·3*	49·2	76·7	57·2
4	♀	178	140	106	132	138	—	128	526	376	330	—	—	—	—	—	—	—	78·7	77·5	98·5	—	—	—	—
5	♀	193	152	105	132	140	104	134	550	392	340	94	73	139	50	24	32	38	78·8	72·5	92·1	77·6	48·0	84·2	52·2
6	♂	177	141	96	120	128	92	122	514	370	312	90	68*	120	48	22	36	40	79·7	72·3	90·8	75·5*	45·8	90·0	56·6
7	♂	170	136	—	126	128	—	118	505	360*	310	—	—	—	—	—	—	—	80·0	75·2	94·1	—	—	—	—
8	♀	170	137	91	117	128	92	119	495	360	306	80	68	117	51	24	30	35	80·6	75·2	93·4	85·0	47·0	85·7	58·1
9	♂	181	146	102	128	130	102	120	516	362	328	92	72	130*	50	27	34	40	80·7	71·8	89·0	78·2	54·0	85·0	55·3*
10	♂	176	142	106	126	130	100	128	520	350	314	—	73	—	50	23	34	40	80·7	73·8	91·5	—	46·0	85·0	—
11	♀	184	149	90	120	140	—	124	545	385	330	—	—	123	—	—	—	—	81·0	76·0	93·9	—	—	—	—
12	♀	179	145	93	120	130	93	123	512	365	330	90	71*	139	51	23	30	38	81·0	72·6	89·6	78·8*	45·0	78·9	51·0
13	♀	183	149	104	125	134	—	136	528	366	310	—	—	122	—	—	—	—	81·4	73·2	89·9	—	—	—	—
14	♀	170	140	100	126	130	97	124	502	355	304	88	65	121	47	25	33	37	82·4	76·4	92·8	73·5	51·0	89·1	53·7

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N b	N b	O h	O b	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
15	♂	166	138	92	115	118	90	123	492	345	295	86	73*	130*	53	29	34	40	83·1	71·0	85·5	84·7*	54·7	85·0	56·1*
16	♀	182	152	102	128	133	116	129	527	365	336	90	75*	—	51	23	34	40	83·5	73·0	87·5	83·3*	45·0	85·0	—
17	♂	175	147	98	130	—	—	125	515	360	300	—	—	—	—	—	—	—	84·0	—	—	—	—	—	—
18	♂	164	142	97	118	132	100	124	493	345	305	90	68	120	46	24	36	42	84·6	87·1	92·9	75·5	52·1	85·7	56·6
19	♂	165	139	99	126	122	94	118	494	335	310	85	70	—	52	22	36	38	86·2	78·7	87·7	82·3	42·3	94·7	—
20	♀	167	146	97	124	126	—	124	498	346	315	—	—	137	—	—	—	—	87·4	75·4	86·3	—	—	—	—
21	♂	174	153	108	138	134*	102	136	528	375	340	100	64*	136	47	24	32	43	87·9	77·0	87·5*	64·0*	51·0	74·4	47·0*
22	♀?	172	152	96	133	128	96	125	518	360	340	96	74	127	52	27	37	41	88·4	74·4	84·2	77·0	51·9	90·2	58·2
23	♀	176	156	104	132	144	102	132	533	374	344	91	72	138	53	35	35	42	88·6	81·8	98·0	79·1	66·0	83·3	52·1
24	♂	164	146	100	126	131	—	119	490	360	325	—	—	—	—	—	—	—	89·0	79·8	89·0	—	—	—	—

Vandans.

Tabelle VII

1	♂	188	151	106	136	116	—	—	550	380	330	—	—	—	—	—	—	—	80·3	61·7	88·8	—	—	—	—
2	♂?	182	148	101	127	130	103	127	520	364	325	—	—	—	—	—	—	—	81·3	71·4	86·5	—	—	—	—
3	♂	174	144	93	121	128	94	128	505	353	318	—	—	—	—	—	—	—	82·8	73·4	88·8	—	—	—	—

Silberthal.

Tabelle VIII.

1	♂?	183	144	98	124	128	—	130	524	375	312	—	—	—	—	—	—	—	78·7	69·9	88·8	—	—	—	—
2	♂?	181	143	106	127	123	—	123	528	335	318	—	—	—	—	—	—	—	79·0	79·0	86·0	—	—	—	—
3	♂?	184	148	100	130	136	104	127	536	376	322	90	71*	133	48	22	32	38	80·4	73·9	85·1	78·8*	45·7	84·2	53·3
4	♀?	172	140	92	120	125	98	121	503	350	322	—	—	—	—	—	—	—	81·4	72·7	89·2	—	—	—	—
5	♀	178	146	—	—	130	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	82·0	73·0	82·1	—	—	—	—
6	♂	176	146	92	126	128	102	124	512	362	312	98	66	130	50*	24*	31	38	83·0	72·7	87·6	67·3	48·0*	81·5	50·7
7	♀	177	148	94	126	100	—	126	516	—	320	—	—	—	—	—	—	—	83·6	—	67·5	—	—	—	—
8	♀	170	144	94	125	136	92	124	506	370	330	93	83*	125	55	22	33	35	84·7	80·0	94·4	89·2*	40·0	94·2	66·4
9	♂	177	150	100	128	126	100	129	526	366	338	99	69	132	51	24	30	37	84·7	71·2	84·0	69·6	47·0	81·0	53·0
10	♂	176	150	96	119	132	99	139	518	356	342	—	—	—	—	—	—	—	85·2	75·0	88·0	—	—	—	—
11	♂	171	146	93	124	133	100	121	506	354	314	—	—	122	45	24	30	40	85·4	77·8	91·0	—	53·3	75·0	—
12	♂?	171	146	92	120	127	—	—	505	352	322	—	—	—	—	—	—	—	85·4	74·3	86·9	—	—	—	—
13	♀?	173	150	98	126	128	—	126	518	370	328	—	—	126	—	—	—	—	86·7	74·0	85·3	—	—	—	—
14	♂	174	152	103	128	131	—	130	524	365*	340	—	—	—	—	—	—	—	87·4	75·3	86·1	—	—	—	—
15	♂	174	152	—	—	—	—	—	527*	372	—	—	—	—	—	—	—	—	87·4	—	—	—	—	—	—

Sonntag.

Tabelle IX.

1	♂	188	139	105	126	138	108	123	536	370	312	103	70*	139	52	23	32	42	73·9	73·3	99·2	67·9*	45·3	76·1	50·3
2	♀	180	138	97	126	136	95	124	524	373	310	—	—	124	—	—	—	—	76·6	75·5	97·8	—	—	—	—
3	♂	183	143	97	118	132	104	130	523	368	350	88	72*	135	52	—	—	—	78·1	72·1	92·3	81·8*	—	—	53·3
4	♀	175	138	97	123	130	98	115	500	365	320	97	72*	—	52	24	32	38	78·9	74·3	94·2	74·2*	46·1	84·2	—
5	♂	181	143	102	124	130	99	128	524	355	310	91	74	136	54	22	33	42	79·0	71·8	90·9	78·7	40·7	78·5	54·4
6	♂	187	148	100	122	133	—	133	533	380	315	—	—	—	—	—	—	—	79·1	71·1	89·8	—	—	—	—
7	♀	174	138	101	122	124	102	125	505	335	298	98	76	136	52	22	32	38	79·3	71·2	89·8	77·5	42·3	84·2	55·8

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
8	♂	186	148	100	130	140	103	129	538	385	325	98	70	136	52	23	31	38	79·6	75·2	94·5	71·4	45·3	81·5	51·4
9	♂	186	149	101	131	140	103	131	543	386	324	98	70	136	52	23	31	38	80·1	75·2	93·9	71·4	45·3	81·5	51·4
10	♂	181	145	107	130	132	105	123	525	365	320	100	67	131	50	22	31	38	80·1	76·9	91·0	67·9	44·0	81·5	51·1
11	♀	168	134	100	122	125	—	120	485	340	295	—	—	—	—	—	—	—	80·2	74·4	93·2	—	—	—	—
12	♀	181	146	95	125	128	97	124	524	374	316	90	70	124	50	24	36	40	80·7	70·7	87·6	77·7	48·0	90·0	56·4
13	♂	182	147	103	130	140	103	132	534	374	315	—	—	141	—	—	—	—	80·8	76·9	95·2	—	—	—	—
14	♂	183	147	102	123	134	103	133	530	366	308	102	73	133	53	—	—	—	80·9	73·2	91·1	71·5	—	—	54·8
15	♀	173	140	94	121	130	—	125	510	—	314	—	—	—	—	—	—	—	80·9	75·1	92·8	—	—	—	—
16	♂	179	145	107	127	135	103	129	525	364	312	96	72*	136	52	24	34	40	81·9	75·4	93·1	94·7*	46·1	85·0	52·9
17	♂	180	146	98	123	136	103	133	524	374	308	97	70*	136	46	23	31	40	81·1	75·5	93·2	72·1*	50·0	77·5	51·4
18	♀	170	138	102	122	125	98	120	500	345	300	92	72*	123	49	23	32	40	81·2	73·5	89·8	78·2*	46·9	80·0	58·5
19	♂	176	143	95	122	134	102	130	518	366	306	91	70	126	50	25	30	36	81·2	70·4	93·7	76·9	50·0	83·3	55·5
20	♀	176	143	96	120	123	102	125	509	350	305	100	71	132	52	20	38	42	81·2	69·8	86·0	71·0	38·4	90·4	53·7
21	♂	177	144	106	130	136	—	—	524	365	330	—	—	—	—	—	—	—	81·3	77·8	94·4	—	—	—	—
22	♂	178	145	103	127	134	101	131	521	375	318	98	68	131	49	25	32	38	81·5	75·2	92·4	69·3	59·1	84·2	51·9
23	♀	178	145	101	129	134	105	131	520	350	312	102	81	138	57	24	26	42	81·5	75·2	92·4	79·4	42·1	61·1	58·6
24	♂	180	147	100	125	132	102	131	530	365	318	88	70*	140	52	—	34	38	81·7	73·3	89·7	80·6*	—	89·4	50·0
25	♀	170	139	92	121	131	100	123	500	355	314	94	70	127	49	22	31	37	81·8	77·0	94·2	74·4	45·1	88·7	55·1
26	♀	177	145	100	127	129	102	131	520	355	310	102	73*	134	57	22	34	43	81·9	72·9	88·9	71·5*	38·5	79·3	54·4
27	♀	177	145	93	102	133	—	—	511	365	—	—	—	—	—	—	—	—	81·9	75·4	92·4	—	—	—	—
28	♀	171	140	—	—	132	—	—	530	315	—	—	—	—	—	—	—	—	81·9	77·2	94·2	—	—	—	—
29	♀	172	141	96	117	129	97	122	500	355	308	86	60*	120	45	22	30	36	82·0	74·9	86·5	69·7*	48·8	83·3	50·0
30	♂	184	151	104	130	138	98	128	535	386	330	98	70	126	50	27	34	38	82·1	75·0	91·3	71·4	54·0	89·4	55·5
31	♂	179	147	103	125	125	104	128	520	356	320	102	69	141	53	24	32	40	82·1	64·2	85·0	67·6	45·2	80·0	48·9
32	♀	174	143	97	121	130	96	122	508	364	314	88	64	122	47	22	33	37	82·2	74·7	90·9	72·7	46·1	89·1	52·4
33	♂	175	144	94	125	127	100	126	515	356	310	86	66	125	46	23	33	40	82·3	72·0	81·2	76·7	50·0	82·5	52·8
34	♂	188	155	96	132	130	—	—	544	392	—	—	—	–	—	—	—	—	82·4	69·1	83·8	—	—	—	—
35	♀	178	145	94	123	128	99	121	518	368	325	92	68	129	48	26	30	38	82·4	71·9	88·2	73·9	54·1	78·9	52·7
36	♂	178	147	103	129	135	107	130	525	365	318	106	71	138	53	24	32	38	82·6	75·8	91·8	66·9	45·2	84·2	51·4
37	♂	180	149	104	126	132	—	133	530	365	324	—	—	—	—	—	—	—	82·8	73·3	88·5	—	—	—	—
38	♀	171	141	100	129	128	95	121	501	345	300	91	72	131	53	22	32	38	82·9	74·8	90·7	79·1	41·5	84·2	54·9
39	♀	171	142	102	125	120	94	119	505	360	316	92	72	127	51	—	36	39	83·0	70·1	84·5	78·2	—	92·3	56·6
40	♀	182	151	104	132	126	98	122	532	375	335	86	72*	122	52	20	34	38	83·0	69·2	83·4	83·9*	38·4	89·4	58·0
41	♀	162	135	95	120	123	94	123	480	330	298	88	70	123	48	21	32	36	83·3	75·9	91·1	80·6	43·7	88·8	56·9
42	♂	174	145	100	125	134	94	118	508	376	330	93	68	123	49	23	29	36	83·3	77·0	92·4	78·1	46·9	80·5	55·2
43	♂	175	146	106	128	132	101	128	520	365	323	102	74	132	52	25	34	40	83·4	76·0	90·4	72·5	48·0	85·0	56·0
44	♀	170	142	95	126	127	98	128	505	355	300	92	70*	128	50	22	30	35	83·5	74·7	89·4	76·0	44·0	85·7	54·6
45	♂	177	148	—	135	138	—	126	—	388	340	—	—	—	—	—	—	—	83·6	77·9	93·2	—	—	—	—
46	♂	172	144	98	121	126	100	123	506	316	314	95	70	123	50	24	34	36	83·7	73·2	87·5	73·6	48·0	94·4	56·9
47	♂	173	145	94	122	131	–	—	506	354	310	—	—	—	—	—	—	—	83·8	75·7	90·3	—	—	—	—
48	♂	181	152	103	132	135	104	134	534	366	328	100	70	143	47	25	34	40	84·0	74·5	88·8	70·0	53·1	85·0	48·9
49	♂	167	146	100	122	131	94	125	512	354	320	90	66	130	49	22	35	41	84·0	78·4	89·7	73·3	45·1	85·3	50·7
50	♀	170	143	94	123	126	93	128	504	365	310	87	66*	128	50	35	36	40	84·1	74·1	88·1	78·5	70·0	90·0	51·5
51	♂	173	146	102	132	133	—	—	518	364	325	—	—	—	—	—	—	—	84·4	76·8	91·0	—	—	—	—
52	♂	180	152	104	133	140	—	—	535	380	—	—	—	—	—	—	—	—	84·4	77·7	92·1	—	—	—	—
53	♂	187	158	105	137	127	103	130	550	384	343	93	80	138	54	21	32	42	84·5	67·9	80·3	86·0	38·8	76·1	57·9
54	♂	181	158	108	131	137	104	134	533	373	338	99	74	136	54	22	35	38	84·5	75·6	86·7	74·7	40·7	92·1	54·4
55	♀	168	142	99	130	124	96	118	505	350	318	91	68*	124	48	25	31	36	84·5	73·8	87·3	74·7*	52·0	86·1	54·8
56	♀	175	148	104	132	137	97	126	523	374	325	90	73	134	50	25	34	42	84·6	84·0	92·5	81·1	50·0	80·9	54·4
57	♂	177	150	102	124	126	97	120	520	356	310	97	75	124	58	22	38	39	84·7	71·1	84·0	77·3	37·9	97·4	60·4

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Ob:Ib
												b	h		h	b	h	b							
58	♂	176	149	98	127	133	97	128	522	368	335	96	71	130	51	22	32	36	84·7	74·4	89·2	73·9	45·0	88·8	54·6
59	♀	170	144	99	124	125	99	126	508	350	312	92	65	127	50	24	31	37	83·6	73·5	86·8	70·6	48·0	88·7	51·1
60	♀	165	140	96	126	116	95	124	492	332	303	90	62	124	49	22*	32	36	84·8	70·3	82·8	68·8	45·1*	88·8	50·0
61	♂	178	151	103	125	135	104	135	534	366	336	97	76	104	56	26	33	41	84·8	75·8	89·4	78·3	46·4	88·8	73·0
62	♀	178	151	98	129	136	103	130	522	368	330	92	72	129	54	24	32	40	84·8	76·4	90·0	78·2	44·4	80·0	58·0
63	♂	178	151	96	129	134	—	—	525	356	326	—	—	—	—	—	—	—	84·8	75·2	88·7	—	—	—	—
64	♀	166	141	94	123	130	99	128	493	345	305	90	68	122	53	26	30	36	84·9	78·3	92·1	75·5	49·0	83·3	55·7
65	♂	170	145	102	126	124	99	125	508	345	315	87	68	123	48	23	33	40	85·3	74·7	85·5	78·1	47·8	82·5	55·2
66	♂	178	152	104	130	128	94	122	522	380	330	90	77	133	52	21	35	40	85·4	71·9	84·2	85·5	40·3	87·5	57·8
67	♂	173	148	96	128	125	90	123	516	360	320	96	72	127	50	23	32	40	85·5	72·2	84·4	75·0	46·0	80·0	56·6
68	♀	167	143	95	120	124	93	123	496	346	310	90	67	123	47	23	34	35	85·6	74·2	86·7	74·4	48·9	97·1	54·4
69	♀	167	143	102	121	126	—	129	506	345	310	—	—	—	—	—	—	—	85·6	75·4	88·1	—	—	—	—
70	♀	170	146	100	132	114	94	126	512	338	310	84	70	124	50	24	34	37	85·9	67·0	78·0	83·3	48·0	91·8	56·4
71	♂	171	147	97	125	142	—	118	505	373	345	—	—	122	—	—	—	—	86·0	83·0	96·5	—	—	—	—
72	♂	180	155	100	124	131	103	140	538	360	335	—	—	140	—	—	—	—	86·1	72·7	84·5	—	—	—	—
73	♀	169	146	101	132	134	94	128	512	356	326	96	76*	139	54	23	34	42	86·4	80·2	91·7	79·1*	42·5	80·9	54·6
74	♂	177	153	104	132	134*	—	—	534	374	340	—	—	—	—	—	—	—	86·4	75·7*	87·5	—	—	—	—
75	♂	178	154	100	130	132	92	136	538	380	330	94	67*	136*	49	22	32	38	86·5	74·1	85·7	71·2*	45·1	84·2	49·2
76	♂	179	155	108	130	128	104	134	530	350	324	96	72	138	52	20	36	41	86·6	70·9	82·5	94·7	38·4	87·8	52·1
77	♀	164	142	97	121	126	102	122	490	330	315	96	70	129	46	24*	30	38	87·1	76·8	88·7	72·9	51·1*	78·9	54·2
78	♀	172	150	93	125	132	92	133	520	360	312	88	68*	129	50	22	32	39	87·2	76·7	88·0	77·2*	44·0	82·8	52·7
79	♀	172	150	102	132	132	95	115	514	366	336	94	70	122	52	20	34	38	87·2	76·7	88·0	74·4	38·4	89·4	57·3
80	♂	180	157	104	132	140	107	134	534	364	330	103	71	143	51	26	37	42	87·2	77·7	89·1	68·9	50·9	88·0	49·6
81	♀	165	144	98	125	117	93	121	495	338	303	86	60	120	43	22	32	38	87·3	70·9	81·2	69·7	51·1	84·2	50·0
82	♀	167	146	100	122	131	94	125	512	354	320	90	66	130	49	22	35	41	87·4	78·4	89·7	73·3	45·1	85·3	50·7
83	♂	185	168	106	142	139	98	140	563	394	367	103	68	144	50	29	33	40	87·6	75·1	82·7	66·0	58·0	82·5	47·2
84	♂	179	157	108	132	126	99	142	533	360	325	—	—	—	—	—	—	—	87·7	70·3	80·2	—	—	—	—
85	♂	171	150	—	128	127	99	135	526	374	325	101	76	139	53	23	36	38	87·7	74·2	84·6	75·2	43·3	94·7	54·6
86	♀	165	145	90	120	115	—	—	495	—	—	—	—	—	—	—	—	—	87·9	69·6	79·2	—	—	—	—
87	♀	168	148	100	127	120	—	125	507	348	308	—	—	—	—	—	—	—	88·1	71·4	81·0	—	—	—	—
88	♀	168	148	100	122	129	—	130	510	350	322	—	—	—	—	—	—	—	88·1	76·7	87·1	—	—	—	—
89	♀	165	147	93	128	127	—	125	500	350	324	—	—	—	—	—	—	—	89·1	76·9	86·3	—	—	—	—
90	♀	166	148	97	132	134	96	130	509	356	324	102	73	136	53	23	33	37	89·2	80·7	90·5	71·5	43·3	89·1	53·6
91	♂	178	159	105	130	129	103	132	535	358	340	96	74	132	54	20	34	37	89·3	72·4	81·1	77·0	37·0	91·8	56·0
92	♂	174	117	96	124	132	—	127	512	365	324	—	—	—	—	—	—	—	89·5	75·8	89·7	—	—	—	—
93	♀	163	146	95	123	124	97	128	498	336	310	86	70	125	51	20	33	37	89·6	76·0	84·9	81·3	39·2	89·1	56·0
94	♀	173	155	98	130	138	99	137	528	365	330	96	79	142	55	23	36	36	89·6	79·7	89·0	82·2	41·8	100·0	56·8
95	♀	164	147	98	125	124	—	124	503	360	320	—	—	—	—	—	—	—	89·6	75·6	84·3	—	—	—	—
96	♀	166	150	100	136	126	94	124	508	364	324	84	70*	129	54	24	33	35	90·4	75·9	84·0	83·3*	44·4	94·2	54·2
97	♂	174	161	101	138	134	99	130	535	368	354	88	69	135	54	22	32	37	91·4	77·0	83·2	78·4	40·7	82·1	51·1
98	Kind	166	152	106	132	128	—	—	512	358	326	—	—	—	—	—	—	—	91·6	71·0	84·2	—	—	—	—
99	♂	176	154	98	129	137	104	130	524	366	332	94	71	137	51	24	28	40	93·3	77·8	88·9	75·5	47·0	65·0	51·8

Fontanella.

Tabelle X.

1	♀	168	141	101	124	126	93	125	504	350	305	—	—	131	—	—	—	—	83·9	74·1	89·3	—	—	—	—
2	♂	190	164	102	134	140	103	133	558	405	352	96	72	130	50	24	35	42	86·3	70·0	85·3	75·0	48·0	83·8	55·3

Buchboden.

Tabelle XI.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L : B.	L : H.	B : H.	Ogi	Ni	Oi	Oh : Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♀	181	139	—	—	131	—	—	512	352	312	—	—	—	—	—	—	—	76·8	72·3	94·2	—	—	—	—
2	♂	177	137	96	122	137	101	120	514	372	330	97	65	130	50	29	34	40	77·4	77·4	100·0	67·0	58·0	85·0	50·0
3	♂	183	142	105	128	137	103	128	525	380	318	92	75	141	54	24	34	42	77·6	74·8	95·7	81·5	44·4	80·0	53·1
4	♂	179	139	95	120	128	98	122	516	365	304	90	70*	124	50	22	33	38	77·7	71·5	92·0	77·7*	44·0	86·8	56·4
5	♀	179	139	—	—	—	—	—	522	356	308	—	—	—	—	—	—	—	77·7	—	—	—	—	—	—
6	♀	180	140	—	—	124	—	—	515	360	308	—	—	—	—	—	—	—	77·8	68·8	88·5	—	—	—	—
7	♀	177	138	100	120	124	—	122	505	352	306	—	—	—	—	—	—	—	78·0	70·0	89·8	—	—	—	—
8	♂	185	147	105	128	136	102	134	537	380	324	99	76	140	52	22	37	40	79·5	73·5	92·5	76·7	42·3	92·5	54·2
9	♀	178	140	103	126	128	—	—	510	356	310	—	—	—	—	—	—	—	78·7	71·9	91·4	—	—	—	—
10	♀	180	142	—	—	—	—	—	512	360	305	—	—	—	—	—	—	—	78·9	—	—	—	—	—	—
11	♂	186	147	96	129	123	97	126	540	370	335	93	70*	131	50	26	37	39	79·0	60·7	83·6	75·2	52·0	94·8	53·4
12	♂	182	144	100	128	140	100	132	532	384	328	—	—	134	—	—	—	—	79·1	76·9	97·2	—	—	—	—
13	♂	176	140	100	123	132	100	122	510	365	305	87	72	127	52	22	35	40	79·5	75·0	94·2	82·7	42·3	87·5	56·6
14	♂	180	144	—	—	128	—	—	525	370	308	—	—	—	—	—	—	—	80·0	71·1	88·8	—	—	—	—
15	♀	170	136	95	122	127	95	109	500	355	308	87	70	—	50	24	33	40	80·0	75·2	93·3	80·4	48·0	82·5	—
16	♀	170	136	99	118	127	97	124	500	345	300	91	68	129	48	24	34	40	80·0	75·2	93·3	74·7	50·0	85·0	52·7
17	♀	176	141	101	120	130	95	120	505	356	310	90	68	122	50	23	31	38	80·1	73·8	92·1	75·5	46·0	81·5	55·7
18	♀	171	137	97	121	134	98	119	495	350	300	88	67	124	45	21	32	35	80·1	78·4	97·8	76·1	46·6	91·4	54·0
19	♂	181	145	98	128	131	100	133	526	364	312	93	67	—	50	22	32	40	80·1	72·3	90·3	72·0	44·0	80·0	—
20	♂	178	143	100	126	130	126	130	518	360	320	—	—	—	—	—	—	—	80·3	71·8	90·9	—	—	—	—
21	♀	173	140	100	123	130	100	125	508	350	304	95	68*	129	50	24	32	44	80·9	75·1	92·8	70·5*	48·0	72·7	52·7
22	♂	170	138	106	136	125	93	132	524	360	330	—	—	136	—	—	—	—	81·2	73·5	90·5	—	—	—	—
23	♀	175	143	—	—	132	—	—	507	356	310	—	—	—	—	—	—	—	81·7	75·4	92·3	—	—	—	—
24	♀	170	139	95	116	132	92	120	498	352	306	87	63*	127	44	27	30	37	81·8	77·6	94·9	72·4*	61·3	81·0	49·6
25	♂	182	149	103	127	128	100	134	528	360	318	97	77*	136	55	27	32	42	81·9	70·3	85·9	79·6*	49·0	76·1	56·6
26	♀	178	146	—	—	132	—	—	526	346	320	—	—	—	—	—	—	—	82·0	74·1	90·4	—	—	—	—
27	♂	172	141	100	128	138	—	133	526	360	340	—	—	—	—	—	—	—	82·0	80·2	97·8	—	—	—	—
28	♀	170	140	102	121	118	93	124	503	335	300	90	64	125	44	22	34	38	82·4	69·4	84·2	71·1	50·0	89·4	51·2
29	♀	173	143	100	124	130	89	118	505	372	312	88	73	128	53	23	33	38	82·7	75·1	90·9	82·9	46·0	86·8	57·0
30	Kind	164	136	92	116	127	89	114	484	350	310	89	81	108	41	20	27	32	82·9	77·4	93·3	91·0	48·7	84·3	75·0
31	♂	179	149	—	—	129	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·2	72·0	86·5	—	—	—	—
32	♂	185	154	102	124	134	102	131	535	375	334	96	76*	143	60	28	34	41	83·2	72·4	87·0	79·1	46·6	82·9	53·1
33	♂	180	150	—	—	122	—	—	535	376	324	—	—	—	—	—	—	—	83·3	67·7	80·3	—	—	—	—
34	♀	168	140	93	117	120	—	120	490	340	305	—	—	—	—	—	—	—	83·3	71·4	85·7	—	—	—	—
35	♂	180	150	105	131	140	103	128	530	382	324	94	63	135	46	27	31	42	83·3	77·7	93·3	67·0	58·6	73·8	46·6
36	♀	175	146	107	130	128	99	118	515	336	326	85	70*	136	50	22	33	39	83·4	73·1	87·6	82·3*	44·0	84·6	51·4
37	♀	170	142	95	121	123	96	133	503	346	295	93	70*	128	47	21	34	39	83·5	72·3	86·5	75·2*	44·6	87·1	54·6
38	♂	176	147	—	—	131	—	—	523	370	—	—	—	—	—	—	—	—	83·5	74·4	89·3	—	—	—	—
39	♂	177	148	100	133	128	—	132	535	365	315	—	—	—	—	—	—	—	83·6	72·3	86·5	—	—	—	—
40	♀	172	144	—	—	134	—	—	510	365	325	—	—	—	—	—	—	—	83·7	77·9	93·0	—	—	—	—
41	♂	180	151	100	128	121	92	132	530	372	326	92	70*	138	51	24	36	39	83·9	67·2	80·1	76·0*	47·0	92·3	50·7
42	♀	174	146	—	—	127	—	—	520	362	322	—	—	—	—	—	—	—	83·9	72·9	86·9	—	—	—	—
43	♀	170	143	102	128	129	99	129	504	344	314	115	71*	130	53	28	32	40	84·1	75·8	90·2	61·7*	52·8	80·0	54·6
44	♂	172	145	97	124	126	98	127	512	354	315	87	73	128	48	23	34	42	84·3	73·2	86·8	83·9	47·9	80·0	57·0
45	♀	166	140	100	120	—	—	—	515	352	306	—	—	—	—	—	—	—	84·3	—	—	—	—	—	—
46	♂	180	152	102	131	130	—	132	530	366	325	—	—	—	—	—	—	—	84·4	72·2	85·8	—	—	—	—
47	♂	188	159	99	125	141	102	137	548	385	336	97	80	142	55	22	34	41	84·6	75·0	88·6	82·4	47·9	82·9	56·3
48	♂	175	148	103	129	135	107	130	527	356	326	93	66	139	48	25	34	39	84·6	77·1	91·2	70·9	52·0	87·1	47·4
49	♀	169	143	98	124	121	94	122	500	344	310	90	64*	126	48	22	32	36	84·6	65·3	84·6	71·1*	45·8	88·8	50·7

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	h							
50	♂	176	149	—	—	132	—	—	528	364	—	—	—	—	—	—	—	—	84·7	75·0	88·5	—	—	—	—
51	♀	170	144	97	124	126	90	132	504	356	308	86	70	132	47	20	35	38	84·7	74·1	87·5	81·3	42·1	92·1	53·0
52	♀	171	145	—	—	126	—	—	517	358	316	—	—	—	—	—	—	—	84·8	73·6	86·8	—	—	—	—
53	♀	172	146	101	126	133	100	127	518	364	326	97	68	136	48	23	34	41	84·9	77·3	91·0	71·0	47·9	82·9	49·0
54	♂	187	159	103	131	138	109	147	545	375	335	72*	103	149	58	28	32	38	85·0	74·3	86·7	69·9*	48·2	84·2	69·1
55	♀	167	142	101	122	120	92	120	493	340	310	90	70	126	50	23	33	37	85·0	71·8	84·5	77·7	46·0	89·1	55·5
56	♂	175	149	99	125	125	101	132	518	348	310	97	74	132	54	25	35	43	85·1	71·4	83·8	76·2	42·6	81·3	56·0
57	♂	174	148	103	125	—	—	134	520	360	310	—	—	—	—	—	—	—	85·1	—	—	—	—	—	—
58	♀	172	147	96	134	130	—	—	510	362	—	—	—	—	—	—	—	—	85·5	75·5	88·4	—	—	—	—
59	♂	179	153	98	131	140	100	130	534	376	330	95	71	132	53	24	34	38	85·5	78·2	91·4	74·7	45·2	89·4	53·7
60	♂	174	149	102	123	130	98	136	516	364	324	93	77	138	53	26	34	43	85·6	74·7	87·2	82·7	49·0	79·0	55·7
61	♀	169	145	106	131	120	—	124	507	345	310	—	—	—	—	—	—	—	85·8	71·6	82·7	—	—	—	—
62	♀	170	146	103	127	135	100	124	508	355	320	86	66	124	50	20	34	39	85·9	79·4	92·4	76·7	40·0	87·1	53·2
63	♀	172	148	93	122	117	—	—	505	352	325	—	—	122	—	—	—	—	86·0	68·0	79·0	—	—	—	—
64	♀	178	153	—	—	130	—	—	518	355	—	—	—	—	—	—	—	—	86·0	73·0	84·9	—	—	—	—
65	♀	164	141	94	120	123	90	121	495	350	320	88	67	125	50	24	32	35	86·0	75·0	87·3	76·4	48·0	91·4	53·6
66	♀	166	143	93	116	124	93	114	483	342	395	80	68	120	50	20	32	36	86·1	74·6	86·6	85·0	40·0	88·8	56·6
67	♂	171	148	98	132	136	104	129	512	350	322	89	80	154	54	24	34	40	86·5	79·5	91·8	80·8	44·4	85·0	51·9
68	♂	179	155	—	—	143	—	—	538	388	340	—	—	—	—	—	—	—	86·6	79·8	92·2	—	—	—	—
69	♀	172	149	100	126	128	94	133	518	362	320	90	70	129	52	25	38	40	86·6	74·4	85·9	77·7	48·0	95·0	54·2
70	♀	166	144	95	118	124	97	118	486	336	300	87	68*	120	50	22	33	37	86·7	74·6	86·1	78·1*	44·0	89·1	56·6
71	♂	174	151	100	133	120	99	123	520	350	325	89	72	124	52	21	32	39	86·8	68·9	79·4	80·8	40·3	82·0	58·0
72	♂	175	152	101	129	130	99	126	515	355	324	99	73	134	49	21	34	42	86·9	74·2	85·5	73·7	42·8	80·0	54·4
73	♂	177	154	106	138	133	—	—	514	365	332	—	—	—	—	—	—	—	87·0	75·1	86·3	—	—	—	—
74	♀	171	147	97	125	134	99	125	520	355	320	93	72	130	54	26	33	40	87·1	78·3	91·1	77·4	48·1	82·5	53·8
75	♂	178	155	—	—	116	—	—	538	368	320	—	—	—	—	—	—	—	87·1	65·1	74·8	—	—	—	—
76	♂	174	152	—	—	131	—	—	526	—	—	—	—	—	—	—	—	—	87·4	75·1	86·1	—	—	—	—
77	♀	168	148	97	127	127	92	126	500	348	322	90	72*	131	50	20	35	38	87·6	75·5	85·8	80·0*	40·0	92·1	54·9
78	♀	170	149	95	127	126	96	126	510	350	320	87	72	128	52	20	33	36	87·6	74·1	84·5	82·7	38·4	91·6	56·2
79	♀	164	144	92	121	124	93	120	486	345	315	—	—	117	—	—	—	—	87·8	75·6	86·1	—	—	—	—
80	♂	172	151	—	—	—	—	—	—	365	—	—	—	—	—	—	—	—	87·8	—	—	—	—	—	—
81	♀	165	145	—	—	127	—	—	498	350	325	—	—	—	—	—	—	—	87·9	76·9	87·5	—	—	—	—
82	♂	173	152	100	135	130	93	127	525	380	330	84	70	131	52	24	34	37	87·9	75·1	85·5	83·3	46·1	91·8	53·4
83	♀	165	145	—	—	117	—	—	504	340	320	—	—	—	—	—	—	—	87·9	70·9	80·6	—	—	—	—
84	Kind	157	139	—	—	129	—	—	480	360	317	—	—	—	—	—	—	—	88·5	82·2	92·8	—	—	—	—
85	♀	167	148	102	132	127	—	—	530	382	330	—	—	—	—	—	—	—	88·6	76·0	85·8	—	—	—	—
86	Kind	166	147	92	126	124	93	122	503	342	315	87	65	120	50	19	32	35	88·6	74·6	84·3	74·7	34·0	91·4	54·1
87	♂	175	150	103	136	131	94	128	526	366	324	100	78	133	56	23	37	40	88·7	74·8	87·3	78·0	41·0	92·5	58·6
88	♂	167	149	—	—	124	—	—	503	355	330	—	—	—	—	—	—	—	89·2	74·2	83·2	—	—	—	—
89	♀	158	141	—	—	122	—	—	480	334	312	—	—	—	—	—	—	—	89·2	77·2	83·6	—	—	—	—
90	♂	170	152	102	134	136	100	133	518	362	325	90	74	140	59	23	34	40	89·4	80·0	89·4	82·2	38·9	85·0	52·8
91	♂	171	153	97	127	127	—	122	515	350	335	—	—	—	—	—	—	—	89·5	74·2	83·0	—	—	—	—
92	Kind	164	147	98	121	126	92	124	500	346	324	95	67	130	49	23	34	38	89·6	76·8	85·7	70·5	46·9	89·4	51·5
93	♂	168	151	101	131	130	—	137	515	355	322	—	—	—	—	—	—	—	89·9	77·3	86·7	—	—	—	—
94	♀	170	153	93	125	125	—	129	512	356	325	—	—	—	—	—	—	—	90·0	73·5	81·6	—	—	—	—
95	♀	169	153	—	—	122	—	—	508	350	310	—	—	—	—	—	—	—	90·5	72·1	79·7	—	—	—	—
96	♂	170	154	98	130	130	94	127	520	356	330	90	72	130	54	22	35	38	90·6	76·4	84·4	80·0	40·7	92·1	55·3
97	♀	173	157	100	122	120	—	—	508	335	322	—	—	—	—	—	—	—	90·7	69·3	76·4	—	—	—	—
98	♀	174	159	94	123	122	—	122	505	345	305	—	—	—	—	—	—	—	91·4	70·1	76·7	—	—	—	—
99	♀	167	153	99	—	125	90	128	512	355	326	86	68*	128	50	23	38	39	91·6	74·8	81·6	79·0*	46·0	97·4	53·1
100	♂	166	154	103	132	123	—	—	505	355	—	—	—	—	—	—	—	—	92·8	74·0	79·8	—	—	—	—

Uebersachsen.

Tabelle XII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N b	N h	O h	O b	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Ob:Ib
1	♂	192	138	104	133	134	103	137	550	390	326	92	82	138	52	24	38	40	71·9	69·7	97·1	89·1	46·1	95·0	59·4
2	♂	190	141	100	123	135	98	120	532	395	326	95	75	127	53	23	34	40	74·2	74·7	98·9	78·9	43·3	85·0	59·0
3	♂	188	141	106	127	132	104	124	527	375	323	108	80	135	60	30	40	44	75·0	70·2	94·3	74·0	50·0	90·9	59·2
4	♀	169	137	96	120	128	93	114	490	354	308	—	—	177	—	—	—	—	75·1	75·7	93·5	—	—	—	—
5	♀?	176	154	98	125	119	—	122	514	360	315	—	—	—	—	—	—	—	76·1	67·6	77·2	—	—	—	—
6	♂	186	142	107	128	136	138	135	538	380	345	90	78	138	54	24	38	44	76·3	73·1	95·7	86·6	44·4	86·3	56·5
7	♀?	174	133	90	113	124	93	115	487	344	336	79	59	110	41	18	36	31	76·4	71·2	93·2	74·7	43·9	86·1	53·6
8	♀?	172	132	93	118	126	96	125	508	357	320	96	62	133	45	26	32	40	76·7	73·6	95·4	81·5	57·7	80·0	46·6
9	♂	187	144	93	124	143	104	124	530	400	330	94	70	124	50	24	32	36	77·0	76·4	99·3	74·4	48·0	88·8	56·4
10	♂	188	146	102	128	155	107	127	530	383	315	98	78	123	52	25	32	36	77·6	82·4	94·1	79·5	48·0	88·8	63·4
11	♂	186	138	96	118	124	102	122	502	344	300	—	—	—	—	—	—	—	78·4	66·6	82·6	—	—	—	—
12	♂	190	150	104	136	138	107	130	551	400	340	94	76	137	58	25	36	40	78·9	72·6	92·0	80·8	43·1	90·0	55·4
13	♂	180	142	95	121	128	97	128	518	370	308	92	76	175	54	22	37	38	78·9	71·1	90·1	82·3	40·7	97·3	43·4
14	♀	176	139	96	118	119	91	123	507	360	300	90	70	120	50	23	32	38	79·0	67·6	85·6	77·7	46·0	84·2	58·3
15	♂?	180	143	100	124	130	100	124	508	360	315	92	76*	130	52	39	39	40	79·4	72·2	90·9	82·3	—	97·5	58·4
16	♂	189	150	100	128	133	103	126	540	385	330	105	77	136*	56	22	32	40	79·4	70·3	88·3	73·3	39·2	80·0	56·6
17	♂?	180	143	96	126	125	96	—	520	368	—	—	—	—	—	—	—	—	79·4	71·3	87·4	—	—	—	—
18	♂	186	148	100	138	135	103	120	535	370	332	87	77	126	56	22	23	36	79·6	72·5	91·2	88·5	39·2	—	61·1
19	♀	177	141	103	123	124	98	127	504	356	310	90	72	125	52	24	37	37	79·7	70·0	87·9	80·0	44·2	100·0	57·6
20	♀?	177	151	94	132	—	—	130	532	380	334	—	—	—	—	—	—	—	79·7	—	—	—	—	—	—
21	♀	172	137	98	123	120	98	119	498	348	300	86	62*	120	42	24	32	43	79·7	69·7	87·5	72·0	57·1	94·1	51·6
22	♀	178	142	98	124	134	107	121	515	364	316	84	70	127	64	24	32	38	79·8	75·2	94·3	83·3	37·5	84·2	55·1
23	♀	170	136	94	117	127	96	122	596	360	294	87	70	126	50	23	32	40	80·0	74·7	93·3	80·4	46·0	80·0	55·5
24	♂	190	152	103	130	132	102	127	543	385	330	94	78	134	60	24	38	41	80·0	69·4	86·8	82·9	60·0	97·6	58·2
25	♂	185	148	98	132	142	107	123	534	387	355	100	76*	137	50	27	32	38	80·0	76·7	95·9	67·0	54·0	84·2	48·9
26	♂	177	142	98	122	126	100	127	516	364	310	90	73	121	52	26	34	36	80·2	71·2	88·7	81·1	50·0	94·7	60·3
27	♂	182	176	102	126	132	108	128	525	364	325	—	—	—	—	—	—	—	80·2	71·9	75·0	—	—	—	—
28	♂?	178	143	97	126	138	102	124	524	370	325	92	70	130	50	24	32	35	80·3	78·0	96·5	76·0	48·0	91·4	53·8
29	♂	188	151	104	131	132	108	126	548	390	326	98	70	134	50	25	32	42	80·3	70·2	87·4	71·4	50·0	76·1	52·2
30	♂	180	145	104	128	131	101	127	528	364	328	94	82	134	58	26	40	36	80·5	72·7	90·3	78·2	44·8	90·0	61·1
31	♂	180	145	102	124	136	138	132	521	362	315	104	93	130	74	24	32	37	80·5	75·5*	93·7	89·4	32·4	86·7	71·5
32	♀	174	140	94	126	126	—	118	504	370	318	—	—	—	—	—	—	—	80·5	72·3	90·0	—	—	—	—
33	♀	175	141	97	121	126	95	126	504	366	315	—	—	—	—	—	—	—	80·6	72·0	89·3	—	—	—	—
34	♂	186	180	104	138	141	106	136	550	390	355	95	78	143	54	25	37	42	80·6	75·8	78·3	82·1	46·2	78·0	54·5
35	♂	182	147	100	128	129	104	133	538	374	328	97	74	136	53	23	33	39	80·8	70·8	87·7	76·3	34·3	84·6	54·4
36	♂	174	141	102	122	123	—	—	503	334	305	—	—	—	—	—	—	—	81·0	70·6	87·2	—	—	—	—
37	♂	179	145	109	125	118	96	128	523	355	300	84	72*	122	52	23	35	37	81·0	65·9	81·3	87·8	45·3	94·5	58·0
38	♂	184	149	104	132	130	98	130	534	372	320	92	70	132	45	24*	35	40	81·0	71·1	80·5	76·0	53·3	87·5	53·0
39	♂	182	148	—	132	130	—	122	—	364*	325	—	—	—	—	—	—	—	81·3	71·4	81·0	—	—	—	—
40	♀	172	140	92	115	128	94	119	590	358	308	78	65	125	46	24	32	39	81·4	74·4	91·4	83·3	52·1	82·0	52·0
41	♂	172	140	96	120	131	96	121	505	354	315	—	—	—	—	—	—	—	81·4	76·1	93·5	—	—	—	—
42	♀?	172	140	92	118	122	90	126	503	364	310	—	—	—	—	—	—	—	81·4	70·9	87·1	—	—	—	—
43	♂	184	150	98	127	132	98	127	538	385	336	—	—	131	—	—	—	—	81·5	71·7	88·0	—	—	—	—
44	♀	163	132	92	118	119	95	115	584	340	300	—	—	—	—	—	—	—	81·5	75·0	90·1	—	—	—	—
45	♂	185	151	92	123	130*	—	—	534	380	—	—	—	—	—	—	—	—	81·6	70·2	86·0	—	—	—	—
46	♀	171	140	88	117	126	92	—	490	356	—	79	59	106*	44	20	30	34	81·9	73·6	90·0	74·6	45·4	88·2	55·6
47	♂	188	154	102	136	130	—	127	550	400	340	—	—	—	—	—	—	—	81·9	69·1	84·4	—	—	—	—
48	♀	172	141	98	123	140	—	124	506	365	318	—	—	—	—	—	—	—	82·0	81·3	99·3	—	—	—	—
49	♂	178	146	98	118	126	92	125	514	370	310	88	70	120	51	22	34	38	82·0	70·7	86·2	79·5	43·1	79·4	58·3

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Ob:Ib
												b	h		h	b	h	b							
50	♀	173	142	96	121	120	—	—	560	360*	—	—	—	-	—	—	—	—	82·1	69·4	85·9	—	—	—	—
51	♀	174	143	99	120	132	100	128	504	358	310	93	68	132	50	22	30	31	82·2	75·8	92·3	73·1	44·0	96·7	51·5
52	♀	170	142	100	125	123	94	124	509	350	314	—	—	—	—	—	—	—	82·4	72·3	86·6	—	—	—	—
53	♀	178	147	100	132	129	94	119	524	380	334	93	70	—	51	26	34	38	82·6	72·4	82·7	75·2	50·9	89·4	—
54	♀?	178	147	103	131	125	97	128	526	365	320	93	74	127	52	27	35	40	82·6	70·2	85·0	79·0	51·9	87·5	58·2
55	♂	186	184	96	128	129	95	123	548	394	340	—	—	126	—	—	—	—	82·8	69·3	83·7	—	—	—	—
56	♂	176	146	99	124	132	100	128	518	362	322	90	70	135	50	27	38	40	83·0	75·0	90·2	77·7	54·0	95·0	51·8
57	♂	182	151	102	125	130	100	130	528	362	314	—	—	134	—	—	—	—	83·0	72·1	86·0	—	—	—	—
58	♂	178	148	97	132	130	101	132	520	362	314	94	74	131	48	28	33	40	83·1	73·0	81·0	78·7	58·3	82·5	56·4
59	♂	183	152	102	124	136	98	134	538	385	334	96	75	134	52	22	32	40	83·1	74·3	89·4	78·1	42·3	80·0	55·9
60	♀	173	144	100	133	124	90	120	514	360	323	—	—	122	-	—	—	—	83·2	71·6	86·1	—	—	—	—
61	♂	180	150	107	127	143	112	146	555	390	335	102	78	141	86	26	38	40	83·3	79·4	95·3	76·4	30·2	95·0	55·3
62	♀?	164	132	88	100	125	96	118	482	332	300	89	70	120	47	23	32	37	83·5	76·2	94·6	78·6	48·9	86·4	58·3
63	♀?	184	154	97	130	133	101	125	540	380	336	88	70	130	54	20	35	42	83·7	72·2	86·3	79·5	37·0	59·5	53·8
64	♀	173	145	93	122	132	96	125	508	360	323	90	60	125	41	24	31	38	83·8	76·3	91·0	66·6	58·3	81·5	48·0
65	♀	162	136	90	108	120	90	107	468	329	297	77	52	106	40	20	34	31	83·9	74·0	88·2	67·5	50·0	91·1	49·0
66	♀	168	141	97	124	128	98	126	500	350	306	89	60	120	48	22	32	39	83·9	76·1	90·7	74·1	45·8	82·0	55·0
67	♀	174	146	96	124	129	93	119	508	365	318	86	64	120	47	27	32	39	83·9	74·1	88·5	74·4	57·4	82·0	53·3
68	♀?	175	147	99	126	120	93	123	522	355	315	90	73	124	51	29	35	38	84·0	68·5	81·6	75·2	56·8	92·1	58·8
69	♀	167	141	94	122	128	—	123	500	348	316	—	—	—	—	—	—	—	84·4	76·5	90·7	—	—	—	—
70	♀?	167	141	96	122	121	92	126	508	345	325	—	—	—	—	—	—	—	84·4	78·4	85·8	—	—	—	—
71	♀?	177	150	109	128	131	98	134	538	370	325	—	—	—	—	—	—	—	84·7	74·0	87·3	—	—	—	—
72	♂	177	150	108	135	141	102	130	530	378	330	88	74	128	53	24	34	37	84·7	79·6	94·0	84·0	45·2	91·8	57·8
73	♂	170	144	107	131	126	99	129	508	342	320	90	70*	126	49	24	32	41	84·7	74·1	86·8	77·7	48·8	78·0	55·5
74	♂	184	156	98	130	128	102	135	544	370	335	—	—	—	—	—	—	—	84·8	69·5	82·0	—	—	—	—
75	♂	178	151	104	132	123	100	129	525	365	326	90	70	128	50*	26	38	44	84·8	69·1	81·4	77·7	52·0	86·3	54·6
76	♂	186	158	101	104	137	105	135	548	398	345	92	80	139	57	23	36	39	84·9	73·6	86·7	86·9	40·3	92·3	57·5
77	♀	166	141	96	124	121	86	113	495	354	315	—	—	—	—	—	—	—	84·9	72·9	85·8	—	—	—	—
78	♀	176	150	98	131	117	97	123	524	370	310	88	70	122	50	20	33	36	85·2*	66·4	78·0	79·5	40·0	91·6	58·3
79	♀	176	150	102	134	130	92	131	522	380	334	—	—	—	—	—	—	—	85·2	73·8	86·6	—	—	—	—
80	♂	170	145	101	122	126	92	126	508	350	310	89	70	127	50	22	30	37	85·3	74·1	84·1	78·6	44·0	81·0	55·1
81	♂	170	145	100	126	124	100	120	496	346	310	—	—	125	—	—	-	—	85·3	72·9	85·5	—	-	—	—
82	♂	173	148	100	126	133	98	126	512	365	316	89	72*	127	51	23	31	36	85·5	76·8	89·8	80·9	45·2	86·1	56·6
83	♀	179	154	108	128	137	104	102	504	378	318	96	83	113	66*	22	31	37	86·0	76·5	88·9	86·4	33·3	88·7	73·4
84	♂	178	150	102	136	128	94	128	525	363	320	—	—	—	—	—	—	—	86·0	71·9	85·3	—	—	—	—
85	♂?	166	143	102	123	122	96	124	496	345	300	86	62	125	42	25	33	36	86·1	73·7	85·3	72·0	59·5	88·8	49·6
86	♂	173	150	99	123	125	96	125	512	362	300	85	80	128	58	18	36	40	86·7	72·2	83·3	94·1	33·3	90·0	62·5
87	♀?	165	143	89	114	127	97	125	487	340	293	89	69	121	50	24	34	35	86·7	76·9	88·8	77·5	48·0	97·1	57·0
88	♂	180	156	102	134	124	94	134	535	365	320	—	—	-	-	—	—	—	86·7	68·8	78·7	—	—	—	—
89	♀?	174	151	92	124	128	96	134	518	365	325	—	—	—	—	—	—	—	86·8	73·5	84·7	—	—	—	—
90	♀	161	140	95	120	126	94	118	502	340	335	—	—	—	-	—	—	—	87·0	78·2	90·0	—	-	—	-
91	♀?	170	148	97	130	122	90	125	510	365	320	-	—	124	—	—	-	—	87·1	71·7	82·4	—	—	—	—
92	♂	172	142	96	121	128	96	130	520	360	318	—	—	—	—	—	—	—	87·2	74·1	90·1	—	—	—	—
93	♀?	165	144	93	125	123	90	113	495	350	320	81	58	118	44	21	38	35	87·3	74·5	85·4	71·6	47·7	92·1	49·1
94	♂	171	150	95	121	125	102	130	508	345	315	—	—	—	—	—	—	—	87·7	73·0	83·3	-	-	—	—
95	♂?	165	145	96	120	132	97	117	488	354	314	82	68	114	48	22	33	37	87·9	80·0	91·0	82·9	45·8	89·1	59·6
96	♀?	175	154	98	130	130	94	124	523	370	328	81	66	128	50	22	31	36	88·0	74·2	84·4	81·4	44·0	86·1	51·5
97	♂	170	150	92	122	126	90	130	512	355	320	85	63	130	46	23	33	35	88·2	74·1	84·0	74·1	50·0	94·2	48·4
98	♂?	170	150	110	135	129	89	138	520	365	325	97	72	130	54	30	37	41	88·2	75·8	86·0	75·2	55·5	90·2	55·3
99	♂	170	150	102	131	133	92	128	524	370	322	—	—	—			—	—	88·2	78·2	88·3	-			—

		L	B	Sb	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
100	♂	174	155	97	131	120	95	130	530	364	334	—	—	—	—	—	—	—	89·1	68·9	70·9	—	—	—	—
101	♂	170	153	102	135	134	100	128	516	365	334	—	—	132	—	—	—	—	90·0	78·8	87·5	—	—	—	—
102	♀?	165	160	96	139	122	—	—	535	370	315	—	—	—	—	—	—	—	90·3	73·9	76·2	—	—	—	—
103	♂	172	156	102	127	123	96	128	520	350	312	—	—	—	—	—	—	—	90·7	71·5	78·8	—	—	—	—
104	♂?	170	159	108	142	138	92	131	533	370	340	92	73	141	52	24	38	38	91·2	81·1	89·3	79·3	46·1	100·0	51·7
105	Kind	150	139	80	113	—	—	102	480	347	323	66	49	96	33	15	32	30	92·6	—	—	74·2	45·4	93·7	51·0

Nofels.

Tabelle XIII.

1	♂	186	141	92	120	138	100	125	518	372	320	96	67*	130	47	28	31	37	75·8	74·1	97·8	69·7*	59·7	83·7	51·5
2	♀	180	140	104	128	120	104	123	500	345	320	—	—	—	—	—	—	—	77·8	66·6	85·7	—	—	—	—
3	♂	165	130	88	109	131	90	102	469	350	290	78	60	100	42	24	31	36	78·8	79·3	92·8	76·9	57·1	86·1	60·0
4	♂	182	144	104	128	120	100	128	494	352	323	97	74	140	53	24	33	40	79·1	65·9	83·3	76·2	45·2	82·5	52·8
5	Kind	177	140	97	120	132	—	121	505	345	300	—	—	—	—	—	—	—	79·1	74·5	94·2	—	—	—	—
6	♂	180	143	100	126	131	—	122	523	375	325	—	—	—	—	—	—	—	79·4	72·7	91·6	—	—	—	—
7	♂	178	142	98	126	128	—	126	520	370	320	—	—	—	—	—	—	—	79·8	71·9	90·1	—	—	—	—
8	♂	186	149	107	129	133	108	127	537	365	330	99	80	135	56	24	34	42	80·1	71·4	86·5	80·9	42·8	80·9	59·2
9	♂	190	153	110	138	130	102	138	551	378	330	100	70*	141	48	26	32	38	80·5	68·4	84·9	70·0*	54·1	84·2	49·6
10	♂	174	141	92	126	144	100	122	509	368	365	89	71	122	50	26	33	36	81·0	82·7	97·9	79·7	52·0	91·6	58·1
11	♂	161	131	92	115	128	—	106	480	352	310	—	—	—	—	—	—	—	81·4	79·5	97·6	—	—	—	—
12	♂	173	141	95	126	131	—	116	500	358	320	—	—	—	—	—	—	—	81·5	75·7	92·1	—	—	—	—
13	♂	174	142	94	125	130	98	125	509	350	307	92	64	126	46	26	32	42	81·6	74·7	91·5	69·5	56·4	76·1	50·7
14	♂	179	146	104	137	131	101	126	530	368	324	93	71	132	53	25	36	39	81·6	73·1	89·7	76·3	46·9	92·3	53·7
15	♂	175	143	96	122	112	—	124	512	315	308	86	70*	122	42	24	32	38	81·7	65·7	78·3	81·3	57·9	84·2	57·3
16	♀	171	140	97	123	120	95	126	500	345	310	100	71*	130	51	26	34	38	81·9	70·1	85·7	71·0	50·9	89·4	54·6
17	♀	171	140	97	116	126	88	124	502*	365	310	—	—	—	—	—	—	—	81·9	73·6	90·0	—	—	—	—
18	♂	171	140	96	121	127	98	121	504	345	300	87	71	120	49	22	36	40	81·9	74·2	90·7	81·6	44·8	90·0	59·1
19	♂	172	141	97	125	129	—	123	505	355	310	—	—	—	—	—	—	—	82·0	75·0	91·4	—	—	—	—
20	♂	180	148	94	133	140	98	126	529	380	325	88	71*	127	52	26	30	38	82·2	77·7	94·5	80·6	50·0	78·9	55·9
21	♂	182	150	98	121	138	105	130	527	365	337	97	76	138	52	28	33	38	82·4	75·8	92·0	78·3	55·7	86·8	55·0
22	Kind	170	140	96	125	129	97	118	494	355	310*	90	60*	125	44	26	38	36	82·4	75·8	92·1	66·6	59·0	94·7	48·0
23	♂	170	140	95	119	121	—	123	494	350	310	—	—	—	—	—	—	—	82·4	71·1	86·4	—	—	—	—
24	♂	177	146	106	132	130	101	127	528	367	325	95	71	133	51	26	32	39	82·5	73·4	89·0	74·7	50·9	82·0	53·3
25	♂	178	147	106	137	134	102	140	515	350	325	91	74	140	57	24	35	42	82·6	75·2	91·1	81·2	42·1	83·3	52·8
26	♀	191	158	98	128	126	96	139	553	385	332	91	74	137	52	22	33	38	82·7	65·9	79·9	81·2	42·3	86·8	57·6
27	♂	180	149	90	121	133	95	129	524	367	325	91	73*	123	48	22	38	40	82·8	73·8	89·2	80·2*	45·8	95·0	59·3
28	♂	170	141	98	126	131	—	118	498	345	310	—	—	—	—	—	—	—	82·9	77·0	92·1	—	—	—	—
29	♂	177	147	94	127	132	97	122	512	365	320	94	70	124	51	24	34	39	83·0	74·5	89·7	74·4	47·0	87·1	56·4
30	Kind	174	145	97	128	132	—	122	513	365	326	—	—	—	—	—	—	—	83·3	75·8	91·0	—	—	—	—
31	♂	192	160	107	141	144	109	137	565	395	360	98	80	141	52	21	37	43	83·3	75·0	90·0	81·6	40·3	86·0	56·7
32	♂	168	140	95	118	124	123	124	498	352	310	99	66	123	48	24	32	36	83·3	73·8	88·5	66·6	50·0	88·8	53·6
33	♂	174	145	98	120	126	92	125	512	360	310	84	91	124	46	22	34	40	83·3	72·4	86·8	92·3	47·7	85·0	73·3
34	♂	178	149	99	126	138	98	130	522	375	335	105	76*	138	54	26	35	42	83·7	77·5	92·6	72·3*	48·1	83·3	55·0*
35	♂	166	139	93	117	126	94	124	484	342	305	92	66	126	44	26	31	36	83·7	75·9	90·6	71·7	59·0	86·1	52·3
36	♂	172	144	100	126	125	—	126	510	375	320	—	—	—	—	—	—	—	83·7	72·6	86·8	—	—	—	—
37	Kind	172	144	94	122	131	94	120	508	368	315	87	62	112	45	23	30	36	83·7	76·1	99·7	71·2	57·7	83·3	55·3
38	♂	180	151	100	125	134	98	132	534	375	335	93	78	138	58	22	33	48	83·9	74·8	87·4	83·8	37·9	68·9	56·5

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Eb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Ob:Ib
												b	h		h	b	h	b							
39	♂	174	146	96	124	128	102	128	505	345	300	94	61*	134	50	24	28	38	83·9	74·1	82·1	64·8	48·6	73·6	45·5
40	♂	175	147	102	130	140	102	127	521	363	330	97	70	130	50	24	34	44	84·0	80·0	95·2	72·1	48·0	77·2	53·8
41	♂	176	148	98	131	129	102	131	519	352	320	95	67	137	49	26	30	36	84·1	72·7	87·1	70·5	53·0	83·3	48·9
42	♀	170	143	97	127	130	98	120	500	348	310	86	79	127	51*	26	34	38	84·1	76·4	96·5	91·8	50·9*	89·4	62·2
43	♀	180	152	98	138	143	—	—	523	383	345	—	—	—	—	—	—	—	84·4	79·4	94·0	—	—	—	—
44	♀	174	147	101	134	139	100	125	526	375	334	98	71	133	50	22	34	40	84·5	85·0	94·5	72·4	44·0	85·0	53·3
45	♂	174	148	101	127	120	—	134	508	—	317	97	73	137	56	24	35	40	84·6	68·9	81·0	75·2	42·8	87·5	53·2
46	♂	175	148	95	129	134	102	124	513	368	338	89	72	128	55	21	32	38	84·6	76·5	91·2	80·8	38·1	84·2	56·2
47	Kind	170	144	104	130	130	97	126	510	348	305	90	70*	127*	50	26	35	36	84·7	76·4	90·2	77·7*	52·0	97·2	55·1
48	♂	180	153	108	137	136	100	137	533	375	335	98	74	137	54	29	32	36	85·0	75·5	88·8	75·5	56·8	88·8	54·0
49	♂	180	153	107	138	134	98	133	540	373	330	96	77	139	52	28	34	43	85·0	74·4	87·5	80·2	55·7	79·0	55·3
50	♂	174	148	91	131	140	95	127	521	375	324	95	72	135	52	23	34	40	85·1	80·4	94·5	74·7	49·2	85·0	53·3
51	♂	178	152	107	136	124	—	132	476	338	310	—	—	—	—	—	—	—	85·4	69·6	81·5	—	—	—	—
52	♂	178	152	101	129	139	99	134	513	365	326	101	74	147	50	22	34	42	85·4	73·0	91·4	73·2	44·0	80·9	50·3
53	♂	172	147	98	126	130	96	131	512	360	323*	92	71*	126	52	21*	33	37	85·5	75·5	88·4	77·1*	40·3*	89·1	56·3
54	♂	170	146	99	130	127	93	128	510	355	325	87	67	128	49	22	33	35	85·9	74·7	86·9	77·0	44·8	94·2	52·3
55	♀	167	143	93	121	139	96	124	487	350	340	92	64	—	46	22	30	37	85·6	83·5	97·2	69·5	47·8	81·0	—
56	♂	177	152	97	127	127	—	131	525	375	325	—	—	—	—	—	—	—	85·9	71·7	83·5	—	—	—	—
57	♀	168	144	90	127	123	—	117	500	367	322	—	—	—	—	—	—	—	85·7	73·2	85·4	—	—	—	—
58	♀	176	151	95	131	120	—	132	523	367	340	92	68	132	50	22	32	40	85·8	68·1	79·4	73·9	44·0	80·0	51·5
59	♂	154	132	91	115	121	80	108	530	368	324	—	—	104	—	—	—	—	85·8	77·8	92·4	—	—	—	—
60	♀	182	156	103	135	131	—	122	540	372	352	—	—	—	—	—	—	—	85·9	71·9	83·9	—	—	—	—
61	Kind	171	147	106	128	124	—	120	507	342	310	—	—	—	—	—	—	—	86·0	72·5	84·3	—	—	—	—
62	♂	151	130	99	117	112	—	109	452	323*	295	85	58	119	40	26	29	34	86·1	74·1	86·1	68·2	65·0	85·2	48·7
63	♂	173	149	97	130	127	97	130	508	351	325	90	68*	136	51	25	32	40	86·1	73·4	85·2	75·5	49·0	80·0	49·0
64	♀	174	152	96	124	136	92	127	512	350	330	90	68	128	48	24	36	40	86·2	78·1	89·4	75·5	50·0	90·0	53·1
65	♂	174	150	98	127	126	—	127	523	370	325	—	—	—	—	—	—	—	86·2	72·9	84·0	—	—	—	—
66	♀	170	147	95	124	132	100	140	510	347	315	98	74	142	52	26	32	41	86·5	77·6	89·7	75·5	50·0	78·0	59·6
67	♀	180	156	106	137	138	106	132	543	343	340	90	67*	133	53	25	37	42	86·7	76·6	88·4	74·4	46·9	88·0	50·3
68	♀	166	144	100	128	139	91	119	518	372	325	82	63	121	43	25	34	36	86·7	83·7	90·9	76·7	58·1	94·4	52·0
69	♂	182	158	102	136	130	—	128	544	375	350	—	—	—	—	—	—	—	86·8	71·4	82·2	—	—	—	—
70	♂	168	146	101	120	133	91	117	505	361	337	80	56*	112	40	22	30	34	86·9	79·0	91·0	70·0*	55·0	88·2	50·0
71	♀	164	144	98	127	125	—	128	540	382	320		—	—	—	—	—	—	87·0	76·2	86·8	—	—	—	—
72	♂	179	157	107	140	140	—	140	537	375	350	—	—	—	—	—	—	—	87·2	78·2	95·5	—	—	—	—
73	♂	182	158	106	140	129	98	138	545	378	340	94	69	137	49	26	30	38	87·3	70·8	81·6	73·4	53·0	78·9	50·3
74	♂	175	153	99	121	128	91	130	521	364	320	91	70	130	52	24	34	38	87·4	73·1	83·6	76·9	46·1	89·4	53·8
75	♀	176	154	98	126	129	—	126	514	366	325	—	—	—	—	—	—	—	87·5	73·2	83·6	—	—	—	—
76	♂	169	148	96	124	134	95	128	506	357	322		—	126	—	—	—	—	87·6	79·2	90·5	—	—	—	—
77	♀	170	149	106	134	120	—	123	510	340	330	—	—	—	—	—	—	—	87·6	70·5	80·5	—	—	—	—
78	♂	171	150	96	129	131	106	138	520	360	325	106	74	138	52	24	25	40	87·7	76·6	94·0	69·8	46·1	62·5	53·6
79	♂	169	147	107	129	132	94	130	510	355	323*	94	78*	128	54	24	38	38	87·9	78·1	89·7	82·9*	44·4	100·0	60·9
80	♂	177	156	96	133	135	—	134	519	370	342	—	—	—	—	—	—	—	88·1	76·2	86·5	—	—	—	—
81	♂	169	149	96	125	123	92	128	509	355	322	96	75	128	53	28	34	36	88·2	72·7	82·5	78·1	52·8	94·4	58·5
82	♀	158	140	97	120	123	88	106	565	395	360	80	54*	110	40	20	31	33	88·6	77·8	87·8	67·5	50·0	93·3	49·0
83	♀	175	155	101	135	142	—	—	535	378	—	—	—	—	—	—	—	—	88·6	81·1	91·6	—	—	—	—
84	♀	175	150	97	131	124	97	128	523	357	338	98	72	130	51	26	34	39	88·7	76·8	82·6	73·4	50·9	87·1	55·3
85	kind	160	142	94	124	119	88	120	518	331	303	88	64	121	47	24	34	34	88·7	74·3	83·8	72·7	51·0	100·0	52·8
86	♀?	170	151	97	126	129	—	134	512	347	313	—	—	—	—	—	—	—	88·8	75·8	84·7	—	—	—	—
87	♂	176	157	103	137	134	—	133	540	378	330	—	—	—	—	—	—	—	89·2	76·1	85·3	—	—	—	—
88	♂	168	150	94	128	136	—	—	553	385	332	—	—	—	—	—	—	—	89·3	80·9	90·6	—	—	—	—

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
89	♂	170	152	100	132	135	—	130	517	354*	350	—	—	—	—	—	—	—	89·4	79·4	88·8	—	—	—	—
90	♂	164	144	92	126	128	—	124	471	352	330	—	—	—	—	—	—	—	89·6	78·0	88·8	—	—	—	—
91	♂	166	150	102	129	135	94	122	505	358	352	101	68	131	50	36	33	38	90·4	81·3	90·0	67·3	70·0	86·8	51·9
92	♂	169	153	99	130	135	97	134	518	360	330	98	70	137	52	26	34	44	90·5	79·8	88·2	71·4	50·0	77·2	51·0
93	♂	169	150	97	129	135	94	122	501	360	330	102	68	131	50	24	34	44	90·5	79·8	90·0	66·6	48·0	77·2	51·9
94	♂	163	148	97	123	131	88	119	499	358	340	—	—	135	—	—	—	—	90·8	80·3	88·5	—	—	—	—
95	♀	166	151	96	128	133	—	120	505	361	334	—	—	131	—	—	—	—	91·0	72·8	88·0	—	—	—	—
96	♂	167	153	101	125	124	90	103	510	337	332	94	78*	124	55	26	33	38	91·6	74·2	81·0	82·9	47·2	86·8	62·9
97	♂	161	148	99	126	124	—	—	494	350	330	—	—	—	—	—	—	—	91·9	77·0	83·7	—	—	—	—
98	♀	166	153	98	—	132	—	136	519	365	337	—	—	—	—	—	—	—	92·2	79·5	86·2	—	—	—	—
99	♂	162	150	91	127	129	—	—	497	362	340	—	—	—	—	—	—	—	92·6	79·6	86·0	—	—	—	—
100	♀?	167	156	102	131	136	—	—	525	368	335	—	—	—	—	—	—	—	93·4	81·4	87·1	—	—	—	—

Tisis.

Tabelle XIV.

1	♂	184	132	-	—	122	—		478	315*	290	—	—	—	—	—	—	—	71·7	66·3	92·4	—	—	—	—
2	♂	178	132	92	114	130	101	116	496	357	300	73	52	116	52	27	34	40	74·2	73·0	98·4	71·2	51·9	85·0	44·8
3	♂	184	137	92	115	134	—	—	515	375	310	-	—	—		—	—	—	74·5	72·8	97·8	—	—	—	
4	♀	174	131	95	122	124	—	118	497	360	280		—	-	—		—	—	75·3	71·3	94·6	—	—	—	—
5	♂	187	141	93	116	133	109	124	518	355	305	92	70	128	50	24	32	41	75·4	71·1	94·3	76·0	48·0	78·0	54·6
6	♂	179	138	92	114	128	—	114	510	376	303	—	—	—	—	—	—	—	77·1	65·9	92·7	—	—	—	—
7	♂	180	140	94	117	125	92	124	515	361	298	90	72	123	37	24	31	35	77·8	69·4	89·2	80·0	64·8	88·5	58·5
8	♂	186	145	94	125	132	101	125	525	372	320	93	67	122	67	25	34	40	78·0	71·0	91·0	72·0	37·3	85·0	54·9
9	♀	179	140	97	114	128	—	127	510	352	300		—	-	—	—	—	—	78·2	71·5	91·4	—	—	—	—
10	♂	188	147	101	127	140	101	117	539	391	340	100	66	120	47	26	39	43	78·2	74·5	95·2	66·0	55·3	90·6	55·0
11	♀	184	144	97	120	133	104	135	519	367	315	98	73	142	53	24	34	40	78·3	72·3	92·3	74·4	45·2	85·0	51·4
12	♂	185	145	105	127	124	102	127	550	380	320	83	65	132	46	24	34	38	78·4	72·4	85·5	78·3	52·6	89·4	49·2
13	♂	198	156	104	132	127	93	137	548	390	335	97	74	137	56	28	35	42	78·8	64·1	81·4	76·2	50·0	83·3	54·0
14	♂	180	142	96	125	134	—	—	516	370	311	—	—	—	—	—	—	-	78·9	74·4	94·3	—	—	—	—
15	♂	185	146	102	130	133	100	129	527	378	313	89	74	134	52	23	34	30	78·9	71·9	91·0	83·1	44·4	88·2	55·2
16	♀?	181	143	101	128	136	—	-	520	390	330	—	—	—	—	—	—	—	79·0	75·1	95·1	—	—	—	—
17	♀	178	142	96	127	124	97	120	516	355	305	94	75	140	50	28	36	42	79·3	69·7	87·3	79·7	56·9	85·7	53·5
18	♀	169	134	89	114	125	94	122	493	345	295	92	63	122	46	23	34	38	79·3	74·0	93·2	68·4	50·0	89·4	51·6
19	♂	180	143	94	121	110*	—	—	505	345*	--	93	67	131	48	26	35	40	79·4	61·0	76·9	72·0	54·3	87·5	51·1
20	♀	169	134	98	125	128	93	114	490	360	310	—	71	121	48	23	33	43	79·5	76·3	95·5	—	47·9	79·0	58·6
21	♂	177	141	96	123	105	—	—	510	360	315	--	—	—	—	—	—	—	79·7	59·3	74·4	—	—	—	—
22	♂	192	153	97	127	140	98	129	513	364	323	93	69	128	48	25	32	42	79·7	72·9	91·5	74·1	52·0	76·1	53·9
23	♀	171	137	94	121	126	92	116	495	345	312	92	86	111*	43	22	33	34	80·1	73·7	91·9	93·4	51·1	97·0	77·4*
24	♂	182	146	100	126	130	100	126	522*	375	315	96	70	132	51	24	32	41	80·2	71·4	89·0	72·9	47·0	78·0	53·0
25	♂	178	143	103	129	130	—	122	517	365	325	—	—	—	--	—	—	—	80·3	73·0	90·9	—	—	—	—
26	♀	173	139	100	130	132	--	—	486	320	325	--	—	—	—	—	—	—	80·3	76·7	94·9	—	—	—	—
27	♀	168	135	94	118	134	-	—	487	355	-	—	—	—	—	—	—	—	80·4	79·8	99·2	—	—	—	—
28	♀	168	135	98	—	--	—	—	-	—	347	--	—	—	—	—	—	—	80·4	—	—	—	—	—	—
29	♂	174	141	98	124	126	96	120	506	347	310	--	-	124	—	—	—	—	81·0	72·4	89·3	—	—	—	—
30	♂?	168	136	98	125	126	92	121	490	342	308	-	—	—	44	22	32	37	81·0	75·0	92·6	—	50·0	86·4	—
31	♂	189	145	92	128	132			503	367	-	-				—			81·0	69·8	91·0	—	—	—	
32	♀	172	140	103	125	131		122	510	358	325		-		-	—	—		81·4	76·2	93·5	—	—	—	—

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
33	♀?	170	145	93	123	132	—	130	521	302	322	—	—	—	—	—	—	—	81·5	77·6	91·0	—	—	—	—
34	♂	174	142	94	119	128	—	123	505	355*	317	—	—	—	—	—	—	—	81·6	73·6	90·1	—	—	—	—
35	♀	174	142	98	123	134	—	120	512	365	330	—	—	—	—	—	—	—	81·6	77·0	94·3	—	—	—	—
36	♂	180	146	103	127	128	104	136	514	355	325	—	—	—	—	—	—	—	81·6	71·1	87·6	—	—	—	—
37	♂	186	152	103	132	139	109	130	538	371	338	92	76*	131	58	28	38	42	81·7	74·7	91·4	82·5*	48·2	94·7	58·0*
38	♂?	173	142	98	130	121	—	120	510	354	215	—	—	—	—	—	—	—	82·1	69·9	85·2	—	—	—	—
39	♂	180	148	88	123	136	96	125	517	380	325	87	72	126	53	23	33	36	82·2	75·5	91·8	92·5	43·3	91·6	57·1
40	♀?	175	144	93	120	130	—	107	503	375	320	—	—	—	—	—	—	—	82·3	74·3	90·2	—	—	—	—
41	♀	170	140	100	127	125	—	—	498	345	305	—	—	—	—	—	—	—	82·4	73·5	89·2	—	—	—	—
42	♀	170	140	100	120	120*	—	122	495	341	300	—	—	—	—	—	—	—	82·4	70·6	85·7	—	—	—	—
43	♀	170	140	94	120	129	96	120	494	350	305	90*	68*	—	48	25	32	38	82·4	75·9	92·1	75·5*	52·0	84·2	—
44	♂	172	142	94	118	131	—	116	496	355	322	—	—	—	—	—	—	—	82·6	76·2	92·2	—	—	—	—
45	♂	178	147	97	126	136	100	124	525	370	333	—	—	—	—	—	—	—	82·6	76·4	92·5	—	—	—	—
46	♂	175	144	102	128	131	—	120	510	350	330	—	—	—	—	—	—	—	82·3	74·9	90·9	—	—	—	—
47	♀	169	140	96	123	126	—	—	499	362	330	—	—	—	—	—	—	—	82·8	74·6	90·0	—	—	—	—
48	♂	180	149	102	123	125	102	134	522	362	338	100	66	136	50	23	31	40	82·8	69·4	83·8	66·0	46·0	77·5	48·5
49	♂	181	150	101	128	132	—	120	530	380	335	—	—	—	—	—	—	—	82·9	72·9	88·0	—	—	—	—
50	♂	187	150	99	130	127	—	124	518	378	327	—	—	—	—	—	—	—	82·9	67·9	84·6	—	—	—	—
51	♂	177	147	100	119	132	—	134	519	360	317	—	—	—	—	—	—	—	83·0	74·6	89·7	—	—	—	—
52	♀	173	144	95	116	129	—	122	507	360	320	—	—	—	—	—	—	—	83·2	75·9	89·5	—	—	—	—
53	♂	173	144	95	120	132	—	126	517	365	320	—	—	—	—	—	—	—	83·2	76·3	91·6	—	—	—	—
54	♂	174	145	—	128	130	—	—	519	342	316	—	—	—	—	—	—	—	83·3	74·7	89·5	—	—	—	—
55	♂?	168	140	90	120	135	—	—	496	345	318	—	—	—	—	—	—	—	83·3	80·4	96·4	—	—	—	—
56	♀	167	140	92	118	131	92	120	489	346	320	86	68	124	48	23	36	36	83·8	78·4	93·5	79·0	47·9	100·0	54·8
57	♀	164	146	90	121	122	—	135	515	365	325	96*	77	140	50	23	33	39	83·9	70·4	83·5	80·2	44·0	84·6	55·0
58	♂	174	146	97	124	129	—	120	513	359	320	—	—	123	—	—	—	—	83·9	74·1	88·3	—	—	—	—
59	♂?	174	146	112	130	125	92	130	525	355	315	—	—	—	—	—	—	—	83·9	71·8	85·6	—	—	—	—
60	♂	188	158	106	136	137	—	137	552	382	340	—	—	—	—	—	—	—	84·0	72·5	86·7	—	—	—	—
61	♂?	175	147	100	126	126	102	130	520	352	315	—	—	—	—	—	—	—	84·0	72·0	85·7	—	—	—	—
62	♂?	170	143	99	122	125	—	123	508	350	315	—	—	—	—	—	—	—	84·1	73·5	87·4	—	—	—	—
63	♂?	171	144	101	127	126	—	—	503	345	305	—	—	—	—	—	—	—	84·2	73·7	87·5	—	—	—	—
64	♀	172	145	97	125	125	94	116	505	345*	320	97	62	122	46	23	34	37	84·3	72·7	86·2	63·9	50·0	91·8	50·8
65	♂	181	153	—	—	134	—	—	540	382	—	—	—	—	—	—	—	—	84·5	74·0	87·5	—	—	—	—
66	♀	169	143	97	120	132	96	123	448	350	315	97	59	128	44	22	32	38	84·6	78·1	02·3	60·8	50·0	91·8	46·0
67	♀?	165	140	98	122	126	—	—	486*	344	—	—	—	—	—	—	—	—	84·8	75·8	90·0	—	—	—	—
68	♂	171	144	102	126	134	—	133	498	355	320	—	—	—	—	—	—	—	84·8	78·4	93·0	—	—	—	—
69	♂	171	145	90	121	123	88	166	505	365	325	92	62	118	44	25	33	38	84·8	71·9	84·8	67·3	56·8	81·5	52·5
70	♂	172	146	103	133	133	106	130	520	354	330	—	—	—	—	—	—	—	84·9	77·3	91·0	—	—	—	—
71	♀	167	144	100	122	128	100	126	499	342	305	93	67*	122	45	26	20	41	85·0	76·6	90·1	72·0*	57·7	48·7	54·9
72	♂	175	149	95	124	134	—	133	518	370	322	—	—	—	—	—	—	—	85·1	76·6	87·2	—	—		—
73	♀	176	152	102	133	123	—	126	513	364	323	—	—	—	—	—	—	—	85·2	69·9	80·9	—	—	—	—
74	♀	169	142	96	120	131	94	121	497	352	307	85	69*	119	48	22	35	40	85·2	77·5	90·9	81·1*	45·8	87·5	57·9
75	♀?	164	140	96	119	126	94	124	488	335	310	90	66*	128	50	26	32	40	85·4	76·8	90·0	73·3*	52·0	80·0	51·5
76	♂	174	149	101	128	132	—	128	515	349	320	—	—	—	—	—	—	—	85·6	75·9	88·5	—	—	—	—
77	♀	160	137	98	122	122	98	124	489	335	315	94	64*	125	48	21	34	39	85·6	76·2	89·0	68·0*	43·7	87·1	51·2
78	♂	176	151	107	134	128	95	129	534	365	335	98	66	130	48	24	34	40	85·8	72·7	84·7	67·3	50·0	85·0	50·7
79	♂	170	146	96	121	128	—	112	501	342	337	—	—	—	—	—	—	—	85·9	75·3	87·6	—	—	—	—
80	♂	172	148	100	126	130	—	128	513	350	325	—	—	—	—	—	—	—	86·0	75·6	87·8	—	—	—	—
81	♂	171	147	95	124	127	—	—	505	355*	—	—	—	—	—	—	—	—	86·0	74·3	86·3	—	—	—	—
82	♀	171	147	92	125	127	90	122	509	368	317	83	67	120	49	22	33	34	86·0	74·3	86·3	80·7	44·8	96·9	55·8

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
83	♀	164	142	91	122	126	91	125	487	345	311	92	66*	124	50	22	31	40	86·1	76·8	88·7	71·7*	44·0	77·5	53·2*
84	♀	160	138	98	120	107	94*	122	480	315	300	94	66	100*	44	27	30	38	86·2	66·9	77·5*	70·2*	61·3	78·9	66·0*
85	♂	174	161	105	145	138	—	130	542	379	355	93	—	—	—	—	—	—	86·6	79·3	85·7	—	—	—	—
86	♂	175	152	100	123	124	—	126	518	360	313	—	—	—	—	—	—	—	86·9	70·9	81·5	—	—	—	—
87	♀	165	144	99	128	126	—	116	495	350	330	—	—	—	—	—	—	—	87·3	76·4	97·5	—	—	—	—
88	♂	172	151	96	121	115	90	122	508	365	327	—	66	134	50	24	33	38	87·8	66·9	75·4	—	48·0	86·8	49·2
89	♀?	164	144	93	123	120	88	116	492	340	307	88	68*	120	48	25	—	—	87·8	73·2	83·3	75·0*	52·0	—	56·6*
90	♂?	167	147	88	120	132	—	120	500	365	335	—	—	—	—	—	—	—	88·0	79·0	89·6	—	—	—	—
91	♀	170	150	92	124	128	—	128	517	361	330	—	—	—	—	—	—	—	88·2	75·3	85·3	—	—	—	—
92	♀	163	144	96	125	122	—	123	495*	344	310		—	122	—	—	—	—	88·3	74·8	84·7	—	—	—	—
93	♂	179	157	99	135	128	—	135	527	—	347	—	—	—	—	—	—	—	88·3	71·5	81·5	—	—	—	—
94	♀?	166	147	92	122	132	—	120	494	355	330	94	—	—	—	—	—	—	88·6	79·5	89·7	—	—	—	—
95	♂	172	154	105	133	122	—	125	522	—	342	—	—	—	—	—	—	—	89·5	70·9	79·2	—	—	—	—
96	♂	176	158	101	138	136	90	126	538	388	338	90	70*	129	51	26	32	38	89·8	77·3	86·0	77·7*	50·9	84·2	54·2*
97	♂	170	153	94	126	124	93	122	513	361	320	93	63*	126	42	23	30	34	90·0	72·9	81·0	67·7*	54·7	88·2	51·2
98	♂?	171	151	98	125	142	98	132	525	367	325	101	70	135	53	25	35	38	90·1	83·0	94·0	69·3	47·1	92·1	51·8
99	♂	175	159	104	142	131	—	142	550	315*	—	—	—	—	—	—	—	—	90·1	74·9	94·2	—	—	—	—
100	♂	169	156	110	130	138	94	130	518	354	330	102	66	138	50	26	31	46	91·8	81·7	88·4	64·7	52·0	67·3	47·8

Bemerkung zu den Maass-Tabellen. Die Maasse wurden nach der Frankfurter Verständigung genommen. L Länge (grösste Länge), B Breite, Sb_1 kleinste Stirnbreite, Sb_2 grösste Stirnbreite, H Höhe, Bl Basislänge, Bb Basisbreite, Hz Horizontalumfang, S Sagittalumfang, Q Querumfang, $\frac{G}{b\ h}$ Oberkieferbreite (b), Oberkieferhöhe (h), J Jochbreite, $\frac{N}{h\ b}$ Nasenhöhe (h), Nasenbreite (b), $\frac{O}{h\ b}$ Augenhöhleneingangbreite (b), Augenhöhleneinganghöhe (h), L.:Längenbreitenindex, L.:H. Längenhöhenindex, B:H. Breitenhöhenindex, Ogi Obergesichtsindex, Ni Nasenindex, Oi Augenhöhlenindex, Oh:Ib Jochbreiten-Obergesichtshöhenindex (nach Kollmann). Ein Sternchen (*) bedeutet, dass das betreffende Maass nur annähernd genommen werden konnte.

Der Sarpabali,

ein altindischer Schlangencult.

Von **Dr. Moriz Winternitz.**

Vorbemerkung.

Die nachfolgende Abhandlung verdankt ihr Entstehen einer Anregung des verehrten Herrn Präsidenten unserer Gesellschaft. Im Sommer 1886 fragte mich derselbe, ob ich etwas über Schlangencult bei den Indern wüsste. Ich hatte mich damals mit dem Gegenstande wenig beschäftigt und wusste nur aus meiner fortwährenden Beschäftigung mit den Grihyasûtren, dass in denselben von einer Art Schlangencult die Rede sei. Baron Andrian machte mich wiederholt auf die ethnologische Bedeutung des Schlangencults und die Vielgestaltigkeit der darin enthaltenen mythologischen Vorstellungen aufmerksam, und forderte mich zu einer Specialarbeit hierüber auf. So entstand diese Abhandlung, welche dadurch an Umfang gewann, dass es zum Verständniss des altindischen Schlangencultes, wie er in den Grihyasûtren erscheint, nothwendig war, wenigstens skizzirend über die Schlange in Mythus und Cultus der Völker überhaupt und der Inder insbesondere zu handeln. Was aber über den Schlangencult bei den Indern und anderen Völkern in den folgenden Blättern gesagt ist, erhebt auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch, es soll nur der Rahmen sein, in welchen sich das Bild des altindischen Sarpabali einfügt. *Der Verfasser.*

I.

Es gibt kaum ein Thier, welches in den religiösen Vorstellungen aller Völker eine so grosse und so mannigfaltige Rolle spielte als die Schlange. Es gibt aber auch keinen Thiercult, der mit den wichtigsten religionsgeschichtlichen Fragen so enge verknüpft wäre als der Schlangencult. Thatsache ist, dass Schlangenmythen und Schlangencult sich überall finden, wo es Schlangen gibt, — und die Schlangen sind fast über den ganzen Erdkreis verbreitet. Dass aber in jenen Ländern, welche die schlangenreichsten sind, — das ist in Indien einerseits und in Südamerika andrerseits — die Schlange auch am meisten zu einem Gegenstande der Verehrung wurde, das ist ein deutlicher Fingerzeig, dass es zunächst das Thier, die wirkliche Schlange, war, welche um ihrer physischen Eigenthümlichkeiten willen zunächst als Fetisch verehrt und erst dann zu einem mythologischen Gebilde umgeschaffen wurde.

Und die physischen Eigenthümlichkeiten der Schlange sind ja auch so besondere und auffällige, dass sie dem Naturmenschen Stoff zu phantastischen Vorstellungen geben mussten. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass die Menschen die Schlange nicht mit dem Auge des Naturforschers betrachtet haben. Nicht was die genaue Beobachtung des Naturforschers, sondern was die oberflächliche Betrachtung des Laien lehrt, ist für die Erklärung der volksthümlichen Vorstellungen über die Schlangen massgebend. Wenn auch zum Beispiel der Naturforscher vom Schlangenauge nicht viel zu rühmen weiss, so ist es doch das unheimlich blitzende Auge der Schlange, das dem flüchtigen Beobachter zuerst auffösst. „Das scharfsichtigste Thier“ (ὀξυδερκέστατον τὸ ζῶον) nannten die Alten die Schlange, und von δέρκομαι „schauen“ haben sie das Wort δράκων „Drache“ gebildet. Ein ehstnisches Märchen erzählt von dem „Nordlands-Drachen“, einem gräulichen Unthier, das aus Nordland gekommen war, einen Leib wie ein Ochs, Beine wie ein Frosch und einen schlangenartigen zehn Klafter langen Schweif hatte. „Die beiden grossen Augen funkelten bei Nacht und bei Tag wie die hellsten Kerzen, und wer einmal das Unglück hatte, in ihren Glanz hineinzublicken, der war wie bezaubert, und musste von selbst dem Ungeheuer in den Rachen laufen. So kam es, dass sich ihm Thiere und Menschen selbst zum Frass lieferten, ohne dass es sich von der Stelle zu rühren brauchte [1].“ Und bis auf den heutigen Tag wird ja dem Schlangenauge vom Volke eine förmliche Zauberkraft zugeschrieben. Bestärkt wurde dieser Glaube, wenn man das eigenthümliche Verhalten der Schlangen ihrer Beute gegenüber beobachtete. „Bis in die neueste Zeit haben sich sogar Naturforscher nicht gescheut, die Worte „Zauberkraft der Schlangen“ auszusprechen, und sie in Verbindung zu bringen mit der Art und Weise, wie die Schlangen Beute gewinnen. Man hat nämlich beobachtet, dass manche Thiere, Mäuse und Vögel z. B., sich ohne Furcht Schlangen näherten, welche sie später ablingen und verschlangen, und hat

[1] F. Kreutzwald, Ehstnische Märchen. Aus dem Ehstnischen übersetzt von F. Löwe. Halle 1869. Nr. 18. S. 211 fg.

ebenso gesehen, dass Vögel mit höchster Besorgniss Schlangen umflatterten, welche ihre Brut oder sie selbst bedrohten, schliesslich sich versahen und ebenfalls ergriffen wurden.“ [1]) Einerseits dieses scheinbar verständige und oft schlaue Benehmen gegen ihre Feinde, andrerseits ihre Zuthunlichkeit gegen Pfleger und ihre Gelehrigkeit bis zu einem gewissen Grade führte zu der Vorstellung von einer hohen Intelligenz der Schlangen. „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ [2]) Es ist daher kein Wunder, dass der Volksglaube die Schlange mit Weissagung und Zauberei in engste Verbindung brachte.

Im ganzen Orient ist die Schlange ein Gegenstand der Zauberei. So sehr war sie es bei den Semiten, dass die hebräische Sprache aus dem Namen der Schlange, naχaš, eine Reihe von Denominativen mit der Bedeutung „zaubern“ und „wahrsagen“ entwickelt hat. [3]) Die berühmteste Orakelstätte der Griechen in Delphi ward von dem Drachen Python gehütet. Melampus verdankt seine Sehergabe den Schlangen, welche ihm die Ohren ausleckten, worauf er die Sprache der Vögel verstand und die Zukunft vorhersagen konnte. Auch die Kinder des Priamos, Helenos und Kassandra, verdankten den Schlangen das Verständniss der Sprache der Vögel. [4]) Demokritus bereitete aus den Schlangen wunderbare Mittel, wodurch man die Sprache der Vögel zu verstehen vermochte [5]). Im deutschen Märchen lernt der König die Sprache der Thiere verstehen durch den Genuss einer weissen Schlange. [6]) Nach litauischem Volksglauben wird allwissend, wer eine weisse Schlange fängt, dieselbe kocht und mit der Suppe isst. [1]) Nach einer schottischen Sage gibt das Mittelstück von der weissen Schlange, am Feuer gebraten, dem, der den Finger in das herabträufelnde Fett steckt, Kenntniss überirdischer Dinge [2]). So gesellen die Götter auch dem indischen König Śûdrika den allwissenden Śvetabhujaṅga, „die weisse Schlange“. [3]) Als ein Zauberer, in jeder Art von Zauberei erfahren, erscheint die Schlange überhaupt in der indischen Sage, sie ist gelehrt und verleiht Wissen. [4]) Die litauische Gottheit „Pastauninke lebte in einem Berge als Schlange. Des Abends weissagte sie, was dem Dorfe bevorstand. Wer sich dem Berge nähern wollte, um sie zu befragen, musste vorher Haar und Nägel schneiden. Derjenige aber, welcher die Pastauninke zu sehen bekam, musste sterben“. [5]) Auch in Südamerika finden wir die Schlange als Orakelschlange. Auch in Verbindung mit dem Kriegsgott der Azteken, Huitzilopochtli erscheint die Schlange als Weissagegott. [6])

Aber wenn man auch nur die äussere Erscheinung der Schlangen, die mannigfachen Abstufungen in Bezug auf Farbe und Grösse, die Art ihrer Fortbewegung in Betracht zieht, so begreift es sich, was die mythenbildende Phantasie aus den Schlangen gemacht hat. Die Thatsache z. B., dass die Zeichnung und Färbung der Schlangen mehr oder weniger mit der Oertlichkeit, auf der sie ihren Aufenthalt nehmen, übereinstimmt [7]), mag dazu beigetragen haben, in der Schlange einen *genius loci* zu sehen. Wenn man sah, dass die Schlange, welche auf dem Baume lebt, grün gefärbt ist, so lag es doch nahe, in der Schlange den Genius des Baumes, den Baumgott, zu sehen. Und dass die Schlange dem Boden, auf welchem sie sich bewegt, in der Farbe gleich ist, dass z. B. die Wüstenschlange das Gelb des Wüstensandes zeigt, hat zur Folge, dass der Wanderer die Schlange nicht früher sieht, als bis er vor ihr steht.

[1]) Brehm's Thierleben. Grosse Ausgabe. 2. Aufl. 3. Abtheilung 1. Bd. (VII.) Leipzig 1878. Seite 282. In Phrygien gibt es nach Aelian 2, 21 Drachen von zehn Klaftern, welche den Rachen aufsperren und durch Zauberkraft die Vögel herbeiziehen, so dass diese sich von selbst in ihren Rachen stürzen“. Vgl. H. O. Lenz, Zoologie der alten Griechen und Römer. Gotha 1856. S. 467.

[2]) Die strenge Naturforschung stellt die Intelligenz der Schlange allerdings nicht so hoch. S. Brehm a. a. O. S. 275.

[3]) *nˀχaśim* heisst „Wahrsagerei“, *niχeś* „Wahrsagerei treiben“. Vgl. Th. Nöldeke in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*, I, 413.

[4]) Preller, Griechische Mythologie II² (Berlin 1861) pag. 474 fg. 482. — J. Marmy, die Schlange im Mythus und Cultus der classischen Völker. Basel 1867. Pag. 9 fg. 11 14. 23 fg.

[5]) Plinius nat. hist. 29, 4, 22.

[6]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Nr. 17 „Die weisse Schlange“.

[1]) E. Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer). Heidelberg 1883. II, 166.

[2]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3. Bd. 3. Aufl. (Göttingen 1856). S. 27.

[3]) *Indische Studien*, herausgegeben von Albrecht Weber XIV, 116.

[4]) A. de Gubernatis, Die Thiere in der indogermanischen Mythologie, deutsch von M. Hartmann. Leipzig 1874. S. 650.

[5]) E. Veckenstedt a. a. O. I, 182 fg.

[6]) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855. S. 258. 612.

[7]) Schon der alte Plinius (nat. hist. 8, 23, 35) sagt: die Schlangen haben bekanntlich meist die Farbe des Bodens, in welchem sie sich verbergen.

Wie aus dem Boden gewachsen, erscheint sie urplötzlich. Man glaubte daher, sie sei unmittelbar aus der Erde geboren, sie wurde zum Erdgeist. Ein „Kind der Erde“ heisst sie bei den alten Griechen.[1]) Zu Tiryns gibt es nach Plinius kleine Schlangen, „welche, wie man sagt, aus der Erde entstehen“, und die den Eingeborenen gar nicht schaden, sondern nur den Fremden gefährlich werden[2]). Die litauische „Zemyne ist eine Frau, welcher von Gott die Herrschaft über das Innere der Erde anvertraut ist. Sie vermag sich in jede beliebige Gestalt zu verwandeln, am liebsten aber nimmt sie diejenige einer Schlange an.“[3]) „O du Schlange, Unterird'sche, Erdkuchen, Erdbrötchen“, und: „Erdväterchen, Erdmütterchen, Erdjüngferchen, Rasengrossmütterchen“ werden die Schlangen von den Ehsten angerufen.[4]) *Sarparâjñî* „Königin der Schlangen“ heisst die Erde in einem sehr alten Werke der indischen Literatur.[5])

Eine merkwürdige Thatsache ist es, „dass die Schuppen wühlender, halb unterirdischer Schlangen theils lebhafte Färbung, theils wenigstens schönen Metallschimmer gleich polirtem Stahl besitzen“.[6]) Gewiss hat diese Thatsache dazu beigetragen, dass man die Schlange mit den Metallschätzen der Berge in so nahe Beziehung brachte, dass in so zahllosen Märchen und Sagen der Völker die Schlange als Berggeist und Schätzehüterin erscheint. Es ist die herrschende Vorstellung in der deutschen Mythologie, dass die Drachen auf dem Golde liegen und davon leuchten.[7]) Der litauischen Żemyne gehören alle Metalle in der Erde.[8]) Die Żemyne ist aber eine Schlange.[9]) Auch in der griechischen Sage ist die Schlange Schätzehüterin, das goldene Vliess, die Hesperidenäpfel sind ihr anvertraut.[1]) Hieher gehört auch der weit verbreitete Glaube an wunderbare Edelsteine, über welche die Schlangen verfügen. Ueber ganz Asien und Amerika ist der Glaube an wunderbare, schwarze, glänzende Steine verbreitet, welche die Schlangen in ihrem Haupte tragen. In Bengalen ist es allgemeiner Volksglaube, dass die Cobraschlange einen Diamanten trägt, welcher manchmal Licht ausstrahlt[2]). In England heisst es von der im Volksglauben mit der Schlange oft verwechselten Kröte:

‚Ugly and venomous,
Wears yet a precious jewel in its head.‘[3])

In einem Volksmärchen aus dem Panjab[4]) wird von einem wunderbaren Ring erzählt, der einem Königssohn von einer Schlange geschenkt wird; jeder Wunsch, den einer hegt, geht durch diesen Wunderring sofort in Erfüllung. Auch die deutsche Sage weiss von wunderbaren Schlangensteinen zu erzählen.[5]) Kaiser Carl erhielt von einer dankbaren Schlange einen Stein, der die geheime Kraft in sich hatte, dass er den Kaiser beständig zu seiner Gemahlin hinzog.[6]) „Die Schlangen des Berges Ararat besitzen unter sich das Königsgeschlecht der Schlangen und werden stets von einer Königin aus diesem Geschlechte beherrscht. Oft kommen grosse Heere fremder Schlangen und wollen das Königthum erobern, aber sie erliegen stets in der Schlacht, so lange die Schlangen des Ararat auf ihren Leibern die Königin tragen, deren Augen die fremden Schlangen bezaubern und erstarren machen, dass sie ohne sich zu wehren, getödtet werden. Die Königin aber hat in ihrem Munde den wunderbaren Stein, den Hul (Lichtstein). In gewissen Nächten wirft sie ihn hoch in die Luft, das blitzt dann wie die Sonne. Selig der Mensch, der diesen

[1]) Ὄφιν εἶναι γῆς παῖδα Herodot I, 78. γῆς γάρ ἐστι καὶ αὐτός — (δράκων) — παῖς καὶ τὰς διατριβὰς ἐν γῇ ποιεῖ Artemidoros oneirocr. II, 13 (pag 162, Reiff). Maehly a. a. O. pag. 13. 17.

[2]) Plinius nat. hist. 8, 59, 84. Auch in Syrien sollen die Schlangen die Eingebornen nicht berühren, während sie nach Fremden wüthend beissen und sie grausam tödten. Die Syrer schlagen keine dieser Schlangen todt.

[3]) E. Veckenstedt a. a. O. II, 151.

[4]) J. W. Boecler, Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten, mit Anmerkungen von F. R. Kreutzwald. St. Petersburg 1854.

[5]) *Litareya Brâhmana* V, 23. Der Commentar erklärt: *sarparâjñîti bhûmer avatârasvarûpâ kâcid devatâ* „Sarparâjñî heisst eine gewisse Gottheit, welche eine Form der Erde ist.“

[6]) Brehm a. a. O. 266.

[7]) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl. II, 573 fg. 817 fg. III, 199.

[8]) Veckenstedt a. a. O. II, 151.

[9]) Veckenstedt a. a. O. II, 149.

[1]) Maehly a. a. O. 14. 37. — Schwartz, Die Alt-Griechischen Schlangengottheiten. Ein Beitrag zur Glaubensgeschichte der Urzeit. (Programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums.) Berlin 1858. S. 26. 27 ff.

[2]) M. J. Walhouse im *Indian Antiquary*, Vol. IV, 45 seq.

[3]) Shakespeare, As you like it, Act II, Scene 1.

[4]) Mitgetheilt von Mrs. F. A. Steel im *Indian Antiquary*, Vol. X, 347 seqq.

[5]) Vgl. Grimm, Deutsche Myth. II⁴, 1020. *Gesta Romanorum*, deutsch herausg. von J. G. Th. Grässe. Dresden und Leipzig 1842. Cap. 105. 114. Schmidt, zu den Märchen des Straparola. Berlin 1817. Pag. 281 fg. Wie weit verbreitet der Glaube an den Schlangenstein in der orientalischen und abendländischen Märchenwelt ist, sehe man bei Th. Benfey, Pantschatantra (Leipzig 1859) I, 169 fg. 205 fg. u. bes. 214 fg.

[6]) Grimm, Deutsche Sagen, 2. Aufl. Berlin 1866. II, Nr. 459.

Stein einst in der Luft auffängt!“ [1]) In den Frühjahrsversammlungen der Schlangen, Vipern und Nattern, von welchen die celtische Sage erzählt, arbeiten alle Schlangen zusammen an der Bildung eines glänzenden Diamanten. [2])

Gewöhnlich erscheinen die Bergschlangen als geflügelte Schlangen. „Den Weg der Schlange auf dem Felsen“ rechnet ja der weise König zu den vier Unbegreiflichkeiten. Wenn man die Schlangen auf den Felsen „wie im Fluge“ dahin schiessen sah [3]), da ist es kein Wunder, dass man ihnen auch Flügel andichtete. Die deutsche Mythologie bietet uns zahlreiche Beispiele von geflügelten Schlangen. [4]) Herodot erzählt von geflügelten Schlangen, welche in Arabien wohnen und die Gestalt von Wasserschlangen haben: ihre Flügel seien denen der Fledermaus ähnlich. Von diesen geflügelten Schlangen, sagen die Araber, würde die ganze Erde erfüllt sein, wenn sie sich nicht einander selbst erwürgen würden [5]). Der Culturgott der Majas, Votan, ein ausgesprochener Schlangengott, hat einen Vogelkopf. Quetzalcoatl, der Name des mexicanischen Schlangengottes, bedeutet: „die gefiederte, die mit Federn bedeckte, grün gefiederte Schlange, die Waldschlange mit reicher Feder.“ [6])

Dass die Schlange ihre Haut abzustreifen, sich gleichsam zu verjüngen vermag, hat sicherlich auch viel Staunen und Verwunderung erregt — Verwunderung, die nicht nur der Anfang der Philosophie, sondern auch der Anfang der Mythenbildung ist. Weil die Schlange langes Leben hat, indem sie mit der Haut das Alter abstreift, darum, sagt Philo, wird sie in die Mysterien aufgenommen, denn sie ist unsterblich. [7]) In einem Zauberspruch des Atharvaveda [8]) heisst es: „Dort am Ufer die Nattern, dreimal sieben, der Haut entschlüpft! Mit ihren abgeworfenen Häuten verhüllen wir die Augen dem Wegelagerer, der Böses im Schild führt.“ Vielleicht ist es gerade die Häutung der Schlangen, welche den ersten Anstoss zu den vielen Sagen gegeben hat, nach welchen Schlangen verschiedene Gestalten annehmen, sich namentlich gern in schöne Jünglinge und Jungfrauen verwandeln. Die litauische Żemyne ist eine Schlange, aber eigentlich ist sie eine verzauberte Jungfrau. „Wer sie erlösen will, muss mit einem Prügel so lange auf sie losschlagen, bis die Haut sich von ihr löst. Alsdann steht eine Jungfrau vor ihm. Wenn er aber die Haut nicht sogleich verbrennt, so nimmt die Jungfrau, sobald sie wieder in Besitz der Haut kommt, aufs neue die Gestalt der Żemyne an.“ [9]) Auch im deutschen Märchen kehrt der Zug wieder, dass eine in einen Menschen verwandelte Schlange sich wieder rückverwandelt, sobald sie ihre Haut wieder erhält. Die Sagen von Vertauschung der Gestalt zwischen Menschen und Schlangen sind ungemein häufig. [10]) „Am Araxes südlich von Nachtschan liegt ein Berg, die Tataren nennen ihn Ilandagh, Handagh (Schlangenberg), die Armenier Otzezar, beides bedeutet Schlangenberg. Zu gewissen Zeiten im Jahre sind dort die Schlangen in solch' ungeheurer Zahl, dass kein Mensch und kein Thier sich dem Berge zu nahen wagt. Ausser den gewöhnlichen Schlangen gibt es nun dort eine Anzahl, die zu höheren Ordnungen der Geschöpfe gehören.“ Sie können sich in einen Drachen und ihren Kopf in den Kopf irgend eines anderen Thieres verwandeln, andere können sich ganz in jede Art von Mensch oder Thier verwandeln. Die Sage erzählt von einer Schlange, die sich in eine Jungfrau verwandelt und einen Jüngling verlockt, sie zu ehelichen. [11])

Vor allem aber ist es die furchtbare Wirkung des Schlangengiftes, welche die Schlange zu so hohen

[1]) A. v. Haxthausen, Transkaukasia, Leipzig 1856, I, 318 fg.

[2]) Schwartz a. a. O. S. 16 Anm.

[3]) „Wenige Thiere“, behauptet Lacépède, „sind so schnell wie die Schlangen. Wenn sie sich auf ihre Beute stürzen oder vor einem Feinde fliehen, gleichen sie dem Pfeile, welchen ein kräftiger Arm vorwärts schleudert . . . sie scheinen . . . durch die Luft zu fliegen und die Erde nur zu streifen. Bis zu den höchsten Spitzen der Bäume empor gelangen sie schneller als ein Vogel . . .“ Lenz, der erklärt, dass die Schnelligkeit der Schlangen nur eine scheinbare sei, sagt doch: „An steilen Bergwänden schiessen sie gleichsam wie im Fluge hinab, zuweilen so schnell, dass man nicht erkennen kann, von welcher Art und Grösse sie sind.“ Vgl. Brehm a. a. O. 271.

[4]) Grimm, Mythologie II² 573.

[5]) Herodot II, 75 fg. III, 107 fg.

[6]) J. G. Müller a. a. O. 486—585.

[7]) Maehly a. a. O. 7—10.

[8]) *Atharvaveda* I 27.

[9]) Veckenstedt a. a. O. II, 149 fg. Nach einer anderen Sage verwandelt sich eine Schlange, nachdem sie mit einem Stock geschlagen worden, zuerst in eine Krähe, hierauf erst in eine Jungfrau. A. a. O. II, 138 fg. Der heilige König Georg sieht eine schwarze Schlange auf sich loskriechen; da schiesst er sie nieder; in demselben Augenblick verwandelt sie sich in eine schöne Jungfrau, die er zu seiner Gemahlin macht. A. a. O. I, 289 fg.

[10]) Vgl. Grimm, Mythologie II² 569 fg. Gubernatis a. a. O. 660.

[11]) Haxthausen a. a. O. I, 121 ff.

Ehren bei den Völkern gebracht hat. Es liegt eine tiefe Wahrheit in einem indischen Spruche [1]), welcher lautet:

„So lange er kein Unheil angerichtet hat, wird Keiner geehrt, und wär' er auch noch so gross; es verehren die Menschen die Schlangen, nicht aber Târkshya [2]), den Schlangentödter."

In der That ist es das Böse, was dem Naturmenschen zuerst Stoff zum Nachdenken gegeben hat, und die bösen Geister sind es, welche von den Völkern zuerst verehrt worden sind. So hat es auch die Schlange ihrer furchtbaren Gefährlichkeit zu danken, dass sie vergöttlicht, dass sie zu einem bösen Dämon wurde. Wenn man schon überhaupt geneigt war, jede Krankheit dem Einfluss eines bösen Dämons zuzuschreiben, wie ja die Volksmedicin zum grossen Theil nur in einer Besänftigung der bösen Geister, der Krankheitsdämonen, besteht, so ist es begreiflich, dass man so furchtbare pathologische Erscheinungen [3]), wie sie der Schlangenbiss hervorruft, nur einem übernatürlichen Wesen zuschreiben mochte. Eine wunderbare Vorstellung haben die Inder darüber, wie die Schlangen zu ihrem Gift kommen. Sechsundzwanzig Tage nach der Geburt, sagen die Hindus, haben die Schlangen kein Gift; am siebenundzwanzigsten breiten sie ihre Hauben gegen die Sonne aus und tanzen, und die Sonnenstrahlen, welche auf die vier obern Zähne auffallen, erfüllen dieselben mit Gift. [1]) Das Gift wird häufig als ein Feuer aufgefasst: „vom Gift, oder vom Feuer des Giftes verbrannt" ist eine gewöhnliche Redewendung im Indischen. Die feuerspeienden Drachen der deutschen Sage hat schon Grimm auf die Verwechslung der verwandten Begriffe von Feuer und Gift zurückgeführt. [2]) Es ist demnach nicht zu verwundern, dass die Schlange, die so gewaltiges Unheil anstiften konnte, die mit so wunderbaren Mitteln zu verderben ausgestattet war — das Feuer des Giftes trägt sie auf ihren Zähnen, von der Sonne selbst hat sie dies Geschenk erhalten — dass die Schlange zum bösen Dämon κατ' ἐξοχήν wurde. Als solcher erscheint sie in der hebräischen Schöpfungsgeschichte, und noch in der christlichen Legende erscheint der Teufel als Schlange. [3]) Im Zend-Awesta finden wir Ahriman, Aĝra-mainyus, als Schlange. „Da erblickte mich die Schlange. Darauf machte die Schlange Aĝra-mainyus, der voll Tod ist, in Bezug auf mich neun Krankheiten und neunzig und neunhundert und neuntausend und neunzehntausend Krankheiten." [4])

Andrerseits aber herrschte der Glaube, dass das Wesen, welches Krankheit und Tod bringe, auch

[1]) O. Böhtlingk, Indische Sprüche. 2. Aufl. St. Petersburg 1870. I, Nr. 39.

[2]) Târkshya ist ein Name des Garuda, des Vogels Greif, eines mythischen Vogels, der als erbitterter Feind der Schlangen gilt. Vgl. Benfey a. a. O. I, 363 ff. Es gibt ja in der That einige Raubvögel, welche Schlangen verzehren. „Drachen und Adler sind Feinde, denn der Adler bedient sich der Schlangen zur Nahrung." (Aristoteles hist. anim. 9, 2.) Merkwürdig ist, dass ganz entsprechend dem Kampfe der Schlange mit dem Vogel Garuda in der indischen Mythologie, auch die Sagen der Indianer von Kämpfen des grossen Vogels mit der Schlange erzählen. Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, 179. 182.

[3]) Kein Thier, meinte Nearchos, sei so belästigend, als die „dünnen, kaum eine Spanne langen Blindschleichen, denn man finde sie in Zelten, in Gefässen und Hecken versteckt. Die Gebissenen bluteten unter Schmerzen aus allen Poren und stürben dann, wenn ihnen nicht Jemand sogleich zu Hilfe käme". (Strabo XV, 1. 45.) Der italienische Missionär Fra Paolino führt die Worte des Dichters Lucan (Pharsal. IX) an, um die fürchterliche Wirkung des Giftes der von den Malabaren Rudhiramandali genannten Schlange zu schildern:

„Aus allen Adern quoll zu gleicher Zeit,
In rothes Gift verwandelt, Blut hervor:
Blut waren seine Thränen; da, wo nur
Das Flüssige durchkommen konnte, drang
Das Blut mit Macht hervor, zu Nas' und Mund
Stürzt es heraus, und färbt sogar den Schweiss.
Kurz, alle Blutgefässe thun sich auf;
Der ganze Körper ist nur Eine Wunde." —

„In diesem grässlichen Zustande", fügt Fra Paolino hinzu, „sah ich einst eine junge Frauensperson von etwa zwanzig Jahren zu Verapole. Eine Menge Leute baten mich inständig, die Qual dieser Unglücklichen zu lindern; aber weder Theriak, noch Otternsalz, noch Madurisches Gegengift, konnten sie retten; in Zeit von drei Stunden war sie todt." Des Fra Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen von Johann Reinhold Forster. Berlin 1798 (Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, 15. Bd.) pag. 250 fg. Ganz die entgegengesetzte Wirkung rufen andere Schlangen, z. B. die Brillenschlange (Cobra di Capelo), hervor, indem sie das Blut in den Adern stocken, gleichsam gefrieren macht. Wieder andere erzeugen Beulen und Geschwülste. (Fra Paolino a. a. O. 246 fg. 250. 251.) In wahrhaft grandioser Weise schildert der Dichter Lucan (Pharsalia IX, v. 607 ff.) die furchtbaren Wirkungen des Bisses der verschiedenen Schlangen, welche den Soldaten des Pompeius bei ihrem Marsche durch Afrika nach der Schlacht bei Pharsalus gefährlich wurden.

[1]) M. J. Walhouse im *Indian Antiquary*, Vol. VII, 41.

[2]) Vgl. K. Müllenhoff in Moriz Haupt's *Zeitschrift für deutsches Alterthum*, Bd. 7, 428.

[3]) Grimm, Mythologie II⁴, 833 fg. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, §§ 179. 419.

[4]) *Vendidâd* 22, 5 fg.

zu heilen und zu beleben verstände. So trat die Schlange in vielfache Beziehung zur Heilkunde. „Die Schlange gehört mithin ihrem Wesen nach zu denjenigen Bildungen, welche von der einen Seite Schutz und Segen gewähren, von der andern Tod und Vernichtung erzeugen — und dieser Gedanke des entgegengesetztesten Dualismus in einer und derselben Erscheinung findet sich nicht nur im classischen, sondern im gesammten Alterthum deutlich erkannt und ebenso deutlich ausgeprägt. Wie jene Gorgo das Schöne mit dem Grauenhaften verbindet, wie das Blut aus ihrer linken Halsader, das Asklepios erhielt, Tod bringt, das aus der rechten geflossene dagegen wieder zum Leben erweckt, so knüpft sich auch an die Schlange die Vorstellung des Segens, wie des Verderbens. Gleich der Lanze des Peleus, welche allein die Wunde, die sie geschlagen, zu heilen vermochte, so ist auch sie allein im Stande, den tödtlichen Biss, den sie beigebracht hat, zu einem unschädlichen zu machen — ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται — so wird sie nicht nur verehrt, sondern auch gefürchtet und verabscheut, so ist sie nicht nur ein guter, sondern auch ein böser Dämon (κακοδαίμων)." [1] Als viele im Volke Israel durch den Biss giftiger Schlangen dahinstarben, da sprach Jehova zu Mose: „Mache dir eine Schlange, und setze sie auf eine Stange: da soll's geschehen, jeder der gebissen ist, und sie anblickt, wird am Leben bleiben". Der Schlangenfetisch sollte die Wunde heilen, die der Biss der wirklichen Schlange beigebracht. Und lange Zeit ward die eherne Schlange vom Volke Israel hoch geehrt, denn erst König Hiskias „zertrümmerte die eherne Schlange, die Mose gemacht hatte; denn bis zu jenen Tagen räucherten ihr die Söhne Israels, und man nannte sie Nehushtan." [2] Die Araber tödten nach Pausanias [3] keine von den Schlangen, die unter den Balsambäumen leben, weil sie glauben, sie seien heilig. Der griechische Heilgott Asklepios ist bald selbst eine Schlange — er erscheint z. B. auf Münzen in Schlangengestalt — bald tritt er in anderer Weise in Verbindung mit Schlangen. Sie gelten als ihm heilig. Auch sonst wissen die Schlangen zu heilen. Eine Schlange zeigt dem Alexander ein Kraut, von welchem sein Feldherr Ptolemäus genesen soll. Als im Jahre 462 n. Chr. zu Rom eine verheerende Pest auftrat, da lasen die Priester aus den Sibyllinischen Büchern, dass nur dann der frühere Gesundheitszustand wieder hergestellt werden könnte, wenn der Gott Aeskulap aus Epidaurus geholt würde. Eine Gesandtschaft wurde nach Epidaurus geschickt, welche von dort jene Schlange nach Rom brachte, die durch ihre wunderbare Klugheit das Staunen der Römer erregte. Sobald die Schlange angekommen war, war auch Rom von der Seuche befreit. [1]) Polyidos war von Minos mit dem todten Glaukos in eine Grabkammer gesperrt worden. Plötzlich sieht er eine Schlange an den Todten herankriechen. Als er sie getödtet, kommt eine zweite Schlange mit einem Kraut, durch welches sie die getödtete wieder lebendig macht. Mit demselben Kraut ruft nun auch Polyidos den todten Knaben wieder ins Leben. [2]) In dem deutschen Märchen von den drei Schlangenblättern sieht der mit der verstorbenen Königstochter lebendig begrabene Gatte eine Schlange an den Leichnam seiner Frau herankriechen. Er tödtet sie und eine andere Schlange kommt und macht mit drei Blättern die todte Schlange wieder lebendig. Mit denselben drei Blättern belebt nun auch der Mann seine Frau wieder. [3]) Die litauische Zemyne ist eine Schlange mit einem Auge. Wen dieselbe beisst, der muss sogleich sterben. Aber mit dem Blut der Zemyne, welches schwarz wie die Nacht ist, kann man alle Krankheiten heilen. Wer sich mit dem schwarzen Blute der Zemyne wäscht, dem kann kein Zauber etwas anhaben. [4]) Drachenblut macht den Leib der Helden unverwundbar. Waffen, in Drachenblut getaucht, werden so hart und fest, dass jeder Hieb und Stich tödtet. [5]) Durch den Anblick einer Schlange auch nur kann man nach dem Glauben der Irländer heilkundig werden. [6]) Alle möglichen Arzneien haben die Aerzte des Alterthums und des Mittelalters aus den Schlangen bereitet. „Noch in den letzten Jahrhunderten

[1] Maehly a. a. O. 23.

[2]) 4. Mose 21, 6—9. 2. Könige 18, 4.

[3]) 9, 28.

[1]) Valerius Maximus I. 8, 3. Vgl. Pausanias 2, 28. Maehly a. a. O. 9. 11. 12. 23. 32.

[2]) Preller, Griechische Mythologie II³, 478.

[3]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 16. Vgl. auch *Gesta Romanorum*, Cap. 99 (ein Ritter hat eine Schlange von einer Kröte befreit und ist dabei von der Kröte vergiftet worden; die Schlange saugt das Gift aus) und 151.

[4]) Veckenstedt a. a. O. II, 149.

[5]) Veckenstedt a. a. O. I, 55 ff.

[6]) „In the County Clare is a wild mountain lake known as Lough Doon, where St. Patrick confined the last of the serpents which still at rare intervals comes out upon the bank. On one of these occasions the serpent was seen by a man who ever afterward „had a cure". James Mooney (The Medical Mythology of Ireland) in *Proceedings of the American Philosophical Society*, XXIV, 1887, pag. 139.

sind Hunderttausende von verschiedenen zum Otterngeschlechte gehörige Schlangen in Europa, vorzüglich in Italien und Frankreich, für die Apotheke gesammelt worden, ja, es ging, weil man mit den europäischen noch nicht ausreichte, so weit, dass man ägyptische Giftschlangen in Unzahl aufkaufte.“ Aerzte verordneten gesottene und gebratene Ottern, Pulver aus Herz und Leber der Schlangen u. dgl. gegen Fieber, Pocken u. s. w. Als ein besonders heilkräftiges Mittel galt bis in die neueste Zeit das Otternfett.[1]) So tief gewurzelt war im Volke der Glaube an die Heilkraft der Schlangen.

Sah man aber einmal wohlthätige, heilende Wesen, Heilgötter in den Schlangen, so war es nur ein kleiner Schritt, sie überhaupt zu guten Geistern zu machen, in ihnen Hausgeister, ja Glücksgenien zu erblicken. Zum mindesten lag darin nichts mehr Ungewöhnliches. Zu diesen Vorstellungen hat aber auch ihre Beziehung zur Erde, ihr chthonischer Charakter, von dem wir oben gesprochen haben, beigetragen. Da man glaubte, dass die Schlangen unmittelbar der Erde angehören, so brachte man sie auch in Beziehung mit den Geistern der Unterwelt, die ja auch der Erde angehören. Man sah in den Schlangen die Seelen der Verstorbenen und man verehrte in ihnen die Manen, die Väter, die Heroen. So tritt der Schlangencult mit dem Manencult in Verbindung. Der Zulu sagt, er habe einen Verstorbenen „auf dem Grabhügel sich sonnen“ gesehen, wenn er daselbst eine Schlange erblickt. Nach Art und Farbe der Schlangen unterscheiden die Kaffern die Seelen von Häuptlingen, weiblichen Herrschern und Gemeinen. Die Indianer ehren die Klapperschlange als ihren „Grossvater“, was natürlich so viel ist wie als ihren Ahnen.[2]) „Die Żemyne wohnt in einer unterirdischen Höhle. Wenn ein Verstorbener in die Erde gelegt wird, so holt Żemyne den Leichnam und bringt den Körper des Verstorbenen in ihre Höhle. Dort fügt sie jedem Leichnam einen neuen Geist ein, so dass der Verstorbene neues Leben erhält. Ueber die also Belebten führt Żemyne in der Erde die Herrschaft.“[1]) Auf griechischen Vasenbildern erscheint die Schlange als Hüterin des Grabes. So erscheint sie auch als Hüterin des Grabes und der Myrthe Scipio's bei Liternum. Ueberhaupt nennt man die Schlangen den Heroen heilig.[2]) Stammheroen, wie Kekrops und Erichthonios, erscheinen mit Schlangenleibern.[3]) Der Cult der Manen ist aber aufs Engste verwandt mit dem Cult der Hausgeister. Sobald man die Seelen der Verstorbenen in den Schlangen sah, war es nur natürlich, sie auch zu Laren und Penaten, zu Boten des Glücks, zu Schutzengeln zu machen. Wir finden also die Schlangen als wohlthätige, Glück und Segen bringende, schützende Geister, deren Tödtung Verderben bringt. Im deutschen und slavischen Märchen finden wir das Kind mit der Schlange, welche durch Milch genährt wird und dem Kind Glück und Segen bringt; sobald die Schlange getödtet wird, ist auch das Glück des Kindes dahin.[4]) Wer in seinem Hause eine Schlange sieht, dem steht nach litauischem Glauben ein grosses Glück bevor; er wird nämlich bald sehr reich. „In einem Dorfe bei Chataiki lebte ein armer Mann: er vermochte seine Familie nur mit Mühe zu ernähren. Da geschah es, dass eine Wandlung seines Geschickes eintrat: was er auch anfing, Alles glückte ihm. Eines Tages sah der Bauer auf seinem Tisch eine Kette liegen, welche ihm von Kupfer zu sein schien. Er sagte seiner Frau, dieselbe möge nachsehen, was das für eine Kette sei, die Frau fand, dass eine Kupferschlange auf dem Tisch lag. Sie sagte das ihrem Manne. Dieser nahm sogleich ein Stück Holz und erschlug damit die Schlange. Aber mit dem Tode der Schlange wich auch das Glück aus dem Hause: bald trat die frühere Armuth wieder ein, der Bauer brach kurze Zeit darauf einen Fuss, dann starb ein Kind und die ganze Familie verkam.“[5]) Die alten Preussen und Letten

[1]) Vgl. Brehm a. a. O. 288. Lenz a. a. O. 438. 457–459. „Uebrigens ist es ausgemacht“, sagt Plinius (29, 4 22), „dass gegen alle Schlangenbisse, wenn sie auch ausserdem ganz unheilbar wären, doch die sogenannten edleren Eingeweide der Schlangen selbst, sobald sie aufgelegt werden, helfen, und ebenso gewiss, dass derjenige, welcher einmal eine gekochte Vipernleber gegessen hat, nie mehr von einer Schlange gebissen wird.“

[2]) Vgl. Julius Lippert, Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Berlin 1881. S. 37 ff. — Bastian in der *Zeitschrift für Ethnologie*, Berlin 1869 I. 18. 61. — Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, 192

[1]) Veckenstedt a. a. O. II, 151.

[2]) Maehly a. a. O. 19.

[3]) Preller, Griechische Mythologie II², 136 fg.

[4]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 105 und III³, 184 ff. 397. Deutsche Mythologie II⁴, 571. Vgl. Deutsche Sagen I² Nr. 221. S. 266. F. S. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven. Leipzig 1883. I, Nr. 22. und: Sreća, Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven. Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XVI, 1886, pag. 111. Separatabdruck pag. 28.

[5]) Veckenstedt a. a. O. II, 166. 169 fg. Vgl. auch das Märchen Nr. 38 bei Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven I.

hegten Hausschlangen in ihren Häusern [1]). Nach norwegischem Aberglauben bedeutet es Glück, wenn eine Schlange sich dem Hause nähert [2]). Auch die Südslaven kennen die Schlange als Haus- und Glücksschlange [3]). Bei den Griechen und Römern stand die Hausschlange hoch in Ehren. An der Stelle, wo sich im Hause eine Schlange sehen liess, wurde bei den Griechen ein Opferaltar errichtet. Da war die Schlange ein δαίμων ἐπιχώριος, *genius loci*. „Der Unterschied zwischen diesem sogenannten Genius einerseits, zwischen Laren und Penaten andrerseits ist nicht immer leicht erkennbar, oft wohl auch nicht vorhanden.“ Oft erscheinen zwei Schlangen, eine männliche und eine weibliche, als die Genien der beiden Ehegatten. Wie nahe sich Schlangen- und Heroencult berühren, kann man aus der Erzählung des Virgil [4]) sehen: Aeneas opfert am Grabhügel seines Vaters. Plötzlich kriecht eine wunderbar bunt schillernde Schlange aus der Tiefe hervor, zieht sieben Windungen um den Grabhügel, gleitet über den Altar und über die Opfergefässe hin, kostet von den Gaben und verschwindet wieder. Der erstaunte Aeneas aber weiss nicht, ob er die Schlange für einen *„genius loci“* oder einen *„famulus parentis“* halten soll. Auch die Stadt Athen hatte ihren „Hausgeist“. Die Göttin Athene hatte nämlich in ihrem Tempel eine heilige Schlange, einen grossen Schützer (μέγαν φύλακα), welche allmonatlich einen Honigkuchen bekam. Als im Perserkriege einst dieser Honigkuchen unberührt blieb, verzweifelte man an der Stadt, denn man schloss, die Göttin habe die Stadt verlassen [5]). Ein Glücksgenius war die Schlange den Römern, wie Cicero [6]) bezeugt: Als der grosse Schauspieler Roscius noch in der Wiege lag und bei Nacht ein Lämpchen neben ihm brannte, bemerkte die Amme, wie sie aufwachte, dass er von einer Schlange umschlungen war. Sie erschrak und schrie laut auf. Der Vater des Roscius befragte aber die Zeichendeuter, und diese sagten aus, das Kindlein würde dereinst ein über alle Massen berühmter Mann werden. Als Lucius Sulla im Bundesgenossenkriege vor seinem Zelte opferte, sah er plötzlich eine Schlange unter dem Altar hervorkriechen. In Folge dessen rieth ihm sein Wahrsager zur Schlacht und er gewann den Sieg über die Samniten [1]). Kaiser Tiberius hielt sich eine zahme Schlange, als er sie einst von Ameisen zerfressen fand, erblickte er darin die Weissagung, dass auch über ihn selbst das Volk herfallen würde [2]). Die römischen Damen legten sich zur Kühlung Schlangen um den Hals [3]). Bei Abisaurus sollen nach dem Bericht des Onesikritos, „den man nicht sowohl Alexanders, als vielmehr der Sonderbarkeiten Obersteuermann nennen sollte“, zwei Schlangen ernährt worden sein, die eine von 80, die andere von 140 Ellen. In den Emodischen Bergen soll man Schlangen eingefangen und in Höhlen ernährt haben [4]). Aus Aegypten berichtet Herodot [5]): „Es gibt um Theben heilige Schlangen, die den Menschen gar nicht gefährlich sind, klein sind und zwei Hörner tragen [6]), die mitten aus dem Kopf herauswachsen; die begraben sie, wenn sie sterben, im Tempel des Zeus, denn diesem Gott, behaupten sie, seien sie heilig.“ Der Islam unterscheidet zwei Gattungen von Schlangen, sowie er gute und böse Geister, Dschinnen, annimmt. Im Allgemeinen befahl Muhamed Schlangen, wie andere schädliche Thiere zu tödten, besonders zwei Arten, „die mit den zwei Streifchen auf dem Rücken“ und „die stumpfschwänzige“, weil sie „den Blick blenden und die Frucht im Mutterschoosse aufspüren“ oder „abtreiben“. Dagegen verbot er die „Hausschlangen“ zu tödten und als einst jemand eine solche erschlagen hatte, dabei aber selbst umgekommen war, sprach er: „Bittet Gott für ihn um Verzeihung; in Medina gibt es Dschinnen, die den Islam angenommen haben: wenn ihr nun etwas von ihnen seht, so meldet euch dreimal an; wenn es sich dann nicht rührt, so tödtet es, denn dann ist es ein Satan oder ein Kafir, ein

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie II³. 572.

[2]) F. Liebrecht, Zur Volkskunde 328.

[3]) Krauss, Sreća a. a. O. pag. 108—112 = pag. 21—34 des Separatabdrucks.

[4]) Aeneis V. 84 seqq.

[5]) Herodot VIII. 41. Nach Aelian II. 2 war der Hain des Apollo zu Epirus von Drachen bewohnt, an denen der Gott seine Freude hatte. Blickten sie die eintretende Priesterin freundlich an und nahmen das Futter willig, so war man überzeugt, dass ein gesegnetes Jahr folgen werde. Waren die Drachen unfreundlich gegen die Priesterin, so erfolgte ein Missjahr. Vgl. Maehly a. a. O. 13 17 20. 22. Schwartz a. a. O. 21.

[6]) De divinatione 36. 79

[1]) Valerius Maximus I. 6. 4 Vgl. ebend. I. 6. 9.

[2]) Suetonius, de Tiberio 72

[3]) Martial 7, 86.

[4]) Strabo XV. 1. 28

[5]) II, 74. Vgl. Aelian 17. 5 und 10, 31: Die Aegypter verehren die Aspis, welche sie für unsterblich halten, und legen sie der Isis um das Haupt.

[6]) Die Königin der Schlangen hat Hörner auf dem Haupte, glauben die Litauer. Veckenstedt a. a. O. II. 167. Lesz a. a. O. S. 133 erinnert an die Hornviper. *Vipera Cerastes.*

Ungläubiger“ [1]). Von den Malabaren wird die Haubenschlange oder cobra di capello als ein Vorzeichen des Glücks oder Unglücks betrachtet. Sie wird nicht getödtet, man gibt ihr Milch zu trinken, bietet ihr alle möglichen Bequemlichkeiten, baut Hütten und Nester für sie, sie wird geliebkost und angebetet [2]). Bei den Whidanegern in Afrika ist die Schlange, die nie stirbt, so heilig, dass sie nicht einmal der König, sondern nur der Hohepriester von Angesicht zu Angesicht schauen darf. Schlangen zu tödten gilt als das grösste Verbrechen. Priester und Priesterinnen stehen im Dienste der Schlange. Wallfahrten werden zum Tempel der Schlange unternommen, Feste ihr zu Ehren gefeiert, ja Menschenopfer werden ihr dargebracht [3]). Auch in Mexiko opferte man den Schlangen Menschen. Die Indianer verehren den grossen Geist in der Gestalt der Schlange. An dem Feste des Schlangengottes Vaudoux auf Hayti trank man Opferblut mit starkem Getränk gemischt. In Yucatan und Guatemala werden lebendige Schlangen angebetet, auch Menschenopfer werden ihnen dargebracht. Die höchste Gottheit der Otimier war die Schlangengottheit Míxcoatl. Der Culturgott der Majas, Votan, wird als „das Herz des Volkes“ angesehen; er ist eine Schlange mit einem Vogelkopf [4]). Die indianische Gottheit Cihuatcohuatl „das Weib-Schlange“ gilt als die Mutter des Menschengeschlechtes. Die Schöpfungssage der Quiches (auf Guatemala) erzählt: „Im Anfange war nur Gott der Schöpfer, die starke Schlange“. Nach der Mythologie der Chibchas entstieg das erste Menschenpaar einem Gebirgssee, in welchen es später in Schlangengestalt wieder zurückkehrte. [5]).

So sehen wir denn die Schlange alle Wandlungen durchmachen vom rohen Fetisch zu mythologischen Wesen, bösen Dämonen und guten Geistern, ja bis zu den höchsten Gottheiten. Zu der Vergötterung der Schlange hat aber auch viel der Umstand beigetragen, dass man in verschiedenen Naturerscheinungen das Bild der Schlange gesehen hat. Irdische und himmlische Gewässer, der sich dahin „schlängelnde“ Fluss, sowie die schwarze Gewitterwolke, und wieder der aus der Wolke fahrende Blitz wurden als Schlangen aufgefasst. Ich erinnere nur an die Hydra, an die Lernäische Schlange, an den Drachen bei der Quelle Dirke zu Theben [1]). Das Alpenvolk in der Schweiz hat noch viele Sagen bewahrt von Drachen und Würmern, die vor alter Zeit auf dem Gebirge hausten und oftmals verheerend in die Thäler herabkamen. Noch jetzt, wenn ein ungestümer Waldstrom über die Berge stürzt, Bäume und Felsen mit sich reisst, pflegt es in einem tiefsinnigen Sprichwort zu sagen: „es ist ein Drach ausgefahren“ [2]). Auf die Wolkenschlange kommen wir weiter unten zu sprechen. Die Blitzschlange ist vielleicht nirgends so deutlich zu erkennen als im litauischen Mythus von Perkunas. Der Gewittergott Perkunas, erzürnt über die Untreue seiner Gemahlin, schleudert feurige Schlangen nach der Żamaite. Durch die auf die Erde fallenden feurigen Schlangen sind die Menschen in den Besitz des Feuers gekommen [3]).

Wohl die letzte Entwicklungsstufe, durch welche die Schlange gegangen ist, ist es, wenn sogar ein abstracter Begriff, wie der Begriff der Ewigkeit in dem Bilde der zusammengeringelten Schlange aufgefasst worden ist. Der orphische Gott Aeon wird dargestellt, als von einer Schlange in engen Kreisen umschlungen, ebenso Chronos [4]).

Dies scheinen mir die hauptsächlichsten Gesichtspunkte zu sein, unter denen der Schlangencult bei

[1]) Th. Nöldeke in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprache*. I. 415.

[2]) Gubernatis a. a. O. 651 fg. Fra Paolino a. a. O. 248 sagt: „Man kann sie (die cobra di capello) so zahm machen, wie ein Hausthier, wenn man ihr nur, wie von den Malabaren geschieht, täglich etwas Milch und Zucker vorsetzt. Sie kommt dann alle Tage zu gewissen Stunden, verzehrt ihr Futter, thut Niemandem das Geringste zu leide und lässt sich endlich sogar auf mancherlei Art abrichten.“

[3]) Fritz Schultze, Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte. Leipzig 1871. S. 215 ff.

[4]) J. G. Müller a. a. O. 123. 176. 258. 483 ff. 485. 486. 502.

[5]) Th. Waitz a. a. O. IV, 145. 263. 361.

[1]) Maehly a. a. O. 15 ff. Schwartz a. a. O. 27 fg.

[2]) Grimm, Deutsche Sagen I², 262 (Nr. 217).

[3]) Veckenstedt a. a. O. I. 131. — Die Abhandlung von Schwartz „Die Altgriechischen Schlangengottheiten“ beschäftigt sich ausschliesslich mit der Blitzschlange. Wo immer die Schlange im Mythus und Cultus der Völker erscheint, da wird sie von Schwartz in das Prokrustesbett des Blitzes gezwängt. Trotz dieser grossen Einseitigkeit, mit welcher die Schlange immer und überall nur als Blitz erklärt wird, trotz der Hartnäckigkeit, mit welcher die unsinnige Behauptung aufrecht gehalten wird, dass, wo der Cult „wirkliche“ Schlangen substituirt, „es nur das stets in der Mythologie vorkommende Herabziehen des Himmlischen auf die Erde ist“ (?!), trotz der Verkehrtheit vieler Erklärungen eben in Folge dieser Einseitigkeit, bleibt doch noch manches Werthvolle in der Abhandlung von Schwartz, insofern er manches Neue für die Auffassung des Blitzes als Schlange — und gewiss ist ja die Schlange unter anderm auch der Blitz — erbringt.

[4]) Maehly a. a. O. 21.

den Völkern zu betrachten ist. Es war, wie gesagt, zunächst die wirkliche Schlange, die als Fetisch verehrt wurde, dann aber hat die mythenbildende Phantasie aus den Schlangen die verschiedensten Wesen gestaltet, von denen jedes seine eigene Biographie hat. Und alle diese Gestalten zusammenzuwerfen, sie unter einem Gesichtspunkt zu betrachten, das wäre nach einem treffenden Worte Max Müller's „etwa dasselbe, als wollte man eine Biographie von allen Menschen schreiben, die Alexander heissen“ [1]). Wie man ja überhaupt bei mythologischen und religionsgeschichtlichen Untersuchungen immer fehl geht, wenn man auf einer Erklärung einseitig beharrt und alles aus einem Grunde ableiten will. Ein abschreckendes Beispiel in dieser Beziehung bietet Schwartz, wenn er in der Schlange immer und überall nur den Blitz sieht. Aber auch Gubernatis begeht denselben Fehler, wenn er in der Schlange bei den Indogermanen immer nur die Wolke sehen will, und Jacobi, wenn er mit Berufung auf Gubernatis „die Bedeutung der Schlangen in der indischen Mythologie“ in die Worte zusammenfasst: „Die Schlangen sind, wie bekannt, die Wolken und die Finsterniss, welche der Sonne oder dem Lichte feindlich gegenüber stehen“ [2]). Ich glaube noch in diesen Blättern zeigen zu können, dass die Schlange auch bei den Indern mehr ist als nur die Wolkenschlange, dass sie bei den Indern sowie bei allen andern Völkern zu sehr verschiedenen mythologischen Vorstellungen Anlass gegeben hat. Wenn, wie wir sehen werden, in zahlreichen Anrufungen an die Schlangen von den Schlangen der Erde, der Luft und des Himmels die Rede ist, so ist das mehr als ein blosses Spiel des gern schematisirenden indischen Geistes, es ist das deutliche Bewusstsein von der Vielseitigkeit der Bedeutung, welche den Schlangen als mythologischen Wesen zukommt.

II.

In keinem Lande der Welt waren die Bedingungen für den Schlangencult in so hohem Grade vorhanden, als in Indien. Indien ist ja das schlangenreichste Land der Welt. „Das indische Gebiet, welches sich über ganz Südasien, einschliesslich Burma, Malakka und Südchina, die Sundainseln und Philippinen sammt den benachbarten kleinen Eilanden erstreckt, ist das schlangenreichste . . . der Erde: ‚die Anzahl der in Indien wohnenden Schlangenarten ist grenzenlos‘, sagt bereits Aelian. Hier leben einundzwanzigmal mehr Schlangen als in dem nördlich altweltlichen Nachbargebiet; hier ist die eigentliche Heimat der Seeschlangen, hier die Wohnstätte anderer Giftschlangen aller übrigen Familien der Unterordnung; hier kommt auf je sechs giftlose eine giftige Schlange“ [1]). Zwanzigtausend Menschen fallen in den britischen Besitzungen Indiens alljährlich dem Schlangenbiss zum Opfer. In den zehn Districten von Bengalen allein wurden in dem Amtsjahre 1885/86 nicht weniger als 11.823 Personen durch wilde Thiere und Giftschlangen getödtet, wovon wie gewöhnlich $^9/_{10}$ dem Schlangenbiss zum Opfer fielen; und dies, trotzdem in demselben Jahre 29.884 Rupien als Belohnungen für die Vernichtung wilder Thiere und Giftschlangen ausgezahlt wurden [2]). Es ist daher nur natürlich, dass wir nirgends so sehr als in Indien die Schlange in der Mythologie, in der Sage, im Cultus antreffen. In den alten Hymnen des Rigveda ist es der Kampf Indras mit der Schlange, welcher immer und immer wieder besungen wird. In den übrigen Veden finden wir auch sichere Zeugnisse eines förmlichen Schlangencultes. Neben Zauberformeln gegen die Schlangen [3]) finden wir im Atharvaveda auch Anrufungen, Gebete an die Schlangen. Ja, wir finden beides nebeneinander in einem und demselben Liede. So lautet ein Hymnus:

1. Nicht soll uns, o Götter, die Schlange tödten, mit unseren Kindern, mit unseren Leuten; das geschlossene (Maul) soll sie nicht aufsperren, das aufgesperrte nicht schliessen; Verehrung sei dem Göttervolke!

2. Verehrung sei dem Schwarzen, Verehrung sei dem Quergestreiften, dem rothbraunen Svaja sei Verehrung, Verehrung sei dem Göttervolke!

---

[1]) F. Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion. Strassburg 1880. S. 131.

[2]) Gubernatis, Die Thiere in der indog. Mythologie, Theil 3, cap. 5. H. Jacobi in *Weber's Indische Studien* XIV, 148.

[1]) Brehm a. a. O. 276. Von den 635 Schlangenarten, welche Günther im Jahre 1858 annahm, kommen 40 auf das nördlich altweltliche, 80 auf das äthiopische, 240 auf das indische, 50 auf das australische, 75 auf das nördlich neuweltliche und 150 auf das südlich neuweltliche Gebiet. (Ebendas. 277.) Man sieht, nur Südamerika kann sich an Schlangenreichthum mit Indien messen. Auch in Bezug auf Schlangenverehrung steht Südamerika Indien am nächsten.

[2]) Ich entnehme diese Notiz dem Wiener „Fremdenblatt“, in das sie jedenfalls aus einer englischen Zeitung übergegangen ist.

[3]) *Atharvaveda* VI, 12, VII, 56, 108. Verschiedene Kräuter werden hier u. A. gepriesen als heilsam gegen Schlangengift. Vgl. Rigveda, zum ersten Male vollst. ins Deutsche übersetzt mit Comm. u. Einleitung von A. Ludwig. Prag 1876 bis 1883 III, 501 ff. *Hundert Lieder des Atharvaveda* übersetzt und mit Bemerkgn. vers. von Grill. Tübingen 1879. S. 7 fg.

3. Zusammen schlage ich dir Zahn mit Zahn, zusammen auch Kiefer mit Kiefer, zusammen Zunge mit Zunge, zusammen auch Rachen mit Rachen [1].

Es darf uns nicht wundern, dass der Sänger zuerst der Schlange seine Huldigung darbringt und ihr dann verspricht, den Garaus zu machen. Der Indianer macht es mit der von ihm als „Grossvater" verehrten Klapperschlange nicht besser. „„Sei willkommen, Freund aus dem Geisterland", redet der Indianer sie an, der ihr begegnet, „wir waren unglücklich, unsere Freunde dort wussten es. Der grosse Geist wusste es. Du bist gekommen uns zu trösten. Wir kennen deine Botschaft. Nimm diese Spende Tabak", (er streut ihr etwas Tabakspulver auf den Kopf) „sie wird dir eine Stärkung sein nach deiner langen Reise". Mit diesen Worten ergreift er sie am Schwanze, fährt ihr mit einem Kunstgriff rasch über den Rücken hinauf bis zum Kopf und zerquetscht sie" [1]. In einem anderen Liede des Atharvaveda wird das Schlangengift beschworen, aus den Schlangen hinauszugehen; Paidva, das schlangentödtende Ross, wird angerufen, die Schlangen zu zertreten; India wird gepriesen, dass er die Schlangen getödtet. Der Sänger jubelt, dass die Schlangen ihres Giftes beraubt, dass sie getödtet sind. Aber in demselben Liede huldigt er den Schlangen mit den Worten:

Diejenigen von den Schlangen, die im Feuer geboren, die in den Kräutern geboren, die im Wasser geboren und die aus dem Blitz hervorgekommen, deren Geschlechter zahlreich sind und gross, diesen Schlangen dienen wir mit Verehrung [2].

Von der Göttin *Virâj* [3]) wird erzählt, sie sei zuerst zu den *Deva's*, den Göttern, gegangen, dann zu den *Gandharven* (den himmlischen Musikern) und *Apsarasen* (den Himmelsjungfrauen), hierauf zu den *Itarajana's* („den andern Wesen", Dämonen):

„Dann schritt sie herauf und kam zu den Schlangen; die Schlangen riefen sie herbei: komm, giftbegabte! Ihr Liebling ward Takshaka, Višâla's Sohn. Der Kürbis diente als Gefäss. Dhritarâsbtra Airâvata molk sie; er molk Gift aus ihr. Von diesem Gift leben die Schlangen. Lebensunterhalt gewährend wird, wer solches weiss" [4]).

In einem Kriegszauber heisst es:

„Gandharven, Apsarasen, Schlangen (*Sarpa's*), Götter (*Deva's*), Genien (*Punyajana's* „die guten Wesen, die guten Geister") und Manen (Pitri's), die sichtbaren und die unsichtbaren suche ich, damit sie dieses Heer schlagen" [5]).

---

[1]) *Atharvaveda* VI, 56. „Der Schwarze", „Der Quergestreifte" und „Svaja" sind Namen von Schlangen. Svaja ist nach dem alten Commentator Sâyana eine zweiköpfige Schlange; *svaja* heisst wörtlich „der aus sich selbst entstandene", also ein Wesen, das aus sich selbst ein zweites erzeugt hat, ein Doppelwesen. Auf diese „zweiköpfige" Schlange bezieht sich jedenfalls der letzte Vers: „Zusammen schlage ich Zahn mit Zahn" u. s. w., nämlich Zähne, Kiefer, Zunge, Rachen des einen Kopfes mit denen des andern. Grill a. a. O. S. 7 übersetzt daher falsch:

„Der Zähne Reihn drück ich dir zu, zusammen auch der Kiefern Paar,
Zusammen drück ich dir die Zung, das Maul auch schliesse ich dir zu."

Er sagt in der Note: „Die Vorstellung der Zweitheiligkeit ist aus a) herübergenommen". Deshalb, weil man von zwei Reihen Zähnen, von Ober- und Unterkiefer sprechen kann, sollte der Dichter auch von Zunge und Maul in der Zweiheit sprechen können! Das heisst denn doch die „dichterische Freiheit" zu weit ausdehnen. Der Svaja ist aber gewiss nichts anderes, als die *Amphisbaena* der Alten, von der Plinius (nat. hist. 8. 23, 35) sagt: „Die Amphisbaena hat vorn und hinten einen Kopf, als wenn es noch nicht genug wäre, wenn sie aus einem Rachen Gift spiee". Auch Lucanus, Pharsalia IX nennt „die gefährliche, doppelköpfige Amphisbaena". An ihre Zweiköpfigkeit glaubt selbst der sonst so kritische Fra Paolino noch. Er sagt von ihr (a. a. O. pag. 250): „*Irutalakuszali* ist eine Schlange, die zwei Köpfe hat, was auch immer Charleton und Andere dagegen einwenden mögen. Auf Portugiesisch heisst sie Cobra de duas cabeças, auf Lateinisch Amphisbaena. Herr Rosier, Commandant zu Collam, wies mir zwei solche Schlangen, die er in einer gläsernen Flasche aufbewahrte. Auch sah ich eine dergleichen im Gebirge von Maleatur. Sie ist eine oder anderthalb Palmen lang, hat die Farbe von verdorrtem Laube, und kriecht nicht etwa, wie andere Schlangen, gerade vor sich hin, sondern reckt immer den einen Kopf in die Höhe und macht mit dem Leibe einen Bogen, wenn sie sich fortbewegt. Ihr Biss hinterlässt jederzeit eine Geschwulst, die mit Gift angefüllt ist." Die Schlange hat natürlich nicht zwei Köpfe, sondern sie ist am Kopf und am Schwanze gleichdick. Herr Professor Bühler erzählte mir, eine solche „zweiköpfige" Schlange sei einmal auf sein Zelt zu gekrochen. Als er das Thier erschlagen hatte, sagte der Pandit, der dabei stand: „Sehen Sie jetzt, dass das Thier zwei Köpfe hat!"

[1]) Wattz, a. a. O. III, 192.

[2]) *Atharvaveda* X, 4.

[3]) *Virâj*, „die Strahlende, die Herrscherin", ein sehr unbestimmtes und vieldeutiges Wesen. „Name eines der Speculation angehörigen göttlichen Wesens: Tochter (Sohn) des Purusha (auch Purusha selbst) oder Prajâpati, oder dessen Gattin; als Kuh bezeichnet, die durch ihre Schritte die Opferfeuer vertheilt, u. s. w.; in der Folge Tochter (Sohn) Brahman's, Mutter (Vater) des Manu Svayambhuva oder des Brahman selbst. In den Brâhmanas zu phantastischen Allegorien gebraucht, unter Vermengung aller Bedeutungen des Wortes." Böhtlingk und Roth, Sanskrit-Wörterbuch, s. v. *Virâj*.

[4]) *Atharvaveda* VIII, 10, 29. Takshaka und Dhritarâshtra Airâvata sind Namen häufig vorkommender Schlangendämonen.

[5]) *Atharvaveda* VIII, 8, 15.

Ueberhaupt fehlen die Schlangen nie in der Aufzählung göttlicher Wesen [1]). Auch in der *Chândogya-Upanishad* [2]) werden die Schlangen neben Gandharven und Manen aufgezählt. So wird auch im Gesetzbuch des *Manu* [3]) erzählt, dass geschaffen wurden die Yaksha's, Râkshasa's, Pišâca's [4]), Gandharven und Apsarasen, Asuren [5]), Nâga's und Sarpa's, Suparna's [6]) und die verschiedenen Arten von Manen. Hier werden also zwei Arten von Schlangengottheiten, Nâga's und Sarpa's, nebeneinander aufgezählt. Auch unter dem Namen *Uraga* werden die Schlangengötter angeführt [7]). Bei *Manu* heisst es auch: „Einen Kshatriya, sowie auch eine Schlange und einen gelehrten Brahmanen soll einer, der auf sein Glück bedacht ist, niemals verachten, wenn sie auch noch so schwach sind. Denn diese drei, wenn verachtet, können einen Menschen ganz verbrennen; deshalb soll der Verständige diese nie und nimmer verachten." So heisst es auch in *Yâjñavalkya's* Gesetzbuch: „Einen Brahmanen, eine Schlange, einen Kshatriya und sich selbst soll man niemals verachten" [8]). Nach der *Taittirîya-Saṁhitâ* [9]) scheinen die Schlangen die Erstgeborenen der Schöpfung zu sein, denn es heisst: „Prajâpati wünschte Geschöpfe zu erschaffen; er that Busse; er schuf die Schlangen". Dass in den vedisch-brahmanischen Ritualwerken ein förmlicher Schlangencult, welcher alljährlich zu bestimmter Zeit zu vollziehen ist, gelehrt wird, soll im Verlaufe dieser Abhandlung noch ausführlich dargethan werden. Dass die bei diesem Schlangencult gebrauchten Sprüche und Gebete aus den Veden, besonders dem schwarzen und weissen Yajurveda, stammen, beweist zur Genüge, dass der Schlangencult auch schon in vedischer Zeit bekannt war.

In einem zum Sâmaveda gehörigen Brâhmana wird ein Schlangenopfer geschildert, welches ein Mittel sein soll, um Glück und Bestand zu erlangen. Das Opfer wurde zuerst von den Schlangen vollzogen: „Durch dieses Opfer fürwahr standen die Schlangen fest in diesen Welten; in diesen Welten stehen fest diejenigen, welche dieses Opfer begehen." Berühmte Schlangenkönige und Schlangendämonen — Dhritarâshṭra Airâvata, Pṛithuśravas, Śitipṛishṭha („der Weissrückige"), Takshaka Vaiśâleya, Arbuda („Schlange"), Pišaṅga („der Braune") und andere — functionirten als Opferpriester bei diesem Opferfeste. „Durch dieses Opfer fürwahr haben die Schlangen den Tod überwunden; den Tod überwinden diejenigen, welche dieses Opfer begehen. Darum streifen sie die alte Haut ab, schlüpfen aus ihr hinaus; denn sie haben ja den Tod überwunden; die Schlangenweibchen fürwahr sind Âditya's [1]); gleich dem Glanz der Âditya's ist der Glanz derjenigen, welche dieses Opfer begehen [2])."

Eine noch viel grössere Rolle als in der vedischen Literatur spielen die Schlangen in den grossen Epen der Inder. Namentlich das Mahâbhârata ist voll von Schlangenmythen. Im ersten Buch des Mahâbhârata findet sich eine Aufzählung der berühmtesten Nâga's oder Schlangenfürsten, und am Schlusse einer stattlichen Reihe von Namen heisst es: „Diese Schlangen sind es, welche als die hervorragendsten genannt werden: wegen der grossen Zahl der Namen sind die übrigen nicht aufgezählt. Deren Abkömmlinge aber und die Folge ihrer Nachkommenschaft, die will ich nicht nennen, denn unzählig, glaube ich, sind sie. Viele Tausende und Millionen und Hundertmillionen gibt es hier: unmöglich ist's, die Zahl der Schlangen zu zählen" [3]). In der bekanntesten Episode des Mahâbhârata, in der Geschichte von Nala und Damayantî, sieht der im Walde umherirrende Nala ein Feuer, aus welchem der Schlangenkönig Karkotaka um Hilfe ruft. Nala rettet den Schlangenkönig aus der Gluth der Flammen. Zum Dank dafür beisst ihn die Schlange. Durch diesen Biss wird Nalas Gestalt verändert, er wird vollständig un-

[1]) *Atharvaveda* XI, 6, 16: Aryа's, Rakshas' (Gespenster), Sarpa's, Punyajana's, Pitri's. ib. XI, 9, 16: Gandharven, Apsarasen, Sarpa's, Itarajana's, Rakshas' ib. XI, 10, 1: „Erhebt euch, rüstet euch, hoch mit euren Fahnen, Sarpa's, Itarajana's und Rakshas', lauft den Feinden nach!"

[2]) II, 21.

[3]) I, 37.

[4]) *Yaksha's* sind Genien im Gefolge des Gottes *Kubera*; *Râkshasa's* und *Pisâca's* sind Nachtgespenster und Unholde.

[5]) Die Asuren sind die Götterfeinde, die in beständigem Kampf mit den Göttern erscheinen.

[6]) *Suparṇa's*, „die schöngefiederten", sind mythische Vögel, die als geschworene Feinde der Schlangen erscheinen, mit *Garuḍa* identificirt.

[7]) *Manu* III, 192, wo Pitri's, Daitya's, Dânava's, Yaksha's Gandharven, Uraga's, Râkshasa's, Suparṇas und Kiṁnara's („was für Menschen?" d. h. Halbmenschen) aufgezählt werden; ib. VII, 23 werden aufgezählt: Götter, Dânava's, Gandharven, Rakshas', Pataga's (mythische Vögel) und Uraga's.

[8]) *Manu* IV, 135 fg. *Yâjñavalkya* I, 153.

[9]) III, 1, 1, 1.

[1]) oder: Sonnenkinder? Die Uebersetzung: „die Schlangenweibchen sind Âditya's, gleich dem Glanz der Âditya's" ist sehr zweifelhaft.

[2]) *Tândya-Mahâbrâhmana* XXV, 15.

[3]) *Mahâbhârata* I, 1549 ff. 1562 fg.

kenntlich, so dass er sich als Wagenlenker verdingen kann, um späterhin wieder mit Damayantî vereinigt zu werden. Zugleich gibt ihm der Schlangenkönig ein himmlisches Gewand, durch welches er wieder seine wahre Gestalt erlangen kann [1]). Der Heilige Utanka, dem der Schlangenfürst Takshaka in der Gestalt eines nackten Bettlers die Ohrringe weggenommen, dringt in das Reich der Schlangen und preist dieselben mit den Worten: „Die Schlangen, deren König Airâvata ist, die herrlich im Kampfe strahlen, sie gleichen den strömenden, blitzenden, vom Winde gejagten Wolken, schöngestaltet sind sie und vielgestaltig, mit bunten Ringen geschmückt, sie, die von Airâvata entsprossen, glänzen gleich wie die Sonne am Himmelszelt. Viel Schlangenwohnungen gibt es am jenseitigen Ufer der Gangâ. Auch die grossen Schlangen, die dort wohnen, preise ich. Wer möchte wünschen, unter dem Heer der Sonnenstrahlen zu wandeln ohne Airâvata; u. s. w.“ Trotz aller Lobpreisungen bekommt Utanka nicht seine Ohrringe. Er sieht dann verschiedene Wunderdinge, unter andern einen Mann mit einem prächtigen Pferd. Er preist auch diese, und mit Hilfe des Pferdes, welches Flammen von sich gibt, wird Takshaka in Furcht gesetzt und er gibt die Ohrringe heraus [2]). Als Bhîma in die Fluthen des Ganges geworfen wird, fällt er in das Reich der Schlangen, welche ihm das Wasser der Stärke zu trinken geben [3]). Das Schlangenopfer des Janamejaya bildet eine der schönsten Episoden des grossen Epos. Kadrû, die Mutter der Schlangen, hatte den Schlangen geboten, sich als schwarze Haare an den Schweif des Götterpferdes Uccaihśravas („Hochohr“) zu heften. Die Schlangen missachten das Gebot der Mutter, und diese spricht den Fluch aus, beim Opfer Janamejayas sollen alle Schlangen zu Grunde gehen. Als die Götter und Dämonen, um das Amrita, den Unsterblichkeitstrank, zu erlangen, den Ocean quirlen wollten, da diente ihnen der Berg Mandara als Quirlstock, es fehlte ihnen aber noch der Strick. Vâsuki, der Schlangenkönig, bietet sich den Göttern als Butterstrick an. Zum Dank dafür bitten die Götter den Brahma, den Fluch der Kadrû zu mildern. Als nun Janamejaya, um seinen von Takshaka gebissenen Vater zu rächen, das grosse Opfer veranstaltet, durch welches alle Schlangen vernichtet werden sollen, da finden wohl tausende Schlangen den Flammentod; aber zuletzt wird das Opfer eingestellt, ehe noch alle Schlangen den Tod gefunden [1]).

Die indische Märchenliteratur ist natürlich eine reiche Fundgrube für Schlangensagen. Im *Pañcatantra* findet sich ein Märchen, welches geradezu den Schlangencult bezeugt. Ein Brahmane, welcher als armer Landmann sein Leben fristete, begann eines Tages mitten in seinem Acker im Schatten eines Baumes einzuschlafen. Plötzlich sah er aus einem nahen Ameisenhügel eine furchtbare Schlange mit ausgebreiteter Haube hervorkriechen. Da dachte er bei sich: „Das ist sicher die Gottheit des Feldes (*kshetradevatâ*), die von mir noch nie verehrt worden ist. Darum ist mein Ackerbau hier so fruchtlos. Nun will ich ihr sogleich meine Verehrung bezeigen.“ Schnell bringt er Milch herbei, giesst sie in eine Schale, geht zum Ameisenhügel und bittet die Schlange, die er als „Gebieter des Feldes“ anredet, um Verzeihung, dass er ihr so lange keine Verehrung dargebracht. Nachdem er die Milch dargebracht hat, geht er nach Hause. Wie er am folgenden Morgen wieder kommt, erblickt er ein Goldstück in der Schale. Das wiederholt sich nun Tag für Tag. Einstmals aber brachte der Sohn die Milch, da der Brahmane in ein Dorf gehen musste. Und als derselbe am nächsten Morgen das Goldstück erblickte, dachte er, in dem Ameisenhügel müsste lauter Gold sein, und wollte die Schlange tödten, um sich des Goldes zu bemächtigen. Wie er aber die Schlange mit einem Knüttel auf den Kopf schlägt, beisst ihn diese voll Wuth, so dass er sofort todt ist. Als der Vater heimkehrte und die Sache erfuhr, billigte er ganz und gar die That der Schlange. Wie er aber am nächsten Morgen wieder die Milch darbrachte, erschien die Schlange erst nach geraumer Zeit und sprach zu dem Brahmanen: „Zwischen uns kann es keine Freundschaft mehr geben. Ich kann den Schlag mit dem Knüttel nicht vergessen, du wirst den Schmerz um deinen Sohn nicht vergessen.“ Sie gibt ihm noch eine kostbare Perle und verschwindet auf Nimmerwiedersehen [2]). Dieses Märchen ist dadurch noch bedeutsam, dass es gewandert ist, wie Theodor Benfey schon nachgewiesen hat [3]). Ein anderes

[1]) *Nalopâkhyâna*, XIV. Gesang.

[2]) *Mahâbhârata* I, 792 ff.

[3]) *Mahâbh.* I, 5008 ff.

[1]) *Mahâbh.* I, 2020 ff. Diese Episode ist auch von Adolf Holtzmann, Indische Sagen, III, 135 ff. (Karlsruhe 1847) bearbeitet worden.

[2]) Benfey, Pantschatantra I, 244 ff.

[3]) Benfey ebend. I, § 150, S. 359 ff. weist das Märchen (das übrigens nicht in allen Pañcatantra-Handschriften enthalten ist) u. A. in den äsopischen Fabeln, bei Phaedrus.

Märchen, welches eine Reise um die Welt gemacht hat, findet sich ebenfalls im *Pañcatantra*. Es ist das allbekannte Märchen von den dankbaren Thieren und dem undankbaren Menschen, wo sich die Schlange ihrem Lebensretter dadurch dankbar erweist, dass sie die Königin beisst und jenem das Mittel an die Hand gibt, die Königin zu heilen [1]). In der buddhistischen — und wahrscheinlich ursprünglicheren — Fassung des Märchens, heilt die Schlange selbst den König, den sie gebissen hat, nachdem sie vorher ihren Lebensretter unterrichtet hat, wie er sich zu benehmen habe. Die Heilung wird hier sehr anschaulich geschildert. „Der Mann zog einen Zauberkreis mit Kuhmist, zündete Feuer an und sagte einen Spruch. Als die Schlange ihn hörte, kam sie an den Kreis heran und blieb stehen. Darauf sprach der Mann: „Da du hier bist, musst du von zwei Dingen eines thun, entweder treibe des Königs Gift fort, oder spring in's Feuer!“ Darauf sprach die Schlange: „Soll ich, die ich hier bin, eins von beiden thun, so muss ich entweder mein Leben hingeben, oder den König tödten.“ Als die Schlange ihm zugekehrt war, sprach der Mann, zu ihr gekehrt: da du viele lebend beissest und ich das Leben des Königs nicht hingebe, so ist es nicht recht, wenn du das Gift des Königs nicht vertreibst.“ Sobald die Schlange dies gehört hatte, befreite sie den König vom Gift. Darauf ward der König dem Manne geneigt und entliess ihn, nachdem er ihm einen Haufen von Schätzen gegeben hatte [1]).“ Wieder ein anderes Märchen desselben *Pañcatantra* erzählt von zwei Schlangen, die eine der andern Geheimmniss verrathen [2]). Sie sind beide arge Zauberer; die eine lebt in dem Leibe eines Königssohnes und frisst aus seinem Munde Luft, wodurch derselbe Glied für Glied abzehrt [3]); die andere lebt in einem Ameisenhügel, wo sie zwei Töpfe Goldes verzaubert hat [4]). Ein anderes Märchen des *Pañcatantra* erzählt von einer Brahmanenfrau, die sich nach Kindern sehnt und endlich — eine Schlange zur Welt bringt. Die Mutter pflegt aber den Schlangen-Sohn voll Liebe, und nachdem er herangewachsen ist, weiss sie ihren Gatten zu bewegen, für ihn eine Braut zu suchen. Dieser geht als Werber in ein fernes Land und findet ein wunderschönes Mädchen, das ihm für seinen Sohn übergeben wird. Trotz alledem und alledem findet die Hochzeit statt: die Frau legt ihren Gemahl in einen grossen Korb, füttert ihn mit Milch und pflegt ihn sorgsam. Einstmals aber verliess er in der Nacht seinen Korb und bestieg in Menschengestalt ihr Lager. Als dies der Vater sah, nahm er die Schlangenhülle, welche im Korb geblieben war und verbrannte sie. Und von da an behielt er immer die Menschengestalt [5]).

in den *Gesta Romanorum*, cap. 141 und in den *Poésies* von Marie de France nach. Vgl. auch die oben citirte litauische Sage bei Veckenstedt II, 169 fg. Auch in dem südslavischen Märchen „Der Bauer und die Schlange“ (Krauss, Sag. u. M. d. S. I Nr. 38) bringt der Bauer jeden Tag einen Topf Milch und die Schlange gibt ihm jedesmal einen Thaler.

[1]) Siehe Benfey II, 128 ff. I § 71. Benfey hat das Märchen durch den ganzen Orient und Occident verfolgt. In den wohl ursprünglichsten buddhistischen Fassungen (*Karmâsataka* und *Rasavâhinî*), im *Pañcatantra*, in der arabischen, griechischen und lateinischen Fassung, im *Anvâr-i-Suhaili*, im *Livre de merveilles*, in dem türkischen *Tûtînâmeh* und noch in einem schwäbischen Volksmärchen findet sich der Zug, dass die Schlange Jemanden beisst und ihrem Lebensretter das Mittel zur Heilung an die Hand gibt. In einigen Fassungen — so z. B. *Gesta Romanorum* cap. 119 — bezeigt die Schlange ihre Dankbarkeit durch das Geschenk des glückbringenden Schlangensteines. (Benfey I, 193—207 217. 220.) Von einer dankbaren Schlange erzählt auch Aelian 6, 63: In Arkadien hatte ein kleiner Knabe einen Drachen aufgezogen; beide wurden gross und liebten sich gegenseitig recht herzlich. Den Verwandten des Knaben wurde der Drache zuletzt wegen seiner Grösse verdächtig; sie nahmen ihn also, während der Knabe schlief, und trugen ihn in einen fernen Wald. Als er nun nach Jahren dort ganz ausgewachsen war, traf es sich, dass sein ehemaliger Gebieter und Freund durch diesen Wald ging, von Räubern angefallen wurde und um Hilfe rief. Der Drache vernahm, als das Thier, welches von Allen am schärfsten sieht und hört, und erkannte die Stimme, stürzte laut zischend zu Hilfe, zerstreute die ganze Schaar der Bösewichte und erwürgte einige, die sich nicht zeitig gerettet hatten. Er reinigte dann die Wunden des alten Freundes, begleitete ihn bis an's Ende der Wildniss und kehrte dann in diese zurück. Vgl. auch Plinius nat. hist. 8, 17, 22.

[1]) Aus dem buddhistischen *Karmaśataka* von Schiefner aus dem Tibetischen übersetzt und von Benfey a. a. O. mitgetheilt, s. 197 fg.

[2]) Benfey II, 256 ff.

[3]) Ein armenisches Märchen erzählt von einer Frau, welche zwei Schlangen in ihrem Leibe hat, die zur Nachtzeit aus dem Munde herauskriechen und ihren Mann tödten. Haxthausen, Transkaukasia 333. Dasselbe Märchen weist Krauss bei den Südslaven nach. Sreća, Mitth. 109 = Separatabdr. 22 fg. Dass die Schlange Luft frisst, wie es in unserem Texte heisst, ist vielleicht nur so zu verstehen, dass die im Leibe des Prinzen lebende Schlange von Zeit zu Zeit aus seinem Munde hervorkriecht, um Luft zu schnappen.

[4]) Ueber schätzehütende Schlangen in Indien vgl. auch Benfey a. a. O. I, 359.

[5]) Benfey a. a. O. II, 144 ff. vgl. I, § 92. Ueber die Entzauberung durch Verbrennen der Schlangenhülle vgl. ausser Benfey I, 260 ff. auch das schon oben angeführte litauische Märchen (Veckenstedt II, 149).

Erzählungen von Liebschaften zwischen Menschen und Schlangen sind überhaupt nichts Seltenes. Nach dem *Vîracaritra* ist Śâlivâhana der Sohn des Schlangenkönigs. Als nämlich die berühmte Stadt Pratishṭhâna zerstört wurde, floh der Brahmane Sumitra mit einem jüngst gebornen Mädchen an den Nâgahrada („Schlangenteich") und lebte dort mit dem Kinde in Armuth. Als nun einmal das Mädchen am Teiche spielte, gesellte sich Śesha, der Schlangengott, in Gestalt eines Brahmanen zu ihr. Ihr Vater sieht es aus der Ferne und eilt auf den Schänder des neun Monate alten Mädchens zu. Śesha gibt sich zu erkennen und erklärt, das Mädchen sei seine Gattin aus einer früheren Geburt. Von dem Vater angebetet, verkündet nun der Schlangengott, dass sein Sohn einst ein Beherrscher der Welt werden würde. Darauf verschwindet er. Das Mädchen aber wächst im Hause eines Töpfers heran und gebiert — unter Blumenregen, Paukenschall und Gesang vom Himmel her — einen göttergleichen Sohn, Śâlivâhana. Vikrama, König von Ujjayinî, hatte aber die Prophezeiung erhalten: „Wenn ein anderthalbjähriges Mädchen mit einem beinlosen Mann einen Sohn gebäre und derselbe vier Jahre alt sei, dann solle durch ihn er, Vikrama, seinen Tod finden." Sobald daher Vikrama von der Geburt Śâlivâhanas erfuhr, sandte er ein Heer gegen denselben. Aber Śesha schickt seine Schlangen zum Schutze Śâlivâhanas, und Vikramas Heer wird in die Flucht geschlagen [1]). In einem Märchen des Somadeva flieht eine Schlange in Menschengestalt in das Haus einer Hetäre [2]). Ein modernes indisches Märchen erzählt von Tulisa, der Holzhauerstochter, die sich in einer Quelle bespiegelt; der Schlangenkönig erscheint und fragt sie, ob sie sein Weib werden wolle. Sie ist es zufrieden, wird in einen Palast getragen und lebt da glücklich; doch ist ihr Mann nur bei Nacht bei ihr. Die Mutter des Schlangenkönigs will aber ihr Glück stören und lässt sie durch ein altes Weib misstranisch machen, so dass sie nach dem Namen ihres Mannes fragt. Tulisa lässt trotz des Abrathens ihres Gatten nicht nach; er sagt ihr den Namen und verschwindet wie Lohengrin. Alle Pracht ist dahin, sie ist wieder die ärmliche Holzhauertochter. Durch ein Ei vom Vogel Huma gelingt es ihr, später die Schlangenkönigin zu überwinden und den Zauber zu brechen, so dass sie mit ihrem Gemahl, der nun als königlicher Bräutigam erscheint, wieder vereint wird [1]). Eine eigenthümliche Beleuchtung erfahren diese Schlangen-Liebesgeschichten, die wir ja nicht nur in Indien finden — sie sind ein Gemeingut aller Märchenliteraturen der Welt — wenn man eine Geschichte hört, die als wirklich geschehen berichtet wird und sich im Jahre 1871 bei Bêpur in Malabar ereignet haben soll. Ein Weib von sehr schöner Gestalt hörte, während sie eben den Hof ihres Hauses fegte, ein lautes Zischen hinter sich. Als sie sich umdrehte, bemerkte sie zu ihrem Entsetzen eine grosse Haubenschlange. Ehe sie noch fliehen konnte, schoss die Schlange auf sie zu und wand sich um eines ihrer Beine; und immer schneller und schneller wand sie sich empor, bis sie ihren offenen Rachen mit dem Antlitz der Frau zusammenbrachte, den sie gleich einem Schirm hin und her bewegte. In dieser schrecklichen Lage musste die Frau fast zwei Tage verharren, ohne liegen oder schlafen zu können. Nur Frauen konnten ihr nahen, um ihr Milch und Platanen zur Nahrung zu bringen. Sobald man es ihr anzeigte, drehte die Cobra ihren Kopf auf die Seite, es so ermöglichend, dass die Frau Nahrung zu sich nehme. Wenn aber irgend ein Mann in die Nähe kam, begann die Schlange fürchterlich zu zischen. Niemand vermochte es, das Weib zu erlösen, bis endlich ein Nair durch einige Zaubersprüche dasselbe von seinem giftigen Liebhaber befreite. Die Schlange kroch zurück in's Gebüsch, woher sie gekommen, und — so schliesst der Bericht — das Weib ist bereits wieder wohl; das Geschehniss ist jetzt ein allgemeiner Gesprächsstoff unter den Eingebornen [2]).

[1]) S. Hermann Jacobi in *Indische Studien* XIV, 100 fg.

[2]) Benfey a. a. O. I, 364 fg.

[1]) Mitgetheilt von Brockhaus im Anhang zu seiner Übersetzung von Somadevas Märchensammlung. Vgl. Benfey I, 254 ff. — Ich kann nicht umhin, hier an das reizende ehstnische Märchen vom „Glückskei" (Kreutzwald a. a. O. Nr. 19) zu erinnern: Ein Hirtenknabe hat eine innige Freundschaft mit einer „milchweissen Schlange" geschlossen. Sie kriecht immer unter dem Stein hervor, auf welchem der Knabe sitzt, und blickt ihn mit ihren klaren Augen an, „die wie feurige Funken glänzen". Die weisse Schlange ist aber nichts anderes als eine verzauberte Jungfrau, eine Königstochter. Der Zauber wird gebrochen, indem der Jüngling sie dreimal küsst. Die Erlösung gelingt mit Hilfe des Glückskeis.

[2]) *Indian Antiquary*, Vol. VII, 44. Zu dieser „wahrhaftigen" (?) Geschichte vergleiche man nun folgende litauische Sage: „Eine Frau ging einst in den Wald. Da nahte sich ihr eine verzauberte Schlange, kroch an ihr empor und umwickelte sie. Die Frau konnte auf keine Weise die Schlange mehr los werden, so dass sie dieselbe bis zu ihrem Tode tragen musste. Jeden Tag musste sie der Schlange Milch geben, dafür that ihr diese kein Leid an." Veckenstedt a. a. O. II, 170.

Mit der Märchenpoesie treten wir schon in das Gebiet des Buddhismus. Bei den Buddhisten nun finden wir die Nâga's, die Drachen, als göttliche Wesen. Sie nehmen den achten Rang ein unter den vierzehn Arten von Wesen [1]). Sie werden neben Deva's, Brahma's und Suparṇa's genannt [2]). In der Mythologie der Buddhisten — soweit man von einer solchen sprechen kann, vielleicht sagen wir besser Kosmologie — werden die Nâga's als Schlangen mit einer Haube und mit drei oder sieben Köpfen, oder als Schlangen mit menschlichen Köpfen oder als Menschen mit dem Kopfe einer Cobra dargestellt. Ihr Hauptwohnsitz ist in der Hölle tief unter dem Tikûṭa-Berg, welcher den Götterberg Meru trägt. Auf dem Yugandhara, einem der sieben Hauptgebirge der Welt, welche den Meru umgeben, wohnt der Schlangenfürst *Virûpakkha* [3]). Zahlreiche andere Könige oder Häuptlinge der Schlangen werden mit Namen genannt, so *Ananta* „der Unendliche", *Erâpatha* (der in der Saṁskrit-Literatur *Airâvata* heisst [4]), *Mahodara* „Grossbauch", *Maṇiakkhika* „dessen Augen Edelsteine sind", *Kâla* „der Schwarze" u. a. Stets sind die Nâga's Feinde der Menschen, ihr Athem ist giftig und tödtlich, mit wunderbarer Zauberkraft sind sie ausgestattet. Aber dem Buddha gelang es stets, die Schlangen zu bezähmen. Sowohl die buddhistischen Legenden als auch die historischen Werke der Buddhisten wissen von zahlreichen Nâga's zu erzählen, welche von Buddha bewältigt und bekehrt worden sind [5]). Einst kam, so erzählt eine Legende, der Heilige auf seiner Wanderschaft nach Uruvelâ und wollte da bei dem hochberühmten Einsiedler Uruvelâ Kassapa eine Nacht zubringen. Kassapa wäre gern bereit, den grossen Heiligen aufzunehmen, aber in seinem Hause sei ein wilder Nâgakönig von grosser Zaubergewalt, ein furchtbar giftiger Drache, er fürchte, dem Buddha könnte ein Leid geschehen. Dreimal bittet der Heilige um Aufnahme, dreimal erhält er von Kassapa dieselbe Antwort. Erst als Buddha versichert, der Drache könne ihm nichts anhaben, gewährt ihm der Einsiedler Aufnahme. Und der Heilige tritt in das Gemach, wo das heilige Feuer aufbewahrt ist, setzt sich mit gekreuzten Beinen auf eine Matte und gibt sich der Betrachtung hin. Aber kaum hat ihn der Nâga bemerkt, so sendet er, furchtbar gereizt, eine Rauchwolke gegen den Heiligen aus. Dieser aber vergilt Gleiches mit Gleichem und sendet ebenfalls eine Rauchwolke aus. Da sendet der Drache wuthentbrannt Feuerflammen aus. Aber auch Buddha entsendet Flammen. Und wie sie beide von den Flammen, die von ihnen ausgehen, erstrahlen, da scheint es, als ob das ganze Gemach in hellen Flammen stünde. Und die Einsiedler, welche Zeugen des Kampfes sind, sagen: „Wahrlich, schön ist das Antlitz des grossen Samana, aber der Nâga wird ihm doch ein Leid anthun." Doch die Nacht verstrich und der Heilige hatte durch sein Feuer das Feuer des Drachen besiegt, er warf ihn in seinen Almosen-Napf und zeigte ihn dem Kassapa: „Hier siehst du den Nâga, Kassapa; sein Feuer ist durch mein Feuer besiegt worden" [1]). Aber auch freundlich erwiesen sich die Nâga's dem Buddha, wenn er sie durch seine Lehren bekehrt hatte. Berühmt ist die Legende von dem Schlangenkönig Mucalinda. Der Heilige sass sieben Tage lang unter dem Mucalinda-Baum, tiefer Meditation ergeben. Da erschien eine grosse Wolke und ein heftiges Regenwetter brach los, welches sieben Tage währte. Doch der Nâgakönig Mucalinda kam aus seiner Wohnung heraus, umgab den Leib des Heiligen sieben Mal mit seinen Windungen und breitete seine Haube über das Haupt des Heiligen gleich einem Schirme, um ihn vor Kälte und Hitze, vor Sturm und Sonnenschein und vor Belästigung durch Mücken und Gewürm zu schützen. Und als die sieben Tage vorüber waren und der Schlangenkönig den wolkenlosen Himmel sah, da löste er seine Windungen von dem Heiligen, verwandelte sich in einen stattlichen Jüngling und stellte sich mit gefalteten Händen vor Buddha hin,

[1]) Die Reihe der Wesen, welche die zahllosen Welten bevölkern, ist: Buddha's, Pratyekabuddha's, Arhat's, Deva's, Brahma's, Gandharva's, Garuda's, Nâga's, „Erdgeister, gewöhnlich dargestellt als Menschen mit einer Schlangenkrone auf dem Haupte", Yaksha's, Kumbhâṇḍa's („Erdmännchen oder Gnome"), Asura's, Râkshasa's, Preta's (die Schatten der Verstorbenen) und endlich die Höllenbewohner. H. Kern, Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. Uebers. von H. Jacobi. (Leipzig 1882—84) I, 376 fg.

[2]) Kern a. a. O. I, 89.

[3]) d. i. Saṁskrit: *Virûpâkṣha*, „der Schrecklichängige".

[4]) *Airâvata* heisst auch der Elephant Indra's. Merkwürdig ist, dass auch *Nâga* ausser „Schlange" noch „Elephant" bedeutet.

[5]) Vgl. R. C. Childers, Dictionary of the Pâli Language (London 1875) pag. 255 s. v. „Nâgo".

[1]) *Mahâvagga* I. 15. Vinaya Texts translated from the Pâli by T. W. Rhys Davids and Hermann Oldenberg. Part. I, Oxford 1881. (Sacred Books of the East Vol. XIII) pag. 118 seqq. Man kann vielleicht in diesem Kampf Buddhas mit dem Drachen noch eine schwache Erinnerung an den Kampf Indras mit dem Drachen Vṛitra erblicken.

indem er ihm seine Verehrung darbrachte [1]). Jedoch Schlangen in den Orden der Mönche aufzunehmen, gestattete Buddha nicht. Es war einmal ein Drache, der sich sehr darüber grämte, dass er als Schlange zur Welt gekommen sei. Um Mensch zu werden, beschliesst er, unter die buddhistischen Mönche zu gehen. Er nimmt die Gestalt eines Jünglings an, geht zu den Mönchen und wird in den Orden aufgenommen. Da wohnt er nun zusammen mit einem andern Mönch. Als dieser nun einmal in der Nacht aufstand, um im Freien zu lustwandeln, da fiel der Drache in Schlaf. Nun ist es aber eine Eigenthümlichkeit der Schlangen, dass sie bei zwei Gelegenheiten, im Schlaf und bei der Begattung, ihre natürliche Gestalt annehmen. Sobald daher der Drache in Schlaf gesunken war, füllte er mit seinem Schlangenleibe das ganze Kloster, so dass seine Windungen bei den Fenstern herausragten. Als nun jener Mönch zurückkam, war er sehr entsetzt und schlug Lärm. Alle Mönche liefen zusammen. Der Drache erwachte und erzählte den Mönchen seine Geschichte. Als Buddha von der Sache erfuhr, sagte er zu dem Drachen: „Ihr Schlangen seid nicht fähig, in der Lehre vorwärts zu kommen. Aber geh hin und faste am vierzehnten, fünfzehnten und achten Tag jedes Halbmonats, so wirst du aufhören, Schlange zu sein und wirst menschliche Natur erlangen.“ Der Drache war darüber sehr betrübt, dass er nicht fähig sein sollte, in der Lehre Fortschritte zu machen, stiess einen Schmerzensschrei aus und ging von dannen. Buddha knüpft daran die Warnung, Thiere nicht in den Orden aufzunehmen [2]). So wie der Islam gläubige und ungläubige Schlangen unterscheidet, so gibt es auch für den Buddhisten zweierlei Schlangen. Als einst bei einer Hungersnoth die Leute Schlangenfleisch assen, da kam der Schlangenkönig Supassa („der Schönrückige“) zu dem Heiligen, grüsste ihn ehrfurchtsvoll und sprach: „Es gibt, o Herr, ungläubige Schlangen, die dem Glauben abhold sind; diese könnten den Mönchen auch bei geringfügigen Anlässen Leid zufügen. Ich bitte dich, Herr, lass die Ehrwürdigen kein Schlangenfleisch essen.“ Buddha ist sehr erfreut über das Erscheinen des Schlangenkönigs, erweist ihm grosse Ehre und verbietet den Mönchen, Schlangenfleisch zu essen [1]). Der Schlangenkönig Supassa erscheint hier als frommer Buddhist, voll Respect gegen Buddha und die Mönche, im Gegensatz zu den „ungläubigen“ Schlangen. Im buddhistischen Märchen (Jâtaka) finden wir die Nâga's auch als Berggeister. Der Bodhisatta [2]) ward einmal als Königssohn wiedergeboren. Damals geschah es, dass sich eine von den Frauen des Königs in den Bodhisatta verliebte. Da es ihr aber nicht gelang, denselben zu verführen, machte sie es wie die Frau des Potiphar und beschuldigte den Bodhisatta. Der erzürnte König lässt seinen Sohn über den „Diebsberg“ hinabwerfen. Aber die Gottheit, welche im Innern des Berges wohnte, nahm ihn auf und führte ihn in den Schooss des Schlangenkönigs. Dieser nahm den Bodhisatta freundlich auf, führte ihn in die Nâgawelt und verlieh ihm die halbe Herrschaft [3]).

Sehr merkwürdig ist ein buddhistisches Märchen, in welchem wir eine Art Beschwörung der Schlangen finden, welche lebhaft an die vedischen Zauberformeln anklingt. Es ist ein Schlangencult in's Buddhistische übersetzt, das heisst: wir müssen an Stelle des Wortes „Cult“ oder „Verehrung“ das Wort „Liebe“ setzen. Wie man in alter Zeit die Schlangenkönige durch Opfer und Gebete verehrte, um von den gemeinen Schlangen nicht gebissen zu werden, so ermahnt Buddha die Seinen, die Schlangenkönige zu lieben, um sich vor Schlangenbissen zu hüten. An Stelle des Cultes tritt in der Lehre Buddha's die Liebe, jene Liebe, die wir nur deshalb nicht „Nächstenliebe“ nennen können, weil sie mehr ist, nämlich die Liebe zu

[1]) *Mahâvagga* I, 3. Sacred Books, Vol. XIII, pag. 80 seq. Vgl. Kern a. a. O. I. 99 fg. R. Spence Hardy, A Manuel of Budhism. (London and Edinburgh 1860.) pag. 182.

[2]) *Mahâvagga* I, 63. Sacred Books XIII, 217 seqq. Kern a. a. O. II, 29 fg.

[1]) *Mahâvagga* VI, 23, 13. Sacred Books, Vol. XVII, pag. 85 seq.

[2]) Bodhisatta ist „ein Wesen (*satta* = sanskr. *sattva*), welches bestimmt ist, Erleuchtung (*bodhi*) zu erlangen, d. h. Buddha zu werden“: so heisst der Buddha in allen seinen früheren Geburten, ehe er Buddha wird. Die Jâtaka's oder „Geschichten aus früheren Geburten“ erzählen von den Bodhisattas.

[3]) Das Märchen erzählt dann weiter: Der Bodhisatta lebte ein Jahr lang in der Welt der Nâga's. Dann ging er als Einsiedler in den Wald. Dort wurde er gesehen und dem König darüber Bericht erstattet. Der König geht zu ihm, lässt sich den ganzen Sachverhalt erzählen und bittet ihn, die Herrschaft zu übernehmen. Der Bodhisatta will aber von weltlichen Gütern nichts wissen, er will nur im Walde leben, der Welt entsagend. Weinend nimmt der König von seinem Sohne Abschied. Nach Hause gekommen, packt er — wie das Märchen naiv erzählt — die falsche Königin bei den Füssen und schleudert sie über den „Diebsberg“ (wohl eine Art tarpeischen Felsens) hinab. (Commentar zum *Dhammapada* ed. V. Fausböll, Hauniae 1855, pag. 341).

allen Lebewesen[1]). Es ist gewiss ein sehr alter Schlangencult, auf welchen dieses Märchen hinweist, und es steht, wie ich glaube, in so naher Beziehung zu dem altindischen Schlangencult, wie er in den brahmanischen Ritualwerken geschildert wird, dass es der Mühe werth ist, hier eine wörtliche Uebersetzung dieses Märchens anzufügen:

Als einst zu Benares der König Brahmadatta regierte, da wurde der Bodhisatta im Reiche Kâsi in einer Brahmanenfamilie wiedergeboren. Als er herangewachsen war, gab er die Sinnesfreuden auf, entsagte als frommer Heiliger der Welt, brachte es zu den Stufen der höheren Erkenntniss[2]) und der Vollendung[3]), baute sich in einer Gegend des Himâlaya in der Nähe des Ganges eine Einsiedelei und lebte da, sich dem Vergnügen der Meditation hingebend, umgeben von einer Schaar Heiliger. Damals waren aber am Ufer des Ganges Schlangen[4]) aller Art, die bereiteten den Heiligen solches Ungemach, dass sie in grosser Zahl dahinstarben. Die frommen Büsser berichteten diese Sache dem Bodhisatta. Da versammelte der Bodhisatta alle die frommen Büsser und sprach: „Wenn ihr gegen die vier Schlangenkönigsgeschlechter Liebe empfinden würdet, so würden euch die Schlangen nicht beissen; deshalb empfindet von nun an gegen die vier Schlangenkönigsgeschlechter in folgender Weise Liebe“; und er lehrte sie den folgenden Vers:

Gegen die Virûpakkha's hege ich Liebe, Liebe hege ich gegen die Erâpatha's, gegen die Chabbyâputta's hege ich Liebe, Liebe gegen die Kaṇhâgotamaka's.

Also lehrte er sie, die vier Drachenkönigsgeschlechter[1]) zu lieben und fügte hinzu: „Wenn ihr gegen diese Liebe empfinden könnet, dann werden euch die Schlangen nicht beissen und nicht verletzen“. Dann lehrte er sie den zweiten Vers:

Gegen die Fusslosen hege ich Liebe, Liebe hege ich gegen die Zweifüssler, gegen die Vierfüssler hege ich Liebe, Liebe hege ich gegen die Vielfüssler.

Also lehrte er sie überhaupt Liebe zu empfinden. Um ihnen aber zu erklären, in welcher Weise sie beten sollten, lehrte er sie folgenden Vers:

„Nicht soll mich der Fusslose verletzen, nicht verletze mich der Zweifüssler; nicht soll mich der Vierfüssler verletzen, nicht verletze mich der Vielfüssler!“

Um ihnen nun noch zu erklären, wie sie in unbeschränktem Masse Liebe empfinden sollten, lehrte er sie folgenden Vers:

„Alle Wesen, alle Lebenden und alle Geschöpfe insgesammt, alle sollen mit segensvollem Blicke schauen, nicht komme irgend ein Unheil!“

Also lehrte er sie, dass sie gegen alle Wesen ohne Ausnahme Liebe empfinden sollten. Um sie nun aber an die Vorzüge der drei Kleinodien[2]) zu erinnern, sprach er: „Unendlich ist der Buddha, unendlich die Lehre, unendlich die Kirche“. „An die Vorzüge dieser drei Kleinodien“, sagte der Bodhisatta, „erinnert euch!“ Und nachdem er ihnen die Unendlichkeit der drei Kleinodien erklärt hatte, sagte er, um ihnen die endlichen Wesen zu erklären: „Endlich sind die Würmer, Schlangen, Scorpione, Tausendfüssler, Spinnen, Eidechsen und Mäuse“. Und weiter erklärte ihnen der Bodhisatta: „Weil sie innere Leidenschaften und andere Endlichkeit bewirkende Eigenschaften haben, darum sind diese Würmer und so weiter endliche Wesen“. Also lehrte er sie: „Denket an die Vorzüge der drei Kleinodien: denn durch die Macht der unendlichen drei Kleinodien sollen diese endlichen Wesen uns Tag und

[1]) Wenn eine spätere Zeit an Buddha selbst und an angebliche Reliquien desselben einen ausschweifenden Cult geknüpft hat, so lag das gewiss nicht im Geiste der Lehre Buddha's selbst. In dieser finden wir von einem Cult keine Spur, Liebe und Freundschaft gegen alle Wesen ist die Macht, welche an Stelle des Cultes tritt. Sowie jedoch dem Cult in anderen Religionen eine überirdische Macht, ein übernatürlicher Einfluss auf die Weltordnung zugeschrieben wurde, so sollte auch der Liebe im buddhistischen Sinne eine Art Zauberkraft innewohnen. Es war so wenig eine „platonische“ Liebe, wie der alte Cult ein uneigennütziger war.

[2]) Die sechs Stufen der höheren Erkenntnis (*abhiññâ*) sind: „1. Zaubermacht, 2. das himmlische Gehör, wodurch man alle Töne im Weltall vernehmen kann, 3. das Vermögen zu verstehen, was in eines Anderen Gemüthe vorgeht, 4. die Kenntniss eines früheren Zustandes, 5. das himmlische Auge, vermittelst dessen man sieht, was auf dem Weltenrund sich ereignet, und vermittelst dessen man weiss, wie die verschiedenen Wesen in den verschiedenen Welten sterben und wiedergeboren werden. Die sechste *abhiññâ* ist die Kenntniss, in Folge deren der Sündenschmutz vernichtet wird“. Kern a. a. O. I, 379.

[3]) Die acht Stufen der Vollendung (*samâpatti*) sind acht auf einander folgende Zustände, welche durch Meditation erreicht werden. Childers s. v. *samâpatti*. Hardy a. a. O. pag. 170.

[4]) Die Schlangen heissen hier merkwürdiger Weise *dighajâtikâ*, „die vom Geschlechte der Langen“.

[1]) Das Wort für „Schlange“ wechselt fortwährend. Ausser *dighajâtikâ* werden sie auch *suppâ* (Sanskr. *sarpa*) genannt. Die Schlangenkönigsgeschlechter heissen zuerst ***ahi**râjakulâni*, (mit dem vedischen Wort *ahi*, anguis ἔχις für „Schlange“), während sie hier wieder ***nâga**râjakulâni* heissen, weshalb ich „Drachenkönigsgeschlechter“ übersetze.

[2]) „Die drei Kleinodien“ sind Buddha, Dhamma, die Lehre Buddhas, und Saṁgha, die Gemeinde Buddhas, die buddhistische Kirche.

Nacht beschützen". Um ihnen aber zu erklären, was sie von nun an thun sollten, lehrte er sie den folgenden Vers:

„Ich habe mir Schutz bereitet, ich habe mir Schirm bereitet [1]), ausweichen sollen die Unholde: so bringe ich Verehrung dem Heiligen dar, Verehrung den sieben Sammâsambuddha's" [2]).

Also ermahnte sie der Bodhisatta, Verehrung darzubringen, sich aber auch an die sieben Buddha's zu erinnern; und so gab er der Schaar der Heiligen diesen festen Schutz. Seit der Zeit hielten die Heiligen an der Ermahnung des Bodhisatta fest, empfanden Liebe und gedachten der Vorzüge des Buddha. Und sobald sie sich an die Vorzüge des Buddha erinnerten, wichen alle Schlangen aus. Der Bodhisatta aber erlangte die Brahmawohnungen und wurde ein Bewohner der Brahmawelt [3]).

Aber nicht nur in der Literatur — der brahmanischen sowohl wie der buddhistischen — sondern auch auf Sculpturen, auf Götterbildern und Pagoden, begegnen wir ausserordentlich häufig den Schlangen. Namentlich in Gegenden, wo der Śivacultus vorherrscht, ist die Schlange häufig im Bilde anzutreffen. Der Gott Śiva wird ja vielfach mit dem Schlangencult in Verbindung gebracht. Er heisst *Nâgacûda* „dessen Haarschopf aus Schlangen besteht", *Nâgabhûshaṇa* „mit Schlangen geschmückt"; seine Brahmanenschnur ist eine Schlange. Bilder des Liṅga finden wir ungemein oft von kleinen Schlangen umwunden. Gewöhnlich erscheinen auf Sculpturen die Schlangen paarweise, ein Männchen und ein Weibchen in enger Umschlingung [4]), das Männchen mit drei oder fünf Köpfen, das Weibchen mit einem Kopf [5]). Auf Jaina-Denkmälern begegnet nicht selten die Figur einer nackten Frau, deren rechter Schenkel von einer Schlange umwunden ist [1]).

So wie sich, wie wir gesehen haben, einige Indianerstämme mit Stolz Abkömmlinge der Schlange nennen und die Schlangen als ihre Ahnen bezeichnen, so gibt es auch in Indien Völkerstämme, die sich Nâga's „Schlangen" nennen und ihre Herkunft von den Schlangen ableiten. Die wilden Volksstämme von Ober-Asam, die Stämme südlich von Brahmaputra zwischen den Flüssen Doyang und Kopili, die Kukis in Kachar und die Manipuri's nennen sich Nâga's [2]). Das Königsgeschlecht von Chûtiâ Nâgpur [3]) leitet seinen Ursprung von einer Schlange her. Unter den Schlangen, welche bei dem Schlangenopfer des Janamejaya vom Feuertode verschont blieben, war auch der grosse Nâg Pundarîka. Im 3044sten Jahre des Kaliyuga, so erzählt die Sage, nahm Pundarîka Nâg die Gestalt eines Brahmanen an und begab sich in das Haus eines Brahmanen in Benares, um sich in der Kenntniss der heiligen Bücher auszubilden. Der Lehrer war so befriedigt von seinem Schüler, dass er ihm seine einzige Tochter, die schöne Pârvatî, zur Frau gab. Aber obwohl Pundarîka die Macht hatte, jede beliebige Gestalt anzunehmen, so konnte er doch zwei Dinge nicht los werden: seine Doppelzunge und seinen widrigen Athem. Damit nun seine Gemahlin seine wahre Natur nicht erkenne, schlief er immer mit dem Rücken zu ihr. Einmal drehte sich aber die Frau nach ihrem Gatten um und entdeckte seine unangenehmen Eigenschaften. Dringend frägt sie nach dem Grunde dieser Eigenthümlichkeiten, die ihn von andern Sterblichen so sehr unterscheiden. Der Gatte aber — um ihre Aufmerksamkeit abzulenken — schlägt ihr vor, sie sollten zusammen eine Wallfahrt nach Pûrî (Jagannâth) machen [4]). Die Frau ist darüber sehr erfreut, und in ihrer Freude vergisst sie ganz die unangenehmen Eigenschaften ihres Gemahls. In zärtlichstem Einvernehmen geht die Wallfahrt vor sich. Auf der Rückreise aber soll die Frau von ihrem ersten Kinde entbunden werden. In den Geburtswehen erinnert sie sich an die Doppelzunge.

[1]) Das heisst: durch die Erinnerung an die drei Kleinodien habe ich mich geschützt.

[2]) Sammâsambuddha's sind „vollkommen Erleuchtete" oder Buddhas, welche Lehrer der ganzen Welt sind.

[3]) Das Märchen ist Nr. 203 (Khandavattajâtaka) der Ausgabe von Fausböll. (The Jataka together with its Commentary being Tales of the Anterior Births of Gotama Buddha. For the first time edited in the Original Pâli by V. Fausböll. Vol. II. London 1879. pag. 145 seqq.) In abgekürzter Form wird dieselbe Geschichte in dem *Cullavagga* V. 6 (Sacred Books of the East, Vol. XX, pag. 75 seqq.) erzählt.

[4]) Die Hausschlangen bei den Germanen und Slaven werden als ein Männchen und ein Weibchen gedacht. Grimm Myth. II[4] 572. Krauss Sreća. S. 30 des Separatabdruckes.

[5]) Vgl. z. B. James Burgess, Report of the First Season's Operations in the Belgâm and Kaladgi Districts (Archaeological Survey of Western India. London 1874) Plate LVI. pag. 43 seq.

[1]) *Indian Antiquary*, Vol. VII, pag. 44.

[2]) Vgl. E. T. Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal. Calcutta 1872. pag. 38 seqq.

[3]) Ein Plateau, welches mit dem Vindhya-Gebirge in Verbindung steht. *Nâgpur* heisst „Schlangenstadt".

[4]) Das ist etwa so zu denken, wie wenn ein zärtlicher Gatte heutzutage seiner Frau den Vorschlag macht, in ein fashionables Bad zu reisen.

Wieder dringt sie in den Gemahl um Aufklärung. Nun muss man aber die Neugierde einer in solchem Zustande befindlichen Frau auf jeden Fall befriedigen. Und obwohl die Befriedigung der Neugierde in diesem Falle die ewige Trennung der beiden Gatten, des unsterblichen Pundarîka und des sterblichen Weibes bedeuten musste, so konnte er ihren Wunsch doch nicht unerfüllt lassen. Er erzählt ihren erstaunten Ohren seine wunderbare Geschichte — taucht in einen Teich unter und entschwindet ihren Augen. Pârvatî ist untröstlich. In ihrem grossen Schmerz gibt sie einem Knaben das Leben. Anstatt sich aber dessen zu freuen, errichtet sie einen Scheiterhaufen und stirbt als Satî, als fromme Witwe. — Zu der Zeit kam eben ein Sâkadvîpa Brahmane des Weges, welcher ein Bild des Sonnengottes trug. An dem Teiche stillte er seinen Durst, als er aber von dem Teiche weggehen wollte, konnte er das Götterbild, das er bis jetzt ohne Schwierigkeit getragen, nicht aufheben; wie er sich eben vergeblich bemühte, erblickten seine Augen ein Kind, welches von einer grossen Haubenschlange beschützt dalag. Es war Pundarîka, der in seiner natürlichen Gestalt sein Kind beschirmte. Er wendet sich an den Brahmanen, erzählt ihm seine Geschichte, verkündet ihm, dass das Kind dereinst König von Nâgpûr, er, der Brahmane, sein Purohit (Hauspriester) und das Götterbild seine Schutzgottheit werden soll. Der Knabe, sagte er, soll Phani-Mukuta „der Schlangengekrönte" genannt werden; und indem er ihm verspricht, sobald seine Gegenwart nothwendig sein sollte, zu erscheinen, übergibt er dem Brahmanen das Kind, taucht im Teich unter und verschwindet. Der Brahmane nimmt den Knaben und bringt ihn zu König Madura, der bei Sûtiâmba wohnte. Im Laufe der Zeit wird Phani-Mukuta Râya König von Chûtiâ Nâgpûr. Und bis auf den heutigen Tag tragen die Râja und Hauptglieder der Nâgbangsi-Familie Turbane, welche die Form einer zusammengeringelten Schlange auf dem Haupte bilden; das Siegel des Maharaja und die Familienwaffen zeigen als Diadem eine Cobra mit einem Menschenangesicht unter ihrer ausgebreiteten Haube, umgeben von den Insignien des Königthums [1]).

Besonders lehrreich ist aber die Tradition der Muâsis oder Mawâsi Kols in Korea und Chând Bhakhâr. Einige Zeit nach Erschaffung der Welt, erzählen die Muâsis, kamen aus der Erde ein Schlangen-Männchen und ein -Weibchen hervor, Nâga Bhûiya und Nâga Bhûiâin, der Erd-Drache und die Erd-Schlange. Der Nâga und sein Weib lebten viele Jahre auf der Erde. Da bekamen sie einen Sohn. Sobald das Kind geboren war, wickelten es die Eltern in ein Linnen, legten es unter einen Mahwâ-Baum und verschwanden. Das Kind wurde gefunden und zu dem Raja von Kanauj gebracht, der ihm den Namen Mahwâsî gab und es adoptirte. Der Knabe wuchs heran, verheiratete sich und erzeugte zwei Söhne, welchen der Raja das Land Ganjar gab. Von diesen stammen die Mahwâsis ab, die also ihren Namen von dem Mahwâ-Baum (bassia latifolia) haben [1]).

[1]) E. T. Dalton a. a. O pag. 165 seqq.

III.

Diese kurze Uebersicht dürfte zur Genüge zeigen, dass es unmöglich ist, in dem Rahmen einer Abhandlung eine erschöpfende Darstellung über die Schlange in Mythus und Cultus der Inder zu geben. Ich will daher aus der grossen Masse hier nur einen bestimmten Schlangencult hervorheben und einer genaueren Betrachtung unterziehen. In den alten vedischen Ritualwerken, den Grihyasûtren, welche sich mit allen Gebräuchen des täglichen Lebens beschäftigen, wird auch eine jährlich einmal abzuhaltende Feier vorgeschrieben, welche speciell den Schlangen gilt. Von dieser Feier soll im Folgenden die Rede sein, und wir werden sehen, dass es ein ausgesprochener Schlangencult ist, der uns hier durch sehr alte orthodoxe brahmanische Werke bezeugt wird.

Dieser Schlangencult nun, von welchem in den Grihyasûtren die Rede ist, knüpft an den Beginn der Regenzeit an. Die Regenzeit erschien ja dem Inder von je her so sehr als die wichtigste Jahreszeit, dass er das Jahr selbst nach ihr benannt hat [2]). Sie bringt nicht nur Kühle und Labung, sondern macht auch die ausgedorrte Erde wieder fähig, Vegetation hervorzubringen, sich in üppiges Grün zu kleiden. Kein Wunder, dass keine Naturerscheinung auf den Inder einen so mächtigen Eindruck gemacht hat, als der Eintritt des Regen-Monsoon, der Uebergang von der heissen Jahreszeit — *grîshma* „Hitze" — zur Regenzeit. Wenn die heisse Jahreszeit zu Ende geht, wenn die Fluren vom Sonnenbrand versengt

[1]) Dalton a. a. O pag. 231.

[2]) *Varshâh* (plur.) „Regengüsse", daher: „Regenzeit" *varsha* (sing.) „Jahr". Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde I. 254 fg.

sind und jede Creatur sich nach Regen sehnt, auf dass die Erde befeuchtet und die Atmosphäre abgekühlt werde, da ist es — wie diejenigen versichern, welche in Indien gelebt haben — oft ein überaus quälender Anblick, wenn man sieht, wie Tag für Tag die Wolken sich zusammenballen und über den Horizont dahinfliegen, ohne sich ihres Inhalts zu entledigen. Bis dann endlich „der Kampf der Elemente“ losbricht und unter furchtbarem Donner und züngelnden Blitzen die Wolken ihren Inhalt in Strömen auf die dürstende Erde ergiessen [1]). In den Hymnen des Rigveda spiegelt sich der mächtige Eindruck wieder, den diese Erscheinungen auf die alten Bewohner Indiens gemacht haben. Man sah die dahinfliehenden regenschwangeren Wolken, die doch keinen Tropfen von dem ersehnten Nass spenden wollten, und schrieb dies dem böswilligen Einfluss eines feindlichen Dämonen zu, eines Drachen, der sich um die Wolke lagert und den Regenströmen den Weg versperrt. Und was wir noch einen „Kampf der Elemente“ nennen, das war dem alten Inder ein Kampf Indra's mit dem Drachen. „Vor dem Gebrüll des Drachen — sagen die Lieder — weicht selbst der gewaltige Himmel zurück; die Götter alle, die doch Indras Freunde sind —, bei Vritra's Schnauben lassen sie ihren Genossen im Stich und um den jungen Helden ist besorgt die Mutter. Doch er, begeistert durch die Gesänge seiner Verehrer, gestärkt durch scharfen Somatrank und fette Opfergabe, bewaffnet mit dem Donnerkeil, den ihm der Götterkünstler Tvashtar angefertigt hat, zieht muthig aus mit seinen Gesellen, den streitbaren Marut: den Umhüller umhüllt er; den, der auf seine Listen trotzend, fusslos und handlos gegen Indra kämpfte, fällt er durch seine List, mit dem gedankenschnellen Blitze ihm in's Angesicht und auf den Rücken schlagend; die wunde Stelle dessen, der sich unverwundbar wähnte, hat er gefunden und mit gewaltigem Schlag den lauernd die Wasser Umlagernden getroffen: wie das vom Beile abgehauene Geäst liegt Ahi dicht auf der Erde; jetzt fluthen rastlos über seinen Leib hin freudig die gewaltigen Wasserwogen; indess der Indrafeind in lange Finsterniss dahinsinkt, hat der Gott dem frommen Sterblichen die Sonne gebracht, der Donnerer.“ [2]) Es ist dies derselbe „Kampf mit dem Drachen“, der sich in der Mythologie aller indogermanischen Völker nachweisen lässt. Sowie der indische Gott, so kämpfen auch die Götter und Helden der griechischen Sage — Apollo, Herakles — ebenso der nordischen — Odin, Sigurd — und germanischen Sage — Thôr, Siegfried — mit dem Drachen [1]). Und es ist wohl eine der bedeutsamsten Thatsachen, welche die vergleichende Religionsgeschichte zu Tage gefördert hat, dass auch die amerikanischen Urreligionen den Kampf des Sonnen- und Himmelgottes mit dem Schlangenungeheuer kennen. In der Fluthsage der Chippewas erscheint Manabozho als Bekämpfer der grossen Schlange, welche die Fluth verursacht hatte. So stellten auch die Mexikaner ihren Tonatiuh dar, wie er die buntgestreifte Waldschlange in Stücke zerhaut [2]).

Noch im Mahâbhârata finden wir eine deutliche Erinnerung an die Wolkenschlange. Nachdem Kadrû, die Mutter der Schlangen, den Fluch ausgesprochen hatte, alle Schlangen sollten beim Opfer des Janamejaya vom Feuer verzehrt werden, da hielten die Schlangen Rath, wie sie ihren Untergang abwenden könnten. Und während die Einen dies, die Anderen jenes riethen, sprachen auch einige:

„wenn das Feuer brennt,
so wollen wir als blitzende Wolken
es löschen mit des Regens Guss“ [3]).

Aber nicht nur als Wolkenschlange [4]) steht die Schlange in Beziehung zu dem Wasser. Sie erscheint bei allen Völkern als dem Wasser überhaupt nahestehend. Als Bhîma, der Sohn des Vâyu, in das Wasser des Ganges geworfen ward, fiel er in das Reich der Schlangen, welche ihm das Wasser der Stärke zu trinken gaben [5]). An Teichen ist der liebste Aufenthalt der Nâga's. Das Thal von Nepâl war ehedem als Nâg Hrad „Schlangenteich“ bekannt. Manjûśrî liess das Wasser abfliessen und mit dem Wasser auch die Nâga's und andere Thiere hinweg-

[1]) Vgl. John Muir, Original Sanskrit Texts. (London 1870.) V, 98.

[2]) A. Kaegi, Der Rigveda, die älteste Literatur der Inder. 2. Aufl. Leipzig 1881. S. 57 fg.

[1]) Vgl. Preller, Griechische Mythologie I, 155. Gubernatis, Die Thiere 639. A. Kuhn in *Moriz Haupt's Zeitschrift für Deutsches Alterthum* V, 484 ff. und K. Müllenhoff ebendas. VII, 429 ff.

[2]) J. G. Müller a. a. O. 126. 566. 586. Waitz a. a. O. III, 179. 188.

[3]) *Mahâbhârata* I, 1608. Holtzmann, Indische Sagen III, 143.

[4]) Es verdient bemerkt zu werden, dass die „Wolkenschlange“ mehr als eine blosse Hypothese ist. Der alte Commentator des Rigveda, Sâyana, erklärt an zahlreichen Stellen die Worte *vritra, ahi* (Drache, Schlange) einfach durch *megha* „Wolke“.

[5]) *Mahâbhârata* I, 5008 ff.

ziehen; er überredete aber den Karkotag, den König der Nâga's, zu bleiben, und bestimmte für ihn einen grossen Teich, Tandâh genannt, als Wohnort [1]). Heilige Teiche und Brunnen sind es noch heutigen Tages, an welchen die Schlangen in Indien zumeist verehrt werden. Die Hydra ist eine Wasserschlange, wie ja in der griechischen Sage die Schlangen häufig mit dem Wasser in Beziehung stehen [2]). Die Rothhäute glauben, dass die Schlange das Wasser bewacht. Die Schlangen erregen nach der indianischen Fluthsage die grosse Fluth. Der Gott Rakumon, der befruchtende Regen, war zuerst eine grosse Schlange. Die Peruaner nennen die Riesenschlange die Mutter des Wassers [3]). Nach der Mythologie des Chibchas sind ein schönes Weib, das einem Gebirgssee entstieg, mit einem dreijährigen Knaben das erste Menschenpaar: „diese Beiden wurden die Stammeltern des Menschengeschlechtes, verwandelten sich aber später in Schlangen und gingen in den See zurück, daher dem Wasser häufig Opfer dargebracht wurden“ [4]). Der böse Geist, als Schlange dargestellt, erscheint dem Indianer als Wassergott [5]).

Lag es darum schon nahe, gerade die Regenzeit für den Schlangencult am geeignetsten zu finden, und war der Blick des Inders einerseits auf die himmlische Wolkenschlange gerichtet, so wurde man andrerseits in noch viel höherem Grade und in sehr unangenehmer Weise an die irdische Schlange gemahnt, sobald die Regenzeit hereinbrach. Wenn heftige Wolkenbrüche Alles überschwemmen, werden die Schlangen auch aus ihren Höhlen getrieben und sie flüchten sich nicht nur auf die Bäume, auf welchen es dann von Schlangen wimmelt, sondern sie dringen auch in die menschlichen Wohnungen, in die Häuser, in die Zimmer, ja selbst in die Betten. Schon Nearchus bewunderte die Menge und Bösartigkeit der Schlangen; „denn sie flüchten“, sagt er, „aus den Ebenen in die bei den Ueberschwemmungen unerreicht gebliebenen Wohnorte und erfüllen die Häuser. Deshalb bringe man auch die Lagerstätte in der Höhe an und wandere selbst zuweilen aus, wenn sie überhand nehmen; ja, wenn nicht der grösste Theil der Menge durch Wasser zugrunde ginge, so würde wohl das Land veröden.“ [6])

Noch heutigen Tages, wo die englische Regierung alljährlich grosse Summen für getödtete Schlangen bezahlt, werden zahlreiche Menschen im Innern ihrer Häuser von Schlangen gebissen [1]). Die Ringelschlange, von den Malabaren Velliketten oder Vallumi genannt, ist — wie der Missionär Fra Paolino versichert — dadurch besonders gefährlich, dass sie „in die Wohnzimmer kommt und sich nicht nur unter Tische und Bänke, sondern sogar in die Betten verkriecht.“ „Während meines Aufenthaltes zu Verapole“, erzählt derselbe Fra Paolino, „traf ich überall Schlangen an, nicht nur in Gärten, sondern auch in den Häusern, Wohnzimmern, Speisesälen, ja sogar auf den Patayas oder Reismagazinen“ [2]). Auch von den Bergen reissen die in der Regenzeit anschwellenden Gewässer eine Menge Schlangen mit fort, welche sie weit in die See hinausführen, zum nicht geringen Schrecken der Reisenden [3]). In einem Hymnus des Atharvaveda, welcher an *Prithivî*, die Erde, gerichtet ist, heisst es u. a.: „Die Reine, welche die Schlange hinwegscheucht, und in welcher die Feuersgluthen lagern, die im Innern des Wassers verborgen sind [4]), welche die Dämonen, die Götterfeinde preisgibt, die den Indra erwählt, nicht den Vritra, sie, die Erde, hält zu Śakra [5]), dem männlichen Stier .... Das Gewürm, das sich regt, o Erde, was da hervorkommt in der Regenzeit, das kriechende Gethier, nicht krieche es zu uns heran; auf dass es wohl ergehe, sei uns gnädig!“ [6]) Weil man in der Regenzeit die Schlangen am meisten fürchtete, darum verehrte man sie auch in dieser Zeit am meisten.

In den verschiedenen Gegenden Indiens tritt natürlich die Regenzeit bald früher, bald später ein,

---

[1]) *Indian Antiquary* VII. 89.

[2]) Maehly a. a. O. 15. Schwartz a. a. O. 26. 27.

[3]) J. G. Müller a. a. O. 131. 221. 612.

[4]) Waitz a. a. O. IV. 361.

[5]) Waitz, a. a. O. III. 182. 188. IV. 361.

[6]) Strabo XV. 1. 45.

[1]) So ist es nicht nur in Indien. „Mehr als einmal“, sagt Brehm (a. a. O. 278), „ist es mir begegnet, in den Behausungen, welche ich während meines Aufenthaltes in Afrika bewohnte, auf Schlangen zu stossen, sie sogar auf meiner Lagerstätte, unter den Teppichen zu finden. Aehnliches erfuhren alle Reisenden, welche die Gleicherländer besuchten.“ „Das Einzige, welches in den Dinkabehausungen den Fremdling beunruhigt“, sagt Schweinfurth, ist das Getümmel von Schlangen, welche hoch über dem geängstigten Haupte des Schlafenden im Strohe des Daches rasseln.“ — Die Einrichtung des innerafrikanischen Lagergestells erklärt sich einzig und allein aus der berechtigten Furcht vor den nächtlichen Besuchen der Schlangen. (Brehm, ebendas.).

[2]) Fra Paolino a. a. O. 248. 252.

[3]) Fra Paolino a. a. O. 4.

[4]) Das Feuer des Blitzes kommt aus dem Wasser der Wolke und dringt in die Erde ein.

[5]) d. i. Indra.

[6]) *Atharvaveda* XII. 1. 37. 46.

im Allgemeinen jedoch und insbesondere nach den Ritualwerken gilt der Monat Śrâvaṇa (Juli-August [1]) als derjenige Monat, in welchem die Regenzeit beginnt. Das Gestirn, von welchem dieser Monat seinen Namen hat, steht unter der Herrschaft der Schlangen [2]). Und im Monat Śrâvaṇa findet nach den Gṛihyasûtren auch jene Feier statt, mit welcher der Sarpabali oder das Schlangenopfer verbunden ist. Während der ganzen Regenzeit wird der Sarpabali täglich dargebracht und erst im Monat Mârgaśirsha oder Âgrahâyaṇa (November-December) feierlich beschlossen.

IV. [3])

Die Śrâvaṇafeier.

Am Vollmondstage des Monats Śrâvaṇa — wenn man sich vor den Schlangen fürchtet [4]), sagt ausdrücklich das *Mânavagṛiha* — soll nach den Gṛihyasûtren die Śrâvaṇafeier stattfinden. Sie beginnt nach Sonnenuntergang. Opfer werden dargebracht für verschiedene Gottheiten, besonders für Agni, mit Gebeten um eine glückliche Regenzeit, um Schutz vor allerlei Gefahren, insbesondere um Schutz vor dem „gezahnten Beisser", der Schlange. Aber auch die Schlangen selbst werden durch Opfer geehrt und angerufen, vor allen die Schlangenkönige. Die Schlangen werden nämlich als Götter-Heere gedacht, die unter Häuptlingen stehen. Und man fleht zu den Schlangenkönigen, dass sie ihren Untergebenen auftragen, die Menschen zu verschonen. So ist auch für den Indianer die Klapperschlange der König oder Häuptling der Schlangen, wie jede Thiergattung ihren König hat. [1]) Auch die Ehsten kennen den Schlangenkönig, der die Frühjahrsversammlungen aller Schlangen beruft. [2]) Im deutschen Märchen zeichnet sich der König der Schlangen durch eine schimmernde Krone auf dem Haupte aus. [3]) Vom Schlangenkaiser, der zweiköpfig ist, dessen Zunge aus Brillant besteht und dem eine Krone auf dem Haupte sitzt, erzählt das südslavische Märchen. [4]) Die litauische Königin der Schlangen hat Hörner auf dem Haupte. [5])

Es gibt aber viele Schlangenkönige, denn jede Schlangenart hat ihren Häuptling.

Schon in den Veden werden mehrere Arten von Schlangen aufgezählt. Es gibt namentlich Schlangen des Himmels, der Luft und der Erde. Ein Gebet an die Schlangen, welches in den Gṛihyasûtren vielfach für den Sarpabali vorgeschrieben wird, findet sich schon im weissen Yajurveda. [6]) Es lautet:

„Verehrung sei den Schlangen allen, die auf der Erde, die im Luftraum [7]) und die am Himmel [8]) wohnen, diesen Schlangen sei Verehrung!"

---

[1]) Die indischen Monatsnamen decken sich nicht genau mit den unseren, daher müssen wir immer zwei unserer Monatsnamen für einen indischen ansetzen. Der Monat Śravaṇa umfasst also z. B. Ende Juli und Anfang August.

[2]) H. T. Colebrooke, Miscellanious Essays 2. Ed. Madras 1872. I, 108.

[3]) Quellen (zu IV—VII): *Âśvalâyana-Gṛihyasûtra* II, 1. 3. *Pâraskara-Gṛihyasûtra* II, 14. III, 2. (Indische Hausregeln. Sanskrit und deutsch von A. F. Stenzler. Abhandlgn. für d. Kunde d. Morgenl. herausgeg. von der Deutschen Morgenl. Ges. Bde. III. IV. u. VI. 1864—1877.) *Śâṅkhâyana-Gṛihyasûtra* IV, 15. 17. 18. (Herausgeg. von H. Oldenberg in Weber's Indische Studien Bd. XV. Lpz. 1878.) *Gobhila-Gṛihyasûtra* III, 7. 9. (Herausgeg. und übers. von F. Knauer, Dorpat 1884—1886.) *Khâdira-Gṛihyasûtra* III, 2, 1—15. 3, 16—27 (nach Oldenberg). *Âpastambîya-Gṛihyasûtra* VII, 18, 5—19, 5; 8—12. (Edited by M. Winternitz. Vienna 1887.) — The Gṛihyasûtras, Rules of Vedic Domestic Ceremonies translated by Hermann Oldenberg. Oxford 1886. (Sacred Books of the East, Vol. XXIX.) pp. 127–129. 130–132. 201–203. 204 seq. 327–331. 338–341. 411–413. 416 seq. Handschriftliche Quellen: *Mantrapâṭha* (Verzeichniss der Sprüche) zum *Âpastambîya-Gṛihyasûtra* (mit einem Commentar von Haradatta, von mir zum Zweck der Herausgabe copirt.) *Mânava-Gṛihyasûtra* II, 7. 16. *Hiraṇyakeśi-Gṛihyasûtra* II, 6. 16—7, 17. (Die beiden letzteren Manuscripte im Besitze des Herrn Professor Bühler.)

[4]) *Sarpebhyo bibhyat, Mânavagṛihyasûtra* II, 16

[1]) Waitz a. a. O. III, 192. Auch bei den Indern haben nicht blos die Schlangen ihren König. So wie die Schlangenkönige, werden gelegentlich auch die Ameisenkönige angerufen. Wenn sich Ameisen in beängstigender Weise zeigen, opfert man den Ameisenkönigen. Gerade so wie einerseits die Schlangenkönige verehrt werden, andererseits Indra angerufen wird, die Schlangen zu tödten, so betet man auch erst zu den Ameisenkönigen: „Der da König der weissen Ameisen im Osten ist, dem sei Heil! Der da König der schwarzen Ameisen im Süden ist, dem sei Heil!" u. s. w. Zum Schlusse aber heisst es: „Erhebt euch, lauft fort, nicht sei von euch hier solches Wimmeln, Indra soll euch allen insgesammt die Glieder zermalmen und die Brust! Platsch! Erschlagen sind die Ameisen." Vgl. A. Weber, Zwei Vedische Texte über Omina und Portenta (Abhandlungen der königl. Akademie der Wiss. zu Berlin 1858) pag. 381 fg.

[2]) Kreutzwald, der Ehsten abergläubische Gebräuche. Petersburg 1854, pag. 85.

[3]) Grimm, Myth. II, 572. vgl. III, 198.

[4]) Krauss, Sagen u. Märchen II, Nr. 62.

[5]) Veckenstedt a. a. O. II, 167.

[6]) *Vâjasaneyi-Saṃhitâ* XIII, 6–8.

[7]) Die Schlangen der Luft sind wohl die geflügelten Drachen.

[8]) Die himmlischen Schlangen können wol nur die Wolken sein.

„Welche die Pfeile[1] der Zauberer sind und die auf den Bäumen leben und die in Höhlen lagern, diesen Schlangen sei Verehrung!“

„Und welche dort am Himmelszelte und in der Sonne Strahlen[2] sind und deren Wohnsitz im Wasser bereitet ist[3], diesen Schlangen sei Verehrung!“

Häufig werden noch die Schlangen der Weltgegenden neben denen des Himmels, der Erde und der Luft aufgezählt. Ueber diese gibt uns ein Gebet aus dem Schwarzen Yajurveda näheren Aufschluss. Es wird ebenfalls in den Grihyasûtren für den Sarpabali vorgeschrieben, daher folge hier gleich die Uebersetzung[4]:

Die Gnädige bist du ja: die östliche Himmelsgegend bist du; und so ist dein Herr Agni, und Asita[5] dein Beschützer; sowohl dem, der dein Herr ist, als auch dem, der dein Beschützer, ihnen beiden sei Verehrung; sie beide sollen uns gnädig sein! Wen wir hier hassen, und wer uns hasst, den werfe ich in euren Rachen.

Die Kraftvolle bist du ja: die südliche Himmelsgegend bist du; und so ist dein Herr Indra, und Pṛidâku[6] dein Beschützer; sowohl u. s. w.

Die Bereitwillige bist du ja: die westliche Himmelsgegend bist du; und so ist dein Herr Soma, und Svaja[7] dein Beschützer; sowohl u. s. w.

Die Standhafte bist du ja; die nördliche Himmelsgegend bist du; und so ist dein Herr Varuṇa, und Tiraścarâji[1] dein Beschützer; sowohl u. s. w.

Die Oberherrin bist du ja; die hohe Himmelsgegend[2] bist du; und so ist dein Herr Bṛihaspati, und Śvitra[3] dein Beschützer; sowohl u. s. w.

Die Gebieterin bist du ja, diese Himmelsgegend hier[4] bist du; und so ist dein Herr Yama, und Kalmâshagriva[5] dein Beschützer; sowohl dem, der dein Herr ist, als auch dem, der dein Beschützer, ihnen beiden sei Verehrung; sie beide sollen uns gnädig sein! Wen wir hier hassen, und wer uns hasst, den werfe ich in euren Rachen.

Geschosse seid ihr[6] ja; und so sind eure Wohnungen im Osten: Feuer sind eure Pfeile, Wasser (das *vâtanâmam*[7]); so sei euch Verehrung, so seid uns gnädig! Wen wir hier hassen und wer uns hasst, den werfe ich in euren Rachen).[8]

Nilimpa's[9] seid ihr ja; und so sind eure Wohnungen im Süden, die Manen sind eure Pfeile, das Luftmeer (das *vâtanâmam* u. s. w.).

Donnerkeilbewehrt seid ihr ja; und so sind eure Wohnungen im Westen, Schlaf sind eure Pfeile, die Höhle (das *vâtanâmam* u. s. w.).

Standhaft seid ihr ja; und so sind eure Wohnungen im Norden; die Gewässer sind eure Pfeile, der Ocean (das *vâtanâmam* u. s. w.).

Oberherrn seid ihr ja; und so sind eure Wohnungen in der Höhe; Regen sind eure Pfeile, der Strebende (das *vâtanâmam* u. s. w.).

Die grausamen Irdischen seid ihr ja, und so sind eure Wohnungen hier: Speise sind eure Pfeile, das Blinzeln das *vâtanâmam*; so sei euch Verehrung, so seid uns gnädig! Wen wir hassen, und wer uns hasst, den werfe ich in euren Rachen.

---

[1]) Vielleicht darf man an den fabelhaften *Jaculus* des Plinius erinnern: „Die Pfeilschlange schiesst wie ein Pfeil oder Wurfspiess von Baumzweigen herab und macht sich furchtbar.“ Plinius nat. hist. 8, 23. 35. Lucanus a. a. O.: „Von einem alten Baumstamme herab schoss die Schlange, welche von den Afrikanern *Jaculus* genannt wird, schneller als ein zischender Pfeil und streckte den Paullus nieder, indem sie ihm mitten durch den Kopf sauste.“ Lenz a. a. O. 452. 462. In den Gebäuden der Inkas hat man grosse Waldschlangen angemalt gefunden, welche als die Waffen der alten Könige galten. (J. G. Müller Gesch. d. amer. Urrelig. 366.) Das Schwert, welches der König der Żamaiten zu führen pflegte, war eine Schlange. (Veckenstedt a. a. O. I, 106.)

[2]) Die Schlangen am Firmament und die in den Strahlen der Sonne sind vielleicht die in den Himmel versetzten Manen. Vgl. das oben über die Beziehungen zwischen Manencult und Schlangencult Gesagte. *Manu* III, 196 werden unter den verschiedenen Arten von Manen auch die Schlangen aufgezählt. In einem weiter unten anzuführenden Spruch wird geradezu von den Schlangen, „die in jener Welt“, gesprochen. Auch hier könnte man *ami*, das ich mit „dort“ widergegeben, durch „die jenseitigen (Schlangen)“ übersetzen.

[3]) Darunter ist wohl nur die wirkliche Schlange, die im Wasser wohnt, die Seeschlange, zu verstehen, wie oben von den Baum- und Höhlen-Schlangen die Rede ist. Man könnte allerdings auch an die Blitzschlange denken, deren Heimstätte das Wasser (der Wolke) ist.

[4]) *Taittiriya-Saṁhitâ* V. 5. 10. 1—3. 3—5.

[5]) „Der Schwarze“. Name eines Schlangenkönigs.

[6]) „Die Natter“.

[7]) Siehe Anm. zu S. 35, Sp. 1.

[1]) „Der Quergestreifte“, eine Schlange.

[2]) Zenith.

[3]) „Der Weisse“, eine Schlange.

[4]) Nadir.

[5]) „Dessen Nacken schwarz gefleckt ist“, eine Schlange.

[6]) Die Schlangen sind angeredet. So nach dem Commentar zu Âpastambas *Mantrapâtha*, der aber hinzufügt, dass andere Erklärer sagen, dass die Gandharva's gemeint sind.

[7]) Ich vermag dieses Wort nicht zu erklären. Der Commentator Âpastamba's erklärt es allerdings, aber seine Erklärung ist sehr kühn und die Construction sehr zweifelhaft. Nach ihm wäre vâtanâmam durch „Schlangen“ zu übersetzen. Die Schlangen, sagt er, nähren sich vom Winde (*vâta*), deshalb werden sie Beuger (Wzl. *nam, nâmayati*, beugen) des Windes genannt. (*Vâtâśanâs sarpâḥ | tasmâd vâtasya nâmayitṛi vâtanâmam | vâtasya âkâśaprabhavatvât | napuṁsakaliṅgaṁ tu sâmânyopakramatvât*).

[8]) Die eingeklammerten Worte sind nach dem Commentar überall hinzuzufügen, im Text stehen sie nur beim letzten Spruch.

[9]) „Sturm-Genien“, vielleicht: „Götter“. *Nilimpa* wird eine Art Genien und eine Schaar der Maruts, der Sturmgötter, genannt, es heisst aber auch „Gott“.

So unklar in diesen Sprüchen auch vieles ist, so ersieht man doch so viel daraus, dass man dachte, jede Himmelsgegend habe eine Gottheit als Herrn und einen Schlangenkönig als Beschützer. Beiden, den Göttern und den Schlangen, wird Verehrung dargebracht. Die ersten sechs Verse sind an die Schlangenkönige, welche die Himmelsgegenden beschützen, die letzten sechs Verse an die Schlangen selbst, welche in den einzelnen Himmelsgegenden wohnen, gerichtet.

Was nun die Opfer betrifft, welche den Göttern und Schlangen bei der Śrâvaṇafeier dargebracht werden, so weichen die einzelnen Grihyasûtren insofern von einander ab, als die einen mehr, die andern weniger Opfer vorschreiben.

Auch in Bezug auf die Sprüche oder Gebetformeln, mit welchen geopfert wird, gehen die Grihyasûtren oft auseinander. Dennoch bleiben gewisse Opfer und Gebete, welche überall vorkommen. Es sollen nun alle die Opfer und die Gebete, welche für die Śravaṇafeier vorgeschrieben werden, der Reihe nach aufgeführt werden.

1. Das Pfannkuchenopfer. Dieses wird von fast allen Grihyasûtren vorgeschrieben. Man opfert einen Pfannkuchen im Feuer und betet dazu:

Dem Vishṇu Heil, der Śravaṇâ [1]) Heil, dem Śrâvaṇa-Vollmond [2]) Heil, der Regenzeit Heil! *(Śâṅkhâyana, Pâraskara.)*

Oder man betet:

Der Śravaṇâ, dem Vishṇu, dem Agni, dem Prajâpati, allen Göttern Heil! *(Gobhila.)*

Oder auch nur:

Dem Śravaṇa-Vollmond Heil! *(Âpastamba.)*

Die folgenden vier an den Gott des Feuers gerichteten Verse aus einem Liede des Ṛigveda werden von *Âśvalâyana* für dieses Opfer vorgeschrieben:

Führ, Agni, uns auf schönem Pfad zum Reichthum,
der du, o Gott, die Werke alle kennest,
die Sünde, die verblendet, halte fern uns;
wir wollen besten Andachtsspruch dir weihen.

O führ auf's neue, Agni, uns hinüber
durch deinen Segen über alle Leiden;
sei eine weite, breite, hohe Burg uns,
und sei zum Heil den Kindern und den Enkeln.

O Agni, halte fern von uns die Plagen,
die agnilosen Völker lass sie plagen,
lass wieder unsern Sitz zum Glück gedeihen,
o hehrer Gott, mit allen ew'gen Göttern.

Mit Hütern, Agni, die nicht schlummern, schirm uns,
erstrahlend du am lieben Opfersitze,
nicht mög' dein Schrecken deinen Sänger treffen,
nicht jetzt noch künftig, jüngster du, gewalt'ger! [1])

2. Das Ekakapâla-Opfer. Ein Kuchen, der in einer besonderen Schale gebacken ist, wird dem Erdgotte oder dem *genius loci* geopfert. Man wirft den Kuchen in's Feuer und sagt den Spruch:

Dem Festen, dem Erdengotte Heil! *(Pâraskara.)*

Oder:

Dem Unerschütterlichen, dem Erdengotte Heil! *(Âśvalâyana.)*

Oder:

Dem Unerschütterlichen, Festen, dem Erdengotte Heil! *(Mânava.)*

3. Auf diesen Kuchen opfert man sogleich das Schmalz, in welchem derselbe gebacken wurde und betet dazu den Vers:

Nicht gib uns preis, o Agni, schlimmem Unheil,
dem gier'gen Feinde noch dem Unglücksdämon,
gezahntem Beisser, noch dem ungezahnten,
nicht gib uns hin, o Starker, dem Verfolger. [2])
(Âśvalâyana.)

4. Ein Körneropfer. Man besprengt geröstete Gerstenkörner mit Schmalz, wirft sie in's Feuer, und spricht dazu den Vers:

Zum Heile seien uns bei unseren Anrufungen die Rosse, die mit der Götterschaar in schnellem Lauf dahintraben, die schön strahlenden! Zermalmend die Schlange *(ahi)*, den Wolf und die Gespenster *(rakshas)* mögen sie jederzeit von uns die Plagegeister fern halten! [3])

Oder auch den Vers:

Geniess, o Indra, frühmorgens unser Opfer, das mit Gerstenkörnern, Brei und Kuchen und mit Lobgesang versehen ist.

5. Schmalzopfer. Nach *Pâraskara* soll man noch vor dem Pfannkuchenopfer zwei Löffel voll Schmalz in's Feuer sprengen und dazu die Sprüche sagen:

Stoss hinweg, o Weisser, mit dem Fusse, mit dem vordern und mit dem hintern, die sieben Kinder vom Geschlechte Varuṇa's und alle vom Königsgeschlecht! Heil!

---

[1]) So heisst das Nakshatra oder Gestirn, nach welchem der Monat Śrâvaṇa seinen Namen hat.

[2]) Der Śrâvaṇa-Vollmond, eigentlich die Śrâvaṇa-Vollmond, ist als weibliche Genie gedacht. Bei jedem Opfer, welches am Vollmondstage dargebracht wird, opfert man auch der Vollmonds-Genie des betreffenden Monats.

[1]) *Ṛigveda* I, 189, 1—4. Nach Grassmann's Uebersetzung.

[2]) *Ṛigveda* I, 189, 5. (Grassmann.)

[3]) *Ṛigveda* VII, 38, 7. Es sind wohl die Sonnenrosse gemeint, die durch ihr Erscheinen Schlangen, Wölfe und nächtliche Unholde verscheuchen. Auf die Rosse als Feinde der Schlangen kommen wir gleich eingehend zu sprechen.

Wahrlich, unter des Weissen Herrschaft hat die Schlange Niemand angesehen.[1]) Dem Weissen, dem Vidarva-Sohne Verehrung! Heil!

Diese beiden Verse, welche mit verschiedenen Varianten[2]) und bei verschiedenen Ceremonien in allen Grihyasûtren wiederkehren, erfordern eine eingehendere Erklärung. Wer ist der „Weisse", welcher in diesen Versen angesprochen ist?

In den Hymnen des Rigveda wird mehrfach ein Ross erwähnt, welches die Aśvinen, die Lichtgötter, dem Pedu geschenkt, Es heisst daher Paidvâ „Pedus Ross". Das Ross ist glänzend weiss und tödtet Schlangen, von Indra selbst ist es ausgesandt. Die Aśvinen werden gepriesen:

Ihr habt dem Pedu, o Aśvinen, das rasche Ross zugeführt, das tausend Schätze erbeutet, das unvergleichliche, das schlangentödtende, berühmte, rettende.[3])

Ihr Aśvinen gabt das weisse Ross dem Pedu, das schlangentödtende, von Indra gesandte, laut zu rühmende, Feinde bewältigende, gewaltige, tausend Schätze erbeutende, den gliederstarken Hengst.[4])

Ihr habt das weisse Ross dem Pedu, o Aśvinen, gegeben, das mit neunundneunzig Kräften stark ist, das rühmenswerthe, das den Freund rasch vorwärts trägt, um das die Männer, wie um Glück und Segen flehen sollen.[5])

Und von Soma heisst es:

Wie Indra, der grosse Thaten vollbringt, bist du, o Soma, ein Tödter der Vritra's, ein Burgensprenger, du bist ja gleichwie Paidva ein Tödter derer, die Schlangen *(ahi)* heissen, o Soma, ein Tödter jedes Dämonen.[1])

Im Atharvaveda wird Paidva als Vernichter der Schlangen angerufen. Aehnlich wie in unserem Verse heisst es da:

Stoss hinweg, o Weisser, mit dem Fusse, mit dem vorderen und mit dem hinteren! Kraftlos ist der Schlangen Gift, das schreckliche Nass, wie ein im Wasser schwimmendes Holzstück . . . . . .

Paidva tödtet den Kasarṇîla[2]), Paidva den Śvitra und den Asita[2]), Paidva hat das Haupt der Ratharvi[2]), der Natter, zerschmettert.

Paidva, geh zuerst voraus, wir folgen dir nach; treib die Schlangen aus dem Pfad, auf dem wir jetzt gehen.

Hier ist's, wo Paidva geboren ward, das ist sein Weg, auf dem er dahin trabt; dies sind des Renners Fussspuren, des kräftereichen Schlangentödters . . . . . .

. . . Indra hat die boshafte Schlange, die Schlange hat mir Paidva preisgegeben.

Des Paidva gedenken wir, des Festen von fester Kraft; lauernd liegen Nattern hier im Hinterhalt.[3])

Aber nicht nur Paidva erscheint als schlangentödtendes Ross. *Ahihan* „Schlangentödter" heisst auch das Pferd der Aśvinen selbst. Und auch sonst erscheinen die Pferde als Feinde der Schlangen. Indra, der so oft als Schlangentödter gepriesene, hat das glänzend weisse Ross Uccaiḥśravas („Hochohr"), das „ersterschaffene"; und im Mahâbhârata wird erzählt, dass Uccaiḥśravas einen schwarzen Schweif bekam, da sich Schlangen an denselben hefteten.[4]) Und so wie Indra ein weisses Pferd hat, so reitet — nach der Edda — auch der Drachenkämpfer Odin auf einem weissen Pferd. Und noch in englischen Weihnachtsgebräuchen begegnen wir dem Drachentödter Snapdragon, auch s. George genannt, der ein weisses Pferd reitet.[5])

Wir können nun die Frage beantworten, wer „der Weisse" ist, der in den obigen Versen ange-

---

[1]) D. h. „mit bösem Blick angesehen"; vielleicht ist aber *dadaṁśa* zu lesen und zu übersetzen: „hat . . . niemand gebissen".

[2]) Bei *Âpastamba* und *Hiraṇyakeśin* lauten die Verse: Stoss hinweg, o Weisser, mit dem Fusse, mit dem vordern und mit dem hintern, diese sieben menschlichen (Schlangenarten) und die drei vom Königsgeschlecht. Wahrlich, unter des Weissen Herrschaft hat die Schlange niemand getödtet. Dem Weissen, dem Vidarva-Sohne, Verehrung, Verehrung dem Weissen, dem Vidarva-Sohne! Der Commentar zu *Âpastamba's Mantrapâṭha* gibt folgende merkwürdige Erklärung: „Die sieben menschlichen Schlangenarten" sind drei für die Brahmanen, zwei für die Vaiśya's und zwei für die Śûdra's; dazu die drei „vom Königsgeschlecht" d. h. der Kaste der Kshatriya's angehörigen, das sind im ganzen zehn Schlangenarten. Die Variante: „ . . . hat die Schlange niemand getödtet" hat auch das *Mânavagṛihya* und *Âśvalâyana*. Bei *Śâṅkhâyana* lautet der zweite Vers nur: Dem Weissen, dem Vidârva-Sohne Heil! Dem Vidârva Heil! Dem Takshaka, dem Sohne des Viśâla, Heil! Dem Viśâla Heil! Im *Mânavagṛihya* folgt nach dem erten Vers, der so wie bei *Pâraskara* lautet, ein Vers, der sonst nirgends vorkommt. Der Text ist aber leider so verderbt, dass man ihn nicht übersetzen kann: er beginnt: *śveto vahatyo vidadbhâṭy aśvo*, spricht also ausdrücklich vom weisen Pferd, die Schlussworte: *śvetâya vahnidaśrâya* (wohl in *rohid°* zu corrigiren) *svâhâ* „dem weissen Sonnenrosse Heil!" sind sehr bedeutsam.

[3]) *Rigveda* I. 117. 9.

[4]) *Rigveda* I. 118. 9.

[5]) *Rigveda* X, 39. 10. Vgl. noch I. 119. 10. VII. 71. 5.

[1]) *Rigveda* IX. 88. 4.

[2]) Schlangennamen.

[3]) *Atharvaveda* X. 4. 3. 5—7. 10—12.

[4]) Vgl. Gubernatis a. a. O. 222. 224. 226. 256.

[5]) A. Kuhn in *Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum* V. 487. — Krösus hatte nach dem Siege des Kyros eine wunderbare Erscheinung: es schien ihm, dass plötzlich das Weichbild der Stadt Sardes sich mit Schlangen füllte: die Pferde aber verliessen ihre Weideplätze und frassen die Schlangen auf. (Herodot I. 78.) — Im ehstnischen Märchen „Der Nordlandsdrache" besiegt der Held den Drachen mit Hilfe eines Eisenpferdes. (Kreutzwald, Ehstnische Märchen Nr. 18.)

rufen wird. Es ist das weisse Ross, das Sonnenross; wenn es erscheint, fliehen die Schlangen: einerseits die schwarzen Wolkenschlangen, welche die Sonne besiegt, andererseits die gefürchteten Nachtschlangen, die der nahende Tag verscheucht. [1])

Kehren wir nun wieder zu unseren Opfern zurück. Während bei *Pâraskara* die Opferceremonien mit den Schmalzspenden beginnen, wird bei *Âpastamba* die Reihe der hieher gehörigen Opfer mit den Schmalzspenden beschlossen. Und zwar soll man nach diesem Gṛihyasûtra vier Spenden von Schmalz in's Feuer werfen mit den vier Versen:

Das ist wahr, dass dir am Neumonds- und am Vollmondstage alle Schlangen [2]) den Tribut an Gift [3]) bringen, dass sie zu dir kommen und sich in deinen Schutz begeben. Uebergib uns, die wir bei dir sind, (den Schlangen), die bei dir sind, und der Regenzeit. [4])

Verehrung sei den Schlangen, die auf der Erde weilen, die im Luftraum und die am Himmel wohnen, ihnen sei Verehrung!

Den Schlangen, die in jener Welt oder die in der Sonne Strahlen wohnen, und deren Wohnsitz im Wasser, ihnen sei Verehrung!

Welche die Pfeile der Zauberer sind und die auf den Bäumen leben und die in Höhlen lagern, ihnen sei Verehrung. [1])

6. Das Opfer an die Schlangenkönige. Man opfert ein Mus, mit Schmalz versehen, im Feuer und sagt dazu die Sprüche:

Dem Oberherrn der dem Agni angehörigen gelblichen irdischen Schlangen Heil!

Dem Oberherrn der weissen dem Vâyu angehörigen Schlangen der Luft Heil!

Dem Oberherrn der übermächtigen dem Sûrya angehörigen himmlischen Schlangen Heil!

So nach *Pâraskara,* bei welchem diese Classification der Schlangen immer wiederkehrt. Dem Agni, dem Gott des Feuers, insbesondere des häuslichen Feuers, dem Mittler zwischen den Erdenkindern und den Göttern — er führt den Göttern die Opferspeise zu — sind die irdischen Schlangen geweiht. Die Schlangen der Luft gehören dem Beherrscher des Luftreiches, dem Windgotte Vâyu an. Sûrya, der Sonnengott, der König des Himmels, ist der „Protector" — so können wir wohl sagen, denn Beherrscher der Schlangen sind nicht diese Gottheiten, sondern die „Oberherrn" oder Schlangenkönige selbst — der himmlischen Schlangen.

Dasselbe Opfer wird auch von *Hiraṇyakeśin* vorgeschrieben. Merkwürdigerweise werden aber in den Sprüchen, die er für dieses Opfer vorschreibt, die Schlangen nicht ausdrücklich genannt, obwohl von ihnen zweifellos die Rede ist, so gut wie bei *Pâraskara.* Die Sprüche lauten:

Verehrung sei dem Agni, dem irdischen! Dem Oberherrn der irdischen [2]) Heil!

Verehrung sei dem Vâyu, dem allgegenwärtigen! Dem Oberherrn der im Luftraum wohnenden [2]) Heil!

Verehrung sei dem Sûrya, dem rothen! Dem Oberherrn der himmlischen [2]) Heil!

Verehrung sei dem Vishṇu, dem weissen! Dem Oberherrn der in den Weltgegenden wohnenden [2]) Heil!

Die Schlangen der Weltgegenden, die hier noch hinzugefügt sind, kennen wir schon aus der *Taittirîya-Saṁhitâ.* [3]) Vishṇu, der weisse *(gaura),* dem rothen Sûrya gegenüberstehend, scheint hier der Mond zu sein. [4])

---

[1]) „Weitaus die meisten giftlosen Schlangen sind Tag-, fast alle Giftschlangen dagegen Nachtthiere." Brehm a. a. O. 280.

[2]) *Udarasarpiṇah* „Bauchkriecher".

[3]) Nach dem Commentator wäre *vishabalim* zu übersetzen „die Gabe zur Beruhigung der Gefahr des Giftes", er fügt aber eigenmächtig hinzu: „alle Menschen und Schlangen". Da im Text aber blos von Schlangen die Rede ist, so kann ich *vishabalim* nur als „Tribut an Gift" fassen. Angesprochen ist nämlich der Oberherr der Schlangen, Târkshya (nach dem Comm.). Man muss also wohl an eine mythische Vorstellung denken, wonach die Schlangen ihrem König als Tribut Gift zahlen müssen. Es wäre nur eine Möglichkeit, zu übersetzen: „dass dir . . . alle auf dem Bauche kriechenden (Menschen) die Gabe gegen das Gift darbringen" — man müsste da an eine merkwürdige Sitte denken, die in einigen Gegenden Südindiens zur Verehrung der Schlangen üblich ist. In South Kânara ist ein Tempel des Schlangen-Königs, wohin zahlreiche Pilger wallfahrten, um sich rings um den Tempel nach Schlangenart herumzuwinden. In Madurâ gibt es Leute, welche gegen Bezahlung um Schlangentempel herumkriechen an Stelle derjenigen, die das Gelübde auf sich genommen haben. (Siehe Walhouse im *Indian Antiquary* VII, 42.) Da *Âpastamba* gerade dem Süden Indiens angehört, so wäre es nicht unmöglich, dass bei *udarasarpiṇah* an diese Leute zu denken ist, welche die Schlangen durch Nachahmung ihrer Bewegungen verehren. Doch scheint mir diese Erklärung nicht gerade sehr wahrscheinlich.

[4]) „Uebergib", nämlich: „zum Schutze". Uebergib uns, die wir uns in deinen Schutz begeben, den Schlangen, die unter deiner Obhut stehen, damit auch sie uns beschützen; und übergib uns der Regenzeit: in der Regenzeit werden nämlich die Schlangen zahlreich, übergib uns derselben, damit sie uns vor den Schlangen beschütze. (Commentar.)

[1]) Diese drei Verse sind nur eine Variante der oben besprochenen Verse aus der *Vâjasaneyi-Saṁhitâ.*

[2]) Scil. Schlangen.

[3]) Siehe oben S. 48.

[4]) *Gaura* heisst auch „der Mond".

7. Das Blumen-Opfer. *(Âpastamba. Hiraṇyakeśin.)* Man nimmt eine Handvoll Kiṁśuka-Blüthen [1]), wirft sie in's Feuer und murmelt dazu die Worte:

Gefressen ist Maśaka, gefressen ist Vitṛishṭi, gefressen ist Vyadhvara. Heil!

Gefressen ist Vyadhvara, gefressen ist Maśaka, gefressen ist Vitṛishṭi. Heil!

Gefressen ist Vitṛishṭi, gefressen ist Vyadhvara, gefressen ist Maśaka. Heil!

Ueber diese räthselhaften Sprüche sagt uns der indische Commentator nichts, als dass Maśaka, Vitṛishṭi und Vyadhvara Namen von Schlangen sind. [2]) Es sind jedenfalls Zauberformeln, die weiter keine Erklärung zulassen.

8. Das Opfer der Holzstücke. *(Âpastamba.)* Man wirft drei Holzstückchen vom Âragvadhabaume [3]) in's Feuer. Indem man sie opfert [4]), betet man die drei Verse:

O Indra, tödte den geflügelten Drachen, den Wurm, den beissen wollenden und den beissenden. Alle diese, o Indra, zermalme! Heil!

Der du in den Wassern entstanden, in der See gewachsen, und selbst in der Hand der Götter bist, du o Agni, Indragesandter lass uns kein Leid widerfahren. Heil! [1])

Du bist Schutz, du bist Rettung, du bist Schirm; durch Speise schützest du die Menschen, durch Gras das Vieh, durch Löcher die Schlangen, durch Opfer die Götter, durch Opfertrank die Manen. Heil! [2])

Alle diese Opferhandlungen werden im Hause vollzogen, und im heiligen Hausfeuer werden die Opfer als Brandopfer dargebracht. Das ist das *Śrâvaṇakarman*, die Śrâvaṇafeier im engeren Sinne. [3]) Nun erst folgt der Sarpabali, die Gabe an die Schlangen.

---

[1]) Die geruchlosen rothen Blüthen der *Butea frondosa*.

[2]) Maśaka, eigentlich „Stechmücke", kommt auch schon im Atharvaveda (VII, 56, 2, 3.) als Schlangenname vor. Vitṛishṭi könnte man übersetzen: „Das Verdürsten, Verschmachten". Hiraṇyakeśin hat dafür Vicashṭi. Vyadhvara heisst „Anbohrer, Anstecher". Zahlreiche mehr oder minder räthselhafte Schlangennamen finden sich im Atharvaveda.

[3]) Cathartocarpus (Cassia) fistula.

[4]) Er opfert die Holzstücke — dass es ein Opfer ist und nicht etwa ein Zulegen zum Feuer, sieht man daraus, dass am Ende eines jeden Verses der Opferruf „Heil" *(svâhâ)* ausgestossen wird.

[1]) „In den Wassern entstanden" heisst Agni als der Blitz, der aus der Wolke entspingt; „in der See gewachsen" *(sarovṛiddha)* heisst er als *Vâḍava*. (*Vâḍava* oder *Bâḍava* ist das unterseeische Feuer, ein mythologisches Wesen, aus Feuer bestehend, mit einem Pferdekopfe, welches am Grunde des Meeres wohnt.) „Selbst in der Hand der Götter" *(devânâm api hastya*, Comm.: *haste bhava hastya)* ist Agni wohl wieder als Blitz. „Lass uns kein Leid widerfahren", nämlich von Seiten der Schlangen, sagt der Commentator.

[2]) Nach dem Commentar ist der Vers folgendermassen zu erklären: Durch Speise schützt Agni die Menschen, d. h. er macht die Speisen geniessbar in der Form des Kochfeuers und bewirkt die Verdauung als Verdauungsfeuer. Durch Gras schützt er das Vieh: denn im Feuer wird geopfert, durch Agnis Bemühung entsteht der Regen und in Folge des Regens wächst das Gras. Durch die Strahlen der Sonne wird die Erde ausgetrocknet und es entstehen Löcher, welche den Schlangen Schutz gewähren; Feuer und Sonne sind nicht viel verschieden, also schützt Agni die Schlangen durch Löcher. Göttern und Manen erweist sich Agni hilfreich, da er denselben die Opferspeise — Brandopfer — zuführt.

[3]) Vgl. den Commentar zu *Âśvalâyana* II, 1, 1: 9, bei Stenzler pag. 64 Note zu § 1, pag. 65 Note zu § 9.

(Schluss folgt in einem der nächsten Hefte.)

Literaturberichte.

1.

Behla, Dr. Robert. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend-archäologische Studie. Mit einer Karte. Berlin, 1888.

Von den Erscheinungen der Urzeit unserer Heimatländer nehmen die Rundwälle unsere Beachtung in verdientem Masse in Anspruch; so unscheinbar sie sind, gehören sie doch zu den hervorragendsten unter den einfachen Bauwerken, womit die vorgeschichtlichen Völker Mittel- und Nordeuropas dem Boden ihrer Heimat die fast unzerstörbaren Merkmale ihres Daseins aufgeprägt haben. Ihre unscheinbaren Formen haben sie lange der Beobachtung entzogen und erst unserer Zeit war es vorbehalten, sie aufzufinden und der Forschung zu unterziehen. Hunderte und wieder Hunderte tauchen gewissermassen vor unseren überraschten Augen auf und vielerlei Fragen knüpfen wir an ihre Bedeutung.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, durch seine prähistorischen Arbeiten längst bekannt, hat sich der grossen aber dankbaren Aufgabe unterzogen, alle vorgeschichtlichen Bauwerke im nordöstlichen Deutschland, welche nicht entschieden Befestigungswerke sind und welche er im Allgemeinen als Rundwälle bezeichnet, zusammenzufassen, wobei er sich mit der Aufzählung, Hervorhebung der wichtigsten Vorkommnisse und der Literaturnachweise nicht begnügt, sondern dieselben auch in einer Karte des bezeichneten Gebietes zur Darstellung bringt.

Auf Grund eingehender Forschungen gibt der Verfasser reichhaltige Mittheilungen über Bauart, wechselnde Form und Grösse, über Sagen, Funde und geschichtliche Nachrichten, welche zu dem Gegenstande seiner Untersuchung in Beziehung stehen und erörtert schliesslich die Fragen über Erbauer, chronologische Stellung und wahrscheinlichen Zweck, wobei er zu dem Ergebnisse gelangt, dass sowohl Germanen als Slaven einen, wenn auch oft verschieden gearteten Antheil an den Randwällen haben und dass ein grosser Theil derselben nicht zu Vertheidigungszwecken errichtet wurde, welche Bestimmung ihnen eine einseitige Anschauung gegeben hat, sondern als Werke von religiöser Bedeutung aufgefasst werden muss.

Es ist lebhaft zu wünschen, dass wir bald auch aus anderen Gebieten ähnliche reichhaltige Beiträge zur Kenntniss dieser merkwürdigen Bauwerke erhalten. **M. Much.**

2.

Heierli, Jakob. Pfahlbauten. Neunter Bericht. Aus dem XXII. Bande der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Leipzig, 1888. Mit 21 Tafeln.

Es konnte im vorhinein nicht zweifelhaft sein, dass sich unter den schweizerischen Alterthumsforschern der richtige Mann finden werde, welcher als befähigt gelten konnte, die von Ferdinand Keller nach einem langen, arbeiterfüllten und erfolgreichen Leben hingelegte Feder aufzunehmen; wir beglückwünschen die Forschungsgenossen in der Schweiz und uns selbst, dass es gerade Jakob Heierli gewesen ist. Mit seiner Bearbeitung der Pfahlbaufunde von Wollishofen, welche in einem der früheren Bände der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich erschienen ist, und mit einigen kleineren Berichten gewann er sofortige Anerkennung als ebenso eifriger und kenntnisreicher als umsichtiger Forscher; besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Untersuchung gewerblicher Fertigkeiten, insbesondere der Weberei und der Bearbeitung, namentlich des Sägens und Bohrens der Steine in der Pfahlbautenzeit, durch deren Ergebnis die bisherige Untersuchung in dieser Richtung, insonderheit was die Bearbeitung der Steine betrifft, wohl zum Abschlusse gebracht sein dürfte.

In dem vorliegenden Berichte bringt Heierli eine Darstellung aller neueren Funde aus den schweizerischen Pfahlbauten, so namentlich aus allen Theilen des an derartigen Ansiedlungen überreichen Bodensee's, aus dem Egel- Pfäffiker- Greifen- und Zürichsee, aus dem Murtener- Bieler- und Genfersee, dann der Limmatfunde und der Funde, welche bei der Correction der Juragewässer an den Tag kamen.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, aus der Fülle der mitgetheilten Thatsachen einzelne herauszuheben und ich beschränke mich auf die Bemerkung, dass namentlich die Limmatfunde und die Mittheilungen über die Correction der Juragewässer eine erhöhte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

So gross der Reichthum der Museen und Privatsammlungen in der Schweiz an Pfahlbaufunden auch ist und so mannigfaltig und eingehend dieselben beschrieben worden sind: immer ergeben sich auf's neue Dinge, welche die durch die früheren Funde hervorgerufenen Vorstellungen erläutern und ergänzen. Wir würden es daher sehr beklagen, wenn, wie das von einer Seite ausgesprochen worden ist, die Antiquarische Gesellschaft in Zürich mit dem vorliegenden Berichte ihre Pfahlbauberichte abschliessen sollte. Ein Schwinden der Theilnahme für dieselben kann sie hiezu gewiss nicht bestimmen, und wenn auch die Pfahlbauuntersuchung im Gebiete der Jura-Seen zu einem gewissen Abschlusse gebracht sein mag, im übrigen Seengebiete der Schweiz wird diese köstliche Quelle unserer Erkenntnis einer Vorzeit, die wir für immer begraben wähnten, noch lange fliessen. Wir wünschen daher aufrichtig zum Nutzen unserer gemeinsamen Arbeit, in nicht allzulanger Zeit einen abermaligen Bericht begrüssen zu können.

Es drängt mich, noch ein Wort über die beigegebenen Tafeln zu sagen. Wenn die Schriften der Züricher Antiquarischen Gesellschaft, insbesondere ihre Pfahlbauberichte seit jeher durch ihre vortrefflichen Tafeln ausgezeichnet waren, so ist dies gegenwärtig in erhöhtem Masse der Fall. Neunzehn von den 21 Tafeln sind mittelst Lichtdruck in einer solchen Vollendung hergestellt, dass sie an Schönheit, Klarheit und insbesondere an Deutlichkeit der Verzierungen, welch' letztere bei vielen Lichtdrucken noch mangelhaft war, nichts zu wünschen übrig lassen; einzelne derselben, wie

z. B. Tafel I, VIII, X, überbieten, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

Wir schliessen mit der Bemerkung, dass die Antiquarische Gesellschaft in Zürich mit dieser Veröffentlichung nicht minder sich selbst, als ihre Schwestergesellschaft in Basel, der sie dieselbe als Festschrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestandes widmete, geehrt hat. **M. Much.**

3.

Montelius, Dr. Oscar. Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden („Om våra förfäders invandring till Norden"). Uebersetzt von J. Mestorf. (Archiv für Anthropologie XVII. p. 151 ss.)

Nach einer bis auf die phantastischen Völkerstammbäume des 16. Jahrhunderts zurückgreifenden Prüfung der älteren Ansichten über die Ureinwohner der skandinavischen Halbinsel entwickelt der gelehrte Verfasser den Gang der neueren Untersuchungen, welche, von musterhafter Strenge und Ausdauer geleitet, zu einer höchst befriedigenden Klärung der archäologischen Verhältnisse geführt haben. Er weist nach, dass ebensowenig Grund vorliegt, eine Masseneinwanderung im Beginne des Bronzealters oder im Verlaufe desselben anzunehmen, wie im Beginne der Eisenzeit. Sonach wären die skandinavischen Länder schon am Schlusse der Steinzeit von demselben Volke bewohnt gewesen, welches im Eisenalter hier sesshaft war, „oder mit anderen Worten: unsere germanischen Vorfahren sind schon im Steinalter eingewandert." Absolute chronologische Daten lassen sich natürlich nur schwer und mit grösster Vorsicht angeben. Das Steinalter fand in Skandinavien in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. seinen Abschluss. Die grosse Masse der erhaltenen Denkmäler bezeugt eine so lange Dauer desselben, dass man den Beginn desselben spätestens in das 3. Jahrtausend setzen muss. „Demnach wären unsere Vorfahren vor mehr denn 4000 Jahren hier eingewandert." Ihr Weg ging wahrscheinlich von den Ländern am Schwarzen Meer und der unteren Donau nach NW. durch Länder, welche in geschichtlicher Zeit von Germanen bewohnt sind. Nichts spricht dafür, dass sie von Osten her über Russland gekommen seien; die im letzteren Gebiet erhaltenen Spuren germanischer Bewohner müssen vielmehr durch ein Vordringen germanischer Horden vom Südrande der Ostsee und durch Uebersiedlungen aus Schweden erklärt werden.

Hoernes.

4.

Keller, Otto. Thiere des classischen Alterthums in culturhistorischer Beziehung. Mit 56 Abbildungen. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1887.

Ohne Zweifel gibt uns die Art, wie das Alterthum die Thierwelt angeschaut, sich ihr genähert und sie praktisch oder poetisch verwerthet hat, eine Quelle reichlicher Belehrung, die sich nach zwei Seiten hin ergiesst: in den Bereich der classischen Studien und in den der Naturwissenschaft. Für die ersteren erweitert sich hier die feste Basis zu fruchtbaren Vergleichungen, aus denen sie immer wieder neue Nahrung schöpft und die letztere erhebt sich durch solche historische Betrachtungen zu einer edlen und wahrhaft bildenden Universalität, die ihr ebensowenig abhanden kommen darf, wie jener ersteren die erwähnte Grundlage der Physis des classischen Alterthums. Wie bei jedem so dankbaren Stoffe, ist es auch hier ein Leichtes, Vielerlei zusammenzutragen und den Leser durch Massen von Details zu verwirren und abzuschrecken. Die Hauptschwierigkeit der Aufgabe, ein brauchbares Buch über die Thierwelt des Alterthums zu schreiben, besteht in der richtigen Auswahl aus der Fülle der gebotenen Ueberlieferung. Keller hat zunächst in der Beschränkung auf eine Anzahl mehrseitig wichtiger Thiergestalten, meist Säugethiere, das Richtige getroffen. Culturgeschichtlich hervorragende Vierfüsser und Vögel wechseln mit solchen, von denen der Philologe und Archäologe kaum spricht und die jetzt zum erstenmale in ihrem wahren Lichte als nicht unbedeutende Figuren der antiken Welt vorgestellt werden. Dann hält er seinen Blick offen für den ganzen Lebenskreis, welchen die Auserwählten seiner literarischen Arche von ihrem ersten Bekanntwerden bis zur Canonisirung in Kunst und Schriftthum durchlaufen. Die Frage der Verbreitung ist mit Rücksicht auf Paläozoologie und Prähistorie stets im Auge behalten [1]), ebenso die richtige Beleuchtung strittiger mythologischer Punkte. Die beigefügten Abbildungen, zum Theil Inedita nach antiken Kunstwerken, gereichen dem Buche zu besonderem Schmuck und Vortheil; man bedauert nur, dass ihre Zahl nicht mindestens das Doppelte beträgt.

Hoernes.

5.

Miller, Dr. Konrad. Die Weltkarte des Castorius, genannt die Peutinger'sche Tafel. In den Farben des Originals herausgegeben und eingeleitet. (Einleitender Text separat 126 pp. 8°.) 4°. Ravensburg, Verlag von Otto Maier. 1888.

Wer die Quellen der antiken Topographie kennt und benützt, und wer da weiss, wie gross und weitzerstreut die Gemeinde Derer ist, die bei ihren einsiedlerischen Localstudien auf diese Hilfsmittel angewiesen sind, muss den Gedanken einer billigen neuen Ausgabe der Tabula Peutingeriana mit einem über die Art ihres Studiums und ihrer Verwerthung orientirenden Texte einen äusserst glücklichen nennen. Seit Jahren, seit Imhoof-Blumer's „Porträtköpfen auf Münzen", ist vielleicht kein gemeinverständliches archäologisches Werk erschienen, welches grösseren Nutzen stiften könnte, als diese Arbeit Miller's, den seine gründliche philo-

[1]) Nachstehendes diene als Beispiel, dass solche Untersuchungen auch von praktischem Werthe sein können. Wie wir einer der jüngsten Nummern des „Naturforscher" (15. Jänner 1888) entnehmen, findet ein moderner Reisender, welcher Ackerbau und Viehzucht in Aegypten studirte, die Geflügelzucht in diesem Lande in Folge des heissen Klimas unvortheilhaft und daher fast gar nicht vorhanden. Dem gegenüber stehen die Nachrichten Herodots, Diodors und der ägyptischen Wandgemälde, wonach man schon im alten Reiche zahme Gänseheerden hielt und sich trefflich darauf verstand, den Vogel zu stopfen und am Spiesse zu braten. Die Priester der Isis und des Osiris, welchen derselbe heilig war, liessen sich täglich grosse Quantitäten Gänsefleisch als Opfergabe bringen. Auch die Pharaonen selbst lebten fast nur von Gans- und Kalbfleisch. Ueberhaupt Alles, was im Lande der Pyramiden einen religiösen Nimbus hatte, bis auf die heiligen Katzen, Krokodile und Löwen, bekam Gänsefleisch in Hülle und Fülle. Diodor erzählt auch, dass die alten Aegypter bereits die Kunst verstanden, Gänse- und Hühnereier vor der Zeit ausbrüten zu lassen.

logische Bildung und seine eigenen Terrainstudien zu dem Werke in ausgezeichneter Weise befähigten. Die Weltkarte des Castorius ist erstlich ein vorzügliches Lehrmittel für den weitesten Leserkreis. Mit wenig Worten kann sie jedem Knaben, jeder Dame erklärt werden, und Jedermann wird aus der Betrachtung des seltsamen, 6·8 m langen, 0·34 m hohen, in Farben und Linien kräftig gehaltenen Bildstreifens schlagenden Gewinn und dauernde Aufklärung schöpfen. Daher lässt sich keine Classikeredition denken, welche allen, irgendwie höhere Ziele anstrebenden Schulen willkommener sein müsste. Wichtiger ist uns der esoterische Zweck. Mit Recht weist die Verlagshandlung darauf hin, dass das Facsimile von Scheer, 1713, schwarz, 18 Thaler und die französische Ausgabe von 1809, die erste in Farben, 140 Francs kostete, während der Preis dieser allen Anforderungen entsprechenden und im einleitenden Texte wie in den Fussnoten nach dem neuesten Stande der Wissenschaft gearbeiteten Edition so niedrig gestellt ist, dass sie wirklich dorthin gelangen kann, wo die Hütte des letzten Vorpostens der Wissenschaft steht, der sich auf die Tabula beruft, ohne sie einmal im Leben gesehen zu haben. Indessen bedarf dieses für die verschiedensten Studienzweige werthvolle Unternehmen keiner langathmigen Empfehlung; nur das Verdienst des einleitenden Textes muss noch mit einigen Worten hervorgehoben werden. Derselbe behandelt in ausführlicher Weise die Wiener Copie und das derselben zu Grunde liegende Original, dann, ausser einem vollständigen Verzeichniss der Literatur, die zum Verständniss des Inhaltes wichtigsten Punkte, als: die Anlage der Karte im Allgemeinen und die Illustrationsweise in den Details, die Art der Stationsangaben, der Entfernungszahlen und die sonstigen Eigenthümlichkeiten der Darstellung. Besonders hingewiesen sei auf die kurzen aber treffenden „allgemeinen Regeln für die Deutung der Routen“ und die zu vergleichenden sonstigen antiken Quellen, Winke, die sich gegen eine vielfach eingerissene, willkürliche und unmethodische Benützung der Tabula richten. Ein Commentar, welcher alle einzelnen Namen behandelt, mit Index und auf richtige Verhältnisse übertragenen Karten versehen, ist in Vorbereitung und darf schon jetzt willkommen geheissen werden.

Hoernes.

6.

Nacher, J. Die römischen Militärstrassen und Handelswege in der Schweiz und in Südwestdeutschland, insbesondere in Elsass-Lothringen. Zweite Auflage nebst einer Karte. Strassburg. J. Noiriel 1888. 4°.

Seit der ersten Auflage dieser Abhandlung hat der Verfasser durch weitere Localforschungen im Elsass seine Erfahrungen über die Eigenthümlichkeiten der römischen Strassenbauführung zu bereichern gesucht, welche er in der Beschreibung von 13 Heerstrassen und einer Anzahl Handelswegen niederlegt und in einer Reihe von Schlussbemerkungen zusammenfasst. Aus diesen heben wir die folgenden Sätze heraus: „Unter die von den Römern zu Kriegszwecken angelegten Heerstrassen sind nur die in den beiden Itinerarien beglaubigten zu rechnen. Die anderen Wegverbindungen oder die sogenannten Handelswege bestanden meist schon in der vorrömischen Zeit, waren von den Galliern und Kelten bereits benützt und wurden sodann von den Römern übernommen und theilweise in einen besseren Zustand gebracht. . . . In der germanischen Zeit eigneten sich im Allgemeinen die römischen Heerstrassen nicht mehr zur Vermittlung des Verkehres . . . Die Handelswege erhielten sich mehr; sie wurden in der germanischen Zeit verbessert und verbreitert und die neuen Ansiedlungen durch neue Wegeanlagen verbunden. So entstand in der germanischen Zeit ein durchaus neues und ausgebreitetes Wegnetz.“ . . . „Bei gewissen Bodenverhältnissen kann ohne besondere Arbeit eine Strasse schon nach 200jähriger Verödung schon so verödet und übergrast sein, dass man in die Versuchung geräth, sie auf römischen Ursprung zurückzuführen. In solchen Fällen darf man sich nicht von Vorurtheilen leiten lassen. Man muss hier mit dem Germanenstab statt mit dem Römerstab sondiren, dann wird man das Richtige treffen.“ . . . „Man war bisher in Süddeutschland viel zu sehr geneigt, alle Baureste, die man sich nicht erklären konnte, auf römischen Ursprung zurückzuführen: als ob es ein grösseres Verdienst wäre, ein römisches Bauwesen entdeckt zu haben, als ein auf die mittelalterliche Zeit zurückgehendes.“ Manches, was der Autor gegen die leidenschaftliche Sucht, Römerbauten zu entdecken (z. B. in jedem runden Thurm ein solches Werk zu erkennen) vorbringt, ist ohne Zweifel richtig. Von den römischen Heerstrassen, die übrigens grösstentheils im Culturboden versunken seien, hat er als moderner Techniker eine sehr geringe Meinung. Sie waren ohne Ausgleichung des Gefälls möglichst rasch und gerade auf die beherrschenden Höhen geführt: „Wenn sich heutzutage der Verkehr auf diesen Römerstrassen bewegen müsste, würde man staunen.“ Das Studium derselben im Elsass zeigt, „dass die Römer keine Erd- oder Massenbewegungen ausführten, dass sie nur die Schaufelarbeit kannten und dass sie mit dem beidseitigen Grabenaushub eine unbedeutende dammartige Erhebung des Strassenkörpers bewirkten.“

Hoernes.

7.

Orsi, J. I ripostigli di bronzo del Goluzzo presso Chiusi e di Limone (Montenero) presso Livorno. (Estratto dal Bollettino di paletnologia italiana XIII. 1887. no 7—8.) Mit 2 Tafeln.

Die hier mitgetheilten Entdeckungen reihen sich den Depotfunden aus der ersten Eisenzeit Italiens an, über welche Prof. Pigorini ein eigenes Werk vorbereitet. Diese Funde sind von besonderem Interesse, weil sie uns Formen des Hausrathes und Handwerkzeuges überliefern, welche wir unter den Grabbeigaben nicht antreffen und, da Wohnplätze aus jener Epoche in Italien noch kaum nachgewiesen sind, diese Lücke unserer Kenntniss ausfüllen. Zugleich geben sie Kunde von dem in manchen Gegenden noch heute nicht erloschenen Gewerbe der herumziehenden Metallhändler und Giesser, denen wir diese Ueberreste verdanken. Mit Recht erinnert Orsi daran, dass es Zeit wäre, manchen solchen Fund, der sich in Sammlungen mit der Ausbeute von Gräbern vermischt haben mag, abzutrennen und gesondert zu behandeln.

Der jüngere Depotfund von Goluzzo besteht aus zahlreichen, zum Theil stark abgenützten oder zerbrochenen Schaftkelten, Messern, Lanzenspitzen, Meisseln, Bogenfibeln, Vasenfragmenten u. dgl. und gehört der Hauptmasse nach

in die Blüthezeit der Villanova-Cultur (von IX.—VIII J. v. Chr.). Der Depotfund von Limone stammt aus einer Grotte, wo er angeblich in 3 mit Steinen umfriedeten Gruppen niedergelegt war (ein Weihgeschenk?), und enthält ausser den oben angeführten Formen noch Haarnadeln, Ringe, Sicheln und einiges Andere; sein Gesammtcharakter ist alterthümlicher als der des Fundes von Golnzzo. Auf Votivgaben werden bekanntlich auch im Norden manche der unter Steinen niedergelegten Funde gedeutet; es ist aber immer wahrscheinlicher, dass wir es mit dem (bis zur Rückkehr) geborgenen Besitz eines wandernden Kleinhändlers zu thun haben, und dass diese Sachen bestimmt waren, früher oder später in irgend einer Gussstätte umgearbeitet zu werden. **Hoernes.**

8.

Barroil, Giulio. Una gita fra i Calabro-Albanesi. (Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia, vol. XVII fasc. 2°. 1887.)

Der Autor geht von einer Betrachtung der Albanesen in ihrer balkanischen Heimat aus und untersucht dann die Umstände, unter welchen ein Theil derselben vor 4 Jahrhunderten nach Süditalien übersiedelte und dort die noch heute bestehenden Colonien gründete. Die Anfänge derselben sind ziemlich dunkel. Man weiss nur, dass die Auswanderer nach dem Tode Skanderbegs auf venezianischen Schiffen an das Gegengestade überführt worden sind, und vielleicht finden sich noch einmal in den Acten des venezianischen Archivs Urkunden, die über dieses Ereigniss näheren Aufschluss geben. Steht doch nicht einmal fest, aus welchem Theile des von merklich verschiedenen Stämmen (Tosken, Ljapen, Ghegen) bewohnten Mutterlandes die Auswanderung stattgefunden, und wird doch sogar behauptet, dass diese Arnauten überhaupt nicht aus Albanien, sondern aus Morea in das Königreich beider Sicilien gekommen seien. Nach einem Reisebericht über die Ansiedlungen, Sitten und Gebräuche der Letzteren, theilt Barroil die Schädelmaasse von 87 Calabro-Albanesen mit und findet auf Grund derselben, dass diese Colonisten keine homogene, sondern eine aus mannigfachen Elementen gemischte Race darstellen. Auch dieser Schlüssel versagt also seinen Dienst und lässt uns über ein so naheliegendes historisches Ereigniss im Unklaren. Gegen Nicolucci, der an allen Albanesen einen von dem griechischen wesentlich verschiedenen, dagegen dem slavischen höchst ähnlichen Schädeltypus warnehmen will, bemerkt Barroil, dass seine mit den Aufnahmen Prof. Zampa's übereinstimmenden Messungen dieses Verhältniss nicht bestätigen. Von den Calabresen selbst kann man die unter ihnen wohnenden Albanesen an dem höheren Wuchs, der lichteren Hautfarbe und den braunen Haaren bei einiger Uebung unschwer unterscheiden. **Hoernes.**

9.

Naue, Dr. Julius. Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Geöffnet, untersucht und beschrieben von —. Mit einer Karte und 59 Tafeln Abbildungen, darunter 22 farbige Tafeln. Stuttgart. Ferdinand Enke. 1887.

Wer von den vielen Lesern von Schliemann's erstem Werke über Troja ist nicht mit wachsendem Interesse der durch die Schlichtheit der Erzählung geradezu ergreifenden Selbstbiographie gefolgt, welche der Verfasser demselben als Einleitung voranstellt? Der Knabe begeistert sich an den Heldengestalten der unsterblichen Dichtung Homer's und diese Begeisterung ist so nachhaltig, das sie zum Leitstern seines ganzen Lebens wird. Ein Leben voll Mühe und Plage ist nicht im Stande, die in der Jugend entzündete Flamme in der Brust des Mannes zu verlöschen und die Zeit, um welche Andere darangehen, die schwer erworbenen Früchte ihrer Arbeit in Ruhe zu geniessen, wird für ihn die Zeit, seine Jugendträume zu verwirklichen und die lange sorgsam im Innern verschlossenen Pläne auszuführen. Diese Gedanken gingen Referenten unwillkürlich durch den Sinn, als er das an der Spitze dieser Zeilen angezeigte Werk zur Hand nahm. In diesem Falle hat die Begeisterung für die Gestalten der deutschen Sage und Dichtung einen Künstler von Beruf dahin geführt, die schwierigen Pfade der Forschung zu betreten. Mit welchem Erfolge dies geschehen ist, zeigt uns sein in Rede stehendes Werk, das heute unstreitig zu den besten Publicationen auf prähistorischem Gebiete zu zählen ist.

Die Berghöhen, welche das rechte Ufer der Ammer von deren Ausfluss aus dem Staffelsee bis zu ihrem Eintritt in den Ammersee begleiten, müssen seit alten Zeiten bewohnt gewesen sein. Auf diesen Höhen liegen mehrere hundert Grabhügel in einer Anzahl Gruppen vertheilt, die zum Theil von ausgedehnten Hochäckern begleitet werden. Dr. Naue, der sich schon früher durch die Erforschung der Fürstengräber bei Pullach einen geachteten Namen im Kreise der Urgeschichtsforscher erworben hat, deckte nun in den Jahren 1883—86 gegen 300 dieser Grabhügel auf. Diese Ausgrabungen ergaben ein überraschend reiches Material, welches durch die treffliche Bearbeitung Naue's von nun an die Grundlage für jede ferneren Arbeiten in dieser Richtung in Oberbayern abgeben wird.

Gehen wir auf den Inhalt des Werkes etwas näher ein, so finden wir in demselben nach einer kurzen, die topographischen und landschaftlichen Verhältnisse schildernden Einleitung den ausführlichen Fundbericht, welcher uns klaren Einblick in die oft ziemlich verwickelten Verhältnisse der einzelnen Gräber gewährt.

In dem nächstfolgenden Capitel sind die Gräber nach ihren Perioden geordnet. Dr. Naue unterscheidet, gestützt auf die Funde und im Anschlusse an die namentlich im östlichen Alpengebiete gemachten Erfahrungen, 7 Perioden, welche in diesen Grabhügeln Vertretung finden, nämlich:

1. Bronzeperiode.
2. Uebergangsperiode von der Bronzeperiode oder älteste Hallstatt-Periode.
3. Aeltere Hallstatt-Periode.
4. Jüngere Hallstatt-Periode.
5. Uebergangsperiode mit reinem Eisen und fast ohne Beigaben.
6. Reine La Tène-Periode.
7. Römische Nachbestattungen und rein römische Grabhügel.

Jede dieser Perioden lässt sich hier gut nach den betreffenden Funden charakterisiren. Die Bronzeperiode, welche eine ältere und eine jüngere Phase der Entwicklung erkennen lässt, spricht sich neben dem Grabinhalte namentlich auch im Baue derselben aus, indem die Grabhügel im Inneren

Steinbauten, ja förmliche Steingewölbe zeigen. Was die Form der Beisetzung in dieser Periode anbelangt, so findet sich sowohl Leichenbestattung wie Leichenverbrennung vor, letztere jedoch ungleich häufiger, namentlich in den südlicheren, gegen den Staffelsee zu gelegenen Tumuligruppen. Der Inhalt einiger Grabhügel deutet dann auf den Uebergang von der Bronze- zur älteren Hallstatt-Periode hin. Auffallend ist hier wie in der eigentlichen Bronzeperiode das vollkommene Fehlen der Fibel. Die ältere Hallstatt-Periode ist sehr reich vertreten; die Bauart der Gräber beginnt sich zu ändern, indem die Steinbauten in den Tumuli allmälig aufhören und durch reine Lehmaufschüttungen ersetzt werden. Bei den Schmuckgegenständen herrscht die Bronze vor; die Waffen jedoch sind aus Eisen. Diese Periode, namentlich aber die nächstfolgende jüngere Hallstatt-Periode bilden den Höhepunkt der Entwicklung unserer Ansiedlungen, welchen die Grabhügel ihren Ursprung verdanken. Die Form der Beisetzung in beiden Perioden ist sowohl die der Leichenbestattung, als auch die freilich weit häufiger vorkommende Leichenverbrennung. Auf die merkwürdigen theilweisen Leichenbestattungen in diesen beiden Perioden werden wir noch zu sprechen kommen. Während der jüngeren Hallstatt-Periode ist der Gebrauch des Eisens noch häufiger; auch fällt in dieselbe schon der Gebrauch des Wagens, von welchem Ueberreste in mehreren Grabhügeln aufgefunden wurden. Der Inhalt einiger Tumuli leitet schon auf die folgende Periode hin, in welcher die Gräber nur Beigaben aus Eisen enthalten. Diese Uebergangsperiode mit reinem Eisen scheint hier gewissermassen die La Tène-Periode zu vertreten, welche bisher in Oberbayern gänzlich fehlt und aus welcher nur vereinzelt zwei charakteristische Fundstücke in unseren Grabhügeln aufgefunden wurden. Leichenbestattung fehlt nun vollkommen; ebenso die Steinbauten in den Hügeln. Von besonderem Interesse sind die römischen Nachbestattungen, welche in Grabhügeln der früheren Perioden stattfanden; nur ein einziger Hügel scheint eigens für ein römisches Grab errichtet worden zu sein. So sehen wir in diesen Grabhügeln einen langen Zeitraum, welchen Dr. Naue auf etwa 1000 Jahre schätzt, vertreten.

Mit besonderer Gründlichkeit sind die Grabhügel beschrieben und hiebei die einschlägige Literatur bestens zu Rathe gezogen; wir müssen in Bezug auf dieses Kapitel auf das Werk selbst verweisen. Die vom Verfasser selbst gezeichneten Abbildungen, welche immer das Charakteristische des einzelnen Objectes zu geben wissen, und eben darum von besonderem Werthe sind, erläutern auf nicht weniger als 59 Tafeln dieselben. Wir müssen diese besonders reiche Ausstattung mit Abbildungen besonders hervorheben, da durch dieselben erst jeder Fachmann einen genauen Einblick in die Funde erhält, ohne dieselben selbst gesehen zu haben.

Zum Schlusse müssen wir noch auf zwei Punkte zu sprechen kommen, welche uns bei der Lectüre des trefflichen Werkes aufgefallen sind. Der erstere derselben betrifft die schon erwähnte theilweise Leichenbestattung. Um es gleich offen zu gestehen, haben wir, gestützt auf unsere eigenen Erfahrungen, diesem Punkte von vorneherein ein gewisses Misstrauen entgegengebracht. Sacken war wohl der Erste, welcher in seinem bekannten Werke über Hallstatt die Frage der theilweisen Leichenbestattung eingehend erörterte. Referent, der in früheren Jahren wiederholt in Hallstatt gegraben hat, konnte aber nicht zu der Ueberzeugung gelangen, dass die Sacken'sche Auffassung richtig sei. Aus den Beschreibungen Sacken's schien es ihm vielmehr, als wenn die theilweise Leichenbestattung, welche hier mit theilweiser Leichenverbrennung Hand in Hand gegangen sein soll, auf eine nicht ganz genaue Beobachtung der Verhältnisse zurückzuführen wäre. Die Sacken'schen Erklärungen dieser Fälle lassen sich auch von dem Gesichtspunkte beurtheilen, dass auf einem früheren Gräberfelde mit Leichenbestattung spätere Beisetzungen mit Leichenverbrennung stattgefunden haben. Es sei jedoch diese Anschauung hier nur mit der grössten Reserve ausgesprochen, da Referenten die directen Beweise dafür fehlen. Der indirecte Beweis wäre nur in der inneren Unwahrscheinlichkeit des Vorkommens solcher mehr als barbarischer Todtengebräuche zu suchen. Nun findet Dr. Naue in den Grabhügeln der älteren und jüngeren Hallstatt-Periode in nicht weniger als 16 Fällen theilweise Leichenbestattungen, welche aber nur in wenigen Fällen mit theilweiser Leichenverbrennung verbunden gewesen zu sein scheinen. In der Regel fehlten einzelne Skelettheile ganz, ohne auch Leichenbrand zu finden. Aus den sehr genauen Daten Naue's, welcher diesem Punkte in einigen Fällen seine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, kann man sich nur schwer der Anschauung entziehen, dass die Sache wirklich ihre Richtigkeit habe. Es wäre in Zukunft überaus wichtig, diesen Punkt einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen, damit diese gewiss überaus interessante Form der Bestattung, die immer noch räthselhaft genug bliebe, über allen Zweifel gestellt werde.

Der zweite Punkt, den wir aber hier nur flüchtig erwähnen wollen, betrifft die vom Verfasser angewandte Methode des Ausgrabens, welche er als die einzig richtige hinstellt, nämlich das Abtragen der Grabhügel von oben nach unten. Für den vorliegenden Fall mag diese Methode die richtige sein; für Grabhügel von anderem Bau wird man aber oft anders vorzugehen gezwungen sein.

Diese mehr gelegentlichen Bemerkungen berühren aber den Werth des in Rede stehenden Werkes durchaus nicht; über den Inhalt desselben kann nur Eine Stimme herrschen, nämlich die des Lobes über die ebenso mühsame als gründliche Arbeit. Möge es dem Verfasser beschieden sein, die schöne Aufgabe, der er sein Leben geweiht hat, weiter verfolgen zu können. Wir beglückwünschen das neugegründete vorgeschichtliche Staatsmuseum in München nicht nur zu der erfolgten Erwerbung der in dem Werke beschriebenen Sammlung, sondern auch zu diesem selbst als dem besten Commentar derselben. **Heger.**

10.

Lombroso, Cesare. Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und politischer Beziehung (L'Uomo delinquente). Deutsche Bearbeitung von M. O. Fraenkel. Mit einem Vorworte von J. Kirchenheim. Besprochen von Prof. Dr. Moritz Benedict.

Es gibt Bücher, an denen zu einer bestimmten Zeit nur positive Kritik geübt werden darf, nämlich die Hervorhebung des positiven Werthes, während es einer späteren Zeit vorbehalten bleiben soll, die Schwächen hervorzuheben. Es sind dies nämlich solche Bücher, welche neue Bahnen eröffnen.

Bis das wichtige Neue den Ideenkreis der gebildeten Welt durchdrungen hat, bis der Widerstand der Unwilligen und Böswilligen gebrochen ist, schadet man dem Fortschritte, wenn man an den Fehlern nergelt.

Keine neue Disciplin und keine neue Richtung entspringt vollständig gegen alle Vorwürfe gewappnet aus dem Haupte des Autors.

Manche seiner Lehren sind nicht als definitive Lehrsätze zu betrachten, sondern als wegweisende Thesen, an die vielleicht siegreiche Antithesen sich anschliessen. Aber es sind eben die Thesen, welche den Anstoss zum Fortschritte gegeben haben und sie besitzen daher einen positiven historischen Werth, wenn sich auch hinterher die Antithesen als Wahrheit bewähren.

Von solchen Gesichtspunkten aus muss gegenwärtig das Buch von Lombroso bei seinem ersten Erscheinen auf dem deutschen Büchermarkte beurtheilt werden. Erst wenn einmal das Publicum in die Grundideen eingedrungen und von denselben geistig durchtränkt ist, dann wird es an der Zeit sein, auch in eine kritische Analyse der Detailsätze einzugehen.

Wenn ich auch Lombroso gegenüber bis zu einem hohen Grade den Prioritätsanspruch auf die Schaffung der Criminal-Anthropologie durch meinen Vortrag auf der Grazer Naturforscher-Versammlung (1875) erheben kann, und er hat diesen Anspruch nie bestritten, so muss ich doch gestehen, dass ohne Lombroso's „Uomo delinquente" und ohne Ferri's „Nuovi orizonte" die ganze Bewegung, die anfangs alle 4 Facultäten aller Universitäten der Welt gegen sich hatte und die heute alle wissenschaftlich ernsten und wissenschaftlich ehrlichen Kreise in ihr Bereich eingezogen hat, wäre wahrscheinlich für lange Zeit im Sande verlaufen.

Ich werde nach dem früher ausgesprochenen kritischen Grundsatze für die Leser dieser Mittheilungen mich wesentlich auf die Wiedergabe des Inhalts beschränken. Wenn die Leser den Ideenschatz in sich aufgenommen haben werden, mögen sie dann selbst Kritik üben; jedenfalls werden sie sich vielfach geistig bereichert fühlen.

Ich will noch bemerken, dass die deutsche Uebersetzung einige Zusätze und Aenderungen zur letzten (3.) italienischen Auflage enthält. Es handelt sich wesentlich darum, eine naturwissenschaftliche Auffasung der menschlichen Psychologie auf die Verbrecher zu übertragen. Es mussten die Spuren der verbrecherischen Thaten vor Allem in jenen psychologischen Sphären nachgesucht werden, in welchen eine Auffassung, wie sie bisher gang und gebe war, nicht möglich ist, und diesen Studien ist der erste Theil mit 4 Capiteln gewidmet.

Darum widmet Lombroso sein erstes Capitel den verbrecherischen Acten in der Pflanzen- und Thierwelt. Der Insectenmord kommt ja auch bei Pflanzen vor.

Das zweite Capitel ist den nach unseren Begriffen verbrecherischen Thaten der wilden Volker gewidmet, die dort zu den natürlichen Vorgängen gerechnet werden. Am interessantesten sind jene Verbrechen, welche bei niederen Racen als religiöse Pflichten gelten.

Das dritte Capitel ist der ersten Entwicklung der Strafe gewidmet, wobei es noch zeigt, wie ungleichmässig das Gerechtigkeitsgefühl sich historisch entwickelt hat und wie ungleich die Gerechtigkeit für verschiedene Stände und Classen ist.

Das vierte Capitel ist den psychologischen Anomalien und Verbrechen der Kinder gewidmet, wobei Lombroso fand, dass die anthropologischen Kennzeichen der erwachsenen Verbrecher auch schon bei den jugendlichen vorkommen und dass die Heredität eine grosse Rolle spiele.

Bei Kindern finden sich überhaupt viele schlechte Neigungen — z. B. das Lügen — die sich im späteren Alter durch die Macht der Erziehung bessern.

Der zweite Theil ist der eigentlichen Naturgeschichte der Verbrechen gewidmet, vor Allem den abnormen Missverhältnissen und Anomalien des Schädels.

Das nächste Capitel handelt von den Anomalien des Gehirnes und der anderen Eingeweide. Am wichtigsten sind natürlich die Anomalien des Seelenorganes — des Gehirnes. Meine Untersuchungen haben anfangs in Italien eine Gegenströmung erzeugt, die vorzugsweise in den Schriften des ausgezeichneten Turiner Anatomen Giacomini ihren Ausdruck fand. Diese Differenz beruhte eben auf dem Missverständisse, als ob ich ein bestimmtes exclusives anatomisches Verhalten der Verbrechergehirne ausgesprochen hätte. Ich habe jedoch nur betont, dass abnorme Verbindungen von Furchen und Windungen bei Verbrechern und tiefstehenden Individuen häufiger sind als sonst und dass besonders bestimmte solche Verbindungen, die bei den normalen Individuen des Genus Uomo sehr selten sind, bei den Verbrechern — ebenso wie bei Geisteskranken und Epileptikern — häufig sind. Meine Untersuchungen hatten eine Lücke, die ich auszufüllen nicht in der materiellen Lage war, nämlich das Grenzgebiet aufzustellen, auf dem das normale Verhalten aufhört und das abnorme beginnt. Diese Lücke hat Giacomini ausgefüllt. Deshalb schienen seine Versuche im Wiederspruche mit den meinen. Meine Darstellung ist inzwischen zu Ehren gekommen und besonders durch die Untersuchungen von Tenchini, und Lombroso betont dies in der deutschen Ausgabe ausdrücklich. Es versteht sich fast von selbst, dass häufig pathologische Veränderungen im Gehirne, die von Krankheiten herrühren, bei Verbrechern gefunden werden.

Auch die Anomalien der Circulation und der Eingeweide von Verbrechern und Normalen werden mit positiven Ergebnissen gegenübergestellt.

Auch an Lebenden wurden von verschiedenen Autoren vergleichende anthropometrische Messungen mit positivem Erfolge gemacht, die Lombroso sorgfältig gesammelt hat.

Ein eingehendes Studium ist der Physiognomie der Verbrecher und zwar auch nach Kategorien gewidmet und nach auffallenden Befunden und nach statistischer Methode eine Charakterisirung vorgenommen. Auch den üblichen in den Sprachen vorkommenden Ausdrücken über Verbrecher-Physiognomien ist Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn die Resultate des anthropologischen Studiums auch naturgemäss keine solchen sind, um sofort einen Verbrecher zu erkennen und ihn von den Normalen sicher zu unterscheiden, so ist doch von der Reihe der Verbrecher auszusagen, dass sie inferiore Maasse, excentrische Verhältnisse und überhaupt Zeichen inferiorer Entwicklung darbieten.

Der dritte Theil ist der Biologie und Psychologie der geborenen Verbrecher gewidmet und zwar der erste Abschnitt der Tätowirung, die bei schweren Verbrechern unge-

wöhnlich häufig vorkommt und in ihren Details die interessantesten Aufschlüsse über die Psychologie und die Organisation der Verbrecher liefert.

Der zweite Abschnitt handelt von der Sensibilität, Herabsetzung der Hautempfindlichkeit und besonders der Vulnerabilität spielen in der Psychologie besonders der Gewaltthätigkeits-Verbrecher eine grosse Rolle, wie ich schon vor vielen Jahren betont habe. Merkwürdig ist das Vorwalten der Linkshandigkeit und das Vorwiegen der Sensibilität links bei den Verbrechern.

Die abnorme Reaction der Gefässnerven zeigte sich besonders durch das Fehlen von Erröthen unter Umständen, wo es bei normalen Menschen eintritt. Diese verminderte Reaction zeigt sich auch bei Controle mit dem Sphygmographen, indem der Puls von Verbrechern viel träger auf gewisse psychische Reize reagirt, als bei normalen Menschen.

Langlebigkeit findet sich bei Verbrechern auffallend häufig, trotz der ungünstigen Lebensverhältnisse.

In der Psychologie der Gewaltthätigkeits-Verbrecher spielt natürlich Mangel an Mitgefühl und Gleichgiltigkeit selbst gegen die Todesstrafe eine grosse Rolle und man findet dafür bei Lombroso reiche Belege.

Charakteristisch ist auch die unvergleichlich grössere Neigung zu Selbstmorden bei Verbrechern, die nicht einfach auf Reue oder auf die Qualen der Strafe zu beziehen ist, wie Lombroso nachweist. Häufig sind Selbstmorde bei irren Verbrechern. Interessant sind die indirecten Selbstmorde und Schein-Selbstmorde.

In der Lectüre der folgenden Capitel über Gefühle, Leidenschaften und Moral, Religion, Verstand und Bildung der Verbrecher wird der Nichtkenner jener Themata die interessantesten Anregungen und Aufklärungen finden.

Es versteht sich von selbst, dass diese Verhältnisse bei den verschiedenen Kategorien von Verbrechern wechselnde sind.

Höchst interessant sind auch die folgenden Abschnitte, welche der Gaunersprache, der Handschrift und der Literatur der Verbrecher und ihrer Organisation gewidmet sind.

Es wird ferner die enge Beziehung zwischen den von den Irrenärzten als Moral insanity beschriebene Irsinnsform mit den Verbrecher-Naturen erörtert.

Es ist dann der Zusammenhang von Epilepsie mit Verbrechen erörtert. Es ist dies wohl der zum Widerspruche am meisten herausfordernde und noch eine eingehende Discussion erfordernde Abschnitt des Buches, da ganz unnöthig alle Formen der Verbrecher mit Epilepsie in einen viel zu engen Zusammenhang gebracht werden.

Hieran schliesst sich die Erörterung der Widerstandsunfähigkeit der Verbrecher, die besonders aus der eigenen Schilderung derselben für Vorurtheilsfreie am besten hervorgeht.

Damit ist Lombroso's Werk zu Ende und er fasst seine Schlüsse zusammen, deren wichtigster wohl der ist, dass das Verbrechen als eine Naturerscheinung aufzufassen und zu betrachten ist.

Die deutsche Uebersetzung enthält als Anhang eine Betrachtung von Paul Lindau über Verbrechen oder Wahnsinn? anknüpfend an den Mord durch ein zwölfjähriges Schulmädchen in Berlin (Schneider).

Benedict.

11.

Müller, F. Max. Biographies of words and the home of the Aryans. London 1888. 8°. XXVII und 278 S.

Während die hervorragendsten Vertreter der englischen Sprach- und Alterthumsforschung (A. H. Sayce, J. Rhys, G. Vigfusson, Wilkins, Isaac Taylor) nunmehr auf Grund der neueren Untersuchungen über die Herkunft der Arier die Unhaltbarkeit der früheren Ansicht von dem asiatischen Ursprunge derselben erkannt haben und sich zur europäischen Theorie, mehrere von denselben zu der von mir vertretenen skandinavischen Hypothese bekennen, und auch die letzte Hauptversammlung der British Association zu Manchester (1887) den allgemeinen Umschwung der Meinungen in England insoferne documentirte, als in den Vorträgen, die der diese Frage behandelnden Eröffnungsrede des Präsidenten der anthropologischen Section, A. H. Sayce's, folgten, alle Redner sich für die europäische und keiner mehr für die asiatische Theorie aussprach, unternimmt es in diesem Werke Prof. Max Müller, einerseits die neue Theorie zu bekämpfen und andererseits die alte Ansicht von der Herkunft der Arier aus Asien, beziehungsweise Centralasien, also einem Gebiete, das Spiegel jetzt nicht einmal mehr als die engere Heimat der vereinigten Indo-Eranier gelten lassen will, gegen die Angriffe, die dieselbe erfahren, zu vertheidigen. Es möge gleich hier bemerkt werden, dass ihm weder das Eine noch das Andere gelungen ist; ja man kann mit gutem Grunde behaupten, dass Max Müller im Interesse der asiatischen Theorie besser gethan hätte, die alte von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte Tradition von der Herkunft aller Menschen aus Asien ungehindert mit der ganzen Kraft, wie sie solchen Traditionen innewohnt, fortwirken zu lassen, als durch diese Vertheidigung die ganze Haltlosigkeit der Ansicht von der asiatischen Herkunft der Arier einem grösseren Publicum erst recht zum Bewusstsein zu bringen.

Es ist eigentlich ganz unbegreiflich, wie Müller überhaupt von seinem Standpunkte aus von der Heimat der Arier, also von Menschen sprechen kann. Bedeutet ihm doch arisch, wie er S. 90 ausdrücklich bemerkt, nur Sprache und nichts als Sprache; und wenn trotzdem von einer arischen Race gesprochen werde, so sollte man wissen, dass dies nichts anderes bedeute, als x + arische Sprache. Da dieses x doch nur Menschen sein können, so sollte man erwarten, dass Müller auch versuchen werde, diese unbekannte Grösse zu finden, d. h. festzustellen, von welcher Art „die ersten Apostel" des Arischen gewesen sind. Waren es Leute vom Hindu-Typus oder zeigten sie die charakteristischen Merkmale des germanisch-skandinavischen Typus, oder waren es Menschen von kurzen Schädeln, kleiner Statur und dunkler Complexion? Diesen Versuch unternimmt derselbe jedoch nicht, sondern begnügt sich damit, darauf hinzuweisen, dass Sprachübertragungen stattfinden und stattgefunden haben. Er versucht es aber auch nicht, die von mir und Andern proponirte Lösung dieser Frage zu widerlegen. Denn eine Widerlegung kann es doch nicht genannt werden, wenn er S. 107 gegen die Annahme, der germanisch-skandinavische Typus sei der eigentliche arische Typus, den Einwurf erhebt, „es sei nichts darüber gesagt worden, auf welche Weise diese dolichocephalen, blauäugigen und blondhaarigen Vorfahren

brachycephal, dunkeläugig und dunkelhaarig geworden seien.“ Denn über dieses „wie“ konnte und brauchte nichts gesagt werden, weil wir überhaupt nicht den einen Typus als aus dem andern hervorgegangen betrachten, sondern beide Typen als grundverschieden ansehen und ebenso wie Müller annehmen, dass Sprachübertragungen stattgefunden haben. Und doch hätte Müller gerade diesen Punkt widerlegen müssen, weil aus den Argumenten, die zur Annahme des germanisch-skandinavischen Typus als des eigentlichen arischen Typus führen, sich zugleich die Nothwendigkeit der Annahme der europäischen Herkunft ergibt. Verstehe ich eine Stelle auf S. 120 recht, so scheint er in dem Hindu-Typus den urarischen Typus oder wenigstens einen Typus zu sehen, der dem urarischen weit näher steht als der germanisch-skandinavische Typus. Denn in seinen Augen „repräsentiren selbst die schwärzesten Hindus eine frühere Stufe arischer Sprach- und Denkweise, als selbst die hellsten Skandinavier“!

Während die europäische Theorie sich auf Beweise stützt, die auf den Ergebnissen der Linguistik, Geschichte, Archäologie und Anthropologie beruhen, kann M. Müller aus dem Bereiche aller dieser Disciplinen kein einziges Argument beibringen, das für seine Ansicht sprechen würde. Was er für dieselbe vorbringt, hat einerseits den Zweck, den Leser wegen des Mangels aller eigentlichen Beweise zur Nachsicht zu stimmen, andererseits durch eine unrichtige oder unvollständige Darstellung der gegnerischen Argumente und eine hierauf gegründete Polemik gegen die europäische Theorie einzunehmen. S. 147 meiner Orig. Ariac. habe ich bemerkt, dass, wenn es überhaupt erlaubt ist, aus der grösseren oder geringeren Alterthümlichkeit einzelner arischer Sprachen Schlüsse zu ziehen auf die Heimat des arischen Urvolkes, man nur, um methodisch vorzugehen, die gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen mit einander vergleichen dürfe, und dass es ganz unstatthaft sei, aus der grösseren Alterthümlichkeit der um mehr als 2000 Jahre früher als das Gothische und Altnordische fixirten Sprache des Zenda-Vesta und des Rig-Veda die Folgerung zu ziehen, nur Asien und zwar Centralasien könne die Heimat der Arier sein. Ich habe dann weiter bemerkt, dass von den gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen das Litauische der arischen Grundsprache am nächsten komme, ein Umstand, der also, an und für sich betrachtet, eher für die europäische als für die asiatische Herkunft der Arier sprechen würde. Dazu kommt noch, dass auch das Verhältniss der preussisch-litauischen Sprachgruppe zu dem Slavischen, das sich als eine jüngere Abzweigung der ersteren darstellt, zu derselben Annahme führt. Allein es wäre ebenso verkehrt, wegen dieser höheren Alterthümlichkeit des Litauischen Litauen und Preussen für die Heimat der Arier zu halten, wie es verkehrt wäre, Island wegen der höheren Alterthümlichkeit der Sprache seiner Bewohner für die Heimat des norwegischen Volkes zu halten. Müller erkennt auch diese Anschauung als richtig an und gibt damit das Hauptargument für die Annahme der asiatischen Herkunft der Arier, das auf der Annahme einer grösseren Ursprünglichkeit des Sanskrit beruhte, insofern preis, als er ausdrücklich zugibt, dass historische Schlussfolgerungen aus dieser grösseren Ursprünglichkeit des Sanskrit nicht gezogen werden dürfen: die grössere Ursprünglichkeit des Sanskrit im Vergleiche zum Litauischen und Gothischen bleibe jedoch nach wie vor bestehen. Der Nachweis, den er für diesen Satz antritt, war insoferne unnöthig, als die im Allgemeinen nicht bestreitbare grössere Ursprünglichkeit des Sanskrit im Vergleiche zum Litauischen und Gothischen von Niemandem bestritten worden ist. Dafür ist er den Beweis, dass die gegenwärtig gesprochenen neuindischen Idiome sich gleichfalls als alterthümlicher erweisen als das gegenwärtig gesprochene Litauische und die gegenwärtig gesprochenen skandinavischen Sprachen, einen Beweis, den er zur Begründung seiner Annahmen hätte vor Allem führen müssen, vollständig schuldig geblieben.

Ebensowenig ist es Müller gelungen, eines der Hauptargumente gegen die asiatische Hypothese, dass nämlich das gemeinarische Lexikon keine Ausdrücke für den Löwen, den Elephanten, den Affen, den Tiger und das Kameel verzeichnet, zu entkräften. Wenn er darauf hinweist, dass es in Asien Gegenden gebe, in denen keines der angeführten Thiere vorkomme und insbesondere auf Grund eines Berichtes Ujfalvy's die an das Pamir-Plateau angrenzenden Landschaften Darwas, Karategin und Kohistan als eine solche Region anführt, so ist zu bemerken, dass dieser Hinweis nur dann einige Beweiskraft hätte, wenn es auch aus anderen Gründen wahrscheinlich wäre, dass diese Region als die Heimat der Arier anzusehen sei. Eine solche Annahme entbehrt jedoch jedes Grundes und auch Müller hat keinen vorgebracht. Deswegen versucht er es, noch auf andere Arten dem Einwande entgegenzutreten. Er zieht die Möglichkeit in Betracht, dass, wie gewisse gemeinarische Ausdrücke nur in zwei Sprachen sich erhalten haben, andere vielleicht in allen arischen Sprachen verloren gegangen sind. Dann weist er auch darauf hin, dass die Thiere, welche gemeinsame arische Namen haben, zum grössten Theile solche gewesen seien, welche dem Menschen in Folge ihrer Zähmung näher gestanden und sich ihm nützlich erwiesen haben. Die Thatsache, dass das Rind, die Ziege, das Schaf, der Hund und das Pferd gemeinsame Namen in allen arischen Sprachen haben, scheint ihm ein starker Beweis dafür zu sein, dass dieselben gezähmt und domesticirt worden waren. Tiger und Löwen seien blos wilde Thiere gewesen und deshalb sei es nicht nothwendig gewesen, sie noch besonders zu unterscheiden und zu benennen, nachdem sie als fera oder θήρ, die Gegenstände der Jagd (θήρα), zu einer Kategorie vereinigt worden. Die Namen des Elephanten und des Kameels seien nach der Besiedlung kälterer Gegenden vergessen worden. Wie kommt es aber dann, dass das arische Urvolk andere wilde Thiere, wie den Bär, den Wolf, den Luchs, den Biber, den Hirsch u. s. w. mit einem besonderen Namen unterschieden hat? Und wie kommt es, dass sich gerade von diesen Thieren die altarischen Namen in den meisten arischen Sprachen erhalten haben?

Müller weist ferner darauf hin, dass die frühesten Culturcentren in Asien gewesen seien. Es sei deswegen natürlich gewesen, Asien als die Heimat der Arier anzusehen. Dies wäre aber nur dann natürlich gewesen, wenn zugleich bewiesen worden wäre, dass diese asiatischen Culturcentren specifisch arischen Ursprunges seien. Dieser Beweis ist aber weder von Müller noch von einem Andern geführt worden und, an und für sich betrachtet, ist es eine ganz willkürliche Annahme, sich Culturcentren zugleich als Völkercentren zu denken. Vgl. hierüber noch Orig. Ariac. 146.

Als ein weiterer Beweis für den asiatischen Ursprung der Arier wird in allem Ernste die Thatsache angeführt, dass

noch in späteren Zeiten mächtige Völkerwogen von Centralasien ausgingen und nach Europa übersetzten, wie die Hunnen im 4. und die Mongolen im 13. Jahrhunderte. Es muss traurig um eine Theorie stehen, wenn ihre Vertheidiger dieselbe auch mit solchen „Beweisen" zu halten suchen gegenüber der grossen Zahl von historischen Zeugnissen, die von der ältesten Zeit an bis zur Gegenwart Nord- und Mitteleuropa als den Ausgangspunkt einer mächtigen arischen Sprach- und Völkerbewegung erkennen lassen, die in neuerer Zeit auch die Gebiete der Neuen Welt ergriffen hat.

Müller wendet weiter gegen die Annahme, dass die Wanderung der Arier von Europa, speciell von Skandinavien nach Asien stattgefunden habe, ein, dass wir dann in dem gemeinsamen arischen Lexikon eine Anzahl von auf das Seeleben bezüglichen Wörtern erwarten müssten. Gleichwohl finde sich kein Name für das Meer, den sowohl der nordwestliche (europäische) wie der südöstliche (indoeranische) Zweig theile, während die Hauptglieder des nordwestlichen Zweiges einen gemeinsamen Namen für das Meer hätten: lat. mare, altgall. more, altsl. morje, goth. marei. Dieses Wort findet sich aber auch im Sanskrit vertreten: mîra Ocean, wobei bemerkt sein mag, dass urar. a auch sonst im Indischen zu î wurde, z. B. sanskr. çîrshan Haupt, altnord. hiarsi u. s. w. (Grundform karsan); vgl. Fick, I. 58, 173. Steht es daher vollkommen fest, dass das arische Urvolk das Meer kannte, so lässt sich auch nachweisen, dass es eine Reihe von Seethieren kannte und benannte: die Robbe (altn. sel-r, ags. seolh, ahd. selah, griech. σέλαχος), den Hummer (altn. humar-r, nhd. Hummer, griech. κάμαρος); auch der Lachs (altn. lax, ahd. lahs, lit. laszisas, poln. losoš), und der Aal (ahd. âl, griech. ἔγχελυς, lat. anguilla, slav. ągulja, j-ęgolja, lit. ungurýs). sind ebenso Meer- wie Flussfische. Dass sich von den letztgenannten Fischen keine entsprechenden Namen im Eranischen und Indischen finden, erklärt sich daraus, dass dieselben in den Flüssen fehlen, die sich entweder direct oder indirect in das Schwarze oder Kaspische Meer oder in den Aralsee ergiessen. Daraus folgt aber, dass die Heimat der Arier nicht im Gebiete dieser Meere gesucht werden darf. Merkwürdigerweise zieht Müller diesen Schluss nicht nur nicht, sondern sucht noch überdies das Kunststück zuwege zu bringen, dieses Argument gegen die asiatische Theorie in ein Argument für dieselbe zu verwandeln. Indem er trotz lat. piscis, ir. íasc, goth. fisks bestreitet, dass das arische Urvolk eine Benennung für Fisch hatte, weist er darauf hin, dass das gemeinsame arische Lexikon zwei Ausdrücke für Schlangen habe und bezweifelt, dass dies hätte der Fall sein können, wenn Skandinavien die Heimat der Arier wäre. So hätten wir neben sanskr. sarpás, lat. serpens, noch sanskr. áhis, das im Griech. als ἔχις, im Lat. als anguis, im Ahd. als unc erscheint. Er fährt dann wörtlich fort: „Während ahis grosse Schlangen im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen bedeutet, von welchen man daher annehmen darf, dass sie den Ariern vor ihrer Trennung bekannt gewesen sind, wurde ein anderes Thier, nämlich der Aal, welches keinen Namen im Sanskrit hat, von den Ariern, als sie sich in Europa niederliessen, die kleine Schlange genannt, anguilla im Lateinischen, ungurýs im Litauischen, ἔγχελυς im Griechischen. Wie könnten wir dies erklären, wenn die Arier zuerst in Skandinavien gelebt hätten, wo sie zwar Aale, aber keine Schlangen kennen gelernt hätten und hierauf nach Indien gewandert wären, wo sie eine Menge von Schlangen, aber keine Aale hätten kennen gelernt?" Bei der Fülle von Irrthümern, die diese wenigen Zeilen enthalten, weiss man wirklich nicht, welchen man zuerst hervorheben soll. Es ist zunächst ganz falsch, dass Skandinavien keine Schlangen oder Nattern hat. Um nur einige Beispiele zu nennen, so reicht die Ringelnatter bis ins mittlere Schweden, ja die Kreuzotter geht noch weiter hinauf, indem erst der 67. Breitegrad die Nordgrenze ihrer Verbreitung bildet (Brehm, VII. 366, 452). Da die für den Ursitz der Arier linguistisch erschlossene Flora auf ein gemässigtes Klima hinweist, wie Müller selbst S. 103 zugesteht, so ist es ganz unstatthaft, demselben grosse Schlangen zuzuschreiben. Denn in dem ganzen hier in Betracht kommenden Gebiete kommen keine grossen Schlangen vor; dieselben sind auf das tropische Gebiet beschränkt. „In dem nördlich altweltlichen Gebiete", sagt Brehm, VII. 276, „welches Nordafrika bis zum Atlas, Europa, Kleinasien, Persien, Nord- und Mittelasien bis zum Himalaya, China, Japan und die Aleuten umfasst, leben die wenigsten Schlangen, ebenso was die Sippen als was die Arten angeht, und finden sich nur kleine, düsterfarbige, schwächliche und furchtsame Vertreter der Ordnung." Bedenkt man ferner, dass der Aal in der Regel 1·25 bis 1·50 m gross wird, bisweilen sogar die Grösse von 2 m erreicht und die grösste europäische Schlange, die Ringelnatter, höchstens nur 1·60 m gross wird, gewöhnlich jedoch hinter diesem Masse erheblich zurückbleibt, so erscheint es vollkommen unbegreiflich, wie der Aal hätte als „kleine Schlange" bezeichnet werden können. Es ist aber auch vollkommen falsch, lat. anguilla, lit. ungurýs, griech. ἔγχελυς als Deminutiva von urar. anghis zu betrachten. Die erstgenannten Wörter haben mit anghis nur die Wurzel (angh) gemein und gehört das l dem Stamme, nicht etwa einem Deminutivsuffix an. Mit dem Suffixe -la werden im Lat. blos von a-Stämmen Deminutiva gebildet (filia, filio-la) und lautet das Deminutivum von anguis als einem i-Stamme anguiculus und darf nicht angui-la und noch weniger anguilla als ein solches angesehen werden. Wie die slav. Wörter (agulja u. s. w.) zeigen, geht das zweite l in anguilla auf j und daher anguilla auf anguil-ja zurück. Es ist übrigens ebensowenig richtig, dass sanskr. áhis, griech. ἔχις die Bedeutung „grosse Schlange" hat. Wie die griechischen Lexika für ἔχις nur die allgemeine Bedeutung „Schlange, Natter" anführen, so gibt auch das Petersburger Sanskrit-Wörterbuch als Bedeutung von áhis die von „Schlange, Natter" an.

Asien als Heimat der Arier ergebe sich endlich auch aus folgenden Betrachtungen: „Wir haben zwei Sprachströme, von denen der eine südöstlich nach Indien, der andere nordwestlich nach Europa führt. Der Punkt, wo sich diese zwei Ströme naturgemäss durchschneiden, führt nach Asien." Dieser Schluss wäre richtig, wenn auch die Prämissen richtig wären. Aber gerade die Richtigkeit des ersten Satzes, dass die europäischen Arier sich in nordwestlicher Richtung aus einer südöstlichen Region verbreitet haben, wird von mir und Savce, gegen die sich Müller's Polemik in erster Stelle richtet, entschieden und mit guten Gründen bestritten und wurde geradezu die umgekehrte Richtung aus der Geschichte der arisch-europäischen Völkerwanderungen nachgewiesen. Uebrigens ist es auch nicht richtig, die europäisch-arischen Sprachen als eine Einheit den asiatisch-arischen Sprachen als einer zweiten Einheit entgegenzustellen. Kann nicht ge-

leugnet werden, dass die arischen Inder und Eranier einmal eine engere Volks- und Spracheinheit bildeten, so ist es eine durchaus falsche und bereits genügend widerlegte Annahme, dass auch die europäischen Arier einmal vor ihrer Trennung ein solches einheitliches Ganze ausgemacht hätten.

In der Bekämpfung der europäischen Theorie hat Max Müller zum Bundesgenossen den Löwener Professor Van den Gheyn S. J. Wer je Gelegenheit hatte, die Leichtfertigkeit kennen zu lernen, mit der der genannte Gelehrte wissenschaftliche Fragen und auf dieselben bezügliche Thatsachen zu behandeln pflegt, wird sich nicht wundern, wenn auch Reflexe derselben in der Arbeit seines Alliirten erscheinen; S. 107 wird nach Van den Gheyn die Behauptung aufgestellt, dass Pösche die Heimat der Arier auf die Quellen der Donau beschränkt!

In dem zweiten Anhange lässt unser Verfasser eine Reihe von Zuschriften an die „Times“ aus den Jahren 1879 und 1880 über die Frage der Heimat des Jadeit abdrucken, um auch diese Frage für die asiatische Hypothese zu verwerthen. Dass die Untersuchungen A. B. Meyer's aus den Jahren 1883 und 1885 dieser Frage ihren ethnologischen Charakter benommen haben, ist demselben leider unbekannt geblieben.

Auf die rein linguistischen Theile des Buches hier näher einzugehen, schliesst der Charakter dieser Zeitschrift aus.

K. Penka.

12.

Spiegel, F. Die arische Periode und ihre Zustände. Leipzig 1887. 8°. X und 330 S.

Dass die Inder und Eranier in einem näheren Verhältnisse zu einander als zu den übrigen Indogermanen stehen, ja dass sie in einer Zeit, die aller Geschichte vorausliegt, ein einziges Volk gebildet haben mussten, ist längst bekannt und anerkannt. Da aber diese Periode der Einheit der beiden Völker eine ausführlichere Behandlung bisher noch nicht gefunden, so hat es Spiegel, der ausgezeichnete Erlanger Eranist, unternommen, alles das zusammenzustellen, was an historischen und sprachlichen Zeugnissen vorliegt, um auf Grund derselben durch methodisch-kritische Vergleichung ein ungefähres Bild von der äusseren Umgebung, der Lebensweise, den socialen Zuständen, der Stufe der intellectuellen Entwicklung, den religiösen Anschauungen des noch ungetrennten indisch-eranischen Stammvolkes zu entwerfen. Spiegel bezeichnet diese Periode als „arische“, offenbar aus dem Grunde, weil mit dem Namen Arier sich die beiden Völker bekanntlich selbst benannt haben und es sehr wahrscheinlich ist, dass auch in der Periode, in der sie zusammen noch ein Volk bildeten, derselbe Name von ihnen gebraucht worden ist. Bedenkt man jedoch, dass dieser Name auch bei andern indogermanischen Völkern vorkommt, wie dies Spiegel selbst S. 102 für die Iren zugibt, und dass derselbe in immer weiteren Kreisen an Stelle des früher fast ausschliesslich gebrauchten Namens Indogermanen zur Bezeichnung des gesammten Sprachstammes angewendet wird, so wäre es wohl besser gewesen, diesen Namen in diesem beschränkten Sinne überhaupt nicht zu verwenden, zumal auch der Name Indokelten, den unser Verfasser statt des Namens Indogermanen oder Arier nach dem Vorgange Lassen's und Lagarde's gebraucht, wenig Aussicht hat, an Stelle der bisher allgemein angewendeten Bezeichnungen zu treten.

Sammlung des Materials war Spiegel die Hauptsache und hierin liegt auch das Hauptverdienst des Buches; Hypothesen hat er möglichst zu vermeiden gesucht. Wie schwierig es aber auch ist, auf diesem Gebiete zu ganz unzweifelhaften Ergebnissen zu gelangen, möge man aus einem Beispiele ersehen, das an sich auch geeignet ist, das Interesse der Prähistoriker zu erregen. Nach dem Petersburger Wörterbuche ist Eisen die Grundbedeutung des sanskr. ayas, während dagegen Zimmer die Bedeutung Erz als die ursprüngliche annimmt. In ähnlicher Weise nimmt Geiger für das awestische ayaŋh die Bedeutung Erz an, während Spiegel im Allgemeinen die Bedeutung Eisen vorzuziehen geneigt ist. Bei solchen Meinungsverschiedenheiten wäre es jedenfalls sehr gewagt, mit blosser Hilfe der sprachlichen Zeugnisse, ohne Benützung etwaiger gleichzeitiger archäologischer Funde, mit Bestimmtheit sagen zu wollen, welches Metall das „arische“ Stammvolk mit diesem Namen bezeichnet hat, wie es denn auch Spiegel unterlässt, über die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes überhaupt sich mit Bestimmtheit zu erklären. Dagegen kann mit voller Sicherheit die Kenntniss des Goldes und des Silbers der „arischen“ Periode zugeschrieben werden. Wenn aber auf Grund des Umstandes, dass gleichbedeutende, von denselben Wurzeln, aber nicht mittelst derselben Suffixe gebildete Wörter auch in den übrigen indogermanischen Sprachen vorkommen, angenommen wird, dass Gold und Silber bereits dem indogermanischen Urvolke bekannt waren, so muss diese schon vom linguistischen Standpunkte aus stark anfechtbare Schlussfolgerung auf Grund der archäologischen Thatsachen entschieden zurückgewiesen werden.

Was die Heimat des „arischen“ Stammvolkes anlangt, so will Spiegel nicht einmal für dieses Central-Asien als solche gelten lassen, von der früher allgemein angenommenen Ansicht von der central-asiatischen Herkunft der Indogermanen überhaupt bemerkt er, dieselbe sei „durch die neueren Forschungen mehr als zweifelhaft geworden“. So unhaltbar auch die Ansicht von der Herkunft der Indogermanen aus Central-Asien wie überhaupt aus Asien geworden ist, so dürften doch die von Spiegel vorgebrachten Gründe kaum ausreichen, um die Hypothese von der central-asiatischen Herkunft des indoeranischen Stammvolkes zu Falle zu bringen. So gewiss es ist, dass Airyanem vaejaŋh nicht auf Central-Asien bezogen werden kann, und dass heute im Norden von Eran nur eranische Idiome gesprochen werden und nirgends Reste einer unabhängigen indokeltischen Sprache gefunden worden sind, von welcher sich sowohl das Altindische als das Alteranische ableiten liesse, so kann doch nicht ohne Weiteres von der Gegenwart ein Schluss auf die Verhältnisse der Vergangenheit eines Ländergebietes gezogen werden, das seit den ältesten Zeiten stets der Schauplatz grosser Völkerverschiebungen gewesen ist.

Alle, die sich mit der Culturgeschichte der Indogermanen überhaupt und der der Inder und Eranier insbesondere beschäftigen, werden es nicht unterlassen dürfen, Spiegel's Buch als ein Quellenwerk ersten Ranges zu Rathe zu ziehen.

K. Penka.

13

Moser, Heinrich. Durch Central-Asien. Reiseschilderungen. Autor. deutsche Ausgabe. Mit 160 Abbildungen, 16 Lichtdrucktafeln und 1 Karte von Central-Asien. Leipzig, Brockhaus, 1888. gr.-8°. XI, 441 S.

Wir haben das schön geschriebene und prächtig ausgestattete Reisewerk eines aus vornehmer Familie stammenden Schweizers vor uns, der, des Deutschen und Französischen in gleicher Weise mächtig, dasselbe zuerst in französischer und nun auch in deutscher Sprache herausgegeben hat. Der Verfasser hat die von den Russen in neuerer Zeit in Besitz genommenen Länder Central-Asiens zweimal bereist: das erste Mal im Jahre 1868/69 als junger Mann, als Glücksritter und im Interesse der Seidenzucht und des damit in Verbindung stehenden Handels, das zweite Mal im Jahre 1883/84 als vornehmer Reisender, um fremde Länder zu schauen und wenn möglich von Central-Asien über Afghanistan nach Indien zu gelangen. Er war so glücklich, den damals für Turkestan ernannten russischen Gouverneur, den bekannten General Tschernajeff, von Orenburg nach Taschkent zu begleiten und sich der Gesandtschaft des Prinzen Wittgenstein an den Emir von Bochara anzuschliessen. Seine Reise ging demnach von Orenburg nach Kasalinsk und von da aus am rechten Ufer des Syr-Darja über Tschimkent nach Taschkent; von da aus über Tschinas und die Hungerwüste nach Samarkand; dann über Katta-Kurgan und Kermine nach Bochara. Von Bochara zog der Reisende gegen Südwest nach Tschardschui, in der Hoffnung, nach Merv vordringen zu können, was ihm aber leider nicht gelang. Er fuhr daher den Amu-Darja hinab nach Petro-Alexandrowsk und zog von da aus nach Chiwa. Von Chiwa reiste er anfangs gegen Norden gewendet nach Hally und von diesem Orte aus durch die turkomanische Wüste Kara-Kum nach Kysyl-Arwat. Hier zog er längs der gegenwärtig dort angelegten Eisenbahn an den nordöstlichen Abhängen des Kopet-Dagh nach Gjök-tepe und Askabad. Er übersetzte dann das persische Grenzgebirge, um über Budschnurd auf dem kürzesten Wege Teheran zu erreichen und von da aus über Resecht-Enseli, Baku, Tiflis, Batum, die Krim, Konstantinopel in sein Vaterland zurückzukehren. —

Wie man aus unserer kurzen Beschreibung der Reiseroute sieht, hat H. Moser eine der interessantesten und lehrreichsten Reisen unternommen, eine Reise, welche sich würdig jener H. Vámbéry's anreiht. Er hat drei der wichtigsten und berühmtesten Stätten central-asiatischer Cultur, nämlich Samarkand, Bochara und Chiwa, besucht und war von dem Emir von Bochara und dem Chan von Chiwa nicht als Gefangener, der um sein Leben zittern muss, sondern als ein vornehmer Fremder, den man als Gastfreund betrachtet, empfangen worden.

H. Moser besitzt ein nicht gewöhnliches Talent, die empfangenen Eindrücke klar und anschaulich wiederzugeben und so zu erzählen, dass man gern seiner Führung folgt und nicht leicht ermüdet. Er versteht es, wissenschaftliche Beobachtungen und Darlegungen mit Jagdabenteuern, persönlichen Erlebnissen und anderen Dingen so zu verflechten, dass der Leser stets in gespannter Aufmerksamkeit erhalten wird, da nicht nur sein Verstand, sondern auch seine Phantasie Beschäftigung findet.

Das Werk gewährt dem Geographen, Culturhistoriker und Ethnologen eine reiche Ausbeute. In letzterer Beziehung heben wir hervor die Schilderung der Kirgisen, der Turkmenen und der Sarten. Namentlich von dem Turkmenenstamme entwirft Moser ein interessantes Bild. Man erstaunt, wie es möglich ist, dass die haarsträubendste Unmenschlichkeit und wiederum Tugenden, die dem Culturmenschen abhanden gekommen sind, sich so beisammen finden können. — Das Bild des Sarten fällt nicht sehr schmeichelhaft aus; man lernt diesem entarteten Nachkommen des alten Iraniers gegenüber den rauhen, aber biederen Nomaden hochschätzen. Ueberall sieht man aus den Schilderungen des Reisenden die hochberühmte Cultur des alten Iran durchschimmern, denn jene Wasserwerke zur Bewässerung der Felder, welche die verschiedenen Thäler und Wüsten-Oasen in wahre Paradiese verwandeln, sind auf die Bekenner des zoroastrischen Glaubens zurückzuführen.

Die Kurden in Chorasan, durch deren Gebiet Moser zog und von denen er eine kurze, aber anschauliche Schilderung gibt, bilden eine Art Militärgrenze; sie wurden, wie bekannt, unter Schah Abbas dort angesiedelt. Seit der Unterwerfung der Turkmenen durch die Russen haben diese Grenzer ihre Wichtigkeit verloren und werden von der persischen Regierung, welche sie früher hätschelte, ganz vernachlässigt.

Bekanntlich sind die Länder Central-Asiens die eigentlichen Hochwarten des reinen unverfälschten Islams; dem Muhammedaner Central-Asiens ist jeder Glaubensbruder, der den Turban und Kaftan abgelegt und dafür den Fez und europäischen Salonrock eingetauscht hat, ein verdammungswürdiger Ketzer. Man liest förmlich mit Entsetzen von den Blüthen, welche der religiöse Fanatismus in diesen Gegenden treibt; man wird lebhaft an die rohe Soldateska der Türken vor zwei hundert Jahren erinnert. —

Uebrigens kann man zu öfteren Malen den Schilderungen des Reisenden entnehmen, wie auch diese Gegenden von der Cultur des Westens angefressen zu werden beginnen. Es berührt Einen seltsam, wenn Moser erzählt, im Palast eines centralasiatischen Fürsten Teppiche europäischer Manufactur gefunden zu haben (S. 171). Als der Reisende dem Chan von Chiwa von seiner Heimat, der Schweiz, erzählt und bemerkt, sie sei eine Republik, da weiss der Chan gleich, welche Regierungsform dies ist, fügt aber hinzu, er habe geglaubt, dass blos in Amerika das Volk die Regierung führt. Ueberhaupt entspricht das Bild des Chans von Chiwa, dessen photolithographirtes Porträt zu S. 244 dem Werke beigegeben ist, keineswegs der Vorstellung, die man von einem centralasiatischen Despoten sich gewöhnlich macht.

Moser hat auch den Hof des Schah Nasr-ed-din besucht und wurde von ihm in Audienz empfangen. Der Schah ist jedenfalls ein warmer Beförderer der europäischen Cultur und hat für sein Land unendlich viel gethan. Leider lässt sich im Orient nicht Alles über's Knie brechen; namentlich dürfte es schwer sein, dem Orientalen die Begriffe des Pflichtgefühls und der Selbstachtung beizubringen. Dies mögen am besten die Worte des Reisenden illustriren (S. 408): „Nebenbei sei bemerkt, dass der gesuchteste Orden in Persien das Kreuz der Ehrenlegion ist. In Folge eines Uebereinkommens zwischen Frankreich und Persien darf Derjenige, der es trägt, keine Bastonade bekommen."

Friedrich Müller.

14.

Bentley, W. Holman. Dictionary and grammar of the Kongo language, spoken at San Salvador, the ancient Capital of the old Kongo Empire, West Afrika. London. Baptist Missionary Society. 1887. Gr.-8°. XXIV. 718 S. und 1 Tafel.

Wir bringen das vorliegende Buch deswegen hier zur Anzeige, weil es das beste Werk auf dem wissenschaftlichen Gebiete ist, in welches es gehört, und weil die in der neuesten Zeit in den Vordergrund getretene Erforschung des Kongo und seiner Zuflüsse eines so tüchtigen linguistischen Rathgebers, wie das Werk W. H. Bentley's es ist, nicht entbehren kann. An der Hand eines solchen Führers kann nun der Reisende mit der Sprache der Eingeborenen, selbst wenn diese dialektisch stark abweicht, sich leicht vertraut machen und zuverlässiges sprachliches Material sammeln, wodurch viel Zeit und Mühe erspart werden können. —

Die Sprache von Kongo, einer der Hauptrepräsentanten der Bantu-Familie, war der Wissenschaft schon lange bekannt. Bereits 1650 veröffentlichte der Kapuziner-Missionär Hyacinth Brusciotto de Vetralla in Rom ein Vocabular, welchem 1659 eine Grammatik folgte. Im Jahre 1804 erschien in Lissabon das Lexikon eines anderen Kapuziner-Missionärs Bernardo Maria de Cannecattim, welches bis auf die neueste Zeit als Hauptquelle dienen musste. Diese Arbeiten nun, sowie die mittlerweile erschienenen von den Engländern Guinness und Craven werden durch die vorliegende Publication ganz in den Schatten gestellt und theilweise auch wesentlich berichtigt. Der Verfasser hat durch langjährigen Verkehr mit den Eingeborenen eine umfassende Kenntniss der Sprache sich erworben, so dass er die einzelnen Dialekte von einander zu scheiden und zu beurtheilen vermag, ein Vortheil, dessen sich nur wenige Sprachgelehrte zu rühmen vermögen. Es haben daher alle seine Angaben autoritative Geltung.

Von den beiden Werken Lexikon und Grammatik nimmt das erstere 482 Seiten (und zwar Englisch-Kongo 244, Kongo-Englisch 238 Seiten), die letztere 203 Seiten ein; auf S. 485 bis 514 finden sich theils Zusätze zum Lexikon, theils Verbesserungen, theils auch ethnologische Abhandlungen. Die letzteren (Native Customs and Superstitions) stehen auf S. 503 ff. und betreffen God, The Spirit World, Witchcraft, Fetishes, Ordeals, Secret Societies, Circumcision. —

Aus der lehrreichen Vorrede des Verfassers bemerken wir, dass der Congo (oder wie Dr. Bentley richtiger schreiben will Kongo) bei den Eingeborenen Nzadi genannt wird, welches Wort so viel bedeutet wie „der grosse Strom“ und von den Europäern in Zaire umgestaltet wurde. Der Name Kongo stammt von dem ehemals mächtigen Reiche Kongo oder Ekongo, dessen Wurzel wahrscheinlich „jagen, Vorrath sammeln“ (n-Kongo „Jäger“) bedeutet. Das Volk nennt sich Mwi-ši-Kongo, Plural E-ši-Kongo, die Sprache heisst Ki-ši-Kongo. Der Name Fioti, Fiote, welcher von mehreren Reisenden in Umlauf gesetzt wurde, sollte vermieden werden, da m-fioti einen Schwarzen überhaupt bedeutet, folglich nichts Bestimmtes bezeichnen kann.

Friedrich Müller.

15. 16.

Buchta, Richard. Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten 60 Jahre. Nebst einem Anhange: Briefe Emin Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker 1883 bis 1885. Mit Titelbild und 2 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. VIII, 228 S.

Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Friedrich Ratzel mit Unterstützung von Dr. Robert W. Felkin und Dr. Gust. Hartlaub. Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniss. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XIX, 550 S.

Zwei sich gegenseitig ergänzende Publicationen, welche nicht nur von hervorragendem actuellen Interesse sind, sondern auch einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth besitzen. — Welcher Gebildete hat nicht die Kämpfe Gordon's in Chartum und die Heldenthaten seiner Getreuen mit Interesse verfolgt und namentlich dem Geschick unseres Landsmannes Dr. Eduard Schnitzer (Emin Pascha), dem Gouverneur der Aequatorialprovinz (Hatt-el-istiwâ) die vollste herzliche Theilnahme gewidmet? — R. Buchta, ein Kenner dieser Gegenden, bekannt durch sein vortreffliches ethnographisches Album, bietet uns in seinem Buche eine Geschichte der Colonisation (wenn man es so nennen darf) des ägyptischen Sudan von jener Zeit an, wo der Pascha von Aegypten seine von den Türken halb unabhängige Stellung sich erkämpft hatte. Den Hauptbestandtheil des Buches jedoch bilden die Ereignisse der letzten Zeit, welche vornehmlich an das Erscheinen des Mahdi Mohammed Achmed sich knüpfen und in welchen die Kämpfe um Chartum, der Feldzug Romolo Gessi's gegen Soleiman Sibêr und jener Hicks-Pascha's nach Kordofan als ergreifende Epopöen hervorragen. Wir, denen an der Erschliessung dieser Gegenden für unseren Handel und unsere Civilisation gelegen sein muss, können nicht umhin, um das umsonst geopferte Blut und Leben unserer Stammesbrüder zu trauern. Jedermann aber, welcher die Geschichte mit nüchternem und aufmerksamem Sinne liest, muss sich sagen, dass es nothwendig so kommen musste.

Einen ziemlich guten Ueberblick in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung bietet das erste Capitel (S. 1—34) „Vorgeschichte des ägyptischen Sudan“. Irrthümer wie: „sprachlich leitet man das Wort Sudan von der weiblichen Form aswad, eswod, dem arabischen Ausdruck für schwarz her“ (aber sûd oder sûdân sind die Pluralformen von aswad und bilâd-es-sûdân bedeutet „die Länder der Schwarzen“) kann man wohl entschuldigen, nicht so leicht dagegen Sätze wie (S. 5): „die Einwanderung der arabischen Stämme in Nubien begann . . . . nachdem die Nubier vereint mit den Bedja den Griechen in Oberägypten gegen die Islamiten Hilfe leisteten“. Das Buch Buchta's ist mit den Porträts Gordon's, Gessi's und Emin's als Titelbild geziert. Leider steht auf dem letzteren der Druckfehler

Romoto Gessi-Pascha statt Romolo Gessi-Pascha. Eine sehr nützliche Beigabe sind die zwei Karten, von denen die erste Aegypten und den ägyptischen Sudan darstellt, die zweite eine specielle Darstellung der Gegenden zwischen dem Aequator und dem 10. Grad n. Br. bietet. Der besseren Uebersicht und Orientirung wegen ist die Specialkarte (Nr. 2) auf der allgemeinen Karte (Nr. 1) auch ihrem Umfange nach genau angegeben. Beide Karten sind zum Verständniss sowohl des Buchta'schen Werkes als auch des folgenden über Emin Pascha handelnden nothwendig.

Das Werk über Emin Pascha bietet zwar der gegenwärtigen Wissenschaft nichts wesentlich Neues, indem es eine Sammlung der in verschiedenen Zeitschriften (Petermann's geographische Mittheilungen, Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Wien, Scottish Geographical Magazine, Esploratore, Verein für Erdkunde in Leipzig, Ausland) bereits erschienenen Berichte und Forschungen dieses ausgezeichneten Mannes umfasst, es ist aber insoferne von grossem Nutzen, als es den Mann der Wissenschaft des lästigen Nachsuchens in diesen Zeitschriften überhebt und manche Berichtigungen des älteren Materials durch das neuere enthält. Für die Volkerkunde des äquatorialen Ost-Afrika ist das Werk geradezu eine wahre Fundgrube und man kann den kundigen Herausgebern für ihre Mühe nicht genug dankbar sein, umsomehr als sie das Werk mit einem erklärenden Namenverzeichniss und einem ausführlichen Register versehen haben. Dass die Monbuttu (oder wie man jetzt richtiger schreibt Mangbattu) keine Neger sind, geht wohl aus ihrer Wanderungssage evident hervor. Einiges Licht könnte die vom Verfasser selbst (S. 195) gewünschte sprachliche Forschung in die Sache bringen. Leider wissen wir von der Sprache der Mangbattu so gut wie nichts; von dem in Wien mit Dr. O. Lenz anwesenden Mangbattu erfuhr ich durch Dr. O. Baumann erst dann, als er bereits abgereist war. Da der Mann des Arabischen mächtig war, so wäre für mich die Möglichkeit vorhanden gewesen, von ihm über seine Muttersprache etwas zu erfahren. Staunenerregend ist die weite Verbreitung der Schilluk nach Süden; die Schuli und Schifalu gehören unzweifelhaft zu ihnen und das von Dr. Emin (S. 17) angegebene Factum ist vollkommen richtig. — Von grossem Interesse sind die Angaben über die Akka und insbesondere die auf S. 2 und 3 sich findenden über die Zwergrasse. Alles was die Neger über die Zwerge berichten, erinnert lebhaft an die Buschmänner Südafrikas und gewinnt dadurch die Verbreitung einer Zwergrasse durch das Innere Afrikas immer grössere Wahrscheinlichkeit. Ethnologen machen wir besonders auf die reichhaltigen Notizen über Anthropophagie aufmerksam, sowie auf manche Punkte, welchen andere Reisende nicht jene Aufmerksamkeit geschenkt haben, wie Unfruchtbarkeit der Frauen, Prostitution u. a

Das Buch ist mit dem nach einer Photographie hergestellten Porträt Emin Pascha's (als Dr. Emin Bey) geziert. Die Gesichtszüge Emin's scheinen auf semitische Abstammung schliessen zu lassen und auch das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon (Supplementband zur XIII. Auflage) gibt an, E. Schnitzer sei, als Jude (1840) geboren, erst nach dem Jahre 1845 getauft worden; diesem entgegen bezeichnen die Herausgeber des vorliegenden Werkes beide Eltern Emin's als der evangelischen Confession angehörig.

In dem „erklärenden Namenverzeichniss" ist die Note Schweinfurth's (S. 512): Fakîh (richtiger wohl Faqîr) ganz unrichtig. Faqîh und Faqîr sind, wie jeder mit orientalischen Dingen Vertraute weiss, zwei ganz verschiedene Beschäftigungen und haben beide Ausdrücke nichts miteinander gemein. (Das Richtige hat Buchta S. 91). **Friedrich Müller.**

17, 18.

Wissmann, Hermann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller. Im Innern Afrikas. Die Erforschung der Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885. Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig. Brockhaus, 1888. 8°. XIX. 457 SS.

François, Curt von. Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Reisen in Centralafrika. Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und 1 Uebersichtskarte. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XIV. 220 SS.

Die für die Wissenschaft der Geographie so erfolgreiche Expedition unter Führung des Lieutenants H. Wissmann zur Erforschung der südlichen Zuflüsse des Kongo hat auch eine sehr bedeutende Ausbeute für die ethnologische Wissenschaft ergeben. Wir sind nun im Stande, das auf Grund der Nachrichten von Stanley, Pogge, Johnston u. A. entworfene Bild der ethnographischen Verhältnisse der im Süden des Kongo gelegenen Landstriche zu erweitern und zu vervollständigen. Sämmtliche hieher gehörigen Völker gehören dem grossen Bantu-Stamme an, wie ihre Eigennamen und die von ihnen gesprochenen Idiome beweisen, wobei noch immer nicht ganz genau festgestellt worden ist, wo die Scheidegrenze, wenn es überhaupt eine solche gibt, zwischen den westlichen und den östlichen Bantus zu suchen ist. Daneben bekommen wir über die eigenthümlichen Culturverhältnisse und die Anthropologie dieser Völker eine Menge neuer Aufschlüsse, für die wir der Expedition, welche vorwiegend geographische Zwecke verfolgte, nicht genug dankbar sein können.

Unter den Völkern, welche wir ausführlich kennen lernen, sind die Ba-luba und die Ba-kuba hervorzuheben. Für die ersteren hat das Expeditionsmitglied Dr. Wolf auch ein reiches anthropologisches Material gesammelt, welches bereits von Virchow in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1884 und 1886 benützt wurde. Es sind im Ganzen 48 Individuen, von denen die Beschreibungen und Körpermasse mitgetheilt werden. Im Anhange S. 440 ff. werden auch Sammlungen über die Sprache der Ba-luba und Ba-kuba mitgetheilt, welche mit gutem Geschicke angelegt sind und an denen wir blos das als Dehnungszeichen nach Art unserer Orthographie angewandte h auszusetzen haben. — Die Zahlwörter stimmen mit den Ausdrücken der näher bekannten Bantu-Sprachen vollkommen überein.

Werthvoll ist die eingehende Darstellung der Luba-Sprache S. 442 ff., welche alle Redetheile, namentlich aber das Verbum umfasst. — Neben diesen beiden Völkern lernen wir noch eine Reihe anderer mehr oder weniger bedeutender Stämme kennen, welche man im Register unter dem Buchstaben B (Ba-bindi, Ba-dinga, Ba-kete, Ba-lunga, Ba-ngodi, Ba-ssongo, Ba-teke u. s. w.) nachlesen möge.

Interessant ist das Zwergvolk der Ba-tua, mit welchem die Reisenden öfter zusammengetroffen waren. Dasselbe soll im Herzen des südlichen Kongo-Beckens einen Landstrich

von der Grösse des Königreichs Baiern bewohnen. — Ihre Hautfarbe ist braun, ihre Körperhöhe stimmt mit jener der Buschmänner und Akka überein; gleich diesen bedienen sie sich des Bogens und Pfeiles. Sie hängen gewiss mit den an anderen Stellen Afrikas vorkommenden Zwergvölkern (den Pygmäen Homer's) zusammen, den Ueberresten der Aboriginer-Bevölkerung des Innern. — Aus den auf S. 440 mitgetheilten Zahlwörtern zu schliessen, müssen aber die Ba-tua ihre Sprache aufgegeben und jene der umwohnenden Bantu angenommen haben, da die bis 10 reichenden Ausdrücke mit jenen der Sprache der Ba-kuba vollkommen übereinstimmen.

Das an erster Stelle stehende grössere Reisewerk ist reich an Abbildungen. Dieselben stellen neben Landschaften und Naturgegenständen auch Völkertypen, Tätowirungsmuster und Culturgegenstände dar. Der Werth dieser Abbildungen ist verschieden, je nachdem sie auf Zeichnungen oder Photographien zurückgehen. Die ersteren sind in der Regel zu wenig charakteristisch, dagegen die letzteren geradezu meisterhaft (man vergleiche z. B. S. 255).

Das Titelbild, eine sehr gelungene Photogravüre, bietet die Portraits der fünf Mitglieder der Expedition (als Gruppe in ganzer Person), nämlich Wissmann, Franz und Hans Mueller, Wolf und Curt von François, von denen Franz Mueller den Strapazen der Reise bald erlegen war, daher unter den Bearbeitern des Reisewerkes keinen Platz finden konnte.

Friedrich Muller.

19, 20, 21.

Soyaux, Hermann. Deutsche Arbeit in Afrika. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. VI. 182 SS.

Böhm, Richard. Von Sansibar zum Tanganjika. Briefe aus Ostafrika. Nach dem Tode des Reisenden mit einer biographischen Skizze herausgegeben von Hermann Schalow. Mit dem Bildniss Böhm's und einer Uebersichtskarte. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XXXVI. 171 SS.

Schmidt, Karl Wilhelm. Sansibar. Ein ostafrikanisches Culturbild. Mit 15 Abbildungen und einem Plan. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XII. 184 SS.

Wir fassen diese drei Werke in unserer Anzeige zusammen, weil sie alle die Tendenz verfolgen, zur Kenntniss der von Deutschland als Colonialbesitz in Aussicht genommenen Länder des mittleren Ost-Afrika beizutragen. — Der Verfasser der ersteren Schrift, H. Soyaux, durch sein 1879 erschienenes Werk „Aus West-Afrika" dem Publicum bereits bekannt, verfolgt bei seiner Publication einen vorwiegend praktischen Zweck, indem er dem deutschen Publicum die Schätze, welche in Afrika zu holen sind, vorführt. Als der wichtigste und werthvollste Schatz erscheint ihm die Arbeitskraft des Negers, aber nicht des geknechteten, sondern des freien Negers. — Er schlägt zu diesem Zwecke eine Erziehung des Negers vor, bei welchem nicht wie bisher der Missionär oder der Handelsmann, sondern der Pflanzer die Hauptrolle spielen soll. Wie schwierig es aber trotz der richtigen Methode sein dürfte, im Neger den Sinn für geregelten Erwerb und Eigenthum nach unserer Auffassung zu wecken, scheint der Verfasser manchmal selbst zu fühlen. „Der Neger ist träge, weil er über eine geringere Arbeitsleistung, welche seine Bedürfnisse deckt, im Allgemeinen nicht hinausgeht" (S. 121) und „Nur unser Bedürfniss zwingt uns, zu arbeiten, und so ist es beim Afrikaner auch. Eine verständige Erziehung hat nun dafür zu sorgen, dass er mehr und bessere Bedürfnisse bekommt, dann wird er auch mehr Drang zur Arbeit haben." S. 135 sagt der Verfasser: „Es wird also ein lange dauernder Verkehr mit dem Weissen und eine förmliche Erziehung durch diesen nothwendig sein, um den Neger zu einem nicht nur dem Namen nach, sondern auch wirklich freien Manne umzugestalten."

Der Verfasser der zweiten Schrift, Dr. Richard Böhm, ein tüchtiger Ornithologe, ist mit seinen Begleitern von Bagamojo (gegenüber Sansibar) über Tabora bis Karema am Taganjika-See gelangt und hat nach Uebersetzung des Taganjika-Sees den Upimba-See (wahrscheinlich zum Flussgebiete des Lualaba gehörig) erreicht, wo er am 27. März 1884 einer tückischen Krankheit erlag. Die von ihm nach der Heimat an mehrere Personen seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft gesendeten Briefe, welche den Inhalt des Werkchens bilden, geben vorwiegend anschauliche Schilderungen der durchzogenen Gegenden und ihrer Fauna, doch findet sich auch hie und da Gelegenheit, ethnographische Züge anzubringen, so S. 61 über die Wa-njamwesi, S. 167 über die Wa-rua oder Hollo-Hollo. Interessant ist die Sitte und Ceremonie der „Blutsbruderschaft", von welcher der Reisende auf S. 87 berichtet. Die Schilderung der Stadt Sansibar und der Audienz beim Sultan Barghasch im zweiten und dritten Briefe (S. 4 und 11) geben in knapper Form den Umriss eines Bildes, das wir ausführlicher und genauer aus dem dritten Werke kennen lernen.

Das Buch des Dr. K. W. Schmidt über Sansibar stehen wir nicht an, als eine der besten und reichhaltigsten ethnographischen Monographien zu bezeichnen. Der Verfasser schildert nach einer lebendigen Darlegung des Eindruckes, den Land und Leute Ostafrikas auf ihn gemacht, die Stadt Sansibar und deren Umgebung, die verschiedenen Elemente ihrer Bevölkerung mit ihrer Sitten und Gebräuchen und gibt sodann ein Bild der Verwaltung des Landes, des Verkehres und Handels, um schliesslich mit der Darlegung der meteorologischen, klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse die Aussichten der Colonisation dieser Gegenden durch Deutschland zu beleuchten. Die angesiedelte Bevölkerung, welche aus Negern (Bantus), Arabern und Indern (Banianen) besteht, findet eine ausführliche Schilderung, welche dem Ethnologen manche noch weniger bekannte Züge bietet. Interessant sind auch des Verfassers Mittheilungen über den vor Kurzem verstorbenen Sultan Barghasch und seinen Hof, sowie auch über den Grosshandel Sansibars und dessen Träger. Erwähnen müssen wir noch die guten Abbildungen, welche die anschauliche und lebendige Form des Textes nicht wenig unterstützen.

Friedrich Müller.

22.

Ellis, A. B. The Tshi-speaking peoples of the Gold Coast of West Africa, their religion, manners, customs, laws, language, etc. London 1887.

Die Literatur Westafrikas ist immer noch so arm an grösseren Monographien rein ethnographischen Inhaltes, dass jede ähnliche Erscheinung mit Freude begrüsst werden muss. Besonders gilt dies, wenn der Verfasser, wie im vorliegenden Falle, durch lange Jahre Gelegenheit hatte, einen merkwür-

digen Volksstamm kennen zu lernen und auch zahlreiche Seiten des Volkslebens beobachten konnte, die dem flüchtig Durchreisenden stets verborgen bleiben müssen. Die Tshi-sprechenden Völker sind jene, welche die bewaldeten Landstriche an der Goldküste und im Innern zwischen Assinie und Volta-Fluss bewohnen, und von welchen die Aschanti, Fanti und Wassaw die bekanntesten Stämme sind. — Den niederen Culturgrad, den dieselben einnehmen, schreibt Ellis dem ungesunden Klima zu, welches nicht nur auf Europäer nachtheilig einwirkt. Die religiösen Anschauungen dieser Stämme beschränken sich auf den Glauben an Geister, welche alle als ursprünglich bösartig betrachtet werden. Solcher Gottheiten unterscheidet man 3 Abtheilungen: 1. Allgemeine Stammgottheiten; 2. Localgottheiten, welche von den Gottheiten der 1. Abtheilung eingesetzt werden und ihrerseits wieder 3. Schutzgottheiten kleinerer Gemeindeabtheilungen einsetzen; 4 Schutzgottheiten der Individuen. Ursprünglich hatten die Tshi-Stämme nur 2 Gottheiten I. Classe, nämlich Bobowissi und Tando. Als sie jedoch mit den Europäern bekannt wurden, fügten sie Nyankupon als „Gott der Weissen" hinzu und schrieben ihm nach und nach alle Eigenschaften Bobowissi's zu. Nur in entfernteren Districten erkennt man letzteren Gott noch an. Tando ist der Hauptgott der Aschanti, bei welchen Nyankupon wenig bekannt ist. Eine Uebergangsstellung zwischen der I. und II. Götterclasse nehmen Srahmatin und Sasabonsum ein, die in den Bombaxbäumen wohnen. Letzterer gilt als Erdbebengott, weshalb ihm zu Ehren die Grundfesten der Häuser mit dem Blute geopferter Sklaven getränkt werden. Im Bereiche der englischen Colonialmacht treten jedoch Thieropfer an die Stelle sämmtlicher Menschenopfer. Die Localgottheiten der Flüsse, der Brandung, des Waldes etc. werden in grosser Zahl verehrt. Eine der bedeutendsten ist Brahfo, dessen Cultus zu einer kleinen Christenverfolgung in der englischen Colonie Veranlassung gab. Bei den darauffolgenden Verhandlungen erklärte ein Priester selbst den Brahfo-Dienst für Täuschung und den Gott für nicht existirend. Doch wenige Jahre genügten, um diese Thatsachen in Vergessenheit gerathen zu lassen, und der Brahfo-Dienst besteht heute wieder. Doch trug der Einfluss der Europäer überall dazu bei, die Eingeborenen gegen ihre Götter skeptisch zu machen, und nur mehr im Innern besteht der alte Glaube in voller Reinheit.

Die Gemeinden sind zu militärischen Zwecken in Sectionen getheilt, deren jede einen besonderen Schutzgott besitzt. Diese werden von den Göttern der II. Classe eingesetzt und leben im Schatten grosser Bäume in den Dörfern. Da man vor diesen Bäumen Opfer darzubringen pflegt, so entstand bei mehreren Reisenden die Ansicht, als ob die Tshi-Stämme Bäume verehrten. Auch die Familiengötter, welche ihren Sitz in irgend einem Gegenstande nehmen, werden von den Localgöttern (II. Classe) eingesetzt und besitzen wieder Untergeister, welche die Tugend der Jungfrauen zu schützen haben. Der Schlangencult, welcher im benachbarten Dahome so grosse Verbreitung besitzt, ist unbekannt, doch werden jene Schlangen, die im Baume des Ortsgottes wohnen, geschont.

Jedes Individuum kann sich einen Schutzgott „suhman" verschaffen und mit dessen Hilfe an Andere Amulette ausgeben. Die höheren Götter können nur durch Vermittlung der Priester verehrt und befragt werden. Die Priester dürfen kein Fleisch geniessen und tragen eine eigene Kleidung. Die Priesterinnen dürfen nicht heiraten, führen jedoch einen sehr ausschweifenden Lebenswandel. Die Priester sind sehr geschickte Betrüger. Merkwürdig ist, dass nach Ellis' fester Ueberzeugung Jeder, der einen „suhman" besitzt und auf Grund desselben Amulette verkauft, genau weiss, dass er betrügt. Dennoch glaubt er an die höheren Götter und ihren Verkehr mit den Priestern. Selbst Priester niederer Gottheiten, welche sich des eigenen Betruges genau bewusst sind, halten ihre Berufsgenossen, die Priester höherer Gottheiten, eines solchen nicht fähig und lassen sich von denselben betrügen. Ein Fetischismus, d. h. die directe Anbetung eines leblosen Gegenstandes hat jedoch hier — wie wohl an der ganzen Westküste Afrikas — niemals existirt. Der Eingeborene trennt die Gottheit scharf von ihrem Sitze, dem Flusse, Baume, der Holzfigur etc., und nur der flüchtig beobachtende Reisende konnte annehmen, dass der Gegenstand selbst angebetet werde.

Im XI. Capitel spricht Ellis von den Seelen und den Gebräuchen bei der Leichenbestattung. Besonders in Aschanti sind dabei zahlreiche Menschenopfer üblich. Die Hinrichtungen werden meist unter den schrecklichsten Qualen des Opfers ausgeführt, und der häufige Anblick so grausamer Scenen trägt nicht wenig dazu bei, jedes menschliche Gefühl bei diesen Stämmen völlig abzustumpfen. In weiteren Abschnitten beschreibt der Verfasser die Eidgebräuche, die Gottesurtheile, Speisegesetze, die Zeiteintheilung, bei welcher mohammedanischer Einfluss sich geltend macht, die Feste bei der Ernte, bei Geburten und Hochzeiten, sowie die Staats-Ceremonien, welche in Aschanti mit erstaunlicher Pracht vor sich gehen. Die Regierung wird durch Chefs und Unterchefs besorgt, über welche in Aschanti der König gebietet.

Jungfrauen werden sehr streng gehalten, da ihr Marktpreis sonst verlieren würde, verheiratete Frauen erfreuen sich dagegen grosser Freiheit. Abgesehen von der permanenten Lebensgefahr, in welcher sie schweben, ist das Los der Sklaven ein ganz erträgliches. — Ellis entwickelt sehr vernünftige Grundsätze in Bezug auf die Sklavenfrage, was besonders bei einem Engländer anerkennenswerth ist. Er tadelt mit Recht die Massregel der englischen Regierung, alle Sklaven in den Colonien sofort freizulassen, weil solche Befreite nur das Proletariat vermehren, während thatsächlich die Sklaverei doch unausrottbar ist. — Ellis gibt hierauf ein Bild der merkwürdigen Erbfolgegesetze und schliesst mit der Mittheilung einiger Sagen; den Anhang bilden grammatikalische Notizen über die Tshi-Sprache und einige Musikstücke. Leider ist Karte und Index nur sehr unvollkommen. Dennoch ist das Buch unseres vollsten Interesses werth, denn selten, vielleicht noch nie ist das innere Leben eines centralafrikanischen Stammes mit gleicher Sorgfalt und Gründlichkeit durchforscht worden. Wir hoffen, dass der Verfasser recht bald aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen auch über das materielle Leben der Tshi-sprechenden Völker etwas veröffentlichen werde. **Dr. Oscar Baumann.**

23.

Bérenger-Féraud, Note sur les Castellets (petits amoncellements de pierres) de la montagne de la Sainte-Baume en Provence. Revue d'Anthropologie 1888, p. 49—58.

Etwa 25 Kilometer nordöstlich von Marseille liegt der Bergzug de la Sainte-Baume, welcher nach Norden zu einen 300 Meter hohen jähen Abfall zeigt. Der auffallende Berg gilt

für heilig, Dominikaner haben sich dort niedergelassen und zahlreiche fromme Pilger walfahrten dorthin, um die Grotte der heiligen Magdalena, welche man dort zeigt, zu besuchen. Was hier interessirt, sind aber nicht diese Verhältnisse, sondern die damit im Zusammenhange stehenden kleinen Steinhaufen, die in provençalischer Sprache Castellets (Schlösser) genannt werden. Fromme Wallfahrer, die von weit her kommen, namentlich jung verheiratete Ehepaare, errichten hier oben die kleinen Steinhaufen gleichsam als Zeichen ihrer Anwesenheit und ihres Gelübdes. Die Haufen sind in grosser Menge um das Kloster herum, bei der Grotte längs des Weges, im Walde vorhanden und überraschen durch ihre Anzahl. Dr. Bérenger beschreibt zweierlei Arten von diesen Steinmonumenten: erstens kleine, pyramidal angeordnete Kieselhaufen und dann längliche Steine, die aufrecht in eine Felsenspalte geklemmt einen kleinen Menhir vorstellen. Mit Vorliebe sind sie ganz nahe an dem jähen, fast senkrechten Abfall des Berges errichtet.

Zur Erklärung des Brauches bringt der Verfasser Folgendes bei. Die jungen Provençalen, Handwerker u. s. w., welche sich selbstständig machen wollen, errichten hier solche Steinhaufen ex voto und zum Zeugniss, dass sie die Pilgerschaft ausgeführt haben, daher heisst ein solcher Haufen monceau du témoignage. Auch nennt man sie provençalisch mouloun de joye (Freudenberg, Freudenhäufchen). Verlobte benützen diese Haufen als eine Art Orakel: wenn sie dieselben errichten, bitten sie die heilige Magdalena, ihnen zu offenbaren, ob ihre Wahl eine glückliche gewesen sei oder nicht. Im nächsten Jahre besteigen sie den Berg wieder; ist der Haufen unberührt, so haben sie gut gewählt; ist er zerstört, so ist dies ein Grund, die Verlobung zu lösen. Dr. Bérenger fügt hinzu, dass noch auf anderen Bergen der Provençe, in den französischen Alpen, im Jura, den Cevennen und Pyrenäen dieser Brauch vorkomme.

Auch einige Parallelen aus Arabien und aus der Bibel (Genesis Cap. 12 und 31) fügt der Verfasser ganz richtig hinzu. Indessen sind wir hier schon weiter und es darf das Thema der Vergleiche auf diesem Gebiete wohl als erschöpft betrachtet werden. Ich verweise auf Peschel (Völkerkunde, erste Auflage 25), auf meine Ethnographischen Parallelen S. 46—58, auf Felix Liebrecht (Zur Volkskunde p. 267 ff.), wo ein ungleich bedeutenderes Material beigebracht ist. Wir sind in der Ethnographie jetzt soweit gelangt, dass es nicht mehr nöthig ist, überall ab ovo zu beginnen; wo die Arbeit schon gemacht ist, soll man sie nur kritisch betrachten, nicht aber von Neuem anfangen, falls der Grund feststeht.

R. Andree.

24

Weisser, J. Der Bismarck-Archipel und das Kaiser Wilhelms-Land. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg, 1885—86. Heft III. pag. 269—296.

J. Weisser gehört zu den besten Erforschern der Südsee in unserer Zeit. Er hat als Zahlmeister auf den Schiffen der deutschen Flotte jahrelang Gelegenheit gehabt, namentlich die melanesischen Inseln kennen zu lernen und ist im September 1887 als Director des Bismarck-Archipels gestorben. Publicirt hat er leider wenig; Einiges haben die Zeitschrift für Ethnologie und die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin gebracht. Die vorliegende Arbeit ist ein im Februar 1886 zu Hamburg gehaltener Vortrag, der für die Ethnographie Melanesiens von Wichtigkeit ist und daher hier eine Anzeige verdient.

Schon frühere Forscher haben darauf hingewiesen, dass Neu-Guinea mit den östlich vorgelagerten Inseln keineswegs eine einheitliche papuanische Bevölkerung besitze, dass im Gegentheil sich hier vielfach polynesische Elemente einmischen. Weisser präcisirt dieses nun genauer und kommt infolge seines wiederholten Besuches aller Küstenstriche der in Rede stehenden Inseln zu dem Ergebnisse, dass es sich hier um vier „Menschenstämme“ handelt. Traditionen, Sprache Sitten und Gebräuche sind ihm die Grundlagen zu den folgenden Unterscheidungen:

1. Echte dunkle Melanesier sitzen auf Neu-Britannien, namentlich der Gazelle-Halbinsel und bevölkern das südliche Neu-Irland. Dieses sind die am weitesten nach Norden vorgedrungenen Stämme des australischen Festlandes. Reste davon sitzen auf den Louisiaden, Rossel- und Woodlark-Inseln.

2. Helle Stämme mit deutlichen Anklängen an polynesische Sprache und polynesisches Wesen im südwestlichen Neubritannien. Nach Weisser Reste der ursprünglichen, vom indischen Archipel ausgehenden polynesischen Auswanderung, vermischt mit der von Australien eingewanderten dunklen Rasse.

3. Eine kastanienbraune Bevölkerung an der Ostküste Neu-Guineas bis Kap König Wilhelm, auf den Schachbrett- und Admiralitäts-Inseln, auf Neu-Hannover und im nordwestlichen Neu-Irland. Auch diese ist eine gemischte, wie Weisser sagt, „doppelt gemischte“ Rasse aus Australiern und Polynesiern.

4. Die hellste Bevölkerung, an Farbe den Eingeborenen der Karolinen gleichstehend, „nahezu rein Mikronesier“ auf den Hermit- und Anachoreten-Inseln. Hauptmerkmale sind die etwas an chinesischen Typus erinnernden geschlitzten Augen, lange Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen und die specifisch mikronesische Sprache. Es sind nur 500 Köpfe.

Mag man auch über die von Weisser angenommene Art der Wanderungen und Mischungen, die ja ganz hypothetisch sind, verschiedener Ansicht sein können, so bleibt ihm doch das Verdienst, die falsche Ansicht von der ethnischen Einheit der Neu-Guinea und den Bismarck-Archipel bewohnenden Völker zerstört zu haben.

R. Andree.

25. 26.

Post, Albert Hermann. Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1886. 53 S.

Derselbe, Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntnis der einheimischen Rechte Afrika's. Zwei Theile in einem Bande. Oldenburg und Leipzig 1887. Schulze'sche Hofbuchhandlung. I. Theil XV und 480 S., II. Theil XXX und 192 S.

A. H. Post ist schon seit Jahren bemüht, die Socialpsychologie als Erkenntnissquelle für die Rechtsphilosophie und Jurisprudenz zur Geltung zu bringen. In seiner „Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz“ ver-

sucht er in einigen lapidaren Sätzen die Nothwendigkeit darzuthun, durch eingehendes Studium der Ethnologie die empirische Grundlage für die Beurtheilung der Phänomene des Rechtslebens zu gewinnen, in welchem er mit Recht Aeusserungen des Collectivbewusstseins der Völker erblickt. Das was er in diesem Zusammenhang über die Unzulänglichkeit des individual-psychologischen Standpunktes für die Beurtheilung der Thatsachen des Rechtslebens sagt, wird sich wohl nicht bestreiten lassen. Die energische Betonung des „gesellschaftlichen Systems", in welchem sich die Mythologie wie die Sprache, die Kunstformen wie die Rechtsinstitute der Völker entwickeln, berührt sich sehr nahe mit den analogen Bestrebungen der modernen Socialökonomie, durch welche dieselbe den individualistisch-atomistischen Standpunkt der abstracten Theorie zu überwinden und eine historisch-gesellschaftliche Auffasung der „Volkswirthschaft" zur Geltung bringen will. Auch die Methodik der statistischen „Massenbeobachtung" ist auf dem Boden derselben wissenschaftlichen Grundanschauung erwachsen und hat verwandte Ziele.

Gleichsam als Paradigma für eine Materialsammlung im Dienste seiner „ethnologischen Jurisprudenz" legt der Verfasser in seiner „Afrikanischen Jurisprudenz" seine Lesefrüchte aus einer reichen ethnologischen Literatur über die verschiedensten Stämme und Gebiete Afrikas in wohlgeordneter Uebersicht vor. Allerdings wird man das, was der Verfasser hier bietet, in keiner Weise „Jurisprudenz" nennen dürfen. Es sind weder abgeklärte Rechtssätze, noch juristische Constructionen, noch Rechtsentwicklungen, welche aus dem vorgelegten Material sich ergeben. Rechtsalterthümer und Rechtsgewohnheiten werden in buntem geographischen und ethnographischen Detail geboten, ohne zeitliche, räumliche oder ethnische Einheit der Beobachtung. Das ist ein unverkennbarer Nachtheil des Buches, dem noch ein anderer hinzutritt, dass die Excerpte aus der ethnologischen Literatur viel zu knapp sind, um überall aus den angeführten Rechtssitten auf ihre wirkliche Bedeutung einen auch nur leidlich sicheren Rückschluss zu machen. Es gehört eben zu den grössten Gefahren, welche das Studium der ethnologischen Literatur (besonders der beschreibenden) in sich birgt, die mitgetheilten Sitten und Gewohnheiten zu missdeuten, weil sie nicht in dem vollen Zusammenhang mitgetheilt sind, in welchem sie factisch stehen. So hat die „Afrikanische Jurisprudenz" von Post zunächst nur den Werth eines systematischen Index zu der Literatur der Ethnologie Afrikas und als solcher ist sie unzweifelhaft nützlich und wird das Studium der ethnologischen Literatur wohl auch in den Kreisen der Juristen fördern helfen; selbstverständlich kann aber dadurch der Forschung das Zurückgreifen auf die Quellen, aus welchen Post geschöpft hat, an keinem Punkte erspart, sondern nur erleichtert werden. **Inama-Sternegg.**

27.

Pokrovskj, E. A. Die Kinderspiele, mit besonderer Berücksichtigung der russischen. (Vom Standpunkte der Geschichte, Ethnographie, Pädagogik und Hygiene.) Mit 105 Holzschn. Moskau 1887. 368 pp. 8°. (In russischer Sprache.)

Der Verfasser, Director eines grossen Kinderhospitals in Moskau, hat der wissenschaftlichen Welt hier abermals ein gediegenes Werk seines Fleisses und seiner Kenntnisse dargebracht. Er hat sich bereits durch ein sehr umfassendes Werk: „Die physische Erziehung der Kinder bei verschiedenen Völkern, besonders in Russland" (Moskau 1884, mit farbigen Tafeln und Holzschnitten) bekannt gemacht und hat ausserdem eine grosse Anzahl kleinerer anthropologischer Abhandlungen verfasst. Bei der anthropologischen Ausstellung in Moskau 1879 war er Leiter der medicinischen Abtheilung und hat sich durch die vortreffliche Sammlung solcher Gegenstände, welche sich auf die physische Erziehung der Kinder beziehen, ein ausserordentliches Verdienst erworben. Das genannte Werk „über die physische Erziehung der Kinder" ist ausserhalb des russischen Reiches kaum bekannt geworden, weil es in russischer Sprache verfasst und, so weit dem Referenten bekannt, in keine andere Sprache übersetzt worden ist, was es sehr wohl verdiente. Denn trotzdem, dass die deutsche Literatur ein ähnliches Werk von Ploss: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker" aufzuweisen hat, so erscheint Pokrovskj's Abhandlung als eine hervorragende Leistung und eine ansehnliche Bereicherung der ethnographisch-anthropologischen Literatur. Der Verfasser konnte nämlich eine grosse Menge neuer, bisher unbekannter Thatsachen vorbringen, weil er durch Fragebögen, welche er im ganzen russischen Reiche vertheilte, directe und authentische Nachrichten über die verschiedenartigen Völker Russlands zu sammeln im Stande war.

Auch das vorliegende Werk: „Die Kinderspiele" ist als eine thatsächliche Bereicherung der ethnographischen Literatur anzusehen: es bietet eine grosse Fülle interessanter Beobachtungen dar, welche der wissenschaftlichen Welt bisher nicht bekannt waren. Wir können uns nur auf eine kurze Inhaltsangabe beschränken, da es hier nicht unsere Absicht sein kann, aus einer so umfangreichen Abhandlung Auszüge zu liefern.

In der Einleitung gibt der Verfasser zuerst seine eigenen Anschauungen über die Kinderspiele im Allgemeinen, über die Bedeutung der Spiele für Ethnographie, Archäologie und Anthropologie, dann weist er auf die grosse Wichtigkeit der Spiele im Leben der Kinder, wobei die einschlägige russische wie nichtrussische Literatur genaue Berücksichtigung findet. Er dankt Allen, bei denen er Unterstützung fand. Besonderen Dank spricht er dem Curator der kaukasischen Lehrbezirke, K. P. Janowsky, aus, der ihm durch Sammeln ethnographischer Nachrichten über die kaukasischen Völker ausgezeichnete Dienste leistete.

Dann folgt eine Erörterung über „Losen und Abzählen", wobei eine Anzahl Abzählweisen angeführt werden, und über Strafen beim Spiele, z. B. an der Nase zupfen. Weiter werden die Spielzeuge geschildert und die Beschäftigung damit — von den einfachsten Kinderklappen bis zu den zusammengesetzten Spielzeugen älterer Kinder. Weiter werden die mit körperlichen Bewegungen verbundenen Spiele und Spielübungen beschrieben: die Hüpf- und Springspiele, die Kampf- und Wettspiele, Gehen auf Stelzen, Laufen auf Schlittschuhen, Schneeschuhen, Spiele mit rhythmischen Bewegungen, symbolische Spiele, darstellende oder dramatische Spiele, Spiele mit Gesängen und Tänzen, Spiele mit verbundenen Augen, Plumpsackspiele, Wurf- und Schleuderspiele, Ballspiele mit freier Hand oder mit Schlägel, Spiele mit Kugeln, mit Stöcken oder Hölzern, mit Knochen, mit Steinen, Zimmerspiele, Winterspiele. **Stieda.**

28.

Goldziher, Dr. Ign. Arabische Beiträge zur Volksetymologie. (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. XVIII. 1, p. 69—82.)

In der genannten Zeitschrift hatte schon O. Weise (XII, p. 203) auf die Fülle des noch unbearbeiteten Materiales im Gebiete der Volksetymologie hingewiesen, und einer der durch langjähriges Studium und vielfache Reisen dazu berufensten Gelehrten in der Orientalistenwelt fasste diese Anregung auf, um in einer kurzen — wie er selbst sagt aphoristischen — Skizze den Nachweis zu bringen, wie dankenswerth und erfolgreich ein systematisches und eingehendes Arbeiten über Volksetymologie in der arabischen Sprache wäre. Dr. Goldziher bringt aus dem reichen Schatze seiner eigenen Erfahrung, wie seiner Lectüre eine, wenn auch flüchtige, doch lehrreiche Zusammenstellung, in welcher die besprochenen Beispiele in vier Abtheilungen vorgeführt werden. Die erste Gruppe umfasst jene Benennungen fremder Sprachen, welche die Araber mit Bildungsformen ihrer eigenen Sprache aufnahmen; dahin gehören die vielen Fremdwörter, die mit der Silbe al oder el beginnen und daher als mit dem Artikel versehen betrachtet wurden, wie der Name Alexander, woraus Iskender wurde. Umgekehrt wurde aber auch der arabische Artikel in europäischen Sprachen missverstanden, wie unser Wort Laute beweist, das aus arab. al-'ûda entstand. Die zweite Gruppe führt die Zusammensetzungen mit Abū (Vater) vor; namentlich mussten sich die griechischen Wörter mit der Vorsetzung ἀπο, ὑπο und ἱππο eine starke Umdeutung gefallen lassen. So wurde aus Hippokrates arabisch Abukrat. Selbst Poseidon wurde ein arabischer Abū-sejdûn, wie der Verfasser aus einer Handschrift des ungarischen Nationalmuseums nachweist. In dritter Reihe stehen die fremden, unverstandenen Eigennamen, die in ähnlich klingende der eigenen Sprache umgewandelt und darnach gedeutet werden, wobei besonders das religiöse Gefühl eine grosse Rolle spielt. Ein charakteristisches Beispiel berichtet Hesse-Wartegg (Tunis, p. 149) aus Tunis, wo die Franzosen aus Sandschak ein Fort St. Jacques gemacht haben. In ähnlicher Weise verfuhren die Araber auch ihrerseits, wozu Dr. Goldziher hinreichend Belege bringt. Den Schluss der Skizze bilden als viertes Glied die Legenden und Fabeln, „welche die Bedeutung und den historischen Grund der durch Volksetymologie entstandenen Wörter nahezuführen berufen sind". Diese Legenden, welche uns vielfach sehr brauchbare historische Behelfe abgeben, bezeichnete Max Müller mit dem Namen Wortspielmythus. Die wenigen von dem Verfasser angezogenen Beispiele legen die Wichtigkeit der Forschung auf diesem Gebiete in überzeugender Weise dar und erwecken den Wunsch, dass die vorliegende Abhandlung baldmöglichst zu einem umfassenden Werke dieses verdienstvollen Orientalisten anwachsen möge. **Hein.**

29.

Grimm, Dr. Die Pharaonen in Ostafrika. Eine colonialpolitische Studie. Mit einigen Holzschnitten und Lichtdruckbildern. Karlsruhe. Verlag der Macklot'schen Buchhandlung.

Beseelt von colonisatorischem Geiste, der ein charakteristisches Merkmal unserer Tage, besonders für Deutschland ist, unterzog sich Dr. Grimm der für einen Laien auf dem Gebiete ägyptischer Sprachforschung gewiss schwierigen Aufgabe, die Colonialbestrebungen der Pharaonen im vollsten Umfange zu schildern und darzulegen, wie gerade dadurch Aegypten zu seiner culturellen Höhe gelangte. Man muss in diesem Sinne die vorliegende Studie für eine sehr gelungene Arbeit erklären, die allen Anforderungen genügt. Eine der wichtigsten Fragen, die einer endgiltigen Lösung harren, ist die nach der Lage des Landes Punt; der Verfasser, gestützt auf antike und moderne Quellen, macht es fast zur überzeugenden Gewissheit, dass wir Punt in Ostafrika, und zwar im Somâllande, zu suchen haben. Beachtenswerth sind die Ergebnisse, die der Autor aus Révoil's Reisewerk „La Vallée du Darror" (Paris 1882) im Vergleiche zu Strabo's Schilderungen gewinnt. Révoil stellte eine genaue Untersuchung der Sculpturen von Der el-Bahri, welche uns die Bewohner des Landes Punt in genauester Zeichnung vorführen, an und gelangte durch eine Reihe von ganz charakteristischen Aehnlichkeiten mit den heutigen Somâl zu dem Resultate, dass beide ein und dasselbe Volk seien. Vor Allem weist die Körperbildung wie auch die Haartracht der Eingebornen darauf hin. Auch Kleidung, Waffen und Wohnung sind die gleichen. Die heute noch im Somâllande im Gebrauch befindliche Streitaxt stimmt genau mit der Streitaxt der altägyptischen Soldaten überein, eine Erscheinung, welche auf die Anwesenheit der Aegypter zurückzuführen ist. Ebenso führt Revoil die eigenthümliche Form des Köchers, dessen Cylinder sich in der Mitte verengert, auf ein altägyptisches Vorbild zurück. Für die parallele Frage nach der Lage des Landes Ophir, das höchst wahrscheinlich auf afrikanischem Boden zu suchen ist, wäre auf die umfangreiche Note über Professor Lieblein's Schrift: „Handel und Schifffahrt auf dem rothen Meere in alten Zeiten" (Christiania 1886) zu verweisen (p. 160—171). Beipflichten darf man ferner auch den Ausführungen Dr. Grimm's gegen Dr. Eduard Meyer: „Geschichte des alten Aegyptens" (Berlin 1887). Zum grossen Vortheile gereicht der Abhandlung die strenge Objectivität, die sich genau an die im Vorworte gegebene Devise: „Facta loquuntur" hält. Der Verfasser beabsichtigt übrigens, in ähnlicher Weise die Colonisation der Griechen und Römer, der mohammedanischen Alt-Araber und der Portugiesen darzulegen.

Hein.

30.

Roskoschny, Dr. Hermann. Die Wolga und ihre Zuflüsse. Geschichte, Ethnographie, Hydro- und Orographie nebst Mittheilungen über das Klima des Wolgagebietes. Leipzig. Gressner und Schramm. 1887.

Das vorliegende Werk bildet, wie der Verfasser im Vorworte sagt, den Vorläufer eines zweiten Buches, in welchem er die Wolga als Handelsstrasse zu schildern gedenkt. Kenntniss der russischen Sprache, wie eigene Reisen im Wolgagebiete setzten den Autor in die Lage, der gebildeten Welt schätzenswerthe Details über ein selbst von Russen noch wenig durchforschtes Gebiet zu liefern. Namentlich gilt dies von dem zweiten Theile, in welchem die Ethnographie behandelt wird (p. 134—240). Bei der Schilderung der einzelnen

Völker ist das Streben nach Vollständigkeit der Darstellung sehr anerkennenswerth; Gestalt und Kleidung, Handel und Wandel werden mit vieler Genauigkeit vorgeführt. Sein besonderes Augenmerk richtet der Verfasser jedoch auf die religiösen Anschauungen der Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen und Wotjaken, welche mit den Permjaken die Hauptmasse der Völker finnischen Stammes bilden. Die Quellen zu diesen Studien sind meistentheils russisch verfasst, wie die bahnbrechenden Arbeiten Rittich's, Fux', Sbojew's und Ssawel-jew's. Aus eigener Anschauung scheint Roskoschny blos die Mordwinen zu kennen, deren Ordnung und Sauberkeit er gegen die Vorwürfe von Seiten des Reisenden Pallas hervorhebt. Im Grossen und Ganzen beschränkt sich der Verfasser auf eine objective Zusammenstellung des gebotenen Materiales. Sehr kurz werden die Ssamojeden, Syrjanen und Karélen behandelt, da sie nur in geringer Zahl das Wolgagebiet bewohnen. Die Wogulen, die zum grösseren Theile bereits russificirt sind, kommen auch ziemlich dürftig weg, dagegen ist die Wärme, welche der Autor der Schilderung der muhammedanischen Tataren widmet, ungemein wohlthuend, obwohl die Gegenüberstellung des Islâms und des Christenthums zu Ungunsten des letzteren entscheidet. „Die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen", sagt Roskoschny (p. 210), „ist noch immer eine sehr grosse, wogegen ein Tatar, der nicht schriftkundig ist, von seinen Stammesgenossen verachtet wird. Die Mullahs sorgen unermüdlich dafür, dass eine gewisse Wissensmenge Gemeingut des ganzen Volkes bleibe, und bei keiner Moschee, in den Städten ebenso wie in den Dörfern, fehlt die Schule." Ferner sagt er (p. 212): „Die Tataren sind nicht nur das einzige unter den Fremdvölkern an der Wolga, welches eine eigene Schriftsprache erlangt hat, sondern sie besitzen auch eine nicht unbedeutende Literatur, in welcher neben religiösen, wissenschaftlichen und auf den Handel bezüglichen Werken auch die Dichtkunst vertreten ist." Nach den Tataren werden die Baschkiren und Kalmýken ziemlich eingehend, die Meschtscherjaken, Teptjären und Bobýlen flüchtiger behandelt. Die Kirgisen schliessen den Reigen mongolischer Völker, denen als letzter Theil des Abschnittes die Schilderung der Deutschen, namentlich der Herrnhutergemeinde Ssarepta mitten im Kalmýkengebiete, sowie eine sehr knappe Behandlung der Armenier und Zigeuner folgt. Hervorgehoben muss werden, dass der Verfasser nicht nur vom anthropologisch-ethnographischen Standpunkte aus die Völkerschaften schildert, sondern auch einige linguistische Beiträge zur Ergänzung des Bildes liefert. Zum Schlusse sei bemerkt, dass auf p. 351 die Noten 131 und 132, welche die Quellen zum Studium der Permjaken namhaft machen sollten, im Drucke ausfielen. **Hein.**

31.

Gutschmid, Alfred von, Geschichte Irans und seiner Nachbarländer von Alexander dem Grossen bis zum Untergange der Arsaciden. Mit einem Vorwort von Th. Nöldeke. Tübingen 1888. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Zu früh hat der Tod vor Jahresfrist den Verfasser dahingerafft — seine Absicht, die Geschichte Irans, die er für die Encyclopaedia Britannica geschrieben hatte, auch deutsch erscheinen zu lassen, konnte er nicht mehr verwirklichen. Der Strassburger Professor Dr. Theodor Nöldeke, der bedeutendste Semitologe, den wir haben, unterzog sich der Mühe, das Manuscript seines verstorbenen Freundes für den Druck vorzubereiten. Nöldeke hatte die grösste Berechtigung zu dieser Arbeit, nicht nur weil er lange Jahre hindurch mit dem Verfasser in regem wissenschaftlichen Verkehre gestanden hatte, sondern auch weil er sich hervorragende Verdienste auf diesem Gebiete erworben hat; seine „Geschichte der Perser" (Leyden 1879) ist ein grundlegendes Werk.

Das vorliegende Buch verdient die vollste Anerkennung des Historikers; die Darlegung und Kritik der Thaten Alexander des Grossen ist geradezu meisterhaft; ich möchte sagen, dass dieser Theil des Werkes der anziehendste ist, obwohl man der Behandlung der parthischen und besonders der ostiranisch-indischen Geschichte, die auf einer umfassenden Kenntniss der classischen, chinesischen und indischen Quellen beruht, alle Anerkennung zollen muss. Doch bringt es die Art des Stoffes mit sich, dass man erst nach mühsamer und anstrengender Geistesarbeit sich in den Irrwegen dieses bisher noch dunkeln Theiles der Weltgeschichte zurechtfindet. Es finden sich eben zu wenig haltbare und feste Charaktere, welche die Ereignisse selbst zu bestimmen suchten und ihrer Zeit das Siegel ihres Willens aufzudrücken vermöchten. Dem Ethnographen wäre ein aufmerksames Studium dieses Werkes auf das Wärmste zu empfehlen, da es sehr viel Materiale zum Studium der Parther bietet und ausserdem, wie ich glaube, sehr schätzenswerthe Winke zur noch ungelösten Skythenfrage enthält. Es wäre wohl an der Zeit, wenn diesem allgemeinen und unbestimmt gehaltenen Begriffe, der von den classischen Autoren in den verschiedensten Anwendungen gebraucht wird, ein klarer Inhalt zugewiesen würde. Wie die Araber die ihnen unbekannten Völker des europäischen Nordens als Slaven — Sakâliba — bezeichneten, so nannten die classischen Autoren des Alterthums die einzeln auf der Weltbühne auftauchenden asiatischen Horden Skythen; sie für jeden einzelnen Zeitraum zu identificiren, ist eine unerlässliche Aufgabe der Geschichtsforschung und der historischen Ethnographie. **Hein.**

32.

Ratzel, Dr. F. Ueber die geographische Verbreitung des Bogens und der Pfeile in Afrika. Mit einer Tafel. Aus den Berichten der Philologisch-historischen Classe der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1887.

Professor Ratzel behandelt in diesem gedankenreichen Schriftchen einen Gegenstand, der bisher noch sehr selten zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht wurde, indem er an einen Vortrag über einen verwandten Stoff seines geistvollen Vorgängers Peschel's anknüpft, dem die Ethnographie so unendlich viel geistvolle Anregung verdankt. Die Verbreitung von Bogen und Pfeil wird im Zusammenhange mit jener des Speeres und Schildes behandelt. Letzterer bedienen sich ausschliesslich die eigentlichen Kaffernstämme, die Zulu und die Betschuanen bis zu den Bewohnern des mittleren Zambisi; im Norden ein Theil der Somali, die Abessynier, die meisten der Negerstämme am oberen weissen Nil und die Nubier, denen sich dann gegen Westen die Stämme

der centralen Sahara (Tibbu und Tuareg) anschliessen. Im Süden von den Tibbu sind auch hieher zu rechnen die meisten Stämme in der Umgebung des Tschad-Sees. Im Westen finden wir nur eine kleine Insel reiner Speerträger, so namentlich die Dualla und in früheren Zeiten die Fan. Bei allen Völkern der Ostküste bis zum Seengebiet, von den Somali im Norden bis zu den Zulu im Süden finden wir beide Bewaffnungsarten vertreten; hier jedoch scheiden sich die Stämme ziemlich streng in jene, welche Speer, und jene, die Bogen führen. Letztere sind meist die unterjochten, schwächeren Völker, während die nomadisirenden kriegerischen Hirtenvölker den Speer führen, welcher auch den Bogen immer mehr zurückdrängt. Im ganzen grossen Gebiete des Senegal, des Niger, des Congo und die Westküste entlang bis zum Caplande findet man beide Bewaffnungsarten ziemlich gleichmässig im Gebrauche; bei den meisten Völkern dieser Gebiete gilt jedoch der Speer als die vorzüglichere Waffe. Ausschliessliche Bogen-Pfeilschützen sind die Buschmänner des Kalaharigebietes, die von Serpa Pinto geschilderten Mukussequere nördlich von denselben, ferner die Akkoa im Ogowegebiet, die Wahoa im Congogebiet, die Akka, sowie ein kleines Gebiet im Nordwesten des Tschadsees. Es ist wahrscheinlich, dass eine bessere Bekanntschaft mit den Regionen der nördlichen und südlichen Zambesizuflüsse diese in culturhistorischer Beziehung interessanten Oasen noch vermehren wird.

Die militärisch mehr oder weniger besser organisirten Völker Afrikas, welche auch die Staatengründer sind, bedienen sich nach Ratzel vorzugsweise des Speeres und des Schwertes. Bogen und Pfeil sind die vorwiegende Hauptwaffe der schwachen Jägervölker. Ratzel gibt aber durchaus nicht zu, dass letztere etwa dadurch als Urbevölkerung anzusehen sind. Nach ihm hängt die Art der Bewaffnung mehr mit der Lebensweise und der socialen und militärischen Organisation zusammen. Er glaubt „aus der Verbreitung der wichtigsten Waffen der Afrikaner schliessen zu können, dass die Ethnographie Westafrikas überhaupt nicht ohne die Voraussetzung jüngerer, von Osten ausgegangener Einwirkungen zu verstehen sei". Ein kleines Kärtchen illustrirt in grossen Zügen die hier andeutungsweise geschilderten Verhältnisse. **Heger.**

33.

Internationales Archiv für Ethnographie. Herausgegeben von Dr. Christ. Bahnson in Kopenhagen, Prof. Guido Cora in Turin, Dr. G. J. Dozy in Noordwijk bei Leiden, Prof. Dr. E. Petri in St. Petersburg, J. D. E. Schmeltz in Leiden, Dr. L. Serrurier in Leiden. Redaction: J. D. E. Schmeltz. Verlag von P. W. M. Trap, Leiden.

Mit aufrichtiger Freude haben wir das Erscheinen dieser Zeitschrift begrüsst; ist dasselbe doch ein neuer Beweis dafür, wie rasch das Wachsen und Emporblühen unserer noch so jungen Wissenschaft ist. Eine Anzahl von Männern, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt wohl bekannt sind, haben sich zusammengethan, um unter bewährter Führung ein Organ zu gründen, das in Bezug auf Ausstattung mit guten Abbildungen selbst weitgehenden Ansprüchen genügen soll. Wer nur einigermassen über die Kosten der Herstellung guter Farbentafeln Bescheid weiss, der wird die Uneigennützigkeit des Herrn Verlegers, der das Inslebentreten dieses schönen Unternehmens ermöglichte, zu würdigen wissen.

Auf den Prospect, welcher von Dr. A. Bastian und Dr. L. Serrurier einbegleitet ist, sind rasch hintereinander zwei Hefte gefolgt, so dass wir gleich in der Lage sind, das in ersterem in Aussicht Gestellte praktisch beurtheilen zu können. Die Hauptaufgabe des Archivs soll in der Beschreibung und Abbildung von ethnographischen Gegenständen bestehen. Nur Einzelnen war es bisher vergönnt, sich durch eingehende Museal-studien einigermassen eine Uebersicht der in den verschiedenen Museen zerstreuten ethnographischen Gegenstände zu verschaffen. Die Musealgegenstände sollen nun allmälig allen Fachmännern durch gute Abbildungen und genaue Beschreibung zugänglich gemacht werden. Eine schöne und grosse Aufgabe, für die wir dem leitenden Redacteur, der wie Wenige die Bedürfnisse seiner Fachgenossen kennt, zu besonderem Danke verpflichtet sein müssen. An diese Hauptaufgabe soll sich die Beschreibung der Ergebnisse von Reisen, welche zu ethnographischen Zwecken unternommen wurden, anschliessen, ferner Discussionen über die Provenienz älterer ethnographischer Gegenstände, Berichte über Erwerbungen der verschiedenen Museen, kleine Notizen, Fragen und Antworten, sowie Personalnachrichten. Endlich sollen auch Literaturberichte gebracht werden. Die Aufsätze erscheinen in deutscher, französischer, englischer und holländischer Sprache. Wir ersehen daraus, wie umfassend das Programm des Archivs ist; es wird die Aufgabe der Redaction sein, dasselbe in weisem Masse derart zu beschränken, dass die wesentlichen Aufgaben immer die Hauptsache bleiben.

Ein Punkt dieses Programmes scheint uns etwas zu weit hergeholt zu sein, nämlich die in Aussicht genommene Aufnahme streng prähistorischer Artikel, wenigstens so weit dieselben Europa betreffen. Hier wird die grösste Beschränkung nur auf solche Arbeiten, welche directe Beziehungen zur heutigen Ethnographie haben oder auffallende Aehnlichkeiten zwischen prähistorischen und ethnographischen Objecten zum Gegenstande ihrer Darstellung machen, am Platze sein, wenn das Archiv nicht weit über seinen Rahmen hinausgreifend seine eigentliche Hauptaufgabe schädigt. Doch wir vertrauen in dieser Richtung ganz dem Redactions-Comité, das gewiss den richtigen Weg für solche Fälle finden wird.

Um auf den Inhalt der ausgegebenen zwei Hefte zu kommen, so erwähnen wir zuerst einer trefflichen Arbeit Dr. Serrurier's, welche mit Recht an der Spitze der neuen Zeitschrift steht: „Versuch einer Systematik der Neu-Guinea-Pfeile". Der ausgezeichnete Director des ethnographischen Reichsmuseums zu Leiden versucht in derselben, etwas Ordnung in die vielgestaltigen Pfeile der Papua-Insel zu bringen, indem er das reiche, ihm zur Verfügung stehende Material zuerst nach einem künstlichen System anordnet, um dasselbe dann in natürliche Gruppen zu bringen. Eine Vollendung dieser Arbeit wird erst möglich sein, wenn die in den verschiedenen Sammlungen zerstreuten, von den beschriebenen abweichenden Pfeilformen bekannt sein werden. Eine zweite Abhandlung von S. W. Tromp bringt interessante Mittheilungen über die Mandans, i. e. die charakteristische Schlagwaffe der Dayaks, speciell jener von Kuti. In derselben wird namentlich die Bedeutung der interessanten Profilverzierungen

am vorderen Ende des Schwertrückens erklärt, sowie das in der verschiedensten Stylisirung auftretende Griffende (Menschenkopf) beschrieben.

Das zweite Heft bringt einen Aufsatz von J. Büttikofer über: „Die Eingebornen von Liberia", mit einer Anzahl guter Abbildungen ethnographischer Gegenstände von dort, und eine Abhandlung über „Pferde und Naturvölker" von Dr. B. Langkavel in Hamburg.

Indem wir dem Archiv, das sich durch diese beiden Hefte in der günstigsten Weise eingeführt hat, den besten Erfolg wünschen, schliessen wir diese Anzeige, um bei nächster Gelegenheit auf den Inhalt dieser und der weiteren Hefte ausführlicher zurückzukommen. **Heger.**

34.

Vreeland Ch. E. and Bransford J. F. Antiquities at Pantaleon, Guatemala. Smithsonian Report for 1884, pag. 719 ff.

Enthält eine Beschreibung mit Abbildungen mehrerer merkwürdiger Sculpturen aus Basalt oder Lava, die eine Anzahl menschlicher Köpfe darstellen. Dieselben weichen von allen bisher bekannten altamerikanischen Sculpturen wesentlich ab, so dass sie sich weder mit den hiefür in Betracht kommenden Alterthümern von Nicaragua, noch mit den phantastischen Monolithen von Copan vergleichen lassen.

Heger.

35.

Ploss, Dr. H. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite, stark vermehrte Anflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 7 lithographirten Tafeln, dem Porträt des Dr. H. Ploss in Lichtdruck und 107 Abbildungen im Text. 2 Bde. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1887—1888.

Es gibt Bücher, deren man wie eines frohen Tages im Jahre gedenkt. Von vorliegendem Werke muss man aber sagen, dass sein Erscheinen einen Festtag in unserer Wissenschaft von der Völkerkunde bedeute. Wie eine Sturmflut steigt und schwillt seit 50 Jahren die ethnographische Literatur. Aus aller Herren und auch aus den herrenlosen Ländern strömen uns fortwährend neue Nachrichten über Sitten und Bräuche der Völker zu. Von Zeit zu Zeit ist es unbedingt nothwendig, eine gründliche Umschau und Sichtung der gewonnenen Materialien zu halten. So wird sich die Wissenschaft ihres Besitzes bewusst, und man gewinnt feste Stützpunkte, um den Besitz nutzbar zu machen. Mit kundigem Blick und umfassendstem Sachverständniss für ethnographische Fragen ausgerüstet, hatte Ploss zum Vorwurf seiner Studien: „die Trägerin der Cultur innerhalb der Familie, das Weib" sich auserwählt. Seine Absicht ging dahin, das ihm zu Gebote stehende Material lediglich im Lichte der modernen Anthropologie und Ethnologie, also vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, zu sichten und dem Verständnisse eines Leserkreises zugänglich zu machen, dessen Sinn und Bildung für dergleichen Studien empfänglich und vorbereitet sind. Unter Berücksichtigung der Einflüsse von Culturbedingungen zog Ploss das geistige Vermögen des Weibes, sein Denken und Empfinden als einen Theil der Geisteswissenschaft in den Bereich der Betrachtung. Nach anderer Richtung hin eröffnete er Einblicke in die unter dem Einflusse von Klima, Lebensweise u. s. w. stehenden sexuellen Beziehungen des weiblichen Geschlechtes von der Reife und Empfängniss an bis zur Erzeugung und ersten Pflege des Kindes, ein wichtiges Capitel der Biologie und Entwicklungsgeschichte des Weibes bis zur Mutterschaft. Sodann schilderte er die sociale Lage, in welcher wir das Weib bei der cultu rellen Entwicklung des Menschengeschlechtes zu allen Zeiten und bei allen Racen finden.

Die uns nun vorliegende, von Dr. Bartels besorgte Auflage zeigt durch Berichtigungen und Vervollständigungen einen in jeder Hinsicht erfreulichen Fortschritt. Alle die vielen Beziehungen des Weibes, welche sich ausserhalb der Geschlechtssphäre im engeren Sinne befinden, waren bei Ploss unberücksichtigt geblieben. Bartels hat diese Lücke auszufüllen verstanden. So hat nun auch das geschlechtsreife Weib im Zustande der Ehelosigkeit, das Weib als Witwe, das Weib in seinem Verhältnisse zu den nachfolgenden Generationen als Mutter, Stiefmutter, Grossmutter und Schwiegermutter, das Weib in den Jahren des Verblühens und das alternde Weib seine volle Berücksichtigung gefunden, und wir begleiten nun das Weib vom Mutterleibe an durch alle seine Lebensphasen bis in die Jahre des Greisenalters und selbst bis in den Tod hinaus.

Mit welcher Gründlichkeit die zwei Verfasser vorgegangen, ersieht man schon aus dem Verzeichniss der benützten Quellenwerke, welches an fünfzehnhundert Nummern anweist und einen Zeitraum von mehr als dreitausend Jahren umspannt. Nur der selber producirende Fachmann vermag es annähernd zu beurtheilen, was für ungeheuerer Wust verschiedenster Bücher aus allen Zeiten sorgfältigst durchgestöbert und durchgeprüft werden muss, ehe man das brauchbare Material zusammenbringt. Man hat gegen Ploss den Vorwurf der Compilation, worunter man auch stillschweigend Mangel an Kritik anzudeuten beliebt, erhoben. Das Wort ‚Compilation' ist hier durchaus unstatthaft, und wer es in diesem Falle gebraucht, beweist nur, dass er selber ein schwaches Urtheil besitzt. Wie gewinnt man denn Materialien? Und gilt das Verarbeiten von solchen Materialien nicht als wissenschaftliche Arbeit? Und ist etwa nicht die Grundlage jeder umfangreicheren wissenschaftlichen Studie überhaupt Compilation? Von dem Vorwurf der Kritiklosigkeit rechtfertigt Bartels sehr sachgemäss und vernünftig seinen Vorarbeiter und sich. Seine Worte möge sich jeder Fachgenosse wohl merken. Darum wiederholen wir sie: „Es ist mit dieser sogenannten Kritik eine ganz eigene Sache. Der Herausgeber hat sich bei Gelegenheit von Studien auf anderen Gebieten wiederholentlich davon zu überzeugen vermocht, dass die eine oder andere Angabe eines Autors ganz nach der zur Zeit gerade herrschenden allgemeinen, wissenschaftlichen Strömung als lächerlich und unglaubwürdig hingestellt wurde, während spätere Beobachtungen ihre buchstäbliche Richtigkeit in vollem Masse bestätigten. Zuerst aus den wissenschaftlichen Werken ausgemerzt und verachtet, kamen sie nun plötzlich wieder zu Ehre und Ansehen .... Und wenn

nun wirklich über dasselbe Volk zwei Forscher ganz entgegengesetzte Aussagen machen, welcher von ihnen ist der Glaubwürdigere? Haben sie nicht vielleicht alle Beide ganz richtig beobachtet, und nur die Gebräuche des betreffenden Volkes hatten sich geändert, oder es kommt eben alles beides Beobachtete vor? Man kann daher nach meiner Meinung mit dieser sogenannten Kritik nicht vorsichtig und zurückhaltend genug zu Werke gehen."

Der Inhalt des Werkes ist bei aller Knappheit in der Darstellung ein so erdrückend mannigfaltiger, dass man füglich von der Besprechung einzelner Abschnitte absehen muss. Dieses Buch ist nicht abgeschlossen und kann derzeit gar nicht abgeschlossen werden. Jedes Capitel für sich wird für den Specialethnographen eines Volkes die Grundlage specieller Untersuchungen bilden. Die Meister haben in grossen Zügen, doch immer durchsichtig und verständlich den Grundriss geschaffen: ausbauen werden aber die Werkmeister müssen.

Krauss.

36.

Höfler, Dr. M. Volksmedicin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Mit einem Vorworte von Friedrich Hellwald. München, Ernst Stahl sen. 1888.

„Diese Blätter behandeln unsern Gegenstand in einem raumlich zwar eng umgrenzten Gebiete, in diesem aber dafür desto umfassender, eindringlicher, und es ist ganz erstaunlich, welche Fülle von Belehrung sich schon aus diesem schöpfen lässt. Würden sie dazu aufmuntern, ähnlichen Untersuchungen in den übrigen Theilen der uns zugänglichen Erde nachzuhängen, so müsste der Gesammtgewinn ein riesiger sein." Diesen Worten Hellwald's wird jeder Fachmann freudig beipflichten. Dieses Buch ist ein würdiges Seitenstück zu Dr. Fossel's „Volksmedicin in Steiermark", nur an Materialien reicher und vielseitiger als letzteres Werk. Bemerkenswerth sind in der Einleitung die knappen geschichtlichen Angaben über medicinische Wissenschaft im Mittelalter. Zutreffend ist Höfler's Wort: „Jede Culturperiode hat ihre Spuren hinterlassen, jedes ärztliche Schulsystem (wie z. B. die Signatura rerum) spukt darum da und dort jetzt noch", und die Beobachtung, dass schon gegenwärtig in der Volksmedicin ein Fortschritt vom „Gesundmachenden" zum „Gesunderhaltenden" vorhanden sei. Das I. Capitel behandelt: „Frühere Cult-Handlungen und Gegenstände als Volksheilmittel". „Das Blut wurde zum Heilmittel durch culturelle Blutopfer" (S. 9). „Die culturelle Wunde wurde zum Cult-Bundeszeichen" (S. 10). Blumennamen der Alpenflora als Erinnerung an den Cult der saligen Fräulein (S. 11 ff). Letztere kommen bei den Slovenen unter dem Namen Želik žene vor. Das Rossopfer (S. 17). Die „Muetten", krötenähnliche Wachsfiguren, finden sich in Capellen der hl. Kummerniss vor. Hechsen und die Trud (S. 20 ff). Im Jahre 1749 wurde die letzte Hexe, eine 90jährige Nonne, in Würzburg verbrannt. Sehr merkwürdig sind die Zaubersprüche (S. 31—35). Das umgekehrt gesprochene Gebet ist ein Zugeständniss an den Teufel. (Abbeten, Wenden.) Wichtig ist die bibliographische Notiz S. 34, N. I. Aus: „Der wahre geistliche Schild" (Av. 1647 impress. und 1802!!) hat unzweifelhaft auch der südslavische Volksglaube durch Vermittlung der Geistlichkeit geschöpft. Der Beweis ist leicht zu erbringen. So wurde in dieser Hinsicht, um mich volksthümlich auszudrücken, wirklich „der Teufel durch den Satan vertrieben". Das Abringeln (S. 36 f). Amulete: der Hasenlauf, der Schwindbeutel, der Bluteisenstein. Die blossen Schlagworte aus dem Inhalt dieses Buches würden mehrere Spalten füllen. Das Buch ist vortrefflich und grundlegend und ein höchst werthvoller Beitrag zur Volkskunde. Bemerken will ich etwas besonders Auffälliges. Die Capitel über „Urin und Koth" (S. 167 ff.) und „Leichentheile und Gräber" (S. 169 ff.) haben fast wörtlich auch für den südslavischen Volksglauben volle Geltung. Dem Buche sind zwei: „Das Krötenamulet" und den „Judenburger Votivopferwagen" darstellende Photographien beigegeben.

Krauss.

37.

Gešov, Iv. Ev. Zadrugata v zapadna Blgarija (Die Hausgemeinschaft in Westbulgarien.) Sofija 1888, S. 24. gr. 8°.

Gešov knüpft an den „wohl heftigen, doch keineswegs unverdienten Vorwurf", welchen ich den Bulgaren (in diesen Mitth. Bd. 1887) wegen ihrer Gleichgiltigkeit gegenüber der Erforschung ihres Volksthums gemacht, begründet die Richtigkeit meines Tadels und verspricht, soviel es an ihm liegen werde, die Sache gutzumachen. Vorliegendes Schriftchen muss man wirklich freudig begrüssen, weil es uns über die bulgarische Hausgemeinschaft, über deren Vorkommen wir bisher gar nicht unterrichtet waren, dankenswerthe Belehrung ertheilt. „Selbst um Sofija herum gibt es Dörfer, wo die Zadruga vorkommt" (S. 7). Gešov scheint aber die Zadruga bei den Bulgaren in vortürkischer Zeit anzuzweifeln, weil bis auf ein fragliches Zeugniss aus dem XII. Jahrhundert, wo ein griechischer Schriftsteller das Wort drungos vielleicht im Sinne von Zadruga gebraucht, keine weiteren Belege aufzutreiben sind. In Macedonien soll dagegen noch heutigentags die Zadruga nicht blos auf Dörfern, sondern sogar in Städten gewöhnlich sein. Die Sache muss noch genauer erforscht werden. In den Kreisen von Sofija, Trnovo und Küstendil (West-Bulgarien) sei die Zadruga häufigst anzutreffen. Im Dorfe Gornja Banja (oberes Bad) existirt die Hausgemeinschaft Božovi von 35 Seelen. Es sind ihrer sechs Brüder in einem Hause: der eine ist Priester, der andere Ackersmann, der dritte Schäfer, der vierte Wassermüller, der fünfte Wirth, der sechste Schneider. Sie haben ein Haus und eine Casse gemeinsam. Die Frau des Hausvorstandes Theodor ist die Hauptschaffnerin. Im Dorfe Dragalevci bei Sofija sind zwei blühende Zadrugen, die Alulovi und Dánevi, die ersteren zählen 36, die letzteren 34 Seelen. In Pernik ist eine Zadruga von 41 Seelen (Pončevi mit Namen). Der Hausvorstand Dojčin war zugleich auch Director der Sofijaer Ackerbaucassa. Seine Gage lieferte er redlich der Hausgemeinschaft ab. Bei den Serben und Croaten thäte es kein Mitglied der Zadruga, denn Privatverdienst gilt als Sondereigenthum. Danach würde die bulgarische Hausgemeinschaft eine ältere Form dieser Institution repräsentiren. In Dolna Sikira (Untere Axt)

zählt die Zadruga Dedini Pejni 55 Seelen. Merkwürdig ist eine Notiz (S. 12), wonach in Planinica der Zadruga Velikini eine Frau: baba Velika der Hausvorstand der Gemeinschaft war. So ein Fall aus der serbischen Zadruga ist kaum erhört.

Für Hausgemeinschaft sagt der Bulgare um Sofija herum nicht etwa Zadruga, sondern Kupština (Versammlung, Gemeinsamkeit). Das Wort Zadruga hält Bogišić als nicht volksthümlich. Ich selber war noch in „Sitte und Brauch der Südslaven" dieser Ansicht, doch fand ich es später auf meiner Reise in Bosnien auch im Volke localisirt und zwar bei den Katholiken in der Majevica und bei den Mahommedanern in Doljni Vakuf, sonst nicht.

Die Rechte und Pflichten des Hausvorstandes und der Schaffnerin sowie der übrigen Mitglieder der Hausgemeinschaft sind die gleichen wie bei den Serben und Croaten. Die Mädchen werden meist ausgeheiratet, nicht selten aber nimmt die Gemeinschaft zwei, drei Eidame ins Haus auf. Die Frauen, die wegheiraten, sind gar nicht erbberechtigt in Bezug auf unbewegliche Habe. Die Mädchen bekommen aus der gemeinsamen Casse einen Ausstattungsbeitrag von 50—120 Levs (Francs). Die Darstellung des Rechtsorganismus der Hausgemeinschaft ist hübsch, nur wären uns mehr Belege erwünscht. Zum Schluss erhebt Gešov Klage über den rapiden Verfall der Institution und plaidirt für die Erhaltung derselben. **Krauss.**

38.

Böhme, Franz M. Geschichte des Tanzes in Deutschland. Beitrag zur deutschen Sitten-, Literatur- und Musikgeschichte. Nach den Quellen zum erstenmal bearbeitet von —. I. Darstellender Theil. 1886. II. Theil: Musikbeilagen: Tanzlieder und Tanzmelodien von älterer Zeit bis zur Gegenwart. Leipzig 1887. Breitkopf und Härtel.

Dieses Werk gibt die erste zusammenhängende Darstellung alles dessen, was auf deutschen Tanz der Vorzeit sich bezieht; es ist eine ausführliche, genauer gesagt, die ausführlichste, mit zahllosen Belegen versehene Beschreibung der deutschen Tänze. Die Einleitung bespricht den Begriff, die Entstehung und die Arten von Tanz und die ältesten Ausdrücke für Tanz. Nur der Mensch kann, nach Böhme's Definition, tanzen. Die Erfinder der Tänze sind, wie die Verfasser der Volkslieder, längst vergessen. Melodien wurden in ältester Zeit nur mit Worten gesungen. So entstanden Tanzgesänge. Der Tanz ist auch Heiratsvermittler. Ursprünglich mag der Tanz wohl die primitivste Art gegenseitiger Liebesbewerbung vorgestellt haben. Nach ihrem Zwecke und Inhalte theilt Böhme alle Tänze der Vorzeit und Gegenwart ein in: religiöse, in Kriegstänze, Theater- und Gesellschaftstänze. Der Schwertertanz ist nicht specifisch deutsch, sondern vielmehr international. Vor drei Jahren sah ich sogar in der Hercegovina (Žitomislići) von Bauern bei der Kirmess einen solchen Tanz aufführen. Die Fest- und Opfertänze der Germanen (S. 9 ff.), die Begräbnisstänze und der Tanz in der germanischen Sage (Elben- und Nixen-, Riesen- und Zwergentänze) werden gründlichst besprochen. Zutreffend vergleicht Böhme den ältesten Tanz der Germanen mit unserem heutigen Kinderreigen, welches dem südslavischen Kolo gleichkommt. Beachtenswerth ist die Verwünschung heidnischer Tänzer im 11. und 12. Jahrh. (S. 19 ff.), die Schilderung des Hexentanzes und des Geister- oder Seelentanzes, den man mit dem südslavischen Movje-Tanz und dem Vilinsko kolo identificiren darf. Das III. Capitel behandelt den Tanz zur Minnesingerzeit (12.—14. Jahrh.). Besonders interessant ist Capitel IV, die Tanzwuth im Mittelalter (14. und 15. Jahrh.) behandelnd, welche ihr Analogon in der jakutischen Merjakerei derzeit findet. Wichtig ist die Erklärung des Todtentanzes (Cap. V). Die folgenden Abschnitte behandeln den deutschen Tanz (Bauerntanz) im 14.—16. Jahrh., reproduciren die Urtheile und Predigten über Tanz im Mittelalter bis zur Neuzeit, die obrigkeitlichen Verbote gegen das Tanzen u. s. w. und geben eine klare Uebersicht über allerhand Volkstänze, die noch jetzt zuweilen getanzt werden (Cap. XIII). Den Ethnographen werden besonders anregen Cap. XVI: Tanzmusik und Tanzmusiker, und Cap. XVII: Fortleben der alten Volksreigen im Kinderspiel. Angesichts der kolossalen Arbeit, die uns der erste Theil darbietet, wäre es ein Vergehen, gegen Böhme im Einzelnen nach bekannter aber unbeliebter Weise zu polemisiren. Eine Bemerkung kann ich aber doch nicht unterdrücken. Böhme räumt, von einer seltsamen Bescheidenheit befangen, den Slaven und Romanen einen zu breiten Einfluss auf die Entwicklung des deutschen Tanzes ein, während in Wahrheit besonders der Slave den Kunsttanz erst von dem culturell höher stehenden Deutschen gelernt, worauf der Deutsche mitunter seinen eigenen Tanz etwas modificirt zurückerhalten hat. Ich traue mir zu, dass ich schon jetzt dafür den Nachweis zu erbringen im Stande wäre. Endgiltig könnte die Frage erst entschieden werden, wenn uns sowohl über die slavischen als über die romanischen Tänze solche gediegene Werke wie Böhme's über den deutschen Tanz vorlägen. Leider ist gerade seitens der Slaven keine Aussicht auf Erfüllung unseres Wunsches zu gewärtigen. Im II. Theile sind die meisten Melodien vom 13. bis 17. Jahrhundert von Böhme selber mühsam gesammelt, aus alten Notationen entziffert und hier zum erstenmal veröffentlicht. **Krauss.**

39.

Hoernes, Dr. Moriz. Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegovina. Mit fünfzig zum Theil nach Skizzen des Verfassers ausgefertigten Abbildungen und einer Karte. Wien. Carl Graeser, 1888.

Dr. Hoernes bietet uns hier eine Sammlung seiner kleineren in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und Abhandlungen archäologischer und culturhistorischer Art über Bosnien und die Hercegovina. Neu hinzugekommen sind viele schätzenswerthe ethnographische Schilderungen. Die geologische und klimatische Beschaffenheit des Balkans ist der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen. Daraus sucht er mit Recht die Eigenthümlichkeiten der Aeusserungen südslavischen Geistes in alter und neuer Zeit zu erklären. So gelangt er unabsichtlich auch auf das Gebiet der Geschichte.

Seine Weise der Geschichtsbetrachtung verdient umsomehr eine ernste Würdigung, als er der Erste ist, welcher sich in Bezug auf die Südslaven von den unzuverlässigen schriftlichen slavischen Ueberlieferungen frei zu machen gewusst hat. Seine herrlichen landschaftlichen Schilderungen sind auch für das Verständniss des südslavischen Guslarenliedes höchst werthvoll. Dr. Hoernes hat nämlich den grossartigen landschaftlichen Hintergrund aufzuzeichnen verstanden, auf welchem sich die Begebenheiten der südslavischen Guslarenlieder abspielten. Man wird dieses Buch als einen erfreulichen Commentar zu jeder Sammlung südslavischer Volksüberlieferungen mit Nutzen lesen. Dr. Hoernes ist als Berichterstatter über Ethnographisches am zuverlässigsten, wo er Selbstgesehenes beschreibt oder abbildet, so z. B. Volksspiele, Ackergeräthe, Haus und Hof und Gegenstände des häuslichen Gebrauches und nicht zum Geringsten die alten Denksteine, über deren Kunstwerth er ein sehr abfälliges Urtheil abgibt. Anfangs wurde deswegen Dr. Hoernes von den Südslaven über die Maassen geschmäht, in jüngster Zeit aber hat er bei den Einsichtigeren die gebührende Anerkennung gefunden (vergl. Bosanska Vila 1888, Nr. 4 5) als der erste wissenschaftliche und grundlegende Erklärer jener merkwürdigen Grabdenkmäler. Mag sich der Folklorist mit Dr. Hoernes' Deutung der Volksüberlieferungen sonst auch nicht einverstanden erklären, das Eine wird man ihm aber immer gerne einräumen, dass er eine Menge wichtiger Fragen über Hercegbosna in frischen Fluss gebracht hat. Alles Lob verdient die beigegebene, sorgfältigst ausgeführte Landkarte. **Krauss.**

40.

Haberlandt, Michael. Der altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind, 1887.

Die Aufsätze und Skizzen, welche der Verfasser hier zu einem Bande vereinigt hat, beleuchten das indische Geistes- und Culturleben nach sehr verschiedenen Richtungen. Namentlich hat es sich Haberlandt zur Aufgabe gemacht, den Fäden nachzugehen, welche unser Culturleben mit dem altindischen verbinden. So zeigt er z. B. in dem Aufsatz „Der Geist des Schachspiels", wie dieses Spiel ganz und gar das Gepräge des indischen Geistes trägt. „Der indische Fridolin", „Der Mann im Brunnen", „Goethe's indische Legenden" sind hübsche Beiträge zur Märchenforschung. Auch auf das Gebiet der Mythologie begibt sich der Verfasser. Sehr treffend ist insbesondere, was derselbe über Gott Amor sagt. Die Pfeile des Eros sind gewiss nicht anders zu erklären, als die Pestpfeile des Apollo. Und diese Erklärung dürfen wir wohl auch für den indischen Kâma gelten lassen. Der Aufsatz „Indischer Bergcultus" handelt zwar mehr über Bergpoesie als über Bergcult, gibt aber sehr treffende Beobachtungen über das Naturgefühl bei den Indern. Die Studie über „Die indische Frau" möchte wohl besser „Die Frau in der indischen Poesie" betitelt sein. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat ja die Frau in der Poesie eine ganz andere Behandlung erfahren als im wirklichen Leben. Das ist auch in Indien der Fall: in der Poesie ist sie Alles, im Leben eine Null, die mit dem Tode des Mannes ihre Existenzberechtigung verliert. In Haberlandt's Darstellung erscheint das Los der indischen Frau allzu rosig. Am glücklichsten ist der Verfasser, wo er sich in den Geist der indischen Poesie versenkt — ich verweise auf die schönen Essays: „Die Lotusblume", „Der Diamant in Indien" und auf die vielen feinen Bemerkungen in den Skizzen und Aphorismen. Wenn auch das Buch zunächst dazu bestimmt ist, ein grösseres Publicum für unsere Wissenschaft zu interessiren, so wird doch auch der Fachgelehrte manche Belehrung und viel Anregung darin finden.

Winternitz.

41.

Baumann, Dr. Oscar. Eine afrikanische Tropen-Insel. Fernando-Póo und die Bube. Wien, Verlag von Hölzel. 1888.

Der Verfasser gibt uns zuerst ein übersichtliches Bild der Natur- und Bevölkerungs-Verhältnisse der kleinen Vulkaninsel. Für uns kommen hauptsächlich nur das V. und VI. Capitel in Betracht, welche beide von den ethnologischen Verhältnissen derselben handeln. Die Gliederung der Bube in zwei Stämme Mbuau und Mbariawata kann Baumann nicht bestätigen; er will sie höchstens für die Vergangenheit gelten lassen. Die Zahl der Bube gibt er mit 20—25 000 Seelen an. Dann folgen Nachrichten über die Verwandtschaft und die Dialekte der Sprache. Interessant ist das fünfstellige und sogar auch sechsstellige Zahlensystem. Bei der Erörterung der Bekleidung ist besonders der Excurs über die Schmuckgegenstände, von welchen wieder die Muschelsplitter am wichtigsten sind, werthvoll. Interessante Aufschlüsse bietet das Buch über die Bauart der Häuser, welche in Versammlungs- und Wohnhäuser zerfallen. Die aus Amerika und Afrika importirten Gewächse fehlen, insbesondere auch der Maniok, was noch mit vielem Anderen für die lange Isolirung der Bube spricht.

Was das Geistesleben der Bube betrifft, so bewegt sich dasselbe auf dem breitgetretenen Pfade der meisten Naturvölker. Bemerkenswerth ist, dass bei der Geburt keine besonderen Ceremonien gebräuchlich sind, worin die Bube von den meisten Völkern abweichen. Die räumliche Absonderung der beiden Geschlechter während der Jugendzeit, die Vielweiberei, der Brautkauf, sind alles wohlbekannte Züge aus der Völkerpsychologie. Die Beschneidung ist nicht bekannt, Geschwisterehen häufig; die Moralität ziemlich hoch, das Eheleben relativ günstig. Die musikalischen Anlagen sind dürftig, die Tänze werden bei Tage ausgeführt, bieten aber nichts Bemerkenswerthes. Die Verfassung einfach centralistisch. Der oberste Chef ist Moke, welcher die Bube geeinigt, die Kriege abgeschafft und statt dieser Volksversammlungen zur Schlichtung der Streitfälle, bei welchen freilich abergläubische Elemente grosse Rolle spielen, eingeführt hat. Sonst hat auch jedes Dorf einen eigenen Chef, unter welchen sich auch nicht selten weibliche finden. Die religiösen Anschauungen äussern sich in der Verehrung von Naturgeistern. Ueber religiöse Gebräuche und Ceremonien finden wir wegen Mangel an Nachrichten nur wenige Worte.

Das Buch ist frisch geschrieben und macht den Eindruck der grössten Zuverlässigkeit. Wir können es nicht nur zum Lesen, sondern auch zur Nachahmung für andere Reisende, welche kleinere Gebiete bereisen, empfehlen.

Plischke.

Urgeschichtliche Forschungen

in der

Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark.

III.

Fortsetzung des Berichtes über die Grabungen in den Jahren 1881, 1882 und 1883.

Von

V. Radimský und **J. Szombathy.**

Wir schliessen mit dieser Fortsetzung unmittelbar an die früheren Abtheilungen unseres Berichtes an und erlauben uns bezüglich der Situation der Tumulusgruppen auf den I. Bericht und die zu demselben gehörige Karte (Mitth. d. Anthrop. Ges. Bd. XIII, p. 41 u. Taf. IX) sowie auch auf die Einleitung zum II. Berichte (Mitth. d. Anthrop. Ges. Bd. XV, p. 117) zu verweisen. Auch das an letzterer Stelle bezüglich der Situationspläne der einzelnen Nekropolen, der Bezeichnung der einzelnen Tumuli und der im Fundberichte gebrauchten Abkürzungen Gesagte hat für das Folgende Geltung.

B. Tumuli der römischen Periode.

Die der römischen Periode zugerechneten Tumuli sind in Bezug auf ihre Altersstellung durch die in ihnen gefundenen Beigaben vollkommen sicher bestimmt. Die Thongefässe, welche in den der Hallstattperiode zugeschriebenen Grabhügeln durchwegs aus freier Hand gefertigt waren, sind nunmehr — soweit nicht Ausnahmen besonders angemerkt sind — nach der heutzutage noch geübten Töpfertechnik auf der schnellrotirenden Drehscheibe geformt, welches Verfahren die Römer nach der Besitzergreifung der Alpenländer deren Bewohnern lehrten.

Die Ausnahmen, welche wir nachweisen wollen, haben wir bereits bei früheren Gelegenheiten [1]) erwähnt. Gewisse Tumuli enthalten nämlich neben den Zeugen römischer Cultur Ueberbleibsel der früheren Cultur ihrer Erbauer. Wir waren zuerst geneigt, diese Tumuli in einem besonderen (dritten) Capitel zu besprechen. Nach Erwägung aller Umstände glauben wir aber, dass eine so weit gehende Unterscheidung und Abtrennung nicht dem wirklichen Verhältnisse entsprechen würde und werden daher diese Vorkommnisse in dem Rahmen des gegenwärtigen Capitels behandeln.

[1]) J. Szombathy, vorläufiger Bericht, Mittheil. d. A. G. Bd. XII, p. 178, ferner V. Radimský, I. Theil dieses Berichtes, Mitth. d. A. G., Bd. XIII, p. 55 und endlich II. Theil dieses Berichtes, Mittheil. d. A. G. Bd. XV, p. 118.

Gemeinde Untergreith.

Nahe am Rande einer nordöstlich in das Saggauthal abfallenden Terrasse finden sich im Ortsschusterwalde in zwei Reihen angeordnet 11 Tumuli, von denen zwei schon früher geöffnet worden waren und etwa 160 m nördlich davon im Ujzingerwalde ein einzelner, intakter Tumulus vor. Einen Hügel der grösseren Gruppe, sowie den einzelnen Tumulus hat Radimský untersucht.

Ortsschusterwald. Tumulus Nr. 1. D = 10·3 m H = 1·8 m.

In der ganzen Masse der Anschüttung kamen zerstreut kleine Stückchen und Nester von Holzkohle, jedoch keine geschlossene Brandschichte und keine Knochenreste vor. Im Nordwest-Theile des Hügels wurden 20—30 cm tief unter dem Rasen einige zerstreute Thongefässfragmente, sonst aber gar keine Beigaben gefunden.

Ujzingerwald. Tumulus Nr. 1. D = 12 m, H = 1·1 m.

Auch dieser Hügel enthielt keine Kammer, keine Brandschichte und keine Knochenreste, sondern nur in der ganzen Masse vertheilte kleine Holzkohlennester. An Beigaben wurden blos in den oberen Schichten bis zu 50 cm Tiefe zerstreute Scherben

von mindestens 3 Thongefässen, welche jedoch ihrer Lage nach schon als Scherben in die Anschüttung gekommen sein mussten, gesammelt.

An keinem dieser zwei Hügel konnten die Spuren einer früheren Oeffnung beobachtet werden. Eine weitere Untersuchung der Ortsschusterwaldgruppe scheiterte an dem Widerstande der Waldbesitzerin. Das Resultat dieser Grabung besteht in der durch die charakteristisch römischen Thonscherben gegebenen Altersbestimmung der Gruppe.

Gemeinde Eichberg, Fakitsch-Wald.

Einen Kilometer südlich von Gross-Glein und dem durch die prähistorischen Funde im Grebinz-Kogel berühmten Dorfe Klein-Glein findet sich am

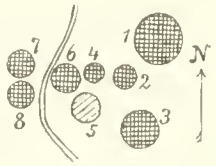


Fig. 1. Maassstab 1 : 2000.

rechten Gehänge des Saggaubachthales in dem zur Gemeinde Eichberg gehörigen Walde des vulgo Fakitsch eine kleine Gruppe von 8 Tumulis (siehe den Situationsplan Fig. 1), von welchen Szombathy 7 durchgrub.

Tumulus Nr. 1. D = 13·5 m, H = 2·1 m.

Die Mitte des Tumulus nimmt eine dem gewachsenen Boden aufliegende Brandschichte von 6 m Durchmesser ein. Unter derselben ist der lehmige Boden in einer wechselnden Dicke von 4—15 cm roth gebrannt. Diese Schichte enthält 4 muldenförmige Vertiefungen von 6—15 cm Tiefe und 50—70 cm Durchmesser. Die Lage derselben ist: 1·1 m O., 2 m OSO., 1·8 m W. und 2·7 m WSW. vom Centrum. In diesen Mulden verdickt sich die kohlige Schichte, welche eine durchschnittliche Dicke von 2—3 cm hat, zu 8—10 cm. Nirgends im ganzen Tumulus kommen calcinirte Knochen oder eigentliche Beigaben vor. In der aufgeschütteten Erde findet sich nebst einigen winzigen Thonscherben:

1 flache, dickwandige Schale mit Bodenrauft und geradem Mundsaum, unter welchem aussen eine seichte Hohlkehle rundum läuft. (Taf. II, Fig. 29.)

H = 6·2, D = 16·7, b = 7·5, H des Bodenrauftes = 0·6.

Tumulus Nr. 2. D = 6·4 m, H = 0·8 m.

Unter der Mitte erscheint ein unregelmässiger Steinring von 2·05 bis 2·4 m Durchm. und 40 bis 50 cm Breite und Höhe, so dass seine Krone schon 15 cm unter dem Rasen beginnt. Derselbe ist aus 151 kopf- bis hektolitergrossen Klaub- und Bruchsteinen aufgebaut, von welchen die grossen eine untere, die kleinen eine obere Schichtreihe bilden. In der Mitte dieses Ringes findet sich auf dem gewachsenen Boden eine 1·4 m br. und bis zu 12 cm dicke Brandschichte mit einigen calcinirten Knochen und verschiedenen Thonscherben. Sie ist mit vier unregelmässigen Steinplatten, deren grösste 52 cm l., 40 cm br. und 15 cm d. ist, bedeckt.

Unter den Thonscherben sind vertreten:

a) 1 Dreifussschale, lichtgrau, cfr. Fig. H, Taf. 41 a, mit flachem Rande.

b) 1 Deckel einer Dreifussschale mit übergreifendem Rande, dunkelgrau.

c) 1 schlankes, graues Töpfchen.

d) 1 ähnliches, rothes Töpfchen.

e) 1 flache Schale, roth, mit schmalem Fuss und flach umgelegtem Rand.

Tumulus Nr. 3. D = 10 m, H = 1 m.

Nördlich von der Mitte ist aus Klaub- und Bruchsteinen ein unregelmässig viereckiger Steinbau *a* (Fig. 2) zusammengeschlichtet, dessen Seiten 1·5 m bis 2·2 m lang und ca. 50 cm breit und hoch sind. Neben seiner Westseite zeigt sich auf dem gewachsenen Boden eine 1—2 cm mächtige, 40—60 cm

Fig. 2. Maassstab 1 : 200.

breite Brandschichte *z*. Im Centrum des Tumulus, von dem viereckigen Bau durch ein Intervall getrennt, findet sich noch ein zweiter Steinsatz *b* von 2·5 m L., 60 cm Br. und 40 cm H. und unter demselben 2 Glassplitter und die Scherben eines ausserordentlich grossen Topfes.

Dieser Topf hatte einen stark gewölbten Bauch, einen 2·6 cm breiten, nach aussen umgeschlagenen Rand und 10 cm unter demselben einen fingerdicken Wulst.

Tumulus Nr. 4. D = 5·5, H = 0·4.

Unter der Mitte liegt eine Brandschichte von 70 cm Br. und 2—7 cm D. und in deren Mitte die nachbenannten Thongefässreste. Kein Steinsatz.

a) 1 bauchiges Töpfchen, braun (Taf. I, Fig. 21.)
H = 10, D = 13·6, m = 8·5, b = 5·2, H des Bodenranftes = 0·6.

b) Scherben eines ähnlichen, grauen Töpfchens und einer rothen, bauchigen Thonflasche, cfr. Taf. II, Fig. 11.

Tumulus Nr. 6. D = 7·5 m, H = 1 m.

Die südliche Hälfte des Tumulus nimmt eine Brandschichte von 2·3 m L. und 2 m Br. ein (Fig. 3). Im südöstlichen Theile derselben findet sich ein unregelmässig viereckiger Steinsatz von beiläufig 1·5 m Seitenlänge, dessen Ecken gegen die Hauptweltgegenden gerichtet sind. Er wird aus einer Schichte von verschieden grossen Bruchsteinen und unbehauenen Platten, welche der Brandschichte direct aufliegen, gebildet. In den Zwischenräumen der Steine finden sich folgende Beigaben:

Fig. 3. Maassstab 1 : 100.

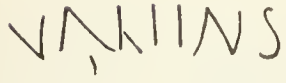


Fig. 5. $^2/_3$ n. Gr.

Fig. 4 $^3/_4$ n. Gr.

a) An der Nordecke des Steinsatzes eine bauchige Glasurne mit umgebogenem Rande und genabeltem Boden (Taf. I, Fig. 24).
D = 14, H = 10·6, m = 9, b = 4·5.

Dieselbe ist zu drei Viertheilen mit den calcinirten Knochenfragmenten eines jugendlichen Menschen angefüllt. Auf diesen lagen

b) 2 gleiche römische Provinzial-Fibeln aus Bronze, Fig. 4. Dieselben sind 8·2 cm lang, eingliederig, indem die Nadelspirale direct aus dem zu einem dreiseitigen Kopfe verbreiterten Obertheile des Bügels entspringt. Die Spirale hat beiderseits 4 Windungen, welche durch eine „obere" Sehne verbunden sind. Zum Festhalten dieser Sehne dient der zungenartige Fortsatz einer auf dem Kopfe der Fibula befestigten Hakenplatte.

c) 1 Glasbecher mit Bodenranft und gefältelten Seitenflächen (Taf. II, Fig. 13), umgestürzt und zerbrochen.
H = 10·3, D = 7, b = 3·9, m = 6·7.

d) 1 Glasfläschchen von der Form der Kochkolben unserer Chemiker (Taf. II, Fig. 1), ebenfalls umgefallen, ganz unverletzt.
H = 15·8, D = 9·4.

e) 1 zweite Glasurne, der obigen (*a*) ähnlich, leer.
H = 11·9, B = 13·5, b = 5·5, m = 8·9.

f) Scherben eines rothen Topfes mit weiter Mündung; Oberfläche mit Kammstrichen bedeckt, ähnlich mit Taf. I, Fig. 9.

f$_1$) 1 flaches Schälchen mit 6 mm hohem Bodenranft und einem breit nach aussen umgeschlagenen Rand (Taf. II, Fig. 19.)
H = 3·6, D = 11·3, b = 4·6.

Auf der Unterseite der Wölbung ist in das Gefass (nach dem Trocknen) der Name „Valens" eingeritzt. (Siehe Fig. 5.)

g) 1 rothes Schälchen mit Bodenranft, flachgewölbtem Boden und verticalem Obertheil; ähnlich mit Taf. II, Fig 25.
H = 3·6, D = 8·5, b = 3·9.

Der Obertheil trägt den Namen „Valens" mit denselben Zügen wie Fig. 5 eingekratzt.

h) 1 flache Schale, grau, mit Bodenranft und verticalem Obertheil; ähnlich mit Taf. II, Fig. 31.

i) 1 flache rothe Schale mit niederem Bodenranft und umgeschlagenem Rande. (Taf. II, Fig. 35.)
H = 4·0, D = 15·3, b = 6·1.

i$_1$) 1 flache graue Schale, der vorigen ganz ähnlich.
H = 3·6, D = 14·4, b = 6.

i$_2$) 1 Dreifussschale mit Deckel, schwarz, wenig geglättet. (Taf. II, Fig. 41.) Die Schale hat einen flachen Boden und einen verticalen, 3·8 cm hohen, mit vier ungleichen seichten Rinnen verzierten Obertheil. Der Rand ist flach, 1 cm breit.
H = 8·6, D = 15·5, b = 12·4.

Der Deckel ist ziemlich steil, kegelförmig, mit flachem Rande.
H = 7·5, D = 16·8.

k) 1 gläsernes Henkelfläschchen (Taf. II, Fig. 6). Der bandförmige Henkel ist durchschnittlich 1·5 cm breit. Seine verdickten Ränder ziehen sich im unteren Theile gegen rückwärts, so dass der Henkel hier concav wird.
H = 12, D = 7·4, m = 3, b = 4·2.

l) 1 schlankbauchiges Töpfchen, lichtgrau. (Taf. I, Fig. 11.) Der obere Theil der Wölbung ist durch eine rundumlaufende Doppellinie in zwei Zonen getheilt, deren obere 4 und deren untere 3 einpunktirte Reifchen trägt, welche mit dem Punktirrädchen in einem Zuge gemacht sind und also eigentlich je eine Spirallinie bilden. Der schmale Rand ist ein wenig nach aussen umgeschlagen und mit 3 feinen Linien eingesäumt.
H = 13, D = 11·2, m = 7·4, b = 5·7.

m) 1 Dreifussschale, schwarz mit verticalem Obertheil und flach ausgebreitetem Rand, cfr. Taf. II, Fig. 40 a.
H = 8·8, D = 19·3, b = 14·4.

n) 1 Deckel einer Dreifussschale, lichtgrau, flachkegelig, mit breitem Knopf und übergreifendem Rande (also sicher nicht zu *m)* passend). Auf der Oberfläche ist „Val" (Valens) eingekratzt.
H = 5·2, D = 16·1.

o) 1 Dreifussschale, schwarz, mit gewölbter Schale und einwärts geneigtem Rande (ähnlich mit Taf. II, Fig. 47 a).
H = 8·6, D = 16·2

p) 1 Dreifussschale mit Deckel, roth. (Taf. II, Fig. 47.) Die Schale ist gewölbt, mit einem nach einwärts gerückten Randtheile; unter demselben mit Linien verziert.
H = 8·9, D = 19·3.

Der Deckel ist flachkegelig, mit scheibchenförmigem Knopfe und übergreifendem Rande, am Obertheile mit 2 concentrischen, punktirten Linien verziert.
H = 6·4, D = 20·1.

q) 1 flache, rothe Schale mit Bodenranft und verticalem Obertheil. (Taf. II, Fig. 31.) Der flachgewölbte Untertheil trägt aussen die sehr deutlich eingeritzte Inschrift „Valens", ganz gleich mit der in Fig 5 abgebildeten.
H = 5·1, D = 13·7, b = 6·7.

q_1) 1 flache, dunkelgraue Schale, mit scharf markirtem Bodenranft und schmalem, umgeschlagenem Rande. (Taf. II, Fig. 28)
H = 5·0, D = 14·5, b = 6·3.

q_2) 1 flaches, gewölbtes Schüsselchen, grau, dessen Rand nicht umgeschlagen, sondern blos etwas verdickt und aussen und innen mit einer Linie eingesäumt ist. (Taf. II, Fig. 34.)
H = 4·3, D = 14·5.

r) 1 flache Schale, grau, ähnlich mit q_1.
H = 4·5, D = 13·9, b = 5·6.

r_1) 2 flache Schalen, grau, ähnlich mit *f)*. (Taf. II, Fig. 19.)
H = 4·1, D = 10·6, b = 4·5.
H = 3·7, D = 10·2, b = 4·4.

r_2) 1 schlankbauchiges, graues Töpfchen, ähnlich mit *l)*. (Taf. I, Fig. 11), nur dass die Verzierung am Obertheile des Bauches aus je 6 und 6 punktirten Linien besteht.

s) 2 Eisennägel und ein besonders kleines Exemplar der römischen Provinzial-Fibel mit Flügelansätzen am Bügel (Fig 6)

Fig 6 $^{3}/_{4}$ n. Gr.

In der Anschüttung fanden sich noch die Scherben einer flachen Schale und eines sehr grossen Topfes mit Kammstrichen.

Unterhalb der Funde *i*, *k* und *l*, also nahe an ihrem Rande nimmt die Brandschichte an Mächtigkeit bis zu 12 cm zu und führt an dieser Stelle ziemlich reichlich Brandknochen.

Tumulus Nr. 7. D = 7·5 m, H = 0·4 m.

Südlich vom Centrum ist aus zwei aufeinander liegenden Reihen kleiner Bruchsteine ein Steinsatz in der Form eines gegen SO. offenen rechten Winkels von 40 cm Br. und 30 cm H. errichtet. Der nach O. gerichtete Ast ist 2 m, der gegen S. gerichtete 1·6 m lang. In diesem Winkel ist eine 80 cm breite Brandschichte angelegt, welche in der Mitte bis zu 20 cm mächtig wird und dort viele ungenügend verbrannte Knochenreste enthält. Ueber ihr finden sich:

a) 1 grosser Topf mit schlankem Bauche und umgeschlagenem Rande. (Taf. I, Fig. 9.) Das ziemlich grobe Thonmaterial ist ganz erfüllt von kleinen Blasenräumen, so dass es die Porosität von feingeknetetem Brote zeigt. Die in einzelnen Poren noch vorgefundenen Holzkohlenrestchen zeigen, dass die Porosität absichtlich durch Beimengung von feiner Holzfeile oder von Holzkohlenmehl erzeugt wurde. An einer durch einen Sprung lädirten Stelle ist der Topf nach der bei den heutigen Topfflickern gebräuchlichen Methode gebunden gewesen, aber mit organischen Fäden, da keine Spur eines Metalldrahtes erhalten geblieben ist.
H = 23·7, D = 19, b = 11·5, m = 18.

b) Die Scherben einer flachen Schale mit geradem Rande und eines grossen Topfes.

c) Bruchstücke eines flachen Ziegels von 1·2 cm Dicke und 20 cm Breite, dessen Längsrand mit 1 cm hohen Leisten versehen war.

Tumulus Nr. 8. D = 7 m, H = 0·5 m.

Westlich von der Mitte ist aus einzelnen grossen Blöcken und vielen kleineren, faust- bis kopfgrossen Steinen ein nahezu rechteckiger Steinsatz errichtet, welcher in nordsüdlicher Richtung 3·4 m lang und 2·6 m breit ist und bereits 5 cm unterm Rasen beginnt. Der ganze Raum des Steinsatzes ist unregelmässig mit Steinen ausgefüllt, zwischen welchen sich Thonscherben zerstreut finden. Nach S. hin hat der Steinsatz einen 1 m l. und 0·4 m br. Vorbau. Ausserhalb des Nordrandes liegt ein 1 m breites Häufchen faustgrosser Klaubsteine und unter diesen eine geringe Brandschichte mit einigen calcinirten Knochenresten.

Die Thonscherben rühren von folgenden Gefässen her:

a) 1 Dreifussschale, einfach gewölbt, mit eingebogenem Rande.

b) 2 grosse rothgebrannte Töpfe,

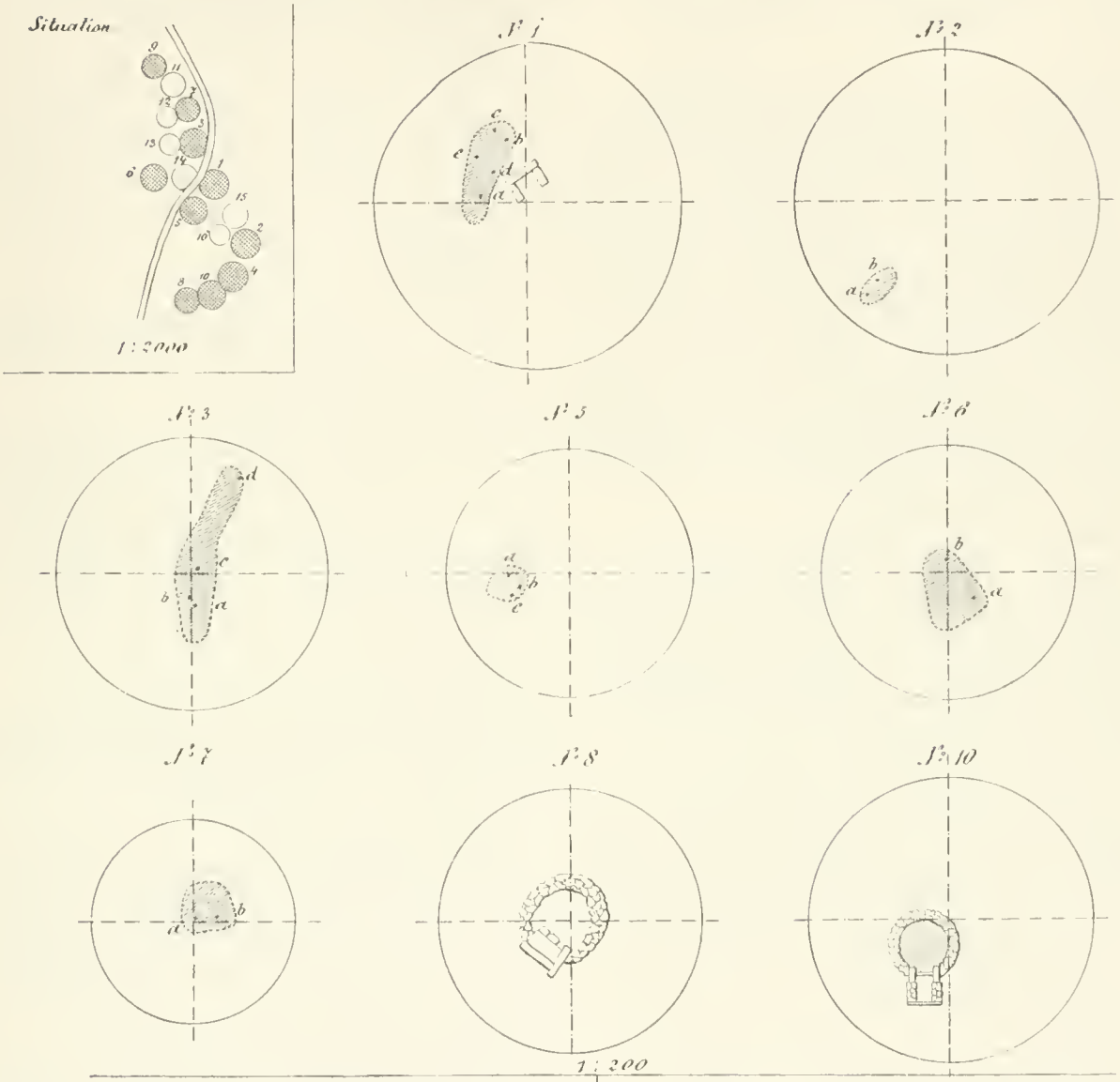
c) 2 kleinere, bauchige Töpfe, einer schwarz, der andere grau.

Gemeinde Goldes. Goldesvastel-Wald.

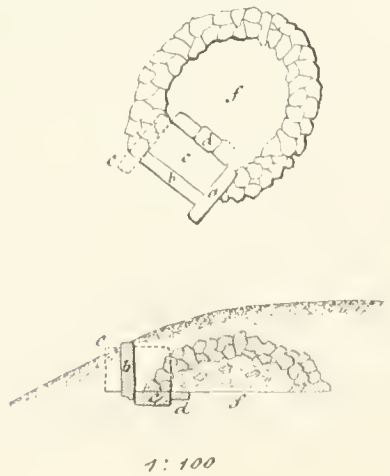
In der Waldparcelle Nr. 74 des Goldesvastel befindet sich an einem Gehänge, welches unter 10

Tumuli

auf der Waldparcelle № 4 des olgo Goldesvaall in der Gemeinde Goldes.



Detail des Tumulus № 8



Detail des Tumulus № 10

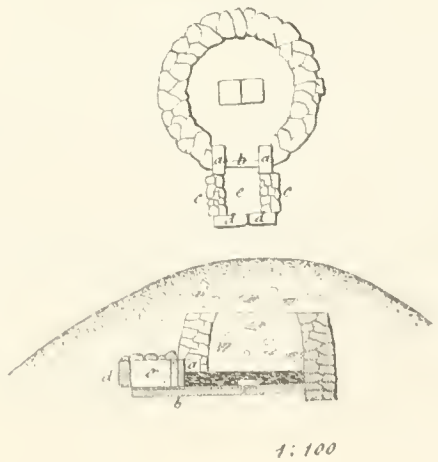


Fig. 7—19.

bis 12 Graden südwärts gegen das Saggauthal abfällt, eine Gruppe von 16 Tumulis, deren Situation auf Seite 81 ersichtlich ist.

Tumulus Nr. 1. D = 9 m, H = 1·25 m.

In einer Tiefe von 40 cm unter der Hügelkuppe wurde eine aus Purgstaller Kalksteinfindlingen zusammengesetzte Kammer angetroffen, deren Mitte 50 cm nördlich von der Tumulusmitte abstand und deren Seiten genau von NW. gegen SO. gerichtet waren. Sie bestand aus drei Seiten- und einer Deckplatte, war gegen SO. offen. Ihr Boden wurde aus zugeebnetem, gewachsenem Lehme gebildet, in welchen die Seitenplatten etwa 10 cm tief eingelassen waren. Das Innere der Kammer bildete einen Raum von 50 cm Länge, Breite, Höhe und war vollständig mit Erde angefüllt, welche keine Spur von Brandresten oder Beigaben enthielt.

Dagegen wurde nordwestlich der Kammer eine Brandschichte von 110 cm grösster Breite und 3 m Länge blossgelegt, welche dem gewachsenen, röthlich gebrannten Lehme auflag und aus einer 6 cm dicken Schichte von Holzkohlen, Asche und Knochenfragmenten bestand. (Siehe Grundriss Nr. 1, Seite 81.

Innerhalb dieser Brandschichte kamen bei dem Punkte *a* folgende Beigaben vor:

1. 2 grössere Eisenbügel, beide rechtwinklig umgebogen und einer durchlöchert, 2 grössere Hakennägel und ein Bruchstück eines starken Nagels mit breitem, rundem Kopfe, sämmtlich mit einer festen Schlacke dick überzogen.

Ferner folgende Gefässe:

2. 1 ganze, becherförmige Glasschale. (Taf. II, Fig. 8), umgestürzt.
   H = 3·5, D = 7·5 b = 3.
3. 1 gebrochener, runder Glaskrug mit Henkel (Taf. II, Fig. 2.)
   H = 13·5, D = 6·5, m = 3·5, b = 6.
4. 1 zerdrückte, niedere Glasschale mit breitem Rande. (Taf. II, Fig. 14.)
   H = 3, D = 13, b = 5.
5. 1 weissliche Dreifussschale von Thon, mit dem zugehörigen Deckel. (Taf. II, Fig. 39.)
   Die Schale H = 8, D = 15, m = 13·5, f = 10, hf = 3.
   Der Deckel H = 5, D = 16.
6. 1 becherförmige Urne, sehr dünnwandig, grau, mit sechs von oben nach unten gestreckten Einbuchtungen am Bauche, welche aufrecht stand und mit Brandresten gefüllt war. (Taf. I, Fig. 2.)
   H = 9·5, D = 7·5, m = 5·5, b = 3.
7. 1 braungelbe, unter dem Halse mit 2 Streifen gezierte, kleine Thonschale mit umgebogenem Rande.
   H = 5, D = 14·5, b = 7.

Im Punkte *b* lagen: 1 mittelgrosser und 3 kleine Eisennägel, alle mit Schlacke mehr weniger belegt und in dem Punkte *c* eine Bronzemünze von Hadrian II.

Im Punkte *d* stand auf der Brandschichte umgestürzt ein mit Erde gefüllter Glasbecher (Taf. II, Fig. 10), neben welchem rechts und links je eine becherförmige Glasschale, beide in der Form gleich der im Punkte *a* vorgekommenen Schale (Taf. II, Fig. 8).

Der Glasbecher H = 9, D = 8, m = 7·5, b = 4.
Die Schalen H = 4, D = 8, m = 8, b = 4.

Bei dem Punkte *e* endlich wurden in der Brandschichte die Scherben von 3 Glasgefässen und 1 Thonschale gesammelt.

Von den ersteren wurde ein runder Glaskrug mit Henkel, ähnlich dem in *a* gefundenen (Taf. II, Fig. 2) vollständig und 1 bauchige, mit grösseren Knochenstückchen gefüllt gewesene Glasurne (Taf. II, Fig. 26) nahezu ganz restaurirt, während die Scherben einer kleinen Glasschale nicht zusammengesetzt werden konnten. Die gelblich graue und ganz glatte Thonschale liess sich endlich so weit restauriren, dass deren Form gegeben war.

Der Glaskrug H = 13·5, D = 7, m = 3, b = 7.
Die Glasurne H = 11, D = 11, m = 9, b = 5·5.
Die Thonschale H = 3, D = 10·5, b = 4·5.

Ausserdem kamen theils innerhalb der Brandschichte, theils ober derselben verstreut Bruchstücke von mindestens 7 Thongefässen vor.

Tumulus Nr. 2. D = 8·5 m.

Dieser Grabhügel enthielt nur eine kleine, jedoch sehr starke Brandschichte, um welche sich eine grössere Fläche roth gebrannter Erde zog. Sie lag im Südwesten des Hügels von der Tumulusperipherie nur 60 cm entfernt und war bei 45 cm durchschnittlicher Breite etwas über 1 m lang.

Innerhalb der Brandschichte und 40 cm tief unter dem Rasen stand 1 vollständig erhaltener, schwarzer und mit einigen Querstreifen gezierter Thonbecher von conischer Form mit der Mündung nach abwärts, welcher Brandreste und Erde enthielt. (Taf. II, Fig. 18.)

H = 9, D = 7, b = 3·5.

Daneben befand sich, ganz zerdrückt, 1 gelblich graue Thonschale. (Taf. II, Fig. 22.)

H = 3, D = 10, b = 4·5.

Weiter nordöstlich lag 1 schwarze, zerdrückte Dreifussschale, Scherben des zugehörigen Deckels und Bruchstücke einer rothen Schale, endlich 2 ganz verrostete, unkenntliche Kupfermünzen.

Verstreut in der Anschüttung wurden einzelne Scherben eines weisslichen Deckels vorgefunden.

Tumulus Nr. 3. D = 7·8 m.

Die Brandschichte nahm hier eine grössere Fläche ein, indem sie, einer röthlich gebrannten Lehmschichte auflagernd, bei einer Stärke von 5 bis 10 cm und einer Breite von 60 bis 100 cm, eine Länge von 5 m besass. Sie wurde in 2·1 m von der südlichen Peripherie erreicht, von wo sie sich bis über die Hügelmitte nördlich zog, dann aber eine Wendung nach NO. machte, wie in dem Grundrisse Seite 81 ersichtlich ist.

Am Südende bei dem Punkte *a* kam darin 1 umgestürzt aufgestelltes braunes, glattes, bauchiges Töpfchen vor. (Taf. I, Fig. 26.)

H = 7·5, D = 7·5, m = 6, b = 3·5.

Um 30 cm weiter nördlich wurde bei dem Punkte *b* eine zerdrückte schwarze Dreifussschale nebst zugehörigem Deckel angetroffen.

Die Dreifussschale H = 7, D = 15·5, f = 8·5, hf = 4·5.
Der Deckel H = 5, D = 15·5.

In dieser Dreifussschale befand sich eine becherförmige Glasschale, ähnlich der Taf. II, Fig. 8 gezeichneten.

H = 4·5, D = 7·5, b = 3.

Zu beiden Seiten der Dreifussschale stand je eine ganz zerdrückte bauchige Glasurne, ähnlich der in Taf. I, Fig. 27 gezeichneten, mit grösseren Knochenstücken gefüllt und kamen nördlich von der Dreifussschale die Scherben eines runden Glashenkelkruges vor. Gleich östlich neben diesen Glasgefässen lagen viele Scherben eines aussen glänzend tiefschwarz gefärbten, innen braunen Thongefässes.

Zwischen diesen Punkten enthielt die Brandschichte eine ganz verrostete Kupfermünze und daneben 2 ganze Eisennägel von 7 cm Länge nebst Bruchstücken von 2 anderen ähnlichen Nägeln, sämmtlich stark mit Schlacke überzogen.

Fast in der Mitte des Hügels lag im Punkte *c* ein 9 cm langer Bügel einer Bronzefibel von der gewöhnlichen Form der römischen Provinzialfibel mit theilweise erhaltener Spirale. Von da an bis gegen den Nordrand der Brandschichte kamen zerstreut viele Scherben von zwei röthlichgrauen Thongefässen vor, und am Nordrande bei *d* ein gleicher Bronzefibelbügel wie in der Mitte, an welchem jedoch die Spirale und ein Theil des Dornes erhalten war. Die Länge des Bügels betrug 8 cm, die Breite der Spirale 3·5 cm.

Aus der Tumulusanschüttung wurden einzelne zerstreute Scherben von mindestens 3 grossen, aber rohen Thongefässen gesammelt, deren ganze Aussenfläche die charakteristische Kammstreifung zeigte.

Tumulus Nr. 4. D = 9 m.

Dieser Hügel wurde von Norden und Südwesten aus bis über die Mitte angeschnitten, ohne dass eine Brandschichte angetroffen worden wäre. Nachdem jedoch in den gezogenen Röschen eine ausgedehnte Lage roth gebrannten Lehmes beobachtet werden konnte, so liegt der Schluss nahe, dass da die Leiche verbrannt worden sei und die gesammelten Brandreste sammt den Beigaben, ähnlich wie bei dem nachbarlichen Tumulus Nr. 2 irgendwo seitlich deponirt liegen. Eine weitere Untersuchung des Hügels musste aber aufgegeben werden, da der Grundbesitzer das Fällen der den Tumulus krönenden jungen Bäume nicht gestattete und wäre daher dieser Tumulus als noch nicht völlig eröffnet zu betrachten.

Tumulus Nr. 5. D = 7 m

Wie der Grundriss Seite 81 zeigt, enthielt dieser Tumulus nur eine Brandschichte von geringer Ausdehnung und scheinen da die gesammelten Brandreste theils in den grossen Urnen, theils unmittelbar um dieselben angehäuft worden zu sein.

Bei dem Punkte *a* fanden sich 2 sehr grosse, zerdrückte Urnen mit Brandresten angefüllt vor und in einer derselben eine unkenntliche Kupfermünze nebst einem kleinen Vogelkopfe aus Bronze, letzterer jedenfalls der Aufsatz eines grösseren Bronzegegenstandes, vielleicht eines Schmuckes.

Beide Urnen sind topfförmig mit umgebogenem Rande, (ähnlich der Urne Taf. I, Fig. 6) und besitzen an der ganzen Aussenfläche eine seichte, aber dichte und unregelmässig hin- und herlaufende Streifung. Die eine derselben ist röthlich gelb, die andere dunkelgrau und zeigen sich beide gegen den Boden hin roth gebrannt, als Beweis, dass sie in die Glut des abgebrannten Scheiterhaufens gestellt und mit den heissen Brandresten angefüllt worden waren.

H = 38, D = 30, m = 27, b = 16 und
H = 41, D = 30, m = 25, b = 16.

Gleich südlich von diesen zwei grossen Gefässen stand umgestürzt 1 kleiner rother Topf aus schwach gebranntem Thone

H = 8, D = 7, m = 5, b = 3,

und östlich daneben 1 kleiner grauer Topf

H = 11, D = 8, m = 7·5, b = 4·5.

Westlich neben der rothen Urne lagen die Scherben einer dunkelgrauen Dreifussschale und des zugehörigen Deckels, welche beide restaurirt wurden.

Die Dreifussschale H = 8, D = 15·5, f = 10, hf = 3·5.
Der Deckel H = 6, D = 17.

Etwa 30 cm südöstlich von der rothen Urne enthielt die Brandschichte bei dem Punkte *b* eine schöne, zum Theile gebrochene Schale aus dickem, gelblichem Glase mit rundem Fusse (Taf. II, Fig. 9) und die Scherben eines viereckigen Glaskruges mit breitem, geripptem Henkel.

Die Glasschale H = 3·5, D = 9·5, f = 4·5, hf = 0·8.
Der Glaskrug H = 12, Br = 6, m = 4.

Nahe am Südrande der Brandschichte, in *c*, jedoch etwas über derselben im Lehme eingebettet, lagen

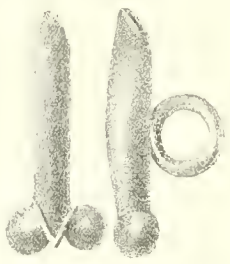


Fig. 20. 3/4 nat. Gr.

3 unkenntliche Kupfermünzen und 1 Phallus von Bronze (Fig. 20), welcher ein grösseres Oehr besitzt.

L = 4, Br = 1·6, H = 2·2, D des Oehres = 1·5.

Verstreut in der ganzen Brandschichte kamen schliesslich einzelne Scherben von 4 Thongefässen und der Dorn einer Bronzefibel vor.

Tumulus Nr. 6. D = 7·5 m.

Die Brandschichte dieses Grabes, welche nahezu in der Mitte des Hügels lag, besass grössere Dimensionen, als jene des vorbeschriebenen Hügels. (Siehe den Grundriss auf Seite 81.)

Darin standen neben einander 2 topfförmige Urnen mit umgebogenem Rande und der charakteristischen Streifung an der ganzen Aussenfläche.

Fig. 21. 3/4 nat. Gr.

Im unteren Theile waren sie mit Brandresten, oben mit Erde angefüllt.

H = 47, D = 33, m = 26·5, b = 17 und
H = 31, D = 22, m = 17, b = 13.

Westlich neben den grossen Urnen lagen die Scherben einer grauen Dreifussschale, der zugehörige ganze Deckel, ferner ein viereckiger Glaskrug mit breitem, geripptem Henkel (Taf. II, Fig. 7) und ein kleiner, grauer Topf von Thon.

Der Glaskrug H = 14, Br = 6·5, m = 4·5,
Der Topf H = 10·5, D = 7·5, m = 7, b = 4.

Zwischen diesen Gefässen und Scherben wurden 2 Bronzebruchstücke, welche einem Schmucke angehört haben dürften, das grössere Bruchstück einer schwärzlichen Bronzeschnalle und 1 kleine römische Bronzefibel (Fig. 21) gefunden, woran der Bügelvordertheil nebst Rinne und ein Theil des Dornes fehlen.

Etwas nördlicher kam ein kleiner, weisslicher Thontopf vor.

H = 11, D = 9, m = 7·5, b = 4·5.

Verstreute Scherben wurden weder in der Brandschichte, noch in der Hügelanschüttung beobachtet.

Tumulus Nr. 7. D = 6 m.

Mehr gegen NO. gelegen, enthielt die Brandschichte dieses Grabes im Punkte *a* zerdrückte Scherben einer lichtgrauen Dreifussschale nebst zugehörigem Deckel. Um den Knopf des Deckels (H = 4, D = 15) laufen 8 concentrische Ringe.

Südlich daneben lagen das Bruchstück einer kleinen Bronzefibel der gewöhnlichen Form und die Scherben einer lichtgrauen, gegenwärtig restaurirten Urne, zwischen welchen viele grössere Knochenfragmente vorkamen.

H = 9, D = 7, m = 6·5, b = 3·5.

Nördlich von der Schale wurde ferner im Lehme 10 cm über der Brandschichte eine unkenntliche Bronzemünze angetroffen.

Im Punkte *b* fanden sich nebeneinander zwei schwarzgraue, zerdrückte Dreifussschalen nebst den zugehörigen Deckeln vor, und zwischen denselben der Bügelkopf einer mittelgrossen Bronzefibel sammt Spirale.

In der Brandschichte verstreut wurden endlich ein einzelnes grösseres Randstück eines dünnen, weisslichen und an der ganzen Bauchfläche durch feine Eindrücke verzierten Töpfchens, dann die Scherben eines kleinen, bauchigen, braunen Topfes und einer grauen Dreifussschale gesammelt.

Tumulus Nr. 8. D = 7·5 m.

In diesem Hügel wurde ein Steinbau angetroffen, dessen Detail aus dem Grund- und Aufrisse (Seite 81) ersichtlich ist.

Der Bau besass eine kuppelförmige elliptische Form, indem der äussere Durchmesser von NO. gegen

SW. 290 cm, von NW. gegen SO. aber nur 240 cm und die äussere Höhe in der Mitte 70 cm betrug. Das Materiale der roh in Erde gelegten circa 40 cm starken Mauerung bestand theils aus verwitterten Findlingen des Purgstaller Kalksteines, theils aus grösseren Bachgeschieben. Die Mitte dieses Baues war vollständig mit Erde ausgefüllt, zwischen welcher einzelne Steine vorkamen.

Im Südwesten schloss sich an den Hauptbau eine aus Steinplatten zusammengesetzte und nur mit Erde angefüllte Kammer an, deren Boden *c* aus einer 100 cm langen, 50 cm breiten und 20 cm dicken, zugerichteten Platte aus Leithakalk, ähnlich dem bei Haimschuch und Leibnitz vorkommenden, bestand. Das gleiche Materiale zeigte auch die östliche Seitenplatte *a*, während die Querplatte *b* ein zugerichteter Findling von Purgstaller Kalkstein war. Die auf der Westseite punktirt angedeutete Seitenplatte *e* dürfte schon früher ausgehoben worden sein, ebenso vielleicht die jetzt fehlende Deckplatte, was um so leichter geschehen konnte, als der Bau in der Mitte nur 44 cm hoch mit Erde bedeckt war und die Köpfe der Platten *a* und *b* an dem Südgehänge des Hügels frei herausragten.

In dem Mittelraume lagen anschliessend an die Bodenplatte *c* drei kleinere unregelmässige Platten aus Purgstaller Kalkstein *d*, während der übrige Boden des Mittelraumes nur aus gewachsenem Lehme bestand Derselbe war durchaus mit einer dünnen, schwärzlichen Schichte von Kohlenstückchen und Asche bedeckt, worin jedoch gar keine Knochenfragmente vorkamen.

In der Mitte beim Punkte *f* stand ein schwärzlich graues, mit Querstrichen und an der Bauchweitung mit 3 quer herumlaufenden Reihen kurzer Längsstriches gezierte Töpfchen (Taf. I, Fig. 16). Daneben lagen die Scherben zweier runder Glashenkelkrüge, einer bauchigen Glasurne und eines Glasbechers.

Bei dem vollständigen Mangel an Leichenresten erscheint die Vermuthung gerechtfertigt, dass der besprochene Tumulus kein eigentlicher Grabhügel, sondern ein Hügel sei, welchen man zum Andenken an eine in der Ferne gestorbene Person aufführte. Denn wenn auch die Seitenplatte *e* der Vorkammer und auch deren Deckplatte fehlte, so war doch sonst der ganze Bau intact. Es enthielt auch die Vorkammer des Nachbartumulus Nr. 10, welche ganz bestimmt noch unversehrt war, gar keine Beigaben oder Leichenreste.

Tumulus Nr. 9. D = 6·3 m.

Ohne mit einer Kammer ausgestattet zu sein, enthielt dieser Hügel in seinem südwestlichen Quadranten eine zwar nicht ausgedehnte, aber sehr starke und mit vielen Knochenresten vermischte Brandschichte, in deren Südpartie eine zerdrückte, später ganz restaurirte Urne von grauem, sehr schwach gebranntem Thone, von dem Typus der Taf. I, Fig. 14 gezeichneten Urne vorkam. Neben derselben standen zwei niedliche, ganz erhaltene, mennigrothe Thonschalen mit rundem Fusse (Taf. II, Fig. 16) von folgenden Dimensionen:

H = 6, D = 9·5, f = 4, hf = 1·5.

Bei den Scherben der Urne lagen ferner zwei kleine, vollständig erhaltene Fibeln der gewöhnlichen römischen Form, und ein starker, an der Oberfläche verschlackter, eiserner Hakennagel.

An ihrem Nordrande enthielt die Brandschichte eine unkenntliche Kupfermünze, ferner hie und da zerstreut einzelne Scherben einer aussen weisslichen, innen schwarzen Dreifussschale und eines grauen, sehr dünnen Thongefässes.

Tumulus Nr. 10. D = 8·2 m.

Obwohl arm an Beigaben, zeichnete sich dieser Hügel vor allen übrigen durch seine Adjustirung aus, indem er nach dem Grundrisse und dem Detailplane Seite 81 eine runde, in festen Mörtel gelegte und zum grössten Theile aus gebrochenem Purgstaller Kalksteine bestehende Mauerung enthielt.

Dieselbe wurde in 80 cm unter der Hügelkuppe angetroffen und war von der Krone bis zu dem gepflasterten Boden 100 cm hoch. Die Mauerstärke betrug 40 cm, der lichte Durchmesser oben 120 cm, unten aber 140 cm. Genau im Süden war nach der ganzen Mauerhöhe eine Oeffnung von 85 cm Breite ausgespart, in welche sich eine Vorkammer eingebaut zeigte. Diese Vorkammer bestand aus zwei Seitenplatten *a* von je 40 cm Länge, 40 cm Höhe und 20 cm Dicke, welche durch eine 45 cm lange, 40 cm hohe und 10 cm dicke Querplatte *b* verbunden waren. In der Fortsetzung der Seitenplatten waren, nur in Erde gelegt, zwei je 55 cm lange Mauern *c* bis zur gleichen Höhe von 40 cm aus Kalksteinfindlingen aufgeführt und die so verlängerte Vorkammer *e* an der Stirne durch kleinere Steinplatten *d* abgeschlossen. Die sämmtlichen Platten *a b* und *d* bestanden aus einem marinen Tertiärsandsteine, wahrscheinlich dem Affenzer Steine, und waren sehr sorgfältig zugerichtet.

Der Boden des runden Mittelbaues sowohl, als des quadratischen Vorbaues war mit kleinen Purgstaller Kalksteinen ausgepflastert und darüber mit einem Mörtelgusse versehen. Die Höhe des Pflasters sammt Mörtelguss betrug 8 cm.

Auf dem Pflaster des Mittelbaues und zwar in dessen Mitte, lagen 2 dünne Kalksteinplatten von je 30 cm im Quadrat innerhalb einer Brandschichte, welche den ganzen Boden dieses Mittelbaues in einer Stärke von 18 cm bedeckte. Sie enthielt sehr viele Knochenfragmente, sonst aber nur einzelne Scherben einer grauen Urne und eines weisslichen Deckels von Thon, ferner einen Eisennagel und eine stark verschlackte Kupfermünze.

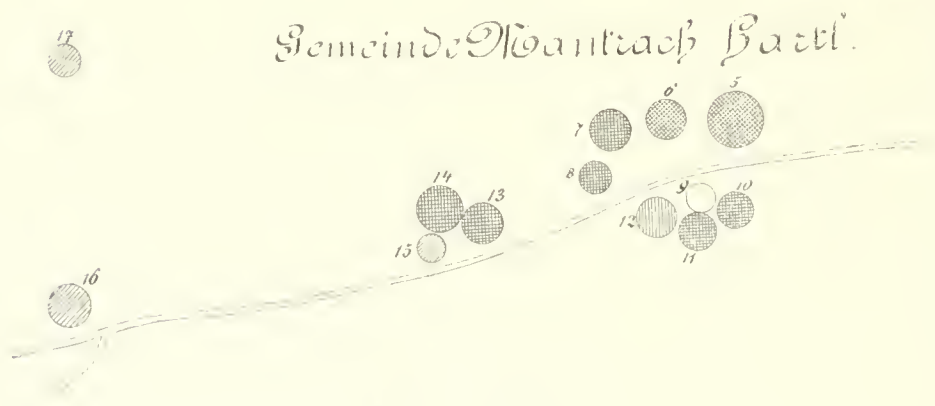


Fig. 22. Maassstab 1 : 2000.

Ueber der Brandschichte war der ganze Mittelraum mit Erde angefüllt, welche in den oberen Lagen viele grössere Steine enthielt, und scheinen diese Steine ursprünglich eine Decke des Mauerwerkes gebildet zu haben.

Der Vorraum *e* enthielt nichts als Erde und war mit Steinen überlegt.

Gemeinde Mantrach, Hartl (Preclwald).

In diesem, gänzlich auf den Alluvionen der vereinigten Sulm stehenden Walde finden sich 17 Tumuli, von welchen 7 in früheren Zeiten angegraben wurden. Während unserer Ausgrabungen untersuchte Prof. Dr. Gurlitt einen, Radimský ebenfalls einen vollständig, während er die Untersuchung eines zweiten (Nr. 6) begann. Szombathy setzte diese Untersuchung fort und grub noch 6 weitere Tumuli ab. Siehe die Planskizze Fig. 22.

Der Inhalt dieser Tumuli ist dadurch besonders interessant, dass sich neben den auf der Drehscheibe gearbeiteten Gefässen auch solche finden, welche aus freier Hand gemacht sind und zum Theil jenen aus den älteren Tumulis am Purgstall vollständig gleichen. Wir haben in der folgenden Beschreibung durch die Anmerkung „Frh“ die aus freier Hand erzeugten Gefässe Stück für Stück besonders unterschieden.

Tumulus Nr. 5. D = 15 m, H = 1·4 m.

Ungefähr in der Mitte des Hügels kam 90 cm tief eine kleine Leichenbrandschichte zwischen den Scherben einer grösseren, schwarzen, glatten Urne

Frh, welche vollkommen den Typus der vorrömischen Urnen besass und ursprünglich die gesammelten Leichenbrandreste enthalten haben mochte. Zwischen diesen Scherben lag ein ganzer Bronzepaalstab von 17·5 cm Länge, welcher in seiner Form ganz mit dem im Tumulus Nr. 17 der Forstwaldgruppe in Gleinstätten gefundenen Bronzepaalstabe[1]) übereinstimmte und keine Spuren eines erlittenen Brandes beobachten liess.

Daneben fanden sich die Scherben eines ordinären kleinen braungrauen Topfes. Die übrige Anschüttung enthielt einen ähnlichen zweiten Bronzepaalstab, an welchem jedoch der Schafttheil abgebrochen war und welcher sich ganz verbogen zeigte, als wenn er einem grossen Feuer ausgesetzt gewesen wäre, dann Bruchstücke eines braunen, feineren und dreier roher, röthlicher und grauer Gefässe. Eines der letzteren war auf der Drehscheibe erzeugt.

Tumulus Nr. 6. D = 10·4 m, H = 1·2 m.

Am nordöstlichen Rande des Tumulus finden sich unmittelbar unterm Rasen die Scherben eines schlankbauchigen, klingend hart gebrannten Töpfchens (*a*). 2·3 m NNO. vom Centrum erscheint im ursprünglichen Niveau eine kleine Brandschichte von 40 cm D. mit calcinirten Knochen. Im Centrum des Tumulus befindet sich eine von O. nach W.

[1]) Siehe Mitth. d. A. G. Bd. XV, Taf. VII, Fig. 1.

2·2 m lange, 1·6 m breite Brandschichte mit vielen Topfscherben. Auf derselben stehen unregelmässig vertheilt folgende, zum Theil zerbrochene Gefässe:

b) 1 bauchiger Topf, grau, hart gebrannt, ähnlich mit Taf. I, Fig. 14, am Obertheil des Bauches mit 5 mittelst des Punktirrädels erzeugten Reifchen verziert.

c) 1 bauchiges Töpfchen, roth. (Taf. I, Fig. 23.)
H = 8·3, D = 8·1, m = 6·2, b = 4·2.

d) 1 flache Schale, grau, klingend hart gebrannt, aber blasig und etwas verzogen; ähnlich mit Taf. II, Fig. 29.
D = 18·5.

e) 1 bauchiges Töpfchen, roth, mit 0·3 h. und 5 br. Fussrauft. Es war bedeckt mit

e_1) 1 flachen Schale, roth, ähnlich mit Taf. II, Fig. 31.
D = 11·8, f = 5·4, hf = 0·7.

f) 1 Dreifussschale mit Deckel, dunkelgrau, hart gebrannt. (Taf. II, Fig. 40.) Der flachgewölbte Boden der Schale ist vom cylindrischen Obertheil scharf abgesetzt. Dieser ist mit 3 horizontal laufenden seichten Furchen verziert und hat einen flachen Rand, auf welchem jener des Deckels einfach aufliegt.
H = 8·9, D = 17·9, hf = 3·7.

Der conische Deckel trägt einen flachen Knopf von 4 l D. und ist an der Spitze durch 3 mit dem Punktirrädel in einem Zuge gemachte und 4 mit dem Spatel gezogene concentrische Kreise verziert.
H = 4·5, D = 17·5.

Die aus der Brandschichte und zum Theil auch aus der aufgeschütteten Erde gewonnenen Scherben deuten auf folgende Gefässe:

g) 1 kleine Dreifussschale, schwarz.

h) 1 tiefes, sehr dünnwandiges Schälchen, grau.

i) 1 grosser Topf, mit dickem, horizontal umgelegtem Rande, aussen mit einem Kamme gestreift.

k) 4 mittelgrosse Töpfe, mit verdicktem, schwach ausgebreitetem Rande.

l) 1 bauchiges Töpfchen, grau, dünnwandig, hart gebrannt.

m) 1 grosse Dreifussschale, Frh, lichtgrau, gut gebrannt.

n) 3 bauchige Urnen, Frh, gut geglättet, schwach gebrannt. Die eine hat einen 2·5 br. horizontal umgebogenen, die zweite einen 3 cm br. wenig nach aussen gebogenen Rand, die dritte ist am Obertheile des Bauches mit senkrechten, 0·5 br. seichten Furchen verziert und ihr Hals ist 1 cm unter dem Randtheile in Abständen von 11—13 cm mit kleinen Löchern durchbohrt.

o) 1 flache Schale, Frh., mit eingebogenem Rande.

Tumulus Nr. 8. D = 8 m, H = 0·9 m.

Unter der Mitte, aber etwas gegen W. gerückt findet sich eine runde, 3 m breite Brandschichte von 6 m Mächtigkeit und auf derselben, 2 m von einander entfernt, 2 kleine Gefässe:

a) 1 Schälchen, grau, an einer Seite roth gebrannt. (Taf. II, Fig. 25), mit 2 mm hohem Bodenrauft.
H = 2·7, D = 6·9, b = 3·8.

b) 1 Töpfchen, Frh, mit flachem Boden und mässig gewölbtem Bauch, unverziert.
D = 13·5, b = 7.

In der Brandschichte fanden sich die Scherben von

c) 1 schwarzen Urne, Frh, und

d) 3 ordinären bauchigen Töpfen, Frh, mit umgebogenem Rande, deren einer mit Kammstrichen bedeckt ist.

N. und SO. von der Brandschichte finden sich kleinere kohlige Schmitzen in der Erde.

Tumulus Nr. 10. D = 9·5 m, H = 0·8 m.

Im Centrum ist im ursprünglichen Niveau eine Brandschichte von durchschnittlich 4 m D. und 3 cm Dicke ausgebreitet. Ansehnliche Spuren derselben reichen gegen Norden bis an die Peripherie. 20 cm über ihr findet sich im Centrum noch eine zweite kohlenreiche Schichte von 60 cm Br., 120 cm L. und 1—3 cm Dicke. Auf der unteren Brandschichte finden sich nahe dem Centrum ein Scherbenhaufen und folgende zwei Gefässe:

a) 1 gehenkelte Thonflasche, roth. (Taf. II, Fig. 11.) Der nahezu kugelförmige Bauch steht auf einem schmalen Bodenreif und ist an der Oberseite mit 2 flachen parallelen Furchen verziert. Der cylindrische Hals hat 5·8 H. und 3·5 D. und ist 1 cm unter dem geraden Rande mit einer wulstigen Verdickung umgeben. Der bandförmige Henkel ist 2 cm br., mit 2 Längsfurchen verziert und reicht vom Obertheile des Bauches bis zur Mitte des Halses.
H = 19, D = 15, f = 7·1, hf = 0·3.

b) 1 flache Schale, grau, scharf gebrannt, blasig, ähnlich mit Taf. II, Fig. 34.

In dem Scherbenhaufen waren enthalten:

c_1) 1 Thonflasche mit Henkel, grau, ähnlich mit *a*).

c_2) 1 bauchiges Gefäss, grau (Taf. I, Fig. 20). Der hohe conische Halstheil ist vom Bauche durch eine schmale Einfurchung getrennt, der Mundrand ist dünn, vertical.
H = 18, D = 19, m = 10, f = 7, hf = 1.

c_3) mehrere grosse, grobe Töpfe.

c_4) 1 Schale, grau, ähnlich mit *b*).

c_5) 1 Dreifussschale, Frh, ähnlich mit Fig. II, Taf. 49, grau, der Rand mit schwarzer Farbe bestrichen; die Füsse und die Hälfte des Randes abgebrochen.
D = 12·5.

c_6) 1 flache Schale, Frh, mit eingebogenem Rande.

c_7) 1 conische Schüssel, Frh, aus sehr grobem Thon, dickwandig, aussen mit Kammstrichen. Der Rand ist ein wenig verdickt, und unmittelbar unter demselben laufen aussen zwei flache, 12 mm breite Furchen rund herum.

c_8) 1 grosser Topf, Frh, mit horizontal ausgebreitetem, gekerbtem Rande. Ein Scherben zeigt einen niederen, 9 mm breiten Wulst, auf welchem in Abständen von 11 mm kleine, 7 mm hohe, roh mit den Fingern geformte Warzen aufsitzen.

c_9) 1 grosse, bauchige Urne, Frh, mit flachem, 16·5 breitem Boden. An der Innenseite sind verkohlte Reste von einer mehlbreiähnlichen Substanz erhalten.

Im nördlichen Theile des Tumulus, nahe an der Peripherie finden sich, aufrecht neben einander stehend, folgende Gefässe:

d) 1 flache Schale, Frh, mit genabeltem Boden und einfachem, nicht eingebogenem Rande. (Taf. I, Fig. 31.)
H = 4·5, D = 11·1.

e) 1 bombenförmiges Gefäss, rohe Frh, (Taf. I, Fig. 28.) Der Boden bildet einen 5 mm hohen Ranft. An den kugeligen Bauch schloss sich unmittelbar ein horizontal ausgebreiteter, leider gänzlich abgebrochener Rand an. Die Verzierung besteht aus 2 rundumlaufenden Linien, unter welchen eine Reihe von flachen Grübchen und darunter eine Folge von 10 dreifachen Zickzacklinien angebracht ist.
D = 21·8. H = ca. 20.

In diesem Gefässe findet sich:

e_1) 1 halbkugeliges Henkelschälchen, Frh, dessen Rand an der Ansatzstelle des Henkels eingebogen ist. (Taf. I, Fig. 29.)
H = 5, D = 8·9.

f) 1 schlankbauchiger Topf, Frh, mit ebenem, 7 cm br. Boden und einfachem, geradem Rande, welcher schief gestellte Kerben zeigt.

Tumulus Nr. II. D = 10·2 m, H = 0·6 m.

Grundriss Fig. 23.

Unter dem Centrum liegt in einer Tiefe von 80 cm eine 3·5 m breite Brandschichte, welche durchschnittlich 2 cm, im NO.-Theile aber bis zu 10 cm mächtig ist und eine ca. 50 cm südlich von ihrer

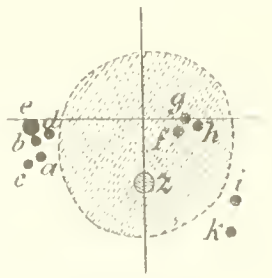


Fig. 23. Maassstab 1 : 150.

Mitte, 1·3 m südlich vom Centrum des Tumulus gelegene Brandgrube *z*, (von 50 cm Br. und 30 cm Tiefe) auskleidet. Ausserhalb der Brandschichte, unmittelbar am Westrande derselben stehen in einer Gruppe folgende Thongefässe:

a) 1 weite Schale ohne Henkel, Frh, braun mit ebenem Boden und eingebogenem Rande.
D = ca. 15.

b) 1 halbkugelige, henkellose Schale, Frh., gut geglättet, braun, mit genabeltem Boden, ähnlich mit Fig. 31, Taf. I
D = 11·5, H = 5·3.

c) 1 flache Schale, Frh, mit eingebogenem Rande.

d) 1 bauchiger Topf, Frh, mit weiter Mündung und umgeschlagenem Rande.

e) 1 bauchige Urne, Frh, schön geglättet, schwarz. (Taf. I, Fig. 30.) An der Stelle des Halsansatzes ist sie von einer dreifachen Linie umzogen, von welchen 8, aus 6 Linien gebildete Bänder über die Wölbung herabziehen. Deren Zwischenräume sind mit je einem aus 4 Linien gebildeten ∴ ausgefüllt.
H = 30·2, D = 41, m = 17·5, b = 10·8

Ueber dem mächtigsten Theile der Brandschichte stehen die folgenden Gefässe:

f) 1 Dreifussschale (ohne Deckel), Frh, grau, flach gewölbt, mit eingezogenem, für einen übergreifenden Deckel bestimmtem Rande, unter demselben mit 3 concentrischen, ca. 1 cm breiten Furchen verziert. Füsse beschädigt. (Taf. II, Fig. 50.)
H = 9, D = 19·5.

g) 1 kleines Schälchen, roth gebrannt, mit einem 2 mm hohen Bodenranft, einem flach gewölbten Unter- und einem nahezu verticalen Obertheil mit geradem Rande. (Taf. II, Fig. 20.)
H = 3·6, D = 6·7, b = 3·3.

h) 1 Dreifussschale, Frh, grau, ähnlich mit *f*), aber ganz glatt. Der Rand war mit schwarzer Farbe bestrichen.
H = ca. 6·2, D = 17.

Am SO.-Rande der Brandschichte finden sich bei *i* in einer Tiefe von 30 cm 2 von der Oxydation halb aufgezehrte Bronzefibeln des in Fig. 4, Seite 79 abgebildeten provinzial-römischen Typus. Unter denselben lagert im Lehm, ohne weiterer Verbindung mit den anderen Funden, eine 15 cm br. und 3 cm dicke Schichte von Leichenbrand-Knöchelchen. Nahe daran findet sich:

k) 1 Dreifussschale mit Deckel (Taf. II, Fig. 43), lichtgrau, gut gebrannt. Die Füsse sind relativ hoch (4·4). Die Schale selbst ist flach gewölbt, nahe am Rande mit 3 feinen Linien verziert. Der Rand ist um circa 3 mm nach rückwärts gerückt, um in den Falz des übergreifenden Deckels zu passen.
H = 8·2, D = 13·2.

Der Deckel ist flach gewölbt, trägt einen flachen, oben vertieften Knopf und ist mit 4 concentrischen Reihen schräggestellter, abwechselnd rechts und links gerichteter Striche verziert.
H = 5·5, D = 13·4.

k_1) unmittelbar bei *k*, Scherben einer Dreifussschale mit Deckel, den vorigen ähnlich

Im Lehme der Anschüttung fanden sich zerstreut die Scherben folgender Gefässe vor:

l) 1 grosse, bauchige Urne, Frh, mit hohem Hals und breitem Rand, schwarz.

m) 1 grosses Gefäss, Frh, braun, innen ganz mit einer schwarzen Masse, den Resten eines breiigen Inhalts, ausgekleidet.

n) 1 grosse, rundliche Henkelschale, Frh, gut geglättet, braun, mit geradem Rande. Der hohe, bandförmige (4·3 br.) Henkel schliesst sich unmittelbar an den Rand an und ist an seiner höchsten Stelle mit einem Ansatze verziert.

o) 1 kleines, rundbauchiges Töpfchen, Frh.

p) 1 grosser Topf aus grobem Thon mit 1·5 br. umgelegtem Rand.

q) 1 mittelgrosser, dickwandiger Topf, mit verdicktem Rand, unter welchem einige Striche einer mit tiefen Zügen eingegrabenen Inschrift zu erkennen sind. Aussenfläche mit Kammstrichen.

r) 1 mittelgrosser, dickwandiger Topf mit geradem Rande.

s) 1 bauchiger Topf, ähnlich mit Fig. 19, Taf. I.
t) 1 bauchiges Töpfchen, roth, mit schmalem Bodenrauft.
u) 1 gehenkelte Thonflasche, grau, deren Hals 3 cm br. und 5 cm hoch und deren bandförmiger Henkel 6·5 cm hoch und 2·1 cm br. war.
v) 1 Deckel einer Dreifussschale, flach conisch, mit Randfalz.

Tumulus Nr. 13. D = 10·5 m, H = 1·1 m.

Grundriss: Fig. 24.

3·4 m südöstlich vom Centrum erscheint auf dem gewachsenen Boden eine 55 cm breite Schichte von Kohlen *(a)* mit den Scherben einer Dreifussschale mit Deckel, Frh, ähnlich mit der in Taf. II, Fig. 49 abgebildeten.

S. vom Centrum, 20 cm über dem gewachsenen Boden findet sich eine nahezu kreisförmige Brandschichte von 2 m D. und 1—6 cm Dicke. Theils in

Fig. 24 Maassstab 1 : 150.

derselben, theils auch unmittelbar unter derselben finden sich nebst einzelnen Spuren von Bronze folgende Thongefässe:

b) 1 Thonflasche mit Henkel, roth (Taf. II, Fig. 24). Ein 7 mm hoher Bodenrauft trägt einen aus 2 einander mit der Basis zugekehrten und durch eine seichte Einschnürung von einander getrennten Kegelflächen gebildeten Bauch. Der cylindrische Hals trägt einen trichterförmig erweiterten Mundsaum.
H = 15·5, D = 14, b = 5·8, m = 4·8. Hals: h = 6·2, d = 3·5.
c) Scherben eines rothen Töpfchens.
d) 1 bauchige Urne, Frh, schwarz, am Halsansatze ist ein aus 5 Linien gebildetes Band eingezeichnet, von welchem ähnliche, beiderseits mit einer Reihe von Punkten eingesäumte Bänder über den Bauch herab ziehen.
e) 1 conischer Becher, grau, mit verdicktem Mundrand. (Taf. II, Fig. 17.)
H = 9, D = 7·7, b = 3·8.
f) 1 grosse, bauchige Urne, Frh, schwarz, mit einer doppelten, von Punkten eingesäumten Linie am Halsansatze und abwärts gerichteten Winkelstrichen.
g) und *h*) 2 flache Schalen, Frh, mit eingebogenem Rande.
i) 1 Dreifussschale mit Deckel, Frh, dunkelgrau. (Taf. II, Fig. 49.) Schale gewölbt, Rand nach einwärts gerichtet und mit schwarzer Farbe bestrichen.
H = 9, D = 16.
Der Deckel ist gewölbt und mit einem 5·4 cm br., oben vertieften Knopf gekrönt. Sein Rand greift mit einem Falz über jenen der Schale.
H = 7·7, D = 17·2.
k) 1 Schale mit Bodenrauft, grau.
l) 1 bauchiger Topf, Frh, schwarz, gut geglättet, ausgefüllt mit Resten von Säugethierknochen.

Gegen W. schliesst sich an diese Brandschichte eine 60 cm breite, 10 cm dicke Kohlenschichte, *p*, an, in welcher sich 2 Eisennägel und ein Fragment einer Bronzefibel von provinzial-römischer Form finden.

N. vom Centrum ist wieder eine Brandschichte *(n)* anzutreffen. Dieselbe liegt dem gewachsenen Boden auf, hat 1·1 m Durchm. und 5 cm Dicke und enthält folgende Thongefässe:

m) 1 bauchigen Topf, grau. (Taf. I, Fig. 19.)
H = 13·6, D = 15·8, m = 10·4, b = 6·6.
n) 1 Schälchen, grau, mit flachem Boden und gewölbtem Obertheil, besonders dünnwandig.
o) 1 Deckel einer Dreifussschale, Frh, grau, ähnlich mit jenem von *i*.)
H = 7·7, D = 17·3.

In der aufgeschütteten Erde fanden sich keine Scherben.

Tumulus Nr. 14. D = 11·5 m, H = 1·2 m.

In der Anschüttung sind zahlreiche kleine Scherben zerstreut. Im südöstlichen Quadranten des Tumulus findet sich eine Brandschichte, welche in der Richtung von SO. nach NW. 3·7 m lang und 3·3 m breit ist, in der Mitte eine Mächtigkeit bis zu 12 cm hat, gegen den Rand hin aber ganz dünn ausläuft. In ihrem südöstlichen Theile finden sich:

a) 1 Schale, Frh, mit flachem Boden und geradem Rand.
b) 1 flache Schale, Frh, dünnwandig, mit verdicktem Rand.
c) 1 Urne, Frh, (Taf. I, Fig. 32), dickwandig, grau. Der wenig gewölbte Bauch ist mit einem wellenförmigen, gekerbten Wulst, über dessen Wellensenkungen je zwei parallele Wülstchen angesetzt sind, verziert. Ausserdem trägt er in halber Höhe einen 1 cm hohen, 3·5 cm br. Ansatz.
H = 16, D = 20, m = 17·2, b = 9·5.
Diese Urne war zur Hälfte mit Leichenbrand gefüllt.
d) 1 grosser, bauchiger Topf, Frh, braun.

Im nördlichen Theile der Brandschichte finden sich die Scherben von 2 grossen, auf der Drehscheibe gefertigten Töpfen.

1 m nördlich vom Centrum des Tumulus kommt eine zweite, 1·1 m breite und 2 cm dicke Kohlenschichte vor, in welcher sich einige Eisenfragmente und folgende Gefässe finden:

e) 1 Thonflasche mit Henkel (Taf. I, Fig. 4), roth, mit mässig gewölbtem Bauch und kurzem Hals.
H = 13·9, D = 10·7, b = 5·4.

f) 1 Dreifussschale mit Deckel. (Taf. II, Fig. 42), grau. Die Schale ist flach gewölbt, mit 3 eingeschnittenen Stufen umzogen und hat einen verengten Rand.
H = 8·5, D = 17·6.

Der niedrig-kegelförmige Deckel trägt am Gipfel einen flachen Knopf, um welchen mit einem Punktirrädel fünf Umgänge einer punktirten Linie eingezeichnet sind. Der Rand greift über jenen der Schale, ohne einen eigentlichen Falz zu bilden.
D = 18·1, H = 6.

g) Scherben einer Dreifussschale. Frh. ähnlich mit Fig. 49, Taf. II, dünnwandig.

Gemeinde Pistorf. Distelhofwald.

Auf einem nach Osten abfallenden Gehänge in dem herrschaftlichen Distelhofwalde wurde gelegentlich einer im Frühsommer 1882 vorgenommenen Waldrodung durch die Arbeiter eine ziemlich erhaltene, 32 cm lange, spitz zulaufende eiserne Schwertklinge, welche mit der Spitze nach aufwärts stand, ferner etwa 150 Schritte davon entfernt ein breites Hufeisen und in einem nahen Holzwege durch den Wirth Gsellmann das schwärzliche Ausgussstück eines Thonkruges, so wie die schneckenförmige Verzierung eines röthlichen Thongefässes vorgefunden, welche Gegenstände Radimský erhielt und dem Grazer Joanneum übergab.

Eine Besichtigung der Localität ergab, dass daselbst noch drei, durch Abschwemmung stark abgeflachte Tumuli erkennbar sind, deren Zahl früher wahrscheinlich eine grössere war, und dass sich an der Fundstelle des Eisenschwertes auch ein Tumulus befunden haben dürfte, weil daselbst eine kleine, rundliche Brandstelle von 40 und 60 cm D. aufgedeckt und einige Bruchstücke einer kleinen Thonurne vorgefunden wurden.

Radimský liess die drei Tumuli, leider jedoch mit ungünstigem Erfolge, durchgraben.

Tumulus Nr. 1. D = 13·8 m, H = 1·15 m.

Dieser Hügel zeigte keine Brandschichte, sondern nur in seiner ganzen Masse verstreute Holzkohlenstückchen, ähnlich den beschriebenen Tumulis in Untergreith. In einer Tiefe von 30 cm unter der Kuppe kamen verstreut einzelne Scherben von mindestens 4 Thongefässen römischer Form, darunter ein röthliches auf der Scheibe gedreht, sonst jedoch gar nichts Anderes vor.

Tumulus Nr. 2 und Nr. 3.

Beide Hügel waren noch mehr abgeflacht als der vorhergehende, so dass ihre Durchmesser und Höhen nicht mehr gemessen werden konnten. Wie Nr. 1 enthielten sie viele in der Masse der Anschüttung vertheilte Kohlenstückchen und fanden sich in Nr. 2 etwa 15 cm tief mehrere kleine Scherben von 3 verschiedenen Thongefässen und in Nr. 3 gleich seicht zwei schwärzliche Thonscherben ohne weitere Beigaben vor.

Nachdem keine Spuren auf eine frühere Oeffnung hindeuteten, dürften diese drei Tumuli nicht für Grabhügel zu halten sein.

Gemeinde St. Andrä. Hannsjörgelwald.

Oestlich von der Pfarrkirche St. Andrä finden sich in dem Walde des vgo. Hansjorgel theils auf der ebenen Hochfläche, theils an einem gegen NO. gerichteten Abhange 66 Tumuli vor, von welchen höchstens 30 noch intact sind. Vier derselben wurden durch Radimský untersucht.

Tumulus Nr. 1. D = 9·0 m, H = 1·8 cm.

In der Nordhälfte des Hügels wurde eine rechteckige Kammer aus schön zugearbeiteten Gneissplatten angetroffen, deren Deckplatte 90 cm tief unter der Kuppe lag, und deren längere von SO. gegen NW. gerichtete Seitenplatten Falze für die Querplatten besassen, was bisher noch bei keiner Plattenkammer beobachtet wurde.

Die äusseren Dimensionen der Kammer waren: L = 110, Br. = 100, H = 92, die inneren, lichten dagegen L = 95, Br. = 87 und H = 79, wobei die Stärke der Seitenplatten 6—8 cm, jene der Deckplatte 8 cm und endlich jene der Bodenplatte 5 cm betrug.

Nach dem Abhube der Deckplatte zeigte sich die Kammer mit feinsandiger Erde angefüllt, welche in 50 cm Tiefe einzelne Knochensplitter ohne Kohlen enthielt. Unmittelbar auf der Bodenplatte lag ferner eine 10 cm starke Leichenbrandschichte mit vielen Knochensplittern, in welchen eine schief gedrückte Dreifussschale ohne Deckel vorkam.
H = 8, D = ca 14, f = 8·5, h f = 3.

Ferner wurden aus dieser Brandschichte die Scherben eines schwach gebrannten grauen Henkelkruges und einer grauen Schale gehoben.

An die südwestliche Seitenplatte schloss sich auswendig im Horizonte der Bodenplatte eine 8 cm

starke und 60 cm breite Leichenbrandschichte an, welche nur einen starken Eisennagel mit hakenförmigem Kopfe enthielt. In der ganzen Anschüttung des Hügels, welcher keine Spur einer früheren Eröffnung beobachten liess, wurden zerstreute Thonscherben, und zwar die eines feinen, grauen Töpfchens (cfr. Fig. 11, Taf. I) eines schwarzen Dreifussschalendeckels und einer weisslichen Dreifussschale nebst dem zugehörigen Deckel von 18 cm D. gesammelt.

Tumulus Nr. 2. D = 7·5 m, H = 1·2 m.

Bei 90 cm Tiefe kam in der Hügelmitte eine 16 bis 20 cm starke, von N. gegen S. 1·5 m lange und 1 m breite Leichenbrandschichte vor, welche 12 kurze Eisennägel mit grossem Kopfe und etwas Thonscherben enthielt. Die letzteren kamen auch in der Anschüttung zerstreut vor und liessen sich die Scherben eines Dreifussschalendeckels, sowie einzelne Stücke von mindestens 6 Thongefässen, darunter ein gelbes, bandförmiges Henkelstück von 4 cm Breite und mit drei Längsrippen verziert, unterscheiden. Andere Beigaben fehlten.

Tumulus Nr. 3. D = 7 m, H = 0·85 m.

In der Anschüttung des Hügels, welcher an seiner Kuppe eine unbedeutende Einsenkung beobachten liess, fanden sich einzelne Scherben zweier grauer Schalen, einer rothen Urne, eines rothen Töpfchens, eines braunrothen, mit Fig. 11, Taf. I ähnlichen Topfes und das Bruchstück eines 6 cm breiten und 1 cm dicken glatten Henkels vor, wogegen eine Brandschichte oder sonstige Beigaben fehlten. Dieser Hügel dürfte sonach schon früher einmal geöffnet worden sein.

Tumulus Nr. 4. D = 10 m, H = 1·35 m.

Aus der Mitte etwas gegen Norden verrückt wurde in 100 cm Tiefe eine Leichenbrandschichte von 2 m NS. Länge, 1·2 m OW. Breite und 13 cm Stärke angetroffen, welche einem unregelmässig aus kleinen Schieferstücken gebildeten Pflaster auflag. Sie enthielt ausser den gewöhnlichen Brandresten 2 mittelgrosse Eisennägel, ein Bronzedrahtfragment und etwas Thonscherben.

Aus den letzteren liess sich eine braune, aus porösem Materiale bestehende Dreifussschale nebst dem zugehörigen Deckel zum Theile restauriren. Der Rand der glatten Schale, ferner der Rand und die Mitte des Deckels sind schwarz bemalt und der Deckel an seiner ganzen Aussenfläche mit radialer dichter Streifung bedeckt.

Ausserdem liessen sich einzelne Scherben eines grauen, eines rothen und eines weisslichen Gefässes unterscheiden.

In der Tumulusanschüttung wurden keine Thonscherben beobachtet.

Gemeinde Bergla. Sillihanselweide.

Nahe am nördlichen Rande einer Diluvialterrasse, welche sich am rechten Ufer der schwarzen Sulm aus der Thalsohle erhebt, kommen als übrig gebliebener Rest einer grösseren Begräbnissstätte auf der Weide des vgo. Sillihansel 5 Tumuli vor, und da Radimský im Jahre 1881 unmittelbar daneben eine Tiefbohrung zu leiten hatte, beschloss er diese Hügel versuchsweise zu öffen. An dem bestimmten Tage musste er jedoch plötzlich geschäftlich verreisen und hoffte, dass die Arbeiter mit dem Beginn der Grabung bis zu seiner Rückkunft zuwarten würden, fand jedoch rückgekehrt schon den letzten Hügel in der Arbeit. Leider wurden hiebei die Funde aus allen 5 Tumulus von den ungeübten und nicht überwachten Leuten durcheinander gemischt, so dass über das Resultat dieser Gräbereröffnung nur cumulativ berichtet werden kann.

Tumulus Nr. 1—5. D = 6—8 m, H = 65—80 cm.

In jedem der fünf Hügel fand sich eine ausgedehnte Brandschichte mit vielen Knochenresten vor, welche dem gewachsenen Boden auflagerte und mehrere Beigaben enthielt.

An Bronzen wurde nur in einem Hügel eine römische Fibel, welcher der Dorn und die Rinne fehlte, gefunden, und enthielt dieser Hügel auch eine graue Thonperle mit weiter Bohrung von 12 mm Durchmesser.

An Thongefässen lieferten diese 5 Hügel zusammen:

a) 1 graue, stark ausgebauchte, aber schwach gebrannte Urne, welche Leichenbrandreste enthielt. (Taf. I, Fig. 13.)
H = 20, D = 21, m = 10·5, b = 8.

b) 1 graues Töpfchen mit umgebogenem Rande, welches ebenfalls mit Knochenfragmenten angefüllt war.
H = 8·5, D = 7·5, m = 4, b = 4.

c) Scherben einer grauen Urne, ähnlich der sub a beschriebenen.

d) 1 rother Thonkrug, bis auf den fehlenden Halsrand und Henkel restaurirt.
H = 11, D = 9, b = 4·5.

e) 1 schwärzliche Dreifussschale, die Füsse roth gebrannt, mit zugehörigem Deckel.
Die Schale H = 10·5, D = 16, m = 16, f = 11, hf = 4.
Der Deckel H = 5, D = 16·5.

f) 1 dunkelgraue Dreifussschale mit rothgebrannten Füssen und zugehörigem Deckel.
Die Schale H = 11. D = 18·5. m 16. f = 11. hf = 5.
Der Deckel H = 5·5. D = 19.

g) 1 kleine, weissliche Dreifussschale sammt zugehörigem Deckel.

h) 1 kleine graue und ganz glatte Schale.

i) 1 grössere, hohe, rothe Schale mit schwach eingezogenem Rande.

k) Scherben von 1 grauen Schale, 1 grauen Deckel, 2 weisslichen Dreifussschalen, 2 weisslichen Deckeln, 2 rothen kleineren Schalen und einzelne Bruchstücke von grossen, an der ganzen Aussenseite gestreiften Gefässen.

Gemeinde Wieden. Golliwiese.

Tumulus Nr. 1. D = 15 m, H = 2·5 m.

Unmittelbar neben der von Gleinstätten nach D.-Landsberg führenden Bezirksstrasse gelegen, wurde dieser Hügel, wie schon im ersten Fundberichte erwähnt, vor längeren Jahren gelegentlich einer Strassenverbreiterung an seiner Westseite zum Theile abgegraben, wobei man auf ein, damals nicht weiter untersuchtes Mauerwerk gestossen sein soll.

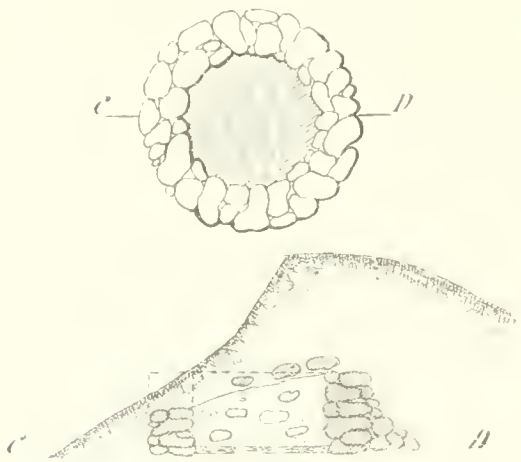


Fig. 25. Maassstab 1 : 75.

Bei der Eröffnung traf Radimský darin einen runden Steinbau Fig. 25, dessen Fuss 200 cm tief unter der Hügelkuppe lag und welcher an der intacten Ostseite 80 cm hoch war. An der Westseite war ein Theil des Mauerwerkes abgetragen, so dass seine Höhe dort nur 45 cm betrug. Der darüber ursprünglich ohne Zweifel vorhanden gewesene, gewölbartige Steinwurf fehlte an dieser Seite ebenfalls ganz.

Die Mauer war ringsum geschlossen und den bisher beobachteten Mauerungen entgegen lothrecht aufgeführt, so das die Mauerkrone und der Mauerfuss die gleiche Lichte von 130 cm zeigten. Bei einer Stärke von 40—50 cm war das Mauerwerk vom Fusse an bis auf 30 cm Höhe blos in Erde gelegt, von da aufwärts jedoch mit Mörtel sehr fest gemauert und bestand aus grossen Bachgeschieben. Auswendig zeigte sich die Mauerung auf 40 cm hoch in Nord, Ost und Süd durch einen Steinwurf gestützt, welche Verstärkung im Westen gelegentlich der ersten Abgrabungen entfernt worden sein mag. Eine Vorkammer war nicht vorhanden.

Der Innenraum war mit Erde, zwischen welcher einzelne Bachgeschiebe lagen, angefüllt und erst unmittelbar auf dem gewachsenen und roth gebrannten Boden fand sich eine schwache, bräunliche Schichte, wahrscheinlich Asche vor, welche sehr viele Knochenreste, aber fast gar keine Holzkohlen enthielt. Der südliche Theil der Mauer stand dagegen auf einer schwarzen, 4—5 cm dicken Brandschichte, welche den Steinbau bogenförmig im Süden umgab, und in Südwest plötzlich abbrach. Sie bestand aus den gewöhnlichen Leichenbrandresten und dürfte sich früher weiter nach Westen gezogen haben, wo sie gelegentlich der früheren Grabung mit abgegraben wurde.

Weder der innere Raum, noch die vorgefundene Brandschichte enthielten irgend welche Beigaben, und es dürfte daher das Grab schon früher ausgeraubt worden sein.

Gemeinde Wieden. Dechantwald.

In 160 m Entfernung westlich von der Gleinstätten-Deutsch-Landsberger Bezirksstrasse stehen nordwestlich von den Gollikogel in dem grossen und ebenen Dechantwalde zwei grössere und drei kleinere Hügel, welch' erstere Radimský untersucht hat.

Tumulus Nr. 1. D = 14·3 m, H = 2·1 m.

Im Südosten des Hügels wurde ein aus grossen Bachgeschieben bestehendes, vom Fusse an auf 18 bis 29 cm Höhe in Mörtel, weiter hinauf blos in Erde gelegtes, rundes Mauerwerk, ohne irgend einen Vorbau aufgeschlossen. (Siehe Fig. 26.)

Der Scheitel des darüber aufgeführten, gewölbartigen Steinwurfes lag 60 cm, der Fuss des runden Mauerwerkes aber 154 cm unter der Kuppe der Erdanschüttung. Die lichte Weite der Kammer mass oben 140 cm, am Fusse 160 cm und war deren Boden mit circa 4 cm dicken, in Sand gelegten Gneissplatten von geringerer Grösse ausgepflastert.

Ueber dem ganzen Pflaster lag eine Schichte von Asche mit zahlreichen Knochenresten ausgebreitet,

worin nahe an der südöstlichen Umfassungsmauer zwei längliche Stücke von marinem Tertiärsandsteine (Aflenzer Stein?) von je 30 cm Länge, an dem breiteren, gegen die Mitte zugekehrten Ende rechteckig mit Dimensionen von 8 und 7 cm und an den der Mauer zugekehrten Enden zugespitzt, lagen. Beide waren gebrochen und dürften ursprünglich aufrecht aufgestellt gewesen sein. Zwischen denselben fanden sich viele Scherben von zwei Glasgefässen *(b)* vor.

Ausserhalb neben der Mauerung kam südwestlich, 40 cm höher als die Pflasterung der Kammer liegend,

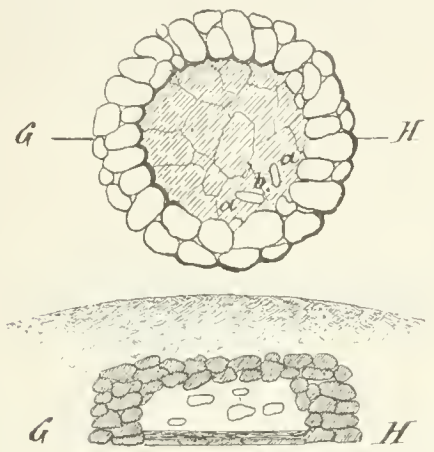


Fig. 26. Maassstab 1 : 75.

eine rundliche, 110 cm im Durchmesser haltende Brandschichte und nordwestlich eine längliche Brandschichte von 140 cm Breite und 260 cm Länge vor, welche beide nur schwach waren und keine Knochenreste enthielten. Neben der kleineren derselben wurde ein Eisennagel gefunden.

Im übrigen ergab die Grabung aus der Kammer nur zwei Scherben eines röthlichen Thongefässes und aus der äusseren Anschüttung mehrere zerstreute Scherben einer feineren gelblichen Schale, einer weisslichen Dreifussschale, eines gleichen Deckels und eines kleinen, rohen, röthlichen Topfes.

Tumulus Nr. 2. D = 14·9 m, H = 1·3 m.

In der Osthälfte des Hügels wurde ein unregelmässiger Plattenbau, dessen Südseite aus zwei, zusammen 150 cm langen, je 45 cm hohen und 7 cm dicken Gneissplatten und dessen übrige drei Seiten aus ähnlichen kleineren Platten bestanden, angetroffen. Die oberen Kanten der Platten lagen nur 30 cm unter dem Rasen, und war der Bau theilweise mit dünnen Gneissplatten überlegt.

Diese Kammer war in der Höhe mit Erde angefüllt, welche einzelne Scherben eines dunkelgrauen Thongefässes enthielt, während gegen den Boden hin ein Gemische von Erde und Asche mit vielen Knochenresten, aber nur wenigen Holzkohlenstückchen auftrat. Die Aschen- und Knochenschichte zog sich nördlich bis über die Umfassungsplatten hinaus.

Eine zweite rundliche Brandschichte von circa 30 cm Durchmesser, welche ebenfalls Leichenbrandreste enthielt und neben welcher eine kleine Gneissplatte nebst einigen Bachgeschieben lagen, kam westlich von der Kammer vor und enthielt ein gelblich graues Randstück eines kleineren Thongefässes.

Ziemlich weit im Südwesten des Tumulus standen frei im Lehme 40 cm tief ein graues, bauchiges und ganz glattes Töpfchen

H = 10, D = 10, m = 6, b = 4·5.

und südlich davon ein conischer, weisslicher Becher (Taf. II, Fig. 17).

H = 9·5, D = 10·5, m = 10·5, b = 4·5.

Oestlich neben jedem dieser zwei Thongefässe lagen je zwei grössere Bachgeschiebe.

In der ganzen Tumulusanschüttung wurden verstreute Holzkohlenstückchen beobachtet und daraus einzelne Scherben eines braungrauen Thongefässes gesammelt.

Gemeinde Kerschbaum, Angerkogel.

Westlich von der Station Schwanberg der Eisenbahn Lieboch-Wies ragt aus der Fläche des schwarzen Sulm-Thales der isolirte, bewaldete Hügel des Angerkogels auf. Derselbe bildet einen kleinen, von

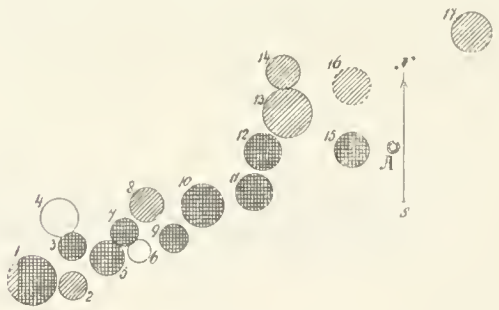


Fig. 27. Maassstab 1 : 2000.

Ost nach West gestreckten Rücken, dessen Westhälfte mit einer Gruppe von 17 Grabhügeln besetzt ist (siehe den Situationsplan Fig. 27). Der östliche Theil dieser Gruppe (Nr. 10—17) liegt auf dem Besitzthume des Fürsten Alfred von und zu Liechtenstein, welcher die Ausgrabungen auf das Bereitwilligste

gestattete. Der westliche Theil gehört dem Besitzer vulgo Angerjörgel oder Angerriepl. Auch in dieser Gruppe, und zwar im Tumulus Nr. 5, fanden sich einige aus freier Hand gearbeitete Dreifussschalen.

Tumulus Nr. 1. D = 13 m, H = 1·8 m.

Dieser Tumulus liegt zur Hälfte im Walde, zur Hälfte auf dem Ackerfelde des Angerriepl. Zum Zwecke der Planirung des Feldes hat der Besitzer vor einigen Jahren den westlichen Theil des Tumulus abgegraben, ohne jedoch auf Funde aufmerksam zu werden. Er erinnert sich nur, unter einer Steinplatte einige Kohlenreste gefunden zu haben.

Südöstlich vom Centrum liegt auf dem ursprünglichen, gegen SO. etwas geneigten Boden eine Brandschichte von 4·5 m L., 3 m Br. und 1—5 cm Dicke (Fig. 28). In derselben liegen 4 seichte Brandkessel (*r*—*u*) von 35—60 cm Durchmesser, in welchen die Kohle eine Mächtigkeit von 16—28 cm erreicht.

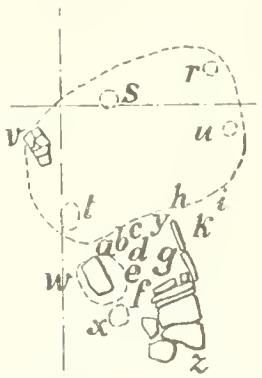


Fig. 28. Maassstab 1 : 150.

Fig. 29. 3/4 n. Gr.

Unter der Brandschichte ist die lehmige Erde auf 2—6 cm roth gebrannt. Ueber dem Westrande der Brandschichte liegt ein aus kleineren Bruchsteinen zusammengetragener Steinsatz (*r*) von 70 cm L. und circa 40 cm Br. und H.

Südlich (bei *w*) lagert auf dem gewachsenen Boden eine kleinere Brandschichte von 1 m L., 90 cm Br. und 12 cm Dicke. Dieselbe enthält eine geringe Menge calcinirter Knochen und ist theilweise überdeckt von einer Schichte kleinerer Steinplatten, über welchen eine 60 cm lange, 40 cm Breite Kalksteinplatte lagert. Südlich hievon findet sich (bei *x*) eine dritte Brandschichte, 50 cm lang und breit, mit Thonscherben und einigen Bronzerestchen.

Unter diesen Bronzerestchen sind zu erkennen: die Kopftheile von 2 provinzial-römischen Flügelfibeln (cfr. Fig. 6, pag. 80, aber etwas grösser) und das in Fig. 29 gezeichnete Bronzefragment, welches wahrscheinlich als Zunge (Endbeschläge) eines Riemchens zu deuten ist.

Oestlich von diesen zwei kleineren Brandschichten ist ein Steinsatz von 2·6 m L. errichtet. Die nördliche Hälfte desselben (*y*) besteht aus mehreren vertical aufgestellten Platten, welche einen nach W. geöffneten rechten Winkel bilden, während die südliche Hälfte (*z*) aus 6 horizontal liegenden Platten gebildet wird, unter welchen sich eine Brandgrube von 70 cm Länge und Breite und 30 cm Tiefe mit vielen calcinirten Knochen und kleinen, hellroth gebrannten Thonstückchen befindet. Die Kohle reicht auch zwischen die sie bedeckenden Steinplatten hinein, aber nicht seitlich über dieselben hinaus. (Siehe den Verticalschnitt Fig. 30.)

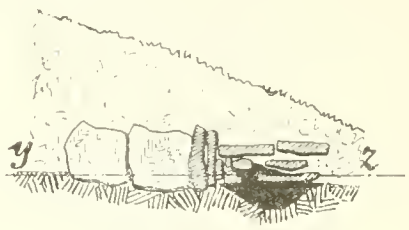


Fig. 30. Maassstab 1 : 75

In dem von dem Steinsatze *y* gebildeten Winkel stehen folgende Gefässe:

a—*d*) 4 schwarze Töpfe, sehr dünnwandig, wenig geglättet, klingend hart gebrannt, mit ebenem Boden, scharf eingeschnürtem, weitem Halse und ausgebreitetem Rande.
a) H = 21·8, D = 22·9, m = 19·6, b = 12·9.
b) H = 22·8, D = 26, m = 20·5, b = 14·2 (Taf. I, Fig. 5.)
c) H = 27·1, D = 29·3, m = 23·3, b = 16·5 (Taf. I, Fig. 1.)
d) H = 21·7, D = 23·8, m = 20·7, b = 12·8.
e) 1 schwarzer Topf, den vorigen ähnlich, aber mit kleinem an den Rand anschliessendem Henkel. (cfr. Taf. I, Fig. 7.) H = 20·4, D = 22, m = 18·9, b = 11·7.
f und *g*) 2 schwarze Töpfe ohne Henkel wie die obigen.

Oestlich von diesem Steinsatze stehen:

h) 1 schwarzer Topf mit Henkel, cfr. Taf. I, Fig. 7. H = 17·4, D = 18·1, m = 15·9, b = 11·9.
i) 1 bauchiger Topf, grau, dickwandig, mit einem sehr wenig verdickten und ausgebogenen Rande. (cfr. Fig. 8, Taf. I.)
k) 1 schwarzer Topf mit Henkel. (Taf. I, Fig. 7.) H = 15·8, D = 16·8, m = 14·1, b = 9·8.

Die in der Brandschichte bei *z* enthaltenen Scherben rühren von folgenden Gefässen her:

l) 1 sehr grosser Topf mit 15—20 mm dickem Scherben, aussen mit Kammstrichen bedeckt.
m) 1 bauchiger Topf, grau, ähnlich mit Fig. 12, Taf. I. An der Innenseite der Scherben ist stellenweise eine bituminöse Kruste, wahrscheinlich der Rest einer breiigen Speise erhalten

n) 1 bauchiger Topf, in der Form dem vorigen ähnlich, aber aussen mit einer dünnen, schwarzen, glänzendglatten Glasur überzogen.

o) 1 flache Schale, grau, mit umgelegtem Rande.

p) 1 Deckel einer Dreifussschale, innen grau, aussen roth, mit einfachem Rande.

Tumulus Nr. 3. D = 6·4 m, H = 0·5 m.

Unter dem Centrum liegt eine Brandschichte von circa 1·8 m Durchmesser und 1 bis 2 cm Dicke. In derselben finden sich an einer beschränkten Stelle des nordöstlichen Quadranten einige calcinirte Knochen und in der Nähe derselben die Scherben eines sehr grossen dickwandigen Topfes, dessen Aussenfläche mit Kammstrichen bedeckt war.

Tumulus Nr. 5. D = 8 m, H = 0·9 m.

Vom Centrum an erstreckt sich gegen S. eine beiläufig 2·7 m lange und breite Brandschichte von 1—4 cm Dicke, über deren Mitte aus 4 kleinen, im Quadrate zusammengestellten unbehauenen Kalkplatten eine 45 cm breite und 30 cm hohe, oben offene Steinkiste errichtet ist. Im Inneren derselben ergeben sich keine Funde.

Westlich neben ihr finden sich auf der Brandschichte die Spuren eines rechteckigen, dünnwandigen Holzkästchens von circa 30 cm L. und 20 cm Br. Die Höhe konnte nicht bestimmt werden, da das Ganze flachgedrückt war. Das Holzmaterial ist nach der Untersuchung der durch die Imprägnirung mit Malachit conservirten Restchen Fichtenholz. Dieses Kästchen war aussen mit 4 länglichen und 4 halbkugeligen hohlen Bronzebeschlägestücken besetzt. Die länglichen Stücke (Fig. 32) sind 5·7 cm lang, gehen an beiden Enden in eine gekerbte Spindel aus und haben 2 Nietlöcher zur Befestigung. Die runden

Fig. 31. Fig. 32.

3/4 nat. Gr. Fig. 33

Stücke (Fig. 31) haben einen Bronzenagel eingelöthet, dessen Ende an der Innenseite der dünnen Kästchenwand umgebogen war. Der Deckel war durch 2 Charnirbänder befestigt. Dieselben stellen die Hälften von schief cannelirten Cylindern mit gegliedertem Endknopfe (Fig. 33) vor und sind hohl. Das Charnirgelenk ist mit einem Eisenstift zusammengehalten und jede Hälfte des Beschläges ist mit 3 Löchern zur Aufnahme eiserner Befestigungsnägel durchbohrt.

In dem Kästchen finden sich 2 grosse provinzialrömische Flügelfibeln, eingliedrig, mit breiter Nagelplatte. Die beiden Zierflügel greifen übereinander und hatten ähnliche Wärzchen, wie sie die in Fig. 6, Seite 80 gezeichnete Fibula trägt, eingezapft. Der Fussrahmen war mit einem zarten, reichen Maasswerk ausgefüllt, Länge = circa 20 cm. (Fig. 34).

Fig. 34. 1/2 nat. Gr.

Neben diesen Fibeln enthält das Kästchen 3 Gürtelbeschlägstücke (Fig. 35). Dieselben bilden quadratische Rahmen, welche mit zartem Maasswerk ausgefüllt sind und an welche sich ein halbrunder, hohler Wulst anschliesst. Die

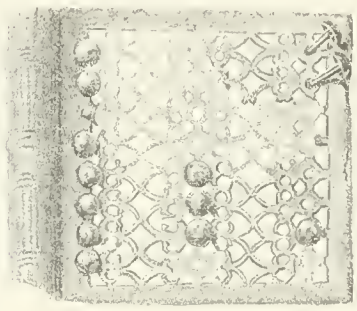


Fig. 35. 3/4 nat. Gr.

durchbrochenen Partien waren mit einem sehr dünnen Bronzeblech unterlegt und jedes Stück mit 3 Reihen kleiner Nieten mit halbkugeligen, hohlen Köpfen auf dem Gürtel befestigt. Die Enden dieser Nietnägel sind entweder mit einem kleinen Widerlagsplättchen vernietet, oder es ist deren Spitze umgebogen. Darnach lässt sich beurtheilen, dass der Stoff des Gürtels, wahrscheinlich Leder, 2·5 mm dick war.

Leider sind alle diese Bronzestücke stark metamorphosirt und abgebröckelt.

Nahe dem Nordostrande der Brandschichte findet sich eine kleine Brandgrube von etwa 30 cm Durchmesser und 15 cm Tiefe, in welcher die Kohle

18 cm mächtig liegt und mit calcinirten Knochen gemengt ist.

An dieser Stelle finden sich folgende Gefässe in zertrümmertem Zustande:

a) 1 grosser, dickwandiger Topf mit Kammstrichen.

b) 1 Dreifussschale mit Deckel. Frh, ganz ähnlich mit der im Folgenden sub *c*) beschriebenen, nur etwas kleiner.

Im näheren Umkreise der Steinkiste und des Holzkästchens finden sich:

c) 1 Dreifussschale mit Deckel, Frh, grau. (Fig. 48, Taf. II.) Die Schlitze zwischen den drei ungleich gestellten Füssen sind roh verschmiert. Die Schale hat einen flachen Boden, gewölbte Seitenwand und eingezogenen Rand, über welchen der Deckel mit einem Falz übergreift.
H = 11·2, D = 20·5.
Der Deckel ist flach gewölbt und trägt einen flachen 5·4 cm breiten Knopf.
H = 6·5, D = 22·2.
Die Aussenfläche des Deckels und der Rand der Schale sind mit schwarzer Farbe überstrichen.

d) Scherben einer dritten Dreifussschale, Frh, in der Form mit der früheren ähnlich, aber dünnwandig und schwarz.

e) 1 grosser Topf, braun, dickwandig, aussen mit Kammstrichen. (cfr. Fig. 9, Taf. I.)
H = 23·4, D = 16·3, m = 15, b = 9.

f) 1 bauchiges Töpfchen, grau. (Taf. I, Fig. 10.) Der Obertheil des schlanken Bauches ist durch eine seichte Furche in 2 Streifen getheilt, deren jeder mit 4 mittelst des Punktirrädels gezogenen Linien verziert ist. Unter dem einfachen geraden Rande sind 3 seichte parallele Furchen gezogen.
H = 9·8, D = 8·7, m = 5·8, b = 4.

g) 1 thönerne Henkelflasche, grau, in der Form ähnlich mit Fig. 5, Taf. II, aber grösser.

h) 1 Henkelflasche, roth. (cfr. Fig. 12, Taf. II.)

Tumulus Nr. 7. D = 7·5 m, H = 0·9 m.

In der Mitte des Tumulus ist aus kleinen, unbehauenen Kalksteinplatten ein nahezu quadratischer Steinsatz von beiläufig 2 m Seitenlänge und 60 cm Höhe errichtet. Die Ecken sind durch horizontal auf einander geschichtete, die Seitenwände durch vertical stehende, von einer Reihe von Bodenplatten unterstützte Platten hergestellt. Die obere Fläche ist ebenfalls durch einen Steinplattenbelag hergestellt. (Siehe die Ansicht und den Durchschnitt Fig. 36.) Der Innenraum dieses Steinsatzes ist durch eine in halber Höhe eingesetzte 1·9 m lange, 1·05 m breite Kalkplatte genau in zwei Fächer getheilt. Die von der grossen Platte unbedeckt gelassenen Zwickel sind mit kleineren Platten ausgefüllt. Ueber derselben ist die Erde 5—8 cm hoch durch bituminöse Substanzen geschwärzt. Nahe an der Südwestecke erscheint am gewachsenen Boden eine muldenförmige Brandschichte von 1·1 m L. und 0·6 m Br. mit einigen calcinirten Knochen.

Aus der ganzen Einrichtung ist zu erkennen, dass der Steinsatz nicht als unausgefüllt bleibende Kiste geplant, sondern schon bei seiner Errichtung mit Erde ausgefüllt wurde.

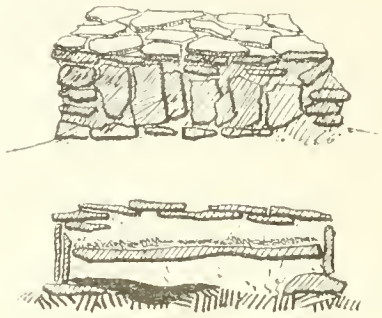


Fig. 36. ca. 1/50 nat. Gr.

In dieser Erde fanden sich die Scherben folgender Gefässe:

a) 1 schwarzer Topf, ähnlich wie die im Tumulus Nr. 1. (Taf. I, Fig. 5) aufgefundenen.

b) 1 bauchiges graues Töpfchen.

c) 1 flache Schale mit Bodenrauft und geradem Randtheile.

d) 1 Dreifussschale, grau, mit verticalem Seitentheile und flachem, horizontalem Rande (cfr. Fig. 44, Taf. II).

e) 1 Deckel zu einer kleineren Dreifussschale mit einem Randfalze, schwarz.

Tumulus Nr. 9. D = 7·5 m, H = 0·6 m.

Unter der Mitte finden sich die Anfänge (oder Reste) eines Steinsatzes. Dieselben bestehen aus einer 60—65 cm breiten unbehauenen Platte, welche in der Richtung von O. nach W. aufrecht gestellt ist und an welche sich gegen N. und S. auf einen 2·2 m umfassenden Raume unregelmässig liegende kleinere Bruchsteine anschliessen. Unter diesen Steinen findet sich in einer Länge und Breite von etwa 2 m eine sehr dünne Brandschichte ohne besondere Beigaben.

Tumulus Nr. 10. D = 11·6 m, H = 1·5 m.

Nördlich vom Centrum ist der Boden mit 4 dünnen Steinplatten bedeckt, deren 3 ca. 50 cm im Gevierte haben, während die vierte 1·1 m l. und 0·4 m br. ist. Ueber diesen Steinen lagert eine 2 cm dicke 2 m l. und 1·3 m br. Brandschichte, gemengt mit einigen calcinirten Knochen. Auf derselben stehen folgende Gefässe:

a) 1 bauchiger Topf, grau, cfr. Fig. 20, Taf. I.

b) 1 bauchiger Topf, roth. (Fig. 8, Taf. I), mit Fussranft, tonnenförmig gewölbtem Bauch und einem schmalen, nach aussen umgebogenen Rand.
H = 15·8, D = 15·8, m = 9·4, b = 6·7.

c) 1 Dreifussschale (ohne Deckel), grau, (cfr. Fig. 43 a, Taf. II.)
H = 7·2, D = 14·6.

d) 1 conische Schale, grau (Taf. II, Fig. 15), mit niederem Fussranft und geradem, aussen mit einer vertieften Linie verziertem Rande.
H = 5·3, D = 10·5, b = 6·9.

Tumulus Nr. 11. D = 8·5 m, H = 0·8 m.

In der Mitte des Tumulus, jedoch vom Centrum ein wenig nach NW. gerückt, liegt auf dem gewachsenen Boden eine 4—30 cm mächtige Kohlenschichte von circa 3·5 m Durchmesser. Knapp nördlich vom Centrum ist eine dreieckige Fläche dieser Schichte von circa 1 m L. und Br. mit einer Lage von kleinen Bruchsteinen bedeckt. S. hievon findet sich eine Gruppe von Tongefässen, von welchen die sub *a*—*g* angeführten in einer 1·6 m langen von O. nach W. gerichteten geraden Reihe stehen, während die anderen sich um die Mitte dieser Reihe gruppiren.

a) 1 conische Schale, grau, halb roth gebrannt (Taf. II, Fig. 33), mit flachem Boden und schwach ausgebogenem Rand.
H = 5, D = 13·2, b = 7·8.

b) 1 bauchiges Töpfchen, grau (Taf. I, Fig. 18), mit einem etwas nach aussen erweiterten Rande.
H = 11·7, D = 10·7, m = 6·2, b = 4.

c) 1 Deckel einer Dreifussschale, lichtgrau, flach conisch, mit flachem Knopf und übergreifendem Rande.
H = 4·7, D = 14·8.

d) 1 gehenkelte Flasche aus rothem Thon (Taf. II, Fig. 3), mit kurzem Hals und schmalem, ausgebogenem Mundrand.
H = 11, D = 10·4, m = 3·5, b = 4·6, Henkelbreite = 1·7.

e) 1 Dreifussschale mit Deckel, roth (cfr. Fig. 47, Taf. II). Die Schale ist flach gewölbt, mit einwärts gerichtetem Rande.
H = 8·4, D = 15·9.
Der Deckel ist flachkegelig, mit ziemlich hohem Knopf und übergreifendem Rand.
H = 6·5, D = 17·1.

f) 1 Dreifussschale, roth (Taf. II, Fig. 46), mit relativ schlanken Füssen. Der Untertheil ist flach gewölbt, mit 2 schmalen Furchen verziert. Der Randtheil ist nach einwärts gebogen und besonders (1·5 cm) hoch.
H = 7·6, D = 13·2.

g) 1 flache Schale, roth, ähnlich mit Fig. 35, Taf. II, aber mit etwas breiterem Rande.
H = 11·6, D = 14·2, b = 5·9.

h) 2 bauchige Töpfe (Taf. I, Fig. 12), beide in horizontaler Lage, der eine roth, mit seinem Untertheile in der Mündung des anderen, grauen, steckend und diese gegen das Eindringen von Schlamm od. dgl. vollkommen abschliessend. Der Obertheil des Bauches ist durch 2 Einfurchungen in 3 horizontale Wulste getheilt, der Rand wenig nach aussen gebogen.
H = 17·6, D = 13·2, m = 10·1, b = 6
H = 17·4, D = 13·5, m = 9·7, b = 6.

i) 1 bauchiger Topf, grau, z. Th. roth gebrannt, mit breitem Bauch und wenig erweitertem Rande. (cfr. Fig. 19, Taf. I.)

k) 1 flache Schale, grau, mit flach conischem Boden und fast senkrechtem, etwas ausgeschweiftem Randtheil. (Taf. II, Fig. 26.)
H = 4·5, D = 14·7, b = 5.

l) 1 flache Schale, mit schmalem, nach aussen umgeschlagenem Rand. (cfr. Fig. 28, Taf. II.)

m) 1 gehenkelte Thonflasche, roth, mit kugeligem Bauch und kurzem Hals, nicht restaurirbar.

n) Die Hälfte einer Dreifussschale und des dazu gehörigen Deckels, roth. Die Schale flach gewölbt, mit einwärts gebogenem Rande, der Deckel mit übergreifendem Randfalz. (cfr. Fig. 47, Taf. II.)

Nahe am Nordrande findet sich innerhalb der Brandschichte eine 50 cm lange, 40 cm breite, 20 cm tiefe Brandgrube mit calcinirten Knochen und den beiden anderen Hälften der oben (*n*) angeführten Dreifussschale mit Deckel. Diese Stücke sind aber von einem scharfen Feuer klingend hart und grau gebrannt und stark verzogen, so dass sie zwar mit den einzelnen Abschnitten ihrer Bruchränder an die rothen Stücke genau anpassen, aber sich nicht in die Form derselben fügen.

Tumulus Nr. 12. D = 9·6 m, H = 1 m.

Im Centrum lagert auf dem gewachsenen Boden eine Brandschichte von 1·5m Durchmesser und 1—4 cm Dicke. Auf derselben finden sich folgende Gefässe:

a) 1 flache Schale, grau (Taf. II, Fig. 36), mit Bodenranft, flach gewölbtem Unter- und verticalem Obertheil und einfachem, geradem Rande.
H = 4·9, D = 11·2, b = 4·7.

b) 1 Deckel einer Dreifussschale, grau, niedrig kegelförmig, mit flachem Rande. (cfr. Taf. II, Fig. 40 b).
H = 6·2, D = 17·6.

c) Scherben einer gehenkelten Thonflasche, roth, mit engem, hohem Halse.

Ueber den nördlichen Theil der Brandschichte greift eine Ecke einer zusammenhängenden, dreiseitigen, 1·5 m langen und breiten Lage von kleineren und grösseren Klaubsteinen.

Tumulus Nr. 15. D = 8·8 m, H = 0·8 m.

Aus der Mitte etwas gegen S. gerückt, lagert auf dem gewachsenen Boden eine von N. nach S. 3 m lange und 1·6 m breite Brandschichte von durchschnittlich 3 cm Dicke. In ihrer Mitte ist eine sehr seichte Brandgrube gemacht, in welcher die

Kohle 15 cm dick angehäuft ist und viele calcinirte Knochen, besonders grössere Fragmente der Schädeldecke enthält. Um den Ost- und Südrand dieser Brandgrube sind folgende Gefässe aufgestellt:

a) 1 Dreifussschale mit Deckel, dunkelgrau. Die Schale ist gewölbt, der Rand nach einwärts gerichtet. (cfr Fig. 42, Taf. II.)
H = 9·4, D = 16·2.

Der Deckel ist flachkegelig, mit breitem Knopfe und übergreifendem Rande, am oberen Theile mit 3 ununterbrochenen und 3 punktirten concentrischen Linien verziert. H = 6·3, D = 17.

b) 1 Dreifussschale mit Deckel, grau, der vorigen ähnlich, aber kleiner; zertrümmert.

c) 1 gehenkelte Thonflasche, roth (Taf. II, Fig. 12), mit nahezu cylindrischem Bauchtheil. Der Mundsaum ist trichterförmig erweitert, mit vertical aufgesetztem Rande, H = 16·9, D = 10·7, b = 6·8; Hals H = 5·4, D = 3·9, m = 5·7, Henkel H = 6, Br = 2·1.

Oestlich vom Tumulus Nr. 15, bei *A*, (Siehe den Situationsplan Seite 93) findet sich eine kreisrunde, 10—20 cm hohe, flache Erhebung von 4·4 m Durchmesser. Dieselbe erweist sich bei der Untersuchung als ein aus sehr grossen Sulmgeschieben gebildeter Steinring, welcher bis zu 40 cm unter das Niveau reicht und einen Innenraum von circa 1·3 m Durchmesser umschliesst, in welchem sich schwarze Asche und einige kleine, wahrscheinlich römische Gefässfragmente finden. Vermuthlich haben wir es hier mit dem Reste einer Opfer- oder Verbrennungsstätte zu thun.

Gemeinde Kerschbaum. Niederhölzer.

An dem Fahrwege, welcher von St. Peter gegen Schwanberg führt, liegt mitten in der Ebene des schwarzen Sulmthales ein grösserer Waldcomplex,

Fig. 37. Maassstab 1 : 2000.

d) 1 Henkelflasche, roth, mit rundem Bauch und kurzem Hals. Mundsaum wie bei *c*). (Taf. II, Fig. 5.)
H = 10, D = 10·1, b = 4·4; Hals H = 2·9, D = 2·7, m = 4·1, Henkel B = 1·4.

Diese Thonflasche stand auf dem Bruchstücke eines Dreifussschalen-Deckels (*e*. Taf. II, Fig. 38), welches ein hübsches Wellenornament zeigt.

f) 1 flache Schale, braun, mit Fussrand und geradem Obertheil. (cfr. Fig. 31, Taf. II.)

g) 1 bauchiger Topf, dunkelgrau, mit einem etwas ausgebogenen Rande. (cfr. Fig. 21, Taf. I.)

Nordöstlich neben dieser grösseren Brandschichte findet sich noch eine kleinere, abgesonderte Kohlenpartie von 40 cm L. und Br. und 3 cm Dicke.

die Niederhölzer von Kerschbaum genannt, welcher drei Gruppen von Tumulis enthält.

Die erste derselben liegt südlich neben dem Fahrwege und besteht nur aus zwei niedrigen Hügeln.

Die zweite Gruppe, nordwestlich von der ersten gelegen, erstreckt sich über mehrere Grundparcellen. Sie umfasst 29 Hügel von 6 bis 14·25 m Durchmesser, von welchen Radimský drei und Szombathy vier öffnete. (Siehe Situationsplan Fig. 37.)

Die dritte Gruppe liegt noch weiter nordwestlich von der zweiten im vgo. Winklerwalde und wird aus 5 Hügeln gebildet, von denen zwei in früherer

Zeit durch den Arzt Meissl und zwei durch Radimský geöffnet wurden. Den fünften und letzten Tumulus hat die Besitzerin, nachdem sie dessen Oeffnung verweigert hatte, im Sommer 1882 in Anhoffung grosser Geldfunde selbst zerstört und die gefundenen Thongefässe sofort zerschlagen.

Neuhardtwald.

Tumulus Nr. 6. D = 9·45 m, H = 0·96 m.

Im Südwesten von der Kuppe enthielt dieser Hügel eine rechteckige, aus zugerichteten Gneissplatten von 8 bis 10 cm Stärke zusammengesetzte Kammer, deren nördliche Breitenseite offen war. Die Deckplatte zeigte sich durch die starken Wurzeln eines darüber stehenden grossen Baumes etwas zur Seite geschoben. Diese Kammer besass eine lichte Länge NS. von 120 cm, eine lichte Breite von 80 cm, eine lichte Höhe von 60 cm und war die Deckplatte nur 20 cm hoch mit Erde bedeckt.

Den Boden der Kammer bildete gewachsener Schotter, welcher, so wie die nächste Umgebung der Kammer, mit Holzkohlenstückchen und Asche ohne einer Spur von Knochen bedeckt war.

Im ganzen Tumulus kam ausser verstreuten Holzkohlenstückchen kein Fund, nicht einmal ein Thonscherben vor.

Michelhoiselwald.

Tumulus Nr. 13. D = 9·75 m, H = 0·9 m

In 220 cm nordöstlich von der Hügelmitte und 30 cm tief wurde eine aus Gneissgeschiebeplatten und Bachgeschieben errichtete, rundliche Kammer von 100 cm Durchmesser und 52 cm Höhe vorgefunden. In der Mitte derselben stand auf dem gewachsenen

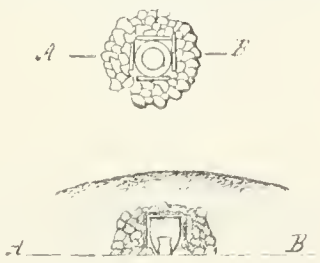


Fig. 38. $^1/_{15}$ nat. Gr.

Schotterboden, rings von steiniger Erde umgeben, eine grössere, vielfach gesprungene Urne, deren Hals und Rand abgebrochen und in die Erdanfüllung des Bauchtheiles hineingedrückt war. (Fig. 38.)

Diese Urne (Taf. I, Fig. 3) wurde vollständig restaurirt, ist glatt, gelblich und besitzt am Rande, sowie am Halsabsatze je einen breiten, schwarzen Reifen, welche zwei Reifen durch drei noch breitere Radialstriche verbunden sind.

H = 43, D = 33, m = 22, b = 17.

Innerhalb der grossen Urne stand eine kleine, topfförmige, vollständig erhaltene, röthlich graue Urne, deren Aussenfläche mit Kammstrichen bedeckt war. Sie war von oben bis auf 5 cm mit Erde, darunter aber mit Knochenfragmenten und Asche angefüllt. (Taf. I, Fig. 6.)

H = 19, D = 17, m = 15, b = 8·5.

An der Nordseite kamen zwischen den Steinen und der grossen Urne die Scherben eines röthlichen, glatten und sehr hohen Deckels vor: H = 8, D = 19

Um die Kammer lief rings herum eine röthliche Brandlage von 2 bis 3 m Durchmesser, welche jedoch, sowie die ganze Anschüttung keine weiteren Funde ergab.

Tumulus Nr. 20. D = 8 m, H = 0·7 m.

In der Mitte finden sich die Spuren einer dünnen Brandschichte von circa 2 m Durchmesser mit einigen calcinirten Knochen und einigen Topfscherben.

Letztere rühren von 2 grossen, dickwandigen Töpfen her, von welchen einer eine glatte, der andere eine mit Kammstrichen bedeckte Oberfläche hatte.

2·5 m östl. vom Centrum erscheint ein kleiner Steinsatz, welcher aus einer 40 cm langen und 25 cm br. Kalkplatte und mehreren unregelmässig dazugeschlichteten grossen Klaubsteinen gebildet ist.

Tumulus Nr. 21. D = 9·8 m, H = 1·2 m.

Dieser Tumulus ergibt ausser einigen Splittern von Thongefässen keine Funde, ist also wohl keine Begräbnissstelle.

Tumulus Nr. 24. D = 15 m, H = 1·6 m.

Südwestlich vom Centrum findet sich auf dem gewachsenen Boden eine mit calcinirten Knochen spärlich gemengte Brandschichte von 1·6 m Durchmesser, und 70 cm nördlich davon eine zweite von 50 cm L. und 40 cm Br., beide zwischen 2 und 3 m dick. Ueber der südlichen Hälfte der grösseren Brandschichte finden sich:

a) 1 Dreifussschale mit Deckel, grau (cfr. Fig. 47, Taf. II). Die Schale ist flach gewölbt und unter dem Ansatze des nach einwärts gekehrten Randes mit 2 schmalen Furchen verziert.

H = 9, D = 17·6

Vom Decket ist nur ein Drittheil erhalten. Er hatte einen breiten Randfalz.

b) 1 flache Schale, braun (cfr. Fig. 28 Taf. II), mit umgelegtem Rande. An der Aussenseite sind die Spuren einer eingekratzten Inschrift zu sehen und zwar sind die Buchstaben *CIURU* zu erkennen.

H = 4·2, D = 11·9, b = 6·8

Tumulus Nr. 25. D = 14·25 m, H = 1·53 m.

Trotz seiner vielversprechenden Grösse enthielt der Hügel keinen Steinbau und auch keine Brandschichte, wohl aber in seiner Südhälfte eine röthlich gebrannte, schwache Thonlage von 5 m grösster Länge und 3 m durchschnittlicher Breite. Dieselbe lag 180 cm tief unter der Hügelkuppe und war 80 cm hoch von einem dunkelbraunen Sande bedeckt, welcher massenhafte Holzkohlenstückchen und hie und da etwas rothgebrannte Erde enthielt. Knochensplitter wurden darin keine vorgefunden, wohl aber häufige Aschenpartien.

Ueber dem braunen Sande lagerte eine Schichte gelben Lehmes, darüber eine Schotterlage und zu oberst dunkler Waldhumus. Es ist daher unwahrscheinlich, dass dieser Tumulus schon früher geöffnet worden sei, weil sonst die regelmässige Anordnung der verschiedenen Materialien hätte gestört vorgefunden werden müssen. Die Ausbeute der Grabung war folgende:

a) 1 bogenförmiges, gegen beide Enden verdünntes, rundes und an der Aussenseite gerippte Bronzestück von 3 cm Länge und 0·5 cm grösster Stärke, welches im Süden des Hügels nur 240 cm von dessen Peripherie entfernt und 35 cm tief unter dem Rasen lag.

b) Der gelbliche Henkel eines sehr grossen Thongefässes innerhalb der braunen Sandlage 260 cm östlich von der Hügelmitte entfernt.

c) Innerhalb des gelben Lehmes nahe der Hügelmitte zwei verwitterte, dem Ansehen nach unbearbeitete Stücke von marinem Tertiärsandstein (Aflenzer Stein?)

d) Endlich verstreut in der ganzen Anschüttung einzelne röthliche und graue Scherben von mindestens 4 Thongefässen, wovon einige die charakteristische Kammstreifung an der Aussenfläche besassen.

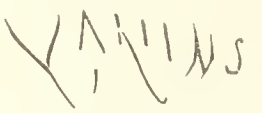
Tumulus Nr. 26. D = 11·2 m, H = 1·2 m.

Südwestlich vom Centrum findet sich auf dem gewachsenen Boden eine Lage von unbehauenen Steinplatten, von welchen eine aus Gneiss rechteckig und 1·3 m l., 1·2 m br. und 7 cm dick ist, während die übrigen aus schieferigem, grauem Kalk und 30—50 cm lang und breit sind. Dieselben bedecken eine unregelmässige Fläche, welche in NNW.-Richtung 3·5 m lang und 2·5 m breit ist. Auf (und unter) dieser Steinplattenlage fand sich nichts als eine Bronzemünze der Faustina jun. Auf dem schlecht erhaltenen Stücke ist zur Noth der charakteristische Kopf mit dem Chignon zu erkennen. Da in dem ganzen Tumulus keine Brandreste gefunden wurden, erscheint die Annahme beachtenswerth, dass hier ein unverbrannter Leichnam bestattet war, von welchem nichts als der Obolus erhalten blieb.

Oestlich neben der Steinschichte finden sich zwei Gefässe:

a) 1 bauchiges Töpfchen, roth. (cfr. Fig. 23. Taf. I.) H = 9. D = 9·4, m = 8, b = 4·1.

b) 1 flache Schale, grau (cfr. Fig. 35. Taf. II), mit horizontal ausgebreitetem Rande. An der Unterseite ist das Wort „Valens“ eingeritzt.



H = 3·8, D = 12·8, b = 5·6

Winklerwald. Situationsplan Fig. 39.

Tumulus Nr. 32. D = 11·5 m, H = 1·8 m.

Aus der Kuppe dieses reichen Hügels ragten einzelne, grosse Bachsteine bis zu Tage heraus und

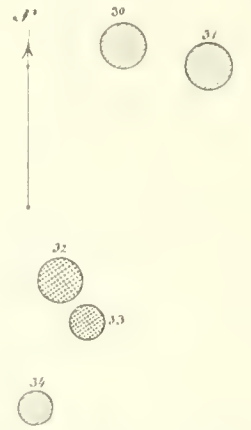


Fig. 39. Maassstab 1 : 2000

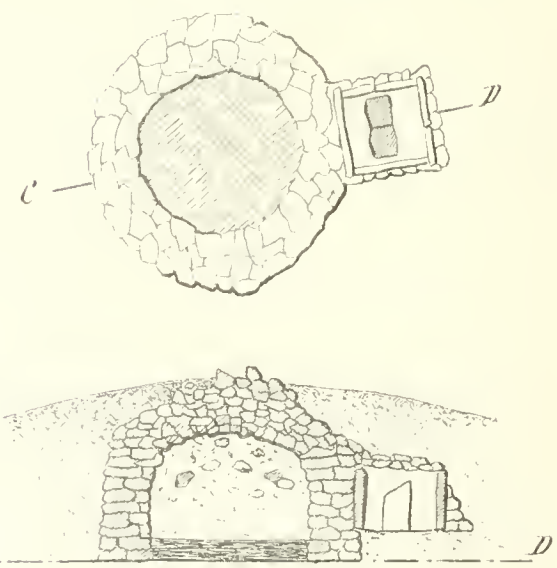


Fig. 40. 1/75 nat. Gr.

war der gewölbartige Steinsatz über seiner Kammer Fig. 40 durchschnittlich kaum 15—20 cm hoch mit Erde bedeckt.

Dieser gewölbartige Steinsatz war nur in Erde gelegt, bestand aus grösseren Bachgeschieben und Stücken gebrochenen Gneisses und reichte bis auf 80 cm Tiefe unter die Hügelkuppe. In dieser Tiefe ging derselbe jedoch in eine runde, aus Gneissbruchstein in Mörtel aufgeführte Kammer über, deren ringsum geschlossene Seitenwände eine Höhe von 110 cm besassen und sich gegen oben zu verjüngten, so dass der lichte Durchmesser beim Boden 160 cm, an der Mauerkrone aber nur 130 cm betrug. Den Boden der Kammer bildete gewachsener Schotter.

Im Osten schloss sich an die Kammer eine quadratische Vorkammer von 70 cm lichter Seitenlänge und 60 cm lichter Höhe aus plattenförmigen Gneissstücken an, welche ringsum von Bachgeschieben umgeben und bedeckt waren. In dieser Vorkammer standen nebeneinander zwei Stücke quadratisch bearbeiteten, marinen Tertiärsandsteines (Aflenzer Stein?) von 30 und 22 cm Seitenlänge, deren Obertheil pultdachförmig zugeschnitten war, so dass sie gegen die Mitte des Hügels zu 37 cm, gegen dessen Peripherie zu jedoch 80 cm Höhe besassen. Der eine dieser Sandsteine war ganz erhalten, der andere in der Mitte gebrochen. Sie sind in Grösse und Form ähnlich und im Materiale gleich mit zwei Sandsteinstücken, welche Herr Lehrer Hainisch aus Oberhag in einem Tumulus zu Lieschen im Saggauthale 1880 gefunden hat.

Ausser den zwei Steinen enthielt die vollständig mit Erde ausgefüllte Vorkammer gar keine Brandreste oder Beigaben.

Der Boden der runden Mittelkammer war dagegen bis zu 20 cm Höhe von einer schwarzen, mit Knochenfragmenten gemengten Brandschichte bedeckt, innerhalb deren sich an der westlichen Peripherie Bruchstücke einer kleineren, weisslichen Dreifussschale und eines gleich gefärbten, wahrscheinlich zugehörigen Deckels, die Scherben einer grauen, bauchigen Urne und von mindestens 2 weiteren Thongefässen vorfanden.

Neben diesen Thongefässen lagen in der Brandschichte mehr gegen die Mitte zu neben einander eine bis auf die Rinne und den Dorn erhaltene, 15·5 cm lange Bronzefibel mit quadratisch durchlöchertem Fussstücke, ferner zwei Bügel und das Bruchstück eines Fusses von kleineren Bronzefibeln, alle von der gewöhnlichen provinzialrömischen Form.

Unmittelbar auf der Brandschichte fand sich nahe der östlichen Peripherie der Kammer eine zerdrückte, roh gearbeitete, topfähnliche, graue Thonurne vor, welche grössere Knochenfragmente enthielt.

H = 11, D = 10, m = 8·5, b = 7.

An der nördlichen Peripherie der Kammer standen auf der Brandschichte, durch das überhängende Mauerwerk vor stärkerem Drucke geschützt, in einer Breite von nicht ganz einem Meter neben und über einander geschlichtet, vollständig erhalten folgende Thongefässe. Zu unterst und von West gegen Ost nebeneinander stehend:

a) 1 grössere, bauchige, dunkelgraue Urne, ähnlich der folgenden.
H = 15, D = 18·5, m = 11, b = 7.

b) 1 kleinere, bauchige, dunkelgraue Urne. (Taf. I, Fig. 15.)
H = 11, D = 13·5, m = 9, b = 5·5.

c) 1 schwarzer Topf. (Taf. I, Fig. 22).
H = 11, D = 10, m = 9, b = 5.

d) 1 rother, ganz glatter Henkelkrug, ähnlich dem folgenden.
H = 12, D = 11, m = 4·5, b = 5·5.

e) 1 grösserer, rother, an der Bauchweitung durch zwei Querrippen und einige Querstriche gezierter Henkelkrug (Taf. II, Fig. 23.)
H = 15, D = 15, m = 5, b = 6.

Darüber standen, durch einander geschoben und zum Theile umgestürzt:

f) 1 schwärzliche Schale mit schmal umgebogenem Halse und einer Querrippe darunter. (Taf. II, Fig. 32.)
H = 5, D = 14, m = 14, b = 5·5.

g) 1 dunkelgraue, ganz glatte und einer Blumentopftasse ähnliche Schale. (Taf. II, Fig. 21.)
H = 3, D = 15, m = 15, b = 11·5.

h) 1 dunkelgraue, becherförmige und ganz glatte Schale. (Taf. II, Fig. 27.)
H = 5, D = 12·5, m = 12·5, b = 5·5.

i) 1 dunkelgraue Dreifussschale.
H = 8, D = 14·5, m = 14·5, f = 8, hf = 4
nebst dem zugehörigen unter dem Knopfe mit concentrischen Linien gezierten Deckel.
H = 4·5, D = 15.

k) 1 dunkelgraue Dreifussschale.
H = 7·5, D = 14, m = 14, f = 9, hf = 3
nebst dem zugehörigen, unter dem Knopfe mit mehreren concentrischen Linien gezierten Deckel.
H = 5·5, D = 14.

l) 1 lichtgraue Dreifussschale.
H = 8, D = 17, m = 17, f = 9, hf = 4
nebst dem zugehörigen zerdrückten Deckel, der nur zum Theile restaurirt werden konnte.

Von diesen 11 Thongefässen enthielten die Urnen und der Topf sub *a* bis *e* eine dunkle, aschenhältige Erde ohne Kohlenbeimengung oder Knochenresten, die Schalen waren mit der gelben Erde der Anschüttung angefüllt und die zwei Krüge fast ganz leer.

Tumulus Nr. 33. D = 9·3 m, H = 1·15 m.

Dieser äusserlich intact aussehende Tumulus muss schon früher einmal geöffnet worden sein, weil sich darin 2 m südlich von der Mitte der Rest eines rundlichen, aus in Erde gelegten Bachgeschieben bestehenden Mauerwerkes von 90 cm Länge, 40 cm Dicke und 50 cm Höhe vorfand. Ein zweites, noch kleineres Steinsatzbruchstück, wahrscheinlich die eine Seite der früheren Vorkammer, stand südwestlich davon. Die ganze Mitte des Hügels nahm eine ziemlich starke, schwärzliche, jedoch wenige Knochenreste enthaltende Brandschichte ein.

Funde enthielt die Brandschichte keine, und wurde auch in dem Anschüttungsmateriale nur der untere Theil eines schwarzen Thongefässes mit breit vorspringendem Boden und der Fuss einer schwärzlichen Dreifussschale gefunden.

Gemeinde Kerschbaum. Tumuli des Veitel.

Ausserhalb der nordwestlichen Ecke des Waldes stand auf dem Besitze des vgo. Koch ein Tumulus, welchen der Besitzer vor einigen Jahren abgrub. Er soll darin eine grosse Steinplatte, einen Bronzering und andere Beigaben gefunden haben.

Beiläufig 150 m südlich von diesem Tumulus steht am Westrande der Niederhölzer, auf der „Jaukwiese“ ein zweiter einzelner Tumulus und etwa 70 m westlich von diesem findet sich auf dem Besitze des vgo. Veitel eine kleine Gruppe von Grabhügeln.

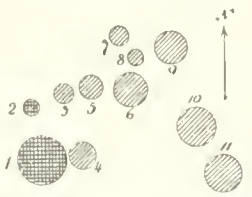


Fig. 41 Maassstab 1 : 2000.

Einige derselben wurden in früheren Jahren gelegentlich der Ausrodung des verhandenen Gesträppes und der Anlage eines Ackers abgetragen und sind nicht mehr zu erkennen. Von den 11 erhaltenen Grabhügeln sind auch die meisten durch theilweise Abgrabung zerstört. (Siehe den Situationsplan Fig. 41.)

Tumulus Nr. 1. D = 12·5, H = ? 2 m.

Dieser Tumulus ist der umfangreichste und war früher wohl auch der höchste der Gruppe. Im Anfange der Sechsziger Jahre trug der Besitzer den Gipfel ab, liess aber angeblich von der weiteren Planirungsarbeit ab, als er auf Steine gerieth. In der Mitte liegen auf dem gewachsenen Boden, von N. nach S. aneinander gereiht 2 sehr grosse rechteckige Gneissplatten, eine 1·5 m l., 1·3 m br. und 11 cm dick, die andere 1·8 m l., 1·1 m br. und 8 cm dick. Sie sind am Rande mit kleinen Plättchen verzwickt. Auf ihnen liegen 2 bearbeitete Stücke von tertiärem Kalkstein (Aflenzer Stein) und ein nahezu 1 m hoher Haufe von kopfgrossen Klaubsteinen. Ueber der nördlichen Gneissplatte findet sich in den Zwischenräumen der unteren Schichte der Klaubsteine Asche mit Kohlenklein, einigen calcinirten Knochen und einigen Topfscherben.

Diese stammen von 1 sehr grossen, dickwandigen Topfe, von 2 schwarzen dünnwandigen Töpfen und einer Dreifussschale.

Weitere Funde sind weder ober noch unter den Platten aufzutreiben.

Tumulus Nr. 2. D = 5 m, H = 0·3 m.

Die Mitte nimmt ein Haufe von grossen Klaubsteinen ein, unter welchem mehrere zertrümmerte Thongefässe, aber keinerlei Brandreste aufgefunden werden.

Die Thonscherben ergeben:

a) 1 dickwandigen, grossen Topf, roth (cfr. Fig. 9, Taf. I). H = 26·1, D = 20·7, m = 16·4, b = 13·5.

b) 1 Deckel einer Dreifussschale, grau (Taf. II, Fig. 45) mit flachem Knopf und seichtem Randfalz, verziert mit einem unregelmässigen sechseckigen Stern, welcher fast die ganze Oberfläche bedeckt, und mit einem circa 5 m br. dreizinkigen Kamme gezeichnet ist. Unter der Einwirkung eines heftigen Feuers sehr stark verzogen. H = 6·2, D = 16·7.

c) 1 bauchiges Töpfchen mit Bodenranft und wenig erweitertem Rande.

d) 1 sehr porösen Topf, von welchem ein Scherben eine roh eingeritzte rechtsläufige Suastica mit 16 mm langen Armen zeigt.

Gemeinde Rettenbach. Stadelhoferwald.

In dem grossen, ebenen Stadelhoferwalde stehen am linken Ufer des Stullneggbaches fünf Tumuli von 8 bis 12·4 m Durchmesser, wovon Radimský die drei grösseren, nördlich von dem vorbeiführenden Fahrwege gelegenen, untersucht hat.

Tumulus Nr. 1. D = 11 m, H = 1·2 m.

In diesem Hügel fand sich keine Kammer vor, sondern nur eine Gneissplatte in der Osthälfte, welche 100 cm tief unter der Kuppe lag und eine Länge von 183 cm, eine Breite von 115 cm und

eine Dicke von 13 cm besass. Der ganze südliche und südwestliche Theil der Hügelmitte war im Horizonte der grossen Steinplatte mit einer Art Pflaster belegt, welches aus 3 bis 4 cm dicken, verschieden geformten und nicht aneinander schliessenden Gneissbruchstücken bestand und dem gelben, festen Lehmboden auflagerte.

Am südöstlichen Rande der Pflasterung wurden Bodenstücke und mehrere andere Scherben eines kleinen rothen und roh gearbeiteten Thongefässes gesammelt. Westlich daneben befand sich in gleicher Tiefe eine rundliche, 80 cm lange und 60 cm breite Brandschichte, welche nur aus Holzkohlenstückchen und Asche ohne Spur von Knochenresten bestand und einer roth gebrannten Erde auflagerte.

Sonst enthielt der Hügel nichts als in der Anschüttung verstreute Holzkohlenstückchen und einzelne Scherben eines feineren, grauen Thongefässes.

Tumulus Nr. 2. D = 10·5 m, H = 0·82 m.

Etwa 20 m im Nordost von dem Hügel Nr. 1 entfernt, zeigt dieser Tumulus in seiner Anordnung eine auffallende Aehnlichkeit mit demselben.

Die Gneissplatte lag hier im Süden 80 cm tief unter der Hügelkuppe und war bei 8 cm Dicke 140 cm lang und 112 cm breit, somit etwas kleiner. Die ganze Platte war von einem ähnlichen, unregelmässigen Gneisspflaster umgeben, welches dem gewachsenen Lehmboden auflag.

Südlich von der Platte kam eine rundliche Brandschichte von 70 cm Länge und 60 cm Breite vor, welche ebenfalls auf einem schwachen Gneisspflaster aufruhte und mit roth gebrannten Gneissstücken rings umgeben war. Sie enthielt nur Asche und Holzkohlen ohne Leichenbrandresten.

Daneben lagen acht kleine Stücke stark verwitterten, marinen Tertiärsandsteines (Aflenzer Stein?), von denen eines mehrfach durchbohrt ist. Sonst wurden in der Anschüttung nur mehrere Scherben eines grauen, sandigen, eines feineren grauen, und eines rothen Gefässes gesammelt.

Nach dem Vorgesagten können die beiden Hügel Nr. 1 und Nr. 2 kaum Grabhügel sein und dürften sie entweder Cultusstätten, welche während der Beisetzung von Leichen in den übrigen Hügeln benützt und über welchen später die Tumuli aufgeworfen wurden, oder Gedächtnisshügel an entfernt Verstorbene vorstellen.

Tumulus Nr. 3. D = 12·4 m, H = 0·9 m.

Von Nr. 1 beiläufig 24 m südwestlich entfernt, war dieser Tumulus jedenfalls ein Grabhügel und scheint die Reste von mehr als einer Leiche enthalten zu haben.

Oestlich von der Kuppe (siehe Grundriss Fig. 42) stiess man in 75 cm Tiefe auf eine rundliche Brandschichte *a* von 50 bis 60 cm Durchmesser, welche aus Holzkohle, Asche und Leichenbrandresten bestand. Daneben lagen einige gebrannte Kieselsteine und in *b* eine ganz oxydirte, verschlackte Kupfer- oder Bronzemünze.

Weiter südöstlich in *e* wurde eine 25 cm tief in dem gewachsenen Lehmboden ausgehobene Mulde von 40 und 30 cm Durchmesser blossgelegt, deren

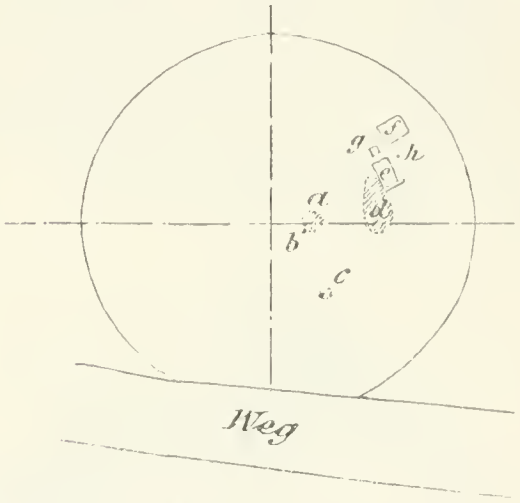


Fig. 42. Maassstab 1 : 250.

Boden mit einer 8 cm hohen Schichte von Kohle und Asche ohne Knochenfragmenten bedeckt war, so dass sie wahrscheinlich nur zum Kochen benützt worden war.

Eine dritte, grössere Brandschichte von 2 m Länge und 1 m Breite mit häufigen Leichenbrandresten wurde nordöstlich von der ersten in *d* angetroffen, an welche sich im Norden zwei aus Bachgeschieben roh hergestellte Kammern *e* und *f* anschlossen. Beide waren mit nur 5 cm starken Gneissplatten überdeckt, von denen jene der Kammer *e* eine Länge von 100 cm bei 40 cm Breite und jene der Kammer *f* Dimensionen von 80 und 60 cm besass. Die Südostseite von *e* war ebenfalls mit einer 85 cm langen Gneissplatte eingefasst. Der Boden beider Kammern bestand aus gewachsenem Lehme und waren dieselben mit aschenhältiger, dunkler Erde, welche Leichenbrandreste enthielt, in ihrer

ganzen Höhe von 40 cm angefüllt. Zwischen den Kammern lag im Horizonte ihres Bodens eine in drei Stücke zerfallene, quadratische Platte von marinem Tertiärsandsteine (Aflenzer Stein?) *g*, deren Seitenlänge je 28 cm betrug. Sie war an den Rändern 4 cm hoch und in der Mitte muldenförmig vertieft.

Oestlich davon im Punkte *h* kamen viele Scherben eines gelblich grauen, bei 1 cm dicken, sehr grossen und an der Aussenseite gestreiften Topfes mit umgebogenem Rande vor, welche aus einem sehr sandigen Lehme bestanden und schwach gebrannt waren.

Ausserdem enthielt die Anschüttung nur eingestreute Holzkohlenstückchen und einzelne Scherben von mindestens 3 ordinären Thongefässen.

Gemeinde Altenmarkt. Teschlitzwald.

Auf einer sanft gegen Osten abfallenden Hügelzunge im Teschlitzwalde befindet sich eine Gruppe von 24 Tumulis, D = 5·2 bis 12 m, H = 40 bis 150 cm, von denen leider die grösseren schon früher

Fig. 43. Maassstab 1 : 2000.

geöffnet worden waren und deren Situation die Figur 43 zeigt. Radimský hat 7 derselben geöffnet, und bei allen zeigte sich die Anschüttung mit zerstreuten Holzkohlenstückchen angefüllt, dagegen kam in keinem eine Kammer vor.

Tumulus Nr. 1. D = 7 m, H = 0·51 m.

Etwas südlich aus der Mitte gerückt, wurde darin eine rundliche Brandschichte von 220 cm Länge, 180 cm Breite und 10 cm Dicke mit Leichenbrandresten angetroffen, welche ungefähr in ihrer Mitte eine zerdrückte, später aber vollständig restaurirte gelbliche Thonschale mit schmal umgebogenem Rande, einer darunter herumlaufenden Querrippe und rundem Fusse (Taf. II, Fig. 30) enthielt.

H = 5, D = 20, m = 20, f = 9, hf = 1.

Südöstlich davon lagen nebeneinander die Scherben einer weisslichen Dreifussschale und des zugehörigen Deckels. Auf dem einen Fusse derselben ist die Ziffer VIIII eingeritzt. (Taf. II, Fig. 37.)

H = 8, D = 12, m = 12, f = 11, hf = 3.

Ferner die Scherben einer grauen, schwach gebrannten und ganz verschobenen Urne von dem Typus der Fig. 14, Taf. I mit einem eingeritzten *V* unter dem Randwulste, welche ursprünglich mit Knochenfragmenten gefüllt war,

H = 20, D = 19—20, m = 8—10, b = 8

endlich Scherben einer kleinen rothen und einer grauen Schale, sowie Bodenstücke einer zweiten grauen Urne, welche jedoch nicht zusammengestellt werden konnten.

Ausser zerstreuten Scherben von mindestens 10 Thongefässen, und zwar einer Dreifussschale, 1 Deckels, 1 Urne, 3 Schalen und 4 Töpfen aus der Anschüttung, enthielt der Hügel keine weiteren Beigaben.

Tumulus Nr. 2. D = 9·3 m, H = 0·8 m.

Die elliptische Brandschichte dieses Hügels lag in 55 cm Tiefe etwas nördlich von der Mitte, war von SW gegen NO gestreckt und besass bei 8 cm Stärke Dimensionen von 240 und 130 cm. Nebst Knochenfragmenten enthielt sie nur Scherben von mindestens 5 Thongefässen und zwar Stücke eines grauen, grossen Gefässes, eines weisslichen und eines dunkelgrauen Deckels, eines ordinären grösseren Gefässes und Bodenstücke einer gelblich grauen Urne, ferner das Bruchstück eines kleinen Eisenringes. Südöstlich ausserhalb der Brandschichte wurde endlich eine vollständig erhaltene Bronzefibel der gewöhnlichen provinzial-römischen Form gefunden.

Tumulus Nr. 3. D = 7·2 m, H = 0·8 m.

Bei 20—30 cm Tiefe wurden in der Anschüttung zerstreute einzelne Scherben von mindestens 5 sehr rohen rothen, grauen und schwärzlichen Gefässen und einer gelblichen Urne gesammelt. In 55 cm Tiefe traf man südlich von der Hügelmitte eine Brandschichte von nur 120 cm Länge und 80 cm Breite, aber 25 cm Stärke an, welche ausser Leichenbrandresten eine zerdrückte, nun vollständig restaurirte graue, glatte Urne,

H = 17, D = 19, m = 9, b = 8

ferner die Scherben einer weisslichgrauen Dreifussschale und des zugehörigen Deckels, sowie eine ganze, römische Fibel, drei Bronzespangen-

bruchstücke mit Charnieren und einige Bronzefragmente enthielt.

Ausserhalb der Brandschichte wurden in 210 cm östlich von der Hügelmitte die Stücke eines kleinen Bronzeringes, dann ein Stück Bronzedraht mit Spirale, 45 cm tief frei im Lehme liegend angetroffen.

Tumulus Nr. 4. D = 7·9 m, H = 0·7 m.

In der Tiefe von 60 cm wurde eine von der Hügelmitte etwas gegen Osten verückte Brandschichte von 310 cm und 240 cm Durchmesser erreicht, in deren Mitte in einem kleinen Kreise herumliegend folgende zum Theil zerbrochene Thongefässe vorkamen:

a) 1 zierliche, weisse topfförmige Urne (Taf. I, Fig. 11) welche mit Leichenbrandresten gefüllt war.
H = 14, D = 12, m = 8, b = 5.

b) 1 weissliche Dreifussschale.

c) 1 zugehöriger Deckel, welcher unterhalb des Knopfes mit 2 concentrischen Ringen geziert ist.
H = 8, D = 19·5.

d) 1 graue Urne.

e) 1 graue Dreifussschale.

f) Das Halsstück eines grösseren, gelben Gefässes.

Sonstige Beigaben fehlten, und wurden nur noch in der Anschüttung des Hügels einzelne, verstreute Scherben von mindestens drei Thongefässen gesammelt.

Tumulus Nr. 5. D = 7·9 m, H = 0·7 m.

Die kleine, aber relativ sehr starke Brandschichte von circa 120 cm Durchmesser wurde schon in 35 cm Tiefe, von der Hügelmitte etwas nach Osten verrückt, angetroffen und stand an deren südöstlichem Rande eine ganze, mit Leichenbrandresten und Erde gefüllte, rothe und mit Querstrichen gezierte Urne (Taf. I, Fig. 14).

H = 18·5, D = 17, m = 10·5, b = 8.

Daneben lagen die Scherben einer ähnlichen grauen Urne, eines schwärzlichen und eines kleineren röthlichen Thongefässes.

Etwas westlich davon enthielt die Brandschichte das Bruchstück eines Eisenringes und nordwestlich mehrere, ganz verrostete kleine Bronzefragmente, drei Stückchen Bergkrystall und eine blaue Glasperle.

Die Anschüttung enthielt einzelne Scherben eines rohen Thongefässes.

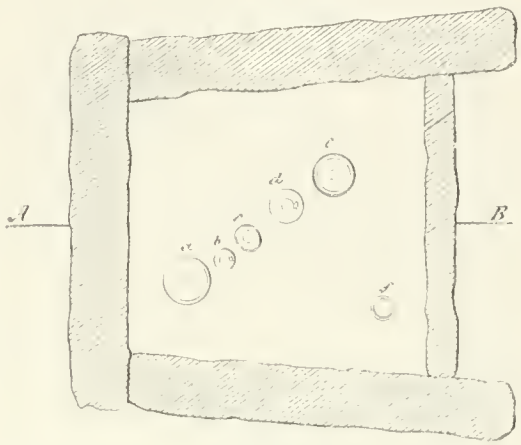
Tumulus Nr. 6 D = 6·8 m, H = 0·6 m.

Auch hier kamen in der Anschüttung zerstreute Scherben von Thongefässen vor, und wurde genau in der Mitte des Hügels in 32 cm Tiefe eine von O. nach W. gestreckte, bis zu 28 cm starke Brandschichte von 300 cm und 180 cm Durchmesser angetroffen, welche ausser Knochenfragmenten nur einzelne Bruchstücke von mindestens 5 Thongefässen enthielt.

Tumulus Nr. 7. D = 6·2 m, H = 0·6 m.

Unter der verstreute Thonscherben führenden Anschüttung wurde in 45 cm Tiefe eine nur 110 cm im Durchmesser haltende, aber 15 cm starke, somit wie bei den Tumulis Nr. 3 und Nr. 5 auf eine kleinere Fläche zusammengetragene, knochenreiche Brandschichte entblösst, welche nur einzelne Scherben von 4 Thongefässen lieferte.

Grundriss



Schnitt A B

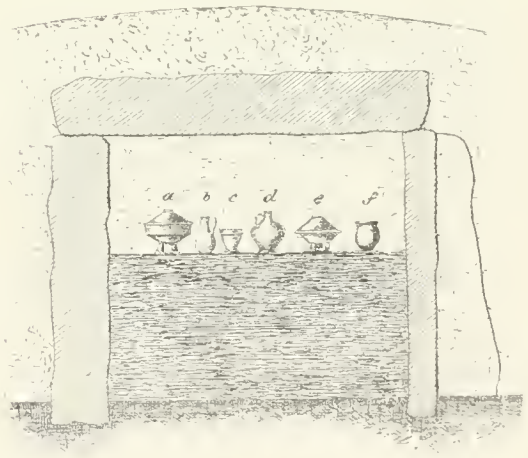


Fig. 44. 1/25 nat. Gr.

Gemeinde Vordersdorf. Gretschwald.

Angrenzend an die vorbeschriebene Teschlitzwaldgruppe und eigentlich zu derselben gehörig,

befinden sich in dem Walde Parc. Nr. 571 des vgo. Gretsch in Vordersdorf 4 Tumuli (Fig. 43, Seite 104), wovon Radimský einen öffnete.

Tumulus Nr. 1. D = 10·1 m, H = 1·3 m.

Nahezu in der Mitte des Hügels wurde eine aus Gneissplatten von 10 bis 20 cm Stärke bestehende Kammer angetroffen, deren Deckplatte nur 20 cm hoch mit Erde bedeckt war. Ihre Seitenplatten bildeten ein Trapez, dessen breitere Seite nach O. gekehrt war, und schlossen einen Raum von 1 m lichter Länge, 1 m mittlerer lichter Breite und 90 cm Höhe ein. Den Boden der Kammer bildete fester, gewachsener Lehm, auf welchem die Leichenbrandreste 50 cm hoch lagen. (Siehe Fig. 44.) Unmittelbar auf den Brandresten aufgestellt kamen in einer diagonalen Reihe folgende, ganz erhaltene Thon- und Glasgefässe vor.

a) 1 graue Dreifussschale, mit dem zugehörigen Deckel bedeckt.
Die Schale H = 10·5, D = 17, m = 17, f = 10, hf = 2·5.
Der Deckel H = 5, D = 17.

b) 1 runder Glaskrug mit bandförmigem Henkel.
H = 11, D = 7, m = 3·5, b = 5

c) 1 Glasbecher, etwas elliptisch.
H = 8, D = 9, m = 9, b = 5.

d) 1 rother Thonkrug mit bandförmigem Henkel.
H = 13, D = 13, m = 4, b = 5 und

e) 1 schwärzliche Dreifussschale mit Deckel.
Die Schale H = 7, D = 15, m = 13, f = 10, hf = 2·5.
Der Deckel H = 5, D = 16.

Abseits von diesen Gefässen kam in gleicher Höhe nahe der Südostecke der Kammer eine topfförmige, roh gearbeitete, graue Urne zerdrückt vor, welche grössere Knochenfragmente enthielt.

H = 10, D = 8·5, m = 7·5, b = 3·5.

Ausserhalb der Kammer wurden endlich aus der Anschüttung Scherben einer schön schwarz glänzenden Schale,

H = 5, D = 13, m = 11, b = 6,

ferner Scherben zweier, grauer Dreifussschalen, eines zugehörigen Deckels, einer kleinen, grauen Schale, einer grauen Urne und eines aussen dicht gestreiften, schwärzlichen Thongefässes gesammelt.

Dieser Tumulus war mit seinen Originalplatten und Gefässen in der culturhistorischen Ausstellung zu Graz im Jahre 1883 ausgestellt.

Gemeinde Vordersdorf. Amtmannwald.

In dem sanft gegen Südost abfallenden Walde des vgo. Amtmann in Vordersdorf stehen drei Tumuli von 10 bis 11 m Durchmesser und 100 bis 130 cm Höhe, von denen Radimský einen untersuchte.

Tumulus Nr. 1. D = 11 m, H = 1 m.

Etwas südlich von der Mitte des Hügels wurde die Kammer Fig. 45 angetroffen, welche aus weissen Gneissplatten bestand, nur 25 cm hoch mit Erde bedeckt und an der Aussenseite ringsum durch vorgelegte Steine gestützt war. Die Längsrichtung der Kammer lief genau von SO. nach NW. und bildeten die verlängerten Platten im Nordwesten eine Art offener Vorkammer *a*. Die lichten Dimensionen der Hauptkammer wurden mit 143 cm Länge, 70 cm Breite und 55 cm Höhe, die Stärke der Seitenplatten mit 15 bis 20 cm, jene der Deckplatten *d* und *e* mit 15 cm und jene der Bodenplatte *b* mit 10 cm abgemessen. Im nordwestlichen Theile *c* bestand der

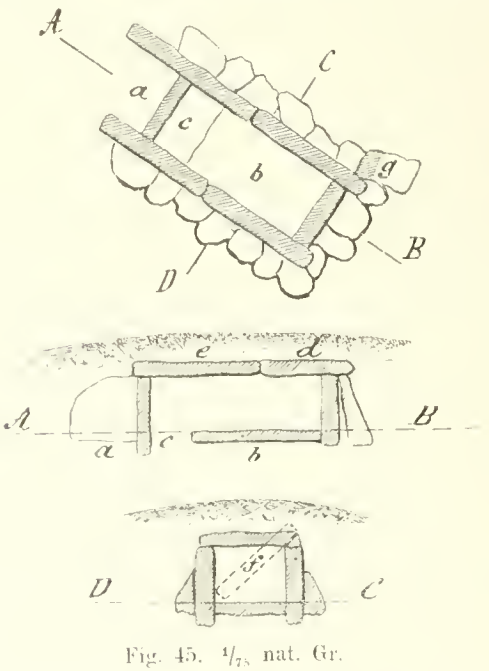


Fig. 45. 1/75 nat. Gr.

Boden der Kammer nur aus gewachsenem Lehme. Die Deckplatte *d* zeigte sich auf die Seite geschoben, die andere *e* in die Kammer nach *f* hineingestürzt.

Der Boden der Kammer war mit einer durchschnittlich kaum 2 cm dicken tiefschwarzen Brandschichte mit häufigen Knochensplittern bedeckt, in welcher einzelne Scherben von zwei dunkelgrauen Deckeln, einem weissen Deckel, einer weissen Dreifussschale, eines rothen Henkelkruges und eines ordinären röthlichen Thongefässes lagen.

Nordöstlich, östlich und südlich der Kammer fanden sich mehrere unzusammenhängende, dünne Partien von Leichenbrandresten vor, welche nur unter der Gneissplatte *g* eine Stärke von etwa 8 cm einnahmen. Dazwischen lagen ein kleines Stückchen

Bronzeblech, Bruchstücke einer kleinen, grauen Schale und einer dunkelgrauen Dreifussschale.

Sonst enthielt die Anschüttung nur einzelne zerstreute Scherben von mindestens 3 rohen Thongefässen.

Dieser Tumulus muss somit schon einmal geöffnet und ausgeraubt worden sein, und zwar vor langer Zeit, weil eine über der Kammer stehende Buche ein Alter von mindestens 60 Jahren besass. Auffallend ist es nur, dass damals erstens die schönen Platten nicht ausgehoben wurden und zweitens, dass man sich in jener Zeit die Mühe des nachherigen Zuplanirens genommen hat.

Gemeinde Vordersdorf. Gretschwald.

Nordwestlich von der vorbesprochenen Teschlitz- und Gretschwaldgruppe stehen in dem gleichen Walde des vgo. Gretsch auf einem nordwärts abfallenden Gehänge drei Tumuli von 8·7 bis 9 m Durchmesser und 90 bis 100 cm Höhe, von denen der nördlichste deutliche Spuren einer früheren Grabung beobachten liess, die beiden anderen jedoch intact schienen. Radimský hat diese letzteren geöffnet und fand in dem Anschüttungsmateriale beider zerstreute Holzkohlenstückchen nebst Scherben von rohen Thongefässen.

Tumulus Nr. 2. D = 8·7 m, H = 0·9 m.

In der nordsüdlich gestreckten Reihe der drei Grabhügel ist dieser der mittlere. Es wurde in seinem südöstlichen Quadranten ein eiförmiger, roh in Erde gelegter Steinsatz aus grösseren Gneiss- und Quarzgeschieben bestehend angetroffen, dessen Mauerstärke 60 bis 70 cm betrug. Derselbe war in einer Tiefe von 100 cm unter dem Scheitel des Hügels fundirt, besass von O. gegen W. eine Aussenlänge von 3·3 m und im westlichen Theile eine Breite von 2·3 m, im östlichen Theile dagegen eine solche von nur 1·7 m. Die Höhe des Mauerwerkes betrug in der westlichen Partie 90 cm, nahm aber gegen Osten bis zu 40 cm ab, wobei der eingeschlossene Raum gegen oben zu offen war und das Ganze den Eindruck machte, als ob bereits früher der Bau abgedeckt und ein Theil des Mauerwerkes in der östlichen Partie abgetragen worden wäre.

Der Mittelraum zeigte sich mit Erde und grösseren Steinen angefüllt, enthielt zwar viele verstreute Leichenbrandreste, aber keine geschlossene Brandschichte, und war in 80 cm Tiefe unter der westlichen Mauerkrone mit einem 8 bis 10 cm starken, aus kleinen Gneissstücken bestehenden Pflaster belegt, auf welchem nur eine stark zersetzte Kupfermünze gefunden wurde.

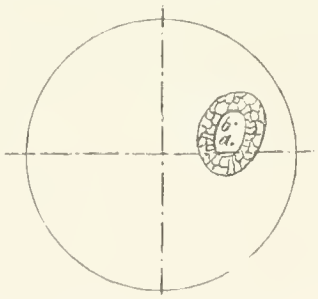
Ausserdem kamen in verschiedenen Höhen verstreut mehrere dünne Scherben eines Glasgefässes, wahrscheinlich eines Henkelkruges und einzelne Thonscherben von mehreren kleineren Gefässen, so wie von mindestens drei grösseren, dickwandigen Töpfen vor. Die letzteren sind an der ganzen Aussenfläche mit Kammstrichen bedeckt. Interessant ist es, dass einige solcher starker Topfscherben aus dem inneren Raume sowohl als aus der übrigen Anschüttung, besonders die Bodenstücke, einen porösen, verkohlten und bis zu 9 mm starken Ueberzug, welcher sich von der Gefässwand leicht ablösen lässt und wahrscheinlich aus Speiseresten besteht, besitzen.

Bei dem Abtragen des Mauerwerkes wurde endlich an der Innenseite, zwischen die Steine eingekeilt, das Bruchstück eines halbrunden, grünen Glasarmringes von 25 mm Länge, 16 mm Breite und 6 mm Dicke gefunden, welches an der Innenseite durch einen 3 mm breiten, gelben Emailstreifen geziert ist.

Es unterliegt nach dem Vorgesagten keinem Zweifel, dass dieser Hügel schon einmal geöffnet worden sein muss.

Tumulus Nr. 3. D = 8·8 m, H = 0·9 m.

Unter den Thongefässscherben, welche aus der Anschüttung dieses Hügels gesammelt wurden, war ein Bodenstück mit der gleichen porösen schwarzen



Punkt a) 1 Gefäss
„ b) 2 Münzen

Fig. 46. Maassstab 1 : 250.

Masse überzogen, wie einige Scherben des vorbeschriebenen Tumulus.

In der östlichen Hügelhälfte (siehe Grundriss Fig. 46) kam ein, ähnlich wie bei Nr. 2 construirtes elliptisches Mauerwerk von 2·7 m Länge und 2·3 m Breite vor, dessen Mauerstärke 60 bis 70 cm und

dessen ringsum gleiche Höhe 80 cm betrug. Ueberdeckt war das Mauerwerk mit einer unregelmässig viereckigen Gneissplatte von 95 cm und 60 cm, welche 60 cm tief unter der Hügelkuppe lag. Der Innenraum war oben mit Erde und in den untersten 10 bis 20 cm mit Leichenbrandresten angefüllt.

Innerhalb dieser Brandschichte lagen bei dem Punkte *b* zwei stark verrostete Kupfermünzen, um den Punkt *a* herum aber auf untergelegten, dünnen Gneissplatten Glas- und Thongefässe und zwar:

1. 1 bauchige Glasurne (cfr. Taf. I, Fig. 26), welche mit Knochenfragmenten gefüllt war.
2. Westlich daneben 1 dunkelgraue Dreifussschale mit Deckel. (cfr. Fig. 47, Taf II) Sie enthielt eine feine, poröse Erde, welche nach der Untersuchung meines geehrten Freundes Freiherrn von Ettinghausen, Abdrücke von unbestimmbaren, kleinen Pflanzensamen zu enthalten scheint.
   Die Schale H = 8, D = 15·8.
   Der Deckel H = 6, D = 16·5
3. Südlich davon 1 bauchiges, graues Töpfchen mit Leichenbrandresten angefüllt.
   H = 10·5, D = 8·5, m = 7·5, b = 4
4. Oestlich neben dem vorigen 1 dunkelgrauer, conischer Becher, ebenfalls mit Brandresten angefüllt. (cfr. Fig. 17, Taf. II.)
   H = 10·5, D = 9·2, b = 4·4.

Erwähnenswerth dürfte es sein, dass sich unter den Steinen des Mauerwerkes Bruchstücke von zwei Mühlsteinen aus Gleichenberger Andesit vorfanden. Beide gehören Läufern an, sind unten weiter als oben, an beiden Flächen concav zugearbeitet, an der oberen mit einem Randwulste versehen und in der Mitte unregelmässig gelocht. Ihre Dimensionen sind folgende:

Nr. 1. Besteht aus einem Stücke, welches nahezu die Hälfte des ursprünglichen ganzen Steines darstellt. D unten 34 cm, oben 30 cm, die Höhe an der Peripherie 15 cm, Stärke in der Mitte 7 cm, die Muldenvertiefung an beiden Flächen je 4 cm. Der D. des mittleren Loches beträgt 10 cm, während der Wulst an der oberen Peripherie ganz schwach ist.

Nr. 2. Besteht aus 4 Stücken, wovon je zwei zusammenpassen und welche ungefähr drei Viertel des ganzen Steines austragen. D unten 35 cm, oben 30 cm, die Höhe an der Peripherie 12 cm, die Stärke in der Mitte 3 cm, die Muldentiefe an der Unterfläche 5·5 cm, an der oberen Fläche 3·5 cm. Der D. des mittleren Loches beträgt 9 cm, und ist der Randwulst an der Peripherie der oberen Fläche 1 cm hoch, bei 2 cm Breite.

In der Mitte der Höhe besitzt dieser Stein an seiner Peripherie zwei gegenübergestellte, horizontale, 5 cm tiefe, aussen 3·5 cm weite und gegen die Mitte zu etwas verengte Löcher, welche offenbar zum Einsetzen des Drehungsapparates dienten, wie man dies auch heute noch bei den Handmühlen der Dalmatiner Bauern beobachten kann.

Ueber ethnographische Museen.

Mit besonderer Berücksichtigung der Sammlungen in Deutschland, Oesterreich und Italien.

Von **Kristian Bahnson** in Kopenhagen [1]).

Die Idee eines allgemeinen ethnographischen Museums ist von dem französischen Geographen Jomard ausgegangen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatten sich zwar einzelne Stimmen für das Wünschenswerthe einer solchen Sammlung erhoben, aber sie waren verhallt, ohne Beachtung gefunden zu haben [2]), und erst nachdem Jomard mit Energie für die grosse Bedeutung eines Museums, das alle nichtgeschichtlichen, aussereuropäischen Völker umfassen würde, eingetreten war, wurden positive Schritte für die Verwirklichung dieses Gedankens gethan. Jomard fand nämlich eine Stütze in der von dem französischen Handels- und Arbeitsministerium unter Cuvier's Vorsitz eingesetzten Commission, die in einem Bericht vom 1. November 1831 ihr Gutachten über seinen Plan abgab [3]). Es wird in demselben hervorgehoben, wie wenig die Wissenschaft vom Menschen Schritt gehalten habe mit dem Aufschwung, den das Studium der physischen Beschaffenheit der Erde und des Thier- und Pflanzenlebens durch zahlreiche Reisen und wissenschaftliche Expeditionen genommen. Während die Configuration der Welttheile durch Karten und Pläne bildlich veranschaulicht, die Eigenthümlichkeiten im Thier- und Pflanzenleben durch zoologische und botanische Museen beleuchtet würden, gäbe es keine Sammlung, die den Menschen in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien vor Augen führe, und gerade für das Verständniss der Fortschritte des Menschengeschlechtes würde eine solche von grösster Wichtigkeit sein. Aus der Geschichte kann man nicht alle Standpunkte innerhalb einer Culturentwicklung kennen lernen, theils weil den meisten primitiven Völkern Mittel gefehlt haben, ihre Lebenserinnerungen durch Tradition oder schriftliche Aufzeichnungen zu bewahren, theils weil sie erst Gegenstand der Beobachtung geworden sind in einer Zeit, wo sie bereits einen Theil ihrer Eigenart verloren hatten. Durch das Studium der materiellen Erzeugnisse würde man dahingegen Kenntniss derjenigen Culturstufen gewinnen, an welchen die Geschichte schweigend vorübergeht. Alle Völker besitzen ihren Bedürfnissen, ihrem Geschmack und ihrer Entwicklung entsprechende Geräthe, mittelst welcher sie die Hindernisse, die Naturverhältnisse und Klima ihnen in den Weg legen, zu überwinden vermögen, und diese vereint geben ein Bild von der Lebensweise des Volkes, von seiner Industrie, seinen Sitten und Gebräuchen und seinem geistigen Leben, wie es in gleicher Anschaulichkeit und Zuverlässigkeit auf keinem anderen Wege zu erreichen sein würde. Die Commission bringt deshalb in Vorschlag, dass der Idee Jomard's gemäss, in Paris ein Museum gegründet werde, welches durch Vereinigung des vorhandenen ethnographischen Materials und durch Benützung der verschiedentlich sich darbietenden Gelegenheiten zu weiteren Erwerbungen in systematischen Serien eine Vorstellung von den Culturformen zu geben vermöge, die uns bei den aussereuropäischen Völkerstämmen heutzutage entgegentreten. Nur wenn man auf diese Art der Ethnographie eine feste Basis verleihe, lasse sich die Lücke füllen, die bisher in der Kenntniss des Menschen geherrscht habe. Aber es gelte jetzt zu handeln ohne Säumen; denn der Verkehr mit den Europäern und

[1]) In der in Kopenhagen in dänischer Sprache erscheinenden Zeitschrift: „Aarboger for nord. Oldk. og Historie" befand sich im vorigen Jahre unter dem Titel: „Ethnografiske Museer i Udlandet" ein Aufsatz eines der tüchtigsten Ethnographen der neueren Schule, Herrn Dr. Kristian Bahnson, welcher das Interesse jedes Fachmannes in hohem Maasse in Anspruch zu nehmen geeignet ist, und der durch seine lichtvolle Darstellung auch die Beachtung des gebildeten Laien verdient. Um denselben dem deutschen Publicum zugänglicher zu machen, veranlasste die Redaction im Einvernehmen mit dem Herrn Autor eine durch letzteren in manchen Theilen ergänzte Uebersetzung. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich auf unsere Bitte das hochgeschätzte correspondirende Mitglied unserer Gesellschaft, Fräulein J. Mestorf in Kiel, unterzogen und gebührt derselben dafür der wärmste Dank, welcher ihr auch an dieser Stelle ausgesprochen sei.

Die Redaction der Mittheilungen.

[2]) Hamy: Rapport sur le développement et l'état actuel des collections ethnographiques. Paris 1880.

[3]) Bulletin de la Société de Géographie, 2. série, VI, S. 92.

die sich steigernde Einwirkung einer überlegenen Civilisation sei im Begriff, alle Originalität der primitiven Völker zu tilgen. Noch eine kurze Zeit, und es dürfte zu spät sein, ein wichtiges Material für die Wissenschaft zu retten.

Diese Idee fand lebhaften Anklang bei Philipp Franz v. Siebold, dem einzigen Manne jener Zeit, der für die vorliegende Aufgabe ein Verständniss hatte und dies durch die Praxis bethätigt hat. Seine aus Japan heimgebrachte vortreffliche Sammlung war vom holländischen Staat erworben worden, eine Sammlung, die allen Anforderungen an ein umfassendes culturhistorisches Material von einer einzelnen Oertlichkeit entsprach. In seinem Sendschreiben an Jomard [1]) rügte er scharf die Zurücksetzung, welche das Studium der asiatischen Culturvölker und primitiven Völkerrassen erfahren hatte zu Gunsten der Bestrebungen, alle Spuren der classischen und westasiatischen Cultur im Alterthum an's Licht zu ziehen. In seinem zweiten Vaterlande, Holland, hatte er bereits Schritte gethan, in diesen Zuständen Wandel zu schaffen, und erfasste und erweiterte deshalb nun die Idee des französischen Geographen mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit, durch vergleichende Untersuchungen der Sitten und Gebräuche und des Cultus bei den verschiedenen Völkerschaften der Erde jeder Spur ihrer Herkunft und früheren Wanderungen nachzuforschen.

Es sollte jedoch noch eine lange Zeit darüber vergehen, bevor der Plan, ein ethnographisches Museum zu gründen, in Frankreich zur Ausführung kam. Jomard wurde nicht müde, für seinen Lieblingsgedanken zu kämpfen [2]), aber seine letzte öffentliche Aeusserung schliesst mit einem Seufzer darüber: „Qu'on ne songe guère à ce Musée de la géographie et des voyages longtemps espéré, vainement attendu au bien que l'utilité en soit incontestable“ [3]). Die Schöpfung eines solchen Instituts in Frankreich war unserer Zeit vorbehalten.

Jomard's Gedanke war jedoch nicht todt: er wuchs und gedieh in der Stille, und an einem Ort war schon vor dem Tode des berühmten Geographen ein Museum entstanden, welches zeigte, was auf diesem Gebiete erreicht werden könne.

Es gab nämlich einen Mann, auf den Jomard's Worte und v. Siebold's praktische Illustrationen dazu, einen mächtigen Eindruck gemacht hatten. Dieser Mann war der um die dänischen Museen hochverdiente Director Thomsen. Bei der Auflösung der Kunstkammer waren die ethnographischen Gegenstände allerdings ausgeschieden und in dem neu gegründeten sogenannten Kunstmuseum als besondere Gruppe aufgestellt worden, aber schon bei der Uebernahme der Verwaltung dieses Museums (1839) hatte Thomsen eingesehen, „dass sowohl im Hinblick auf Dänemark als maritimen Staat mit Colonien, als auf den Kostenpunkt die ethnographische Abtheilung diejenige sei, welche es zu etwas Aussergewöhnlichem bringen könne und müsse“ [1]). In Folge dieser Anschauung zielte sein Plan darauf hin, die Sammlungen zu einem dänischen Colonialmuseum auszubauen. Erst bei einem Besuch in Leyden und durch den Einfluss Jomard's reifte in ihm „die Idee eines allgemeinen ethnographischen Museums, das nicht nur einzelne, sondern möglichst alle Nationen, die an der europäischen Cultur nicht Theil hatten, umfassen sollte“. Mit diesem Ziel vor Augen, verstand Thomsen es, mit der ihm eigenen Energie und nicht minder durch den Zauber seiner Persönlichkeit ein Interesse für die Sammlungen zu erregen, welches nicht nur während der Zeit seiner Leitung anhielt, sondern demselben bis auf den heutigen Tag treu geblieben ist. Die Entwicklung des Museums ist nicht sprungweise vorgeschritten durch solche Massenzuflüsse, wie sie mehrere moderne Sammlungen erfahren. Es ist langsam angewachsen, gedeihend unter der kräftigen Unterstützung, welche das dänische Volk zu allen Zeiten den Bestrebungen, die Sammlungen zu erweitern, gewährt hat. Ist sonach das ethnographische Museum in Kopenhagen lange Zeit das erste in Europa gewesen, und nimmt es auch heute, nachdem es von anderen überholt, noch immer einen hohen Rang ein, so verdanken wir dies hauptsächlich den Gaben, die ihm in so reichem Masse gespendet sind; Thomsen's Verdienst aber bleibt es, die Kräfte zu einem Zusammenwirken geeinigt und die Lebensbedingungen für das Museum geschaffen zu haben.

Thomsen's schöpferische Thätigkeit gewann auch in anderer Richtung Bedeutung für die ethnographischen Museen. Er begnügte sich nicht damit, das Material zu sammeln, er wollte es auch bearbeiten und durch die Aufstellung für Laien und Gelehrte zugänglich und lehrreich machen. Zu einer Zeit, wo die ethnographischen Sammlungen nichts weiter

[1]) Lettre sur l'utilité des Musées ethnographiques. Paris 1843.

[2]) Vgl. z. B. Bulletin de la Société de Géographie. 1845.

[3]) Revue Orientale et Américaine 1862.

[1]) Vorrede zum Katalog des ethnographischen Museums 1862.

waren, als Appendixe anderer Museumsabtheilungen ohne jegliche Bedeutung, schuf seine ordnende Hand ein selbstständiges Museum, das zu seiner Zeit ein Muster der Methode und Anordnung war. Hier war die gestellte Aufgabe thatsächlich gelöst. Hier war ein ethnographisches Museum geschaffen für wissenschaftliche Zwecke, hier wurde gearbeitet, um die einzelnen Gegenstände kritisch zu bestimmen und ihnen ihren Platz in dem gegebenen Rahmen anzuweisen und das Zusammengehörige zu besonderen Gruppen zu vereinigen — kurz, um die verschiedenen Culturstadien in ihrer Eigenart bildlich zu veranschaulichen. Hier zeigte Thomsen, dass er wusste, was man von einem ethnographischen Museum fordern darf, wenn es mehr als eine zufällige Sammlung von Raritäten und Curiosa sein soll. Freilich lassen sich mehrere Einwendungen gegen den von ihm befolgten Plan erheben. Die Anordnung theils nach Culturgruppen, theils nach Völkergruppen war an und für sich misslich und willkürlich; allein, man darf nicht vergessen, dass es sich hier um einen ersten Versuch handelte, der keine Stütze in den andernorts gemachten Erfahrungen fand. Bei der nach Thomsen's Ableben in Angriff genommenen Neuordnung des Museums wurde der ältere Plan aufgegeben und von Worsaae die einfache, natürliche Ordnung nach Völkergruppen durchgeführt, wodurch die Uebersichtlichkeit erleichtert und eine streng wissenschaftliche Eintheilung des Materials erreicht ist.

Thomsen war sonach der Erste und lange der Einzige, bei dem der Gedanke, ein allgemeines ethnographisches Museum zu schaffen, zur That wurde. Es ging noch lange Zeit darüber hin, bevor man in dem übrigen Europa zu der Erkenntniss kam, welche Bedeutung einer solchen Sammlung für die Wissenschaft vom Menschen innewohnt.

An mehreren Orten war um die Zeit, wo das dänische Museum gegründet wurde, ein gar nicht so unbedeutendes Material zur Bildung ähnlicher Sammlungen vorhanden. In die fürstlichen Kunstkammern mit ihrem bunten Inhalt hatten sich verschiedene werthvolle ethnographische Gegenstände eingeschlichen; dieselben hatten ihren Platz neben den Curiositäten gefunden, oftmals als abschreckende Beispiele menschlicher Verwilderung. Manches war auch von Reisen und Expeditionen heimgebracht und in Sammlungen zersplittert, wohin es nicht gehörte; manches endlich fand sich in Privatbesitz. Eine Grundlage, um darauf weiter zu bauen, war also vorhanden, es fehlte nur das Interesse. Einen Schritt vorwärts kam man, als bei der Auflösung der Kunstkammern die ethnographischen Gegenstände ausgeschieden und für sich gesondert aufgestellt wurden; doch blieb dieser Anfang ohne wissenschaftliche Bedeutung. Die Sammlungen wurden mit anderen Museumsabtheilungen verbunden und entbehrten lange der geeigneten Obhut und Pflege; Wenige interessirten sich für sie, noch geringer war die Zahl Derer, die etwas davon verstanden. Das Material wuchs an durch Geschenke und zufällige Eingänge, aber Niemand dachte daran, die Gelegenheit zu benützen, seine Verbindungen auszubeuten, die es mancherorten leicht gemacht haben würden, eine umfassende Sammlung zu schaffen. Höchstens waren es einige aussergewöhnliche Dinge und etliche Curiosa, welche Aufmerksamkeit weckten; für die Bedeutung des scheinbar Unbedeutenden und Alltäglichen, welches erst ein vollständiges Bild von dem Leben eines Volkes gibt, war das Auge noch nicht geöffnet. Man hatte weder Plan noch Zweck, gearbeitet wurde überhaupt gar nicht. Die Thätigkeit beschränkte sich auf die Annahme der gelegentlich eingehenden Geschenke, um weitere Auskunft, welche die Objecte hätte erklären und bestimmen können, kümmerte man sich nicht. Das Material war deshalb in höchstem Grade zusammengemischt und unzuverlässig, und der Zuwachs vergrösserte nur die Unordnung. Nur einzelne Privatleute, die durch ihr eigenes Interesse zu ernsteren ethnographischen Studien getrieben waren, gingen den Staaten voran. So hatten Klemm und Christy ihre Sammlungen angelegt, freilich mit ganz verschiedenem Ziel vor Augen, aber doch Beide in dem Bestreben, ihnen mittelst Durchführung eines bestimmten Planes culturhistorischen Werth zu verleihen.

Mit dem achten Decennium beginnt in der Geschichte der ethnographischen Museen ein neues Capitel. Durch die neu gestifteten ethnologischen Gesellschaften und durch zahlreiche grössere Werke ethnographischen Inhaltes fand das Interesse für die primitiven Völker in immer weiteren Kreisen Eingang. Man beschäftigte sich nicht länger nur mit der Anthropologie, auch der Mensch als sociales Wesen wurde nunmehr Gegenstand weitgehender Untersuchungen. Damit war der Boden für den Aufbau ethnologischer Sammlungen bereitet; es fehlte nur noch der Impuls, der sie in's Leben rufen würde. Dieser wurde zum Theil von einer anderen Wissenschaft gegeben, von der vorgeschichtlichen Archäologie, die sich gerade um diese Zeit durch die Vorurtheile und das Misstrauen, gegen die sie zu kämpfen ge-

habt, den Weg zur allgemeinen Anerkennung bahnte. Bei der Untersuchung der vorgeschichtlichen Zeiträume und der Behandlung jetzt auftauchender Fragen wurde es klar, dass zum Verständniss der fernen Vorzeit und zur Beleuchtung der Entwicklung, die sich im Laufe der Zeit vollzogen, eine Kenntniss der noch heute bestehenden primitiven Culturformen unentbehrlich sei. Das Interesse für letztere erhielt dadurch weitere Nahrung und die archäologischen Congresse, welche — jedenfalls ausserhalb des Nordens — eine bis dahin wenig beachtete Wissenschaft plötzlich populär machten, trugen dazu bei, auch der Ethnographie die nothwendige Unterstützung angedeihen zu lassen. Von mehreren Seiten wurde nun die Gründung von Sammlungen gefordert, welche das für das Studium der primitiven Völker unentbehrliche Material gewähren würden. Die Erkenntniss, dass die materiellen Erzeugnisse auf einer niederen Culturstufe die grösste Bedeutung für das Verständniss der Lebensweise und Denkart eines Volkes haben, lag sozusagen in der Luft und empfing an mehreren Orten einen praktischen Ausdruck. Ein Mann muss hier genannt werden, dessen Name für alle Zeiten mit dieser neuen Periode in der Entwicklung der ethnographischen Museen verknüpft bleiben wird: Professor Bastian in Berlin. Mehr als irgend Jemand ist er unermüdlich bestrebt gewesen, durch Wort und That das Interesse für die Ethnographie in seinem Vaterlande anzuregen, und wenn augenblicklich in Deutschland mit grösserer Energie als sonst irgendwo gearbeitet wird, um das Versäumte einzuholen, so verdankt man dies sowohl dem Beispiel, das er als Director des Berliner Museums gegeben hat, wie seiner dringlichen Mahnung, wissenschaftliche Institute für eine inductive Behandlung der Ethnographie in's Leben zu rufen. Und seine Bestrebungen sind nach beiden Richtungen auch für andere Länder von Bedeutung gewesen.

Die Gründung systematischer ethnographischer Museen ist demnach, ausserhalb Dänemarks, wesentlich das Werk der letztverflossenen Decennien, und die Entwicklung, die sie erfahren, ist selbst in unserer Zeit, der Zeit der Museen, ohne Beispiel. Nahezu in allen grösseren Ländern Europas und in Amerika sind Institute erstanden, die schon jetzt eine sehr bedeutende Thätigkeit entfaltet haben. England hat seine zerstreuten Sammlungen in dem neugeordneten British Museum, wohin auch die Christy Collection gegeben ist, und in dem India Museum vereinigt, denen sich die Museen in Oxford und Salisbury anschliessen. Holland hat das Rijks ethnographisch Museum in Leyden neu organisirt, eines der bedeutendsten in ganz Europa; ausserdem befinden sich kleinere Sammlungen in Amsterdam, Rotterdam und im Haag. Frankreich hat das Musée du Trocadéro in Paris, das binnen kurzem sein Supplement in dem selbstständigen, einzig in seiner Art dastehenden Musée Guimet (früher in Lyon) erhalten wird. In Deutschland sind ausser dem Hauptmuseum in Berlin, in Hamburg, Leipzig, Dresden und München stattliche Sammlungen angewachsen und ausserdem mehrere kleinere angelegt worden. Oesterreich besitzt in Wien zwei ethnographische Museen: das Hofmuseum und das Orientalische Museum. In Italien finden wir das bedeutende Museo preistorico ed etnografico in Rom, dem sich die Sammlung der Propaganda und die Museen in Florenz und Venedig anschliessen. Endlich ist noch der in Christiania und Stockholm gegründeten Museen zu gedenken; dem letztgenannten ist das auf der Weltumsegelung der Fregatte Vanadis von Dr. Stolpe gesammelte reiche Material einverleibt worden.

Ueberall wird also mit grosser Energie gearbeitet. Zu dem allgemeinen Interesse für ethnologische Studien hat sich die Einsicht gesellt, dass es gilt, die Zeit zum Sammeln benutzen, bevor es zu spät ist. Es ist nämlich anders mit dem ethnographischen Material wie mit dem archäologischen, welches lange Zeiten im Schooss der Erde wohl bewahrt liegt, um, wenn es zu Tage kommt, die Nachwelt über verschwundene Culturformen zu belehren. Von dem ethnographischen Stoff überlebt nur ein geringer Bruchtheil das Volk, von dem er herrührt. Leicht vergänglicher Art, geht er, sobald eine neue Civilisation die Lebensbedingungen eines Volkes umgewandelt hat, rasch zugrunde. Hier liegt die grosse Gefahr, welche den Ausbau der ethnographischen Museen bedroht und zu raschem Handeln mahnt. In den letzten Jahrhunderten ist die eine primitive Culturform nach der anderen durch das Vordringen der europäischen Civilisation verschwunden und heutzutage geschieht dies rascher als jemals zuvor. Vor 20—30 Jahren konnte man noch hoffen, dass die nöthigen Erweiterungen und Ergänzungen mit der Zeit einlaufen würden; heute wäre es leichtsinnig, die Entwicklung der Museen von dieser Hoffnung abhängen zu lassen. Mit jedem Tage, der vergeht, wird es schwerer, Material zu schaffen. Freilich gibt

es noch Gebiete, die bis jetzt von der europäischen Cultur unberührt geblieben, aber dieselben werden immer enger begrenzt; grosse Gebiete sind bereits vollständig ausgebeutet, weil die Bevölkerung nicht mehr producirt, während andere ihr eigenartiges Gepräge grossentheils eingebüsst haben. Es lässt sich deshalb mit Sicherheit voraussehen, dass eine wesentliche Quelle für das Studium der Entwicklung des Menschen in nicht fernliegender Zeit völlig ausgetrocknet sein wird.

Die Erkenntniss, dass ein Museum, welches den gegenwärtigen Zeitpunkt zu benutzen versäumt, seiner weiteren Entwicklung einen Riegel vorschiebt, hat zu den Anstrengungen angespornt, die in ganz Europa gemacht sind und noch gemacht werden, um das noch zu rettende Material zu sammeln. Diesem Eifer haben wir es zu verdanken, dass es gelungen ist, manche Gebiete für die wissenschaftliche Beobachtung zu sichern, und wie aus folgenden Blättern ersichtlich sein wird, steht uns bezüglich der meisten Völkergruppen bereits ein ansehnliches Studienmaterial zu Gebote. Wenn nun ein solches Resultat in kurzer Zeit erreicht worden, so ist dies zum Theil den verhältnissmässig reichen pecuniären Mitteln zu danken, die in den grossen Ländern den Museen zur Verfügung gestellt wurden. Sie wurden in die Lage gesetzt, eine grossartige Thätigkeit zu entfalten, sich an Expeditionen nach fremden Welttheilen zu betheiligen, grosse, methodisch angelegte Sammlungen, die nach Europa gebracht wurden, anzukaufen — kurz: ihrer Entwicklung einen bestimmten Plan zugrunde zu legen. Auch in dieser Beziehung haben sich die Verhältnisse heutzutage geändert. In früheren Zeiten herrschte die Ansicht, ein ethnographisches Museum liesse sich ohne erheblichen Kostenaufwand schaffen, wenn nur das Interesse dafür angeregt werde, und die damals existirenden Museen waren in der That in Betreff ihres Zuwachses lediglich auf Geschenke angewiesen. So lange die Habe primitiver Völker reichlich war, fand sehr Vieles auf diese Weise seinen Weg in die Sammlungen. Das Kopenhagener Museum, welches fast ausschliesslich aus Geschenken entstanden, zeigt, was sich erreichen lässt, wenn ein Institut populär geworden. Allein, obwohl das allgemeine Interesse eine äusserst schätzbare Stütze ist, vermag sie allein doch nicht eine Sammlung zu tragen. Je nachdem die ethnographischen Gegenstände seltener werden und demzufolge die Concurrenz ihnen einen verhältnissmässig ansehnlichen pecuniären Werth verleiht, werden selbstverständlich die Gaben spärlicher eingehen oder ganz aufhören und das Museum sich dadurch in seinem Anwachsen gehemmt sehen. Um dieser Gefahr zu entgehen, um das Material ferner zu mehren und ergänzen zu können und den Anforderungen, die an eine systematische Verwaltung gestellt werden müssen, zu entsprechen, bedarf es eines Budgets, welches das Museum so viel wie möglich von der freiwilligen Unterstützung unabhängig macht. Dies ist um so nothwendiger, als die Anforderungen, die man gegenwärtig an die Art der Sammlungen stellt, zum Theil ganz andere sind wie ehemals.

Die ethnographischen Museen haben, wie alle culturhistorischen Museen, eine zweifache Aufgabe: eine wissenschaftliche und eine populäre. Sie sollen einerseits das Material für das Studium der aussereuropäischen Völkerschaften darbieten, andererseits auf das grosse Publicum belehrend einwirken, indem sie die verschiedenen Culturformen, in welchen das Menschengeschlecht sich bewegt, zur Anschauung bringen. In früheren Zeiten fasste man vorzugsweise den letzteren Theil der Aufgabe in's Auge. Man bezweckte lediglich eine Schilderung der Charakteristik einer Völkerschaft durch Vorführung ihrer eigenthümlichsten Erzeugnisse, und legte deshalb besonderen Werth auf seltene Objecte. Heutzutage strebt man an den meisten Orten dahin, die Museen in erster Linie zu wissenschaftlichen Instituten zu erheben, indem man Sammlungen schafft, die eine möglichst erschöpfende Darstellung der verschiedenen Culturstadien in den aussereuropäischen Ländern zu geben vermögen. Dazu ist aber ein umfassendes und zuverlässiges Material erforderlich, das nicht nur ein Studium der grösseren Völkergruppen, sondern auch aller Hauptstämme innerhalb derselben ermöglicht. Es sind nicht mehr die seltenen und hervorragenden Dinge, die man vorzugsweise zu bewahren wünscht, wiewohl auch sie stets einen berechtigten Platz in den Sammlungen behalten; die eigentliche Grundlage müssen jene allgemeinen, oftmals scheinbar unbedeutenden Dinge bilden, welche das Niveau angeben und die fortschreitende Entwicklung auf den verschiedenen Gebieten charakterisiren. Die einfachen Geräthschaften, mittelst welcher sie ihren Lebensunterhalt erwerben, die unvollkommenen Waffen, die ihnen zur Vertheidigung dienen, die öfters ärmlichen, unschönen Schmuckgegenstände, oder die rohen Figuren, Gegenstände ihres Cultus, haben für die Kenntniss eines Volkes denselben Werth, wie solche Arbeiten, in denen sie ihrer Kunstfertigkeit den höchsten

Ausdruck gegeben. Diese Dinge sind absolut nothwendig zur Beleuchtung der Lebensverhältnisse der verschiedenen Stände, der materiellen und intellectuellen Bedürfnisse und des Erfindungstalentes, welches ein Volk in der Benützung seiner Hilfsmittel an den Tag legt. Aber gerade diese einfachen Dinge sind früher in weit geringerer Menge in den Besitz der Museen gelangt als die Erzeugnisse höherer Kunstfertigkeit, weil die Reisenden, die sie heimbrachten, nicht den Blick dafür hatten. Fast alle grösseren Sammlungen aus älterer Zeit leiden an diesem Mangel; selbst in einer so rationell angelegten Sammlung wie die Siebold'sche aus Japan, die von dem Leben der höheren Gesellschaftsclassen, von Gewerbe- und Kunstfleiss ein so vortreffliches Bild gibt, sucht man vergebens nach einer nur einigermassen vollständigen Darstellung der volksthümlichen Lebensweise. Das Hauptgewicht muss deshalb darauf gelegt werden, umfassende systematische Sammlungen zu Stande zu bringen, die ein bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführtes Bild der verschiedenartigen Völkergruppen und Stämme zu geben vermögen. Alles, was einen charakteristischen Zug in dem Leben des Individuums, der Familie oder der Gemeinde beleuchtet, jeder Gegenstand, der durch Material, Form, Ornamentik oder Nutzanwendung sich von den übrigen unterscheidet, hat Recht auf einen Platz in den Sammlungen. Nur Doubletten sollten ausgeschlossen bleiben, ein Umstand, dem man noch keine Beachtung geschenkt, obwohl er für die Begrenzung der Museen von Bedeutung ist.

Vollständige Sammlungen können die Museen nur in Bezug auf die primitiven Völkerschaften anstreben. Das Gebiet, auf dem die Naturvölker sich bewegen, ist so eng begrenzt, das Leben im Ganzen so wenig complicirt, dass die Erzeugnisse nicht besonders mannigfaltig zu sein pflegen. Auch wenn der Anforderung an eine bis in's Kleinste durchgeführte Darstellung hier genügt würde, würde das Material nicht so umfangreich sein, dass es, wohl gesichtet, nicht in den Museen Platz finden könnte. Ganz anders liegt die Sache in Betreff der orientalischen Culturvölker, indem ein stark ausgebildetes Gemeindewesen, eine entwickelte Industrie und Kunst, ein eigenartiges geistiges Leben, welches zahlreiche literarische Arbeiten in's Leben gerufen hat, ein so kolossales, mannigfaltiges Material zu seiner Beleuchtung fordert, dass die ethnographischen Museen dafür keinen Raum haben. Da können sie nur eine Darstellung in grossen Zügen geben; aber auch hier kommt es nicht minder als in Betreff der primitiven Völker darauf an, umsichtig und plangemäss eine Sammlung zu schaffen, die wirklich das ganze Volk wiederspiegelt und sich nicht damit begnügt, einzelne Seiten seiner Entwicklung vorzuführen. Die Details zu berücksichtigen, muss hier den Gewerbe-Museen überlassen bleiben. Vielleicht wird man bei fortschreitender Entwicklung der orientalischen Studien dereinst alle Sammlungen von den asiatischen Culturvölkern aus den ethnographischen Museen entfernen und zu besonderen Sammlungen vereinigen, wie man Aehnliches in dem orientalischen Museum in Wien und in dem India Museum in London gethan hat. Dergleichen kann indessen nur in grossen Ländern in Frage kommen; die kleineren müssen sich an Darstellungen der Hauptsachen genügen lassen.

Das Unausführbare, welches der Lösung einer so gewaltigen Aufgabe wie die obige scheinbar anhaftet, eine erschöpfende Vorstellung aller Völker und aller Culturstadien, die in den Bereich der Ethnographie fallen, zu geben, wird sich in der Praxis kaum fühlbar machen. Die Aufgabe fällt nämlich nicht dem einzelnen Museum zu. Keine Sammlung würde im Stande sein, sämmtliche Gebiete in gleicher Vollständigkeit vorzuführen; auch die grossartigsten werden sich in ihrer Thätigkeit beschränkt finden, schon aus dem Grunde, weil sie nicht überall gleich ergiebige Verbindungen unterhalten können. Durch ein Zusammenwirken aller Museen muss das Ziel jedoch erreicht werden können. Sie müssen, vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet, als ein grosses internationales Ganzes aufgefasst werden, dessen einzelne Glieder sich gegenseitig ergänzen. In den grossen Museen wird man selbstverständlich eine vollständige Darstellung möglichst zahlreicher ethnographischer Gebiete anstreben, wohingegen die kleineren Sammlungen, deren bescheideneren Hilfsmittel eine beschränktere Thätigkeit bedingen, mehr oder minder Bedeutung für das Ganze gewinnen, je nachdem sie von dieser oder jener Völkergruppe ein Material besitzen, welches durch seine Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit sich zum Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung eignet. Ihre Aufgabe dürfte es danach sein, ihre Kräfte auf die Bearbeitung einzelner Abtheilungen zu concentriren, gleichviel, ob sie die eigenen Colonien des Landes vertreten, oder Gebiete, mit denen es ihnen gelungen, besondere Verbindungen anzuknüpfen. Ausserdem aber sollen sie eine allgemeine Umschau unter allen übrigen

aussereuropäischen Völkerschaften halten, ohne jedoch eine erschöpfende Darstellung anzustreben. Man darf von ihnen nur ein in grossen Zügen ausgeführtes Bild der verschiedenartigen Völkergruppen fordern, in dem keine wesentliche Eigenthümlichkeit fehlt. Bei einer umsichtigen Entwicklung nach beiden Richtungen werden sowohl die grösseren als die kleineren Museen im Stande sein, ihre zweifache Aufgabe innerhalb der durch äussere Verhältnisse ihnen gesteckten Grenze wohl zu lösen. Dem Fachmann geben sie Stoff zu Untersuchungen, dem Laien veranschaulichen sie die charakteristischen Entwicklungen, die sich in den fremden Welttheilen vollzogen haben.

Wir werden in den hier folgenden Blättern sehen, dass im Laufe der letztverflossenen Jahre bedeutende systematische Sammlungen nach Europa gekommen sind.

Das werthvollste Material verdanken wir begreiflicherweise den Fachmännern, welche Gelegenheit hatten, ihre Studien unter dem Volke selbst zu machen, von dem die gesammelten Gegenstände herrühren. Die Hauptmasse aber ist von Männern herbeigeschafft, die mit warmem Interesse für die Aufgaben der Ethnologie und mit Verständniss für die Zwecke der Museen nach deren Anweisung gesammelt haben. Reisende, die schaarenweise auf Entdeckungen in bis jetzt unbekannte Gegenden auszogen, Marineofficiere, Gesandte, Consule und Privatleute haben gemeinschaftlich an der vorliegenden Aufgabe gearbeitet. Dass das Resultat ein befriedigendes geworden, ist jedenfalls in nicht geringem Maasse den seitens der Museen und ethnographischen Gesellschaften ausgearbeiteten ausführlichen Instructionen zu verdanken, die nicht nur sehr detaillirte Anweisungen für die Art des Sammelns enthalten, sondern zugleich auch die Aufmerksamkeit auf solche allseitige Beobachtungen und Auskünfte hinlenken, welche dem Material erst den eigentlichen vollen Werth verleihen. Die älteren Sammlungen leiden häufig unter dem Mangel an sicheren Angaben, sowohl hinsichtlich der Anwendung als des Ursprunges der Gegenstände. In Anbetracht der Art und Weise, wie sie in den Besitz des Museums gelangten, konnte es nicht wohl anders sein: entweder gelegentlich erstanden von Reisenden, die mit den Naturvölkern in Berührung kamen, oder gar in Hafenstädten, wohin die Sachen aus dem Innern des Landes gekommen waren; oftmals waren sie durch mehrere Hände gegangen und fern von ihrer Heimat erworben, weshalb die Angaben nicht correct sind. Und selbst wo sie richtig sind, pflegen sie in der Regel so allgemein gehalten zu sein, dass es, um die kleineren Gruppen zu sondern, kritischer Untersuchungen bedarf. Die gebührende Autorität darf man nur den grossen systematischen Sammlungen zuerkennen, weil sie am Orte selbst unter Berücksichtigung aller nöthigen darauf bezüglichen Aufschlüsse zusammengebracht sind. Im Besitze von solchen sind wir für die meisten Gebiete künftig nicht mehr auf die mehr oder minder correcten Mittheilungen dieses oder jenes Reisenden angewiesen. Manche Zweifel hinsichtlich des wirklichen Ursprunges der Gegenstände sind nunmehr gelöst und es ist nicht das kleinste Verdienst der neuen Sammlungen, dass sie der Unsicherheit in diesem wichtigen Punkt ein Ende gemacht haben.

Es ist meine Absicht, hier einen kurzen Bericht über das wichtigste Material in den deutschen, österreichischen und italienischen Sammlungen sowie im Musée Guimet in Lyon zu geben, die ich in den Jahren 1885—86 auf einer Reise als Stipendiat besucht habe. Das grosse Museum in Leyden ist mir unbekannt; die Museen in London und Paris habe ich seit 1882 nicht gesehen. Beide haben in den letzten Jahren einen so grossen Zuwachs erhalten und so grosse Umänderungen erlitten — die Neuordnung des British Museums fällt in diese Periode — dass über diese hier nicht in ähnlicher Weise berichtet werden kann. Die englischen und französischen Museen werden deshalb, wie auch das Kopenhagener, hier nur gelegentlich mit herangezogen werden.

Unter den deutschen Sammlungen nimmt das grosse Centralinstitut in Berlin den ersten Platz ein. Der Ursprung desselben war die fürstliche Kunstkammer[1]), für welche schon zu des grossen Kurfürsten Zeit Einkäufe an japanischen Waffen und anderen ethnographischen Curiosa gemacht wurden. Diese Grundlage wuchs allmälig durch Gelegenheitskäufe dergestalt an, dass bei der 1856 erfolgten Auflösung der Kunstkammer eine ethnographische Abtheilung in Verbindung mit der Alterthümersammlung im Neuen Museum gebildet werden konnte. Im Laufe der Jahre erfreute sich diese Abtheilung eines nicht unbedeutenden Zuwachses, der theils durch die reiche Ausbeute verschiedener wissenschaftlicher Expeditionen, theils durch einzelne

[1]) Vgl. Bastian: Vorgeschichte der Ethnologie. Berlin 1881, S. 47, und Voss: Zur Geschichte der königl. Museen in Berlin. Berlin 1880.

grössere Ankäufe erworben wurde. Allein das Material blieb doch nach allen Richtungen höchst mangelhaft und die unkritischen Bestimmungen der Gegenstände, sowie die in der Sammlung herrschende Unordnung beeinträchtigten ihren wissenschaftlichen Werth. Wie weit man im Rückstand war, zeigte sich, als die erste wissenschaftliche Sammlung (Jagors) dem Museum einverleibt wurde: eine Mustersammlung, welche lehrte, welche Anforderungen man an einen ethnographischen Stoff erheben darf, und was sich durch planmässiges Sammeln erreichen lässt. Es lag auf der Hand, dass, wenn das Museum seinen Zweck erfüllen sollte, man fortan den von Jagor gezeigten Weg einschlagen müsse.

Als Professor Bastian 1876 Director wurde, trat ein Wendepunkt ein. Seiner Losung treu, dass wir an der äussersten Grenze der Möglichkeit stehen, noch unter den primitiven Völkern zu sammeln, begann er diese Arbeit in grossem Stil zu organisiren, welche das Berliner Museum zum ersten in ganz Europa gemacht hat. Durch seine aussergewöhnliche Energie, durch die zahlreichen Kräfte, die er in Bewegung zu setzen gewusst, und auf seinen eigenen weit ausgedehnten Reisen hat er das kolossale Material herbeigeschafft, welches fortan die wesentliche Grundlage für das ethnographische Studium bilden wird. Der Zeitpunkt, in grossem Massstabe zu sammeln, war für ein Land mit Deutschlands Verbindungen und Hilfsquellen günstig. Zahlreiche Expeditionen zu wissenschaftlichen Zwecken wurden in dem letzten Decennium nach allen Richtungen ausgesandt, die neuen Colonisationsbestrebungen haben den Einfluss des Reiches über grosse, bisher unbekannte Gebiete ausgedehnt, und seine Entwicklung zu einem grossen maritimen Staat hat die Aussendung seiner Flotte in ferne Meere veranlasst. Bastian's Verdienst ist es, alle diese Hilfsmittel zur weiteren Entwicklung der Sammlungen in wissenschaftlicher Richtung benutzt zu haben. Wie gross das Interesse ist, welches er für das Berliner Museum in's Leben gerufen, zeigt die Bildung eines „Hilfscomité", einer Vereinigung wohlhabender Männer, die dem Museum schätzbare Unterstützung zugewendet und deren Thätigkeit höchst werthvoll gewesen in einer Zeit, wo es darauf ankam, ohne Säumen ein energisches Arbeiten auf verschiedenen Gebieten zu organisiren. Auch mehrere der vortrefflichen literarischen Publicationen des Museums sind unter der Mitwirkung des genannten Comités entstanden.

Für die ethnographischen und prähistorischen Sammlungen ist jetzt ein Gebäude aufgeführt, das bezüglich seiner praktischen Einrichtung anderen Museumsbauten zum Vorbild dienen kann. Die Aufstellung der Sammlungen ist noch nicht vollendet. Es sind bis jetzt nur die amerikanischen, afrikanischen und australischen Abtheilungen zugänglich und ausser diesen die reiche Ausbeute von Jacobsen's Reise in Sibirien. In allernächster Zeit wird indessen auch das reiche indische Material aufgestellt sein, wohingegen mit der Ordnung der Sammlungen aus Ostasien, Hinterindien und von den malaiischen Inseln jetzt erst begonnen ist [1]).

Das Museum besitzt seine eigene Zeitschrift, welche über neue Erwerbungen und über Bearbeitungen des gesammelten Materials Bericht erstattet [2]). Einzelne Gruppen haben in vortrefflichen Bilderwerken, die von der Generalverwaltung herausgegeben sind, eine ausführlichere Behandlung erfahren.

Um Berlin als Centrum gruppiren sich die übrigen deutschen Sammlungen. Können dieselben sich in Betreff der Vielseitigkeit des Materials zwar nicht mit dem Hauptmuseum messen, enthalten doch mehrere derselben einzelne sehr reichhaltige Abtheilungen.

Wir richten den Blick zuerst nach Hamburg. Die günstige Gelegenheit, welche durch die weitausgehnten Handelsverbindungen dieser Stadt zum Sammeln ethnographischer Gegenstände geboten wurde, ist erst in den sechziger Jahren benutzt worden, und auch dann noch spärlich genug, da nur einige wenige Objecte den Weg ins naturhistorische Museum fanden. Erst im Jahre 1877 wurde das jetzige Museum für Völkerkunde gegründet auf Grund des vorhandenen Materials und der Sammlungen, welche der gegenwärtige Director Lüders von seinen Reisen nach Peru und Neu-Granada heimgebracht hatte. Seitdem ist das Museum rasch gewachsen und enthält jetzt, ausser einer Anzahl vereinzelter Objecte, worunter manches Gute, eine vortreffliche Auswahl (700 Nummern) des aufgelösten Museum Godeffroy, Krause's bedeutende Sammlungen von den Thlinkiten und Tschuktschen und die Ausbeute der Expedition Fischer's nach dem Massailande. Durch diese Vermehrungen hat das Museum seine grösste Bedeutung gewonnen. Leider kommen diese Samm-

[1]) Seitdem ist die indische Abtheilung schon eröffnet worden.

[2]) Originalmittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königl. Museen. (Erscheinen leider nicht mehr. Anm. d. Red.)

lungen in ihrem jetzigen Zustande nicht zur vollen Geltung. Theils wird jede vernünftige Aufstellung durch die Beschränktheit des Locals erschwert, theils ist das ethnographische Princip, welches der Ordnung anfänglich zugrunde gelegt war, nicht glücklich durchgeführt. Ganze Partien zusammengehörender Sammlungen sind an verschiedenen Stellen placirt, während man an anderen Stellen Gegenstände durchaus verschiedener Herkunft als Serien, besonders von Waffen, beisammen findet. Ein Bild von der Eigenart der verschiedenen Völkergruppen vermag dies Museum deshalb nicht zu geben.

Das Museum für Völkerkunde in Leipzig nimmt in seiner Eigenschaft als Privatinstitut gewissermassen eine Sonderstellung unter den Museen ein. Von einer 1873 gestifteten Gesellschaft gegründet, besteht es mittelst deren Beiträge und einer städtischen Subvention und namentlich auch durch zahlreiche Gaben, die demselben von Gönnern und Beschützern zugewandt sind. Der Plan für die Sammlungen ist ein sehr weiter. Es nimmt, um eine Uebersicht der Natur- und Culturgeschichte des Menschen geben zu können, nicht nur ethnographische, sondern auch anthropologische und vorhistorische Gegenstände auf. Dazu kommt noch, dass auch für die ethnographische Abtheilung die Grenzen viel weiter ausgesteckt sind als in irgendwelchem anderen Museum, indem es ausser den Sammlungen von den Naturvölkern und aussereuropäischen Culturvölkern, die allerdings in erster Linie stehen, auch ein nicht unbedeutendes Material von europäischen Völkerschaften besitzt, die noch nicht von der Civilisation zugestutzt sind, wie z. B. Finnen, Russen und Bulgaren. Ob ein so weitgehendes Programm glücklich ersonnen, dürfte noch nicht ausser Zweifel stehen. Die Aufgabe der ethnographischen Museen ist in dem allgemein bemessenen Rahmen schon gross genug; will man denselben noch weiter ausdehnen, dann wird ein methodisches Sammeln fast unmöglich. Da müssen einige Abtheilungen zu Gunsten anderer vernachlässigt werden und zwar auf Kosten ihres eigenen Werthes. Anstatt alle Kräfte auf eine begrenzte, zu bewältigende Aufgabe zu concentriren, zersplittert sich die Thätigkeit auf einem so grossen Gebiete, dass das Museum Gefahr läuft, ein Sammelplatz für einen Haufen mehr oder minder zusammengehöriger Elemente zu werden, die sich zufällig dort zusammengefunden.

Bis jetzt hat das grossartige Programm dem nächstliegenden Zweck des Museums indessen noch nicht geschadet. Die eigentliche ethnographische Sammlung ist Dank der Energie des Directors Dr. Obst und der glücklichen ökonomischen Verhältnisse, so jung sie ist, doch nächst der Berliner die grösste in Deutschland. Zu der Klemm'schen Sammlung, welche die Grundlage bildet, ist ein bedeutender Zuwachs aus Afrika, Japan, Peru und von den indischen Inseln erworben und ausserdem die Hauptmasse des Museum Godeffroy mit dem vortrefflichen melanesischen Material käuflich erstanden worden. Welche Bedeutung diese Sammlungen einst haben werden, lässt sich bei den trübseligen Verhältnissen, unter denen sie gegenwärtig leiden, nicht beurtheilen. Von irgendwelcher Ordnung oder Bearbeitung des gesammelten Materials kann nicht die Rede sein. Obgleich man so glücklich ist, die Mittel zu einem neuen Museumsgebäude zu besitzen, war der Bau im Frühling des Jahres 1886 noch nicht begonnen. Der grösste Theil der Sammlungen liegt aufgespeichert und es wäre zu wünschen, dass dies mit Allem der Fall wäre; denn der Theil, welcher dem Publicum jetzt zugänglich ist, befindet sich in einem mehr als einfachen, feuergefährlichen Local, wo die Sachen auch aus Mangel an ordentlicher Pflege mit Zerstörung bedroht sind. Man staunt über die Verwahrlosung, der manche werthvolle Gegenstände preisgegeben sind, umsomehr, als dieselbe in seltsamem Contrast zu dem Sammeleifer steht [1]).

In Dresden findet man das von seinem gegenwärtigen Director, Hofrath Meyer, 1875 gegründete anthropologisch-ethnographische Museum des sächsischen Staates. Es ist hervorgegangen aus der Vereinigung der ethnographischen Gegenstände, welche seit älteren Zeiten in dem historischen Museum lagen mit den eigenen Sammlungen des Gründers, die er von Celebes, den Philippinen und Neu-Guinea selbst mitgebracht hatte. In Betreff der Reichhaltigkeit kann sich dies Museum mit dem Leipziger nicht messen, aber mehrere Abtheilungen sind so gründlich bearbeitet, dass sie zu den besten in Deutschland zählen. Dies gilt hauptsächlich von den Sammlungen von den malayischen Inseln und Neu-Guinea, womit das Museum gute Verbindungen unterhält, und von einzelnen Gebieten der Südsee, besonders den Palauinseln und der Osterinsel, die mit Ausnahme Berlins kaum irgendwo besser vertreten sind. Von anderen ethnographischen Gebieten ist da ebenfalls Manches von Interesse, namentlich aus Südamerika, dem

[1]) Seither sind die ganzen Sammlungen eingepackt worden. Anm. d Red.

Congogebiet und aus Siam, wohingegen andere Gruppen des weiteren Ausbaues sehr bedürfen.

In Betreff der Ordnung zeichnet sich das Dresdener Museum vor dem Leipziger und Hamburger vortheilhaft aus. Die Aufstellung leidet zwar unter der Ueberfüllung des Locals und kann nicht als dauernd betrachtet werden, aber jede Völkergruppe ist für sich gesondert aufgestellt und jedes Stück ist an dem rechten Platz. Dazu kommt dann eine gründliche Bearbeitung des Stoffes. Man findet kaum irgendwo Kataloge, die so ausführliche, genügende Auskunft nach jeder Richtung gewähren und so umfassende Literaturhinweise enthalten, wie die von Dr. Uhle ausgearbeiteten Kataloge der Dresdener Sammlung. Arbeiten dieser Art gehören zu den wichtigsten Zukunftsaufgaben der Museen und das sächsische hat uns den Weg gezeigt, dem wir zu folgen haben. Es steht noch in anderer Beziehung in erster Linie, nämlich durch die Publication des Materials. Mehrere der interessantesten Gruppen liegen bereits in einer von Hofrath Meyer und Dr. Uhle herausgegebenen Serie vortreffliche Bilderwerke für das Studium bereit [1]).

Unter den übrigen deutschen Sammlungen nimmt München eine hervorragende Stellung ein. Auf einem Gebiete steht es sogar in erster Reihe, indem seine Hauptabtheilung in der vortrefflichen Sammlung besteht, die Siebold von seinem zweiten Aufenthalt in Japan heimgebracht und die 1872 von dem baierischen Staat erworben worden ist. Daran schliessen sich gute Serien aus Indien und China an, ferner zahlreiche ethnologische Gegenstände aus Südamerika, von Spix und Martius heimgebracht, und mehrere seltene Stücke aus der Südsee. Augenblicklich ist die Thätigkeit des Museums seiner ökonomischen Verhältnisse halber nicht gerade hervorragend. Einzelne grössere Vermehrungen, z. B. werthvolle Sammlungen aus Borneo und von Bali, stammen indessen aus neuerer Zeit, durchschnittlich aber waren diejenigen ethnographischen Gebiete, die auch in anderen Sammlungen erst seit Kurzem vertreten sind, z. B. Afrika, im Jahre 1886 dort kärglich vorgeführt.

Im Gegensatz zu Deutschland besitzt Oesterreich nur ein allgemeines ethnographisches Museum in Wien. Auch dort war schon aus älterer Zeit ein werthvolles Material für die Bildung eines Museums vorhanden. Ausser einigen Gegenständen (aber dies sind Unica!) in der Ambrasersammlung, war anfangs dieses Jahrhunderts eine Gruppe Cook'scher Südseesachen für eines der Hofcabinette angekauft worden. Verschiedene Reisende haben bedeutende Sammlungen aus Südamerika mitgebracht und endlich sind zahlreiche Gegenstände von der Novara-Expedition gesammelt worden. Alle diese Sachen standen indessen verpackt oder waren an eines der Hofcabinette abgegeben, und Niemand hatte dafür Interesse. Erst als v. Hochstetter 1876 Intendant des naturhistorischen Hofmuseums wurde, änderten sich die Verhältnisse. Die Bemühungen dieses thätigen Mannes, die verschiedenen Sammlungen in dem Museum zu vereinigen und zu organisiren, erreichten auch die Errichtung einer anthropologisch-ethnographischen Abtheilung, mit welcher die archäologische verbunden wurde. Seiner unermüdlichen Energie gelang es, die grossen Schwierigkeiten zu überwinden, die dem Unternehmen, etwas Neues auf diesem Gebiete zu schaffen, von mehreren Seiten in den Weg gestellt wurden. Bei seinem Tode 1884 war die Sammlung schon bedeutend angewachsen und im Besitz eines grossen Materials aus Süd- und Mittelamerika, Centralafrika, den indischen Inselgruppen und anderen Gebieten. Es ist ausser Zweifel, dass das Wiener ethnographische Museum, wenn die Aufstellung dereinst vollendet ist, eines der bedeutendsten in Europa sein wird.

Vorläufig befindet sich die Sammlung in einem Uebergangszustande. Das neue, prachtvolle, aber nicht ganz zweckmässige Gebäude am Ring, welches für die Aufnahme der naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen bestimmt ist, harrt noch seiner Vollendung. Deshalb liegt noch Alles aufgespeichert, und wenn Fremden die Möglichkeit zu Studien geboten wird, so verdanken sie dies einzig und allein dem wohlwollenden, aufopfernden Entgegenkommen des leitenden Custos Heger.

Ausser dem Hofmuseum besitzt Wien noch eine Specialsammlung für Ostasien in dem Orientalischen Museum. Dieses Museum wurde nach der Weltausstellung 1874 gegründet, um Handelsinteressen zu dienen, ist aber später zu einem Industriemuseum für den Orient erweitert worden. Neben europäischen Handelsartikeln, die in Asien Absatz finden und asiatischen Rohproducten, die in dem Waarenumsatz mit Europa eine Rolle spielen, enthält das Museum sehr gute Sammlungen von Industrieerzeugnissen verschiedenster Art. Am besten ist China vertreten, aber auch aus Japan und Indien findet

[1]) Publicationen aus dem königl. ethnographischen Museum zu Dresden. I—VI

man dort Manches, was für das Studium gewisser Detailfragen, die in den allgemeinen ethnographischen Museen nicht mit der nöthigen Ausführlichkeit behandelt werden können, äusserst wichtig ist.

Die ethnographische Sammlung in Prag, gleich der archäologischen mit dem zoologischen Museum verbunden, ist so unbedeutend und so vernachlässigt, dass sie kaum einer Erwähnung verdient. Dahingegen enthält das von dem czechischen Patrioten Náprstek gegründete grosse Gewerbemuseum auch ethnographische Sammlungen, die von einigen Gebieten (indische Inseln, Afrika) recht bedeutend sind.

In Italien finden wir das Hauptmuseum in Rom. Dass dort neben dem früher ausschliesslich vorhandenen Interesse für die classische Archäologie nun auch der Sinn für die vorgeschichtliche und primitive Culturwelt geweckt worden, ist allein Professor Pigorini's Verdienst. Dank seiner Initiative, wurde 1875 durch die Vereinigung einiger kleiner Sammlungen in Padua und Bologna mit dem Museo Kircheriano in Rom das Museo preistorico ed etnografico gegründet, welches aus geringen Anfängen, von mehreren Seiten kräftig unterstützt, rasch zu einer Sammlung von wissenschaftlicher Bedeutung sich emporgearbeitet hat. Einen grossen Antheil an diesem Aufschwung hat die Theilnahme der Italiener an den geographischen Unternehmungen der letztverflossenen Jahre. Bove's Expedition nach der Südsee und seine Betheiligung an der Vega-Fahrt, D'Albertis Reise nach Neu-Guinea und verschiedene Expeditionen nach Ostafrika haben dem Museum einen grossartigen Zuwachs geliefert. Dazu kommen, ausser kleineren Gruppen von verschiedenen Gebieten, die interessanten südamerikanischen Sammlungen, die den italienischen Missionären am Amazonenstrom zu verdanken sind und eine bedeutende Auswahl aus den vortrefflichen Finsch'schen Sammlungen aus Melanesien und Kaiser Wilhelms Land, wodurch die melanesische Abtheilung des Museums eine der besten in Europa geworden ist, und endlich ein reichhaltiges Material vom Congogebiet. Mehrere Völkergruppen sind freilich bis jetzt noch mangelhaft repräsentirt, aber unter Pigorini's energischer, umsichtiger Leitung wachsen die verschiedenen Abtheilungen mit staunenswerther Geschwindigkeit.

Einige der bedeutendsten Sammlungen sind von Dr. Colini in der Zeitschrift der geographischen Gesellschaft publicirt [1]); einzelne Gruppen und hervorragende, kostbare Gegenstände von Professor Pigorini behandelt worden [1]).

Ausser dem Hauptmuseum findet man in Rom noch eine kleinere ethnographische Sammlung in dem Gebäude der Propaganda [2]). Ausser einzelnen amerikanischen Sachen und dem von Kingsborough publicirten, wohlerhaltenen mexikanischen Codex [3]), enthält es manches Gute vom Oberen Nil und Centralafrika, steht aber als Ganzes nicht eben hoch. Die Sammlung ist entstanden und erhält ihren Zuwachs ausschliesslich durch Geschenke früherer Eleven der Propaganda, weshalb sie nicht in der Lage ist, ihrer weiteren Entwicklung einen bestimmten Plan zugrunde zu legen.

Das Museum in Florenz, von Prof. Mantegazza gegründet, ist von seinem jüngeren Bruder in Rom längst überholt. Ausser einigen schönen und seltenen Dingen von Cook's Reisen enthält es ein recht lehrreiches Material aus Peru, Sibirien und Neu-Guinea, aber in der Darstellung der übrigen Völkergruppen ist es im Ganzen schwach. Auf dem anthropologischen Gebiete ist es dahingegen von grosser Bedeutung und die Sammlung der Skelette und Rassenschädel ist ohne Widerrede die reichste in Italien. In dieser Abtheilung des Museums wird energisch gearbeitet und ein Theil des gesammelten Materials ist bereits in der dem Museum nahestehenden anthropologischen Zeitschrift [4]) literarisch behandelt worden.

Obgleich in vorliegender Abhandlung die hier und dort existirenden Privatsammlungen nicht weiter berücksichtigt werden können, muss ich doch einer ethnographischen Sammlung gedenken, deren Eigenthümer Professor Giglioli in Florenz ist. Sie wurde zu dem Zweck gegründet, die Steinalterculturen der aussereuropäischen Länder zu studiren und umfasst schon jetzt ein ausserordentlich reiches Material an Steingeräthen aus den verschiedensten Ländern der Erde, darunter viele seltene, ausgesucht schöne Exemplare von hohem Werth und reichhaltige Serien, in welchen sämmtliche Typen der einzelnen Gruppen vertreten sind. Durch strenge Begrenzung seiner Aufgabe ist es Professor Giglioli gelungen, eine Sammlung zusammenzubringen, wie kein öffentliches Museum eine ähnliche aufweisen kann, und die nicht

[1]) Bullettino della Societa Geografica Italiana, 1883, 1886

[1]) Atti della Reale Accademia dei Lincei CCLXXVIII, CCLXXX, CCLXXXII.

[2]) Vgl. Bulletino della Soc. Geogr. Ital. 1885

[3]) Antiquities of Mexico. III.

[4]) Mantegazza: Archivio per l'Antropologia e la Etnologia.

nur durch den Reichthum an Material, sondern namentlich auch durch die sorgfältige Bestimmung der einzelnen Objecte überaus lehrreich ist.

Die übrigen ethnographischen Sammlungen in Italien sind von untergeordnetem Werth und bestehen in kleinen Gruppen, die hier und dort Aufnahme gefunden haben in Museen, in die sie gar nicht gehören und die nur durch gelegentliche Geschenke einen Zuwachs erfahren. Am bedeutendsten ist eine Sammlung aus den Nilländern, die Miani der Stadt Venedig geschenkt hat, wo sie in dem Museo civico aufgestellt ist. Weniger Interesse gewährt eine mit der zoologischen Abtheilung des Museo civico in Mailand vereinigte kleine Sammlung, wohingegen man unter den ethnographischen Gegenständen im Museo civico in Turin eine nicht unbedeutende Sammlung mit einigen guten Stücken aus Mexico und Centralamerika findet; auch die Armeria reale besitzt einige seltene Waffen von der Südsee und aus dem Orient.

Ueber das Musée Guimet in Lyon weiter unten.

Indem wir nun dem Inhalte der oben genannten Museen unsere Aufmerksamkeit widmen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, dass es sich hier nur um eine Uebersicht des wichtigsten von dem gegenwärtig vorliegenden Material handeln kann. Eine eingehende Behandlung würde die Grenzen des hier bemessenen Raumes weit überschreiten, und überdies ist die Zeit zu einer solchen noch nicht gekommen. Nicht nur fehlen an den meisten Orten die nöthigen Vorarbeiten, das Material selbst ist noch nicht in seinem ganzen Umfange zugänglich. Die wichtigsten Museen befinden sich, wie aus vorstehenden Blättern ersichtlich, noch in einem Uebergangsstadium, weshalb verschiedene Abtheilungen erst vorläufig geordnet, andere überhaupt noch gar nicht aufgestellt sind. Eine allgemeine Uebersicht lässt sich dahingegen schon jetzt recht wohl geben, und hoffentlich wird eine solche nicht ohne Interesse sein. Die Museen sind so schnell und so mächtig angewachsen, die literarische Behandlung ihres Materials ist so dürftig, dass selbst unter Fachmännern die Kenntniss der fremden Museen eine ziemlich mangelhafte ist. Dadurch findet sich aber das sowohl aus wissenschaftlichen wie praktischen Gründen gleich wünschenswerthe Zusammenarbeiten beeinträchtigt, und Mancher, der ein einzelnes Gebiet studiren will, dürfte oft in Unkenntniss sein, wo er das ihm nöthige Material zu suchen hat. Wir werden in der hier folgenden Uebersicht nicht alles in gleicher Ausführlichkeit behandeln können. In Betreff solcher Gruppen, die wohl bekannt und in den meisten grossen Museen vertreten sind, werden einige Bemerkungen und Hinweise genügen, während diejenigen Sammlungen, die völlig neue Dinge, oder solche, die nur in einem einzelnen Museum vorhanden sind, enthalten, eine eingehendere Besprechung erfordern.

Amerika.

Ungeachtet der seit mehreren Jahrhunderten unterhaltenen lebhaften Verbindungen mit Amerika, waren zu Anfang des 19. Jahrhunderts einzelne wenige mexikanische Alterthümer alles, was sich an ethnographischen Gegenständen aus Amerika nach Europa hin verirrt hatte. Erst durch die von Humboldt, Spix und Martius, Schomburgk u. A. unternommenen Expeditionen wurden uns kleinere Sammlungen aus einzelnen Gegenden zugeführt. Mit Ausnahme dieser und einiger Privatsammlungen, blieb doch das Material im Ganzen äusserst dürftig, bevor die neuen Sammlungen in's Leben traten. In Folge dessen sind nicht alle Völkergruppen gleichmässig in den Museen repräsentirt. Die Umstände waren dem Sammeln nicht überall günstig, weil manche Völkerschaften durch andauernden Einfluss der Europäer nicht mehr selbst producirten, und wo sie keine Monumente hinterlassen hatten oder wo ihre Hinterlassenschaft im Erdboden verborgen lag, da waren auch die Erwerbungen an Material nicht sonderlich reich. Bei einigen Völkergruppen ist es jedoch noch in der elften Stunde gelungen, das Nöthige einzusammeln, als sie eben im Begriff waren, von der europäischen Civilisation verschlungen zu werden, wie auch andere Völkerschaften, die ihre ursprüngliche Cultur bewahrt, recht ansehnliche Beiträge für die Museen geliefert haben. Dies Material ist hauptsächlich in einigen wenigen Museen concentrirt, während andere Sammlungen nichts von Bedeutung aus Amerika besitzen.

Die Polarländer. Ausserhalb Dänemarks sind die östlichen und zum Theil auch die centralen Eskimo bis jetzt sehr mangelhaft vorgeführt. Von den letztgenannten besitzt das British Museum eine kleine Gruppe von Gegenständen; aus Grönland aber findet man dort wie in den übrigen grösseren Sammlungen nur einzelne Stücke. Das Kopenhagener Museum allein sieht sich im Besitz eines reichen Materials

aus dieser grössten der dänischen Colonien. Den ersten Platz nimmt dort die prächtige Sammlung von der Ostküste Grönlands ein, die Capitän Holm von seiner Expedition von 1883—1885 mitgebracht hat. Sie ist nicht nur einzig in ihrer Art, sie ist die beste im ganzen Museum, weil sie mit grosser Umsicht und vollem Verständniss für die Anforderungen, die man an die Darstellung Grönlands in einem dänischen Museum erheben darf, zusammengestellt ist. Capitän Holm hat sich nicht damit begnügt, die Lebensweise der Grönländer durch eine mehr oder minder zufällige Auswahl ihrer Erzeugnisse zu illustriren, er hat durch planmässiges Sammeln an einem einzigen Ort, Angmagsalik (65½° N. B.), ein Material zusammengetragen, welches die Bevölkerung der Ostküste und ihre Lebensweise in erschöpfender Weise vor Augen führt. Die Sammlung ist auch dadurch von Interesse, dass sie ein bis dahin fast unbekanntes Gebiet zur Anschauung bringt. Dasselbe war bisher nur durch eine kleine Gruppe von Sachen vertreten, zum Theil von Graah's Reise herstammend, die aber schon genügte, um auf einen Unterschied zwischen der Ost- und Westküste schliessen zu lassen. Die neue vollständige Sammlung hat diese Beobachtung bestätigt. Neben der von den Naturverhältnissen gebotenen Gemeinsamkeit in den Lebensbedürfnissen und der Lebensweise herrschen in ihren Erzeugnissen mancherlei Eigenthümlichkeiten. Die Bewohner der Ostküste haben isolirt gelebt, ohne anderen Verkehr mit den dänischen Colonien, wenn man von vereinzelten, zufälligen Besuchen absieht, und in Folge dessen ihre Eigenart mehr bewahrt als die Westländer. Sie leben noch jetzt zum Theil im Steinalter — da sie, obwohl sie das Eisen kennen, sehr wenig davon besitzen — entwickeln aber eine verhältnissmässig recht achtungswerthe Kunstfertigkeit, die besonders in zierlichen Incrustationen von Knochenstücken und geschnitzten Figuren zu Tage tritt, in welchen das Charakteristische der verschiedenartigen Thierformen besonders gut getroffen ist. Es ist in hohem Masse erfreulich, dass die Gelegenheit zum Sammeln ethnographischen Materials, die sich durch die Expedition zur Untersuchung der Ostküste darbot, in so vortrefflicher Weise benutzt worden ist. Eine zweite ostgrönländische Sammlung wie die Kopenhagener wird schwerlich jemals wieder zusammengebracht werden können; denn, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, so weit hinauf gen Norden vorzudringen, wird es ohne allen Zweifel mit den Ostgrönländern wie mit allen primitiven Völkern gehen, dass, nachdem eine Berührung mit den Europäern das Verlangen nach dem Besitz der neuen Herrlichkeiten in ihnen geweckt hat, vieles von ihrer Originalität verloren gehen wird. Das von Capitän Holm gesammelte kostbare Material wird binnen kurzem von ihm selbst veröffentlicht werden.

Die reichhaltigen Sammlungen, die das Kopenhagener Museum von der Westküste Grönlands besitzt, sind in einer Reihe von Jahren allmälig angewachsen, theils durch die Vermittlung der dänischen Regierungsbeamten, theils durch Männer, die sich an der wissenschaftlichen Erforschung des Landes betheiligt haben. Bei allem Werth, der auch dieser Sammlung zuerkannt werden muss, kann sie sich doch nicht mit der ostgrönländischen vergleichen, theils weil sie nicht so planmässig zusammengebracht ist, theils weil durch den europäischen Einfluss die Lebensbedürfnisse der Bewohner in mancher Hinsicht verändert sind. Das Bestreben des Museums richtet sich dahin, das Material, insofern es noch möglich ist, zu vervollständigen, in richtiger Erkenntniss, dass Dänemark die Pflicht obliegt, Grönland möglichst gründlich und allseitig zur Anschauung zu bringen, als der einzige Staat, dem alle Mittel, dort zu sammeln, zu Gebote stehen und weil das Land das eigenthümlichste seiner Colonialländer ist.

Zur Beleuchtung der älteren grönländischen Culturzustände, ehe das Land in Verkehr mit den skandinavischen Ländern trat, besitzt das Museum ein reiches, interessantes Material, welches durch die Untersuchung alter Gräber und zerstörter Wohnplätze gewonnen ist. Aus diesem geht hervor, dass die Bewohner der Westküste einst auf demselben Standpunkt standen, wie heutzutage die der Ostküste. Stein, Bein und Holz waren die einzigen Stoffe für ihre Geräthe, die aber, insofern sie für die ersten Lebensbedürfnisse unentbehrlich sind, damals schon dieselben waren, wie die, deren man sich heutzutage bedient.

Die andere Eskimogruppe, die westlichen Innuit an der Beringstrasse und dem grossen Ocean, waren lange sehr spärlich in den Museen vertreten. Als deshalb Capitän Jacobsen 1882 den Auftrag erhielt, an der Nordwestküste Amerikas ethnographisches Material für das Berliner Museum zu sammeln, erhielt er auch die Weisung, wenn es möglich sei, bis zu den entlegenen Wohndistricten dieser Stämme vorzudringen. Es glückte ihm, und die ausserordentlich reichen Sammlungen, die er

heimbrachte, umfassen alle Eskimostämme vom Kotzebue-Sund bis zur Bristolbucht; auch die Tschugatschen am Prinz William-Sund, die Ingalik-Völker und die Bevölkerung auf Unalaska sind besonders reich repräsentirt.

Obgleich die Eskimo über ein so ungeheures Gebiet verbreitet sind, wie die ganze Nordküste von Amerika, von Grönland bis an die Beringstrasse, haben sie doch in höherem Grade als irgendwelche andere Völkerschaften die Gleichartigkeit ihrer Cultur bewahrt. Die Naturverhältnisse haben ihnen überall dieselbe Lebensweise vorgezeichnet, dieselben Lebensformen, denselben Ideenkreis. Im Grossen und Ganzen findet man bei den westlichen Innuit denselben Kajak, dieselben Fanggeräthschaften, dieselbe Kleidung, dieselben Gebrauchsgegenstände, kurz dieselbe Ausrüstung für's Leben, als in Labrador und Grönland. Die Verschiedenheiten sind bei den einzelnen Stämmen an der Beringstrasse in dieser Hinsicht ziemlich geringe. In ihrer Entwicklung stehen sie ungefähr auf derselben Stufe wie die Westländer in Grönland vor dem Verkehr mit Dänemark, indem sie noch nicht über das Steinalter hinaus sind. Bei den nördlichen Stämmen wird für die schneidenden Werkzeuge ein ausgiebiger Gebrauch von Nephrit gemacht und das Holz, so weit es thunlich ist, durch Knochen ersetzt. Bei den südlicheren Stämmen am Nortonsund und der Bristolbucht treten für die Fanggeräthe Schiefer und ein schweres graues Gestein an die Stelle des Nephrits, während Holz so reichlich vorhanden, dass es für alle Gebrauchsgegenstände benutzt wird. Freilich spielen auch Knochen noch eine wichtige Rolle, besonders zu Zierrathen, sei es zu Einlagen in Holz oder als Stoff für die Schnitzerei, womit die Eskimo einen grossen Theil ihrer Mussestunden ausfüllen. Bei den Beringsvölkern hat diese primitive Sculptur eine höhere Entwicklung erreicht, als bei ihren Stammgenossen. Die Sammlung des Berliner Museums enthält grosse Serien, sowohl von den charakteristischen kleinen Figuren als von den merkwürdigen Pfeifen und Bügeln für Drillbohrer, die mit Darstellungen aus dem täglichen Leben im Hause und auf der Jagd bedeckt und mit Eleganz und Geschick ausgeführt sind.

In einigen Dingen haben die Stämme am Beringssund Einfluss von den benachbarten Indianern erfahren. Dies zeigt sich z. B. in einer Reihe eigenartiger Holzarbeiten, die mit den Deckeln einer Schneckenart (Pachysoma gibbosum) ausgelegt sind, besonders aber in der Anwendung von Masken sowohl beim Tanz als bei den Manipulationen der Schamanen, die bei den Indianern der Nordwestküste allgemein verbreitet sind, aber bei keiner anderen Eskimogruppe vorkommen.

Die Masken sind jedoch von denen der Indianer durchaus verschieden und entsprechen dem Ideenkreise der Eskimo. Meistentheils sind sie flach und stellen mehr oder minder verzerrte menschliche Gesichter dar; oftmals sind sie in seltsamer Weise zusammengesetzt, aber weder so gut geschnitzt, noch so charakteristisch wie diejenigen der Indianer [1]). Hinsichtlich der Typen scheint zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen ein grosser Unterschied zu herrschen; den letztgenannten sind die vielfach zusammengesetzten, phantastischen Formen eigen, während sie am Kotzebue-Sund einfacher werden und auf den Diomedes-Inseln die Masken nur natürliche Gesichter darstellen. Leider kennen wir bis jetzt nur von einigen wenigen Masken die ihnen zu Grunde liegende Bedeutung, und selbst die uns vorliegenden Erklärungen sind hinsichtlich der Deutung der einzelnen Typen mit grosser Vorsicht aufzunehmen. So viel liegt indessen zu Tage, dass die Mehrzahl gleich den indianischen der Ausdruck mythischer Vorstellungen sind, und Wesen darstellen, die in den Sagen der Völker eine Rolle spielen.

Die Nordwestküste. Die Nordwestküste Nordamerikas ist seit Cook und La Pérouse bis auf den heutigen Tag vielfach von europäischen Reisenden besucht worden, aber bis vor wenigen Jahren fand man in den Museen nur einzelne Gegenstände, die zur Beleuchtung der bei den dortigen Indianern stattgehabten eigenartigen Entwicklung dienen konnten. Krause's und besonders Jacobsen's Sammlungen von dorther haben das erste ausgiebige Material nach Europa gebracht [2]). Die Ausbeute der Jacobsen'schen Expedition, die von dem sogenannten „Hilfscomité“ in Berlin veranlasst war, ist jetzt im Museum für Völkerkunde aufgestellt und nicht allein durch den Reichthum der Gegenstände, sondern mehr noch durch die Umsicht, mit welcher die Auswahl der einzelnen Sachen getroffen ist, für die Kenntniss der Bewohner der Nordwestküste von der

[1]) Amerikas Nordwestküste; neue Folge, Taf. I—V.

[2]) Nur die ethnographische Sammlung der kais. russ. Akademie der Wissenschaften besitzt von früher her ein reiches, leider zu wenig bekanntes Material von denselben. Dasselbe gilt für die Eskimos der Nordwestküste.

Anm. d. Red.

allergrössten Bedeutung. Am ausführlichsten sind die Haida-, Quakutl- und West-Vanconver-Stämme vorgeführt; weniger gilt dies von den nördlicheren, weil Jacobsen's Reise sich nicht bis zu den Thlinkit erstreckte. In Betreff dieser Gruppe finden seine Sammlungen indessen eine Ergänzung in den Krause'schen, die theils in Bremen, theils in Hamburg sich befinden. Indem wir nachstehend einzelne Hauptpunkte hervorheben, verweisen wir für ein eingehenderes Studium auf das von der Generalverwaltung des Berliner Museums herausgegebene Pracht-Bilderwerk [1]).

Heutzutage ist das Eisen an der ganzen Nordwestküste bekannt. Ob die Indianer es schon vor der Ankunft der Europäer gekannt, ist zweifelhaft. Sicher ist dahingegen, dass das Kupfer, wenigstens bei den nördlicheren Stämmen, bekannt war und zu jenen eigenthümlichen Waffen verarbeitet wurde, die jetzt aus Eisen geschmiedet werden, und im Hinblick auf den lebhaften Verkehr, der zwischen den Stämmen bestand, ist es glaubwürdig, dass auch die südlicheren dieses Metall früh gekannt haben. Gegenwärtig wird das Kupfer vom Stakhin- und Kupferfluss durch den Handel südwärts ausgeführt, und zwar nicht als Rohstoff zu gewerblichen Zwecken, sondern als Werthmetall. Man bildet daraus Platten von besonderer Form, die mit eigenthümlichen Gesichtsmotiven und Totemzeichen verziert werden und in dieser Gestalt zu Capitalanlagen dienen. Bei den Haida wird ein Mann nach der Zahl und Grösse der in seinem Besitze befindlichen Kupferplatten geschätzt und die Summen, womit sie bezahlt werden (von 200 bis 500 Dollars), bezeugen, in wie hohem Ansehen diese todten Capitalien stehen. Kein Wunder daher, dass der glückliche Besitzer solcher Kostbarkeiten sie ehedem vor sich her tragen liess, um seinem Erscheinen den geziemenden Glanz zu geben, dass er die Zahl derselben auf seinem Grabdenkmal eingraviren liess, um in der Erinnerung der Nachwelt als reicher Mann fortzuleben. Eine grössere Ausdehnung für den praktischen Gebrauch hat die Verwendung des Metalls vor der Colonisation indessen nicht erfahren. Dahingegen zeigen eine grosse Anzahl Steingeräthe in der Jacobsen'schen Sammlung, dass es auch an der Nordwestküste eine Zeit gegeben, wo Stein nebst Knochen vom Wal und Holz die einzigen Rohstoffe für die Herstellung der Waffen und Werkzeuge bildeten. Die Indianer scheinen sich aber bei der Anfertigung ihrer Geräthe weniger auf die Behandlung der schweren Steinarten verstanden zu haben, als auf den leichten Schiefer, und auf Holz und Knochen. Die Formen sind einförmig und wenig gegliedert: immer und überall dieselbe plumpe Steinaxt, ein unzweckmässiges, schwerfälliges Werkzeug. Einzelne Geräthe machen hievon eine Ausnahme und diese haben sich bis auf den heutigen Tag im Gebrauch behauptet, wohingegen die gewöhnlichen Steingeräthe längst abgeschafft sind und von den Indianern selbst als grosse Seltenheiten betrachtet werden. Die schwerfällige Steinaxt hat dem importirten scharfen Hobeleisen weichen müssen, das in einem im Winkel gebogenen Schaft ein vortreffliches Schneidewerkzeug ist und nebst dem Messer das hauptsächliche Arbeitsgeräth der Bevölkerung bildet.

Die Industrie der Indianer ist nach verschiedener Richtung ziemlich hoch entwickelt. Jacobsen hat zur Beleuchtung derselben ein überaus reiches Material zusammengebracht, welches um so grösseren Werth hat, als sich schwerlich jemals eine zweite gleich vollständige Sammlung wird erwerben lassen. Auch an der Westküste hat der Verkehr mit den Europäern die originale Industrie in Verfall gebracht, und gute Erzeugnisse derselben werden immer seltener.

Eine grosse Rolle spielt in dieser Industrie die Ceder, welche für die Indianer ungefähr dieselbe Bedeutung hat, wie für viele Völkerschaften der Südsee die Cocospalme. Aus Cedernholz zimmert der Indianer sein Haus und seinen Wappenpfahl, sein Canoe und seine kunstvoll geschnitzten Tanzmasken, seine Kisten, Tanzklappern und seine Ruder. Mit ihrem Holz unterhält er sein Feuer, aus ihrem Bast werden kunstvolle Matten, Decken, Körbe und Gefässe geflochten; in Cedernbast werden die zarten Kinder gehüllt, wenn sie in die Wiege gelegt werden; aus demselben Stoff flechten verschiedene Stämme Kopf-, Hals- und Armringe und mancherlei Tauwerk; und aus Cedernholz wird endlich der Sarg gezimmert, in dem der entseelte Leib des Indianers in die Gruft gesenkt wird [1]). Eine Gruppe zahlreicher Gegenstände veranschaulicht die Verwendung des Cedernbastes zu verschiedenartigem Flechtwerk. Messer und Aexte von Walknochen, Keulen von demselben Material, welche den Tapakeulen der Südsee vollständig gleichen, veranschaulichen, wie man beim Abhauen und der ersten Bereitung des Bastes verfährt, und durch Proben des Rohmaterials in den ver-

[1]) Amerikas Nordwestküste; neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen. Berlin 1883

[1]) Woldt: Jacobsen's Reise nach der Nordwestküste von Amerika, S. 18.

schiedenen Stadien der Verarbeitung, durch die beim Flechten benutzten Geräthschaften kann man dem Fortschreiten der Arbeit bis zur Vollendung folgen, sei es ein einfaches Tauwerk, ein solides Kleid oder eine zierliche Matte.

Zeigen die Bastgeflechte durchschnittlich keine grosse Kunstfertigkeit, so zeugen dahingegen die aus der Wolle des Gebirgsschafes gewebten Stoffe, von denen Jacobsen so glücklich war, einige Stücke zu erwerben, von einer grossen technischen Geschicklichkeit [1]). Die Weberei hat jetzt indessen bei weitem nicht dieselbe Bedeutung, wie die Zubereitung des Bastes. Sie geht stark rückwärts und die charakteristischen Teppiche und Decken, die an der Küste so hoch geschätzt waren, zeugen nur von der Tüchtigkeit, die früher dort geherrscht. Die Weberei lag in den Händen der Frauen und wurde ohne Webstuhl ausgeführt, indem der Einwurf durch die lose herabhängenden Aufzugsfäden mit der Hand hindurch geführt wurde. Mit grossem Geschick verstand die Weberin, die buntfarbigen Fäden sinnreich zu den seltsamen phantastischen Mustern zu verschlingen, denen das aufgelöste Totemthier zu Grunde lag. Und selbst wenn die Muster nach Vorbildern ausgeführt wurden, erforderte die Arbeit doch eine grosse Gewandtheit und viele Zeit, weshalb die Stoffe so kostbar waren, dass nur Häuptlinge und Schamanen sich den Besitz derselben erlauben konnten.

In hohem Masse fesseln unter den industriellen Erzeugnissen der Bevölkerung die in den Sammlungen vorhandenen Schnitzereien unsere Aufmerksamkeit: Kasten, Näpfe, Löffel, Masken, Wappenpfähle etc., gleichviel ob aus Cedernholz, was am häufigsten benutzt ist, oder aus den selteneren Stoffen, wie Schiefer und Horn. Häufig ist das Messer mit einer Sicherheit geführt, von der man auf den indianischen Territorien nur in dem alten Mexiko und in Peru gleichwerthige Beispiele findet. Bezüglich der technischen Fertigkeit stehen die verschiedenen Stämme nicht alle auf gleicher Höhe. Die höchste Stufe nehmen die nordischen Völkerschaften, die Thlinkit und Haida ein, am niedrigsten stehen die Stämme auf West-Vancouver, die sog. Aht: in dem Stil herrscht dahingegen eine auffällige Einheit. Die Unterschiede in den Motiven und der Composition zeigen in dieser oder jener Gruppe unbedeutende Abweichungen, und öfters verschwinden auch diese, so dass es schwer hält, die Arbeiten der verschiedenen Stämme von einander zu unterscheiden. Nur bei den Aht-Stämmen bemerkt man in der Decoration und in den Farben eine grössere Abweichung von dem gemeinsamen Stil.

Es ist eine eigenartige barocke Phantasie, die sich in diesen Schnitzwerken offenbart. Die Ornamentik ist über die linearen Motive hinaus und tummelt sich munter unter Thierfiguren, oder richtiger den verstümmelten Gliedmassen solcher. Vorherrschend sind die Totemthiere, welche besonders auf den merkwürdigen Wappenpfählen angebracht werden, von denen Jacobsen ein wahres Prachtexemplar von den Haidas mitgebracht hat. Das ganze Dorf betheiligt sich an diesen wunderlichen Compositionen, in welchen Bär, Adler, Rabe und Wolf scheinbar in willkürlichster Weise dargestellt werden. Wie phantastisch sie auch aussieht, ist eine solche Composition in der That nicht blos Phantasie; aber die Zusammenstellung der Figuren ist abhängig von der Herkunft des Eigenthümers, dessen Stammbaum sie darstellt [1]). Auf allen Schnitzereien jedweder Art sieht man diese Thiere bald einzeln, bald in Gruppen. Bisweilen findet man nur den Kopf eines derselben in naturalistischer Behandlung und gut charakterisirt auf irgend einem Geräth in kräftigem Relief geschnitzt. Meistens ist es ihnen jedoch so gegangen, wie dem Fabelthier auf den alten chinesischen Bronzen, indem sie so lange als Ornamentmotiv benutzt werden, bis der Kopf zuletzt in ein Liniensystem aufgelöst ist, in welchem nur noch Nase und Augen zu erkennen sind. Auf Holzsachen, Geweben, geflochtenen Hüten und Panzern — überall derselbe Kopf, von dem nur ein Paar runde oder viereckige Augen je nach dem Thiere, welches man darstellen wollte, verschieden, übrig geblieben, während die übrigen Züge in ornamentale Linien verwandelt sind. Oftmals bildet das Auge das einzige Motiv, doch ist es bisweilen auch mit anderen combinirt; am seltsamsten in den merkwürdigen, scheinbar völlig sinnlosen Menschen- und Thiergruppen, womit die Stiele der Löffel und die Pfeifenröhre verziert sind. Diese ausgedehnte Verwendung des Auges in der Ornamentik hat etwas Auffallendes; man würde die Bedeutung, die dasselbe für die Indianer gehabt zu haben scheint, verstehen, wenn es wirklich, wie Virchow gezeigt hat, nicht blos als Ornament dient, sondern daneben eine symbolische Bedeutung hat, und in Zusammenhang steht

[1]) Die Abbildung eines Stückes gibt Amerika's Nordwestküste, Taf. 13.

[1]) Amerikas Nordwestküste, Taf. 7.

mit der allgemeinen animistischen Vorstellung, dass Alles in der Natur belebt ist [1]).

Nirgends tritt das Barocke in der Phantasie der Indianer charakteristischer zu Tage, als in den zahlreichen Masken. Nirgends wird ihr Gelegenheit gegeben, sich so nach Herzenslust zu tummeln, als in der Darstellung der Wesen, welche die Luft, die Erde und das Wasser bewohnen.

Bei den Küstenvölkern wird beim Tanz ein so ausgedehnter Gebrauch von den Masken gemacht, wie die übrigen Indianer es gar nicht kennen. Und besonders sind es die Quakutl- und die ihnen verwandten Stämme auf dem Festlande, die sich durch Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit der Typen auszeichnen. Ein Theil der Masken wird bei allen festlichen Tänzen das ganze Jahr hindurch benützt: der bei weitem grössere Theil aber kommt nur bei den sogenannten Wintertänzen zur Anwendung, die zu einer bestimmten Zeit im Jahre aufgeführt werden und Episoden aus den volksthümlichen Sagen und Mythen darstellen. Jede Maske hat deshalb ihre besondere Bedeutung, die sich auf die in dem Tanze auftretenden mythischen oder sagenhaften Personen bezieht. Bis jetzt ist die Bedeutung der meisten dieser Masken unbekannt und lässt sich auch nicht ohne eingehendes Studium der mythischen Vorstellungen dieser Völkerschaften verstehen. Doch ist es Dr. Boas gelungen, die wichtigsten der Haupttypen zu erklären [2]).

Die bekannten Masken zerfallen in Gruppen, die mit bestimmten Sagen oder Institutionen der Indianer in Zusammenhang stehen. Eine Gruppe bezieht sich auf die weitverbreitete Sage vom Raben und der Sonne, die ursprünglich in der Gewalt eines Häuptlings Namens Masmasalanix in eine Kiste gesperrt war, aber durch die List des Raben, der sich von der Tochter des Häuptlings hatte gebären lassen, befreit wurde. Diese Sage wird in mehreren Tänzen dargestellt und eine grosse Anzahl Masken stellen den Raben, Masmasalanix und die Sonne dar. Ein charakteristisches Exemplar dieses Typus bei den Quakutl ist in „Amerikas Nordwestküste", Taf. 3, Fig. 1—2 abgebildet. Es ist eine Doppelmaske, die nach aussen ein grün, gelb und roth bemaltes Gesicht zeigt, den Masmasalanix (Fig. 2a), welcher die Sonne bedeckt. Wenn nun während des Tanzes die innere Maske aufgedeckt wird, kommt die Sonne zum Vorschein in Gestalt eines höchst bizarren menschlichen Antlitzes, umgeben mit einem breiten Rand, welcher die Kiste darstellt, in der sie gefangen gewesen (Fig. 1—2).

Eine andere Maskengruppe gehört den sogenannten Nutlmatl an, einer Secte oder Gesellschaft, über deren Stellung und Functionen noch keine genügenden Nachrichten vorliegen. Man weiss nur, dass sie als geschlossene Gesellschaft an den Wintertänzen theilnehmen und ihre besonderen Tänze aufführen. Diese scheinen oftmals sehr grotesken Inhaltes zu sein, aber alle mit dem Mythus von dem ursprünglichen Zustand der Menschen als Thiere, namentlich als Vögel oder Fische, zusammenzuhängen. Darauf deuten auch die beim Tanze benutzten Masken hin, indem sie Fische darstellen, unter denen Lachs und Kaulkopf die Hauptrolle spielen [1]) und das erste Aussehen des Menschen, wie es scheint, vor Augen führen sollen. Ausser ihrer Betheiligung an den Tänzen, scheinen die Nutlmatl auch als eine Art Profoss bei den Festlichkeiten zu fungiren. Fällt ein Tänzer oder strauchelt er, dann stürzen sie sich auf ihn und stossen ihn nieder mit ihren scharfen Speeren, die auf eigenthümliche Art geschnitzt sind, gleichwie sie auch Denjenigen, die sich unter Selbstpeinigung von der Decke der Hütte herabstürzen, den Tod geben.

Eine dritte Maskengruppe gehört einer Kaste an, die in der Sprache der Quakutl Hamatsa heisst [2]). Nach den vorliegenden Nachrichten ist ihre Sonderstellung und ihr Ansehen in der Genossenschaft in dem Recht und der Pflicht, Menschenfleisch zu essen, begründet. Es leidet wohl keinen Zweifel, dass in früheren Zeiten die Eingeweihten wirklich Menschen getödtet und gegessen haben; einige Stämme haben mit solcher Zähigkeit an diesem religiösen Act festgehalten, dass sie, nachdem das energische Einschreiten der Engländer der Anthropophagie ein Ende gemacht, ihre Zuflucht zum Verspeisen der Leichen nahmen. Heutzutage scheint der Cannibalismus in dieser Kaste hauptsächlich eine symbolische Ceremonie zu sein, die sich darauf beschränkt, dass der Hamatse einem Stammesgenossen ein Stück Fleisch aus dem

[1]) Zeitschrift f. Ethnologie, XVIII. Verhandlungen (209).

[2]) Originalmittheilungen aus der ethnol. Abtheilung der königl. Museen zu Berlin, I. S. 177.

[1]) Amerikas Nordwestküste, Taf. II. Fig. 2.

[2]) Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Grünwedel beruht die Notiz in den Originalmittheilungen aus der ethnol. Abth. I, Heft 4 (Erklärung der Taf. II, Fig. 4) auf einer unrichtigen Auffassung einer Mittheilung des Dr. Boas. Nicht alle Stämme kennen das Wort Hamatsa, bei den Quakutl-Stämmen aber existirt es. (Siehe über diese Kaste Dr Boas im Journal of American folk-lore, I. 58)

Arm oder Bein beisst, der obendrein für seine Bereitwilligkeit gut belohnt wird. Möglicherweise ist es die Askese, welche mit der Aufnahme in die Kaste verknüpft ist und das Mystische, welches sie umgibt, was ihr Ansehen aufrecht hält. Der Geweihte muss sich nämlich in die Waldeinsamkeit zurückziehen, um unter strengem Fasten und Selbstpeinigung sich zu der Theilnahme an den cannibalischen Ceremonien vorzubereiten und mit den Geistern in Verkehr zu treten.

Das Berliner Museum besitzt eine recht ansehnliche Sammlung von Masken, deren der Hamatsa sich bei seinen Tänzen bedient. Zwei derselben zeigen ihn in Function. In dem einen erscheint er mit einer grossen, weiss getünchten Maske mit rothen Blutflecken um Augen und Mund, die Geister des Waldes beschwörend [1]). Diese werden von den übrigen Mitgliedern der Kaste dargestellt, welche ungeheure Holzmasken mit beweglichem Unterkiefer und Mähnen von Cederbast tragen, auf welchen so viele geschnitzte Todtenköpfe angebracht sind, wie die Anzahl der cannibalischen Mahlzeiten, an denen der Eigenthümer der Maske theilgenommen hat. Die am häufigsten benützte Maske stellt den Walddämon Atlpsta dar, der über den Baumgipfeln schwebt und alle Uneingeweihten tödtet, der im Walde wild einherfährt und besonders Frauen nachstellt [2]). Ueber diesen gefürchteten Geist zeigt der Hamatsa seine Macht, indem er unter lautem Geheul und heftigen Armbewegungen ihn zum Gehorsam zwingt. In dem anderen Tanz wird der kritische Augenblick dargestellt, wo der Eingeweihte in sein Opfer einbeisst. Dabei kommt ein Theil der charakteristischen Flöten und Holzrasseln zur Anwendung. Ihr aufregendes Getöse erweckt und steigert die Exaltation, sowohl des Darstellers als der Zuschauer, was nothwendig erforderlich zu sein scheint, um der Ceremonie ihren vollen Glanz zu verleihen. Sowohl vor als nach dem Augenblick, in welchem der symbolische Cannibalismus sich vollzieht, wird ein betäubender Lärm gemacht, an welchem der Hamatsa, während er sich in leidenschaftlichem Tanz immer wilder und wilder herumdreht, mit einer Rassel betheiligt, die den Kopf einer Eule darstellt d. h. des Vogels, unter dessen Gestalt die Opfer sich nach ihrem Tode zu zeigen pflegen [3]).

[1]) Originalmittheil. etc. I. Taf. II, Fig. 4

[2]) Woldt a. a. O. S. 56.

[3]) Alle oben genannten Tänze wurden von der Gesellschaft der Bella-coola bei ihrer Anwesenheit in Berlin 1886 aufgeführt.

Ausser den Nutlmatl-Masken werden noch eine Anzahl anderer bei den Wintertänzen benutzt. In einem solchen Tanze wird die Sage von dem Donnervogel dargestellt, der in der Phantasie der Indianer eine so grosse Rolle spielt [1]). Die meisten der anderen beziehen sich auf einen Sagenstoff, über dessen Detail man bis jetzt keine Auskunft hat. Einzelne Tänze sind Ceremonien ohne mythischen Hintergrund, z. B. die sogenannten Häuptlings-Tänze, bei welchen die hübschen Masken mit den Hermelinfellen zur Anwendung kommen [2]).

Zu den interessantesten Erwerbungen des Berliner Museums gehört die Ausstattung eines Tanzhauses von Ost-Vancouver, eines der merkwürdigsten Dinge, die man überhaupt in den europäischen Sammlungen aus Nordamerika findet. Auf einem Flügel des dreitheiligen Schirmes, welcher die Hauptpartie der Aufstellung bildet, sind nämlich in rohen Gemälden die Selbstpeinigungen dargestellt, denen die Indianer sich unterwerfen, um Aufnahme in eine der Kasten oder geheimen Gesellschaften zu finden, wodurch sie bei ihren Stammesgenossen zu hohem Ansehen kommen. Beschreibungen derartiger Kasteiungen von anderen Indianerstämmen waren früher bekannt, aber diese bildliche Darstellung ist die einzige ihrer Art. In der Mitte sieht man den Novizen. In der linken Hand hält er ein in Gliedern gehendes Holzgeräth, das in zwei Thierköpfen endigt [3]), in der Rechten ein Messer, mit welchem er sich in die Stirne sticht, so dass das Blut über die Augen läuft. Die Seiten und die Beine sind durchstochen, und um die Schmerzen zu steigern, zerren zwei Männer, welche dieselben Qualen erlitten haben, an den Stricken, die in den Löchern befestigt sind. Die Darstellung zeigt nur die vorbereitenden Stadien der Martern, nicht den Schlussact, wo der Novize an den durch die Haut gezogenen Stricken bis unter die Decke des Hauses hinaufgezogen wird, um Proben seiner Unempfindlichkeit gegen körperliche Schmerzen abzulegen. Fällt er herunter, so ist er des Todes, denn er fällt von der Hand der oben genannten Nutlmatl.

Die Masken sind die einzigen Darstellungen der mythischen Wesen, die nach der Vorstellung der Indianer das Universum bevölkern. Idole oder Dinge, die als Gottheiten angerufen werden, kennen sie nicht. Dahingegen lässt sich vielleicht in den grossen.

[1]) Originalmittheil. etc. I. Taf. I. Fig. 2.

[2]) Amerikas Nordwestküste, Taf. I, Fig. 2.

[3]) Eine Abbildung solchen Marterinstruments findet man a. a. O. Taf. IV. Fig. 6

vortrefflich geschnitzten Holzfiguren ein Ahnencultus spüren, wenn es richtig ist, dass einige derselben Grabdenkmäler sind, die entweder zu Ehren ihrer Häuptlinge oder solcher Männer errichtet sind, die sich durch Reichthum, Freigebigkeit oder Handelsunternehmungen hervorgethan haben [1]). Die Erklärung dieser Figuren und das Verständniss der Rolle, welche dieselben in der Auffassung der Indianer gespielt, ist indessen noch keineswegs sicher [2]). Wir stehen hier, wie an manchen anderen Punkten, erst am Anfang unseres Wissens hinsichtlich des Ideenkreises der Indianer. Das Verständniss seelischer Aeusserungen, die so verschieden von den unserigen sind und scheinbar so verwirrt und unzusammenhängend, ist mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, weil man stets Gefahr läuft, die Ideen der Naturvölker in den Formen eines entwickelten Gedankenlebens aufzufassen, wodurch sie nur zu leicht missverstanden werden. Und gerade deshalb sind Jacobsen's Sammlungen so wichtig. Sie führen uns nicht nur ein in die Lebensweise und Industrie der primitiven Völker, sie ermöglichen uns auch einen Einblick in den Kreis ihrer Vorstellungen, in welchen die Ideen sozusagen feste Formen angenommen haben, und verleihen dadurch dem Versuche einer Erklärung grössere Sicherheit.

Das britische Amerika und die Vereinigten Staaten. Von den anderen nordamerikanischen Indianerstämmen besitzen wir leider kein Material, das sich mit dem von der Nordwestküste auch nur annähernd vergleichen liesse. Die Indianer Nordamerikas sind überhaupt in den europäischen Sammlungen am spärlichsten vertreten. Um sie gründlich zu studiren, muss man nach Amerika gehen, wo ein ungeheures Material zur Beleuchtung der Ethnologie und Vorgeschichte dieses Welttheiles zusammengebracht ist. Die Ursache dieser Armuth in den europäischen Museen liegt wesentlich darin, dass die Existenzbedingungen und die ganze Lebensweise der Indianer in Folge der langen Beeinflussung durch die Europäer eine durchgreifende Veränderung erfahren haben. In der Zeit, als es noch möglich war zu sammeln, und als man in Amerika damit begann, hatte man in Europa die Wichtigkeit dieser Aufgabe noch nicht begriffen, und jetzt, nun das Interesse geweckt, ist es zu spät. Die vor-columbischen Indianervölker haben in ihrer Hinterlassenschaft an beweglicher Habe und festen Denkmälern Zeugen ihres Culturzustandes hinterlassen; ihre Nachkommen dahingegen sind in die civilisirten Lebensformen übergetreten, ohne starke Spuren ihres ursprünglichen Zustandes zu hinterlassen. Mit Ausnahme einzelner Stämme im fernsten Westen nach dem Felsengebirge hin und zum Theile in den südwestlichen Staaten finden wir, dass alle Gebrauchsgegenstände der Indianer europäisch oder von europäischer Einwirkung stark berührt sind. Wir treffen hier und dort in Europa einzelne Sammlungen indianischer Gegenstände, aber keine, die einem ernsten Studium genügen könnte. Zu dem besten Material gehört dasjenige im Kopenhagener Museum. Dasselbe ist nicht umfassend, aber von den Blackfeet- und Dakotah-Stämmen gibt es doch eine recht gute Vorstellung. Das Berliner Museum besitzt eine vortreffliche Sammlung von den Zuni-Indianern und eine Serie interessanter Thongefässe aus Arizona. Im British Museum und im Trocadero findet man kleinere Sammlungen von verschiedenen Stämmen. Aber hiermit ist auch Alles genannt. Was ausserdem noch vorhanden, sind einzelne Gegenstände von grösserem oder geringerem Werth. Am interessantesten sind unter diesen die seltenen Wampun-Gürtel, deren zwei in Hamburg, zwei im Trocadero bewahrt werden.

Mexiko und Central-Amerika. Hinsichtlich der nord- und centralamerikanischen Culturvölker liegen die Verhältnisse anders. Die Cultur, die durch die Spanier vernichtet worden, ist nicht untergegangen, ohne zahlreiche Denkmäler zu hinterlassen. Die Ruinen der Gebäude, welche von den Eroberern zerstört oder durch langjährige Verwahrlosung dem Verfalle preisgegeben sind, werden heutzutage aus der Wildniss, die sie bedeckt, wieder ausgegraben, wobei Tausende kleinerer Alterthümer aus dem Schooss der Erde zu Tage gefördert sind. Als Zeugen einer eigenartigen Cultur vergangener Zeiten, haben sie früher schon mehr Beachtung gefunden, als die Erzeugnisse der lebenden Völkerschaften. Grosse Sammlungen mexikanischer und centralamerikanischer Alterthümer sind von Zeit zu Zeit nach Europa gebracht und von den ethnographischen Museen erworben worden. Mehrere derselben sind dadurch in den Besitz eines ausgiebigen Studienmaterials von diesen Gebieten gelangt.

[1]) Amerikas Nordwestküste, Taf. VI, Fig. 1—3. Die eine Figur ist mit einem Kupferbarren in der Hand dargestellt, dem Zeichen des Reichthums.

[2]) Nach Dr. Boas Mittheilung ist jedenfalls eine der Figuren kein Grabmonument, sondern eine einfache Hausdecoration. Globus LII, S. 368.

In erster Linie steht hier, sowohl hinsichtlich des Reichthums als der Vielseitigkeit des Stoffes, der Trocadero. Die mexikanische Sammlung desselben umspannt das ganze Territorium zwischen Tula und Tabasco, wozu noch die interessante Ausbeute der Ausgrabungen in Lorillard-City und Yukatan kommen [1]). Das eigentliche Massenmaterial der Sammlung, welches man Pinart und Charnay verdankt, umfasst ausser einigen äusserst werthvollen Sculpturen, worunter z. B. die interessante Porphyrstatue des Quetzalcoatl aus der Stadt Mexiko und vortreffliche Abgüsse der Reliefs von Palenque und Chichenitza, ausserordentlich reiche Serien behauener und geschliffener Steingeräthe, Amulette, Idole, Masken und Vasen von verschiedenem Gestein und besonders von Gefässen, Stempeln, Grabfiguren und Götzenbildern von Thon, das Meiste aus Anahuac, Durango und Guanajuato herstammend. Ein besonderer Werth dieser Sammlungen liegt in den genauen Angaben des Fundortes, womit jedes Stück versehen ist, wodurch es möglich wird, die verschiedenen Localitäten und Stilgruppen von einander zu unterscheiden. Da sehen wir, dass bei den verschiedenen Völkerschaften, die das alte mexikanische Reich bildeten, gleichzeitig verschiedene Culturformen nebeneinander existirt haben. In den Serien der Terracottafiguren und Thongefässe lassen sich z. B. eine Reihe leichter Nuancen im Stil verfolgen, von den ersten Versuchen, die menschliche Gestalt nachzubilden, in den Thonfiguren von Cerro de las Palmas bis zu den vortrefflichen Köpfen von Estanzuela und den Statuetten von Teotihuacan. Die Sammlung ist ausserdem durch ihre Gruppirung sehr werthvoll für die Vergleichung und Bestimmung des mexikanischen Materials in anderen Museen, die nicht so gut mit Fundangaben versehen sind.

Für eingehende Detailmittheilungen über das grosse Material ist hier nicht der Ort. Es sei nur bemerkt, dass die grossartigen Serien von Terracotta-Idolen eine Grundlage für das Studium der aztekischen Mythologie bilden, wie sie gewiss nirgends gewährt wird. Von einer grossen Anzahl der Idole ist die Bedeutung noch unbekannt, und es erfordert noch viele Detailuntersuchungen, bevor man zu einem sicher begründeten allgemeinen Resultat gelangen wird. Einen Anfang in der Bestimmung der charakteristischsten Figuren in dem aztekischen Pantheon gemacht zu haben, ist Hamy's Verdienst.

Neben dem Trocadero steht das Berliner Museum, wo sowohl das mexikanische als yucatekische Gebiet besonders reich vertreten ist. Den Grundstock der mexikanischen Abtheilung bildet die von Uhde heimgebrachte Sammlung, die hinsichtlich ihres Reichthums an prächtigen, charakteristischen Steinsculpturen das Museum Trocadero noch übertreffen dürfte und gleich diesem reichhaltige Serien an kleineren Gegenständen (Idole, Masken, Thongefässe, Steingeräthe, Schmucksachen etc.) zur Beleuchtung der Lebensweise, Industrie und Cultusgebräuche der Mexikaner enthält. Bedauerlicherweise gewährt das Material nicht die so wünschenswerthen Fundaufschlüsse, weil es aus einer Zeit herrührt, wo das Verständniss für die Bedeutung systematischen Sammelns noch nicht geweckt war. Man beachtete nicht, dass schon in dem früheren aztekischen Reich verschiedene Culturgruppen existiren konnten, und sammelte deshalb, ohne sich um den Ort, woher die Gegenstände stammten, zu kümmern; es ging Alles unter der Bezeichnung „mexikanische Alterthümer". Der Mangel an Auskunft ist auf einem so wenig bearbeiteten Felde, wie die mexikanische Archäologie, doppelt fühlbar, weil die einzelnen Gegenstände nur durch kritische Vergleichungen den Culturgruppen zugewiesen werden können, zu welchen sie gehören, und dazu fehlt es bis jetzt an genügendem Material. Mit Hilfe der Pinart'schen Sammlung lässt sich allerdings Manches bestimmen, doch bedarf es noch zahlreicher, durch zuverlässige Ausgrabungen erworbener Funde, bevor die Eigenart der verschiedenen Völkerschaften zu Tage treten wird. Einen wichtigen Beitrag gibt nach dieser Richtung eine von dem Hamburger Kaufmann Strebel angelegte Sammlung, jetzt im Besitz des Berliner Museums, die ausschliesslich durch Untersuchungen auf den ehemaligen totonakischen Gebieten zusammengebracht ist, besonders bei Zempoala, nördlich von Veracruz. Diese Sammlung entspricht allen Anforderungen an eine eingehende Beschreibung der Fundumstände [1]).

Für das Studium der Cultur der Majavölker geradezu unschätzbar ist die im Besitz des Berliner Museums befindliche Sammlung aus Yucatan. Sie ist einzig in ihrer Art, und eine zweite ihresgleichen

[1]) Im Jahre 1887 sind auch die mexikanischen Sammlungen, die früher im Louvre aufgestellt waren, an den Trocadero abgegeben worden. Sie enthalten unter Anderm eine Anzahl der Originale zu den Abbildungen in Kingsborough's Werk. Vgl. über diese Sammlungen Longpérier: Notices des monuments exposés dans la salle des antiquités américaines du Louvre. Paris 1851.

[1]) Strebel: Alt-Mexiko. Hamburg und Leipzig, 1885.

nach Europa zu bringen, dürfte nicht ausführbar sein. Viele neue Fragen sind durch dieselbe erstanden; aber bevor man zum richtigen Verständniss der Civilisation, die diese Sammlung offenbart, gelangen wird, sind noch viele Räthsel zu lösen. Das vielseitige Material mit den reichhaltigen Serien hochentwickelter Steingeräthe, von meisterhafter Arbeit und überraschend durch ihre Formen, die Menge von Schmucksachen, die umfassenden Gruppen charakteristischer keramischer Erzeugnisse, von Thonfiguren und Idolen, bilden eine Basis für die archäologischen Untersuchungen einer der merkwürdigsten Culturformen des alten Amerika, die werthvolle Resultate versprechen.

An die Sammlungen aus Yucatan schliesst sich in Berlin das vortreffliche Material aus Centralamerika, namentlich aus Guatemala, mit den grossen charakteristischen Sculpturen von S. Lucia di Cotza malguapan[1]).

Unter den übrigen ethnographischen Museen ist das British Museum am besten mit mexikanischem Material ausgestattet, namentlich seitdem die zwar nicht grosse, aber besonders interessante Sammlung Christy's demselben einverleibt ist. Freilich macht sich auch hier der oben besprochene Mangel an Fundangaben fühlbar; davon abgesehen ist die Christy-Collection aber äusserst werthvoll für das Studium der vorcolumbischen Cultur Mexikos, indem sie mehrere äusserst seltene Gegenstände enthält, darunter die grösste Anzahl Mosaikarbeiten, die an irgend welchem Orte vorhanden sind[2]).

Eine bedeutende Sammlung mexikanischer Alterthümer (800 Stück) ist auch nach Wien gekommen, durch die Vermittlung des ehemaligen Custos des Museums zu Miramare, Dominik Bilimek. Dieselbe ist indessen noch nicht aufgestellt. Im Wiener Hofmuseum befindet sich auch das merkwürdige Object, welches (nach Hochstetter) „die Standarte Montezuma's" genannt wird, eine prächtige Federarbeit, einzig in ihrer Art, die durch v. Hochstetter's Publication[3]) auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Was ausserdem noch vorhanden, besteht in einzelnen seltenen Stücken und in einigen kleineren unbedeutenderen Sammlungen. Unter den erstgenannten gebührt wohl dem wohlerhaltenen Wurfbrett von vergoldetem Holz mit geschnitzten Figuren im Museum zu Rom und einem Idol und zwei Masken von Holz in der kleinen Sammlung der Propaganda der erste Platz[1]), während unter den kleineren Sammlungen die beiden Gruppen mexikanischer und centralamerikanischer Alterthümer in Hamburg und im Museo civico in Turin die reichhaltigsten und werthvollsten sind.

Die Sammlungen aus Südamerika bilden zwei Gruppen, von welchen die eine die vorcolumbischen Culturvölker, die andere die jetzt lebenden primitiven Völkerschaften umfasst.

Neu-Granada und Peru. Vor der Ankunft der Spanier existirten in Südamerika bekanntlich zwei grosse Culturcentren. Das eine hatte seinen Sitz auf der Hochebene um Bogota und Tunja, das andere auf der von Cuzco. Diese Culturkreise umschlossen jeder für sich kleinere Sondergruppen und neben diesen existirten noch andere weniger entwickelte kleine Genossenschaften. Die Cultur Neu-Granadas ist noch am wenigsten bekannt. Die meisten Sammlungen von dorther stammen von den Chibcha, die die höchste Stufe der Entwicklung einnehmen. Neben diesen erblicken wir Gruppen von Alterthümern, die von denen von Tunja durchaus verschieden sind. Kleinere Serien davon findet man in verschiedenen Museen, grössere Sammlungen besitzen nur die Museen in Rom, Leipzig und Berlin; letzteres bietet reiche Serien von Idolen, Thongefässen, Gold- und Steinsachen sowohl von dem Plateau um Bogota und Tunja als von Antioquia und von Rio Cauca. Leider sind auch hier die Fundnachrichten ziemlich dürftig, weshalb es dringlich weiterer sorgfältiger Ausgrabungen bedarf, um sichere Ausgangspunkte für die Untersuchung zu gewinnen.

Ungleich reicher und besser ist das Material aus Peru, weil vieles davon durch methodische Ausgrabungen erworben ist. Das Meiste von dorther verdankt man, wie bekannt, den Herren Reiss und Stübel, die auf dem Begräbnissplatze bei Ancon das herrliche Material zu Tage gefördert haben, welches sich jetzt im Berliner Museum befindet und in einem von der Generalverwaltung der königlichen Museen herausgegebenen Prachtwerke ausführlich publicirt ist[2]). Es ist bekannt, dass der trockene Kalkboden, in welchem die Leichen begraben und in Mumien verwandelt sind, auch fast alle Beigaben

[1]) Bastian: Steinsculpturen aus Guatemala. Berlin 1882.

[2]) Von derartigen Mosaikarbeiten befinden sich, ausser dem englischen, 5 Exemplare in dem Museo etnografico in Rom, 3 in Berlin, 2 in Kopenhagen. Vgl. Zeitschr. f. Ethnologie, XVII, Verhandlungen 201; Atti della R. Accademia dei Lincei CCLXXXII; Tylor: Anahuac. S. 337.

[3]) v. Hochstetter, Ueber mexikanische Reliquien. 1884.

[1]) Bullettino della Soc. Geograf. Italiana, 1885.

[2]) Reiss und Stübel: Das Todtenfeld von Ancon.

vortrefflich conservirt hat, und dass man, dank dem herrschenden Brauch der Peruaner, dem Todten alle seine Habe mit in's Grab zu legen, eine zahllose Menge von Dingen zu Tage gebracht hat, die von dem Leben der Inca ein bis in die kleinsten Details eindringendes anschauliches Bild geben. Sogar so wenig dauerhafte Dinge, wie Holzgeräthe und Gewebe, sind wohl erhalten, und zwar dürften die reichen Serien, welche die hochentwickelte Textilindustrie der Inca veranschaulichen, den allerinteressantesten Theil der Sammlung bilden. Weniger reich vertreten sind die keramischen Erzeugnisse; nach dieser Richtung wurden die Sammlungen Reiss' und Stübel's jedoch durch mehrere neuere, äusserst werthvolle Erwerbungen auf erfreuliche Weise ergänzt, worunter namentlich die Sammlung des Dr. Macedo zu erwähnen ist. Dieselbe enthält allein 1500 Thongefässe und ist durch die zuverlässigen Fundangaben für jedes Stück in hohem Grade belehrend. Durch die zahlreichen Localgruppen gibt sie ein ausführliches Bild einer der am höchsten entwickelten Industrien des alten Peru, die bisher nur zum Theil gekannt war. Die Hauptmassen der Sammlung stammen zwar aus dem Küstenlande, das schon früher am ergiebigsten in dieser Beziehung gewesen ist, aber einige völlig neue Gruppen sind theils von dort, theils aus dem Hochlande. Einzig in ihrer Art sind die originellen Gefässe aus Recuay mit ganzen Scenen modellirter Figuren auf der Oberseite. Sie bezeichnen überhaupt eine der eigenthümlichsten Entwicklungen in der peruanischen Keramik.

Berlin zunächst steht das Museum Trocadero, dessen reichhaltige und interessante peruanische Sammlungen von Wiener nach Europa gebracht sind [1]). Die meisten anderen Museen besitzen kleinere Alterthümergruppen aus dem Incareich, namentlich aus dem unerschöpflichen Todtenfelde bei Ancon; am bedeutendsten sind diejenigen im British Museum, in Dresden, Leipzig und Florenz. Hier ist auch der vortrefflichen Sammlungen zu gedenken, die Dr. Stolpe, der an der Weltumsegelung der schwedischen Fregatte „Vanadis" theilnahm, von seiner Reise heimgebracht hat, theils Funde aus den Ausgrabungen bei Ancon, theils eine in Lima erworbene Serie keramischer Erzeugnisse. Dieselben haben jedoch bis jetzt nur vorläufig in Stockholm ausgestellt werden können [2]).

[1]) Notice sur le muséum ethnographique des missions scientifiques. Paris 1878. S. 18.

[2]) Stolpe: Vägvisare genom Vanadis-Utställningen. Stockholm 1886.

Brasilien. Man sucht unter den Naturvölkern vergebens nach sicheren Spuren eines Zusammenhanges mit älteren Culturvölkern. Die Cultur, welche einst auf den Hochebenen von Bogota und Cuzco florirte, ging mit ihren Repräsentanten völlig zu Grunde. Die degenerirten Nachkommen der Incas bewahren zwar in einzelnen Liedern eine Erinnerung an die Vergangenheit, aber das ist auch die einzige Reminiscenz der vormaligen Grösse, die ihnen geblieben. Die Inca und Chibcha scheinen ihre Cultur nicht über das Gebiet, welches sie unmittelbar beherrschten, hinaus verbreitet zu haben, sei es, dass Naturverhältnisse oder die Kürze der eigentlichen Blüthezeit ihres Reiches einer Beeinflussung der umwohnenden Völker entgegenstanden. Zunächst würde man bei den an den östlichen Abhängen der Andes wohnenden Völkerschaften eine solche Beeinflussung erwarten, die eine Erinnerung daran bewahren, dass sie einst der Herrschaft der Inca unterthan gewesen [1]); allein diese Spuren sind höchst zweifelhaft und unbedeutend.

Dies geht aus einer Untersuchung des vom Oberen Marañon vorliegenden Stoffes hervor. Wir haben gegenwärtig zwei interessante Sammlungen von diesem Gebiete, eine grössere in dem Museum zu Rom, welche dem Cav. Lucioli zu verdanken ist, eine kleinere von Staudinger heimgebrachte in Berlin: Beide umfassen die Völkerschaften längs dem Huallaga und Rio Ucayali, aber repräsentiren hauptsächlich die grösseren Stämme Amahuaga, Caschibo und Conibo. Ein Einfluss der Missionäre ist an mehreren Orten unverkennbar. Sogar die Jägervölker, die ausserhalb der Missionsstationen wohnen, aber den Christen wohlwollen, haben ihre Steinaxt gegen das eiserne Messer vertauscht und die weisse baumwollene Tunika mit gemalten Ornamenten angelegt. Ausser diesen sind da aber noch eine grosse Anzahl Jägerstämme, die keinen Verkehr mit den Europäern unterhalten und von jeglichem fremden Einfluss unberührt sind. Die einzige Bekleidung der Frauen besteht in dem bekannten kleinen dreieckigen Lappen, den sie mit Perlenstickereien zu schmücken pflegen; die Männer gehen völlig nackt einher. Dahingegen zieren beide Geschlechter Hals und Arm mit zahlreichen Ringen von Affenzähnen, Obstkernen und Federn, welch letztere Zeugnisse von der Tüchtigkeit der Jäger sind, indem nur die Federn des mit eigener Hand erlegten Vogels getragen werden.

[1]) Colini: Note geografiche e collezioni etnografiche del Cav. Bart. Lucioli, S. 30.

Namentlich bei den Festen wird eine möglichst grosse Pracht entfaltet. Da werden die zierlich geflochtenen, mit Papageien- und Ararafedern geschmückten Kronen getragen, der mit Hängezierrathen ausgestattete Perlen-Brustschmuck u. s. w. Den Gebrauch der europäischen Waffen haben sie noch nicht gelernt. Mit der geschliffenen Steinaxt, die sie an einen Zweig oder dünnen Holzschaft festbinden oder mit Harz befestigen, fällen sie Bäume und verfertigen sie ihre Waffen. Vögel und kleine Säugethiere erlegen sie mit der Lieblingswaffe aller südamerikanischen Völker, dem Blaserohr, welches einige Stämme mit grosser Kunstfertigkeit aus zwei ausgehöhlten Holzstücken herzustellen verstehen. Aus diesen Blaseröhren entsenden sie die dünnen, vergifteten Pfeile, die dergestalt eingeschnitten sind, dass sie bei einem Versuche, sie aus der Wunde herauszuziehen, abbrechen müssen. Im Kriege und bei der Jagd auf grössere Thiere treten an die Stelle des Blaserohres Bogen und Pfeil, die je nachdem sie bestimmt sind, ein Thier oder einen Menschen niederzustrecken, verschiedener Art sind. Die grossen eleganten Keulen dienen dahingegen nur als Paradewaffen bei Festlichkeiten. Die meisten Gegenstände im Besitze dieser Völkergruppe sind mit grosser Tüchtigkeit angefertigt. Dies gilt sowohl von den Geweben, welche von den Frauen hergestellt werden, als von den sorgfältig behandelten Federsachen, von den Waffen und vor Allem von den ausgezeichneten Töpferarbeiten, die aus feinem Thon geformt und mit rothen und schwarzen Linien auf weissem Grunde reich verziert sind. Sie gehören zu dem Besten, was die südamerikanischen Völker in dieser Beziehung geleistet haben. Die Ornamente sind dieselben wie auf den Tunikas, auf den feinen Umwicklungen von Baumwollengarn an den Keulen und Bögen und an den Pfeilspitzen. Eine Tunika mit gemalten Figuren im Museum zu Rom ist mit naturalistischen Darstellungen von vierfüssigen Thieren und Schlangen verziert, aber dies scheint bis jetzt in den Museen das einzige Beispiel von der Verwendung von Thierfiguren in der Ornamentik zu sein, die sonst ausschliesslich lineare Motive verwendet. In letzteren könnte man Anklänge an die Inca-Zeit sehen wollen; verschiedene Züge in der Combination mäanderartiger Motive, gebrochener Linien und dreieckiger Figuren, welche dieser Ornamentik eigen sind, erinnern stark an die Ausschmückung der Gewebe und Thongefässe aus peruanischen Gräbern. Trotzdem ist ein Einfluss von Peru sehr zweifelhaft, da nur die einfachen Linienornamente Aehnlichkeit mit denen der Andes-Völker zeigen, während die charakteristischen Thier- und Menschenfiguren, die in der Decorationsweise der Inca eine so grosse Rolle spielen, hier niemals vorkommen. Es ist überhaupt daran zu erinnern, dass die Ornamentik wenig entwickelt ist und dass bei zahlreichen Völkerschaften am Amazonenstrom und in den nördlichen Theilen des Festlandes noch verwandte Ornamentmotive gefunden werden. Sie sind eher als ein gemeinschaftliches Eigenthum aller Stämme zu betrachten, und ihre Aehnlichkeit mit den peruanischen, in der Zusammensetzung wie in der Verwendung, beruht wahrscheinlich auf einer nebeneinander fortschreitenden Entwicklung auf gemeinschaftlicher Grundlage.

Der Sammlung Lucioli schliesst sich das prächtige ethnographische Material an, welches das Museum in Rom dem Missionär Pozzi verdankt. Pozzi hat während seiner 13jährigen Thätigkeit unter circa 20 Stämmen am R. Napo und Pastazza gesammelt, d. h. auf einem Territorium, welches an das Ucayali- und Huallagagebiet grenzt. Die beiden Sammlungen ergänzen einander und gewähren neben einer Anzahl werthvoller Dinge, die sich schon vorher in Rom befanden [1]), die beste Darstellung der Völkerschaften des nördlichen Peru, in Ecuador und im westlichen Brasilien, die sich gegenwärtig geben lässt. Namentlich sind die Sammlungen von den Jivaro auf den östlichen Abhängen der Andes, deren merkwürdig präparirte Köpfe so lange Gegenstand des Erstaunens gewesen sind, ausserordentlich reich und geben von diesen wilden, grausamen Völkerstämmen ein anschauliches Bild [2]). In anderen Museen sind sie nur durch kleine Gruppen von Gegenständen vertreten.

Das Museum in Rom besitzt noch eine dritte Sammlung vom Oberen Marañon, die von dem Missionär Corti mitgebracht ist, welcher lange unter den Stämmen am R. Uaupes sich aufgehalten hat [3]). Obschon weder die grösste noch die beste von diesem Gebiete, enthält sie doch ein besonders gutes Studienmaterial von der Völkergruppe, die den Namen des Flusses trägt. Von besonderem Interesse sind einige

[1]) Pigorini in den Atti della Reale Accademia dei Lincei CCLXXVIII.

[2]) Vgl. Colini's sorgfältige Studie in den Atti della Reale Accademia dei Lincei CCLXXX mit Abbildungen einiger der interessantesten Gegenstände der Sammlung.

[3]) Einen ausführlicheren Bericht über diese Sammlung gibt Colini in der Cronaco del Museo preistorico ed etnografico, I, S. 40 ff.

Objecte, die mit dem weitverbreiteten Glauben an den bösen Geist Jurupari zusammenhängen, in deren Besitz Corri sich nur durch besonders günstige Umstände zu setzen vermochte. Das eine besteht in einer Flöte, pachiuba genannt, welche die Stimme des Geistes nachahmt, das andere ist eine wunderliche, kapuzenförmige Maske, welche ihn selbst darstellt. Beide werden bei Festlichkeiten von den Medizinmännern, Pajes, benützt und vor allen Uneingeweihten ängstlich versteckt, weshalb sie äusserst selten in fremde Hände gerathen [1]). Sie sind charakteristisch als Ausdruck der Neigung, bei den mimischen Tänzen mythische Wesen darzustellen, vorzugsweise die dämonischen, die in das Schicksal der Menschen eingreifen, ein Hang, der sich bei so manchen Naturvölkern kundgibt, aber sonst aus Südamerika nicht bekannt ist. Die von den Ticunas aufgeführten carnevalsartigen Maskenfeste sind nämlich jetzt nur Ceremonieaufzüge, selbst wenn sie möglicherweise ursprünglich einen mythischen Hintergrund gehabt haben. Die von ihnen bei ihren Festen benutzten Masken sind von denjenigen der Uaupes durchaus verschieden und keineswegs selten. Die Museen in Berlin und München besitzen Serien davon.

Die schönen brasilianischen Sammlungen im Wiener Museum sind leider noch nicht ausgepackt, und es ist selbst dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Museumsbeamten nicht möglich, sie in ihrem ganzen Umfange dem Studium zugänglich zu machen, so dass man nur durch den Katalog einen vollen Eindruck ihrer allseitigen Vollständigkeit erhält [2]). So lange das Material in Serien gleichartiger Gegenstände aufgelöst ist, wird man kein Gesammtbild der verschiedenen Völkergruppen erlangen können. Und ein solches wird gerade das Wiener Museum zu geben im Stande sein, denn es scheint, dass das, was dort an ethnographischem Material aus Brasilien gesammelt ist, sowohl hinsichtlich des Umfanges und der Vielseitigkeit, als der wissenschaftlichen Bestimmung alles übertrifft, was sich im Besitz der übrigen ethnographischen Museen befindet.

Den Stamm bildet die Mustersammlung des Zoologen Johann Natterer, welcher 17 Jahre lang (1817—34) unter den Völkerschaften lebte, die Gegenstand seines Studiums und seiner Sammelthätigkeit waren. Die Sammlung, die er mitbrachte, enthält ungefähr 2400 Gegenstände von 76 verschiedenen Stämmen zwischen dem R. Paranahyba und Guyana, zwischen der Küste und dem Oberen Marañon. Die Sammlung umspannt sonach ein ausgedehntes Gebiet. Es ist selbstverständlich, dass nicht alle Stämme in gleicher Vollständigkeit vertreten sind; mit einigen derselben ist der Sammler nur gelegentlich in Berührung gekommen, während er sich bei anderen längere Zeit aufgehalten hat. Dies gilt z. B. von den Bororós in Goyaz und Matto Grosso, den Mundrucu am R. Tapajoz, den früher genannten Uaupes-Stämmen, den Banivas am R. Içanna und den Macusi am R. Branco. Um diese gruppiren sich andere Völkerschaften, von denen kein so vollständiges Material vorliegt, doch immerhin genügend, um ihre Eigenart zu zeigen.

Der grosse Werth des Stoffes beruht nicht allein auf seinem Umfange, sondern vornehmlich auf der Umsicht, womit er gesammelt und erklärt ist. Ueberall merkt man die Methode und systematische Arbeit des Naturforschers. Innerhalb jeder Art ist Alles berücksichtigt, was dem Bilde von dem Leben der Völker noch einen Farbenton hinzufügen könnte, alles, was dieses oder jenes Detail in der Form, Ornamentik oder Nutzanwendung eines Gegenstandes beleuchtet. Jedes einzelne Stück ist mit der Gründlichkeit und Sorgfalt untersucht und bestimmt, mit welcher der Zoologe seinen Stoff zu behandeln gewohnt ist. Ueber die Herkunft, das Material, die Technik und den Gebrauch der Gegenstände geben die sorgfältigen Etiquettes und der ausführliche Katalog jede wünschenswerthe Auskunft.

Solche Sammlungen sind es, deren die Ethnographie bedarf, um das zersplitterte und unsichere Material bestimmen und ordnen zu können, und auf wenigen anderen Gebieten ist dies so dringlich nothwendig, wie in Brasilien. Die Verwirrung in der Zusammengehörigkeit der Stämme, welche durch die Menge von kleinen Stämmen mit ihren Unterabtheilungen hervorgerufen wird, erschwert jede Classification nach Herkunft und Verwandtschaft in hohem Grade. Kleinere Sammlungen mit ihrem unvollständigen, oftmals unrichtig bestimmten Material, das obendrein meistens bei verschiedenen Stämmen zusammengetragen ist, können keine Grundlage für eine solche Classification bilden.

Selbst so vortreffliche und interessante Sammlungen wie die italienischen und diejenigen von den Steinen's und Rhodes' können nur über kleinere

[1]) Die Sammlung der Propaganda und das Museum in München besitzen einzelne Masken dieser Art.

[2]) Dieselben sind derzeit schon aufgestellt und füllen nahezu einen grossen Saal des neuen naturhistorischen Museums. Anm. d. Red.

Völkergruppen Aufschluss geben. Freilich sind dadurch schon gute Anhaltspunkte gewonnen; aber nur eine so ausführliche und systematische Sammlung wie die Natterer's kann die Grundlage für die Eintheilung ethnologisch zusammengehörender Gruppen bilden, deren wir so dringlich bedürfen. Ist erst Natterer's Sammlung, hoffentlich in nicht zu ferner Zeit, in ihrem ganzen Umfange zugänglich, da wird die Beisteuer des Wiener Museums zum Studium der ethnologischen Verhältnisse Südamerikas die vollwichtigste sein. Dasselbe ist in dem Besitze eines Materials, zu dem der Ethnograph immer auf's Neue zurückgreifen wird, wenn er daran geht, die in Brasilien zu Tage tretenden verschiedenen Entwicklungsstadien und Culturgruppen zu studiren.

Um diesen Stamm gruppiren sich eine Anzahl weniger umfangreiche Sammlungen aus Südamerika, die theils jede für sich manches Interessante enthalten, theils auch in einigen Punkten die Natterer's Sammlung ergänzen. Das Museum in Wien besitzt ausserdem gute Serien von Sachen der Botokuden und von den Stämmen am R. Tocantins, welche Dr. Pohl heimgebracht hat. Auch München besitzt zahlreiche werthvolle Sachen, unter denen eine Anzahl Ticuna-Masken und schöne Federarbeiten nennenswerth sind. Sie sind von Spix und Martius bei den Völkerschaften am Amazonenstrom gesammelt worden; doch sind diese beiden Reisenden nicht darauf bedacht gewesen, grössere systematische Sammlungen zusammenzutragen auf dem Territorium, das durch sie erst bekannt geworden ist. Aus Guyana und den Gegenden des Amazonenstromes stammt auch das brasilianische Material im Trocadero, während die Mundrucu und besonders die wenig bekannten Caingangs- und Coroado-Völker in der Provinz Paraná im Kopenhagener Museum gut vertreten sind. Das Dresdener Museum besitzt einige interessante alte Stücke aus Guyana und Brasilien, und im Berliner Museum finden wir ausser vielen guten Sachen, namentlich von den Mundrucu und Jivaro, die reichhaltigen Sammlungen Schomburgk's von den Guyana-Völkern und die interessante ethnologische Ausbeute der Expeditionen Rhode's und von den Steinen's. Während das Hauptinteresse der Sammlung des Erstgenannten von den Terenos und Cadiocos zwischen Miranha und der bolivianischen Grenze darin besteht, dass sie eine der bedeutendsten Uebergangsformen von der originalen zur fremden Cultur darlegen, gewährt die Sammlung des Letztgenannten ein grosses Interesse dadurch, dass sie einige der primitivsten und noch unberührtesten Völker vor Augen führt.

v. d. Steinen besuchte auf seiner Reise längs dem Schingu-Fluss eine Anzahl bis jetzt durchaus unbekannter Stämme, die noch im Steinalter lebten, eine Culturperiode, von der man heutzutage nur wenige Spuren noch in Brasilien findet. Vor der Ankunft der Europäer waren bei den Völkern an der Küste und an den Ufern der grossen Flüsse oder auf der inneren Hochebene die Steingeräthe allgemein, wohingegen die in den Urwäldern umherstreifenden Völker kein anderes Mittel für ihre Geräthschaften zu benutzen verstanden als Holz und Knochen. Das Berliner Museum und mehrere andere ethnographische Sammlungen besitzen ansehnliche Serien von Aexten und Pfeilspitzen von Quarz und Basalt, hauptsächlich aus den Provinzen S. Paolo und R. Grande do Sul, die im Erdboden gefunden sind und den Beweis geben, dass diese Steinarten dort ehemals in derselben Weise und in denselben einfachen Formen zum Gebrauch dienten, wie in der ältesten Culturperiode in Europa. Seitdem das Eisen bei den Küstenvölkern den Stein verdrängt hat, werden die Steingeräthe von den Indianern als vom Himmel gefallen, als Donnersteine betrachtet. Im Innern des Landes stehen viele Stämme noch heute auf demselben primitiven Standpunkt und nur wenige haben es zu einer Steinaltercultur gebracht. Holz und Knochen genügen ihnen auch jetzt noch zur Herstellung ihrer einfachen Gebrauchsgegenstände. Bei den Stämmen am R. Ucayali und Huallaga sieht man, wie gesagt, einfache ärmliche Steingeräthe im Gebrauch, und auch bei den Völkern an anderen Nebenflüssen des Amazonenstromes findet man hier und dort ähnliche Geräthe. An einigen Orten dienen sie als Häuptlingsembleme und die Arowaken in Guyana haben die Aexte in neuerer Zeit zu ihren Keulen verwandt. Nirgends findet man ein so ausgeprägtes Steinalter wie bei den Schingu-Völkern. Die Serie schön geschliffener Aexte, mit flachem ovalen Blatt in einem keulenförmigen Holzstiel, die von den Steinen bei den Suyá und Bakaïri erworben, zeigen, dass man sich dort auf die Behandlung des Steines meisterhaft verstanden hat.

Die Steinsachen sind ohne Frage das Interessanteste in dieser prächtigen Sammlung, die indessen ausserdem noch so viel Neues und Eigenartiges enthält und so vortrefflich erklärt ist, dass man sich stark versucht fühlt, Eingehenderes darüber mitzutheilen. Ihr grosser ethnologischer Werth liegt einestheils in der

Darstellung eines eigenartigen Culturzustandes, anderntheils darin, dass sie ein helles Licht auf die Culturverschiedenheiten wirft, die sich sowohl bei den beiden Hauptgruppen der Völker am oberen und unteren Schingu als unter den vielen kleineren Stämmen bemerkbar machen. Wir müssen uns hier jedoch darauf beschränken, auf die eingehende Behandlung hinzuweisen, die von den Steinen selbst mehrfach seinen Sammlungen hat zu Theil werden lassen [1]).

Patagonien und das Feuerland. Wenden wir unsere Blicke von Brasilien nach dem Süden des Festlandes, da stossen wir zuerst auf die Stämme der Patagonier, die in Berlin und Rom ganz gut vertreten sind. Wir gedenken ihrer nur im Vorübergehen, weil sie einestheils wohlbekannt sind, anderntheils durch den langjährigen Verkehr mit den Colonisten einen grossen Theil ihrer Eigenart eingebüsst haben.

Um die Bewohner des Feuerlandes kennen zu lernen, muss man nach Rom gehen, wo Bove's Sammlungen ein allseitig beleuchtetes Bild dieser primitiven, niedrig stehenden Völkerschaften vorführen. Ein Blick auf die von Bove heimgebrachten Dinge lehrt uns besser als alle Beschreibungen die wenigen und ärmlichen Mittel kennen, womit diese Menschen ihre einfachsten Lebensbedürfnisse befriedigen. Sämmtliche Geräthschaften sind von äusserster Einfachheit. Ein kurzer dünner Bogen von schlechtem Holz, mit einem Strang von Guanacosehnen und Pfeile mit kurzer dreieckiger Spitze von Flint oder Glas — das sind die Waffen, womit die Ona — die auf der Halbinsel wohnenden Völker — für die Jagd ausgerüstet sind, von deren Erfolgen ihre Existenz grossentheils abhängig ist. Etwas besser sind die Jagan- und Alacaluf-Stämme gestellt, welche Vögel und Fische mit einer Harpune oder einem kurzen Speer, mit Spitze von Walknochen oder mit einer Schleuder von Guanacofell erlegen, Geräthschaften, die sie mit grosser Gewandtheit zu handhaben verstehen. Wie aber sind die Fahrzeuge beschaffen, in denen sie sich mit grosser Unerschrockenheit auf's Meer hinauswagen, um den zweiten Hauptbestandtheil ihrer Nahrung zu erbeuten? Eine Reihe von Modellen der Bove'schen Sammlung gibt auch hierüber Auskunft. Ein Stück Baumrinde, an beiden Enden zusammengebunden und mittelst kurzer Holzriegel ausgespannt — ähnlich wie die Flussfahrzeuge der Binnenlandvölker — oder, wenn es hoch kommt, ein schmächtiges Gestell von gebogenen Zweigen und mit Rinde bekleidet — bildet das Canoe, von dem man glauben sollte, dass es im ersten Augenblick von den Wellen zerdrückt werden würde. Einige Muschelschalen, die an eine Handhabe von Stein gebunden als Messer dienen, einige recht gut geflochtene Körbe zum Aufbewahren der Schwämme und Fische, einige Wasserbehälter aus Rinde — das ist Alles, was der Feuerländer zu seiner Ausstattung bedarf. Kleider kennt er nicht, obgleich die Witterung wohl den Mangel daran fühlbar machen könnte. Die einzige Bedeckung besteht in einem Stück Fell, welches je nach der Richtung des Windes auf der Brust oder auf dem Rücken hängt. Und in allen diesen Dingen keine Spur von Kunstfertigkeit — höchstens eine gewisse Gewandtheit im Flechten der Körbe — selbst nicht im Anfertigen der wenigen Gegenstände, womit diese armseligen Geschöpfe sich schmücken. Sie bemalen ihren Körper mit Farbe, um Hals und Brust hängen Männer und Frauen Schnüre von Conchylien oder Perlen aus Vogelknochen: der Krieger bindet ein kleines dreieckiges Stück Fell um den Kopf, der Medicinmann schmückt sein Haupt mit Federn, bevor er seine Manipulationen beginnt. Aber Alles ist einfach und ärmlich. Nicht einmal die bei allen anderen primitiven Völkern so beliebten Glasperlen hat der Feuerländer schätzen gelernt.

Bove's Sammlung ist ohne Frage die lehrreichste, welche in den ethnographischen Museen vorhanden und dem Studium zugänglich ist. Ein vortreffliches Material von den Alacaluf-Stämmen ist, nach dem Verzeichniss zu urtheilen, durch Stolpe nach Stockholm gekommen. Was sich ausserdem noch aus dem Feuerlande in den Museen findet, besteht in einzelnen Gegenständen, die kein Gesammtbild von diesem niedrigsten aller Völker auf Erden zu geben vermögen. Am bedeutendsten ist wohl die Serie von Gegenständen, die sich im British Museum befindet [1]).

Afrika.

Während die Europäer in Amerika die ursprünglichen Bewohner vertrieben und ausrotteten, indem sie ihre Herrschaft über immer grössere Flächen des Landes ausdehnten, kamen sie in Afrika lange

[1]) Durch Central-Brasilien. Leipzig 1886. Originalmittheilungen etc., I. S. 187.

[1]) Nach einer Mittheilung des Herrn Dr. med. Hansen sind auch die Sammlungen im Trocadero in den letzten Jahren durch ein recht ansehnliches Material aus dem Feuerlande bereichert worden.

Zeit nur durch ihre Colonien an der Küste mit den Einwohnern in Berührung. Von Zeit zu Zeit wagte sich wohl ein Reisender weiter in's Land hinein, doch hat man erst seit einem Menschenalter und besonders erst im Laufe des letzten Decenniums von dem grössten Theil des dunklen Continents Kenntniss gewonnen. Seit Barth's und Livingstone's Reisen ist eine Expedition nach der anderen in die Länder eingedrungen, deren Bewohner niemals andere Fremdlinge als höchstens arabische Sklavenhändler gesehen hatten. Von den Untersuchungen in Südafrika und im Sudan hat man sich den Völkern am Nil und an den grossen Seen zugewandt, um nach und nach seine Kräfte auf dem hochinteressanten Territorium zu concentriren, welches das obere Kongoland bildet. Den ethnographischen Museen haben diese Expeditionen grossen Zuwachs eingebracht. In quantitativer Hinsicht sind die afrikanischen Abtheilungen mehr als alle anderen vermehrt worden, und es steht nunmehr von den verschiedenen Völkerschaften ein reiches Studienmaterial zu Gebote. Auch in Betreff Afrikas nimmt Berlin den ersten Rang ein. Andere Museen haben von einzelnen Völkern ein grösseres, aber keines ein so allseitig umfangreiches Material wie das deutsche Hauptmuseum.

Nordafrika und Sudan. Während man in dem Musée des colonies in Paris und im Trocadero reiche Sammlungen aus Algier findet, sowohl von den Kabylen als von den „arabischen" Stämmen in Stadt und Land, sind die anderen Museen, von dort sowohl als von den übrigen nordafrikanischen Staaten, nur spärlich mit Material versorgt. Die orientalische Cultur ist in der Gestalt, die sie in den Mittelmeerländern angenommen, d. h. durch europäischen Einfluss stark gefärbt, in den Museen durchschnittlich schwach vertreten.

Aus den Centralstaaten im Sudan (Bornu, Wadai, Baghirmi und Darfur) besitzt Berlin die von Dr. Nachtigal heimgebrachte Sammlung, die erste und wohl bis jetzt auch die grösste aus diesen Staaten. Der muhamedanische Einfluss von Osten und Westen hat im Sudan die ursprüngliche Cultur in ähnlicher Weise verändert, wie es in Nordafrika durch die von Europa ausgegangene geschehen. Eine wirkliche Originalität macht sich in den Erzeugnissen von dort nicht bemerkbar. Die prächtigen gestickten seidenen Gewänder sind, so gut wie die aus schmalen Baumwollenstreifen zusammengenähte Tobe, arabisch und ebenso haben die kunstvollen Strohgeflechte und gepressten Lederarbeiten, die besonders in Darfur heimisch sind, ihre Vorbilder in Hedschas. Die Sammlungen Nachtigal's enthalten viele kostbare Dinge, namentlich Costüme, und geben vortreffliche Auskunft über die Industrie der Bevölkerung, aber sie sind weder systematisch noch umfangreich genug, um die Cultur der betreffenden Länder in genügender Vollständigkeit zur Anschauung zu bringen.

Dahingegen besitzt Berlin ein sehr reiches Material aus dem westlichen Sudan, namentlich von Haussa und Adamaua, welches Robert Flegel auf seiner Expedition längs dem Benuë gesammelt hat [1]). Leider kann man bis jetzt nicht den vollen Nutzen aus diesem Reichthum ziehen. So lange der Stoff noch nicht bearbeitet und die einzelnen Dinge nicht nach den Localitäten gruppirt sind, hält es schwer, das Zusammengehörende zu einem Ganzen zusammenzustellen. Und gerade hier ist eine solche Sonderung äusserst nothwendig, weil sich grosse Unterschiede bemerkbar machen. Während nämlich alle Erzeugnisse aus dem Haussa-Land gleich denjenigen von Bornu ein absolut tuaregisches und maurisches Gepräge haben, trifft man in Adamaua einen starken Einfluss der südlicheren Negervölker. Wie weit sich dieser Einfluss von der einen und anderen Seite erstreckt, lässt sich bei der gegenwärtigen Ordnung noch nicht nachweisen. Auch nach der Scheidung der Localgruppen wird es noch schwer halten, jedes Stück auf seine rechte Heimat zurückzuführen, weil dem Anscheine nach eine Menge Dinge von verschiedenen Orten im Innern auf dem allgemeinen Carawanenwege längs dem Benuë zusammengeströmt sind. Dahingegen genügen einzelne sicher bestimmte Stücke, um den Zusammenhang mit den nahewohnenden Völkern zu beweisen. Es kann sonach kaum einem Zweifel unterworfen sein, dass sowohl die zahlreichen geflochtenen Schilde wie die pingahs, die aus Mbum, Mombila und Baja in zahlreichen Exemplaren vertreten sind, ihre Vorbilder bei den Niam Niam haben. Dass sie keine Handelswaare von dort sind, zeigt ihre Form, die man in der ursprünglichen Heimat dieser Waffe nicht antrifft. Zu den merkwürdigsten Stücken der Sammlung gehören einige Fetischcostüme aus Flechtwerk mit dazugehörenden Masken der Djuku. Sie zeigen grosse Aehnlichkeit mit den schon von Cameron beschriebenen, die für die Darstellung der

[1]) Vgl. Originalmittheilungen etc. I, S. 139.

Schemteufel benutzt werden, welche die wirklichen Dämonen aus dem Gebiete, wo sie hausen, vertreiben sollen [1]).

Senegambien und die Küste von **Guinea.** Obwohl diese Territorien am besten und am längsten bekannt sind, findet man sie doch in den Museen nicht besonders stark vertreten. Aus Senegambien enthalten die französischen Museen Einiges, besonders von den Mandingo; ausserdem finden sich kleinere Sammlungen in Berlin, Dresden und Kopenhagen und eine interessante Serie von Waffen von den Bissagos-Inseln in Hamburg. Hinsichtlich der Vollständigkeit lassen sie jedoch zu wünschen.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Küste von Guinea. Die Kopenhagener Sammlung aus den ehemaligen dänischen Colonien an der Goldküste ist wohl nicht allein die beste von diesem langen Küstenstrich, sondern sie enthält an und für sich ein recht ausgiebiges Material von den nunmehr stark decimirten Akra-Negern und den Fanti. Sie hat ausserdem den Vorzug, aus einer Zeit zu stammen, wo die Beeinflussung durch die europäischen Colonien die originale Entwicklung noch nicht unterdrückt hatte. In dieser Beziehung zeichnet sie sich vor allen neueren Sammlungen von Guinea aus. Einzelne charakteristische und gute Stücke, namentlich von den Aschanti (Waffen, Kleider und Masken zu den Fetischcostümen) findet man in London, Hamburg und Berlin: alle übrigen Gegenstände zeugen dahingegen von einem starken maurischen Einfluss, der sich auch in Senegambien stark geltend macht, oder sie sind unter europäischer Beeinflussung entstanden. Lederarbeiten und die schlecht getriebenen Kupfer- und Messinggefässe sind nach denselben Vorbildern angefertigt wie die Sachen aus Haussa und Bornu, während die vielen stark karrikirten Gruppen von Erz oder Holz, von plumper Arbeit und geschmacklos bemalt, ein verfehltes Streben, europäische Muster nachzubilden, verrathen. Als Zeugnisse von der ursprünglichen Cultur dieser Völkerstämme bieten sie wenig Interesse.

Die Nilländer. Die Völker des östlichen Sudan und am weissen Nil mit seinen Nebenflüssen wohnen ausserhalb des Gebietes, welches von den grossen Carawanenwegen nach Norden berührt wird. Deshalb zeigen die Sammlungen aus diesen Gegenden eine auffallende Verschiedenheit von den Erzeugnissen des centralen und westlichen Sudan. Die Völker sind dort noch productiv und alles was aus ihren Händen hervorgeht, hat ein eigenartiges Gepräge. Dies gilt in hohem Grade von den Niam-Niam und Monbuttu, deren Schmiedearbeiten nur von denen der Kongo-Völker übertroffen werden. Aber auch die nördlicher wohnenden Stämme um den weissen Niel bieten so viel Eigenartiges, dass sie zu eingehenderen Mittheilungen drängen. Ihre Lebensweise und Producte sind indessen durch Schweinfurth's gründliche und lehrreiche Schriften so allgemein bekannt geworden [1]), dass wir uns hier auf eine Uebersicht der von diesen Ländern existirenden Sammlungen beschränken können.

Im Berliner Museum bildet das von Schweinfurth heimgebrachte Material den Stamm der Sammlungen. Dasselbe begreift hauptsächlich Djur, Bongo, Niam-Niam und Monbuttu. Das Interesse als erste Sammlung, die von dort nach Europa gekommen, wird ihr immerdar bleiben; im übrigen ist sie wegen des unglücklichen Brandes, durch welchen das Gepäck des Reisenden grösstentheils zerstört wurde, nicht sonderlich reichhaltig. Einen Zuwachs erhielt sie durch das von Dr. Junker und dem italienischen Reisenden Piaggia mitgebrachte Material, welches ausser den genannten Völkern auch die Bari, Schilluk, Dinka und einige kleinere Stämme am oberen Nil repräsentirt. Diese Sammlungen enthalten ein recht ausgiebiges Material von diesen verschiedenen Völkern und manche prächtige und seltene Dinge, die als Zeugnisse von dem Standpunkt der dortigen Industrie sehr lehrreich sind, allein so umfangreich und vollständig wie verschiedene andere afrikanische Sammlungen des Museums sind sie bei weitem nicht.

Das beste und reichste Material für das Studium der Völker in den Nilländern finden wir im Hofmuseum in Wien, wo die Sammlungen aus diesem Gebiet überhaupt zu den besten des Museums gehören. Die Grundlage bilden zwei Sendungen von dem ehemaligen Mudir der Aequatorialprovinzen, Emin Bey [2]), welche nahezu alle bedeutenderen Stämme am weissen Nil und dessen Nebenflüssen umfassen, bis an die centralafrikanischen Seen hinab (Unyoro und Uganda). Die Serien enthalten einen solchen Reichthum an Typen und sind nach allen Richtungen so vollständig, dass die Eigenart jedes

[1] Across Afrika, II, 162.

[1]) Im Herzen von Afrika. Leipzig 1874. und Artes Africanae. Leipzig 1875.

[2]) Jetzt Dr. Emin Pascha.

Stammes klar und bestimmt hervortritt und zugleich die verschiedenen Industriezweige, die bei den Nilvölkern eine so eigenthümliche Entwicklung erfahren, wie die Schmiedekunst, die Holzschnitzerei, die Keramik hier, wie nirgendswo anders, in allen Einzelheiten sich studiren lassen. Einen bedeutenden Zuwachs haben diese Sammlungen durch andere Erwerbungen erfahren, darunter die reichhaltige Ausbeute der Reisen Marno's und Buchta's am obern Nil, die durch die bedeutenden Sammlungen des österreichischen Consuls Hansal in Chartum ergänzt ist. Der hohe Werth der Sammlungen des Emin Bey liegt nicht allein in ihrer Vollständigkeit, sondern namentlich auch darin, dass sie von einem Manne herrühren, der zu sammeln verstand und die beste Gelegenheit dazu hatte, indem er lange genug unter den Nilvölkern lebte, um mit den dortigen Verhältnissen völlig vertraut zu werden. Seine Sendungen waren von ausführlichen Erklärungen und sicheren Bestimmungen begleitet, die für das betreffende Gebiet äusserst wichtig sind, weil die Völker zwar in Betreff ihrer Cultur einander nahestehen, aber nichtsdestoweniger in mehrfacher Hinsicht ziemlich ausgeprägte Eigenthümlichkeiten verrathen. In den übrigen Wiener Sammlungen [1]) sind die Stämme häufig durcheinander gemischt, wohingegen diejenigen des Emin Bey eine sichere Basis für Classificationen auf diesem Gebiete gewähren.

Auch in den italienischen Museen findet man bedeutende Sammlungen aus den Nilländern. Der Maler Miani hat z. B. seine Sammlungen von den Niam-Niàm, Bari, Dinka, Bor, Schilluk und Galla an das Museo civico in Venedig geschenkt. Er hat gesammelt, was er gelegentlich hat erwerben können und was ihm des Sammelns werth erschienen war. Einen Plan kann man darin nicht entdecken, selbst nicht einmal einen Versuch, ein auch nur annähernd vollständiges Bild zu geben von den Völkerschaften, unter denen er sich so lange aufgehalten hat. Mehrere Serien namentlich von Waffen und Schmucksachen sind jedoch recht ausgiebig und das Hauptinteresse der Sammlung liegt in Einzelnheiten. Von grosser Bedeutung ist die Classification der Gegenstände seitens des langjährigen Missionärs bei den Dinka-Stämmen Beltrame, weil sie die Eintheilung des Emin Bey durchaus bestätigt.

Das Museum in Rom besitzt ein gutes Material aus diesem Territorium. Die Hauptmassen bestehen in den Sammlungen Gessi, Santoni und Cecchi, die ausser einigen Objecten aus Unyoro und Uganda fast alle grösseren Stämme am weissen Nil sammt den Niam-Niam und Monbuttu umfassen. Am besten vertreten sind letztgenannte, die Bari-, Dinka- und Latuka-Stämme. Namentlich Gessi's Sammlung ist besonders reich an seltenen guten Sachen von dorther. Ausser Serien von Schmiedearbeiten, Elfenbeinhörnern, musikalischen Instrumenten und Hausgeräthen, die zu den besten Erzeugnissen dieser Völker gehören, findet man dort von den Niam-Niam- und Bongo-Völkern einige jener seltenen Ahnenfiguren von Holz, die zur Erinnerung an die Todten in den Hütten aufgestellt werden, und etliche der nicht minder seltenen Tanzmasken. Beklaglicherweise sind Gessi's schriftliche Aufzeichnungen verloren gegangen, was umsomehr empfunden wird, als einige Gegenstände nirgendwo anders existiren und deshalb bis jetzt jeglicher Erklärung ermangeln; weniger vermisst man sie hinsichtlich der Classification, weil diese sich mit Hülfe der vorliegenden Sammlungen mit Sicherheit ausführen lässt. Auch das kleine Museum der Propaganda besitzt eine nicht geringe Auswahl von Gegenständen aus den Nilländern und dem centralafrikanischen Seegebiet, welche die Sammlungen des Museo preistorico ed etnografico nach mehreren Richtungen in glücklicher Weise ergänzen.

Sowohl hinsichtlich ihres Ursprunges als ihrer Cultur von den eben genannten Völkergruppen völlig verschieden sind die drei Stämme der Danakil, Somali und Galla, welche das östliche Aequatorial-Afrika bewohnen. Auch diese sind in den letztverflossenen Jahren gut repräsentirt worden. In allen grösseren Museen findet man ihre leicht kenntlichen Waffen, ihre mit Kauris verzierten Strohrarbeiten, Holzschnitzereien und ihren Silber- und Messingschmuck; umfangreiche, vollständige Sammlungen sind indessen nur in Rom und in Wien, und zwar ergänzen diese beiden Museen sich einander auf diesem Gebiet, indem ersteres die grösste Sammlung von den Galla besitzt, während letzteres die Somali am vollständigsten vor Augen führt.

Der Einfluss der orientalischen Cultur ist bei den Völkern an der Ostküste Afrikas sehr merkbar; in Abessynien ist er geradezu überwiegend. Da hat man nicht mehr mit einer primitiven Cultur zu rechnen, sondern mit einer Halbcivilisation, die bereits eine Geschichte hat, in welcher der arabische Einfluss die Herrschaft gewonnen. Diese spiegelt sich

[1]) Mit Ausnahme jener Buchta's, welche auch bis in's Detail trefflich bestimmt ist. Anm. d Red.

wieder in allen Sammlungen aus Abessynien, die auch dadurch eigenthümlich in ihrer Art sind, dass sie fast nur Prachtstücke enthalten, die von den Fürsten in Kaffa und Schoa europäischen Fürsten zum Geschenk gemacht oder von den Engländern aus ihrem abessynischen Feldzug mitgebracht sind; von allgemeinem culturhistorischen Interesse ist wenig vorhanden. Die reichsten Sammlungen von dorther findet man in London und Rom.

Das Kongo-Gebiet. Das eigenthümlichste Culturgebiet in Afrika ist ohne Frage dasjenige, welches an dem Mittleren und Oberen Kongo und dessen Nebenflüssen liegt, von Kassai im Westen bis an den Tanganjika im Osten. Die Bevölkerung ist dort in staunenswerthem Grade von fremdem Einfluss unberührt geblieben. Erst im Laufe des letzten Decenniums ist es bekanntlich einzelnen Reisenden gelungen, in diese bisher völlig unbekannten Länder einzudringen, und der Handel zwischen den Stämmen unter sich hat die europäischen Producte nicht von der Küste weiter in's Innere geführt. Reiche Mittel für das Studium der Kongo-Völker bietet jetzt das Berliner Museum in dem umfangreichen, vortrefflichen Material, welches man den Expeditionen verdankt, die unter Pogge und Wissmann, Wolff, Reichard, v. Mechow u. m. A. zum erstenmal sich den Weg in's Innere gebahnt haben. Jede einzelne dieser Sammlungen enthält überaus viel Neues und Hochinteressantes; aber sowohl wegen ihrer Vollständigkeit als wegen ihrer vortrefflichen Erläuterungen, nimmt doch die Sammlung Pogge-Wissmann den ersten Rang ein [1]).

In mehrfacher Richtung stehen die Kongo-Völker in ihren Industrie-Erzeugnissen auf einer verhältnissmässig bedeutend hohen Stufe. So z. B. hat die Entwicklung der Eisentechnik, die man in Afrika an mehreren Orten antrifft, in den Kongo-Ländern ihren Culminationspunkt erreicht. Selbst die vortrefflichen Hieb- und Wurfwaffen der Monbuttu und die kunstvollen Speere und Pfeile der Nilvölker werden von den selbstgeschmiedeten Waffen der Bakuba- und Balunda-Völker übertroffen. Kein anderes primitives Volk hat es in der Behandlung des Eisens so weit gebracht. Die grossen Waffenserien zeigen einen wunderbaren Reichthum und eine Mannigfaltigkeit der Formen, die von einer langen Entwicklung zeugt. Die seltsamsten, combinirtesten Typen der Schwerter, Messer und Aexte, die sich von den einfachen primitiven Formen möglichst weit entfernen, wo der Schmied gleichsam mit seiner Geschicklichkeit coquettirt, wetteifern darin mit den ellenlangen Lanzenspitzen — das längste Exemplar von den Aruwimi erreicht die ansehnliche Länge von 170 cm — darin die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nicht minder überraschend wie die Mannigfaltigkeit der Formen, sind die Proben der technischen Fertigkeit. In einer Waffengruppe ist die vortrefflich geschmiedete, dünn ausgehämmerte Klinge auf der einen Hälfte mit erhabenen Längsstreifen verziert, in einer anderen zeigen die Klingen der Schwerter und die Axtblätter ein durchbrochenes Muster, während in einer dritten die Gegenstände mit Zickzack, Querbändern und verschlungenen Bandmotiven geschmückt sind, in welche Kupferdraht dergestalt eingelegt ist, dass das Muster im Relief erscheint — eine Technik, die nur aus dem Kongo-Gebiet bekannt ist. Und alle diese Arbeiten sind mit denselben dürftigen Mitteln ausgeführt, die man überall in Afrika wiederfindet: den einfachen Steinhämmern und Zangen und dem primitiven Blasebalg.

Wie weit diese Eisenindustrie sich in's Innere erstreckt, ist noch nicht nachzuweisen: es ist vorläufig anzunehmen, dass sie mit der gleichen Industrie bei den Monbuttu und Niam-Niam in Zusammenhang steht, doch erlaubt das bis jetzt vorliegende Material noch keine Schlüsse nach dieser Richtung. Technik und Formen sind wesentlich verschieden, dahingegen scheint sie sich nach Osten nicht bis nach Tanganjika auszudehnen und nach Westen nicht bis an den oberen Lauf des Kuango und Kuanza. In Reichard's Sammlung von Wamarunga und in Buchner's von den beiden eben genannten Flussgebieten, treffen wir jedenfalls nur einzelne von den Eisensachen, die von Pogge und Wissmann in so grosser Menge heimgebracht sind.

Am Mittleren Kongo hat sich auch eine eigenartige Entwicklung der Webekunst vollzogen. Man

[1] Originalmittheilungen I, 133. In neuester Zeit sind mehrere Sammlungen aus dem Kongo-Gebiet nach Europa gekommen. Das Museum in Rom z. B. hat ein reiches Material erworben, welches von de Brazza und Bove gesammelt ist (Atti della R. Acad. dei Lincei 1887, Pag. 295) und auch nach Stockholm sind bedeutende Sammlungen vom Oberen Kongo gelangt, welche die in den Dienst der Kongo-Gesellschaft getretenen schwedischen Officiere heimgebracht haben. (Ymer, 1886, S. 308.)

Anmerk. d. Red. Dazu ist auch die Sammlung zu zählen, welche die österreichisch-ungarische Kongo-Expedition unter Professor Dr. Oscar Lenz und Dr. Oscar Baumann von dort mitgebracht hat.

findet in den ethnographischen Museen aus älterer Zeit einige höchst originelle Gewebe aus Pflanzenfasern mit erhabenen Mustern, über deren Ursprung und Herstellung die widersprechendsten Angaben vorlagen. Die neuen Sammlungen vom Kongo-Gebiet stellen diese Stoffe an ihren rechten Platz und geben auch die gewünschte Auskunft. Vom Mittleren Kongo, Bakuba und Balunda, kann man sie über das Gebiet des Kuango bis nach Angola verfolgen, in Technik und Ornamentik völlig übereinstimmend [1]). Sie werden indessen nicht überall, wo man sie antrifft, auch angefertigt, sondern bilden einen wichtigen Handelsartikel aus dem Innern. Wissmann's Sammlung enthält ein unvollendetes Stück von Bakuba. Auf einem Theil des Gewebes ist das Muster vorgezeichnet und die Nadel sitzt noch darin, wie die Weberin es aus der Hand gelegt hat. Das Stück ist für die Belehrung hinsichtlich der technischen Ausführung von grossem Interesse. Es zeigt, dass das aus rautenförmigen und mäanderähnlichen Figuren zusammengesetzte Muster nicht in das Zeug hineingewebt, sondern auf den fertigen Stoff gestickt ist.

In einer Anzahl von Idolen und Grabstatuen tritt uns ein ausgebreiteter Fetisch- und Ahnencultus entgegen. In diesem hat die charakteristische, unbeeinflusste Production der Kongo-Völker ihren eigenthümlichsten Ausdruck gefunden und die besten derselben offenbaren eine Tüchtigkeit der Ausführung und einen Sinn für Charakteristik, die in Afrika ohne ihresgleichen sind. Wie verschieden ist z. B. die merkwürdige Grabfigur in Wissmann's Sammlung, ein Krieger in voller Rüstung mit helmartiger Haarfrisur, geflochtenem Bart und tätowirtem Hals und Arme, selbst von den besten Figuren, die wir von anderen Orten auf dem Continent kennen! Letztere sind so primitiv wie möglich, während in der Figur von Bakuba nicht allein die typische Negerphysiognomie mit vieler Sicherheit wiedergegeben ist, sondern sogar eine Individualisirung der Züge sich bemerkbar macht. Neben dieser Figur stehen ein Paar andere, ein stehender Mann von Kioko, dem Anscheine nach auch eine Grabfigur, ein Fetisch von Luba und, besonders hervorzuheben, eine Kette geschnitzter Holzperlen in Gestalt von Menschenköpfen, in denen sich gleichfalls eine naturalistische Behandlung der Typen spüren lässt, die bei einem primitiven Volke in der That auffällt. Nur in einigen der mexikanischen Terracotta-Köpfe findet man Analogien hierzu. Die übrigen Figuren vom Kongo sind weniger naturgemäss behandelt, doch immer mit dem Bestreben, einen bestimmten Typus nachzubilden, und an und für sich gut und originell geschnitzt. Hierher gehören auch die ansehnliche Gruppe von Grabfiguren, die Reichard von Warua und Wamarunga östlich von Tanganjika mitgebracht hat, und die grosse Fetischtrommel mit den geschnitzten menschlichen Figuren von Bakuba. Dürftig in der Ausführung, aber von grossem culturhistorischen Werth sind dahingegen die Masken, deren die Tänzer von Profession, die Mukischi, bei den Baschilangi sich bedienen, sowie auch die Fetische und Gräberstatuen vom Oberen Kassai.

[1]) Das Museum in Rom besitzt eine Anzahl dieser Gewebe aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die nach den Etiquettes, mit welchen sie versehen, aus Angola herstammen.

Das Gebiet **Gabun.** Gleichwie am Niger, so sind auch an den Handelswegen von dem Binnenlande an die Küste bei Gabun eine grosse Menge Waaren zusammengetragen, die von ganz verschiedenen Völkerstämmen herrühren. Unter diesen befindet sich eine von den Fan-Stämmen herrührende Gruppe, die sich durch ein absolut eigenartiges Gepräge von allen übrigen unterscheidet. Sie ist zugleich die reichhaltigste. Die charakteristischen kurzen Schwerter in Scheiden, die mit Eidechsenhaut überzogen und mit Amuletten behängt sind, die grossen plumpen Schilde von Thierfell, die gut geschmiedeten Speere und Aexte und die sauber geschnitzten Holzgeräthe bilden unter allen Sammlungen aus Gabun die Hauptsachen. Wessen Ursprunges die anderen Dinge sein mögen, so viel scheint gewiss, dass diese Gruppe dem inneren Aequatorial-Afrika angehört. Von hier aus haben sich die Stämme der Fan in verhältnissmässig kurzer Zeit den Ogowe herab und an die Küste vorgeschoben, um sich ebenfalls die europäischen Herrlichkeiten zu verschaffen. Wo dies energische Wandervolk seine ursprüngliche Heimat gehabt, ist noch nicht festgestellt; sie dürfte jedoch nicht sehr weit von dem Oberen Nilgebiet entfernt gewesen sein. Es ist mehrfach die Vermuthung ausgesprochen, dass die Stämme der Fan mit den Niam-Niam verwandt seien; jedenfalls scheinen sie eine Beeinflussung derselben erfahren zu haben, denn sowohl die Art, wie das Eisen geschmiedet ist, als verschiedene Waffen und Werkzeuge, deuten auf eine Verbindung mit den Nilvölkern und auch in den Sitten und Gebräuchen zeigt Manches in dieselbe Richtung. Eine besondere Eigenart der Fan ist der Gebrauch der Armbrust, die sonst nirgendwo

in ganz Afrika vorkommt. Sie weist offenbar in eine Zeit zurück, wo diese Waffe auch in Europa noch allgemein benützt wurde und mag durch portugiesische Handelscolonien an der Küste weiter in's Innere hinein gedrungen sein [1]). Während sie an der Küste durch die Feuerwaffen verdrängt wurde, behauptete sie sich im Binnenlande und ist dort im Laufe der Zeit zu einer kümmerlichen Schusswaffe geworden, die nur dazu taugt, dünne vergiftete Pfeile auszusenden.

Sachen aus diesem Theile Westafrikas sind in den Museen keineswegs Seltenheiten. Eine der grössten Sammlungen von dorther, augenblicklich vielleicht die bedeutendste, scheint die von DE BRAZZA auf seiner Mission nach dem Oberen Ogowe und dem Gebiete zwischen diesem Flusse und dem Unteren Kongo zusammengebrachte zu sein. Dieselbe war 1886 vorläufig in Paris ausgestellt [2]) und ist jetzt dem Trocadero übergeben. Ansehnliche Gruppen von Besitzgegenständen der Fan findet man ausserdem in dem Musée des colonies in Paris, im Trocadero und im British Museum, sowie in Berlin und in Leipzig.

Die Loango-Küste. Bei den Bewohnern dieser Küste ist im letzten Jahrzehnt viel gesammelt worden. Schon die 1874 ausgesandte deutsche Expedition nach Westafrika brachte ein ansehnliches Material heim, welches sich jetzt in Berlin befindet. Auch das Leipziger Museum besitzt eine stattliche Sammlung, welche es der afrikanischen Gesellschaft verdankt.

Kleine Sammlungen findet man ausserdem noch in vielen anderen Museen, so dass die dortigen Erzeugnisse wohl bekannt sind. Von den Kongosachen unterscheiden sie sich in hohem Grade und sind bei weitem nicht so eigenthümlich. Die Fetische z. B., in Berlin und Leipzig so ausserordentlich stark vertreten, sind roh geschnitzt und ausdruckslos, mit plumpen Glaseinlagen, und überhaupt ebensowenig charakteristisch, wie die Figuren von der Küste von Guinea. Die Waffen sind grossentheils keine locale Arbeit, sondern stammen von Gabun, besonders von den Fan. Dazu kommt noch eine Beeinflussung durch die Europäer, wodurch die Originalität der Erzeugnisse noch mehr beeinträchtigt wird. Am interessantesten sind die Flechtwerke und Gewebe, unter denen die zierlichen Matten von gelben und schwarzen Raphiafasern mit Thierdarstellungen sich besonders auszeichnen, ferner sauber gearbeitete Körbe und die äusserst sorgfältig gewebten Stoffe mit Reliefmustern, welche an die der Kongo-Völker erinnern. Auch unter den Metallarbeiten finden sich einige originale Gegenstände, z. B. schwere Ringe von Kupfer mit Menschen- und Thiergestalten und geometrischen Figuren in erhabener Arbeit verziert. So wie das Material gegenwärtig vorliegt, bildet es das Eigenthum vieler verschiedener Völkerstämme, und erst bei der bevorstehenden Durcharbeitung wird jedem einzelnen das Seine zugesprochen werden können.

Südafrika. Die südlich vom Zambesi wohnenden Völkerschaften sind lange mit der europäischen Cultur in Berührung gewesen. Die Hottentotten haben ihre Eigenart längst eingebüsst, wohingegen die Buschmänner und die Bantu-Völker ihre eigenthümliche Lebensweise und Production noch beibehalten haben. Nach den letzten politischen Umwälzungen in Südafrika scheinen indessen auch die Kaffern nicht mehr selbst zu arbeiten [1]), und alsbald werden wohl auch die Handelsverbindungen mit den Colonien an der Ost- und Westküste die Originalität der Betschuanen ausgerottet haben. Aus diesen Gründen ist es erfreulich, dass schon jetzt ein ansehnliches Material von den Bantu-Völkern vorliegt, welches die verschiedenen Gruppen ausführlich vorführt. Die meisten Museen enthalten grössere und kleinere Sammlungen. Am werthvollsten ist das im Besitz des Kopenhagener Museums befindliche Material von den Ama-Zulu und Ama-tembo, die Sammlung im Berliner Museum von den Betschuanen und Hereros — letztere auch in Leipzig gut repräsentirt — die Basuto-Sammlung im British Museum und die recht stattlichen Serien von Kaffern-Sachen in NAPRSTEK's Museum in Prag. Endlich haben auch die Museen in Wien und Rom [2]) in neuester Zeit erheblichen Zuwachs aus Südafrika erhalten. Für weitere Auskunft über dies Material dürfen wir auf das bekannte Werk des Professor FRITSCH verweisen, wo die Culturverhältnisse der Bantu-Völker eingehend behandelt sind [3]).

[1]) Führer durch die Sammlungen des Museums f. Völkerkunde in Berlin. S. 103.

[2]) Vgl. Revue scientifique 1886.

[1]) JOEST in den Originalmittheilungen I, S. 147.

[2]) Die Sammlungen in Wien und in Prag rühren von Dr. HOLUB her. Anm. d. Red.

[3]) Die Eingeborenen von Südafrika. Breslau 1872.

Australien und die Inseln der Südsee.

Die Völkergruppen der Südsee bilden weder in anthropologischer noch ethnographischer Beziehung eine Einheit. Nicht nur ist der polynesische Culturkreis von dem melanesischen und dem, welcher das Australland umfasst, scharf geschieden, es machen sich auch innerhalb eines jeden derselben bedeutende Verschiedenheiten bemerkbar zwischen den vielen kleinen Inselgruppen, die jede für sich ein Ganzes bilden. Die Grösse der Inseln, die Beschaffenheit des Bodens, der Charakter der Pflanzen- und Thierwelt, haben den Bewohnern verschiedene Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten vorgeschrieben, die am günstigsten für die vulkanischen Eilande, am dürftigsten für die kleinen Korallen-Inseln sind. Die zahlreichen Untersuchungen in dem letztverflossenen Decennium, namentlich auf dem melanesischen und mikronesischen Gebiet, haben Europa bedeutende Sammlungen von dort zugeführt.

Das Australland. Die Einwohner des australischen Festlandes sind in Betreff ihrer Lebensweise und ihrer Sitten und Gebräuche längst bekannt und an den Erzeugnissen ihrer Industrie ist in den ethnographischen Sammlungen kein Mangel. Die Museen in London und Paris, in Berlin, Dresden, Kopenhagen und nicht zu vergessen das Museum Godeffroy, enthalten alle Gruppen jener Gegenstände, welche die wenigen und kümmerlichen Waffen, Schmucksachen und Geräthe verschiedener Art, deren die sehr primitiven Völker sich bedienen, ausreichend repräsentiren. Sie zeigen uns ein Volk auf der allerniedrigsten Stufe der Cultur, durch ungünstige Naturverhältnisse in ihrer Entwicklung gehemmt, ausschliesslich angewiesen auf Holz und Stein, um die Werkzeuge anzufertigen, deren sie zur Herbeischaffung ihres Lebensunterhaltes bedürfen, aber unfähig, denselben Formen zu verleihen, die über das Allerprimitivste hinausgehen. Einer einzigen und sehr sinnreichen Erfindung können sich die Australländer dennoch rühmen, des Bumerang, wodurch sie sich über die Feuerländer, Veddas und Buschmänner emporheben, die im Uebrigen mit den Australnegern um den Platz auf der niedrigsten Stufe der Cultur streiten könnten.

Die in den letztverflossenen Jahren nach Europa gebrachten Sammlungen haben nicht viel Neues über die Lebensweise der Australneger gelehrt. Dahingegen litten alle Sammlungen an dem Uebel, dass die verschiedenen Localitäten auf dem grossen Festlande nicht gehörig auseinander gehalten waren, da doch die Gegenstände bei aller Aehnlichkeit der Hauptformen, eine Menge besonderer Züge zeigen, die auf einen verschiedenen Ursprung hindeuten [1]). Das Museum Godeffroy allein machte hiervon eine Ausnahme, weil dort wenigstens ein grosser Theil der Sachen mit genaueren Angaben über die Localität versehen waren.

Diesem Uebelstande haben nun einige der neueren Sammlungen abgeholfen. So gewähren die grosse Sammlung, die in der Colonial-Exposition in London [2]) ausgestellt war, und die nach Rom gekommene kleinere, aber lehrreiche Sammlung aus West- und Ostaustralien zuverlässige Angaben über die Oertlichkeiten, welche denn in der That darthun, dass sich in allen grösseren Gegenständen eine unverkennbare Verschiedenheit der verschiedenen Theile des Festlandes offenbart.

Polynesien zählt, gleich dem grössten Theil Nordamerikas, zu den ethnographischen Gebieten, wo es für methodisches Sammeln seit lange schon zu spät ist. Die Eingeborenen sind nicht mehr productiv; den grössten Theil ihrer ursprünglichen Erzeugnisse, die bewahrt sind, findet man gewiss jetzt in den ethnographischen Museen. Dort sind sie allerdings keine Seltenheiten, aber da sie sozusagen von selbst gekommen sind in einer Zeit, wo noch kein Verständniss für ethnographische Sammlungen vorhanden war, sind die Serien in manchen Punkten unvollständig, und namentlich herrscht Mangel an jenen kleineren Dingen, welche zu einem wohlausgeführten Bilde nothwendig sind. Von einigen Inseln ist es jedoch in den letztverflossenen Jahren noch geglückt, recht bedeutende Sammlungen zusammenzubringen, z. B. von Neu-Seeland, von den Sandwich-Inseln, wo Arning das interessante Material erwarb, welches sich jetzt im Berliner Museum befindet, und von der Oster-Insel; ausser diesen sind aber in den letzten Jahrzehnten keine grösseren Sammlungen von den polynesischen Inseln mehr in die Museen gelangt.

In London existirten ehemals eine grosse Menge werthvoller Sachen von der Südsee, welche Cook und Forster von ihren Reisen mitgebracht hatten,

[1]) Eine Anleitung zu einer solchen Sonderung gewährt seit 1847 der Atlas zu dem Werke von Angus: „Savage life in Australia and New-Zealand".

[2]) Hamy: Revue d'Ethnographie, V. 334.

aber die nun in alle Winde gestreut sind. Vieles davon ist zwar in London geblieben, manches auch im Ashmolean-Museum in Oxford, aber grössere und kleinere Gruppen verschiedener Gegenstände sind in die Museen auf dem Continent gewandert, und Vieles wird zu Grunde gegangen sein. In Berlin bildet eine Anzahl Gegenstände, die von Cook herstammen, zum Theil die Grundlage der polynesischen Abtheilung; einige höchst seltene und interessante Idole von Tahiti und einige kleinere Gegenstände von dort und von der Osterinsel sind nach München gekommen; Wien kaufte ca. 250 Stück von Tonga, Tahiti und den Sandwich-Inseln und einiges von denselben Inseln ist in die Sammlungen in Bern, Genf und Florenz gekommen. Diese Zersplitterung der Sachen ist höchst beklagenswerth, da sie miteinander eine der interessantesten und werthvollsten ethnologischen Sammlungen und zugleich ein hübsches Denkmal eines grossen Unternehmens gebildet haben würden. Aber selbst unter den obwaltenden Verhältnissen sind die kleineren Gruppen für die Kenntniss der ursprünglichen Cultur der Südsee-Inseln von grossem Werth, weil sie noch verschiedene alte Formen enthalten, die, nachdem der Verkehr mit Europa begonnen hatte, rasch verschwanden.

So wie das polynesische Material jetzt vorliegt, hauptsächlich in den Sammlungen bestehend, die von den Expeditionen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zusammengebracht sind, nebst einer Menge kleinerer Vermehrungen, kann es sich zwar mit den grossen systematischen Sammlungen von anderen Gebieten der Südsee nicht vergleichen, aber trotzdem gibt es im Ganzen ein recht gutes Bild von den Hauptzügen der Physiognomie der wichtigsten Inselgruppen. Zum Theil bedarf es indessen, um nutzbar zu werden, einer sorgfältigen Bearbeitung, da von dem älteren Material Manches an der Unsicherheit der Ortsbestimmungen leidet. Dies gilt z. B. in hohem Grade von der jetzt in Leipzig befindlichen interessanten Klemm'schen Sammlung. Manche Sachen sind durch die Handelsverbindungen der Polynesier unter sich von ihrer ursprünglichen Heimat nach anderen Inseln gebracht, wo sie von Reisenden erworben und in Folge dessen mit unrichtigen Ortsangaben versehen, in die Museen gelangt sind. Durch kritischen Vergleich ist es indessen jetzt nicht schwer, die verschiedenen Inselgruppen herauszufinden.

Neuseeland ist von allen Inselgruppen am besten repräsentirt; nicht nur hat die Originalität sich dort länger behauptet als auf den kleineren Inseln, auch die charakteristischen Erzeugnisse haben schon früh das Interesse der Sammler geweckt. Die Londoner Sammlungen nehmen, wie zu erwarten, auf diesem Gebiete den ersten Rang ein. Im British Museum und zum Theil auch im Kensington Museum findet man Serien jener merkwürdigen Schnitzwerke, die ebenso bemerkenswerth sind durch die Originalität der Composition als durch die Sicherheit der Ausführung: ferner von den vorzüglichen Basalt- und Nephritarbeiten, in welchen die Neuseeländer alle anderen Völker der Südsee übertrafen, und ausserdem eine grosse Anzahl verschiedenartiger Dinge (Mäntel, Waffen, tätowirte Köpfe etc.), welche das Leben der Eingeborenen auf verschiedenen Gebieten beleuchten. Andernorts ist das Material nicht sonderlich gross, doch enthalten einige der übrigen Museen (Berlin und Kopenhagen) lehrreiche Sammlungen, während Dresden und Florenz einige grosse ausgezeichnete Schnitzereien erworben haben. In denselben Museen sind recht gute Serien von Waffen, Schmuck und Geräthen von den übrigen Inseln, namentlich von den Sandwich-, Marquesas-, Samoa-Inseln und Tahiti, wozu dann noch in Wien die Erwerbungen der Novara-Expedition kommen. Dahingegen sind die Museen in Berlin und Dresden die einzigen in Europa, die in den Besitz bedeutender Sammlungen von der Osterinsel gelangt sind, indem sie die von dem Kanonenboot Hyäne 1882 erworbenen Sammlungen unter sich theilten [1]). Leider gelang es nicht, einige der grossen, monumentalen Steinidole von dem Krater Rana Roraka nach Europa zu führen; dahingegen wurde, was sich sonst noch an ethnographischen Dingen auf der Insel fand, gesammelt, darunter eine grosse Anzahl jener merkwürdigen männlichen und weiblichen Götzenbilder von Holz, die bei den religiösen Festen und zur Zeit, wann die Fischereien betrieben werden, in den Armen getragen werden, und endlich einige jener merkwürdigen Brustschilder, deren Bilderschrift die einzige Spur von Schriftzeichen bei den Polynesiern bildet. Was sonst noch von der Osterinsel in den übrigen Museen vorhanden ist, beschränkt sich auf einzelne, an und für sich zwar sehr interessante Gegenstände, besonders geschnitzte Figuren (London, Hamburg, Paris, München). Im Besitz des British Museum und der Museen in Wien und Paris befinden sich

[1]) Vgl. Die Osterinsel. Bericht des Capitänlieutenant Geiseler. Berlin 1883.

ausserdem einige nunmehr wohl ganz verschwundene Inschrifttafeln [1]), und am Eingange zum British Museum wie in dem Jardin des Plantes sind einige jener kolossalen Steinfiguren aufgestellt, die zu den grössten Merkwürdigkeiten der Insel gehören.

Melanesien und Mikronesien. In diesen Gebieten war die Gelegenheit zum Sammeln ungleich günstiger als in Polynesien, weil sie viel länger von europäischer Einwirkung unberührt blieben. Erst seit den letzten Jahren ist der Verkehr mit der Aussenwelt lebhafter geworden und jetzt geht auch hier das eigenthümliche Gepräge der Einwohner so rasch zu Grunde, dass schon jetzt fast alle charakteristischen Erzeugnisse verschwunden sind. Mittlerweile ist ein ausserordentlich umfangreiches und werthvolles Material eingesammelt worden, so dass Melanesien jetzt zu den am besten vertretenen Gebieten gehört. Am reichhaltigsten ist die Privatsammlung, welche vor Jahren von dem Handelshause Godeffroy in Hamburg zu Stande gebracht und in genannter Stadt aufgestellt war, bis sie nach dem Sturz des Hauses getheilt wurde. Der grössere Theil wurde nach Leipzig verkauft, eine kleine, aber gute Auswahl (ca. 700 Nrn.) von dem Hamburger Museum für Völkerkunde erworben. Durch den Schmeltz'schen Katalog ist diese Sammlung wohl sämmtlichen Fachmännern bekannt geworden. Man weiss, dass fast alle Inselgruppen des westlichen und nördlichen Theiles der Südsee dort vertreten sind, wohingegen das Einsammeln auf polynesischem Gebiet spärlicher ausfallen musste. Am dürftigsten sind Neu-Caledonien und Neu-Guinea repräsentirt, wohingegen das Material von den Salomons-Inseln, Neu-Britannien und Mikronesien durch seinen Reichthum überwältigend wirkt. Da ist kaum ein Detail in der Lebensweise der Eingeborenen, das nicht durch Serien von Objecten beleuchtet wird. Nirgendwo ist die eigenthümliche Industrie der Melanesier und die interessante Entwicklung eines charakteristischen Gemeindelebens und eines primitiven Cultus so vollständig vor Augen geführt. Dazu kommt noch, dass das Museum durch die Art und Weise wie das Material erworben und durch die begleitenden zuverlässigen Erläuterungen eine Autorität auf diesem Gebiete geworden ist. Die Sammlungen sind grossentheils von wissenschaftlich gebildeten Männern zusammengetragen, zum Theil Naturforschern, welche die Wichtigkeit sicherer Localbestimmungen und ausführlicher culturhistorischer Auskunft kannten und öfters durch längeren Aufenthalt auf den Inseln mit den dortigen ethnologischen Verhältnissen vertraut geworden waren. Ihre Mittheilungen und Bestimmungen liegen der kritischen Classification des Materials zugrunde, deren Gründlichkeit dem Museum Godeffroy den ausserordentlichen Werth für das Studium einiger der wichtigsten Culturformen der Südsee verleiht.

Dem Museum Godeffroy zunächst steht an Werth die melanesische und mikronesische Abtheilung des Berliner Museums. Kann es sich hinsichtlich des Reichthums an Material mit dem ehemaligen Hamburger Museum nicht messen, besitzt es doch umfangreiche, systematische und deshalb äussert werthvolle Sammlungen. Eine Menge Sachen von den nördlichen melanesischen Inseln, namentlich Neu-Britannien, den Admiralitäts-Inseln und Anachoreten-Inseln, brachte schon die Gazelle heim, welche den Verkehr mit diesen Inseln eröffnete und nach der Anleitung der von dem Museum ausgearbeiteten Instructionen zu sammeln begann. Eine Anzahl der interessantesten Gegenstände von diesem nunmehr so gut bekannten Archipel — in erster Linie die vortrefflichen Masken und die Schnitzereien — stammen von dieser Expedition [1]). Späteren Zuwachs haben diese Sammlungen durch die Ausbeute der Reisen des Dr. Finsch 1879/82 und 1884/86 erfahren, die zum Zwecke der anthropologischen und ethnographischen Untersuchung des nördlichen Melanesien und Mikronesien unternommen waren [2]). Ausser Neu-Guinea sind besonders Neu-Britannien, die Karolinen- und die Gilberts-Inseln Schauplatz seiner Thätigkeit gewesen, von woher er nicht nur bedeutendes ethnologisches Material heimgebracht hat, sondern auch eine einzig in ihrer Art dastehende Sammlung von Rassentypen der Südsee, die er durch Gypsabgüsse von den Gesichtern lebender Individuen zu Stande gebracht hat. Dr. Finsch ist einer der kenntnissreichsten und energischsten ethnologischen Sammler. Wohin er den Fuss gesetzt, ist er gründlich vorgegangen, und die Sammlungen, die wir ihm verdanken, haben unschätzbaren Werth, einestheils durch die Ausführlichkeit, mit welcher Lebensweise, Industrie, Sitte und Brauch der Eingeborenen veranschaulicht sind, anderentheils durch

[1]) Vgl. hierüber: Meyer: Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee und Mittheil. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, XVI, 97.

[1]) Zeitschrift f. Ethnol. IX. S. 9, 93.

[2]) Originalmittheil. I. 57, 92.

die sorgfältige, gründliche Auskunft über den Ursprung, die Nutzanwendung, den Stoff u. s. w., womit jeder einzelne Gegenstand versehen ist. Eine zweite Sammlung wie die seinige lässt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr zu Stande bringen.

Unter den übrigen grösseren Sammlungen aus Melanesien ist diejenige des British Museum am bedeutendsten, welche die Salomon-Inseln, die Neu-Hebriden und Fidschi sehr gut zur Anschauung bringt. Mehr speciell sind die Museen in Wien und das Musée des colonies in Paris, beide mit reichhaltigen Sammlungen von Neu-Caledonien; desgleichen das Museum in Rom mit umfangreichem Material von den Fidschi und nicht am wenigsten das Dresdener Museum, welches die grösste Sammlung von den Palau-Inseln besitzt, und durch die merkwürdigen, mit Bilderschrift versehenen Pfähle, die nach Europa zu entführen Dr. Semper das Glück hatte, geradezu einzig dasteht [1]).

Alsdann kommt noch die grösste Insel Melanesiens, Neu-Guinea. Die zahlreichen Untersuchungen und Colonisationsbestrebungen, für welche diese Insel in den letzten Jahren Gegenstand gewesen, haben den ethnographischen Museen Gewinn gebracht. Zuerst sind die nördlichen und nordwestlichen Theile des Landes mit den Europäern in Berührung gekommen, während die neuesten Untersuchungen sich dem Süden und Südwesten der Insel zugewandt haben. Aus den erstgenannten Gegenden finden sich in fast allen Museen grössere oder kleinere Gruppen von Gegenständen, die meisten von der Geelvink-Bay. Am vollständigsten sind unter den deutschen und italienischen Museen die von Meyer heimgebrachte Sammlung in Dresden [2]) und die Sammlung Beccari's, welche grösstentheils nach Florenz gekommen ist [3]); ein kleinerer Theil ist von Rom erworben; beide von dem Küstenstrich zwischen der Humboldt-Bay und dem Arfak-Gebirge.

Aus dem übrigen Guinea hatten bis vor einigen Jahren nur einzelne Gegenstände den Weg nach Europa gefunden; das Land war so gut wie unbekannt. Jetzt sind die Sammlungen von dort bedeutender als von der Nordküste, aber bei weitem weniger allgemein. Von dem Papua-Golf ist d'Albertis längs dem Fly-River in's Innere vorgedrungen und hat eine stattliche ethnographische Ausbeute heimgebracht, die zu den werthvollsten Erwerbungen des Museums in Rom gehören (ein kleinerer Theil davon befindet sich in Florenz), während Dr. Finsch an der Südostküste, dem sogen. Kaiser Wilhelms-Land, seinen Forschungen obgelegen [1]). Das reichhaltige Material, welches der tüchtige Sammler heimgebracht (circa 5000 Nummern) ist grösstentheils von dem Berliner Museum käuflich erworben [2]), welches augenblicklich nebst dem Museum in Rom Neu-Guinea am besten vor Augen führt.

Aus diesen Sammlungen geht zur Evidenz hervor, dass Neu-Guinea, das in anthropologischer Beziehung ein Ganzes bildet, vom ethnologischen Gesichtspunkt betrachtet, nicht unbedeutende Verschiedenheiten offenbart, die sowohl in der Lebensweise und Sitte und Brauch, als in den Werken der Menschenhand hervortreten. Im Ganzen sind in dem nördlichen Theile des Landes die Formen einfacher, die Ornamentik barocker, als bei den südlicher wohnenden Stämmen. Letztere sind am weitesten in ihrer Entwicklung vorgeschritten und geben ein äusserst lehrreiches Bild einer eigenthümlichen Steinaltercultur. Auf keinem Gebiete der Südsee tritt diese erste Culturperiode so charakteristisch auf, wie im Kaiser Wilhelms-Land und am Fly-River. Das den Eingebornen zu Gebote stehende Material war nicht eben mannigfaltig, aber sie haben es mit nicht geringer Fertigkeit zu benutzen verstanden. Für die Werkzeuge verwenden sie Diorit-Porphyr oder einen dunkelgrünen Schiefer, seltener die Schale der Tridacna-Muschel. Während diese in der einfachen Form, die das Werkzeug erfordert, benutzt wird, haben die Papua in der Behandlung des Steines eine grosse Geschicklichkeit erworben. Die Aexte, die zu ihrem Tagewerk unentbehrlich sind, zeigen meistens die bekannte einfache Form mit spitzer Bahn, aber sind mit grosser Umsicht und vielem Geschick geschliffen, und die scheiben-, cylinder- und sternenförmigen Köpfe der Keulen der Gebirgsvölker im Binnenlande sind so verschieden von allen anderen Steinalterformen, dass man sie, wenn nicht die Isolirtheit der Papua dieser Annahme entgegenstände, für Nachbildungen von Metallsachen zu halten geneigt sein könnte. Nach etwaigen Vorbildern sucht

[1]) Meyer: Bilderschriften etc.

[2]) Uhle: Holz- und Bambus-Geräthe aus Nordwest-Neu-Guinea. Leipzig 1886.

[3]) Mantegazza im Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 307.

[1]) d'Albertis: Alla nuova Guinea, und Proceedings of the royal Geogr. Soc. of London. XX, S. 343. Finsch in den Originalmittheil. I, S. 92.

[2]) Ein Theil von den Finsch'schen Sammlungen ist, wie weiter oben gesagt, nach Rom und nach Wien gekommen.

man vergebens. Am meisten ähneln sie gewissen Steingeräthen aus Peru, aber ob diese Aehnlichkeit als etwas mehr als ein blosser Zufall betrachtet werden darf, ist noch sehr zweifelhaft. Ausser diesen Steinsachen finden wir eine Reihe von Gegenständen, welche den südlicheren Papua eigen sind. Wir erwähnen unter diesen nur einzelne Dinge, die in Nord-Guinea nicht vorkommen. So z. B. finden wir in Kaiser Wilhelms-Land den Wurfstock, dies merkwürdige Geräth, das nach und nach bei einer Reihe völlig verschiedener Völkerstämme aufgetaucht ist, die niemals in Berührung miteinander gekommen zu sein scheinen. Vielleicht wurde es auf Neu-Guinea im Innern des Landes allgemeiner benutzt; an der Küste ist es nur an einer Stelle gefunden worden und scheint auch dort selten zu sein. Ebenso verhält es sich mit den eigenthümlichen geflochtenen Panzern, die in der Südsee sonst nur auf den Gilbert-Inseln bekannt sind. Ein solcher ist vom Fly-River und zwei befinden sich in der Finsch'schen Sammlung. Gewissen Localitäten sind auch grosse, plumpe Holzschilde eigen, von denen mehrere in der Finsch'schen Sammlung sind. Dieselben sind entweder mit einem roh gezeichneten Menschengesicht geschmückt oder in derselben eigenthümlichen Weise decorirt, wie die grossen geschnitzten Holzschüsseln. Die Motive sind freilich dieselben, die man im ganzen Neu-Guinea trifft, Spiralen und Zickzacklinien, aber die Art der Combinirung und der Verwendung ist eigenthümlich, indem sie entweder im Relief aufliegen oder eingeschnitten und mit weisser, rother und gelber Farbe angetüncht sind. Zum ersten Mal trifft man hier auch Masken von Neu-Guinea, und zwar von höchst origineller Form, indem sie ein bärtiges menschliches Antlitz mit einer spitzen, schnabelförmigen Nase darstellen. Auch diese scheinen nur an einzelnen Orten üblich zu sein. Ueber die Art ihres Gebrauches Näheres zu erfahren, ist Herrn Finsch leider nicht gelungen. Erwähnenswerth sind ferner die präparirten Schädel, wovon d'Albertis einige Exemplare [1]) vom Fly-River mitgebracht hat, und die bis jetzt nirgendwo sonst auf der Insel angetroffen sind. Bei den Exemplaren, die von den Stämmen an der Küste herrühren, ist der Schädel gereinigt und vom Scheitel bis an die Zahnreihen mit einer Maske aus einer Mischung von Harz und Wachs bedeckt. In die Nasenlöcher und Augenhöhlen sind Kauri eingesetzt, umfasst mit Abrusskernen. Bei den Schädeln aus dem Innern des Landes fehlt die Maske, doch sind sie, wie die Köpfe von Neu-Britannien, mit rother Farbe bemalt und mit eingeritzten Spiralen verziert, und ausserdem wie die vorbenannten mit einem Bügel oder Henkel von Rotang versehen. Weitere Nachrichten über diese Schädel fehlen noch. d'Albertis spricht die kühne Vermuthung aus, dass sie beim Tanze als eine Art Rassel dienten, da mehrere von ihnen mit kleinen Steinen und harten Fruchtkernen angefüllt waren [1]). Eine solche Annahme dürfte indessen kaum haltbar sein und findet in keinen ähnlichen Beobachtungen von anderen ethnographischen Gebieten eine Stütze. Näher liegt es, sie als Trophäen von der Jagd auf Köpfe aufzufassen, die in manchen Gegenden von Guinea üblich ist, oder sie mit den bemalten Cranien der Verstorbenen in Verbindung zu bringen, die bei anderen melanesischen Völkern ein Gegenstand des Cultus sind. Von letzteren enthielt das Museum Godeffroy eine Anzahl von Neu-Britannien und Neu-Irland und auch auf den Salomons-Inseln und anderen polynesischen Inselgruppen sind sie bekannt.

[1]) Eines dieser Exemplare wurde kürzlich von dem Museum für Völkerkunde in Hamburg erworben. J. M.

Asien.

Kein anderer Welttheil zeigt so grosse Culturgegensätze wie Asien. So mannigfach wie die Völker, die dort ihre Heimat haben, sind auch die Culturformen. Während die Vedda und Andamanen zu den niedrigsten Naturvölkern zählen, haben die Völker Ostasiens eine Entwicklung erreicht, die nächst der europäischen Civilisation die höchste ist. In den Museen sind alle diese verschiedenen Culturstufen noch lange nicht genügend repräsentirt; namentlich sind die Sammlungen aus West- und zum Theil auch Centralasien sehr unvollständig und zersplittert. Aus Persien besitzt das Kensington Museum eine ebenso umfangreiche wie seltene und kostbare Sammlung von Erzeugnissen des Kunstfleisses und vielen alten und interessanten Sachen. Dem Trocadero wurde das von Ujfalvy aus Turan heimgebrachte ansehnliche Material zu Theil, nebst der Ausbeute seiner an mehreren Orten unternommenen Ausgrabungen [2]). Syrien und zum Theil auch Hedschas sind in Rom durch ein recht ausgiebiges Material vertreten und aus Vorderasien existirt eine kleine

[1]) Proceedings of the Royal geogr. Society of London, XX, S. 318.

[2]) Notices sur le Museum ethnographique des missions scientifiques. S. 15.

Waffensammlung in München. Im Uebrigen ist äusserst wenig von Bedeutung in die Museen gelangt. Vollständiger sind die grossen Culturvölker zur Anschauung gebracht, und diesen schliessen sich die Sammlungen aus den sehr verschiedenartigen malayischen Inseln an und desgleichen einige nordasiatische Völker.

Sibirien. Die russische Herrschaft in Nordasien hat auf die Einwohner einen starken Einfluss ausgeübt. Gleichwie das Christenthum auf das vom Schamanismus gemodelte geistige Leben mehrerer Hauptstämme eingewirkt, so haben die Handelsverbindungen ihren Erzeugnissen ein mehr oder minder vollständiges europäisches Gepräge verliehen. Dies gilt besonders von den westsibirischen Völkern der ural-altaischen Gruppe, von woher die Sammlungen weder sonderlich umfangreich, noch sonderlich interessant sind. In Berlin befindet sich das von Jacobsen auf seiner sibirischen Expedition gesammelte Material, das aber von keiner einzigen Völkergruppe vollständig ist. Es sind darunter verschiedene eigenthümliche Dinge, z. B. die kalmückischen und jakutischen Schamanencostüme und Schamanentrommeln, die durch ihren buntfarbigen phantastischen Aufputz in die Augen fallen, und ferner das prächtige burjätische und kalmückische Reitzeug und die Waffen mit Silberbeschlägen. Ueberall aber blicken die europäischen Vorbilder durch, gleichwie europäische Stoffe den wesentlichen Bestandtheil der Ausschmückung bilden. Bei weitem interessanter und origineller ist Sommier's Sammlung von den Ostjaken, die er dem Museum in Florenz geschenkt hat. Sie ist zwar weniger umfangreich, aber sie umfasst eine gute Auswahl von Dingen, welche die verschiedenen Lebensbedürfnisse dieses primitiven Volkes beleuchten; recht reichhaltig und instructiv ist die Gruppe von Cultusgegenständen.

In Ostsibirien begegnen uns eine Anzahl von Völkerschaften, die von der europäischen Beeinflussung nicht direct berührt sind und deshalb nicht nur in ihrer Lebensweise, sondern auch in ihrem Schaffen und in ihrer geistigen Physiognomie ihre Eigenart bewahrt haben. Dies sind die tungusischen Golden und die arctischen Giljaken, Kamtschadalen und Tschuktschen, von welchen in den letztverflossenen Jahren grosse Sammlungen nach Europa gekommen sind.

Die Tschuktschen sind selbstverständlich in der von Nordenskiöld nach Stockholm mitgebrachten grossen Sammlung am besten repräsentirt. In Rom findet sich ausserdem ein von dem italienischen Theilnehmer an der Vega-Expedition, Lieutenant Bove, gesammeltes vortreffliches Material, und desgleichen in Hamburg die kleinere Krause'sche Sammlung. Gleich der schwedischen umfassen auch die italienische und die deutsche Sammlung zwar nur die Küsten-Tschuktschen, aber geben von diesem bisher fast unbekannten Volke ein abgerundetes culturhistorisches Bild. Zwischen den Tschuktschen und den Eskimo der Beringstrasse besteht eine nahe Verwandtschaft in der Cultur. Auf allen Gebieten findet man dieselben Geräthschaften im Gebrauch. Die Kleidung der Tschuktschen ist die eskimoische, aus Renthier- oder Seehundsfell genäht, die gebrechlichen Böte sind nach dem Modell der Umiaks gebaut, d. h. ein mit Fell überspanntes Gestell von Holz- und Knochenstücken. Die Fanggeräthe sind absolut dieselben, womit die Eskimo von der Beringbis zur Dänemarkstrasse den Wal und Seehund jagen: die Harpune mit Blase und Wurfbrett, der Speer und der charakteristische Vogelpfeil. An diese schliessen sich etliche Geräthe, welche den Völkern an der Beringstrasse eigen sind. Das eine ist die Vogelschlender, ein Geräth, welches eine auffallende Aehnlichkeit mit der Bola zeigt, indem es aus einer Anzahl Beinkugeln besteht, die an Riemen befestigt sind, welche an einem Ende zusammenhängen. Auch die Handhabung ist durchaus dieselbe. Das andere ist der Bogen mit den dazu gehörenden Pfeilen, von dem die Tschuktschen ausgiebigeren Gebrauch machen als die Eskimo, und der in seiner älteren Form mit der Verstärkung von geflochtenen Sehnen eine äusserst zweckmässige Jagdwaffe abgibt. Ausserdem findet man bei beiden Völkern eine Menge kleiner Geräthschaften für den praktischen Gebrauch, die bei den Tschuktschen durchschnittlich dürftiger und von schlechterer Arbeit sind als östlich der Beringstrasse. Dasselbe gilt von den geschnitzten Figuren von Holz und Knochen, in denen die Beringsvölker ihrem Kunstsinn Ausdruck verliehen haben. Während die westlichen Eskimo eine nicht geringe Geschicklichkeit in der Schnitzkunst erworben haben, sind die künstlerischen Versuche der Tschuktschen höchst primitive, unbeholfene Anläufe, Menschen und Thiere bildlich darzustellen. Bove's Sammlung enthält einige gute Dinge nach dieser Richtung, die umfassendsten und lehrreichsten Serien aber findet man bei Krause.

Ausser den genannten Sammlungen in Rom und Hamburg ist hier noch einiger kleinerer Gruppen

von Tschuktschen-Sachen in London, Berlin und Kopenhagen zu gedenken. Sie sind zwar sehr unvollständig, aber enthalten doch einzelne ältere Gegenstände von Interesse.

Auf der Jacobsen'schen Expedition nach Sibirien wurde im Auftrage des Berliner „Hilfscomité" bei den Völkern am Unteren Amur fleissig gesammelt, besonders bei den Giljaken an der Mündung des Flusses und auf Sachalin und bei den tungusischen Golden am Sunguri [1]). Gegenwärtig ist das Berliner Museum das einzige, welches ein wirklich grosses Material von dorther besitzt [2]).

Von einigen nicht unwesentlichen Verschiedenheiten abgesehen, zeigen die beiden Völker in ihrer Lebensweise und im Cultus grosse Uebereinstimmung. Wie stark der Schamanismus dort florirt, beweisen die von Jacobsen in Menge mitgebrachten Cultusgegenstände. Die Schamanen — diese religiösen Tausendkünstler — haben in Sibirien ihre rechte Heimat und nehmen dort eine angesehene Stellung ein. Bald treiben sie ihr Spiel als Arzt, bald als Geisterbeschwörer. In ihrer erstgenannten Eigenschaft wenden sie bekanntlich als Curmethode das Aussaugen der kranken Stelle an, doch zeigen die langen Reihen von Krankheitsfiguren in der Jacobsen'schen Sammlung, dass sie auch noch andere Mittel kennen, um die Behexung, durch welche die Krankheit hervorgerufen ist, auszutreiben. Höchst merkwürdig sind die Recepte der Schamanen. Es sind Strumpf- und Handschuhmodelle, die mit Schlangen-, Thier- und Menschenfiguren bemalt sind und nach deren Muster die entsprechenden Kleidungsstücke gewebt und an dem kranken Körpertheile als heilkräftig getragen werden. Häufiger schnitzt der Schamane eine Figur aus Holz, welche die Krankheit darstellt und als Talisman gegen dieselbe getragen wird. Dies sind entweder Nachbildungen der kranken Gliedmassen: Hände, Füsse, Kniegelenk, welche an den schmerzenden Körpertheil angebunden werden, oder Thierbilder, unter denen der Bär, der überhaupt Gegenstand grosser Verehrung ist, einen hervorragenden Platz einnimmt, oder endlich kleine Figuren, wie z. B. eine hohle kleine Gestalt, die gegen Schwindsucht und Rippenschmerz hilft, ein Mann mit einem Loch in der Brust, der vom Blutsturz heilt, eine durchbohrte Figur gegen Verstopfung, eine Stange mit kleinen Holzpuppen gegen Kinderkrankheiten — kurz Figuren verschiedenster Art, die, um Genesung zu erzielen, entweder im Hause aufgestellt oder als Votivgeschenke für die bösen Geister in den Wald hinausgetragen werden. Auch wirkliche Idole, Bilder der Schutzgeister, welche vor Unglück behüten, werden zu den Krankheitsgeistern gezählt und dienen dazu, die bösen Geister anzulocken. Die wichtigsten derselben sind die sogen. Schamanengötter, die Seelen der verstorbenen Schamanen.

Nicht minder eifrig ist der Schamane als Geisterbeschwörer, um seine Clienten mit Hilfe verschiedener Figuren vor dem Treiben übelwollender Geister zu bewahren. Zum Schutz der Jurte werden entweder einige langbeinige, roh geschnitzte Idole aufgestellt, die man um den Mund mit Blut oder Beerensaft einreibt, oder das Bild eines Tigers, des von den Golden am meisten gefürchteten Thieres, das bei drohendem Unheil angerufen wird. In gleicher Weise werden die Unternehmen der Jäger und Fischer durch eine Anzahl roh geschnitzter, fast formloser Figuren gefördert, oder durch eine Opferschale in Gestalt eines Lachses, die mit Brei gefüllt und in's Wasser gesenkt wird, in dem Glauben, dass, wenn die Fische den Brei verzehrt, sie sich leichter fangen lassen. Eine der wichtigsten Obliegenheiten der Schamanen besteht in der Fürsorge für die abgeschiedenen Seelen. Der Verkehr mit denselben spielt nämlich im Leben der Golden eine grosse Rolle. Eine der eigenthümlichsten Figuren der Jacobsen'schen Sammlung steht hiermit in Zusammenhang, die sogen. Panja. Es ist die denkbar roheste Darstellung einer Menschenfigur, nämlich ein roh geschnitzter, flacher Span mit einem Loch in der Mitte, in welches die Pfeife gesteckt wird. Ist ein Familienmitglied gestorben, da wird ein solches Bild von ihm in der Jurte aufgestellt an dem Platze, den er im Leben eingenommen. Seine Kleider werden zusammengerollt und auf eine Decke vor ihm niedergelegt und Tabak, Speise und Getränk vor ihn hingestellt. Diese Ausstellung dauert, bis die Seele von dem Schamanen in den Himmel geführt wird, worüber oftmals längere Zeit vergeht. Sind nämlich die ökonomischen Verhältnisse der Familie nicht glänzend, da muss erst gespart werden, um die nicht geringen Unkosten, die mit der Feier der Ceremonie verbunden sind, bestreiten zu können. Nach dem Feste wird die Panja zerstört und die Hütte nimmt ihr gewöhnliches Aussehen wieder an. Aehnliche Figuren, die

[1]) Vgl. Globus, LII, S. 152 ff.

[2]) Hier wäre auch das ethnographische Museum der kais. russ. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zu nennen, welches ansehnliche Suiten ethnographischer Gegenstände von den sibirischen Völkern besitzt. Anm. d. Red.

alle der animistischen Vorstellung entsprungen zu sein scheinen, dass, nachdem der Tod eingetreten, noch eine gewisse Zeit darüber vergeht, bevor die Seele die Welt verlässt, findet man bekanntlich bei den verschiedensten Völkern. Wir wollen hier nur der Ostjaken in Sibirien gedenken, die eine interessante Parallele zu der Panja in den sogen. Sciongot besitzen, primitive Puppen, von denen Sommier's Sammlung in Florenz mehrere Nachbildungen enthält [1]). Diese werden übrigens nicht als Bild des Verstorbenen, sondern als Stellvertreter desselben betrachtet. Drei Jahre lang nimmt eine solche Puppe die Stellung im Hause ein, die er im Leben innegehabt. Man setzt sie an's Feuer, man speist sie, legt sie in's Bett, alles dies mit derselben Sorgfalt, die man dem Lebenden gewidmet. Erst nachdem der Todte begraben ist, hat er auch die Hütte verlassen. Möglicherweise gehören auch einige von Nordenskiöld abgebildete Figuren hierher [2]), über die es ihm jedoch nicht glückte, weitere Auskunft zu erhalten.

Die Gegenstände für den Cultus, zu denen noch eine Anzahl Amulete von Holz und Eisen gehören, bilden den interessantesten Theil der Jacobsen'schen Sammlung, die ausserdem noch eine reiche Umschau auf allen Gebieten gestattet. Sowohl die Giljaken als die Golden sind für ihren Lebensunterhalt auf die Jagd und den Fischfang angewiesen; allein obwohl tüchtige Jäger und Fischer, sind doch ihre Fanggeräthschaften und Böte sehr unvollkommen und stehen weit zurück hinter denjenigen der Tschuktschen. Die Harpune der Giljaken gleicht der eskimoischen, doch ist sie einfacher und ohne bewegliche Spitze. Die Jagdwaffen bestehen hauptsächlich in Bogen und Pfeil: letzterer bisweilen mit stumpfer Spitze, um das Fell der Thiere nicht zu verletzen. Nur für die Bärenjagd bedienen sich die Golden eines Speeres mit scharfer Spitze von Eisen oder Kupfer. Die Büchse spielt dahingegen als Jagdwaffe keine grosse Rolle. Die Producte der Fischerei, hauptsächlich Lachs und Stör, werden auf's mannigfaltigste für ökonomische Zwecke verwandt. Die Kleidung besteht im Allgemeinen aus Lachshaut, die durch Klopfen von den Schuppen befreit und geschmeidig und wasserdicht gemacht wird. Gelbe und blaue Borten und aufgenähte Figuren von dünnem Fell bringen Abwechslung in die einförmige Fläche des langen Oberkleides und gleichartige Ornamente zieren den spitzen Birkenrindenhut, der wie der Schnitt des ganzen Anzuges von den Mandschu entlehnt ist. Pelzkleider werden wenig getragen. Ferner dient die Lachshaut zu verschiedenen Taschen und Säckchen mit gepressten Ornamenten, welche die Golden mit Geschmack und grosser Kunstfertigkeit anzufertigen verstehen. Auch in anderen Arbeiten bekunden sie eine grosse Geschicklichkeit, z. B. in der Anfertigung von Körben und Kästchen von Birkenrinde mit aufgenähten weissen Rindenornamenten auf dem dunklen Grund und nicht minder in vortrefflich geschnitzten Holzsachen und in den seltenen Schmucksachen von Walrosszahn. In den Zierformen blickt der mandschuische und chinesische Einfluss durch; namentlich in den stilisirten und rein ornamentalen Pflanzenformen, welche eine grosse Rolle in der Ornamentik spielen. Einige derselben sind sogar Nachbildungen von südlichen Mustern. In den geometrischen Zierformen tritt dies weniger hervor, obgleich auch unter diesen Mäander und Bandverschlingung fremden Ursprung verrathen.

Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass die Sammlung auch eine Anzahl Steingeräthe aus vorhistorischer Zeit umfasst, die auf giljakischem und goldischem Boden gefunden sind. Hinsichtlich der Formen schliessen sie sich den übrigen sibirischen Steingeräthen an und sind auch wie diese aus weichem Gestein angefertigt und sehr sorgfältig geschliffen. Die Bevölkerung weiss über ihren Gebrauch nichts zu berichten. Man weiss dort nicht einmal, dass sie als Werkzeuge gedient, sondern hegt den weitverbreiteten Glauben, dass es Gewittersteine sind, und benutzt Stücke von solchen als Amulete gegen Krankheiten.

Die indischen Inseln. Für das Studium der malayischen Völker wird das Rijks ethnographische Museum in Leyden stets die Hauptquelle bleiben. Die günstige Gelegenheit zu Erwerbungen, die den Holländern in ihren Colonien sich darbot, ist nicht unbenutzt geblieben und das Museum zu Leyden scheint jetzt nach vollendeter Reorganisation unter den Museen für Völkerkunde in vorderster Reihe zu stehen [1]).

Die deutschen und österreichischen Sammlungen, in welchen wir hier Umschau halten, besitzen zwar auch für die Kenntniss der malayischen Völker ein bedeutendes Material, doch ist das Meiste vor-

[1]) Sommier: Una estate in Siberia, S. 274.

[2]) Nordenskiöld: Vegas Färd, II. S. 131.

[1]) Vgl. Korte Gids v. h. Rijks Ethnographisch Museum te Leyden. Leyden 1883

läufig noch nicht zugänglich. Berlin besitzt z. B. v. Kessel's vortreffliche Sammlungen von Borneo, die früher im Neuen Museum ausgestellt waren; nach Leipzig sind grosse Sendungen von den Negritos und Igorroten auf den Philippinen, und von den Battakern auf Sumatra gekommen; in Wien finden sich interessante Sammlungen von Borneo, Sumatra und aus alten Gräbern auf den Philippinen — aber alle diese Schätze waren 1886 noch nicht ausgepackt. Aufgestellt waren nur die grosse Sammlung von den Dajaks in München, eine kleinere in Hamburg, zwei gute Sammlungen von den Nias in Florenz und in Napirstek's Museum in Prag und die vorzügliche malayische Abtheilung im Museum zu Dresden. Was in den übrigen italienischen Sammlungen liegt, ist ohne besonderen Werth.

Dem malayischen Archipel schliessen sich die Nicobaren- und Andamanen-Inseln an, von woher Berlin und Kopenhagen gute Sammlungen besitzen.

Den ersten Rang nimmt gegenwärtig Dresden auf diesem Gebiete ein. Ausser Meyer's und Semper's Sammlungen von den Igorroten, Iraya und Manobo ist da Riedel's mit Sorgfalt gebildete Sammlung, welche die Molukken und die Inseln in der Residenzschaft Timor umfasst (Flores, Timor, Sumbava). Celebes ist durch zahlreiche gleichfalls von Meyer mitgebrachte Gegenstände repräsentirt, Borneo durch eine ältere Sammlung v. Kessel's, die neuerdings einen bedeutenden Zuwachs durch General Schierbrand erhalten hat. Weniger reichhaltig ist das Material von Sumatra und zum Theil auch von Java; doch befinden sich interessante Sachen darunter, wie z. B. die Serie, welche die Battikfabrikation zur Anschauung bringt und vor allem ausgezeichnete Waffen, die von Meyer und Uhle beschrieben und in Abbildungen veröffentlicht sind [1]).

Diese Sammlungen gehören nicht nur zu den besten des Dresdener Museums, sie enthalten auch ein ethnographisches Material, welches an und für sich grossen Werth hat, indem es mit dem Verständniss gesammelt wurde, das für das wissenschaftliche Sammeln unentbehrlich ist. Mehrere Inselgruppen sind in so umfassender Weise dargestellt, dass die Eigenart der Bevölkerung gleichsam in einem wohl ausgeführten Bilde vor Augen tritt. Dazu kommen dann noch die zuverlässigen Erläuterungen, mit deren Hilfe es möglich ist, die einzelnen Gegenden zu trennen, was bisher — Holland ausgenommen — nirgends geschehen war, z. B. den nördlichen und südlichen Theil von Celebes und desgleichen von Borneo, die nicht unwesentliche Verschiedenheiten zeigen.

Ein besonderes Interesse haben die malayischen Sammlungen in Dresden durch ihre verhältnissmässig zahlreichen glasirten Thongefässe, die auf mehreren Inseln von den Eingeborenen so hoch und werth gehalten werden. Es überrascht uns, bei einem so wenig entwickelten Volke wie die Dajaks einer Sammelmanie zu begegnen, wie man sie bei keinem Europäer stärker ausgeprägt findet. Der Gegenstand dieser Leidenschaft sind die sogenannten djawets, glasirte Thongefässe von gelbbrauner, dunkelbrauner oder graugrüner Farbe, die einfacheren ohne Ausschmückung, die kostbaren mit Schuppen besetzt, mit Wellenlinien verziert, oder, was am höchsten geschätzt wird, mit grossen Froschbildern in Relief, die an der Wandung des Gefässes hinaufkriechen oder sich um den Hals des Gefässes legen [1]). Das Aussehen ist keineswegs anziehend, aber kein europäischer Sammler weiss seine Porzellane besser zu würdigen und zu classificiren als der Dajak seine djawets. Jede Form hat ihren besonderen Namen, ihre besondere Classe, die durch die Grösse und Ornamentation bestimmt wird. Am niedrigsten werden die nicht decorirten Gefässe geschätzt; am höchsten die grossen Frosch-Vasen, für die bis zu 2000 fl. bezahlt werden. Der Werth liegt wie bei dem javanischen Kris in gewissen Finessen, die nur das geübte Auge eines Eingeborenen wahrzunehmen im Stande ist, und er irrt sich niemals. Wo der Europäer sich durch die guten Nachbildungen der Chinesen täuschen lässt, erkennt der Dajake sogleich, dass der angebotene djawet nicht echt ist. Selbst wenn ein solcher zerbrochen und zusammengekittet ist, schmälert das nicht seinen Werth, es gilt dies im Gegentheil als Zeugniss für sein Alter und dies erhöht das Interesse. Diese djawets bilden den grössten Schatz der Familie und jeder Dajake strebt danach, ein solches Gefäss als Eigenthum zu besitzen. Es sind in früheren Zeiten sogar Kriege um ihren Besitz geführt worden. Es haftet nämlich ein starker Aberglaube an ihnen. Sie werden als Heiligthümer betrachtet, die Krankheit abwenden, gute Ernte, Glück im Handel und in der Liebe verschaffen können, weshalb man der ihnen innewohnenden

[1]) Seltene Waffen. Leipzig 1885.

[1]) Jagor: Reisen in den Philippinen. S. 134 — A. B. Meyer: Alterthümer aus dem ostindischen Archipel. — Grabowsky in der Zeitschrift für Ethnologie, XVII, S. 121.

Seele opfert, wie den Schutzgöttern, ja einige derselben geniessen ihrer wunderthätigen Eigenschaften wegen ein so hohes Ansehen, dass zu ihnen gewallfahrtet wird.

Ueber den Ursprung dieser Kostbarkeiten gehen verschiedene Sagen. Bald heisst es, dass sie vom König von Madjapahit, dem Sohne des obersten Gottes, während seines Aufenthaltes auf Borneo angefertigt sind, bald, dass sie aus dem Lehm gemacht sind, der, nachdem Sonne, Mond und Erde geschaffen, übrig geblieben war. Dass ihre ursprüngliche Heimat Borneo ist, scheint doch sehr fraglich, da sie Culturformen offenbaren, die weit höher stehen als die der Dajaks. Ebensowenig scheinen sie, wie die Sage auch erzählt, Erzeugnisse javanischer Industrie zu sein, da auf Java keine Spur einer ähnlichen Keramik gefunden ist. Woher sie stammen, ist bis jetzt nicht festgestellt.

Am nächsten dürfte die Vermuthung der Wahrheit kommen, dass sie mit den Erzeugnissen der ostasiatischen Keramik in Zusammenhang stehen. Ihr ganzer Charakter spricht dafür und in dieser Beziehung ist es beachtenswerth, dass in alten Gräbern auf den Philippinen ähnliche Gefässe vorkommen, wo auch Schalen und Vasen mit Seladonbelag und kleine, blau decorirte Vasen gefunden sind, die ohne allen Zweifel aus Ostasien stammen [1]). Feste Anhaltspunkte für einen Vergleich zu finden, ist indessen sehr schwer, da man, so viel ich weiss, keine Gefässe kennt, die als directe Vorbilder der malayischen djawets betrachtet werden könnten. Am meisten Aehnlichkeit haben sie in der Form wie im Material mit den sogenannten tama-katsoura, Gefässe, die in traditioneller, antiker Form für den Hof des Schoguns angefertigt wurden, wo sie zum Aufbewahren des Oudji-Thees dienten [2]); aber diese sind, so viel man weiss, niemals decorirt. Wäre es vielleicht denkbar, dass die japanischen und malayischen Gefässe eine gemeinsame Heimat in dem Mutterlande der asiatischen Keramik, in Korea hätten?

Indien. Wer indische Cultur kennen lernen will, wird zunächst das India Museum in London besuchen. In diesem grossartigen Museum, dem auch die Sammlung des Prinzen von Wales angefügt ist, findet man ein Material, welches in mehrfacher Beziehung unübertrefflich ist. Die Sammlung von Sculpturen und Abgüssen von architektonischen Denkmälern enthält viel Altes und Werthvolles und ist für die Kenntniss der Entwicklung der indischen Kunst äusserst wichtig. Was das indische Kunstgewerbe Vorzügliches hervorgebracht, findet man dort vereint in Serien von überwältigender Reichhaltigkeit und blendender Pracht. Nirgendwo findet man ein so umfangreiches und interessantes Material für das Studium der verschiedenen Industriezweige, die in dem grossen englischen Kronlande einen so bedeutenden Höhepunkt der Entwicklung erreicht hat. In den Gruppen für gewebte Stoffe, für Stickereien, Metallarbeiten, für die Erzeugnisse der Goldschmiedekunst, für Sculpturen in Holz und Elfenbein, Mosaiken, Thongefässen und Waffen, kann man den Standpunkt der Industrie von Provinz zu Provinz verfolgen, sowohl in den einfachen Arbeiten wie in den vollendetsten Leistungen. Wer aber das Material für ethnographische Studien dort zu finden hofft, wird sich enttäuscht fühlen. Eine Charakteristik der verschiedenartigen Stämme, welche die Bevölkerung Indiens bilden, findet man in diesem Museum, wo man bis jetzt nur das Kunstgewerbe berücksichtigt hat, nicht. Was da an Sammlungen von den primitiven Völkern vorhanden, ist höchst ungenügend und nur gelegentlich gesammelt. Selbst von den Gebieten, die am reichsten repräsentirt sind, ist das culturhistorische Material, insofern es nicht mit dem kunstgewerblichen zusammenfällt, ziemlich dürftig. Es ist daher für alle Freunde ethnographischer Studien höchst erfreulich, dass das ausserordentlich reiche Material, welches für die Colonialausstellung in London herbeigeschafft war, auch ferner zusammenbleiben und den Kern eines Museums bilden wird, welches die unschätzbaren Reichthümer des India Museum nach der bezeichneten Richtung ergänzen wird [1]). Damit wird eine ethnographische Schaustellung von Indien geschaffen, die von allerhöchster Wichtigkeit zu werden verspricht, weil dadurch die verschiedenen Elemente der Bevölkerung an's Licht gezogen werden durch Gruppen von Gegenständen, welche ihre Cultureigenthümlichkeiten zur Anschauung bringen.

Das ethnographische Material, welches man bis jetzt im India Museum vermisst, findet man in Fülle im Berliner Museum. Die Grundlage der dortigen indischen Abtheilung bildet die vorzügliche Sammlung, die vor Jahren von Jagor heimgebracht ist

[1]) In Dresden befinden sich solche aus Celebes und Ceram.

[2]) Ein solches Gefäss — eine grosse Seltenheit — besitzt das Musée Guimet.

[1]) Revue d'Ethnographie VI, S. 227.

und früher in der Alten Börse ausgestellt war. Sie war nicht nur damals eine Mustersammlung, welche lehrte, welche Ansprüche man an einen wissenschaftlich gesammelten Stoff erheben darf, sie ist noch heute einzig in ihrer Art, als Quelle für die Kenntniss der ethnographischen Verhältnisse in Indien. Ueberall spürt man in ihrer Zusammenstellung den sicheren Blick des Fachgelehrten und die gründliche Kenntniss des Gegenstandes. Wo Andere an der Oberfläche stehen blieben, ist Jagor, um Alles so gründlich wie möglich zu erforschen, bis auf den Grund gedrungen. Provinz für Provinz hat er systematisch abgesucht, um die verschiedenen Stämme, die dravidischen wie die hinduischen, die das ausgedehnte Land bewohnen, vorzuführen und die grossen Gegensätze in ihrer Cultur zu beleuchten. Grossartige Gruppen von Gegenständen, über deren Benennung, Material, Anfertigung und Nutzanwendung ausführliche Erklärungen vorliegen, machen uns bekannt sowohl mit den primitiven Kanikar, die ihre Wohnungen in den Bäumen aufschlagen und mit den rohen Bergvölkern in dem Nilgiri-Gebirge und Chola-Nagpur, als mit den hochentwickelten Hindu in Bengalen, Radschputana, Penjab und Kaschmir, und innerhalb jeder dieser Völkergruppen sind Lebensweise, Industrie und die religiösen Vorstellungen in einem Bilde veranschaulicht, in dem kein Detail, welches diese oder jene Eigenthümlichkeiten charakterisirt, fehlen dürfte. Ausser dieser ethnographischen Repräsentation enthält die Sammlung wichtige, höchst lehrreiche Uebersichtsgruppen, sowohl zur Beleuchtung allgemeiner Culturverhältnisse, wie z. B. das Fakirwesen, Cultus, Schriftsprache etc., wie einzelner Industriezweige. In letzterer Beziehung bildet Jagor's Sammlung eine werthvolle Ergänzung des India Museums. Im Reichthum der Formen und der Prachtstücke kann sie sich zwar mit diesem nicht messen, aber zum Ersatz dafür enthält sie, was in London fehlt, eine lehrreiche Veranschaulichung des fortschreitenden Handwerkes, vom Anfange bis zur Vollendung eines Gegenstandes. Durch die Vorführung des Rohmaterials, der Werkzeuge und der Arbeiten in verschiedenen Stadien wird z. B. die Holzintarsia von Bombay dargestellt, die Tauschirarbeit von Gudscharat, die Lackfabrikation von Benares, Jaipur und Amritsar, die Thonwaarenfabrikation in Azingarat, die Kattundruckereien in Mathura u. s. w. u. s. w., und zwar so gründlich, wie man es in einem Museum nicht besser wünschen kann. Einen weiteren Zuwachs des indischen Materials hat das Berliner Museum noch von mehreren Seiten erhalten, zunächst durch Riebeck's grosse und kostbare Sammlung von Hindostan und Chittagong, so dass, wenn demnächst auch die indische Abtheilung den Besuchern geöffnet wird, es auch auf diesem Gebiete als das erste in Europa dastehen dürfte.

Ausser England und Berlin findet man hier und dort nur etliche kleinere Sammlungen aus Indien. Die bedeutendste dürfte diejenige des Orientalischen Museums in Wien sein, doch liegt auch hier wegen des besonderen Charakters dieses Museums der Schwerpunkt nach der kunstgewerblichen Seite. Das Museum in München besitzt eine indische Sammlung, die in einer Hinsicht von grossem Interesse ist. Es hat nämlich aus dem Lamarriquot'schen Cabinet die Grundlage seiner werthvollen Sammlung von Idolen und Cultusgegenständen erhalten, welche durch die guten und zuverlässigen Bestimmungen der Göttertypen besonders lehrreich ist. Die übrigen indischen Sachen, die hauptsächlich in einem Theil der Sammlungen der Gebrüder Schlagintweit und einer Gruppe von Kunst- und Industriegegenständen aus Benares und Patna bestehen, sind weder sehr zahlreich, noch genügen sie den Anforderungen, die man an eine neuere kulturhistorische Sammlung stellen darf. Das Kopenhagener Museum besitzt eine sehr gute und reichhaltige Sammlung von Götzenbildern, in welcher alle Haupttypen des brahmanischen Pantheon durch charakteristische Figuren vertreten sind, nebst einer Gruppe interessanter Opfergefässe. Ferner ist des besonders guten und reichen ethnographischen Materials zu gedenken, welches von Dr. Stolpe während seines Aufenthaltes in Indien zusammengebracht ist. Dasselbe befindet sich in Stockholm, wo es 1886 mit den übrigen „Vanadis"-Sammlungen vorläufig ausgestellt war [1]). Nach dem vorliegenden Bericht über die indische Abtheilung dieser Ausstellung scheint dieselbe ein äusserst lehrreiches Bild von den hinduischen Culturverhältnissen zu geben, wie es sich auch nicht anders erwarten liess von dieser von der Hand eines Fachmannes geschaffenen Sammlung, der da weiss, was und wie man sammeln soll, um ethnographische Eigenart zu beleuchten, und der auch das scheinbar Unbedeutendste nicht für zu gering hält, so bald es, sei es in bescheidenstem Maasse, beitragen kann, über diese oder jene Seite im Leben eines Volkes Belehrung zu gewähren.

[1]) Stolpe: Vägvisare genom Vanadis utställningen. Stockholm 1886.

Von **Hinterindien** sind die Sammlungen in den Museen viel geringer als aus Vorderindien; im India Museum findet sich aus Birma und Siam Manches, was gleich dem Material aus Vorderindien, über die Industrie Aufschlüsse gibt. Eine recht umfassende gute Sammlung aus Siam besitzt auch das Museum in Kopenhagen: eine kleinere Gruppe von Gegenständen findet man in Dresden, und das Musée des colonies in Paris besitzt ein recht bedeutendes Material aus den französischen Colonien in Anam. An dieses schliesst sich die Abtheilung der Riebeck'schen Sammlung, welche Siam[1]) umfasst und die alsbald mit den noch unbekannten Schätzen des Berliner Museums aus Hinterindien zusammen ausgestellt werden wird.

Ostasien. Europa hat im vorigen Jahrhundert zu verschiedenen Zeiten eine wahre Manie für die Erzeugnisse des chinesischen und japanischen Kunstfleisses erlebt. Ganze Schiffsladungen Porzellan- und Lackwaaren wurden durch Vermittlung der Holländer auf den europäischen Markt gebracht und in private und öffentliche Sammlungen zerstreut. Trotzdem wusste man von der Industrie und den Kunstleistungen der ostasiatischen Culturländer so gut wie nichts. Was in den Besitz der Europäer gelangte, waren mit einigen Ausnahmen Gegenstände bestimmter Art: aus Japan Arita-Porzellan und lackirte Möbel, beides für den Export angefertigt, aus China die prächtigen Porzellane der Kien-lung-Periode und zum Theil das blaue Ming-Porzellan und mancherlei Curiositäten aus Elfenbein, Bronze und Lackwaaren. China war durchschnittlich besser repräsentirt als Japan, weil die meisten Sachen wirklich charakteristisch waren für das himmlische Reich. Nach Dresden kam schon zu Anfang des Jahrhunderts eine Sammlung chinesischen Porzellans, die noch heute zu den besten in Europa gehört. Erst die Begebenheiten der letzten Jahrzehnte haben diese Verhältnisse geändert. Nach dem Opiumkrieg in China und der Revolution, in Folge welcher Japan sich Europa in die Arme warf, sind beide Reiche Gegenstand eingehender Studien geworden, und die falschen Vorstellungen, die einige gute ältere Werke auszurotten suchten, sind nunmehr einer gerechten Würdigung der ostasiatischen Cultur gewichen. Die nach Europa gebrachten bedeutenden Sammlungen haben das Ihrige dazu beigetragen. Von China ist der Zuwachs geringer gewesen. Aus Japan dahingegen sind, nachdem das Volk seine ganze Kraft daran gesetzt, seine alten Culturvoraussetzungen abzulegen und sich die europäische Civilisation anzueignen, seit 1868 die vortrefflichsten Dinge massenhaft nach Europa gekommen, wo sie in privaten und öffentlichen Sammlungen mit Freuden aufgenommen wurden. Durch diese Massenzufuhr haben die Europäer Einblick in eine Entwicklung gewonnen, welche die früheren Sammlungen — Siebold's japanisches Museum in Leyden ausgenommen — nicht hatten ahnen lassen. Der Zufluss ist jedoch abermals in's Stocken gerathen. Die Japanesen haben inzwischen gemerkt, was ihre alten Schätze eigentlich werth sind und in Folge dessen wachen sie nicht nur darüber, dass ihnen fortan keine derselben entführt werden, sie bemühen sich, die besten Sachen wieder zurückzukaufen.

Die Beschaffenheit der Sachen bedingt, dass ein Theil derselben in die Museen für Kunstgewerbe gewandert sind, unter denen einige jetzt einen Reichthum an ostasiatischen Erzeugnissen besitzen. Im South-Kensington Museum z. B. findet man ausser vorzüglichen japanischen und chinesischen Bronzen und Emailen die grosse, werthvolle Sammlung, die von der japanischen Regierung zusammengestellt war, um in der Ausstellung zu Philadelphia die Keramik des Landes zur Anschauung zu bringen. Das Hamburger Gewerbemuseum besitzt Serien von Elfenbein- und Bronzearbeiten, die zu dem Vollendetsten gehören, was Japan an solchen hervorgebracht hat, und das Berliner Museum für Kunstgewerbe kann eine Reihe der vorzüglichsten Industrieerzeugnisse aus beiden ostasiatischen Ländern aufweisen. Dazu kommen alsdann die drei bekannten grossen Porzellansammlungen: die Franks Sammlung im British-Museum (früher in Bethnal Green), die Dresdener Porzellansammlung und die keramische Abtheilung des Musée Guimet in Lyon. Franks war einer der Ersten, welcher das Studium der ostasiatischen Keramik in Angriff nahm und durch zielbewusstes Sammeln Licht über die bisher so wenig bekannte Industrie verbreitete. Seine umfangreiche Sammlung enthält grosse Serien charakteristischer Dinge und, Dank der strengen Unterscheidung zwischen chinesischen und japanischen Gegenständen und der correcten Eintheilung in kleinere Gruppen, gewährt sie eine höchst lehrreiche Uebersicht der verschiedenartigen Fabrikation in den beiden Hauptländern. Am interessantesten ist die Darstellung der japanischen Keramik, nicht nur

[1]) A. a. O. Pl. XII—XIV.

wegen der hohen Entwicklung und des genialen Kunsttriebes, welcher aus jedem einzelnen Product zu Tage tritt, sondern vornehmlich auch durch die Umwälzung, welche diese Sammlung in der bisher gängigen Auffassung hervorgebracht hat. Das Studium der Geschichte der grossen Fabrikcentren wurde jedoch erst ausführbar, nachdem die schwierige Classification, an der Franks so energisch arbeitet, fertiggestellt war. In den übrigen öffentlichen Museen gibt es nur eine Sammlung, die sich bezüglich der sorgfältigen Ordnung des Materials mit der Franks'schen messen kann, nämlich die keramische Abtheilung des Musée Guimet. Auch hier treffen wir eine Menge charakteristischer Producte sowohl aus den älteren Fabriken, deren Namen in den letzten 20 Jahren berühmt geworden sind, als auch aus den modernen Werkstätten, die an den Traditionen aus der Blüthezeit festhalten. Dahingegen enthält die grossartige Porzellansammlung in Dresden nur Hunderte grosser Prachtexemplare aus den Fabriken in Hizen, die für Europa angefertigt sind, aber kaum ein einziges Product des nationalen japanischen Kunstfleisses. Die Bedeutung dieser Sammlung liegt in der überaus reichhaltigen chinesischen Abtheilung, in welcher man alle Porzellansorten vertreten findet und grosse Serien älterer, äusserst seltener Exemplare. Die Classification ist jedoch ziemlich veraltet und bedarf sehr der Berichtigung, welche die neueren Sammlungen zu geben vermögen.

Einen mehr allgemeinen Ueberblick der chinesischen und japanischen Industrie gibt das orientalische Museum in Wien. Während nämlich die obengenannten Sammlungen dem ihnen zu Grunde gelegten Plan gemäss nur Erzeugnisse des ostasiatischen Kunstfleisses berücksichtigt haben, zielt das Wiener Museum darauf hin, die gesammte Industrie des Orients zur Anschauung zu bringen. Rohstoffe, die fortschreitende Fabrikation auf ihren verschiedenen Stufen, grosse Serien vollendeter Arbeiten beleuchten die chinesiche Textil- und Seidenindustrie, Strohflechterei, Glas- und Lackfabrikation, die japanischen Porzellan- und Bronzearbeiten u. s. w. In Folge dessen ist das Museum jetzt schon für die Kenntniss chinesischer und japanischer Cultur von grossem Nutzen. Durch die erschöpfende Behandlung eines einzelnen Gegenstandes ist man nicht nur in der Lage, sich in mancherlei Details zu vertiefen, womit die allgemeinen ethnographischen Sammlungen sich nicht befassen können, es beleuchtet und charakterisirt ausserdem manche Seiten des Culturlebens, welche Gegenstand für das Studium der Ethnographie sind.

Was speciell China betrifft, da fehlt bis jetzt eine auf ethnographischer Basis aufgebaute grosse Sammlung, die den japanischen und indischen gleichstände [1]). Zu den besten gehört die zwar nicht sehr umfangreiche, aber durch ihre gute Ordnung lehrreiche chinesische Abtheilung des ethnographischen Museums in Kopenhagen; ferner die noch kleinere, völlig chaotische Sammlung in Leipzig, die manche einzelne gute Objecte und mehrere wohlausgestattete Serien aufzuweisen hat, und endlich das recht bedeutende Musée chinois im Louvre, das aber in seiner jetzigen Aufstellung für ernste Studien bis weiter nicht zu gebrauchen ist. Auch die Sammlungen Martucci's und Orban's im Münchener Museum enthalten reiche Serien auserwählter guter Sachen, namentlich Kunstgegenstände, z. B. 200 Bronzen, unter welchen manche alte Sachen von vorzüglicher Arbeit, Gefässe für den häuslichen Gebrauch, wie auch Tempelgefässe und Idole, eine Anzahl werthvoller seltener kleiner Figuren, Arbeiten aus kostbarem Gestein, von der kunstgeübten sicheren Hand der Chinesen geschnitten und zahlreiche Kakemonos, die zwar nicht zu den hervorragendsten Kunstleistungen gehören, aber als Darstellungen buddhistischer und taoistischer Gottheiten interessant sind. Was sich ausserdem noch in deutschen und italienischen Museen findet, ist ohne sonderlichen Werth.

Es sind hier übrigens nur diejenigen Sammlungen berücksichtigt worden, die jetzt ausgestellt und somit zugänglich sind. Ist demnächst das in Wien und Berlin aufgespeicherte Material geordnet, wird auch China besser repräsentirt sein, namentlich in Berlin werden, sowohl aus dem eigentlichen China, wie aus Thibet und Korea, grosse Sammlungen vorhanden sein. In dem alten Local war bereits ein nicht geringes Material ausgestellt, und seitdem hat das Museum bekanntlich von dem Gesandten des Deutschen Reiches in Peking, Herrn v. Brandt, eine werthvolle Bereicherung der chinesischen Abtheilung erfahren.

Im Gegensatz zu China ist Japan durch drei grössere systematische Sammlungen und mehrere

[1]) Die chinesischen Abtheilungen im Museum zu Leyden und in dem neugeordneten British Museum zu sehen, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt; grössere systematische Sammlungen sind auch dort nicht vorhanden.

kleinere in den ethnographischen Museen ausserordentlich gut vertreten. Die eine der erstgenannten war von der ehemals in Tokio thätigen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens gesammelt und ist nach der Auflösung der Gesellschaft nach Leipzig geschenkt; die beiden anderen verdanken wir dem bekannten Arzte Ph. Fr. v. Siebold, der 1831 die grosse Sammlung heimbrachte, die jetzt in Leyden sich befindet und 1861 eine zweite, die von der bairischen Regierung angekauft wurde und jetzt den Kern des ethnographischen Museums in München bildet. Diese letztgenannte ist — jedenfalls ausserhalb Hollands — die vollständigste culturhistorische Sammlung aus Japan, die überhaupt in einem öffentlichen Museum vorhanden ist. Sie repräsentirt zwar hauptsächlich die höheren Gesellschaftsclassen und das hochentwickelte Culturleben, aber darin leistet sie auch Ausgezeichnetes. Das tägliche Leben der Japaner, ihr Handwerk, ihr Kunstgewerbe, Kriegs- und Münzwesen, ihre Religion und zum Theil auch ihre Kunst — sind in grossartigen Serien guter, charakteristischer Gegenstände vorgelegt, und in einer Auswahl, die von der gründlichen Kenntniss des Landes zeugen, die Siebold während seines langjährigen Aufenthaltes dort erworben hatte. In einer kleinen Büchersammlung findet man Werke aus den verschiedenen Gebieten der Literatur vertreten. Die bezweckte culturhistorische Uebersicht ist leider durch die veraltete Aufstellung erschwert, indem die Gegenstände nicht nach ihrer Nutzanwendung geordnet, sondern grösstentheils nach Material und Technik gruppirt sind.

Die erste Hauptabtheilung umfasst eine äusserst lehrreiche Sammlung aller Arten Rohstoffe und zahlreiche Gegenstände, welche die Zubereitung und erste Verwendung illustriren, während die nächste und zugleich die ansehnlichste Abtheilung Serien fertiger Arbeiten enthält. Da findet man die gewöhnlichen Dinge für den täglichen Gebrauch, alle von jener Eleganz und Sorgfalt, die jedes einzelne Stück, welches aus der Hand des japanischen Handwerkers hervorgeht, kennzeichnet, neben den vorzüglichsten Erzeugnissen des Kunstgewerbes.

Der höchste Rang gebührt in dieser Abtheilung den Lackwaaren. Obgleich eine Menge kostbarer Arbeiten dieser Art nach der Verarmung der reichen Daimio-Familien in Umlauf gelangt sind, dürfte es dennoch kaum möglich sein, heutzutage 300 Lackarbeiten, gleich den von Siebold heimgeführten, zu erwerben. Zu seiner Zeit wurden diese vollendeten Kunstproducte ausschliesslich für Fürsten angefertigt und zu Geschenken verwendet; in den Besitz seiner besten Exemplare gelangte er nur dank seiner amtlichen Stellung und persönlichen Beziehungen. Man weiss in der That nicht, was man an diesen alten Lackfabrikaten mehr bewundern soll, die staunenswerthe Vollendung und Präcision der Arbeit oder die Fülle der angebrachten Decorationsmotive. Welch eine Summe von Fleiss, Geduld und Ausdauer bis zur Vollendung einer solchen Arbeit erforderlich war, versteht man nur durch die Kenntniss der unzähligen Zwischenstadien in der Fabrikation, welche durch das Glätten der Unterlage, das Auftragen und Abschleifen der verschiedenen Lackschichten [1]) einander folgen. Wir finden in der Siebold'schen Sammlung an einer Reihe auserlesener Gegenstände theils den prachtvollen Goldlack, auf welchem Landschaften, Blumen, Vögel im Relief in einer Schärfe ausgeführt sind, als wären die Figuren ciselirt; ferner den schönen schwarzen Lack mit Darstellungen des heiligen Vulcanes Fusiyama, Thiere und Pflanzen in bewundernswerther Ausführung in Gold oder mit Perlmutter-, Elfenbein- und Korallenincrustationen; desgleichen den kräftigen rothen Lack mit seinen leichten Goldornamenten, und zwar bestehen die so kostbar decorirten Sachen in Geräthen, deren man sich zu verschiedenem häuslichen Gebrauch bedient. Die Japaner wussten das schöne Material und die sorgfältige Arbeit zu schätzen und machten davon den ausgiebigsten Gebrauch. Ihre einfache Tafelausstattung, ihre wenigen und kleinen Möbel, die unentbehrlichen Kasten zum Verschluss von Documenten und Briefen (bunko), die nicht minder nothwendige Schreiblade für Tusche und Pinsel, die kleinen Dosen für Parfümerien (inro), das zierliche Räucherfass — Alles wurde in vollendet schöner Lackarbeit angefertigt. Man begreift den Stolz auf eine so meisterhafte Arbeit, der die alten Künstler veranlasste, auf jedes Stück, das aus ihren Händen hervorging, ihren Namen zu setzen.

Die übrigen Gruppen können sich in künstlerischer Beziehung mit den Lackwaaren nicht messen. Die Serie der Bronzen ist zwar ebenso umfangreich wie die vorige, aber die Güte der Arbeit ist sehr verschieden und namentlich sind die vielerlei Kleinigkeiten, in welchen die japanische Metalltechnik es zu so hoher Vollendung gebracht, spärlich vertreten. Dahingegen gewährt die Gruppe ein grosses cultur-

[1]) Im Kunstgewerbemuseum in Berlin findet man eine lehrreiche Sammlung dieser Art.

historisches Interesse durch die Vollständigkeit des metallenen Hausgeräthes, von dem einfachen Küchengeschirr bis zu den pomphaften Räucherfässern, Vasen und Leuchtern, welche für den Altar bestimmt sind. Dasselbe gilt von einer anderen der grösseren Gruppen, den keramischen Erzeugnissen, die eine Menge von Sachen für den Gebrauch in Haus und Tempel umfassen, aber nur wenige Objecte enthalten, die für Japan besonders charakteristisch sind. Die Sammlung ist gewissermassen etwas einseitig, indem die Mehrzahl der Sachen aus den bekannten Fabriken stammen, deren Producte das Gepräge tragen, dass sie für den Export nach Europa bestimmt waren. Ausserordentlich lehrreich sind dahingegen die Gruppen der Waffen, Musikinstrumente und Costüme. Letztere sind durch ihre prächtige Ausschmückung einzig in ihrer Art und geben eine gute Vorstellung von dem übertriebenen Luxus, den man in der Kleidung zu entfalten liebte. Form und Schnitt sind herkömmlich bestimmt und höchst einfach: dafür hält die Phantasie sich schadlos an der Ausschmückung, an welcher eine Summe von Arbeit verschwendet wird, als solle das Gewand ein Lebensalter lang dauern. In manchen zeigt sich in der Zeichnung und in den Farben der feine Geschmack des Japanesen, während andere mit in Stickerei ausgeführten landschaftlichen Darstellungen, mit Wasserfällen, Vögeln, blühenden Bäumen und ziehenden Wolken oder mit grossen Brustbildern von Männern und Frauen von höchst bizarrer Wirkung sind. Von grossem Interesse sind auch die von Siebold heimgebrachten Gegenstände für den Cultus, sowohl den shintoistischen als buddhistischen. Es sind die ersten, die überhaupt nach Europa gekommen sind, und zwar zu einer Zeit, als in Japan die Ausfuhr solcher Dinge auf's Strengste verboten war. Man findet darunter verschiedene Gestalten aus dem buddhistischen Pantheon, doch ist die Bestimmung der einzelnen Figuren nicht zuverlässig. Auf diesem Gebiete reichten selbst Siebold's Kenntnisse des Landes nicht aus.

Die Sammlung in Leipzig steht hinsichtlich der Grösse und Vollständigkeit weit hinter der Münchener zurück. In quantitativem Sinne ist sie überhaupt nicht bedeutend; aber sie ist werthvoll durch die Sachkenntniss, mit der sie zusammengestellt ist. Sind die Serien nicht sehr reichhaltig und sind der Prunkstücke nicht viele, so sind sie doch im höchsten Grade lehrreich, weil jedes einzelne Stück mit Umsicht gewählt ist, als Repräsentant seiner Art, und nebenbei ist die Sammlung so vielseitig, dass es gelungen ist, in dem engen Rahmen die Hauptzüge der japanischen Cultur zur Anschauung zu bringen. Nur in einem Punkt ist man mehr in's Detail gegangen, nämlich in der Darstellung der Masken. Eine köstlichere Serie alter Schauspielermasken, wie die circa 50 Stück in Leipzig, besitzt kein anderes Museum. Der Humor, mit welchem diese boshaften, mürrischen, verwunderten, fröhlichen und feierlichen Gesichter geschnitzt sind, sprudelt nicht toller in den besten Netskés.

Ueber das japanische Material im Berliner Museum können wir leider nicht ausführlicher berichten, weil es, wie auch das chinesische, noch nicht ausgestellt ist. Auch in Betreff der ansehnlichen und interessanten Sammlung, die Dr. Hjalmar Stolpe in Stockholm aus Japan mitgebracht, müssen wir uns auf einen Hinweis beschränken. Der Schwerpunkt derselben liegt theils auf religiösem Gebiet, theils in der Beleuchtung der Theeceremonie. Der shintoistische Cultus ist kaum im Musée Guimet so gründlich veranschaulicht und die Theeceremonie ist in keinem anderen ethnographischen Museum auch nur annähernd so klar vorgeführt. Das mit grosser Umsicht erworbene Material beschränkt sich nämlich nicht darauf, diesen in das sociale Leben Japans so tief eingreifenden Brauch in seinen Hauptzügen darzustellen, es zeigt daneben alle Abweichungen des Ceremoniells, wie es in den verschiedenen Schulen auftritt. Eine lehrreiche, ausführliche Schilderung der Ceremonie selbst gibt Stolpe in seinem Katalog der Vanadis-Sammlung [1]).

Mit Ausnahme des Stockholmer Museums sind die orientalischen Sammlungen der ethnographischen Museen in Allem, was den Cultus in Japan und China betrifft, noch ziemlich dürftig ausgestattet. Die kleine Gruppe von Cultusgegenständen in der Siebold'schen Sammlung und einzelne hierhin und dorthin gerathene Idole oder gemalte Darstellungen chinesischer Götter waren lange Zeit das Einzige, was von den Religionsformen Ostasiens zu Gesichte kam, und die Bestimmung der Götzenbilder war obendrein so wenig zuverlässig, dass der Werth derselben gering war. Dies konnte ehemals nicht wohl anders sein, weil sich dem Erwerb, wie auch dem Bemühen um Erklärung der erworbenen Objecte, grosse Schwierigkeiten in den Weg stellten. In Japan war die Ausfuhr von Cultusgegenständen streng verboten; in China waren es hauptsächlich nur Figuren des

[1]) Vägledning genom Vanadis-utställningen i Valand 1887. S. 18 ff.

Kuan-yin und einiger anderer populärer Götzen, welche in den Küstenstädten in die Hände der Europäer geriethen. Die Erklärungen der erworbenen Sachen erhielt man öfters von Reisenden, welche keine Veranlassung hatten, sich über religiöse Ideen zu belehren; und selbst wo solche Mittheilungen von den Eingebornen herrührten, waren sie oftmals unrichtig. Der chinesische und japanische Laie kennt die Heerscharen der Götter, die seinen Himmel bewohnen, ebensowenig, wie der katholische Laie alle Heiligen kennt. Sichere Auskunft wird nur der Gelehrte geben können, welcher die Religion zum Gegenstand seines Studiums gemacht hat.

Seitdem die ostasiatischen Länder dem Europäer offen stehen, haben sich die Verhältnisse in dieser Hinsicht geändert. Serien von Cultusgegenständen sind nach Berlin, Leipzig und London gekommen, doch sind es immer nur noch Anfänge zu systematischen Sammlungen. Dahingegen hat Emil Guimet in dem von ihm gegründeten grossartigen Museum in Lyon ein Material zusammengetragen, das sowohl durch seine Reichhaltigkeit als seine Zuverlässigkeit für das Studium des ostasiatischen Cultus von allergrösster Wichtigkeit ist.

Das Musée Guimet wurde im Jahre 1878 in Lyon gegründet. Nachdem die Sammlungen dem Staat als Geschenk überwiesen sind, ist die Uebersiedlung derselben nach Paris nunmehr vollzogen. Der Zweck dieser Schöpfung war der, ein Centralinstitut für das Studium aller Religionsformen in's Leben zu rufen, die sich auf anderer Grundlage als der des Christenthums entwickelt haben. Einige derselben sind hinsichtlich ihres leitenden Gedankens und ihrer dogmatischen Lehrsätze wohl bekannt, wohingegen man über die Art und Weise, wie sie mittelst des Cultus im Leben auftreten, noch sehr wenig weiss. Die ursprünglichen Ideen sind im Laufe der Zeit von localem Fetischismus überwuchert, der das Wesen der Gottesverehrung völlig verändert hat, weshalb dieselbe nur mittelst der Idole und Cultusgegenstände erforscht werden kann. Dies gilt besonders von den asiatischen Religionen, welche überhaupt das grösste Interesse im Musée Guimet gewähren, während die alten Religionslehren Aegyptens, Griechenlands und Italiens, die allerdings dem Plane des Museums gemäss gleichfalls vertreten sind, an anderen Orten ausgiebiger beleuchtet werden.

Unter den asiatischen Sammlungen sind die chinesischen und japanischen am werthvollsten, weil die Beleuchtung der Religionsverhältnisse dieser Länder nirgends ihres Gleichen hat, wohingegen der Cultus des Brahmanismus, obwohl ebenso vollständig vorgeführt wie der Ostasiens, aus den Sammlungen in London, Berlin, Kopenhagen und München schon bekannt ist. Ausserordentlich bedeutend ist die Menge der Manuscripte und Cultusgegenstände, welche Emil Guimet zum Theil auf seinen Reisen in China und Japan selbst gesammelt hat. Aus Japan allein hat er nicht weniger als 300 Kakemonos religiösen Inhaltes, 600 Idole und 1000 Bände religiöser Schriften heimgebracht. Auf mehreren Gebieten ist der Stoff vollständig, auf anderen jedenfalls so umfangreich, dass er eine vollausreichende Charakteristik nicht nur der Hauptsachen, sondern auch von einer Menge Einzelheiten gibt, die nur mittelst Anschauung der Gegenstände selbst gegeben werden kann. Letztere sind begreiflicherweise in künstlerischer Beziehung von ungleichem Werth; jeder Gegenstand, welcher über das Wesen oder die Eigenschaften eines Gottes Aufschluss gibt, ist in die Sammlung aufgenommen, auch wenn die Ausführung noch so primitiv, so dass man in den Serien nicht selten die unscheinbarsten Dinge neben solchen findet, die durch hohes Alter und künstlerische Vollendung überaus kostbar sind.

Was aber diesem Museum den hohen Rang als wissenschaftliches Institut verleiht, ist nicht sowohl der Reichthum an Material, als auch die gewissenhafte Art, auf welche die Untersuchungen desselben betrieben sind. In richtiger Erkenntniss, dass eine absolut sichere Bestimmung des Stoffes nur von eingeborenen Gelehrten gegeben werden könne, hat Guimet Männer aus Indien und Ostasien berufen, die mit der Religion ihrer Landsleute wohl vertraut sind. Mit ihrer Beihilfe ist alsdann das Museum geordnet und in Folge dessen eine solche Autorität geworden, dass man behufs sicherer Bestimmung ostasiatischer Cultusgegenstände dort stets die gesuchte Belehrung finden wird. In zweien von dem Museum herausgegebenen Zeitschriften [1]) werden Uebersetzungen der in seinem Besitz befindlichen Manuscripte und eingehende Forschungen über die Religionen weiteren Kreisen kundgegeben.

China. Die officielle Religion des himmlischen Reiches, der Konfucianismus, kann seiner Beschaffenheit wegen in einem Museum nur spärlich

[1]) Annales du Musée Guimet, I—XI; Revue de l'histoire des religions, I—XV. Ein vortrefflicher beschreibender Katalog des Museums ist von dem Director M. L. de Milloué herausgegeben.

veranschaulicht werden. Konfucius befasste sich nicht mit metaphysischen Speculationen. Er erkannte das Dasein des höchsten Gottes, Shang-ti, an, der Gegenstand des Cultus des Kaisers für das ganze Volk ist, aber weder dieser Gott, noch die ganze Heerschaar niederer Götter, welche der alte volksthümliche Glaube geschaffen hatte und die trotz aller religiösen Reformen sich in der Erinnerung des Volkes behaupteten, sind in sichtbarer Weise dargestellt. Die Lehre war ursprünglich ein Moralsystem, welches sich mit den Angelegenheiten des Staates und des socialen Lebens beschäftigte. An die Stelle der Götterverehrung trat alsdann ein Ahnencultus, der ursprünglich nur ein sichtbarer Ausdruck der den Todten geweihten Achtung und Ehrfurcht war, später indessen unter dem Einfluss des Buddhismus in wirkliche Anbetung ausartete. Name, Titel und Lebensstellung der Ahnen werden mit goldenen Buchstaben auf die viereckigen Holztafeln, lin-paï, geschrieben, vor welchen das Familienoberhaupt seine Opfer an Speise und Räucherwerk niederlegt und seine Libationen vollzieht. Das Museum besitzt keine dieser Tafeln, welche von der Familie mit grösster Verehrung behandelt werden und von denen sie sich nicht trennen könnte, ohne sich eines Sacrilegiums [1]) schuldig zu machen. Dahingegen enthält es eine ansehnliche Reihe der Gefässe, die bei den Opfern benützt werden. Mit echt chinesischer Treue für die Tradition hält man fest an den alten Formen und der antiken Ornamentik. Die runde Blumenvase mit dem breiten Rande, die grossen Bronzevasen zum Aufbewahren des Weihwassers und die plumpen Räuchergefässe finden wir in allen Perioden, stets von gleicher Form und geschmückt mit dem Haupte des Fabelthieres tao-te, einer Art Löwe, der oft in rein ornamentale Schnörkel ausartet, mit den beiden Greifen, die ebenfalls zu Ornamenten umgewandelt werden, oder mit den Cicadenflügeln (tseng-wén) — den Motiven, welche überhaupt die ganze ältere chinesische Ornamentik beherrschen. Das einzige Bild, zu welchem der officielle Konfucianismus sich bekennt, ist das Porträt des grossen Philosophen selbst. Dass er dem Loos der meisten anderen Religionsstifter, mit der Zeit ein Gegenstand göttlicher Verehrung zu werden, entgangen ist, kommt ohne Zweifel daher, dass die Lehre des Konfucius eines eigentlich religiösen Inhaltes ermangelt, theils auch daher, dass sie früh zur Staatsreligion geworden ist und von dem „Sohne des Himmels“ selbst und den Gelehrten repräsentirt wird. Es sind ihm freilich in nahezu allen Städten Tempel errichtet, Nachbildungen des auf seinem Grabe errichteten Gebäudes, aber man verehrt in ihm nur den vortrefflichsten Mann der Nation, gleichsam die Verkörperung der chinesischen Denkungsart, ohne die Grenze zwischen Ehrerbietung und religiösem Cultus jemals zu überschreiten. Das Museum Guimet besitzt zwei Bilder des Konfucius, wie sie in den Tempeln und Examenssälen vorkommen; das eine auf Papier gemalt, wahrscheinlich von einem Japanesen, das andere eine kleine charakteristische Bronzestatue, welche den Philosophen als einen ehrwürdigen Alten darstellt in königlichem Gewande, das Haupt mit der Tiara yu-pén geziert und in Betrachtungen versunken [1]).

Im Gegensatz zur Lehre des Konfucius haben die beiden anderen chinesischen Religionen, der Taoismus und der Buddhismus, eine ausserordentlich zahlreiche Götterwelt. Beide Religionsformen sind so mit einander vermischt, dass es oftmals schwer fällt, zu unterscheiden, welche Göttertypen dieser oder jener Lehre angehören. Der Taoismus begann überhaupt erst unter Beeinflussung des Buddhismus Götterbilder zu machen; allein nachdem der Schritt einmal geschehen, wurde die Menge der Götter immer grösser, indem die Zahl derselben mit dem Verfall der Religion anwuchs. Das philosophische System Lao-tseus, dessen Kern metaphysische Speculationen bilden, wird zwar zum Theil noch von der höheren Priesterschaft bewahrt, aber so wie der Taoismus jetzt im Volke lebt, von niederen unwissenden Priestern vorgetragen, ist er nur noch eine Sammlung grober abergläubischer Vorstellungen, in der sowohl die Götter des alten China, grösstentheils personificirte Naturkräfte und Himmelskörper, als eine Menge Philosophen und Heroen als göttliche Wesen Platz gefunden haben.

Shang-ti, der Herr des Himmels, der oberste Gott des alten China, hat im Taoismus bildliche Gestalt erhalten. Das Museum Guimet besitzt ein Paar dieser seltenen Darstellungen, die an den Tafeln, die er in den Händen trägt, kenntlich sind. In der Lehre des Lao-tseu ist er die erste Person der höheren Dreiheit, welche die Welt regiert, und die einzige, die bildlich dargestellt wird. Diese übersinnliche Gottheit ist nämlich in dem Bewusstsein

[1]) Eine Beschreibung dieser Tafeln findet man in dem Werke de Groots: Les fêtes annuellement célébrées à Emoui Annales du Musée Guimet XI, S. 19).

[1]) Eine Abbildung in den Annalen des Musée Guimet, IV, Pl. V.

des Volkes von der niederen Dreiheit, der die Fürsorge für die Menschen überlassen ist, in den Schatten gedrängt. Zahllos und wohlbekannt sind die Darstellungen dieser Gruppe mit dem ehrwürdigen alten Yu-wang-shang-ti, dem Himmelsherrn, in der Mitte und ihm zur Seite Nan-kieu-laô-dzîn, der Gott des südlichen Kreuzes in Gestalt des Laotsen, und Lim-pao mit seinem Kinde, welches ihn als Gott des Glückes und der Fruchtbarkeit bezeichnet [1]).

Neben dieser Dreiheit findet man häufig Laotsen selbst als alten Mann mit langem Bart und auffallend hoher, höckeriger Stirn, entweder auf dem Rücken eines Büffels sitzend [2]), welcher ihn, einer alten Sage zufolge, gen Westen entführt, oder auf einem Hirsch, oder umgeben von seinen nächsten Schülern, den sogenannten Senninen. Unter diesen nehmen besonders die acht Patriarchen, eine Art Halbgötter, einen so hervorragenden Platz in dem Kreise der taoistischen Vorstellungen ein, dass sie zu den populärsten Figuren in China gehören. Bald findet man sie beisammen, bald einzeln oder paarweise als selbstständige Wesen dargestellt, häufiger auf allen möglichen Gebrauchsgegenständen, wo sie als rein decorative Figuren verwendet werden.

Die meisten taoistischen Götter sind gleich den Senninen Menschen, die für unsterblich erklärt sind und oftmals eine rein locale Bedeutung haben. Einige erfreuen sich dahingegen allgemeiner Popularität, zufolge der von ihnen repräsentirten Sphäre. Dies gilt z. B. von dem Gotte des Glückes und des Reichthums Thai-shin, einem alten Mann mit einem Metallbarren in der Hand, und von dem Kriegsgotte Kuang-ti, einem chinesischen Heros aus dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, der stets als ein älterer, mit einer Rüstung bekleideter Mann von martialischem Aussehen dargestellt wird, gewöhnlich in Begleitung zweier Diener, die seine Waffen tragen [3]). Wegen seines Muthes, seiner Loyalität und seines Edelmuthes ist Kuang-ti auch der Patron der Kaufleute geworden, und seine Gelehrsamkeit hat ihm einen Platz unter den fünf Göttern angewiesen, unter deren Schutz die Wissenschaften stehen. In dieser letztgenannten Eigenschaft pflegt er in sitzender Stellung mit einem Buche in der Hand dargestellt zu werden. Den vornehmsten Platz unter den Schutzgöttern der Gelehrten nimmt übrigens Wen-shang-ti-kiun ein, gleich so manchen taoistischen Göttern ursprünglich eine Sterngottheit. Sein Bild [1]) wird sogar in den Tempeln des Konfucius angebracht und in fast allen chinesischen Städten, wo öffentliche Examen stattfinden, hat er seine eigenen Heiligthümer. Neben ihm steht als Beschützer der Wissenschaften Kweï-sing, der zugleich die Gottheit des Grossen Bären ist. Diese populäre Gottheit findet man im Museum Guimet sehr zahlreich vertreten. Es ist eine charakteristische Figur von dämonenartigem Aussehen mit verzerrtem Antlitz, auf einem Seeungeheuer stehend, in der einen Hand einen Pinsel, in der anderen öfters, als Symbol des Reichthums, einen Metallbarren, eine Andeutung, dass die Thätigkeit der Feder auch materielle Vortheile bringt [2]).

Das chinesisch-buddhistische Pantheon ist weniger reich an Göttern, als das der Taoisten. Es sind eigentlich nur wenige Gestalten, die sich wiederholen, aber deren Verehrung zum Ersatz dafür eine allgemeine ist.

Den höchsten Platz nimmt selbstverständlich Shakya-Muni ein. Seine bildliche Darstellung in Nirvana, auf einer Lotosblume, dem Symbol der Reinheit, sitzend, mit unbeweglichem Antlitz, die Beine gekreuzt — so wie er allgemein dargestellt zu werden pflegt, ist allbekannt. Nur die Lage der Hände ist verschieden, je nachdem sie seine Thätigkeit als predigender, barmherziger, oder in philosophische Betrachtungen versunkener Gott charakterisirt [3]). Diese Gestalt ist ein Idealtypus, in welchem das Wesen des Shakya-Muni Ausdruck erhält und derselbe wird fast unverändert zur Darstellung des Amitabha benutzt, des ersten der sogenannten Dhyani-Buddhas, dessen Anbetung in den Tempeln als Erlöser der Menschen ebenso allgemein ist, wie der Cultus des Shakya-Muni. Das Museum besitzt ausserdem ein paar seltene Figuren, in welchen der Religionsstifter, der Mensch Shakya-Muni uns in höchst realistischer Behandlung entgegentritt. Dies ist z. B. der Fall mit jenen kleinen Statuetten, die ihn als Kind zeigen, und in noch höherem Grade mit den bildlichen Darstellungen des bussfertigen Buddha. Eine vorzügliche Bronzefigur aus dem vorigen Jahrhundert stellt den Religionsstifter dar nach seiner Askese, abgezehrt und fast zum Skelet abgemagert,

[1] Annales du Musée Guimet, XI, Pl. 1.

[2] Annales du Musée Guimet, IV, Pl. VI.

[3] Ueber die Legende des Kuang-ti vgl. a. a. O. XI. S. 96 ff. (Pl. III—V.)

[1] a. a. O. XI, Pl. VII.

[2] a. a. O. S. 174, Pl. IX.

[3] Millouë: Catalogue du Musée Guimet, Lyon 1883, S. 64

mit langem schmalen Antlitz, das von kurzen wohlgeordneten Locken umgeben ist — eine ausserordentlich ausdrucksvolle Figur.

Neben Shakya-Muni und Amitabha erfreut sich der Heilige Kuan-yin in China und Japan der grössten Popularität. Er ist der erste der sogenannten Dhyani-Boddhisatvas, die nicht wie die übrigen Boddhisatva Gläubige sind, die durch ihr Leben den höchsten Grad von Heiligkeit erlangt haben, sondern geistige Söhne der Dhyani-Buddhas, von diesen geschaffen, um die Welt zu leiten und zu beschützen [1]). Um die Schöpfung zu erlösen, hat sich Kuan-yin 33mal als Mann, Weib und Thier incarnirt.

In China hat der Cultus dieses Boddhisatva, der in Thibet und in der Mongolei allgemein verehrt wird, eine besondere Form angenommen, indem diese ursprünglich männliche Gottheit in weiter Verbreitung als Göttin verehrt wird, in Folge einer Vermischung mit der älteren taoistischen Göttin Tien-heu, einer Jungfrau, die wegen ihrer Tugend und Heiligkeit in den Himmel aufgenommen wurde und den Beinamen „Herrscherin des Himmels“ erhielt [2]). In China wird Kuan-yin jetzt sowohl von Taoisten wie Buddhisten in dieser Gestalt als Göttin der Barmherzigkeit verehrt und besonders von Frauen angerufen. Das Bild dieser Göttin mit einem Kinde auf dem Arm [3]) ist in allen ethnographischen Museen wohlbekannt. Nach Milloué's Erklärung ist dies Kind Zen-zaï ein Dämon, der, nachdem er durch Kuan-yin bekehrt worden, der eifrigste Verehrer des Buddhismus wurde; nach Groot dahingegen nur ein Attribut der Göttin in ihrem Charakter als Patronin unfruchtbarer Frauen. Diese Gruppe wurde früher als Nachbildung eines Madonnenbildes aufgefasst, und die Aehnlichkeit lässt sich allerdings nicht leugnen; allein abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, dass die Chinesen eines ihrer populärsten Idole sollten einer fremden Religion entlehnt haben, die so geringen und so kurzen Einfluss im Lande geübt wie das Christenthum, findet die Darstellung genügende Erklärung in der buddhistischen Legende, und das Wesen der Göttin, wie auch die Uebereinstimmung beider Darstellungen sind in Wirklichkeit nicht auffallender, als alle übrigen Analogien in dem katholischen und buddhistischen Cultus. De Groot bringt in seiner lehrreichen Schrift über die Jahresfeste in Emoui den Beweis, dass Kuan-yin in China fast ohne Ausnahme als Frau verehrt wird [1]). Im Museum Guimet ist dahingegen eine Reihe von Darstellungen des Heiligen als männliche aufgefasst und beschrieben; in diesen würde also die Darstellung Kuan-yin's als Boddhisatva festgehalten sein [2]). Die Gesichtszüge geben keine sichere Auskunft über das Geschlecht, sie können sowohl als männlich wie weiblich aufgefasst werden. Kuan-yin ist hier nämlich als eine junge, bartlose Gottheit dargestellt, mit sanftem, unbeweglichem Antlitz, mit dem allsehenden Auge auf der Stirne, das mit einem Blick das Weltall überschaut, und öfters mit geschlossenen Augen [3]). Stellung und Ausdruck zeigen grosse Aehnlichkeit mit Shakya-Munis, aber die Bilder Kuan-yin's sind kenntlich an der fünfzackigen Boddhisatvakrone mit der Buddhafigur oder der Vase vorn und mit dem Schmuck yinglo auf der Brust, beides Attribute der Boddhisatva. Ist die Figur sitzend dargestellt, ist sie öfters von zwei Schülern, einem männlichen und einem weiblichen begleitet, während das Fabelthier Kaï-tchi in Gestalt eines Drachens auf dem Sockel abgebildet ist und zu beiden Seiten zwei Zweige mit einer Vase und einem Vogel angebracht sind. Bisweilen hat der Heilige mehrere Arme, wie z. B. im Museum Guimet drei hübsche und interessante Statuetten von Bronze und vergoldetem Holz aus dem 17.—18. Jahrhundert ihn mit 16—18 Armen darstellen [4]).

Der Cultus des Shakya-Muni und besonders der niederen Gottheiten Amitabha und Kuan-yin beherrscht den ganzen chinesischen Buddhismus und ausser ihren bildlichen Darstellungen gibt es überhaupt keine solchen, welche der Götterwelt dieser Religion angehören. Um so zahlreicher sind die Bilder der legendarischen Gestalten, unter welchen besonders die sogenannten Lohans — die 500 ersten Schüler Buddha's — häufig vertreten sind, die eine ähnliche Rolle spielen wie die taoistischen Senninen. Von einer besonderen Ehrerbietung zeugen diese Darstellungen nicht. Sie erscheinen meistens als muntere wohlzufriedene Bonzen mit einem vorherrschend materiellen Ausdruck.

Zu den Lohans muss auch Pu-taï gerechnet werden. Ursprünglich ein chinesischer Priester unter der Dynastie Liang, berühmt durch seine Heiligkeit und Weisheit, wurde er unter die Götter aufge-

[1] Milloué a. a. O. XXXV.

[2]) Milloué a. a. O. 139, 384.

[3]) Annales du Musée Guimet XI, Pl. XII.

[1]) a. a. O. XI, S. 186.

[2]) Milloué a. a. O. S. 84 ff.

[3]) Annales du Musée Guimet XI. Pl. XI, XIV.

[4]) Annales du Musée Guimet XI. Pl. XIII.

nommen und das Symbol des Glückes und der Zufriedenheit im Leben und als solches vielleicht die populärste Figur in China. Sowohl unter den Taoisten wie unter den Buddhisten trifft man unzählige Darstellungen des kleinen Mannes mit dem dicken Bauch und dem vergnügten Gesicht, entweder auf dem Sacke ruhend, der seine Gaben für die Menschen enthält, oder diesen von ihm unzertrennlichen Begleiter unter dem Arm tragend — ein redender Ausdruck für die Seite des menschlichen Lebens, die er repräsentirt. Einen Gegensatz zu ihm bildet der erste Apostel des Buddhismus in China, Dharmaraja, von den Chinesen Tamo genannt, der als kleiner Mann von stämmigem Wuchs im priesterlichen Gewand, mit hässlichen, fast dämonischen Zügen und finsterem Ausdruck dargestellt wird. Diese Figuren sind selten im Museum: die wenigen vorhandenen zeigen ihn barfuss; in der Hand trägt er einen seiner Schuhe; den zweiten hatte er der Sage zufolge im Grabe vergessen, als er demselben entstieg und nach Indien zurückkehrte [1]).

Japan. In Japan ist die Vereinigung der beiden Hauptreligionen des Landes, des Shintoismus und Buddhismus noch weiter gediehen als in China, besonders durch den Compromiss, welchen Kobo-Daïshi (im 9. Jahrhundert) zu Stande brachte, indem er nachwies, dass die beiden Religionen im Grunde nur verschiedenartige Offenbarungen derselben Gottheit seien. Deshalb verehrt ein jeder die Götter, für die er besondere Vorliebe hat, gleichviel, ob sie japanischen oder indischen Ursprunges sind, und mancher gottesfürchtige Mann weiht seinen Cultus abwechselnd den Kamien oder den fremden Göttern [2]).

Ein Gang durch das Museum Guimet genügt, um einen lebhaften Eindruck davon zu empfangen, wie weit diese Verschmelzung gediehen ist, oder richtiger, um zu lernen, in welcher Ausdehnung der Buddhismus die Götter und Heroen der ursprünglichen Religion in sein Pantheon aufgenommen hat. Die Darstellung des japanischen Buddhismus ist in dem Museum in Betreff der meisten Secten vollständig.

Der eigentliche Shintoismus kennt keine Idole. In dem kahlen Tempel steht der einfache Altar mit dem Schwerte, dem Spiegel und dem sogenannten Gohei. Erstgenanntes bildet das Palladium des japanischen Volkes, das heilige Schwert, das die Sonnengöttin ihrem Sohneskinde verlieh, der Spiegel ist eine Nachbildung desjenigen, welchen die Göttin ihren Nachkommen mitgab, auf dass sie in demselben stets die Seele der Mutter erblickten und die Wahrheit fänden, während die Gohei, eine Anzahl weisser Papierstreifen, die auf besondere Art gefaltet und an einen hölzernen Stab befestigt sind, ursprünglich nichts anderes als einen einfachen Staubwedel im Tempel bildeten, der später gebraucht wurde, um während des Gebetes die Unreinheiten aus der Luft zu entfernen und schliesslich als ein Symbol der Reinheit der Gottheit auf den Altar gestellt wurde.

Erst nach der Einführung des Buddhismus in Japan hat eine shintoistische Secte einige der untergeordneten Kami dargestellt, nämlich die Götter, Heroen und göttlichen Kaiser, deren Cultus die eigentliche Grundlage der Religion, die Anbetung der Sonne und der Naturkräfte beim Volk in Vergessenheit gerathen liess. Aber diese Secte ist nunmehr officiell verboten, und von den Figuren, die sie geschaffen, werden jetzt nur einige wenige von den Shintoisten verehrt. Am häufigsten begegnet man unter denselben Inari, dem Gott des Reichthums.

Dahingegen haben alle Götter des alten volksthümlichen Glaubens in dem Buddhismus Platz gefunden und bilden mit den indischen Göttern zusammen eine Religion, die in ihrer fetischistischen Form von den spiritualistischen Ideen, die Buddha gepredigt, durchaus verschieden ist.

Eine jede der sechs Secten, in die der japanische Buddhismus zerfällt, tritt im Museum in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auf, indem sie durch Idole und Cultusgegenstände erläutert wird. Unter letzteren befindet sich das sogenannte Mandara, eine Darstellung des Pantheons der Secte, welches uns die von derselben verehrten Gottheiten kennen lehrt. Eines der charakteristischsten dieser Mandara ist dasjenige, welches in der Mitte des japanischen Saales im Museum aufgestellt ist, eine Gruppe grosser Figuren, getreue Copien in Originalgrösse von neunzehn der thätigsten Buddhas, die Kobo-Daïschi in einem Tempel in Kioto aufgestellt hat [1]). Es veranschaulicht in lehrreicher Weise, wie das Wirken der göttlichen Kräfte in der Welt und die Art, auf welche Buddha die Menschen zu erlösen sucht, von der Secte Sin-gon aufgefasst wird. Das Mandara

[1]) Milloué a. a. O. S. 264.

[2]) Bousquet: Le Japon de nos jours, II, 95.

[1]) Milloué a. a. O. 203.

ist in drei Gruppen getheilt. In der mittleren thront in erhabener Ruhe der oberste Buddha Daï-Niti-Niuraï, der alles inspirirt und dessen erhobener Zeigefinger ein Symbol der Vernunft ist, welche die durch die fünf Finger der linken Hand symbolisirten fünf Elemente durchdringt und beherrscht. Er ist die buddhistische Vollendung. Um ihn gruppiren sich 4 grössere und 4 kleinere Figuren, die unmittelbaren und secundären Emanationen seines Wesens. Erstere stellen seine Tugenden dar, verkörpert durch ewig contemplative Wesen, welche die menschlichen Buddhas inspiriren und den indischen Dhyani-Buddhas entsprechen. Die anderen, kleineren Figuren sind Wesen niederen Ranges, die auf Erden gelebt haben und denen obliegt, die oberste Gottheit im Himmel zu unterstützen. Wie alle buddhistischen Götterbilder, haben auch diese Figuren einen fast leblosen Ausdruck und sitzen in Nachdenken versunken; nur die Hände, die in der Symbolik eine so grosse Rolle spielen, verleihen dem göttlichen Walten in jedem einzelnen Fall Ausdruck.

Die Gruppe zur Rechten besteht in fünf kleineren Figuren, die, wie man glaubt, alle von den Gottheiten in der Mitte inspirirt werden. Sie stellen die sogenannten Bousats dar, Wesen, die selbst Buddhas geworden, aber freiwillig zur Erde niedergestiegen sind, um die Menschen zu erlösen, bevor sie der ewigen Ruhe Nirvanas geniessen. Sie sind keine directen Emanationen des Daï-Niti-Niuraï und der Dhyani-Buddhas, sondern nur von ihnen inspirirt und entsprechen demnach den indischen Boddhisatvas und trachten wie diese danach, die Menschen durch Milde und Ueberredung zu bekehren. Ihr Ausdruck ist mit ihrer Thätigkeit im Einklang: auf ihrem Antlitz liegt die gewöhnliche erhabene Ruhe, aber die ausdrucksvollen Hände bezeichnen Friede und Liebe.

Die Gruppe zur Linken entspricht in Betreff der Anzahl und Grösse der Figuren der rechten. Sie veranschaulicht die Transformation der Mittelgottheiten als Tembou, Wesen, welche die Erlösung der Menschen durch Gewalt und Furcht herbeizuführen suchen. Daï-niti tritt hier so abschreckend wie möglich auf, nämlich in Gestalt eines Dämons mit verzerrtem Antlitz, mit einem Schwert, um die Leidenschaften niederzuhauen, und einem Tau, um damit die bösen Geister zu binden. Auch die übrigen Dhyani-Buddhas haben in dieser Transformation ähnliche Gestalten, um durch ihr Erscheinen die Menschen davon abzuschrecken, den unrechten Weg zu wandeln. Auch sie sind bewaffnet, um die bösen Anwandlungen mit Gewalt zu bekämpfen.

Das hier beschriebene Mandara ist nur als ein Beispiel gewählt, nicht etwa weil es eine allgemeine Regel bildet. Andere Secten haben andere Formen des höchsten Buddha für ihre Verehrung gewählt, eine einzige stellt sogar das durch eine Holztafel symbolisirte Gesetz über Buddha dar. Allein so verschieden die Secten sind, findet man doch gewisse Gottheiten fast in allen wieder. Unter diesen erscheinen, wie in China, Amida und Kuan-non am häufigsten. Ersterer ist auf einem Lotos stehend und mit einer Glorie um das Haupt als Seelenführer dargestellt, der andere, mit der Boddhisatvakrone geschmückt, sitzt in Gedanken versunken, in einer Lotosblüthe. Eine grosse Anzahl von Göttern sind ursprünglich brahmanisch; sie sind in den Buddhismus aufgenommen, aber selbstverständlich den höchsten Wesen dieser Religion untergeordnet. Brahma selbst, eine Figur mit vier Köpfen und vier Armen, von denen der eine eine Lanze trägt, die anderen drei Schlangen halten, ist der Erhalter der Welt und Herrscher in einem der Paradiese des Buddhismus geworden. Seine Gattin, Sarasvati, wird wie in Indien unter dem Namen Ben-ten als Göttin der Liebe, der Schönheit und der Musik verehrt. Garuda, der auch in Japan mit einem Vogelkopf dargestellt wird, wird als König der Vögel verehrt, der die Fähigkeit verleiht, Wunder zu verrichten. Eine grosse Rolle spielt auch der indische Gott Yemma, der Beherrscher der Unterwelt. Er wird als ein Wesen mit dämonischen Zügen abgebildet, der im chinesischen Königsornat, das Scepter in der Hand, an einem Tische sitzt; vor ihm liegt das Buch aufgeschlagen, in welchem der Lebensweg jedes Menschen aufgezeichnet ist. Sobald das Leben zu Ende, wird die Seele in die Unterwelt geführt, und in dem vor dem Richter stehenden Spiegel sieht der Verstorbene seine Handlungen vorüberziehen. Das Ergebniss der Wägung auf der verhängnissvollen Wagschale ist massgebend für das Urtheil Yemma's, ob die Seele, wenn sie tugendhaft gewesen, als Geist, Gott oder Boddhisatva wiedergeboren werden soll, oder in welcher Abtheilung der Unterwelt sie ihren Platz erhält, falls sie schuldig befunden worden. Wie es in der Hölle aussieht, lehrt ein vortrefflicher Kakemono des Museums, der in einer Reihe abschreckender Bilder die Strafen der Sünder in den verschiedenen Abtheilungen der Unterwelt vorführt. Bilder, die in ihrer naiven Ausführung ein würdiges

Seitenstück zu den Darstellungen des jüngsten Tages unserer Gothik bilden.

Während die hier genannten Gottheiten und noch einige andere aus dem Brahmanismus aufgenommen worden, findet man in dem buddhistischen Pantheon mehrere Götterfiguren einheimischen japanischen Ursprunges, die ausschliesslich mit dem Buddhismus verbunden sind. Unter diesen ist Jiso der populärste, ein Boddhisatva, der den Himmel verlassen hat und zur Erde niedergestiegen und Fleisch geworden ist in der Gestalt eines Priesters, um die Kranken zu heilen und die Seelen zu erlösen. Seine eigentliche Aufgabe ist es, die kleinen Kinder aus der Hölle zu befreien, wohin sie gekommen wegen der Sünden, die sie in einem früheren Dasein begangen haben. Deshalb begegnet man ihm auf allen Darstellungen der buddhistischen Hölle. Das Museum Guimet besitzt mehrere sehr gute Statuetten von ihm, die ihn als älteren Mann zeigen mit freundlichem, aber unbeweglichem Gesicht, in der einen Hand einen Bettelstab, in der andern die Schale von kostbarem Gestein. Allgemein wird auch ein alter Mann mit höchst zufriedenem Gesichtsausdruck verehrt (Yen-no-guio-dja), ein Asket, welcher die Berge liebte, und den der Volksglaube zum Beschützer der Reisenden gemacht. Er ist stets mit dem Ringstabe, dem Wanderstabe und einem Paar ungeheurer Sandalen dargestellt.

Gemischten Ursprunges sind die sieben sogen. Glücksgötter, die unter sämmtlichen japanischen Gottheiten der grössten Popularität geniessen. Sie sind gewissermassen ein Seitenstück zu den acht Unsterblichen in China, doch werden sie nicht mit demselben Ernst betrachtet. Jeder für sich ist ursprünglich eine ehrwürdige Gottheit, deren Wiege in Indien und China gestanden: aber durch den Einfall eines Künstlers zu einer Schaar vereinigt, sind sie häufiger eine Zielscheibe der Ausgelassenheiten der Japaner, als Gegenstand ihrer Ehrerbietung. Desungeachtet befindet sich unter ihnen eine so hohe Gottheit wie der alte Fuku-roku-dju, dessen Name allein das Glück in allen seinen Formen bedeutet: Ansehen, Reichthum, langes Leben — und dessen unverhältnissmässig hohe Stirn die höchste Weisheit umschliesst. In Zeichnungen, auf Lackarbeiten, in Figuren von Porzellan, Holz und Elfenbein wird er mit seinem Stock und Buch oder in Begleitung des Kranichs in den groteskesten Stellungen und Formen dargestellt. Nicht besser als ihm geht es seinen Genossen. Das Museum Guimet besitzt eine köstliche Sammlung dieser Götterfiguren, in welchen die Künstler ihrer Laune die Zügel schiessen liessen. Besondere Lieblinge des Volkes und stete Zielscheibe für ihren Uebermuth sind der Gott der Zufriedenheit, der immer fröhliche Hotei mit seinem dicken Bäuchlein und seinem Sack, und Dai-koku, der Gott des Reichthums, mit seinem Reissack und dem Berghammer, mit dem er die Schätze aus dem Schooss der Erde hervorholt. Aber auch die übrigen bleiben nicht unverschont. Yebis, den Gott des Handels und der Fischerei, den einzigen schintoistischen Gott in der ganzen Versammlung, den Himmelskönig Bishamon, die zitherspielende Ben-ten und den ehrwürdigen alten Dju-ro-djin mit seinem Hirsche, sieht man oft in Situationen, die sich für göttliche Wesen wenig ziemen. Diesen Göttern schliesst sich eine Reihe legendarischer Personen und Rakans, Schüler Buddha's, an, in Figuren und Malereien dargestellt, unter welchen fünf Gemälde aus einem Tempel bei Tokio zu den grössten Schätzen des Museums gehören.

So verlockend es wäre, länger in diesem unvergleichlichen Museum zu verweilen, gestattet doch der begrenzte Raum dieser Blätter kein tieferes Eingehen auf diesen interessanten Stoff. Man verlässt die Räume voll Bewunderung für den Ernst und die Energie, womit dort gearbeitet ist, um Licht über völlig dunkle, schwierige Gebiete zu bringen, und mit tiefer Hochachtung vor dem Manne, dessen Liebe zur Wissenschaft ein Institut geschaffen hat, das durch seine grossartige Anlage dem Studium der Religionen einen neuen überaus reichen Stoff zu Gebote stellt. Es war ein glücklicher Gedanke von Emil Guimet und zugleich ein neuer Beweis von seinem Interesse für die von ihm angeregte Sache, dass er sein Museum dem Staate Frankreich als Geschenk überwiesen. In Paris, wo es leichter zugänglich ist als in Lyon, wird es erst seinen vollen Nutzen schaffen und in Verbindung mit der sich dem Museum anschliessenden orientalischen Schule Sinn und Interesse für Religionsstudien auch in weiteren Kreisen wecken. —

Hiermit ist unsere Umschau beendigt. Obgleich nur das Hauptsächliche berührt worden und Manches, was eines ausführlichen Berichtes bedurft hätte, nur kurz erwähnt werden konnte, wird doch aus dem Vorhergehenden so viel zu Tage treten, dass das Resultat des energischen Sammelns in den letztverflossenen Jahren ein weit grösseres ist, als man bei dem Beginn des systematischen Sammelns in

grösserem Maassstabe zu erwarten berechtigt war. Aus verschiedenen ethnographischen Gebieten liegen Sammlungen vor, die allen Anforderungen in Betreff der Vollständigkeit und correcter Bestimmungen genügen; grösser ist die Zahl derer, von welchen ein Material vorhanden, das, wenngleich nicht erschöpfend, doch genügt, die Grundzüge der Cultur der verschiedenen Völkergruppen deutlich erkennen zu lassen. Aber noch ist manche Lücke zu füllen. Nach einigen Richtungen wird man niemals weiter kommen, als man jetzt gelangt ist. Aber ringsum in der Welt, in allen fremden Welttheilen treten die Europäer mit immer neuen Völkern in Verbindung und bei dem jetzt geweckten lebhaften Sinn für ethnologische Beobachtungen wird jede neue Forschungsreise durch das heimgebrachte, mit Sorgfalt gewählte Studienmaterial die Museen ihrem angestrebten Ziel um einen Schritt näher bringen.

Es ist in vorstehenden Blättern ausschliesslich von dem Material in den ethnographischen Museen die Rede gewesen und von dem Eifer, der beim Einsammeln desselben entfaltet worden; der zweiten ihnen obliegenden Hauptaufgabe, der inneren Ordnung und der Classification der Sammlungen ist gar nicht gedacht worden. Für eine gründliche Prüfung der in dieser Beziehung massgebenden Principien ist der Raum hier zu knapp bemessen, doch können wir die oft discutirte Frage nicht ganz mit Stillschweigen übergehen und erlauben uns zum Schluss einige darauf bezügliche Bemerkungen anzufügen.

Für die Ordnung eines ethnographischen Museums sind zwei verschiedene Systeme in Vorschlag gebracht; eines, das man das sociologische nennen könnte, und das ethnographische. Das erstgenannte hatte seinen wärmsten Fürsprecher in Jomard. Seine Idee war die Schöpfung eines Museums, das die primitiveren Stadien in der Entwicklung des Menschengeschlechtes auf allen Gebieten des geselligen Lebens veranschaulichen würde. Das Material sollte deshalb nicht nach seinem ethnologischen Ursprunge, sondern nach der Art der Gegenstände geordnet werden, so dass Alles, was von gleicher Beschaffenheit war und dieselbe Nutzanwendung hatte, zu Hauptgruppen vereinigt würde. Die Unterabtheilungen sollten geographisch zusammengestellt werden und die ethnischen Unterschiede vorführen. „En étudiant et en suivant une telle collection, depuis son commencement jusqu'à sa fin, l'on aurait sous les yeux un tableau successif et progressif de l'industrie de l'homme depuis ses besoins les plus impérieux jusqu'aux développements du luxe“ [1]).

Jomard's weitere Ausführung dieser Grundidee ist höchst anziehend. Der natürlichen Entwicklung folgend, will er mit den Gruppen solcher Gegenstände beginnen, die für die ersten Bedürfnisse des Menschen unentbehrlich sind, — Geräthe für Jagd, Fischfang, Ackerbau etc. — alsdann Kleidung, Wohnung, Hausgeräth, Krieg, Kunst und Wissenschaft folgen lassen und abschliessen mit den Gruppen, welche Sitte und Brauch und Religion beleuchten. Nichtsdestoweniger erweist sich dieser Plan in seiner Gesammtheit schon deshalb als total verfehlt, weil er das, was in einem ethnographischen Museum die Hauptgruppen bilden soll, für die Unterabtheilungen verwenden will, und umgekehrt. Das ethnologische Gesammtbild wird in lauter Einzelheiten aufgelöst: durch die Ordnung nach ihrer Art und Bestimmung werden die Gegenstände aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgerissen und verlieren dadurch den Hintergrund, der für das Verständniss unbedingt nöthig ist. Auf jeder Culturstufe besteht zwischen den verschiedenen Lebensäusserungen eines Volkes ein innerer Zusammenhang, zwar nicht die „Harmonie“, kraft derer man von der Entwicklung auf einem Gebiete auf eine gleichartige Erscheinung auf einem anderen geschlossen hat, wohl aber ein Zusammenhang, der durch viele verschiedene Umstände, wie Klima, Naturverhältnisse, geistige Entwicklung, Beziehungen nach auswärts u. s. w. bedingt ist, und diesen Zusammenhang darf man in einem Museum um des Verständnisses einer bestimmten Entwicklungsstufe willen nicht stören. Die einzelnen Arten von Gegenständen können zwar, auch wenn sie von dem ethnographischen Ganzen losgetrennt sind, für das Studium der Geschichte, der Industrie und Technik ihre Bedeutung bewahren, aber sie verlieren ihren Werth für das Studium des Volkes. In einem ethnographischen Museum lässt sich nicht trennen, was ethnographisch zusammengehört.

Das zweite Princip für die innere Ordnung eines Museums ist das rein ethnographische, welches schon von Siebold in seinem Antwortschreiben an Jomard befürwortet wurde [2]). Das System, welches die Vereinigung aller Gegenstände von demselben Volksstamm fordert und die einzelnen Stämme je nach ihrer Verwandtschaft zu ethnologischen Gruppen

[1]) Lettre à M. Ph. Fr. de Siebold, S. 10.

[2]) Sur l'utilité des Musées ethnographiques. S. 16.

zusammenfügt, ist an und für sich ein so einfaches, natürliches, dass es nunmehr allgemein adoptirt ist. Die mehr oder minder werthlosen Systeme hinsichtlich der Verwandtschaft der ganzen Menschheit, die früher in der Ethnographie eine so grosse Rolle spielten, sind jetzt aufgegeben. Auf streng inductivem Wege sucht man den wissenschaftlichen Bau auf den Grund sorgfältiger Untersuchungen der einzelnen Stämme und Völkergruppen aufzuführen, in richtiger Erkenntniss, dass man nur allmälig, je nachdem die anthropologische und ethnographische Arbeit fortschreitet, die Lösung der Probleme bezüglich der inneren Verwandtschaft der Völker werde erzielen können. In gleicher Weise sucht man eine Grundlage für ein wissenschaftliches Studium der Culturgeschichte zu gewinnen. An Theorien über die Entwicklung des Menschengeschlechtes in materieller und intellectueller Beziehung, über Fortschritt und Rückschritt bei primitiven Völkern, hat es niemals gefehlt; aber auch hier lässt sich ein sicheres Resultat nur auf inductivem Wege erlangen und es erfordert zahllose Detailuntersuchungen, bevor man die von der Ethnologie angestrebte Totalauffassung gewinnen wird. Unter diesen Umständen erweist sich die Anordnung eines Museums nach dem ethnographischen Princip als die einzig brauchbare. Sie gewährt keine Lösung grosser Fragen, sie gibt keine Resultate von zweifelhaftem Werth, aber sie gewährt, was man von jeder beschreibenden Behandlung der Ethnographie fordert, ein Material, das durch die Art seiner Gruppirung möglichst leicht zugänglich wird für Untersuchungen und dieselben möglichst fördert.

Auf diese Weise allein wird das Museum im Stande sein, die verschiedenen Culturzustände, so wie sie bei den einzelnen Völkern zur Erscheinung kommen, an's Licht zu ziehen, und indem es die Hauptstämme zusammenhält, ein Bild von der verschiedenartigen Entwicklung innerhalb dieser oder jener Völkergruppe zu liefern. Alle wichtigeren europäischen Museen haben ihrer inneren Ordnung das ethnographische Princip zu Grunde gelegt, aber in der Durchführung desselben sind nicht alle gleich glücklich gewesen. Es gibt noch jetzt Sammlungen, wo Zufälligkeiten stark mitspielen, und diese zeigen deutlich, wie nothwendig die Consequenz in dieser Hinsicht ist, wenn das Museum nicht zu einem blossen Speicher herabsinken soll.

Für ein grosses Museum ist aber die Durchführung einer Aufstellung innerhalb der ethnographischen Umrahmung allein nicht ausreichend. Zu Gunsten der Uebersichtlichkeit müssen eine Anzahl Unterabtheilungen geschaffen werden für die nothwendige Detailgruppirung des Materiales. Hier sind die Anforderungen dieselben, die man an ein wohlgeordnetes culturhistorisches Museum stellt, dass man nämlich das, was zusammengehört, nicht trennen darf. Innerhalb der einzelnen Völkergruppen mögen Gegenstände gleicher Art und gleicher Nutzanwendung zu Gruppen vereinigt werden, die für sich allein eine Seite des menschlichen Lebens und Schaffens beleuchten, und mit einander eine übersichtliche, wohlgegliederte Darstellung von den Zuständen eines Volkes geben. Und für eine derartige Gruppirung gibt es keine bessere Grundlage als den Plan Jomard's. Seine Hauptgruppen bilden in ihrer natürlichen Begrenzung und systematischen Zusammenstellung vorzügliche Unterabtheilungen in einem ethnographisch geordneten Museum. Sie bedingen eine Eintheilung des Materials, wodurch dieses zu einem durch mannigfache Abstufung des Colorits ausgezeichneten Bilde der verschiedenen Völkerschaften sich zusammenfügt, indem es alle Lebensgebiete darstellt, von den ersten Anfängen des Schaffens, der Sicherstellung der Lebensbedingungen bis zu den höheren Functionen des Gemeindelebens.

Eine solche Ordnung ist jedoch noch keineswegs in allen Museen durchgeführt. Das India Museum, das Museum in Leyden und das Museum im Trocadero sind ausser demjenigen zu Kopenhagen die einzigen, welche eine detaillirte Classification ihrer Sammlungen vollzogen haben. Selbst in fertig aufgestellten Museen, wie das British Museum und die Museen in Rom und München, scheint man für die Bedeutung derselben das Auge noch nicht geöffnet zu haben und in den deutschen Museen, deren Neuordnung gerade jetzt vor sich geht, ist man noch nicht so weit mit der Arbeit vorgeschritten. Es ist dies eine wichtige Aufgabe, die erst in befriedigender Weise gelöst werden kann, wenn die Durcharbeitung des kolossalen, in stetem Wachsen begriffenen Materials einst beendigt sein wird. Erst dann werden die Museen auch hinsichtlich ihrer Ordnung und Aufstellung den Platz einnehmen, der ihnen ihrem Inhalte nach gebührt.

Das Schamanentum der Jakuten.

Nach dem Russischen des V. L. Priklonskij

von

Dr. Friedrich S. Krauss.

Vorbemerkung.

In den Mittheilungen unserer Wiener Anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1886 widmete ich Priklonskij's Arbeit [1]) eine Anzeige, in welcher ich die besondere Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf die wichtigen und werthvollen Angaben der Schrift zu lenken bemüht war. In Anbetracht der grossen Bedeutung dieses eigenartigen und seltenen Materials und in der Absicht, dasselbe der deutschen Wissenschaft zugänglich zu machen, ertheilte mir unser Präsident den ehrenvollen Auftrag, das Werkchen zu verdeutschen.

Zu meiner damaligen Anpreisung der Schrift brauche ich jetzt umsoweniger etwas hinzuzufügen, als sich ja der Leser nun selber darüber ein Urtheil wird bilden können. Bemerken muss ich nur noch, dass Priklonskij hier auch die einschlägige ältere, für uns Westeuropäer so gut wie unzugängliche sibirische Literatur mit reifem Sachverständniss und gutem Geschmack zu verwerthen gewusst hat, dass er also nicht ausschliesslich eigene Beobachtungen mittheilt. Von seinen sibirischen Correspondenten verdient der Lehrer Priuzov namentliche Erwähnung. Von Priklonskij's eigenen Betrachtungen und Erwägungen durfte ich nur wenige aufnehmen. Ueber das Schamanentum ist schon so viel geschrieben worden, dass man die daran sich anknüpfenden Fragen in unserem Falle entweder gar nicht oder in einer weit ausführlicheren Weise, als dies bei Priklonskij geschehen, behandeln muss.

Als Uebersetzer nahm ich mir die Freiheit, unter Anderem manchen veralteten Ausdruck Priklonskij's, dem Stande unserer Forschung gemäss richtigzustellen. Wenn ich späterhin im Einzelnen darauf nicht mehr aufmerksam mache, so geschieht dies aus dem Grunde, weil man einem Manne, der uns so viel Neues und Gutes darbietet, mit kleinlich erscheinenden Nörgeleien nicht zusetzen soll.

Die Darstellung im Originale ist klar, schmucklos und meist sachlich gehalten, nur zuweilen ist die Satzfügung wegen mancher sibirisch-russischer Eigenthümlichkeiten schwerer verständlich, doch immerhin verständlich.

Bei der Umschreibung der jakutischen Worte und Wendungen der Vorlage aus der cyrillischen in die Lateinschrift hielt ich es für angezeigt, die russische Lautbezeichnung genau beizubehalten. Die richtige Wiedergabe der mir sonst fremden jakutischen Lautwerthe kann ich weiter nicht verbürgen.

Krauss.

Die religiöse Anschauungsweise. Der Naturmensch ist seiner Auffassung nach durch und durch Materialist; abstracte Begriffe sind für seinen Verstand unerreichbar. Beim Naturmenschen geniessen göttliche Wesen nur so lange ein Ansehen, als sie ihm einen materiellen Nutzen gewähren. Die Geschichte ist überreich an Beispielen, dass verlorene Schlachten der Beweggrund zur Lossagung von den früheren Gottheiten gewesen. Die alten Gottheiten haben ihre Hilfe versagt, folglich und selbstverständlich muss man sich neue suchen, — das ist die Logik des Naturmenschen. So mancher von uns hatte schon Gelegenheit zu hören, dass die Mongolen nach einem glücklichen Ausgang einer Unternehmung ihren Idolen den Mund mit Speisen zu bestreichen pflegen, im Falle eines Misserfolges aber eben diese Idole mit Ruthen durchschmitzen.

Sobald wir uns mit dem Gesichtspunkte vertraut machen, dass der Nichtculturmensch seine Gottheiten nur insoweit schätze, als sie ihm Nutzen bringen, so wird es klar, dass im Falle einer Erschütterung der Autorität der betreffenden Gottheiten die dogma-

[1]) In den: „Izvestija vostočno-sibirskago otdjela imperatorskago russkago geografičeskago obščestva". Tom XVII. Nr. 1—2. Irkutsk. 1886.

tische Seite der religiösen Anschauung und Lehre des Naturmenschen eine unvergleichlich stärkere Einbusse als die praktische erleiden müsse.

Die Zertrümmerung des jakutischen Staatswesens durch eine Handvoll kühner Ankömmlinge und die Reihe administrativer Massnahmen, welche von den altgläubigen Eroberern ergriffen wurden, mussten schliesslich in den Augen der Jakuten die Bedeutung ihrer alten einheimischen Gottheiten gewaltig tief sinken lassen. Sie begannen der Vergessenheit anheimzufallen. Die Thätigkeit der Missionäre war diesem Umschwung der Dinge nur förderlich.

Daher sind die Gottheiten wirklich fast ganz vergessen worden. „Ich kann nicht umhin, zu bemerken", sagt Middendorf, „dass ich auf Fragen über die Eigenthümlichkeiten verschiedener Geister und deren besondere Namen von meinen Leuten keine näheren Aufklärungen erhalten konnte, bis sie mir erst auf stärkeres Eindringen erklärten, einst sei es so gewesen. Die ehemals besser entwickelte Religionslehre ist eben in Vergessenheit gerathen. Vor mir zeigten sich nur mehr Bruchstücke, Trümmer einer früher bestandenen Lehre." Die gegenwärtigen Vorstellungen von den Gottheiten, sagt beiläufig dreissig Jahre später Theodor Solovjev in seiner Abhandlung: „Die Ueberreste des Heidentums bei den Jakuten", sind mit christlichen Begriffen durchmengt. Der christliche Monotheismus dient nun als Grundlage allen ihren Vorstellungen. Der gegenwärtige Zustand stellt allem Anschein nach die letzte Phase des sich auslebenden Schamanentums dar.

Indessen sind die Lebensbedingungen der Jakuten auch nach ihrer Unterwerfung unter russische Botmässigkeit beinahe dieselben wie ehedem geblieben. Es ist immer noch dieselbe Unsicherheit der Existenz: dieselben ungenügenden gesundheitlichen Daseinsbedingungen bestehen noch immer so für die Menschen als für die Thiere. Die Opferpriester aber haben noch immer und überall in sich vereinigt die Stellung und die Pflichten von Religionswahrern, Aerzten und Wahrsagern (Propheten).

Aus Mangel an geschulten Aerzten musste der Jakute im Nothfalle, selbst nachdem er den früheren Glauben an seine Gottheiten verloren, nach altem Brauche bei jeder Gelegenheit, wenn ihm ein Glied seiner Familie oder ein Stück aus seinem Viehstand erkrankte, seine Zuflucht zur Hilfe des Schamanen nehmen. Vereinzelte Fälle von wirklich eingetretenen Heilungen hielten den Glauben an die wunderthätige Kraft der Schamanen aufrecht und verhinderten das Sinken ihrer Autorität.

Bei der vollen Unsicherheit seiner Subsistenzmittel muss den Jakuten selbstverständlich ununterbrochen die Frage in Anspruch nehmen, ob die bevorstehende Jagd oder der Fischfang genug reichlich sein werde, um ihn oder seine Familie mit Nahrung zu versorgen. Behufs Beantwortung dieser Frage meldet sich unter Anerbietung seiner Dienste der Schamane an. Wie sollte ein Mensch auf einer so niedrigen Entwicklungsstufe, der so ganz und gar zum Wunderglauben hinneigt, es versäumen wollen, daraus seinen Nutzen zu ziehen? In Sonderheit wenn furchtbare und unbegreifliche Naturerscheinungen von der Art der Schneestürme oder des Nordlichtes den Naturmenschen ausser Rand und Band bringen und ihn in unablässiger Furcht für sein Leben halten.

Ständige Abgeschiedenheit gestattet es dem Jakuten, sich gewöhnlich in sein Inneres zu vertiefen. Er steht immer da einsam und allein mit seinen Gedanken: daher erscheint es natürlich, dass seine geistige Thätigkeit eine gewaltig angespannte, seine Phantasie erhitzt ist; es zeigt sich der Durst nach Geheimnissvollem, das Bedürfniss nach Mystischem. Dem leisten die Schamanen ausreichend Genüge.

Darnach sucht man den Schamanen auf wegen seiner Eigenschaft als Arzt, Wahrsager und Vertreter geheimnissvoller Kenntnisse, keineswegs aber als Opferpriester oder Theologen. Er selber bemüht sich darin, den Wünschen zuvorzukommen, und nur insofern ist die Nothwendigkeit seiner Existenz inmitten der Bevölkerung ersichtlich, und eben dadurch büsst er allmälig den früheren Charakter eines Priesters ein.

Das Schamanentum und die Bruchstücke vorchristlichen Volksglaubens, über deren Beschaffenheit die Jakuten den wissbegierigen Forschern noch Aufschlüsse ertheilen, repräsentiren mit nichten aus sich heraus zwei vollkommen verschiedene Gebiete religiöser Weltanschauungen der Aboriginer des Jakutenbezirkes, sondern sind blos verschiedene Theile, und zwar die praktische und dogmatische ihrer Religionslehre, und zudem in verschiedenen Stadien ihres Verfalles, — das Schamanentum in geringerem, das Uebrige in grösserem Masse.

Abgesehen von dieser Darlegung haben ja die schamanischen Heilungskünste, Wahrsagungen und dergleichen unablässig ins Leben eingegriffen und mussten nothwendigerweise in ihren Spielarten ein bestimmtes Compromiss mit dem Christentum ein-

gehen, welches mehr oder minder von der Mehrheit der Jakuten angenommen ist, und sich dem Einfluss des Altglaubertums unter gewissen Modificationen unterwerfen. Da der theoretische Theil der früheren Glaubenslehre nicht in unmittelbare Berührung mit dem thatsächlichen Leben tritt, hat er sich in der Form von Ueberlieferungen weitaus in ursprünglicherer Fassung bis auf uns erhalten.

Unter dieser Einwirkung haben die früheren Gottheiten in den schamanischen Mysterien die Wandlung in Teufel oder Geister der Finsterniss durchgemacht. Das ist dieselbe Metamorphose, der sich unsere Rusalki, die Lešije oder Domovje und ebenso (bei den Griechen) Pan unterzogen, indem sie ihre Gestalt dem Teufel des christlichen Glaubens geborgt haben.

Diese Bemerkungen dürften genügen, um gewisse mangelnde Uebereinstimmungen zwischen der Thätigkeit des Schamanen und den zuverlässigen Nachrichten über die ursprünglichen Glaubenslehren der Jakuten aufzuhellen. Ich will an erster Stelle die erstere Frage und dann die letztere behandeln, doch vor Allem der grösseren Klarheit zuliebe gleich jetzt einen kurzen Abriss über das Verhältniss und die Beziehung der Jakuten zum Altglaubertum voranschicken.

* * *

Vermischung schamanischer Vorstellungen mit christlichen. Im Jakutenbezirke sind alle Jakuten, seltene Ausnahmen abgerechnet, nach altgläubigem Ritus getauft oder von altgläubigen Eltern geboren worden, doch dürfte man sich schwerlich für irgend einen altgläubigen Jakuten, ebensowenig als für einen Tungusen oder Jukagiren verbürgen, dass er aufgehört habe an das Schamanentum zu glauben oder dass er zu demselben nimmer seine Zuflucht zu nehmen pflege. Mir selber sind zwei Schamanen persönlich bekannt gewesen, der eine lebte in der Gegend der Stadt Jakutsk, der andere auf der Insel Kytach an der Lena-Mündung, die man beide officiell als Altgläubige betrachtete. Die Aboriginer bekommen selten einen altgläubigen Priester zu Gesicht. Der Priester ist bei der gewaltigen Ausdehnung seines Kirchensprengels, bei der weiten Entfernung und der Zerstreutheit der Aboriginer-Ansiedlungsstätten und in Betracht der aussergewöhnlichen Schwierigkeiten des Reiseverkehres kaum einmal im Laufe des Jahres in der Lage, jeden Altgläubigen zu besuchen, und wenn er ihn schon heimgesucht, kann er auf einem Lagerplatze kaum länger als zwei, drei Tage verweilen, weil er sich tummeln muss, solange die Wege noch halbwegs wegbar sind, seine Bereisung fortzusetzen. Man darf mit der grössten Zuversicht die Behauptung wagen, dass acht Percent von der Aboriginer-Bevölkerung im Leben niemals eine christliche Kirche auch nur gesehen haben. Ja, mir erzählte z. B. Se. Eminenz Dionysius, der ehemalige jakutische Bischof, dass nicht selten Fälle vorgekommen, wo sogar Priester ohne Empfang des heiligen Abendmahles starben, unter Hinterlassung einer Schrift, in der sie vor ihrem Ableben ihre Sünden bereuten.

Unter solchen Verhältnissen mag es Einen durchaus nicht Wunder nehmen, dass die Aboriginer, die man als Christen betrachtet, wohl im vorderen Winkel ihrer Jurte ein Heiligenbild aufgestellt haben, vor welchem stets Wachskerzen aufgepflanzt sind, dennoch aber sich an die Schamanen wenden, in der Anhoffung, durch deren Vermittlung eine Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu erlangen.

Trotz alledem bleibt für mich ein Fall noch dunkel und unaufgeklärt, der sich im Jahre 1880 in der Stadt Jakutsk mit einem Priester zugetragen. Derselbe war nämlich erkrankt und nahm seine Zuflucht zur Hilfe eines Schamanen, indem er durch dessen Mysterien Heilung erwartete. Gewiss will ich es nicht verbürgen, doch soviel ich mich entsinne, hiess die Familie dieses Priesters Porov. Ich bin überzeugt, dass dieser Fall nicht vereinzelt dasteht, vielmehr hat er sich schon wahrscheinlich mehr als einmal wiederholt. Nach solchen Vorkommnissen braucht sich Niemand zu verwundern, wenn der wohlhabende Jakut, der in der Stadt wohnt, fliessend russisch spricht, auch schon Belohnungen für seine Aufopferungen zu Kirchenzwecken, ja selbst für Kirchenbau erhalten, bei jedwedem Missgeschick im Hause, wenn Jemand z. B. erkrankt oder das Vieh hinfällt, die Hilfe des Schamanen in Anspruch nimmt.

Es hält schwer zuzugeben, dass der jakutische Aboriginer, der so conservativ in allen seinen Ueberzeugungen ist, der sich in seinen jahrhundertealten Gebräuchen, Sitten, in seiner Lebensweise nicht geändert hat, gerade in Religionssachen sich zur Nachgiebigkeit leicht verstehen würde. Wenn sich der jakutische Aboriginer nur darum zum Christentum bekehrt, weil die herrschende Classe zu dieser Religion sich bekennt, weil diese Gebieter nur wieder einen Altgläubigen als Wahlberechtigten im Dorfe bestätigen und weil blos für Christen in der Perspective die Hoffnung winkt, einmal einen Orden

(Medaille) von jenem weissen Caren zu bekommen, der irgendwo weit, gar weit in der Welt hausend, so dass man sich es nur schwer vorstellen kann, in einer gläsernen Jurte von ungeheuerem Umfange, auf einem Taburet von Zucker sitzt und ununterbrochen Zucker lutscht; wenn, sage ich, der Aboriginer sich für einen Christen ausgibt, um inmitten der Seinigen Schulze werden zu können, so überzeugen ihn solche praktische Erwägungen keineswegs von der Nothwendigkeit, seinen Glauben an das Schamanentum aufzugeben und nach Massgabe seines seelischen Bedürfnisses sich an ihn zu wenden, umsomehr, als er eine solche Befriedigung im Christentum nicht findet.

Ich erinnere mich sehr wohl, wie einmal ein gewisser Schamane (ein Altgläubiger), den ich glücklich dazu überredet, ein Bittmysterium anzustellen, d. h. ein solches, das man vornimmt, wenn man irgend etwas von den Geistern sich ausbeten will, zuerst in die Jurte hineingegangen ist, sich dreimal andächtig vor den Heiligenbildern bekreuzigt und dann mit dem Rücken zu ihnen gekehrt, draussen vor dem Kamin sich niedergesetzt und angefangen hat seine Geister anzurufen. Doch über dieses Mysterium werde ich weiter unten genauer berichten.

Ich will mich kurz und bündig ausdrücken: An den nördlich von Jakutsk sich hinziehenden Heerstrassen ist kein Hügel, keine Anhöhe, kein einzeln stehender Baum, kein See, kein Fluss und kein Bach, die nicht ihren Schutzgeist hätten. Die hervorragenderen darunter nennt man einfach nur Ebja-chotun (Frau Mütterlein).

Ganz gleich so wie die eingeborenen Jakuten pflegen auch die russischen Handelsleute, um den Geist des Ortes gnädig zu stimmen, Opfer darzubringen. Jeder gibt, was er kann; die einen reissen einen Lappen ab von ihrem Gewande, die anderen ziehen einige Haare aus den Pferdemähnen und hängen sie an den Baum oder den Wegzeiger, manche werfen Geld hin, und wer nichts besitzt, zum mindesten einen Stein, einen Pferdeschädel oder eine Pferdehaut oder seinen Stecken. So ein Opfer heisst Delburgja salaka.

Es ist mir noch gut in Erinnerung, dass ich auf meiner Uebersetzung des Verchojan-Rückens auf der Höhe selbst einen gewaltigen, einsam dastehenden Baumstamm gesehen, der mit bunten Lappen dicht behangen war. Mein Geleiter und Führer auf dieser Reise, der Zugsführer des jakutischen Kosaken-Regimentes P. N. Kalinkin, theilte mir unter Lachen mit, dass die Kosaken von der Postbegleitung den Baum zu durchsuchen pflegen und gewöhnlich auch Geld finden, das sie dann bei der ersten günstigen Gelegenheit vertrinken. Doch eben dieselben Kosaken, welche die den Geistern in Geld dargebrachten Gaben verjubeln, pflegen jedesmal, wann sie in die Urwälder zur Jagd auf Raubthiere oder Vögel ausziehen und einen gleich schönen, beneidenswerthen Erfolg wie der einheimische Aboriginer erzielen wollen, in Nachahmung aller Jagdgebräuche des Jakuten, desgleichen auch jenem Geiste, der über die Jagd das Protectorat ausübt, ein entsprechendes Opfer zu spenden; nur murmeln sie statt der für jede Art von Jagd besonderen Beschwörungsformel irgend ein Gemengsel von Worten vor sich hin, indem sie zuweilen dieses Gekauder mit Sätzen aus den ihnen nicht besonders geläufigen, altgläubigen Gebeten vermengen.

Der Jakut entschliesst sich niemals zu seiner Erholung unter den Schatten eines einsamen Baumes sich zu setzen, weil er überzeugt ist, dass auf dem Baume ein Geist lebe; vielmehr beeilt er sich so rasch als möglich daran vorbeizugehen. Ich erinnere mich ebenso eines Falles, wie die Jakuten, die mich auf meiner Bereisung des Verchojankreises begleiteten, in Verzweiflung über das anhaltende schlechte Wetter, gegen die wehenden Schneestürme zuerst Gebete hermurmelten, indem sie Tangar (Gott) und Nicolaus den Gottesliebling (Nikolaja Ugodnika), den auch gegenwärtig geschätzten Schirmherrn der Wandersleute anriefen, schliesslich aber doch schamanische Zaubereien zu treiben anfingen.

Als ich die Leute um Aufklärung wegen dieses jähen Ueberganges befragte, antworteten mir gelassen die Zaubernden: ‚Hilft Einem Gott nicht, so können noch immer die Geister Erhörung und Hilfe schenken.' Dieser Mangel an Unterscheidungsgefühl erklärt sich nach meinem Dafürhalten auf einfache Weise: die Leute haben von dem einen Ufer abgestossen, ohne auf dem anderen zu landen; sie haben den Glauben an Gott sich nicht angeeignet, doch den Glauben an die Kraft und Macht ihrer früher verehrten Geister halb aufgegeben.

* * *

Merjakerei oder Veitstanz. Die Jakuten, ich meine überhaupt die Aboriginer des Jakutengebietes, sind der Mehrheit nach äusserst nervöse Leute, insbesondere aber die Frauenzimmer, unter welchen der Merjakerei ergebene Individuen gar keine Selten-

heit sind.Ščukin leitet in seinem Buche „Eine Reise nach Jakutsk“ den Ausdruck merjak vom jakutischen Worte imerech ab, welches „hitzig, jäh auffahren“ „toll wüthen“ bedeutet. Er bringt ferner die Mittheilung, dass Merjakerei nicht die einzige Erscheinung nervo-hysterischer Krankheiten ist, der man im jakutischen Gebiete begegne, ja, dass zu seiner Zeit in Kolym und Zavišersk noch schreiwüthige Besessene existirt haben (S. 172). Der Anfall von Merjakerei drückt sich gewöhnlich aus in der Erweckung einer grundlosen, momentanen Nachahmung bei einem Anderen. Es braucht nämlich so ein Subject blos einen Aufschrei zu thun, so schaudert der zu Anfällen Hinneigende voll Schrecken auf und wiederholt jede noch so ausgelassen tolle Bewegung des Vormachers.

Ich hatte öfters Gelegenheit zu sehen, wie höchst ehrenwerthe Leute einen Merjaken in Verwirrung setzen. Als ich einmal durch Verchojan zur Inspicirung des Bezirkes durchreiste, kehrte ich beim Feldscheer Klimovskij ein, einem Manne von 60 Jahren, der dort als Ehrenmann in grossem Ansehen steht. Bald darauf stellten sich bei mir der Ortsrichter und der Oberpriester ein. Beim Abschied begleitete ich sie bis zur Thüre in's Vorhaus, wo ihnen mein ehrenwerther Hausherr die Kleider anziehen half. Bis dahin hatte ich nie einen Anfall von Merjakerei gesehen. Als ob dies der Oberpriester vorauserrathen hätte und gewillt gewesen wäre, meinen Wunsch zu erfüllen, warf er sich auf den Ortsrichter und that so, als ob er ihm die Mütze vom Kopf reissen wolle. Im selben Augenblicke stürzte auch Klimovskij auf den Ortsrichter los und begann ihn mit grauenhaften Schimpfworten zu belegen, doch bald kam er zur Besinnung und war äusserst verwirrt.

Ein zweites Mal hatte ich Gelegenheit, auf einem Dampfschiff zwischen Blagovješčenski und Chabarovka einen Merjaken zu beobachten. Alle unbeschäftigten Leute auf dem Dampfschiff verfolgten diesen Unglücklichen, wo immerhin er sich auf dem Verdecke hinbewegte, überall begegnete man ihm mit plötzlichem Händegeklatsche. Der Kranke bekam Krämpfe, und im Augenblick überschüttete er den Nebenstehenden mit Fluchworten, doch bald kam er wieder zu sich und begab sich verschämt auf eine andere Seite, doch auch da begegnete man ihm auf gleiche Weise. Man braucht nur vor einem Merjaken irgend etwas auf den Boden zu werfen, so wiederholt er dasselbe ohne jeden Grund. So hat dieser Merjak, der allem Anschein nach ein Handelsgehilfe war, seine Ledermütze in's Wasser geschleudert, seine Theekanne auf's Verdeck hingeworfen, und dann warf er wieder in's Wasser seinen Beutel mit Geld, den er in den Händen hielt. Letzterer Umstand hat ihn besonders verwirrt gemacht. Der zweite Capitän vom Dampfer hatte nämlich einen grellen Schrei ausgestossen und ein Holzspänchen in den Fluss geworfen.

Ebenso habe ich in der Stadt Olekminsk an der Lena ein gewöhnlich ganz ernstes und schamhaftiges Frauenzimmer gesehen, welches von den herausfordernden Arbeitern durch einen hellen Aufschrei und das Geheiss, das und das zu thun, zu lauter empörenden Handlungen verhalten wurde. Und sie musste wirklich Alles auch vollbringen.

In unserer wissenschaftlichen, medicinischen Literatur bin ich Alles in Allem nur einmal auf die Merjakerei (sonst Olgandža genannt), die sog. chorea imitatoria, nämlich im Archiv für gerichtliche Medicin vom Jahre 1868, Nr. 2 gestossen, und zwar in einem Artikel des Dr. Kasin, der diese Krankheitserscheinung im jakutischen Gebiete beobachtet hatte. Nach der Bestimmung des genannten Doctors besteht die Krankheit in einer Reizbarkeit und zum Theil in convulsiven Bewegungen und Handlungen, welche von den Kranken begangen werden, ohne jedes Bewusstsein davon, indem sie lediglich die Handlungen und Bewegungen Anderen nachahmen.

Gelegentlich war einmal Dr. Kasin Augenzeuge eines solches Falles. Eine von den Abtheilungs-Rotten des dritten Bataillons des hinterbaikalschen Kosakenregimentes, welche aus einheimischen Eingeborenen zusammengestellt war, wiederholte während der Abrichtung die Commandoworte. Endlich wurde der Commandeur zornig, begann zu wettern, schreien und drohen und hörte mit Verwunderung, wie die Abtheilung Alles ganz genau ihm nachmache.

Unter den Jakuten nimmt diese Krankheit zuweilen eine solche Gestalt an, dass die Kranken oft die sinnwidrigsten Befehle des Erstbesten vollziehen und sich nicht selten zum Spielball der nichtsnutzigen Strassenjungen machen.

Ich glaubte bei der Besprechung dieser Art von Krankheit etwas länger verweilen zu müssen, weil die Schamanen noch am meisten unter den Aboriginern an Nervosität leiden und am stärksten zur Ueberreizbarkeit hinneigen, wenn sie zur Zeit der Mysterien in Exstase gerathen oder wenn sie sich durch wilde, markerschütternde Aufschreie, Drehungen auf einer Stelle und durch ein gewaltsames Hin- und

Herschütteln des Kopfes künstlich in Verzückung versetzen wollen. Die Aboriginer hegen den Glauben, dass der Schamane zur Zeit der Mysterien Prophezeiungen offenbare, da ihn der Teufel selber, der Geist der Finsterniss, des Reiches der Unterwelt besessen habe. Die Satanim fahren in den Leib der Schamanen entweder aus eigener Wahl oder von den Schamanen dazu eingeladen.

* * *

Die Schamanenweihe. Die Einweihung eines Schamanen wird öffentlich vorgenommen Ein älterer Schamane führt den Einzuweihenden auf einen hohen Berg oder auf ein freies Feld, kleidet ihn in eine Kuma (einen rothen, baumwollenen Ueberwurf), drückt ihm ein mit Rosshaaren behangenes Scepter in die Hand und postirt zu seiner rechten Seite neun Jünglinge und zur Linken neun Mädchen. Er selber stellt sich aber hinter dem Novizen auf und sagt ihm in's Ohr ein die schamanischen Schwurformeln, welche der Einzuweihende ihm nachsprechen muss:

„Ich gelobe ein Beschirmer der Unglücklichen, ein Vater der Elenden und eine Mutter der Waisen zu sein. Ich werde die Dämonen verehren, die auf den Gipfeln der hohen Berge hausen, und schwöre ihnen mit Leib und Seele zu dienen. Ich werde verehren, mich beugen und dienen dem höchsten, dem mächtigsten unter ihnen, dem Dämon, der über allen Dämonen steht, dem Gebieter der drei Dämonen-Sippen, die auf den Bergesgipfeln wohnen, ihm, den die Schamanen Sostuganach Ulu-Toën (der grauenhafte, furchtbare) nennen; dessen älterem Sohne Ujgul-Toën (dem wahnwitzigen), dessen Frau Ujgul-Chotun (der wahnwitzigen), dessen jüngerem Sohne Kjakja-Čuran-Toën (dem helltönend sprechenden), dessen Frau Kjakja-Čuran-Chotun und deren zahlreichen Familie und Dienern, durch welche sie den Menschen Krankheiten, Unfälle, Beinbrüche und das Zipperlein in den Füssen zuschicken. Ich gelobe, von diesen Krankheiten Ergriffene durch Darbringung einer isabellfarbigen Stute als Opfer zu erretten.

„Ich werde bekennen und verehren, werde mich beugen und werde dienen dem jüngeren Bruder Ulu-Toën's, dem Dämon Chara-Surun-Toën (dem schwarzen Raben), dessen Sohne Alban-Buran-Toën (dem findigen Waghals), dessen Tochter Kys-Salyšaj (der zu Fuss wandelnden Jungfrau), welche die Menschen zum Todtschlag, Selbstmord und zur Ehrabschneiderei verleitet. Ich gelobe, die Menschen von diesen Leidenschaften befreien zu helfen durch Darbringung eines schwarzfarbigen Rosses (eines Rappens) als Opfer diesen Dämonen.

„Ich werde bekennen und verehren und mich beugen dem Dämon Altan-Sobiraj-Toën (dem ehernen Becken), seiner Frau Altan-Sobiraj-Chotun (der mit dem grösseren ehernen Pfeil), deren Töchtern Timir-Kuturuk (eiserner Schwanz) und Kejulgan-Darchan (wichtige, grosse, behauende), welche auf die Menschen chronische Eiterbeulen ausschicken. Ich werde die Ergriffenen zu befreien helfen, indem ich für dieselben als Opfer Branntwein (Arago-Liqueur) darbringen und den Dämonen eine bunte Möve als Ehrengabe freigeben werde.

„Ich werde bekennen und verehren und mich beugen der Urmutter dieser Dämonen, die unter dem Namen Kjun-Żelerjuma-Sakryl-Chotun (das grause Verderben der Sonne) bekannt ist, die zweiundfünfzig Tische voll Löcher und zweiundfünfzig Diener hat. Sie sendet über die Menschen die Leidenschaft für's Kartenspiel, für die Trunksucht, für Raub, Plünderung, für verworfene Handlungen und zum Selbstmord. Leute, die von diesen Lastern besessen sind, werde ich zu heilen suchen. Ich werde eine röthlich getigerte junge Stute, die einen Passgang geht, tödten, werde Herz und Leber dieser Stute um meinen Hals winden, werde schamanische Zaubereien anstellen und den Zornmuth der Göttin gnädig stimmen.

„Ich werde bekennen und verehren und werde mich beugen dem Dämon über den Dämonen von sechs Sippen, die an jenem Orte hausen, wohin die Seelen der Sünder abgeschickt werden; ich werde mich Dem beugen, der den Schamanen bekannt ist, unter dem Namen Talirdach-Tan-Taraly-Toën (der in's Verderben hineinreissende), seinen Töchtern Sorocha-Chotun (der windgetriebenen Frauenschönheit) und San-Chotun, und seinen zahllosen Dienern, die auf Mensch und Vieh epidemische Krankheiten ausschicken; zu ihrer Gnädigstimmung werde ich ihnen eine fuchsroth gesprenkelte Stute als Opfer darbringen.

„Ich werde bekennen, verehren und mich beugen vor dem Dämon Bor-Malachaj-Toën (Erde, missgestaltet) und seiner Frau Bor-Malachaj-Chotun, die über die Menschen verschiedene Krankheiten und hauptsächlich den Tod aussenden. Sollten bei Jemand die Kinder hinsterben, so werde ich diese Dämonen um Gnade anflehen und ihnen als

Opfergabe eine schwarze Kuh mit einem zur Hälfte weissen Kopfe darbringen.

„Ich werde bekennen, verehren und mich beugen dem Dämon Archach-Toën (dem Kranken) und seiner Frau Archach-Chotun, welche über die Menschen die Schwindsucht aussenden; ich werde die von dieser Krankheit Ergriffenen durch Opferung einer schwarzbraunen Kuh heilen.

„Ich werde bekennen und verehren den Dämon Njas-Elju (Karrengaul, Tod), seine Frau Yeryk-Chotun (die Kranke), welche über die Menschen die fallende Sucht und die sibirische Pest aussenden. Die von dieser Krankheit Ergriffenen werde ich durch Darbringung einer Quappe (Aalraupe) und einer Bachforelle zu heilen suchen.

„Ich werde bekennen, verehren und mich beugen dem Dämon Kytaj-Baksy-Toën [1]), welcher den Jakuten vielkundige Schmiede und mächtige Schamanen schenkt. Wenn Kytaj in Zorn gegen einen Schmied entbrannt, über ihn eine Krankheit schickt, so verspreche ich, ihm zu Ehren eine Kuh von rother Farbe zu tödten, mit ihrem Blute alles Schmiedewerkzeug zu bestreichen, Herz und Leber aber in der Feueresse zu Asche zu verbrennen. Sollte ich gar selber von diesem Dämon aus erkranken, so wird ein anderer Schamane für mich das Gnade bewirkende Opfer darbringen.

„Ich werde bekennen, verehren und mich beugen der Tochter des Dämons Tamyk-Chotun (die hochmüthige). Sie sendet über die Menschen Geistesstörung verschiedener Art aus. Die von dieser Krankheit Befallenen werde ich heilen durch Darbringung eines Opfers von neun Hermelinen, neun Schneewieseln, neun Iltissen und neun Tauben; ich gelobe dieselben lebendig einzufangen, sie auszuschmücken und dann gänzlich freizulassen.

„Ich werde bekennen und mich beugen, ich werde verehren die Schamanin Tajaktach-njačaj (die schwache mit dem Schilfrohr), ihren Mann Atyr-Chataj (den Adler) und deren zahlreiche Sippe und Nachkommenschaft, welche den Menschen Brustbeklemmung zusenden. Die von dieser Krankheit Ergriffenen werde ich zu erlösen suchen durch Darbringung einer hellrothen einhörnigen Kuh als Opfergabe.

„Ich werde anerkennen, verehren und mich beugen dem himmlischen Schamanen Kybilyr-Ojun (dem weissen Schwan), seiner Schwester Kytalyktyr-Kyrbyky (dem Schwan mit spitzigen Flügeln) und deren Mutter Soruktach-Sodor (der wohlthätigen Herrscherin), welche den Menschen Taubheit und jedwede Ohrenkrankheit zuschicken. Die davon Ergriffenen will ich zu erlösen suchen, indem ich für sie als Opfergabe eine rothfarbige, einhörnige Kuh (agar mostach kugas) darbringen werde."

* * *

Entstehung der Dämonen. Die Erinnerung an den ersten Schamanen verliert sich in die graue Vorzeit. Er hiess mit Namen An-Argyl-Ojun. Er war mächtig und verrichtete grosse Wunderthaten. Er erweckte Todte zum Leben und gab den Erblindeten wieder das Augenlicht zurück. Die Kunde von solchen Wundern gelangte endlich auch zu Aj-Toën (Gott dem Herrn). Er sandte einen Boten zum Schamanen mit der Anfrage, im Namen welchen Gottes er, der Schamane, diese Wunder vollbringe und ob er an ihn, den Aj-Toën, glaube. An-Argyl-Ojun (der bedeutende oder wichtige Schamane) gab dreimal zur Antwort, er glaube nicht an Gott, sondern übe Wunder aus aus eigener Machtvollkommenheit und Kraft.

Darüber gerieth Aj-Toën in Zorn und gab den Befehl, den Schamanen zu verbrennen; da aber der Körper Ojun's aus einer Unmenge Gewürm zusammengesetzt war, so konnte sich aus der Flamme noch ein Fröschlein erretten; das liess sich auf dem höchsten Berge nieder. Aus diesem Fröschlein sind die mächtigen Dämonen hervorgegangen, welche auch gegenwärtig die Jakuten mit Schamanen versorgen.

Als einer unter den Hauptdämonen wird der Sohn An-Argyl-Ojuna-Kjun-Kigis-Ojun (die Sonne — der unersättliche Vielfrass) verehrt. In seinen Händen ruht ein gewaltig grosser Eisenstock, auf welchen (symbolisch) der Kopf des zum Schamanen Einzuweihenden aufgesteckt wird. Diesem Kopfe wird von der Höhe aus die ganze Welt gezeigt. Den übrigen Körper des Novizen zerhackt man in Stücke und wirft sie zu Boden den bösen Geistern hin, welche nach Verzehrung dieser Brocken durch diese That an sich zu Dienern des Novizen sich machen. Die in's Schamanentum Eingeweihten pflegen in ihren Anfällen von Verzückung, die voll Hallucinationen sind, alle die Martern der Kopfabschneidung und der Zerstückelung ihres Leibes in kleine Brocken vollinhaltlich nachzuempfinden.

* * *

[1]) Ist unübersetzbar.

Die Schamanenkleidung. Nicht jeder Schamane besitzt das Gewand, in welchem er seine Mysterien vollziehen muss. Die Schamanen sind in der Regel äusserst arme Leute, die kein eigenes Hauswesen besitzen; sie leben von einem Tag auf den anderen, indem sie sich von den Almosen nähren, welche sie für ihre Mysterien erhalten.

Die Schamanengewandung kommt sehr theuer zu stehen, weil alle Zierraten auf derselben aus Eisen mit Ciselirungen versehen beschaffen sein müssen. Die Grösse, das Verhältniss und die Form aller Verzierungen des Gewandes müssen nach einer durch Zeit und Branch festgestellten minutiösen Genauigkeit und Sorgfalt eingehalten werden. Nicht jeder Schmied versteht es, alle die eisernen Zuthaten zum Gewand anzufertigen. Für eine solche Leistung lässt sich der Schmied gern selbst vierzig Rubel bezahlen.

Soviel mir bekannt ist, haben sich nur mehr wenige Schamanengewandungen im Jakuten-Gebiete bis auf uns erhalten; die existirenden könnte man leicht aufzählen. Die Landespolizei und die Geistlichkeit spüren dem Schamanen nach, nehmen ihm sein Schamanengewand ab und verbrennen es beim jakutischen Consistorium. Durch Wegnahme seines Gewandes hat man aber den Schamanen noch immer nicht der Möglichkeit beraubt, fernerhin Mysterien anzustellen.

Der ganze Aufzug des Schamanen bei seinen Mysterien besteht aus einem Kaftan, der aus gegerbten Bockfellen oder Häuten zusammengenäht ist, aus einer Trommel mit einem Holzklöppel und einem Stecken. Der Kaftan führt den Namen Kuma: derselbe ist mit eisernen Schmucksachen behangen; die stellen dar: eine Eidechse, einen Eistaucher, eine durchlückte Sonne, die Hälfte eines Mondes, einen Dämon, eine eiserne Kette oder auch einen Bocksschweif. Diese Schmucksachen sollen den Schamanen und die nach schamanischer Art Zaubernden daran gemahnen, dass das Geisterreich, in welches sich der Schamane während der Mysterien begibt, mit solchen Thieren, Vögeln und Fischen bevölkert sei; die durchlückte Sonne und der halbe Mond denten aber an, dass an dem Orte, wo die Geister hausen, Halbdunkel herrsche. Der Schweif bedeutet, dass das Schamanentum getreu und fest sei, sowie die Kette selbst. Sie dient als Wegführer in's Geisterreich. Die verschiedenen Bänder und eisernen Knieglieder in der Art von Gelenken, welche Beine (Knochen), Hände und Rippen darstellen, dienen dem Schamanen als Schild auf seinen Wanderungen durch die Geisterreiche und im Kampfe mit den ungünstigen Geistern.

Die Aermel und die Kleiderschösse der Kuma sind mit langen Fransen aus Chagrinleder behangen.

Die Trommel heisst Djugjur. Gewöhnlich ist sie länglich (cylinderförmig) aus Holz und mit enthaarter Kalbshaut überzogen. Inwendig sind zwei Stäbchen kreuzweis (in die Quere) angebracht, an welchen die Trommel während der Mysterien gehalten wird. Dieser Handgriff wird Byeryk genannt. Die Innenseite der Trommel ist mit eisernen Schellen behangen, die keinerlei symbolische Bedeutung noch eine bestimmte Form haben. Der Trommelklöppel, Bylajach-kostjanaja, d. h. Holzstäbchen genannt, ist am Ballen nach aussen mit behaarter Haut umnäht. Die Trommel gilt als symbolischer Ausdruck des Lebewesens, auf welchem sich der Schamane in die Unterwelt, in's Reich der Geister hinablässt: das Stöckchen aber ist die Peitsche, mit deren Knallen und Klopfen auf der Trommel er anzeigt, dass er sich auf dem Wege befinde. Den Stab gebraucht der Schamane nur in Ermanglung einer Trommel. Indem er sich darauf stützt, gibt er zu verstehen, dass er wandere. Durch Gebrüll und wilde Ausrufe weiss er gleichfalls das Getrommel zu ersetzen, wenn er keine Trommel besitzt. Die Anfertigung der Kuma und der Trommel geschieht unter Mysterien des Schamanen.

Ich will nun zur genaueren Schilderung der Zierraten des Schamanengewandes übergehen. Auf dem Vordertheil der Kuma vom Halse bis zum unteren Rande sind drei Störche (Kytaly) dargestellt, das Emblem des Schamanenaufluges. Der Eistaucher (Kogas) ist gleichfalls ein Emblem dieses Aufluges.

Am Herzen sind drei Teufelsfigürchen (Emjagjal, abasy), das Emblem der ewigen Anwesenheit des Dämons im Herzen, ferner zwei Darstellungen des eisernen Teufelsherzens (Sjurach-timirja).

An den Schlüsselbeinen sind zwei Eisenstreifchen, welche diese Beine vorstellen sollen (chamargantimirja).

Tjargjan-berja, eine Darstellung der Teufelsaugen.

Ojgos-belgjunja, zwei Hüftenbeine von den Weichen.

Ojgos-umochtar, vier Teufelsrippen von jeder Seite.

Eine achteckige Figur mit sieben Löchern, an den Hals angenäht. Ueber dieselbe verweigern die Schamanen jede Auskunft, indem sie behaupten, dass sich kein Mensch dazu entschliessen würde, sie zu benennen und ihre Bedeutung zu erklären.

Auf den Aermeln zwei Schulterblätter (bjulgjultimirja).

Zwei Ellbogenbeine (akymal-chapgaga).

Armgelenke, zwei Beinchen (begalčachsjusiega).

Zwei Handflächeknorpel (akymal-uljuga).

Zwei Beine, welche Vogelflügel darstellen (tabytaltimirja).

Die Fransen an den Aermeln bedeuten Geierflügel (Elie).

Auf dem Rücken: ein Schwanzstück von einem Seehund, runde Kinderklappern (abasy-semjaga), lauter Teufelschmucksachen, die für den Niederstieg in die Unterwelt erforderlich sind.

Abasy-balyga, ein Teufelsfisch.

Kjular-kjusjanat, die heitere, freudige Teufelssonne; daran zwei Eisen-Pfeilspitzen: Balykkygana und kandej-sysana, welche den Schweif der Sonne (kjugjan-kuturuka) bezeichnen.

Ojbon-timirja, der eiserne Schlund, in welchem sich der Eistaucher nach Verschlingung des Schamanen versteckt. Etwas tiefer ist an dieses Eisen eine Kralle angebunden, aus welcher der Eistaucher seinen Durst löscht.

Chatat-timirja, des Teufels Feuerzeug.

Batyrys, eine Franse an dem Schosse.

Zwei eiserne Pfeilspitzen in der Form von Elenthiergeweih. Die Bedeutung derselben ist ungewiss.

* * *

Schamanische Krankheitsbeschwörungen. Vermag sich jemand durch schamanische Zaubereien nicht selber in seiner Noth zu helfen, so lässt er einen Schamanen rufen, in der Hoffnung, durch dessen Vermittlung von den Dämonen die erwünschte Heilung zu erlangen. Zu hunderte Werste reist der Kranke einem Schamanen nach, und die Nachricht von der erwarteten Ankunft eines Schamanen verbreitet sich eiligst in der ganzen Umgegend. Wissbegierige und von ihren Leiden Erlösung Erhoffende strömen in Menge zusammen, um den Schamanen zu sehen und ihn wegen der Zukunft zu befragen. Nie sind die Schamanen in ihren Antworten abweisend, vielmehr versichern sie, dass sie in Sonderheit während der Mysterien die Gabe der Prophezeiung besitzen.

Dem Schamanen begegnet man mit Hochachtung, räumt ihm in der Ehrenecke den Sitz ein, bewirthet ihn mit Branntwein und auserlesenen Speisen und trägt ihm seine Bitte vor. Der Schamane trägt keine Bedenken mit Hinblick auf die Bedeutung des Ansuchens und jenes Geistes, an den er sich in den Mysterien zu wenden haben wird, die Tödtung eines Stieres oder Pferdes zu fordern. Seine Forderung erfüllen die Jakuten unbedingt widerspruchslos und bewirthen mit dem Fleische zugleich ausser dem Schamanen auch alle Anwesende. Ein bestimmter Theil des getödteten Thieres gehört, nach der Lehre der Schamanen, für die Opferdarbringung.

Nachdem sich der Schamane sattgegessen und sattgetrunken, legt er die Kuma an, falls er eine besitzt, tritt an den Kamin von der vorderen Seite zu, wirft Fett als Opferspende für die Geister in's Feuer, greift mit voller Hand die Fettdämpfe auf und führt sie zum Munde, um den Glauben zu erwecken, er verschlinge sie und werde dadurch des Geistes theilhaftig, an den er sich mit einer Fürsprache zu wenden beabsichtigt. Hierauf nimmt er die Trommel, setzt sich vor den Kamin hin auf eine ausgebreitete Renthierhaut von besserer Gattung und hält in der Hand eine Peitsche, die an der Spitze mit Fransen aus Pferdehaaren und buntfarbigen Lappen oder mit Kleinwildschwänzchen, welche mit Erlenrinde gefärbt wurden, eingefasst sind. Das Fell wird mit dem Kopf zum Kamin gekehrt, dann schlägt der Schamane lange und donnernd darauf los auf die Trommel, sucht die Aufmerksamkeit der Geister auf sich zu lenken durch einen gedehnten Aufschrei: „ay", gähnt mit einem diabolischen Mundaufsperren, stösst dreimal den Schrei des Eistauchers aus: ‚ček, ček, ček', ahmt dreimal den Ruf eines Storchen nach, dreimal lässt er den Kukuksruf erschallen und krächzt dreimal wie ein Rabe.

Darnach ruft er an den scheeläugigen (inistjagas), schiefgewachsenen (keltjagjaj), lahmen (dogolon) Teufel (jugjug emjagjat), und verflucht sich, indem er den Satan seiner Ergebenheit ihm gegenüber versichert, ihm ein treuer Diener zu sein verspricht, und ihn bittet, in seinen Leib hineinzufahren. Hierauf erhebt er sich in der Meinung, dass er sich mit dem Teufel in Gemeinschaft gesetzt habe, dass der Teufel nämlich von ihm Besitz genommen, und er, der Schamane also zum Herrn der Gewalt, Kraft und Machtvollkommenheit des Teufels geworden. Nun ruft er den weissen Vogel an (jurjun-as): „Es soll das zu meinem Platz werden, möge grünes Gras darauf wachsen; deinem Leib und deinem Blut habe ich mich mitgetheilt, o Satan! Du Wurzel aller Uebel und alles Unglücks (ytyk ölju törđè) (so fährt er fort), du achtfüssige Missgeburt, ich habe mich mit dir vereinigt, so

leihe Hilfe der Erfüllung der Wünsche, ich bin gekommen von Sjurdjach-kjaptjach, Sjugja-Toënton, dem furchtbaren Gott des Beiles und Kini-Sjurgju-Jutjanjan-sjurgjuja, um ihn mit rettungbringendem Werkzeug zu erretten; Ihr aber, Schamaninnen mit den feuerigen Geisseln, die Ihr in der Unterwelt lebt, kommt nicht hervor auf die Oberwelt, um mit mir zu kämpfen und mich zu verfluchen. Ich setzte mich auf den Nabel der Erde, um die Leidenden zu beschützen. Ich bin mir wohl bewusst, dass ich viele Fehler habe, doch Ihr, nehmt an, als stünde ich ganz ohne jeden Fehler da, und weicht zurück. Deine drei schwarzen Schatten, Teufel, haben sich mir mitgetheilt, darum bitte ich dich, steh mir hilfreich bei. Schau, so ein Thier gebe ich dir hin, so hilf denn meinem Elend ab!"

Der Schamane singt mit heulender Stimme, der Satan sei bei ihm gewesen, er habe mit dem Satan ein Uebereinkommen getroffen, dass der Satan die Bitte um Heilung des Kranken dem Vorgesetzten in der Unterwelt, oder dem obersten Satan überreichen werde. Die Ankunft des Satans und dessen Rückreise in die Hölle besingt der Schamane in einem Lied, welches allemal eine Unterredung darstellt: er singt sowohl für sich, als für die Geister, welche er anruft und deren Wanderungen er durch Gesticulationen vorführt, indem er hinauseilt, die Hand über den Augen hält und so thut, als ob er weit auslugen würde. Zudem schlägt er auf der Trommel einen Marsch.

Häufig, wenn man die Heilung des Kranken erwartet, mag der Satan nicht sogleich die Erfüllung der Bitte dem Schamanen zusagen, oder er fordert, der Schamane soll selber den Schutz der oberen Geister verlangen; in letzterem Falle gibt der Schamane durch Lied und Trommel zu verstehen, dass er einen sehr mühsamen Weg zurücklege, indem er einen steilen Berg hinauf oder in den Himmel ziehe, um unmittelbar sich um Hilfe zu verwenden.

Ebenso pflegt der Schamane ohne vorhergehende Herbeirufung der Geister aus der Unterwelt sich in die Hölle zu seinen Vorgesetzten und dem Satan hinabzulassen und vor ihnen in einem traurig gedehnten Gesange seine Wünsche und Hoffnungen zu erklären. Die Aeusserung erfolgt durch diesen Spruch: „Ich nahe als Beschirmer, in der Hand den himmlischen Blitzstrahl als Peitsche schwingend, gebt mir zurück die Seele meines Kindes und nehmt als Ersatz dafür ein anderes Opfer an!" Zur ältesten Alten (des Teufels Grossmutter Chottuttorga) gewendet, spricht er: „Hast du die Krankheit angethan, so gib ein Zeichen."

Hierauf tritt der Schamane die Rückkehr aus der Unterwelt (ojbon timirja) an und erhebt sich auf den Flügeln des Eistauchers (kogas) in den Himmel, wo er, die oberen Geister (Erdjargja) begütigend, den Spruch sagt: „Mutter Sonne hat ihre Zustimmung zur Genesung des Kranken gegeben, so gebt denn auch Ihr die Eurige. Ihr werdet Geschenke erhalten, wenn ich die Genehmigung erlange, den Kranken zu heilen und ein zuverlässiges Mittel für seine Rettung erfahre."

Je günstigere Nachrichten der Schamane von seiner Reise in die Unterwelt oder in den Himmel mitbringt, desto begeisterter äussert sich die Aufmunterung der Anwesenden, und befriedigt bitten sie ihn, die Heilung des Kranken zu beschleunigen. Der Schamane beeilt sich trotzdem nicht mit der Erfüllung der Bitte, sondern lässt sich erst nach ausgiebigem Sträuben, durch viele Bitten erweichen.

Die Heilung geschieht, den Verhältnissen Rechnung tragend auf verschiedene Weise; entweder tritt der Schamane an den Kranken heran, betrachtet ihn, spuckt sich in die Handfläche und reibt die kranke Stelle ein. Dann gibt er den Hausleuten die Versicherung, dass, wenn die Opferdarbringung den Geistern genehm sein werde, der Kranke sofort genesen müsse; sollten aber die Geister mit dem Opfer sich nicht zufrieden geben, so liege es nicht in seiner, des Schamanen Macht, die Entscheidung zu ändern.

Ein anderes Mal wieder tritt der Schamane zur Lagerstätte des Kranken und kreischt dreimal ober dessen Haupte: „Sag mir blos, was du für ein (Opfer-) Thier brauchst, nur verlass den Kranken!" Der im Kranken hausende Geist gibt durch den Mund des Schamanen zur Antwort: „Wenn du mir eine Sadžaga (eine Kuh mit weissgeflecktem Rücken) oder einen Bulur (ein falbes Ross) darbringst, so verlasse ich den Kranken." Man gibt das geheischte Thier hin. Zu diesem Behufe nimmt man zehn ganz kleine Lärchenfichten (Con-Kerbjana) und eine Birke: man stellt je eine Lärchenfichte und eine Birke in der Reihe um die Jurte auf. In die erste Lärche werden neun Kerbe gemacht, die übrigen neun werden im Halbkreis um die ersten zwei gestellt und man umwindet sie auf der Südseite mit einem Leinenseil, das mit bunten Lappen und Pferdehaaren behangen wird.

An den Baum mit den Kerben (salama) bindet man das zu opfernde Thier an, wobei der Schamane zum Himmel sich emporschwingend, an Aj-Toën mit der Bitte um Erbarmen sich wendet und spricht: „Da die Menschen mit dem Kranken Mitleid empfinden und nachdem ihm die alten Mütter (chotottur) seine Seele (Kul) zurückgegeben haben, so genehmigt Ihr statt seiner Seele das Opferthier.“ Nachdem er noch dreimal aufgeschrien und dreimal das Thier angespuckt (der Kranke spuckt gleichfalls), lässt man das Thier in die Herde laufen. Hierauf fährt der Schamane fort: „Siehe, da steht sie, nimm sie, doch gib Rettung!“ „Ich nahm sie schon“, erwidert der Teufel durch den Mund des Schamanen „und binnen sieben, acht, neun Tagen wird der Kranke genesen.“

Der Schamane singt, dass der Teufel sofort mit dem Eistaucher sich in die Unterwelt (ojbontimirja) stürze, wo er das dargebrachte Thier zur Tödtung abliefere. Der Anschaulichkeit wegen nimmt der Schamane ein Brettchen, welches eine Tischplatte vorstellen mag, schnitzt in dasselbe eine runde Oeffnung hinein, legt auf's Brettchen einen Bissen Fleisch und wirft Alles in's Feuer. Sodann zündet er dreimal an die Mähne eines schwarzen Pferdes, athmet in sich ein den Dunst und ersucht den Erstbesten von den Umstehenden, er möge ihm unterhalb des Kopfes das Feuer durchschneiden und einen Trunk darreichen aus einer Mischung Wasser mit saurer Milch (umdan) vom Wasser dieser Welt. Nun ergreift er drei Zweige, schlägt damit auf die Trommel und treibt die letzten Ueberbleibsel des Teufels aus: „Ihr von oben Herabgefallene, gehet in die Höhe; Ihr, die Ihr aus der Tiefe emporgestiegen, fahrt in die Tiefe, Ihr Teufel!“ Erschöpft durch's Geheul und durch das Hin- und Herwerfen nach allen Seiten und vom Schwindel erfasst, setzt er sich schweisstriefend auf die Erde nieder. Zuweilen ist er vor Ermattung nicht im Stande, seine Kuma sich vom Körper abzuziehen.

Ein in solcher Art den Gottheiten als Opfer dargebrachtes Thier wird fürder nicht mehr zur Arbeit verwendet, und falls es umkommt, sucht man es durch ein anderes von derselben Farbe zu ersetzen, weil ja sonst dieselbe Krankheit zum Kranken wieder zurückkäme. Es geschieht auch, dass man das Thier als Opfergabe den Müttern (Chottuttorga) darbringt. Zunge, Herz und Leber werden abgekocht und auf einen besonderen für diesen Fall geschnitzten einbeinigen Tisch gestellt, dessen Platte in der Mitte eine runde Oeffnung hat. Das übrige Fleisch essen die Jakuten auf. Nachher werden die Knochen und die übrigen Ueberreste verbrannt. Damit ist auch die Opferdarbringung vollzogen.

* * *

Die geistige Verfassung des beschwörenden Schamanen. Es hält schwer, sich für die (normale) geistige Verfassung der Aboriginer zu verbürgen, in welcher sie sich während der Mysterien befinden; ich vermag keinen bestimmten Ausdruck von ihren Gesichtern, die überhaupt voll Lebendigkeit sind, herabzulesen, nur soviel will ich sagen, dass ich jedesmal von ganzer Seele wünschte, der Schamane möchte je eher je lieber seine Mysterie beendigen. Man stelle sich die nächste Umgebung vor: eine kleine Jurte mit einem qualmenden Herde, vor dem Feuer der wahnergriffene Fanatiker, den mit Mühe zwei jugendkräftige Männer festhalten können, dass er sich in der Gluth seiner Extase nicht in's Feuer werfe oder zum Mindesten den Kopf sich nicht zerschelle. Dieses unarticulirte Geheul und die wilden Aufschreie vermögen selbst einen Menschen mit gesunden Nerven in seiner Gemüthsruhe zu erschüttern. Der Schamane vertieft sich so sehr in seine Rolle, dass er an sich ganz und gar vergisst. Er ist sichtlich überzeugt von seinem Verkehr mit den mächtigen, bösen Geistern, vor denen er gar keine Furcht zu hegen braucht; gegen deren bösen, capriciösen, sonst unerbittlichen Willen er jetzt mit dem Einsatz seines eigenen Ichs, welches er da gänzlich zu ihrer Verfügung stellt, vorzugehen hat. Wenn man auch nicht zugeben mag, dass die zum Christentum übertretenen Aboriginer immer an das Schamanentum glauben, so muss man doch jedenfalls unbedingt einräumen, dass fast allen ausnahmslos eine Furcht und Angst vor demselben innewohnt. Ja, es haben mir Leute, denen ich mein volles Vertrauen schenken muss, betheuert, dass sie einen (christlichen) Priester gekannt, der gegen einen Schamanen einen Schlag geführt, und Letzterer habe sich in der Weise gerächt, dass er den Priester in Wahnsinn verfallen liess.

* * *

Erwerb der Schamanen. Schamaninnen. Schamanische Begräbnissstätten. Der Schamane verzichtet keineswegs auf die Beichte und das heilige Abendmahl, ja er bereut aufrichtig seinen Verkehr mit dem Teufel, doch ist er nicht so weit Herr seiner selbst, um sich von der Vollziehung von Mysterien

loszusagen. Auf jeden Fall ist es durchaus nicht Gewinnsucht oder sonst irgendwelche eigennützige Erwägung, die ihn ein- für allemal zur Beschäftigung mit diesem Dinge bewegt, das ihm nur bittere Reue einträgt. Ich wenigstens habe nie von der Wohlhabenheit der Schamanen etwas erzählen gehört; im Gegentheil bekommt doch der Schamane sehr häufig für seine Besprechung eines kranken Auges nicht mehr als fünf Kopeken. Was ist aber dieses Geld nördlich von Jakutsk werth, wenn sich selbst mir gegenüber Jakuten geweigert haben, für ein Haselhuhn ein Zwanzigkopekenstück anzunehmen, unter der Ausrede, dass sie nirgends das Geldstück anzubringen wissen: wenn es aber ein Oehrlein hätte, so würden sie es als Knopf annähen, weil es aber ohne Oehrlein sei, möge ich es nur wieder zurücknehmen. Als kleinste Münzeinheit gilt ein Rubel!

Die furchtbare Nervenerschütterung, die sich der Schamane durch die Mysterien zuzieht, macht ihn vollständig kraftlos für den ganzen Tag. In Bezug auf das Schamanentum fand ich Gelegenheit, mit Aboriginern an den Lena- und Jana-Mündungen Erkundigung einzuziehen, und erfuhr, die Schamanen gestehen selber ein, dass zufolge allgemeiner Beobachtung Schamanenfamilien nie glücklich zu sein pflegen; die Schamanen und ihre Angehörigen werden fortwährend von Krankheiten und Unglücksfällen heimgesucht; doch sei ihr Schicksal schon so beschaffen, und sie seien nicht im Stande, bei ihrer trost- und aussichtslosen Lage demselben zu entgehen.

Neben den Schamanen gibt es auch noch Schamaninnen (udagan), gleichfalls Dienerinnen der Geister der Unterwelt. Da diese Frauen keinen besonderen Ruhm geniessen und folglich auch keiner Autorität sich erfreuen wie ihre männlichen Concurrenten, so nimmt man zu ihnen seine Zuflucht nur in Ermanglung eines Schamanen in der Nähe, und das auch nur wenn man einem Diebe oder einem gestohlenen Dinge auf die Spur kommen will.

Die Zahl der Schamaninnen ist grösser als die der Schamanen. Nach der Meinung der Aboriginer heilen die Schamaninnen mit mehr Erfolg geistig Kranke, und nur in solchen Fällen räumt man ihnen einen Vorzug vor den Schamanen ein.

Stirbt ein Schamane oder eine Schamanin, so wird ihr Leichnam in eine Kuma gehüllt und in einen Holzblock gelegt; zu Köpfen wird ein Holzbild, das einen Falken vorstellen soll, und zu Füssen ein Kukuk gelegt, an beiden Hüften aber je ein Idol, zum Zeichen, dass die Geister die Seele des Schamanen in ihr Reich forttragen. Der Leichnam des Schamanen wird nicht der Erde übergehen, sondern auf hohen Pflöcken an einem freien Orte oder auf einem Baume ausgesetzt. So eine Grabstätte wird Chorčach genannt.

Im nördlichen Theile von Verchojan ist es mir selber gelungen, eine solche Grabstätte zu finden und mir die Eisenbestandtheile von der verwesten Kuma anzueignen. Im Allgemeinen wird dem Verstorbenen sein bestes Gewand angethan, sonst auch einige Pelze und die Mütze. In die Hand steckt man ihm eine Pfeife und einen Beutel mit Tabak; zu Füssen stellt man ihm hin eine Holzschüssel mit Speisen. In einigen Tumuli fand ich eiserne Instrumente vor, die der Verblichene zur Ausarbeitung von sämisch gegerbtem Leder aus Hirschhäuten gebraucht; ferner Bogen mit Pfeilen und Bärenjagdspiessen. Nach den Aussagen Priguzov's dringt übrigens dieser Brauch christlicher Bestattungsweise gegenwärtig auch bei den Schamanen ein.

* * *

Schamanische alte Religionslehren. Gute und böse Geister. Indem ich nun zur Besprechung der jakutischen Mythologie übergehe, wiederhole ich, dass die uns darüber erhaltenen Nachrichten äusserst dürftig sind, sowohl in Hinsicht auf den sich auflösenden Charakter dieser Religionslehre, worüber wir uns schon im Anfang zu den vorliegenden Mittheilungen ausgesprochen, als auch in Anbetracht der geringen Vertrautheit mit diesem Gegenstande, selbst bei den Adepten dieser Religion, denen wir unsere Angaben verdanken. Die Hauptschuld liegt bei dieser Frage eben nur an der Dürftigkeit der Materialien, die wir im Stande waren aufzutreiben.

Die jakutischen Gottheiten haben ihren Wohnsitz entweder auf den Höhen der Berge und auf dem Himmel, das sind die Esja abasylar, die oberen Geister, oder unter der Erdoberfläche in der Unterwelt, das sind wieder die Allara abasylar, die Dämonen der unteren Regionen. Man theilt die Gottheiten in gute Geister, die den allgemeinen Namen Aj und Tangara (Gott) führen, und in die Dämonen. Zur Rangordnung der Ersteren gehören:

Jut-tas olbochtach Jurjun-aj-Toën, er ist der wahre Ajbyt aga (Vater der Schöpfung), der weisse Gott auf dem milchweissen, steinernen Throne, er lebt im Himmel und übt die Herrschaft über alle Untergottheiten aus und thut allen lebenden Geschöpfen auf dem Weltall ausschliesslich nur

Gutes an. Da er der Schöpfer der Welt ist, so wendet man sich am Yechfeste (an den religiösen Frühjahrsfeierlichkeiten) an ihn unter Darbringung einer Čaron (eines aus Holz geschnitzten Bechers) und fleht ihn an um seinen Segen für alle Menschen und deren Viehstand. Der Čaron wird von den Jurjun-Verehrern gegen den Himmel gehalten, weil sie überzeugt sind Jurjun nippe vom Kumys. Darauf wird der Inhalt des Čaron als ein heilkräftiger Trank, den göttliche Lippen geheiligt, unter die Jakuten vertheilt. Der Schamane versichert, dass Jut-tas olbochtach-aj-Toën während der Darbringung des Čaron am Himmel sich zeige und von einem milchweissen Throne herab den Jakuten und ihren Herden seinen Segen spende. Nach der Lehre der Schamanen gibt es keine höhere Gottheit als Jurjun.

Ajsyt (die Austheilerin von Gütern). Diese weibliche Gottheit hat ihren Aufenthalt im Himmel, sie erweist den Menschen Wohlthaten, indem sie ihnen Kindersegen zuschickt und den Frauen die Niederkunft erleichtert. Ueberhaupt spendet sie viel Gutes, in Sonderheit den Frauen und lässt nach Geburtsfällen die monatliche Reinigung nicht ausbleiben. Nach glücklich erfolgten Entbindungen bringt man ihr Opfer dar. Ueber die Ceremonie werde ich späterhin besonders sprechen. Diesen guten Gottheiten werden keine blutigen Opfer, sondern blos Nahrungsmittel (Feldfrüchte) dargebracht.

Gute Gottheiten zweiter Ordnung (orolžuttar) sind:

1. An-dojdu-itčitja An-darchan-chotun (die weibliche Gottheit, die der Erde ihren Schutz verleiht), sie hält sich auf grösseren Bäumen auf und verleiht den Gewächsen Wachsthum und Fruchtbarkeit. Nach der Versicherung der Schamanen erscheint sie zuweilen den Menschen, und welche ihres Anblicks einmal theilhaftig geworden, die erfahren ihr Lebelang keine Noth mehr, vielmehr erfreuen sie sich vollster Glückseligkeit. Nach Angaben der Schamanen bringt man ihr verschiedenartige Opfer dar.

2. Sjugja-Toën, chara-begi-toën (die Gottheit des Viehstandes); er schickt den Menschen Kinder und Kälber. Nach der Versicherung der Schamanen gibt er beleljach-kulun und mjanjach-ogon, d. h. ein Füllen mit einem Stirnblattflecken und einen Knaben mit einem Muttermal. Stirnblattflecken und Muttermale gelten nämlich als Zeichen des Glückes. Das Verhältniss und die Eigenschaften des jeweilig darzubringenden Opfers bestimmt der Schamane.

3. Uordach-džjusjugjaj-Aj, das ist die zorngemuthe Gottheit, welche die Menschen für ihre Vergehen und Uebertretungen züchtigt. Als Opfer wird ihm ein Pferd oder ein Stier dargebracht.

Der Lehrer Priguzov macht die Mittheilung, dass diese Gottheit den Menschen beherzte Männer, hitzige Pferde und spannkräftige Stiere schenke.

4. Derselbe Priguzov gedenkt auch eines Chotoj-Aj, welcher den Menschen zwar eine physisch geringere Zuzucht bescheert, dafür aber eine grössere Menge, unter der das weibliche Geschlecht vorherrscht.

5. Eechsit, eine weibliche Gottheit, die den Wanderer unausgesetzt auf seiner Reise begleitet und ihn in seinem guten Vorhaben fördert. Sie erfreut sich einer besonders grossen Liebe und Werthschätzung seitens der Jakuten. Ihr bringt man freudig gern Opfer dar. Sie gilt als der jakutische Schutzengel. Nach der Betheuerung der Schamanen ist der Mensch entblösst von jeglichem Schutz und den Versuchungen der bösen Geister preisgegeben, von dem sich Eechsit beleidigt glaubt und sich von ihm abwendet. Entkommt einer irgend einer Gefahr, so sagt er, Eechsit sei ihm beigestanden. Ihr wird eine junge Stute dargebracht.

6. Baj-Bajanaj ist die Gottheit der Jagd auf Wild. Er geleitet den Jäger überall hin und leistet ihm Hilfe auf seinen Zügen. Wenn sich der Jakut auf einen langen Weg zur Gewinnung von Wildfellen aufmacht, so schnitzt er aus Holz ein Idol und bestreicht es mit dem Blut des Thieres, welches er zu Ehren Baj-Bajanaj's getödtet. Mit dem Fleisch des getödteten Thieres bewirthet man den Schamanen und die Gäste, die Statue Baj-bajan's aber stellt man in den vorderen Winkel auf den Ehren-Oron. Oron heisst nämlich der Ehrentisch im linken vorderen Winkel. Zuweilen bleibt Baj-bajanaj in seiner Ecke viele Jahre stehen.

7. Ukulan, das ist die Gottheit der Fischer. Er hält sich in Gewässern auf und vermittelt erfolgreichen Fischfang. Als Opfer wird ihm ein zweijähriges, schwarzes Kalb dargebracht.

Von den Gottheiten und anderen Gutthaten ausübenden Wesenheiten mögen noch folgende erwähnt werden: Kis-tanara, die Gottheit der Zobel. Man stellt sich ihn in Menschengestalt vor, bekleidet mit einem Zobelpelz. Diese Figur wird in einem sämisch ledernen Beutel aufbewahrt, der mit verschiedenfarbigen Perlen verziert ist. Bei wichtigeren Anlässen wendet man sich an ihn um Beistand, wobei man Fett in's Feuer wirft.

Gleich hoch verehrt wird auch der Dämon des Feuers: An-darchan-toën oder Al-ot-iččitja. Als Opfergabe wirft man ihm in's Feuer einen Theil der Speise, von der man geniesst.

An-darchan wird als ein hochbetagter Greis gedacht. Er gilt als der Vermittler zwischen der Menschheit und den bösen Geistern. Kein Opfer wird vollzogen ohne Beiopfer für die Gottheit des Feuers. Er ist das Portal, durch welches allein man mit einem Opfer zu einem anderen Geiste gelangen kann.

Die Gottheit des Feuers ist ein im menschlichen Dasein nur durch Wohlthaten sich auszeichnendes Wesen. Es hilft dem Menschen in allen Lebensverhältnissen; es bezeigt eine fühlbare und lebendige Theilnahme am Thun und Lassen des Menschen, wofür man der Gottheit bei jeder Gelegenheit einen Antheil von der Speise, die man zu sich nehmen will, in's Feuer wirft. Der Dämon ist ein ehrwürdiger, ehrsamer Greis. Man gibt ihm den Namen: Byrjachja-bytyka-kyryl-tjusjumjat, d. h. die Erscheinung mit dem weissen Bart.

Als Dämonen oder böse Geister gelten:

1. Ž-chosgon-ojun-kinjas, das ist Satanas, der Fürst der Unholde. Er fügt den Menschen Uebel zu, halst ihnen Krankheiten auf, verursacht Viehseuchen und Unfruchtbarkeit. Um ihn milde zu stimmen, bringt man ihm ein hellbraunes (suržagyl) Fohlen als Opfer dar.

2. Bologur-chotuna, Dochsun-dujan und Bachsy-toëna-al-ljachaj sind Dämonen, ersterer männlichen, letzterer weiblichen Geschlechtes. Nach der Versicherung der Schamanen waren beide einst Menschen, sind aber beide wegen ihrer Sünden in böse Geister, in Dämonen verwandelt worden, sie rauben den Menschen die gesunde Urtheilskraft Als Opfer bringt man ihnen eine Stute von getigerter (čugur) Färbung dar.

Džachtan-byradaj oder Jurjun-ogustach war einst ein Schamane und besass einen weissen Stier; den stahl man ihm aber, worüber er in Bosheit verfiel. Zur Strafe dafür hat man ihn nach seinem Ableben zu einem Dämon gemacht. Er verursacht Krankheiten, insbesondere bei Kindern Brustleiden, das den Tod zur Folge hat, wofern man ihm (dem Dämon) nicht als Opfer ein dreijähriges Kalb darbringt.

Sordach-Čonach war bei Lebzeiten eine Schamanin. Sie ist die Urheberin verschiedener Epidemien. Nach schamanischer Ueberlieferung hat sie ein hässlich widerwärtiges Aussehen, sie ist einhändig und einfüssig und hat ein einziges Auge inmitten der Stirne. Als Opfer wird ihr eine rothscheckige (kéchebiren) Kuh dargebracht.

Makyny-kysa-tynyrachtach-kjadžjaj, eine gewesene Schamanin, verursacht den Menschen Verrücktheit und andere Krankheiten. Als Opfer bringt man ihr dar eine Kuh mit wasserhellfarbigen Hörnern und Klauen, mit einem kahlen Fleck auf der Stirne, einem scheckigen Schwanz und röthlicher Haarfarbe (dženkir-mostach-tujachtach, toratosachtalach, ala-kuturuktach-kugas). Zu ihrer grösseren Ehrung schnitzt man sie als Idol aus, das man mit einem unverhältnissmässig grossen Pelze schmückt. In dieses Idol kann, nach den Begriffen der Schamanen, diese Furie unentweichbar eingeschlossen sein. Dieses Idol bekommt die Bezeichnung Kys-tagara, die jungfräuliche Göttin. Man stellt es in den Winkel des Mittelbalkens links vom Kamin auf, nämlich dem Norden zu und belässt es unangetastet von Geschlecht zu Geschlecht. Man verehrt es deshalb so hoch, weil die geringste Berührung desselben den Zorn dieser Furie hervorrufen könnte.

Buchar-dodar ist der Dämon des Todes. Er reitet daher auf dem Stiere Bor-kjurjun, d. h. auf dem erdfahlen Pantherthiere. Er lebt in der Unterwelt (edjan-tjugjarja), wo sich noch gleich ihm, andere weniger bedeutende abgerechnet, acht ebenbürtige Dämonen aufhalten.

Syry-kysa ist ihrer Abstammung nach eine Schamanin: sie verführt die Menschen zu verschiedenen Uebertretungen, zu Leid und Unsal. Ihr werden gar keine Opfer dargebracht. Der Schamane bannt sie ohne jede weitere Schwierigkeit.

Sjulljukjuter sind die Bewohner der Gewässer. Sie leben nach Art der Menschen und ziehen Herden auf. In den Wässern gibt es viel Moos. Bringt man dasselbe auf's Trockene, so verwandelt es sich in Geld, doch nach drei Tagen hat es sich wieder zu Moos zurückverwandelt.

Sebeka ist ein kleines, missgestaltetes Mädchen mit einem riesigen Bauch; sie lebt in einer elenden Kalmückenhütte (choton) und reisst das Vieh ins Verderben.

Neben den gedachten Dämonen und Furien glauben die Jakuten auch noch an weniger bedeutsame Wesenheiten, als da sind z. B. Torbosabysyta (der Dämon der Kälber) und Kjaljama (der Dämon der Sinnlichkeit). Der Schamane entwirft von ihm durchaus kein anziehendes Bild und

stellt ihn sogar als einen Stotterer dar. Die Vorstellung entbehrt nicht einer gewissen Originalität. Wann der Schamane in der Gestalt Kjaljama's auftritt, übt er auf die Jakuten einen unbezwinglichen Lachreiz aus; sie treiben ihre Kurzweil mit ihm und fragen ihn, woher er gekommen sei. Darauf gibt der Schamane im Namen des Dämons zur Antwort, dass er aus gar weiter Ferne daherkomme, soweit als eine schiefgewachsene Fichte lang sei, und dass er neun Mal auf der Herreise habe übernachten müssen. Dann erkundigt sich der Dämon, ob es da nicht etwa schöne Mädchen gäbe. Fällt die Antwort zu seiner Befriedigung aus, so kippt er in übermüthige Laune um und schneidet Grimassen zum höchsten Gaudium der Jakuten. Die Rolle des Kjaljama spielt der Schamane mehr des Spasses halber.

* * *

Die sieben Himmel. Ober-, Mittel- und Unterwelt. Die Schamanen lehren, dass die Herrschaft über das gesammte Weltgebäude Jut-tas, oder wie man ihn sonst noch nennt Ajbit-aga (Vater, Schöpfer) oder Ajtoén ausübe. Er ist unsichtbar und unerreichbar. Er weilt oben im siebenten Himmel und steht durch die Vermittlung der Gottheiten, die in den niedereren Himmeln wohnen, im Verkehr mit der Erdenwelt. Im Ganzen sind sieben Himmel.

Ebenso gibt es in der Unterwelt ein Oberhaupt, den Fürsten der Finsterniss. Die guten Geister (Aj, Gottheiten), ebenso wie die Dämonen (abasy) und die Seelen Verstorbener, welche für ihre guten Thaten oder für ihre Sünden die Wandlung zu Gutholden oder Unholden erfahren haben, nehmen nach Massgabe ihrer edlen oder schlimmen Thaten verschiedene Rangstufen und Aemter ein, so in der einen als in der anderen Hierarchie und sind zu widerspruchsloser Folgsamkeit gegenüber ihren vorgesetzten Geistern verpflichtet.

Nach der Lehre der Schamanen gibt es darnach drei Weltregionen: die Himmelswelt (challan-jurdja), die Mittelwelt, die Erde nämlich (ortodojdu) und die Unterwelt (édjan-tjugjarja). Die erste Welt ist das Reich des Lichtes; die untere das der Finsterniss, indessen die Erde zur Zeit noch vom Schöpfer (Jut-tas-olbochtach. Jurjun-Aj-Toén) dem Belieben des Teufels, des Erzverführers preisgegeben ist. Die Seelen der Menschen aber werden nach deren Ableben, ihren Verdiensten gemäss in das eine oder das andere Reich verschickt.

Am Ende aller Tage dieser Erdenwelt, da werden die Seelen beider Reiche einen Krieg miteinander führen. Der Sieg wird auf Seiten der guten Seelen bleiben, die Seelen der Sünder aber werden der ewigen Marterung der Unterwelt verfallen.

Wenngleich der Schöpfer die vergängliche Erdenwelt dem Teufel zur Versuchung überlassen, so hat er aber auch die Eechsyt, den Schutzengel und die Seelen der Gerechten auf die Erde geschickt, deren Pflicht es ist, die Menschen vor den Angriffen des Teufels in Schutz zu nehmen. Die Macht des Teufels ist insoweit begrenzt, als ihm z. B. das Recht nicht zusteht, dem Menschen das Leben zu rauben. Der Teufel ist blos das Richtschwert der Gottheit, das Werkzeug, mittelst dessen sie die sündhaftigen Menschen züchtigt. So ist denn der Teufel nicht im Stande, nach eigenem Gutdünken irgend Jemand zu begnadigen und der Züchtigung zu entheben, doch vermag der Schamane durch den Dämon beim Schöpfer Fürsprache und Bitte zu erheben.

Der Schamane ist ein Diener des Teufels, insoferne er selber dämonischer Natur ist, da aber seine Seele mit dem Körper ein Einziges bildet, so erfreut er sich des Besitzes dämonischer Gaben: des zweiten Gesichtes, des Geistersehens, der Heilkunst, der Macht, Böses zu thun u. s. w., und da er auf Erden, zwischen Himmel und Unterwelt lebt, so geniesst er den Vortheil, mit beiden Reichen Beziehungen zu unterhalten. Er vermag nach Thunlichkeit selber in die Unterwelt hinabzusteigen oder auch von dort die jeweilig erforderlichen Dämonen heraufzubeschwören. Ist der Geist nicht im Stande, etwas selber zu Wege zu bringen, so schickt er den Schamanen in die obere Welt, um die Genehmigung des Schöpfers zu bitten. Also steigt in der mitgetheilten Weise der Schamane auf zum Himmel.

Will der Schamane irgend etwas Böses schaffen, so citirt er einfach den zweckdienlichen Geist aus der Unterwelt und der beschworene Geist muss den Wunsch des Schamanen erfüllen. Der böse Geist fügt sich nicht willig den Bitten des Schamanen, irgend Jemandem ein gutes Werk zu erweisen. Erst nach Empfang einer Opfergabe gewährt er dem Schamanen die Erlaubniss, sich behufs unmittelbarer Vorbringung einer Bitte vor den Schöpfer in den Himmel zu erheben.

Berühmtere Schamanen führen ihren Stammbaum bis ins tiefe Alterthum zurück, und nicht selten dient ein ganzes Geschlecht der Unterwelt, so dass der letzte Nachkomme bei seinen professionsmässigen Anrufun-

gen um Hilfe vor Allem an seine Vorfahren, die Schamanen, sich zu wenden pflegt, damit sie, als die verdienstvolleren, für die baldigere Gewährung seiner Bitte sich ins Mittel legen.

* * *

Die Seelenlehre. Bestattungsgebräuche. Wie schon früher bemerkt, ist die Seele (Kut-tyn) des Menschen im Stande, sich in einen guten oder bösen Geist zu verwandeln, gemäss den Handlungen, die der Mensch bei Lebzeiten begangen hat. Es vermag sich aber die Seele noch bei Lebzeiten des Menschen, wie das öfters vorkommt, vom Körper loszutrennen: das geschieht beispielsweise während der Mensch schläft. Der Mensch verfällt in eine Krankheit, wenn der Teufel seine Seele erwischt, und behält sie der Böse über die Frist hinaus bei sich, so muss der der Mensch sterben. Auf die Bitte des Kranken oder seiner Umgebung kann der Schamane dem Kranken die Seele zurückverschaffen; kehrt aber die Seele nicht zurück und stirbt der Mensch, so ist es ersichtlich, dass der Zorn des Dämonen, aus Gründen, die vom Schamanen nicht abhängen, nicht habe besänftigt werden können.

Es ereignen sich auch solche Fälle, dass die Seele, welche den Leib auf eine Zeit verlässt, sich irgendwo verirrt und lange nicht an ihren Ort zurückkehrt; wenn sie aber nach Ablauf eines längeren Zwischenraumes heimtrifft, findet sie ihre Hülle nicht mehr geeignet als Behausung für sich. Der Leib ist schon zerfallen. Mit Ekel entfliegt die Seele und siedelt sich an im Körper eines nahen Verwandten ihres bisherigen Heiligthums. Die Schamanen wissen ihren Gläubigen eine Menge derartiger Fälle von Uebersiedlungen zu erzählen.

Die Schamanen behaupten, nach dem Ableben des Menschen verweilen noch zeitweilig in ihm die Spuren seiner Seele, oder richtiger, sie höre nicht auf, um ihre frühere Behausung herumzuschwirren. Folglich wohnt dem Leichnahm bis zur Bestattung, oder überhaupt, solange die Seele in der Nähe des Leibes weilt, die Kraft inne, Alles, was sich in der Umgebung desselben zuträgt, zu hören und zu sehen. Darum beobachten die Jakuten bei den Todten gewisse Vorsichtsmassregeln.

Mit dem Ableben des Menschen ergreift der Teufel seine Seele und führt sie an die Orte, wo bei Lebzeiten der Hingeschiedene gewesen, und züchtigt sie überall, wo der Mensch gesündigt hat. Diese Busszeit dauert nicht länger als eine Nacht. Der Teufel führt nur dorthin nicht die Seele des Verstorbenen, allwo ein Kreuz aufgerichtet steht (natürlich eines aus neuerer Zeit). Um also ihren Verwandten vor argen Züchtigungen zu behüten, pflegen die Jakuten um die Jurte herum hölzerne Kreuze aufzustellen.

Bei den Jakuten ist es Brauch, das Begräbniss noch am Sterbetag vorzunehmen. Auf dem Heimweg von der Bestattung zünden sie längs des Weges Holzhaufen an und springen über und durch die Flammen durch, im Glauben, dass der Dämon des Todes aus Feuerscheu sie nicht verfolgen werde, und dass sie schon dadurch allein von Verfolgungen des ihnen feindseligen Todesgeistes sich befreien können. Ueber demselben Feuer wird auch die Kleidung des Verblichenen durchgeschüttelt, um daraus den Dämon herauszubeuteln, falls er sich darin verbergen zu können gemeint hat.

Man lässt es sich angelegen sein, die Beerdigung auf Kurganen vorzunehmen, damit der Selige dem Himmel näher gerückt sein soll. Die Kurgane sind gewöhnlich sandig und trocken. Es hält eben leichter, in sie ein Grab zu scharren als in die salzkrustigen Niederungen.

* * *

Kosmische Erscheinungen. Donner und Blitz. Der Stein im Thiere. Eine Eidformel. Die Erschaffung der Welt. Vor der russischen Besitzergreifung des Landes, also vor 200 und mehr Jahren, als die jakutische Religion ungescheut ausgeübt werden durfte, verehrten die Jakuten noch in hohem Masse kosmische Erscheinungen. Zum Schluss sollen nun dieselben sowie der spärliche Ueberrest ihrer volksthümlichen Vorstellung von der Erschaffung der Welt besprochen werden.

Den Donner (eting) und den Blitz (čagylgan) erzeugen zwei himmlische Gottheiten: Žam(n)-buraj (der verwegene Brüller) und Sjugja-toën (Herr Axt). Priuzov sagt, sie senden ihre Schläge aus, um die bösen Geister zu verfolgen, mir aber wurde nebst diesem noch mitgetheilt, dass der eigentliche Zweck ihres Dreinschlagens der wäre, die Erde von verschiedenen Krankheiten zu säubern. Zuweilen beschwört der von Jemand beleidigte Schamane Donner und Blitz herbei und bittet die Gottheiten, sie mögen den Beleidiger oder einen demselben theueren Gegenstand mit Blitzschlag vernichten.

Priruzov berichtet ferner: zur Wiederbelebung eines vom Blitz getroffenen Menschen werden keinerlei Mittel angewendet. Vom Blitz getödtete Thiere werden gegessen.

Fängt es an gewaltig zu donnern, so langt der Jakut hervor einen Splitter von einem blitzgetroffenen Baume, so ein Holz findet sich nämlich fast in jeder Jurte, und beräuchert im Kreis herum die Jurte, wozu er den Bann spricht: „Žam(n)-Buraj-žasypda, sjugja-toën-sjulyjajda, arčy, arčy“, d. h.: „Der verwegene Brüller brüllte, die Axt, der Herr gerieth in Bewegung, von dannen! von dannen!“ Durch die Beräucherung wird der unreine Geist, der sich vor der Verfolgung des Himmels in der Jurte verborgen hielt, weggebannt, und die Inwohner werden der Krankheiten los und ledig, welche die bösen Geister mit sich zu bringen pflegen.

Der Splitter wird weit weg von der Jurte auf's Feld geworfen, wodurch man die Gefahr des Blitzeinschlagens beseitigt. Zuweilen finden die Jakuten nach einem Sturmgewitter rundliche oder länglichgeformte Steine, die wie Meissel ausschauen. Man glaubt, dass es vom Himmel gefallene Donnerpfeile seien. Man gebraucht sie als Heilmittel. Man schabt sie ab, thut das Pülverchen in's Wasser und gibt sie ein z. B. um die Nachgeburt bei einer Frau herauszuziehen oder gegen Harnstockung. Man bewahrt so einen Stein auch auf, sagt Priruzov, weil er ein Schutzmittel gegen die Gefahren des Sturmes bildet.

Priruzov gedenkt ferner des jakutischen Volksglaubens, wonach man im Leibe von Thieren steinerne Idole finden kann, welchen eine derartige Kraft innewohnt, dass es genügt, sie an einem Sommertage auf die freie Luft hinauszutragen, und schon entsteht ein Wind. Diese Steine heissen Sata. Ueber diesen Glauben habe ich zwar sonst nichts vernommen, doch möchte ich ihn nicht in Abrede stellen, weil ich selber solche Steine gesehen. Sie entwickeln sich in Folge einer Krankheit beim Thiere, dessen Inneres vom Nierenbecken sich mit Steinen füllt. Das Thier wird nach der Erkrankung abgeschlachtet, das Fleisch wird aufgezehrt, das Steinklümpchen in der Art einer unförmigen Puterhenne aufgestutzt.

Mit der zunehmenden Ausbreitung des Christentums verliert das Schamanentum, wie schon oben bemerkt wurde, allmälig seine alte Gestalt und vermengt sich mit fremden Gebräuchen. So gehört z. B. nachfolgende volksthümliche Eidformel schon mehr der Vergangenheit an und hat gegenwärtig kaum noch wo die ursprüngliche Bedeutung beibehalten.

„Ich, demüthigst dastehender Mensch vor den auf den hehren sieben Himmeln Thronenden: Jurjun-aj-Toën, Sjugja-toën, Boj-bojanojtoën, Ordach-aj, vor der Sonne, die so viel Glanz ausstrahlt und vor dem Gesetze meines weissen Caren, ich, der ich auf den Knien vor dem Feuer liege, ich beuge mich und gelobe, die lauterste Wahrheit zu sagen, ohne jedes Ansehen der Person (unparteiisch), nur das, was ich selber gesehen und gehört habe, ohne jede Lüge und Verheimlichung. Sollte ich diesen meinen Eid brechen, sei es durch lügenhafte Angaben oder Abweichung von der Wahrheit, so will ich verflucht sein, dass mir die Zunge zum Genick heraushänge, dass meine Augen vereisen, dass mir die Zunge verdorre und mir Hände und Füsse absterben, so dass ich vom Stuhl fallen muss. Gott, der Herr soll mir nichts Gutes erweisen, weder an meinem Weib, noch an meinen Kindern, noch in Bezug auf irdischen Reichthum, mein Gesicht soll in's Genick gedreht und mein Antlitz soll zur schwarzen Erde geworfen werden. Der Schöpfer des Himmels und der Erde soll mich mit seinem durchbohrenden Blicke zerschmettern, damit ich nicht mehr auf Erden einherwandle und nimmer meine Nebenmenschen schaue; ich möge mir den Tod holen durch die verschiedenartigsten Aussatzkrankheiten der Welt; räudige Krätzigkeit soll mich bekleiden statt eines Gewandes und nimmermehr möge ich des hellstrahlenden Sonnenlichtes ansichtig werden. Die Erde soll unter mir durchbrechen, ich soll in die Hölle versinken, wo mich mannigfache Qual und Marter erreichen möge. Gott, der Allmächtige soll mich verfluchen, wenn ich, gegen meinen Eidschwur, nicht die nackteste Wahrheit berichten werde. Ferner sollen mich züchtigen die alle ungerechten Thaten strafenden, unreinen Geister: Toën-kinjas (Žochsogon-ola-kinjas?) und die Schamanin Chotun-čonach (Sordich-čonach). Aus diesem Hause aber, wo der vom Gesetz des weissen Caren bestellte Gerichtshof tagt, schwöre ich, soll ich nicht mehr über die Schwelle schreiten können, sondern soll auf allen Vieren über sie hinauskriechen müssen. Der von Gott geschleuderte Feuerstrahl soll mich in's Rückenmark treffen. Dieser ganze Fluch soll auf den Schuldtragenden und den Missethäter in unserer Mitte ausgehen für alle Zeit und Ewigkeit. Der böse Geist über den Gewässern soll mich nicht vorüberziehen

lassen, sondern mich in den Schlund wie einen Stein untertauchen. Sollte ich aber nach diesem Schwure hinterher durch Zeugen des Meineides überwiesen werden, so unterwerfe ich mich den verschiedenen, furchtbaren kaiserlichen Strafen."

Die jakutische Ueberlieferung berichtet über die Entstehung der Erde folgende Legende: Die gegenwärtig sichtbare Erde war einstens ganz mit Fluthen überschwemmt und bildete ein ausgedehntes, endloses Meer. Einmal flog Jut-tas-eobochtach Jurjunaj-toën über diesem Meer dahin und erblickte eine schwimmende Blase. Er fragte sie: ‚Wer bist du und von wo kommst du?' Die Blase erwiderte: ‚Ich bin der Urböse (Satanas) und lebe auf der Erde unter den Wässern.' Sprach darauf Aj-toën zu ihr: ‚Wenn das wahr ist, dass es unterm Wasser eine Erde gibt, bring mir mal ein Stückchen von ihr herauf.' Der Urböse tauchte in's Wasser unter und schwamm nach einiger Zeit wieder hinauf an die Oberfläche mit einem Brocken Erde. Gott nahm den Brocken, segnete ihn und legte sich darauf. Als das der Urböse sah, gedachte er Gott zu ertränken und begann das Stück Erde hinabzuziehen, doch je stärker er daran zog, desto mehr breitete es sich aus zu des Bösen grösster Verbitterung, bis es den grösseren Theil der Gewässer bedeckte. Das ist die Geschichte von der Entstehung der Erde, auf welcher jetzt das Menschengeschlecht lebt.

Ethnographische Studien über Alt-Serbien [1]).

Die heutigen Zustände in Alt-Serbien sind ganz eigenthümlich; sie wurzeln tief in der Vergangenheit des Landes und Volkes. Ein Blick auf die historische Entwicklung der wichtigsten Fragen wird nicht nur unser Verständniss erweitern, sondern uns auch manche Schlagworte verdeutlichen, welche in der einschlägigen Literatur üblich sind.

Im Alterthum beginnt für uns die Geschichte des Landes mit dessen Eroberung durch die Römer, welche bekanntlich zur gänzlichen Unterwerfung desselben zwölf Kriege in 335 Jahren, 224 v. Chr. — 112 n. Chr. (die Osmanen haben hiezu kaum die halbe Zeit gebraucht), führen mussten.

Die Gebiete der vorliegenden Studien fielen den Römern im Jahre 71 v. Chr. nach achtjährigen Kämpfen in die Hände und bildeten einen Theil der römischen Provinz Moesia superior, welche im Westen an Illyria und im Südosten an Macedonia grenzte.

Vor der Römerzeit trugen die Gebiete der späteren römischen Provinz Moesia superior die ethnographische Bezeichnung „Triballia", welche sich indess verlor, um erst unter dem byzantinischen Kaiser Heraklius wieder aufgenommen zu werden, indem den neuen Bewohnern (Serben) der Name „Τριβαλλοι" beigelegt wurde.

Als später eine Neueintheilung römischer Provinzen stattfand, entstand an der Nordostgrenze des grossen Beckens die Unterprovinz Dacia mediterranea (Hauptstadt Serdica, heute Sofia); für das grosse Becken selbst wurde die schon vor der Römerzeit übliche Bezeichnung Dardania angewendet, während der Name Moesia superior mehr im engeren Sinne für die nördlich hievon gelegenen Gebiete — also auch für das Land zwischen Ibar und Lim in Gebrauch kam [1]).

Und als Diocletianus ein Praefectum Praetoris per Illyrium organisirte und es in 6 Unterprovinzen theilte, da war eine davon „Dardania mit dem Amtssitze Scupis" (Skoplje) [2]).

Das von den Römern eroberte Land war durch viele Kriege stark entvölkert, daher römische Colonien allerorten angelegt wurden. Die einheimischen Elemente wichen vor dem Fremden und die Romanisirung der Ureinwohner ging so rasch von Statten, dass nach kurzer Zeit in jenen Gegenden die lateinische Sprache die Amts- und Haussprache ward.

[1]) Obiger Artikel, als Theil einer umfangreichen culturhistorischen Arbeit, wurde vor drei Jahren unserem Präsidenten von einem k. k. Officier mitgetheilt, welcher Alt-Serbien aus eigener Anschauung kennt. Bei der Schwierigkeit, authentische Daten über jene so schwer zugänglichen Gegenden zu erhalten, glauben wir, durch deren Abdruck auf den Dank der Leser unserer Mittheilungen rechnen zu können, wenn auch wegen des leidigen Raummangels die Veröffentlichung sich verzögert hat und die historische Einleitung grösstentheils Bekanntes enthält.

[1]) Unter Kaiser Constantin dem Grossen auch „Moesia prima" genannt; Viminacium war die Hauptstadt an der Mündung der Morava in die Donau.

[2]) Дарданевић. Археолошко-географијска истраживања. Гласник, 1877.

Durch die Theilung des römischen Weltreiches (395) kam das Land unter das byzantinische Scepter und wurde seit dem IV. Jahrhunderte durch die Völkerwanderungen sehr in Mitleidenschaft gezogen.

Erst im Beginne des VII. Jahrhunderts, als der byzantinische Kaiser Heraklius politisch und militärisch anderwärts engagirt war, siedelten sich einzelne Slavenstämme — vermuthlich über Aufforderung des Kaisers — auf der Balkanhalbinsel an. Das grosse Becken ward mit dem Flussgebiete der Raška nach und nach ein Bestandtheil des selbstständigen Bulgarenreiches, um im Jahre 1018 wieder byzantinisch zu werden.

Bis zu dieser Zeit hatte sich der Slavenstamm der Serben an der Drina und am Limflusse festgesetzt, so dass nunmehr Ras und Rasa (in der Gegend des heutigen Novipazar) eine Grenzfestung der Byzantiner gegen die Serben ward. Letztere erweiterten indessen ihre Herrschaft gegen Ende des XI. Jahrhunderts bereits ostwärts bis zum Ibar und beunruhigten von ihrer Burg Zvečan (noch 1689 von den Türken vertheidigt, heute Ruine bei Mitrovica) aus das byzantinische Lipenion [1]). — Es versteht sich von selbst, dass sich wiederholte Kämpfe am Grenzflusse Ibar mit wechselndem Ausgange abspielten; die Grenzpfalz Zvečan am Ibarknie that hiebei ihre Schuldigkeit als Wellenbrecher [2]).

Dem serbischen Gross-Župan Stephan Nemanja gelang es im Jahre 1173 in Folge einer günstigen Entscheidungsschlacht, das unter seine Brüder verzettelte Land zwischen Ibar, Lim und Drina zu einem einzigen Reiche zu vereinigen, dessen politischer Schwerpunkt die Burg Ras oder Raška war, daher auch das Reich „Rasa oder Raška“ (von dem deutschen „Rascia oder Rascien“) genannt wurde [3]).

Im Jahre 1180 ergriff Nemanja die Offensive gegen das byzantinische Reich und setzte sich unter Anderem auch in den Besitz der beiden Becken Kosovo und Metohija, welche von nun an mit dem Lande zwischen Lim und Ibar den Kern des Serbenreiches bildeten.

Nemanja's Streben nach Ausrottung des Particularismus und nach Befestigung der Einheitlichkeit im Reiche äusserte sich hauptsächlich auch in seiner Kirchenpolitik. Bis dahin hatten die einzelnen serbischen Fürstenthümer — obzwar seit dem VII. Jahrhunderte christlich — keiner bestimmten Kirche angehört, daher sie zum Tummelplatze religiös-politischer Intriguen wurden, welche von Rom und Byzanz aus gleichzeitig ausgingen und das Haupthinderniss der politischen Einigung waren. Nemanja wollte in dem neubegründeten Reiche nur eine Kirche haben; er schonte zwar den am adriatischen Küstenstriche Wurzel gefassten Katholicismus (vermuthlich, um den mächtigen Papst nicht zu reizen), verfolgte aber ansonst jede religiöse Secte, wie z. B. die staatlich oppositionellen Bogumilen oder Patarener. Schliesslich gab es in seinem Reiche nur eine Staatskirche, nämlich die Byzantinische, welche er jedoch von Byzanz unabhängig zu machen wusste.

Seit jener Zeit ist das Religionsbekenntniss mit der serbischen Volksthümlichkeit derart verschmolzen, dass heute bei den Serben ihre Religion pravoslavna vjera) gleichbedeutend ist mit ihrer Nationalität [1]).

Das von Nemanja so begründete und gefestigte Serbenreich wendete seine Expansivkraft fast ausschliesslich gegen Süd und breitete sich nach dieser Seite hin unaufhaltsam auf Kosten des byzantinischen Kaiserthums aus. König Stephan Uroš II. Milutin (1282—1320) eroberte einen grossen Theil Macedoniens und Albaniens; sein Enkel Stephan Dušan (1331—1355), der sich (1346) zum Kaiser der Serben und Griechen krönen liess, besetzte den Rest Macedoniens sammt Thessalien, Albanien und Epirus. Prizren und Skoplje wurden Hauptstädte des grossen Reiches [2]).

Unter Dušan hatte der durch Nemanja consolidirte Kern des Reiches, also „Alt-Serbien“ den höchsten Aufschwung erreicht, was sich namentlich in der hohen Blüthe des Handels ausspricht, dessen Centren Novobrdo, Prizren und Skoplje waren. In diesen wohlhabenden Städten befanden sich die Factoreien und Magazine der Venetianer, Ragusaner und Sachsen. Das Becken Kosovo, von 32 Bächen oder Flüsschen und zwei Sumpfseen bewässert, zählte 18 Burgen und 4 Städte. Im Jahre 1389 gefiel es dort dem Sultan Bajezid I. nach gewonnener Schlacht derart, dass er mit dem Heere längere Zeit am Kosovopolje ver-

[1]) Lipenion — von den Slaven im Mittelalter „Lipljan“ genannt — war unter dem Namen Ulpiana schon zur Zeit als Dardania eine Unterprovinz bildete, der Schwerpunkt im Becken; es lag vermuthlich 2h östlich des heutigen Dorfes Lipljan; cf. Dragašević.

[2]) Jireček. Die Handelsstrassen etc. p. 31.

[3]) Daher ist den Serben in manchen Gegenden der Name „Rajtzen“ — ungarisch „Ráczok“ — geblieben. Kallaý, Историја српског народа. I. Београд, 1877 p. 21 u. 23.

[1]) Kallaý, Историја etc.

[2]) Jireček, Handelsstrassen etc.

blieb, denn „es gab Gold, Silber und sonstige Erze; Brot und Wein und allerlei Lebensunterhalt für Menschen und Thiere“ [1]).

Nach Dušan's Tode (1355) löste sich das grosse Serbenreich in viele Adelsherrschaften auf, was den Ungarn und Türken willkommene Anlässe zu Einmischungen bot.

Zur Zeit, als Sultan Murad (1389) den Hauptstoss gegen dieses Conglomerat führte, stand das grosse Becken unter dem Scepter des Vlk Branković, während das Land vom Ibar westwärts und bis zur Donau nordwärts den Besitz des angesehensten Fürsten, des Knez Lazar, bildete [2]).

Lazar gelang es zwar, zum letzten Mal eine Coalition der Theilfürsten zu erwirken: aber in der Schlacht am Kosovo polje, welche für die türkische Herrschaft in Europa entscheidend war, unterlagen die Verbündeten vollständig, so dass das eigentliche Serbien von nun an den Türken tributpflichtig ward; hiemit wanderte auch der serbisch-nationale Schwerpunkt aus dem grossen altserbischen Becken nach Belgrad a. d. Donau, wo sich die späteren Schattenfürsten vor den Türken sicherer wähnten.

Nach wiederholten Kriegen eroberten die Türken „Alt-Serbien“ und machten im Jahre 1459 ein türkisches Paschalik daraus.

Das ganze Land wurde nach dem Feudal-Princip in grössere und kleinere Kriegslehen (Spahilik) zertheilt. Manche serbische Adelsfamilie kam durch Uebertritt zum Islam in den Besitz eines erblichen Spahilik. Die Dörfer bildeten als Čifliks das Eigenthum der mahomedanischen Grossgrundbesitzer. — Militärisch wichtige Gegenden wurden tapferen, aber wilden Kriegshaufen als Ansiedlungen angewiesen. So gingen z. B. mit der Zeit die Defilées vom Beli Drim, von Kačanik und Končul, dann der Ostrand des altserbischen Beckens in die Hände der Arnauten über.

Die Mahomedaner werden die privilegirte Bevölkerungsclasse, während die Christen als Rajah (Vieh) auf jede Art bedrückt erscheinen. Sie erlernten alsbald scheue Unterwürfigkeit, während die Mahomedaner — ohne Gedächtniss für die gemeinsame Abstammung — masslos stolz und übermüthig wurden.

Mit dem Sinken der Macht der Sultane sank auch deren Ansehen in den Sandschaks, welche immer mehr der Willkür und dem Uebermuthe der Begs preisgegeben wurden. Wie locker das Band zwischen den Provinzen und dem Sultan wurde, charakterisirt unter Anderen auch der Berichterstatter (vermuthlich F. M. Veterani) treffend mit den Worten: „und den 12. Octobris befand er (Piccolomini) sich zwischen ziemlich rauhen Gebirgen, allwo die Völker von Clementa und von Rosajaceva (Rožaj) wohnen, welche mit vielen Flecken und Dörfern eine considerable Republik (!) formiren und der Pforte alle Jahre eine gewisse Summe Geld zahlen“ [1]).

Mit der Lockerung der Sultanen-Macht gestaltete sich auch die Lage der christlichen Bevölkerung immer trauriger. Ihren Höhepunkt erreichte sie jedoch in Alt-Serbien, als mehrere Fanarioten (Griechen aus Constantinopel) nacheinander die Patriarchenwürde zu Ipek, dann die griechisch-orthodoxen Bischofswürden erlangten. Durch Ausbeutung ihrer Diöcesen und Verkauf verschiedener Kirchenwürden mussten sie die Mittel erlangen, um nicht nur sich zu bereichern, sondern auch die bedeutenden Kosten des griechischen Patriarchates zu Constantinopel (Bestechung der Grossvezire etc.) zu decken; mit ihnen zogen griechische Kaufleute, Geldwechsler u. dergl. in's Land, und so wollten sie nebstbei ihren Lieblingsplan, nämlich die Hellenisirung der ganzen Halbinsel bis zur Save durchführen, um ihr die noch übriggebliebenen Reste auszusaugen [2]).

Die kirchlichen Abgaben, welche in Folge dessen die christliche Bevölkerung zu entrichten hatte, erreichten bereits einen solchen Umfang, dass ein Theil derselben zum Islam übertrat, ein übriger Theil aber im Jahre 1690 unter Führung des Arsen III. Čarnojević und im Jahre 1737 mit Arsen IV. Jovanović (beide Patriarchen zu Ipek) nach Oesterreich auswanderte.

Die beergebliebenen Dörfer, welche heute noch serbische Namen führen, wurden nun von den aus dem Westen nachdrängenden Albanesen besetzt, so — dass diese nicht blos die Metohija, sondern

[1]) Срећковић. Путничке слике. Гласник, 1875.

[2]) Die Theilfürstenthümer hatten ihre eigenen Namen; damals reichte Bosnien bis gegen Sjenica, Hercegovina bis Bjelopolje am Lim; die unter Lazar und Branković befindlichen Länder waren das „eigentliche Serbien“. Nach der Wiederbegründung des Fürstenthums Serbien im Anfange unseres Jahrhunderts verblieb der Kern des mittelalterlichen Serbenreiches noch in türkischen Händen, und wurde „Stara Srbija“ (Alt-Serbien) oder auch „Türkisch-Serbien“ genannt; der Sandžak Niš gehörte auch dazu. — cf. Kallay, Историја etc.; dann Карић, Српска земља, Београд, 1882.

[1]) Marsch Piccolomini's nach Priština. — K. k. Kriegs-Archiv, Fasc. 13./1., Protokoll, 1689.

[2]) Jirecek, Geschichte der Bulgaren.

auch das Becken Kosovo und einzelne Gebiete zwischen Ibar und Lim überschwemmten.

Und seit jener Zeit verbreitete sich einerseits die Mahomedanisirung, anderseits aber das mahomedanische Albanesenthum immer ost- und nordwärts, so dass gegenwärtig im grossen altserbischen Becken die Albanesen entschieden das moralische und politische Uebergewicht haben und auch keinen Einspruch der mahomedanischen Slaven (Turci) oder der wenigen Osmanli dulden.

Da dort die Albanesen die Hauptträger des Islam sind, so gewinnt mit dem Fortschreiten desselben auch die albanesische Sprache an Ausbreitung; ja, gegenwärtig bedient sich derselben selbst die christliche Bevölkerung aus Furcht vor Ausbrüchen der Albanesen. So z. B. war die Gegend Ljuma noch 1820 rein serbisch, d. h griechisch-orientalischen Glaubens und serbischer Abkunft; gegenwärtig sind alle Ljumesen Mahomedaner und Albanesen vom reinsten Wasser, ohne sich an ihre Abkunft zu kehren oder die serbische Sprache zu verstehen [1]).

Die Albanesirung hat seit den Erfolgen der „albanesischen Liga“ einen neuen Aufschwung gewonnen.

Im Jahre 1878 gerieth die mahomedanische Bevölkerung der Türkei in Aufregung, weil das Berliner Protokoll einige Gebietsabtretungen forderte. Namentlich waren die Albanesen nicht einverstanden, dass von ihren Gebieten einzelne Theile an Serbien, Montenegro und Griechenland überlassen werden sollten. Am 17. Juni desselben Jahres fand zu Prizren ein Meeting statt, an welchem die Albanesen der Metohija und von Nord-Albanien theilnahmen. Einstimmig wurde die Anhänglichkeit an die Person des Sultans betont, hingegen jede Gebietsabtretung verweigert und beschlossen: diesfalls eventuell gegen die hohe Pforte Front zu machen. Diese Demonstration der „albanesischen Liga“ (vermuthlich inspirirt) wurde seitens der türkischen Regierung wohl diplomatisch ausgebeutet, bot aber bald Schwierigkeiten im eigenen Hause.

Als nämlich die hohe Pforte — nach Abtretung Dulcignos — den Beistand der Liga gegen Griechenland wünschte, da forderte diese als Gegenleistung die Autonomie für ganz Albanien. In Folge der darauf ertheilten abschlägigen Antwort rüstete die Liga mit fieberhafter Eile; türkische (osmanische) Beamten wurden aus dem grossen altserbischen Becken vertrieben und durch Albanesen ersetzt, endlich wurde auch von der Eisenbahn Mitrovica-Skoplje Besitz genommen.

Die Pforte griff zwar im Frühjahre 1881 zu den Waffen, um die Albanesen zur Ordnung zu zwingen, jedoch mit schlechtem Erfolg. Die Regierung musste auf die Durchführung des Wehrgesetzes und der Volkszählung verzichten und versprach — wie bisher — keine Truppen in die albanesischen Gebirge zu entsenden. Die Albanesen hingegen beschworen — die Oberhoheit des Sultans anerkennend — seine Befehle zu beachten, insoweit sie nicht mit ihren Interessen collidiren sollten [1]).

Seit diesem politischen Erfolge der Albanesen hat sich bei denselben in der Metohija und in Nord-Albanien ein hochgradiges nationales Fühlen und die Ueberzeugung von der eigenen Unüberwindlichkeit herausgebildet. Es ist auch nicht zu bezweifeln, dass sie die Erlangung der „Autonomie“ noch weiter anstreben, sich jedoch im ungünstigsten Falle keine andere Oberheit wünschen werden, als jene des Sultans, denn so leben sie vollkommen frei, verkehren mit den Regierungs-Organen nur durch ihre eigenen Oberhäupter, stellen keine Recruten — wie es das neue Wehrgesetz bestimmt, und leisten nur im Kriege als irreguläres Contingent (von jeder Familie 1 Mann) Heerfolge. Ein regelrechtes Staatswesen mit allen seinen beschränkenden Gesetzen, Steuern etc. würde nach albanesischen Begriffen für sie nur einen Rückschritt zur Unfreiheit bedeuten und wahrscheinlich zu einem **Vernichtungskampfe** führen.

Soeben (Frühling 1885) spielen sich in der Metohija ähnliche Ereignisse wie im Jahre 1881 ab; das Centrum der Bewegung ist wieder die einstige serbische Königs-Residenz Prizren.

Die kais. ottomanische Regierung — immer wieder auf ihre alten Forderungen zurückkommend — hatte nämlich im Vorjahre folgendes Ansinnen an die Albanesen der Metohija gestellt: sie sollen die seit 19 (!) Jahren rückständigen Steuern endlich entrichten, ferner das in Folge des neuen Wehrgesetzes auf sie entfallende jährliche Recruten-Contingent

[1]) Јастребов. Синан Паша и Кукли-Бег. Гласник, 1876.

[1]) Die Ereignisse des Frühjahrs 1885 beweisen, dass die Albanesen nur der erdrückenden Uebermacht nachgeben würden. Die Neuauflage des Jahres 1881 wird so lange inscenirt werden, bis eine der beiden Parteien jene Uebermacht erlangt.

stellen, schliesslich die Kopfsteuer für jeden männlichen oder weiblichen Kopf (1 Piaster oder 8 kr. ö. W.) erlegen. Die zu diesem Behufe schon im Jahre 1881 anbefohlene Volkszählung sollte endlich thatsächlich durchgeführt werden, stiess jedoch auf solchen passiven Widerstand, dass Kenner dortiger Verhältnisse schon im Sommer oder Herbst 1884 einen Gewaltausbruch befürchteten.

Die Regierung beharrte auf ihren Forderungen, während es in der Bevölkerung immer mehr gährte, so dass im Februar 1885 bewaffnete Albanesenhaufen sogar militärische Vortheile über die Garnison von Prizren gewannen und dieselbe mit den Regierungsorganen schliesslich sogar in der Citadelle dieser Stadt cernirten.

Die hohe Pforte ernannte nun einen Brigadier, welcher seit den Kämpfen gegen die Liga im Jahre 1881 in dem Rufe rücksichtsloser Energie steht, zum Mutessarif (Kreisvorsteher) von Prizren; derselbe — Ibrahim Pascha — marschirte nun mit Truppen seiner Brigade von Priština nach Prizren, berief sogleich die Notablen der Albanesen zu einer Versammlung ein und wiederholte ihnen die gouvernementalen Forderungen, welche weiter oben präcisirt worden sind.

Die Notablen-Versammlung verweigerte nicht blos die Befolgung jener Anordnungen, sondern stellte sogar Gegenforderungen an die Regierung: dieselben gipfelten in Folgendem:

1. Sofortige Entfernung des Ibraham Pascha, welchen ein Albanese als Mutessarif zu ersetzen hätte.

2. Gänzliche Entfernung der türkischen (osmanischen) Beamten, an deren Stellen gewisse Albanesen zu ernennen wären.

3. Bestallung einiger Albanesen als k. ottomanische Stabsofficiere und deren Betheilung mit Commanden in der Metohija [1]).

Der abweisliche Bescheid ihrer Ansprüche bewog die Albanesen, nunmehr offen zur bewaffneten Auflehnung zu schreiten, und sie concentrirten Bajraks (Kriegshaufen zu 200- 400 Mann), zerstörten die Telegraphen, griffen hierauf Ibrahim Pascha bei Ljubizda (4 Km nordöstlich Prizren) derart schnell und überraschend an, dass dieser nicht mehr in der Lage war, die letzte Phase — die Massenerhebung der bewaffneten Bevölkerung — nach Constantinopel zu telegraphiren.

Ende März musste noch Vejssel Pascha aus Salonik mit Verstärkungen nach Prizren marschiren, um wieder den Weg der „Unterhandlungen“ zu betreten. Die Insurgenten gingen abermals als politische Sieger hervor.

Ohne uns über die eventuellen schliesslichen Consequenzen auslassen zu wollen, sei nur die Thatsache constatirt, dass in Folge der fortgesetzten Unruhen sich der Bevölkerung ganz Alt-Serbiens eine gewisse Nervosität bemächtigt hat und dass der Einfluss k. ottomanischer Regierungsorgane nicht weiter als die Bajonetspitzen reicht. Hochgradige Unsicherheit des Eigenthums und des Verkehrs sind die bereits herrschenden Folgen davon. Den Umfang der anarchischen Zustände in ganz Alt-Serbien vermag am besten die Thatsache zu beleuchten, dass sich höhere Regierungsfunctionäre nur in den dringendsten Fällen abseits der Etapenstrasse (Sjenica-Priština auf der ganzen Strecke durch Karaulen gesichert) wagen und dann wenigstens ein Bataillon Infanterie sammt Kanonen zum persönlichen Schutze mitnehmen müssen.

Es ist begreiflich, dass die unbewaffnete christliche Bevölkerung unter solchen Verhältnissen nicht auf Rosen gebettet ist: von allen Mahomedanern verachtet, ergeht es ihr wie dem Weizenkorne zwischen den Mühlsteinen. Der peinliche Seelenzustand der Christen gipfelt in der unausgesetzten Furcht, bei irgend einem Anlasse durch einen der beiden rivalisirenden Theile (Arnauti und Turci) vernichtet zu werden.

Die Anzahl der Bewohner kann für Alt-Serbien nicht genau angegeben werden, weil die bisher angeordneten Volkszählungen nur insoweit durchgeführt werden konnten, als es die Unbotmässigkeit der Bevölkerung überhaupt gestattete. Die Angaben Reisender sind meist willkürlich, da sich selten Jemand abseits der frequentirten Routen wagt und daher ein Massstab für statistische Aufzeichnungen nicht aufgestellt werden kann.

Die relativ verlässlichste Basis für eine Schätzung der Bevölkerungsmenge bieten die von k. ottomanischen Behörden angefertigten Nufus-Defters, nämlich Listen, welche nur die männliche Bevölkerung zu Recrutirungszwecken evident halten; seit zehn Jahren

[1]) In Folge der Insurrection des Jahres 1881 sah sich damals die hohe Pforte bemüssigt, einen der Hauptanführer der Liga, den Ali bey von Gusinje zum k. ottomanischen Pascha zu ernennen; derselbe ist seitdem Civil- und Militär-Commandant im Becken Gusinje-Plava und gilt als der Wettermacher am politischen Himmel der Albanesen.

erfolgt deren Publication in Amtskalendern („Salnameh“).

Indem wir die Angaben des Salnameh [1]) vom Jahre 1879 und 1883 als Grundlage wählen, dann die Publicationen von Lippich [2]) und zur Helle [3]) benützen, gelangen wir zur runden Seelenzahl 440.000 für das von uns als „Alt-Serbien“ abgegrenzte Gebiet.

Bei dem auf 16.300 Km² oder 290 Quadratmeilen geschätzten Flächenraume Alt-Serbiens würde die Dichte der Bevölkerung darin ihren Ausdruck finden, dass durchschnittlich 27 Seelen auf 1 Km² oder 1517 auf 1 Quadratmeile kommen. Dies repräsentirt eine sehr geringe Dichtigkeit. Da die Beckensohlen, dann die breiteren Flussthäler am dichtesten bevölkert sind, so müssten die Mittelgebirge sehr dünn bevölkert sein. Wir neigen zur Ansicht, dass die factischen Verhältnisse günstiger sein werden.

Nach Religionsbekenntnissen müssen (abgesehen von circa 300 Juden) drei Gruppen unterschieden werden; nämlich: Mahomedaner, Griechisch-Orthodoxe und Katholiken; es dürfte diesbezüglich folgendes Verhältniss obwalten:

Mahomedaner . . .	294.000	Seelen oder	67%
Griechisch-Orthodoxe	128.000	„ „	29%
Katholiken . . .	18.000	„ „	4%

Die Bevölkerung Alt-Serbiens besteht somit aus ²/₃ Mahomedanern und ¹/₃ Christen.

Nach Nationalitäten setzt sich die Bevölkerung Alt-Serbiens aus zwei Volksstämmen zusammen: aus Albanesen und Slaven, welche 57% respective 40% der Gesammtbewohner ausmachen, während 3% auf Abkömmlinge anderer Racen entfallen [4]).

Indessen so einfach, wie wir es eben ausgesprochen, drücken sich die dortigen Bewohner diesbezüglich nicht aus.

Wie wir bei Erörterung der historischen Entwicklung gesehen haben, spielt zunächst das Religionsbekenntniss im Vereine mit der Tradition eine grosse Rolle; darnach fühlen sich einzelne Bevölkerungsgruppen als verschiedene Nationalitäten.

Die Albanesen allein, von welchen 91% mahomedanisch und 9% katholisch sind, bilden ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses eine Nationalität, obgleich die Katholiken im Lande selbst gar kein Ansehen geniessen.

Die Slaven hingegen sind nach drei Gruppen zu unterscheiden: *a)* mahomedanische Slaven oder Turci (Türken); *b)* griechisch-orientalische Slaven der serbischen Kirche, also Srbi (Serben) und *c)* die griechisch-orientalischen Slaven der bulgarischen Kirche, also Bugari (Bulgaren). Unter den Slaven sind die Serben am zahlreichsten mit 50%, dann die Turci mit 42%, endlich die Bugari mit 8% vertreten.

Es wird sich demnach das Verhältniss der einzelnen Nationalitäten zur Gesammtbevölkerung folgendermassen ausdrücken lassen:

Von je 100 Bewohnern sind

52% mahomedanische 5% katholische	zusammen 57% Albanesen;
17% Turci 20% Srbi 3% Bugari	zusammen 40% Slaven;
Rest sind Osmanli, Zigeuner, Čerkessen, Gogen und Juden	zusammen 3% sonstige Racen.

Die geographische Ausbreitung der verschiedenen Nationalitäten stellt die ethnographische Skizze (Fig. 47) dar, welche ein Compromiss der darüber herrschenden Ansichten und Angaben ist. Bei derartigen graphischen Darstellungen in Ländern, von denen keine Ortsverzeichnisse etc. existiren, darf man keine mathematische Sicherheit erwarten; das Höchste, was ein solches Graphikon leisten kann, ist — dass es blos angedeutet, welche Nationalität beiläufig in einem grösseren Gebiete überhaupt vorherrscht [1]).

---

[1]) Da die Zahlen des Salnameh nur „männliche“ Bevölkerung bedeuten, so wurde stets das Doppelte als Seelenzahl angenommen.

[2]) G. K. Lippich. Bevölkerungsverhältnisse des Sandžaks Scutari, Prizren etc. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, 1878.

[3]) A. Ritter zur Helle. Die Völker des osmanischen Reiches. Wien 1877.

[4]) Wie wir aus der historischen Darstellung ersehen haben, wird ein bedeutender Theil der heutigen Albanesen von Slaven abstammen; heute haben sie indess die Sprache und das Fühlen der „Albanesen“ eigen, können daher hier nicht zu den Slaven gezählt werden. — Je nach dem politischen Standpunkte der Autoren wird die Bevölkerung Alt-Serbiens bald als rein serbisch, bald als rein bulgarisch, auch sogar als griechisch hingestellt; cf. Jastrebow, Karié u. A.

[1]) Cf. Sax. Ethnographische Karte der europäischen Türkei zu Anfang 1877. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, Wien 1878.

Aus der historischen Entwicklung der gegenwärtigen social-politischen Verhältnisse Alt-Serbiens wissen wir, dass die moralisch und politisch herrschende Bevölkerung die **Mahomedaner** sind. Da es aber nach den beiden grossen Auswanderungen der Serben bald zweierlei mahomedanische Elemente in Alt-Serbien gab, nämlich das slavisch-mahomedanische (Turci) und das albanesisch-mahomedanische (Arnauti), so entstand in jeder Beziehung eine Rivalität zwischen ihnen, welche gegenwärtig dahin präcisirt werden kann, dass die **Arnauti** im grossen altserbischen Becken, hingegen die **Turci** zwischen Ibar und Lim das dominirende Element bilden.

Dies findet auch in der ethnographischen Skizze den entsprechenden Ausdruck. Die Albanesen haben die Ränder und Defiléen des grossen Beckens, ferner dessen Wasserscheiden im Besitze, während dort den Slaven mehr die Beckensohlen geblieben sind.

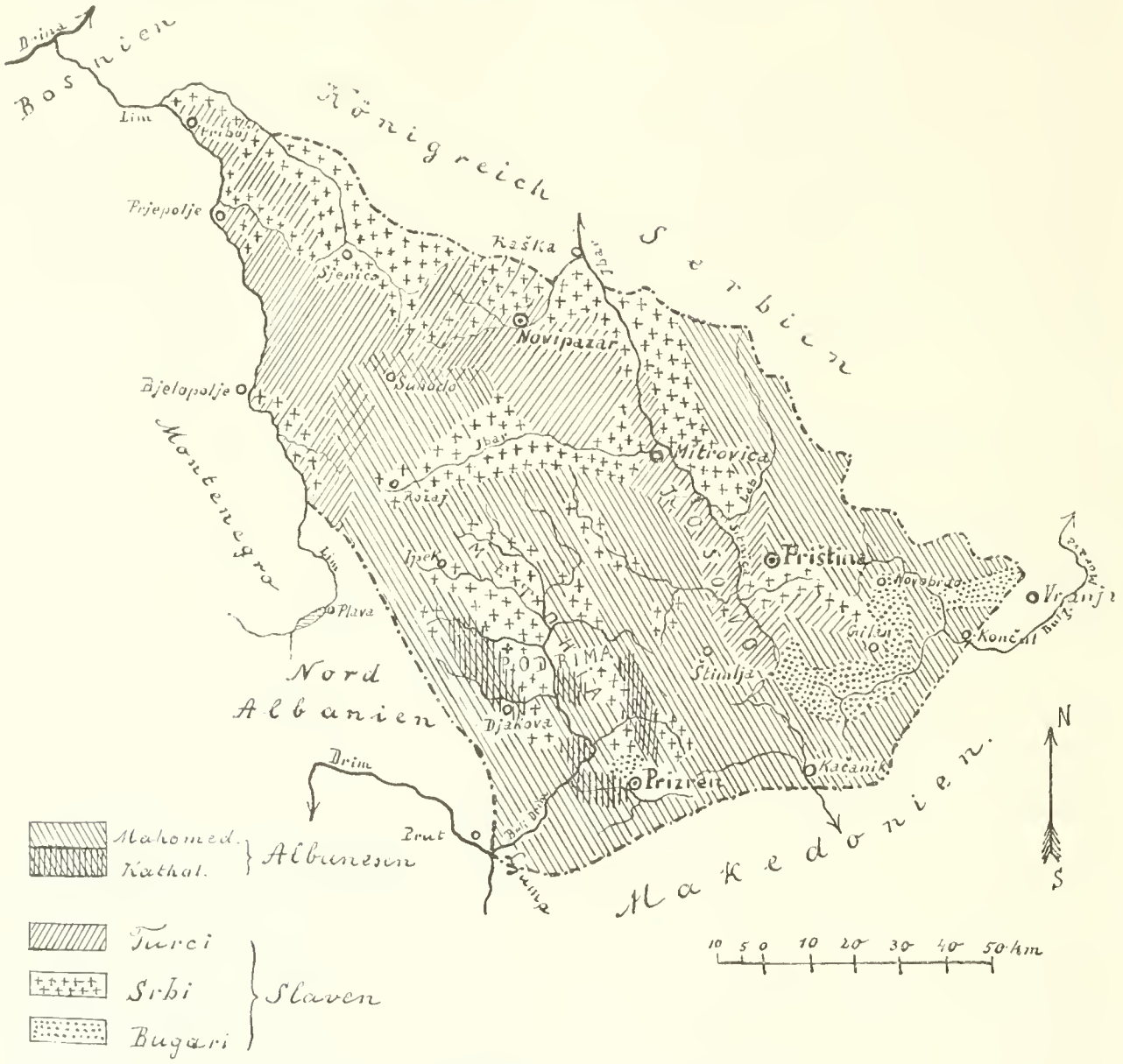


Fig. 47. Ethnographische Skizze von Alt-Serbien.

Anmerkung: Čerkesi bei Gilan, Priština und am Lab. Osmanli in Priština, Novobrdo und Ipek. Cigani in allen grösseren Orten. Spaniolen in Sjenica, Novipazar und Priština. Cincaren (Wlachen oder Gogen) in Prizren, Djakova und Ipek.

Ohne uns in weitere Folgerungen einzulassen, wollen wir die Frage beantworten: „Welche Sprache spricht die Bevölkerung Alt-Serbiens?“

Die Bewohner des Gebietes zwischen Ibar und Lim sprechen fast durchwegs nur serbisch, hingegen jene des altserbischen Beckens in der Mehrzahl albanesisch; nur die Cigani (Zigeuner), Čerkesi und Spaniolen des letztgenannten Gebietes bedienen sich ihrer eigenen Sprachen, während die Srbi und Bugari dies nur im intimsten Verkehr unter sich wagen. Die türkische Sprache wird nur von den wenigen Osmanli und von den höheren Regierungs-Organen gesprochen: die eingeborenen Mahomedaner (Turci oder Türken) verstehen diese Sprache in den seltensten Fällen.

Wenden wir uns nun zu einer kurzen Charakteristik der einzelnen Nationalitäten!

Die Albanesen Alt-Serbiens gehören zum Hauptstamme der Gegend: von den Türken werden sie „Arnauti“, von den Serben „Arbanasi“ genannt. Ueber ihre Abstammung gehen indess die Meinungen sehr auseinander. Jastrebow, vielleicht der einzige gründliche Kenner jener Länder, hält „speciell“ die Albanesen Alt-Serbiens — nicht mit Unrecht — für Abkömmlinge der Slaven und nimmt hievon nur die Lab- und Golak-Arnauten aus; thatsächlich unterscheiden sich diese besonders wilden Bewohner des östlichen Beckenrandes durch eine dunklere Hautfarbe, vorstehende Backenknochen, breiten Mund und abstehende Ohren von den übrigen Albanesen, welche den slavischen Typus haben.

Bei viel natürlichem Verstande besitzt der Arnaut gar keine Kenntnisse; Lesen und Schreiben sind nur wenigen Städtern geläufig. Der Aberglaube spielt — wie bei allen primitiven Völkern eine grosse Rolle.

Die moralischen Eigenschaften sind ein Gemisch der besten und schlechtesten Charakterzüge: Mannesstolz, hochgradig entwickeltes Selbstbewusstsein, Anstand in Haltung und gegenseitigem Verkehr, Muth, Gleichgiltigkeit für den Werth des Menschenlebens, grosse Nüchternheit und Genügsamkeit sind die besseren Züge. Unversöhnlichkeit und Hartherzigkeit bei Ausübung der Blutrache, Mordgier, Grausamkeit, Käuflichkeit, Hinterlist und hochgradiges Misstrauen bilden die Schattenseite des albanesischen Volkscharakters.

Die Geschichte verzeichnet zahlreiche Fälle des Schwankens aus materiellem Interesse. Die Albanesen haben ihre Schwerter ebenso schnell bereit den einstigen Bulgaren-, dann den späteren Serben-Königen, wie nachher den Sultanen gegen gute Belohnung geliehen und sind unter ungünstigen Verhältnissen gleich abgefallen; wiederholter Religionswechsel hat den Albanesen keine Gewissensbisse verursacht. In neuerer Zeit sehen wir sie, als die kaiserlich österreichischen Waffen nach dem Siege bei Niš (1689) gefürchtet waren, massenweise ihre Unterwerfung anbieten: in kurzer Zeit halfen 20.000 Mann Albanesen-Miliz bei allen Streit- und Requisitionszügen mit. Kaum hatten sie jedoch die numerische Schwäche der Kaiserlichen erkannt, so benützten sie die nächste Gelegenheit, um die Partei des Sultans wieder zu ergreifen.

Wir halten die Albanesen für hochgradig eidbrüchig und käuflich. Die Mahomedaner sind stets — selbst bei der Feldarbeit und vor dem eigenen Hause — mit Gewehr und Pistolen, hie und da auch mit Handžar bewaffnet. —

Die Turci (slavische Mahomedaner) tragen ihren Namen „Türken“ nur fälschlich, denn — obwohl fanatische Islamiten — hegen sie selbst glühendsten Hass gegen die eigentlichen Türken (Osmanli). — Sie sind Abkömmlinge theils des ehemaligen serbischen Adels, theils der damals niedersten serbischen Volksclasse; politische und materielle Motive trieben dieselben in die Arme des Islam. Die Turci haben gegenwärtig überall dort, wo nicht ihre Rivalen — die Arnauti — dominiren, den Grundbesitz und manche Aemter, sowie die meisten Gewerbe in Händen.

Ihr Charakter gleicht jenem der bosnischen Begs: Kampflust, Stolz, Herrschsucht, Hass und Misstrauen gegen Fremde, Verachtung und Bedrückung der Rajah (allen Mahomedanern eigen), Willkür — kurz, alle Eigenschaften eines seit Jahrhunderten alleinherrschenden übermüthigen Feudal-Adels. Sie halten zwar Manneswort hoch, aber nur unter sich oder gegen stärkere Andersgläubige; ihnen imponirt nur die Bethätigung der Gewalt; Nachsicht und Milde sind in ihren, sowie auch in den Augen der Albanesen, nichts weiter als Anzeichen von Schwäche, welche sie bei der nächsten günstigen Gelegenheit auf die Probe stellen und eventuell zur Auflehnung ausnützen.

Es ist selbstverständlich, dass jeder Turčin (slavischer Mahomedaner) nur bewaffnet ausgeht.

Die Srbi sind der christliche Rest der serbischen Bewohner des einstmaligen Serbenreiches. Nach dem gelegentlich der historischen Entwicklung Gesagten ergibt sich ihre Charakteristik von selbst. Verachtet und verprügelt, in jeder Art bedrückt, von den eigenen Popen ausgebeutet, hassen sie ihre Peiniger — die

Mahomedaner insgesammt — und sind sich der grossen Vergangenheit ihres Stammes sehr bewusst. Es ist begreiflich, dass die Sehnsucht der Srbi nach einer menschenwürdigeren Zukunft immer lebhafter wird, je mehr ihre Stammesgenossen in der nächsten Nachbarschaft gedeihen. — Sie dürfen keine Waffen tragen.

Die Bugari oder Bulgaren befinden sich zwar in derselben Situation, wie die Srbi, unterscheiden sich jedoch von diesen durch grössere Rührigkeit im Feld- und Gartenbaue, dann durch eine gewisse Schlauheit, mit welcher sie von den Schwächen ihrer Gewalthaber zu profitiren wissen. Sie sind zwar die wohlhabendsten Bauern, dabei aber übermässig dem Wein und Branntweingenusse ergeben. — Auch sie dürfen keine Waffen tragen.

Bezüglich der übrigen, numerisch nur schwach vertretenen Rassen lässt sich kurz Folgendes sagen:

Die Osmanli sind Reste der ehemals aus Kleinasien eingewanderten und mit Spahiliks belehnten Krieger; obzwar wenig zahlreich, dominiren sie dennoch in der administrativen Verwaltung; Christenhass und Verachtung des Fremden sind ihre Haupteigenschaften. Ihre Sprache ist türkisch.

Die Spaniolen sind dieselben Juden, wie in der ganzen Welt; ihre Sprache ist ein spanisch-herbräisches Gemisch.

Die Gogen, auch Wlachen oder Cincaren genannt, sind Christen griechischer Abkunft und Rivalen der Spaniolen.

Die Čerkesi (Tscherkessen) wurden vor zwei Decennien in wenigen Colonien zur Paralysirung des serbischen Elementes angesiedelt und vegetiren blos unter den ungewohnten klimatischen Verhältnissen. Sie gelten als sehr wilde, kriegerische und raubsüchtige Kaukasier.

Die Cigani (Zigeuner) befinden sich seit dem XIV. Jahrhunderte im Lande und gehören der Religion der Machthaber — dem Islam — an, werden jedoch von den übrigen Mahomedanern verachtet. Dieselben wandern nicht herum, sondern bilden Annexe der grösseren Orte; sie sind Schmiede, Kesselflicker, Curpfuscher etc., selten aber Ackerbauer.

Wien, Frühjahr 1885.

Die Ethnographie auf der Krakauer Landesausstellung 1887.

Von **Franz Heger.**

In den letzten Jahren wurden in unserer Monarchie wiederholt Anstrengungen gemacht, um auf den verschiedenen Landesausstellungen auch das volksthümliche Element zur Vertretung zu bringen. Am gelungensten in dieser Beziehung war gewiss die im Jahre 1885 in Budapest veranstaltete Landesausstellung, die in dem sogenannten Pavillon der Hausindustrie ein reiches Material volksthümlicher Gegenstände, namentlich in der Form von Bauernstubeneinrichtungen aus allen Theilen der Länder der Stephanskrone enthielt. Es ist nur sehr zu bedauern, dass die dauernde Erhaltung dieser so interessanten und lehrreichen Objecte, die man in's Auge gefasst hatte, nicht zur Ausführung kam.

In Galizien hat Graf Wladimir Dzieduszycki ein leuchtendes Beispiel gegeben, wie und was man von volksthümlichen Gegenständen sammeln soll. Seine Sammlung ist heute in Lemberg aufgestellt, wo dieselbe eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten dieser Stadt bildet.

Nur nebenbei seien hier noch die Museen von Hazelius in Stockholm für die skandinavischen Völker und das Rumjanzoff-Museum in Moskau erwähnt, welch letzteres durch seinen umfassenden Grundgedanken, die Trachten aller in Russland lebenden Völker, sowie der ausserrussischen Slaven zur Anschauung zu bringen, schon stark an die Aufgaben unserer grossen modernen ethnographischen Museen streift.

Es war ein glücklicher Gedanke, dass man auf der vorjährigen Landesausstellung in Krakau den Plan fasste, die Eigenthümlichkeiten des polnischen und des ruthenischen Stammes möglichst eingehend zur Darstellung zu bringen. Zur Ausarbeitung eines ausführlichen Programmes wurde eine eigene ethnographische Commission eingesetzt, welche in sich Namen von bestem Klange auf dem Gebiete der volksthümlichen Forschung vereinigte, nämlich die Herren Oscar Kolberg, Mitglied der Krakauer Akademie der Wissenschaften, Dr. Adrian Baraniecki,

Director des technisch-industriellen Museums in Krakau, und Universitäts-Professor Dr. Isidor Kopernicki, welch letzterer im Auftrage der Commission das Programm für das Aufsammeln und Einsenden der Gegenstände ausarbeitete. Dasselbe wurde in Druck gelegt; es enthält so zahlreiche, treffliche Winke, welche von allgemeinem Interesse sind, dass wir keinen Anstand nehmen, dasselbe in Uebersetzung, welche von Herrn Dr. Karl Plischke freundlichst besorgt wurde, am Schlusse dieses Aufsatzes als Anhang zu geben.

Leider standen der genannten Commission nicht jene Mittel zur Verfügung, welche nothwendig gewesen wären, um dieses treffliche Programm in grösserem Massstabe durchzuführen. Das, was der sogenannte ethnographische Pavillon enthielt, entstammte zum grössten Theile den Sammlungen des technisch-industriellen Museums. Eine gute Ergänzung dieser Ausstellung, welche Herr Director Dr. Baraniecki auf das Vortrefflichste besorgt hatte, bildete ein zweiter Pavillon, in welchem die galizische Hausindustrie in ziemlichem Reichthum vertreten war. Dieser letzte Pavillon verdankte seine Entstehung der Initiative und dem unermüdlichen Eifer des schon genannten Grafen Wladimir Dzieduszycki. Wir werden in den folgenden Zeilen eingehender auf den Inhalt dieser beiden Pavillons zu sprechen kommen.

Auch die anderen Theile der Ausstellung enthielten manche bemerkenswerthe Objecte, welche für die Beurtheilung der ethnographischen Verhältnisse Galiziens von Interesse waren; dieselben waren aber zu zerstreut, um ein zusammenhängendes Bild zu geben.

Gleich rechts neben dem Eingange zur Ausstellung befand sich der erste der beiden genannten Pavillons, welcher die sogenannte „Ethnographische Ausstellung“ enthielt. Leider stammten die wenigsten Gegenstände aus dem eigentlichen Galizien; der grössere Theil war durch allerdings sehr lehrreiche Sammlungen aus Podolien, Wolhynien, der Ukraine, Lithauen, Russisch-Polen und Posen vertreten. Besonders gut repräsentirt waren in derselben die den Ruthenen verwandten Kleinrussen, die man kaum irgendwo besser zusammengestellt finden dürfte.

Der Schwerpunkt dieser Ausstellung lag in der Darstellung der verschiedenartigen Kleidertrachten. Es waren nicht weniger als 46 vollständige Anzüge aus den verschiedenen, oben näher bezeichneten Gebieten, sowie aus Galizien und Bessarabien ausgestellt. Die Adjustirung derselben auf primitiven Holzgestellen war ganz einfach, aber immerhin genügend, um einen guten Gesammteindruck zu erhalten. Im Nachfolgenden seien einige der auffallendsten dieser Trachten hervorgehoben.

Besondere Erwähnung verdient ein Mädchenanzug aus Politanek in Podolien und von diesem wieder der Kopfschmuck. Die Eigenthümlichkeit, dass das unverheiratete Mädchen die Haare frei trägt und dieselben bei besonderen Gelegenheiten nur verschiedenartig schmückt, im Gegensatz zu der verheirateten Frau, welche das Haar bedeckt, welche Sitte bei verschiedenen Völkern vorkommt, ist namentlich bei den Slaven fast durchgehends verbreitet. In dem vorliegenden Falle, welcher einen Sonntagsanzug repräsentirt, wird um die Stirne ein breites Band, aus verschiedenfärbigen, übereinandergelegten Streifen von Seidenbändern zusammengesetzt, befestigt, welche Bänder nach hinten zu frei herabhängen; der unterste dieser Streifen wird aus schwarzem Sammt gebildet. Das Haar bleibt auf diese Art zum grössten Theile frei.

Wird nun ein podolisches Mädchen Braut, so ändert sich ihre Kopfbedeckung; am Hochzeitstage trägt sie schon eine färbige Kappe — also die Haare bedeckt — von der nach hinten ebenfalls färbige Seidenbänder herabhängen. Die jungverheiratete Frau, wenn sie sich nach der Brautnacht das erste Mal zeigt, trägt schon ein weisses, eigenthümlich gelegtes Kopftuch und darüber ein zweites aus rother Seide. Die Frauen tragen später nur weisse Kopftücher.

Im Kiew'schen tragen die Frauen den in Russland wohlbekannten Kokošnik, eine grosse, eigenthümlich geformte Kopfbedeckung, welche meist reich gestickt, sowie mit Perlen und allerlei Flitterkram besetzt ist. Die Bräute tragen hier über dem Kokošnik einen selbst gewebten Schleier aus Rohseide, welcher Namitka heisst. In der eigentlichen Ukraine haben diese Frauenmützen eine etwas andere Form.

Im Gouvernement Siedlec (Russisch-Polen) tragen die Mädchen eine Stirnbinde aus rother Seide, meist mit grüner und Goldstickerei, die jungen Frauen eine rothseidene Haube, die älteren Frauen eine weisse Spitzenhaube.

Eigenartig ist eine Kopfbedeckung der Männer in den Sumpfdistricten (Pripetsümpfe) des Gouvernements Wolhynien. Dieselbe besteht aus einer Art Czapka aus Filz, welche mit schwarzen und rothen Schnüren in verschiedenen einfachen Mustern ausgestickt erscheint. Der Verkehr in diesen Gegenden findet fast ausschliesslich in Booten auf verschiedenen Flüssen statt, da Strassen wegen des sumpfigen

Bodens fast gar nicht existiren. Jedes Dorf hat nun seine eigenen constanten Muster, welche für diese Stickerei angewendet werden, so dass die Schiffsleute, wenn sie sich in den Booten auf den Flüssen begegnen, darnach ganz genau erkennen können, aus welcher Ortschaft die Insassen stammen.

In Podolien, Wolhynien und der Ukraine werden über den Anzügen im Winter schwarze oder weisse Filzmäntel mit Aermeln getragen. Erstere sind einfach roth und grün, letztere schwarz ausgestickt und zwar an den Aufschlägen und an den Rändern der Aermel und des Kragens.

Der Krakowiake liebt in seinen Anzügen bunte Farben. Charakteristisch ist für denselben der breite messingbeschlagene Ledergürtel und der lange Tuchmantel, letzterer meist weiss, aber auch dunkelbraun, stellenweise mit einzelnen rothen Wollbüscheln besetzt. Auf dem Kopfe sitzt meist ein runder, schwarzer Filzhut mit aufgeschlagener Krämpe; an Sonn- und Festtagen, sowie bei feierlichen Gelegenheiten wird derselbe mit Pfauenfedern und allerlei Flitterkram geschmückt.

Die Krakowiakin liebt auch die bunten Farben; namentlich roth für die Röcke. Die Joppen sind mit wellenförmig verlaufenden Gold- oder Silberschnüren besetzt. In Krakau selbst, sowie in der Umgebung dieser Stadt haben sich hin und wieder noch alte Goldhauben erhalten, ganz ähnlich wie unsere aus Oberösterreich oder Bayern: dieselben stammen wahrscheinlich noch aus einer Zeit, in welcher die Stadtbevölkerung Galiziens vorwiegend aus Deutschen bestand.

Die polnische Männertracht von Jablunka streift schon sehr stark an die magyarische. Die Kleider sind aus dunkelblauem Tuch und bestehen aus Stiefelhosen, Weste und Joppe, letztere mit grossen, melonenförmigen Silberknöpfen. Als Kopfbedeckung dient eine Pelzkappe.

Sehr einfach ist die Tracht der Goralen (Gebirgsbewohner). Unzertrennbar von diesen ist der grosse dunkle Tuchmantel, die Ledersandalen und der grosse braune Filzhut. Nebenbei sei hier erwähnt, dass der Gorale ein sehr geschickter Holzschnitzer ist (wie der demselben verwandte nordkarpathische Slovake). Mir fielen besonders reizend sculpirte und ornamentirte Stöcke („Cybuch“) auf.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen die Stickereien aus Podolien, Wolhynien und der Ukraine. Dieselben gewähren uns einen tiefen Einblick in das Geistesleben der Kleinrussen, da sie uns die beste Auskunft über die Behandlung des Ornaments bei denselben geben. Was der kleinrussische Bauer in der Kunst leistet, das concentrirt sich so ziemlich in den Stickereien, mit welchen er die sichtbaren Theile seiner Leibwäsche und seine Gewänder bedeckt. Er steht in dieser Beziehung dem Vertreter des halbwilden Naturmenschen ziemlich nahe, bei welchem auch das Ornament den intimsten sichtbaren Ausdruck seines inneren Geisteslebens bildet. Bei dem Mangel an anderweitigen Vorbildern als jenen, welche sich durch die Länge der Zeit eingebürgert haben und welche sich gewissermassen von Familie zu Familie forterben, wird es auch begreiflich, warum der Styl der jeweiligen Ornamentik sich so ungemein constant und zäh erhält. Dies ist bei den Naturvölkern der Fall; dies gilt zum grossen Theil auch für die von der Cultur vielfach noch wenig beleckte Bauernbevölkerung. Letztere ändert unter Umständen ihre Religion, ja sogar ihre Sprache; das althergebrachte Ornament bleibt aber in den meisten Fällen bestehen. Darum ist das Studium der Ornamentik für die Ethnographie viel wichtiger als dies auf den ersten Blick scheinen möchte. Das Studium der Ornamentik der einzelnen Völker als Selbstzweck und für ethnographische Zwecke ist aber bisher noch sehr stark vernachlässigt worden. Die Liebhaber des Kunstgewerbes und die in den letzten Jahrzehnten zu so rascher Blüthe gelangten Kunstgewerbeschulen haben dem Ornament allerdings ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, jedoch immer nur mit dem Endzweck, dadurch das einheimische Kunstgewerbe zu veredeln und demselben neue Motive zuzuführen. Ich erinnere hier nur beispielsweise auf die ungemein rasche Verbreitung und die grosse Beliebtheit, deren sich das südslavische Ornament seit kaum mehr als einem Dutzend von Jahren erfreut; so sorgen in neuerer Zeit auch die Russen durch grosse gediegene Publicationen dafür, dass die reiche Fundgrube an künstlerischen Gedanken, welche die russische Hausindustrie birgt, möglichst zur allgemeinen Verwerthung gelangt [1]).

[1]) Ich führe hier nur einige der wichtigsten an:

a) L'ornement national russe. Broderies, tissus, dentelles. Édition de la Société d'encouragement des artistes. Avec texte explicatif de W. Stassof. St. Petersburg. Première livraison 1872.

b) L'ornement russe dans les anciens produits de l'art industriel national par N. Simakoff. St. Petersburg 1882.

c) L'art de l'Asie centrale. Recueil de l'art decoratif de l'Asie centrale. Par N. Simakoff. St. Petersburg 1883. (Publi-

Die oben genannten Districte zeichnen sich dadurch aus, dass sie auf dem Gebiete der Handstickerei eine Fülle geometrischer Ornamentmotive aufweisen, von einer Schönheit und Reinheit, welche einen Vergleichungspunkt nur in den idealen Mustern der altclassischen Zeit findet. Von diesen Stickereien waren nun in Krakau treffliche Collectionen vorhanden. Das hier hauptsächlich in Betracht kommende Kleidungsstück ist das Frauenhemd, welches constant zu beiden Seiten des Brustschlitzes und auf beiden Achseln ausgestickt erscheint. Die Ornamente sind auf dem hellgrauen Leinenstoff in der Regel in blauer und rother Farbe eingestickt; in dieser Farbencombination sind immer die schönsten Ornamentmotive dargestellt. Seltener ist ein helles Gelbbraun, in einigen Gegenden auch schwarz. In letzterem Falle sind die Ornamente entweder ganz roth oder ganz schwarz; oder es ist blau mit roth und schwarz mit roth combinirt. Blau allein fehlt.

Das Gebiet, in welchem das geometrische Ornament uns in seiner grössten Reinheit und Vollendung entgegentritt, ist der District Jampol in Podolien (Ortschaft Politanek). In anderen Districten Podoliens, wie in dem von Winnica, tritt uns schon in einigen Stickereien ein fremdes Element entgegen: das Pflanzenornament. Nichtsdestoweniger überwiegt hier noch immer das rein geometrische Ornament. Dasselbe gilt in noch höherem Maasse von den Stickereien aus der Ukraine, über welche wir später noch sprechen wollen. Auffallenderweise fehlt die Svastika vollständig; nur ein einziges Hemd fand ich über und über bestickt mit diesen merkwürdigen Zeichen in Roth, und zwar war es das linksläufige Hakenkreuz.

Thierdarstellungen sind dem polnischen und kleinrussischen Ornamente fremd; wo man dieselben, wie z. B. in der Ukraine antrifft, sind dieselben fremden Einflüssen zuzuschreiben. Herr Director Baraniecky meint, dass die Kosaken diesen Einfluss in letzterem Landstriche bewirkt haben.

Auffallend ist der Gegensatz der Ornamentik zwischen den Kleinrussen und den Rumänen. Schon in der Farbenzusammenstellung tritt derselbe scharf hervor. Der Rumäne liebt grelle Farben; so namentlich roth, schwarz, gelb und grün. Auch das Ornament ist ganz anders; bei den geometrischen tritt besonders das Kreuz- und das Stufenmotiv hervor. Auch das Pflanzenornament, namentlich Blumendarstellungen, sind sehr beliebt. Am auffallendsten tritt uns dieser Unterschied der Ornamentik in den Stickereien aus den rumänischen Colonien in Podolien entgegen. Auch die Stickereien des so hochinteressanten Volksstammes der Huzulen mahnen schon vielfach an die Rumänen, so wie auch dieses Volk in anderen Dingen vielfache Anklänge an den Süden zeigt. In Bessarabien und in der Moldau treten schon ganz andere Motive auf; hier dominirt die Thierdarstellung, meist in grellen Farben ausgeführt.

In voller Blüthe findet man das geometrische Ornament wieder in Lithauen, obzwar dasselbe nicht mehr jenen durchaus reinen, edlen Charakter aufweist, wie in Podolien. Hier herrscht namentlich das Rautenmuster vor. Dagegen zeigen die Ornamente der russischen Colonien in Polen schon einen ganz andern Charakter.

Indem wir diese mehr summarische Bemerkung über die Stickerei-Ornamentik, welche eines eingehenden Studiums werth ist, abschliessen, wenden wir uns den anderen Gegenständen der Ausstellung zu. Hier verdient namentlich Erwähnung eine ausserordentlich reichhaltige Sammlung gefärbter Ostereier aus Podolien und der Ukraine. Jedes Stück ist sorgsam mit Verzierungen in verschiedenen Farben versehen. Die Muster dieser Verzierungen sind überhaupt nicht willkürliche, sondern entsprechen den von altersher ererbten Motiven, welche sich in einzelnen Districten, ja in einzelnen Ortschaften fest eingebürgert haben und sich oft nicht unbeträchtlich von einander unterscheiden. Die Sitte des Bemalens der Ostereier scheint Gemeingut der slavischen Völker zu sein. Wer Ornamente zu lesen versteht, der könnte aus einer alle Slaven umfassenden Sammlung solcher verzierter Eier manche interessante Belege für die Verbreitung gewisser Motive herausfinden und manche historische Thatsache würde aus der Verschiedenheit der Ornamentik bekräftigt werden können. Um aber aus einem so unscheinbaren Materiale werthvolle Schlüsse zu ziehen, bedarf es einer grossen, weite Gebiete unserer Erdoberfläche gleichmässig berücksichtigenden Collection; Sammlungen aus beschränkten Gebieten, so vollständig dieselben auch sein mögen, sind immer nur ein allerdings werthvoller Beitrag zur Geschichte des Ornaments.

Nicht ohne Interesse war eine Zusammenstellung der unter dem Volke landläufigen Musikinstrumente.

---

cation de la Société Imperiale d'encouragement aux beaux arts de St. Petersburg.)

d) Recueil de dessin pour l'art et l'industrie; publiée avec l'autorisation de S. M. l'Empereur par la Société Imperiale d'encouragement des arts. In Lieferungen. St. Petersburg. I. Lieferung 1886; II. Lieferung 1887.

Von Blasinstrumenten figuriren verschiedene Arten von Flöten; ferner längere und kürzere Blashörner mit Birkenrinde umwickelt, welche oft eine erstaunliche Länge erreichen (Gegend von Minsk etc.). Als einziges Saiteninstrument zeigt sich eine kleine, schmale, zweisaitige Geige mit Bogen, nach Art der südslavischen Gusla. Weitere Musikinstrumente sind kleine, eiserne Maultrommeln, wie Schnallen aussehend, „drúmla", ferner verschiedene Ratschen und runde, schwarze Kinderklappern mit vertieften Verzierungen, welche mit einer weissen Masse ausgefüllt sind. Das eigenthümlichste Musikinstrument ist aber die „Lira", eine Art Leierkasten; vorne auf der Seite des Drehgriffes befindet sich immer eine männliche Figur ausgeschnitzt.

Werfen wir nun einen Blick in den zweiten Pavillon, in welchem die galizische Hausindustrie vertreten war. Der grösste Theil der denselben ausfüllenden Gegenstände stammte von der im Frühjahre 1887 in Tarnopol stattgehabten ethnographischen Ausstellung, um deren Zustandekommen sich der Director des Pädagogiums dieser Stadt, Herr Ladislaus Bobersky, grosse Verdienste erworben hat.

Hier fielen vor Allem die eigenartigen Teppiche auf, welche in der Umgebung von Brody erzeugt werden. Dieselben sind immer verschiedenfärbig und zeigen eine Art gobelinartiger Webemethode, durch welche die geometrischen Ornamente sehr gehoben werden. Meist sind die Farben in einfachen Querstreifen angeordnet; bei den reicheren kommen auch verzierte Borduren vor. Auch das Pflanzenornament tritt hier auf, allerdings nur in geometrischer Auffassung; die Farben sind meist stumpf: weiss, grün, dunkelblau, rosaroth, hellgelb und gelbbraun sind vorherrschend.

Ganz ausserordentlich reich war in diesem Theile der Ausstellung die Keramik vertreten. Wenn wir von moderner Keramik, wie solche heutzutage am Lande betrieben wird, sprechen, so müssen wir in's Auge fassen, dass es meist Nutzgefässe sind, die uns hier vor's Auge treten. Den künstlerischen Reichthum an Formen und Verzierungen, welche uns die prähistorische Keramik Mitteleuropas zeigt, suchen wir da vergebens. Wir müssen aber hier in Betracht ziehen, dass durch das Aufgeben des vorchristlichen Brauches, den Todten Thongefässe für verschiedene Zwecke mit in das Grab zu geben, sowie durch die Einführung der Töpferscheibe, welche wohl erst die Keramik zu einem Gewerbe gemacht hat, während früher die Töpferei — wie heute bei den meisten Naturvölkern — noch Hausindustrie war, diese Kunst am Lande sehr zurückgegangen ist. Wir müssen bei einem solchen Vergleich mit der vorhistorischen Keramik auch in Betracht ziehen, dass wir in den alten Gräbern wohl meist die kunstvollsten Producte der damaligen Zeit vor uns sehen, während die heutige Keramik der Landbewohner sich nur in dem Formenkreise bewegt, welcher durch die Verwendung als Nutzgefäss vorgezeichnet ist. Dort, wo Thongefässe noch bei besonderen, festlichen Gelegenheiten im Brauche sind, wie z. B. die merkwürdigen Oelkrüge der Huzulen, dort schwingt sich noch die Keramik zu einer gewissen Höhe künstlerischen Könnens auf.

Diese reiche Sammlung enthielt Vertreter aus fast allen galizischen Bezirken, namentlich aus Ostgalizien. Eine grosse Rolle spielt bei allen diesen Gefässen die Glasur, wodurch am besten deren Charakter als Nutzgefässe gegeben ist. Häufig ist aber nur der obere Theil des Gefässes glasirt, der untere Theil ist einfach hart gebrannt. Die Verzierungen sind entweder unter der Glasur durch vertiefte Linien erzeugt, oder aber die Glasur selbst zu solchen auf dem nichtglasirten Gefässtheile verwendet. Die einfachsten und häufigsten Verzierungen sind: das einfache oder mehrfache Wellenornament, die Spirale in verschiedenen Ausführungen, concentrische Kreise. Die Färbung der Gefässe ist verschieden, und variirt meist nach den verschiedenen Districten. Die interessantesten Formen sind die aus dem Bezirke Husiatyn, ferner aus Kolomea. Namentlich die ersteren erinnern häufig in Form und Färbung an classische Muster; die meisten derselben sind nicht glasirt. Zum Schlusse sei noch der weitverbreiteten schwarzen (eigentlich grauschwarzen) Thongefässe Erwähnung gethan, deren Schwärzung im Schmauchfeuer geschieht, so dass dadurch die ganze Thonmasse schwärzlich erscheint; mit einem stumpfen Instrumente werden vor dem Brennen verschiedenartige Verzierungen (meist Striche) hervorgebracht, welche später eine Art graphitartigen Glanz erhalten. Solche Gefässe waren vorhanden von Złoczów (ausschliesslich), Borszczów, Brody und Zalszczyki, im letzten Orte aber selten mit der Streifenverzierung.

Zum Schlusse sei es noch erlaubt, etwas ausführlicher auf die Gegenstände von den Huzulen einzugehen, welche in den beiden Pavillons reich vertreten waren und jedenfalls den Glanzpunkt dieses Theiles der Ausstellung bildeten. Den Huzulen muss

heute unter allen Völkerstämmen unserer Monarchie — vielleicht mit einziger Ausnahme der Bevölkerung des Occupationsgebietes — was Eigenthümlichkeit und Originalität ihrer Gebrauchsgegenstände anbelangt, die Palme zuerkannt werden. Wie schon vorhin angedeutet, weicht der Huzule vielfach von dem benachbarten Ruthenen ab; in seinen Gebrauchsgegenständen, der Farbenzusammenstellung bei den Gewändern u. s. w. nähert er sich vielfach dem Rumänen, überragt diesen aber himmelhoch in seiner ausgesprochenen Vorliebe für Verzierungen, die er an allen den vielen Geräthen des täglichen Lebens anbringt. Ganz besonders auffallend ist aber seine Vorliebe für Messing. Das glitzert und flimmert überall, und es gibt kaum ein Stück, das er in die Hand nimmt, welches nicht in irgend einer Art mit Messing verziert oder besetzt wäre.

Sehen wir uns vorerst den Sonntagsanzug einer Huzulin etwas näher an. Der Kopfschmuck ist sehr reich, an einem dicken rothen Wulst aus Wolle befestigt; besetzt ist derselbe mit verschiedenem Flitter und gemachten Blumen, nach hinten hängen zahlreiche schmale Wollbänder herab. Das Hemd ist reich ausgestickt; die Farbenzusammenstellung ist aber bunt, ja schreiend; man vermisst darin wie in den Mustern jenen feinen Geschmack, der uns bei den Kleinrussen entgegentritt. Die Stelle des Rockes vertritt ein einfaches wollenes Tuch, buntfärbig gestreift, welches einfach umgeschlagen wird (wie bei den rumänischen Bauern). Die Jacke ist aus weissem Leder, sehr reich mit rothem Leder besetzt und ausgestickt; an den Rändern ist dieselbe mit weissen und schwarzen Haarbüscheln besetzt. Das rothe Leder ist über und über mit kleinen kreisrunden Messingringelchen (ösenartig) besetzt.

Der wichtigste Bestandtheil der Männerkleidung ist jedenfalls der breite Ledergürtel, der mit zahlreichen Messingnägeln und Messingknöpfen beschlagen, mit verschiedenfärbiger Lederstickerei verziert ist und meist mehrere grosse Messingschnallen (bis 5 übereinander) besitzt, die einen eisernen Dorn haben. Die Form dieser Messingschnallen ist eine höchst mannigfaltige, und wäre es sehr interessant, einmal eine vollständige Sammlung derselben zusammenzustellen. Die einfachste Form ist die eines rechteckigen Rahmens mit Querstange in der Mitte, um welche sich der Dorn dreht. Von dieser Grundform an durchläuft die Schnalle alle möglichen Variationen bis zu sehr complicirter Ausstattung, oft grosse, merkwürdig geformte Platten (Herzform häufig) bildend, welche verschiedenartig durchbrochen sind. Thier- und Menschenfiguren kommen dabei häufig vor.

Alles Lederzeug des Huzulen, die vielen Taschen und Beutel sind auf das Reichste mit Messingbeschlag versehen. Namentlich ist für die Lederarbeiten charakteristisch die messingene Oese. Aber auch durchlochte Messingfingerhüte werden als Anhängsel verwendet. Von grossem Interesse sind die Pulverbehälter. Die ursprüngliche Grundform derselben ist wohl ein gabeliges Stück eines Hirschgeweihes, an den drei Enden abgestumpft und mit Messing beschlagen. Diese Form kommt aber auch ganz in Messing vor, welches dann reich mit eingravirten Verzierungen versehen ist. Noch eine zweite Form kommt vor, nämlich die eines kleinen doppelbauchigen Flaschenkürbisses mit abgestumpfter Spitze. Diese Form ist häufig aus dunkelbraunem Holz verfertigt und mit eingelegtem Messingdraht in Schuppenmuster verziert. Auch kleine Scheiben aus Perlmutter finden als Einlage Verwendung.

Ich habe mir noch von den zahlreichen Kleinigkeiten der Huzulen notirt: Kreuze mit dem Bilde des Erlösers, an kunstvollen Ketten hängend, alles aus Messing (sehr selten aus Kupfer); verzierte Tabakspfeifen aus Messing; Steigbügel aus Holz mit Messing beschlagen; Formen für Wachs- und Lebkuchen, Sporen, Knöpfe, Ohr- und Fingerringe aus Messing; Messer und Gabeln mit Messinggriffen; sehr interessante Pfeifenstecher, entweder ganz aus Messing oder mit Spitze aus Eisen; Stahl für den Feuerstein mit Messing beschlagen, aus welchem Vögel, Schlangen und Vierfüssler geformt sind, oft in vollkommen stylisirter Auffassung; Gefässe, meist aus weissem Holz, mit rothraunem Holz ausgelegt, reizende Schnitzarbeit, mit Messingverzierungen versehen; kleine Fässchen für Schnaps, mit eingebrannten oder eingeschlagenen (Messing-) Verzierungen.

Die prächtigsten Stücke der Huzulen sind die merkwürdigen Stöcke mit hammerartigem Aufsatz, welche in der Form an den magyarischen Fokosch erinnern. In diesen Stöcken wird das Schönste geleistet. Der Stock selbst ist aus weissem oder schwarz gefärbtem Holz, über und über mit eingeschlagenen Messingverzierungen versehen; der Hammer ist entweder auch aus Holz und dann nur die Schneide aus Messing oder ganz aus letzterer Legirung. Immer sind aber die Messingflächen mit eingravirten Ornamenten reich verziert.

Die gebräuchlichsten Ornamentmotive der Huzulen sind:

1. Für die durch Einschlagen dünner Messingstreifen hervorgebrachten Muster das Wellenornament, Zickzackmuster, kleine Kreise mit markirtem Centrum, Schuppen, Halbmonde etc.

2. Für die durch Graviren von Messingflächen erzeugten Verzierungen namentlich der Tremolirstich, das Wolfszahnornament, auch sechsstrahlige Sterne etc. Auch das Andreaskreuz wurde von mir beobachtet.

Alles in allem gehören die Huzulenarbeiten zu den interessantesten Geräthen, welche man heute bei der Landbevölkerung Europas finden kann. Die Vorliebe für Metallarbeiten erinnert vielfach an den Zigeuner; es ist ja nicht unmöglich, dass der braune Sohn Indiens manchen Einfluss auch auf diese Liebhaberei der Huzulen genommen hat.

Nicht vergessen dürfen wir noch, Erwähnung zu thun der ausgezeichneten Photographien von Volkstypen, welche Julius Dutkiewicz in Kolomea und J. Krieger in Krakau ausgestellt hatten. Namentlich die Photographien des Ersteren, fast ausschliesslich aus Ostgalizien stammend, sind von vorzüglicher Ausführung und von besonderem Interesse. Seine Sammlung von Huzulentypen ist sehr bemerkenswerth. Krieger hatte meistens Landleute aus der Umgebung von Krakau, die meisten sehr gut colorirt, ausgestellt. Die Specialität des Letzteren sind die polnischen Juden, von welchen man kaum anderswo bessere Typen finden dürfte. Bei unserer für die Eigenthümlichkeiten des Volkes so aufmerksamen Zeit empfiehlt sich ein Album solcher Photographien auf jeden Salontisch nicht nur wegen der Schönheit der Bilder, sondern auch wegen der Mannigfaltigkeit und Originalität der Volkstrachten.

Meine Ueberzeugung, wie wichtig es heute ist, die volksthümlichen Gegenstände unseres Vaterlandes zu sammeln, soweit dieselben noch ihre ursprüngliche Originalität bewahrt haben, wurde durch den Besuch dieser Ausstellung, welche mir die Opferwilligkeit unseres hochverehrten Präsidenten Freiherrn von Andrian-Werburg ermöglichte, wesentlich bestärkt. Es ist heute hohe Zeit, an ein systematisches Sammeln dieser rasch im Strome unserer Zeit verschwindenden Gegenstände zu gehen. So wünschenswerth es wäre, ein die Völker unserer Monarchie umfassendes Museum in der Reichshauptstadt zu haben, so könnte hier doch nie die für ein Detailstudium so wichtige Vollständigkeit der Sammlungen erzielt werden; man müsste sich hier auf eine mehr der Vergleichung dienende Zusammenstellung beschränken. Ich betrachte die Durchführung solcher systematischer Ansammlungen als eine Hauptaufgabe unserer Landesmuseen, ja vielleicht als die wichtigste Aufgabe derselben. In solcher Arbeit finden sich auch immer fach- und landeskundige Männer, deren patriotischer Sinn — Graf Wladimir Dzieduszycki gibt uns ja in dieser Beziehung ein leuchtendes Beispiel — das rasche Zusammenstellen solcher Sammlungen im Bereiche des Möglichen erscheinen lässt. Das Wichtigste bleibt aber hiefür, die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Aufgabe bei jenen Männern zu erwecken, welchen die Leitung der einzelnen Landesmuseen übertragen ist. Mögen daher diese Worte nicht ungehört und unverstanden verhallen; mögen dieselben eine Stütze zu wirksamem Eingreifen finden in dem erhabenen Vorbilde, welches der erlauchte Thronfolger unseres Kaiserhauses den Völkern unserer Monarchie durch sein grossartiges Werk: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ gegeben hat. Möge das Wort recht bald zur That werden!

Anhang.

Programm der ethnographischen Ausstellung bei der landwirthschaftlich-industriellen Landesausstellung in Krakau.

Nach dem Beschlusse der ethnographischen Commission der Landesausstellung in Krakau, zusammen mit Herrn Oskar Kolberg, Mitglied der Akad. der Wissenschaften, und Herrn Dr. Adrian Baraniecki, Director des technisch-industriellen Museums, ausgearbeitet von Prof. Dr. Isidor Kopernicki.

Der Zweck der ethnographischen Ausstellung ist, sowohl das treueste als auch das vollständigste Bild über das Leben unseres Landvolkes in allen seinen Eigenarten, welche jedem Volke und jedem abgesonderten Orte eigen sind, zu geben. Um dieses Bild zu gewinnen, soll eine Auswahl Gegenstände, die auf das Leben des Volkes Bezug nehmen und die in systematischer Ordnung in diesem Programm, welches als eine das Sammeln und die Zurichtung der für die Ausstellung verlangten Gegenstände erleichternde Anweisung dienen soll, zusammengebracht werden.

Diese Gegenstände gehören den folgenden sechs Abtheilungen an.

1. Dorf und Wohnstätten.
2. Geräthe und Geschirre, im alltäglichen Leben gebraucht oder jederartigen Arbeit dienend.
3. Nahrung und Getränke.
4. Bekleidung und Beschuhung.
5. Gegenstände, welche dem Kreise der Volksceremonien und Volksgebräuche angehören.
6. Gegenstände, welche sich auf die Kunst und das Wissen des Volkes beziehen.

Dass man aus allen Gauen alle unten genannten Gegenstände, ja sogar auch nur den grösseren Theil derselben bekäme, das ist Sache der Unmöglichkeit und dies wird auch gar nicht erwartet. Möglich ist es aber und gar nicht schwer, zu erreichen, dass man aus jeder Gegend (d. i. aus jedem Bezirke oder Kreise) nach vorliegendem Programm schlechterdings eine feste Anzahl Gegenstände aus jeder soeben erwähnten Abtheilung und in jeder Abtheilung wenigstens eine gute Probe jeder Gattung, die mit den Ziffern 1, 2, 3 etc. bezeichnet sind, erhalte. — Dabei soll man die beachtenswerthesten Gegenstände, welche die Gegend am ehesten charakterisiren, wählen.

Von diesem Standpunkte aus in einer Gegend gesammelte Gegenstände, wenn sie auch an sich selbst keine volle und imponirende Sammlung bilden, ergänzen einander doch in Verbindung und Zusammenstellung mit Sammlungen aus anderen Gegenden [1]) und bilden ein belehrendes und dem Zwecke der Ausstellung Rechnung tragendes Ganze.

Deswegen wird für jetzt ausdrücklich nicht um die Menge, sondern um die Mannigfaltigkeit und Auswahl der Gegenstände, welche so viel als möglich die hauptsächlichsten Abtheilungen und Gattungen, welche in diesem Programm angeführt sind, mit besonderem Bezug auf Gegenstände, welche wesentlich die gegebene Gegend auszeichnen, umfassen sollen, gebeten.

I. Das Dorf und die Wohnstätte.

1. Situationsplan des Dorfes in geometrischer oder Handzeichnung, nach der Katastralkarte in den Dimensionen 50—60 cm Länge und 30—45 cm Breite ausgeführt.

Bemerkung. Da dies die getreue Darstellung des eigenartigen Bildes des polnischen, beziehungsweise des russischen Dorfes zum Zwecke hat, sowohl des in dem Flachlande, als auch des dem Gebirgslande befindlichen, ob es im Walde oder mitten in den Bergen u. s. w. gelegen ist, so muss der Plan auch die Lage, z. B. in einem Thale, in welchem das Dorf gelegen ist, den durchfliessenden Fluss oder Bach, den Teich, die nächsten Berge und Wälder enthalten; ebenso muss er die Lage der Verzäunungen, die Richtung und die Fronte jedes Gebäudes, die Lage der Kirche mit dem Pfarrhaus, des Meierhofes, der Schule, des Wirthshauses, der Mühlen u. s. w., sowie auch der jüdischen und Zigeuner-Wohnstätten enthalten.

Dies alles ist durch entsprechende Farben und Zeichen, die in der Ecke des Planes erklärt sind, zu bezeichnen.

2. Situationsplan eines typischen Dorfgartens mit einer gründlichen Bezeichnung der Lage aller Wirthschaftsgebäude, des Zaunes, des Brunnens u. s. w., von der Hand ausgeführt im Massstabe von von circa 30 cm Länge und 20 cm Breite.

Bemerkung. Sehr erwünscht wäre nach Möglichkeit ein ähnlicher plastisch aus Papiermasse modellirter Plan.

3. Colorirte Zeichnung einer typischen Bauernhütte, getreu ausgeführt in der Dimension von 15 bis 20 cm Frontlänge mit der hinzugefügten Zeichnung der hauptsächlichsten Wirthschaftsgebäude im entsprechenden Massstabe.

Bemerkung. Noch erwünschter ist ein getreues Modell des Gebäudes mit Front von 25—30 cm Länge.

4. Kleiner Plan des Inneren desselben Gebäudes und seiner Theile (des Vorhauses, der Stuben, der Kammer etc.) von der Hand ausgeführt, mit einer gründlichen Bezeichnung der Lage der Thüren, der Fenster, des Herdes u. s. w., sowie der beweglichen Geräthe (des Bettes, des Tisches, der Bänke etc.), durch entsprechende Zeichen erklärt.

Von den soeben erwähnten drei Plänen und Zeichnungen genügen vollständig drei aus jedem ethnographischen Umkreise, d. h. je eins aus jedem Kreise, welche von homogener Bevölkerung eingenommen sind. Dafür wären besondere Pläne und Zeichnungen der Wohnstätten von Armen und Reichen erwünscht, wenn in dieser Richtung besondere Unterschiede vorhanden wären.

II. Geräthe und Geschirre.

1. Alle Gegenstände, welche allgemein dem Haushalte angehören, mit besonderer Berücksichtigung derjenigen, die für die bezügliche Gegend eigenartig sind und die von denjenigen der Nachbarschaft und der entfernteren Gegenden verschieden sind.

Von diesen sollen im Original nur diejenigen Gegenstände übermittelt werden, welche nicht zu gross sind, z. B. hölzerne Zimmerschlösser, Thongeräthe, Schlittschuhe, Salzdosen, Leuchter von Hausarbeit, Feuerzeuge u. s. w.

Grössere Gegenstände, z. B. Tische, Bänke, Stühle, Schränke, Fächerschränke, Wiegen, Kleiderbehälter, Bastsiebe, Schaufeln, Körbe, Handmühlen, Stampfen u. s. w. sollen nur in möglichst getreuen Modellen, nach Möglichkeit aus demselben Material gearbeitet, mit Hinzufügung des Ortsnamens jedes Gegenstandes und Bezeichnung der natürlichen Grösse überschickt werden.

2. Ackerbaugeräthe und Geschirre, d. h. alle Gegenstände, die bei der Feldbebauung und Ernte, bei der Lein- und Hanfbearbeitung, bei der Viehzucht und ebenso bei der Bespannung gebraucht werden. (Wägen, Schlitten, Sättel u. s. w.) Diese sind nur in Modellen zu übersenden.

3. Alle Geräthe, Zubereitungen und Werkstätten, welche dem Ausüben der Handwerke und Dorfindustrie dienen, d. h. der Weberei, dem Schuhmacherhandwerke, der Schneiderei, der Riemerei, der Töpferei, dem Schmiedehandwerke, dem Zimmerhandwerke, der Müllerei u. s. w.

[1]) Dieses Zieles wegen müssten Personen, welche sich mit der Beschaffung von Gegenständen aus mehreren benachbarten und demselben ethnographischen Umkreise, d. h. einer Umgegend, welche von Leuten bewohnt ist, die weder durch ihr Leben, noch durch ihre Gebräuche von einander verschieden sind, angehörenden Gegenden beschäftigen, nach gegenseitiger Verständigung und nach einem gemeinschaftlich auf Grund des vorliegenden Programmes durchdachten Plane vorgehen.

Von Gegenständen dieser Gattung, welche je nach ihrer Grösse entweder in getreuen Modellen oder im Original übermittelt werden sollen, werden für die Ausstellung nur solche begehrt:

a) welche an Ort und Stelle erzeugt und allgemein gebraucht werden und zugleich dadurch, dass sie eigenartige Erzeugnisse der Gegend sind, beachtenswerth sind;

b) solche dem Handwerke dienende Gegenstände, welche deswegen werthvoll sind, weil sie ihre alte und ursprüngliche Einfachheit in der Construction behalten haben;

c) endlich solche, welche als indigene Erfindungen durch Originalität und praktischen Einfall ausgezeichnet sind.

4. Fischereigeräthe: Kähne mit Rudern in Modellen, Originalproben oder Abbildungen von Netzen, der grossen Fischgarne, der ledernen Fangbälle, der Fischreusen, der Angelruthen, der Geräthe der Fischdiebe u. s. w.

5. Jägergeräthe: Fallen, Schlingen, Vogelsteller, Vogelbauer, Meisenkästen u. s. w. in Originalen oder Abbildungen.

6. Geräthe, Geschirre und Spielsachen der Kinder: Schleudern, Bögen, Bälle, Puppen, Spielzeug und alle Gegenstände, die bei den Spielen der Dorfkinder gebraucht werden.

III. Speisen und Getränke.

Von Gegenständen, die in diese Abtheilung gehören, sind für die ethnographische Ausstellung ausschliesslich nur solche nöthig und erwünscht, welche zu Hause bereitet und der einheimischen Bevölkerung zur Nahrung dienen. Dabei sollen nur diejenigen als ethnographische Ausstellungsobjecte betrachtet werden, welche durch anderes Material, durch Figur oder durch die Art der Zubereitung von Verkaufsobjecten, welche man in der Stadt in Bäckereien, Fleischwaarenhandlungen, Krämereien und Wirthshäusern veräussert, differiren, zuvörderst wieder solche, welche zum grossen Theil oder ausschliesslich der Gegend eigenartig sind. Solche sind:

1. Gebäck aus Teig aller Gattungen, und in allen Formen: Laibe gewöhnlichen Brodes in Hälfte geschnitten, Aschenbrod („Moskale“, Plätzlein, Wecken, Kuchen, gefüllte Klösse, Brätzel, Vögelchengebäck, Lebkuchen u. s. w.

Alles Gebäck dieser Gattung soll in Originalproben am Ofen gleich nachdem es gebacken worden, oder wenn es die Eigenart desselben erfordert, im frischen Zustande, gründlich ausgetrocknet, überschickt werden.

2. Erzeugnisse aus getrocknetem und geräuchertem Fleisch, z. B. die sogenannte „Pastrama“ (Schöpsenfleisch an der Sonne getrocknet), besonders auch Brat- und geräucherte Würste, getrocknete Fische u. s. w.

3. Käseerzeugnisse getrocknet sowohl als geräuchert: Oszczypki der Goralen, Quarkkäse, Sahnkäschen u. s. w.

4. Obst und Gemüse in eigenartiger Weise getrocknet, eingemacht oder eingesalzen: z. B. Zwetschken am Bratspiess, Kürbis- und Sonnenblumenkerne, am Herde geröstete Erbsen und Mais u. s. w.

In Glasbüchsen gut zugepfropft und mit Etiketten bezeichnet zu überschicken. Eingelegte und eingesalzene Sachen sollen in gut mit Salicylsäure oder Thymol verschlossenen Büchsen überbracht werden.

5. Getränke, zu Hause und ausschliesslich für den Hausgebrauch bereitet: Bier, Branntwein-Graupensuppe, saurer Trank, Hirsentrank (braga), Obsttränke, Apfelmost u. d. ähnl. in Flaschen von weissem Glas und gut zugepfropft [1]).

Bemerkung. Eine sehr wünschenswerthe Ergänzung der übersandten Sammlung solcher Proben wäre die Hinzufügung einer gründlichen Nachricht über Speisen im rohen Zustande sowie über alle diejenigen, die zubereitet werden; ob gebraten, oder gebacken, und welche allgemein von der einheimischen Bevölkerung gebraucht werden, mit zugefügter Benennung, sowie auch kurzer Beleuchtung ihrer Zusammensetzung und Zubereitung.

IV. Bekleidung und Beschuhung.

Für diese allerwichtigste Abtheilung wird für die Ausstellung eine solche Sammlung authentischer Proben von allgemein gebrauchter Bekleidung und Beschuhung, in Originalen oder in möglichst treuen Abbildungen und Nachahmungen gewünscht, welche ein gründliches Bild aller Eigenarten im Anzuge der Dorfleute der gegebenen Gegend, sowie auch der Stadtbewohner, so weit dieselben in ihrer Kleidung die traditionelle und alte Originalität bewahrt haben, wiedergeben würde.

Für die ethnographische Ausstellung werden genügen:

1. Complete Anzüge für den Sonntag und für die Werktage, für den Sommer und für den Winter, von alten Leuten und von jungen Burschen getragen, für verheiratete Weiber und für Mädchen, ebenso Kinderkleider; dabei ist kein Bestandtheil der Kleidung von der Kopfbedeckung bis zu der Fussbekleidung ausgeschlossen.

2. Wenn es unmöglich wäre, complete Anzüge zu bekommen, so sollen sie durch möglichst reichhaltige und verschiedenartige Sammlung solcher Einzelnheiten der Bekleidung ersetzt werden, welche durch Form, Zuschnitt, Verzierungen, Farbe oder Stoff am meisten die Tracht der Gegend auszeichnen.

Supplementarisch soll diese Sammlung durch colorirte (wenn auch nicht ganz kunstvolle, so doch treu dargestellte) Zeichnungen von 30 und 20 cm Grösse, oder richtig gekleidete Puppen (Grösse 30—50 cm), ohne jedwede eigene Verzierungen und Zusätze, sondern bestmöglichst treu alle Eigenartigkeiten der completen Anzüge, wie es oben angegeben, darstellend, ergänzt werden.

Bemerkung. Bei completen Anzügen sind Zeichnungen nicht weniger erwünscht, da sie als Anweisung zum richtigen Bekleiden der Gestelle, an welchen sie ausgestellt werden sollen, dienlich wären.

3. Alle anderen zur Kleidung gehörenden Gegenstände werden für die Ausstellung sehr gewünscht, wie: Rosenkranzperlen, Korallen, Medaillons, Kreuzchen,

[1] Flüssigkeiten, sowie andere in Flüssigkeiten bewahrte Gegenstände sind durchaus am sorgfältigsten in eigenen Schachteln, abgesondert von anderen Objecten, welche, wenn die Gefässe zerschlagen, durch die Flüssigkeit beschädigt werden könnten, zu verpacken.

Ohrringe, Ringe, Kränze u. s. w. bei Weibern, sowie Hemdknöpfchen, Ringe, Federbüsche, Federn, Gürtel, Taschen, Rauchtabakbeutel, Pfeifen, Stöcke u. s. w. bei den Männern.

V. Gegenstände, welche dem Kreise der Volksceremonien und Gebräuche angehören.

A) Den alltäglichen Ceremonien und Gebräuchen dienend.

1. Bei Geburt und Taufe: Chrisam, Kreuze.

2. Bei Heirat: Brautkranz und Haubenaufsatz der Braut; Kränze und Sträusse der Brautjungfern und Brautdiener, Gürtel und Tücher derselben, russische Verlobungstücher, russischer Hochzeitskuchen im Original (tüchtig nach dem Gebackenwerden im Ofen ausgegetrocknet und demnach mit künstlichen Wintergrünblättern und Blüthen geschmückt), die Hochzeitsruthe des polnischen, sowie auch die Jilce des russischen Volkes in Originalen oder in getreu colorirter, 30 bis 50 cm hoher Zeichnung.

3. Bei Begräbniss. Am besten wären Sargmodelle von circa 40 cm Länge, mit hineingelegten männlichen und weiblichen Puppen im Todtenkleide: źgle, Todtenmützen und Strümpfe. Dabei kann man auch getrocknete Proben von Begräbnisskuchen, Abbildungen der russischen „Koływa“, d. h. eines Breies von abgekochtem Weizen und andere am Orte gebrauchte Ceremonie-Gegenstände übersenden.

Endlich ist auch eine Zeichnung oder ein Modell des Dorfgrabes mit Kreuz oder anderem gebrauchten Grabdenkmal erwünscht.

B) Den jährlich wiederkehrenden Gebräuchen und Ceremonien dienend.

1. Von den Gottesgeburtsfeiertagen sind für die Ausstellung zu beschaffen:

a) Weihnachtsstollen, Brode, welche am Dreikönigstage unter die Armen vertheilt werden, gefüllte Klösse, Christgeschenkkuchen, ausgetrocknet, nachdem sie gebacken worden sind. b) „Swiat“ (Welt?), d. h. eine aus verschiedenfarbigen Oblaten zusammengeklebte Kugel [1]). c) Hütte mit Christuskripplein in Modell zugleich mit den zugehörigen Puppen. d) „der Stern“ und verzierte zu Hause erzeugte Lichtmesskerzen.

2. Fastnacht: „klochi“, „kłodhi“ (eine Art Faschingskrapfen).

3. Die grosse Faste (Charwoche) angehend: Kleider und Zubereitungen an den Passionspuppen, Palmen des Palmsonntags; Klapper und Klopfer der Osterwoche, die Figur des „Judas“, zugleich diejenige des Götzen der Wintergöttin (Marzana), welcher am weissen Sonntag im Flusse ertränkt wird, wenn dieser Gebrauch sich irgendwo erhalten hat.

4. Ostern: Bemalte und beritzte Ostereier in möglichst completer Auswahl mit Volksbenennungen von jedem Muster auf in das Innere jedes Exemplares hineingelegten Zetteln [1]), alles Ostergebäck, Kuchen, Plätzlein u. s. w. getrocknet oder in Modellen und

[1]) Ohne Beschädigung kann sie nur mit der Eisenbahn, in der Hand oder durch einen verständigen Boten gebracht werden.

[1]) Was die Ostereier betrifft, so bittet die ethnographische Commission in Erwägung dessen, dass sie mit jedem Jahre mehr ihren gediegenen volksartigen ornamentalen Charakter verlieren, um die bestmöglichste Ausbeute der kommenden Osterfeiertage durch die freundlichen Mitarbeiter betreffs des Gewinnes von Ostereiern in ausnahmslos allen Gegenden. Zu dem Zwecke gibt sie die folgende praktische Anweisung, was die Auswahl und das Zurechtmachen der Exemplare für deren Uebersendung betrifft. Man soll nur solche Ostereier wählen, welche von alten Dorfspecialistinnen dieser Kunst, welche schon lange die Technik und die Muster nach Volkstradition besitzen. Alle Exemplare, welche mit keinen Volkszeichnungen, sondern mit nachgeahmten und im Volke neumodischen Zeichnungen verziert sind, sind ausnahmslos auszuschliessen. Was die Anzahl der Ostereier betrifft, so genügt je ein gutes Exemplar jedes Hauptmusters mit Bemerkungen über die beachtungswerthen Varianten.

Die Zurichtung der Ostereier erheischt nothwendig das Leeren jedes Exemplares mittelst einer $1^1/_2$—2 cm grossen Oeffnung in der Schale, welche nothwendig an der Seite zu machen ist und nicht an den Spitzen; die Oeffnung soll sich auch streng in der Mitte einer Hälfte der Zeichnung, die gewöhnlich symmetrisch ist, befinden, so dass die andere Seite die ganze Zeichnung des Musters enthalte. — Diese Oeffnung macht man ohne die geringste Beschädigung der Eischale in folgender Weise: Ein gewöhnlicher Flaschenkork $1^1/_2$—2 cm im Durchmesser wird von einem Ende zum anderen mit scharfen nicht zu dicken Nadeln durchstochen; mit der einen wird das Centrum des Pfropfes durchgeschlagen und zwar so, dass ihr Ende 2—3 mm aus dem Pfropfe hervorrage, die andere wieder wird ganz am Rande des Pfropfes durchgestochen und zwar so, dass sie nur 1 mm hervorrage. Dieses Ding ergreift man mit drei Fingern der rechten Hand, während man das Ei in der linken hält, und sticht mit der in der Mitte des Korkes befindlichen Nadel ganz senkrecht in den an der Seite des Eies in Aussicht genommenen Centrumspunkt. Die Schale wird leicht durchgestochen und die Nadelspitze wird so lange eingedrückt, bis diejenige der anderen Nadel die Oberfläche des Eies berührt. Alsdann dreht man mit dem Korke nach beiden Richtungen, wodurch die zweite Nadel einen so richtigen Kreis zeichnet, wie ein Zirkel. Wenn man dann in einem fort dreht, vertieft sich der Kreis in die ganze Dicke der Schale, bis die kreisförmige Scheibe ausgeschnitten ist. (Wir haben hier die etwas primitive Methode des Anbohrens der Eier angeführt, weil dieselbe von jedermann mit den überall erreichbaren Hülfsmitteln ausgeführt werden kann. Wo man einen Eierbohrer zur Verfügung hat, wird man selbstverständlich schneller zum Ziele kommen. Anmerkung der Redaction.) — Dann wird der Kork weggelegt und die kreisförmige Scheibe mittelst untergelegter Federmesserspitze entweder im Ganzen oder, wenn man die Scheibe mit dem Federmesser zerschlagen hat, in Theilen weggenommen und die Oeffnung ist fertig. Aus einem rohen Osterei kann man den ganzen Inhalt auf einmal ausschütten; aus einem hartgesottenen kann man das Eiweiss sammt Dotter in einem Zeitraume von zwei Minuten mittelst verschiedenen Instrumenten ausscharren; Mit einer leicht zu einem Haken gebogenen Doppelnadel, mit einem aus Holz geschnitzten Schaufelchen oder Löffelchen u. s. w. In das vollständig geleerte Ei wird dann ein Zettelchen mit dem Muster sowie auch dem Namen des Dorfes, aus welchem es stammt, hineingelegt und das Ei ist zum Verschicken fertig.

Zum Zwecke des Verschickens wird jedes Osterei leicht in ein Stück einer alten Zeitung eingewickelt und die überragenden Theile des Papieres werden hart an der Eispitze zugedreht. Darauf werden sie in einen eigenen, entsprechend grossen Holzkasten hineingelegt und zwar ziemlich dicht, doch nicht im geringsten zusammengedrückt. So wird eine Lage nach der anderen gelegt, ohne sie mit etwas zu bedecken, bis oben hinauf. Eine nicht grosse Lücke unter dem

Zeichnungen, „traez“ in Original mit Hinzufügung einer colorirten Zeichnung der verkleideten Jungen.

5. Pfingsten und St. Johanni der Täufer. Zeichnung, welche die mit Grün und mit Pflanzen, welche gegen die Hexerei schützen, geschmückte Häuser vorstellt; Exemplare der Kränze, welche die Mädchen an den Händen tragen, „Kupajło“ u. s. w.

6. Vom Frohnleichnamsfeste: Kränze und Kränzchen zum Einsegnen.

7. Von dem Schnitter- und Erntefest: der grosse Kranz in Original oder in sorgfältig colorirter Zeichnung.

8. Von dem Grünmuttergottestage (15. Aug.): Bündel aller zum Einsegnen gebrachten Kräuter.

VI. Kunst und Wissen des Volkes.

In diese Abtheilung gehört alles, was uns eine Vorstellung von dem ästhetischen Sinne und dem Schöpfungsvermögen des Volkes, von seinem Geschmacke und von der Stufe seiner Gewandtheit in jeder schönen Kunst und von seinem Charakter geben kann. Ebenso alles, was uns die eigenen Kenntnisse des Volkes zeigt; z. B. die Arten und Zeichen, welche ihm die Schrift und die Ziffern vertreten, seine medizinischen Kenntnisse in Betreff der Menschen- sowie auch der Viehkrankheiten u. s. w.

Solche für die ethnographische Ausstellung sehr erwünschte Gegenstände sind:

A) Die Volkskunst betreffend.

1. Aus der Baukunst: Vor allem gute Modelle, etwa $^1/_2$ m hoch, oder gründliche Zeichnungen von Kirchen und Capellen, von Kirchhofcapellen und auch denjenigen, die an den Wegen und Quellen stehen, sollten sie von Holz verfertigt oder gemauert sein, wenn die Gebäude unzweifelhaft ein Werk der Volksbaumeister (Maurer und Zimmerleute) sind.

Ebenso erwünscht sind Abbildungen von weltlichen Gebäuden, d. h. Häuser, Wirthshäuser, verzierte Thorgänge u. s. w., wenn sie als originale Werke von Dorfbaumeistern beachtenswerth sind.

2. Aus der Schnitzereikunst: Krucifixe, Heiligenfiguren, Menschen- und Thierfiguren, aus Holz geschnitzte oder aus Thon gefertigte und ausgebrannte Gegenstände, hölzernes Geschirre (Tische, Kästen, Schüsseln u. s. w.) mit Schnitzereien geschmückt und diesen ähnliche Geräthe (Stiele, Stöcke, Peitschen u. s. w.). Alles dies in Originalen. Verzierungen, die an Haustheilen geschnitzt sind, d. h. auf Balken, Thürfütterungen u. s. w. in getreu aufgenommenen Zeichnungen.

3. Aus der Malerei: Alle Bilder von Volksauffassung und Volkspinsel, religiöse und weltliche, mit Oel-, Leim- oder Wasserfarben ausgeführt in Originalen.

4. Muster von Ornamenten, durch Stickerei, Näherei oder durch Durchweben der Leinwand, des Tuches und allerlei Wollwebstoffe ausgeführt in Originalen. Ebenso soll in Originalen irdenes Geschirre mit oder ohne Glasur, mit gemalten oder eingedrückten Zeichnungen geschmückt eingesendet werden. Verzierungen (Volksfresken) an den Wändern, Thürfütterungen, sowohl im Aeusseren als auch im Inneren der Stuben können in Copien überschickt werden.

5. Musik. Originalproben von Musikinstrumenten, welche von den Einheimischen erzeugt und gebraucht werden, z. B. „Kobza“ (Dudelsack), Hörner, Trompeten, Flöten (Fujarki), Pfeifen, Violinen, Bässe, Leiern, Cymbeln, Trommeln, Maultrommeln u. s. w.

B) Die Volkskenntnisse betreffend.

Trotz der durch Schulen ausgebreiteten Schreibkenntnisse haben sich im Volke längst gebrauchte Zeichen, Einschnitte und andere Arten, welche die Schrift und die Ziffern vertreten, erhalten. Wo sie aber nicht in Praxis erhalten blieben, blieben sie doch in dem Gedächtniss der alten Dorfbewohner haften. Es wäre also für die ethnographische Ausstellung sehr erwünscht, Proben solcher Art Zeichenschrift und Ziffern zu besitzen.

Die ethnographische Commission bittet um bestmögliche Aufsuchung und Beschaffung solcher Gegenstände, als:

1. Schlägel, Krummhorne (Krzywule), Reife, d. h. Stöcke wunderlich am Ende gekrümmt, oder in der Form der Hand, oder anderer Darstellung der Macht geschnitzt.

Nach der noch nicht lange in gewissen Gegenden (Podhalien) bewahrten Volkstradition waren es Wahrzeichen der Schultheissverwaltung, die zum Einberufen der Gemeindeversammlung zum grossen Rath oder Gericht dienten. Der Schultheiss übermittelte solchen Stock dem Nachbar mit der Bezeichnung des Tages und Ortes der Versammlung. Der Stock, welcher ein geschriebenes Circular vertrat, wandelte von Haus zu Haus und wenn er die ganze Gemeinde durchgelaufen hat, kehrte er zum Schultheiss zurück.

Wenn sich ein solcher Gegenstand in irgend einer Bauernfamilie erhalten hätte, so wird gebeten, ihn für die ethnographische Ausstellung zu gewinnen. Und wenn wenigstens im Gedächtniss alter Leute das Bild solchen Stockes aufbewahrt wäre, so wird ebenso ein Modell nach der Aussage erzeugt oder in Zeichnung dargestellt erwünscht, mit gehöriger Berichtung über den Ort, die Zeit und Weise des Gebrauches des Wahrzeichens.

2. Petschafte und Stempel, mittelst Eisen als Bezeichnung des Eigenthums von Vieh ausgebrannt, oder zeitliche Zeichen mit Birkentheer auf der Haut des Viehes gemalt, ebenso die Zeichen der Töpfer, Zimmerer und anderer Handwerker ausgebrannt oder eingegraben in die Handwerkserzeugnisse, werden für die Ausstellung in Zeichnungen gewünscht, mit Hinzufügung gehöriger Erklärungen.

3. Einschnitte auf schmalen, gerade abgeraspelten Latten oder Stöcken in der Form von einfachen Linien in der einen oder der anderen Richtung schräge gemacht, welche entweder unter der Kante zusammenlaufen oder sich kreuzen. Diese haben geschriebene

---

Deckel wird mit einer leichten Lage alten Wergs oder Watte ausgefüllt und nachdem der Deckel zugenagelt ist, ist das Päckchen zum Verschicken fertig und vollkommen sicher: denn die leichten Schalen beschweren einander nicht und halten ein tüchtiges Schütteln aus.

Ziffern vorgestellt und vertraten wirthschaftliche Rechnungen.

Die Commission bittet sehr um authentische Exemplare dieser Gattung, Rechnungsbücher mit hinzugefügten, gehörigen Erklärungen.

4. Aus der Volksmedizin sind in Originalen gewünscht:

a) Geräthe von einheimischer Erfindung und Erzeugung, welche zu gewissen chirurgischen und geburtshilflichen Operationen, welche die „weisen Frauen" bei Krankenheilungen ausüben, gebraucht werden.

b) Geschirre, welche von den Dorfspecialisten bei Knochenbrüchen gebraucht werden.

c) Geräthe, die bei verschiedenartigen Operationen an Thieren gebraucht werden: beim Blutlass, beim Pferdecastriren, beim Castriren der Widder, beim Kapaunen u. s. w.

d) Verschiedene Geräthe, Gegenstände und Ingredienzen, welche bei der Zauberdoctorei gebraucht werden.

e) Exemplare von Medizinkräutern und aller Art Volksmedicamenten, gegen Menschen- und Thierkrankheiten gebraucht.

Von diesen letzteren werden für die Ausstellung folgende Gegenstände gewünscht:

a) Medizinische Kräuter, jedes in eigenem Papierbogen, wie in einem Herbarium getrocknet, mit Hinzufügung des Volksnamens und wozu es dient.

b) Bestandtheile dieser Pflanzen, d. h. Wurzeln, Rinde, Frucht, Samen, alles in eigenen Büchsen mit Erklärung wie oben.

c) Thiermedicamente, Knochen u. s. w., alles in eigenen Büchsen und erklärt wie oben.

d) Mineralmedicamente, zu Hause bereitet oder gekauft wie oben bezeichnet.

e) Sympathetische Medicamente und Amulete, welche der Krankheit zuvorkommen oder sie verdrängen, z. B. Zähne und Knochen von Thieren mit Löchern zum Umhängen um den Hals (Blutsteinpfeile) u. s. w., Gegenstände in Originalien.

Als Ergänzung der Sammlung oben genannter Gegenstände werden sehr gerne für die ethnographische Ausstellung Typenphotographien in allen Grössen, colorirt oder gewöhnlich, welche:

a) Porträts von Bauern und Städtern der gegebenen Gegend, beiderlei Geschlechtes und jedes Alters,

b) ihre Fest- und gewöhnlichen Kleider für den Winter oder Sommer,

c) verschiedene Scenen und Bilder aus dem Volksleben,

d) Ansichten von Dorfwohnstätten, Wägen, Bespannung u. s. w. vorstellen, angenommen.

Ebenso werden von den Herren Photographen bereitwilligst ganze Sammlungen von derartigen Photographien aus verschiedenen Gegenden angenommen, aber mit Vorbehalt ihrer Authenticität.

Kleine Mittheilungen.

1. Das Urnenfeld von Borstendorf in Mähren.

Ende September 1886 stiess man beim Tiefackern auf einem Felde der Gutsherrschaft Černahora, welches, in der Gemeinde Borstendorf (Bořitov) zwischen der Reichsstrasse und dem genannten Dorfe gelegen, von der fürstlich Salm'schen Gutsverwaltung Raitz in Pacht genommen war, auf grosse Steine. Als der Verwalter, Herr Rauer, dieselben entfernen liess, fand er unter denselben eine Urne und in derselben, auf den calcinirten Knochen deponirt, eine Pfeilspitze mit Tülle und kurzem flügelförmigem Ansatz, den Rest eines durchbohrten Schmuckstückes (vielleicht oberer Abschluss einer Haarnadel), Fragmente einer Haarnadel und eines glatten Ringes, Alles aus Bronze, und eine Fülle von Topfscherben.

Vom 4. bis 6. October d. J. hat der Unterzeichnete in Folge Aufforderung Sr. Erlaucht des Herrn Hugo Altgrafen zu Salm die Ausgrabung geleitet und in 5 verschiedenen Gräben eine Fläche von rund 220 Quadratmetern aufgedeckt. Die Grenzen des Urnenfeldes sind nach keiner Richtung hin, als die Ausgrabung wegen dringenden landwirthschaftlichen Arbeiten abgebrochen werden musste, erreicht worden. Sie beschränkte sich, mit Ausnahme einer kleinen Probegrabung, auf die Höhe einer ganz flachen Kuppe, welche das Feld, gegen die Reichsstrasse und Borstendorf hin ganz sanft abfallend, bildet. Nach Aussage des Schullehrers Herrn Sombel sind auch am Ende des Feldes bei den ersten Häusern von Borstendorf vor Jahren ähnliche Funde gemacht worden. —

In einer also nicht fixirten Ausdehnung erstreckt sich in einer Tiefe von 50—60 cm ein Steinbelag, welcher sich von oben als eine Art Pflasterung darstellt, da sich in demselben weder die einzelnen Begräbnissstellen von einander abheben, noch der Platz der Aschenurne irgendwie, sei es durch Erhöhung oder durch Verwendung eines grösseren Decksteines, hervorgehoben ist. Diese Steindecke hat eine Mächtigkeit von 20—30 cm und besteht aus losen grösseren und kleineren Bruchsteinen, zu denen der Syenit der umliegenden Hügel und der Kalkstein von Horšić verwendet worden ist.

Innerhalb und unterhalb derselben stösst man auf die Gefässe. Die Aschenurnen sind einfach auf

den Erdboden gestellt, einen gelben, festen Letten, der sich in einer Tiefe von 80—90 cm überall scharf von der schwarzen Culturschicht abhebt. Nur einmal war die Urne auf eine untergelegte Steinplatte gestellt. Um die Haupturne, die aber nicht immer die grösste einer Gruppe ist, sind Beigefässe angeordnet, in etwas höherem Niveau, in die Asche des Scheiterhaufens gebettet. Die Anordnung der letzteren ist willkürlich; es kommen bis zu 6 vor, bald sind sie um die Urne herum, bald nur auf einer Seite derselben aufgestellt. Oft ist es zweifelhaft, zu welcher Begräbnissstätte sie gehören. Da sie auch zuweilen eine sehr bedeutende Grösse zeigen, so lassen sie sich von den Begräbnissurnen oft nur dadurch unterscheiden, dass sie leer sind und dass ihnen die Bedeckung fehlt. Die Aschengefässe dagegen sind stets von einer umgestürzten Schale oder einem ebensolchen Napf oder Henkeltopf überdeckt; sie enthalten ausser den gereinigten Knochen zuweilen Gefässe (bis zu 3), sehr selten kleine Bronzen. In meiner Gegenwart wurden nur 3 Urnen mit Bronzebeigaben gehoben, und zwar: *a)* ein glatter Ring, *b)* eine Haarnadel mit einfachem Knopf, *c)* 2 Ringe, welche zu einem Ohrgehänge gehören mögen. — Eisen wurde nicht constatirt.

Zur Zeitbestimmung reichen diese spärlichen Bronzen nicht aus; auch möchte ich auf das Fehlen des Eisens bei der Seltenheit von Metallfunden in diesem Urnenfriedhof nicht allzu grosses Gewicht legen. Die mit der Hand geformten Gefässe, von denen sich eine stattliche Collection, welche jetzt im Brünner Landesmuseum aufgestellt ist, gewinnen liess, schwarzgrau, roth und braun, innen weiss graphitirt, zeigen selten eingeritzten Zierrath.

So lässt sich zunächst nicht mehr sagen, als dass der Urnenfriedhof von Borstendorf zu der älteren Gruppe der Urnenfelder aus Mitteleuropa gehört, welche Ingv. Undset in der Einleitung zu seinem Buche: „Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa“ aufzählt (vgl. namentlich Müglitz).

Auf dem Kirchenhügel von Borstendorf lag die prähistorische Ansiedlung, zu welcher dieser Begräbnissplatz gehörte. Das Terrain um die Kirche ist mit Topfscherben bedeckt, welche mit denen des Urnenfeldes gleichalterig sind, und jeder Spatenstich bringt weitere Gefässreste, Fragmente von Thierknochen u. s. w. zu Tage.

Graz. **Prof. Dr. W. Gurlitt,**

Correspondirendes Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft.

2. Die Hügelgräber vom Loibenberge bei Videm an der Save in Steiermark.

Die Spitze des Loibenberges (Lione), östlich von Videm, in den Katastralgemeinden Altenhof und Altenkirchen gelegen, krönt die Filialkirche der heil. Margaretha, welche etwa die Mitte einer aus losen Steinen geschichteten, weit ausgedehnten Umwallung einnimmt. Die Reste dieser Gradišče sind allerdings durch die Anlage von Weingärten mit ihren Terrassirungen stark beschädigt, lassen sich aber doch noch mit genügender Sicherheit verfolgen; namentlich ist ein Eingang von Südosten her noch deutlich zu erkennen.

Die Begräbnissstätte dieser prähistorischen Ansiedlung befindet sich am Ostabhange des Berges, besonders auf einer Terrasse oder Einsattlung, auf welcher die Häuser der Bauern Planinz und Deržanić, zur Gemeinde Altenkirchen gehörig, stehen. Dort sind die meisten Tumuli um eine dolinenartige Vertiefung gruppirt, andere liegen im Osten gegen den Abhang und im Westen gegen die Kirche hin, im Ganzen etwa 50 Hügelgräber. Auch sonst noch finden sich Tumuli zerstreut: zwei gleich oberhalb des Dorfes Altenhof, rechts vom Wege, der zur eben beschriebenen Localität führt, eine kleine Gruppe am selben Wege, etwa 10 Minuten, ehe man zum Hause des Planinz kommt, auf dem Grunde des Račić aus Vihra in Krain.

Von diesen Tumuli wurden 12 aufgegraben, davon 3 in meiner Gegenwart: die Mittel zur Ausgrabung gewährte der steierische Landesmuseum-Verein, der auch in den Besitz der Fundobjecte gelangt ist. Und zwar gehören 2 zu der letztgenannten Gruppe auf dem Grunde des Račić, 2 liegen in der unmittelbaren Umgebung der Doline, 6 gegen Westen, 1 nördlich und 1 südlich vom Hause des Planinz. Der letzte war vom Besitzer vor 30 Jahren bei Anlegung des Weinberges angegraben worden, und hatten sich nach seiner Aussage „auf der Höhe desselben“ Armbänder, Fibeln, Lanzen und 2 Pferdchen aus Bronze gefunden. — Ueber 6 der Tumuli habe ich genaue Fundberichte, die ich an Ort und Stelle controlirt habe, bei dreien folge ich meinen eigenen Aufzeichnungen, von dreien habe ich zwar die Fundstücke, aber keine anschaulichen Angaben über ihre Lagerung.

Aeussere Umstände haben weitere Nachgrabungen verhindert; doch genügt das bisher gewonnene Material zur Charakterisirung der Fundstätte. Nachfolgende Untersuchungen, die sehr zu wünschen wären,

werden, wie wir glauben, lediglich zur weiteren Bestätigung des hier gewonnenen Resultates beitragen.

Die Tumuli sind meist von ansehnlicher Grösse; der schon erwähnte oberhalb Altenhof hat bei 250 Schritt Umfang fast 4 m Höhe, der kleinste der gemessenen immer noch 8 m Durchmesser und 0·50 m Höhe. Sie sind aus sorgfältig gewählter Erde, aus welcher alle Steine vorher entfernt waren, aufgeschüttet. Die Leichen sind in den bei weitem meisten Fällen begraben worden; in 8 der genau untersuchten Tumuli wurden 15 Skelette constatirt, während nur 2 Brandgräber gefunden wurden. Der nennte Tumulus (Durchmesser 27 m, Höhe 2·15 m) enthielt überhaupt kein Grab, sondern nur in verschiedenem Niveau (1·25 m, 1·70 m, 1·80 m unter der Oberfläche) Steine mit schwarzen Schichten und ebensolche Schichten ohne Steine; in denselben zahlreiche Scherben graphitirter, gerippter Gefässe. Wir haben es hier also mit Feuer- oder Herdstellen zu thun. — 3 Tumuli enthielten je 1 Skelet, einer 2 Skelette, einer 4 Skelette, einer 1 Skelet und 1 Brandgrab, einer 2 Skelette und 1 Brandgrab.

Die Leichen sind auf den gewachsenen Boden gelegt — von irgend einer Steinsetzung war keine Spur zu entdecken — und zwar ausgestreckt mit den Füssen nach Osten, den Kopf nach Westen. Diese Lage liess sich aus der Anordnung der Bronzebeigaben mit aller Deutlichkeit erkennen, obwohl die Knochen bis auf ganz geringe Spuren zerstört sind. Wiederholt sind mehrere Beisetzungen, bis zu 4, in demselben Tumulus erfolgt. Wo nur eine Leiche gefunden wurde, liegt sie unter der Mitte des Hügels; dieser Umstand und die Beobachtung, dass in dem einen Tumulus das eine der Skelette von einer etwas anders gefärbten, röthlichen Erde umgeben war, beweisen, dass bei den neuen Begräbnissen der Tumulus erweitert und erhöht wurde. Die 2 Brandgräber bestehen aus grossen Urnen, welchen mit 2 Steinplatten überdeckt sind; nur in der einen derselben fanden sich neben der Asche 2 Beigefässe; beide Male fehlten Metallzugaben, beide Male wurden die Urnen excentrisch und in höherem Niveau als die Bestatteten gefunden, so dass es hier naheliegt, an eine nachträgliche Verwendung der Tumuli zu denken. Aber der Mangel von Bronzen verhindert uns, schon jetzt über einen etwaigen Altersunterschied zwischen beiden Bestattungsarten ein Urtheil zu bilden.

Die Ausstattung der Leichen, bei denen man zwischen männlichen und weiblichen scharf unterscheiden kann, ist folgende: Zu Häupten und zu Füssen stehen zuweilen Gefässe. Die Männer sind charakterisirt: *a)* durch die Waffen, entweder ein kurzes eisernes Messer, welches noch an die Form der Bronzemesser erinnert, oder eine eiserne Lanzenspitze mit Tülle; *b)* durch den Leibgurt. Derselbe bestand aus Leder, von dem sich bedeutende Reste erhalten haben, und war mit Plättchen oder schwach convexen Nietenköpfen beschlagen; in letzteren stecken noch die eisernen Stifte, die zur Befestigung auf dem Leder dienten. Die Schliessen bestanden aus grösseren Ringen oder einer Vereinigung von 3 Ringen. An dem Gürtel war endlich ein reicher Hängeschmuck angebracht, bestehend aus kleinen Ringen und Perlen, welche auf Lederriemchen aufgezogen waren. Gewandnadeln fehlen häufig ganz

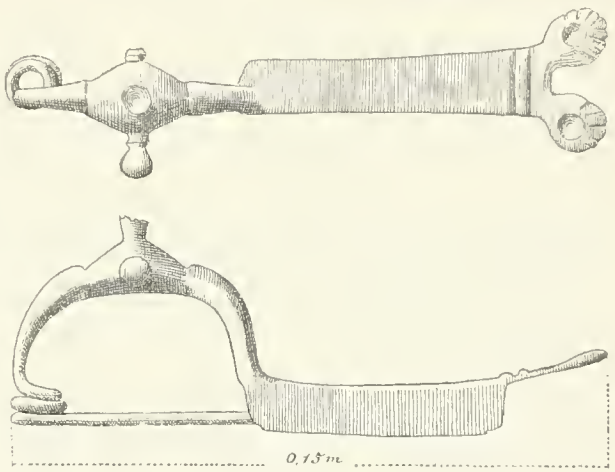


Fig. 48 und 48 a.

oder erscheinen nur in einem Paar. Auch die Armbänder treten nicht regelmässig auf.

Die weiblichen Skelette zeigen, wo sich die Beigaben ganz erhalten haben: ein Paar schwere, vollgegossene Fussringe, ein Paar hohle, gerippte Armringe, daneben auch Armbänder aus Glasperlen, auf Bronzedraht aufgezogen, bis zu 6 Fibeln und einen reichen Halsschmuck, bestehend aus grösseren und kleineren Bernsteinperlen, aus Glasperlen und Glasringelchen verschiedener Grösse. — In demselben Tumulus finden sich Männer und Weiber nebeneinander. Unter den 28 Gewandnadeln fehlt die Spiralfibel gänzlich, 3 Exemplare zeigen die Form der Watscher Knotenfibel, 6 sind kahnförmig mit oder ohne aufgesetztes Ornament aus geriffelten Querstrichen, 9 gehören der Form an, die Tischler Halbkreisfibeln nennt, 2 sind Schlangenfibeln mit dreimal gewundenem Bügel, die eine mit 2 sich gegenüber-

stehenden, gestrichelten Rosetten verziert. Die 8 übrigen, zur Classe der Bogenfibeln gehörig, zeigen einen unseren Fundstätten eigenthümlichen reichen Typus. Der runde Bügel hat ein trapezförmiges Mittelstück, das mit 3 gestielten Knöpfchen (zuweilen mit 3 gestielten Schälchen) besetzt ist. Das eine Ende geht direct in die Spirale über, das andere in einen sehr langen Fuss, der mit 2 horizontalen Rosetten (auch einige Male mit einem Knopf) abgeschlossen ist und der in seiner ganzen Länge zum Nadelhalter umgebogen ist (Fig. 48 und 48*a*). Ich schlage für diese, wie ich glaube, neue Form den Namen Loibenberger Fibel vor.

Am nächsten liegt natürlich die Vergleichung mit dem berühmten Fundort von Watsch. Das bisher am Loibenberge Ergrabene hat, wenn wir von den 2 Brandgräbern absehen, welche mit denen von Watsch vollkommen übereinstimmen, ein merklich alterthümlicheres Gepräge. Wir finden das Eisen fast ausschliesslich für Waffen verwendet, alles andere ist aus Bronze, und die Formen der Fibeln sind überhaupt die ältesten, welche sich in Norditalien und Mitteleuropa mit Eisen zusammen gefunden haben. Zu beachten ist auch, dass sie uns einen ganz reinen Bestand dieser frühesten Formen zeigen, und es wird daher die Behauptung berechtigt erscheinen, dass die Funde aus den Hügelgräbern am Loibenberge zu der ältesten Gruppe der Hallstatt-Periode in unseren Alpen gehören.

Graz. **Prof. Dr. W. Gurlitt,**
Correspondirendes Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft.

Literaturberichte.

42.

Weber, Fr., Die Besiedlung des Alpengebietes zwischen Inn und Lech und des Innthales in vorgeschichtlicher Zeit. (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns. VIII. Bd. 1—2. S. 22.) München 1888.

Der Autor untersucht das nach den ältesten historischen Angaben zwischen Vindelicien und Rhätien getheilte Gebiet, welches im Osten und Süden vom Inn, im Westen vom Lech begrenzt ist und in der Mitte von der Isar durchflossen wird. Er verfolgt von der jüngeren Steinzeit herauf alle Spuren älterer Besiedlung, die bisher in diesem Dreieck nachgewiesen wurden, und findet den sichersten Anhaltspunkt für die Beurtheilung der vorgeschichtlichen Bevölkerung in den erhaltenen Grabstätten, welche vor Allem durch die Verschiedenheit der Bestattungsweise auffällig sind. In dem nichtgebirgigen Theil jener Gegend zeigen sich nämlich ausschliesslich Tumuli, welche jedoch am Fusse der Vorberge gänzlich aufhören. Dagegen kommen im Innthale nur Flachgräber vor, während in dem zwischen den Vorbergen und dem Innthale liegenden Gebirgslande Grabstätten überhaupt vollständig fehlen. Weber findet darin eine Bestätigung der Annahme, dass die Bewohner Vindeliciens Kelten, die Rhätiens rasenischer Abkunft waren, indem er die Errichtung von Grabhügeln als eine allgemein keltische Sitte in Anspruch nimmt und dagegen an den bei den Etruskern, den Stammverwandten der Rhätier, herrschenden Brauch, ihre Todten unter der Erde, in Felshöhlen und Grabkammern beizusetzen, erinnert. Das Inventar der Grabhügel Vindeliciens vertheilt sich auf alle Perioden der vorrömischen Metallzeit; aber auch in den Flachgräbern Rhätiens sind verschiedene, zeitlich getrennte Culturstufen vertreten. Sonst ist der Inhalt beider vielfach verschieden. Schon im Innthale, noch entschiedener aber am Brennerpass, in den Funden von Sonnenburg, Matrei und Steinach, tritt uns in den Bronzen der Charakter italischen Einflusses und Importes entgegen. Dagegen ist eine ausgeprägte Hallstatt-Cultur, wie in Vindelicien, hier trotz einzelner Funde bis jetzt nicht nachweisbar. Ebensowenig ist die La Tène-Cultur im Innthale vertreten, was entweder damit zusammenhängt, dass die römische Eroberung die beginnende Entwicklung dieses Stiles unterbrach, oder seinen Grund darin hat, dass die jahrhundertelange Herrschaft des italischen Verkehrs und Handels diesen von Westen hereindringenden Geschmack und seine Fabrikate bei der rhätischen Bevölkerung nicht aufkommen liess. Auffallend ist nebst namhaften anderen Verschiedenheiten das Fehlen der Fibeln im Inntbale gegenüber dem häufigen Auftreten derselben in den oberbaierischen Gräbern, welche überhaupt viel reicheren und abwechselnderen Schmuck enthalten. „Zweifelsohne", sagt Weber, „existirten Handelsverbindungen und Wege sowohl nach Süden als nach Osten. Der vindelicische Theil des Gebietes erhielt seinen Import von beiden Richtungen, der rhätische nur aus dem Süden. Dies beweisen die zahlreichen, in einzelnen Stücken mit Hallstätter und italischen Typen vollkommen übereinstimmenden Funde. Aus dem Süden stammen sicher die Bronzehelme von Saulgrub und Steingaden, die Bronzeeimer von Uffing etc., die Nadeln und Messer von Bronze aus den Flachgräbern von Völs und Hötting etc. Aus dem Osten (Noricum) kamen die Fibeln mit Klapperblechen, die Leibgürtel und Armbänder von dünnem Bronzeblech, die Eisenmesser und Schwerter von Uffing, Huglfing, St. Andrä etc.

Welcher hohe Werth solchen detaillirten, auf ein grösseres Gebiet ausgedehnten Untersuchungen mit Rücksicht auf die Frage nach der Herkunft der Hallstatt-Cultur beizumessen ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Solche Scheidungen durch eingehende Vergleichung müssen sich auch am östlichen Ende des Alpengebietes, wo sich die Aufschlüsse fast von Tag zu Tag mehren, endlich ergeben. **Hoernes.**

43.

Ruggiero, M., Degli scavi di antichità nelle province di Terraferma dell' antico regno di Napoli dal 1743 al 1876. (Parte prima, fogli da 1 a 32 con 7 tavole) Napoli 1888. 4°.

Wir erwähnen diese Erscheinung nur, um auszusprechen, wie wünschenswerth es wäre, wenn in allen städtischen Centren grösserer Fundgebiete Italiens ähnliche Arbeiten auf Grund des in den Bibliotheken und Archiven vorhandenen, aber meist ungeordneten und schlecht conservirten Scheden-Materials unternommen würden. Der jetzt 77jährige verdiente Ruggiero, welcher bereits 1881 und 1885 die Geschichte der Ausgrabungen von Stabiä und Herculanum herausgegeben, ergänzt diese und Fiorelli's ähnliches Werk über Pompeji durch eine topographisch geordnete Aufzählung alles dessen, was sich über die von 1743—1876 in den 15 festländischen Provinzen des ehemaligen Königreichs Neapel gemachten Funde aus Briefen und anderen handschriftlichen Aufzeichnungen noch eruiren lässt. Die Indifferenz, mit welcher früher auch wissenschaftlich geschulte Archäologen genauere Fundberichte einfach unter den Tisch fallen liessen, gibt den Mittheilungen Ruggiero's einen ganz besonderen Werth. Trotzdem auf die Leidensgeschichte der Alterthümer im Königreich Neapel mit den Namen Jorio, Fiorelli, Garrucci und Minervini ein gewisser Lichtschein fällt, bezeichnet doch erst das Jahr 1876 mit dem Beginn der monatlichen Notizie degli scavi für die ganze Halbinsel einen entschiedenen Wendepunkt zum Besseren.

Hoernes.

44.

Duemmler F. und Studnicka Fr., Zur Herkunft der mykenischen Cultur. (Mittheilungen des kaiserl. deutschen archäolog. Instituts. Athenische Abtheilung. XII. Bd., pag. 1 ss.)

Unter diesem Titel formuliren die Verfasser in zwei werthvollen Aufsätzen ihre Bedenken gegen die von Furtwängler und Löschcke (in deren Publication der mykenischen Vasen, Berlin 1886) aufgestellte Ansicht über die ältesten Culturperioden Griechenlands. Die Letztgenannten haben es ausgesprochen und wollen es in einem eigenen Werke zu begründen suchen, dass die ältesten Gräber auf den ostgriechischen Inseln, die sogenannten „Kykladengräber" (s. das Referat in diesen Mitth., Bd. XVI, S 54), Ueberreste der von den alten Historikern bezeugten karischen Besiedlung seien. Die darauffolgende „mykenische Cultur" halten sie für achäisch, d. h. gemeingriechisch, und der Cultur der Dipylongräber, durch welche die mykenische sichtlich abgelöst wurde, schreiben sie dorischen Ursprung zu. Dümmler vermag sich nicht zu überzeugen, dass die Kykladengräber mit ihrem barbarischen Inhalt den Karern gehören, er sieht dieses letztere Element vielmehr mit U. Köhler in der mykenischen Cultur und hält erst den primitiven Dipylonstil, welcher mit der allgemeinen Decorationsweise der mitteleuropäischen Bronzezeit übereinstimmt, für achäisch, d. h. ursprünglich gemeingriechisch. Kurz, aber schlagend, werden die Schwierigkeiten zusammengefasst, welche sich ergeben, wenn man mit Schliemann, Furtwängler und Löschcke die Bewohner von Mykenä und Tiryns für Achäer hält, und wird gezeigt, wie alle historischen Paradoxien schwinden, sobald wir dieselben als Karer ansprechen. Wir erwähnen nur den Hinweis auf den schwerwiegenden, weil tief in den religiösen Vorstellungen wurzelnden Unterschied zwischen der mykenischen (orientalischen) und homerischen (altarischen) Todtenbestattung, und auf den Zusammenhang des Dipylonstiles mit dem Norden, während alle „mykenischen" Culturstätten auf der nach Osten geöffneten Seite Griechenlands liegen.

Wesentlich dieselbe Auffassung sucht Studnicka in dem folgenden Aufsatze aus trachtgeschichtlichen Gründen zu entwickeln. Wir danken ihm vor Allem den als Verstärkung einer älteren Annahme willkommenen Nachweis, dass die (der mykenischen Cultur unbekannte) Fibula den orientalischen Völkern ursprünglich durchaus fremd war, wogegen Herodot's Ueberlieferung, dass die später dorisch genannte, die Heftnadel voraussetzende Frauenkleidung ursprünglich gemeingriechisch war, jetzt durch die ältesten Fibelfunde auf griechischem Boden trefflich gestützt erscheint. „Die Fibula ist also den vordorischen Bewohnern Griechenlands mit Sicherheit zuzuschreiben, und eine Cultur, welcher sie, zumal bei sonst ausgebildeter Metallarbeit, fehlt, kann nicht die der Achäer sein." Der Ursprung der Fibel reicht, wie Studnicka glaubt, in jene Zeit hinauf, als die Griechenstämme in den unwirthlichen Bergländern inmitten der Balkanhalbinsel sassen. „Von dort aus werden in dem Landverkehre, welchem neuerdings besonders Helbig nachgespürt hat, die ersten Heftnadeln zu den Italikern in der Poebene gekommen sein, deren einfachste Formen derjenigen unserer Sicherheitsnadel am nächsten stehen." Studnicka fasst seine Ansicht in folgenden Sätzen zusammen: „Als die Hellenenstämme sich neben den Karern festgesetzt hatten, da konnten sie nicht umhin, von der höher entwickelten orientalischen Cultur dieses Volkes vielfach zu lernen. Aber sie brachten auch mit sich, was jenem fehlte, die Keime des classischen Griechenthums. Dazu rechne ich die schlichte „dorische" Heftnadeltracht und den geometrischen Stil, der in einfachster Form schon das Princip strenger Zucht vertritt, mittelst deren alle Entlehnungen aus dem überquellenden Formenreichthum des Orients, von der „mykenischen" angefangen, zu echt hellenischem Gute umgeprägt wurden."

Hoernes.

45.

Ran, Dr. L. von, Ein römischer Pflüger. Vortrag über eine unbeachtete antike römische Marmorgruppe im Berliner königlichen Museum. Mit einer Abbildung. Frankfurt a. M. H. Keller 1888.

Der Verfasser, bekanntlich eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Landwirthschaft, liefert hier einen Beitrag zur Constatirung einer Thatsache und zugleich zur Beseitigung derselben. Die Thatsache ist, dass man sich um die niederen Lebensformen der antiken Cultur bisher nur wenig gekümmert hat. Seitens der Archäologen geschah dies nicht, weil derlei Formen nicht für antik in dem Sinne gehalten wurden, dass sie für das classische Alterthum irgendwie charakteristisch wären; und seitens anderer Interessenten, z. B. der Paläoethnologen, konnte dies nicht wohl geschehen, da ihnen das Material grösstentheils unzugänglich war. Auch wo jener bescheidene, aber nicht unwichtige Formenkreis der Beachtung der Alterthumsforscher

nicht entgehen konnte, in antiken Bildwerken nämlich, ist er nur ausnahmsweise, früher namentlich von Otto Jahn, studirt worden. Die directen, nicht literarischen oder monumentalen, Zeugnisse werden erst seit kurzer Zeit überhaupt angesehen. Vieles ist hier versäumt worden, Manches unwiederbringlich dahin; jetzt wird es langsam auch in dieser Hinsicht besser. Für den Grund der Erscheinung ist es sehr bezeichnend, dass man im Norden, an der Peripherie der alten Welt, angefangen hat, auch derlei Ueberreste gleichmässig neben den höherstehenden Lebensäusserungen — etwa in ein Sammelwerk wie Lindenschmit's „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" — aufzunehmen. Ueber die gewöhnlichsten Formen des ländlichen Hausrathes, der Werkzeuge zum Feldbau u. dgl. geben in der Regel weder Archäologen noch archäologische Sammlungen Aufschluss. Wir kennen die Rechtsverhältnisse attischer Kleruchen und den Geist der mascula proles, die auf das Geheiss der strengen Mutter bis zum Sonnenuntergang Baumstämme vom Apennin herunterschleppte — wie aber ihr Trinkgeschirr, ihre Aexte und Grabwerkzeuge ausgesehen haben mögen (um ihre persönliche Erscheinung gar nicht zu berühren), das wissen wir nicht, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, dass die Anthropologie ein Recht hat, auch darnach zu fragen.

Diese Bemerkungen erlauben wir uns als Randglosse zu dem Wörtchen „unbeachtet", welches Dr. von Rau der von ihm zum ersten Male publicirten Marmorgruppe beilegt. Es ist vollständig begründet. Kein Archäologe hat sich bisher um dieses allerdings stark restaurirte Werk, welches der Verfasser wegen der hohen Alterthümlichkeit des Pfluges um 200 v. Chr. ansetzt, bekümmert. Er selbst erfuhr davon auf dem Umwege durch den Mund eines Uckermärkers, der als Grenadier in Berlin gestanden und den Pflüger für eine Darstellung des Markgrafen Hans von Brandenburg, den die Sage einmal in entsprechender Rolle auftreten lässt, gehalten hatte. (Mitgetheilt von Schwartz, Prähistor.-anthrop. Studien, S. 503.) **Hoernes.**

46.

Schaaffhausen, H., Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde und Maulthiere? (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. LXXXIV. Bonn 1887, p. 28.)

Die obige Frage wird hier mit einer Umsicht und Gründlichkeit erörtert, wie sie diesem Gegenstande trotz vielfacher Behandlung in älterer und neuerer Zeit noch niemals zu Theil geworden. Schaaffhausen gelangt zu folgenden Schlüssen: „Den classischen Völkern vor den Römern scheinen Hufeisen unbekannt gewesen zu sein. In der ersten römischen Kaiserzeit finden sich zwar Mittheilungen über schützende Vorrichtungen für den Huf der Pferde und Maulthiere; die Berichterstatter über solche, Plinius, Sueton und Catull, die alle dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören, sprechen aber nicht von an den Huf genagelten Eisen. Dass germanische Stämme vor den Römern ihre Pferde beschlagen hätten, dafür fehlt jeder Beweis. In der späteren Kaiserzeit ist der Gebrauch von Hufeisen, wie die zahlreichen Funde und die bildlichen Darstellungen beweisen, zumal für Maulesel, Maulthiere und kleinere Pferde sehr gewöhnlich. Er ist zumal für die nördlichen Provinzen des römischen Reiches nachgewiesen. In Hallstatt und Gurina, wo eine hoch entwickelte Eisenindustrie der alten Rhätier bestanden hat, sind Hufeisen nicht gefunden worden. Nach den Mittheilungen von Castan und Quiquerez scheinen die Kelten in Gallien zuerst den Hufbeschlag gekannt zu haben."

Daran ist nur einiges Unwesentliche „thatsächlich zu berichtigen". Catull lebte nicht im 1. Jahrhundert n a c h Chr., sondern um die Mitte des 1. Jahrhunderts v o r Chr. Auf der Gurina s i n d Hufeisen gefunden worden, was natürlich nichts gegen Schaaffhausen beweist. Weder in Hallstatt noch auf der Gurina hat eine „hoch entwickelte Eisenindustrie" geherrscht, und ebensowenig ist ausgemacht, dass diese Wohnplätze den alten Rhätiern gehörten; ja für die Gurina ist es durch die dortigen Inschriftfunde sogar ziemlich ausgeschlossen, dass man an die Rhätier denken dürfe.

Hoernes.

47.

Brizio, Edoardo, Una Pompei etrusca a Marzabotto nel Bolognese. Bologna 1887.

„Etrurien lebt in seinen Gräbern", sagt der italienische Dichter Cossa in seiner Messalina. Seit den epochemachenden Ausgrabungen von Vulci ist dies Wort zur Wahrheit geworden. Caere, Tarquinii, Vulci, Veji, Volterra, Felsina sind in unserem Jahrhundert ihren Grüften entstiegen und füllen heute die grössten Museen Europas mit ihren wiedergewonnenen Schätzen. Ihnen reiht sich seit 1865 die namenlose alte Stadt bei Marzabotto an, deren Gräber Gozzadini 1865 und 1870 beschrieb und für deren vollständige Aufdeckung jetzt E. Brizio seine gewichtige Stimme erhebt. „Ein e t r u s k i s c h e s Pompeji" nennt er sie und begründet die damit ausgesprochene Erwartung durch eine Schilderung der erhaltenen Reste und des vielverheissenden Eindruckes, den dieselben hervorrufen. Die ausgedehnte Stadt wurde nach dem Zusammenbruche der etruskischen Herrschaft in Oberitalien von den Galliern nur zum Theile bewohnt; weite Strecken derselben lagen völlig verlassen und bewahrten ihren alterthümlichen Charakter. Dazu kam nach 200 v. Chr. Geb. die besondere Gunst, dass der verödete Platz keine römische Colonie erhielt. Nichts störte fürder die reine tuskische Physiognomie dieser Ruinen, dieses Stadtgerippes, welches noch heute das grösste Erstaunen jedes Besuchers erweckt. Das bildet den einzigen Werth des „etruskischen Pompeji", während bekanntlich die andern altitalischen Städte höchstens ihren steinernen Mauerpanzer aus der Urzeit bewahrt haben, während im Innern alle archaischen Spuren durch die römische Civilisation verwischt sind. Wenn die Ruinen von Marzabotto in Deutschland, Frankreich oder England lägen, so wären sie, meint Brizio, längst vollständig aufgedeckt; Italien aber hat von dieser Nationalschuld, die ihm obliegt, kaum Notiz genommen. Und doch ist es nicht nur eine Pflicht, sondern geradezu ein Glück für dieses Land, dass es seine nationale Kraft auf archäologischem Gebiete nicht nur der Aufdeckung einer römisch-griechischen Stadt am Vesuv, eines antiken Seehafens (Ostia) und einer kaiserlichen Villa (der des Hadrian) widmen kann, sondern dass ihm auch die Aufgabe gestellt ist, eine wohlerhaltene Stadt der Etrusker, welche, wie die Griechen und die Römer, so viel zur bürgerlichen Grösse Italiens im Alterthume beigetragen, mit ihren Strassen, Plätzen und Gebäuden an's Sonnenlicht emporzuheben. **Hoernes.**

48.

Ghirardini, G., Intorno alle antichità scoperte nel fondo Baratela (Este). Notizie degli Scavi 1888, p. 1—42; 71—127; 147—174. tav. I—XIII.

Ohne den Reichthum des neuen Materials, welches in dieser Arbeit und auf den 13 beigegebenen Tafeln vorgeführt wird, irgendwie abschätzen zu wollen, signalisiren wir einfach das Erscheinen einer Publication, von welcher Jedermann schleunigst Act zu nehmen hat, der das in jüngster Zeit so wichtig gewordene Bild der prähistorischen Cultur von Este mit den merkwürdigsten neuen Zügen und einer wahren Fülle von Bereicherungen ausgestattet sehen will. Prof. Ghirardini, welcher im Jahrgang 1883 der Notizie degli scavi amtlich über die prähistorischen Gräberfunde von Belluno di Cadore, aus der Provinz Treviso und aus Este berichtet hat, veröffentlicht nunmehr eine Sammlung von Objecten, welche nicht aus Gräbern stammen, sondern anathematischen Charakters sind und die Cultur von Este nicht nur in einem vorgeschritteneren Stadium zeigen, sondern unter den Grabbeigaben auch vollständig oder nahezu vollständig fehlten. Namentlich sind es die zahlreichen Inschriften und figuralen Bildwerke, welche den besonderen Werth dieser Funde ausmachen. Leider wurde bei der Gewinnung derselben (auf dem Landgute eines gewissen Luigi Baratela, ungefähr 2 Km. östlich von Este) jede topographische Aufnahme verabsäumt. Herr Prosdocimi begnügte sich nach dem zufälligen Funde der ersten 3 Bronzefigürchen, den Eigenthümer zur weiteren Untersuchung der Oertlichkeit aufzumuntern. Diese ergab dann freilich eine über alle Erwartung hinausgehende Ausbeute; allein die Wissenschaft stand bescheiden abseits und wartete. Prof. Prosdocimi und sein Assistent besuchten hin und wieder die Ausgrabung, und dabei geschah es, dass sie manchmal auch etwas von der Art und Weise, wie die Funde gemacht wurden, bemerkten und vielleicht auch den Mangel einer planmässigen Leitung bedauerten. Der Eigenthümer jedoch arbeitete, unbekümmert um solche Scrupel, wie ein Schatzgräber, der er auch wirklich war, auf seinem Grunde weiter, bis er in der Lage war, die ganze reiche Sammlung dem Civico museo in Este zu verkaufen. In den Magazinsräumen des letzteren fand Ghirardini 1882 das auf solche Weise Gewonnene nach seinen eigenen Worten „disordinariamente ammassato insieme e confuso", so dass ihm nichts übrig blieb, als die Collection in 4 Hauptclassen (der Inschriften, Bildwerke, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, Münzen) zu sondern und hierauf mit aller Sorgfalt nach Typen und deren technischen, stilistischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten zu beschreiben. Das Schlusscapitel mit den Deductionen und Conclusionen des Autors ist noch ausständig. Bis zum Erscheinen desselben verschieben wir eine genauere Anzeige des hochwichtigen Fundes. Dem Anscheine nach stammt derselbe aus den Ruinen eines Heiligthums, das in seiner letzten architektonischen Gestaltung dorische Stilcharaktere zeigte. Die Formen der bildlichen Votive sind zu allermeist rein barbarisch, doch nicht ohne Anklänge an bessere Vorbilder im Schema und in den Attributen der Figuren. Das Verhältniss zwischen Rundplastik und getriebener oder gravirter Flächendarstellung ist hier der ersteren bedeutend günstiger als an verwandten Fundplätzen. Das entspricht dem Inhalt eines sacralen Gebäudes, aber auch der Ortslage von Este, wo der bedeutsame Schritt von mannigfacher Flächenverzierung zur Ausprägung runder Vollbilder sich unter diversen Einflüssen viel leichter vollziehen konnte als jenseits der Alpen. Welches aber diese Einflüsse waren, darüber scheinen die Funde selbst vorläufig zu schweigen. Nur so viel glauben wir schon jetzt aussprechen zu dürfen: was wir von barbarischen runden Vollbildern in Bronze aus alpinen Fundorten kennen (Hallstatt, Gurina, Sta. Lucia u. s. w., aber auch die Bleifigürchen von Frög und Aehnliches) schliesst hier an und erfährt seine Deutung zumeist aus dieser Quelle. Dagegen erscheint es mindestens sehr fraglich, ob wir bei der weiteren Herleitung der letzteren in einer früher allgemein beliebten Weise einfach etwas tiefer auf der Apenninhalbinsel hinabzugehen haben oder, wie mir wahrscheinlicher dünkt, unseren Blick nach Südosten gegen den Balkan hinwenden sollen, in der Erwartung, dass das Räthsel der venetischen und damit ein Theil der mitteleuropäischen Cultur von dorther seine Erklärung findet.

Hoernes.

49.

Götz, Dr. Wilhelm, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Eine historisch-geographische Untersuchung sammt einer Einleitung für eine „Wissenschaft von den geographischen Entfernungen". Mit 5 Karten in Farbendruck. 806 pp. Stuttgart. F. Enke. 1888.

Dieses umfassende Werk, welches eine Reihe der wichtigsten Fragen unserer prähistorischen Culturstudien in seine ausgedehnten Untersuchungen einbezieht, beginnt mit einer theoretischen Einleitung, welche der Forderung einer geographischen Entfernungswissenschaft gewidmet ist. Dieser Abschnitt erörtert die Stellung jener Lehre innerhalb der geographischen Gesammtwissenschaft und begründet das Bedürfniss derselben durch den Zusammenhang mit der nationalökonomischen Seite des Menschenlebens, mit dem Triebe, die Erde zu beherrschen und den Intellect zu befriedigen. Als Entwicklungsphasen der Verkehrswege im Welthandel werden 6 Perioden angenommen, welche von 3000—850, 850—264 vor Chr., 264 vor bis 400 nach Chr., 400—1493, 1493—1819, 1819—1887 nach Chr. reichen. Man wird die durchwegs auf den besten Quellen fussende Darstellung dieser Zeiträume von dem eminent modernen Standpunkte des Handelsgeographen mit grossem Nutzen überblicken. Aufzuzählen, was unter diesem Gesichtspunkt vorwiegend in den Bereich der Anthropologen fällt, ist ganz unmöglich. Der Autor selbst bezeichnet seine Betrachtungsweise als „anthropogeographisch" und hebt den Unterschied seiner Grundidee von derjenigen Carl Ritter's mit folgenden Worten hervor: „Etwas Anderes ist es, die Erde als Wohnhaus des Menschen teleologisch betrachten, und ein Anderes, den Menschen als denjenigen Theil der Erde behandeln, der zu den übrigen die meisten gegenseitigen Beziehungen finden lässt. Daher wird man es auch gegenüber der Ritter'schen Betrachtungsweise immer einhelliger als Fortschritt anerkennen, die Erdoberfläche mit Allem, was sie räumlich und gestaltlich charakterisirt, als Erkenntnissstoff und in diesem letzteren den Menschen

nur als Theil neben den anderen Theilen zu erfassen. Nun wird man sich gedrungen sehen, im Interesse einer einheitlichen Gesammtbetrachtung derselben ihm eine Stelle von gewissermassen centraler Bedeutung zuzuerkennen."

Hoernes.

50.

Veckenstedt, Edm., Dr. phil., Geschichte der griechischen Farbenlehre. Das Farbenunterscheidungsvermögen. Die Farbenbezeichnungen der griechischen Epiker von Homer bis Quintus Smyrnäus. Paderborn. Ferd. Schöningh. 1888. 8°.

Die wichtige Frage, welche hier zum ersten Mal mit voller Gründlichkeit abgehandelt wird, gehört zu den wenigen bisher häufiger ventilirten, ja fast populär gewordenen, in welchen das Gebiet der classischen Philologie mit dem der Anthropologie sich auf's Engste berührt. Wir hoffen es noch zu erleben, dass diese Fragen, die für unsere so vielfach auf antike Muster gegründete Geistescultur von der höchsten Bedeutung sind, sich zum grössten Nutzen für die beiden genannten Wissenschaften, welche einander nicht entbehren können, aber derzeit noch wenig Fühlung gewonnen haben, sehr beträchtlich mehren und ebenso eifrig untersucht werden, wie die obige. Hier ist es ein Philologe, welcher die Frage nach dem Farbenunterscheidungsvermögen der Griechen zum Gegenstand eines ebenso gelehrten als anziehenden Buches gemacht hat. Der Autor tritt der weitverbreiteten Ansicht entgegen, dass sich jenes Vermögen bei den Hellenen erst in geschichtlicher Zeit (sogar das Jahrhundert glaubte man angeben zu können, in welchem Althellas diese oder jene Farbe erst kennen gelernt) entwickelt habe. Diese Entwicklung fällt in eine Zeit, welche lange vor allen geschriebenen Zeugnissen liegt, und die griechische Welt hat bereits zur Zeit der homerischen Sänger ein farbenbewusstes und farbenfrohes Dasein geführt. Konnte man dies mit glänzenden Scheingründen bestreiten, so lag die Schuld daran nicht zum geringsten Theile in dem Zustande der Erklärungen der Farbenbezeichnungen bei den Alten, welchen der Autor so tiefe Studien gewidmet hat, dass man sein Buch nach dieser Richtung als den Ausbau eines bisher noch wenig emporgediehenen Grundrisses betrachten darf. Mit vollem Rechte nimmt er das Urtheil über Art und Verwendung der Farbennamen bei den Dichtern nicht für den Physiologen, auch nicht für den Linguisten, sondern für die Philologie, die Aesthetik in Anspruch und sagt zum Schlusse: „Nur der Mangel einer beachtenswerthen geläuterten Empfindung von dem, was in den Werken der Dichter schicklich und schön ist, konnte bei mangelnder philologischer Kenntniss und lässiger Durchdringung des Stoffes Anlass werden, dass die Untersuchungen über die Farbenbezeichnungen der Alten, und zwar der Arier, Semiten und Mongolen, schliesslich durch unsere Augendarwinisten in Bahnen eingelenkt sind, welche niemals zu richtigen Ergebnissen führen konnten. Den Forschern, welche diese unrichtigen Ergebnisse als die beachtenswerthesten Errungenschaften dieser unserer Zeit hingestellt haben, gereicht ihre Thätigkeit nicht zur Ehre, da dieselbe einer glänzenden Scheinweisheit dient, nicht der Wahrheit."

Hoernes.

51.

Lissauer, Dr. A., Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete. Mit 5 Tafeln und der prähistor. Karte der Provinz Westpreussen in 4 Blättern. Mit Unterstützung des Westpreussischen Provincial-Landtages herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Leipzig 1887. gr. 4°. XI und 210 S.

Die Heimat des baltischen Bernsteins ist ein für den Urgeschichtsforscher hochinteressantes Gebiet, über welches den entfernter wohnenden Fachmännern zusammenfassende Mittheilungen um so willkommener sind, je mehr der Einzelne durch die Arbeiten im eigenen Rayon abgehalten ist, dem raschen Fortschritte in jenem Gebiete mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu folgen. Herr Lissauer und die naturforschende Gesellschaft in Danzig konnten also von vorneherein sicher sein, dass das vorliegende, einem Haupttheile der baltischen Länder gewidmete Werk allerorten freudig begrüsst werden wird.

In einer sehr gut angelegten und im Massstabe 1 : 300.000 vorzüglich ausgeführten grossen Karte und in fünf (der neolithischen, Hallstätter, La Tène, römischen und arabisch-nordischen Epoche entsprechenden) genauen, bündigen und auch in Bezug auf ihre äussere Ausstattung mustergiltigen Fundkatalogen finden wir nicht weniger als 1491 Fundorte von Westpreussen und den nächstanstossenden Gebieten verzeichnet. Auf der Karte sind die oben genannten Perioden durch verschiedene Farben und die Arten der Funde durch Zeichen unterschieden. Die Kataloge enthalten die Fundorte nicht in der bequemen alphabetischen Reihe, sondern nach natürlichen geographischen Gruppen geordnet, mit den wichtigsten Fundangaben und mit allen wünschenswerthen Literatur- und Sammlungs-Nachweisen. Referent gibt der in diesen Fundkatalogen befolgten Anordnung weitaus den Vorzug vor der häufiger angewendeten tabellarischen, welche auf der einen Seite Raum verschwendet, um ihn auf der anderen Seite für eine Reihe von erwünschten Notizen zu versagen.

Durch diese Fundregister wird das Buch als Nachschlagewerk für jeden Fachmann unentbehrlich. Seine Hauptstärke liegt aber nicht in jenen trockenen Theilen, welche es unentbehrlich machen, sondern in dem ausgezeichneten Beiwerk, durch welches es für den Fachmann angenehm und für den Freund der Urgeschichtsforschung interessant und lehrreich gemacht wird. Mit diesem Beiwerk meinen wir die Einleitung und die den einzelnen Perioden gewidmeten und den Fundregistern vorangestellten „Culturbilder", in welchen Herr Lissauer den Schatz seines eigenen Wissens und die Resultate der zahlreichen einschlägigen Specialarbeiten in gemeinverständlicher Form vor unserem Auge ausbreitet.

Die Einleitung gibt eine vollkommen ausreichende Uebersicht über die Bodengestaltung des Gebietes, die diluviale Vergletscherung und die beim Rückzuge der nordischen Gletscher eingetretenen Verhältnisse. Mit besonderer Rücksicht auf das erste Auftreten des Menschen in den Weichselländern wird dargelegt, dass zu Ende der Eiszeit die Bewohn-

barkeit des Landes in den Thälern begann, während die Plateauhöhen des uralisch-baltischen Landrückens in Folge ihres rauheren Klimas noch lange mit beträchtlichen Resten der Gletschermassen bedeckt blieben. In Uebereinstimmung damit fehlen paläolithische Funde gänzlich und zeigen sich die neolithischen Funde fast nur in den tieferen Lagen des Landes. Die „allgemeinen Culturbilder" der einzelnen Perioden sind durch besondere kleine Karten, in welche die Fundstellen mit rothen Punkten eingetragen und an deren Rand einige kleine Abbildungen typischer Funde angebracht sind, illustrirt. Bei weiser Beschränkung auf die Funde der Provinz und das damit eng Zusammenhängende bilden sie ein auf der heutigen Höhe der Forschung stehendes und den ganzen Zeitraum von der neolithischen Epoche bis zur Eroberung des Landes durch den deutschen Orden umfassendes Lehrgebäude. Gewissen Specialitäten, wie dem Bernstein und seinem Handel, den Gesichtsurnen etc. ist die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Hallstätter Periode ist in Westpreussen durch eine besonders grosse Menge von Funden (über 40% der Gesammtfunde) vertreten, aber unter denselben ist das Eisen ganz besonders selten; es erscheint hier als herrschendes Metall erst mit der La Tène-Periode. Diese letztere selbst hingegen und auch die der Hallstätter vorangehende eigentliche Bronzeperiode (mit nordischen und ungarischen Bronzeformen) weist im Gegensatze zu den westlichen Nachbargebieten eine überraschend geringe Menge von Funden, beiläufig je 2% der Gesammtfunde, auf.

Die kleinen Uebersichtskarten nehmen noch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Obwohl in einem sehr kleinen Massstabe (1 : 1,850 000) ausgeführt, entsprechen sie vollständig ihrem Zwecke und gewähren eine viel bessere Orientirung als die Hauptkarte, in welcher Zeichen und Farben bunt durcheinander laufen. Diese neuerliche Wahrnehmung bestärkt Referenten in der schon von verschiedenen Seiten vertheidigten Ansicht, dass die Anlage von getrennten Fundkarten für die verschiedenen Perioden vorzuziehen sei einer einzigen Hauptkarte, in welcher die Perioden durch verschiedene Farben unterschieden sind. Die Höhenschichtenkarte als Grundlage bewährt sich vortrefflich.

So gestaltet sich das vorliegende Werk zu einem Musterwerke, welches den Herausgebern zur grössten Ehre gereicht und welches wir allen Freunden der Urgeschichtsforschung zum Studium und allen um die übersichtliche Bearbeitung der prähistorischen Funde einer grösseren Provinz bemühten Fachmännern als Vorbild empfehlen möchten.

Szombathy.

52.

Chantre, Ernest. Recherches anthropologiques dans le Caucase. 4 Bände in Grossquart. Paris und Lyon 1885—87.

In diesem monumentalen Werke legt der Verfasser die Resultate seiner in den Jahren 1879—81 im Auftrage des französischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes ausgeführten Reisen und Forschungen über die anthropologischen und vorgeschichtlichen Verhältnisse eines Theiles von Vorderasien der gelehrten Welt vor. In seiner geradezu verschwenderischen Pracht der Ausstattung, namentlich in Bezug auf die Tafeln, die man an unseren wissenschaftlichen Werken ähnlichen Inhaltes in der Regel nicht zu sehen gewohnt ist, stellt sich dieses Werk würdig den beiden wohlbekannten Publicationen desselben Verfassers über die Bronzezeit und die erste Eisenzeit des Rhonethales zur Seite; nur hat dieses Mal der Verfasser Text und Tafeln in ein Format gebracht und dabei glücklicherweise das Grossfolioformat der Tafeln der beiden oben erwähnten Werke vermieden. Letztere werden von ersterem bei weitem überragt durch die Grösse der Aufgabe, welche sich der Verfasser in denselben gesteckt. Der Verfasser hat hier fast noch die Axt an einen Urwald zu legen gehabt, den er erst zu fruchtbarem Ackerfelde umarbeiten musste; ganz neue historische und anthropologische Factoren waren hier in Betracht zu ziehen, welche bei dem Studium der mitteleuropäischen Prähistorie bisher ganz beiseite gelassen wurden.

Wenn Virchow in seinem epochemachenden Werke über das Gräberfeld von Koban schon vor mehreren Jahren mit Meisterhand in grossen Zügen ein Bild der Vorgeschichte des Menschen im Kaukasus entworfen hat, so stossen wir in dem Werke Chantre's auf die erste, mit emsigster Sorgfalt ausgeführte Detailarbeit über dieses Gebiet. Es möge daher Referenten, dem dieses Gebiet selbst an's Herz gewachsen ist, hier verziehen werden, wenn er in den folgenden Zeilen etwas eingehender, als es unseren Literaturberichten in der Regel zusteht, auf Chantre's Werk eingeht. Es soll hier jedoch nur über den alterwesentlichsten Inhalt in der möglichsten Kürze berichtet werden; eine Kritik, zu der manche Anschauungen des gelehrten Autors herausfordern, würde den Rahmen dieser Zeilen bei weitem übersteigen müssen.

Das Werk zerfällt dem behandelten Stoffe nach in vier Bände:

Tome premier: Période préhistorique (ein Band mit 30 Textfiguren, 6 Tafeln und je einem Porträt von Dubois de Montpéreux und von Friedrich Bayern).

Tome seconde: Période protohistorique (ein Band Text mit 184 Textfiguren und ein Band Atlas mit 78 Tafeln).

Tome troisième: Période historique (ein Band mit 46 Textfiguren und 29 Tafeln).

Tome quatrième: Populations actuelles (ein Band mit 44 Textfiguren, 31 Tafeln und einer ethnographischen Karte des Kaukasus). Der vierte Band ist als Appendix des Bandes III anzusehen.

Wir wollen der Reihenfolge nach dem Inhalt der einzelnen Bände folgen.

Band I enthält ein längeres Vorwort, das einen bisher in solcher Vollständigkeit noch nicht vorhandenen Ueberblick über die wissenschaftliche Entdeckungsgeschichte des Kaukasus und eines Theiles von Vorderasien überhaupt von den ältesten Zeiten an gibt. Einen ganz besonderen Werth erhalten die Literaturangaben, die, bis auf die jüngste Zeit fortgeführt, künftige Forscher der grossen Mühe einer ähnlichen Zusammenstellung entheben. Die darauffolgende Einleitung gibt eine kurze geographische und ethnographische, sowie historische Skizze der Kaukasusländer. In sinniger Weise ist dieser Einleitung das Porträt von Dubois de Montpéreux vorausgesetzt, des ersten wissenschaftlichen Erforschers des Kaukasus, gerade wie dem Abschnitte über Prähistorie das Porträt Friedrich Bayern's voransteht, als des ersten Mannes,

welcher der Vorgeschichte dieser Länder seine Aufmerksamkeit zuwandte.

I. Période préhistorique. Chantre rechnet hiezu die Steinzeit und die reine Bronzezeit im Kaukasus. Was die Steinzeit im Kaukasus anbelangt, so sind bisher nur spärliche Funde vorhanden, welche überhaupt nur die Existenz der jüngeren, neolithischen Periode constatiren lassen. Obzwar man Reste einer paläolithischen Fauna im Kaukasus kennt, so ist bisher noch nicht der Nachweis gelungen, dass der Mensch gleichzeitig mit den Vertretern derselben dort gelebt hat. Die neolithischen Funde kamen bisher nur zerstreut zum Vorschein. Chantre rechnet hieher auch die im Kubangebiet so zahlreich vorkommenden Dolmen, welche in ihrem Baue ganz mit den französischen übereinstimmen. Höhlen gibt es im Kaukasus nicht häufig: sie haben bisher kein Material für die Steinzeit ergeben. Auch die reine Bronzezeit scheint im Kaukasus nur ganz spärlich vertreten zu sein. Man fand deren Vertreter bisher ebensowenig wie die Repräsentanten der Steinzeit in Gräbern; was davon bisher zum Vorschein kam, beschränkt sich auf einige Funde von Gussformen, sowie auf einige isolirt gefundene Stücke, welche allerdings die Formen der Bronzezeit repräsentiren. Das ist aber auch Alles. Der Idee Lenormant's, dass der Kaukasus die Wiege der europäischen Bronzecultur sei, kann Chantre nicht beipflichten, da es bisher nicht gelungen ist, Zinnerzlagerstätten aufzufinden, während das Vorhandensein von Kupfer reichlich constatirt ist, und auch die bisher bekannt gewordenen Thatsachen gegen eine solche Annahme sprechen.

II. Période protohistorique. Die Einführung der Bezeichnungen prähistorisch, als dem ältereren, und protohistorisch, als dem jüngeren Stadium jener Periode, welche wir bisher gemeiniglich mit der ersteren Bezeichnung versahen, hat für den Kaukasus eine bestimmte Bedeutung. Während die älteren zerstreuten Funde der Stein- und Bronzezeit von Chantre unter der Bezeichnung „prähistorisch" zusammengefasst werden, fühlt er die Nothwendigkeit, jene Periode, welche durch das Auftreten der grossen Gräberfelder charakterisirt ist, mit einem eigenen Ausdrucke zu belegen, denn von da an hat man es mit einer nachweisbar sesshaften Bevölkerung zu thun.

Wir müssen hier noch mit einigen Worten auf die Ansichten des Verfassers über den Ursprung und die Verbreitung der Bronzecultur zurückkommen. Chantre hat, wie schon erwähnt, vergebens nach dem Ursprunge dieser Cultur im Kaukasus und in Armenien gesucht. Er ist vielmehr durch seine Arbeiten zu der Ueberzeugung gekommen, dass dieselbe viel weiter im Osten, wahrscheinlich in Indien zu suchen sei. Von hier aus — und er geht hier vom südlichen Indien aus — hätte diese wichtige Cultur ihren Ursprung genommen, und wäre auf verschiedenen Wegen nach Westen gewandert. Der älteste dieser Wege war nach Chantre ein südlicher; durch ihn hätten die alten Aegypter, die Assyrer und Babylonier ihre Kenntniss der Verarbeitung der Bronze erhalten. Von da ging er dann weiter über Kleinasien und Griechenland nach Italien (Chantre's Mittelmeergruppe). Der zweite dieser Wege, der jüngere, ging nördlicher, um die Nordgestade des Kaspischen und Schwarzen Meeres, und von da das Donauthal (Chantre's Donaugruppe) nach aufwärts. Diesem Wege verdankt der Kaukasus seine Bronzecultur. Einen dritten Zweig, den uralischen, zieht Chantre nicht weiter in Betracht. Und wenn wir nach den Trägern dieser Cultur fragen, so antwortet uns Chantre darauf: es waren die Zigeuner, welche schon in den fernsten Urzeiten von ihrem Heimatlande gegen Westen ziehend, diese Cultur allmälig verbreitet hätten. Diese Zigeunertheorie ist nicht mehr ganz neu; nur klingt dieselbe in ihrer bisherigen Fassung noch etwas zu abenteuerlich, um wissenschaftlich als voll genommen werden zu können.

Auf die schon erwähnte Donaustrasse legt nun Chantre das grösste Gewicht. Während die südliche Strasse massgebend für die Culturentwicklung Griechenlands und Italiens wird, stossen später in Mitteleuropa die beiden getrennt von einander gehenden Einflüsse aufeinander.

Der zweite Band enthält nun den wichtigsten Theil des ganzen Werkes: die Beschreibung der ältesten Nekropolen. Obenan steht jene von Koban; wir erfahren von Chantre die genauen Resultate seiner eigenen Nachgrabungen an diesem Punkte. Es gelang ihm seinerzeit, hier nicht weniger als 22 Gräber zu öffnen, und ist das Inventar derselben von grosser Wichtigkeit, weil dasselbe manche Irrthümer berichtigt, welche sich durch die späteren, unsystematischen Ausgrabungen des Besitzers der betreffenden Grundstücke in die Wissenschaft einzuschleichen drohten. Chantre hat die Ansicht des Referenten bestätigt, dass über einem Theile des alten Kobaner Gräberfeldes ein solches aus weit jüngerer Zeit liegen müsse; alle Besitzer von Sammlungen von dieser Localität müssen von nun an diesen Umstand, welcher eine Vermengung der Artefacte zweier ziemlich weit auseinander liegender Perioden bewirkt hat, in Rechnung ziehen. In Koban wie in allen den verwandten Localitäten: Stepan Zminda (Kasbek), Gori, Samthawro (älteste Etage), Redkin Lager, Marienfeld u. s. w. wurde nur der Gebrauch der Leichenbestattung geübt; Leichenverbrennung war absolut unbekannt. In dem Aufbau der Gräber und der Umgrenzung mit grossen rohen Steinplatten sieht Chantre noch eine Erinnerung an die Erbauer der Dolmen. Eisen ist in allen diesen Nekropolen eine Seltenheit; die Bronze dominirt nicht nur in den Schmucksachen, sondern auch in den Waffen. Das Fehlen einzelner Formen, wie z. B. der charakteristischen halbkreisförmigen Fibeln an einigen der genannten Localitäten will Chantre weniger aus zeitlichen, als aus localen Gründen motivirt wissen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet der Autor den in diesen Nekropolen besonders häufig auftretenden, sogenannten makrocephalen (deformirten) Schädeln, welche für ihm ein Beweis sind, dass die diesen Gräberfeldern entsprechende Bevölkerung eine ziemlich homogene war.

In Betreff auf das über die Aufeinanderlagerung zweier Gräberfelder aus verschiedener Zeit in Koban Gesagte möchte Referent auf einige Stücke der Abbildungen in dem Chantre'schen Werke aufmerksam machen, deren Zugehörigkeit zu der alten Nekropole von Koban ihm zum mindesten sehr zweifelhaft erscheinen. Diese Stücke sollen im Folgenden speciell angeführt werden. Dahin gehören vor Allem die beiden kleinen Fibeln auf Pl. XXII (Atlas zum II. Band), Fig. 8 u. 9, bei welchen übrigens ausdrücklich bemerkt ist, dass sie aus einer höheren Schichte des Gräberfeldes stammen. Weiters die Melonenperle auf Pl. XXVIII, dritte Schnur von oben, vierte Perle von rechts nach links (auf dieser Tafel vielleicht noch einige andere Stücke, wie vierte Schnur, erste Perle links u. s. w.). Auf Pl. XXX sind die Objecte Fig. 19

und Fig. 20, als aus Zinn bestehend angeführt. Es wäre interessant, diese beiden Stücke genau chemisch untersuchen zu lassen, ob das Metall nicht Antimon ist, wie solches von Virchow in der Nekropole von Redkin Lager constatirt wurde. Letzterer hatte auch die Güte, einige verdächtige Stücke der Wiener Sammlung von Koban einer chemischen Analyse unterziehen zu lassen, welche Antimon ergab. Sehr fraglich in ihrer Zugehörigkeit zu Alt-Koban sind ferner die beiden Spiegel auf Pl. XXXI, Fig. 10 und Fig. 11. Chantre führt dieselben als: „miroires circulaires en métal blanc" an, ein Beweis, dass die Stücke nicht näher chemisch untersucht wurden. Das Wiener Museum besitzt auch einige solcher Spiegel, angeblich von Koban, welche eine silberglänzende Oberfläche zeigen, allerdings auch noch nicht näher untersucht sind. Referent möchte diese beiden Stücke unbedingt der jüngeren Kobaner Nekropole zuweisen. Auf Taf. XLIX sind Funde von Samthovro abgebildet, hier aber alles durcheinander. Diese Funde gehören gewiss zeitlich ziemlich weit auseinanderliegenden Perioden an, wie solche schon Bayern für diese Nekropole constatirt hat. Im Textbande ist auf p. 205 der bekannte Stretweger Bronzewagen (auch der Judenburger Wagen genannt) irrthümlich als von Klein-Glein ausgeführt. Das nur einige berichtigende Bemerkungen.

III. Période historique. Chantre lässt die Koban-cultur etwa vom XV. bis zum VII. Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung reichen. Von da an beginnt für ihn eine neue Aera, die skytho-byzantinische, welche er bis zum VII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also durch fast $1^1/_2$ Jahrtausende reichen lässt. Sie wird nach ihm charakterisirt durch die Einflussnahme der Küstengriechen des Pontus euxinus auf die barbarische Skythenbevölkerung und später durch jenen Styl, den wir schlechtweg als den byzantinischen bezeichnen. Das ist die Periode der Tumuli oder Kurgane, obzwar Gräberfelder in dieser Zeit ebenso häufig vorkommen.

Von den Gräberfeldern, welche Chantre eingehend beschreibt, sind zu nennen jene von Komunta, Galiata, Lisgore, Kambylte, Zergisse, Latz, Tschmi und Ozorkovo oder Urusbieh in den nördlichen Vorbergen der Kaukasuskette, sowie Samthovro (obere Etage) im Süden der Hauptkette. Von den zahlreichen Kurganen sind namentlich jene des Districtes Tersk im Norden der Hauptkette ihren Funden nach beschrieben. Das hervorragende Charakteristikon aller dieser Gräber aus dieser Periode ist die Leichenbestattung sowie das relativ seltene Vorkommen von Waffen. Die meisten der Gräber gehören einer relativ jüngeren Zeit an, jedenfalls nach Beginn unserer Zeitrechnung, so dass für die sieben Jahrhunderte vor Beginn derselben sehr wenig abfällt. Durch das Vorkommen von Münzen und Bracteaten ist in manchen Fällen eine genaue zeitliche Bestimmung der Gräber möglich, für die Chronologie der kaukasischen Funde eine Thatsache von grosser Bedeutung.

Die meisten hiehergehörigen Funde schliessen sich an unsere mitteleuropäischen Funde aus der Zeit der Völkerwanderung, ja auch aus der nachfolgenden Zeit an. Chantre rechnet hieher auch die im südlichen Russland so zahlreich vorkommenden Steinfiguren, die sogenannten Kameni Babas (obzwar auch Männerfiguren, wenn auch relativ seltener, vorkommen), deren Verbreitungsbezirk sich bekanntlich bis nach Sibirien hinein erstreckt.

Der letzte Band endlich, welcher sich mit der gegenwärtigen Bevölkerung des Kaukasus beschäftigt, bringt uns wichtiges Material für die Anthropologie und Ethnographie dieses interessanten Gebietes. Mehr von linguistischen und ethnographischen, als von morphologischen Gesichtspunkten geleitet, unternimmt Chantre eine Eintheilung der heutigen kaukasischen Bevölkerung. Er trennt dieselben in zwei grosse Kategorien: 1. in die eigentlichen kaukasischen Völker; 2. die sporadisch im Kaukasus vorkommenden (und jedenfalls später eingewanderten) Völker. Die erste Abtheilung zerfällt nach ihm in fünf Gruppen: *a)* Die Kartwelier; *b)* die Tscherkessen; *c)* die Osseten; *d)* die Tschetschenzen; *e)* die Leghier. Zu der zweiten Abtheilung gehören: *a)* die Uralo-Altaier oder Turanier; *b)* die Semiten; *c)* die Arier oder Indo-Europäer. Jedes der in diese Gruppen fallenden Völker wird auf das Genaueste seinen ethnographischen Verhältnissen nach beschrieben und die nöthigen Daten aus seiner Geschichte angeführt. Die zahlreichen guten Abbildungen illustriren diese Beschreibungen auf das Vortrefflichste.

Die anthropometrischen Untersuchungen an den bisher gemessenen Vertretern der Kartwelier (etwa 100 Individuen, nur Männer gemessen) ergaben eine hervorragende Brachycephalie (circa 86 im Mittel). Der Längenbreitenindex schwankt zwischen 83 bei den Guriern und 87·5 bis sogar 91 bei den Lazen. Den Gesichtsverhältnissen nach sind sie leptorrhin und chameoprosop.

Mit besonderer Liebe sind die Tscherkessen ihren historischen und ethnographischen Verhältnissen nach geschildert, eine um so werthvollere Zusammenstellung, als dieser so interessante Volksstamm heute so gut wie der Vergangenheit angehört. In anthropologischer Beziehung ist ein einheitlicher Typus nicht herauszufinden. Am reinsten scheinen noch die Abchasen zu sein; dieselben sind viel weniger kurzköpfig, als die Vertreter der früheren Gruppe. Auf 100 Individuen kommen bei ihnen im Durchschnitte 60 Kurzköpfe.

Die Angaben über die anthropologischen Verhältnissen der Osseten stützen sich zumeist auf die Messungen von Erckert, welcher dieselben ihrer Hauptmasse nach für mesocephal erklärt. Die Tschetschenzen ergeben sich aus den Messungen von Chantre und Erckert als subbrachycephal mit Hinneigung zur Mesocephalie. Die Lesghier sind bisher zu spärlich gemessen, um genauere Angaben zu ermöglichen.

Ein Vergleich der heutigen Schädelformen mit jenen aus den vorhistorischen Gräbern ergibt zur Evidenz das Fortschreiten der Brachycephalie, denn während in den letzteren die Schädel vorwiegend lang und schmal sind, findet man heute kein auch nur annähernd rein dolichocephales Volk im ganzen Kaukasus.

Wir schliessen diese für den überreichen Inhalt des Werkes nur allzu kurzen Bemerkungen. Chantre's Arbeit ist ein Markstein in der wissenschaftlichen Erforschung der kaukasischen Länder. Die nun folgende und hoffentlich recht emsig weitergeführte Detailforschung wird allmälig die grossen Lücken, welche das Werk enthält, ausfüllen. Vor zehn Jahren hatte man kaum eine Ahnung von den prähistorischen und anthropologischen Verhältnissen des Kaukasus; dass wir heute auf ein so grossartiges Werk hinweisen können, ist ein Beweis, mit welcher Energie und Hin-

gebung sich der Verfasser seiner grossen Aufgabe gewidmet hat. Möge er den hier betretenen Pfad nicht mehr verlassen, sondern unterstützt von dem reichen Schatze seiner in Europa gewonnenen Erfahrungen denselben unentwegt weiter verfolgen; sein Fleiss wird dann noch manch' herrliche Frucht zeitigen. **Heger.**

53.

Woldřich, Diluviale europäisch-nordasiatische Säugethierfauna und ihre Beziehungen zum Menschen. (Mémoires de l'Academie imper. des sciences de St. Petersbourg. Tome XXXV. Nr. 10.)

Der erste Theil dieser auf Grund der Benutzung hinterlassener Aufzeichnungen des Akademikers Dr. J. Fr. Brandt verfassten ebenso mühevollen als interessanten Arbeit behandelt die einzelnen Säugethierreste, welche bisher im Diluvium Europas und Nordasiens aufgefunden wurden; es gibt darunter viele Arten, welche jetzt noch in Europa, sowie in Russland existiren oder wenigstens zur Diluvialzeit, wenn nicht noch früher, beiden gemeinsam waren.

Dagegen sind wieder einzelne Arten, die im Diluvium Europas, bisher aber noch nicht in jenem Russlands aufgedeckt worden sind (Hyaena prisca, Machaerodus latidens, Arctomys marmota, Hystrix cristata, Elephas antiquus, priscus, Hippopotamus major, Sus palustris, Cervus Dama [der doch in Kleinasien so häufig vorkommt], Capra Ibex), andere wieder, welche man aus dem Diluvium Russlands kennt, ohne dass sie bis jetzt in Europa gefunden worden wären (Mustela Zibellina, Felis uncia, Myospalax Laxmanni).

Von Säugethierformen der jetzigen Fauna des europäisch-asiatischen Russland sind bisher im Diluvium Europas nicht gefunden: Ovis Argali, arkar, orientalis, Capra aegagrus, caucasica, Pallasii sibirica, Moschus moschiferus, Antilope gutturosa, ferner eine nicht unbedeutende Zahl kleinerer centralasiatischer Säugethiere und mehrere der vielen nordasiatischen Hirscharten. Mit der Zeit dürfte jedoch die Zahl der bisher im Diluvium Europas fehlenden Arten immer mehr sich vermindern; nur müsste eine auf mehr sicherer Grundlage vorgenommene Bestimmung der Arten mit Rücksicht auf individuelle, geschlechtliche und Altersunterschiede Platz greifen.

Woldřich stellt bekanntlich für Mitteleuropa 4 Faunen auf für jene Zeit, welche mit der Eiszeit beginnt und mit dem Verschwinden der grösseren Feliden und dem Rückzuge des Renthieres endigt: die Glacial-, Steppen-, Weide- und Waldfauna, die in der gleichen Ordnung aufeinanderfolgten, selbstverständlich aber das Auftreten von Mischfaunen zwischen je 2 aneinander grenzenden zulassen. Das Auftreten dieser einzelnen Faunenperioden im grossen Gebiete von Europa und dem russischen Reiche wird jedoch keineswegs gleichzeitig gewesen sein und eben deshalb mannigfaltige Wanderungen der bezüglichen Thiergattungen (und des Menschen?) veranlasst haben.

Im zweiten Theile wird der diluviale Mensch und seine Vorfahren besprochen, vorerst sein Verhältniss zu dem früher so weitverbreiteten Renthiere, mit welchem der Mensch schon in einer sehr weit zurückgelegenen, vorhistorischen, in West- und Mitteleuropa jedoch auch noch in frühhistorischer (in Nordeuropa und Nordasien auch noch in jetziger) Zeit zusammen lebte, ohne dass man aus den wenigen, bisher bekannt gewordenen menschlichen Knochenresten einen unanfechtbaren Schluss auf dessen Angehörigkeit zu diesem oder jenem Volke ziehen könnte.

Mehrere brachycephale Schädel aus Belgien, Frankreich, Scandinavien, Mecklenburg stehen dem dolichocephalen Engisschädel schroff gegenüber, und doch sind alle diese mit Renthierresten gefunden worden. Vielleicht sind finnische Völker aus Nordasien den nach Westen hin sich verbreitenden Renthieren gefolgt und so nach Nord- und Westeuropa gelangt.

Die weitest zurückreichenden Spuren des Menschen fallen höchst wahrscheinlich in die Tertiärzeit, in die jüngere Pliocen-Epoche derselben, und lassen die unterschiedlichen Sagen vieler Völker rücksichtlich mannigfaltiger Ungeheuer (Hydren, Drachen, Lindwürmer etc.) ganz wohl die Deutung zu, dass unsere Urahnen noch die Mosa-, Megalo-, Plesio-, Ichthyosauren und Pterodactyli kannten; denn woher anders sollten derartige Vorstellungen ganz ungewöhnlicher Thiergestalten gekommen sein?

Als die ältesten bekannten und benannten Völker Westeuropas werden schliesslich die Iberer und Ligurer angeführt. **Weisbach.**

54.

Finsch, Dr. O., Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Beschreibender Katalog einer Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Mit einem Vorwort von Franz Heger. Erste Abtheilung: Bismarck-Archipel. Mit 5 Tafeln, davon 2 in Farbendruck. In den Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Bd. III. Wien, A. Hölder. 1888.

Durch Gewissenhaftigkeit und ein tiefes Sachverständniss ragt unter den ethnographischen Sammlern und Reisenden der Gegenwart Dr. O. Finsch in Bremen rühmlich hervor. Sein auf grossen Reisen in Sibirien und Nordamerika geschärfter Blick bewährte sich wiederum auf seinen Fahrten, die er 1879—1882 und 1884—1885 in der Südsee unternahm, zumal in Melanesien, wo er nicht nur als Sammler, sondern auch, an Neu-Guineas Nordostküste, als geographischer Entdecker sich einen Namen machte.

Auch Finsch singt das alte Lied von dem Dahinschwinden der Naturvölker, auch bei ihm ertönt das „zu spät" und oft genug erscheint unser Autor erst in der elften Stunde, kurz vor Thorschluss, um eine wichtige ethnologische Thatsache noch festzustellen; häufig genug ist es ihm aber auch nicht mehr möglich, über diesen oder jenen Gegenstand Auskunft zu erhalten — so schnell schreitet das Verhängniss. Als Finsch zuerst 1881 nach Neu-Britannien kam, war die „Steinzeit" bereits im Untergange begriffen, und bei seinem zweiten Besuche, 1884, war sie fast ganz erloschen. Selbst in der Musik der Eingeborenen konnte er den Verfall darthun: von 13 Instrumenten, die er 1881 noch sammelte, waren 1884 nur noch wenige im Gebrauche, die übrigen durch eiserne Maultrommeln, Blechpfeifen, Mundharmonikas verdrängt. Statt der bekannten Schädelmasken wandte man plumpe Nachahmungen aus Holz an, welche an die Curiositätensammler verkauft wurden. Auf Neu-Irland, wo die eigenthüm-

lichen, einen besonderen Stil zeigenden Holzschnitzereien verfertigt wurden, sind auch diese unter dem Einflusse der Weissen zurückgegangen. Europäische Motive werden angewendet, statt der Augen aus Turbo-Schnecken setzt man Flaschenglas ein, die Arbeit wird flüchtig und nachlässig, „wie überall, wo der Naturmensch die primitiven Geräthe weglegt und mit eisernen arbeitet". In der Torresstrasse, wo noch 1870 höchst originelle und kunstvolle Tanzmasken aus Schildpat angefertigt wurden, macht man diese jetzt aus dem Blech der Conservebüchsen, die an den Stationen der Weissen zurückbleiben. „Das erspart viel Arbeit, sowie das mühevolle Fangen der Schildkröten, deren Schale sich überdies jetzt viel besser in Schnaps verwerthen lässt". Dieses nur einige Beispiele, welche wir aus dem Werke von Finsch herausgreifen, das ein grosser Klageruf über solchen Untergang ist, gleichzeitig aber ein Zeugniss für den tüchtigen Retter, der noch einheimste, was übrig war.

Finsch hat es verstanden wie Wenige, zu sammeln und gesichertes Material unseren Museen zuzuführen; das k. k. ethnographische Museum kann sich glücklich schätzen, einen Theil davon erhalten zu haben, und zwar in Folge der Grossmuth des Herrn Bachofen von Echt. Das Meiste der Sammlungen des Herrn Finsch ist nach Berlin und Rom gekommen. Was aber die Wiener Stücke auszeichnet, das ist die beigefügte ausführliche Beschreibung, welche im Texte zerstreut eine Menge höchst werthvoller Bemerkungen zur Charakteristik und Schilderung der Melanesier des Bismarck-Archipels enthält. Jene dunklen Menschenfresser sind „ebenso gute Menschen als wir", „die Neu-Irländer sind sehr fröhliche, aufgeweckte Menschen, die im Verkehre mit Weissen einen sehr guten Eindruck machen, und längst nicht so schlimm als ihr Ruf". Die Irrungen, Streitigkeiten, Mordthaten fallen in ihren Ursachen meist den Weissen zur Last. Trotz ihrer vollständigen Nacktheit erklärt Finsch sie für äusserst decente und keusche Menschen, „deren Moralität als Beispiel dienen und beweisen könnte, dass Nacktheit und Schamhaftigkeit sehr wohl nebeneinander bestehen". Stark ist bei ihnen der Erwerbssinn entwickelt, und da in Form aufgereihter kleiner Meerschnecken (das bekannte Diwara) auch Geld vorkommt, so hat man auch Capitalisten, Reiche und Arme. Ja, dieses Geld unterliegt Coursschwankungen und dient zum Wucher. Die Eigenthumsbegriffe sind sehr entwickelt und „jeder Baum hat seinen Besitzer". Die Lehre von der Entstehung und Entwicklung des Eigenthums auf ethnologischer Grundlage soll noch geschrieben werden; wir sind überzeugt, dass ein weltverbessernder Socialdemokrat, der ehrlich sich davon machen würde, von seinen Ideen vielfach geheilt würde.

Den Hauptinhalt der Schrift machen naturgemäss die sachlichen Erläuterungen der gesammelten ethnographischen Gegenstände aus. Mit welcher Sorgfalt die Herkunft derselben angegeben ist, erkennt man schon an den mannigfachen Verbesserungen, welche Finsch zu früheren anderweitigen Veröffentlichungen (z. B. dem vortrefflichen Katalog des Museum Godeffroy) beibringt oder an den Zurückweisungen, welche die Aufschneidereien des Engländers Wilfrid Powell erfahren, wie dieses übrigens schon früher J. Weisser gethan. Die einzelnen Waffen, Geräthe, Musikinstrumente etc. werden genau beschrieben und durch typische Abbildungen erläutert. Von den Messern aus Bambussplittern erfahren wir, dass damit die Weiber Schweine ausschlachten „so sauber, wie es bei uns nicht besser geschehen kann". Steinbeile eignen sich zum Aushöhlen der Kanus besser als eiserne und sind „nicht zu verachten". Leider sind dieselben jetzt fast ganz verschwunden. Die Schleuder der Neu-Britannier ist eine keineswegs ungefährliche Waffe. „Einer der besten Schleuderwerfer von Matupi war der Häuptling Totem, den ich zwölfmal hintereinander auf etwa 50 Schritt einen Palmstamm treffen sah." Von den Palau genannten Keulen mit durchbohrtem runden Steinknauf brachte Finsch mehrere Exemplare mit, wie aber die Durchbohrung ausgeführt wird oder wurde, ist nicht mehr festzustellen, da auch diese Waffe 1885 nicht mehr zu erhalten war und nie ein Weisser die Anfertigung sah. Die von Powell angeführte Art der Herstellung mittelst Tropfen von Wasser auf den heissgemachten Stein will Finsch nicht anerkennen.

Sehr schöne Stücke der Holzschnitzereien von Neu-Irland sind in das Wiener Museum übergegangen. Finsch zeigt uns, dass es sich hier keineswegs um Götzen — wie öfter angenommen — sondern um Häuserverzierungen handelt. Es ist ein durchaus originaler Stil, eine ganz eigenthümliche Ornamentik, die sich hier offenbart, ähnlich wie in den gleichfalls originalen Maorischnitzereien oder denen der Nordwestamerikaner. Häufig kehrt in diesen Darstellungen der Neu-Irländer der Nashornvogel (Buceros ruficollis) wieder, ja selbst auf einem Bildwerke in der Thätigkeit eines Geburtshelfers. Als grösster Vogel der Insel, durch auffallende Gestalt und Lebensweise, musste er, nach Finsch, zur Darstellung verlocken; einen tieferen Sinn findet er darin nicht. Ich verweise hier auf die Ansichten, die C. M. Pleyte über die Auffassung des Buceros bei den Völkern Indonesiens und Melanesiens veröffentlicht hat (Revue d'Ethnographie IV. 311. V. 464). Was die so oft schon abgebildeten, beschriebenen und gedeuteten Masken von Neu-Irland betrifft, so sind sie nach Finsch einfache Tanzmasken, dem Mummenschanz dienend, ohne tieferen Hintergrund. Die Literatur über dieselben ist bereits sehr angeschwollen und ich nenne nur Strauch (Zeitschrift für Ethnologie IX. 48), Schmeltz (Katalog des Museum Godeffroy, 20—25 und 434—437), Hernsheim (Südsee-Erinnerungen, Tafel 13), Serrurier (Ethnologische Feiten en Verwantschappen in Oceanie, Leyden 1885), endlich Weisser (Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, X, 293). Nach dem von Letzterem angeführten Zwecke sind diese Masken dazu da, um einmal im Jahre mit den Todfeinden, die gleichfalls maskirt erscheinen, unerkannt zu friedlichen Zwecken zusammenzukommen. Es herrscht also dann das, was wir in der Studentensprache Comment suspendu nennen. Von Interesse ist es, durch Finsch zu hören, dass auf Neu-Britannien Speiseverbote vorkommen. „Gewisse Thiere sind koscher", soll richtig heissen „trefe", nämlich unrein oder verboten; dazu gehört das Schwein, Känguru und für manche der Haifisch. Ueber den Grund lässt sich Finsch nicht aus und es mag hier an eine Schonung des Wildes, Aberglaube oder sonstige der mannigfachen Ursachen der häufigen Speiseverbote gedacht werden. Auf Samoa z. B. sind gewisse Fische und Vögel besonderen Göttern heilig und dürfen aus diesem Grunde nicht gegessen werden. Der Hund, den grossen Göttern geweiht, dürfte überhaupt nicht verspeist werden (G. Turner, 19 years in Polynesia, 196). Und so noch mehrfach in der Südsee. Von Interesse ist es

ferner, dass Finsch auf Neu-Irland das Fadenspiel fand, „das bekannte Abheben eines zwischen den Fingern ausgespannten Fadens", von grossen Burschen ausgeführt, die dazu sangen. Damit erscheint mir ein neues Zwischenglied für dieses Spiel gewonnen, das wohl auf dem Wege der Einwanderung nach jener Insel gelangte. Ich vermag dasselbe in Australien nachzuweisen (Eyre, Central-Australia, II. 229. Brough Smyth, Aborigines of Victoria, I. 178), auf Borneo (Wallace, Malay. Archipel, deutsche Ausg. I. 125), im östlichen Neu-Guinea (Turner im Journ. Anthrop. Instit. VII. 483), auf den Fidschi-Inseln (Buchner, Reise durch den Stillen Ocean, 269), auf Neuseeland (Dieffenbach, Travels in New Zealand, II. 32). Da liegt also Neu-Irland mitten innen. Ganz vereinzelt steht (abgesehen von Europa) sein Vorkommen bei den Eskimos da (Klutschak, Als Eskimo unter Eskimos, 136). Hier also vielleicht durch Europäer eingeführt.

Zu einer Angabe des Herrn Finsch möchte ich mir ein Fragezeichen erlauben. Es betrifft dieses den Farbensinn der Neu-Britannier von der Blanche-Bai. Diese sollen nach unserm Autor nicht immer Blau und Grün unterscheiden können. Es ist nicht angegeben, wie Herr Finsch zu diesem Ergebniss gelangte. Sicherheit erhält man hier nur, wenn man den Eingeborenen etwa ein Gemenge von blauen und grünen Gegenständen (z. B. Wollfäden) vorlegt und sie nun auffordert, dieselben nach der Farbe zu sondern. Würde dieses nicht der Fall sein und der zu Prüfende könnte beide Farben nicht unterscheiden, so läge zunächst Farbenblindheit des Einzelnen vor. Denn dass die Masse des Volkes in solcher Weise farbenblind sei, hat sich noch nirgends gezeigt, stets, so viel auch darüber in letzter Zeit bei Naturvölkern geprüft wurde, ergab sich das Vorhandensein des Farbensinnes. Wohl aber, und so mag es auf Neu-Britannien der Fall sein, liegt oft Spracharmuth vor, blau und grün werden mit demselben Worte bezeichnet. Ich habe dieses bereits vor zehn Jahren (Zeitschrift für Ethnologie, X, 326) hervorgehoben und namentlich an einer Zahl afrikanischer und Südseesprachen (Neu-Hebriden, Ebon, Fidschi) gezeigt. Seitdem ist dieses öfter und bei vielen Völkern nachgewiesen worden.

Richard Andree.

55.

Gaidoz, Henri, La Rage et St. Hubert. Bibliotheca Mythica. Paris. A. Picard. 1887. gr. 8°.

Vorliegendes Buch hat zum Vorwurf einen der wichtigsten Theile der Volksmedicin, die Heilung der Wuthkrankheit. Wie alle Arbeiten des berühmten Folkloristen beansprucht dasselbe das allgemeinste Interesse, in diesem Falle besonders der europäischen Volksthümerforscher. Findet sich doch der gleiche Glauben in mannigfachen Abstufungen bei jedem europäischen Volke reichlich vertreten. Es ist also nicht blos für den Franzosen geschrieben. Gaidoz hat hier einen Rahmen mit Unterabtheilungen geschaffen, in welche die übrigen Erforscher einzelner Völkerschaften nur mehr ihre Beiträge einzuschachteln haben, um so die Continuität der Volksanschauungen darzuthun. Dieses eine kleine Capitel der Volksmedicin wird einmal dank Gaidoz' mustergiltiger Vorarbeit eine ganze kleine Bibliothek von Ergänzungswerken aufweisen. Einige Parallelen aus dem südslavischen Volksglauben will ich gleich hier vormerken.

Das erste Capitel bespricht die Anschauungen über die Hundswuth im „classischen" Alterthum und die therapeutischen Ueberlebsel aus jenen Zeiten. Wie bei den Römern mit Cynorrhodon, so heilt der Südslave den von Hundswuth ergriffenen Menschen mit einem Absud aus Weissdornwurzel. Die Wolfshaut als Schutzmittel (S. 12) ist, so viel ich weiss, auch den slavischen Mahommedanern in Herceg-Bosna bekannt. Bevorzugt wird das Kopfstück mit der Schnautze. Den Handel mit solchen Häutchen betreiben die Hodžen. Wenn man über den Speichel oder die Blutspur oder den Urin eines tollen Hundes (pobisnio pas, ludo pseto) steigt, kann man ograisati (vom türk. ograš = Begegnung. Im übertragenen Sinne: die böse, unheilvolle Begegnung). Aehnlich im Alterthum. Der Hund wird nach südslavischer Volksmeinung durch den Genuss heisser Speisen wüthend. Die Sator-Arepo-Formel als Schutzfetisch gegen den Biss wüthender Hunde allgemein unter Serben und Bulgaren. In Frankreich und England erstickte man den wuthbefallenen Menschen zwischen zwei Matratzen, bei den Südslaven wurde er mit alten Zaunpfählen erschlagen. Mit dem Gebet an St. Hubert (S. 121) mag man die stereotype Phrase im Guslarenvorgesange vergleichen: zla nas sačuwav druga — i ot kuje koja kolje mučke. (Bewahre uns Gott vor einem bösen Genossen und vor einer Zauk (Hündin), die schweigend Einen beisst. Wüthende Hunde beissen nämlich, meint das Volk, immer schweigend, ohne ihre Anwesenheit durch Gebell zu verrathen. Die Cauterisation ist auch beim Hundsbiss wie beim Schlangenbiss und Scorpionenstich gebräuchlich, nur verwendet man dazu einen Schürhaken oder einen Feuerstierer. Der Genuss des gebratenen Herzens von einem wüthenden Wolf soll gegen die Wuth schützen. Mir ist der Fall eines solchen Mahles bekannt, doch starben einige von den Theilnehmern am Mahle, die übrigen aber verfielen in langwierige Krankheit. Unter den Vračari gibt es Specialisten gegen die Wuthkrankheit. Das „Geheimniss" der Heilungsweise geht vom Vater auf den Sohn über. Gegen die Wuthkrankheit wird unter den Katholiken in Slavonien der hl. Rochus angerufen, der auch als Patron gegen die Pest verehrt wird. — Das zweite und dritte Capitel behandelt den hl. Hubertus, seine Legende, Wanderung und seinen Cult, das vierte Capitel die geheiligte Cauterisation, das fünfte Capitel die sonstigen geheiligten Gegenmittel gegen die Wuth, und das Schlusscapitel die profanen Recepte und Heilmittel. Sehr interessant ist der gelungene Nachweis, dass St. Hubertus im Volksglauben Wodan's Nachfolger geworden (S. 38). Die „wilde Jagd" heisst in Frankreich: „chasse de St. Hubert". Gerne wird man nach der Lectüre dieses Buches mit Gittée (Revue de Belgique, Juine 1887) das Lob aussprechen: „c'est un page des plus curieuses de l'histoire de l'esprit populaire".

Krauss.

56.

Kopernicki, Prof. Dr. J., Pieśni Górali Bieskidowych z okolic Rabki, zebrał. — Kraków 1888, p. 116.

Kopernicki hat seit 1871 neun Jahre hindurch jährlich drei Sommermonate unter den Gebirgsbewohnern des Rabagebietes zugebracht und seine Mussestunden mit Aufzeich-

nungen von Volksüberlieferungen ausgefüllt. Dem verdanken wir vorliegende allerliebste Sammlung von Volksliederchen einer Gattung, welcher man ehedem, freilich mit Unrecht, gar keine Beachtung geschenkt hat. Es sind polnische Schnadahüpfeln. Solche Zwei- und Vierzeilen können selten Anspruch auf höheres Alter erheben. Sie entstehen häufig und vergehen mit der Laune eines Geschlechtes. Die Zweizeile mit epigrammatischer Zuspitzung ist in einem gewissen Sinne der gesungene Ausdruck der jeweiligen öffentlichen Meinung des Dorfes oder auch einer Gegend. Getragen von einer anheimelnden Melodie fliegt selbst eine schmucklose Liebesäusserung, ein Trinkspruch, eine scherzhafte Verwünschung weit in's Land hinaus. Auch die Dorfpolitik bedient sich des Schnadahüpfels, um für oder gegen eine Sache Stimmung zu machen. Es hat jede Zeit eigentlich ihre eigenen Schnadahüpfeln und Gassenhauer. Solche kleine Zeitbilderchen dienen einmal dazu, das Bild einer Zeit und eines Volkes zu vervollständigen. Von diesem Standpunkt aus wird man auch Kopernicki's Sammlung, welche als eine willkommene Ergänzung zu O. Kolberg's Riesenwerk über polnisches Volksthum erscheint, recht zu würdigen verstehen. Auffällig, weil bezeichnend für die Stellung der Frau bei den Góralen, ist Kopernicki's Bemerkung: „Aeltere Frauen singen ganz und gar nicht, sie hätten sich denn ein Räuschchen angetrunken." Bei den Südslaven singen auch nüchterne ältere Frauen, so oft sie die Lust anwandelt. Sie singen überhaupt den ganzen Tag in Freud und Leid, und wenn es die alten Beine zulassen, wird Sonntags im Mädchenreigen einige Male mitgesprungen. „Bedeutungslose und inhaltsleere und unfläthige" Liedchen hat Kopernicki mit Recht ausgelassen, und doch wären uns gerade einige Proben von inhaltsleeren Liedchen erwünscht. Jeder Sammler und Erklärer von Volksüberlieferungen hat schon wohl Gelegenheit gehabt, über dergleichen Erzeugnisse nachzudenken. Es geht uns mit derartigen Sachen wie mit gewissen Operettentexten, die gedruckt ganz blöde klingen. Den Sinn und die Deutung gibt uns erst die Darstellung in bestimmter Umgebung. Wie viele Dinge kann man erst durch die begleitende Mimik verstehen. Beim Landvolke ist das Geberdenspiel überhaupt ein wesentlicher Bestandtheil der gesprochenen Rede. Der Kunstschriftsteller als Erzähler und Dichter kann dieses Hilfsmittels ebenso wie der sogenannten „Illustration" entrathen. — Kopernicki hat eine gute Eintheilung getroffen in allgemeine, in Kurzweil-, in Liebes-, in Hochzeits-, in Hirten-, in Soldaten-, in Trinklieder u. s. w. Aeltere Festlieder sind in Vergessenheit gerathen. Auch die alten Hochzeitsgebräuche sind sehr stark verblasst, wie dies aus der beigegebenen Beschreibung hervorgeht.

Krauss.

57.

M. J. de Goeje, De muur van Gog en Magog. (Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling „Letterkunde", 3. Reeks, Deel V, pp. 87—124).

Der kühne Eroberungszug Alexanders des Grossen, dem das Perserreich zum Opfer fiel, wirkte nachhaltig in der Erinnerung der orientalischen Völker. Der makedonische König wurde zu einer mythischen Heroengestalt, welche gesandt wurde, die unterdrückten Nationen vom Joche zu befreien und sie thatkräftig gegen fernere Einfälle zu beschützen. Den Griechen wurde der Alexandermythus durch Pseudo-Kallisthenes bekannt, bei den Arabern erhielt er ein bleibendes Denkmal durch Muhammed im Korân. In der 18. Sure wird der Kriegszug Alexanders oder — wie er bei den Arabern heisst — Dhu'l-Karnain's erzählt und berichtet, wie er den räuberischen Ueberfällen der wilden Völker Gog und Magog durch den berühmten Dammbau ein entschiedenes Halt gebot. Ein riesiges, wohl befestigtes Thor wurde in die Mauer gefügt, durch welches nach einer Prophezeiung vor dem jüngsten Gerichte Gog und Magog hervorbrechen würden. Bisher verwies man die Mauer von Gog und Magog in das Bereich der Fabel; de Goeje ist nun aber durch einen Bericht, den der arabische Geograph Ibn Khordâdbeh über eine Reise dahin gibt, in die Lage versetzt, den Damm mit der chinesischen Mauer und das Thor mit dem von den Chinesen Yü-mönn genannten Jaspisthore zu identificiren. Die fragliche Reise unternahm im Auftrage des Chalifen el-Wâthik ein gewisser Sallâm, in den Jahren 842—844, aus dessen Munde Ibn Khordâdbeh den äusserst interessanten Bericht gibt. Mit Zuhilfenahme aller einschlägigen Nachrichten von Arabern und Chinesen, sowie der neuesten Daten, die v. Richthofen veröffentlichte, führt der Verfasser den unwiderleglichen Beweis, dass die Mauer von Gog und Magog kein Phantom sei, sondern thatsächlich noch heute besteht. Der Ausbruch der Mongolen aus den Pforten Hinterasiens war eine wirkliche Erfüllung der Prophezeiung; denn dieses Ereigniss war in der That der jüngste Tag für den Wohlstand des ganzen westlichen Asiens.

In einem Anhange unterzieht der Verfasser die gegebenen Ortsnamen einer eingehenden und klärenden Untersuchung.

Hein.

58.

Binder, Henry, Au Kurdistan en Mésopotamie et en Perse. (Mission scientifique du Ministère de l'Instruction publique.) Ouvrage illustré de 200 dessins imprimés en phototypie par Quinsac d'après les photographies et croquis de l'auteur et d'une Carte en 4 couleurs de frontières turco-persanes. Paris, Maison Quantin, 1887.

Unter diesem eindrucksvollen und vielversprechenden Titel zeigt sich der gebildeten Welt ein künstlerisch ausgestattetes Prachtwerk, das berufen erscheint, eine Zierde des Salontisches zu bilden. Doch mehr und insbesondere wissenschaftlichen Werth kann man dem Buche nicht unbedingt zusprechen; ist ja schon die Art bezeichnend genug, auf welche Herr Binder zu seiner Reise kam. Von einer Excursion nach den Sandwich-Inseln zurückgekehrt, fand der Verfasser, wie er im Vorworte gesteht, das ruhige Leben in Paris bald unerträglich und dachte schon eine neue Reise zu unternehmen, als ihm ein Satz aus dem grossen Werke von Reclus aufstiess, der ihn veranlasste, in Kurdistan seine Abenteurerlust zu kühlen; denn „Schulz, le premier Européen qui s'y aventura, fut tué à Djoulamery avec tous ses compagnons — — —" Um seinem Plane auch eine allgemeine Existenzberechtigung zu verleihen, liess er sich vom Ministerium der Form nach einen wissenschaftlichen Auftrag

geben, fand in Herrn Émile Hamelin einen Reisegenossen, stattete sich mit den nöthigen photographischen Apparaten aus und unternahm in der Zeit vom 20. Juli bis zum 17. December diese wissenschaftliche Reise, die ihn während eines Monates flüchtig mit den Kurden, dem Hauptobjecte seiner Studien, bekannt machte. Man wird wohl mit vielem Interesse seine mannigfachen Kreuz- und Querzüge verfolgen, doch vergeblich nach ernsten wissenschaftlichen Beobachtungen fahnden. Der Topograph allein dürfte noch am meisten befriedigt sein, obgleich er wenig vollkommen exacte Angaben finden wird und sich mit einigen Phrasen begnügen muss, wie Dr. Robert Sieger im 2. Hefte der „Mittheilungen der Wiener k. k. geograph. Gesellsch." 1888 nachgewiesen hat („Die Schwankungen der hocharmenischen Seen seit 1800 in Vergleichung mit einigen verwandten Erscheinungen" pag. 104 und 113). Der Archäologe entdeckt nur Reproductionen aus anderen Werken — die Abhandlung über die Keilschriften (pag. 252—258) ist für einen Laien zwar recht anschaulich, bringt dem Kenner aber nichts Neues — und der Ethnograph kann sich aus gelegentlichen Bemerkungen ein dürftiges Bild zusammenstellen. Die Vertreter der anderen Wissenszweige können bei ihren Specialstudien das Buch getrost uncitirt lassen. Wie sollte auch ein Mann, den nur die Gefahr seines Unternehmens reizte, sich mit eingehenden Forschungen abplagen können? Unbestritten ein grosser, vielleicht der einzige Vortheil des Werkes beruht in den ausserordentlich gut ausgeführten Phototypien, die mehr besagen als der Text selbst. Nur ist es schade, dass Herr Binder auch hier in gewohnter Weise nach einem künstlerischen Effect hastet und die Volkstypen in den spärlichen Fällen, wo er sie darstellt — meistens bringt er sehr hübsche und lehrreiche Landschaftsbilder — in interessanten Gruppen und Stellungen aufgenommen hat, ohne das Individuum in seinen Details zur Geltung zu bringen. Ethnographische Gegenstände schienen ihm geeignet, recht passende Capitalvignetten abzugeben. Trüge das Werk nicht die Bezeichnung „Mission scientifique" an der Spitze und träte es etwas bescheidener auf, so würde man vorurtheilsfrei an die Lectüre der lebendig geschriebenen Tagebuchblätter treten und mit Vergnügen die wenigen Ergebnisse quittiren, die eine abenteuernde Reise zufällig abgeworfen hat. **Hein.**

59.

De Grammont, H. D., Histoire d'Alger sous la domination Turque (1815—1830). Paris. Ernest Leroux. 1887.

Die Kabylenstaaten Nordafrikas treten in Folge der politischen Bestrebungen Frankreichs und Italiens mehr und mehr dem allgemeinen Interesse nahe, und namentlich sind es die Franzosen, welche durch kleine wissenschaftliche Expeditionen und Gesandtschaftsreisen die natürlichen und staatlichen Verhältnisse dieser Länder aufzuhellen bemüht sind. Von der mannigfaltigen Literatur über diesen Gegenstand hebt sich das vorliegende Werk durch den bei Franzosen fast ungewohnten Ton der sachgemässen Ruhe und Einfachheit vortheilhaft ab. Es gilt nicht mehr, mit kecken Strichen die Erlebnisse einer romantischen Karawanenreise zu schildern, sondern mit wissenschaftlich sonderndem Blicke die Fäden der Geschichte zu entwirren und klarzulegen. De Grammont wurde seiner Aufgabe vollkommen gerecht: mit Hilfe eines umfassenden Quellenstudiums, das sich der Natur der Sache nach zum grössten Theile in der französischen Literatur bewegen muss, aber auch spanische Acten und selbst arabische Schriften umfasst, entwickelt der Autor in systematischer Weise die Geschichte Algiers. Dass die Kämpfe der eingeborenen Stämme, welche in ihrer Veranlassung und Führung stets dasselbe Bild zeigen, so viel als möglich unberücksichtigt blieben, trug nur zur Klarheit bei. Unter den einheimischen Quellen bezeichnet der Verfasser die „Ghazawât Arûdsch wa Chair ed-Dîn", welche die Eroberungszüge der Barberussenfürsten Arûdsch und Chair ed-Dîn zum Gegenstande haben, als die einzigen einigermassen brauchbaren. Ausser der historischen Darstellung, welche die geschichtliche Entwicklung des Landes in drei Perioden, bestimmt durch die Regierung der Beglierbeys, Paschas und Deys, vorführt, sind die entsprechenden ethnographischen Schilderungen hervorzuheben. Wünschenswerth wäre nur eine einheitlichere Transscription der arabischen Namen. **Hein.**

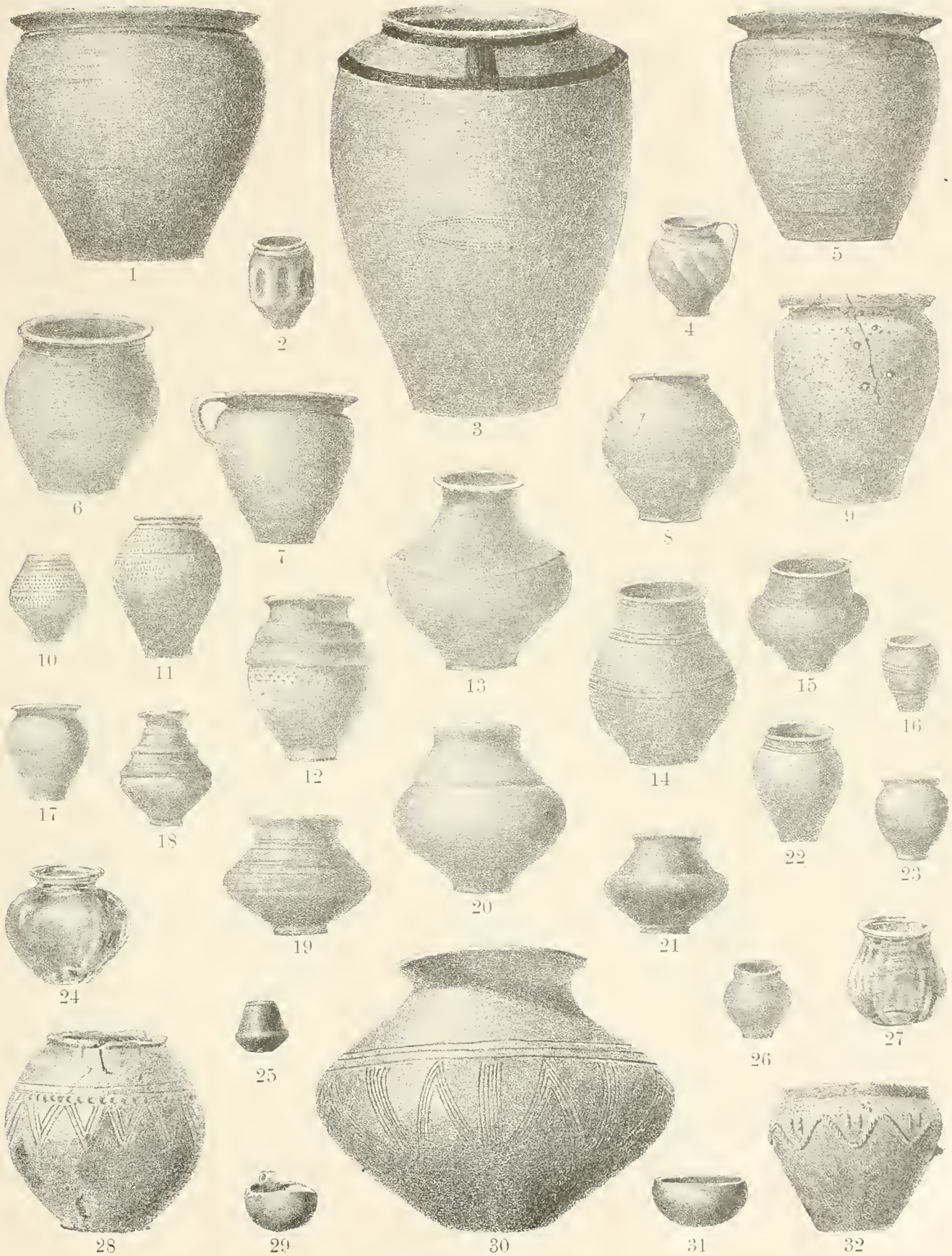
60.

Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. I. Heft III. Redaction: J. D. E. Schmeltz. Leyden. P. W. M. Trap. 1888.

Wir freuen uns, über den rüstigen Fortgang dieser für unsere Wissenschaft so wichtigen Zeitschrift berichten zu können. Das vorliegende Heft bringt die Fortsetzung der so trefflichen Arbeit von J. Büttikofer über die Eingebornen von Liberia, welche uns so recht deutlich zeigt, wie viel ein für die Ethnographie begeisterter Naturforscher, auch wenn er kein specieller Fachmann ist, derselben nützen kann. Unser besonderes Interesse erregt aber in diesem Hefte der zweite Aufsatz: „Die Cultusgegenstände der Golden und Giljaken", von dem bekannten Herausgeber der wissenschaftlichen Reiseberichte J. A. Jacobsen's, A. Woldt. Dieser Aufsatz ist eigentlich eine genaue Beschreibung eines Theiles der von Jacobsen auf dessen Reise durch Sibirien für das Museum für Völkerkunde in Berlin erworbenen Sammlung, enthält aber innerhalb dieses Rahmens eine solche Fülle von neuen und trefflichen Bemerkungen, welche auf den Cultus der genannten Volksstämme Bezug haben, dass er einer wissenschaftlichen Arbeit gleichzustellen ist. Die zwei diesen Aufsatz begleitenden, trefflich ausgeführten Tafeln ergänzen die Beschreibung der wichtigsten Cultusgegenstände auf das Beste.

Von besonderer Reichhaltigkeit sind in diesem Hefte die Rubriken: „Kleine Notizen und Correspondenz", „Museen und Sammlungen", „Bibliographische Uebersicht", letztere von Dr. G. J. Dozy zusammengestellt, „Büchertisch", „Reisen und Reisende, Ernennungen, Nekrologe".

Alles in Allem kann man der Redaction für das bisher Gebotene nur wärmsten Dank sagen und nur den Wunsch ausdrücken, dass es ihr vergönnt sein möge, die Zeitschrift auf der bisherigen Höhe zu erhalten. **Heger.**



Maassstab: 1/6 nat. Gr.

Radimský und Szombathy: Wies III.

Allgemeiner Maassstab: 1/6 nat. Gr.

Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain.

Von **Dr. Moriz Hoernes.**

Mit 4 Tafeln (III—VI) und 6 Illustrationen im Texte.

Inhalt.

I. Der Fundort. 1. Lage und Umgebung. 2. Der „Grad" und die Gräberfelder. — *II. Fundbericht.* 1. Frühere Funde. 2. Ausgrabungen im J. 1885: a) Za Polšno, b) Pod Kazulem. c) Pod Mačkovcam, d) Mačkovc. 3. Ausgrabungen im J. 1886: a) Za Polšno, b) Pod Kazulem, c) Grad und Mačkovc. — *III. Verzeichniss der Funde.* A. Pod Kazulem. 1. Thongefässe: a) Urnen, b) Schalen. 2. Beigaben: a) Bronze, b) Eisen, c) Perlen. B. Za Polšno. 1. Bronzeschmucksachen und Perlen. 2. Eisenwaffen und eiserne Schmuckgegenstände. C. Pod Mačkovcam. D. Mačkovc. E. Jüngere Gräberfelder (vorwiegend Pod Mačkovcam, Einiges auch Za Polšno). 1. Bronzen. 2. Perlen. F. Zerstreute Funde. — *IV. Zur Vorgeschichte des Fundgebietes.* 1. Nachrichten Strabo's. 2. Angaben des Plinius. 3. Berichte Appian's. 4. Die Grenze der cis- und transalpinen Japuden. 5. Schlussbemerkungen.

I. Der Fundort.

1. Lage und Umgebung.

Der Reisende aus dem Norden, welcher in Adelsberg den Bahnzug verlässt, sieht sich nicht ohne angenehmes Erstaunen in ein reizvolles Panorama eingeschlossen, von welchem namentlich der im Südwesten aufragende Nanos durch mächtige Erhebung und jähen Abfall seine Blicke fesselt. Jenseits desselben ahnt er den gelben Karst und das blaue Meer; aber die Nähe des Südens kündigt sich weder durch Temperatur, noch durch Vegetation und Färbung der Landschaft merklich an. Es ist noch skythischer Boden, den sein Fuss betritt. Hier liefern sich Bora und Scirocco im Frühjahre und Herbst ihre dröhnenden Hauptschlachten; hier häuft ein langer und rauher Winter die dichtesten Schneemassen hart vor dem Thore des Südens, so dass es scheint, als wolle die Natur durch diesen vergänglichen Wall ersetzen, was dem Riegel der Grenzgebirge hier an Höhe mangelt.

Wer aber zur Sommerszeit, abzweigend von dem Strome der Reisenden, der sich — höchstens in Adelsberg einige Stunden stauend — durch dieses Thor nach Süden ergiesst, von dem uralten Namen des „Birnbaumer Waldes" [1]) sich anlocken lässt, der findet im Dreieck zwischen den friedlichen Thälern der Poik und der Wippach ein an Naturschönheiten und geschichtlichen Merkwürdigkeiten reiches Gebiet. Die idyllischen Scenerien der Gegenwart stören ihn nicht im Genusse mannigfacher geschichtlicher Erinnerung, noch bei der Arbeit, wenn es gilt, an der Hand vielfältiger Ueberreste und Ueberlieferungen das Bild der Vergangenheit aus dem Schutt zu ziehen und durch massvolle Conjectur zu ergänzen.

Denn noch ragen an zahlreichen Stellen Innerkrains fast unberührt die mächtigen, halb von der Natur, halb von Menschenhand geschaffenen Castelle, aus welchen, während Cäsars gallischer Kriege und später, nach dem Tode des Gefürchteten, Illyrier und Kelten hervorbrachen, um Tergeste und Aquileja zu plündern oder zu bedrohen. Und die Gräber unter den Wällen derselben bergen reichliche Documente einer höheren Cultur, als wir sie nach den Berichten römischer und griechischer Schriftsteller diesen „Barbaren" zuschreiben würden.

Aber das Unrecht, welches diesen verschollenen Stämmen durch einseitige Darstellung in den Memoiren geschichtlicher Culturträger widerfahren, ist nur ein Nachhall des Schicksals, das sie spurlos und unbetrauert hinschwinden liess, wie Schnee in der Frühlingssonne. Nach den Kriegen, welche Augustus und seine Söhne um den Beginn unserer Zeitrechnung gegen die Japuden und Taurisker dieser Landschaft geführt haben, kam die Anlage strategischer und Handelsstrassen, oft nur eine Fahrbarmachung älterer Wege; und hier spendet uns die zweite Quelle der antiken Topographie ihre spärlichen Strahlen in Angaben über Communicationen und Stationen,

[1]) Die wilde Birne war im Alterthum über die ganze Südosthalbinsel Europas verbreitet. Von dem albanesischen Worte darda (Birne) werden die an mehreren Stellen der Halbinsel vorkommenden Namen Dardani, Dardania u. s. w. abgeleitet.

welche die römische Cultur zu ihrer Befestigung in's Leben rief [1]).

Damals war der Birnbaumer Wald und seine Dependenzen ein ungeheurer Forst, in welchem Bären, Wisente, Wildschweine hausten, dunkle Eibenbäume von der Dicke jenes noch heute sichtbaren Exemplares an der Kirche von Strane, das schon vor 200 Jahren Valvasor bewunderte, und Tannen von 40—50 m Höhe ihre mächtigen Kronen ausbreiteten. In seinen Dolinen rauschte reichliches Gewässer über die gestürzten Urwaldriesen, welche die ungeheuren Schlundkessel bis zu den Rändern herauf mit einem Wirrwarr bemooster Stämme ausfüllten. In ungebrochener Kraft schlummerte der jungfräuliche Boden, an welchem seither durch Entwaldung und Entwässerung so mannigfacher Frevel verübt worden, seiner Erweckung entgegen.

Diese Wildniss hiess mit einem wahrscheinlich illyrischen, an sinnverwandte griechische Worte anklingenden Namen „Okra", und die alten Geographen wussten frühzeitig, dass der von den karnischen Alpen südostwärts abzweigende Höhenzug dieses Namens das niedrigste Glied der ganzen Gebirgskette sei, welches Italien von Mitteleuropa scheidet. Ueber den Okra ging während des Alterthums die Strasse von Aquileja, der Pforte Italiens, nach der Laibacher Ebene, dem Knotenpunkte des Netzes von Verbindungen, welches Krain und die angrenzenden Alpenländer überzog. Ausgedehntes Mauerwerk, die Reste eines römischen Castells, bezeichnen noch heute unweit der Waldstation Hrušica an der Strasse, auf welcher die Obstgärtner von Wippach ihre frühreifen Früchte nach Adelsberg und Loitsch zur Eisenbahn führen, den Platz, der im Alterthum nach dem Itinerarium Hierosolymitanum „ad Pyrum" hiess, mit dem Beisatz „summas Alpes", weil hier, mit allerdings nur 2647 Fuss über dem Meere, die Passhöhe erreicht war.

Die Höhen im unmittelbaren Hinterlande des Golfes von Triest und der Halbinsel Istrien, zwischen Görz und Fiume, zeigen bei einer im Allgemeinen aus Nordwest nach Südost streichenden Richtung im Detail einen merkwürdigen Parallelismus mit der Küstenlinie. Die breite Einbuchtung zwischen dem Ternovaner und dem Birnbaumer Walde (Mala-Gora und Nanos) entspricht in einer nördlichen Entfernung von circa 30 Km jenseits des küstenländischen Karstplateaus vollkommen dem Meerbusen von Triest. Der Nanos aber ahmt in seiner Form und Erstreckung, wenn auch als siebenmal kleineres Abbild, unverkennbar die Figur der Halbinsel Istrien nach [1]). Jenseits der geräumigen, von der Poik durchströmten Landbucht, in welcher Adelsberg und Planina liegen, ziehen sich die Höhen wieder in ziemlich gerader Linie, parallel zur Rieka, nach Südosten zur Fiumaner Küste hinab.

Ueber den Gesammtcharakter der Landschaft und die Lage unseres Fundplatzes innerhalb derselben orientirt uns am besten ein Rundblick vom Gipfel des Nanos, an dessen Fusse, ein verstecktes Luginsland, geschützt und aussichtsreich wie die ältesten Ansiedlungen der Hellenen in Griechenland, die illyrische Wallburg von St. Michael liegt. Blau leuchtet

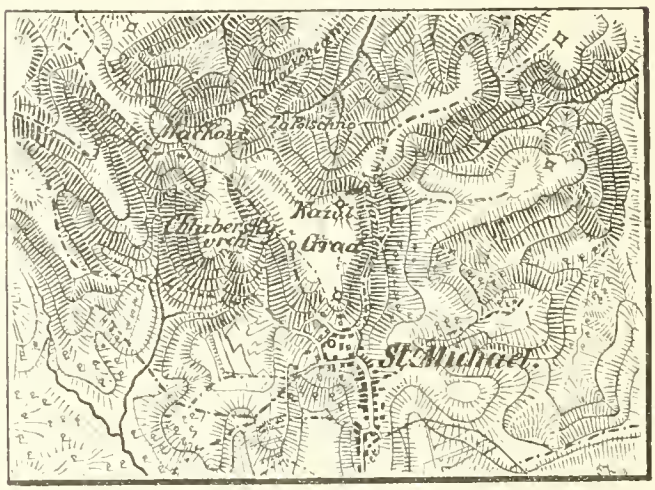


Fig. 49.

die Spiegelfluth des Meeres im Golf von Monfalcone, und hochgewölbt wie ein Schild steht sie über den Gesteinwellen des Karstplateaus, an dessen Rand das weisse Opčina die Lage von Triest anzeigt. Ein blendender, stellenweise von dunklem Gehölz unterbrochener Streifen ist die Strasse von Görz nach Aquileja, jenseits welcher man die Strandniederungen der Provinz von Udine wie ein Papierblatt liegen sieht. Weiter rechts thürmt sich über den Thalwindungen und Bergkuppen des Flussgebietes der Idria gleich einer langen, crenelirten Mauer die Kette der karnischen Alpen in blasser Fleischfarbe beiderseits der bewölkten Gletscherzinnen des Monte-

[1] Gesammelt sind dieselben mit grossem Fleiss in A. Müllner's Studien über Emona. (Die Strasse von Emona nach Aquileja. S. 109 ff.)

[1]) Ueber die Rolle, welche der Nanos als Visirpunkt und Wetterprophet der Schiffer im Golfe von Triest gegenwärtig spielt und ebenso wohl schon in alter Zeit gespielt hat, vgl. Kohl, Reise nach Istrien u. s. w. II. Bd., S. 566 f.

Canino. Ein Sprung von diesem Gipfelmeer zur einsamen Insel des Triglav enthüllt die ganze Majestät dieses Bergkolosses, während die in blauen und grauen Tinten dämmernden Wände der fernen Sannthaler Alpen das Auge sanft hingleiten lassen zu den näheren, aber niedrigeren Erhebungen des östlichen Horizontes. Tief unter uns, im Vordergrunde des Panoramas, leuchtet der gelbe Karst wie pures Gold, und täuscht uns die gartenähnliche Thalflur der geschlängelten Poik mit der Vorstellung eines irdischen Paradieses. Im westlichen Winkel dieser Flur erhebt sich eine isolirte kleine Vorstufe des Schaugerüstes, auf welchem wir stehen, und diese Schildwache hinter dem Thürpfosten des nach Südwesten weit geöffneten Portales ist der Grad von St. Michael.

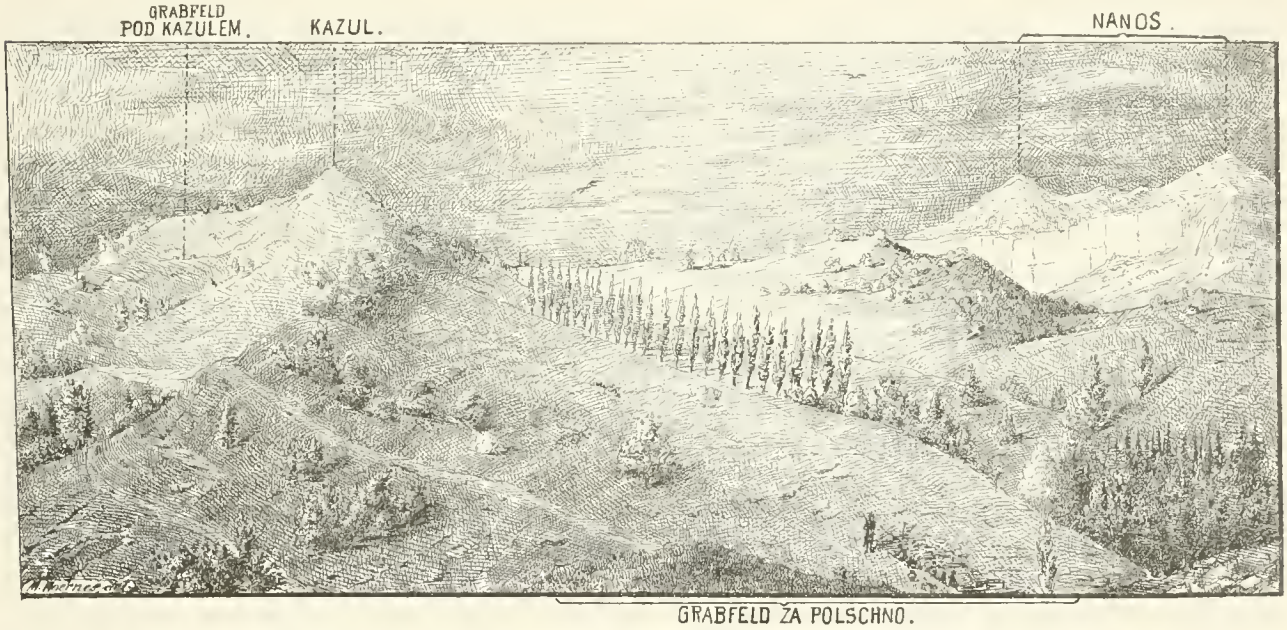


Fig. 50.

2. Der „Grad“ und die Gräberfelder.

Von den Abhängen des Nanos, fast aus der Vogelperspective, übersieht man Gestalt und Gliederung dieses natürlichen Castells, wie auf einem Reliefplane. Die dreieckige, ziemlich ebene Fläche, welche auf der Planskizze Hochstetter's [1]), wie auf dem nebenstehenden Ausschnitt aus der Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie im Massstabe 1 : 75.000 (Fig. 49) als „Grad“ bezeichnet und jetzt mit Feld- und Wiesenstreifen bedeckt ist, erscheint als der ausgedehnteste, zur Anlage gesicherter Wohnplätze taugliche Raum im Innern der Wallburg. Sie ist annähernd ebenso gross wie die abschüssige Fläche, welche das hart an der Südspitze jenes Dreiecks sich anlehnende Dorf St. Michael gegenwärtig einnimmt. Die Ostseite des Grad misst ungefähr 600, die Nordseite 500, die längste oder Südwestseite 800 Schritt Länge. Die auffallendsten Bollwerke befinden sich an den drei Eckpunkten. Im Nordwesten und Südosten sind es mächtige, halbmondförmig gekrümmte Wälle, die sich auch dem ungeübten Auge sofort als künstliche Anschüttungen zu erkennen geben; im Nordosten ragt ein kegelförmig ansteigender, ziemlich isolirter Hügel, „Kazul“ genannt, circa 10 m über der Baufläche empor und bildet mit seinem allseitig steilen Abfall eine Art natürlicher Warte, welche 649 m hoch einen ziemlich weiten Gesichtskreis beherrscht. Vgl. die vorstehende, von Osten aufgenommene Ansicht des Grad und der Gräberstätten mit dem Kazul im Hintergrunde (Fig. 50). Von den Dreieckseiten bildet namentlich die wellig gekrümmte, nördliche eine ziemlich scharfe (natürliche oder künstliche, durch Aufböschung hergestellte) Kante, während die östliche durch aufgesetzte, theilweise verflachte Wälle verstärkt war. Ungefähr ein Dutzend Quellen entspringt an den Abhängen oder in der Nähe dieses „Grad“. Im Westen, wo nur ein kleines Bachgerinne die Wohnfläche der Akropolis von den anstossenden, minder

[1]) S. C. Deschmann und F. v. Hochstetter, Prähist. Ansiedlungen und Begräbnissstätten in Krain. I. Bericht (XLII. Bd. der Denkschr. d. math.-nat. Cl. d. k. Akad. der Wissensch. 1879), Taf. III.

ausgedehnten Erhebungen schied, lag dem Grad eine zweite Befestigung gegenüber, deren Wälle auf der Ost- und Südseite noch theilweise erhalten sind. Diese unbedeutende Anhöhe heisst heute Chlubersky-vrh. Ein namhafteres Aussenwerk bildete im Nordwesten des Grad, circa 600 Schritte von dem Eckpunkte desselben entfernt, die unregelmässige, theilweise durch niedere Felswände zu einer natürlichen Festung gestaltete Erhebung des Mačkovc. Die höchste Stelle dieses Hügels bildet eine fast quadratische Ebene, die sich zum Standlager einer kleinen Besatzung und zur Vertheidigung des ganzen Platzes besser eignete, als der Grad selbst und in diesem Sinne auch nach dem Herrschaftswechsel, der die eingeborne Bevölkerung unter römische Botmässigkeit brachte, Benützung gefunden zu haben scheint.

Die unmittelbaren Dependenzen der Wallburg, welche durch Funde für die geschichtliche Deutung derselben wichtig geworden sind, liegen im Norden und Nordosten des Grad. Es sind dies namentlich der schmale Hügelrücken „Pod Mačkovcam“, welcher in sachter, treppenartiger Erhebung von Osten zum Mačkovc hinaufführt und durch eine ziemlich tiefe Bodensenkung vom Grad getrennt ist; dann an den Abhängen des Grad, etwas entfernter im Norden des Kazul, westlich vom Wege nach Luegg der schräggeneigte Wiesenplan „Za Polšno“; ferner unmittelbar östlich unter dem Kazul auf einer Vorstufe des Grad die Ackerfläche „Pod Kazulem“; weiterhin im Norden die Tiefe der von einem Wasserlauf durchzogenen Einsenkung zwischen dem „Grad“ und „Pod Mačkovcam“ und jenseits derselben im Nordosten eine durch ihre Configuration auffallende Hügelkuppe, welche nach Süd und West steil abfällt, an der andern Seite aber in schwächer geneigtes Ackerland übergeht.

Wir geben nun zunächst den Fundbericht und das Verzeichniss der Funde, welche die Stellung der Wallburg von St. Michael im Kreise der vorgeschichtlichen Denkmäler des Ostalpengebietes illustriren. Die ältesten literarischen Nachrichten über den Okra, zu denen wir so hinübergeleitet werden, erfordern ein eigenes Capitel. Doch werden wir sehen, dass sie sich mit unseren Funden nur wenig berühren, und dass es auch hier die Arbeit des Spatens ist, welche uns in den Stand setzt, Bestimmtes über die vorrömische Cultur dieses Gebietes an der nordöstlichen Thorschwelle Italiens auszusagen.

II. Fundbericht.

1. Frühere Funde.

Die erste Mittheilung über die Existenz einer vorgeschichtlichen Wallburg und Gräberfundstätte bei St. Michael, unweit Adelsberg, erfolgte in Carl Deschmann's und Ferdinand von Hochstetter's Bericht über „Prähistorische Ansiedlungen und Begräbnissstätten in Krain“, Wien 1879 (XLII. Band der Denkschr. der math.-naturw. Classe der k. Akad. der Wissensch., S. 6 f. und Planskizze des „Grad“ im Massstabe 1:5000). Sie beschränkte sich im Wesentlichen auf eine namentlich durch den beigegebenen Situationsplan werthvolle Anregung zur weiteren Erforschung der Localität und auf die Angabe der mannigfachen Funde, welche hier durch Zufall gehoben wurden und in verschiedene Hände gelangten. Herr Anton Globočnik, damals k. k. Bezirkshauptmann in Adelsberg, war es, der den Besuch des Fundortes veranlasste und damit zur wissenschaftlichen Untersuchung desselben den ersten Anstoss gab.

Auch darf erwähnt werden, dass auf der Laibacher Anthropologenversammlung im Jahre 1879 (s. diese Mitth. Bd. X, S. 28) Carl Deschmann auf die Bedeutung des Ortsnamens St. Michael für die Urgeschichte hinwies, da in Krain überall, wo sich St. Michaels- (oder St. Margarethen- oder St. Vitus-) Kirchen befänden, mit Sicherheit auf prähistorische oder römische Ueberreste zu schliessen sei. Professor W. Neumann (ibid. S. 30) suchte dies dadurch zu erklären, dass St. Michael als der kriegerische Erzengel, welcher den abtrünnigen Geist aus dem Himmel stürzt, ein Symbol für den Sieg des Christenthums über das Heidenthum darstelle, und dass aus diesem Grunde viele Michaelskirchen an alten heidnischen Cultstätten errichtet worden seien. Mit dieser speculativen Betrachtung war allerdings kein tieferer Einblick in das Wesen der prähistorischen Ansiedlung gewonnen.

In den folgenden Jahren erhielt Seine Durchlaucht Fürst Ernst zu Windischgrätz nach und nach eine grössere Anzahl von eigenthümlichen Fundstücken, welche von einheimischen Arbeitsleuten erbeutet und zum Verkaufe gebracht worden waren. Im Jahre 1882 besuchte er selbst die Fundstelle und stellte auf dem Grunde Pod Mačkovcam Nachgrabungen an. Andere Funde wanderten nach Triest, wo sie von Baron Morpurgo u. A. angekauft wurden. Auch Baron Morpurgo soll unterm Mačkovc selbst gegraben haben.

Eine genauere Untersuchung der Localität wurde trotz der ansehnlichen Funde, welche sich bereits im Privatbesitz befanden, vermisst. Auch die sehr verdienstliche und in der Regel sehr rührige Leitung des Laibacher Landesmuseums that nichts zur systematischen Untersuchung der Localität. Unter diesen Umständen hielt es die Anthropologische Gesellschaft für ihre Pflicht, sich derselben anzunehmen.

Zunächst wurde in der Monatsversammlung am 9. December 1884 (s. diese Mitth. Bd. XIV, [S. 112]) durch ein von Seiner Durchlaucht Fürst Ernst zu Windischgrätz vorgelegtes Eisenschwert von St. Michael die Aufmerksamkeit der Anthropologischen Gesellschaft auf diesen Punkt gelenkt. Fürst Windischgrätz wies bereits auf die Verschiedenheit der (zum Theile in seinen Besitz gelangten) Funde von St. Michael und Watsch hin und sprach seine Geneigtheit aus, das Grabfeld am ersteren Orte dem illyrischen Volksstamme der Japuden zuzuschreiben, da durch Strabo bezeugt sei, dass die Japuden von Süden her bis Nauportus (Oberlaibach) sesshaft waren, während weiterhin nach Norden die Taurisker wohnten.

Bei diesem Anlasse empfahl Herr Secretär J. Szombathy unter Betonung der grossen Seltenheit von La Tène-Fundstücken in den Ostalpen die baldigste und sorgfältigste Aufdeckung der noch übrigen Theile des Gräberfeldes und eine genaue Revision der früher gegrabenen Stellen, da der Charakter des vorliegenden Objectes im Zusammenhange mit anderen Mittheilungen einen grösseren La Tène-Fund, wie er im östlichen Alpengebiete bisher vermisst wurde, erwarten liesse.

In Folge dieses dringenden Wunsches wurde die Ausgrabung der Nekropole von St. Michael auf das Programm der praktischen Arbeiten unserer Gesellschaft gesetzt und im folgenden Jahre ungesäumt begonnen. Zuvor muss jedoch erwähnt werden, dass Fürst Ernst zu Windischgrätz auf der „III. Wanderversammlung der Anthropologischen Gesellschaft“ zu Klagenfurt Anlass nahm, in einem Vortrage „Ueber die Classificirung seiner prähistorischen Funde in Krain“ auch über die bisher in seinem Auftrage geöffneten Gräber von St. Michael nähere Mittheilungen zu machen. Demnach waren dieselben ausschliesslich Brandgräber, u. zw. nur Flachgräber, jedes von feinkörnigen rothen Sandsteinen umgeben, in deren Mitte sich die Kohlenschicht mit dem Leichenbrand und den meist zerbrochenen Beigaben befand. Letztere bestanden „in sämmtlichen männlichen Gräbern aus Waffen, Wurfspiessen und Beilen aus Eisen. Die Schmuckgegenstände sind alle auffallend gross, sowohl die Bronzen als auch die Glasperlen: die Fibeln meist schlank mit certosaähnlichem Fuss und einem grossen Knopf an der Ansatzstelle der Nadel. Neben ihnen erscheinen auch schlangenförmige Fibeln mit Hörnchen. Die Fibeln, sowie die übrigen Bronzeschmucksachen sind häufig im Tremolirstich verziert. Zu erwähnen wären noch die grossen Fussringe mit S-förmig gebogenem Ende und aus Bronzedraht gewundene Bügel, deren Enden kreisrunde Oehre bilden.“ Der Vortragende wies ferner abermals auf den Unterschied der Funde von Watsch und St. Michael hin, welcher nach seiner Ansicht darauf beruht, dass uns in Watsch die gleichzeitigen Bestattungen zweier verschiedener Volksstämme, eines herrschenden keltischen in den Skelet- und eines unterjochten illyrischen (südslavischen) in den Brandgräbern vorlägen, während in St. Michael die Ueberreste einer unvermischten und frei gebliebenen, rein illyrischen Bevölkerung, der Japuden, erhalten wären.

2. Ausgrabungen im Jahre 1885.

Anfang September 1885 machte Herr J. Szombathy, welcher seinerzeit als Secretär der Gesellschaft den Antrag zur Untersuchung der Fundplätze von St. Michael gestellt hatte, eine Recognoscirungstour dahin, bei welcher er von Herrn Ant. Burger aus Adelsberg begleitet war[1]). Er fand sowohl auf dem Hügelrücken Pod Mačkovcam als auch auf dem Abhange Za Polšno die zahlreichen Spuren der Raubgräberei der früheren Jahre. Seine am 9. und 10. September ausgeführten Versuchsgrabungen auf den Grundstücken des Martin Schantel (Pod Mačkovcam) und des Jos. Klement (Za Polšno)ergaben aber, dass doch noch einiges Terrain für eine regelrechte Untersuchung übrig geblieben war.

Pod Mačkovc ergab 5 Brandgräber in unregelmässiger Gruppirung, 1—3 m von einander entfernt. Sie liegen 50—80 cm tief und bilden 20—60 cm tiefe, 40 bis 70 cm breite, unregelmässig cylindrische Gruben, welche in den gewachsenen humösen Boden und zum Theil in den darunter liegenden dünnplattigen mergeligen Sandstein gegraben sind. Von diesen Gruben sind 4 nicht ausgekleidet, eine ist in ihrer unteren Hälfte mit faustgrossen Steinen rundum ausgelegt.

Sie sind vollständig mit Kohle und Asche erfüllt, in welcher man wenig calcinirte Knochen und

[1]) Die folgenden Angaben über die Ausgrabungen des Jahres 1885 beruhen auf freundlicher Mittheilung des Herrn Custos Szombathy.

die Beigaben verstreut findet. Die Bronzen sind allem Anscheine nach bereits zerbrochen in das Grab gelangt.

Um den oberen Rand dieser Grabkessel findet sich (in 50—80 cm Tiefe) in der Regel ein Saum von Kohle und Asche und über diesem eine Schichte von faust- bis kopfgrossen Steinen. Man ersieht hieraus, dass zuerst eine 50—80 cm tiefe und 1 bis 1·5 m breite Grube und am Grunde derselben das engere eigentliche Grab gegraben worden war.

Unter den in diesen 5 Gräbern gefundenen Beigaben befindet sich kein eiserner Gegenstand. Dagegen einige grosse Certosafibeln, Bronzeringe, Emailperlen.

Die Gräber Za Polšno waren in gleicher Weise wie die vorigen angelegt. Vier enthielten gar keine Beigaben, zwei waren mit eisernen Waffen ausgestattet, u. zw. enthielt das eine 2 gleiche Lanzenspitzen, von welchen eine gebrochen, die andere ganz, aber gekrümmt war, das andere 2 ungleich grosse Lanzenspitzen (resp. 1 Lanzen- und 1 Wurfspeerspitze) und 1 Beil.

In den folgenden Tagen setzte Herr Burger die Grabungen an den beiden in Angriff genommenen Stellen so weit, als der intacte Boden reichte, fort und machte ausserdem den ersten Grabungsversuch Pod Kazulem.

Trotz der Schritte, welche bei den Grundbesitzern und beim Gemeindevorsteher gemacht wurden, um der eingerissenen Raubgräberei Einhalt zu thun, gelang es nicht, derselben beizukommen, und als Herr Szombathy am 1. Mai 1886 St. Michael abermals besuchte, um ein Programm für die in's Auge gefassten umfassenderen Ausgrabungen vorzubereiten, fand er an mehreren Stellen, vor Allem aber auf dem Grunde des Klement (Za Polšno), den Raubbau auf jene Terrainreste ausgedehnt, welche für eine systematische Untersuchung zuerst in's Auge zu fassen gewesen wären. Musste hiemit die Hoffnung auf grössere zusammenhängende Funde aufgegeben werden, so blieben doch noch mehrere Stellen, auf welchen eine Nachlese gesucht werden konnte.

So zeigten sich auf dem westlichen Abhange des Grad reichliche Anhäufungen von Asche und Holzkohlen mit Topfscherben.

Glücklicherweise gelang es Herrn A. Burger. einen Theil der von den Raubgräbern erbeuteten Funde der Prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu sichern.

Im Ganzen wurden im Herbste 1885 177 Gräber geöffnet, u. zw. 49 Pod Mačkovcam, 84 Za Polšno und 44 Pod Kazulem. Weitaus die Mehrzahl derselben enthielt jedoch nichts als Brandasche in unregelmässigen, 40—70 cm unter der Erdoberfläche liegenden, 30—60 cm breiten und 20—40 cm tiefen Gruben, welche manchmal mit Schotter oder grösseren Steinen überdeckt waren. Die folgenden Angaben entnehme ich den von Herrn Burger nach Herrn Custos Szombathy's Anleitung geführten Aufschreibungen und ergänze sie nach dem mir vorliegenden Fundmateriale.

a) Za Polšno.

Lieferte 3 Serien von 31, 4 und 49 Gräbern: hier werden nur jene herausgehoben, von welchen Fundstücke vorliegen. Es sind dies:

Ser. I. *Grab 5:* 2 Perlen.

Grab 6: Fragmente einer vom Feuer zerstörten Certosafibel und eines Armringes aus Bronze.

Grab 9: Eiserne Lanzenspitze, 32 cm lang (davon die Dülle 7·5 cm).

Grab 10: Eiserne La Tène-Fibel, zerbrochen; 2 grosse gelbe Perlen von 3 cm Durchmesser, mit doppelten Reihen von Augen aus weissem und blauem Email, die eine zerbrochen, die andere zerschmolzen, eine kleinere blaue und eine bikonische Bronzeperle.

Grab 11: Fuss einer grossen bronzenen Certosafibel.

Grab 13: Halsring aus Bronze, Durchmesser 12·5 cm; Rest einer Certosafibel.

Grab 16: Unkenntliche Bronzereste, eiserne Klammer.

Grab 19: Eiserne Lanzenspitze, derart zusammengebogen, dass das Blatt die Dülle berührt und die Spitze wieder zum Ende der letzteren zurückkehrt, bei 49 cm lang, das Blatt 4·3 cm breit, dabei Reste einer kleinen bronzenen (Certosa?-) Fibel.

Grab 21: Bronzespuren von einer Fibel (und Ringen?).

Grab 23: Desgleichen, ferner 2 kleine Perlen.

Grab 25: Eiserne Lanzenspitze, 47 cm (das Blatt nur 15·5 cm) lang, nicht zusammengebogen.

Grab 29: 3 kleine Perlen, mehr oder minder vom Feuer angegriffen.

Ser. II. *Grab 2:* Fragment eines dünnen Bronze-Armringes.

Grab 4: Fragmente einer Certosafibel, ferner 1 (vielleicht zu derselben gehörige) gelbe Perle mit einer Doppelreihe weisser und blauer Augen, an einer Bronzeachse steckend.

Ser. III. *Grab 1:* Verbogener, 1 cm dicker Bronzestab (Fibelbügel?), an dessen Ende ein Bronzelappen durch umgewundenen Draht befestigt ist.

Grab 2: Die beiden Knöpfe einer grossen Certosafibel.

Grab 9: Gänzlich zerschmolzene, grosse, gelbe Glasperle mit weissen und blauen Augen.

Grab 11: Unkenntliche Bronzespuren (von einer Certosafibel?).

Grab 15: Fragmente eines stabrunden bronzenen Oberarmringes mit übereinandergreifenden Enden.

Grab 17: Fuss einer sehr grossen Certosafibel.

Grab 18: Gebogener Bronzestab (Ringfragment).

Grab 19: Verbogenes Bronzeblechfragment.

Grab 21: Certosafibel, 13 cm lang, mehrere gebogene runde Bronzestäbe (Fragmente von Hals- oder Oberarmringen).

Grab 22: Rest einer eisernen Lanzenspitze.

Grab 23: Fragment eines bronzenen Oberarmringes mit Sförmigem Ende und Spirale (wie 25).

Grab 24: Bruchstück einer grossen eisernen La Tène-Fibel, 8·5 cm lang.

Grab 25: 2 stabrunde bronzene Oberarmringe (Durchmesser 11·3 cm), mit übereinandergreifenden Enden: das obere Ende ist zuerst nach rückwärts, dann nach vorwärts umgebogen und endet in einer Spirale. Ferner der Bügelknopf einer Certosafibel.

Grab 26: Eiserne Lanzenspitze (Dülle und Spitze fehlt), 17·5 cm lang; bronzene La Tène-Fibel mit um das Bügelende geschlungener Sehne und nicht mit dem Bügel verbundenem Schlussknopf.

Grab 28: Stark beschädigte eiserne Lanzenspitze; schöne bronzene Certosafibel von der selteneren, Taf. VI, Fig. 2 abgebildeten Form, 11·7 cm lang, loser Bügelknopf einer noch grösseren Certosafibel der gewöhnlichen Form. Durchmesser 2·5 cm.

Grab 29: Schlanke, eiserne Lanzenspitze, mit starker Mittelrippe, wohl erhalten, nur leicht gekrümmt und an der äussersten Spitze etwas verbogen, 40 (davon die Dülle 14) cm lang, das Blatt im Maximum 3·8 cm breit.

Grab 30: Fragment einer sehr langen, eisernen Lanzenspitze jenes charakteristischen, seltenen La Tène-Typus, bei welchem zwischen Dülle und Blatt ein langgedehnter, vierkantiger Eisenstab auftritt. Dieser ist hier mitten entzwei gebrochen und nur die untere Hälfte erhalten; fragmentirte eiserne La Tène-Fibel mit doppelter Spiralwindung an jeder Seite des Bügelendes und zurückgebogenem, am Ende hülsenartig den Bügel umfassendem Schlussstück.

Grab 31: Fragmente bronzener Oberarm- oder Halsringe, mit Sförmigem Ende und einer Certosafibel; ferner eine ganze Certosafibel, 15 cm lang, deren Bügel lose in einem cylindrischen (aus einem 4 mm breiten Bronzeblechstreifen in circa 15 Windungen gebildeten), 8 cm langen, 2·5 cm breiten Spiralwulste steckt (Taf. VI, Fig. 27).

Grab 32: Drei kleine blaue Glasperlchen mit weissen Augen.

Grab 33: Eiserne Lanzenspitze mit starker Mittelrippe und geradlinig begrenztem Blatte, 32·7 (davon die Dülle 11) cm lang, das Blatt unten 3·7 cm breit; eines jener in St. Michael verhältnissmässig häufigen Waffenstücke, die sich in ihrem Brandkohlenbett so wohl erhalten haben, dass man noch die ursprüngliche Schärfe des Metalls, sowie andere Details der Ausführung erkennen mag. Bronzene Certosafibel der gewöhnlichen, für diesen Fundort charakteristischen Form, 16·3 cm lang.

Grab 34: Fragment einer ebensolchen Certosafibel und mehrerer dicker, gebogener Bronzestäbe (Halsringe).

Grab 35: Scheibenförmiger Zierat aus Bronze, 4·2 cm Dm., mit einem kleinen Wulst am Rande und um das 1·7 cm breite Mittelloch; hatte an einer jetzt abgebrochenen Randstelle ein zweites, kleines Loch zum Anhängen.

Grab 37: Certosafibel der gewöhnlichen Form, 11 cm lang; stabrunder, bronzener Oberarmring mit S- und spiralförmigem Ende; kleine Bronzestab-Fragmente.

Grab 38: Fragmente kleiner, spiraliger Handgelenkringe (Dm. 4·7 cm) aus bandförmigen, 6 mm breiten Bronzestreifen, wahrscheinlich 2 Ringe.

Grab 39: Ausserordentlich (54·5 cm) lange, eiserne Lanzenspitze des oben (Grab 30) gedachten Typus, wohlerhalten, jedoch ziemlich verkrümmt. Die Dülle misst nur 10, der vierkantige Stab (Hals 1·9 cm breit) 28, das nur 2·8 cm (max.) breite Blatt 16·5 cm Länge, eine höchst eigenthümliche, an das Pilum und die späteren germanischen Wurfspeere erinnernde Waffe (Taf. V, Fig. 9); eiserner Speerschuh, konisch, 5·3 cm lang, unten durch den Gebrauch abgestumpft; verkrümmter Eisennagel, 4·5 cm lang, mit hütchenförmigem, 2·7 cm breitem Kopfe; bronzener Halsring, mit spiralig eingerollten Enden, Dm. 16 cm, circa 5·5 cm weit offen, aus einem runden, 8 mm starken Bronzestab; Handgelenkring, Dm. 7·7 cm, aus einem runden, 4 mm starken Bronzestab; ferner andere Bronzestab-Fragmente und 4 weisse, mit gelbbraunen Augen verzierte Glasperlchen.

Grab 40: Fragment einer bronzenen Certosafibel; weisse Glasperle mit 3 blassrosafarbenen Augen. Dm. 1·3 cm.

Grab 42: Cylindrischer bronzener Fingerring, Dm. 2·8 cm, aus einem 4 mm starken, 12 mm breiten Reifen; blaues Glasperlchen mit weissem Zickzackstreifen.

Grab 45: Eisenklammer.

Grab 47: Fragment einer Certosafibel.

b) Pod Kazulem.

Hier wurden in 2 Serien 24 und 30, wohl ausschliesslich intacte Gräber geöffnet, von welchen die Mehrzahl Funde ergab. Es waren dies:

Ser. I. *Grab 1:* Grosse rothe Urne, bauchig, mit bogenförmigen, etwas abstehenden Wülstchen verziert, zerbrochen; dickrandige Thonschale, ebenso; Fragmente einer bronzenen Brillenfibel.

Grab 2: 1 Brillenfibel und 1 winziges Glasperlchen (3·5 mm Dm.).

Grab 3: Kleine Thonschale, 6·5 cm hoch, 16 cm breit.

Grab 4: Eisenfragmente (von einer Bogenfibel).

Grab 5: Fragmente von 2 Brillenfibeln, einer grösseren von 5 und einer kleineren von 4·3 cm Scheibendurchmesser; kleine Bronze- und Eisenfragmente.

Grab 7: Thonschale mit 4 Doppelwärzchen am Rande, 8·5 cm hoch.

Grab 8: Kleine Bronze- und Eisenreste.

Grab 10: Thonschale mit Randwärzchen, 6·5 cm hoch; Bruchstücke zweier Brillenfibeln, eines stabrunden, eisernen Hals- oder Oberarmringes von geringer Stärke, einer eisernen Bogenfibel ohne zweite Bügelschleife; ferner ein hohles, dreieckiges Bronze-Anhängsel, 2·5 cm lang.

Grab 11: Thonschale, 8 cm hoch; Bruchstücke zweier Brillenfibeln von ungleicher Grösse; hohles, dreieckiges Bronze-Anhängsel.

Grab 16: Thonschale, 7·5 cm hoch, 19 cm breit; eiserne Bogenfibel, mit zweiter Schleife über dem dreieckigen Nadelhalterblatte, Spannweite 9·2 cm, aus einem feinkantig geschmiedeten Stabe.

Grab 17: Bruchstücke einer grossen Thonschale; ein Stückchen Bronze.

Grab 20: Bronzene Bogenfibel von grosser Spannweite, nur die obere Hälfte erhalten, aus einem am Bügel 4·5 mm starken Drahte.

Grab 22: Sehr grosse, dünnwandige, bauchige Urne aus gelbrothem Thon; Thonschale mit doppelten Randwärzchen, beide in Fragmenten; Brillenfibel; bronzene Bogenfibel von grosser Spannweite, untere Hälfte mit kleinem dreieckigen Nadelhalter ohne zweite Schlinge, etwas verbogen; könnte mit dem im Grabe 20 enthaltenen Fragment ein Stück gebildet haben; Endstück eines sehr dünnen, eisernen Halsringes mit umgerollten Enden; Fingerring aus Bronzeblech; andere Eisenfragmente.

Grab 23: Thonschale, 8·5 cm hoch.

Ser. II. *Grab 1:* Eisennadel (von einer Bogenfibel?), 10·7 cm lang.

Grab 2: 2 eiserne Handgelenkringe, Dm. 7·5 cm.

Grab 9: Bronzespirale aus dünnem Draht (von einer Brillenfibel?).

Grab 12: 2 Eisenstiften, 1 Bronzenadelfragment.

Grab 13: Fragmente einer Brillenfibel aus starkem Draht und eines bronzenen Handgelenkringes.

Grab 14: Kleine eiserne Bogenfibel, fragmentirt; Spannung circa 7 cm.

Grab 15: Bruchstücke einer grossen rothen Urne; zwei Brillenfibeln von ungleicher Grösse (Scheibendurchmesser der einen 3·8, der andern 3·2 cm); Fragment eines eisernen Handgelenkringes.

Grab 16: Brillenfibel, 11 cm lang; Bruchstück eines bronzenen Handgelenkringes.

Grab 17: Kleines Eisenblechfragment.

Grab 21: Halber bronzener Handgelenkring, mit Gürteln von Querrillen, Dm. 7·4 cm, massiv, 7 mm stark; Eisennadel mit gerolltem Oehr, 7·7 cm lang.

Grab 23: Grosse, bauchige, braune Urne in Fragmenten; zerbrochene Thonschale, 8·2 cm hoch; Eisennadel mit gerolltem Oehr und einer Biegung unterhalb desselben (Gewandnadel), 9·2 cm lang.

Grab 24: Grosse rothe Urne, am stark gewölbten Bauch mit bogenförmig gekrümmten Wülstchen verziert, in Fragmenten; Bruchstücke einer rothen Thonschale; birnförmiger Thonwirtel, 2·5 cm hoch, 3·3 breit; Bruchstücke einer eisernen Bogenfibel, einer bronzenen Brillenfibel und eines beilförmigen, hohlen Bronze-Anhängsels.

Grab 25: Thonschale in Fragmenten.

Grab 26: Fragmente einer bronzenen Brillenfibel.

Grab 27: Thonschale, 10 cm hoch, mit 1 cm starker Wandung und 1·6 cm dickem Boden; Bruchstücke einer Brillenfibel; ganzer bronzener Handgelenkring, offen, 6·7 cm breit, aus einem leicht nach auswärts gewölbten, in der Mitte 2 cm breiten, gegen die Enden bis zu 1 cm abschmalenden Blechstreifen.

c) Pod Mačkovcam.

Hier wurden 8 Brandgräber geöffnet, von welchen 4 Beigabenreste enthielten, und zwar:

Grab 2: 2 Glasperlen (1 grosse, blaue, im Feuer zerstört und 1 kleine, blaugrüne, mit weissblauen Augen).

Grab 3: Bruchstücke eines bronzenen Oberarmringes mit S förmig zurückgebogenem Spiralende.

Grab 4: 6 blaue Glasperlen (4 kleine, 2 grössere, eine der letzteren mit gelbem Zickzackband); flacher Bronzeknopf (von einer Certosafibel?).

Grab 7: Bruchstücke einer Certosafibel und eines Oberarmringes mit S förmigem Ende.

d) Mačkovc (Mačtouz).

Diese Fundstelle ergab in 3 Serien 9, 10 und 22 Gräber. Es lieferten:

Ser. I. *Grab 2:* Fragmente einer Certosafibel.

Grab 3: 10 gelbe Glasperlen von verschiedener Grösse bis zu 2·2 cm Dm., sämmtlich mit doppelten Reihen weissblauer Augen, 2 ganz, die übrigen zerbrochen; 1 lichtgrüne, mit doppelter blauweisser Augenreihe, 1 lichtgelbe und 1 dunkelblaue mit emaillirten Zickzackbändern.

Ser. II. *Grab 4:* Zerbrochene Thonschale mit eingebogenem Rand, 8·5 cm hoch (gleich denen vom Grabfelde „Pod Kazulem").

Grab 5: Eisennagel, vierkantig, 7 cm lang.

Grab 7: Fibelbügel aus Bronzeblech, leicht convex, halbkreisförmig gebogen, in der Mitte 1·9 cm breit, gegen die Enden abschmalend, mit kleiner Nadelscheide und einer aus Eisen angesetzten Nadelschleife (Taf. VI, Fig. 26); Brillenfibel, 6·8 cm lang; Bruchstück eines eisernen Handgelenkringes.

Grab 8: Bronzering, Dm. 3·8 cm, mit 7 peripherischen Ansätzen; Bruchstück einer eisernen Bogenfibel; blaues Glasperlchen.

Ser. III. *Grab 2:* Fragmente eiserner Handgelenkringe und eines krummen Eisenmessers (?).

Grab 3: 2 eiserne Handgelenkringe, eine eiserne Bogenfibel, 8 cm weit, die Schleife aus 4kantig geschmiedetem Draht; Bruchstücke einer bronzenen Fibel, 2 kleine blaue Glasperlen (die eine mit gelben Ringen geziert).

Grab 6: Bronzene Schmucknadel, 8·3 cm lang, mit 2 kleinen Schwellungen unter dem nietenförmigen Kopfe.

Grab 7: Einige Eisenfragmente von Ringen oder Fibeln.

Grab 9: Fragmente einer bronzenen Schmucknadel.

Grab 11: 2 bronzene und 2 eiserne Handgelenkringe; bronzene Bogenfibel aus dünnem Draht, der Bügel stabrund, die Schleife 4kantig, 8 cm weit, 5·5 cm hoch; Fragment eines Bronzeringes mit kleinem Oehr; andere Eisenfragmente (darunter solche von einem cylindrischen, 2·9 cm hohen Handgelenkring).

Grab 12: Eiserne Bogenfibel, 8·5 cm weit.

Grab 13: Brillenfibel, 11 cm lang.

Grab 14: Halber bronzener Handgelenkring, Dm. 6·1 cm.

Grab 15: Fragment einer Bronzenadel mit gerolltem, etwas zurückgebogenem Kopf.

Grab 17: Bruchstück eines eisernen Handgelenkringes.

Grab 18: Fragmentirte bronzene Sichelfibel, circa 7·5 cm weit, das nur 1·5 cm breite Bügelblatt zeigt in der Mitte eine Reihe von eingeschlagenen Punkten, am Rand eine solche von Durchbohrungen für Anhängsel; der entgegengesetzte innere Rand ist rückenartig verdickt.

Grab 19: Bronzenadel-Fragment, 9·2 cm lang.

Grab 21: Gürtelhaken aus doppeltem Bronzedraht.

Meine eigene Erfahrung lässt mich vermuthen, dass unter den vorstehenden, von Herrn Burger untersuchten Gräbern, namentlich auf Za Polšno und Mačkovc sich einige bereits ausgeplünderte befanden, aus welchen nur die den Raubgräbern entgangenen kleineren Objecte und Fragmente gerettet wurden. Wenn aber auch nur eine geringe Zahl von Gräbern über die einstige Ausstattung der verschiedenen Nekropolen wirklich Aufschluss gibt, so sind diese wenigen doch sehr werthvoll, da sie zeigen, welche Formen überhaupt auf diesem Grabfelde vorkommen, so dass man darnach die weitaus überwiegende Menge der von unberufenen Händen in St. Michael erbeuteten Fundstücke nach ihrer Zugehörigkeit bestimmen kann. Die Gräber am Fusse des Kazuls und die zuletzt beschriebenen auf dem Mačkovc nehmen durch ihr höheres Alter eine entschiedene Sonderstellung ein. Die mit Eisenwaffen ausgestatteten Brandgräber scheinen ausschliesslich dem Felde Za Polšno anzugehören. Die durch Certosafibeln ohne Eisenwaffen charakterisirten Gräber vertheilen sich in einem nicht mehr genau festzustellenden Verhältniss auf Za Polšno und Pod Mačkovcam. Ich sehe mich daher genöthigt, in dem dritten der weiter unten folgenden Abschnitte ungeschieden dasjenige anzuführen, was von diesen beiden Begräbnissplätzen ohne nähere Fundangabe vorliegt.

3. Ausgrabungen im Jahre 1886.

Zur Bergung der Nachlese, welche bei den geschilderten misslichen Umständen allein noch erwartet werden konnte, begab ich mich im September 1886, abermals begleitet und unterstützt von Herrn A. Burger, auf 3 Wochen nach St. Michael und liess an den verschiedensten Stellen des Grad und seiner Umgebung theils intacte, theils bereits systemlos ausgeplünderte Plätze, an welchen noch Funde zu hoffen waren, durchgraben. Dabei ergaben sich:

a) Za Polšno.

12 noch erkennbare einzelne und mehrere durch Raubgräberei zerstörte Brandgruben, 50 cm bis 1 m tief, ohne Verkleidung durch Steine, mit Asche und Kohlenstaub gefüllt, theilweise bereits sondirt und vielleicht auch einzelner Beigaben beraubt. An Beigaben enthielt:

Grab 1: 1 bronzenen Fingerring, breit, cylindrisch.

Grab 2: Fragmente von 2 grossen Certosafibeln, 1 Bronzefingerring, 1 Bronzespirale vom Ende eines Halsrings.

Grab 3: Fragmente einer kleinen Certosafibel.

Grab 4: 1 längere und 1 kürzere Lanzenspitze, 1 einschneidiges krummes Schwert, 1 Beilklinge; sämmtlich von Eisen.

Grab 5: Fragmente von 1 Bronze-Armreif, 1 Certosafibel, 1 bronzenen Fingerring.

Grab 6: 1 kleine bronzene Armbrustfibel, Fragment einer Certosafibel, 2 blaue Glasperlen.

Grab 7: kleine Kettenglieder aus Bronze, 1 lichtblaugrüne Glasperle mit dunkelblauen, weiss verzierten Augen.

Grab 8: Bruchstück einer grossen Certosafibel.

Grab 9: Desgleichen.

Grab 10: Desgleichen, besser erhalten.

Grab 11: 1 eiserne Lanzenspitze (das Grab war bereits geöffnet und enthielt wohl mehr als dieses eine Stück).

Grab 12: Bruchstücke zweier Certosafibeln, eines Armreifes und eines Fingerringes aus Bronze, 1 gelbe Glasperle mit blauen Augen.

Die zerstörten Gräber enthielten noch: 28 Glasperlen und Fragmente solcher, darunter 2 sehr grosse, verschieden gefärbt, mit Augen- oder Zickzackverzierung. 1 mit Buckeln, ferner Fragmente von Certosafibeln, einer eisernen Nadel und 1 Stück Bronze von unkenntlicher Gestalt.

b) Pod Kazulem.

Dreierlei Bestattungsweise: 1. in offenen Brandgruben, wie auf dem Felde Za Polšno; 2. in Urnen, welche manchmal mit umgestürzten Schalen zugedeckt waren; selten fand sich in einem kleinen Abstand vom oberen Rand der Urne ein flacher Feldstein darübergelegt. Die Urnen enthielten den Leichenbrand (Asche, Kohle und calcinirte Knochenstückchen, manchmal auch Schneckengehäuse) und die fast immer vom Feuer angegriffenen Beigaben; 3. in ganzen Skeletten, welche leicht mit Erde und darüber mit unregelmässigen flachen Feldsteinen (6 bis 8 Stück) zugedeckt waren. Die Skelette lagen auf dem Rücken mit dem Kopfe nach Osten, den Füssen nach Westen, genau in den Zwischenräumen der Brandgruben oder Urnengräber, da wo sie im Folgenden angegeben sind. Das erste (8) war über 2 m lang, das nächste (9) von einem Kinde, das dritte (20) von einem mittelgrossen Erwachsenen.

Grab 1: Urne mit Deckelschale, 1 grössere, 1 kleinere Brillenfibel, 1 Bronzenadel, 1 eiserner Armreif in Fragmenten, verzierte Bronzeblech-Bruchstücke.

Grab 2: Dickwandige rothe Urne, dünne rothe Schale, 1 eiserner Armring, 1 grosse Brillenfibel in Bruchstücken, 1 lichtblaues Glasperlchen.

Grab 3: Urne und Schale in Trümmern, Bruchstücke einer bronzenen Halbmond- oder Sichelfibel mit Anhängseln, wovon 1 Kette und einige Bleche erhalten. Fragmente einer Armbrustfibel, zweier Brillenfibeln, einer Bronzenadel, etliche Glasperlen.

Grab 4: Brandgrube ohne Gefässe, 2 Bogenfibeln, 4 Armringe, einige unkenntliche Fragmente aus Eisen, 1 glockenförmiges Bronze-Anhängsel.

Grab 5 und *6*: Brandgruben dicht nebeneinander, Beigaben nicht zu trennen; Bronzefragmente von einer Halbmond- oder Sichelfibel, 1 Brillen-, 1 Armbrustfibel. Anhängseln und 1 Bronze-Armreif.

Grab 7: Rothe Urne mit Deckelschale; 1 Brillenfibel, ganz, und Bruchstücke einer zweiten; 2 eiserne Bogen- und 1 bronzene Armbrustfibel in Fragmenten; zerstörtes Armband aus doppeltem, gefalztem Bronzeblech und andere unkenntliche Bronzeschmuckstücke; massiver Armreif aus Bronze; 2 grosse Emailperlen aus rostbrauner Masse mit gelben concentrischen Ringen, 1 ganz, 1 zerschmolzen; 1 geschnitztes und durchbohrtes Knochenstückchen (Perlenschnurhälter).

Grab 8: Skeletgrab ohne Beigaben.

Grab 9: Desgleichen.

Grab 10: Brandgrube ohne Gefässe; 2 eiserne Handgelenkringe, dreieckiges Blechanhängsel an langem bronzenen Kettchen.

Grab 11: Brandgrube: 12 runde Bronzeschüppchen mit centralem Oehr an der concaven Unterseite; 3 geschnitzte länglich-vierkantige Knochenstückchen mit Kreisornament und Reihen von Durchbohrungen (Perlenschnurhälter).

Grab 12: Urne fast ganz zerstört, in derselben etwas Pech, sonst keine Beigaben.

Grab 13: Rothe Urne mit Deckelschale; Leichenbrand ohne Beigaben.

Grab 14: Brandgrube; 2 massive Bronze-Handgelenkringe.

Grab 15: Rothe Urne mit Leichenbrand, Schale als Deckel, kleiner Topf als Beigefäss; im Leichenbrand: 1 eiserne Bogenfibel; 2 massive Bronze-Armringe; Kettenfragmente und ein dünnes Ringlein aus Bronze.

Grab 16: Brandgrube; kleine eiserne Bogenfibel, 2 massive Bronze-Armringe; 1 glockenförmiges Bronze-Anhängsel, Bruchstück eines bronzenen Knoten-Armreifs, diverse Bronzefragmente (Draht und Blechstückchen).

Grab 17: Brandgrube; eiserne Bogenfibel, bronzene Brillenfibel, Eisennadel mit gerolltem Ende, schuppenförmiges Bronzeknöpfchen, Bronzespiralscheibe.

Grab 18: Rothe Urne mit grauer Deckelschale, Leichenbrand ohne Beigaben.

Grab 19: Rothe Urne mit Leichenbrand ohne Beigaben.

Grab 20: Skeletgrab mit dem Bruchstück eines offenen eisernen Halsreifen.

Grab 21: Brandgrube; Fragmente zweier Brillenfibeln und ein Stückchen Bronzeblech.

Grab 22: Brandgrube; 1 Bogenfibel und 1 Armring aus Eisen, beide zerbrochen, 1 Bronzenadel mit mehreren Knöpfen, ebenso.

Grab 23: Brandgrube; Bruchstücke zweier Brillenfibeln und einer Bronzenadel mit gerolltem Ende.

Grab 24: Brandgrube: Bruchstück eines bronzenen Halsrings; Blechfragmente.

Grab 25: Desgleichen. Bronzene Bogenfibel fragmentirt, 1 Bronzeschüppchen mit Oehr.

Grab 26: Desgleichen. Ein zusammengebogenes längliches Stück dünnen Eisenblechs.

Grab 27 und *28:* Brandgruben, deren Inhalt so vermengt war, dass die Beigaben nicht zu trennen sind; aus Eisen: ein Armreiffragment, Bügel- und Nadelbruchstück einer Bogenfibel; aus Bronze: 1 Brillenfibel, Nadelbruchstücke, Fragment einer Sichelfibel.

Grab 29: Brandgrube; 2 grosse eiserne Bogenfibeln, 1 zerstörte Brillenfibel.

Grab 30: Brandgrube; Bronzenadel-Fragment; Bruchstück eines eisernen, nach abwärts gekrümmten Messers, 1 Eisenblechstück.

Zehn fernere Gräber, welche zum Theil zwischen den vorigen lagen, enthielten weder Gefässe noch Beigaben oder nur geringe Spuren einer vom Brande völlig zerstörten Ausstattung der Leiche. Der Eintritt schlechter Witterung gegen das Ende des Monats nöthigte mich, die Arbeit abzubrechen und einen kleinen Streifen des Feldes den Arbeitern, die ich bei der Ausgrabung beschäftigt hatte, zur späteren Durchsuchung zu überlassen. Die hier gefundenen Gegenstände gelangten durch Vermittlung des Herrn A. Burger in die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums. Sie stammen aus folgenden Gräbern, in welchen namentlich die Urnen, weil sie tiefer lagen, besser erhalten waren.

Grab 31: Urne mit Deckelschale. 1 grosse und 1 kleinere Brillenfibel, fragmentirt; zur ersteren gehört ein Bronzescheibchen, welches die inneren Windungen der einen Spirale verdeckte; das zweite ist nicht erhalten.

Grab 32: Urne mit Deckelschale. 1 Brillenfibel 2 eiserne Bogenfibeln, 1 breiter eiserner Armring, fragmentirt.

Grab 33: Urne mit Deckelschale. 1 Bogenfibel aus Eisen, 2 Armringe aus Bronze, 2 (Ohr-) Ringe aus dünnem Eisendraht, 1 blaue Glasperle.

Grab 34: Zerstörte Urne, darin Leichenbrand und 1 Schleifstein aus gelbem Sandstein.

Grab 35: Skeletgrab mit dem Fragment eines offenen eisernen Armreifens.

Unter der Bezeichnung „aus verschiedenen Gräbern" enthielt dieser Nachtrag ferner 2 eiserne Bogenfibeln, 1 ganze und 1 zerstörte Brillenfibel, 1 Eisennadel mit gerolltem Oehr, 1 Bronze-Armring, zahlreiche kleine Eisen- und Bronzefragmente, blaue und grüne Emailperlen und Bruchstücke solcher, ferner einen halben Steinhammer, der angeblich Pod Mačkovcam gefunden wurde.

c) Grad und Mačkovc.

Nachdem die Erfolglosigkeit weiterer Anstrengungen auf dem Felde Za Polšno hinlänglich constatirt war, wurden, vor dem Angriff auf die Fundstelle Pod Kazulem, an verschiedenen Stellen des Grad und seiner Aussenwerke Einschnitte gemacht, die aber ein vorwiegend negatives Resultat ergaben. Spuren von Kohle und schlecht gebrannter Thongefässe zeigten sich am östlichen Abhange des Kazul,

Brand-, wahrscheinlich Herdgruben mit angebrannter Erde, Kohle und einem Stückchen Bronze (von einer Certosafibel) auf der mit Gebüsch und Farnkraut bedeckten Hügelkuppe, die in der nordöstlichen Ecke des Kärtchens S. 218 ersichtlich ist. In dem Thaleinschnitte, welcher den Hügelrücken Pod Mačkovcam südöstlich begleitet, wurden an einer Stelle, wo angeblich kurz vorher ein Helm und andere Bronzen von Raubgräbern erbeutet worden waren, einige Brandgruben geöffnet, die aber ausser Asche und Kohle nichts enthielten. Auch der Hügelrücken selbst ergab keine weiteren Funde. Innerhalb der beiden Schenkel des gekrümmten Walles an der Nordwestecke des Grad, wo Hochstetter und Deschmann einen Skeletfund verzeichnen, kamen nur spärliche Fragmente ungedrehter Thongefässe zum Vorschein, wie sie als Reste der alten Ansiedlung wohl über die ganze umwallte Fläche derselben zerstreut liegen mögen. Bemerkenswerther erscheint der Fund zahlreicher Thongefässfragmente, welche auf dem Mačkovc, dem nordwestlichen, zum Theil von natürlichen Felsmauern umgürteten Aussenwerk des Grad in den mit Erde und Graswuchs bedeckten Felsspalten des Karstbodens zerstreut lagen. Hier zeigten sich nicht nur Bruchstücke solcher Gefässe, wie sie in den Gräbern Pod Kazulem als Urnen und Deckelschalen verwendet sind, sondern auch Reste grosser dickwandiger Weinkrüge aus feinem gelbem Thon (dolia) und kleiner an den Rändern scharf profilirter Töpfe aus lichtgrauem, mit Sand gemengtem Material, die zum Theil mit Sicherheit auf eine sehr späte Periode bezogen werden dürfen. Am Nordrande der kleinen Hügelfläche konnte auch ein Brandgrab constatirt werden, das ausser calcinirten Knochenstückchen nur Spuren fast ganz zerstörter eiserner Beigaben enthielt. Zu Fortsetzungen waren alle diese Versuche so wenig einladend, dass nach Einbringung der Maisernte die Arbeit sofort auf das nunmehr frei gewordene Gräberfeld Pod Kazulem verlegt wurde.

III. Verzeichniss der Funde.

Der folgenden Aufzählung und Beschreibung des mir zugänglichen Fundmaterials liegen die beiden in Wien befindlichen Sammlungen prähistorischer Gegenstände aus St. Michael zu Grunde. Die eine, im k. k. Hofmuseum, stammt zum grösseren Theil aus den Grabungen der Anthropologischen Gesellschaft, zum kleineren aus Ankäufen des Museums, die andere im Besitze Sr. Durchlaucht des Prinzen Ernst zu Windischgrätz, dem hier für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er diesen Theil seiner reichen Collectionen zur Publication zur Verfügung stellte, auf's Wärmste gedankt sei, ist ebenfalls theils durch eigene Grabungen Sr. Durchlaucht, theils durch Ankäufe erworben. In der Sammlung Windischgrätz ist von den im II. Abschnitte angeführten Localitäten das Grabfeld Pod Kazulem schwächer (nur durch einzelne Stücke), die Nekropole Za Polšno durch auserlesene Serien schöner Eisenwaffen und die Begräbnissstätte Pod Mačkovcam durch ungemein zahlreiche jüngere „Hallstätter" Bronzen vertreten. Im folgenden Fundverzeichniss sind die im k. k. Hofmuseum bewahrten Stücke und Serien mit Hm., die im Besitze des Fürsten Windischgrätz befindlichen mit Wg. bezeichnet. In den Abschnitten A—C ist, wo keine solche Angabe steht, Hm., im Abschnitt D aber Wg. anzunehmen.

A. Pod Kazulem.

1. Thongefässe.

a) Urnen. Gefunden wurden 1885: 5 Stück, 1886: 14 Stück, davon konnten jedoch bisher nur 10 restaurirt werden (2 der letzteren ohne den Rand, welcher bei der seichten Lage mehrerer Gräber in dem schrägen Terrain durch die Feldarbeit zerstört wurde und gänzlich verschwunden ist); die Fragmente der übrigen liessen die Gefässformen noch mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen.

α) Halsurne, aussen und innen roth (Taf. III, Fig. 1), ausgegraben (1885) von A. Burger, Inhalt unbekannt; H. 38·5, Bauchdm. 35·5, Bodendm. 13, Mdgsdm. 25 cm, zwischen Bauch und Hals mit länglichen, horizontalen, durch Eindrücke in 3 Wärzchen gegliederten Ansätzen verziert. Diese in weiter nördlich gelegenen, alpinen und subalpinen Fundorten sehr häufige, auch noch in Watsch wiederholt vorkommende Form ist an unserem Fundort nur durch ein einziges Stück vertreten.

β) Bauchurne, aussen rothgelb, innen schwarz (Taf. III, Fig. 2), Grab 31 (1886), H. 44, Bauchdm. 41·5, Bodendm. 12·3, Mdgsdm. 27·5 cm, hat an zwei einander gegenüberliegenden Stellen, etwas oberhalb der grössten Bauchung, kleine, schräg nach aufwärts stehende Henkelchen; links von dem einen derselben ist eine Reihe von umlaufenden Daumeneindrücken begonnen, die aber nach dem dritten wieder abbricht. Bei der Bildung des Mundsaumes scheint eine Vorrichtung zum Drehen oder zur sonstigen mechanischen Profilirung mitgeholfen zu haben. Diese, allen übrigen Urnen von St. Michael mit geringfügigen Abweichungen gemeinsame Form ist in Watsch sehr selten (meines Wissens nur durch ein rothbemaltes, mit schwarzen Bändern geziertes, nicht am Orte gearbeitetes Stück

vertreten), dagegen in Sta. Lucia, wo sie zu den einheimischen Typen gehört, häufiger (s. Marchesetti, Sta. Lucia, Taf. IV, Fig. 5, 8), nicht aber wie an unserem Fundorte die fast ausschliessliche Form der vorkommenden Aschengefässe. Auch die Technik der von Sta. Lucia stammenden Stücke dieses Typus stimmt genau mit derjenigen unserer, speciell des hier abgebildeten, überein.

γ) Bauchurne, aussen rothbraun, innen dunkelbraun, Grab 32 (1886), H. 37, Bauchdm. 38·4, Bodendm. 13, Mdgsdm. 24·6 cm, hat an denselben Stellen, wie die vorige, zwei in flachen Bogen aufgeklebte Wülstchen, welche jedoch nicht henkelartig abstehen, sondern ganz am Gefässkörper anliegen.

δ) Bauchurne, aussen und innen hellroth, von etwas plumperer Form als die vorigen und ohne Spur eines mechanischen Hilfsmittels bei der Bildung des Mundsaumes, auch ohne jede Verzierung. Grab 33 (1886), H. 43, Bauchdm. 40·3, Bodendm. 15·5, Mdgsdm. 27 cm.

ε) Bauchurne, aussen rothbraun, innen graubraun, den besseren Stücken (β, γ) ähnlich profilirt, unverziert. Grab 1 (1886), H. 32·5, Bauchdm. 32·6, Bodendm. 11·6, Mdgsdm. 22·5 cm.

ζ) Bauchurne, nur der Gefässkörper ohne Rand erhalten, aussen und innen rothbraun, dickwandig, grösser, aber relativ schlanker, als alle übrigen. Grab 18 (1886), Höhe über 50, Bauchdm. 43, Bodendm. 12·7 cm.

η) Bauchurne, gleicher Erhaltungszustand wie bei ζ, aussen und innen graubraun, dickwandig; der Körper dieser Urne nähert sich am meisten unter allen der Kugelgestalt. Grab 19 (1886), Höhe über 40, Bauchdm. 42·5 cm. Die beiden Nachbargefässe ζ und η waren ganz zerdrückt und lagen die Scherben theilweise durcheinander.

Nicht restaurirbar zeigten sich folgende Urnen, von welchen daher auch keine Masse angegeben werden können:

ϑ) Bauchurne, aussen und innen braunroth, ähnlich γ. Grab 7 (1886).

ι) Bauchurne, aussen und innen braunroth, dickwandig, ähnlich β. Grab 2 (1886). Die angeklebten henkelartigen Wülstchen, welche ganz am Gefässkörper anliegen, bilden einen hochaufsteigenden, 5·5 cm breiten Bogen.

κ) Bauchurne, ganz ebenso, Grab 3 (1886). Die Wülstchen bilden ganz flache (fast horizontale) Bogen.

λ) Urne und Beigefäss (Topf), Grab 15 (1886). Von beiden ist nur der Boden erhalten.

μ) Urne, roth, sehr schlecht gebrannt, fast ganz zerfallen. Grab 13 (1886).

Aus den Funden des Jahres 1885 wurden ferner zusammengesetzt:

ν) Bauchurne aus porösem Thon, aussen und innen rothgelb mit kleinen, nur wenig vom Gefässkörper abstehenden Henkelchen; neben dem einen der letzteren laufen 3 rundliche Eindrücke in der Richtung der Peripherie, H. 46·5, Bauchdm. 44, Bodendm. 13, Mdgsdm. 30 cm, Ser. I, Grab 1.

ο) Urne von gleicher Form und Farbe mit Henkelchen, doch ohne Fingereindrücke, H. 45, Bauchdm. 39·7, Bodendm. 12·5, Mdgsdm. 27·6 cm, Ser. I, Grab 22.

π) Urne von gleicher Form, aussen und innen dunkelbraun, henkellos, viel stärker im Thon als die vorigen; H. 33, Bauchdm. 35·5, Bodendm. 13, Mdgsdm. 23·2 cm, Ser. II, Grab 24.

Von den übrigen Urnen sind nur spärliche Bruchstücke erhalten, die aber zumeist erkennen lassen, dass sie dem durch β—δ charakterisirten Typus angehörten. Scherben solcher Gefässe und der zugehörigen Deckelschalen aus seichter gelegenen, durch den Feldbau zerstörten Gräbern lagen häufig auf der Oberfläche umher und konnten in grosser Zahl aufgelesen werden.

b) Schalen. Gefunden wurden 1885: 15 Stück, 1886: 11 Stück; davon wurden bisher 11 Stück restaurirt. Allen gemeinsam ist der eingezogene Rand, die auffallend (oft über 12 mm) starke Wandung und das schlechte Material, welches oft wie eine trockene Sandschichte zwischen den Fingern zerbröckelt. Feiner geformte Exemplare dieses Typus wurden nur auf dem Mačkovc in Bruchstücken aufgefunden. (D. = Durchmesser der Randweitung, d. = Durchmesser des Bodens.

α) 1885. A. Burger, H. 10·4, D. 20·7, d. 8 cm, aussen und innen graubraun, mit einem (den meisten übrigen Stücken fehlenden) Bodenranft.

β) Grab 31 (1886); H. 8, D. 15, d. 5 cm; letzterer kaum erkennbar, da der Schalenkörper fast einen Kugelabschnitt bildet, aussen und innen röthlichgrau.

γ) Grab 32 (1886, Taf. III, Fig. 3); H. 8, D. 20, d. 9·2 cm, aussen und innen schwarzgrau mit einem nasenförmigen, schräg nach aufwärts gerichteten Ansatz am Rande.

δ) Grab 33 (1886, Taf. III, Fig. 4); H. 10, D. 16, d. 10 cm, aussen und innen schwarz, durch Bodenbreite und relative Höhe von den übrigen abweichend.

ε) Grab 18 (1886); H. 8·4, D. 20, d. 9·5 cm, aussen und innen gelbgrau.

ζ) Ser. I, Grab 3 (1885); H. 6·5, D. 16, d. 8 cm, schwarz.

η) Ser. I, Grab 16 (1885); H. 7·5, D. 19, d. 8 cm schwarz, mit besonders stark eingebogenem Rande.

ϑ) Ser. I, Grab 17 (1885); H. 10·2, D. 21·5, d. 9·2 cm, schwarz, gut geformt und geglättet, mit einem kleinen Bodenranft und dreifachem Wärzchen am Rande.

ι) Ser. I, Grab 22 (1885); H. 8·5—9·5, D. 22, d. 8 cm, roth, mit einem doppelten Randwärzchen.

2. Beigaben.

a) Bronze.

α) Brillenfibeln (ca. 37 Stück Hm., 6 Stück Wg., mehr oder minder fragmentirt), stets mit einer ziemlich grossen achterförmigen Doppelschlinge zwischen den beiden Spiralen. In diesem Mittelstück ist der Bronzedraht vierkantig gehämmert. Der Durchmesser der Spiralen schwankt zwischen 2·7 und 6·4 cm. Bei einem Exemplar ist die Nadel separat gearbeitet und im Mittelpunkt der Kopfspirale eingehängt (Reparatur?) Bei zwei grösseren Stücken waren die Spiralen theilweise durch Blechscheiben verdeckt; eine der letzteren ist wohl erhalten, deckelförmig und liess die drei grössten äusseren Spiralwindungen unbedeckt (Taf. III, Fig. 5).

β) Bogenfibeln. Die Form „ad arco semplice“ ist vorwiegend in Eisen vertreten; daneben finden sich jedoch 3 bronzene Exemplare (Hm.). Ebenso spärlich fand sich (in

zwei fragmentirten Exemplaren) die halbmond- oder sichelförmige Bogenfibel, deren breites Blatt am äusseren Rande mit einer Reihe von Löchern versehen ist, in welchen Anhängsel an Kettchen befestigt sind. (Vergl. die bekannten Beispiele bei Sacken, Hallstatt, Taf. XIV, Fig. 15 ff. und Lindenschmit, A. u. h. V., Bd. II, Heft 1, Taf. 4). An dem Vorkommen in Sta. Lucia, Marchesetti, Taf. V, Fig. 10 f. beobachtet man deutlich, wie dieser Typus durch das Aushämmern des Bügels zu einem sichelförmigen Blechstück entstanden ist. Undset hält denselben in seiner ausgebildeten Gestalt für eine specifisch alpine Form, da sie in Italien bisher nicht nachgewiesen wurde.) Eines der Stücke von St. Michael (Taf. III, Fig. 6) war ziemlich gross, circa 10 cm lang, das Blatt 3·4 cm breit, und zeigt in der Mitte, wo sonst eingravirte concentrische Kreise zu stehen pflegen, eine Reihe getriebener Bügel; eines der zugehörigen Kettchen ist 27 cm lang.

γ) Handgelenkringe (15 Stück), stabförmig und kreisrund, 6·3—7·3 cm Dm., 5 Paare dickere und 5 einzelne dünnere, sowohl diese wie jene theils offen, theils geschlossen und mit schwacher, geometrischer Verzierung (als Beispiele s. Taf. VI, Fig. 14 und 15).

δ) Halsring. Bruchstück einer dünnen Torques mit umgerollten Enden.

ε) Schmucknadeln in einer Anzahl von Bruchstücken, theils mit sphärischem Kopf und scheibchenförmigen Verstärkungen unterhalb desselben, theils einfacher, mit gerollten oberen Enden.

ζ) Kettchen in mehreren Bruchstücken, 34 cm lang (Taf. III, Fig. 7). Die Glieder bestehen aus kurzen Bronzedrahtstücken, welche spiralig zu kleinen Wülsten aufgewunden sind.

η) Anhängsel, ein doppelspiralförmiges (Brillenanhängsel mit hochaufsteigender Schleife 4·5 cm lang); mehrere dreieckige (beilförmige), theils einfach aus Blech geschnitten (eines nur 1·4 cm lang, 1·1 cm breit), theils hohl, durch Zusammenbiegen und Einfalzen eines rhombischen Blechstückes gebildet (5 Stück Hm., s. Taf. III, Fig. 8, 3·2 cm lang, 3 cm breit; in Watsch kommen ganz gleiche Stücke sowohl aus Eisen, als aus Bronze vor; in Hallstatt erscheinen die ersteren reihenweise, mit Kettchen an Sichelfibeln befestigt), zum Theil noch mit Resten bronzener oder eiserner Kettchen; ferner ein grösseres, beilförmiges Stück aus dickem, an den Rändern und in der Mitte noch verstärktem Bronzeblech (7 cm lang, unten 6 cm breit, Taf. III, Fig. 9, Wg.), am unteren Rande zum Befestigen fernerer 6 Hängeglieder durchbohrt, am oberen mit einer Kopfscheibe versehen, in welcher der Tragring befestigt ist (ein Analogon zu diesem Hängeglied aus Zwetesch bei Watsch s. in diesen Mitth. Bd. XIII, 1883, Taf. IV.); endlich ein kleines, eimer- oder tropfenförmiges (Taf. III, Fig. 10, Wg.) 3·5 cm lang, massiv. Diese compacten oder hohlen, gegossenen Anhängsel, welche man in Sammlungen hin und wieder als Mittelstücke von Perlenschnüren aufgereiht sieht (vergl. auch Deschmann und Hochstetter l. c. Taf. XIV, 5), waren vielmehr in geschmackvoller, einer heutigen Mode ziemlich ähnlicher Weise an Armbändern eingefügt; Beispiele davon s. in diesen Mitth. Bd. XIV, 1884, Taf. VIII, Fig. 10, aus Prozor; bei Gozzadini, Scavi Arnoaldi Veli, Taf. XI, Fig. 4, aus Bologna und bei Prosdocimi, Not. d. sc. 1882, Taf. VII, Fig. 6, aus Este.

ϑ) Blech- und Drahtfragmente, erstere zum Theil gestanzt, von hohlen Armbändern und dergl., letztere wulstförmig aufgerollt, mit oder ohne Stift (von Armbrustfibeln?).

ι) Bronzeschüppchen, 6 mm breit, concav, innen mit feinem Oehr, zahlreich; sie gehörten zu einem durch den Brand zerstörten Prachtstück, und lagen zusammen mit den geschnitzten und verzierten Knochenstückchen (s. u. *c*).

b) Eisen.

α) Bogenfibeln („ad arco semplice") ca. 18 Stück, meist fragmentirt, Hm.), 8·5—10·5 cm lang und 4—6 cm hoch; s. z. B. Taf. III, Fig. 11. Nur eine derselben (Taf. III, Fig. 12, 9·3 cm lang, 6·2 cm hoch) bildet auch oberhalb des Nadelhalters eine schlecht gerundete Schleife, wobei der spröde Draht theilweise absplitterte.

β) Handgelenkringe, theils stabförmig (ca. 14 Stück) offen oder geschlossen, 4·6—7 cm Dm. (die kleinsten wohl nur für Kinderhände, wenn nicht etwa Ohrringe), theils (2 Stück) cylindrisch, 7 cm Dm., 2·2 cm hoch.

γ) Halsringe, 2 Fragmente, stabrund.

δ) Schmucknadeln mit etwas zurückgebogenem zu einem Oehr eingerolltem Ende, 5 Stück von verschiedener Stärke.

ε) Messer, abwärts gekrümmtes (1 Stück, fragmentirt).

c) Perlen

von verschiedener Grösse, blau mit gelben oder gelb mit blauen und weissen Augen (concentrischen Emailringen) oder blau mit gelben Zickzackstreifen; nur einzelne Stücke oder Fragmente; darunter eine Doppelperle aus dunkelblauem Glas (Taf. VI, Fig. 23) ferner zwei 3 cm im Dm. breite rostfarbene Stücke mit 3mal 3 concentrischen gelben Kreisen (Taf. III, Fig. 13), eine davon ganz zerschmolzen. Hieher gehören auch einige Fragmente beinerner Querbalken von Perlenschnüren (Taf. III, Fig. 14, 15), schmale vierkantige Leisten mit feinen Durchbohrungen für die Schnüre; die Verzierung der Aussenseite besteht in Kreisen mit Centralpunkten. Solche Querbalken aus Bein sammt den dazwischen angereihten Perlchen besitzt Fürst Windischgrätz aus Watsch, wo sie mit dem bekannten (einen Reiterkampf darstellenden) Gürtelblech zusammen gefunden wurden. Vergl. auch Sacken, Hallstatt, Taf. XVII, Fig. 28 f., wo diese Glieder ganz ähnlich und Deschmann-Hochstetter l. c. Taf. XIV, 7, aus Watsch, wo sie in etwas anderer Bildung vorkommen.

B. Za Polšno.

1. Bronzeschmucksachen und Perlen.

a) Certosafibeln, fast in jedem Grabe 1 Stück (zusammen ca. 30), in den zerstörten nur Bruchstücke, aber auch die anderen schlecht erhalten; durchaus ziemlich gross und schwer (Länge, soweit erkennbar, 10·8—13·3 cm, sie gehören daher noch nicht zu den allergrössten bei St. Michael vorkommenden Exemplaren). Ein über 10 cm langes Stück ist durch eine Niete am Bügelende, welches abgebrochen war, reparirt. Bei einem andern sehr grossen Stücke fehlte die charakteristische Verbreiterung des Bügelendes oberhalb des Nadelhalterblattes, welches hier mit Zickzacklinien gravirt ist. Alle übrigen zeigen die für St. Michael charakteristischen Formen dieses Typus, welche wir unten näher kennen lernen wollen.

b) Andere Fibelformen: zweigliedrige Armbrustfibel mit sehr kleinem Bügel, kleines fragmentirtes Exemplar: Taf. VI, Fig. 8. Mittel-La-Tène-Fibel mit einer um das Bügelende geschlungenen Sehne.

Die an manchen Stellen in der Umgebung der zerstörten Gräber auftretenden Reste von Spiral-Brillenfibeln stammen wohl nicht aus jenen Gräbern, sondern aus anderen Theilen des wiederholt umgewühlten Erdreichs.

c) Halsring mit spiralig zurückgewundenen Enden (3 Stücke Hm. in Fragmenten).

d) Oberarmringe mit S- und spiralförmigen Enden (8 Stücke Hm. in Fragmenten).

e) Handgelenkreifen, 2 aus Spiralwülsten, ferner zahlreiche kleine Bruchstücke einfacher Ringe, welche erkennen lassen, dass diese neben den Certosafibeln zu den constantesten Beigaben gehörten. Die aussen eingravirten Ornamente bestehen theils abwechselnd aus schrägliegenden und quergezogenen Linienreihen, theils aus Strichlein und Punkten. Die Breite der Reifen beträgt nur 6—7, ihre Stärke nur 3—4 mm. Bei der für die Erhaltung von Bronzen ungünstigen Beschaffenheit des Bodens sind sie daher auf's Aeusserste zerstört.

f) Fingerringe, cylindrisch (3 Stück). Dm. aussen 2·7 cm, Breite 7, Stärke 4 mm. (Taf. VI, Fig. 16.)

g) Kettchen, ganz zerfallen; die kreisrunden, offenen Glieder 1 cm breit.

h) Scheibenzierat, ringförmig (Anhängsel).

i) Perlen von verschiedener Grösse (ca. 50 Hm.), die grössten, 2·1 cm Dm., stark gelb mit blauen und weissen Augen, andere gelbgrün, blaugrün oder dunkelblau, ebenso oder mit weissen Zickzackstreifen verziert.

2. Eisenwaffen und eiserne Schmuckgegenstände.

a) Lange gerade Schwerter (2 Stück Hm., 1 Stück Wg.). Das erste (Taf. IV, Fig. 1) vom oberen Ende fast bis zur Spitze in der Scheide festgerostet, die Griffangel abgebrochen, die Klinge 73 cm lang, oben (in der Scheide) 6, in der Mitte 5·5, gegen die Spitze, an der Scheidenbruchstelle 5 cm breit, zur leicht abgerundeten Spitze ohne Absatz verlaufend. Oben geht die Klinge nicht wie bei den zwei anderen Stücken mit 2 schrägen Linien in den Griffdorn über, sondern bildet mittelst rechtwinkeliger Absätze eine 4·3 cm breite Zunge, welche nur 2 cm lang erhalten ist. Die aus trefflichem Eisenblech sehr dünn gearbeitete Scheide (Stärke des Schwertes sammt der Scheide in der Mitte nur 7 mm) besteht aus 2 langen Metallbändern, von welchen das eine die Breite der Klinge hat, während das andere mit zwei je 2 mm breiten Randstreifen übergreifend Falzstellen bildet, die an der Gegenseite durch Einkerbungen nachgeahmt sind. Am oberen Rand der Scheide erkennt man die charakteristische glockenförmige Contour, welcher ein runder Ausschnitt des untern Griffendes entsprach. Das Stück ist der Länge nach in einen flachen Bogen gekrümmt, wobei die Scheide, soweit sie erhalten ist, nicht die geringste Verletzung erlitt. Unterhalb des Griffes ist ein 2 cm breiter Bügel zum Anhängen der Waffe an der Scheide befestigt. — Das zweite Stück (Taf. IV, Fig. 2) ohne Scheide, Spitze abgebrochen, Griffangel erhalten, in der untern Hälfte verkrümmt, jetzt 60·05 cm lang (davon die Angel 10 cm lang), oben 5, in der Mitte 4·5, an der untern Bruchstelle 2·7 cm breit, ist ebenso trefflich gearbeitet, doch viel schlechter erhalten. — Das dritte (Taf. IV, Fig. 3, Wg.) ist das besterhaltene, da weder die Angel noch die Spitze fehlen und auf einer Seite auch noch die halbe (eiserne) Scheide erhalten ist. Es misst 83 (davon die Angel 11) cm Länge und in der Mitte 6 cm Breite, ist an der Oberfläche stark abgerostet und genau in der Mitte der eigentlichen Klinge derart um- und ganz zusammengebogen, dass die Spitze bis auf 1 cm Distanz zum unteren Ende der Griffangel zurückkehrt.

Ueber zusammengebogene La Tène-Schwerter vgl. die Nachweise bei Undset (Eisen in Nordeuropa) S. 522, dazu noch das Exemplar von der Gurina (Meyer, S. 51 b).

b) Kürzere, geflammte Schwerter: 4 Stück Hm., davon eines nur Fragment (Spitze 16 cm lang von einem verbogenen Exemplar), zwei andere von nahezu gleichen Dimensionen (Taf. IV, Fig. 4, 5), endlich ein durch seine Länge und etwas abweichende Form (stärkere Krümmung und Schmalheit der Klinge) bemerkenswerthes Stück (Taf. IV, Fig. 6). Griffzunge und Klinge dieser charakteristischen Waffen stehen nicht in einer Linie, sondern bilden Winkel von 150—140°, der Rücken der beiden kürzeren Stücke ist kaum merklich in der Mitte eingekrümmt, die Schneide ebenda ziemlich verbreitert, die Klinge somit messerförmig. Diesem Typus entspricht auch der starke, fast sichelförmig gerundete Abschluss der Schneide als Absatz derselben gegen den Griff. Allen drei Stücken fehlen die (wahrscheinlich scharfen) Spitzen, mittelst welchen dieselben nicht nur zum Hiebe, sondern auch (obwohl in geringerem Grade) zum Stoss tauglich waren. Das längste ist etwas verbogen und misst 70·5 cm Länge, davon der Griff 12 cm; die Klinge ist am Ausgange 2·5, in der Mitte 2·7 cm breit, nimmt also nur unmerklich zu und ist überhaupt schmäler als bei den folgenden. Das zweite ist jetzt 53 (davon die Angel 10) cm lang, die Klinge am Halse 3, in der Mitte 3·5 cm breit; das andere ist 3 cm kürzer und entsprechend schmäler; alle drei sind aus gleich vorzüglichem Material wie die langen geraden Schwerter. Bei dem kürzesten Stücke, an welchem noch die Griffnieten erhalten sind, fand sich das 8·5 cm lange, 3 cm breite eiserne Ortband der wahrscheinlich hölzernen und mit Leder überzogenen Scheide, sowie vom oberen Ende derselben ein Stück Beschläge aus Eisenblech mit einem der Ringe, die zum Anhängen dieser Hauschwerter dienten.

Während die übrigen Eisenwaffen der Gräber Za Polšno entweder, wie die langen geraden La Tène-Schwerter, bereits eine sichere Stelle in unserem Denkmälerbesitz einnehmen, oder, wie die eigenthümlichen schlanken Streitbeile (s. u. *d*) noch von keinem anderen Fundorte genügend bekannt sind, um ihnen einen bestimmten Platz anzuweisen, bedürfen die letztgedachten Fundstücke einiger Nachweise, die uns vielleicht zu einer näheren Bestimmung dieser bisher noch seltenen, aber immerhin ziemlich weit verbreiteten Form verhelfen.

Ueber einschneidige Schwerter im Alterthum gibt es keine Untersuchung, auf die man sich

mit Sicherheit beziehen könnte [1]). Was die Literatur darbietet, sind nur vereinzelte Analogien und Andeutungen; und auch hier kann nicht viel mehr geboten werden, als eine Anregung zur Ausfüllung dieser immerhin merkbaren Lücke. Zunächst unterscheidet man einschneidige gerade und einschneidige krumme Schwerter. Beiden liegen Messerformen zu Grunde. Die ersteren finden sich nicht selten in Gräbern der ersten Eisenzeit in Nordeuropa (Nachweise bei Undset S. 522); typisch sind sie namentlich für die ältere Periode der zweiten Brandgrubengruppe auf Bornholm. (Vedel, Bornholm, S. 70 f., Fig. 62—70.) Undset leitet diese Form von dem bekannten Hallstätter Haumesser ab. (Etudes sur l'âge de bronze I. S. 151, Anm. 2 und Erstes Auftreten des Eisens S. 465) [2]); viel sicherer wurzeln die einschneidigen krummen Schwerter, zu welchen die vier Exemplare von St. Michael gehören, in der bekannten, elegant geschwungenen Messerform der Bronze- und ersten Eisenzeit. Dieses Messer erreicht in einem bronzenen Exemplare aus Hallstatt (Sacken, Taf. XIX, Fig. 8) die ansehnliche Länge von 33 cm (die Klinge 25 cm). Von den einschneidigen eisernen Dolchmessern aus Hallstatt (l. c. S. 34) zeigt eines (Taf. VI, Fig. 10, über 33, die Klinge über 24 cm Länge) eine gewisse Aehnlichkeit der Klinge mit den Schwertern von St. Michael. Allein Hallstatt lieferte auch ein (wenngleich fragmentirtes) mit den letzteren vollkommen übereinstimmendes Exemplar, welches durch die Ausgrabungen der Anthropologischen Gesellschaft gewonnen wurde und nebenstehend in $^1/_3$-Grösse abgebildet ist (Fig. 51). Das Bruchstück befindet sich in der prähistorischen Sammlung des Hofmuseums, misst jetzt nur 27 cm und war im ganzen Zustand sicherlich doppelt so lang; es zeigt an der abgebrochenen Griffzunge noch Reste des Holzgriffes, der bis dicht unter den kantigen unteren Ansatz der Klinge reichte. Es ist ganz entschieden eine Waffe und von dem bekannten „Haumesser" in der Form beinahe gegensätzlich verschieden. (Das letztere ist übrigens bei einer Länge von 46 [davon der Griff nur 12] cm, wie sie ein mir eben vorliegendes, aus späteren Hallstätter Grabungen stammendes Exemplar zeigt, wohl auch schon als Waffe anzusehen.)

Es ist also eine Hallstätter Form, mit der wir es hier zu thun haben, und als solche werden wir sie auch kennen lernen, wenn wir sie und ihre Verwandten im Denkmälervorrath des Alterthums weiter verfolgen. Blicken wir dabei zuerst nach dem Südosten Europas, so soll damit keineswegs über den Ausgang und Fortschritt der geographischen Verbreitung geurtheilt werden; es ist vielmehr wahrscheinlich, dass man selbstständig an verschiedenen Orten, wo das ältere, ähnliche Bronzemesser Eingang gefunden hatte, zu diesem Schwerttypus gelangte, der denn auch eine verschiedene Ausgestaltung zeigt. Indess empfiehlt es sich, die Umschau bei den griechischen Vasenbildern mit Kriegs- und Jagdscenen (aus dem V. und IV. Jahrh. v. Chr.) zu beginnen, weil das Object hier in seiner Bestimmung klar und in seiner Form ebenfalls vollkommen deutlich von dem gewöhnlichen geraden, zweischneidigen (lanzettförmigen) Schwert unterschieden ist: eine Hiebwaffe, deren Schneide in der unteren Hälfte nach innen, in der obern nach aussen geschwungen ist, während der Rücken meist in einem flachen nach auswärts gekrümmten Bogen zur Spitze verläuft.

Fig. 51.

Diese Waffe kennen wir auch aus Italien: Originale aus Tolentino und Präneste, Abbildungen namentlich auf etruskischen Denkmälern (s. z. B. Mus. Greg. I 86, 4; Conestabile, Perugia 13; Gerhard, Etr. Spiegel I 67; Micali, Ant. mon. tv. 51 n. 2.); ferner von der iberischen Halbinsel aus den „Hallstätter" Nekropolen von Almedinilla, Provinz Cordova, und Alcacer do Sol, Portugal. An ersterem Orte kommen sie neben sehr (43—52 cm) langen eisernen

[1]) J. Naue's Abhandlung über „Die prähistorischen Schwerter" (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 1885, S. 61 ff.) befasst sich nur mit den geraden doppelschneidigen Schwertern und behandelt die der Eisenzeit angehörigen Formen überhaupt sehr kurz.

[2]) Das „Hallstätter Hackmesser" (Sacken, Taf. XIX, Fig. 9) erscheint als Schlacht- oder Opferwerkzeug häufig auf antiken Bildwerken (in der Hand Apollo's, der das Urtheil an Marsyas vollzieht, auf einem etruskischen Spiegel, Gerhard 292, in der Hand des Kalchas bei der Opferung der Iphigenie auf einem bekannten pompejanischen Wandgemälde u. sonst.). Ueber die mannigfachen Formen gekrümmter Messer, welche die Römer kannten und brauchten, belehrt uns die Darstellung eines Messerschmiedladens auf einem antiken Basrelief (Jahn, Ber. d. sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1861, Taf. IX, 9 u. 9 a) und die Zusammenstellung bei Lindenschmit, A. u. h. V., Bd. III, Heft 3, Taf. IV, Fig. 8—20 (vgl. auch Taf. 5, Fig. 9).

Lanzenspitzen, an letzterem angeblich neben Bruchstücken griechischer Thongefässe vor. (S. Cartailhac, les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal, S. 250 ff. Der Autor gibt auch ein Halbdutzend Beispiele des Vorkommens auf griechischen Vasenbildern.) Finden wir diese Form somit von dem einen Ende des Mittelmeeres zum andern, so ist sie auch im Norden nicht ganz selten. Carapanos besitzt ein ganzes Exemplar aus einem Grabe am Pindus und ein Fragment aus Dodona. Aus Prozor bei Otočac in Kroatien ist mir ein Bruchstück bekannt. Weiter folgen in einer wieder nicht sehr fernen Etape die gedachten Exemplare von St. Michael. Daran schliesst sich nördlich ein den letzteren besonders ähnliches Stück aus dem Zwetescher Gräberfelde bei Watsch, nur 27 cm lang, in hölzerner, mit verziertem Bronzeblech beschlagener Scheide, die unterhalb der Scheidenkrümmung 2 Ringe zum Anhängen der Waffe trägt (abgeb. in diesen Mittheilungen Bd. XIII, S. 178), südlich ein, namentlich in der Stellung der Griffe zur Klinge ganz gleiches Exemplar aus dem Grabfelde von Vermo bei Pisino in Istrien (s. VII. Ber. der prähist. Commission der k. Akad. d. Wiss., S. 22); das letztere ist ringförmig zusammengerollt, um in der Bronzesitula über den Brandresten Platz zu finden, die Griffangel oben abgebrochen, der Rest 38 cm lang. Noch weiter südwestlich finden wir ähnliche Waffen in der dritten Gräberschicht von Este (Prosdocimi, Not. d. sc. a. 1882, tav. VI, 20, 21 und VII, 25). Dass sie als Waffen anzusehen sind, wird wohl deutlich aus der figuralen Verzierung, welche eine der schönen Bronzescheiden (VI, 20) aufweist. Wir sehen da übereinander zwei behelmte Krieger dargestellt (nur der obere in ganzer Figur mit Rundschild und kurzem Chiton), welche ein leicht nach abwärts gekrümmtes einschneidiges Kurzschwert führen. Wenn die Originale nur Messer sein sollten, wie ja in dieser Schichte Waffen überhaupt selten sind, so gilt dies gewiss nicht von den erwähnten Darstellungen. Das Hallstätter Exemplar haben wir schon oben kennen gelernt. Jüngst sind auch in einem der merkwürdigen La Tène-Gräber von Idria bei Bača im Küstenlande durch Herrn Szombathy zwei einschneidige Krummschwerter gefunden worden, deren Klingen ganz wie die unsrigen geformt sind. Eines derselben hat eine Parirstange und ovale Griffzunge und steckt theilweise noch in einer bronzenen Scheide. Im westlichen Deutschland steht zwischen dem einschneidigen geraden und dem sichelförmig nach abwärts gekrümmten ein Kurzschwert, ca. 27 cm lang (siehe Lindenschmit, A. d. h. V., Bd. II, Heft 6, Taf. 4), dessen zahlreiche Fundorte Tröltsch in seiner Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete Seite 74, Nr. 108 aufzählt (ein Exemplar aus Hallstatt s. in diesen Mitth. Bd. VII, Taf. I, Fig. 2). Der Form nach entspricht es genau der Waffe, die auf einem bekannten Cippus von Volterra (Micali, Mon. ant. l. c.) von einem die Lanze aufstützenden Krieger in der Linken getragen wird, und gehört im Norden dem Inventar der La Tène-Periode an. In Deutschland kommen sichelförmig nach abwärts gekrümmte Schwerter noch zur Zeit der römischen Herrschaft als barbarische Waffen vor. Eine getriebene Silberplatte im fürstlichen Antikencabinet zu Neuwied (Lindenschmit, A. d. h. V., Bd. I, Heft 7, Taf. 5, 1) zeigt einen römischen Imperator über einem besiegten Germanen (?) und einem Haufen fremder Beutewaffen stehend. Neben dem Schwert, welches namentlich in der Stellung der Klinge zum Griff und in der Bildung der ersteren grosse Aehnlichkeit mit den Stücken von St. Michael zeigt, liegen halbmondförmige Beile mit eigenthümlich gekrümmtem Stiel, Lanzen und allerlei Schutzwaffen. Lindenschmit hält die Waffe für germanisch, hier wie auf dem Grabstein eines römischen Reiters (ibid. Heft 11, Taf. 6, 2), unter dessen Pferd ein gestürzter Barbar mit ebensolchem Schwerte dargestellt ist[1]). Sie ist jedoch, wie die Darstellungen der Columna Trajana (s. z. B. Fröhner l. c. Taf. 126 f. u. f.) lehren, auch dakisch, überhaupt nordisch und für die Barbaren der Kaiserzeit in Mitteleuropa charakteristisch. Eine weitere Entwicklung hat dieser Typus im Westen nicht gefunden, während das einschneidige Kurzschwert mit gerader Klinge unter den verschiedenen Formen des „Sahs" fortlebte und eigentlich nie ganz ausstarb, da es im Mittelalter wie noch späterhin als Bauernwehr getragen wurde und zuletzt in den Hirschfänger oder das Waidmesser unserer Tage überging. (S. Lindenschmit, Handb. d. deutschen Alterthumskunde I, S. 209.)

Auch den Schriftquellen verdanken wir einige Nachweise über das Vorkommen einschneidiger, nach abwärts gekrümmter Schwerter, die bei verschiedenen unclassischen Völkern des Alterthums als eine Art Nationalwaffe hervorgehoben werden, wie sich ja

[1]) Einen kurzen, etwas anders geformten (nach aufwärts) gekrümmten Säbel führt ein barbarischer Krieger in der gleichen Situation auf dem Grabstein des Reiters Romanius, Lindenschmit l. c. Bd. III. H. 8, Taf. 4.

auch an die Form und Verwendung des sehr ähnlichen Yatagans oder Handschars bei mehreren Völkern des Orients die Aufmerksamkeit europäischer Beobachter knüpft. So berichtet Xenophon (Anab. IV, 7) von den bekannten Chalybern in Armenien, dass sie am Gürtel ein Kurzschwert gleich dem lakonischen trugen (παρὰ τὴν ζώνην μαχαίριον ὅσον ξυήλην Λακωνικήν), mit welchem sie Alle, deren sie habhaft wurden (also wahrscheinlich auch Gefangene und Verwundete) niedermetzelten. Sie schnitten ihnen auch wohl die Köpfe ab und trugen sie unter Tanz und Gesang vor sich her, wenn sie vom Feinde gesehen werden konnten.

Eine ähnliche oder dieselbe Waffe führten nach Curtius (Alex. VIII, 14, 49) die Agrianer, ein Bergvolk, im Norden Makedoniens am Strymon sesshaft, sowie die Thraker, welche als Leichtbewaffnete im Heere Alexanders dienten und davon gegen die Elephanten der Indier Gebrauch machten. Curtius beschreibt sie genau: Copidas vocant gladios leviter curvatos falcibus similes. (Κοπίς [von κόπτω schlagen, schlachten] heisst bei den Griechen ein Hau- oder Hackmesser, namentlich ein Schlacht- oder Opfermesser, κοπὶς μάχαιρα Eurip.; Soph. Ant. 601 spricht von dem blutigen Opfermesser der unterirdischen Götter: φοινία θεῶν τῶν νερτέρων κοπίς). Dionysius von Halikarnass XIV, 13 lässt den römischen Dictator Camillus vor der Keltenschlacht also zum Heere reden: „Krieger, wir haben besser gearbeitete Waffen als die Barbaren .... zweischneidige Schwerter u. s. w. Sie haben den Kopf unbedeckt .... als einzigen Schutz die Schilde, zur Wehre Lanzen und Krummschwerter oder sehr lange Haumesser“ (καὶ μάχαιραι ἢ κοπίδες ὑπερμήκεις [1]). XV, 2 spricht er wieder von der μάχαιρα des Galliers, den Valerius Corvinus im Zweikampf tödtete. Diese Hiebwaffen, mit welchen die Kelten im IV. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung den Römern entgegentraten, können nicht die bekannten La Tène-Schwerter gewesen sein, und bei der Frage nach der Form derselben ergibt sich wohl zunächst ein Typus, wie er von St. Michael heute unserer Betrachtung vorliegt.

Wenn dieser Typus also auch, wie wir sahen, schon in der Hallstätter Epoche seinen Ausgang nimmt, darf er mit Rücksicht auf die Zeit, welcher die jüngeren Gräber von St. Michael und die Nekropole von Idria angehören, doch als eine keltische Waffe angesehen werden, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass wir bei fortgesetzter Untersuchung keltischer Grabstätten einmal auch mit viel grösseren Exemplaren gleicher Grundform Bekanntschaft machen.

c) Lanzen und Speerspitzen. (55 Stück. Hm. und Wg., 5 davon nur Bruchstücke, die übrigen zum Theil fragmentirt, zum Theil wohlerhalten; eine derselben (Taf. V, Fig. 1) ist, wahrscheinlich um in der Brandgrube Platz zu finden, in einen Bogen zusammengekrümmt; eine andere ist noch stärker geknickt und verbogen, so dass sie mit der Spitze wieder zum Ende der Dülle zurückkehrt. Die Länge der meisten schwankt zwischen 20 und 43 cm; die Formen sind im Ganzen von den an älteren „Hallstätter“ Fundplätzen herrschenden nicht wesentlich verschieden; nur einzelne Exemplare zeigen La Tène-Charakter (Taf. V, Fig. 2, Hm.; Fig. 3, Wg.) in der grösseren Breite oder in der leisen Schweifung des Blattes. Die Mittelrippe, welche manchmal sehr stark ausgeprägt ist, fehlt bei anderen ganz oder nahezu (Taf. V, Fig. 4); bei solchen mit dünnem Blatte ist sie besonders ausgeprägt. Das Blatt ist bei ganz kurzen Lanzenspitzen manchmal breiter als bei viel längeren. Ebenso schwankt Länge und Umfang der Düllen, wie aus den abgebildeten Stücken ersichtlich ist, so dass man wohl auch auf eine sehr verschiedene Länge und Stärke der Schäfte schliessen darf. Einige dieser Waffen werden daher sicher Wurflanzen, die Mehrzahl dagegen lange Speere gewesen sein. Hieher gehört auch (Taf. IV, Fig. 9) ein spitzer, oben mit runder Dülle versehener, unten vierkantiger, 19 cm langer Speerschuh und ein kürzerer, konischer (σαυρωτήρ, wie ihn die Griechen nannten, denen es auffiel, wenn sie bei Barbaren Speere mit nur einer Spitze, also mit unbeschlagenem Fusse, fanden, Xen. anab. IV, 7). Wahrscheinlich haben wir auch in einem 39 cm langen, 1 cm breiten und 0·5 cm dicken, an beiden Enden geschärften Eisenstab den Rest einer pilumartigen Wurfwaffe zu erkennen.

Die Stücke Taf. V, Fig. 5 und 6 lagen mit dem Krummschwert Taf IV, Fig. 5 und der Streitaxt Taf. V, Fig. 13 in einem Grabe. Diese beiden Lanzenspitzen sind nach Form, Länge und Stärke so verschieden, dass sie wahrscheinlich zu verschiedenem Gebrauche gedient haben [1]). Die erstere misst 39·5 cm Länge, die Dülle ist unten 2 cm breit, mit leichten Umfangsrillen verziert und zur Aufnahme eines Schaftnagels durchbohrt, die Spitze leicht abgerundet; die Seitenlinien des Blattes verlaufen von der breitesten Stelle desselben zur Spitze vollkommen gerade. Dagegen ist das zweite Stück nur 36 cm lang, die Dülle unten nur 1·6 cm breit, unverziert und undurchbohrt und mittelst eines übergreifenden Lappens geschlossen; die Seitenlinien des Blattes verlaufen von der breitesten Stelle zur Spitze leicht geschwungen, und, was das Auffallendste ist, die Spitze wird von einer 1·1 cm breiten, schneidigen und sehr flach gerundeten Abplattung der Mittelrippe gebildet. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir in diesem Stücke eine Wurfspeerspitze sehen, die wahrschein-

[1]) Auch Xenophon, de re equestri XII, 11 gebraucht μάχαιρα und κοπίς als Synonyma: μάχαιραν μὲν μᾶλλον ἢ ξίφος ἐπαινοῦμεν· ἐφ' ὑψηλοῦ γὰρ ὄντι τῷ ἱππεῖ κοπίδος μᾶλλον ἡ πληγὴ ἢ ξίφους ἀρκέσει.

[1]) Auch die beiden Lanzen, welche wir häufig auf Vasenbildern in den Händen griechischer Krieger sehen, sind oft von ungleicher Länge.

lich viel kürzer geschäftet war als die andere, längere Spitze. Drei Stücke von besonderer Form sind abgebildet. Taf. V, Fig. 7, 8 (Wg.) und 9 (Hm.). Das erste, 32 cm lang, hat ein 14·5 cm langes, schmales Blatt und einen vierkantigen, 17·5 cm langen, 1 cm breiten, massiven, nach abwärts stärker werdenden Dorn (die Dülle scheint abgebrochen zu sein), das andere, 45·5 cm lang, ein nur 10·5 cm langes, sehr schmales Blatt; der Rest ist eine ungemein lange, in der Mitte nur 1 cm breite, unten konisch bis zu 2·1 cm sich verbreiternde Dülle. Das dritte ist 54·4 cm lang, die Dülle 10, das Blatt 16·5 cm lang und 2·8 cm breit, der Stab vierkantig, das Ganze verkrümmt. Solche Lanzenspitzen sind als (seltenere) La Tène-Form von dem für diesen Culturkreis classischen Fundorte, Marin am Neuenburger See, selbst bekannt; s. Troyon, Habitations lacustres Taf. XV, Fig. 5. Doch ist die Länge des letzten Stückes von St. Michael noch immer eine ganz besondere und erinnert daran, dass Diodor (V, 30) den Kelten enorm lange Lanzeneisen zuschreibt. („Sie führen zur Wehr Wurfspiesse ..... Das Eisen ist an denselben eine Elle lang, der Schaft noch länger und beinahe sind sie von doppelter Handbreite", was wieder auf unsere Stücke nicht passen will.)

d) Streitäxte (16 Stück Hm., 14 Wg., nur an der Oberfläche mehr oder weniger abgerostet), im Ganzen von einer meisselähnlichen Form, welche sich durch schlanke Bildung des Axtkörpers und eine auffallend schmale (kurze) Schneide charakterisirt. Die Länge schwankt zwischen 16·5 und 20 cm und hält sich mehr in der Nähe des letzteren Masses, die Breite der leicht geschwungenen Schneide zwischen 5 und 6·8 cm. Das ovale Schaftloch ist zumeist 3·2—3·5 cm hoch, 2·2—2·5 cm breit und oben etwas weiter als unten, desgleichen vorn etwas grösser als hinten, so dass es eine konisch-ovale Dülle bildet; in der Lage desselben zeigt sich kaum merklich eine Andeutung, dass auch diese Beile etwas schief gestellt waren.

Man unterscheidet mehr und minder fein gearbeitete Stücke. Bei den ersteren (Taf. V, Fig. 10, 11) ist die Trennung des Axtkopfes von dem Axtkörper durch eine erhabene oder zwei vertiefte Querleisten beiderseits markirt, der Axtkopf aussen durch 4 quer über den Scheitel laufende stumpfe Kanten zu einem polygonen Knauf gestaltet, der aber keine Verstärkung zeigt, die als Hammerfläche gedeutet werden könnte. Sechs stumpfe Kanten, die bei den minder fein gearbeiteten Beilen abgerundet oder ganz verflacht sind, laufen vom Kopfe herab in geschwungenen Linien zu den beiden Enden der Schneide; nur bei wenigen Stücken (Taf. V, Fig. 13) finden sich einfach und plump vier zur Hälfte ebene, zur Hälfte gerundete Seitenflächen. Zwei der besterhaltenen Stücke zeigen, bei einer Länge von 17·7 und 19 cm, Axtkörper von 1·7 und 2 cm Durchmesser; innerhalb dieser Grenzen schwankt die mehr oder minder schlanke Bildung dieser Eisenwaffen. Ein einziges Exemplar (Taf. V, Fig. 12, Wg., 15·7 cm lang) zeigt in der Mitte des Axtkörpers eine 1·5 : 2·2 cm breite Schwellung. Von besonderer Schönheit ist das Stück Taf. V, Fig. 10 (Wg., 19 cm lang), das einzige, dessen Kopf durch eine Umfangsrippe und dessen Halsband beiderseits durch Zickzacklinien und schräge Strichlein verziert ist.

Den eigenthümlichen Typus dieser Beile kennt man bisher fast ausschliesslich aus Krain, wo die überwiegende Mehrzahl derselben eben von St. Michael stammt. Einige im Ganzen ähnliche, im Detail etwas verschiedene Stücke besitzt das Laibacher Museum aus der durch ihr sonstiges Inventar als La Tène-Depôt charakterisirten Nekropole von Nassenfuss. Drei fernere Stücke im selben Museum stammen aus Hügelgräbern am Magdalenenberge bei St. Marein, von welchen weiter unten noch die Rede sein soll. Ein einzelnes Exemplar hat sich in einem Grabe zu Sta. Lucia (im Küstenlande), dessen Inhalt auch sonst von der Ausstattung der umliegenden Gräber abweicht, gefunden, und endlich wurde noch ein Stück 1884, leider ohne Beachtung der Fundumstände, in Frög bei Velden, wo seither auch ein schönes, jetzt im Besitze des Prinzen E. zu Windischgrätz befindliches La Tène-Schwert zu Tage kam, gehoben (s. Mitth. d. k. k. Central-Commission für Kunst und histor. Denkmale. N. F. Bd. X. S. CCI, Fig. 2).

Nach der von W. Osborne (in seinem jüngst erschienenen Werke: „Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit", Dresden 1887) aufgestellten Nomenclatur sind die Beile von St. Michael „gerade Schmaläxte"; doch finden wir auch in seiner Zusammenstellung der hieher gehörigen Typen (Taf. XVI) kein Analogon für den unserigen. Die „geraden Schmaläxte" sind die ältesten unter den wirklichen Axtformen, d. h. Metallbeile mit horizontalem Schaftloch: sie sind noch zumeist aus Bronze und zeigen manchmal Formen, welche sie als Nachbildungen steinerner Hammerbeile erkennen lassen. Die übrigen Axtformen fallen bereits einigermassen aus dem Rahmen der prähistorischen Typenreihen heraus. Es ist natürlich, dass man bei der wirklichen Axt zunächst den schmalen Körper und die kurze Schneide des Celtes beibehielt und erst später, vielleicht unter dem Einfluss südländischer Typen, zu entwickelteren und brauchbareren Formen überging. Nicht ganz mit Grund findet es Osborne (S. 53) verwunderlich, dass sich in der Entwicklung dieses Geräthes der Celt zwischen das durchbohrte Steinbeil und die Axt eingeschoben hat. Dies erklärt sich, soweit die Thatsache überhaupt richtig ist (da der Celt nicht das Hammerbeil, sondern das undurchbohrte Flachbeil der Steinzeit ersetzt), sehr leicht aus dem Umstande, dass der Celt ja eigentlich nicht den ganzen Beilkörper, sondern nur die schneidende Fläche sammt der Vorrichtung zur Befestigung derselben am Schafte, jedoch ohne den zur Verstärkung des Schlages nöthigen Rücken darstellt. Dieser letztere wurde wie in älterer Zeit noch während

der ganzen Hallstätter Periode mit einer in den prähistorischen Geräthformen auch sonst zu beobachtenden Stabilität von dem knüttelförmigen Schaftende gebildet — ein Umstand, der durch die Kostbarkeit des Metalls hervorgerufen wurde und noch den Vortheil des leichtern Transportes der doch vielfach auf Handelswegen verbreiteten Bronzebeile mit sich brachte. Dies ist der Grund, warum wir horizontal durchbohrte Metallbeile, bei welchen die Klinge nicht nur den Schnitt auszuführen, sondern — durch ihre Wucht — auch den Hieb zu verstärken hatte, erst in verhältnissmässig später Zeit antreffen. Auch ist die bekannte La Tène-Axt, welche diese Formenreihe eröffnet (Abbildungen s. bei Osborne, Taf. XVI, 6, XVII, 1 und an den von ihm S. 57 Anm. citirten Stellen), relativ klein und stimmt hierin mit unserem Typus, der nur noch schlanker und zarter ist, überein. Warum sie deshalb mehr als Werkzeug, denn als Waffe anzusehen sein soll, wie Osborne meint, ist nicht recht klar. Zur Function der letzteren war sie doch in jener Zeit eher geeignet, als zur Aufgabe des ersteren, und für die verwandten Stücke von Nassenfuss und St. Michael hat wohl auch das Vorkommen derselben in Gräbern neben anderen Waffen ein Wort mitzureden. Das Umgekehrte möchten wir für die Beile von Idria bei Bača im Küstenlande schliessen, sowohl aus dem Vorkommen neben anderen Werkzeugen, als aus formellen Gründen. Diese letzteren Beile sind an Gestalt den unserigen ähnlich, nur viel plumper, grösser und schwerer; sie sind zudem mit Hammerflächen auf dem Rücken ausgestattet. Ein bei Untersemon an der Rjeka in Innerkrain gefundenes Stück unterscheidet sich nur durch die schienenförmige Bildung des Rückens von den Beilen aus St. Michael. Das letztere Detail tritt bekanntlich bei ungarischen Bronzebeilen, sowie später bei frühgermanischen Eisenäxten häufiger auf. Die aus griechischen und etrurischen Bildwerken bekannten Streitäxte haben durchaus ganz andere Formen. (Nahe kommt dem La Tène-Beil nur die Darstellung auf einem Cäretaner Wandgemälde bei Noel des Vergers, Etrurie III, 2, 3.) Ueber Herkunft und Verwandtschaft unseres Typus ein Urtheil zu wagen, wäre somit verfrüht, doch dürfte sich vielleicht bei weiteren Funden ein Zusammenhang mit den in der Bronzezeit Ungarns gegebenen Analogien herausstellen.

e) Messer (3 Stück). Das erste (11 cm lang, Spitze abgebrochen, Taf. IV, Fig. 7) zeigt die charakteristische, nach abwärts gekrümmte Form bei mehr oder minder schmaler Klinge, welche in krainischen Grabfeldern ungemein häufig vorkommt, das zweite (14 cm lang, Taf. IV, Fig. 8) die seltenere Gestalt einer breiten, geraden Klinge mit geflammter Spitze; das dritte ist stark beschädigt und dem zweiten ähnlich.

f) Fibeln (Fragmente von 9 Stücken Hm., von 2 Stücken Wg.). Obwohl sämmtlich charakteristische La Tène-Typen, zeigen sie untereinander starke Abweichungen. Fig. 15 (Taf. V) zeigt einen verhältnissmässig kurzen, hochgeschwungenen Bügel (der Kopf und das Ende des Schlussstückes sammt der Nadel fehlen), Fig. 16 (ibid.) einen ungemein flachen, langgestreckten Bügel mit einem fast bis zum Kopfe zurückkehrenden Schlussstück, der Nadelhalter und ein Theil der Spirale sammt der Nadel fehlen, Fig. 17 einen kreisförmig geschwungenen Bügel mit ähnlich gebildetem Schlussstück (die beiden Enden und die Nadel fehlen; auffallend ist an den beiden letzteren Stücken die starke kolbige Verdickung des Bügels unmittelbar vor dem Uebergang zur Spirale). An Fig. 10 (Taf. IV, Wg.) ist die Stärke und Lage des Schlussknopfes, an Fig. 18 (Taf. V, Wg.) die dreifache Spiralwindung an jeder Seite des Bügelendes bemerkenswerth. Andere Fragmente stammen von den Kopftheilen ähnlicher Fibeln und zeigen entweder je eine grössere oder eine Anzahl kleinerer (wulstförmiger) Spiralwindungen beiderseits des

Fig. 52.

oberen Bügelendes. Im Ganzen sind es dieselben specifisch-keltischen Formen eiserner Fibeln, welche in Krain bisher namentlich aus den Gräbern von Nassenfuss zahlreicher gewonnen wurden.

g) Halsringe (mehrere Bruchstücke). Zweierlei Formen: die eine (Taf. VI, Fig. 24) bestand aus einfachem, 3 mm dickem Eisendraht, welcher an den Enden flach zugeschlagen und nach auswärts eingerollt war, die andere (Taf. V, Fig. 20) aus einem ebensolchen Draht, welcher doppelt genommen, am Ende zu einer kreisrunden Schlinge zusammengebogen und dann zopfförmig geflochten wurde. Die Endschlinge ist breitgeschlagen und ebenso wie die obersten Drahtwindungen durch Kerben verziert. Auf diese, wie auf keine andere Art von Halsringen, passt der Name „torques“, welchen die Römer dem von keltischen Kriegern getragenen Halsschmuck gegeben haben. Erhalten sind ausser dem abgebildeten noch einige längere, aber stark verrostete Bruchstücke.

h) Grosse (Ketten-?) Ringe, kreisrund (4 Stück von 3·5—4·2 cm Durchmesser, 1 kleineres von 2·7 cm Durchmesser.)

i) Scheibenförmiger Ring (s. die obensteh. Fig. 52 in $^2/_5$), Durchmesser 6·2 cm, des Mittelloches 1·5 cm, rückwärts flach, vorn durch einen um das Mittelloch laufenden 5 mm hohen Wulst profilirt. Bestimmung fraglich.

k) Fragmente diverser Gegenstände: 1. von einer fünfzinkigen flachen Gabel, 2. vom Beschlag einer Dolch- oder Schwertscheide (dünner Eisenblechstreifen, zu einem ovalen

Wulst zusammengedreht). 3. von einer Schwertscheide (oberes Ende mit dem kleinen Querbügel zum Anhängen), 4. Klammern, kleine und grössere, ganz und in Bruchstücken, von Gürteln oder Waffen, 5. Drahtringe und Nadeln (zahlreiche Bruchstücke, zum Theil von Fibeln), 6. ein Nagelköpfchen, 1·2 cm Durchmesser, und Nagelfragmente, eines derselben 6·5 cm lang.

Ohne Fundangabe, jedoch wahrscheinlich von Za Polšno, liegen noch vor:

l) Eiserne Schmucknadel, 17 cm lang, mit einer kleinen, scheibchenförmigen und zwei grösseren sphärischen Verdickungen unterhalb des Kopfes.

m) Fragmente einer Dolchscheide aus dünnen Eisenblechstreifen, welche in schräger Windung um die hölzernen Scheidenblätter herumliefen und dieselben zusammenhielten.

C. Pod Mačkovcam.

Certosafibeln: 2 Stück; Oberarmringe mit S- und spiralförmigem Ende: 2 Stück; Glasperlen: 8 Stück.

D. Mačkovc.

a) Aus älteren Gräbern: 1 Thonschale, 5 eiserne und 4 bronzene Handgelenkringe, 2 eiserne und 2 bronzene Bogenfibeln, 2 Brillen- und 1 Sichelfibel aus Bronze, eine Blechbügelfibel besonderer Form, 4 Schmucknadeln aus Bronze und 3 Glasperlen.

b) Aus jüngeren Gräbern: 1 Certosafibel und 10 Glasperlen.

E. Jüngere Grabfelder.

(Vorwiegend Pod Mačkovcam, Einiges auch Za Polšno[1]).)

1. Bronzen.

a) Fibeln (50—80 Stück Hm., über 100 Stück Wg. mehr oder minder fragmentirt) bis auf das Stück *a** sämmtliche vom Typus „La Certosa", die Mehrzahl in einer streng gefestigten, für unseren Fundplatz charakteristischen Ausbildung, welche in mancher Hinsicht von dem sonstigen Vorkommen dieses Typus in den östlichen Alpenländern abweicht, aber bemerkenswerth ähnlich an einigen räumlich naheliegenden Fundstätten wiederkehrt (Watsch: Deschmann und Hochstetter l. c. Taf. IX, 9; S. Daniele am Karst: Marchesetti, Bull. delle scienze natur IV, Taf. II, Fig. 5; Adamsberg bei Hof [Krain] im Laibacher Museum [ined.]; Sta. Lucia: Mitth. d. k. k. Ctr.-Comm. f. K. u. hist. Denkm. N. F. X, 1884, S. CXLIV, Fig. 6, dort als Nadelkopf beschrieben, aber zweifellos Fragment einer Certosafibel obigen Charakters; Este, III. Periode: Prosdocimi, t. 5, f. 76.) Die auffallendsten Kennzeichen dieses Vorkommens sind: 1. die Grösse des Objectes (die allermeisten sind zwischen 11 und 15 cm lang, ein Stück, welches nebenstehend in Naturgrösse abgebildet ist (Fig. 53), misst 23·3 cm Länge, die wenigen unter 10 cm langen zeigen etwas andere Formen); 2. das regelmässige Auftreten zweier Zierknöpfe, von welchen der eine als convexe Scheibe dicht am unteren Ende der dreieckigen Bügelschlussplatte angebracht ist und meist nicht

[1]) Bei dem gleichen Charakter der mit Bronzen ausgestatteten Gräber dieser beiden Nekropolen und bei dem Mangel an Aufzeichnungen über die Ankäufe Sr. Durchlaucht des Fürsten Windischgrätz und des Herrn Burger ist hier keine strengere Scheidung möglich.

Fig. 53.

mit dem unteren Centrum, sondern mit einer Randstelle an derselben aufsitzt, während der andere als Kugel oder Discus mit Kerben verziert, separat gearbeitet und vor der Drehung der dreifachen Spiralschlinge am oberen Bügelende angesteckt ist. An dieser Stelle waren mehrere Stücke bereits in alter Zeit abgebrochen und durch Zusammennieten reparirt, wobei der Knopf und manchmal noch ein kleiner Bronzedrahtring zum Festhalten der genieteten Theile diente (Taf. VI, Fig. 1); 3. die Verzierung der Bügelschlussplatte, auf welcher von der Bügelkrümmung zum Schlussknopfe eine scharfe, dolchartige Spitze in zwei Doppellinien eingravirt ist. Ein Stück ist secundär durch einen schräg um den Bügel gewundenen flachen Bronzedraht verziert. In zwei Exemplaren (Wg. Taf. VI, Fig. 2, 12·2 cm lang) ist eine etwas abweichende Bildung dieses Typus vertreten, bei welcher der Bügel ausser dem (nicht angesetzten, sondern mitgegossenen) oberen Endknopf in der Mitte noch zwei augenförmige, halbkreisrunde, kleine Ansätze aufweist, wobei der Kamm des Bügels mit kurzen Querstrichen verziert ist.

Die Form der kleineren Stücke desselben Typus ist nur wenig, aber in bemerkenswerther Weise von der Hauptform der grösseren Exemplare verschieden. Es liegen 4 beschädigte Exemplare vor (Taf. VI, Fig. 3), die kenntlich genug auf eine andere „Fabrik" hinweisen. Namentlich ist der Knopf am oberen Bügelende nicht separat gearbeitet, sondern erhebt sich mehr oder minder flach aus dem Bügelkörper selbst. Die Verzierung der Fussscheibe ist ähnlich wie bei den obigen Stücken, doch nicht mit geraden Linien, sondern im Tremolirstich hergestellt. Eine Certosafibel dritter Unterart war das unter Fig. 4 (Taf. VI) dargestellte Fragment, eigenthümlich durch den Anschluss der Spirale, welche unfern der Peripherie einer den Bügel abschliessenden cylindrischen Scheibe eingezapft ist. (Ein ganzes Exemplar aus Hallstatt abgebildet bei Sacken, Taf. XIV, Fig. 6, und Hildebrand, Bidrag till spännets historia, Fig. 74.) Von einer vierten Unterart sind nur einige Nadelhalterplatten (Taf. VI, Fig. 5, 6·9 cm lang, Wg.) erhalten, aussen mit dreifachen Zickzacklinien verziert, nahe dem Ende durchbohrt, ohne Bügelschlussplatte und mit sehr kleinem Schlussknopf versehen.

a)* Serpeggiante (1 Stück Wg., fragmentirt) von auffallender Grösse (Taf. VI, Fig. 6, 10 cm, die ganze Fibel gewiss über 12 cm lang) und Stärke, mit zwei abgebrochenen Hörnchenpaaren; die Bildung dieses, namentlich auch in krainischen Grabfeldern, sonst sehr zierlichen und schlanken Typus entspricht ganz dem schweren, massiven Charakter der localen Certosaform. Ein in dieser Hinsicht sehr ähnliches Vorkommen an dem nahen Fundorte Teržišče bei Zirknitz siehe in diesen Mittheilungen Bd. VIII, Taf. nach S. 200, Fig. II, u. Bd. XIII, S. 179, Fig. 59.

b) Halsringe verschiedener Art. Die meisten sind massiv, glatt, stabrund, offen; die Enden stehen etwa 5—6 cm auseinander und sind symmetrisch nach aussen umgerollt, so dass sie geschlossene Oesen bilden. (Zahlreiche Fragmente Hm. und Wg., meist 7—8 mm, 2 davon jedoch 12 mm stark.) Andere Formen zeigen 2 Fragmente Wg. Das eine, Taf. V, Fig. 10 (15 cm lang, 17 mm breit), hohlgegossen, mit abwechselnd gravirten und gebuckelten Querstreifen verziert, wobei jedoch die Buckelchen nur am oberen Rand und in der Mitte der Felder auftreten, da sie am unteren Rand den Träger belästigt hätten, gehörte einem sehr weiten Ringe an und ist im Metall 1—2 mm stark. (Ueber hohlgegossene Hals- und Armringe s. die Nachweise und Ansichten Undset's „Eisen in Nordeuropa", S. 522. Speciell die obige Form entspricht einem selteneren Vorkommen in Hallstatt.)

Das zweite Stück (ein Theil davon Taf. VI, Fig. 11) ist zusammengebogen und gebrochen, ca. 30 cm lang, und besteht aus doppeltem, schraubenförmig zusammengedrehtem Bronzedraht, der an den Enden Doppelringe und in regelmässigen Abständen drei geflochtene Knoten bildet.

c) Armringe, u. zw. I. Oberarmringe von sehr charakteristischer, an die kleinen „slavischen" Schläfenringe erinnernder Form (Taf. VI, Fig. 9, 2 Stück Wg., mehrere Fragmente Hm., kreisrund, Dm. 12·7 cm, Stärke 1 cm). Das eine Ende greift ca. 4 cm über dem zweiten, spitz zulaufenden über, ist dann aussen schlingenförmig nach rückwärts umgebogen und hierauf wieder nach vorn zu einer aus 3 Windungen bestehenden Spirale eingerollt.

Diese geschmackvolle Form „mit S-förmigem Ende", doch ohne Spirale am Schluss derselben, kommt später, namentlich nördlich von der Donau, in slavischen und ehemals slavischen Ländern an kleinen Ringeln aus Silber und Bronze ziemlich häufig vor, zum Theil schon mit ungedrehten, vorwiegend aber mit gedrehten Thongefässen und reicht nach Wolđrich (s. diese Mitth. Bd. XVI, S. 90) bis in's XI. Jahrhundert n. Chr. Das Vorkommen ähnlicher, wenn auch viel grösserer Ringe in St. Michael dürfte als Hinweis auf den wahrscheinlichen Ausgangspunkt dieses für die Paläoethnologie Mitteleuropa's so werthvollen Typus anzusehen sein.

Die slavischen „Schläfenringe" sind manchmal so gross, dass sie als Handgelenkringe angesehen werden müssten, wenn ihre Lage in den Gräbern, dicht an den Häuptern der Bestatteten, nicht eine andere Art der Anbringung, wahrscheinlich an einem um den Kopf gelegten Bande, bezeugen würde. Nun ist es leicht möglich, dass dieser Typus eine Art Wanderung an dem menschlichen Körper zurückgelegt hat, indem er von den Armen zum Kopfe emporstieg. Gründe dafür lassen sich unschwer finden. Nicht ganz unähnlich sehen wir ja noch heute vielfach Münzen aus der Tasche oder Truhe der Besitzerin auf den Hals oder Kopf derselben wandern. Ein einfacher Wechsel der Mode genügt da, während die Form erhalten blieb. Dass die Ringe auf diesem Wege nach und nach kleiner wurden, erscheint ebenfalls ganz natürlich. An saracenischen Einfluss (wie Virchow einmal gewollt hat) brauchen wir also nicht zu denken.

2. Handgelenkringe (zahlreiche Fragmente Hm., mehrere ganze Stücke Wg.), entweder glatt und stabrund, oder flach und verziert (Taf. VI, Fig. 12 und 13), die letzteren geschlossen oder mit den Enden dicht zusammengepasst, die ersteren manchmal offen und mit den Enden stark übereinandergreifend. Die zartesten sind 4—5 mm breit, wulstförmig und geperlt oder flach und aussen mit kurzen Strichlagen und Kreuzchen gravirt. Ein einziges Stück (Wg., 4·5 cm Dm., fragmentirt) besteht aus 4 wulstförmig übereinandergeordneten, 4 mm starken Bronzespiralwindungen.

d) Fingerringe (7 Stück von 4 verschiedenen Formen) 2 fragmentirte aus dünnem vierkantigem Bronzedraht (2:3 mm stark, Dm. 2·2 cm Hm.); 4 ganze (1 Hm., 3 Wg.) und 2 fragmentirte (Hm.), ebenfalls ganz glatt, doch viel stärker (4: 10—11 mm) im Metall und auf der einen Seite breiter zulaufend (Taf. VI, Fig. 16), ferner 1 spiralig aus einem Bronzeblechstreifen zusammengedrehtes Stück (Breite 1·8, Dm. 2 cm, Taf. VI, Fig. 17, ähnlich, aber kleiner, Fig. 18), endlich ein Ring mit kreisförmiger Siegelplatte, auf welcher zwei gegen einander gekehrte Köpfchen im Profile — ein männliches und ein weibliches — vertieft eingeschnitten sind. (Dm. des Ringes 2, der Siegelfläche 1·2 cm, Taf. VI, Fig. 19.)

Dieses Stück verräth, trotz der Flüchtigkeit des Schnittes, seine Zugehörigkeit zu dem Lebenskreise

der antik-classischen Kunstübung. Ein vollkommen analoges Beispiel ist mir nicht bekannt. Zunächst würde man Aehnliches auf Gemmen oder Ringpasten zu suchen haben. Im k. k. Münz- und Antiken-Cabinet befindet sich ein solcher Stein mit den gegeneinander gekehrten Köpfchen des Severus Alexander und der Julia Mammäa. Viel häufiger scheint diese wenig ansprechende Art des Vereines zweier Bildnisse auf Medaillons der römischen Kaiserzeit zu sein. Bei Fröhner (Les Médaillons de l'empire Romain) finden wir so dargestellt: Marc Aurel und Lucius Verus (S. 87), Marc Aurel und Commodus (S. 113), Crispina und Commodus (S. 147), am häufigsten aber, wie auf der obgedachten Gemme, Severus Alexander und Julia Mammäa (S. 171 ff.), die beiden Philippe (S. 193 ff., hier auch öfter 2 capita jugata gegenüber einem einzelnen), ferner Trebonianus Gallus und Volusianus (S. 206 ff.), Valerian und Gallien (S. 211), Salonina und Gallien (S. 220). Diese Darstellungsweise scheint also der römischen Kaiserzeit anzugehören, und mir ist kein Stück bekannt, welches dagegen spräche, dass sie derselben ausschliesslich eigenthümlich war. Da capita jugata daneben viel weniger häufig vorkommen, kann man von einer gewissen Vorliebe für jene Schema sprechen. Wenn somit auch unser Bronzering wahrscheinlich derselben Periode angehört, so ist dieser Fund gerade deshalb für die Zeitbestimmung der Grabfelder von St. Michael ohne Belang, umsomehr, als keine nähere Fundangabe über denselben vorliegt.

e) Bronzekettchen (einige Fragmente), deren Drahtglieder aus doppelten Ringelchen von 1 cm Dm. bestehen: ein zweites hatte einfache stärkere Glieder von 1·4 cm Dm.

f) Fragmente diverser Objecte: einer Schmucknadel mit sphärischem, 1 cm breitem Knopf, eines zweimal durchbohrten unförmlichen Anhängsels (?), eines flachen (Ohr-?) Rings von 5·5 cm Dm. u. dgl. Ein 4:5 cm langes und breites Stück Kupferbarren dürfte wohl ausserhalb der Gräber gefunden worden sein.

2. Perlen.

a) von Bronze (1 Stück), bikonisch, Dm. 1·7 cm, der Bohrung 6 mm, H. 1·1 cm.

b) von Bernstein (1 Stück) flach-kugelig. Form und Dm. nicht mehr genau zu erkennen. H. 1·6 cm.

c) aus Glas (bei 100 theils ganze, theils durch Bruch oder Brand theilweise zerstörte) von den verschiedensten Grössen, Formen und Farben. In der Grösse schwanken sie zwischen 3 mm und 2·5 cm Breitendurchmesser, in der Form von kleinen, flachen Ringelchen bis zu grossen, ei- oder apfelförmigen Stücken und von ganz glatten oder meridional gekerbten, einfärbigen zu solchen, die mit flachen oder vortretenden, ein- bis zweifärbigen Augen oder auch mit höckerigen anders gefärbten Ansätzen verziert sind. Als Farbe endlich tritt an den Perlen Weiss, Licht- und Dunkelblau (meist kleiner und unverziert), Hell- und Dunkelgelb (in zweierlei Grössen stets verziert), ein schönes helles Blaugrün (in sehr verschiedenen Grössen, stets mit Augen aus concentrischen weissen und dunkelblauen Ringen verziert (eine gefällige, namentlich in St. Margarethen sehr häufige Zusammenstellung) auf; zu den Ring- oder Zickzackverzierungen werden genau dieselben Farben verwendet. Die concentrischen Ringe (3—4 oder 6—8) laufen entweder in einfacher oder doppelter Reihe äquatorial um die Perlen und sind am häufigsten in Weiss und Blau auf gelben Stücken angebracht; die Zickzackverzierung erscheint ausschliesslich auf kleineren blauen Perlen in Weiss oder Hellgelb. Dass diese Perlen, u. zw. ebensowohl die kleineren als die grösseren, nicht nur an Schnüren, sondern auch an Bronzeschmucksachen (Nadeln, Fibeln) zur Verzierung angereiht oder aufgesteckt waren, zeigen einzelne Stücke, an welchen noch Reste von Bronzestiften in der Durchbohrung erhalten sind (eine kleine blaue und eine grössere gelbe mit blauweissen Ringen). Bemerkenswerth durch seltenere Farben oder Formen erscheinen folgende Stücke:

2 weisse Perlen (Dm. 12 mm) mit je 3 gelbbraunen, durch weisse Innenlinien (Spiralschnörkel) verzierten Augen.

1 halbe gelbbraune Perle (Dm. 1·7 cm) mit weissem Zickzackbande.

1 halbe dunkelblaue Perle (Dm. 2·1 cm) mit concentrischen lichtgelben Kreisen verziert, deren Innenflächen mit einem lichtblauen Email ausgefüllt sind.

3 kleine Perlchen, ebenso dreifärbig verziert; nur sind die Kreislinien nicht gelb, sondern weiss.

1 hellgelbe Perle (Dm. 12 mm) mit 3 blauen Augen, in welchen weisse Spiralen sehr fein ausgezogen sind.

1 blaugrüne Perle von auffallender Unregelmässigkeit (Taf. VI, Fig. 20, Dm. 2·5, H. 1·3—1·7 cm) mit schwach vorstehenden, ebenfalls sehr asymmetrischen blauen und weissen Kreisen.

1 lichtblaue Perle (Dm. 12 mm) mit feinen weissen Spiralen, deren Windungen mit dunkelblauem Email ausgefüllt sind.

1 dunkelblaue Perle (Taf. VI, Fig. 21, Wg., Dm. 14 mm), ringsumher mit 4 feinen hellgelben, durch Tangenten verbundenen Spiralen verziert.

1 kleine Perle (Dm. 11 mm) in 4 Farben: Grund blau, Augen blaugrün und weiss, zwischen den letzteren gelbe Wärzchen.

2 längliche Perlen (Dm. 1·5 cm) mit Wärzchen um die beiden Durchbohrungsenden, die eine dunkelblau mit concentrischen weissen, von einem gelben Reif eingefassten Ringeln und gelben Wärzchen, die andere (Fragment) gelb mit weiss-blauen Augen und hellgrünen Wärzchen. (Aehnliche Formen, doch in anderen Farben aus Watsch abgebildet bei Deschmann und Hochstetter l. c. Taf. XIV, 2.)

1 verkrümmte, schön blaue, flache Perle (Dm. ca. 14, H. 5 mm) an der Peripherie ringsum mit blauen, weiss geränderten Wärzchen verziert. (Aehnliches in anderen Farben D. und H. l. c.).

1 kleines Fragment einer Perle mit lichtgrünem Kern und gelbem Mantel.

2 Bruchstücke schöner blauer Perlen (Dm. 2·2 cm) mit granatapfelförmigen Körpern.

2 grosse gelbe Perlen (Taf. VI, Fig. 22, Wg., Dm. 2·6 cm) mit 2 Reihen dunkelblauer, durch weisse Spiralen ausgefüllter Augen und einer, diese Reihen theilenden, peripherischen Kerbe.

F. Zerstreute Funde.

Hier werden jene, zumeist der Sammlung Wg. angehörigen Objecte aufgezählt, von welchen keine bestimmten Fundangaben vorliegen, und welche auch nach dem hinlänglich constatirten Charakter der durch systematische Ausgrabungen untersuchten Gräberfelder aus keiner dieser Nekropolen zu stammen scheinen. Drei dieser Stücke sind älter, (einige, zumal die sub 15 angeführten Thongefässe, vielleicht gleichzeitig), die Mehrzahl aber entschieden jünger, als die Hauptmasse der prähistorischen Funde. Im Zusammenhang mit dem Vorkommen römischer Thongefässfragmente auf dem Mačkovc und dem auch sonst bezeugten Fortbestehen prähistorischer Ansiedlungsplätze in geschichtlicher Zeit verdient auch diese spätere Hinterlassenschaft eine gewisse Beachtung, wenngleich die Provenienz derselben keineswegs ausser allem Zweifel steht.

1. Steinhammerbeil aus Quarzit (Hm.), vordere Hälfte 8·5 cm lang, 5·4 breit, 5·6 hoch, nur oberflächlich geglättet, aber gut geformt (mit schwach concaven Schmalflächen).

2. Bronzepalstab mit offenen Schaftlappen, schönes, wohlerhaltenes Stück; 20·3 cm lang, Schneide 5, Mittelkörper 3·2, oberes Ende 4 cm breit, ober den 3·2 cm breiten Schaftlappen 1, unter denselben 1·2 cm stark; Form gleich den in diesen Mittheilungen Bd. XV, 1885, Taf. II, Fig. 20—22 abgebildeten Stücken, welche dadurch charakterisirt ist, dass die Schaftlappen auf das zweite Viertel der Beillänge (von oben) beschränkt sind.

3. Bronzelanzenspitze, stark beschädigt; es fehlt die ganze Dülle, doch greift der Hohlraum derselben innerhalb der starken Mittelrippe noch 2·7 cm in's Blatt hinauf; 8 cm lang.

4. Thonring (Untersatz, Hm.), kreisrund, Dm. aussen 10·4, innen 5 cm, H. 3·1 cm mit Brandspuren an der Oberfläche.

5. Gussform aus feinem Sandstein (s. die nebenstehende Fig. 54 in $^2/_5$, Hm.) in Gestalt einer 2 : 2·2 cm dicken, kreisrunden Scheibe, von (oben) 7·2 bis (unten) 7·5 cm Dm., an deren Oberfläche zwei concentrische Ringe von 2·5 und 4·2 cm Dm., der grössere mit sechs symmetrisch angebrachten perlförmigen Erhebungen am Aussenrande flach eingeschnitten sind. Ein Gussloch führt von der höheren Randstelle der Scheibe zu den Ringen, die durch vier flache Einkerbungen radial verbunden sind.

6. Eiserne Beilklinge, Mittelform zwischen Kelt und Palstab mit einseitigen, bis auf 1 cm Distanz zu einer offenen Dülle zusammengebogenen Schaftlappen, welche vom oberen Ende bis zur Mitte des Beilkörpers abschmalend herabreichen. Länge 14·5 cm, Breite der Schneide 5·7 cm, der offenen Dülle 3·7 cm. (Eine charakteristische La Tène-Form, aus Marin selbst abgebildet bei Keller, Pfahlbauten. VI. Ber., Taf. XII, Fig. 8 u. f.)

7. Eisenmesser (Taf. VI, Fig. 25, Hm.), gerade und schmal, 18·3 (davon der Griff 10) cm lang, Spitze abgebrochen, Griffzunge ca. 1·5 cm breit, die stark abgenützte Klinge verläuft von 1·2 cm unterer Breite constant abschmalend zur Spitze. Die hölzerne Griffschale war mit vier Bronzenieten an der Zunge befestigt, welche oben noch ein ovales, convexes Bronzeblechscheibchen und unten eine Bronzeleiste als Abschluss gegen die Klinge aufweist.

8. Eisenmesser, 24 (davon die Griffzunge 8) cm lang, mit 3 dicken Eisennägeln zur Befestigung der Griffschale. Die Schneide ist sehr sanft nach auswärts gekrümmt, der Rücken in einem ziemlich starken, stumpfen Winkel gebogen; so erhält die am unteren Ende 2·1 cm breite Klinge in der Mitte eine Breite von 3·8 cm.

9. Eisenbeil, Breitaxt aus später („merovingischer") Zeit, von der oblongen, 9·2 cm langen, 2·6 cm breiten, an den unteren Enden gezähnten Hammerfläche, bis zur Schneide 14 cm lang, die letztere 18 cm breit, zum Schaft schwach convergent und stark nach rückwärts verlaufend. Solche Aexte sind bei Lindenschmit, A. u. h. V., Bd. I, Heft II, Taf. 7, aus fränkischen und alemannischen Gräbern abgebildet, kommen

Fig. 54.

jedoch, wie mir noch von einem zweiten Fundorte im Küstenlande bekannt ist, auch in den Ostalpen vor.

10. Eisenbeil, Schmalaxt aus derselben Zeit, 13 cm lang, Schneide 5·5 cm breit, mit einer über den Axtkörper beiderseits etwas verlängerten Schafthülse und einem kurzen Hammer oberhalb derselben.

11. Lanzenspitzen, römisch oder germanisch, 3 Stück, eines 22 (davon die unten abgebrochene, sehr breite Dülle 5·5) cm lang, mit ganz flacher Mittelkante; das zweite 13·5 (davon die Dülle 6·5) cm lang, gleich der in Lindenschmit's A. u. h. V., Bd. I, H. 12, Taf. 4, Fig. 7 abgebildeten römischen; das dritte 12 (davon die unten abgebrochene Dülle 8) cm lang mit sehr kurzem herzförmigem Blatt.

12. Wurfspeer- und Pfeilspitzen 4 Stück; das erste aus ganz fraglicher Zeit, 12 cm lang, mit sehr schlecht geformter Dülle, hat ein messerartiges, nur an einer Seite geschärftes Blatt; das zweite, 11·3 cm lang, ist unten abgebrochen und besteht aus einem dreieckigen Blatte und einem schraubenförmig gedrehten Dorn. Nach Analogie der Stücke, welche Lindenschmit l. c. Bd. II, H. 9, Taf. 5, Fig. 4, 8, 13 aus fränkischen Gräbern abbildet, ging dieser Dorn erst in die eigentliche Dülle über. Das dritte ist eine vierkantige römische Pfeilspitze, 3 cm lang, mit 4·5 cm langer Dülle (vgl. Lindenschmit l. c. Bd. I, Heft 11, Taf. 4). Das vierte, seltsamste, hat eine 10 cm lange Dülle und eine vollkommen pyramidale, 4·1 cm lange Spitze, mit 2·4 cm breiter Basis.

13. Speerschuh (?). konisch, 6 cm lang, oben 3 cm breit.

14. Pflugschar mit reparirter Schneide, 29·4 cm lang, 20 cm breit, von einer den römischen bei Lindenschmit l. c. Bd. III, H. 3, Taf. 4. 2—7 abgebildeten Stücken nicht unähnlichen Form, ganz verschieden von den auf der Gurina ausgegrabenen Pflugscharen.

15. Thongefässe, vorrömisch, bis auf eines (f.) ungedreht, doch von ganz anderen Formen als die Pod Kazulem vorkommenden, weshalb auch ihre Provenienz von unserem Fundort nicht ausser allem Zweifel steht. Es sind *a)* 1 plumper kleiner Napf, 5·5 cm hoch, Dm. 9·7 cm, sehr dickwandig, aus schlechtgebranntem, graubraunem Material. *b)* 1 schwerfälliger Dreifussnapf (blos Fragment) von 9 cm Bodendm. aus grobem mit Sand vermengtem Thone. *c)* 1 becherförmiger Topf von ähnlicher schlechter Arbeit, asymmetrisch, mit 3 Warzen unterhalb des schwach eingebogenen Mundsaumes, in der unteren Hälfte konisch, in der oberen leicht ausgebaucht. H. 13, Bodendm 8, Mündungsdm. 10·5 cm. *d)* 1 konisch nach unten verengtes, dann wieder zu einer Bodenfläche von 8·1 cm Dm. ausladendes Bruchstück eines dickwandigen, becherförmigen Gefässes, 10 cm hoch. *e)* 1 schwarzes Töpfchen von zierlicher Halsurnengestalt mit einem Ansatz an der Bauchschwellung, 12 cm hoch, Dm. des Bauches 11·7, des (genabelten) Bodens 4, des (schwach ausgebogenen) Mundsaumes 8·5 cm. *f)* Hohler, unten geschweift-konischer, dann rundlich ausladender und wieder eingezogener Fuss eines grossen rothen, schwarzbemalten Thongefässes, 19 cm hoch, Dm. 10 bis 15 cm, Drehscheibenarbeit.

Zu diesen zerstreuten Funden gehört endlich auch eine jetzt im Besitze des Herrn Regierungsrathes Globocnik zu Laibach befindliche silberne Barbarenmünze mit A. belorbeerter bartloser Kopf — R. Reiter auf springendem Pferde. Derlei Münzen, sowohl die grösseren als auch die mit verschiedenen Prägungen ausgestatteten kleineren, sind jüngst bei Oberlaibach wieder in ziemlicher Zahl gefunden worden (s. Mitth. d. k. k. Central-Comm. N. F. XIII. 1887, p. CXLIII s.).

Alles, was bisher auf und an dem Grad von St. Michael zu Tage gefördert wurde, gruppirt sich in grösserem oder geringerem Abstand um jene vorgeschrittene Periode der prähistorischen Culturentwicklung, in welcher das Eisen neben der Bronze zu immer höher gesteigerter Verwendung gelangte. Nur spärliche Einzelfunde, wie das Bruchstück eines Steinbeils, zwei Bronzewaffen und einige römische Thongefässfragmente und Eisenwaffen gehören einer viel älteren oder viel jüngeren Culturstufe an. Die weitaus grössere Zahl der ausgegrabenen Ueberreste zerfällt jedoch in zwei ungleiche Gruppen oder Stufen, von welchen die schwächere, frühere, ausschliesslich auf dem kleinen Gräberfelde Pod Kazulem und an einer Stelle des Hügels Mačkovc die stärkere, spätere an mehreren Punkten im Norden der Ansiedlung, namentlich in den Gräbern Za Polšno und Pod Mačkovcam vertreten ist. Die erstere charakterisirt sich durch ein Inventar, welches innerhalb der sogenannten „Hallstätter Epoche“ ein entschieden alterthümliches Gepräge trägt und das Bild einheitlicher Geschlossenheit gewährt. Die letztere, welche mit jener fast nichts mehr gemein hat, ist durch viel jüngere, manchmal ganz eigenthümlich entwickelte Typen und durch ein theilweises Heraustreten aus dem Rahmen der „Hallstätter Cultur“ gekennzeichnet.

Vollkommen gleiche Verhältnisse, wie sie hier vorliegen, hat noch kein anderer Fundplatz ergeben. So vielfache Beziehungen und Analogien die zahlreichen Gräberfelder Krains in ihrer Ausstattung bisher erkennen liessen, mit dem Inhalt der Nekropolen von St. Michael deckt sich doch keines ihrer Inventare.

Das Grabfeld Pod Kazulem scheint älter, die Nekropole Za Polšno und was den gleichen Charakter trägt, jünger als die Mehrzahl krainischer Ansiedlungen und Begräbnissplätze aus der Hallstätter Epoche, jedoch wieder alterthümlicher als die ausgesprochen keltischen Grabstätten von Nassenfuss in Unterkrain und Idria bei Bača im Küstenlande. Bezeichnende Merkmale sind 1. für Pod Kazulem: das zahlreiche Vorkommen der Brillenfibel und die ältere einfachere Gestalt der halbkreisförmigen Bogenfibel, die sowohl in Bronze wie in Eisen blos aus Draht ohne Knoten u. dgl. gearbeitet ist und nur ein paar Mal auch über dem Nadelhalter jene zweite kreisrunde Schlinge zeigt, welche für diesen Typus in seinem Vorkommen nördlich von den Alpen charakteristisch ist und in Italien demselben fehlt; 2. für Za Polšno: die fast ausschliessliche Herrschaft der Certosafibel und die Ausstattung zahlreicher Gräber mit Eisenwaffen, welche vorwiegend La Tène-Typen zeigen, aber theilweise auch ältere Formen bewahrt haben.

Das erstere Grabfeld gehört dem Beginn, das letztere dem Ausgang der Hallstätter Periode in Krain an; zeitlich fallen sie daher, wenigstens nach dem Stande unserer Kenntniss jener vorgeschichtlichen Epoche, ziemlich weit auseinander, obgleich wir nicht sagen können, welches Intervall etwa dazwischen liegt. Doch dürfte es gerechtfertigt erscheinen, die ältere Stufe in die erste Hälfte oder um die Mitte, die jüngere in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christi zu verlegen.

Die letztere fällt daher bereits in eine quasihistorische Zeit, insofern uns aus den letzten Jahrhunderten v. Chr. denn doch schon einzelne Nachrichten über die Völkerverhältnisse im Alpengebiete zugekommen sind. Lehrreicher als die Versuche, hier eine Anknüpfung zu finden, wird immer die vollständige Vergleichung des Fundmateriales sein, wenn

dasselbe erst geordnet und zugänglich vorliegt, was derzeit noch nicht der Fall ist. Doch kann wenigstens ein Verhältniss, das im Thatsächlichen, wenn auch nicht in seinen Ursachen vollkommen klar ist, kaum übersehen werden. Wir meinen die Beziehungen zwischen den Funden von St. Michael und den reichlichen Entdeckungen, welche in den letzten Jahren im Isonzothale bei Sta. Lucia gemacht worden sind. Die letzteren sind nach Herrn J. Szombathy's treffender Bezeichnung eine Art Mittelglied zwischen den oberitalischen und den krainischen Gräberfeldern der Hallstätter Epoche. Unter den letzteren schliesst sich nun St. Michael besonders enge an Sta. Lucia an. Es waltet jedoch ein ganz eigenthümliches Verhältniss zwischen diesen beiden Nekropolen. Die ältere Stufe von St. Michael erscheint nämlich als eine Art Auszug aus dem weit umfassenderen Inventar des küstenländischen Fundortes am Isonzo, dessen Formen nach dem Stande unserer heutigen Einsicht vom Beginne bis an das Ende der Hallstätter Epoche reichen. Namentlich die keramischen Typen der älteren Gräber von St. Michael sind vollkommen identisch mit denjenigen Gefässformen von Sta. Lucia, welche sich nach Herrn Szombathy's Beobachtung vorwiegend in ärmeren (älteren?) Gräbern gefunden haben. Nun liegt es nahe, unter einem allbekannten, jüngst wieder von Virchow nachdrücklich betonten Gesichtspunkt den älteren Fundplatz von St. Michael als eine verarmte Dependenz der grossen, das alpine Binnenland mit südeuropäischen Cultureinflüssen bereits in vorgeschichtlicher Zeit befruchtenden Strömung aufzufassen, die man sich allezeit gerne von Italien ausgehend gedacht hat. Indessen folgt aus jenem Verhältniss wenigstens nicht mit Nothwendigkeit, dass es ein westlicher, d. h. italischer Einfluss (und Import) gewesen sein muss, der, von einem naturgemäss reicheren Centrum ausgehend, die ärmeren und entfernteren Culturstätten in's Leben rief. Es ist ebensogut möglich, dass die ärmeren Hinterlassenschaften Stationen einer östlichen Culturströmung vorstellen, welche sich erst am Ziele, im Gebiete der Veneter, durch volle Entwicklung und Aufnahme neuer Elemente bereicherte. In diesem Falle braucht St. Michael nicht von der oberitalischen Cultur von Este abzuhängen, sondern kann derselben geradezu selbstständig gegenüber stehen und mit den Kazulgräbern eine ältere Stufe derselben Cultur bezeichnen. Hier darf wohl auch auf die Spuren eines prähistorischen Landverkehres zwischen der Balkan- und Apenninhalbinsel hingewiesen werden, die sich in den halbmythischen Nachrichten der Quellen des Diodor erkennen lassen, und welchen neuerlich besonders Helbig (das homerische Epos, II. Aufl., S. 83 ff.) nachgegangen ist. Jedenfalls darf man vor der Reconstruction der Urgeschichte Griechenlands, von welcher sich eben jetzt die ersten Schleier heben, nicht wagen, in einer solchen Frage entschieden Stellung zu nehmen, zumal wenn es sich um einen Fundort handelt, der wie St. Michael gewissermassen zwischen den beiden Halbinseln in der Mitte liegt.

Die jüngeren Gräber dieses Fundortes, namentlich die Nekropole Za Polšno, tragen dagegen den Charakter einer Entwicklung, von welcher in Sta. Lucia ebenfalls noch Spuren vorliegen (über die Analogien: einige Eisenwaffen, grosse Certosafibeln, cylindrische Fingerringe, s. Szombathy's Bericht in diesen Mitth. Bd. XVII, 1887 [S. 28]), die anderen „hallstättischen" Gräberfelder in Krain aber fast völlig unberührt geblieben sind[1]). Man fühlt sich versucht, ethnische Unterschiede zur Erklärung dieser Verschiedenheit

[1]) Die einzige mir bekannte Ausnahme bildet der Hügelgräberfund am Magdalenenberge bei St. Marein, den man sich allerdings nur in ungenügender Weise aus den vagen Angaben, welche Deschmann im XIV. Bande dieser Mittheilungen (1884) S. 49 ff. veröffentlicht und aus dem, was im Laibacher Museum unter der Bezeichnung dieses Fundplatzes ausgestellt ist, reconstruiren kann. Nach Deschmann's Bericht lag in einem jener Tumuli ein Skelet mit 2 Lanzen, 1 Axt und 1 Messer, alles aus Eisen, weiterhin 2 bronzene La Tène-Fibeln, dann abermals ein Skelet mit einer eisernen Axt, darunter ein mit 2 Steinplatten bedecktes Brandgrab (Situla) mit Beigaben, wie sie für die Hallstätter Periode der krainischen Nekropolen charakteristisch sind. (Knotenfibel und das in diesen Mitth. Bd. XIII, Taf. 20, Fig. 6 abgebildete, figural verzierte Bronzeblech.) Ausser den bereits publicirten und daher leicht zu identificirenden Stücken sind unter der Bezeichnung „Magdalenaberg bei St. Marein" im Laibacher Museum ausgestellt: 3 Beile des St. Michaeler Typus (2 davon wahrscheinlich aus dem obgedachten Tumulus), 2 Lanzenspitzen aus Eisen, eine mit breitem Blatt, die zweite mit sehr langer, in einen massiven dünnen Hals auslaufender Dülle (La Tène-Typen, wie von St. Michael, wahrscheinlich die beiden oberwähnten Stücke), 3 krumme Eisenmesser), 3 grosse bronzene Certosafibeln, gleich den typischen Exemplaren von St. Michael, ferner diverse Hals- und Armringe, Glas- und Bernsteinperlen. Wenn hier nicht etwa Nachbestattungen vorliegen, hätten wir in diesen Tumulis eine Analogie zu dem Inventar der jüngeren Gräber von St. Michael, nur dass hier in der verschiedenen Bestattungsweise eine noch schärfere Trennung der mit La Tène-Eisenwaffen gerüsteten Leute von den blos mit Hallstatt-Schmucksachen versehenen Landesgenossen ausgesprochen wäre.

heranzuziehen, und wenn der Mischcultur ein Mischlingsstamm entspricht, so haben wir einen solchen an der illyrisch-keltischen Grenze, welche der Birnbaumer Wald im Alterthum bildete, geschichtlich bezeugt. Es sind die Japuden, über deren Verbreitung und Lebensformen alte literarische Quellen uns ziemlich brauchbare Nachrichten überliefern. Der Aufnahme und Prüfung derselben soll das folgende Capitel gewidmet sein.

IV. Zur Vorgeschichte des Fundgebietes.

Für die Urgeschichte des unmittelbaren Hinterlandes der Halbinsel Istrien mangelt es nicht an Stoff. Die prähistorische Bevölkerung dieses Gebietes hat uns nicht unerhebliche Ueberreste hinterlassen, und auch die geschriebene Ueberlieferung, welcher das folgende Capitel hauptsächlich gewidmet ist, reicht zum Theile, wenn auch nur mit ihren Quellen, bis vor den Beginn unserer Zeitrechnung zurück. Es besteht nur die grosse, bei prähistorischen Untersuchungen ziemlich allgemeine Schwierigkeit, diese beiden Arten von Tradition in Einklang zu setzen, da sie sich blos äusserlich an einander knüpfen lassen, ohne dass wir die eine zur Prüfung der anderen verwenden könnten. Jede von ihnen bleibt also unvollständig und ungenügend. Die Funde der weiteren Umgebung reichen zum Theil in das Steinzeitalter zurück; die nächste derartige Fundstelle, welche ganz kürzlich von Prof. Moser aus Triest ausgebeutet wurde, liegt bei Präwald am südlichen Ende des Nanos, nur wenige Kilometer von St. Michael entfernt. Man nimmt gewöhnlich an, dass illyrische Stämme die ersten Anwohner dieses ganzen Gebietes um den Nordrand der Adria gewesen seien. Später wurde dieser Gürtel zerrissen, nordwestlich von Istrien zuerst durch das Vordringen der keltischen Karner. Für die Steinzeit, dann für die Periode der hier einzeln auftretenden Bronzewaffen und wohl auch noch für die Stufe der älteren Gräber von St. Michael ist jedoch eine rein-illyrische Bevölkerung dieses Gebietes mit Sicherheit anzunehmen. Sehr wahrscheinlich ist dieselbe dem in älterer Zeit etwas ausgebreiteteren Stamme der Ἴστροι beizuzählen, welcher einst bis an den Tagliamento, die Grenze der Veneter, reichte und noch 181 v. Chr. den Küstenstrich von Aquileja beanspruchte, jedoch in der geschichtlichen Zeit auf die nach ihm benannte Halbinsel eingeschränkt erscheint.

Der Nordrand der Adria, das nordöstliche Vorland Italiens, lag ausserhalb des Gesichtskreises der griechischen Culturträger, und erst spät gewinnen wir daher aus der Literatur sichere Anhaltspunkte für die antike Geographie und Ethnographie dieses Gebietes [1]). Selbst der Name der Ἴστροι erscheint im IV. Jahrhundert nur in nebelhafter Ferne. Sein Gleichklang mit dem Flussnamen erzeugte die abenteuerliche Vorstellung von einer Gabelung der Donau, die man mit einem Arm in die Adria münden liess. Diese (in der Küstenbeschreibung des Pseudo-Skylax, um 340 unter Philipp von Makedonien, überlieferte) Idee ist erst spät ganz aus der Literatur verschwunden, während der Glaube an die Abstammung der Istrer von den Kolchern, ursprünglich im Zusammenhange mit der Idee einer nördlichen Einschnürung der Balkanhalbinsel, welche dem Mythus von der Rückfahrt der Argonauten zu Grunde liegt, sich noch viel zäher behauptet hat.

Aber auch die Geschichte der römischen Machtausbreitung bringt uns erst in verhältnissmässig später Zeit Nachrichten über dieses, der werdenden Weltmonarchie räumlich so naheliegende Gebiet. Wenn Herodot schon wenige Decennien nach den Perserkriegen umfassende Mittheilungen über die Völker im weiten Umkreis des östlichen Mittelmeerbeckens veröffentlichte, so vergehen noch gut anderthalb Jahrhunderte nach der Zerstörung Karthagos, ehe uns die römische Reichsliteratur Genaueres auch nur über die nächsten nordöstlichen Nachbarn Italiens zu sagen weiss. Man muss sich der eigenthümlich beschränkten Rolle, welche die Adria im Gefüge der Mittelmeerglieder während des Alterthums spielte, erinnern, um das zu begreifen [2]).

[1]) Ljubić (im Vjestnik hrvatsk. arkeol. družtva VII, 1885, p. 3) hat zuletzt die Stellen gesammelt, missdeutet jedoch, wie es scheint, die bei Steph. Byz. erhaltene Stelle des Hekataios von zwei japygischen „Städten“ (einer auf der Apennin-, der andere auf der Balkanhalbinsel), wenn er sie auf die nordillyrischen Japuden bezieht, da sie vielmehr wohl von den Japygern Unteritaliens zu verstehen ist.

[2]) Nissen (Italische Landeskunde S. 92 ff.) hat die Umstände dargelegt, welche einer frühzeitigen maritimen Entwicklung des adriatischen Küstengebietes im Wege standen: die Hafenlosigkeit der italischen Seite, die Kahlheit und Armuth des dalmatinischen Archipels und die Wildheit des dinarischen Hinterlandes, endlich, nicht zuletzt, die Unbeständigkeit des Wetters und die Häufigkeit der Stürme, welche die Adria jetzt wie ehedem in Verruf gebracht haben.

1. Nachrichten Strabo's.

Für unser Fundgebiet kommen in erster Linie, ja fast ausschliesslich, Strabo und Plinius in Betracht. Namentlich Strabo kommt auf gewisse Hauptpunkte der Bedeutung des Okra und seiner Umgebung wiederholt zurück. Auszugehen ist dabei von Aquileja, gleichsam dem Auge, mit welchem die Römer, lange bevor sie ihre Herrschaft über das östliche Alpengebiet ausdehnten, in's Innere desselben spähten. „Er ist der Handelsplatz für die illyrischen Völker am Ister. Diese holen hier die Producte der See und Wein, den sie in hölzernen Fässern auf Wagen laden, sowie Oel; dagegen bringen sie Sklaven, Vieh und Häute“ [1]).

(V, 1.) „Der Weg von Aquileja über den Berg Okra nach Nauportus, einer Anlage der Taurisker, bis wohin die Waaren zu Lande gebracht werden, beträgt 350 Stadien; Einige geben sogar 500 an. Der Okra ist der niedrigste Theil der Alpen, die sich von Rhätien bis zu den Japoden erstrecken. Von hier aber, bei den Japoden, erheben sich die Berge wieder und heissen Albia. Auch der Weg von Tergeste, einem karnischen Dorfe, nach dem See Lugeon geht über den Okra“ (VII, 5). Vgl. IV, 6: „Der Okra ist der niedrigste Theil der Alpen, da wo sie an die Karner stossen; über denselben gehen die Waaren auf Wagen von Aquileja nach dem Orte Pamportus, eine Strecke von etwa 400 Stadien. Von hier kommen sie auf Schiffen in den Ister und die daselbst gelegenen Länder. Denn an Pamportus fliesst ein schiffbarer Fluss vorbei, der aus Illyrien kommt und sich in den Saus ergiesst; daher kann man die Waaren leicht nach Segestica und zu den Pannoniern und Tauriskern bringen.“ Ebenda, kurz vorher: „Hier wohnen auch die Japoden, ein schon aus Illyriern und Kelten gemischtes Volk, in ihrer Nähe ist der Berg Okra. Die Japoden, früher eine zahlreiche Völkerschaft, welche auf beiden Seiten des Gebirges wohnte und durch Raubzüge mächtig war, wurden von Kaiser Augustus besiegt und gänzlich entkräftet. Ihre Städte sind Metulum, Arupinum, Monettium, Vendum. Darauf folgt die Stadt Segestica im Flachlande.“

[1]) Von etwas anderer Beschaffenheit war der Tauschhandel zwischen den Bewohnern der Hochgebirgsthäler und der fruchtbaren Niederungen. Die ersteren, welche an allen Bodenproducten Mangel litten, nahmen diese bisweilen mit Gewalt von den ackerbautreibenden Stämmen; bisweilen schonten sie jedoch dieselben, um von ihnen den Unterhalt zu gewinnen. Sie gaben dagegen Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig und Käse, an denen sie Ueberfluss hatten. Str. IV, 6.

Ferner VII, 4: „Wir sagten bei der Beschreibung von Italien, die Istrier seien das erste Volk an der illyrischen Küste, angrenzend an Italien und an die Karner, und es seien die Grenzen Italiens von der gegenwärtigen Regierung bis zu der istrischen Stadt Pola ausgedehnt worden. Diese Grenzen sind ungefähr 800 Stadien von dem innersten Winkel des Meeres entfernt. Soweit ist es auch von der Landspitze von Pola nach Ancona, wo man das Venetische rechts lässt. Die ganze istrische Küste hat 1300 Stadien. Nun folgt die japodische Küste mit 1000 Stadien. Die Japoden wohnen an dem sehr hohen Albiusgebirge, mit welchem die Alpen abschliessen; sie reichen jenseits des Gebirges bis zu den Pannoniern und an den Ister, diesseits an das adriatische Meer; sie sind sehr streitbar, wurden aber von Cäsar völlig unterjocht. Ihre Städte sind Metulum, Arupinum, Monettium und Vendum. Die Gegend ist arm, sie leben meist von Dinkel und Hirse [1]); ihre Bewaffnung ist keltisch, sie tätowiren sich ebenso wie die anderen Illyrier und die Thraker. Auf die Küste der Japoden folgt die liburnische Küste . . . . u. s. w.“

Aus diesen Darstellungen Strabo's ergeben sich, wenigstens für die Periode um den Beginn unserer Zeitrechnung, folgende Punkte:

1. Der Birnbaumer Wald bildet die Ostgrenze der japudischen Wohnsitze; als ihr Centrum erscheint das ὄρος Ἄλβιον, von wo sie sich nordwärts angeblich bis zur Donau (?), südwärts bis zur Adria ausdehnten. Ihre Städte lagen zwischen dem Okra und Segestica (Sissek). Ihre Nachbarn waren westlich die Karner, nördlich die Taurisker, östlich die Pannonier, südlich und südöstlich die illyrischen Völkerschaften der Istrer und Liburner.

2. Die so begrenzten Japuden erschienen den Römern ethnologisch als eine Uebergangsstufe von den Kelten zu den Illyriern, im Grunde illyrisch

[1]) Die Armuth der Japuden, aber auch ihre Streitbarkeit und Rüstigkeit bis in's höchste Alter bezeugt Tibull IV, 1. 108 ff.

. . . . . Testis mihi victae
Fortis Japudiae miles; testis quoque fallax
Pannonius gelidaque Salassus tectus ab Alpe;
Testis Arupinus pauperque et natus in armis.
Quem si quis videat vetus ut non fregerit aetas,
Terna minus Pyliae miretur saecula famae.
Namque, senex longae peragit dum tempora vitae,
Centum foecundos Titan renovaverit annos;
Ipse tamen velox celerem super edere corpus
Audet equum, validisque sedens moderatur habenis.
Te duce non alias conversus terga domator
Libera Romanae subjecit colla catenae.

(ὁμοίως καὶ τοῖς ἄλλοις Ἰλλυριοῖς), aber durch die Nähe der an 2—3 Seiten ihren Wohnbezirk umfassenden Kelten culturell von den letzteren beeinflusst oder, wie Strabo sich ausdrückt, mit ihnen vermischt. (Geradezu ein keltisches Volk nennt sie Dionys. Hal. ap. Steph. Byz. v. Ἀπόδες.) Für diese Auffassung war vielleicht nichts Anderes massgebend, als die locale Stellung ihres Gebietes und der rein äusserliche Umstand, dass sie sich gleich den übrigen Illyriern tätowirten, aber den ὁπλισμὸς κελτικός angenommen hatten. Es muss sich also die Bewaffnung der übrigen Illyrier, von welchen dies nicht ausgesagt wird, noch in römischer Zeit von derjenigen der Kelten unterschieden haben.

2. Angaben des Plinius.

Strabo's Angaben über die Wohnsitze der Japuden finden sich im Wesentlichen bestätigt bei Plinius. N. H. III. Cap. 5 zählt er nach den Veneti auf: Carni, Japudes, Histri, Liburni; 18. bezeichnet er die Nordwestgrenze ihrer Verbreitung, indem er von der Umgebung Aquilejas aussagt: Carnorum haec regio, junctaque Japudum, amnis Timavus [1]), castellum nobile vino Pucinum, Tergestinus sinus, colonia Tergeste; 21. die Südostgrenze: flumen Tedanium quo finitur Japudia; 24. die Nordgrenze: a tergo Carnorum et Japudum, qua se fert magnus Hister, Raetis junguntur Norici. Von Strabo's Angaben weicht Plinius nur bezüglich der japudischen Wohnsitze im Osten von Istrien ab, wo sich dieselben nach dem griechischen Geographen bis an's Meer ausdehnen und einen langen Küstenstrich begleiten, während Plinius auch diesen Strandsaum zum Gebiete der Liburner rechnet. Doch erwähnt er es als eine Darstellung Anderer, dass sich die Japoden auch östlich von Istrien bis an's Meer erstrecken: nonnulli in Flanaticum sinum Japudiam promovere a tergo Histriae CXXX m. p., dein Liburniam CL m fecere (19.). Zippel (Die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus, Leipz. 1877, S. 125) findet die Meldung des Plinius wahrscheinlicher (— „nie ist im Alterthum von einer Schifffahrt der Japuden die Rede, und griechische Geographen reihen, wie Plinius, an die Istrer unmittelbar die Liburner an; s. Scylax c. 21, Scymnus v. 394—403, Dionysius v. 385; diese bewohnten also die Inseln und einen schmalen Strich des Festlandes, darüber bis nahe an das Meer heran wohnten die Japuden“ —), wie er auch mit Grund annimmt, dass die Japuden ebenso wenig im Westen von Istrien das Meer berührt haben. Denn Tergeste heisst bei Strabo (7, 5) ein karnisches Dorf, und auch der Okra selbst berührt wenigstens das Gebiet der Karner. Dagegen nimmt er an, dass sich die Japuden auch hier bis ganz nahe an das Meer hin ausdehnten, und verwerthet dafür eine Inschrift aus Materia, etwa 4 Meilen südöstlich von Triest (C. J. L. V. 698). Nach diesem Steine scheint hier, unweit des Fundortes der Inschrift, wenig östlich von Triest in der Kaiserzeit die Grenze der Provinz Dalmatien gewesen zu sein, und es ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit, dass hier auch früher bereits die Volksgrenze zwischen Japuden, Karnern und Istrern sich befand, wodurch die Angaben des Plinius im Wesentlichen bestätigt werden.

Auf oder an dem Okra lag eine Ansiedlung gleichen Namens, welche nach Plinus III, 19 von Karnern bewohnt gewesen, aber zur Zeit des Schriftstellers schon wieder zu Grunde gegangen war. (Interiere . . Carnis Segeste [?] et Ocra: Strabo VII, 5 nennt auch Tergeste, das nach Mela II, 3 „intimo in sinu Adriae situm finit Illyricum,“ eine κώμη καρνική). Es ist wohl glaublich, dass die Karner einen solchen Ort als Thorsperre des Ueberganges über den gleichnamigen Berg gegründet oder befestigt haben, welcher später von den Römern geschleift wurde und der Vergessenheit anheimfiel. Für das Keltengebiet der julischen Alpen mag er etwa dieselbe Bedeutung gehabt haben wie die Befestigungen zwischen der Rjeka und Poik, von denen weiter unten die Rede sein wird, für die Wohnsitze der Japuden am mons Albius. Müllner (Emona S. 128, Anm. 2) vermuthet, dass jene „Stadt“ Ocra in der Nähe des heutigen Ortes Zoll zu suchen sei, wo ein merkwürdiger prähistorischer Steinwall (Šance) und andere fortificatorische Werke schon in vorrömischer Zeit zur Sicherung des Passüberganges angelegt waren.

Plinius (III, 20) nennt unter den illyrischen Völkerschaften, welche von der Südspitze Istriens bis zu den Sitzen der Karner hinauf wohnten, auch Subokriner. (Incolae Alpium multi populi, sed illustres a Pola ad Tergestis regionem Fecusses, Subocrini, Catali, Monocaleni, juxtaque Carnos quondam Taurusci adpellati nunc Norici.) Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diesen Stamm an die Abhänge des Okra versetzen, und an prähistorischen Ansiedlungen am Fusse des Birnbaumerwaldes fehlt es ja nicht. Ausser St. Michael kommt eine alte Wallburg bei

[1]) Auf die Bezeichnung des Timavus bei Virgil, Georg. III, 475, als „Japydis“ ist wohl nicht viel zu geben.

Strmza, 1 Stunde nordöstlich von jenem Punkte (s. Deschmann und Hochstetter l. c. S. 7) in Betracht, und nach einer neueren Mittheilung Deschmann's soll sich in der halben Höhe des Nanos unmittelbar unter den dortigen Felswänden, eine Stunde von St. Michael noch ein dritter ähnlich befestigter Wohnplatz, ein „grossartiges Gradišče", erkennen lassen. Das Wippachthal im Westen des Birnbaumerwaldes ist archäologisch noch zu wenig erforscht, um Bestimmtes auszusagen, doch sind neben Ueberresten aus römischer Zeit auch hier Spuren einer prähistorischen Bevölkerung aufgetaucht (eiserne La Tène-Fibel aus Planina, andere Nachrichten bei Müllner l. c.). Spätere Funde werden wohl mit grösserer Genauigkeit entscheiden lassen, wohin wir die Subokriner des Plinius verlegen dürfen.

3. Berichte Appian's.

Die Feldzüge römischer Consulen und später des Octavianus, welche zur Demüthigung und Unterwerfung der streitbaren und unfriedfertigen Japuden führten, sind speciell für das Okragebiet ohne Belang; dagegen verbreiten sie einiges Licht über die Culturstufe, auf welcher die Römer jenes Volk angetroffen haben. Die kriegerischen Ereignisse, von welchen uns Berichte vorliegen, vollzogen sich im Osten des Meridians von Istrien; nur ein Vorspiel derselben berührt unser Gebiet. Die Anlage Aquilejas und die Unterwerfung Istriens äusserten Anfangs, wie es der Zweck dieser Actionen im nordöstlichen Hinterland gewesen war, eine starke calmirende Wirkung auf die Stämme dies- und jenseits der Alpen. Die transalpinen keltischen Cantone missbilligten unmittelbar nachher auf's Nachdrücklichste den Versuch ihrer ausgewanderten Stammesgenossen, sich im Küstenlande anzusiedeln. Diese letzteren standen auf das Geheiss der Römer von ihrem Vorhaben ab und wichen in's Gebirge zurück. Daraus ist mit Sicherheit zu schliessen, dass schon geraume Zeit vor diesem Ereigniss ein friedlicher, in festen Formen des Handels und Wandels begründeter Verkehr zwischen dem adriatischen Küstengebiet und dem alpinen Hinterlande geherrscht haben muss, ein Zustand, wie ihn auch die prähistorischen Fundthatsachen wiederzuspiegeln scheinen. Unter solchen freundlichen Verhältnissen vollzog sich bald darauf (170 v. Chr, 582 d. St.) die erste geschichtlich bekannte Berührung der Römer mit den Japuden. Karner, Istrier und Japuden schicken zu Beginn des dritten makedonischen Krieges Gesandte nach Rom, um sich über die Verwüstungen des Proconsuls Cajus Cassius zu beschweren, welcher von ihnen zuerst Führer verlangte, um mit dem Heer durch ihre Gebiete nach Makedonien aufzubrechen, dann aber mitten auf dem Wege umkehrte und ihre Länder mit Brand und Plünderung heimsuchte. Sie erhielten Geschenke und das Versprechen, dass der Senat ihre Sache untersuchen und ihnen, wenn die Klage begründet sei, Genugthuung gewähren würde. Wahrscheinlich sind auch die späteren Ruhestörungen an der Nordostgrenze, deren in unserer Ueberlieferung natürlich nur die Barbaren beschuldigt werden, gleichmässig bald von der einen, bald von der anderen Seite ausgegangen und haben die Form von Razzias angenommen, welche mit grosser Erbitterung geführt wurden und ebensolche Erbitterung zurückliessen [1]). Bestimmtes erfahren wir aber nicht bis zum letzten Drittel des II. vorchristlichen Jahrhunderts. Im Jahre 129 (625 d. St.) besiegte der Consul Sempronius Tuditanus die Japuden, nachdem er von denselben eine Niederlage erlitten hatte und drang, wie er selbst auf seinem Standbilde eingraben liess, von Aquileja 2000 Stadien weit bis zum Flusse Tityus (der Kerka) vor. Plinius, der das Letztere überliefert, lässt ihn die Histrer bezwingen; wenn dies auch irrig wäre, scheint Plinius doch anzunehmen, dass er mit den westlichen Japuden im Hinterlande Istriens gekämpft und dann im Siegeszug bis an die Südgrenze Liburniens vorgedrungen ist. Der zweite Theil dieser Arbeit scheint ihm nicht sonderlich schwer gefallen zu sein, da er noch während seines Amtsjahres triumphirte. („C. Sempronius C. f. C. n. Tuditan. cos. de Japudibus K. Oct." C. J. L., I. pag. 459.)

Dieser Zug scheint nur das Gebiet der westlichen cisalpinen Japuden berührt zu haben; dagegen endete ein 10 Jahre später von den Consulen Cotta und Metellus geführter Krieg mit der Einnahme von Siscia; in diesem Jahre müssen also auch die transalpinen Japuden vorübergehend die Wucht der römischen Waffen erfahren haben.

---

[1]) Ein ungünstiges Licht fällt auf das Vorgehen des C. Cassius schon durch sein Verhältniss zur Regierung. Er hatte als Consul den Oberbefehl gegen Perseus begehrt; allein durch das Los war ihm Gallien als Provinz zugefallen. Mitten in dem tollkühnen Unternehmen, seine Legionen zu Lande durch das unwirthliche Gebiet der Illyrier nach Makedonien zu führen, traf ihn das strenge Geheiss des Senates, das ihn zur Umkehr zwang und worüber er seinen Unwillen an dem schuldlosen Durchzugsgebiete auslies.

Aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert erfahren wir weiter nichts mehr von diesem östlichsten aller Alpenvölker; die cisalpinen Japuden scheinen Frieden und Freundschaft mit den Römern gehalten zu haben und hatten vielleicht auch ihren Antheil am Handelsverkehr mit Aquileja. Hingegen mussten die westlichen Anwohner des Okragebietes, die Karner, 115 v. Chr. (639 d. St.), in einem neuen Feldzuge bezwungen werden. „M. Aemilius M. f. L. n. Scaurus cos. de Galleis Karneis“ . . . berichten die Triumphalfasten (C. J. L. I. pag. 460; für Cauriscos wie der Anonymus de vir. inlustr. c. 72 schreibt, vermuthet Zippel [l. c. S. 138] „Carniscos“, Mommsen [R. G. II. S. 173, Anm.] „Tauriscos“, wonach in diesem Kriege zum ersten Mal ein römisches Heer die Ostalpen überschritten hätte).

Ueber volle 80 Jahre schweigt sodann die Ueberlieferung. Auch die Kämpfe des Jahres 35 v. Chr. (719 d. St.), in welchen die Japuden und Pannonier zum ersten Mal unter das Joch der Weltherrschaft gebeugt wurden, berührten das Okragebiet und die westlichen Japuden nur indirect; doch müssen wir uns die letzteren unzweifelhaft in die allgemeine Bewegung jener Völker während der Kämpfe Roms mit den Westkelten und während seiner inneren Kriege hineingezogen denken. Dio Cassius XLIX, 35 berichtet nur kurz: (Octavianus) selbst zog gegen die Japyden zu Felde. Die diesseits des Gebirges näher am Meere wohnenden bezwang er mit leichter Mühe; aber die Bewohner der Hochländer und der auf beiden Seiten derselben liegenden Gebiete machten ihm desto mehr zu schaffen; (folgt eine Schilderung der Einnahme von Metulum.) Ausführlicher, namentlich über die allgemeinen Umstände, ist Appian's Darstellung, welcher wahrscheinlich Octavian's Rechenschaftsberichte zu Grunde liegen; doch herrscht auch hier manche Unklarheit. Wir erkennen, dass während der gallischen und bürgerlichen Kriege wie schon früher der nahe Nordosten von den Römern völlig vernachlässigt wurde, Seeraub und Freibeuterei auf und an der oberen Adria ungemein um sich gegriffen hatten. Der eingerissenen Unsicherheit zu steuern oder wie sich der Feldherr in einem Bericht an den Senat ausdrückt: „Italien von den wilden, schwer zu bekämpfenden Völkern, welche dasselbe unausgesetzt beunruhigten, zu befreien“, war eine der ersten Aufgaben des Principates, welche Octavian noch als Triumvir in Angriff nahm. Unter den Völkern, deren Bewältigung grössere Mühe kostete, nennt Appian Illyr. XVI. die Carner und Taurisker. Nach deren Unterwerfung ergaben sich einige angrenzende Stämme; bei diesem Anlasse verloren wohl auch die Japuden am Okra ihre Selbstständigkeit. Von den Japuden diesseits der Alpen ergaben sich ferner beim Anzuge der Römer die Moentiner und Aventeaten. Die Auripiner dagegen, der zahlreichste und streitbarste Stamm unter diesen Japyden, übersiedelten von den Dörfern in die Stadt und zogen sich bei seiner Annäherung allesammt in die Wälder zurück . . . . XVII: „Am meisten zu schaffen machten ihm die Salasser und die Japyden jenseits der Alpen“ . . . . XVIII: „Die Japyden jenseits der Alpen, ein kräftiges wildes Volk, hatten in einem Zeitraume von ungefähr 20 Jahren die Römer zweimal zurückgetrieben, Aquileja angegriffen und Tergestus, eine römische Ansiedlung, geplündert. Als Cäsar auf einem fast ungangbaren steilen Wege gegen sie heranzog, suchten sie ihm seinen Marsch durch Umhauen von Bäumen noch mehr zu erschweren. Wie er aber dennoch heraufdrang, flüchteten sie sich in den übrigen Theil des Waldes und lauerten in einem Hinterhalt auf seine Annäherung . . . .“ Die Lage der Stadt Terpon, in deren Nähe der erste Zusammenstoss erfolgte, ist unsicher. Cap. XIX—XXI wird die verzweifelte Vertheidigung und Einnahme von Metulum geschildert. „Nach der Eroberung von Metulum ergaben sich die erschreckten übrigen Japyden freiwillig dem Cäsar.“ Der ganze Feldzug gegen die Japuden wurde, wie es scheint, östlich von Istrien begonnen und zu Ende geführt. Ihre Städte wurden je nach dem Verhalten der Einwohner theils niedergebrannt, theils geschont. Sie waren, wie wenigstens von Metulum berichtet wird, ausgedehnte, an geschützten Punkten („in einem sehr waldigen Gebirge auf zwei durch eine enge Thalschlucht getrennten Hügeln“) angelegte Plätze: die ziemlich hohen Befestigungen bestanden ohne Zweifel aus Erdwällen und Pfahlwerk, die Häuser (ein „Rathhaus“ erwähnt Appian l. c. XXI) ebenfalls aus Holz. Von den angrenzenden Pannoniern bemerkt Appian ausdrücklich und zur Unterscheidung von den Japuden, dass sie nicht in Städten, sondern in Gehöften oder Dorfschaften nach Stämmen wohnten und keine Rathhäuser besässen. Ferner mag von dem Berichte Appian's hiehergezogen werden, dass die Bewohner Metulums zuerst in der Weise capitulirten, dass sie einer römischen Besatzung den höher gelegenen Hügel ihrer Wallburg einräumten, während ihre Krieger sich auf den tiefer liegenden zurückzogen. Erst die Forderung der Waffenübergabe entflammte den letzten verzweifelten Widerstand.

Die fortschreitende archäologische Localforschung in diesem Gebiete wird wohl mit der Zeit gestatten, auch die Lage der genannten städtischen Niederlassungen der Japuden und den Marsch der Legionen zur Unterwerfung dieses Volkes zu verfolgen und zu bestimmen. Hieher gehört nur, was sich aus den citirten Berichten über die Wohnart der Japuden in Städten und Dörfern, über die Anlage der Siedlungen auf dominirenden Anhöhen, über die Zugehörigkeit einer Anzahl von Dorfschaften zu einem städtischen Mittelpunkt, der als Zufluchtsort, aber auch als Raths- und Versammlungsort diente, und allenfalls noch über den culturellen Unterschied zwischen den cis- und transalpinen Stammestheilen gewinnen lässt. Dazu etwa die Notiz bei Cic. pro Balbo XIV, 32: at enim quaedam foedera extant ut Germanorum, Insubrium, Helvetiorum, Japudum, nonnullorum item ex Gallia barbarorum, quorum in foederibus exceptum est, ne quis eorum a nobis civis recipiatur.

Alles in Allem genommen, erscheinen die Japuden als eine in den früheren Perioden des classischen Alterthums unbekannte Völkerschaft, welche trotz der grossen Meeresnähe ihrer Wohnsitze im Osten und Westen der Halbinsel Istrien dem Seeverkehre fremd blieb, aber auch, wie es der Karstcharakter des von ihnen besiedelten Gebietes bedingte, im Ackerbau nicht sehr grosse Fortschritte machte, sondern vermuthlich ein freies, kriegerisches Hirtenleben führte. Damit stimmt es, wenn sie nach dem obcitirten Gemälde bei dem Dichter Tibull als ein bis in's höchste Alter kräftiges Reitervolk erscheinen. Die Geschichte bezeugt ihre Wehrhaftigkeit und Wildheit im Kampfe. Wir dürfen sie uns ähnlich den heutigen Albanesen oder Montenegrinern vorstellen. Welcher Race sie angehörten oder richtiger, da sie schon von den Alten als ein Volk gemischter Race erkannt wurden, welches Racenelement hier dominirte, darüber geben uns weder die Schriftquellen noch auch die Grabungen Aufschluss. Diese Frage kann nur im Zusammenhang mit grösseren, bisher noch ungelösten Problemen fruchtbar erörtert werden. Die von mir gefundenen Skelette waren leider zu sehr zerstört, als dass sich an denselben irgend welche charakteristische Merkmale hätten feststellen lassen. In situ schienen sie mir von hochgewachsenen brachycephalen Leuten herzurühren. Die Griffttheile der Schwerter sind nicht auffallend kurz und die Wurfwaffen ziemlich wuchtig, also für kräftige Arme berechnet.

4. Die Grenze der cis- und transalpinen Japuden.

Zur festeren Bestimmung unseres Fundgebietes am Okra darf eine Erscheinung ausserhalb, aber in grösster Nähe desselben, nicht ganz unberührt bleiben. Das ist die merkwürdige Gruppe von prähistorischen Wallburgen und Schanzwerken an der südöstlichen Seite derselben Landbucht, von welcher im Nordosten der Nanos wie ein Cap nach Süden vorspringt. Den Nachweis derselben verdanken wir dem k. k. Conservator Prof. Alf. Müllner (s. dessen Bericht in den Mitth. der k. k. Central-Commission für Kunst u. histor. Denkmale Bd. VI, N. F. S. XXI ff.); sie bekrönen nach der Beschreibung Müllner's einen Gebirgskamm, welcher von der Südbahnstation St. Peter ausgehend, die Flussthäler der Poik und der Rjeka sondert. „Der ganze Gebirgszug läuft von Norden nach Süden und zweigt oberhalb Dornegg vom grossen Gebirgsstocke des Schneeberges ab. Während dieser Höhenzug gegen Westen, also gegen das Rjekathal äusserst steil abfällt und mitunter unersteigliche Felswände darbietet, sind seine Abdachungen gegen das Poikthal sanfter und mehr oder weniger bewachsen. Nebstdem ist aber auch der Höhenunterschied der beiden Thäler ein bedeutender und dürfte bei 500 bis 600 Fuss betragen, so dass also das Poikthal als eine erhöhte Terrasse des Schneeberger Gebirgsstockes betrachtet werden kann, welche gegen das Rjekathal hin durch einen felsigen Wall abgeschlossen erscheint."

Es folgen auf einander in der Richtung von Nord nach Süd: 1. Das Gradišče bei St. Peter an der Südbahn, ein steiler Hügel, dessen Oberfläche mit gewaltigen Mauerwällen umfangen ist (Bruchstücke ungedrehter Thongefässe und eine römische Familienmünze); 2. der Wall auf St. Primus nächst dem vorigen Castell; 3. der Šiler-Tabor bei Zagurje, dreieckige Hügelfläche mit steilen Abhängen an zwei und einem Doppelwall an der dritten Seite (römische Münze und späteres Mauerwerk); 4. das Gradišče zwischen Zagurje und Grafenbrunn, ziemlich hoher Gipfel, westlich durch Abstürze, östlich durch einen Wall gesichert (prähistorische Thongefässfragmente, Mauerreste und eisernes Schleudergeschoss [?]); 5. das Gradišče von Grafenbrunn, wieder auf einer dreieckigen Hügelfläche, deren Nordseite durch steile Felswände gebildet ist, während die beiden anderen durch starke Mauerwälle geschützt sind; unter dem Ostabhang ent-

springen zahlreiche Quellen (Mauerreste, Thongefässbruchstücke, Augustusmünze, unfern mehrere 100 Tumuli in einem kleinen, mit Eichenwald bedeckten Thale): 6. das Gradišče na Obrobi bei Grafenbrunn, runder Hügel mit umwalltem Gipfel; 7. das Gradišče bei Beć (Watsch) nordöstlich von Grafenbrunn, unregelmässiges Fünfeck von Wällen auf sanft abgedachtem Hügel (die Castelle 4—7 liegen wie Bollwerke, 2 auf dem Bergkamm, 2 im Thale um Grafenbrunn, woraus vielleicht geschlossen werden darf, dass an letzterem Orte einst eine grössere offene Ansiedlung lag); 8. das Gradišče bei Zembije, Anhöhe mit Ueberresten eines trockenen Walles: 9. das Gradišče bei Dornegg, ausgedehnte Wallburg am Ostabhang eines Felsgipfels (Skeletfund mit Bronze- und Eisenbeigaben [Lanzenspitzen], 1885 neuerdings von C. Moser untersucht: ältere Bronzen, eiserne Lanzenspitzen, Hirschhornartefacte, Thongefässfragmente s. Ber. d. prähist. Commission der kais. Akad. der Wissensch. 1887, S. 25 f.); 10. das Castell von St. Achatius auf dem südlichsten, jäh abfallenden Gipfel der ganzen Bergkette, alter Mauerwall (prähistorische und römische Funde s. Moser l. c. S. 24 f.); 11. das Gradišče von Zemon („während die sämmtlichen, bisher geschilderten Gradišče Bergcastelle waren und gewissermassen eine zusammenhängende Postenkette von St. Peter bis St. Achaz bildeten, finden wir südlich von Dornegg unmittelbar vom linken Rjeka-Ufer ein eilftes Gradišče beim Dorfe Unter-Zemon"), viereckiges Plateau durch Mauerwälle in drei Terrassen abgetheilt (über die zahlreichen, in späten römischen Gräbern von Unter-Zemon gemachten Funde s. Moser l. c. S. 26 ff.); von prähistorischen Objecten verdient ein eisernes Streitbeil, ibid. S. 29, Fig. 60, Erwähnung, dessen Klinge ebenso geformt ist, wie bei den Beilen von St. Michael, während die Bildung des Rückens erheblich von denselben abweicht. Diese Abweichung könnte, da sie ihre nächsten Analogieen in gewissen Formen ungarischer Bronzebeile findet, auf pannonischem Einflusse beruhen. Weiter südlich, schon im Tschitschenboden, liegt ein sicher der Hallstätter Epoche angehöriges Gradišče, von welchem Deschmann in diesen Mittheilungen, Bd. XIV, 1884, S. 53 f. berichtet.

Müllner findet mit Recht, dass bei der Bestimmung dieser merkwürdigen Castelle alle Vorsicht geboten ist, da sie noch nicht genügend untersucht seien. Seine Ansicht, dass sie schon vor der Römerherrschaft in diesem Gebiet als feste Plätze gedient haben und dann von den Römern als Zwingburgen gegen die Besiegten occupirt worden seien, wird indess zweifellos für die Mehrzahl derselben richtig sein. Dass sie theilweise bis in neuere Zeit jene Verwendung gefunden, für welche sie ursprünglich ausersehen und angelegt wurden, bezeugt Valvasor vom Šiler-Tabor („Ehre Krains" XI, S. 510, bei Müllner citirt S. XXI): bei Türkennoth wurden hier Alarmfeuer angezündet und Schüsse abgegeben, worauf die wehrhafte Bevölkerung gewisse Vertheidigungspunkte besetzte, Weiber und Kinder aber „in den grossen Schneebergischen Wald" entwichen; auch die Getreidekästen der umliegenden Dörfer befanden sich hier. Der Krainer Schneeberg ist längst mit aller Sicherheit für den mons Albius der alten Schriftsteller erkannt worden. Wir stünden also hier vor den Marken jenes binnenländischen Gebietes, welches unsere Schriftquellen deutlich genug von den näher am Meere gelegenen cisalpinen Wohnsitzen der Japuden absondern. Dies darf wohl nicht ausser Acht gelassen werden, wenn man den offenbaren Unterschied des japudischen Culturbesitzes im Osten und im Westen des von dieser Völkerschaft besiedelten Landstriches in's Auge fasst. Im Osten scheint derselbe, soweit die bisherigen, noch wenig oder gar nicht bearbeiteten Funde zeigen, im Ganzen alterthümlicher, theilweise vielleicht einem pannonischen, im Westen dagegen einem starken keltischen Einflusse unterworfen gewesen zu sein.

5. Schlussbemerkungen.

Die Betrachtung der ethnologischen Verhältnisse, wie sie zur Zeit unserer classischen Berichterstatter im unmittelbaren nordöstlichen Nachbarlande Italiens geherrscht haben, hat für die Bestimmung der namhaften Funde, welche jüngst in diesem Gebiete gemacht wurden — Sta. Lucia, Idria pri Bače, St. Michael Podsemel u. s. w. — naturgemäss nur beschränkten Werth. Denn die literarischen Nachrichten beziehen sich fast durchwegs auf Perioden, die viel später sind, als diejenigen, aus welchen unsere Grabfunde stammen. Namentlich die älteren, rein prähistorischen Stufen von Sta. Lucia und Pod Kazulem bei St. Michael liegen zeitlich zu fern, um aus der geschichtlichen Ueberlieferung des Zustandes, in welchem die Römer dieses Gebiet antrafen, noch Licht zu gewinnen. Dagegen deckt sich die jüngere Stufe (Za Polšno bei St. Michael, vielleicht auch Idria bei Bača) theilweise mit geschichtlicher Tradition und zeigt uns die nordöstlichen Nachbarn Italiens in der

Entwicklung zu jener Cultur, welche in den östlichen wie in den westlichen Alpenländern unmittelbar vor dem Beginne unserer Zeitrechnung geherrscht hat. Wenn aber der merkwürdige Fund von Idria nach Allem, was uns die Schriftquellen und die topographischen Umstände lehren, nahezu mit Sicherheit für die keltischen Karner, die weiter östlich, jenseits des Golfs von Fiume und des krainischen Schneeberges in jüngster Zeit entdeckten Grabfelder mit ebenso grosser Wahrscheinlichkeit für die illyrischen Japuden in Anspruch genommen werden dürfen, sind wir schliesslich doch im Zweifel, ob wir am Südostabhange des Okra für die Zeit, aus welcher die jüngeren Gräber von St. Michael stammen, eine keltische oder illyrische Bevölkerung anzunehmen haben. Eine sichere Entscheidung in diesem Punkte wäre auch nur dann unerlässlich, wenn es sich etwa darum handelte, die Identität unserer Wallburg von St. Michael mit der karnischen Ortschaft Okra oder mit einer Ansiedlung der illyrischen Subokriner nachzuweisen. Die prähistorische Forschung steht aber auf einem anderen Standpunkt. Ihre Ziele sind vorläufig allgemeinerer Art, wenngleich nicht ausgeschlossen bleibt, dass sie später auch solche Fragen lösen wird.

Indessen ist es vielleicht gestattet, nach dem Abschlusse so erfolgreicher Grabungen, zu welchen auch die Arbeiten an der Wallburg von St. Michael gehören, auf die vor drei Jahren — auf der Klagenfurter Versammlung unserer Gesellschaft — speciell mit Rücksicht auf die La Tène-Funde in den Ostalpen geäusserten Erwartungen und auf die bisherige Erfüllung derselben zurückzublicken. Wenn damals ausgesprochen wurde, dass das Fundmaterial bereits hinreiche, um in das Profil der prähistorischen Schichten der Ostalpen die La Tène-Periode definitiv als durchgehende Linie aufzunehmen [1]), so hat die Mehrung der Fundthatsachen dieser Aufstellung natürlich nicht direct widersprochen. Aber es scheint sich zu zeigen, dass die La Tène-Schichte, je weiter wir nach Osten vorschreiten, umsoweniger lückenlos und unvermischt über den älteren Elementen auftritt; dass die Hallstatt-Cultur, als eine vorkeltische und von Südosten her verbreitete Erscheinung, nur im Westen, in den alten Wohnsitzen der Kelten vor den geschichtlich bekannten Wanderungen derselben, völlig von der La Tène-Cultur abgelöst wurde, während im Osten, in den Wohnsitzen der Illyrier, die wir uns als Hauptträger der Hallstatt-Cultur in Mitteleuropa denken möchten, eine Vermischung und Verschmelzung eintrat, welcher wir unter Anderem auch das eigenartige Bild der jüngeren Nekropole von St. Michael verdanken. Die nächste, noch werthvollere Illustration zu diesem Verhältniss wird die bevorstehende Publication der Grabfunde von Idria bei Bača bringen.

Jene Keltenschwärme, welche vier Jahrhunderte vor dem Beginne der Römerherrschaft erobernd in Steiermark, Kärnten und Krain, in Friaul und im Küstenlande eindrangen, waren wohl militärisch stark genug, um diesen Gebieten fortan ihren Namen und ihr Gesetz zu geben — Formen, welche uns von den literarischen Quellen allein überliefert werden —; allein sie waren, wie uns die Ausgrabungen lehren, numerisch und culturell zu schwach, um innerhalb des gerade hier so hoch entwickelten archaischen Lebenskreises eine allgemeine Umwälzung hervorzurufen. Dies war erst den Römern vorbehalten. Darum mögen, wie man auch früher bei uns angenommen hat, immerhin einige der sogenannten „hallstättischen" Gräberfelder des ostalpinen Fundgebietes in eine Zeit hineinragen, die man sonst ausschliesslich der La Tène-Periode zuweist, und also zum Theile jünger sein, als man jetzt gewöhnlich meint.

Und das erscheint am Ende vollkommen naturgemäss und verständlich. Wir glauben zu sehen, wie hier schon in halbgeschichtlicher Zeit, theils unter der Wucht kriegerischer Ereignisse, theils unter dem sanften Druck friedlichen Verkehres ein vielgestaltiger Wandel sich vollzog und an verschiedenen Orten verschiedene Formen annahm, die in den Funderscheinungen der jüngst aufgeschlossenen Nekropolen im Küstenlande, Kärnten, Krain und Kroatien nirgends völlig gleich, aber überall höchst belehrend und zu weiterer Forschung anregend zu Tage treten.

[1]) Siehe den Vortrag des Secretärs J. Szombathy im XV. Bande dieser Mittheilungen [S. 103].

Der Sarpabali,

ein altindischer Schlangencult.

Von **Dr. Moriz Winternitz.**

(Schluss.*)

V.

Der Sarpabali am Tage der Śrâvaṇafeier.

Während die bisher genannten Opfer im häuslichen Feuer dargebracht wurden, verlässt man zum Sarpabali das Haus. Man geht gegen Osten oder Norden aus dem Hause und richtet draussen eine Opferstätte her, das heisst: man beschmiert irgend eine Stelle mit Kuhdünger und zieht darin Linien nach verschiedenen Weltgegenden. Auf die durch Kuhdünger geheiligten Stellen wird die Opfergabe hingestreut, nachdem man vorher Wasser ausgegossen. Diese Opfergabe — gewöhnlich in einem Löffel voll Gerstenmehl oder Grütze bestehend — heisst *Bali*, Streuopfer, im Gegensatz zum *Homa*, Brandopfer. Der *Homa* wird im Feuer geopfert, der *Bali* bloss auf den Boden hingeworfen [1]). *Sarpabali* bedeutet: *bali* für die *sarpa's*, Streuopfer für die Schlangen.

Mit einem Löffel voll Grütze. sagt *Âśvalâyana*, geht der Hausherr aus dem Hause hinaus, giesst an einer reinen — d. h. durch Kuhdünger geheiligten — Stelle Wasser aus und streut die Grütze hin mit den Worten:

Den göttlichen Schlangenschaaren Heil!

Hierauf betet er mit gefalteten Händen zu den Schlangen:

Den Schlangen, welche auf der Erde leben, welche in der Luft, welche am Himmel und welche in den Weltgegenden leben, denen habe ich diese Gabe dargebracht, denen weihe ich diese Gabe.

Dann wandelt er um das Streuopfer von links nach rechts herum, setzt sich westlich vom Feuer nieder und übergibt der Reihe nach alle seine Angehörigen. zuerst seine Söhne, sodann seine Töchter, endlich seine Frau dem Schlangenkönig, indem er bei jeder Person den Spruch sagt:

Du bist die Schlange, du bist der Oberherr der kriechenden Schlangen; durch Speise schützest du die Menschen, durch Kuchen die Schlangen, durch Opfer die Götter. Mögen mich, der ich bei dir bin, die Schlangen, welche bei dir sind, nicht verletzen. Fester! Den und den (hier nennt er den Namen der Person, welche er dem Schlangenkönig übergibt) übergebe ich dir.

Nachdem er so der Reihe nach alle seine Angehörigen dem Schlangenkönig übergeben hat, übergibt er ihm zuletzt sich selbst, indem er am Schlusse des Spruches sagt:

Fester! Mich übergebe ich dir.

Auch nach dem *Mânavagṛihya* findet eine ähnliche Uebergabe an die Schlangen in Verbindung mit dem Sarpabali statt. Nachdem der Hausherr die Schlangen der Weltgegenden mit dem schon erwähnten Gebete:

Die Gnädige bist du ja, die östliche Himmelsgegend u. s. w. [1])

verehrt hat, bringt er das Streuopfer für die Schlangen dar mit folgenden Sprüchen:

Die Schlange bist du, der Schlangen Oberherr, bei dir sind alle Schlangen. Eine Darbringung von Streuopfern finde statt für die Schlangen.

Verehrung sei u. s. w. [2])

Nicht anfeinden, nicht verletzen, nicht verletzen und nicht beissen [3]) sollen mich die Schlangen.

Gib uns, o Agni, nicht preis dem Uebel, dem gierigen Feinde, dem Unheil! Ueberliefre uns nicht, o Gewaltiger, dem

*) Den ersten Theil siehe Mittheil. der Anthrop. Gesellschaft in Wien. Bd. XVIII, p. 25 ff.

[1]) *Śâṅkhâyana* und *Gobhila* schreiben wohl vor, man solle draussen auch ein Feuer anlegen, resp. vom Hausfeuer etwas hinaustragen. Das hat aber bei jedem von beiden seinen besonderen Grund. *Śâṅkhâyana* lässt deshalb das Feuer draussen anlegen, weil bei ihm dem Streuopfer und der Schlangenverehrung noch ein Brandopfer vorausgeht. Bei *Gobhila* muss das Feuer deshalb hinausgetragen werden, weil bei ihm das Pfannkuchenopfer dem Streuopfer erst nachfolgt. Der Sarpabali selbst wird aber immer nur auf die Opferstätte hingestreut, nie im Feuer geopfert.

[1]) Siehe oben S. 48.

[2]) Damit sind wohl die drei Verse: Verehrung sei den Schlangen u. s. w. (s. oben S. 47 fg.) gemeint. Der Text ist hier übrigens verderbt.

[3]) Text verderbt.

zahnbegabten Beissenden, nicht dem Zahn, nicht dem verletzenden!

Die Schlange bist du, der Schlangen Oberherr bist du. Durch Speise schützest du die Menschen, durch Kuchen die Schlangen, durch Opfer die Götter. Mögen mich, der ich bei dir bin, die Schlangen, welche bei dir sind [1]), nicht anfeinden, nicht verletzen, nicht beissen.

Verehrung sei den Schlangen u. s. w. [2]).

Sodann übergibt er alle seine Angehörigen dem Schlangenkönig mit den Worten:

Fester! Den und den übergebe ich dir (wobei er immer den Namen desjenigen nennt, den er übergibt).

Der Hausherr übergibt sich und die Seinen also förmlich den Schlangen, das heisst: er macht sie zu seinen Schutzherren, zu seinen Schutzgeistern. Bemerkenswerth ist, dass der Schlangenkönig mit „Fester“ (*dhruva*) angeredet wird. Wir haben oben gesehen, dass man dem Erdgenius opfert, welcher ebenso mit „Fester“ (*dhruva*) angesprochen wird. Die Vermuthung liegt nahe genug, dass auch an jener Stelle unter dem Erdgenius eine Schlange zu denken sei.

Auch *Gobhila* erwähnt eine Ceremonie, die uns auf die Schlangen als Erdgeister hinweist.

Man gehe, sagt *Gobhila*, aus dem Hause hinaus, indem man vom Hausfeuer etwas wegnimmt und zur Opferstätte hinausträgt. Rings um dieses Feuer beschmiere man vier Stellen — nach den vier Weltgegenden — mit Kuhdünger. Dann giesst man auf die östliche Stelle Wasser aus, nimmt einen Löffel voll Grütze und wirft das Streuopfer hin mit den Worten:

Der du Schlangenkönig im Osten bist, dies ist dein Streuopfer.

Auf die hingestreute Gabe giesst er noch einmal Wasser. In gleicher Weise verfährt er auf der südlichen, westlichen und nördlichen Stelle, indem er den Spruch variirt:

Der du Schlangenkönig im Süden bist, dies ist dein Streuopfer.

Der du Schlangenkönig im Westen bist, dies ist dein Streuopfer.

Der du Schlangenkönig im Norden bist, dies ist dein Streuopfer.

Nachdem er so das Streuopfer beendigt und den Rest der Grütze in's Feuer geworfen hat, geht er in's Haus zurück, stellt sich westlich vom Hausfeuer hin, stemmt die Hände auf den Erdboden und spricht:

Verehrung sei der Erde!

Und wenn dann die ganze Śrâvaṇafeier beendet ist, legt man nördlich vom Feuer einen Darbha-Grasstamm sammt der Wurzel hin und murmelt zwei Verse, von denen der eine wieder an die Erde gerichtet ist. Er soll dabei, heisst es im *Khâdira-gṛihyasûtra* [1]), an die Schlangen denken, welche in dem Grasstamm sind.

Aber nicht nur mit Gaben und frommen Gebeten ehrt man die Schlangen, man wartet ihnen auch förmlich wie Gästen auf, indem man ihnen Wasser zum Baden, Salben, Kränze, Wohlgerüche u. dgl. darreicht. Dies schildert besonders ausführlich *Śâṅkhâyana*. Man streue, heisst es hier, frisches Kuśa-Gras auf, stelle darauf einen neuen Wasserkrug und spreche, während man Wasser in den Krug giesst:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich baden! Die himmlischen Schlangen mögen sich baden!

Hierauf nimmt er einen Kamm, bewegt ihn hin und her, indem er spricht:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich kämmen! Die himmlischen Schlangen mögen sich kämmen!

Dann giesst er kleine Portionen Schminke aus und sagt:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich schminken! Die himmlischen Schlangen mögen sich schminken!

Blumen bringt er dar mit den Worten:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich bekränzen! Die himmlischen Schlangen mögen sich bekränzen!

Nun nimmt er einen Strang Fäden und spricht, indem er denselben hinreicht:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich bekleiden! Die himmlischen Schlangen mögen sich bekleiden!

Sodann spritzt er mit einem Grashalm kleine Portionen Augensalbe aus und betet:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich die Augen salben! Die himmlischen Schlangen mögen sich die Augen salben!

Endlich bringt er noch einen Spiegel herbei, lässt sie hineinschauen [2]) und sagt:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich beschauen! Die himmlischen Schlangen mögen sich beschauen!

Nun erst bringt er das Streuopfer dar, indem er spricht:

Herr der himmlischen Schlangen, dies ist dein Streuopfer. Himmlische Schlangen, dies ist euer Streuopfer.

Ganz in derselben Weise wie den himmlischen Schlangen wartet er nun auch den Schlangen der Luft, hierauf den Schlangen der Weltgegenden und zuletzt den irdischen Schlangen auf, wobei die Gebete entsprechend

[1]) Nach anderen Stellen ergänzt, der Text ist sehr zweifelhaft.

[2]) S. oben S. 47 fg.

[1]) III, 2, 7.

[2]) Im Text steht nur: „er lässt mit dem Spiegel schauen“.

geändert werden. Er bringt also z. B. den irdischen Schlangen das Badewasser mit den Worten:

Der Herr der irdischen Schlangen möge sich baden! Die irdischen Schlangen mögen sich baden!

Und das Streuopfer mit den Worten:

Herr der irdischen Schlangen, dies ist dein Streuopfer. Irdische Schlangen, dies ist euer Streuopfer.

Nach *Pâraskara* wartet man nur den Schlangenkönigen, und zwar denen der irdischen Schlangen, der Schlangen der Luft und der himmlischen Schlangen auf. Zuerst giesst er Wasser auf die Erde und spricht:

Herr der dem Agni angehörigen gelblichen irdischen Schlangen, bade dich!

Dann bringt er einen Löffel voll Grütze als Streuopfer dar mit den Worten:

Herr der dem Agni angehörigen gelblichen irdischen Schlangen, dies ist dein Streuopfer.

Hierauf giesst er noch einmal Wasser aus, indem er spricht:

Herr der weissen dem Vâyu angehörigen Schlangen der Luft, bade dich!

Und das Streuopfer bringt er mit den Worten dar:

Herr der weissen dem Vâyu angehörigen Schlangen der Luft, dies ist dein Streuopfer.

Noch ein drittes Mal giesst er Wasser aus und sagt die Worte:

Herr der übermächtigen dem Sûrya angehörigen himmlischen Schlangen, bade dich!

Ebenso wirft er zum dritten Mal ein Streuopfer hin, indem er sagt:

Herr der übermächtigen dem Sûrya angehörigen himmlischen Schlangen, dies ist dein Streuopfer.

Nach der Darbringung des Streuopfers lässt er die Schlangen erst noch einmal baden, sodann reicht er ihnen Kämme mit den Worten:

Herr der dem Agni angehörigen u. s. w. — kämme dich!
Herr der weissen u. s. w. — kämme dich!
Herr der übermächtigen u. s. w. — kämme dich!

Auch Augensalbe, Schminke und Kränze reicht er dar mit denselben Spruchformeln, nur dass die Aufforderung am Schlusse derselben lautet: „salbe dir die Augen", „schminke dich", „bekränze dich". Nachdem er noch den Rest der Grütze auf dem Opferplatz hingestreut und Wasser darauf gegossen, spricht er das Gebet an die Schlangen:

Verehrung sei den Schlangen allen u. s. w.[1].

Aehnlich schildert auch *Âpastamba* die Reihe der Ceremonien. Das Gerstenmehl, und was noch sonst für die Ceremonie erforderlich ist, mitnehmend, geht der Hausherr gegen Osten oder Norden aus dem Hause hinaus, macht eine Opferstätte zurecht und zeichnet je drei Linien gegen Osten und gegen Norden. Auf diese Linien giesst er zuerst Wasser aus, dann wirft er die Grütze hin mit den Worten:

Verehrung sei den Schlangen, die auf der Erde, die in den Lüften, die am Himmel und die in den Weltgegenden wohnen! Ihnen bringe ich dieses Streuopfer dar.

Hierauf wirft er noch zerstossene Körner und geröstete Körner hin, dann erst Schminke, Augensalbe und zwei Arten von Parfüm, *Sthagara* und *Uśîra*[1]. Das alles thut er schweigend, ohne dabei einen Spruch zu sagen. Dann folgt auch nach *Âpastamba* ein Gebet an die Schlangen, welches eine ähnliche Uebergabe an die Schlangenkönige enthält, wie wir sie oben bei *Âśvalâyana* gesehen haben. Die Verse sind zum Theil unklar:

O Takshaka, Viśâlas Sohn, Dhṛitarâshṭra Airâvata ist dein Leben; übergib uns, die wir bei dir sind, den Schlangen, die bei dir sind, und der Regenzeit.

O Dhṛitarâshṭra-Airâvata, Takshaka, Viśâlas Sohn ist dein Leben; übergib uns, die wir bei dir sind, den Schlangen, die bei dir sind, und der Regenzeit.

O Ahiṁsa, Atibala ist dein Leben; übergib uns, die wir bei dir sind, den Schlangen, die bei dir sind, und der Regenzeit.

O Atibala, Ahiṁsa ist dein Leben; übergib uns, die wir bei dir sind, den Schlangen, die bei dir sind, und der Regenzeit[2].

Die Schlangen, die auf der Erde weilen, die lasse du[3] von hier ein Morgen Landes weiter lagern!

Die Freundliche bist du ja, die östliche Himmelsgegend u. s. w.[4].

Hiraṇyakeśin weicht nur wenig von *Âpastamba* ab. Mit einem Wasserkrug und einer Handvoll Darbha-Gras geht der Hausherr — das Gesicht nach Osten gewandt — hinaus, streut das Darbha-Gras gegen Osten auf und wirft auf dieses vier Streuopfer hin mit den vier Sprüchen:

Die da Schlangen der Erde sind, denen bringe ich dieses Streuopfer dar.

Die da Schlangen der Luft sind, denen bringe ich dieses Streuopfer dar.

[1] Siehe oben S. 47 fg.

[1] *Uśîra* ist die wohlriechende Wurzel von *Andropogon muricatus*.

[2] Takshaka, Dhṛitarâshṭra-Airâvata (im Text als ein Wort: *Dhṛitarâshṭrairâvata* geschrieben), Ahiṁsa, Atibala sind Namen von Schlangenkönigen. Nach dem Commentar ist bei den Worten „ist dein Leben" an eine gegenseitige Uebergabe zu denken. Der Sinn ist also z. B. im letzten Spruch: Ahiṁsa hat sich dir übergeben, übergib uns den Schlangen (*scil.* zum Schutze). *Ahiṁsa* bedeutet „der Nichtverletzende" (wohl euphemistisch: „der nicht verletzen möge"). *Atibala* heisst „der Ueberausstarke".

[3] Angesprochen ist der Schlangenkönig.

[4] Siehe oben S. 48.

Die da Schlangen des Himmels sind, denen bringe ich dieses Streuopfer dar.

Die da Schlangen der Weltgegenden sind, denen bringe ich dieses Streuopfer dar.

Darauf wirft er Schminke und Augensalbe hin und betet zu den Schlangen:

Verehrung sei den Schlangen u. s. w.[1]).

Alle diese Ceremonien nun sollen mit grosser Feierlichkeit vollzogen werden. Schweigend soll Alles geschehen, kein profanes Wort darf gesprochen werden. Niemand darf zwischen das Streuopfer und den Hausherrn, der dasselbe darbringt, treten. *(Âśvalâyana.)* Warnend spricht der Opferer, indem er eine Fackel emporhält: „Tretet nicht dazwischen!“ *(Pâraskara.)* Man dachte sich offenbar die Schlangengottheiten anwesend und ihre Opfergabe entgegennehmend. Daher sollte sie kein Dazwischentretender stören.

Zum Schlusse findet noch eine Ceremonie statt, durch welche das Haus vor den Schlangen geschützt werden soll. *(Pâraskara. Âpastamba. Hiraṇyakeśin.)* Soweit man wünscht, dass die Schlangen nicht herankommen, geht man mit einem Krug dreimal um das ganze Haus herum, indem man ununterbrochen Wasser giesst Dabei werden die bekannten Verse gesprochen:

Stoss hinweg, o Weisser, mit dem Fusse u. s. w.[2])

Nach *Hiraṇyakeśin* ist dann noch das Gebet zu sagen:

Die gnädige bist du ja u. s. w.

Nach *Pâraskara* kehrt man schweigend, ohne sich umzusehen, in's Haus zurück. An der Thüre wäscht man sich die Hände mit dem Gebete:

O Wasser, ihr seid ja beglückend, so versetzt uns denn in Saft und Kraft, auf dass wir grosse Freude schauen!

Von dem, was euer segensreichster Saft ist, lasst, liebenden Müttern gleich, uns hier zu Theil werden!

Diesem euerem Hause nahen wir, das ihr erquickt; o Wasser, macht uns auch zeugungskräftig![3]).

Wie jede Feierlichkeit wird auch die Śrâvaṇafeier und der Sarpabali mit der Speisung einer Anzahl Brahmanen beschlossen.

VI.

Der tägliche Sarpabali.

Mit der Hauptfeier am Vollmondstage des Monats Śrâvaṇa ist der Sarpabali noch nicht abgeschlossen. Er findet seine Fortsetzung zunächst in einem täglich darzubringenden Streuopfer an die Schlangen. Man lässt entweder schon bei der Śrâvaṇafeier ein Quantum Opfermehl übrig und stellt es wohlverwahrt bei Seite. Oder man bereitet am Morgen nach der Śrâvaṇafeier Grütze, gibt sie in ein neues Gefäss und bewahrt sie auf. Davon wird nun allabendlich — nach *Âśvalâyana* Abends und Morgens — vom Śrâvaṇa- bis zum Mârgaśîrsha-Vollmond, also vier Monate hindurch, das Streuopfer an die Schlangen dargebracht.

Nach *Âśvalâyana* opfert man blos mit dem Spruche:

Den göttlichen Schlangenschaaren. Heil!

Nach *Gobhila* und *Pâraskara* soll man das Streuopfer während der vier Monate täglich vor dem gewöhnlichen Abend-Brandopfer darbringen, ohne dabei einen Spruch zu sagen.

Śâṅkhâyana, *Âpastamba* und das *Mânavagṛihya* lehren, man soll den Sarpabali vier Monate lang täglich ganz in derselben Weise darbringen, wie am Śrâvaṇafest. Nur kann man, meint *Âpastamba*, anstatt Grütze irgend eine beliebige Speise darbringen.

Nach *Hiraṇyakeśin* unterscheidet sich der tägliche Sarpabali von dem am Śrâvaṇafeste dadurch, dass das Opfer der Kiṁśuka-Blüthen und die Umsprengung des Hauses wegfällt.

VII.

Die Mârgaśîrsha-Feier. Das Herabsteigen von der erhöhten Lagerstätte.

Wir haben schon oben[1]) der Nachricht des Nearchus gedacht, dass die Inder aus Furcht vor den in die Häuser dringenden Schlangen ihre Lagerstätten erhöhen. Selbst den buddhistischen Mönchen war es gestattet, sich den Luxus erhöhter Betten zu gönnen. Als aber einmal das Volk, welches das Kloster besuchte, über das weltliche Treiben der Mönche, die auf hohen Betten schliefen, murrte, verbot Buddha diesen Luxus. Da geschah es nun, dass ein Mönch, der auf einer niedrigen Lagerstätte schlief, von einer Schlange gebissen wurde. Buddha, der davon hörte, gestattete von da an wieder die Betten durch Fussgestelle zu erhöhen[2]). Das Grihyasûtra des *Śâṅkhâyana* gibt nun eine besondere Vorschrift, dass man bei der Śrâvaṇafeier eine erhöhte Lagerstätte besteigen soll. Der

[1]) Oben S. 47 fg.

[2]) Oben S. 49 fg.

[3]) *Vâjasaneyi-Saṁhitâ* XI, 50—52.

[1]) S. 46.

[2]) *Cullavagga* VI, 2, 5. *Sacred Books of the East*, Vol. XX, pag. 166.

Hausherr besteigt mit den Seinen das hohe Lager, indem er den Vers sagt:

Den hohen Himmel und die Erde reich an Schutz,
Die Aditi, die herrlich leitet und beschirmt,
Das göttliche Schiff, das ohne Fehl ist, ohne Leck,
Mit schönen Rudern, woll'n besteigen wir zum Heil[1]).

Vier Monate hindurch soll man nicht auf dem Boden schlafen „aus Furcht vor den Schlangen", wie der Commentator des *Śâṅkhâyana* sagt; vom Śrâvaṇa- bis zum Mârgaśîrsha-Vollmond — also ebenso lange als der Sarpabali täglich dargebracht wird — schläft man auf erhöhter Lagerstätte.

Wenn nun endlich die Regenzeit und mit ihr die drohendste Schlangengefahr vorüber ist, athmet der Hausherr erleichtert auf. Der Winter naht. Nach Belieben kann er nun wieder auf der Streu oder auf dem Boden ruhen. Er braucht nicht mehr die nächtlichen Gäste zu fürchten. Auch die Opfer, die er vier Monate hindurch allabendlich den Schlangen in scheuer Ehrfurcht dargebracht, braucht er nicht mehr fortzusetzen. Am Vollmondstage des Monats Mârgaśirsha (November-December) wird daher nicht nur der Beginn des Winters gefeiert, sondern es wird auch der Beschluss des Sarpabali und das Herabsteigen von der erhöhten Lagerstätte auf die Streu feierlich begangen.

An diesem Tage wird das ganze Haus restaurirt, die Wände werden angestrichen, ein neues Dach wird ausgebreitet und der Boden geebnet. (*Âśvalâyana.*) Räucherungen und Sühn-Ceremonien aller Art werden vorgenommen.

So heisst es bei *Śâṅkhâyana:* Man nehme eine Handvoll Blätter des Śamî-Baumes[2]). Madhûka-Blüten[3]), Schilfrohr, Apâmârga-Pflanzen[4]), Śirîsha-Blüten[5]), Feigen, Kuśa-Gras, Judendornfrüchte nebst einer Erdscholle aus einer Furche; lege dies alles in einen Wasserkrug, sage schnell einige Segenssprüche her und tauche dann diese Gegenstände wiederholt im Wasser unter, indem man den Hymnus an Agni betet, worin der strahlende Gott angerufen wird, alles Unheil hinwegzustrahlen[1]). Sodann „treibt er von den seinem Schutze Anbefohlenen nach rechts hin das Unheil hinweg".

In ähnlicher Weise lehrt auch *Gobhila*, man solle allerlei Pflanzen[2]) nehmen, Büschel daraus machen und um das ganze Haus von links nach rechts herumgehen, den Rauch des Opferfeuers verscheuchend. Dann stellt man auf einige grosse Steine ein Wasserbottich, indem man Gebete an den Sonnengott, an Indra und an Vâstoshpati, den „Wohnungsherrn", spricht. Hierauf schüttet man zwei Krüge voll Wasser in das Bottich, wobei man den Vers sagt:

Vereint gehen diese, jene bei einander,
Dasselbe Becken füllen an die Ströme;
Und ihn, den einen leuchtenden, umstanden
Die reinen Wasser, ihn, den Sohn der Wasser[3]).

Auch nach *Pâraskara* soll man nördlich vom Feuer ein Wasserbottich aufstellen und dazu einen Śamî-Zweig, eine Erdscholle aus einer Furche, sowie einen Stein hinlegen.

Nach diesen Sühn-Ceremonien geht nun der Hausherr an die Opfer, mit welchen der Sarpabali für dieses Jahr beschlossen wird. Diese Opfer stimmen im Wesentlichen mit denen bei der Śrâvaṇa-Feier überein. So wie dort, so wird auch hier ein Pfannkuchen geopfert mit dem Spruch:

Dem Soma Heil! Dem Mṛigaśiras Heil! Dem Mârgaśîrsha-Vollmond Heil! Dem Winter Heil![4]).

Nach dem *Mânavagṛihya* wird der Pfannkuchen mit den bekannten Versen:

Stoss hinweg, o Weisser u. s. w.[5])

dargebracht. Nach *Âśvalâyana* ist mit diesen Sprüchen eine Milchspeise zu opfern, nach *Pâraskara* zwei Schmalzspenden. Auch *Śâṅkhâyana* lehrt, man solle Schmalzopfer darbringen mit diesen Sprüchen, denen noch der folgende vorhergeht:

Sommer, Winter, wie auch Frühling, Herbst und Regenzeit seien uns zum Segen. Unter dem Schutze dieser hundert Herbste verleihenden Jahreszeiten, unter ihrem Schutze seien wir! Heil!

Dann betet er um einen guten Winter:

Ein guter Winter, ein guter Frühling, ein guter Sommer werde uns beschieden! Eine glückliche Regenzeit sei für uns die Regenzeit, die Herbste seien uns zum Heil!

Nach *Âśvalâyana* betet er nur:

Sei uns heilbringend und wohlgesinnt,

indem er dabei im Geiste denkt: „o Winter!"

---

[1]) *Rigveda* X, 63, 10. (Grassmann.) — Im *Mânavagṛihya* wird eine *Udrohaṇa* „Das Hinaufsteigen" genannte Ceremonie nach dem Pratyavarohaṇa im Anschlusse daran vorgeschrieben. Diese Ceremonie soll am Vollmondstage des Monats Caitra (März-April) stattfinden. Dabei bespricht der Hausherr die hohe Lagerstätte (*atitalpa*) mit dem Verse: Dieses Bett sei ein Mehrer der Schätze, es sei (?) ein Bett für alle Jahreszeiten: lang mögen wir mit allen unseren Mannen leben!

[2]) *Prosopis spicigera* oder *Mimosa Suma.*

[3]) *Bassia latifolia.*

[4]) *Achyranthes aspera.*

[5]) *Acacia Sirissa.*

[1]) *Rigveda* I, 97.

[2]) Darbha-Gräser, Śamî, Viraṇâ (*Andropogon muricatus*) einen Judendornzweig mit Beeren, Apâmârga und Śirîsha.

[3]) *Rigveda* II, 35, 3.

[4]) Vgl. oben S. 49, Sp. 1.

[5]) Oben S. 49 fg.

Nach *Pâraskara* opfert man eine Reihe von Spenden mit den Sprüchen:

Die Nacht, welche die Menschen begrüssen wie eine nahende Kuh, welche des Jahres Gemahlin ist, sie sei uns glückbringend. Heil!

Die Nacht, welche das Abbild des Jahres ist, die verehren wir. Möge ich heldenkräftige Kinder erzeugen und langes Leben erreichen. Heil!

Dem Saṁvatsara, dem Parivatsara, dem Idâvatsara, dem Idvatsara, dem Vatsara[1]) bringt grosse Verehrung. Im Wohlwollen dieser verehrungswürdigen seien wir lange ungeschwächt, ungeschlagen. Heil!

Sommer, Winter und Frühling seien uns glückbringend, und die Regenzeit, gefahrlos sei für uns der Herbst. Mögen wir im Schutze dieser hundert Herbste verleihenden Jahreszeiten, in ihrer Sicherheit leben. Heil!

Nach *Hiraṇyakeśin* opfert man den Pfannkuchen mit den Sprüchen:

Der Idâ gehört was kriecht, was mit Schmalz versehen, Bewegliches und Unbewegliches: o Jâtavedas, geniesse diese Opferspeise. Das Vieh, das im Hause lebt, das vielgestaltige, diesen sieben sei Freude hier und Gedeihen. Heil!

Die Nacht, welche die Menschen begrüssen wie eine nahende Kuh, welche die Gattin des Jahres ist, sie sei uns glückbedeutend. Heil!

Zum Heil dem Vieh, dem Weib, zum Heil bei Nacht, zum Heil bei Nacht, zum Heil bei Tag. Sie, welche die Gattin des Jahres ist, sie sei uns glückbedeutend. Heil!

Die Vollmondsgenie, die füllend herankommt; welche abtheilt die verschiedenen Monate und Halbmonate, sie beschütze uns als volle. Heil!

Nun wird in ähnlicher Weise wie bei der Śrâvaṇa-Feier noch einmal das Streuopfer für die Schlangen dargebracht. Es werden dieselben Ceremonien wie am Vollmondstage des Monats Śrâvaṇa vollzogen, und zuletzt wird das Streuopfer den Schlangen mit den Worten hingeworfen:

Verehrung sei den Schlangen, die auf der Erde, die in den Lüften, die am Himmel und die in den Weltgegenden wohnen, ihnen habe ich dieses Streuopfer dargebracht[2]).

Zum Schlusse sagt er dann:

Beendet ist das Streuopfer.

Damit ist die tägliche Darbringung des Sarpabali feierlich abgeschlossen.

Erst nachdem alle diese Opferhandlungen vorüber sind, findet das sogenannte *Pratyavarohaṇa* „das Wiederherabsteigen“, d. h. das feierliche Herabsteigen von der erhöhten Lagerstätte auf die Streu, statt. Nach den meisten Gṛihyasûtren wird das Wiederherabsteigen im Anschlusse an das Mârgaśîrsha-Fest an demselben Tage gefeiert. *Âpastamba* jedoch trennt die beiden Ceremonien. Er bespricht zuerst die Mârgaśîrsha-Feier, schiebt dann das Fest der Erstlinge (Âgrâyaṇa) ein, worauf erst das *Hemanta-Pratyavarohaṇa* „das winterliche Wiederherabsteigen“ folgt, welches nach den Commentaren in derjenigen Nacht gefeiert werden soll, in welcher der Herbst endet und der Winter beginnt. Nach *Śâṅkhâyana* fällt das Wiederherabsteigen mit der Mârgaśîrsha-Feier zusammen, kann aber nach Belieben auch unter zwei anderen Constellationen (Rohiṇî oder Proshṭhapadâ) stattfinden. Gebadet, mit neuen Kleidern geschmückt, feiern sie das Wiederherabsteigen. Zuerst nimmt der Hausherr einen Palâśa-Zweig[1]) und fegt damit den Boden, indem er den Vers spricht:

Zum Heile sei uns Mitra, zum Heile Varuṇa, zum Heil uns Aryaman, zum Heil uns Indra und Bṛihaspati, zum Heil uns Vishṇu, der weitausschreitende[2]).

Dann besprengt er den Boden mit Wasser und spricht den Vers:

Aus dem Meere erhob sich die honigsüsse Welle, mit dem ersten Somabecher ward sie zu Nektar. Des Schmalzes Wesen, wie geheimnissvoll ist es! Die Zunge der Götter ist des Nektars Mittelpunkt[3]).

Zu dem Hausfeuer gewandt, betet er nach *Âśvalâyana*:

Sicherheit sei uns vor den Söhnen Prajâpatis[4]).

Nach *Pâraskara* blickt er das Feuer an, indem er leise betet:

Dieser Agni, der mächtigste, erhabenste, der tausend Schätze spendet, dieser schönkräftige stelle uns beide[5]) an den höchsten Platz.

Nun erst wird hinter dem Hausfeuer eine Streu aus frischem Stroh ausgebreitet, wohl auch eine Decke oder Teppiche darüber gelegt, worauf man sich niederlegt. Dabei wird oft der Vers gesprochen:

O Erde, sei uns freudenreich,
voll schöner Wohnung, dornenlos,
und reich an ausgedehntem Schutz[6]).

Der Hausherr steigt also mit der ganzen Familie von der erhöhten Lagerstätte auf die Streu herab; darauf setzen sie sich in nach dem Alter und Geschlecht bestimmter Reihenfolge auf die Streu hin. Dann legen sie sich alle zusammen nieder und stehen wieder zusammen auf. Dazwischen werden verschie-

[1]) Das sind die Namen der fünf Jahre, welche zusammen einen Cyclus des Yuga bilden.

[2]) Während er früher immer gesagt hat: Ihnen bringe ich dieses Streuopfer dar.

[1]) *Palâśa* = Butea frondosa.

[2]) *Rigveda* I, 90, 9.

[3]) *Rigveda* IV, 58, 1. Es ist nicht die Schuld des Uebersetzers, wenn der Vers keinen Sinn gibt.

[4]) Nämlich den Schlangen.

[5]) Die beiden Gatten.

[6]) *Rigveda* I, 22, 15. (Grassmann.)

dene Gebete gesprochen. Dies wird dreimal wiederholt [1]).

In Bezug auf die Sprüche und Gebete weichen die einzelnen Gṛihyasûtren von einander ab.

Nach *Pâraskara* steigen sie auf die Streu mit den Versen:

Das göttliche Schiff wollen wir besteigen, das mit schönen Rudern versehen, ohne Fehl, ohne Leck ist, zum Heil.

Das schöne Schiff wollen wir besteigen, das ohne Leck ist, ohne Fehl, das hundert Ruder hat, zum Heil.

Mitra und Varuṇa mögen unser Weideland mit Fett besprengen, mit Honig unsern Horizont die beiden einsichtsvollen.

Beim Wiederherabsteigen sagen sie:

Zu Leben, Ruhm, Ehre, Kraft, Speise, Kindersegen (steigen wir wieder herab).

Dann beten sie leise:

Ein guter Winter, ein guter Frühling, ein guter Sommer möge uns beschieden werden: heilbringend sei uns die Regenzeit, die Herbste seien uns heilbringend.

Nieder legen sie sich mit dem oben angeführten Vers:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

Und sie stehen auf mit dem Vers:

Auf mit Leben, mit glücklichem Leben! Auf mit Parjanyas Blick, mit der Erde sieben Reichen!

Nach *Gobhila* stemmt der Hausherr seine Hände auf die Opferstreu und betet:

In der Herrschaft fasse ich Stand, im Königreich.
Unter den Pferden fasse ich Stand, unter den Rindern.
Im Körper fasse ich Stand, in der Seele.
In den Lebensgeistern fasse ich Stand, im Gedeihen.
In Himmel und Erde fasse ich Stand, im Opfer [2]).

Dann wird die Streu ausgebreitet, alle setzen sich nieder, und der Hausherr stemmt die Hände auf die Streu und betet:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

Dann legen sie sich nieder. Beim Aufstehen sprechen sie Segenslieder, wie sie gerade jeder kennt. Zum Schlusse besprengen sie sich mit Wasser.

Nach *Âpastamba* steigen sie herab mit den Worten:

Der Winter wird von uns mit dem Wiederherabsteigen gefeiert.

[1]) Dreimal nach einander, oder wie *Hiraṇyakeśin* vorschreibt, dreimal im Laufe der Nacht.

[2]) *Vâjasaneyi-Saṃhitâ* XX, 10. Der Commentar erklärt: „In der Herrschaft fasse ich Stand, im Königreich", d. h. „ich bemächtige mich der Herrschaft, ich bemächtige mich des Königreichs". „In den Pferden u. s. w.", d. h. „ich erlange Pferde und Kühe". „Im Körper, in den Lebensgeistern", d. h. „Gesundheit werde mir zu Theil". „In der Seele", d. h. „Sorglosigkeit". „In Himmel und Erde fasse ich Stand", d. h. „ich erlange Ruhm in den beiden Welten". „Im Opfer", d. h. „ich vollziehe Opfer".

Sie legen sich auf ihre rechten Seiten nieder mit den Sprüchen:

In der Herrschaft fasse ich Stand, in der Macht.
Unter den Pferden fasse ich Stand, unter den Rindern.
In der Nachkommenschaft fasse ich Stand, im Glück.

Hier ist Zufriedenheit, hier ist Entschlossenheit. Hier ist angenehmes Verweilen, ein lieblicher Aufenthaltsort ist hier.

Nachdem sie aufgestanden sind, berührt der Hausherr die Erde mit den Sprüchen:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

So fürwahr bewirkst du, o Erde, die Durchlöcherung der Wolken: indem du, o höhenreiche mächtige Erde, durch deine Macht die Götter fest machst [1]).

Nachdem das Opfer beschlossen ist, wäscht man sich nach *Hiraṇyakeśin* die Hände, berührt den Erdboden und setzt sich auf die Streu mit folgenden Sprüchen:

Unter den Pferden fasse ich Stand, unter den Kühen.
Im Körper fasse ich Stand, in der Seele.
In den Lebensgeistern fasse ich Stand, im Gedeihen.
In Himmel und Erde fasse ich Stand, im Opfer.

Die dreimal elf Götter, die dreiunddreissig, die mit schönen Gaben versehenen, deren Hauspriester Bṛihaspati ist, auf Gott Savitris Geheiss mögen die Götter durch die Götter mich beschützen.

Dann legen sie sich mit den Versen:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.
und: So fürwahr bewirkst du, o Erde, u. s. w.

auf die Streu nieder.

Mit demselben Verse wie bei *Pâraskara* erheben sie sich von der Streu. Nachdem sie aufgestanden sind, sprechen sie leise:

Aufgestanden sind wir, unsterblich sind wir geworden.

Nach dem *Mânavagṛihya* breitet man eine Streu aus, wirft in einen Wasserkessel einen Stein und Reis oder Gerste und sprengt rings herum um die Streu Wasser. Dann fegt man mit einem Śamî-Zweig, an welchem die Blätter daran sind, dreimal herum, wobei die Verse gesprochen werden:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

Nun erst heisst der Hausherr seine Angehörigen sich auf das nördliche Ende der Streu legen, und

[1]) Nach dem Commentar ist der Vers folgendermassen zu erklären: Mit Pflanzen und Thieren, welche die Erde hervorbringt, opfert man den Göttern; die durch solche Opfer befriedigten Götter durchlöchern die Wolken, um regnen zu lassen; auf diese Weise bewirkt die Erde die Durchlöcherung der Wolken. Die Erklärung stimmt nicht mit der Lesart von *Ṛigveda* V, 84, 1 *(bhûmim)*, sondern mit *Taittiriya Saṃhitâ* 2, 2, 12, 2 *(bhûmi.)*

zwar den ältesten zuerst und der Reihe nach die übrigen. Sie legen sich nieder mit den acht Versen:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

So fürwahr bewirkst du, o Erde, u. s. w.[1]).

Den hohen Himmel und die Erde, u. s. w. [2]).

Die Erde, die gute Mutter, der frommen Satzungen und des Rechtes Herrin, rufen wir um Schutz an, die mächtig herrschende, nimmer alternde, weit ausgedehnte, schön schirmende, unvergängliche, schön geleitende! [3])

Verehrung sei den Schlangen u. s. w.[4]).

Besänftigen mögen sich die Schlangen, wohlgesinnt seien sie, die in der Luft und die am Himmel berühmt sind; auf diese Erde steigen wir wieder herab, die segensreiche, ewig junge; segensreich, besänftigt, mit glücklichem Winter gesegnet, mög' ich sie immer weiter und weiter eben machen.

Sodann erheben sie sich wieder von der Streu, und zwar der jüngste zuerst, mit dem folgenden Spruch:

Erhebt euch nun, des Lebens Odem kam uns,
es wich das Dunkel, und das Licht erscheinet,
Zum Gehen bahnte sich den Weg die Sonne,
Wir kamen dahin, wo man lange lebet [5]).

Nach *Âśvalâyana* setzen sie sich auf die Streu, indem sie beten:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

Dann legen sie sich nieder mit dem Haupt nach Osten und dem Gesicht nach Norden gewandt. Von dem Lager erheben sie sich mit dem Verse:

Von dort her mögen schützen uns
die Götter, von wo Vishṇu durch
der Erde sieben Stätten schritt [6]).

Nachdem sie aufgestanden sind, beten sie noch verschiedene Hymnen an die Sonne und die sogenannten Glückshymnen.

Nach *Śâṅkhâyana* wird auf den gefegten und mit Wasser besprengten Boden die Streu ausgebreitet, wobei wieder der Vers:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

gebetet wird. Dann legen sie sich nieder, und zwar auf ihre rechten Seiten mit den Worten:

In dem Brahman fasse ich Stand, in der Herrschaft;

auf die linken Seiten mit den Worten:

Unter den Pferden fasse ich Stand, unter den Kühen;

und wieder auf die rechten Seiten:

Unter dem Vieh fasse ich Stand, im Gedeihen;

und auf die linken Seiten mit den Worten:

Unter den Nachkommen fasse ich Stand, in der Nahrung.

Mit demselben Vers wie nach dem *Mânavagṛihya* erheben sie sich wieder von der Streu.

Nachdem in solcher Weise die Mârgaśîrsha-Feier und das Wiederherabsteigen beendet ist, können sie nun wieder nach Belieben schlafen auf der Streu oder auf erhöhter Lagerstätte. Die Gṛihyasûtren stimmen hier nicht ganz überein. Nach einigen soll man nach dieser Feier eine Zeit lang, so nach *Pâraskara* vier Monate lang, nur auf der Streu schlafen; nach anderen soll man nur diese Nacht jedenfalls auf der Streu liegen, späterhin kann man thun, was man will.

VIII.

Wir sehen also, dass die in den altindischen Ritualwerken vorgeschriebenen Feste und Opferhandlungen, wie sie eben geschildert worden sind, sich zunächst an den Wechsel der Jahreszeiten anschliessen. Am Śrâvaṇa-Feste wird der Beginn der Regenzeit, am Mârgaśîrsha-Fest der Winteranfang gefeiert. Mit beiden Festen ist aber ein Schlangencult auf's Innigste verknüpft. Werfen wir nun noch einen Blick auf den Schlangencult im modernen Indien, um zu sehen, wie sich derselbe zu dem altindischen Schlangenculte der Gṛihyasûtren verhält.

Sowohl Schlangenidole, als auch lebende Schlangen werden bis auf den heutigen Tag durch ganz Indien verehrt. Jedes indische Dorf hat seine Localgottheiten, unter denen immer ein Nâg, ein Schlangendämon, ist. Nicht leicht wagt es ein Inder eine Schlange zu tödten. Wenn es doch geschieht, so wird dem Schlangenleichnam eine Kupfermünze in den Rachen gesteckt, und derselbe verbrannt [1]). In Khas hatte einmal eine Frau eine Schlange erschlagen. Aus Furcht vor den Schlangenverehrern trug sie die halbtodte Schlange auf's Feld hinaus. Dort fanden die Leute das Thier in sterbendem Zustande und pflegten es sorgfältig, um es am Leben zu erhalten. Aber in zwei Tagen starb der Nâg. Da kamen andere Nâgas und steuerten Geld zusammen, um einen Altar zu bauen, der noch heute besteht [2]). Gerade so wie die meisten alten Völker Europas, glauben die Inder, dass jedes Haus eine Hausschlange — *Vâstu-Sarpa* — habe. Sie wird mit grosser Ehrfurcht betrachtet. Verlässt der Vâstu-Sarpa das Haus, so wird dies als unglückliches Vorzeichen angesehen, der Bestand des Hauses und der

[1]) Siehe oben.

[2]) Siehe oben.

[3]) *Maitrâyaṇeyî-Saṃhitâ* IV, 10, 1.

[4]) Siehe oben S. 47 fg.

[5]) *Rigveda* I, 113, 16. (Grassmann.)

[6]) *Rigveda* I, 22, 16 (Grassmann.)

[1]) Ch. Ed. Balfour bei James Fergusson, Tree and Serpent Worship. London 1868, pag. 235 sq.

[2]) *Indian Antiquary*, Vol. IV, p. 83 sq.

Familie, glaubt man, ist in Gefahr [1]). In dem ganzen District von Karnal im Punjab steht die Schlange hoch in Ehren. Die Seelen Verstorbener können Schlangen werden: dies wird den Angehörigen im Traume offenbart, damit sie einen Altar errichten. Wenn ein Mann eine Schlange sieht, so grüsst er sie ehrfurchtsvoll; wenn sie ihn beisst, so errichtet er selbst, wenn er am Leben bleibt, im andern Falle seine Hinterbliebenen einen Altar, um eine Wiederholung eines solchen Vorkommnisses zu verhüten. Alle Kasten verehren die Schlangen, und auch Brahmanen verschmähen es nicht, an ihren Altären gespeist zu werden, wenn sie auch die Opfergaben nicht annehmen; die nehmen die Yogins. Männer und Frauen verehren sie besonders bei Hochzeiten und Geburten. Man schreibt ihnen Heilkraft zu und grosse Gewalt über das Vieh. Man opfert ihnen speciell die Milch vom elften Tage nach dem Kalben, und macht ihnen auch sonst häufige Libationen von Milch. Ihr Cult ist eng verknüpft mit dem der Manen [2]). Bei Dachepalli ist ein Brunnen, welcher das beste Wasser enthält. Eines Tages entdeckte man, dass eine Cobra den Ort besuche. Sofort ward über dem Brunnen ein Tempel errichtet und der Brunnen gänzlich dem Schlangengotte abgetreten [3]). Bei dem Dorfe Dhemâ in Nord-Gujarât ist der berühmte Schlangentempel des *Dharnidhara* (d. h. „Erdhalter"). Aus allen Theilen Indiens wallfahrten Leute zu diesem Heiligthume, in welchem sich das wohlgetroffene Bild einer Cobra befindet [4]). In vielen Gegenden von Madras verehrt man noch die lebende Schlange. Mit Milch, Eiern und Schmalz füttert man sie. Besonders Frauen verrichten gerne ihre Andacht bei dem Schlangengotte, und sie betrachten es als günstiges Omen für die Nachkommenschaft, wenn sie der Schlange ansichtig werden. Rings um Bangalore finden sich Steinbilder mit Schlangen. Während des Gaurifestes werden diese Steine von Frauen aller Hindu-Kasten und -Bekenntnisse verehrt. Man glaubt, dass die Schlange Fruchtbarkeit bewirke. „Wahrscheinlich so lange" — sagt Dr. Cornish in seinem ‚Report of the Census of the Madras Presidency 1871' — „als der Wunsch nach Nachkommenschaft ein Haupt-Charakteristikon des indischen Volkes ist, so lange wird die Verehrung von Schlangen oder Schlangensteinen ein Volkscult bleiben" [1]). Wer von einem Nâga träumt, hat reichen Kindersegen zu erwarten [2]). Unzweifelhaft ist es, dass der modern-indische Schlangencult mit dem Śiva- und Lingacult in Beziehung steht. An den von einer Schlange umwundenen Linga, der unzählige Male auf indischen Sculpturen erscheint, wurde schon erinnert. Besonders charakteristisch sind gewisse Bildwerke, auf welchen Linga, Yoni und Schlange erscheinen [3]). Welches immer der Zusammenhang zwischen Schlangen- und Lingacult sein mag, so vergesse man nicht, dass die Schlangen auch Heilgötter sind. Und nicht nur unfruchtbare Frauen wenden sich an die Schlangen. Auch bei Ohren- und Augenschmerzen, sowie bei gewissen Hautkrankheiten besuchen die Inder Ameisenhügel, die als die Wohnungen der Schlangen angesehen werden, und bringen ihnen Milch, Reis, Obst und dergl. Erwähnt sei hier auch, dass an manchen Orten von den Eltern das erste Haar des Kindes, welches abgeschoren wird, wenn es Zähne bekommen hat, den Schlangen geopfert wird [4]).

Ausser Brunnen und Teichen sind es besonders Ameisenhügel, welche man aufsucht, um die Schlangen zu verehren. Man glaubt, dass die Ameisenhügel voll von Schlangen sind [5]).

Während bei dem altindischen Bauopfer, wie es in den Grihyasûtren gelehrt wird [6]), die Schlangen

[1]) Pratâpachandra Ghosha im *Journal of the Asiatic Society of Bengal*. Vol. XXXIX. Calcutta 1870, pag. 206.

[2]) *Punjab Gazetter* of the Karnal District, 1883. pag. 102 seq. „Dead men also have a way of becoming snakes — a fact which is revealed in a dream, when a shrine must be built." — „They are certainly connected in the minds of the people with the *pitrs* or ancestors, though it is difficult to say exactly in what the connection lies. Wherever the worship of the *pitrs* is most prevalent, there the snakegods also are especially cultivated." Vergl. oben S. 31 u. 48, Anmerkung 2.

[3]) *Indian Antiquary*, Vol. I, p. 374.

[4]) *Ind. Antiq.*, Vol. IV, p. 197.

[1]) *Ind. Antiq.*, Vol. IV, 5 seq.

[2]) *Journal of the Asiatic Society of Bengal*, Vol. XXXIX. (Calcutta 1870), pag. 220.

[3]) Abbildungen, die hieher gehören, findet man im 48. Band des *Journal of the Asiatic Society of Bengal* (Calcutta 1879), Plates VI and VII. Vgl. ebendaselbst die Abhandlung von J. H. Rivett-Carnac, „The Snake Symbol in India, especially in connection with the worship of Śiva", pag. 17 seq. Leider sieht der Verfasser dieses Aufsatzes überall den Phallus, und Schlangencult ist ihm immer nur Lingacult. (!)

[4]) Fergusson a. a. O. pag. 236. *Indian Antiquary* V, 188.

[5]) *Journ. As. Soc. Beng.* XLVIII, pag. 26, 31. Die Kharriâs in Singbhûn benützen den Ameisenhügel als Altar. „The sacrifices are always made in front of an ant hill, which is used as an altar". Dalton, Ethnology of Bengal, pag. 159.

[6]) Vgl. „Einige Bemerkungen über das Bauopfer bei den Indern", Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band XVII. 1887. Sitzungsberichte S. [37] fgg.

nicht besonders erwähnt werden [1]), wird in modernen Ritualwerken auch bei den Vorschriften über den Bau eines Hauses der Schlangen gedacht. So ruft man bei dieser Gelegenheit unter anderm die Nâgas mit den Worten an: „Om! O ihr Schlangen, ihr schnellen Renner, Schützer aller Thiere, tretet ein unter diesen Altar, und bleibt in diesem Hause, mir beständig langes Leben und Kraft bescheerend.“ Man opfert mit den Worten: „Om, den Agnis, den Schlangen und allen, die von ihnen abhängig sind, bringe ich diese reine und ausgezeichnete Speise dar.“ Das *Vâstu-Maṇḍala*, ein mystisches Viereck, mit dessen Beschreibung die Vorschriften über *Vâstu-yâga* oder Bauopfer beginnen, wird in 64 kleinere Vierecke abgetheilt. Bei diesen Vierecken werden nun 45 Nâgas oder Pitṛis angerufen. Auch die Einweihung eines Teiches ist mit einem *Vâstu-yâga* verbunden. Bei dieser Gelegenheit wird in die eben ausgegrabene Höhlung ein langer Pfahl gesenkt, welcher *Nâga-yashṭi* oder „Schlangenpfahl“ heisst. Im Verlauf der Ceremonie werden verschiedene Nâga's angerufen. In späterer Zeit bestand auch die Sitte, goldene Bilder von Schlangen, Fröschen und Schildkröten in einen frischgegrabenen Teich zu werfen. Der Nâga, welcher die Gottheit des Teiches werden soll, wird durch das Los bestimmt. Man schreibt die Namen von acht berühmten Nâgas auf Mangoblätter, wirft dieselben in einen Topf und lässt von einem Knaben ein Blatt herausziehen [2]).

Unter den Kunbi in der Nâgpûr-Provinz gibt es Leute, welche nicht nur Schlangen, sondern nichts anderes als Schlangen verehren. Unter den Gegenständen, welche man den Schlangen darbringt, werden genannt: Wasser, Wohlgerüche *(Gandh)*, Reis, Blumen, Blätter, Milch, ein Faden oder ein Stück Zeug, Kränze, Lichter, Süssigkeiten u. s. w. [3]).

Es gibt gewisse Tage, welche der Verehrung der Nâga's gewidmet sind, und besondere Feste, die ihnen zu Ehren gefeiert werden. Im Karnal-District ist es der Sonntag, der den Schlangen gewidmet ist, und am neunten Tage des Monats Bhâdon wird ihnen besondere Verehrung dargebracht [4]). In Ellore Fort wird im September ein Fest gefeiert an dem vierten Tage des achten Mond-Monats, *Nagula-Chaturdhi-Chaturdhi*. Eine Menge Volkes, hauptsächlich Frauen und Kinder, besuchen die Ameisenhügel und bringen Milch, Blumen und Früchte den Schlangen dar. Man sagt, dies sei der Tag, an welchem Vâsuki, Takshaka und die übrigen der tausend *nagula* geboren wurden [1]). In der Nähe von Delhi ist ein Hain und ein Teich, wo jährlich den Schlangen Ströme von Milch dargebracht werden. Das Fest heisst *Nâg-mela* [2]). Einige Stämme in Bengalen feiern ein Fest, *Moonsa Poojah* genannt, jährlich gegen Ende August. Schlangenfänger ziehen herum, welche Schlangen um Nacken und Körper gewunden haben. Der Anführer der Procession, von Männern auf den Schultern getragen oder auf einem Büffel reitend, hat gewöhnlich eine Riesenschlange über seinen Schultern hängen. Dabei wird Musik gespielt, gesungen und viel Branntwein getrunken und Süssigkeiten gegessen. Den Schlangenträgern werden Geschenke gemacht [3]).

Ganz besonders knüpft sich aber auch der moderne Schlangencult an die Regenzeit. Im Monat Śrâvaṇa findet das Fest statt, welches durch ganz Indien hindurch den Schlangen zu Ehren gefeiert wird, die Nâgapañcamî. Der fünfte Tag in der lichten Hälfte des Monats Śrâvaṇa, heisst es in einem modern-indischen Ritualwerke [4]), ist der Verehrung der Nâga's, der Schlangen, gewidmet. Dieser Tag heisst *Nâgapañcamî*. Wenn man an diesem Tage der Vorschrift entsprechend mit saurer Milch, mit jungem Gras, mit Wohlgerüchen und Blumen, sowie durch Speisung von Brahmanen die Schlangen verehrt, so ist man immerdar gefeit gegen Schlangengift.

Am neunten Tage des Monats Sravan [5]) — berichtet Ch. Ed. Balfour — in der Regenzeit findet das Fest Nâgapañcamî statt, an welchem die Hindus auf die Suche nach Schlangen ausgehen, wenn ihnen dieselben nicht schon früher durch Schlangenzauberer in's Haus gebracht worden sind. Man verehrt an diesem Tage die Schlangen und bringt ihnen Milch dar. Und fast in jedem Hause werden Schlangenbilder auf Papier gezeichnet, an die Wände geheftet und verehrt. Diejenigen, welche die Schlangen in

[1]) Gelegentlich wird wohl auch gesagt, man solle die Schlangen anrufen, a. a. O. S. [39].

[2]) Pratâpachandra Ghosha, The Vâstu Yâga and its bearings upon Tree and Serpent Worship in India. *Journal of the Asiatic Society of Bengal*. Vol. XXXIX, pag. 199 seqq. Siehe besonders pag. 209, 214, 216.

[3]) *Journ. As. Soc. Beng.* XLVIII, p. 24, 25.

[4]) *Punjab Gazetter* a. a. O.

[1]) *Indian Antiquary* V, 188.

[2]) *Indian Antiquary* I, 67.

[3]) Fergusson a. a. O. p. 237.

[4]) *Kamalâkaras Nirṇaysindhu*, Pariccheda II, Fol. 19 b.

[5]) = *Śrâvaṇa*.

ihrem Heim aufsuchen, stecken Pflöcke rings um die Höhle und schlingen weisse Wollfäden herum. Die Mahratta-Frauen ziehen in Schaaren zur Schlangenhütte und umkreisen dieselbe Arm in Arm fünfmal, indem sie Lieder singen und sich zu Boden werfen. Dann giessen sie Milch in die Höhle, winden Blumenkränze und streuen eine Mischung von Zucker und Mehl hin [1]).

An dem Nâgapañcamî-Fest — berichtet Meadows Taylor — welches am fünften Tage des Monats Bhadoon in der Regenzeit stattfindet, werden von den meisten niedrigeren Kasten des Volkes im Dekkan und in Shorapore Nâgs (Cobras) verehrt. Die Leute baden sich, bemalen ihre Stirnen mit rother Farbe und gehen schaarenweise zu Plätzen, wo Cobras leben. An solchen Orten findet man gewöhnlich heilige Steine, bei welchen Blumen, zerlassene Butter und dgl. dargebracht werden; die Steine werden roth und gelb angestrichen: man richtet Gebete an die Schutzgeister des Ortes und an die Schlangen. In kleinen irdenen Schalen bringt man den Schlangen Milch dar. Und es wird als ein glückliches Vorzeichen angesehen, wenn die Schlangen kommen und trinken. Erscheint die Schlange nicht gleich, so wartet der Verehrer eine Weile, geht heim und besucht am nächsten Morgen den Ort wieder, und wenn die Milch verschwunden ist, so ist die Ceremonie glücklich beendet: aber immerhin wäre es besser gewesen, die Schlange wäre gleich gekommen. Das Nâgapañcamî-Fest wird in gleicher Weise von Aboriginern wie von Brahmanen gefeiert. Familien und Freunde statten sich gegenseitig Besuche ab und beglückwünschen sich, Frauen und Kinder werden mit Geschenken, neuen Kleidern und Schmuckgegenständen bedacht, kurz, es ist ein froher und hoher Festtag [2]).

In der heiligen Stadt Benares ist ein Brunnen, *Nâg Kûân* „der Schlangenbrunnen“ genannt: in einer Nische der Wand auf einer der Stiegen ist eine Figur, drei Schlangen (oder eine dreiköpfige Schlange) vorstellend; unten ist ein Bild des Mahâdeva aus Stein gehauen und eine Schlange, die sich an ihm hinaufwindet. Alljährlich am 24. und 25. Tage des Monats Sáwan [3]) wird der Brunnen von ungeheueren Menschenmassen besucht, welche aus allen Theilen der Stadt herankommen, um dem Nâg Verehrung darzubringen. Die Frauen kommen am ersten, die Männer am zweiten Tage, und sie opfern sowohl dem Brunnen, wie dem Nâgéśwar, dem Schlangenkönig. Man verehrt den Nâga, um sich vor Schlangenbissen zu schützen. Auch Schlangenidole werden an diesem Tage gekauft und nach Hause getragen, um sie zu verehren [4]).

Eine andere heilige Stadt ist Allahabad. Dort ist ein alter Tempel, welcher nur der Verehrung der Schlange, des *Nâga Vasuki*, gewidmet ist. Das Bild des Nâga, eine im Zorn aufgerichtete Cobra, ist aus schwarzem Stein gehauen. Am Tage der *Nâgapañcamî* wird hier ein grosses Fest gefeiert. Zahlreiche Hindus aus Allahabad und Umgebung kommen an diesem Tage herbei, um das doppelte Verdienst, im Ganges zu baden und den Schlangengott zu verehren, sich nicht entgehen zu lassen. Und von den Tausenden frommer Hindus, welche alljährlich nach Allahabad pilgern, um in den heiligen Fluten des Ganges zu baden, versäumt Keiner, auch den Schlangentempel zu besuchen. Das Verdienst, in den Fluten des heiligen Stromes gebadet zu haben, wäre nicht vollständig, wenn man nicht auch dem König der Schlangen seine Verehrung darbrächte [2]).

In der Provinz Bihâr wird am fünften Tage der lichten Hälfte des Monats Sâon [3]) (Anfangs August) das Fest *Nâgapañcamî* gefeiert. An diesem Feste bezeichnen die Frauen ihre Häuser mit Linien von Kuhdünger und verehren *ses nâg* — die Weltschlange Śesha — mit Milch und geröstetem Korn. In Patna feiert man statt dieses Festes das *gobar pânce*, welches auf den fünften Tag der dunklen Hälfte desselben Monats (Ende Juli) fällt. In South Bhagalpur heisst dasselbe Fest *behrâ pânce*. In Nord-Ost-Tirhut heisst die Nâga pañcami auch *lâga pañcamî* [4]).

Auch in Nâgpûr ist die Nâgapañcamî ein grosser Festtag, an welchem Schlangenbilder aller Art verkauft und verschenkt werden [5]).

---

[1]) Bei Fergusson a. a. O. p. 236.

[2]) Bei Fergusson a. a. O. p. 236 seq.

[3]) = *Śrâvaṇa*.

[1]) M. A. Sherring, The Sacred City of the Hindus London 1868. p. 89. Vgl. p. 220: 'As snakes increase in this season, and as Nâg is regarded as the serpent god, the people worship him as a security against snake-bites. It is common to purchase idols representing this deity, and to carry them home for worship'.

[2]) *Indian Antiquary*, II. 124.

[3]) = *Śrâvaṇa*.

[4]) G. A. Grierson, Bihâr Peasant Life. Calcutta 1885, § 1445.

[5]) 'The 'Nâg panchami' or 5th day of the moon in Sawan is a great fête in the city of Nâgpûr and more than usual license is indulged in on that day. Rough pictures of snakes,

Eine merkwürdige Ceremonie, deren Benennung besonders an den Sarpabali erinnert, wird in den modernen Nachträgen zum Âśvalâyana Gṛihyasûtra [1]) unter dem Namen *Nâgabali*, Streuopfer für die Nâgas, vorgeschrieben. Wenn Jemand von einer Schlange verletzt worden ist, soll man den Nâgabali darbringen. Man mache sich aus Holz oder Thon eine fünfköpfige Schlange, und verehre, von der lichten Hälfte des Monats Bhâdrapada oder eines andern Monats angefangen ein Jahr lang allmonatlich einen Schlangengott mit Wohlgerüchen, Blumen, Weihrauch und Lichtern. Man verehrt jeden Monat einen der folgenden zwölf Schlangengötter: Ananta, Vâsuki, Śesha, Padma, Kambala, Karkoṭaka, Aśvatara, Dhṛitarâshtra, Śaṅkhapâla, Kâliya, Takshaka, Kapila. Diesen bringt man ein Streuopfer dar, in Milchreis, Schmelzbutter, Milch und Kuchen bestehend. Am nächsten Morgen — die Ceremonie geschieht in der Nacht, nachdem man vorher gefastet hat — speist man Brahmanen. Nach Verlauf des Jahres gibt man dem Brahmanen eine goldene Schlange und eine Kuh. Nach Belieben mag man noch andere Brahmanen beschenken und speisen und sie freundliche Worte zu den Schlangen sagen lassen.

Wenn wir nun einen vergleichenden Blick auf den altindischen und modern-indischen Schlangencult werfen, wenn wir namentlich Sarpabali und Nâgapañcamî vergleichen, so zeigt sich uns eine unverkennbare Uebereinstimmung in Bezug auf die Zeit und in Bezug auf die Art der Verehrung der Schlangen. In alter und neuer Zeit ist es, wie wir gesehen haben, die Regenzeit, in welcher die Schlangen ganz besonders verehrt werden. Und die Gegenstände, welche man ihnen als Opfer darbringt — Milch, Blumen, Wohlgerüche, Kleider, resp. Fäden u. s. w. — sind so ziemlich dieselben im alten Cult wie noch heutzutage. Aber ein Umstand kann uns nicht entgehen, in welchem der Schlangencult der Gṛihyasûtren von dem modernen abweicht. Während der Cult, wie er heute geübt wird, sich geradezu an Schlangenbilder, ja noch häufiger an die lebende Schlange wendet, wird in den Gṛihyasûtren die Erwähnung eines Schlangenbildes oder einer wirklichen Schlange in geradezu auffälliger Weise vermieden. Es heisst, man soll die Schlangen — ja nicht einmal das ist gesagt, sondern man soll sie — baden, salben, bekränzen, kämmen, mit Wohlgerüchen versehen, bekleiden, ihnen zu essen geben; aber nicht mit einem Worte wird gesagt, dass man eine Schlange im Bilde oder lebend herbeibringen soll, oder dass man an einen Ort gehen soll, wo Schlangen sind, etwa zu einem Ameisenhügel. Es heisst nur immer: man soll „hinaus“ gehen, um den Sarpabali darzubringen. Wenn es nicht der Name „Sarpabali“ und die Mantras, die Sprüche und Gebetformeln, ausser Zweifel stellten, wüssten wir kaum, dass der Cult den Schlangen gilt. Dies ist um so auffälliger, als die Erwähnung von Götterbildern in den alten vedischen Schriften zwar sehr selten, aber nicht geradezu unerhört ist. So wird im *Âpastamba-Gṛihyasûtra* [1]) unmittelbar nach dem Sarpabali der Îśânabali, das Streuopfer an Îśâna oder Śiva, gelehrt, und da heisst es: Man soll zwei Hütten errichten, und in die eine derselben den Gott Îśâna, in die andere die Miḍhushî, d. i. die Gemahlin des Śiva, und in die Mitte zwischen beiden den Jayanta oder Skanda bringen lassen; dann bringe man ihnen Wasser, Reis u. s. w. dar [2]).

in all sorts of shapes and positions, are sold and distributed, something after the manner of Valentines'. *Journal of the Asiatic Soc. of Bengal*, Vol, XLVIII, pag. 26.

[1]) *Âśvalâyana-gṛihyapariśishṭa* III, 16. In der Calcuttaer Ausgabe des Âśvalâyana-Gṛihyasûtra (Bibliotheca Indica, 1869).

[1]) VII, 19, 13 ff.

[2]) Man könnte allerdings auch versuchen, *âvâhayati* „er lässt herbeiführen“ in dem Sinne zu fassen, wie es im Rigveda so oft vorkommt, „er lässt herbeirufen“, ohne dass dabei an Bilder zu denken ist. Dagegen spricht aber doch der Umstand, dass man Hütten für die beiden Gottheiten errichtet, und besonders dass es heisst: „in die Mitte den Jayanta“, was denn doch schwerlich heissen kann: „in die Mitte zwischen beiden lässt er den Jayanta rufen.“ Auch der Commentator, Haradatta, sagt ausdrücklich, dass er Bilder *(pratikṛiti)* der Gottheiten anfertigen solle. — Eine bestimmte Erwähnung von Götterbildern findet sich im *Adbhutabrâhmaṇa*, wo eine Busse vorgeschrieben ist für den Fall, „wenn Götterbilder lachen, weinen, singen, sich spalten, schwitzen, die Augen auf- und niederschlagen“. (S. Weber, Omina und Portenta, pag 335 fg. Vgl. 368). — *Pâṇini* V, 3, 99, bezieht sich ohne Zweifel auf Götterbilder, indem er grosse Statuen unterscheidet, deren Anfertigung einen Lebensunterhalt bildet, und kleine Bilder, die in den Handel kommen. *Śiva* bezeichnet also nach Pâṇini eine Śivastatue, *śivaka* ein Śivabildchen. So wird die Stelle auch in der *Siddhântakaumudî* aufgefasst. Vgl Boehtlingk in der *Zeitschrift der deutschen morgenl. Ges.* Bd. 39, p. 528 fgg. und Bd. 41, p. 175 fgg. Kielhorn in der *Wiener Zeitschrift für Kunde d. Morgenl.* I. Nr. 1. Die Stelle im *Ṛigveda* IV, 24, 10: „Wer kauft diesen meinen Indra um zehn Kühe? Wenn er die Vṛitras erschlagen hat, dann geb er mir ihn wieder zurück“, ist zu dunkel, um die Frage — Bollensen hat dieselbe schon aufgeworfen — beantworten zu können, ob hier ein Götterbild gemeint sei. Vgl. Ludwig, Der Ṛigveda, Bd. V, p. 91. — Siehe auch über Götterbilder L. v. Schröder, Indiens Literatur und Cultur (Leipzig 1887), pag. 378 ff.

Immerhin muss zugestanden werden, dass in der Regel die Opfer, welche in den Gṛihyasûtren vorgeschrieben werden, an „unsichtbare“ Götter gerichtet sind. Andererseits erinnere ich daran, dass die Schlangen (*sarpa*) einmal bei Âśvalâyana in einer Weise erwähnt werden, wo kaum daran zu zweifeln ist, dass man an wirkliche Schlangen zu denken hat. Bei dem Rindsopfer an Rudra (*śûlagava*) wird gelehrt, was man mit den einzelnen Bestandtheilen des Opferthieres thun soll, und zuletzt heisst es:

Nördlich vom Feuer, auf Schichten von Darbha-Gras oder auf Ringen von Kuśa-Gras, soll er das Blut (des Opferthieres) ausgiessen mit dem Spruche: „Zischend, lärmend, suchend, erlangend [1]) — o Schlangen, nehmt das, was für euch hier ist.“ Dann wendet er sich nach Norden und weist es den Schlangen zu mit den Worten: „Zischend, lärmend, suchend, erlangend — o Schlangen, nehmt das, was für euch hier ist.“ Was da von Blut und vom Inhalt des Magens und der Gedärme herabfliesst, das nehmen die Schlangen [2]).

Auch im *Hiraṇyakeśi-Gṛihyasûtra* [3]) werden einmal die Schlangen in Verbindung mit Rudra erwähnt. Es wird da folgender Spruch gelehrt, den man an einem Orte, wo Schlangen hausen, sagen soll:

Verehrung sei dem Rudra, der unter den Schlangen sitzt, dessen Pfeil der Wind ist, Verehrung dem Rudra, der unter den Schlangen sitzt.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch angeführt, dass die Schlangen in den Gṛihyasûtren noch erwähnt werden von *Śâṅkhâyana* neben einer grossen Anzahl von Gestirnen und deren Gottheiten, welchen geopfert wird [4]); ferner von *Śâṅkhâyana* und *Âśvalâyana* [5]) beim *devatarpaṇa*, „Götter-Sättigung“, wo in einer Reihe göttlicher Wesen auch die Schlangen — hier *nâga* genannt — aufgezählt werden.

Denjenigen — und das ist die Mehrzahl der Forscher — welche den Schlangencult als einen nicht-arischen Cult erklären wollen, wird es willkommen sein, dass in den Gṛihyasûtren nicht ausdrücklich Schlangen oder Schlangenidole erwähnt werden, obwohl ganz entschieden ein Schlangencult gelehrt wird. Man kann ja sagen: Der ganze Sarpabali ist ein den Brahmanen fremder Cult, der um nicht-arischen, aber eingewurzelten Volksgebräuchen gerecht zu werden, nur unwillig in die orthodoxen Ritualwerke aufgenommen worden ist. Ich bezweifle die Richtigkeit einer solchen Auffassung. Vor Allem ist es von Wichtigkeit, dass keines der uns bekannten Gṛihyasûtren den Sarpabali übergeht. Ferner ist in der Art und Weise, wie die Vorschriften für den Sarpabali gegeben werden, nicht das Geringste enthalten, welches darauf hindeuten würde, dass wir es hier mit einer späteren Einschiebung zu thun haben. Ja, gerade der Umstand, dass nicht ausdrücklich von Schlangen oder Schlangenbildern die Rede ist, stimmt vollkommen mit der Art und Weise überein, in welcher sonst derartige Ceremonien in den Gṛihyasûtren beschrieben werden.

Man hat mannigfache Gründe geltend gemacht, warum der Schlangencult nicht arisch, nicht brahmanisch, nicht ursprünglich sein soll. Fergusson, der Verfasser des grossen Werkes über Baum- und Schlangencult, ist es besonders, der in dem Schlangencult einen fremden, ausserindischen Einfluss sieht. Er behauptet kühn, dass der Schlangencult erst mit dem Buddhismus auftrete: er meint, man würde „natürlich vergebens“ in den Vedas oder in der älteren Sanskrit-Literatur nach irgend einer Spur von Schlangencult suchen. Es widerstrebte, meint er, ihren Gefühlen, sie verachteten so sehr die Aboriginer, dass sie sich nie so weit herabgelassen hätten, von ihren Culten Notiz zu nehmen [1]). Nun, dass es nicht gar so vergebens ist, in der älteren, und selbst in der vedischen Literatur, nach Spuren von Schlangencult zu suchen, glaube ich in diesen Blättern gezeigt zu haben. Nicht nur finden wir in den Gṛihyasûtren, in den orthodoxen Ritualwerken der Brahmanen, einen ausgewachsenen Schlangencult, sondern wir finden die deutlichsten Spuren von Schlangencult im Atharvaveda, im schwarzen und weissen Yajurveda, d. h überall mit

[1]) Sonderbar ist, dass die Schlangen hier weiblich gedacht sind, — wenn man die Feminina Participia auf *sarpaḥ* beziehen darf.

[2]) Âśv. IV. 8, 27 fg. Nach Pâraskara III, 8, 11 fg., wird das Blut in Blättern auf Grasbüschel dem Rudra und seinen Schaaren als Bali dargebracht. Der Inhalt des Magens und der Gedärme wird, mit Blut bestrichen, in's Feuer geworfen oder in die Erde vergraben.

[3]) I, 5, 16, 10.

[4]) Śâṅkh. I, 26, 7. Oldenberg bezweifelt die Echtheit des ganzen Capitels.

[5]) Śâṅkh. IV, 9, 3. Âśv. III, 4, 1.

[1]) 'Assuming thies view of the matter to be correct, we shall of course look in vain, in the Vedas or any of the earlier writings in Sanskrit, for any trace of Serpent Worship. Not only was it repugnant to their own feelings, but they so utterly despised the Dasyus — or by whatever other name they chose to designate the aborigines — that they would not even condescend to notice their superstitions'. Fergusson a. a. O. pag. 58.

Ausnahme des Rigveda [1]). Und hat man denn wirklich ein Recht, dem Rigveda, wie es gewöhnlich geschieht, eine so ganz exceptionelle Stellung zuzuschreiben? Hat man ein Recht, Alles, was nicht im Rigveda steht, einfach als nicht-arisch zu bezeichnen? Sowie die Mythen uns überall erzählen von den Dämonen, den Unholden, welche erst von den Göttern besiegt werden mussten, so weist auch die Geschichte der Religionen darauf hin, dass man zuerst böse Geister, Dämonen, die man fürchtete, verehrte, ehe man dazu gelangte, an mehr freundliche Gottheiten Opfer und Gebete zu richten. Und ob nicht viele der Zauberformeln des Atharvaveda in ein viel graueres Alterthum hinaufreichen, als die Hymnen des Rigveda, ob die Sprüche des Atharvaveda nicht viel mehr dem eigentlichen Volke und die Lieder des Rigveda der Priesterkaste angehörten, das sind Fragen, die noch lange nicht entschieden sind und nicht entschieden werden können, bis uns der Commentar zu diesem Veda vorliegen wird, und bis es eine Atharvaveda-Forschung geben wird, wie es eine Rigveda-Forschung gibt. Die Thatsachen weisen jedenfalls darauf hin, dass der Schlangencult den arischen, brahmanischen Indern so eigen war, als irgend ein anderer Cult, z. B. der Manencult. Denn Thatsache ist es, dass wir den Schlangencult in alten, vedischen, brahmanischen Werken bezeugt finden. Thatsache ist es, dass wir den Schlangen als mythologischen Gestalten in der ganzen indischen Literatur begegnen. Es ist wahr, dass die früher angeführten Märchen des Pañcatantra, welche von Schlangen erzählen, nicht in allen Pañcatantra-Handschriften stehen. Ob aber damit ein nicht-indischer Ursprung dieser Märchen erwiesen ist, das ist denn doch noch zweifelhaft. Es könnte höchstens von dem einen Märchen, wo das Wort *dinâra* d. i. *denarius* vorkommt, als erwiesen betrachtet werden [2]). Es ist aber auch hier noch die Frage offen, ob es nicht noch eine ältere Fassung des Märchens gibt, wo der „Denar" nicht erwähnt wird. Die Geschichte der indischen Märchenliteratur, von Benfey so herrlich begonnen, harrt ja noch ihrer Fortsetzung, welche erst möglich sein wird, wenn die buddhistischen *Jâtakas* vollständig herausgegeben sein werden.

Walhouse [1]) meint, Schlangencult scheine kein arischer Cult zu sein; die Brahmanen, sagt er, welche ihn in Blüthe fanden, gestatteten ihn und nahmen ihn bis zu einem gewissen Grade, wenn auch ungern, auf. Beweise dafür seien die Thatsachen, dass Brahmanen den Anblick einer Schlange meiden, und eine Begegnung mit einer Schlange für ein böses Omen halten. Kein Brahmane fungirt als Priester bei einer Schlangen-Ceremonie. Und der Schlangencult ist am höchsten ausgebildet bei den Jainas in Südindien, den geschworenen Feinden der Brahmanen. Das sind jedenfalls stärkere Gründe, als Fergusson vorzubringen weiss. Aber zwingend sind sie keineswegs. Wir haben Zeugnisse genug, dass auch Brahmanen an diesem Culte theilnehmen. Einer der Berichterstatter Fergusson's selbst sagt, dass Brahmanen „nie oder selten" die Schlangenfeste versäumen [2]). Es ist schon oben erwähnt worden, dass im Punjab alle Kasten Schlangen verehren, dass auch Brahmanen es nicht verschmähen, an ihren Altären gespeist zu werden, dass in Bangalore alle Hindu-Kasten und -Bekenntnisse die Schlange verehren. Manche Brahmanen bewahren immer die Haut einer Cobra in einem ihrer heiligen Bücher [3]). Dass die Begegnung einer Schlange als böses Omen gilt, hat mit der Verehrung oder Nicht-Verehrung der Schlange nichts zu thun. Als böses Omen gilt alles, worüber man erschrickt; jede Begegnung, bei welcher uns eine „Gänsehaut" überläuft, ist ein böses Omen, wie wenn unversehens eine Frucht vom Baume fällt, wenn aus heiterem Himmel ein Wassertropfen fällt [4]), wenn ein Meteor erscheint, wenn man plötzlich einen Feuerschein sieht u. s. w. [5]). Wir finden auch sonst, dass die Schlange sowohl Glück als Unglück verkündet. Nach norwegischem Aberglauben z. B. bedeutet es Glück, wenn sich eine Schlange dem Hause nähert. Wenn man zum ersten Mal eine Schlange gesehen hat, darf man es nicht erzählen; denn sonst sieht man in diesem Jahr keine mehr. Kriecht aber eine Schlange

[1]) Aber schon in dem zum Rigveda gehörigen Śrautasûtra des Âśvalâyana (XII, 5, 1—5) wird unter dem Namen *sarpâṇâm ayanam* ein grosses, ein Jahr lang währendes Opfer an die Schlangen gelehrt, das diejenigen vollziehen sollen, die sich durch Gelehrsamkeit oder Reichthum besonders auszeichnen wollen.

[2]) S. Weber, Indische Studien III, 341 ff.

[1]) *Indian Antiquary* VII, 43.

[2]) 'Although Snake Worship ordinarily belongs professedly to the descendants of aboriginal tribes, yet Brahmins never or rarely pass them over...' Meadows Taylor bei Fergusson p. 237.

[3]) 'Some Brahmans always keep the skin of a Nâg in one of their sacred books', ebendas.

[4]) *Âpastambîya-Gṛihyasûtra* VIII, 23, 8.

[5]) Weber, Omina und Portenta, 402, 395.

über die Landstrasse, so kommt bald auf derselben eine Leiche; und ist die erste Schlange, die man im Frühjahr sieht, schwarz, so bedeutet es Unglück [1]). Das sind weder Zeugnisse für noch gegen Schlangencult.

Geradezu kindisch, wenngleich psychologisch leicht erklärlich, ist die Art und Weise, in welcher ein gelehrter Hindu, Pratâpachandra Ghosha, den Schlangencult wegdeuten will. Wenn man beim *Vâstu-Yâga* auch die Nâgas verehrt, so sind nach ihm unter den Nâgas die Aboriginer zu verstehen, und das Opfer sei von den Ariern eingeführt worden, um die Aboriginer zu besänftigen. Trotz aller von ihm selbst angeführten Thatsachen behauptet er, dass Schlangencult im eigentlichen Sinne des Wortes nie in Indien vorgeherrscht habe, dass dieser Cult zum mindesten bei arischen Indern immer nur ein symbolischer war; man verehrte das Symbol der Ewigkeit, nicht das Reptil. Wenn Nâgas auf Sculpturen erscheinen, so seien das eben recht hübsche Ornamente. Wenn man ihnen an manchen Orten mit Ehrfurcht begegnet, ihnen Opfer darbringt, so seien das nur die Schlangen mit Menschengesichtern, d. i. die Aboriginer [2]).

Man könnte nun noch ein besonderes Gewicht auf die Schlangennamen legen und sagen, die Nâga's sind göttliche Wesen, nicht die Sarpa's. Das thut auch Ghosha [3]). Es ist nun allerdings richtig, dass die Bezeichnung *nâga* in den Epen und in den buddhistischen Schriften erst häufig wird, während in der älteren Literatur *sarpa* und in der ältesten Literatur *ahi* überwiegen. Aber man kann nicht beweisen, dass *nâga* in der älteren Literatur ganz fehlt. Und wenn die Etymologie von *nâga-snaca-snake* richtig ist, so wäre *nâga* nicht minder als *sarpa* und *ahi* indogermanischen Ursprungs [1]). Ich zweifle sehr, dass man aus den Worten irgend einen Schluss ziehen darf.

L. v. Schroeder in seinem neuen vortrefflichen Werke über Indien [2]) schliesst sich nur der allgemeinen Ansicht an, wenn er den Schlangencult den arischen Indern abspricht oder doch als von den Ureinwohnern herübergenommen erklärt. Neue Gründe weiss er nicht anzuführen.

Und wenn wir fragen, warum man sich so sehr bemüht, den Schlangencult den arischen Indern abzusprechen, so ist es doch nur dasselbe Motiv, das bei dem gelehrten Hindu, der seine Glaubensgenossen von dem Verdachte des Thierculte reinigen will, wohl zu entschuldigen ist. Warum aber wir davor zurückschrecken sollen, den arischen Indern einen Cult zuzuschreiben, der sich auch bei so vielen anderen indogermanischen Völkern findet, kann ich nicht einsehen. Was der Griechen und Römer würdig war, was von Germanen und Slaven bezeugt ist, das sollte dem arischen Inder abstossend erschienen sein? Und wenn man nun gar den Schlangencult als aus der Fremde herübergenommen erklären will, wo will man den Beweis hernehmen? Bei einem Cult, der sich bei allen Völkern, wo wir nur hinblicken, findet, bei den Indianern in Amerika so gut wie bei den Negern in Afrika, bei den Völkern Ostasiens so gut wie im fernen Westen, im hohen Norden nicht minder als unter den Tropen — bei einem solchen Cult davon sprechen zu wollen, ein Volk habe ihn von dem andern herübergenommen, das heisst etwas behaupten, wovon man von vornherein weiss, dass es sich nie und nimmer beweisen lässt.

[1]) Liebrecht, Zur Volkskunde, pp. 326, 328, 332.

[2]) 'From what we have stated above, we are led to believe, that serpent-worship in the true sense of a creature worship, was never prevalent in India, though the Hindus entertain a kind of respect for the allegorical characters Ananta and Vâsuki. This worship may in the present day be seen practised under peculiar circumstances by several hill tribes, but it must be admitted that such a practice does not obtain among the Aryans. The serpent, as an emblem of eternity may be respected; but then it is the worship of Vishnu, the eternal creating principle, it is the emblem, the form, rather the curve of the serpent and not the reptile'. *Journal of the Asiatic Society of Bengal*, pp. 218, 212, 213, 219.

[3]) Ebend. p. 205.

[1]) Ueber die Benennung der Schlange bei den indogermanischen Völkern vgl. Adolphe Pikter, Les origines indo-européennes I. (Paris 1859) pag. 499 ff. Ueber *nâga* ebendas. pag. 502; A. Weber in *Kuhn's Zeitschrift für vergl. Sprachf.* IX, 233 fg. Johannes Schmidt, Zur Geschichte des indogerman. Vocalismus II. (Weimar 1875) pag. 472.

[2]) Indiens Literatur und Cultur (Leipzig 1887), p. 377.

Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon (Filipinen).

Von **Dr. Alexander Schadenberg.**

(Mit 3 Text-Illustrationen (Fig. 55—57) und einer Tafel (VIII) in Lichtdruck.

1. Die Quianganen.

Quianganen nennt man die Bewohner des Thales von Quiangan, welches als Hauptfluss der Ibulao durchströmt, der sich in den Magat, Nebenfluss des Rio grande de Cagayan, ergiesst. Das Quellgebiet des Ibulao liegt an der Südostseite der Cordillera des Polis, der zur Gran cordillera central gehört, und dessen Berge sich nach mehrmaligen Messungen meinerseits bis zu einer Höhe von 2200 Meter erheben.

Das Thal von Quiangan grenzt westlich an das Valle de Lahutan, nördlich an die Thäler von Asin und Sapao, östlich an Silipan und südlich schliesst es ab mit der Ebene des Rio Magat; es gehört politisch zu der Provinz Nueva Viscaya in Nord-Luzon.

Der beste Verbindungsweg von Westen ist über Bontoc. Man überschreitet die Cordillera des Polis, nimmt den Weg durch das Thal von Banaue und gelangt nach Passirung mehrerer kleinerer Höhenzüge, südliche Richtung verfolgend, nach dem Thale von Quiangan. Bald nach Ueberschreitung der Gran cordillera in dem Passpunkte Polis ändert sich der landschaftliche Charakter; Fichten treten vollkommen zurück und an ihre Stelle Urwald mit Riesen herrlichster Laubhölzer. Die Rancherien der Quianganen bilden inselartige Ansiedlungen, meist auf einem mit Wald bestandenen Hügel mitten in den bebauten Feldern gelegen; sie sind von weitem kenntlich durch wohlgepflegte Bonga- und Cocospalmen. In jeder Rancherie überragt weit sämmtliche andere Bäume der Anitobaum, unter dem die Eingeborenen ihren religiösen Functionen obliegen.

Die Quianganen gehören zu den vielen die Filipinen bewohnenden Malayenstämmen; speciell reihen sie sich eng an die Bontoc-Bewohner und Igorroten an. Ihre Sprache ist ein Gemisch von Gaddan und Igorrote. Sie leben in Monogamie und heiraten bald nach Eintritt der Pubertät. Der Jüngling bewirbt sich bei den Eltern um das Mädchen, gibt ein Fest und hat damit sämmtliche Bedingungen erfüllt. Bei Kinderlosigkeit kann die Ehe nach einem Jahre getrennt werden, was aber sehr selten vorkommen soll, da die Ehen durchschnittlich kinderreich sind. Beschneidung wird nicht geübt. Die Keuschheit der Mädchen wird bei weitem nicht so streng gehütet, wie bei den nördlichen und westlichen Nachbarstämmen. Die Quianganen sind kleiner und schwächlicher als dieselben; namentlich sieht man selten eine wohlgeformte Frauengestalt.

Die Männer schneiden das volle struppige Haar bis auf etwa Fingerlänge ab; vorne reicht es bis zu den Augenbrauen. Meist gehen sie baarhäuptig; nur selten sieht man eine Binde von Rinde oder Baumwollenstoff, die das Haar resp. den Kopf einhüllt.

Die Weiber tragen das Haar lang, gescheitelt und in zwei Strähnen um den Kopf gewickelt; Schnüre von Perlen, bunten Samen, Zähnen etc. verzieren es.

Ihre Kleidung stellen sie aus selbstgewebtem Baumwollenstoff her. Bei den Männern besteht dieselbe in einer schmalen, zwischen den Beinen durchgezogenen und um die Hüften geschlungenen Schambinde; bei den Weibern in einem Lendentuch, welches aber unter der Hüfte umgeschlungen wird und in Folge dessen sehr lose sitzt, so dass es sich beim schnellen Laufen öfters ganz loslöst oder aber von der Besitzerin freiwillig abgenommen wird.

Gegen Kälte tragen beide Geschlechter eine Decke. Jacken, welche man bisweilen sieht, werden mehr aus Luxus getragen.

Von Schmucksachen tragen die Weiber Ohrgehänge aus Metall, Muscheln oder Früchten, Haar- und Halsbänder; die Männer Ohrgehänge aus Metalldraht, nierenförmig gegossenen Metallstücken oder auch nur Holzpflöcke, weiters Halsbänder, Oberarmringe aus Schweinshauern und spiralförmig gedrehte Ringe aus dickem Messingdraht um Wade und Arm.

Ihre Waffen sind Lanze und Bolo; Bogen und Pfeile müssen es früher gewesen sein, da sie ihre Anitobilder damit ausrüsten (siehe Fig. 55). Zur Vertheidigung dient der Schild; derselbe ist sehr kunstlos und besteht nur in einem Stück Brett in Körperlänge und entsprechender Breite und ist in seiner Mitte mit einem hineingearbeiteten Griff versehen. Die Lanze ist lanzettlich, glatt oder mit oft unpaarigen Widerhaken versehen. Der Schaft ist von dem

festen und elastischen Holze der Caryota onusta. Das Bolo ist etwa einen halben Meter lang, wobei vier Fünftel auf die Klinge kommen, läuft in eine Spitze aus und hat gewöhnliche Messerform; der Griff ist aus geflochtenem Bejuco; die Scheide ist nur eine Halbscheide, ein oder zwei schmale Bügel aus Holz oder Bejuco geben dem eingesteckten Bolo Halt, dass es nicht hinausfällt. Die geschlossene Seite der Scheide wird gegen den Körper zu getragen.

Oefters sieht man an Stelle des gebräuchlichen Strickes, vermittelst dessen das Bolo um den Leib befestigt wird, eine Art Wehrgehänge. 20 bis 30 runde Scheiben aus Meermuscheln sind auf ein schmales Band aus Zeug aufgeheftet; diese Scheiben verjüngen sich nach unten zu. Es wird nach Art unserer Officiersschärpen getragen, nur mit dem Unterschiede, dass der übrigbleibende, frei hängende Theil nicht an die linke Seite, sondern vorne hin kommt. Diese Wehrgehänge haben einen ganz ungemein hohen Werth bei den Quianganen, da sie sämmtlich alte Erbstücke ihrer Vorfahren sind und jetzt nicht mehr angefertigt werden. Die Eisentheile von Lanze und Bolo werden nicht selbst hergestellt, sondern von den Bewohnern des Valle Sapao eingetauscht.

Die hauptsächlichsten Rancherien der Quianganen sind: Pitauan, Lagaüit, Ibulao, Ibáay, Quiangan, Ambabag, Pindungan, Magulan, Mampolla und Bakuauan.

Die Construction der Häuser ist ähnlich der ihrer Nachbarn auf der östlichen Seite der Gran Cordillera central. Das Haus ist viereckig und steht auf vier Pfählen, an denen sich walzenförmige Ansätze befinden, die das Hinaufklettern der Ratten verhindern. Die Thür ist klappenartig und hat an der oberen Hälfte ihrer Aussenseite zwei starke Bejucoöhsen, durch die ein an der Hausfront wagrecht befestigtes Seil läuft, vermittelst dessen die Thür hin- und hergeschoben werden kann. Wird dieselbe geschlossen, so wird sie vorerst in die Höhe gelupft und in eine im Balken des Hauses befindliche Nuth etwa zollweit eingesetzt, so dass ein Ausklappen der Thür verhindert wird; zum sicheren Verschluss dienen noch zwei quer angebrachte Holzriegel.

Die Häuser sind aus festem Laubholz construirt, mit Blättern der Nipapalme gedeckt; am Dachfirst wird ein Theil offen gelassen und mit einem etwas höheren, überstehenden kleinen Dach gedeckt, ähnlich wie unsere Ventilatoren auf Scheunen etc., die für Luftcirculation sorgen und doch keinen Regen einlassen. Das Hauptdach reicht an den vier Seiten weit über die Hausbasis hinaus und schützt so besser gegen Unwetter. Unter diesem überstehenden Theile des Daches hängen eine Menge amulettartige Gegenstände von ihren Anitofesten. Die Aussenwände des Hauses sind sehr hübsch mit Thierschädeln von Carabao (Büffel), Schwein, Hirsch, Hund und Affe geschmückt; in einigen Rancherien sieht man bisweilen zwischen den Hörnern der Büffelköpfe Menschenschädel stehen.

Das Innere der Häuser ist geräumig. An den Wänden hängen Körbchen, Kochgefässe, Waffen, Schilder, Kleiderstoffe, Webeapparate gleicher Construction, wie die Webeapparate der Tinguianen, und Tragranzen; letztere sind sehr nett, aus Bejuco geflochten und laufen an der Mündung in zwei schnabelförmige Enden aus. Sie werden auf dem Rücken getragen; ein Strick geht an der Basis durch zwei Oehsen und kreuzt durch Oehsen in den schnabelförmigen Enden, so dass diese beim Tragen durch die natürliche Schwere zusammenschliessen und so das Eintreten von Regen verhindern.

In einer Abtheilung unter dem Dache befinden sich Vorräthe von Reis, Camote etc. und Brennholz. In der Nähe des Einganges, seitwärts, ist der Kochherd, aus drei Steinen bestehend, die auf Aschenunterlage ruhen, um den Fussboden vor Anbrennen zu schützen; daneben der Wasservorrath in dicken Bambus- oder Thonkrügen, neben ihm Thonkrüge mit Basi (Wein). Den Aufgang in das Haus bildet eine kleine Leiter, die Nachts fortgenommen wird, ebenso wenn der Besitzer abwesend ist oder keine Besuche empfangen will. Nahe bei dem Hause befindet sich, von Steinen eingefasst, ganz wie bei unseren Bauern, die Düngergrube, deren werthvoller Inhalt für die Felder benützt wird.

Die gut canalisirten Reisfelder werden in Complexe eingezäunt, um Viehschaden zu verhindern. Passirt ein Communicationsweg durch dieselben, so befinden sich Thüren in dem Zaune; dieselben sind sehr sinnreich construirt, so dass sie sich nach dem Oeffnen von selbst wieder schliessen. Es wird dies durch zwei lange elastische Bambus bewirkt, ähnlicher Construction, wie bei unseren Steinsägen, bei denen auf einer Seite der Arbeiter die Säge dirigirt, während sie von der entgegengesetzten Seite durch die federnde Kraft eines Holzes oder Eisens wieder zurückgeschoben wird.

Die Quianganen leben von Feldbau: Jagd auf Wildschweine, Hirsche etc. kommt nicht in Betracht und ist mehr Sport. Sie cultiviren Reis, Mais, Camote (Convolvulus Batatus), Gaby (Caladium esculentum),

etwas Zuckerrohr und Tabak; ausserdem noch Cocos- und Bongapalmen nebst Piper Betel. Der Hauptvorrath der Ernte wird in separaten Häuschen, welche die gleiche Form der Wohnhäuser haben, aber kleiner sind, aufbewahrt.

Durch die vielen Quellen und gut angelegte Canalisation können im Jahre zwei Ernten erzielt werden. Die Felder werden mit ruderförmigen Stangen umgearbeitet, welche wie Grabscheite gehandhabt werden. Der Pflug ist unbekannt. Als Hausthiere sind zu nennen: Büffel, Schweine, Hunde, Hühner und auch Tauben; Pferde sind selten.

Die Nahrung besteht in Vegetabilien; Fleisch wird nur bei Festlichkeiten genossen. Da Tabak wenig angebaut wird, wird auch weniger geraucht als in Bontoc, Benguet, Lepanto und Abra, wo die Eingeborenen leidenschaftliche Raucher sind; an Stelle dessen wird mehr Buyo (Betel) gekaut und deshalb in allen Rancherien die überaus sorgfältige Pflege der Bongapalmen. Aus Reis oder auch aus Zuckerrohr stellen sie ein berauschendes Getränk, den Basi, dar.

Die Quianganen erscheinen weit reinlicher als die Bontocleute und die sogenannten Igorroten, was darin seine Erklärung findet, dass sie in einem weit milderen, günstigeren Klima und Terrain leben.

In allen Reiseberichten über Igorroten und deren Nachbarn wird über den grossen Mangel an Reinlichkeit derselben gesprochen; ich führe zur Vertheidigung der als Schmutzfinken Verdächtigten Folgendes an: Durch das ungleich rauhere und unwirthlichere Klima bedarf der Bontocbewohner resp. Igorrote in seiner Hütte Feuer, um sich zu erwärmen. Um wärmer zu wohnen, macht er die Hütte kleiner; als Eingang dient häufig nur ein viereckiges Loch zum Hineinkriechen. Das gesammte Innere beschlägt natürlich mit Russ (also einer desinficirenden Substanz), und Alles, mit dem man in Berührung kommt, wird schmutzig oder, besser gesagt, russig; ich habe oft genug in derartigen elenden Hütten geschlafen und kam des Morgens schmutziger, d. h. schwärzer heraus als meine Igorrotenbegleiter und musste in diesem Zustande noch weit marschiren, bis Gelegenheit zu einem Bade kam. Die Igorroten etc. nehmen jede Gelegenheit wahr, um sich zu baden und zu reinigen, und macht es einen höchst komischen Eindruck, wenn sie sich mit Steinen, die sie wie Seife handhaben, den Körper abschrubbern.

Die Religion der Quianganen ist etwa dieselbe, wie die ihrer Nachbarn. Sie haben ein höchstes unsichtbares Wesen, einen Gott, der Alles geschaffen hat; demselben widmen sie keinen Cultus. Sie meinen nämlich, dieses Wesen sei so unendlich mächtig, dass es vermessen sei, es durch irdische Dinge zu verehren. Sie haben den Anitocultus. Der Anito ist kein gemeinsamer; jeder der Ihrigen verwandelt sich nach seinem Tode in einen Anito, d. h. einen Halbgeist, der also noch theils menschliche Bedürfnisse hat, also z. B. gut essen und trinken will, und, wenn ihm dies nicht zu Theil wird, seiner Familie irgend welchen Schabernack spielt. Der ganze Cultus geht dahin, die Anitos durch Opfer bei guter Laune zu erhalten, um zufrieden leben zu können.

Fig. 55. Anitofigur der Quianganen.

Oefters findet man den Anito bildlich dargestellt, und zwar am Wege, in Waldlichtungen, bei den Reisfeldern etc. Die beiden von mir aufgenommenen Photographien, nach welchen die Abbildungen Fig. 55 und Fig. 56 ausgeführt sind, verdeutlichen genügend die beiden Anitos, die sie darstellen. Beide sind aus Stämmen von starken Baumfarren geschnitzt und etwa einen Meter hoch; die eine Figur (55) ist mit Bogen und vier Bambuspfeilen bewaffnet. Bei beiden sind Mund und Augen mit Steinen ausgelegt und der Rücken mit hohem Schilfgrase verziert. Auf die Köpfe und zu Füssen werden Opfergaben niedergelegt, Reis, Mais, Tabak, Betel etc.; eine Cocosschale dient zur Aufnahme von Basi (Wein). Ich wollte die beiden Figuren mitnehmen, musste es aber auf-

geben, da meine Träger aus Furcht Miene machten, mein Gepäck niederzulegen und auszureissen.

Bei Ereignissen von Wichtigkeit: Missernten, Angriffen durch feindliche Nachbarn, Epidemien (Blattern, Fieber, Brechdurchfall) versammelt sich die Rancherie unter dem Anitobaume, schlachtet Carabaos, Schweine, Hunde, Hühner und veranstaltet ein grosses Essen. An die Aeste des Baumes werden Blätter von Cocos und Bonga gehangen, welche mit Basi besprengt werden; ebenso werden in die Aeste des Baumes Cocosschalen mit Speise und Trank gesetzt. Dabei wird unter monotonen Gesängen ein mehrmaliger Rundgang um den Baum gehalten, worauf die in Aussicht genommenen Vorräthe von Speisen und Getränken

Fig. 56. Anitofigur der Quianganen.

schnell aufgezehrt werden; nach dem nimmt sich Jeder einige der an den Aesten aufgehangenen Palmenblätter mit und befestigt sie unter dem überstehenden Theile seines Daches. Findet die Festlichkeit wegen feindlicher Nachbarn statt, so wird je ein Stückchen dieser Blätter an Bolo und Lanze befestigt. Hat dieses Anitofest nicht den erwünschten Erfolg, so wird es nach sechs Tagen wiederholt, bis der Erfolg eintritt.

Ein höchst wunderlicher Brauch ist der folgende: Hat ein wohlhabender Quiangane den Wunsch, in die Aristokratie der Rancherie, aus der sich die Häuptlinge recrutiren, aufgenommen zu werden, so fordert er auf seine Kosten sämmtliche männlichen Individuen auf, mit ihm im Walde einen möglichst grossen Baum zu fällen; aus dem stärksten unteren Theile desselben wird eine Art Bank dargestellt, an deren beiden Enden zwei grosse Schweinsköpfe herausgearbeitet sind. Dieselbe hat die Form von Fig. 57 und ist bis fünf Meter lang, bei einem Meter Durchmesser. Da nur mit Bolo gearbeitet wird, dauert diese Arbeit mehrere Monate; der Auftraggeber muss während der ganzen Zeit die arbeitenden Genossen mit Essen und Trinken bewirthen. Ist die Bank fertig, so wird sie nach und nach in die Rancherie geschafft und unten am Hause des Bestellers aufgestellt; ist dies geschehen, so muss derselbe der gesammten Rancherie ein grosses Fest geben und ist damit in die Aristokratie — also nur Geldaristokratie — aufgenommen. Da dies natürlich das Bestreben Sämmtlicher ist, so wenden viele ihr gesammtes Hab und Gut daran, um sich in Besitz einer solchen Schweinebank zu setzen, und in Folge dessen habe ich in manchen Rancherien unter jedem Hause eine derartige Bank, unter manchen sogar zwei, gesehen. Ueberdies hat die Bank, je weiter sie hergeholt ist, einen um so höheren Werth. Der Besitzer ist verpflichtet, so viel Carabaos bei dem Feste zu schlachten, als die Bank Tage brauchte, bis zu seinem Hause zu gelangen.

Streitigkeiten werden durch die Aeltesten der Rancherien abgeurtheilt und geschlichtet. Krankheiten werden geheilt durch Auferlegen von Canjao (Festen) für den Anito. Die Todten werden in tiefe gerade Löcher, die man wagrecht in den Berg gräbt, der Länge nach geschoben; Waffen und Schmuck werden mitgegeben, ebenso eine Büchse mit Buyo (Betel), Tabak und Reis. Der Cadaver wird nicht wochenlang ausgestellt, wie das bei den Igorroten u. A. Mode ist; in der Regel wird er schon am dritten Tage beigesetzt. Das Loch wird dann mit Steinen zugesetzt, damit nicht Hunde oder Schweine den Leichnam ausscharren und verzehren; über die Steine wird Erdreich gethan, welches sich bald mit tropischer Vegetation bedeckt und so die Stelle, wo der Todte ruht, unkenntlich macht.

Zum Feuermachen dient Stahl, Stein und Zunder; in Ermanglung dessen wird durch zwei Bambushälften, die rechtwinklig gegen einander gerieben werden, nach der bekannten Manier der Negritos (von mir in der Berliner „Zeitschrift für Ethnologie“ 1880, S. 143, ausführlich beschrieben) Feuer gemacht.

Die Quianganen üben noch Kopfjagd, jedoch ist diese Sitte im Abnehmen begriffen. Gehen sie, um Revanche zu nehmen, Köpfe schneiden, so muss man das mehr als eine Vertheidigung ihrer paradiesisch schön gelegenen Rancherien ansehen, deren Frieden nur allzu oft noch von ihren Nachbarn, namentlich von den Silipanen, gestört wird.

2. Die Silipanen.

Die Silipanen bewohnen das nach Osten und Ostnordost gelegene Nachbarthal der Quianganen, über welche im Vorhergehenden berichtet ist. Die Nordspitze dieses Thales grenzt mit dem Berge Amuyao an Bontoc; im Osten hausen die Mayoyaos, welche ihrerseits die zur Provinz Isabela zählenden Gaddanen zu östlichen Nachbarn haben. Die südliche Grenze bildet der Fluss Magat, Nebenfluss des Rio grande de Cagayan.

Man sieht unter diesen noch von keiner Cultur beleckten Naturmenschen herrliche Gestalten; die Weiber fallen durch ihre guten Formen, vorzüglich den sehr gut ausgebildeten Busen, angenehm auf. Ihre Vorfahren sollen mit der ersten Malayen-Invasion nach den Filipinen gekommen sein.

Die Männer schneiden das Haar rund um den Kopf in Fingerlänge; über dem Ohr wird es die Schläfe entlang rasirt. Das Haar ist struppig und steht vom Kopfe ab. Die Weiber tragen es lang und in der Mitte gescheitelt, in zwei Strähnen um den Kopf gewickelt oder zu einem Knoten vereinigt, am Hinterkopfe festgesteckt. Scham- und Achselhaare werden nicht entfernt; der geringe Bartwuchs wird abrasirt. Sie üben keine Beschneidung.

Die Kleidung besteht bei den Männern in einer schmalen, zwischen den Beinen durchgezogenen Schambinde, bei den Weibern im Lendentuch. Beide Ge-

Fig. 57. Bank der Adeligen bei den Quianganen.

Das Thal der Silipanen wird als Hauptfluss von dem Alimit durchströmt, es gehört politisch zu der Provinz Nueva Viscaya.

Die Rancherien sind klein — etwa hundert Köpfe durchschnittlich — aber zahlreich und liegen im Walde versteckt, wo es das Terrain irgendwie zulässt, auf kleinen Hügeln, die gut zur Vertheidigung geeignet sind. Es sind folgende: Duleian, Libung, Kaba, Luto, Pulan, Laksatan, Panique, Dantalan, Danggo, Buyabuyan, Ponsal, Telectec, Tubtubog, Tibjub, Sabangan, Budubud, Söebung, Dat-ljagan, Näutugod, Ambucag, Ayangan, Latipan, Dulligan, Aduyungan, Uga ugob, Anaba, Baugaan, Sumalopsop, Ammagaon, Otong, Libjong, Gulaan, Pitoc.

Die Silipanen sind kräftige stämmige Gestalten und stehen auffallend im Gegensatz zu ihren Nachbarn, den Quianganen. Namentlich die Männer unterscheiden sich von den „Igorroten", Bontocleuten, und den soeben Genannten durch die sehr häufig auftretende Adlernase, die ihrem Gesicht ein intelligenteres Aussehen gibt, als ihre Nachbarn haben. schlechter benützen gegen Kälte eine Decke; Kopftuch sieht man selten. Die Zeuge werden von ihnen selbst aus Baumwolle gewebt.

Die Waffen der Silipanen sind Lanze und Bolo; bisweilen sieht man Pfeile und Bogen und sehr lange Bolos, welche an die Campilanes der Moros von Jolo (Sulu-Inseln) erinnern. Die Schilde sind lang und schmal; sie entbehren wie die Waffen jeglicher Verzierung. Eine weit grössere Sorgfalt verwenden sie auf ihre Schmucksachen. Die Arme, bisweilen auch die Fussknöchel, schmücken sie mit spiralförmig gewundenen Ringen aus starkem Messingdraht, den Hals mit viereckig geschnittenen Stücken von Perlmutter, die vermittelst zweier Löcher auf ein Band befestigt sind. Die Weiber tragen ausserdem noch zahlreiche Schnüre von Perlen, Samen, Knöpfen etc. im Haar und um den Hals, an letzterem sowohl eng anliegend, als auch zwischen den Brüsten herabhängend. Als Ohrgehänge grosse Ringe aus Messingdraht, an denen grosse löffelartige Segmente von Nautilus hängen, welche so weit herabreichen,

dass sie die Schultern berühren; neben diesen noch schneckenförmig gewundene Ohrringe aus dünnerem Drahte; bisweilen sind an die Ohrmuscheln Perlen angenäht. Die Männer stecken sich grosse Bausche weisser Federn in das struppige Haar.

Die Hütten der Silipanen (siehe Tafel VIII, Fig. 1) stehen auf Pfählen, die nur sehr flach in die Erde eingelassen sind. Bei denselben fehlen die walzenförmigen Ansätze, die, wie früher erwähnt, ihre Nachbarn, die Quianganen, Sapaoleute etc. gegen die Ratten anbringen; auch ruht das Haus nicht, wie bei denselben, auf vier Pfählen, sondern auf sechs oder mehr. Diese Pfähle gehen hoch, bis unter das Dach; an ihnen werden aufeinandergefügte Bretter, welche die Wände bilden, befestigt. Die Thür ist aus Bambusgeflecht oder Holz; zur Communication dient eine Leiter, die je nach Bedürfniss, z. B. des Nachts, fortgenommen wird. Das Dach besteht aus einem Gerüst aus Bambus mit Schilfgras gedeckt und ist vorstehend.

Im Innern befindet sich der aus Steinen bestehende Kochherd. Die Wände sind mit Menschen- und Thierschädeln bedeckt; an der Decke hängen Waffen, Schilde, Teller, Kochgeschirre, Körbe, Kleidungsstücke, Webstühle und allerlei andere Utensilien, unter denen mir besonders Fächer auffielen. Dieselben entsprechen ganz der Form der in China gebräuchlichen: ein Handgriff aus Bejuco, an dem im Halbkreise Flügel- und Schwanzfedern von Adlern befestigt sind; gleichwie in China werden auch sie sowohl zum Anfachen des Feuers als auch zum Fächeln gegen Hitze benützt.

Als Schlafstätte sieht man häufig Büffel- und Hirschfelle. An der Aussenseite des Hauses in der Nähe des Einganges hängen unter dem überstehenden Theile des Daches Regenmäntel, Rückentaschen und Tragkörbe. Die Regenmäntel haben dreieckige Form und sind aus schuppenförmig geordneten Blättern von Schilf, die auf einem Netz von Strick befestigt sind, gefertigt. Die Rückentaschen sind von Bejucogeflecht und gegen Regen durch eine Ueberklappe von dachziegelartig übereinanderliegenden Fasern von Caryota onusta gedeckt. Die Tragkörbe werden benutzt, um vom Felde Camote, Gabi und andere Ernteerzeugnisse heimzubringen; sie sind gleichfalls aus Bejucogeflecht, haben an der Basis vier kurze Beine und etwa 60 Cm. im Quadrat, oben erweitern sie sich trichterförmig; vermittelst zweier Armschlingen aus Bananenblatt werden sie auf dem Rücken getragen. Unter dem Hause sind Hühnerkörbe aufgehangen; weiters befinden sich Sitze daselbst und aus Bejuco (Calamus Rotang) hergestellte Hängematten, in die sich die Weiber zum Stillen der Kinder niederlassen. Sodann Holzmörser zum Enthülsen von Reis und Steinen, vermittelst deren der Mais in Mehl verwandelt wird; ein flacher Stein dient dabei als Basis. Auf demselben wird ein länglicher convexer Stein wiegemesserartig hin und herbewegt und so der Mais gepulvert; bei dieser Operation, sowie bei dem Reis-Enthülsen werden Büffelfelle untergelegt, um das Danebenfallende leichter wieder aufraffen zu können. Ganz in der Nähe des Wohnhauses befindet sich von ähnlicher Construction ein Schuppen für die Erntevorräthe; derselbe ist kleiner und steht nur auf zwei Pfählen, an denen oben zwei etwa einen Meter im Durchmesser habende, runde Holzscheiben horizontal angebracht sind, um den Inhalt vor Ratten etc. zu schützen.

Die Ehen der Silipanen werden bald nach Eintritt der Pubertät durch gegenseitige Uebereinkunft geschlossen und durch einen Canjao (Fest), an dem die gesammte Rancherie Theil nimmt, gefeiert. Es herrscht strenge Monogamie; ist die Ehe nach sieben Reisernten noch kinderlos, so kann sie getrennt werden, und beiden Theilen steht es frei, sich anderweitig wieder zu verheiraten. Auf ertappten Ehebruch steht für beide Theile Todesstrafe.

Bei Todesfall wird der Cadaver zehn Tage lang auf ein stuhlartiges Gerüst unter den überstehenden Theil des Daches des Trauerhauses gesetzt, dabei werden grosse Feuer angezündet und von den Vorräthen des Todten der Leichenschmaus abgehalten, an dem gleichfalls die gesammte Rancherie theilnimmt. Während dieser zehn Tage wird keine Waffe angerührt, es sei denn, es gälte Vertheidigung. Nach Ablauf dieser Zeit wird der Todte mit seinen Lieblingssachen in ein etwa 1½ Meter tiefes Grab, welches mit Steinen ausgelegt ist, in sitzender Stellung eingesenkt: Steine und Erde werden darauf gefüllt und das ganze mit einem Büffelfell überdeckt, auf welches man Cocosschalen stellt, die ab und zu mit Speise und Trank gefüllt werden. Ueber dem Grabe wird eine Hütte erbaut, etwa achtmal so gross als dasselbe (siehe Tafel VIII, Fig. 2). Stirbt ein anderer Familienangehöriger, so wird er neben dem bereits Bestatteten begraben, also eine Art Erbbegräbniss. Die Thür der Grabstätte ist stets geöffnet, um die Opferschalen nachfüllen zu können. Die Leidtragenden enthalten sich ein Jahr lang des Fleischgenusses und des

Weines; die Brüder des Verstorbenen dürfen sich ein Jahr lang das Haar nicht schneiden.

Die Silipanen üben Tätowirung, jedoch in geringem Masse. Bei den Männern sieht man nur an den Armen federförmige Muster, bei den Weibern auf Arm und Handrücken parallellaufende, sich rechtwinklig kreuzende Strichmuster. Das Tätowirungsinstrument ist das nämliche, welches die sämmtlichen Nachbarstämme gebrauchen: ein rechtwinklig gebogenes Stück Büffelhorn, in dessen kürzerem Schenkel 5—7 Drahtspitzen eingelassen sind. Die Spitzen werden auf die betreffende Hautstelle gesetzt und vermittelst eines Schlages auf den Winkel hineingetrieben. In der Form des gewünschten Musters werden etwa zwanzig Schläge geführt und dann die Wunden mit Russ eingerieben.

Die Silipanen treiben wenig Feldbau; sie bauen hauptsächlich Camote, welche gar keiner Pflege bedarf und vorzügliche Ernten liefert; ferner Gabi, Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak und cultiviren Cocos- und Bongapalmen.

Hausthiere sind Büffel, Schweine, Hunde, Hühner.

Sie beschränken sich mit dem Fleischessen nicht nur auf ihre Feste, wie ihre Nachbarn, sondern nehmen Fleischkost, so wie sich Gelegenheit dazu bietet. Weit und breit sind sie als Viehräuber gefürchtet; bis zu den Flüssen Magat und Cagayan unternehmen sie ihre Raubzüge und treiben zu Dutzenden das gestohlene Vieh nach ihren Rancherien. Sie rauchen Tabak und kauen Buyo (Betel); ihren Wein, den Basi, stellen sie aus Reis oder Zuckerrohr dar.

Die Religion ist die ihrer Nachbarn, der Anitocultus, auf den ich hier nicht näher eingehe, da ich bereits in der Berliner „Zeitschrift für Ethnologie“ darüber genügend Bericht erstattet habe.

Die Silipanen üben Blutrache; dieselbe erstreckt sich auch auf die Familienmitglieder. Sie sind leidenschaftliche Kopfjäger und übertreffen darin noch die Bontocleute. Christenköpfe haben für sie mehr Werth, als die ihrer heidnischen Stammescollegen; deshalb haben die einige Tagereisen entfernten christlichen Ansiedlungen viel von ihnen zu leiden, namentlich die der Ebene des Flusses Magat, durch welche der einzige östliche Verkehrsweg von Manila nach dem Norden geht. Ihretwegen sind an einzelnen Punkten Forts angelegt zum Uebernachten, z. B. auf dem Wege von Bagaba nach Diadi das Fort Pilar und weiter nach Norden die Forts Sn. Luis und Cordon. Sowie man auf diesen „öffentlichen“ Verkehrsweg — der, nebenbeigesetzt, nur ein schmaler Reitsteg ist und so schlecht, dass man mehr zu Fuss laufen als reiten kann, weshalb ich auch in Folge der kleinen Pferde und meiner Länge von sechs Fuss bei entsprechender Schwere von vornherein vorzog, zu Fuss zu gehen, und nur meinen Diener reiten liess — kommt, erhält jeder Reisende (selten genug sind dieselben) starke militärische Bedeckung; trotzdem attaquiren die Silipanen oft genug. Ich passirte nach meinem Aufenthalte bei ihnen einen Punkt bei einem Flussübergange kurz vor dem Fort Sn. Luis, wo sie zwei Tage vorher vier christlichen Indiern die Köpfe abgeschnitten hatten. In der Silipanen-Rancherie Tubtubog traf ich mit Ausnahme von drei durch noch sichtbare Wunden lahmen Männern nur Weiber und Kinder an. Auf mein Befragen, wo denn die anderen männlichen Individuen seien, wurde mir mit Lachen erwidert, sie seien Köpfe schneiden gegangen!

Werden Köpfe eingebracht, so wird ein fünftägiger Canjao (Fest) gefeiert. Die für das Fest in Aussicht genommenen Büffel, Rinder etc. werden an Bäumen festgebunden, und auf ein Zeichen stürzen sich sämmtliche männlichen Individuen der Rancherie mit ihren Bolos (Messern) auf die Thiere und zertheilen dieselben lebendig. Dass hierbei zahlreiche Verwundungen vorkommen, ist selbstredend; jedoch haben diese, auch wenn sie selbst den Tod zur Folge haben sollten, nichts mit der Blutrache zu thun. In der Mitte des Canjao-(Fest-)Platzes wird ein Tibor mit Basi — also ein Topf mit Wein — gestellt; bei mehreren Köpfen für jeden Kopf einer. Aus dem Kopfe wird das Gehirn herausgenommen, in den Basi hineingethan und gut durchgerührt, oder aber auch der Kopf wird intact auf die Oeffnung des Tibors gesetzt. In die Haare des Kopfes werden die herrlich rothen Blüthen der Gumamila (Hibiscus) gesteckt; die Augen lässt man geöffnet. Beim Füllen der Trinkgefässe (Cocosschalen oder Büffelhörner) wird der Kopf in die Höhe genommen und der Inhalt des Tibors zuvor zur gleichmässigen Vertheilung des hineingetropften Blutes, resp. hineingeschütteten Gehirns umgerührt und nach dem Füllen wieder daraufgesetzt. Die Männer kauern dabei auf der Erde und führen laute Unterhaltung; bisweilen werden Reden mit lebhaften Gesten gehalten. Die Weiber sind abseits mit dem Zubereiten des Essens beschäftigt und eilen nur ab und zu herbei, um einen Schluck Basi zu nehmen. Nach dem Canjao (Fest) wird der Kopf bei dem Hause des Erbenters auf eine Stange gesteckt, und zwar in den Wind, damit sein Fäulnissgeruch nicht belästige. Ist er getrocknet, so wird er in dem Innern des Hauses aufgestellt.

Literaturberichte.

61.

Pitt Rivers, Lieutenant-General. Excavations in Cranborne Chase, near Rushmore, on the borders of Dorset and Wilts. Vol. I. Printed privately 1887. 4°.

Was dieser stattliche Band auf 74 Tafeln und 254 Textseiten bringt, darf auf ebenso dankbare Hinnahme rechnen, wie die Art, in der es geboten wird, aller Anerkennung würdig ist. Gründlicher und zugleich übersichtlicher können derartige Ausgrabungen nicht publicirt werden. Das Fundgebiet Cranborne Chase ist durch waidmännischen Conservatismus vor den umgestaltenden Einflüssen der Neuzeit bewahrt geblieben, und so feierte in diesem abgelegenen Landwinkel, der jetzt — Dank den patriotischen und opfervollen Bemühungen des Generals Pitt Rivers (vordem Colonels Lane Fox) — ein eigenes Museum und eine geradezu classische Vertretung in der archäologischen Literatur erhalten hat, ein gutes Stück römisch-britischer Cultur seine lichtvolle Auferstehung. Ich kann dieses Werk nicht besser charakterisiren, als wenn ich sage, dass uns hier ein Vorbild gegeben ist, wie wir ähnliche Anlagen, an welchen auch Oesterreich nicht arm ist, z. B. den bekannten Fundplatz auf der Gurina, bearbeiten und ediren sollten. Bei eben dieser Publication wird sich auch zeigen, wie reichliches Vergleichsmaterial das Werk von Pitt Rivers Jedem liefert, der sich mit provincial-römischen Studien befasst. An Plänen, Tabellen und anderen Aufnahmen, an Darstellungen jener kleinen oder gering geachteten Objecte, die den Einzelnen zumeist rathlos lassen, da sie nur durch mühsames Aufsuchen in den Museen studirt werden können, enthält das genannte Werk alles nur irgend Wünschenswerthe. Die Ausbeute der brunnenförmig angelegten Skeletgräber belehrt uns auch über den physischen Charakter der (kleinen und langköpfigen) Bevölkerung, die möglicherweise mit der Rasse der neolithischen long barrows (Langgräber) in Verwandtschaft steht.

Diese ganze Bereicherung unserer Kenntniss ist ein Verdienst Pitt Rivers's, der mit echt edelmännischer Munificenz seine Mittel in den Dienst einer idealen Aufgabe gestellt hat und der den neuen Namen, unter welchem dieses Werk erschienen ist, mit demselben Glanze umgibt, wie er früher aus den trefflichen archäologischen Untersuchungen des Colonels Lane Fox auf den nunmehrigen Erben der Rivers estates gefallen ist. Die obgedachten Arbeiten des Generals nehmen unausgesetzt ihren Fortgang, und wir hoffen bald den zweiten Band der so erfolgreichen Ausgrabungen begrüssen zu können.

Hoernes.

62.

Deecke, Dr. Wilh. Die Falisker. Eine geschichtlich-sprachliche Untersuchung. Mit 1 Karte und 4 Tafeln. Strassburg, Karl J. Trübner, 1888.

Der Autor, bekannt durch seine Edition von K. O. Müller's „Etruskern" (1877), wie durch seine eigenen „Etruskischen Forschungen" (1875–1884) und einschlägige Publicationen, gibt hier das Resultat einer als Vorarbeit und Probe zu einem grösseren Werk über die Etrusker unternommenen Bearbeitung des gesammten, über den kleinen Stamm der Falisker vorliegenden Materials. Die Falisker, ein den Latinern, nicht, wie man irrig angenommen, den Hellenen oder Pelasgern zunächst verwandter Zweig des nordöstlichen Stammes der Italer, einst vielleicht im Velinusthal ansässig, besetzten die früher, wenigstens theilweise, von den Sabinern innegehabte Ebene zwischen Tiber und mons Ciminus nebst dem südöstlich anstossenden Gebiete des Soracte, wurden aber hier selbst von den Etruskern unterworfen, die jedoch, in geringer Zahl einwandernd, nur die herrschende Classe bildeten und bald die Sprache und den Cultus ihrer Unterthanen annahmen, wenn auch nicht ohne in beiden Gebieten bedeutsame Spuren ihrer eigenen Nationalität zu hinterlassen. Dafür gaben sie den Unterworfenen ihre Bewaffnung und andere Culturelemente, in denen sie ihnen überlegen waren. Eine solche Verschmelzung zeigt auch das Alphabet. Unter den Städten der Falisker ragt Cività Castellana (Falerii veteres) hervor, wo allerjüngst ein eigenthümlicher Tempel aufgefunden wurde, der ganz nach Rom geschafft und in einem Specialmuseum in den Diocletiansthermen aufgestellt werden soll. In der Nähe derselben liegt die merkwürdige Nekropole von Alt-Falerii, theils in den Tuffwänden der Stadtseite, theils an den gegenüberliegenden Schluchtwänden. Es sind zahllose Gräber von sehr mannigfacher Art. Diejenigen des gewöhnlichen Volkes bilden Reihen bald kegelförmiger Nischen oder Grotten, bald halbkreisförmiger oder segmentartiger Löcher, bald würfelförmiger oder theils liegend, theils stehend rechteckiger Aushöhlungen, neben- und übereinander, auch unregelmässig vertheilt, theils zum Hineinlegen der unversehrten Leichen, theils zum Hineinstellen von Aschenurnen oder -Krügen, so dass auch hier, wie bei den Römern und Etruskern, das Begraben und Verbrennen der Todten gleichzeitig in Gebrauch gewesen zu sein scheint. Viele der grösseren Grabnischen in den unteren Theilen der Thalwände haben schon im Mittelalter als Wohnungen gedient und werden noch jetzt als Hirtenobdach, Viehställe, Speicher aller Art benützt. Die Hypogäen der vornehmeren Familien tragen dagegen einen mehr oder weniger hausartigen Charakter: vor dem Bestattungsraume der Herrschaft liegen die Grabstätten der Dienerschaft, theils in die Erde gesenkte Vorgräber, theils ein offenes oder einst durch eine Steinplattenthür verschlossen gewesenes Vorgemach. Dasselbe trug die Leichen der Diener und Dienerinnen auf Felsbänken an den Wänden herum oder ihre Aschenbehältnisse in Reihen von Nischen: bisweilen ist auch ein Sarg aus dem lebendigen Felsen gehauen, meist rechts vom Eingang, jetzt als Lagerstatt oder Krippe dienend. Das Hauptgemach hinter dem nur 4–6 Quadratfuss haltenden Vorzimmer schwankt zwischen 12–20 Quadratfuss und hat in der Mitte regelmässig einen mächtigen, die Decke tragenden viereckigen Pfeiler, der sich auch wohl nach hinten in eine Scheidewand, Alles aus dem natürlichen Felsen herausgehauen, fortsetzt, so dass rückwärts 2 gleiche oder ähnliche Räume entstehen. An den Wänden

umher sind längliche Vertiefungen zur Aufnahme der Leichen oft in Reihen übereinander angebracht. Ebenso ist die Vorderseite des Pfeilers oder der Scheidewand behandelt. Andere Nischen, Löcher oder fensterartige Vertiefungen scheinen zur Aufstellung von Bildern oder Bildurnen, Weihgeschenken, Lampen u. dgl. gedient zu haben. In der Decke des Vorgemachs befindet sich in der Regel ein essenartiges Loch zum Abziehen des Opfer- oder Lampenrauchs und der schädlichen Dünste, wenn ein neues Begräbniss stattgefunden hatte. Aussen waren diese Essen mit grossen, behauenen Blöcken verschlossen. Deecke glaubt nicht, dass sie zu Trankopfern oder als Eingänge benützt worden seien. Reliefschmuck ist sehr selten, Gemälde fehlen; die spärlichen Inschriften waren zum Theil auf die Ziegel gemalt, welche die Todtennischen verschlossen. Alle bisher entdeckten Gräber sind früh und gründlich ausgeraubt worden und haben vielfache Zerstörungen erlitten. Dennoch erkennt man aus dem rohen und ärmlichen Gesammteindruck, dass der Culturzustand von Falerii bei seiner Verödung (nach 241 v. Chr.) ein bedeutend niedrigerer gewesen sein muss, als ihn die Nekropolen von Tarquinii (Corneto), Caere (Cervetri), Vulci, Volsinii (Orvieto) u. s. w. zeigen. Auch darin liegt nach Deecke ein Anzeichen, dass die Falisker keine echten Etrusker gewesen sind, sondern die etruskische Cultur nur theilweise und oberflächlich angenommen hatten.

Wir fügen noch hinzu, dass im jüngst ausgegebenen Juli-Hefte der „Notizie degli Scavi", das dem Autor nicht mehr vorlag (S. 414 ff.), eine genaue Beschreibung der Tempelreste von Lo Scasato bei Cività Castellana aus der Feder des Architekten Grafen A. Cozza enthalten ist. **Hoernes.**

63.

Thraemer, Eduard. Pergamos. Untersuchungen über die Frühgeschichte Kleinasiens und Griechenlands. Mit 1 Karte. Leipzig, B. G. Teubner. 1888. 8°.

Der Autor hat sich die Aufgabe gestellt, eine Lücke in der ältesten Geschichte Kleinasiens auszufüllen, indem er die vernachlässigten Ueberreste eines specifisch teuthrantischen Volksthums in der spärlichen Sagentradition verfolgt. Die verhältnissmässig junge Stadt Pergamos mit ihren erst kürzlich entschleierten grossartigen Kunstschätzen war der Lichtpunkt, hinter welchem alles Urzeitliche dieser Landschaft in tiefen Schatten zurücksank. Die Ausgrabungen des Deutschen Reiches haben gelehrt, dass Pergamos, wenn auch durch centrale Stellung und ungewöhnliche Festigkeit hervorragend, keine Spuren einer früheren Culturepoche bewahrt hat. Dennoch sucht E. Curtius hier die Anzeichen urzeitlicher Bewohnung des Landes, findet aber, dass die ältesten Ueberlieferungen über das Kaïkosthal hinweggehen und uns die dardanischen Könige Ilions als unmittelbare Nachbarn der Tantaliden am Sipylos darstellen. — Dem gegenüber sucht Thraemer die Sage von Teuthras und Telephos von dem späteren Landesmittelpunkte abzulösen und nachzuweisen, dass die Wurzeln aller teuthrantischen Ueberlieferung im unteren Kaïkosthale haften. „Und wenn es gelungen sein wird, den verschollenen Platz der alten Landeshauptstadt Teuthrania sicher festzustellen, so zweifle ich nicht, dass daselbst veranstaltete Ausgrabungen statt jenes von Curtius bezeichneten leeren Punktes zwischen Ilion und dem Sipylos die Stätte eines sehr alterthümlichen Gemeinwesens ergeben werden, dessen Erbschaft die Stadt Pergamos erst spät angetreten hat." Wenigstens die Prüfung der Sagentradition führt darauf, in Teuthrania eine der ältesten Siedelungen an der Westküste Kleinasiens zu erkennen. Denn in der Meerfahrt Auge's vom Peloponnes nach Teuthranien sieht der Autor ein Denkmal allerältester griechischer Wandersage, ein Zeugniss aus jenen dunklen Jahrhunderten, als das Meer in den Händen fremder Seevölker war und im Peloponnes eine griechische Bevölkerung lebte, die keine achäische war und vielleicht gerade damals von der achäischen Einwanderung bedrängt wurde.

Hoernes.

64.

Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Eine Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen, sowie zum Conserviren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer. Herausgegeben auf Veranlassung des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Berlin 1888. E. S. Mittler & Sohn.

Man sieht es dem bescheidenen Büchlein nicht an, welche Fülle wissenswerther Dinge es für jeden Freund und Sammler prähistorischer Alterthümer enthält. Dasselbe hat den Director der prähistorischen Abtheilung am königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin, Dr. A. Voss, zum Verfasser. Dieser Name allein schon bürgt uns dafür, dass in dem Merkbuch nur Bestes geboten wird, denn kaum existirt heute ein zweiter Forscher in diesem Fache, der umfassendes Wissen mit einem eminenten, durch vieljährige Erfahrung geschulten Scharfblick in sich vereint, als der Autor unseres Schriftchens. Schon die Anordnung des ganzen Inhaltes zeigt uns den Meister: noch mehr aber der Inhalt der einzelnen Capitel, von denen die drei ersten wahre Cabinetsstücke klarer, conciser Darstellung sind. Die Ueberschriften dieser Capitel lauten:

I. Zweck und Bestimmung der Sammlungen vorgeschichtlicher Alterthümer.

II. Chronologischer Ueberblick über die vorgeschichtlichen Perioden.

III. Uebersicht über die hauptsächlichsten Arten der vorgeschichtlichen Alterthümer und Unterweisung in Betreff der wichtigsten, bei Auffindung und Beschreibung derselben zu berücksichtigenden Umstände.

Namentlich letzteres Capitel gibt dem Laien auf 12 Kleinoctavseiten einen trefflichen Ueberblick über die häufigsten Arten des Vorkommens von Alterthümern, so dass es darnach leicht möglich ist, eine allgemeine Diagnose der Fundverhältnisse zu geben. Zehn schematische Abbildungen erläutern die Erklärung. Dieses Capitel sollte jedem Schullehrer geläufig sein, um in vorkommenden Fällen nicht nur die Bevölkerung über die Bedeutung eines oft zufällig gemachten Fundes aufzuklären, sondern auch der Wissenschaft die oft so wichtigen Daten über die Fundverhältnisse zu liefern.

Das IV. Capitel: „Anweisung zur Untersuchung von Alterthümern" ist weniger darauf berechnet, den Laien zu solchen selbstständigen Untersuchungen, welche besser von fachkundiger Seite ausgeführt werden, anzuregen, als in solchen

häufig vorkommenden Fällen anzuleiten, wo bei zufälligen Funden nicht leicht die Anwesenheit eines Fachmannes möglich ist. Und gerade in solchen Fällen, wo es den von Ausgrabungslust erfüllten Laien belehrt, wie er die Arbeit zum Nutzen der Wissenschaft machen soll, ist dieses Capitel von besonderem Werthe, da Ersterer seine Sache auch ohne Anleitung und dann gewiss mangelhaft durchgeführt hätte. Die Furcht, dass durch das Büchlein manche Unberufene zum selbstständigen Ausgraben veranlasst würden, ist kaum gerechtfertigt. Dass dies nun in vorkommenden Fällen gut, d. h. wissenschaftlichen Anforderungen entsprechend geschieht, dafür sorgt eben das Merkbüchlein, dessen einer Hauptzweck dasselbe ist. In keinem Lande ist die Schatzgräberei (nach Alterthümern) so gross, als z. B. in Peru, ohne dass jemals dort ein ähnliches Büchlein erschienen wäre. Es hilft dagegen weder ein Gehenlassen noch weniger ein Eindämmen, sondern einzig allein Aufklären. Diese Tendenz des preussischen Unterrichtsministers, dessen Initiative das Büchlein seine Entstehung verdankt und das durch einen Preis (50 Pfennige) Jedermann zugänglich ist, ehrt zugleich das Volk, in dessen Sprache es geschrieben ist. Die beiden Schlusscapitel: „Anleitung zur Conservirung von Alterthümern“ und der Fragebogen tragen der praktischen Seite der behandelten Fragen Rechnung. Es wäre nur dringend zu wünschen, dass unsere Unterrichtsverwaltung sich bald in ähnlichem Sinne bethätigen möge. Heger.

65.

Gatschet, Albert S. A Migration Legend of the Creek Indians. Vol. II. St. Louis MO. 1888. 8°. 207 S.

Wir haben bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Theiles dieses ausgezeichneten Werkes (in diesen Mittheilungen XVI, 53) bemerkt, dass zu unserem grössten Bedauern die beiden Karten, welche den ersten Theil begleiten sollten, nicht erschienen sind, und dass der zweite Theil voraussichtlich erst nach langer Zeit das Tageslicht erblicken dürfte. Wir können nun zur Freude aller Derjenigen, welche sich für die Ethnologie Amerikas interessiren, mittheilen, dass auch bereits diese beiden Desiderata erschienen sind und damit das schöne Werk complet vorliegt. Doch werden alle Besitzer des ersten Theiles direct an den Autor (Post Office Box 591, Washington. D. C.) sich wenden müssen, um in den Besitz der Karten und des zweiten Theiles zu gelangen, da die Karten als Beilagen zu der New-Yorker Revue „Science“, Vol. IX, Nr. 221 (29. April 1887) erschienen sind und der zweite Theil in den Transactions of the Academy of St. Louis publicirt und für den Verfasser separat abgedruckt worden ist.

Dieser zweite Theil bringt den sorgfältig berichtigten Text der Rede Chekilli's, des Häuptlings der oberen und unteren Creek, welche von ihm 1737 in Savannah vor dem britischen Gouverneur James Oglethorpe in Gegenwart mehrerer Häuptlinge gehalten wurde. Diese Rede war ursprünglich auf Büffelhaut geschrieben und gelangte nebst einer englischen Uebersetzung nach England, wo sie im Georgia Office (Westminster in London) aufbewahrt wurde. Alle Versuche, das Original und die englische Uebersetzung zu finden, waren erfolglos. Glücklicherweise ist uns eine deutsche Uebersetzung dieses Schriftstückes aufbewahrt, welche von dem Commissär der nach Amerika ausgewanderten, aus ihrer Heimat vertriebenen Salzburger Protestanten, P. G. F. von Reck, herrührt und in dem bekannten Werke von Samuel Urlsperger: „Ausführliche Nachricht von den Saltzburgischen Emigranten, die sich in Amerika niedergelassen haben“, Halle 1735, Bd. I, S. 869—876, abgedruckt ist. Diese in dem Diarium von Reck enthaltene, die Volkslegende der Creek-Indianer umfassende Rede Chekilli's wurde von dem bekannten Amerikanisten Prof. D. Brinton aus dem Deutschen in's Englische übertragen, und auf Grund dieser englischen Uebersetzung suchte der Richter G. W. Stidham (in Eufaula, Indian Territory), ein geborener Hitschiti-Indianer, den Originaltext, und zwar im Creek- und Hitschiti-Dialekt wieder herzustellen.

Diese beiden, das Original vertretenden Uebersetzungen theilt Gatschet in dem vorliegenden zweiten Bande, und zwar sorgfältig corrigirt und accentuirt, mit. Auf einen kurzen Commentar zu dem Texte folgt ein ausführliches Wörterbuch der beiden Dialekte, welches im Vereine mit dem im ersten Theile bereits publicirten grammatischen Abrisse für den Sprachforscher einen wahren Schatz bildet. Für diesen sind auch die auf S. 68 ff. folgenden Bemerkungen von höchster Wichtigkeit, während der Ethnolog vorzüglich in dem Capitel „The track of the Kasi'hta Migration“ (S. 61 ff.) reichhaltige Belehrung finden wird.

Schliesslich theilen wir mit, dass Brinton's Library of Aboriginal American literature, in welcher der erste Theil des Gatschet'schen Werkes als Number IV erschienen ist, gegenwärtig bereits 7 Bände umfasst. Friedrich Müller.

66, 67.

Cecchi, Antonio. Fünf Jahre in Ostafrika. Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa. Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von M. Rumbauer. Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XI, 541 S.

Paulitschke, Philipp. Harar. Forschungsreisen nach den Somal- und Galla-Ländern Ostafrikas, ausgeführt von Dr. Kammel von Hardegger und Prof. Dr. Paulitschke. Nebst Beiträgen von Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. Heinrich Wichmann. Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. VIII, 557 S.

Wir fassen die oben angeführten Werke hier zusammen, da sie sich gleichsam gegenseitig ergänzen, beide Expeditionen von demselben Punkte, nämlich Zeila, ausgingen und beide Publicationen zur Ethnologie zweier der wichtigsten Völker des hamitischen Stammes, und zwar der äthiopischen Abtheilung, nämlich der Galla und Somal, ansehnliche Beiträge bringen. Da die Zeitdauer der beiden Expeditionen eine sehr verschiedene war (Cecchi's Reise füllte beinahe fünf Jahre aus, sie dauerte nämlich vom März 1877 bis zum Jänner 1882, während die Reise von Hardegger-Paulitschke blos etwas mehr als ein Vierteljahr dauerte, nämlich vom December 1884 bis April 1885), und auch die Mittel und Kosten der beiden Expeditionen von einander sich wesentlich unter-

scheiden (die Ausrüstung zu Cecchi's Expedition kostete allein 115.000 Frcs., während die Kosten der ganzen Expedition von Hardegger-Paulitschke auf nicht ganz 20.000 fl. ö. W. sich beliefen), so lässt sich im Vorhinein ein verschiedenes Resultat der beiden Expeditionen erwarten. — Wenn man jedoch die dem gelehrten Publicum vorliegenden Früchte der beiden Expeditionen näher betrachtet, so sieht man, dass die mit geringeren Mitteln ausgestattete und auf einen bedeutend kürzeren Zeitraum beschränkte Expedition der beiden österreichischen Reisenden beinahe ebensoviel geleistet hat, als die reich ausgestattete italienische Unternehmung, indem die sorgfältige wissenschaftliche Vorbereitung auf Seite der österreichischen Reisenden den Vorsprung an Geld und Zeit auf Seite der italienischen Expedition reichlich aufgewogen hat. Ja, wir stehen nicht an, was Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Berichterstattung anbelangt, unserem Landsmanne Paulitschke vor seinem italienischen Collegen unbedingt einen bedeutenden Vorzug zu geben.

Das Reisewerk des Capitäns Cecchi erschien in drei Bänden auf Kosten der Geographischen Gesellschaft in Rom unter dem Titel: „Da Zeila alle frontiere del Caffa. Viaggi di Antonio Cecchi pubblicati a cura e spese della società geografica Italiana. Roma. Loescher. 1887." Davon umfassen die beiden ersten Bände den Bericht über die Reise, während der dritte Band die linguistischen Ergebnisse sammt den Notizen über Geologie, Astronomie und Meteorologie der bereisten Gegenden enthält. Der Uebersetzer des Werkes und Herausgeber der deutschen Ausgabe, M. Rumbauer in Berlin, hat den ersten Theil, welcher die Reise bis Schoa umfasst, da er Gegenden behandelt, welche aus anderen Werken schon hinlänglich bekannt sind, in ein einleitendes Capitel zusammengedrängt, dagegen den zweiten Band, da er einen Reisebericht über Gegenden bringt, welche bisher keines Europäers Fuss betreten hatte, unverkürzt übertragen. — Wir können dieses Verfahren nur billigen; ja, es wäre uns lieb gewesen, wenn der Uebersetzer an manchen Stellen dem redelustigen tapferen Capitän das Wort entzogen hätte.

Obgleich der Schwerpunkt des Reisewerkes Cecchi's in den geographischen Resultaten zu suchen ist, so hat der Reisende dennoch vor allem Anderen, wie sein dritter Band beweist, der Ethnologie der von ihm bereisten Gegenden sein Augenmerk zugewendet. — Und hierin müssen wir gleich im Vorhinein bemerken, dass Cecchi sammt seinen Mitarbeitern der Aufgabe, welcher er sich unterzogen hatte, nicht ganz gewachsen war. Ich will von den im dritten Bande mitgetheilten linguistischen Ergebnissen schweigen, welche, sofern sie neues Material bringen (so z. B. das Capitel über die Sprache von Kaffa), für den Sprachforscher beinahe ganz unbrauchbar sind; aber das, was der Reisende hier bietet, indem er z. B. S. 34 die Sprache der Galla mit jener der Somal und Amhara zusammenstellt, ist bei dem gegenwärtigen Stande der afrikanischen Linguistik nicht zu entschuldigen. Vollends unverständlich sind mir Sätze, wie jener auf S. 115. „Die Ausdrücke, die Art zu reden, die Flexion der Haupt- und Zeitwörter bewahren sich stets, wenn eine Sprache von Land zu Land geht; es verändert sich nur ein wenig die Wurzel" u. s. w.

Einen gewissen wissenschaftlichen Werth hat die Schilderung der Galla (S. 24—51), wenn man sie kritisch zu lesen versteht, und namentlich auf die Aussage, dass in den Galla weder Negerblut steckt, noch dass sie überhaupt zu den Negern gehören (S. 34), möchte ich einiges Gewicht legen. Dagegen ist des Reisenden Ansicht über den Ursprung der Galla vollkommen unrichtig. Die sogenannten Stammsagen der Galla können uns ebensowenig etwas helfen, als z. B. die Stammsagen der Afghanen uns geholfen haben. Das Ganze ist nichts Anderes als leeres Geschwätze. Cecchi leitet die Galla aus dem südöstlichen Arabien ab und nimmt einen innigen Zusammenhang der Galla mit den Arabern an. Seine Beweise für diese Theorie sind mitunter höchst sonderbar. So lassen sich die Sagen, welche er S. 30 anführt, auch bei den verschiedenen Turk-Stämmen nachweisen, ohne dass man etwa daraus auf einen ethnischen Zusammenhang der Araber und Türken schliessen könnte.

Die dem Werke beigegebenen Abbildungen haben einen verschiedenen Werth. So ist z. B. die Abbildung auf S. 12, und namentlich jene auf S. 25 als vorzüglich zu bezeichnen, dagegen sind wieder andere, wie z. B. jene auf S. 32 und 33, zu wenig charakteristisch.

Das Werk Dr. Paulitschke's ist, wie schon oben bemerkt worden, eine Frucht der in Gemeinschaft mit Herrn Dr. von Hardegger im Jahre 1885 unternommenen Harar-Expedition und bildet gleichsam den Reisebericht zu den von demselben Forscher bereits veröffentlichten ethnologischen Arbeiten über die Somal, Galla und Harar (vgl. das grosse bei Frohberg in Leipzig 1886 erschienene Werk). Dasselbe enthält nebst einer Beschreibung der mit grossen Gefahren verbundenen Reise eine Fülle statistischen Materials, welches der Verfasser aus durchaus zuverlässigen, theils officiellen, theils halb-officiellen Quellen geschöpft hat, und eine Reihe geradezu musterhafter ethnologischer Schilderungen und Beobachtungen. Auch bei Paulitschke kann man überall lesen, dass die Galla und Somal keine Neger sind, obwohl der Somal mit seiner schwarzen Hautfarbe dem oberflächlichen Beobachter es zu sein scheint. Interessant sind ethnologische Beobachtungen, wie die auf S. 112 und 310 niedergelegten über das Verhältniss der Somal und Galla zu den Spirituosen und das auf S. 314 erzählte Factum in Betreff der Behandlung des erschlagenen Feindes bei den Galla. Merkwürdig scheint uns die Mittheilung auf S. 358 in Betreff des Vorkommens von Zwergen unter dem körperlich so wohl entwickelten Somal-Volke. Dürfen wir etwa eine örtliche Vermischung mit der über das Innere Afrikas weit verbreiteten Zwergrasse annehmen?

Während Cecchi, wie wir gesehen haben, die Galla für einen alten Zweig der Araber ansieht, hält Paulitschke die Somal für einen Seitenzweig der Galla, indem er meint, das Somal-Volk könne höchstens 400—500 Jahre sein. — Wir können eine solche Ansicht nicht theilen, da neben der ganz verschiedenen Hautfarbe (der Galla ist rothbraun, der Somal dagegen tiefschwarz) schon die Zahlenausdrücke in beiden Sprachen (die Zahl 6 heisst im Somali leh, im Galla dža, tša; die Zahl 10 im Somali toban, im Galla kudan; die Zahl 100 im Somali boghol, im Galla dibba u. s. w.) dagegen sprechen. Schon diese beiden Punkte machen eine lange Trennung der beiden Stämme von einander wahrscheinlich. Ueberhaupt kann aus der historischen Bekanntschaft eines Volkes gar nichts in Betreff des Alters desselben erschlossen werden. — Ein grosses, nicht genug anzuerkennendes Verdienst Paulitschke's ist es, dass er mit den Sprachen der von ihm

behandelten Völker sich beschäftigt hat und in seinen Schilderungen überall die Originalbezeichnungen mittheilt. Damit leistet er auch für die Originalität seiner Forschungen die beste Gewähr.

Einen ganz besonderen Werth haben die Mittheilungen Paulitschke's über die Bevölkerung Harars, des Zieles der ganzen Expedition. Durch diese Mittheilungen wird die von mir lediglich aus der Analyse der Harar-Sprache aufgestellte Ansicht, dass die Sprache Harars zu den semitischen Sprachen Abessiniens, den sogenannten Geez-Sprachen gehört (Sitzungsb. der k. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Cl. XLIV. S. 601 ff), zur Gewissheit erhoben. — Damit haben wir einen sicheren Leitfaden gewonnen, um die ethnologische Stellung und den Ursprung der Bevölkerung dieser merkwürdigen Stadt genau zu bestimmen. Und wenn die Expedition unserer Landsleute nichts Anderes geleistet hätte, als eine historische Bestätigung dieses von der Linguistik aufgestellten ethnologischen Factums zu liefern, müssten wir sie schon deswegen unbedingt zu den bedeutungsvollsten Forschungsreisen der Neuzeit zählen.

Friedrich Müller.

68.

Ratzel, Dr. Friedrich. Völkerkunde. Drei Bände. Leipzig. Bibliographisches Institut, 1885—1888.

Das grosse Werk Friedrich Ratzel's, welches in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren erschien, liegt in drei stattlichen Bänden von zusammen 2500 Seiten vor uns. Ich bin aufgefordert worden, dasselbe hier anzuzeigen und unterziehe mich gerne dieser Aufgabe, da es mich freuen sollte, wenn hierdurch das tüchtige Werk, welches unserer neuen ethnographischen Literatur zur Zierde gereicht, in immer weitere Kreise dringen würde. Als ein Seitenstück zu Brehm's Thierleben ist es theilweise schildernd gehalten und für einen grossen Leserkreis berechnet, der heute theils aus Neigung, theils veranlasst durch den Lauf der Ereignisse, die Colonialfragen und den Welthandel, sich mit fremden Völkern und Ländern zu beschäftigen hat. Aber auch der Fachmann, und sei er noch so sehr in den Stoff eingedrungen, wird darin eine Menge von neuen Anregungen und eine Fülle von Thatsachen finden, die nicht in trockener systematischer Aufzählung gegeben, sondern im Herder'schen Sinne philosophisch durchdrungen erscheinen. Sind die zahlreichen benützten Quellen auch nicht in ausgiebigen Citaten angeführt, was sich bei der ganzen Anlage des Werkes verbot, so ist doch meist kurz auf die Autoren verwiesen, denen Ratzel folgt; wir erkennen dabei nicht nur die Beherrschung des Stoffes, sondern auch die kritische Auswahl, so dass wir uns in der Führung des Verfassers sicher fühlen.

Vor Vielen, die sich mit Völkerkunde befassen, hat Ratzel Eines voraus: er ist nämlich nicht blos Ethnograph, sondern auch Geograph; er betrachtet daher seine Aufgabe unter dem Gesichtspunkte des Anthropogeographen, ein Ausdruck, den er in die Wissenschaft einführte. Dazu gesellt sich bei ihm, der weite Reisen unternommen hat, die lebendige Anschauung. Dass eine jahrelange Stoffsammlung, ein kritisches Sichten der riesig angeschwollenen Literatur vorausgehen musste, ehe dieses umfangreiche Werk entstehen konnte, ist selbstverständlich. Dem Verfasser kam hierbei eines zugute. Wie Oscar Peschel es einst hervorhob, dass die Redaction des „Ausland", die ihn zwang, sich mit den verschiedensten, auf die Ethnographie bezüglichen Fragen zu beschäftigen, ihn erst dazu befähigte, seine „Völkerkunde" zu schreiben, so ist dieses auch bei seinem Nachfolger in jener Redaction und auf dem Leipziger Lehrstuhle der Fall gewesen. Peschel schrieb ein nicht sehr umfangreiches systematisches Handbuch, Ratzel hat sich freier bewegt und kein strenges System seinem grossen Buche zugrunde gelegt. Wir sind ja in Bezug auf das System in der Völkerkunde noch in einem fortwährenden Tasten und Suchen begriffen, nehmen bald geographische, bald linguistische, bald anthropologische Grundlagen, um aber schnell zu erkennen, dass sie alle, einzeln genommen, mit Rücksicht auf die Eintheilung des Menschengeschlechtes ungenügend sind. Ratzel verfährt frei und behandelt im ersten und zweiten Bande die Naturvölker (Afrikaner, Australier und Ozeanier, Malayen, Naturvölker Amerikas und Hyperboreer), im dritten die Culturvölker der alten und neuen Welt. Ueberall geht als einheitlicher Faden der Nachweis vom Zusammenhange der Menschheit als eines grossen Ganzen hindurch, und ebenso wird die Abhängigkeit der Cultur von den natürlichen Bedingungen in den Vordergrund gestellt. Aus solchen Gesichtspunkten heraus hat Ratzel auch seinem Werke eine Anzahl anschaulicher Karten beigegeben, welche eine beredte und eindringliche Sprache reden und oft mehr als viele Seiten sagen.

Das Werk ist ein illustrirtes. Auch diese Seite desselben steht auf derselben Höhe wie der Text. Es handelt sich dabei nicht um solche Abbildungen, die aus anderen Werken zusammengetragen sind, wenn auch diese nicht ganz zu entbehren waren, sondern um eine vorwiegend originale, in der Auswahl sehr geschickte Illustrirung. Nicht weniger als 1120 Abbildungen bringt die Völkerkunde und dazu 30 farbige Tafeln. Entweder dienten Rassenphotographien oder die ethnographischen Museen Europas zu Vorlagen, wo ein Meister im Holzzeichnen, G. Mützel, die meisten Aufnahmen besorgte. Dazu gesellen sich Originalaufnahmen von Reisenden, unter denen wir Richard Buchta's centralafrikanische Völkertypen als die Perlen des Werkes bezeichnen.

Wollte ich Ratzel's „Völkerkunde" hier eingehend besprechen, so dass ich ihr nach allen Seiten gerecht würde, so müsste daraus ein bogenlanger Essai entstehen, der doch nur eine schwache Wiederspiegelung des Ganzen gäbe. Ich will auch offen gestehen, dass ich nicht die Zeit gefunden habe, die dritthalbtausend Seiten ganz durchzulesen, und so begnüge ich mich mit dieser Anzeige, zugleich auf eine Kritik der Einzelheiten verzichtend. Die geringen Ausstellungen, die zu machen sind, thun ohnehin dem Werthe des Ganzen keinen Eintrag. Nur darum konnte es sich für mich hier handeln, einen kurzen Ueberblick über dieses inhaltreiche, anregende und tüchtige Werk zu geben, das im vollen Masse seine Aufgabe erfüllt, in allgemein fasslicher Sprache, auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage die Völkerkunde den heutigen Kenntnissen gemäss weiten Kreisen zur Anschauung zu bringen.

Richard Andree.

69.

Brinton, D. G. On the alleged Mongolian affinities of the American Race. In der Zeitschrift „Science", New-York, 14. September 1888.

Die Frage nach der Abstammung der Urbevölkerung Amerikas ist noch immer eine offene, wiewohl bereits in Lehr-

büchern die Zusammengehörigkeit derselben mit den Mongolen als eine Thatsache aufgeführt wird. Auch der siebente internationale Amerikanisten-Congress zu Berlin hat sich mit derselben beschäftigt, ist aber zu einem ablehnenden Ergebnisse gelangt, indem weder Virchow auf Grund seiner Schädelsammlung, noch Gustav Fritsch auf Grund der Haaruntersuchungen den Zusammenhang der Amerikaner und Mongolen nachzuweisen vermochten. In der oben angeführten Abhandlung kommt nun der verdiente amerikanische Linguist und Ethnologe, Professor Brinton zu dem gleichen Resultate, und da seine Darstellung an zusammenfassender Uebersicht und Klarheit Nichts zu wünschen übrig lässt, so wollen wir mit dem hauptsächlichen Inhalt die Leser hierdurch bekannt machen.

Gegenüber der eminently scientific Eintheilung des Menschengeschlechts durch Blumenbach stellt Cuvier die Dreitheilung in weisse, schwarze und gelbe Rasse auf, in deren letztere er Malayen und Amerikaner neben den Mongolen einordnete. Er war also der Erste, der die Amerikaner zu den Mongolen stellte, was aber, wie Brinton ausführt, weder vom linguistischen, noch vom ethnologischen, noch vom anthropologischen Standpunkte aus zulässig.

Zunächst vom Standpunkte der Sprachforschung. Die grosse mongolische Rasse zerfällt in den südlichen, monosyllabische Sprachen redenden Ast, und den nördlichen mit polysyllabischen Sprachen (Turanier, Uralaltaier). Was die letzteren, den Amerikanern geographisch am nächsten stehenden Sprachen angeht, so äussert sich eine der ersten Autoritäten auf ihrem Gebiete, Dr. Heinrich Winkler (Uralaltaische Völker und Sprachen, S. 167), dass absolut keinerlei Zusammenhang derselben mit den amerikanischen Sprachen vorhanden sei. Was die monosyllabischen Sprachen betrifft, so hat man deren Verwandtschaft mit dem Otomi behauptet, welches isolirt unter den Sprachen Mexikos dasteht. Aber auch dieses ist unrichtig, wie die bezüglichen Arbeiten Brinton's und des Grafen de Charencey nachweisen. Auch sonst finden sich keinerlei Beziehungen.

Was die Cultur Amerikas zur Zeit der Entdeckung betrifft, so hat sich doch seit wir dieselbe näher studiren, immer mehr die Anschauung Bahn gebrochen, dass dieselbe durchaus heimisch, auf eigenem Boden erwachsen ist, ohne von Asien oder Europa geborgt zu haben. Sie ist durchaus verschieden von der Cultur, welche die Mongolen geschaffen haben, verschieden ist das Gebiet der Theologie, verschieden die Regierungsweise, verschieden die Architektur, die Stellung des Weibes, die Kriegskunst. Dem gegenüber fallen Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen (wie der Kalender u. s. w.) nicht in's Gewicht. The doctrine of the parallelism of human development explains far more satisfactorily all these coincidences. A. v. Humboldt, der andere Ansichten vertrat, hatte nicht das reiche archäologische Material zur Verfügung, über das wir jetzt verfügen. Die Cultur entwickelte sich, unabhängig von einander, auf beiden Erdhälften.

Die Körperbeschaffenheit ist gleichfalls herangezogen worden, um die Abstammung der Amerikaner von den Mongolen zu behaupten. „Ihr mögt die Farbe der Amerikaner röthlich, kupferfarbig, zimmetfarbig oder sonst nennen, aber nicht gelb.“ Gelbe Amerikaner, wie die Chinesen, gibt es nicht. Auch die Uebereinstimmung der Haare zwischen Mongolen und Amerikanern existire nicht, weder nach dem Querschnitte, noch nach der Farbe. Schwarz ist die letztere bei beiden, allein diejenige der Mongolen zeige einen bläulichen, die der Amerikaner einen röthlichen Grundton. Dann zeigt Brinton den Unterschied zwischen den amerikanischen und mongolischen Schädeln, gibt aber zu, dass die Mongolenfalte (Epicanthus) des Auges bei manchen amerikanischen Stämmen vorkomme, bei der Mehrheit aber nicht, so dass sie nicht als Rassenmerkmal dienen könne. **Richard Andree.**

70.

Caland, Dr. W. Ueber Todtenverehrung bei einigen der indogermanischen Völker. Veröffentlicht durch die königl. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam. Joh. Müller, Amsterdam, 1888, 88 pp. 4°.

Es ist wesentlich eine Materialsammlung aus den Schriften der Inder (Sûtra-Periode), Eranier (die Fravashis des Avesta) und, mit theilweiser Wiederholung von bereits Bekanntem, der Griechen und Römer, zur Frage der Todtenverehrung oder sagen wir lieber, mit einem allgemeineren, in der Ethnographie giltigen Terminus, des Seelencultes dieser Völker. In dieser Richtung ist die Arbeit, besonders in den indischen und eranischen Abschnitten, eine äusserst fleissige und dankenswerthe zu nennen. Allgemeinere Ergebnisse fördert sie freilich nicht zu Tage; die Schlussbemerkung des Verfassers, das Resultat der Untersuchung sei in mancher Hinsicht vielmehr ein negatives als ein positives — ist in dieser Beziehung wenigstens ein ehrliches Eingeständniss. Zu bedauern ist, dass solche Arbeiten nicht auf ethnologischer Grundlage unternommen werden; da würden dem rein philologisch verfahrenden Verfasser bei seiner Quellenkenntniss unzweifelhaft ganz andere Erkenntnisse und Gesichtspunkte aufgegangen sein, als er sie in der unsachlichen Isolirung der indogermanischen Forschung finden konnte. Zum Glück sprechen die indischen und eranischen Quellen vielfach noch so deutlich und rein, dass man ihre Aussagen überhaupt gar nicht missverstehen kann. **Haberlandt.**

71.

Minnigerode, von. Ueber chinesisches Theater. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung, 1888, 47 pp., kl. 8°.

Eine nicht uninteressante Skizze, in welcher der Verfasser meist aus eigener Anschauung das chinesische Theater von S. Francisco schildert, mit eingestreuten Bemerkungen über das chinesische Drama und seine Technik überhaupt. Nach den letzthin erschienenen Werken R. Gottschall's und des vielberufenen Marquis Tscheng-ki-tong ist Minnigerode's Büchlein allerdings etwas sehr fragmentarisch gerathen, doch sind die mitgetheilten Analysen einiger von ihm mitangesehenen Stücke und die lebhafte Schilderung des Treibens und äusseren Herganges bei chinesischen Schauspielaufführungen immerhin die leichthin fliessende Lectüre des Büchelchens werth. Unrichtig ist die historische Eingangsbemerkung, nach welcher das chinesische Theater durch den Kaiser Ming Wang (14. Jahrh.) begründet, also erst etwas über fünfhundert Jahre alt sein soll. Vielmehr ist der Kaiser Hiuentsong von der T'ang-Dynastie der Begründer des chinesischen Dramas, und zwar wurde der „Birnengarten“, d. i. der dramatische Unterricht, um das Jahr 720 n. Chr. Geburt gestiftet. **Haberlandt.**

72.

Hopf, Dr. Ludwig. Thierorakel und Orakelthiere in alter und neuer Zeit. Eine ethnologisch-zoologische Studie. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1888, XI, 270 pp.

Die Arbeit gibt nach Voranstellung einer gedrängten Geschichte der Thierorakel, wobei freilich die sogenannten culturlosen Völker eine höchst dürftige Besprechung finden, ein systematisches Verzeichniss der Orakelthiere, in welchem unter Angabe der Quellen ihre Beziehungen zu bestimmten Vorhersagungen besprochen werden. Den Schluss bildet der Versuch einer psychologischen Erklärung der Thierorakel und eine Hervorhebung der verschiedenen Gesichtspunkte, von denen aus sich diese Erscheinung im Culturleben der Menschheit betrachten lässt.

Man ist bei der Durchsicht des Haupttheils des systematischen Verzeichnisses der Orakelthiere in der That erstaunt über die ungeheure Häufigkeit des Thierorakels. Besonders dankenswerth ist gegenüber früheren Versuchen dieser Art die ausführliche Berücksichtigung auch der niederen Thierwelt. Wir wollen zur Illustrirung der Reichhaltigkeit des Buches in dieser Hinsicht eine kurze Liste der von Hopf unter diesem Titel aufgeführten Orakelthiere geben: I. Gliederthiere; 1. Käfer, als: Holzbohrer, Schwarzkäfer, Blattkäfer, Marienkäfer, Weichkäfer; 2. Schmetterlinge: Tagfalter und Dämmerungsfalter; 3. Hautflieglер: Bienen, Wespen, Ameisen; 4. Zweiflügler: Mücken, Fliegen, Hüpfer; 5. Halbflügler: Zirpen, Läuse; 6. Geradflügler: Grillen, Heuschrecken, Fangheuschrecken. II. Spinnenthiere. III. Krebse u. s. w. Gewiss wird Manches, ja Vieles noch in Hopf's Liste einzutragen sein, aber es ist ein brauchbares Fundament gelegt, „welches nur vervollständigt und ergänzt zu werden braucht". In den psychologischen Erörterungen des Schlusses steckt mancher gute und feine Gedanke, und insbesondere ist es sehr zu rühmen, dass der Verfasser nicht versucht, die so mannigfaltigen Erscheinungen des Thierauguriums unter einen Hut zu bringen, sondern für die verschiedenen Züge nach verschiedenen entsprechenden Erklärungen sucht. Auch die Bemerkungen über die antike Auguralwissenschaft sind sehr lesenswerth. So ist denn der Eindruck des Buches, das nicht am Sitze der Gelehrsamkeit und vor den Bücherschätzen der grossen Bibliotheken, sondern in ländlicher Abgeschiedenheit und in den Mussestunden eines Landarztes entstanden ist, in seiner anspruchslosen Reichhaltigkeit ein durchaus günstiger und der Dank der Wissenschaft an den Verfasser ein wohlverdienter.

Haberlandt.

73.

Dumoutier G. Le Grand Bouddha de Hanoi. Etude Historique, Archéologique et Épigraphique sur la pagode de Tran-vu. Hanoi. F. H. Schneider. 1888.

Die fälschlich als „Grosser Buddha von Hanoi" bekannte Bronzestatue stellt eigentlich den Geist Huyen-Vu vor, der in der chinesischen Mythologie als der Wächter der nördlichen Himmelsgegend erscheint. Seine Symbole, wie sie auf der ihm geweihten Fahne — alle die vier chinesischen Himmelswächter haben ihre Fahne — sich finden, sind Schlange und Schildkröte, Embleme, die mit manchem andern Cultstück und mythologischen Vorstellungen der Chinesen sich in Annam eingebürgert haben.

Der Cult Huyen-Vu's scheint seit alter Zeit in Tonkin fortwährend in Ehren gestanden zu sein, bis Ly-thanh-tong (1054—1072) ihm die grosse berühmte Pagode zu Hanoi errichtete und damit die Stadt unter seinen ganz besonderen Schutz stellte. Die ursprüngliche, vollständig in chinesischer Art dargestellte Holzstatue wurde 1680 von Vinh-tri durch ein Bronzebild ersetzt Inzwischen war, den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend, da Annam innerlich wie äusserlich sich vom chinesischen Einfluss mehr und mehr emancipirt hatte, die ursprüngliche Bedeutung und Bestimmung der Pagode mehr und mehr aus dem Bewusstsein des Volkes entschwunden, und so konnte statt der alten Schutzgottheit Huyen-Vu allmälig eine andere, in der Volksanschauung mächtig gewordene mythische Persönlichkeit unter dem Namen Huyen-thien oder Tranvu als die Gottheit der berühmten alten Pagode auftreten. Es ist dies die Nationalgottheit der Annamiten, die in mehreren Incarnationen Annam von der chinesischen Macht befreite, auf welche alle grossen Thaten ihrer Nationalhelden zurückgeführt werden, die alle Uebel und Krankheiten vom Reiche wendet, die Weisen und Dichter begeistert u. s. w. Unter den vielen Bildsäulen, welche dieser Nationalgottheit in Tonkin errichtet sind, ist das von Tranvu zu Hanoi durch kolossale Grösse, Ausstattung und Geschichte das merkwürdigste Monument. In vorliegendem Buche sind nun die epigraphischen, geschichtlichen und archäologischen Nachrichten, welche sich in ganz Tonkin in Bezug auf dies berühmte Denkmal auffinden liessen, zusammengestellt. Die Uebersetzung aller Quellen ist von einer Erklärung in Anmerkungen begleitet, die dem europäischen Leser die besten Dienste thut. Als Anhang findet sich zur Controle der chinesische Text der Quellen beigegeben. Durchwegs von annamitischer Künstlerhand herrührende Zeichnungen und Ansichten einzelner Figuren der Pagode zieren und erläutern den Text in angenehmster Weise. Das Buch darf als eine mustergiltige Publication von bedeutendem Werth für die Archäologie Hinterindiens, die ja auch so viel des ethnologischen Stoffes in sich schliesst, bezeichnet werden.

Haberlandt.

74.

Dumoutier G. Légendes historiques de l'Annam et du Tonkin, traduites du Chinois et accompagnées de notes et de commentaires. Hanoi 1887. 98 pp. gr. 8°.

Der um die Archäologie der chinesischen Hälfte Hinterindiens durch mehrere Schriften verdiente Verfasser gibt uns in dieser Schrift eine Anzahl (27) theils bisher noch nicht veröffentlichter, theils in neuen Varianten zu Tage gekommener Legenden aus annamitischen und tonkinesischen Quellen in französischer Uebersetzung. Dieselben sind, abgesehen von ihrem literarischen Interesse, das sie als Producte eines vielfach von der chinesischen abhängigen, noch wenig bekannten Literatur besitzen, für den Geschichtsforscher und Archäologen aus dem Grunde noch von besonderem Werth, weil sich auf den Denkmälern des Landes zahlreiche Beziehungen auf die Thatsachen der mitgetheilten Legenden

finden, die vom Verfasser gewissenhaft in den Fussnoten zu seinen Uebersetzungen angemerkt worden sind. Die einzelnen Erzählungen erinnern in der Composition sowohl wie im Vortrage ganz an die chinesischen Conceptionen dieser Art und mögen immerhin bei genauerem Studium derselben sowohl einzelne Züge als ganze Stoffe sich als Entlehnungen aus dem Chinesischen erweisen. Eine andere Frage, die sich daran knüpfen liesse, wäre, ob sich nicht auch buddhistische Elemente in diesen Geschichten finden liessen, wie z. B. die Anspielung an das Fasten in der Erzählung: das Wunderkind Dongthien-vuong, ein solches buddhistisches Element zu sein scheint. Um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der in Dumoutier's Schrift wiedergegebenen Legenden-Stoffe zu geben, seien sie nur kategorienweise angeführt. Da finden wir zunächst sechs Sagen, die an besondere Localitäten Annams und Tonkins, Berge, Seen und Städte u. s w. geknüpft sind; wir finden ferner mythologische Erzählungen, wie die vom Riesen Lyong-than, von der goldenen Schildkröte, vom Fisch Tinh, von den Flussgeistern Long-N'han und Nhu-nguyet, ethnologisch interessante, wie z. B. die Legende vom Betel und der Arecanuss (8), vom Brote Chung und dem Brote Grây (15), von der Wassermelone (16), vom menschenfressenden Dämon (23) (mythische Erinnerungen an Menschenopfer) u. s. w. Alle aber sind für die Anschauungen und die Lebensweise und Sitten Annams und Tonkins ungemein belehrend, so dass Dumoutier's Schrift als ein recht werthvoller Beitrag zu der durch französische Bemühungen überhaupt jetzt erfreulich anwachsenden ethnologischen Literatur über Hinterindien bezeichnet werden kann. **Haberlandt.**

75.

Gabelentz, Georg v. d. Confucius und seine Lehre. Mit Titelbild. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1888. 52 pp. 8°.

In dieser kleinen Schrift sucht der berühmte Sinolog die ganz einzige Stellung, welche Confucius oder Confutze als Lehrer seines Volkes in der chinesischen Culturwelt einnimmt, nach ihren verschiedenen Seiten hin für den Europäer darzustellen, welcher gewöhnlich geneigt ist, Confucius mit den grossen Religionsstiftern anderer Völker auf eine Linie zu stellen, wenn auch keineswegs im gleichen idealen Range. So wie Gabelentz ihn zeichnet, ist er Staatsmann, Philosoph, Historiker und Moralprediger in einer Person, der sowohl die praktische wie die moralische Veranlagung des Chinesen in seiner Geistesrichtung mit besonderer Einfalt und Schärfe zum Ausdruck gebracht hat. Indem nun Gabelentz um den grossen Mann gleichsam herumgeht, um alle seine Seiten gehörig aufzufassen, werden wir zugleich im grossen Ueberblick in der chinesischen Culturwelt, dessen geistiger Mittelpunkt Confutze ist, herumgeführt — in einer Art, wie sie den Meister des Stoffs sowohl als der Form verräth. Allerdings ist es dem Leser an vielen Punkten nicht möglich, den Dingen dieselbe Betrachtung abzugewinnen, wie der in's Chinesenthum gedanklich völlig eingelebte Verfasser, und seine Darstellung ist nicht von starker Idealisirung freizusprechen, wenn es auch eine erklärliche Regung jedes Forschers ist, für den von ihm studirten Gegenstand eine gewisse Parteinahme zu zeigen — immerhin wird aber der unerfahrene Leser aus der kleinen Schrift einen vorzüglichen Einblick in die grossen Hauptzüge der chinesischen Cultur erhalten, der schon über chinesische Verhältnisse Belehrte ein geistvolles Resumé über China unter dem Lichte des Confucianismus darin finden, das auch dort, wo es zum Widerspruch reizt, anregt und bildet. **Haberlandt.**

76.

Grill, Dr. J. Hundert Lieder des Atharva-veda, übersetzt und mit textkritischen und sachlichen Erläuterungen versehen. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart. W. Kohlhammer 1888.

Alle Ethnologen, welche der Zusammenhang ihrer Studien über folkloristische Gegenstände auch nach dem alten Indien bringt, machen wir auf die eben erschienene, dem heutigen Stande der Wissenschaft angepasste 2. Auflage des Grill'schen Werkchens über den Atharva-veda aufmerksam. Der Atharva-veda ist doch bekanntlich diejenige Sammlung alterthümlicher indischer Lieder und Sprüche, welche unter allen Samhitâ's aus der vedischen Zeit das grösste Interesse für den Ethnologen besitzt. Denn es ist der Veda des gemeinen Volkes, wie man sagen kann, im Gegensatz zu dem Rigveda, dem Veda der adeligen Geschlechter, und dem Sâmaveda, dem Veda der Priester. Er gibt den Aberglauben des altindischen Volkes im weitesten Sinne des Wortes im Gegensatz zum mythischen Glauben des Rigveda. Die von Grill ausgewählten Stücke sind sämmtlich für den Ethnologen von Interesse. Da finden sich Gebete und Zaubersprüche gegen: Dämonen, Schlangen und anderes Ungeziefer, Krankheiten, Feinde, Processgegner, Verfluchung, Zauberei, Vergiftung, Eifersucht, Unredlichkeit, Unglückszeichen, Opferversehen u. s. w., ferner positive Zauberformeln zur Erlangung irgend eines Gutes, wie: langes Leben, Haarwuchs; Zahnsegen, Liebeszauber, Hochzeitssegen, Stallsegen, Wettersegen u. s. w., endlich auch Stücke, welche in betrachtender Form sich äussern und dabei gewisse Volksanschauungen treu widerspiegeln.

So lange keine vollständige Uebersetzung des Atharvaveda vorliegt, muss sich der sprachunkundige Forscher eben an einzelne Proben halten; eine sehr ausgiebige und inhaltreiche ist das Grill'sche Werkchen und auch dem ethnologischen Publicum sehr zu empfehlen. **Haberlandt.**

77.

Bentley, Rev. W. Holman. Dictionary and grammar of the Kongo language, as spoken at San Salvador, the Ancient Capital of the Old Kongo Empire, West-Africa. Published by the Baptist Missionary Society. London, Trübner & Co., 1887.

Das Kongovolk, dessen Sprache und Wortschatz in diesem Werke eine fast erschöpfende Darstellung erfährt, führt den einheimischen Namen Mwischi-Kongo (pl. Eschi-Kongo), seine Sprache heisst Kischi-Kongo; die Bezeichnung Fioti, die man hie und da antrifft, beruht auf einem Missverständnisse, da dieses Wort, aus mfioti „schwarz" verdorben, einfach „die Sprache der Schwarzen" bedeuten will. Am reinsten und schönsten wird sie zu San Salvador gesprochen; sie ist so frei von Unregelmässigkeiten und fremden Einflüssen, dass sie darin ein für europäische Sprachen unerreichbares Ideal

ist. Ihre Ausdrucksweise ist so bestimmt und klar, dass doppeldeutige Auffassungen eines Wortes, wie sie in Europa gang und gäbe sind, in Kongo-Beweisführungen unmöglich erscheinen; unmöglich könnten auch religiöse Kämpfe und Spaltungen entstehen, wie sie in der christlichen Kirche so häufig durch die unbestimmte Fassung eines Glaubenssatzes verursacht wurden. Oft genügen zwei Wörter zu einer Redensart, wie wenn man etwa „saure Trauben" sagen würde, um die bekannte Fabel vom Fuchse auszudrücken. Doch kennzeichnet dieser Kreis von Ideen und Formen nicht allein die Kongosprache, er ist in grösserem oder geringerem Masse Gemeingut der gesammten Bantufamilie und wird bei Völkern angetroffen, welche in gänzlicher Abgeschlossenheit von einander bestehen; man findet die gleiche Gedanken- und Formenwelt im Kamerungebiete, wie im Zululande. Diese grosse Verbreitung gemeinsamer Eigenthümlichkeiten deutet auf eine Muttersprache, die auf einer bedeutenden Höhe gestanden sein musste. Je mehr man sich mit den Sprachformen beschäftigt, welche unter den barbarischen oder, wie man zu sagen pflegt, „wilden" Völkern angewendet werden, umsomehr fühlt man, dass sie eine grosse Vergangenheit hinter sich haben. Wir finden in der Bantufamilie Völker, deren Sprache höher steht, als sie selbst, Völker ohne Schriftthum und doch mit einem ausgebildeten und regelrechten grammatischen Systeme von solcher Feinheit und Genauigkeit des Gedankenausdruckes, dass der tägliche Gebrauch dieser Sprache allein schon von bildendem Einflusse ist.

Diese Ausführungen der Vorrede finden ihre vollste Bestätigung in dem mit jahrelangem Fleisse zusammengestellten English-Kongo und Kongo-English Dictionary, wie auch in der sorgfältig ausgearbeiteten Grammatik. Eine bedeutende Hilfe wurde dem Verfasser durch Nlemvo, einen Kongo-Knaben, zu Theil, der in der Umgebung San Salvadors aufgewachsen war und sich die Individualität seines Dialektes zu wahren gewusst hatte. Einen ganz besonderen Werth verlieh Bentley seinem Buche durch die übersichtliche Zusammenstellung der Krankheiten, Medicinen, Tänze und Schwüre, die einer ziemlich eingehenden Würdigung unterzogen werden (pg. 501—503). Der Ethnograph findet ferner sehr dankenswerthe Mittheilungen über die Geisterwelt und das damit verbundene Zauberwesen, eine eingehende Besprechung der Fetische und Gottesurtheile und eine anschauliche Darstellung der geheimen Verbrüderungen Ndembo und Nkimba (pg. 503—507).

Den Werth und die Gediegenheit des Gebotenen bezeugt vor Allem die Einleitung aus der Feder des anerkannten Sprachforschers Robert Cust. **Hein.**

78.

Kolbe, Rev. F. W. A language-study based on Bantu or an inquiry into the laws of root-formation, the original plural, the sexual dual, and the principles of word-comparison; with tables illustrating the primitive pronominal system restored in the African Bantu family of speech. London, Trübner & Co., 1888.

Seit dem Jahre 1848 wirkt der Verfasser als Missionär unter den Bantustämmen und fand die günstigste Gelegenheit zu ausgedehnten Sprachstudien. Mit einer Begeisterung, die wohl selten auf linguistischem Gebiete sich in ähnlicher Weise Bahn bricht, mit einem Schwunge und einer Lebhaftigkeit des Stiles, welcher der gewohnten bedächtigen Gelehrtenweisheit fremd ist, versucht Kolbe aus den Bantusprachen, vornehmlich aus dem Herero, welches er das Sanskrit des Bantu nennt, die Gesetze für die Wurzelbildung, den Plural und Dual einer Ursprache abzuleiten, welche selbst für arische und semitische Völker massgebend sein sollen. Schon vorher gab Cust in den „Languages of Africa" einem ähnlichen Gedanken Ausdruck; im vorliegenden Werke findet er seine Verwirklichung — nun muss jeder vergleichende Sprachforscher sein Hauptaugenmerk auf die schönen und reinen Formen der Bantufamilie richten, mindestens wird ihm die Kenntniss der von Kolbe entwickelten Gesetze, deren Richtigkeit zu prüfen hier nicht der Ort ist, von Vortheil sein. Manche der aufgestellten Regeln erscheinen gewagt und überraschend, allein eine genügende Anzahl von Beispielen gibt ihnen einen Halt. Wenn es auch eine ausgemachte Thatsache ist, dass das Bantu in seinen vielfachen Abarten eine staunenswerthe Reinheit und Ursprünglichkeit der Formen bewahrt hat, so wäre doch vor Allem eine äusserst vorsichtige Behandlung vonnöthen. **Hein.**

79.

Snouck Hurgronje, Dr. C. Mekka. I. Die Stadt und ihre Herren. Mit Bilder-Atlas. Haag. Martinus Nijhoff. 1888.

Der Verfasser weilte ein Jahr (1884/85) in Dschidda und Mekka und kennt daher die mekkanischen Verhältnisse wie wohl kein zweiter Europäer. Als erstes Ergebniss seines Aufenthaltes in der heiligen Stadt erschienen 1886 die „mekkanischen Sprichwörter", die einen kleinen, aber sehr interessanten Theil des geistigen Lebens im Centrum des Islâm aufhellen. Mit dem vorliegenden Werke geht der Autor an seine Hauptaufgabe, Mekka, den Vereinigungspunkt der verschiedensten Volkstypen, in seiner Eigenart zu schildern. Besonders aber diese Stadt, die aus allen Ländern des Islâm Vertreter an sich zog, in der im Laufe der Jahrhunderte die mannigfaltigsten Elemente zusammenflossen und eine neue Art der Bethätigung im gegenseitigen Einwirken annahmen, lässt eine ethnographische Behandlung unverständlich erscheinen, wenn ihr nicht in grossen Zügen eine historische Darstellung vorangeht. Letztere, vornehmlich auf drei sehr belangreiche einheimische Quellen gegründet, ist im vorliegenden Bande, dem „die Skizzen aus dem heutigen Leben der Mekkaner" folgen werden, mit vielem Geschicke gegeben. Der Verfasser hat den Stoff vollständig in seiner Gewalt und führt mit sicherer Hand lebensvoll die Gestalten vergangener Zeiten auf die Bühne; nur die Citate in den Anmerkungen lassen den Leser ahnen, welchem Aufwande von mühevoller Arbeit er die angenehme Lectüre dankt. Man kann mit Recht sagen, der Autor hat nicht allein als Gelehrter, sondern zugleich als Schriftsteller, der gelesen und auch verstanden sein will, sein Werk in dankenswerther Weise durchgeführt.

Der Hervorhebung von Einzelheiten bedarf es an diesem Platze nicht; nur über die 17 beigegebenen Bilder, welche zum Theil Ansichten aus Mekka, zum Theil Aufnahmen

hervorragender Persönlichkeiten oder charakteristischer Typen darstellen, möge die Frage aufgeworfen werden, ob nicht eine vollständig getreue Wiedergabe der Photographien, auch wenn sie etwas undeutlich sein mögen, für ein wissenschaftliches Werk vortheilhafter wäre, als eine ziemlich stark nachgebesserte Reproduction, die aus künstlerischen Rücksichten erfolgt und nur dem Schönheitssinne Rechnung trägt?

Hein.

80.

Snouck Hurgronje, Dr. C. Een Mekkaansch gezantschap naar Atjeh in 1683. [Bijdragen tot de taal-land-en volkenkunde van Nederlandsch-Indië. Deel XXXVII, pag. 545—554. 1888.]

Zwei mekkanische Chroniken, welche der Verfasser in der heiligen Stadt erwarb, geben einen kurzen, aber zum Verständnisse der Wechselbeziehungen zwischen Arabien und dem Lande der Dschâwa (Ostindien) wichtigen Bericht über eine Gesandtschaft des Scherifen Barakât an den Grossmogul Aurangzêb, die jedoch vier Jahre lang vergeblich um Audienz bei diesem Fürsten ansuchte und schliesslich an den Hof der Fürstin Inâjat Schâh nach Atjeh reiste, welche, darüber hoch erfreut, die Araber reich beschenkte. Die Thatsache, dass eine Frau die Regierung führte, wurde von den Mekkanern zwar als Merkwürdigkeit, aber ohne Aergerniss empfunden, zumal der Empfang ein überaus herzlicher und goldgiebiger war. Uebrigens ist die Möglichkeit, dass eine Frau die Regierung übernehmen könne, im moslimischen Gesetze vorgesehen. — Heute nehmen die Dschâwa (Malayen), nach dem vor einigen Jahren erschienenen arabischen Buche (Bûlâk 1303 H.) eines egyptischen Beamten, fast den ersten Platz in der Bevölkerung Mekkas ein.

Hein.

81.

Hugo Kleist, Dr., und Albert Freiherr von Schrenck von Notzing. Tunis und seine Umgebung. Ethnographische Skizzen. Leipzig. Wilhelm Friedrich, 1888.

Ein anspruchslos auftretendes Buch, und doch eine Fülle von reizend geschilderten Beobachtungen bietend, die man vergebens in wissenschaftlichen Werken suchen würde. Das bunte Leben der Stadt mit den vielfachen Volkstypen, das ernste Treiben der Beduinen in der Wüste sind mit gleichem Antheile, mit gleicher Farbenfrische behandelt. Vor Allem muss bemerkt werden, dass die sämmtlichen Bilder, welche so anmuthig und in scherzendem Plaudertone entrollt werden, das Gepräge einer tiefen Beobachtung tragen. Selbst der Orientalist, der zumeist das Land seines Studiums nur aus todten Büchern kennt, wird mit Freude den Verfassern folgen, auch hie und da sogar etwas Neues lernen. Dankenswerth ist die Darstellung der religiösen Ceremonien der Araber, die durchwegs richtig gehalten ist, nur bisweilen die Unkenntniss der Sprache verräth (pag. 121—127); allerdings stammen diese Erläuterungen von dem türkischen Officier Mehmed Schükri Aja Bakan. Soweit es irgend anging, wussten die Autoren in die Verhältnisse der Bevölkerung einzudringen, scheuten auch niemals irgend welche Mühen; sogar ein Todtenfest der Neger (pag. 99—104) machten sie in all seinen Einzelheiten mit. Das vorletzte Capitel führt den Leser nach Carthago, wo er die noch nicht zerstörten Monumente ruhmreicher Vergangenheit mit historischem Blicke prüft. Befriedigt und erhoben schliesst man das Buch — es ist, als hätte man mit eigenen Augen „die reizende Braut des Occidents“ geschaut.

Hein.

82.

Wahl, Maurice. L'Algérie. Deuxième édition, revue et augmentée. Paris, Félix Alcan, 1889.

Wer sich rasch und sicher über Algerien orientiren will, kann sich vertrauensvoll der Führung dieses Buches überlassen; es bietet, auf allen einschlägigen Quellen fussend, ein genügendes und übersichtlich zusammengestelltes Materiale zu eingehender Forschung in jeder Richtung. Nach der geographischen Schilderung des Landes wird in grossen Zügen seine historische Entwicklung gegeben. Der ethnographische Theil, welcher den Inhalt des vierten Buches ausmacht (pag. 181—244), befasst sich nach einer statistischen Einleitung, die auf die Erhebungen der Volkszählung vom Jahre 1886 gegründet ist, zunächst mit den Arabern, als dem am meisten charakteristischen und einflussreichen Elemente. Eine genaue Schätzung ist wohl kaum möglich, da zwei Drittel der Eingebornen sich der Sprache des Propheten bedienen; wie der Verfasser meint, dürften sie kaum ein Drittel der muslimischen Bevölkerung bilden; ihr Uebergewicht liegt aber darin, dass die autochthonen Berbern Sprache, Religion, Einrichtungen und Sitten von ihnen angenommen haben. Araber sowohl als die assimilirten Berbern sind vorwiegend Nomaden. Interessant ist, dass in Algerien, wie auch in anderen Ländern des Islâm die Polygamie durchaus nicht allgemein ist: unter den mehr als drei Millionen starken, französische Oberhoheit anerkennenden Muslim wurden 1881 blos 43.000 polygamische Ehen gezählt. Die Berbern, welchen der Verfasser zwei Capitel widmet, erhalten im Vergleiche zu den Arabern eine ungleich günstigere Beurtheilung. Den Mauren oder Hadars, den Eingebornen, welche die Städte bewohnen, stellt der Autor wegen ihrer fast apathischen Beharrlichkeit in den hergebrachten Gewohnheiten ein sicheres Ende in Aussicht. Die Coulourlis dagegen, welche aus den Ehen zwischen Türken und Frauen des Landes stammen, bilden einen energischen Menschenschlag, der in sich die ganze Tapferkeit des Türken vereinigt und schon mehr als einmal in der Geschichte eine bedeutende Rolle spielte. Juden und Franzosen vervollständigen das ethnographische Bild.

Hohen wissenschaftlichen Werth bieten die beiden letzten Bücher über die politischen und industriellen Verhältnisse, welche durchaus nach genauen Daten dargestellt werden und namentlich dem Statistiker ein reiches Feld zu fruchtbaren Studien gewähren.

Hein.

83.

H. M. The Shâh of Persia. On the New Lake between Kom and Teherân. (From the Teherân gazette „Irân“, Nos 655 and 656, 10th and 19th May 1888: translated and annotated by General A. Houtoum-Schindler.) Proceedings of the R. G. S. October 1888. pag. 624—632.

An dem Tage, als Muhammed geboren wurde, entschwand der See von Sârah, so erzählt eine wohlverbürgte Tradition.

Wiewohl es schwierig sein dürfte, für diese Legende den Wahrheitsbeweis zu führen, so würde doch die Thatsache ihres Bestehens allein auf den Bestand eines Wasserbeckens hinweisen, welches sich noch vor dem Auftreten des Islâm im Südwesten Teheráns, von dem Sârah 75 englische Meilen entfernt liegt, ausdehnte. Allein auch die Volkssage hat sich dieses Gegenstandes bemächtigt und belebte den grossen See mit Schiffen, versah ihn mit Inseln und Buchten, und stellte selbst Leuchtthürme an den Hafenplätzen auf. Heute noch, wie Houtum-Schindler versichert, heisst im Volksmunde der alte Thurm bei Kazwin der Leuchtthurm, und das Dörfchen Bârchîn nennt man einen Seehafen und Zollplatz. Vor sechs Jahren begann sich an derselben Stelle wieder ein See zu bilden, dessen Ursprung der Schâh von Persien Gewässern zuschreibt, die plötzlich gleich Springbrunnen aus der Salzwüste emporquollen; gegründet ist diese Vermuthung nur auf die Aussage eines Kameeltreibers, der den besprochenen Vorgang mit eigenen Augen gesehen haben will. Andere erklären sein Entstehen durch einen Dammbruch am Kara Tschâï-Flusse. Wie dem auch sei, die alte Volkssage findet ihre ungeahnte Bestätigung und es zeugt vom Verständnisse des Schâhs, dass er zuerst die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenkte. **Hein.**

84.

Goldzieher, Ignaz. Muhammedanische Studien. Halle a. S. Max Niemeyer, 1889.

Auf Grundlage einer ausgebreiteten und tiefgehenden Kenntniss der muslimischen Literatur entrollt der Verfasser ein Bild von grossem culturhistorischen Werthe. Das Auftreten Muhammeds, die Verbreitung seiner neuen Lehre, welche dem alten Araberthume ein ungewohntes und verändertes Gepräge verleihen sollte, rief einen starken Widerstand der Anhänger ererbter Sitten hervor, der nothwendig die bestehenden Gegensätze in's helle Licht treten und sich scharf abheben liess. Darum lieferten die ersten Zeiten des Islâm eine reiche Quelle literarischer Producte, in welchen sich ziemlich deutlich die Verhältnisse des vormuhammedanischen oder dschâhilitischen Zeitalters wiederspiegeln. Bislang war man gewohnt, die „Dschâhilijja" als „die Zeit der Unwissenheit" aufzufassen; doch der Verfasser bemerkt treffend, dass der Gegensatz zu Islâm „Gottergebenheit" nicht durch „Unwissenheit", sondern durch „Barberei" gekennzeichnet wird. „Wenn die Verkünder des Islâm sagen, dass dieser den Sitten und Gewohnheiten der Dschâhilijja ein Ende gemacht, so haben sie jene barbarischen Gebräuche, jene wilde Gemüthsart im Auge, durch welche sich das arabische Heidenthum von dem Islâm unterscheidet, und durch deren Abschaffung Muhammed der Reformator der Sitten seines Volkes werden wollte; den Hochmuth der Dschâhilijja, den Stammesstolz und die endlosen Stammesfehden, den Cultus des Rachegefühls, die Verwerfung der Versöhnlichkeit und alle anderen Eigenthümlichkeiten des arabischen Heidenthums, welche der Islâm überwinden sollte." (p. 225.) Die Freiheiten des geschlechtlichen Verkehres und den Genuss des Weines, der in der altarabischen Poesie eine hervorragende Rolle spielt, konnten und wollten die Söhne der Wüste nicht lassen: sie beide schienen ihnen unzertrennlich von ihrer Muruwwa (wörtlich und etymologisch mit Virtus gleichzusetzen), unter welcher sie „alle jene in den Traditionen begründeten Tugenden, welche den Ruhm jedes einzelnen Individuums und des Stammes, dem es angehört, bilden; die Einhaltung aller jener Pflichten, die mit dem Familienbande, dem Verhältnisse des Schutzes und der Gastfreundschaft zusammenhängen, die Erfüllung des grossen Gesetzes der Blutrache" verstanden (p. 13). Auch die Beschränkungen durch das Gebet liefen dem altarabischen Geiste zuwider, und bezeichnend ist es, dass Muhammed für dasselbe ein neues Wort einführen musste. In den grössten Widerspruch setzte sich jedoch der Prophet durch die Verkündigung, dass alle Menschen gleich wären, und dadurch dem arabischen Stammesbewusstsein allen Halt zu rauben begann. Alle Stämme beseelte ein massloser Wettstreit um grösserer Vorzüge willen, der in charakteristischen Schmäh- und Ruhmesgedichten zum Ausdrucke kam und der altarabischen Poesie eine specifische Richtung gab. Es ist dies eine Erscheinung, welche auch bei Naturvölkern vorkommt, indem vor Ausbruch eines Kampfes wechselseitige Schmähreden geführt werden. So lange die omajjadische Dynastie die Chalifenwürde besass, wurde dem echt arabischen Geiste noch Rechnung getragen; unter den Abbâsiden wurden jedoch vornehme persische Familien an den Hof gezogen und Muhammeds Erklärung der vollständigen Gleichwerthigkeit aller Menschen in der That befolgt. Der Particularismus fällt, grosse kosmopolitische Ziele treten an dessen Stelle — Kunst und Wissenschaft beginnen ihre herrlichsten Blüthen zu treiben. **Hein.**

85.

Hettner, Dr. A. Reisen in den columbianischen Anden. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Das Buch Hettner's enthält viele werthvolle und wichtige Daten über die einheimische Bevölkerung der bereisten Strecken; es ist nur zu bedauern, dass die Angaben des Autors vielfach an den verschiedenen Stellen verstreut sind, welcher Umstand die Benützung desselben sehr erschwert, obzwar durch einen sorgfältigen Index dieser Schwierigkeit einigermassen gesteuert ist. Von den Bogotánischen Chibcha gibt der Autor nachstehende Beschreibung: „Die Gestalt ist meist klein und schwächlich, die Stirn niedrig, die Backenknochen treten stark hervor, die Nase ist breit und stumpf, der Nasensattel erhebt sich nur wenig über die Augen, die Augen selbst sind klein und schmal, die Hautfarbe ein leichtes Gelbbraun, der Bartwuchs sehr spärlich, kurz das ganze Gesicht erinnert an den bekannten mongolischen Typus. Die straffen und meist sehr dichten schwarzen Haare werden mit Vorliebe in die Stirne hineingekämmt und nahe über den Augenbrauen abgeschnitten." Uebrigens haben diese Indianer ihre Sprache und ihre Sitten längst vergessen. Die Gastfreundschaft der Indianer wird sehr gerühmt. Der Charakter des columbianischen Indianers ist schwatzhaftig und zutraulich, gefällig und höflich. Sehr interessant sind die Ausführungen des Autors über die indianischen Gräber (guacas), deren Aufsuchen und Ausnehmen einen Nebenzweig des Goldbergbaues gebildet hat, durch welchen Umstand der Wissenschaft unendlicher Schaden zugefügt worden ist, da die gefundenen Objecte bis in dieses Jahrhundert hinein nur nach ihrem Metallwerthe gewürdigt wurden. Für das Vorhandensein der Guacas an irgend einem Orte hat man in dem misch-

weisen Vorkommen hell- und dunkelgefärbter Lehmschichten ein Zeichen, doch kann dies auch nur auf die sogenannten Amagos hinweisen, welche Hettner für Arbeitsplätze oder auch Wohnstätten der alten Indianer hält. In Betreff des gegen Uribe-Angel Gesagten geben wir Hettner vollkommen Recht. Die Oeffnung der Guacas ist viereckig oder rund oder auch dreieckig, ja selbst halbmondförmig, die Wände sind meist glatt und nahezu senkrecht, zeigen mitunter aber auch Treppenstufen und statt der Erdwände finden sich manchmal Steinplatten. Die von Hettner bei Quinchia geöffnete Guaca hat viereckige Oeffnung und drei Seitenräume gehabt. Der Boden lag über 2 Meter unter der Oberfläche. Das Ganze zeigte nur Erdarbeit. Es fanden sich drei Leichname, fünf zugespitzte Deckel aus Gold und Töpfe mit Torchales. Die Leichname waren ganz verwittert. Die an dieser Stelle gegen die Spanier wegen Ausbeutung erhobenen Anklagen stehen in dem Buche nicht vereinzelt da. Es wird noch an anderen Stellen dieser wunde Punkt der amerikanischen Geschichte berührt, und, wie überall, so auch von Hettner die geistige und moralische Verkommenheit der Indianer dem weissen Elemente zur Verantwortung gegeben. **Plischke.**

86.

Sievers, W. Venezuela. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1888.

Das Buch soll in verständlicher Form einen allgemeinen Ueberblick über Land und Volk in Venezuela geben und bildet somit eine mehr für das grosse Publicum berechnete Ergänzung der streng wissenschaftlichen Resultate, die Sievers an verschiedenen Orten veröffentlicht hat. Wie es aber bei einem wissenschaftlich so hochstehenden Autor selbstverständlich ist, bietet dieses Buch auch dem strengen Fachmanne vielfache und dankbare Belehrung. Die Bevölkerung Venezuelas ist ausserordentlich gemischt. Die beiden eingewanderten Elemente, das weisse und das der Neger, haben sich derartig mit dem indianischen vermischt, dass das unvermischte weisse kaum 1% betragen dürfte. In der Cordillere aber finden sich reine Indianer. Bei den Mischungen ist es interessant zu wissen, dass sie am geringsten zwischen den Indianern und Negern stattfanden. Sehr interessant sind die Ausführungen des Autors über die Vertheilung der Bevölkerung nach klimatischen Verhältnissen. Ebenso die Ansicht Sievers', dass die eigenthümliche Ruhe und Schweigsamkeit der gesammten Cordillere-Bewohner dem Einflusse der hier zahlreichen Indianer zuzuschreiben ist. Die Indianer der Cordillere scheinen ganz anderen Stammes gewesen zu sein, als die des übrigen Venezuela. Im Osten jedenfalls Karibenstämme. Bei Vergleichung der Ortsnamen wird gefunden, dass in der Cordillere vorzugsweise Namen verwandt mit dem Chibcha, Tunja und den heutigen Obercolombia Dialekten vorkommen, während im Osten Venezuelas die Namen durch das häufige Vorkommen der Silbe gua, welche im Westen fast vollständig fehlt, ausgezeichnet sind. Es scheint demnach, wie der Verfasser sich äussert, dass die karibische Einwanderung an den Páramos der Cordillere zurückgestaut worden ist. Eine ebensolche Grenze bildet der Maracaibo-See. Die Timotes-Indianer werden für den Hauptstamm in der Cordillere gehalten. Zur Aufzählung der übrigen Stämme der Cordillere fehlt es mir an Raum. Die Cultur dieser Stämme war niedrig und weist in Vielem nach Westen. In den Höhlen der Cordillere finden sich noch heute Geräthe, Schmuck- und Cultusgegenstände. Diese letzten hält Sievers, obzwar mit Bedingung, für Amulette, da sie durchbohrt und auf diese Weise wahrscheinlich zum Tragen eingerichtet sind. Sehr interessant sind weiter die hier erwähnten langen, schmalen Platten aus Schiefern, Gneiss, Muscheln, Knochen und Nephrit, welch letzterer aber nach Sievers bisher in Venezuela nicht gefunden worden ist, und somit höchstwahrscheinlich importirt wurde. Recht erfreulich ist die Ansicht Sievers', dass der indianische Typus im ganzen Lande mehr und mehr überhand nimmt, was nur zur segensreichen Belebung des venezolanischen Menschenelementes führen kann.

Plischke.

87.

Brinton, D. G. The ancient Nahuatl Poetry. Philadelphia, 1887.

Der siebente Band der werthvollen Brinton's library of aboriginal american literature bringt den Text und die Uebersetzung von 27 altmexikanischen Gedichten aus der Feder des um die amerikanistischen Studien so hochverdienten Herausgebers. In der Einleitung hat es Brinton verstanden, eine überaus werthvolle Uebersicht alles dessen, was an die Poesie der Nahuatl-Völker Bezug hat, zu geben. Er schildert hier die Musikliebe der Nahuatlaken und den dadurch bedingten Reichthum an Gesängen. Aus seinen Ausführungen über die Eintheilung der Gesänge nach der Materie gewinnen wir ein sehr sympathisches Gemälde von den dichterischen Anlagen des altamerikanischen Volksthums. Auch die Art der Production ist interessant und lehrreich. Ebenso interessant ist die Reproduction, an welcher sowohl Künstler vom Fach, als auch, wenn es sich um besonders populäre Gesänge gehandelt hat, das ganze Publicum betheiligt war. Was die Instrumentirung anbelangt, so ist dieselbe einer bei den Naturvölkern geläufigen Art. Die Beschreibung der verschiedenen nahuatlakischen Instrumente ist sehr interessant, doch kann der Referent nicht näher auf diese Materie eingehen. Ueberaus wichtig sind die Ausführungen Brinton's über den poetischen Dialekt, nach welchem derselbe einen gewissen alterthümlichen Zug aufzuweisen hat. Ebenso wichtig ist der geschichtliche Excurs Brinton's über die altmexikanische Poesie, wobei der Autor alle wichtigen Daten der poetischen Schaffung der Altmexikaner berührt und sich besonders über den mexikanischen Classiker Nezahualcoyotl des Näheren ausbreitet und neue Uebersetzungen seiner Dichtungen liefert. Nach dieser Einleitung folgt das eigentlich Neue dieser Schrift, die 27 Gedichte im Urtext und in englischer Uebersetzung. Dieselben stammen aus einer Sammlung, die sich in der Bibliothek in Mexiko vorfand und deren einzelne Gesänge augenscheinlich aus verschiedenen Epochen datiren. Das Manuscript wird dem Archäologen Don José Ramirez, welcher Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, zugeschrieben, und führt den Titel „Cantares de los Mexicanos y otros opusculos". Die den Gedichten von Brinton beigegebenen Anmerkungen bezeugen wieder die Virtuosität des Verfassers in Behandlung der culturhistorischen Elemente Altamerikas. Zu Ende ist noch ein kurzes, specielles Wörterbuch beigefügt. Das Ganze ist wieder eine wichtige Bereicherung der amerikanistischen Literatur. **Plischke.**

88.

Von den Steinen, Dr. C. Ueber seine zweite Schingú-Expedition. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XV. Nr. 8.

In der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde vom 6. October d. J. hielt der bekannte Forscher einen Vortrag über seine zweite Reise in Brasilien, welcher eine Anzahl in ethnographischer Beziehung sehr bemerkenswerther Daten enthält. Der Hauptzweck dieser Reise war die Erforschung der Indianerstämme im Quellgebiete des Schingú, welche heute noch im Stadium der Steinzeit leben. Bei den Bakaïri wurde ein längerer Aufenthalt genommen und dieser noch in voller Ursprünglichkeit dahinlebende kleine Indianerstamm eingehend studirt. Die Bemerkungen Von den Steinen's über den Grad der geistigen Entwicklung dieses Naturvölkchens, dem jede Abstraction fremd ist, sind für jeden Ethnologen, der sich mit dem Studium der sogenannten Naturvölker abgibt, höchst beherzigenswerth. Später wurde noch eine Reihe anderer wilder Indianerstämme besucht und überall vollständige ethnographische Sammlungen angelegt, welche eine Hauptzierde des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin bilden werden. Das Hauptresultat dieser Reise ist der interessante Nachweis, dass die Hauptbevölkerung des oberen Schingú karibisch ist; hier haben wir nach Von den Steinen das Stammland der in der Geschichte des nördlichen Südamerika und der westindischen Inseln so wichtigen Karibenvolkes zu suchen. Eine Verwandtschaft dieser Schingú-Kariben mit den benachbarten Tupi-Stämmen ist nicht nachweisbar. Ein zweites interessantes Resultat dieser Expedition ist der Nachweis, dass die Pareci am Tapajoz, ein Aruak-Stamm, seinen Ursprung im Norden zu suchen hat, also mit den bekannten Arowakken Guayanas zusammenhängt. Beides deutet auf grosse Völkerverschiebungen hin, welche ehemals in diesen Theilen Südamerikas stattgefunden haben, von denen uns die Geschichte nur einige Andeutungen (Eroberung Westindiens durch die Kariben etc.) erhalten hat. Von besonderem Interesse sind Von den Steinen's Bemerkungen über den Ursprung des geometrischen Ornamentes bei den wilden Indianern. Mit grosser Erwartung sehen wir der Publication des verdienten Forschers über seine zweite Schingú-Reise entgegen.

Heger.

89.

Finsch, Dr. Otto. Samoafahrten. Reisen in Kaiser Wilhelms-Land und Englisch-Neu-Guinea in den Jahren 1884 und 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa". Mit 85 Abbildungen nach Originalskizzen von Dr. Finsch und 6 Kartenskizzen. Hiezu ein „Ethnologischer Atlas, Typen aus der Steinzeit Neu-Guineas", 24 lithogr. Tafeln nach Originalen gezeichnet, mit Text. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn, 1888.

In schlichtem, von goldenem Humor durchwebten Erzählerton schildert uns der Verfasser seine denkwürdigen Entdeckungsfahrten. Hinter diesem scheinbar so einfachen Gewande steckt jedoch unendlich viel mehr als in Hunderten selbst anspruchsvoller geschriebenen Reiseschilderungen; überall guckt das scharf beobachtende, auf mancher Weltreise geschulte Auge des Naturforschers hervor. Da gibt es keine gelehrten Klügeleien, die schon von vorneherein das Auge des Reisenden bei seiner Beobachtung trüben, und denselben zu Deutungen veranlassen, wo es Nichts zu deuten gibt. Dieser, durch keine vorgefassten Meinungen beeinflusste Blick zeichnet Finsch vor gar so manchen anderen Reisenden aus. Und gerade auf diesen Fahrten war es unendlich wichtig, die gesehenen Bilder in solcher Ungetrübtheit fixirt zu sehen; denn an vielen Punkten, welche spätere Forscher nach ihm besuchen werden, wird die gute alte Zeit schon vorbei sein, und ist dies zum Theil heute schon, nach nur wenigen Jahren.

Der Verlauf dieser Fahrten von Milne Bai im äussersten Osten längs der Nordküste bis Humboldt-Bai gehört der Geschichte der Entdeckungsreisen an. Wir wollen hier nur von den Eingeborenen sprechen, jenen so oft construirten, beschriebenen und doch fast ebenso oft falsch aufgefassten Steinzeitmenschen. Nicht mit den Waffen in der Hand, wie dies die meisten Reisenden thun, ist Finsch denselben entgegengetreten; durch die schlichtesten Mittel suchte er ihr Zutrauen zu gewinnen, was ihm auch meist in überraschender Weise gelang. Die Art und Weise, wie er diese Naturkinder behandelte, verräth den feinen Psychologen, wie den echten Menschenfreund. Letzterer tritt uns besonders da in vollem Lichte entgegen, wo der Reisende die zahllosen Miss- und Uebergriffe des Weissen zur Sprache bringt.

Das Buch steckt voll von für den Ethnologen interessanten Beobachtungen. Wie Perlen an einer Schnur, so reihen sich die wie reizende Stillleben anmuthenden Schilderungen des Zusammentreffens mit den Eingeborenen aneinander und geben uns in ihrer Gesammtheit ein Bild des Papua, wie wir bis heute noch kein ähnliches besitzen. Weit entfernt von der Auffassung Rousseau's, aber ebenso abweisend das so häufig geschilderte zweite Extrem, zeigt uns Finsch den dunklen Bewohner Neu-Guineas, wie er wirklich ist, mit seinen guten Seiten wie mit seinen Fehlern.

Wir müssen es uns hier versagen, tiefer in den reichen Inhalt des Werkes einzugehen, weil wir sonst ganze Seiten desselben citiren müssten. Aber vor dem ethnologischen Atlas müssen wir noch eine Weile halten, denn er enthält die eigentliche wissenschaftliche Auslese der doch für ganz andere Zwecke unternommenen Fahrten der Samoa. Das in diesem Atlas niedergelegte Material hat den Werth eines solchen aus erster Hand; es sind lauter Typen im Sinne des Naturforschers, welche uns in demselben entgegentreten. Auf sie wird jeder Ethnologe und Culturgeschichtsforscher immer wieder zurückgreifen müssen. Wenn wir dieses Werk mit der Arbeit zusammenfassen, welche Finsch in den Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien [1]) erscheinen lässt, so wüssten wir kein zweites ähnlichen Charakters, welches alle Seiten des Culturlebens eines Naturvolkes so erschöpfend zur Darstellung bringt. Der Verfasser hat damit allen Reisenden den Weg gewiesen, wie solche Arbeiten gemacht werden müssen.

Heger.

[1]) Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Beschreibender Katalog einer Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. I. Bismarck-Archipel. II. Neu-Guinea. III. West-Oceanien (Mikronesien).

90.

Schroeder, Dr. L. v. Die Hochzeitsbräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntniss der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. Berlin. A. Ascher & Co. 1888.

Ausgehend von einer Vergleichung der Hochzeitsgebräuche sucht der Verfasser in diesem Werke den Nachweis zu liefern, „dass zwischen den finnisch-ugrischen Völkern, insbesondere den Esten, einerseits und den Indogermanen andrerseits ein näherer Zusammenhang besteht". Zu diesem Zwecke hat der Verfasser nicht nur ein reiches und schätzenswerthes Material über finnisch-ugrische Hochzeitsgebräuche zusammengetragen, sondern auch eine vollständige und systematische Uebersicht über die indogermanischen Hochzeitsgebräuche gegeben und sich nicht damit begnügt, einzelne Bräuche zu vergleichen, sondern den Nachweis versucht, und zwar mit erstaunlich glücklichem Erfolg, dass fast die ganze Reihe der indogermanischen Hochzeitsgebräuche sich bei den finnisch-ugrischen Völkern wiederfindet, dass namentlich in der estnischen Hochzeit alle wesentlichen Momente der indogermanischen Hochzeit wiederkehren. Der Verfasser vermeidet es aber vorsichtig, auf eine Urverwandtschaft zwischen Finnen und Indogermanen zu schliessen, sondern er folgert nur, dass diese beiden Völkergruppen schon in ältester Zeit in naher oder nächster Berührung lebten, dass schon in prähistorischer Zeit ähnliche Beziehungen zwischen ihnen bestanden, wie sie in historischen Zeiten bis auf den heutigen Tag immerwährend bestanden haben.

Die Zusammenstellung der indogermanischen Hochzeitsgebräuche hat vor Gubernatis' Storia comparata degli usi nuziali den Vorzug einer strengeren Wissenschaftlichkeit, obwohl es vielleicht doch von Nutzen gewesen wäre, das Werk von Gubernatis zu vergleichen. Mehr zu beklagen ist es, dass dem Verfasser das gerade in Bezug auf Hochzeitsgebräuche so reichhaltige Buch von Krauss „Sitte und Brauch der Südslaven" entgangen ist. Unter allen indogermanischen Völkern sind es vielleicht gerade die Slaven, welche den grössten Einfluss auf die Esten genommen haben. Ich erlaube mir nur auf einige Punkte hinzuweisen. Die verblümte Werbung bei den Esten (Schroeder, p. 36 ff.) finden wir genau so in Croatien, Istrien und Bosnien (Krauss, pp. 357, 367). Wie es bei den Esten einen kleinen und grossen Werbungstag gibt (Schr., 44 fg.), so auch bei den Bulgaren (Kr. 377). Bei den Esten sind Dienstag und Donnerstag besonders günstig für Werbung und Hochzeit (Schr. 51), bei den Südslaven für das Beilager (Kr. 456). Die Functionäre bei der Hochzeit sind bewaffnet bei den Esten (Schr. 53, 56 fg.), wie auch bei den Südslaven (Kr. 416, 417). Das enge Zusammenrücken des Brautpaares (Schr. 81) gilt auch in Slavonien für günstig (Kr. 396). Wie die estnische Braut Geld in's Feuer wirft (Schr. 130 fg.), so wirft auch die Südslavin einen Kreuzer in die Glut (Kr. 399 fg.). Es ist dies einer der wenigen Uebereste des Feueropfers, welches bei der altindischen Hochzeit eine so grosse Rolle spielt. Die indische Sitte, der Braut einen Knaben in den Schoss zu setzen, findet sich in ausgedehntem Masse nur noch bei slavischen Völkern; und man kann kaum zweifeln, dass die Esten (Schr. 123 ff.) diese Sitte von den Slaven überkommen haben. Die Uebereinstimmung zwischen dem estnischen „Schossknaben" und dem südslavischen nakoljenče (Kr. 386, 399 etc.) geht so weit, dass gleich der estnischen Braut (Schr. 220) auch die Südslavin den Knaben mit einem Paar Strümpfe beschenkt (Kr. 428).

Wenn man auch dem Verfasser kaum das Recht einräumen kann, mit dieser Arbeit den Anfang zu einer vergleichenden Sittenkunde gemacht zu haben — man denke nur an Namen, wie: Grimm, Tylor, Liebrecht u. A. —, so wird man ihm doch mit Freuden den Vorzug zugestehen, dass er wie kein Anderer von dem Vorwurf des blinden Vergleichens freigeblieben ist, dass er von einer sicheren Grundlage ausgehend und mit einem bestimmten Ziele vor Augen verglichen hat. **Winternitz.**

91.

Bolton Henry Carrington. The Counting-out Rhymes of Children. Their Antiquity, Origin, and Wide Distribution. A. Study in Folk-Lore. London (Elliot Stock) 1888.

Mit Berufung auf die von E. B Tylor gelegentlich ausgeführte Theorie, dass wir in den Spielen der Kinder Ueberlebsel alter Sitten finden, sucht der Verfasser die „Auszählreime" der Kinder als Ueberlebsel alter Zauberformeln zu erklären, wie sie Zauberer bei Ordalien, Wahrsagungen u. dgl. gebrauchten. Nicht weniger als 877 solcher Kinderreime hat der Verfasser aus allen Welttheilen gesammelt. Wenngleich englische und deutsche Kinder die grösste Anzahl dieser Reime geliefert haben, so finden wir doch auch neben Auszählreimen in den meisten andern europäischen Sprachen eine grosse Anzahl aus Amerika und einige wenige aus Asien und Afrika. Alle diese Reime und Knittelverse haben unbestreitbar einen gemeinsamen Charakter und werden von den Kindern aller Länder in gleicher Weise gebraucht, um denjenigen herauszufinden, der die unangenehme Rolle beim Spiele, z. B beim Versteckenspielen, übernehmen soll, und der von den japanesischen Kindern „Oni" oder „böser Geist", von den deutschen „der Wolf", von den französischen „le loup" und von den englischen einfach „it" genannt wird. Ist die Sammlung dieser Auszählreime eine Arbeit grossen Fleisses, so ist der Versuch einer Erklärung auf jeden Fall ein geistvoller zu nennen, obwohl der Verfasser vielleicht manchmal etwas zu weit geht. Ohne die Berechtigung der ethnologischen Erklärung der Kinderspiele und Reime bestreiten zu wollen, halte ich doch dafür, dass manches sich einfacher psychologisch erklärt. Und das Wortverdrehen und sinnlose Zusammenstellen von Worten, welches für die Auszählreime so charakteristisch ist, ist gewiss auch zum grossen Theile dem Humorbedürfniss der Kinder zuzuschreiben. **Winternitz.**

92.

Pametnici iz Bulgarsko. Od bratia Škorpilovi. Dil. I., čast 1, Trakia. S jedna tablica, 10 figury a jedna kartička v tekst. Sofia 1888. Denkmäler Bulgariens. Von den Gebrüdern Škorpil. Erster Band: erster Theil, Thracien. Mit einer Tafel, 10 Figuren und einer Karte im Text. Sofia 1888.

Mit grösstem Interesse begrüssen wir die vorstehende, in bulgarischer Sprache und Schrift verfasste Publication aus einer

in prähistorischer Beziehung so wichtigen und noch so wenig bekannten Gegend. Wie der Titel des vorliegenden Heftes besagt, beabsichtigen die, in neuerer Zeit in der bulgarischen

Fig. 58. Kromlech na Karadžov bei Gerdeme.

Literatur vortheilhaft bekannten Gebrüder, Professor H. Škorpil in Sofia und Professor K. Škorpil in Varna die prähistorischen und historischen Denkmäler Bulgariens in der

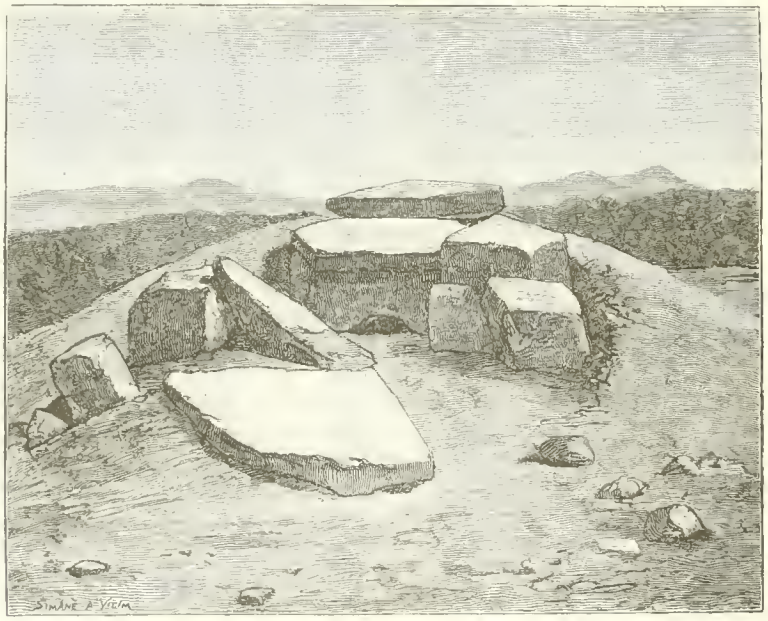


Fig. 59. Dolmen do „sèrlivata voda“ bei Gerdeme.

vorliegenden periodischen Schrift, wie es scheint nach dem Vorbilde der „Památky archeologické“ in Prag, zu besprechen. Der vorliegende erste Theil des ersten Bandes behandelt die wichtige „Sakar Planina“ und ihre Umgebung, zwischen

der Marica und der Tundža, nördlich von Adrianopel, an der türkisch-bulgarischen Grenze und mitten im alten Thrakien gelegen. Zunächst wird ein geographischer Ueberblick der Gegend mit dem Ausblick auf dem Balkan gegeben und auf die wichtige geographische Lage dieser Planina in der Mitte Thrakiens hingewiesen. Hierauf werden die Denkmäler, von den ältesten Zeiten angefangen, besprochen und mit den megalithischen Bauten begonnen, worunter sich Dolmen, Kromlechs, Menhirs und Opfersteine befinden. Es werden an sechzig Dolmenreste, an zwölf Kromlechreste und Opfer-

steine ausführlich beschrieben, von denen sich die meisten bei Gerdeme befinden; von den wichtigsten fügen wir hier die Abbildungen bei. (Fig. 58—64.)[1])

Von römischen Wegen wird zunächst eingehend die Heerstrasse (Via militaris) von Constantinopel nach Belgrad, und zwar die Strecke derselben von Adrianopel bis Plovdivo besprochen

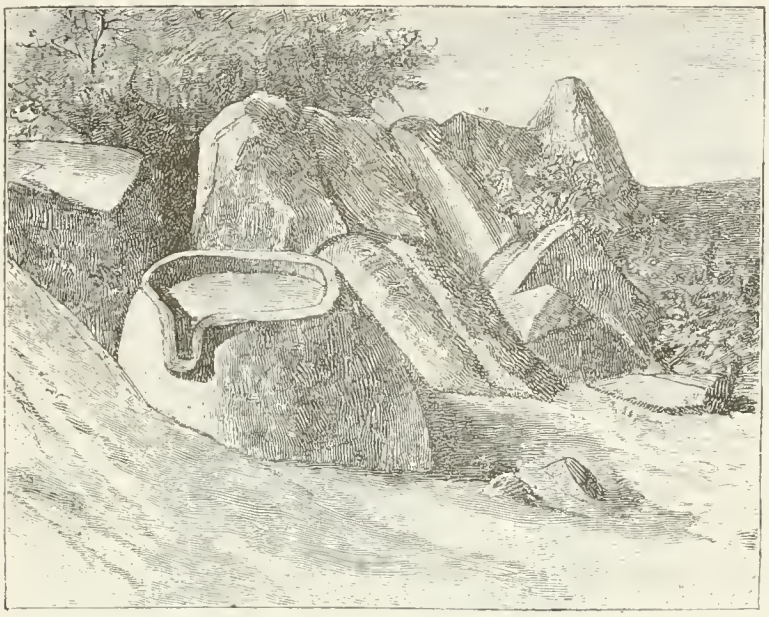


Fig. 60. Opferstein (ponička) bei Gerdeme.

Um die Wichtigkeit der Lage von Sakar nachzuweisen, werden nun die übrigen Denkmäler dieser Gegend von der Zeit des alten Thrakiens bis zur türkischen Zeit beschrieben. Eine

mit Bezeichnung und mit den Namen der Stationen; hiebei werden die vorgefundenen Aufschriften und ihre Bedeutung hervorgehoben. Eine Uebersichtstabelle dieser Stationen befindet sich

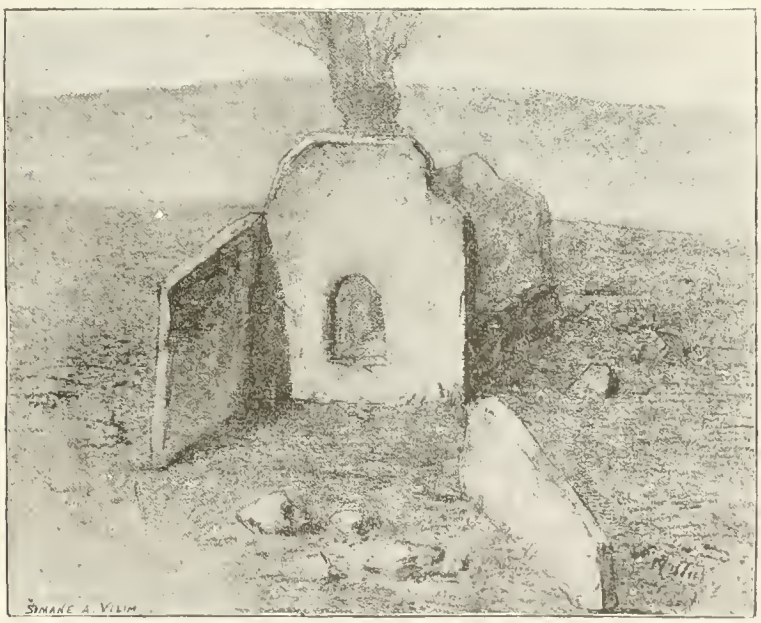


Fig. 61. Zerfallener Dolmen bei Gerdeme.

besondere Wichtigkeit besitzen die thrakischen Ansiedlungen, die römischen Wege und die mittelalterlichen „Gradište".

auf S. 46 u. 47. Diese Heerstrasse führte am linken Ufer der Marica (Hebros) und nicht am rechten, wie Herm. Jireček annahm, am südlichen Abhange der Sakar planina. Weiter werden die römischen und die mittelalterlichen, von

[1]) Herr Professor Hermenegild Škorpil war so freundlich, uns die betreffenden Clichés für den vorliegenden Zweck zu überlassen.

Adrianopel über die Sakar planina zu den Balkanpässen führenden Wege beschrieben, welche die Richtung der hauptsächlichsten Verkehrswege auch in vorrömischer Zeit andeuten; ferner die thrakischen Ansiedlungen, die mittelalterlichen Gradište und der alte Bergbau auf Kupfer und Eisen bei Turfalÿ. Hierauf folgt die Besprechung der strategischen Linien, durch welche Constantinopel vor den Einfällen der nördlichen Feinde geschützt war; von diesen ist die nördlichste die Donaulinie, hierauf folgt die Balkanlinie, dann die Sakar-Strandžaer Linie, und die letzte Linie bei Constantinopel. Hiedurch wird auf die strategische Wichtigkeit von Sakar sammt Umgebung für Constantinopel und überhaupt für ganz Thrakien hingewiesen.

Schliesslich wird die Frage erörtert, welchem Volke die megalithischen Denkmäler der Sakar planina, die einzigen ihrer Art in ganz Bulgarien, angehören und als Resultate dieser eingehenden Untersuchungen aufgestellt:

1. Die Megalithe gehören den Galatern (Kelten) an. Die Galater waren ein Kriegervolk, welches durch 66 Jahre über die Volksstämme Thrakiens herrschte, in den Kromlech seine Könige wählte, in den Dolmen die Todten begrub und in den Opfersteinen Menschen opferte.

2. Der Hauptsitz der Galater war Tylis, welches nicht, der bisherigen Ansicht zufolge, an der Donau, sondern auf dem nördlichen Abhange der Sakar planina in der Nähe von Gerdeme gelegen war, worauf die Menge der hier vorhandenen Megalithe und die Nähe der „Via militaris“ schliessen lassen. Wegen der Wichtigkeit dieser Gegend betreffs der Balkanpässe dürfte dieselbe wohl auch den Galatern für ihren Hauptsitz am geeignetsten erschienen sein.

Indem wir den Gebrüdern Škorpil zu ihrem Unternehmen Glück wünschen, freuen wir uns auf die Resultate ihrer weiteren Studien.

Woldřich.

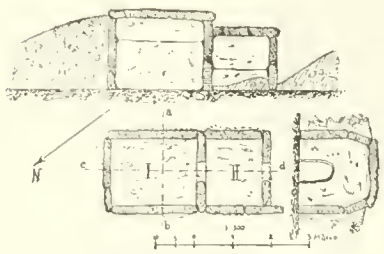


Fig. 62. Seitenansicht und Grundriss zu Fig. 59.

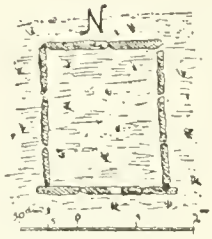


Fig. 63. Grundriss eines Dolmen zwischen Kruševo und Gerdeme.

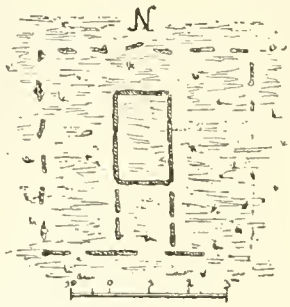


Fig. 64. Grundriss eines umzäunten Dolmen aus der Umgebung von Kruševo.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 1. **Sitzungsberichte.** **Januar 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 10. Januar 1888.** 1. Neue unterstützende Mitglieder; S. [1]. — 2. Neue wirkliche Mitglieder; S. [1]. — 3. Verstorbene Mitglieder; S. [1]. — 4. Ernennung eines correspondirenden Mitgliedes; S. [1]. — 5. Ernennung eines Correspondenten; S. [1]. — 6. Untersuchung der Ueberreste Beethoven's und Schubert's; S. [1].

Monatsversammlung am 10. Januar 1888. 1. Prof. Karl J. Maška, Ein drittes Jadeitbeil in Mähren; S. [1]. — 2. Dr. J. E. Polak, Die Metalle nach persischen Quellen; S. [6]. — 3. Dr. Wilhelm Tomaschek, Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien; S. [8]. — 4. J. Szombathy, Drei Jadeitbeilchen und ein Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn); S. [11]. — 5. J. Szombathy, Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich; S. [14]. — 6. J. Szombathy, Drei eigenthümliche Bronzeschwerter; S. [16]. — 7. J. Szombathy, Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südost-Alpen; S. [17]. — 8. J. Richter, Ausgrabungen in Schwaben; S. [17]. — 9. Geschenke für die Bibliothek; S. [20].

Ausschuss-Sitzung am 10. Januar 1888.

Vorsitzender: Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Nachfolgend verzeichnete wirkliche Mitglieder der Gesellschaft haben sich bereit erklärt, derselben von nun an als unterstützende Mitglieder angehören zu wollen:

Se. Excellenz Freiherr von Scudier in Wien.
Se. Durchlaucht Adolph Josef Fürst Schwarzenberg.
Se. Excellenz Geheimrath C. Czörnig.
Stephan Delhaes in Wien.
Se. Excellenz Max Freiherr Daublebsky-Sterneck, k. k. Vice-Admiral.
Richard Freiherr Daublebsky-Sterneck, k. k. Legations-Secretär.
Hofrath Dr. F. von Hauer.
Dr. Rudolf Gussenbauer, Professor in Prag.

2. Als wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:

Museum für Völkerkunde in Leipzig.
Ferdinand Weiss, Disponent in Wien.
Dr. K. Kathiolický, Primararzt der Kranken-Anstalt in Brünn.
Dr. K. Kozić, Advocaturs-Candidat in Wien.
E. Frischauf in Wien.
Dr. Wilhelm Hein in Wien.
Dr. Karl Plischke in Wien.

3. Seit der letzten Ausschusssitzung am 13. December 1887 ist verstorben das wirkliche Mitglied:
Carl Fidler, Sectionschef a. D. in Wien.

4. Der Ausschuss beschloss auf Vorschlag des Herrn Secretärs Heger den Director des Nationalmuseums in Caracas (Venezuela), Herrn **Dr. A. Ernst,** wegen seiner Verdienste um die Erforschung der Alterthümer sowie der ethnographischen Verhältnisse Venezuelas der Jahresversammlung zum correspondirenden Mitgliede vorzuschlagen.

5. Der Ausschuss beschloss ferner Herrn Lieutenant Schlapal in Mostar anlässlich seiner regen Theilnahme an den Körpermessungen Hauptmann Himmel's in der Hercegovina zum Correspondenten der Gesellschaft zu ernennen.

6. Secretär Heger theilte ferner dem Ausschusse die Entscheidung der k. k. Bezirkshauptmannschaft Hernals über das Gesuch der Gesellschaft bezüglich der wissenschaftlichen Untersuchung der Ueberreste Beethoven's und Schubert's anlässlich deren Exhumirung und Uebertragung nach dem Centralfriedhofe mit. Diese Entscheidung ist eine zustimmende und wird von Seite des zu dieser Untersuchung eingesetzten Comités den an dieselbe von der k. k. Bezirkshauptmannschaft geknüpften Bedingungen nach allen Richtungen entsprochen werden.

Monatsversammlung am 10. Januar 1888.

Vorsitzender: Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Herr Professor **Karl J. Maška** in Neutitschein übersendet einen Bericht über

Ein drittes Jadeitbeil in Mähren.

Heute bin ich abermals in der Lage, über den Fund eines neuen Nephritoid-Werkzeuges aus Mähren zu berichten. Dasselbe ist ein grösseres, sehr schön erhaltenes Jadeitbeil und stammt aus Tvarožná Lhota, einem Dorfe bei Strážnic im südöstlichen Mähren, wo es vor Kurzem auf einem Felde des Riedes „Na růsovčí“, das sich im Westen des Dorfes unmittelbar an die Gärten anschliesst, vom Eigenthümer Georg Vacúlka beim Ackern gefunden wurde. Der Finder nahm es wegen der ungewöhnlich schönen Farbe, nicht minder auch wegen der sonderbaren Form mit nach Hause, wo er in dem Fundstücke ein Exemplar des ihm wohlbekannten „hromový kamének“ (Donnersteinchen) erkannte und mir es auch unter diesem Namen übergab.

Es sei schon hier erwähnt, dass dieses Dorf Tvarožná Lhota (ehemals soll es „Dvůrožná Lhota“ geheissen haben), aus welchem bisher kein

vorgeschichtlicher Fund verzeichnet war, am Fusse des von einer prähistorischen Wallburg gekrönten, sagenhaften Berges Šumárník gelegen ist, und dass um das ganze Dorf herum auf den Feldern zahlreiche Spuren vorgeschichtlicher Ansiedelungen sich befinden, die sich in ununterbrochener Kette bis nach Strážnic und weiter noch längs der March hinziehen. Gefässscherben und Knochen, wiederholt auf diesen Feldern ausgeackert, blieben unbeachtet; nur die geschliffenen Steinwerkzeuge wurden aufgehoben, da die Bevölkerung, natürlich ohne ihre wahre Bedeutung zu kennen, denselben eine besonders heilsame Wirkung bei verschiedenen Krankheiten des Menschen und der Hausthiere zuschreibt und deshalb solche ängstlich aufbewahrt. Freilich gilt diese Bemerkung hauptsächlich von den älteren Personen, während die jüngere, aufgeklärte Generation nicht selten diesem allgemein verbreiteten Aberglauben, noch mehr aber dem angeblich überirdischen Ursprunge der Steine mit Spott begegnet, bei Gelegenheit aber dennoch solche Donnersteine noch heutzutage aufhebt.

Ich hatte in den verflossenen Ferien anlässlich einer archäologischen Excursion auf den genannten Šumárník Gelegenheit, mich von der ungewöhnlich grossen Verbreitung der Kenntniss der Donnersteine in diesem Dorfe, ebenso wie in den benachbarten Orten Radějov und Kněždub zu überzeugen; in den meisten Familien wurde ein »hromový kamének« oder auch mehrere Exemplare ehemals als werthvolles Erbstück aufbewahrt, doch geriethen viele im Verlaufe der Zeit in Verstoss oder Vergessenheit, die Tradition erhielt sich aber überall. Thatsächlich gelang es mir in Tvarožná Lhota allein, bei einem zweimaligen nur flüchtigen Besuche 16 vollkommen erhaltene Steinwerkzeuge, darunter auch das vorliegende prächtige Jadeitbeil, zu erwerben.

Es scheint aber, dass ausser diesem Jadeitbeile noch ein zweites Beil aus derselben Substanz in Tvarožná Lhota sich vorfand. Als ich nämlich das vorliegende Beil dem dortigen Oberlehrer, Herrn Vinc. Vašíček, vorzeigte, und das Vorkommen von Steinwerkzeugen im Dorfe besprach, sagte er gleich, es sei noch ein anderes, ähnliches Beil im Dorfe vorhanden; er habe es vor einigen Jahren näher besichtigt und wisse sich genau auf dessen Form und Farbe zu erinnern. Es sei etwas kleiner als das vorgezeigte gewesen, jedoch ebenso schön grün und glänzend, an den Rändern durchscheinend und rückwärts zugespitzt.

Frohen Muthes gingen wir nun zu dem Eigenthümer desselben, dem Grundbesitzer Stephan Bačík, und dieser bestätigte vollinhaltlich die Aussage des Oberlehrers. Das Beil wurde im Jahre 1881 von der Haustochter Anna auf einem Felde „Mezi rusovči“ (in unmittelbarer Nachbarschaft des oben genannten Riedes „Na rusovčí“) gefunden, doch habe es die zweite Tochter Agnes, eine Lehrerin, welche später in das Kloster der Barmherzigen Schwestern in Napajedl eingetreten war, mitgenommen; dieselbe sei aber im Kloster unterdessen gestorben. So gross meine Freude ursprünglich über die Auffindung eines zweiten Nephritoid-, wahrscheinlich Jadeitbeiles war, so gross war die Enttäuschung in Folge dieser Nachricht. Ich gab jedoch die Hoffnung nicht vollständig auf, dass es vielleicht dennoch gelingen werde, die Spur des bewussten Beiles zu verfolgen und dieses selbst zu ermitteln. Ich zog deshalb nähere Erkundigungen sowohl in Napajedl als auch im Mutterkloster in Chorýn bei Wall.-Meseritsch ein, doch erfolglos. Niemand wusste sich mehr auf das Steinchen zu erinnern, und so bleibt es wahrscheinlich für immer verschollen, wenn nicht ein glücklicher Zufall es wieder an's Tageslicht bringt.

Ich füge noch bei, dass dieses Beil nach der Erzählung der Gewährsmänner circa 50 mm lang und dunkelgrün in's Bläuliche übergehend gefärbt gewesen sein soll.

Das vorhandene Exemplar ist ein nach rückwärts verlaufendes Flachbeil mit zwei convex polirten Breitseiten und ebensolchen, jedoch besonders zugeschliffenen Schmalseiten, so dass beiderseits je zwei deutlich ausgeprägte, keineswegs aber scharfe Kanten vorkommen.

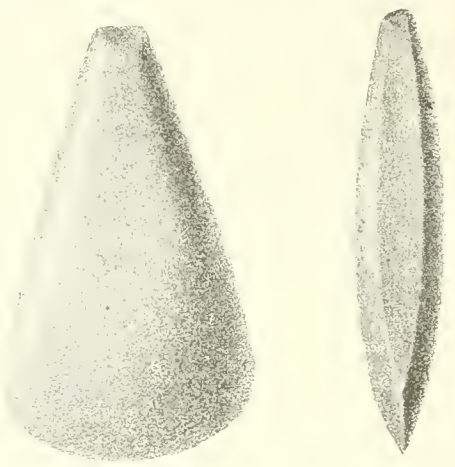


Fig. 1 $^2/_3$ nat. Gr.

An den Seitenrändern der Breitseiten sieht man, dass dieselben nachträglich noch gegen die Schmalseiten zugeschliffen wurden, welcher Nachschliff mitunter eine Unregelmässigkeit in der Biegung der Seitenkanten hervorrief. Auch gegen das schmale Rückende erscheinen die Breitseiten besonders zugeschliffen, hingegen geht die Krümmung derselben allmälig, fast mit mathematischer Genauigkeit gleichmässig in die elliptisch geformte, ein wenig schiefe Schneide über, welche zweifellos ehemals scharfe Ecken mit den Schmalseiten bildete. Die Schärfe der Schneide und ihrer Ecken ging jedoch verloren, dieselben sind gegenwärtig, und namentlich gilt dies von den Ecken, ziemlich stumpf. Die rückwärtige schmale Endfläche ist nicht polirt, sondern weist kleine Unebenheiten auf. An drei Stellen zeigt die Oberfläche des Beiles feine Absplitterungsrisse, welche von der ursprünglichen Oberfläche des Rohstückes vor dem Schleifen stammen; der Schliff reichte nicht so tief, um diese Risse zu entfernen.

Die Länge des Beiles beträgt 85, die Breite an der Schneide 50, jene am rückwärtigen Ende 7, die Dicke

18 mm. Die besonders ausgebildeten Schmalseiten sind 74 mm lang und im Maximum 9 mm breit. Das absolute Gewicht ist 126·027 gr, das specifische Gewicht bestimmte ich in Gemeinschaft mit meinem Collegen, Prof. Pelitzer in Neutitschein, zu 3·343.

Die Substanz des Beiles ist wegen der bedeutenden Dicke nur an der Schneide schwach durchscheinend und wird noch vom Quarze geritzt, so dass also ihre Härte zwischen dem 6. und 7. Härtegrade liegt.

Die sehr sorgfältig polirte Oberfläche besitzt mässigen Fettglanz und ein gestreift fleckiges Aussehen; die untereinander parallelen, zu den Seitenkanten schief geneigten Streifen sind besonders gut auf den Schmalseiten ausgeprägt. Ihre Farbe variirt bei der Grundmasse an verschiedenen Stellen zwischen lichtgraugrün bis dunkelgrün. Ausserdem sind schon oberflächlich zahlreiche bräunlichgelbe Einschlüsse von unregelmässiger rundlicher oder länglicher Abgrenzung deutlich sichtbar, der Durchmesser dieser Körner erreicht mitunter die Länge von 2 mm; selten kommen schwarze Erzeinschlüsse vor, welche dem Titaneisen oder Magnetit zuzuschreiben sind.

Ferner ist die Oberfläche stellenweise, namentlich am rückwärtigen Ende, mit einem schwachen, rostbraunen Ueberzug von geringer Ausdehnung versehen, welcher durch intensivere Oxydation der betreffenden Partien der Oberfläche hervorgerufen wurde; in Folge des Verwitterungsprocesses tritt auch der Farbenunterschied der oberflächlichen Streifen und Fleckchen deutlicher hervor.

Eine Vergleichung dieses neuen Jadeitbeiles mit den beiden andern mährischen Beilen aus derselben Gesteinsart, nämlich jenen von Freiberg und Křipic, worüber ich in diesen Mittheilungen gleichfalls berichtet habe [1]), ergab vor Allem, dass es die beiden früher aufgefundenen an Grösse bedeutend überragt, indem sein Volumen bei weitem grösser ist als das der beiden anderen Beile zusammengenommen. In ihrem Aeusseren stimmen die drei mährischen Jadeitbeile nur theilweise überein, mehr noch in der Farbe und Structur als in der Form. Alle drei verjüngen sich stark nach rückwärts, am meisten das Freiberger Exemplar, bei welchem die Schmalseiten nahezu in einer Kante sich rückwärts begegnen, am wenigsten das Beil von Křipic; das Freiberger Beil erscheint in seinen Breitflächen planconvex, das Křipicer ungleich biconvex, das Lhoter gleichmässig biconvex geformt. Ein weiterer Unterschied besteht in der Form und Ausdehnung der Schmalflächen: beim Křipicer Beile sind dieselben vollständig abgerundet, so dass eigentlich sämmtliche Breit- und Schmalseiten von einer einzigen gekrümmten Fläche begrenzt sind, das Beil also ausser der Schneide keine andern Kanten aufweist; beim Freiberger Beile kommen nur schwach ausgeprägte Schmalflächen (20 mm lang) am rückwärtigen Ende vor, beim Lhoter Exemplar sind sie hingegen in der ganzen Länge des Beiles bis zur Schneide in einer Länge von 74 mm deutlich ausgeprägt.

Die Farbe ist bei allen drei Beilen nahezu dieselbe, nur erscheinen die beiden kleineren Beile gleichmässiger und lichter gefärbt, bei dem neuen Exemplar tritt das Lichtgrau auf grünem Untergrunde am grellsten hervor, weshalb die Oberfläche desselben ein stärker geflecktes Aussehen besitzt. Die Oxydation der Oberfläche ist am stärksten beim Křipicer, am schwächsten, fast gar nicht bemerkbar, beim Freiberger Beile.

Die charakteristisch geschichtete Lagerung der in verschiedenen Abstufungen grün gefärbten Streifen der Substanz ist allen drei Beilen gemeinschaftlich. —

Diese theilweise Uebereinstimmung des neuen Beiles mit den beiden anderen mährischen sicher bestimmten Jadeitbeilen, sowie das specifische Gewicht liessen mich keinen Augenblick zweifeln, dass thatsächlich ein dritter mährischer Fund von prähistorischen Artefacten aus Jadeit vorliegt. Es war mir deshalb daran gelegen, meinem Berichte hierüber auch einen mikroskopischen Befund der Substanz beischliessen zu können. Ich sandte das Beil zu diesem Behufe wieder an Professor Arzruni in Aachen, der schon die beiden ersten mährischen Jadeite untersucht hatte, erhielt aber von ihm nach einiger Zeit die Nachricht, dass er in Folge andauernder Krankheit leider nicht in der Lage sei, die Untersuchung gleich vorzunehmen. Da jedoch Prof. Arzruni das Exemplar seiner Kostbarkeit halber jemand Anderem zur Herstellung eines Dünnschliffes nicht anvertrauen wollte, so stellte er mir dasselbe unversehrt, und ohne es untersucht zu haben, zurück mit dem freundlichen Anerbieten, nach seiner Rückkehr aus Italien die Untersuchung gern vornehmen zu wollen.

Um jedoch einer solchen Verzögerung in der Berichterstattung vorzubeugen, wandte ich mich an Herrn Dr. Friedrich Berwerth, Custos-Adjunct der mineralogisch-petrographischen Abtheilung am k. k. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien, und derselbe erklärte sich in zuvorkommendster Weise bereit, das Beil mikroskopisch untersuchen zu wollen. Er übergab das Beil einem Edelsteinschneider in Wien, welcher vom Rande einer Breitfläche ein Plättchen von 52 mm Länge und 13 mm Breite abschnitt, wodurch das Beil einen Gewichtsverlust von 2·276 g erlitten hat. Das abgetrennte Plättchen benützte Dr. Berwerth zur Verfertigung eines Dünnschliffes, welchen er einer sehr eingehenden mikroskopischen Untersuchung unterzog. Seine Diagnose lautet:

„Das mir gütigst eingesendete Beil in Begleitung des darüber abverlangten mikroskopischen Gutachtens zurückstellend, kann ich Ihre Ansicht, dass in diesem schönen Beile von Tvarožná Lhota ein drittes Jadeit-Object aus Mähren vorliege, bestätigen. Der neue Fund ist in mehrfacher Hinsicht geeignet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, denn neben dem mikroskopischen Befund, welcher mit mehreren Beobachtungen an europäischen Jadeitbeilen Uebereinstimmung zeigt, bin ich geneigt, der structurellen Eigenthümlichkeit des vorliegenden Beiles, die sich recht deutlich an der Oberfläche zu erkennen gibt, eine besondere Beachtung zu schenken und die Auf-

[1]) Maška, Ein Jadeitbeil in Mähren. Diese Mitth. Bd. XV, Sitzungsber. pag. [113] und Maška, Ein zweites Jadeitbeil in Mähren. Diese Mitth. Bd. XVI, Sitzungsber. pag. [29].

merksamkeit nachdrücklich auf deren Auftreten hinzulenken. Selbst einem minder geübten Auge wird es nämlich ohne Schwierigkeit gelingen, an diesem Beile eine durch die ganze Masse desselben greifende Schichtung zu erkennen. Dieselbe äussert sich in abwechselnd heller und dunkler grünen Lagen, ähnlich ineinanderfliessenden verwachsenen Streifen, die in ungestörter paralleler Lagerung sich befinden. Deren Schieferungsebene ist in einem Winkel von ungefähr 40° auf die Längsaxe des Beiles gestellt und verflacht sich nach den beiden Breitseiten des Beiles, so dass die zwei Schmalseiten desselben über Hirn geschnitten erscheinen.

„Auf den Schmalseiten lassen sich ferner recht deutlich in die Masse einsetzende parallele, kurz verlaufende Sprünge erkennen, die ebenfalls auf einen blättrigen Zustand hinweisen. Das schiefrige Gefüge des Beiles ist auf den beiden Flachseiten durch ein schuppenähnliches Aussehen gekennzeichnet, das auf den mugeligen Flächen durch den schief zur Schichtung gehenden Schnitt bedingt wird, in dessen Gefolge eben durch viele kurze orientirte, an der Oberfläche verlaufende Sprünge eine Aufblätterung entsteht und der Oberfläche das grau geschuppte Aussehen gibt, wie es in dieser Weise nur an einer geschieferten Masse aufzutreten pflegt.

Der Grundton der Farbe an der glatten Oberfläche ist grün. Die vorherrschende grüne Farbe wird nur durch die oberflächliche Aufblätterung mit einem grauen Farbenton untermengt. Bei näherer Betrachtung lassen sich graulichgrüne und dunkelgrüne Theile unterscheiden, welche der Oberfläche ein fleckiges Aussehen verleihen. Die dunkelgrünen Flecken lassen sich am nächsten mit der Reihe Grasgrün, zweiter Uebergang nach Blaugrün 15 *o* der Radde'schen Farbenscala vergleichen, während die lichteren gleichmässig grünen mit Radde 15 *f* sich annähernd decken. Auf der erzeugten glatten Schnittfläche nähert sich die Farbe 15 *e*, wobei aber in allen Fällen das Grün durch etwas Grau abgestumpft ist.

An der Oberfläche sind einige durch partielle Verwitterung hervorgerufene Rostflecken sichtbar.

Von Bergkrystall wird die Oberfläche schwach geritzt.

Vor dem Löthrohre ist ein dünner Splitter unter andauernder Gelbfärbung der Flamme ziemlich leicht schmelzbar. An den Rändern durchscheinend. Oberflächlich ist die krystallinisch-körnige Zusammensetzung nur wenig erkennbar, etwas deutlicher tritt dieselbe auf der glatten Schnittfläche hervor.

Bei der mikroskopischen Betrachtung eines Dünnschliffes ergibt sich eine ausgesprochene Körnerstructur. Ihrem Umfange nach sind die Körner von verschiedener Grösse. Denselben ist eine sehr unregelmässige Umrandung eigenthümlich, und besonders die grösseren Körner zeigen tiefe Einbuchtungen, welche sich oft bis zur Erzeugung eines lappenähnlichen Zustandes steigern. Vollkommene Leistenform findet sich nicht, und wo der Ansatz dazu vorhanden ist, wird dieselbe immer durch krumme Flächen abgerundet.

Als eine weitere Eigenthümlichkeit der Jadeitkörner ist der grosse Mangel der nach der prismatischen Spaltbarkeit verlaufenden Spaltrisse und damit im Zusammenhang das Fehlen von Spaltrissen auf dem Querschnitte, wodurch eine Messung des Spaltwinkels fast unmöglich wird. Ich konnte einen solchen Winkel nur einmal zu 86° messen. Die Längsrisse erscheinen dort, wo sie auftreten, meist nur in geringer Zahl. Als Maximum der Auslöschungsschiefe wurden 40° gefunden. Undulose Auslöschung ist in den meisten Körnern vorhanden.

Als Einschlüsse in den Körnern sind in vielen Fällen die im Kerne der Körner vorhandenen Anhäufungen von Epidotkörnchen hervorzuheben. Die Epidotansiedelung ist parallel der Hauptaxe angeordnet. In solchen Fällen ist der Rand der Körner einschlussfrei und bildet dann einen geschlossenen unveränderten Ring um den getrübten, an Epidot reichen Kern. Ausserhalb der Ansiedelungen im Centrum der Körner erscheint der Epidot allenthalben in Körnerform im Gemenge. Die Körnchen lieben es, sich schnurartig aneinander zu reihen oder sich in Gruppen zusammenzuscharen. Die Körner sind meist gerundet, doch lassen sich mitunter einige der Formen erkennen, wie sie v. Foullon aus epidotreichen Gneisen des Arlberges beschrieben hat.

Sichere Anhaltspunkte für die Anwesenheit von Zirkonkörnern, wie eine solche Arzruni in vielen Jadeiten erwähnt, konnte ich nicht gewinnen. Dagegen findet sich ganz untergeordnet Rutil in wenigen freiliegenden Säulchen vor. Einige kleine krystallinische Häufchen, oft in gestreckten, fetzenartigen Partien, deren Körner gelblichgrünes Licht durchlassen, glaube ich als Titanit ansprechen zu dürfen. Der ganze Habitus des Dünnschliffes verräth körnig-schiefrigen Gesteinscharakter.

Mit dem Jadeitbeil von Freiberg [1]) in Mähren wird das vorliegende Beil nicht direct zu vergleichen sein. In seinem äusseren Habitus zeigt dasselbe einige Abänderungen, obwohl auch an dem Freiberger Beile eine versteckte Schichtung der Substanz unverkennbar auftritt. Die mikroskopische Beschaffenheit des vorliegenden Beiles stimmt im Allgemeinen mit der von Arzruni gegebenen Beschreibung des Freiberger Beiles überein, doch unterscheiden sich die Angaben darin, dass im Freiberger Beile die Anwesenheit von Zirkonkörnern, dagegen nichts von einem Auftreten des Epidot, Rutil und Titanit erwähnt wird.

Dem Beile von Křipic [2]), welches ich aus eigenem Augenschein nicht kenne, scheint das hier besprochene Beil auch äusserlich ähnlicher zu sehen, da Arzruni an demselben Farbenübergänge und manchmal fleckiges Aussehen erwähnt. In ihrem mikroskopischen Habitus stimmen nach der Beschreibung Arzruni's die Jadeitkörner beider Beile überein. Ein wesentlicher Unterschied ergibt sich auch hier nur darin, dass in der Substanz des Beiles von Tvarožná Lhota Epidot, Titanit und Rutil nachgewiesen wurden, und die Anwesenheit des Zirkons, welchen Arzruni im Křipicer Beile ebenfalls vorfand, zweifelhaft gelassen werden musste.

[1]) S. a. a. O.
[2]) S. a. a. O.

Grosse Uebereinstimmung zeigt das vorliegende Beil mit drei Beilen von Zala-Apáthi in Ungarn, worüber nächstens Herr Szombathy in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien ebenfalls Bericht erstatten wird.

Wollte man in der Anwesenheit von Zirkonkörnern im Jadeit einen wichtigen Unterscheidungsgrund finden, so müsste dieses Beil von fast allen anderen europäischen Beilen abgetrennt und als ein besonderer Typus aufgefasst werden. Da jedoch im Wesentlichen alle Eigenschaften der Jadeitkörner viele Uebereinstimmung mit den übrigen von Arzruni angestellten Beobachtungen an Jadeitkörnern europäischer Beile zeigen, so ist das Beil von Tvarožná Lhota ebenfalls in Typus I Arzruni's einzureihen, unter welchem die Beile der Schweiz, Deutschlands und zum Theile Frankreichs zusammengefasst sind."

Die vorstehende Diagnose, für deren unverzügliche Ausarbeitung ich Herrn Dr. Berwerth verbindlichsten Dank sage, verleiht dem neuen Fundstücke erhöhtes Interesse, indem hier im Gegensatze zu den beiden andern mährischen Jadeitbeilen das Fehlen von Zirkon festgestellt wurde. Indessen ist diese Eigenthümlichkeit, für die ostasiatischen Vorkommnisse des Jadeits geradezu charakteristisch, auch schon bei westasiatischen und europäischen vorgeschichtlichen Objecten beobachtet worden und steht nicht so ganz vereinzelt da. Ich weise auf drei Jadeitbeile von Sardes und Hissarlik hin, von denen Arzruni gleichfalls ausdrücklich hervorhebt [1]), dass in denselben Zirkonkörner, die bisher in fast allen europäischen Jadeitobjecten gefunden wurden, gänzlich fehlen. Demselben Autor zufolge [2]) enthält ein Jadeitbeilchen aus Mittelitalien längliche Körner mit longitudinaler Auslöschung und ausgesprochenem Pleochroismus, welche Körner er als Epidot ansieht. Zirkonkörner werden dabei nicht genannt.

Angesichts der hervorgehobenen Uebereinstimmung der Substanz des Beiles aus Tvarožná Lhota mit jener der 3 ungarischen und der 3 kleinasiatischen Jadeitbeile liegt die Versuchung nahe, an einen östlichen Ursprung dieses mährischen Fundstückes zu denken; ich halte die Angelegenheit noch nicht für spruchreif, bemerke aber, dass thatsächlich der Fundort in der Nähe zweier uralter Handelsstrassen aus Ungarn nach Mähren gelegen ist, welche durch eine ganze Reihe wichtiger prähistorischer Funde gekennzeichnet sind. Die eine zweigt aus dem Waagthale über Mijava, Velká, Ung.-Ostra nach Ung.-Hradisch in's Marchthal ab, während die andere und wichtigere von der Donau (Carnuntum) längs der March über Holics, Skalic, Strážnic gleichfalls nach Ung.-Ostra und Ung.-Hradisch führt.

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, 18. Bd., 1886. Verhandlungen S. 135.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie, 16. Bd., 1884. Verhandlungen S. 385.

Wenn auch dieser neue Fund keineswegs geeignet ist, zur Bekräftigung meiner in den beiden ersten Berichten über mährische Jadeit-Vorkommnisse ausgesprochenen Vermuthung, dass der Jadeit oder Nephrit sich in Mähren anstehend vorfinden dürfte, beizutragen, so wurde andererseits die Möglichkeit dieser Annahme bisher durch keinen Umstand widerlegt oder nur abgeschwächt. Allerdings liegen auch keine neuen Daten vor. Meine persönlichen Bemühungen während der letzten Ferien, im Gebiete der krystallinischen Schiefer an der Iglava, Oslava und Rokytna natürlichen Nephrit oder Jadeit aufzufinden, blieben vorläufig erfolglos, aber was vermag die Kraft eines Einzelnen, der überdies nur über wenige Tage zur Untersuchung eines so ausgedehnten Gebietes verfügt! Hier kann nur die Mitwirkung Vieler zum erspriesslichen Ziele führen. Ich hatte abermals Gelegenheit zu sehen, wie wenig noch die ganze an mineralogischen und archäologischen Schätzen so reiche Gegend bisher erforscht und bekannt ist. Auf diesen Gebieten eröffnet sich ein weites Arbeitsfeld für die locale Forschung, und deshalb vermag ich bereits als einen Erfolg den Umstand zu verzeichnen, dass, während früher so ziemlich Niemand der Nephritfrage bei uns nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hatte, gegenwärtig eine beträchtliche Zahl von Localforschern und Sammlern die Sache mit Interesse verfolgen.

Auch im verflossenen Jahre war ich in der Lage, mehrere Privatsammlungen von geschliffenen Steinwerkzeugen in Mähren speciell mit Rücksicht auf etwaige Nephritoide zu untersuchen; ein wirklicher Nephrit oder Jadeit kam nicht vor. Ich kann diesmal nur die allgemein gehaltenen Bemerkungen über nephritoidverdächtige Steinwerkzeuge aus dem südlichen Theile des Landes, welche Bemerkungen ich im ersten Berichte aus dem Gedächtniss niederschrieb, durch Belege bekräftigen. Ich bekam mehrere einheimische Beile zu Gesichte, welche durchscheinende Einsprengungen von grünlicher Farbe enthielten; diese erwiesen sich aber alle als Quarz. Ein prachtvoll modellirter Hammer von schöner, dunkelgrüner Farbe, kantendurchscheinend, welcher sich in der Sammlung des Herrn Palliardi in Znaim befindet und dessen elegante Form mit gewissen seltenen nordischen Hämmern übereinstimmt, besteht aus edlem Serpentin von der Ifärte 3.

Bevor ich schliesse, will ich noch einer Episode Erwähnung thun, welche, wenn sie auch ihrem Inhalte nach nicht direct mit der Frage über die Herkunft der mährischen Jadeitbeile zusammenhängt, dennoch von wissenschaftlichem Interesse ist, indem dieselbe nicht nur einen schönen Beleg von der Erhaltung culturhistorischer Ueberlieferungen abgibt, sondern auch ethnologische Beziehungen in weit entlegenen Zeiten beleuchtet.

Bei meinen archäologischen Streifungen in Mähren, welche ich alljährlich während der Ferienzeit vorzunehmen pflege, habe ich die Gewohnheit, in jedem Orte zuerst nach „Donnersteinen" zu fragen, und wenn einer zu Stande gebracht wird, gleich nach dessen näherer Herkunft mich zu erkundigen. Die gewöhnliche Antwort

lautet, das Exemplar sei seit soundsovielen Geschlechtern in der Familie gewesen, oder es sei gelegentlich nach einem Gewitter auf den Feldern gefunden worden.

Einmal aber antwortete mir ein 87 Jahre altes Mütterchen in der Altstadt Strážnic, den Donnerstein habe ihre Urgrossmutter von einer Wallfahrt, sie wisse sich nicht mehr genau zu erinnern, entweder aus Nikolsburg oder aus Mariazell mitgebracht. Auf meine weiteren Fragen versicherte es mich, dass anlässlich der Wallfahrten in den beiden genannten Orten solche geschliffene Beile und Hämmer unter dem Namen „hromové kameny“ (Donnersteine) öffentlich verkauft worden wären.

Diese Erzählung machte mich zwar stutzig, aber ich betrachtete dieselbe als fromme Begeisterung des greisen Mütterchens für seinen ihm lieb gewordenen Donnerstein, von dem es sich nur schwer zu trennen vermochte, bis mir ein zweiter ähnlicher Fall die Ueberzeugung aufzwang, dass ich es hier mit dem Reste einer uralten Tradition zu thun habe. Einige Wochen später kam ich nämlich in Rešic, einem Dorfe unweit von Kromau im westlichen Theile des Landes, zu einer gleichfalls alten Bäuerin, welche mir als Eigenthümerin eines Donnersteines bezeichnet wurde. Dieselbe bejahte meine diesbezügliche Anfrage und brachte nach einer Weile aus ihrer Truhe mehrere sorgfältig verwahrte Splitter von Kalkstein, welche sie eigenhändig als wunderwirkende Donnersteine in Mariazell abgeschlagen hatte.

Wir sehen also hier, dass, obzwar mitunter das eigentliche Object dem Volksaberglauben abhanden gekommen war, die Tradition an dessen ehemalige Bezugsquelle im Volke lebendig blieb. Wir sind vollkommen befugt, den Ursprung mancher noch jetzt bestehenden Volksgebräuche bis in vorgeschichtliche Zeiten zurück zu verlegen, und dahin gehört zweifelsohne die Sitte eines massenhaften, periodischen Besuches in gewisser Richtung hervorragender Oertlichkeiten zu bestimmten Zeiten, abgesehen davon, dass es schon in vorgeschichtlichen Zeiten Handelsplätze in unserem Sinne gegeben hatte, wo Einheimische und Fremde, Erzeuger und Händler auch sonst nach Bedarf sich einzufinden pflegten. Ob nun Nikolsburg und Mariazell zu solchen hervorragenden vorgeschichtlichen Cult- oder Handelsstätten zu rechnen seien, ob also die Tradition auch in Hinsicht der Oertlichkeit auf reeller Grundlage beruhe, vermag ich heute nicht zu entscheiden, auch nicht, wie weit die jetzt üblichen Wallfahrten nach den genannten Orten zeitlich zurückreichen. Wohl aber kann ich behaupten, dass Nikolsburg in Verbindung mit den benachbarten Polauer Bergen und der Wallburg „Burgstadtl“ bei Muschau zu den wichtigsten und reichsten prähistorischen Fundstätten in Mähren gehört. In dieses Gebiet fällt aller Wahrscheinlichkeit nach die bereits im ersten Jahrhunderte nach Chr. bekannte Stadt Felicia, deren Lage Ptolomäus mit 39° Länge und 48° 30′ nördlicher Breite feststellt.

2. Herr Dr. J. E. Polak hält einen Vortrag

Die Metalle nach persischen Quellen [1]).

Ich fühle mich bemüssigt eine einleitende Bemerkung vorauszuschicken: In einem früheren Vortrag habe ich ausgesprochen, dass der Schlüssel für die Kenntniss der Metalle in der Vorzeit nur dann zu finden sein wird, wenn die asiatischen prähistorischen Funde gegeben, verglichen und analysirt sein werden. Dazu bieten sich leicht und von selbst die zahlreichen Tumuli (Tappeh, Kurgân) vom Suliman-Gebirge durch Afghanestan, Persien und Syrien einerseits, anderseits jene nördlich bis Sibirien. Es ist auffallend, dass während die europäischen Tumuli früher kaum die Aufmerksamkeit eines Forschers auf sich gezogen, selbe schon in Syrien von Volnay erwähnt und beschrieben wurden. Der Grund ist einleuchtend; denn während die europäischen kleine Erdanhäufungen bilden, die zuletzt dem Zufall zugeschrieben werden, sind die asiatischen kunstgerechte Hügel in Form einer abgestumpften Pyramide oder eines stylrunden Cylinders in Höhe von 20 bis 30 Meter, im Umfange von 20—25 Minuten Weges. Später wurden Verschanzungen, Ansiedlungen und Kirchhöfe darauf angelegt. Manchmal findet man einzelne Tumuli abgegraben, theils zum Zweck der Salpeterbereitung, theils der Düngung. Bei der Abgrabung bemerkt man parallele Schichten von Erde und Knochenasche, am Grunde oder anderer Stelle eine Kiste mit Bronzen und Schlacken.

Ueber ihr Alter geschieht in Schriften keine Erwähnung; nur soviel steht fest, dass ihr Bau in die vorzoroastrinische Periode — also ad minimum 2500 Jahre — fällt, weil seit jener Zeit eine Leichenverbrennung nach Gesetz nicht statthaft war.

Trotz Mangel der Nachrichten ergibt sich doch, dass bereits zur Zeit ihres Baues eine dichte Population und eine Art Staatswesen, d. h. Unterordnung unter einem Befehlshaber existirt haben müssen. Darauf weisen hin: 1. Verlangen solche mächtige schichtenweise Erdanhäufungen ein Zusammenwirken von grossen Kräften unter Leitung eines Chefs. 2. Finden sich die Tumuli häufig in unfruchtbaren wasserlosen Steppen. Dies setzt voraus, dass entweder die noch musterhaften heutigen Leitungen schon damals bestanden haben, oder dass Wasser und Nahrung von der Ferne gebracht wurden. 3. Findet man fast nie die Stelle, wo die Erde ausgehoben wurde, sie wurde von der Ferne geholt mit grossem Aufwand von Kraft.

Demnach wäre es Aufgabe eines jeden Asiareisenden, die Tumuli genau aufzuzeichnen, um mit einem Worte eine Tumulus-Karte zu erhalten. — Zur Kenntniss der Metalle, ihrer Gewinnung und Verbreitung durch Migration der verschiedenen Völker füge ich noch bei die Aufmerksamkeit, welche Reisende auf alte Schachten, Stollen, Schlacken und Schutthalde verwenden und Einzeichnungen machen sollen. Sind einmal diese und jene in

[1]) Belege aus griechischen und römischen Quellen sind zumeist aus dem vorzüglichen Werk „Technologie und Terminologie der Gewerbe der Griechen und Römer“ von Dr. Hugo Blümel entnommen.

Karten verzeichnet, so wird Vieles für unsere Disciplin gewonnen sein.

Gehen wir nun zu unserem Thema über. Der Begriff „Metall“ (felez) ist bei den Griechen und Römern, also auch bei den Orientalen viel später entstanden, nachdem schon bereits viele in Anwendung waren. Dass die Alchymie und die Vorstellung der Transmutation der Metalle viel beigetragen haben, ist ersichtlich. Als der Begriff fertig war, suchte man die Definition. Diese lautet: Metall ist ein mineralischer (maaden) Körper mit bestimmten, ihm allein zukommenden Eigenschaften, mit besonderer Schwere, Schmelzbarkeit, Dehnbarkeit und Hämmerbarkeit. Hieraus ergab sich, dass Quecksilber, das Hauptagens der Alchymisten, nicht unter die Metalle aufgenommen werden konnte.

Von Metallen werden aufgezählt: Gold, Silber, Zinn, Blei, Eisen und Kupfer. Das Kupfer habe zwei Modificationen: *a)* das eigentliche Kupfer und *b)* das Gelbkupfer, entsprechend dem Oreichalkos der Griechen, nämlich Messing oder Prägmetall. Hiezu tritt noch das eigenthümliche Bewandtniss ein, dass während die alten Völker genau Gold, Silber und Eisen kannten, tritt schon bei Kupfer eine Verwirrung mit Messing ein, ebenso werden Zinn und Blei nicht genau unterschieden, sondern nur als Weiss- und Schwarzerz (risas el abied, resas al asved) bezeichnet. Das Merkwürdige dabei ist, dass keine dieser Nationen das Zink als Metall erkannte und doch dessen Legirungen erzeugte. Sie brauchten nämlich statt des Zinks dessen Oxyd (tutia), welches auch im ganzen Mittelalter in der Medicin eine grosse Rolle spielte. Ein Analogon dazu ist auch folgendes: Seit uralter Zeit verwendeten die Perser zu ihren schönen Glasuren das Kobalt, ja sie exportirten viel davon nach China, ohne das Metall zu kennen. Sie bildeten aus der geschlemmten Gangart Pyramiden für den Brauch der Töpfer und Porzellanarbeiter. (Eine solche Pyramide habe ich der geologischen Reichsanstalt in Wien überreicht.)

Wenn wir nun speciell die einzelnen Metalle behandeln, so bietet uns die Nomenclatur in den verschiedenen Sprachen, die Fundorte mancher Metalle und die Namen der Völker, welche sie vorzugsweise bearbeiteten oder ihre Verbreitung durch Handel besorgten, mehrfache Anhaltspunkte.

Vorweg ist zu bemerken, dass in Bezug auf Benennung die indogermanischen mit den semitischen Sprachen viele gleiche Worte aufweisen, während die uroaltaischen Idiome meist abseits stehen.

Gold, hebräisch und arabisch dahab, persisch zær (gelb), altassyrisch ḫurasu (daher das griechische Chrisos), armenisch voski, Sanscrit Suvarna.

Persien scheint seit jeher goldarm gewesen zu sein, dahin deutet die minimale Ausbeute in jetziger Zeit, ausserdem die geringe Anzahl der Gold- gegenüber den Silbermünzen; ja es gab Dynastien, z. B. die der glorreichen Parther, welche nie eine Goldmünze geprägt haben. Wenn es jedoch historisch festgestellt ist, dass Alexander magnus bei Plünderung von Susa und Ekbatana kolossale Goldschätze erbeutete, so fragt es sich, auf welchem Wege das Gold dahin kam? Die Annahme Herodot's, dass das Gold von Indien dahin gelangte, ist aus vielen Gründen nicht stichhältig.

Bekanntlich wird in dem von Elwend bei Hamadan (Ekbatana) aufgeschwemmten Sand viel Gold gewaschen. Als ich im Jahre 1882 dort verweilte, drängte sich mir die Frage auf, ob dieses bearbeitetes Werk- oder natives Gold sei? Letzteres schien um so wahrscheinlicher, als in den dortigen zwischen Granit befindlichen Quarzbänken hie und da eine Goldspur gefunden wird. Ich kaufte daher reines geschwemmtes Gold, einiges halbgeschwemmt mit verschiedenen Mineraltheilen gemengt, endlich brachte ich auch einige Kilo Erde mit. Herr Prof. Schrauf liess gütigst im Laboratorium die Untersuchung anstellen und gelangte zum Resultat: 1. Dass alle Goldtheilchen die Kennzeichen der Bearbeitung an sich tragen. 2. Dass die Beimengung des nur im Ural vorkommenden Demantoids, ferner die chemische Analyse auf Feingehalt darauf hinweisen, dass das Gold vom Ural dahin gelangte (vide Annalen des k. k. Hofmuseums, B. I, pag. 233).

2. Silber, hebräisch kesef, altass. Kaspi, arab. fada und nuqreh. Sanscrit arjuna, armen. arzad, lat. argentum, griech. argyros, pers. sīm.

Das Silbervorkommen ist in Persien ziemlich häufig, es ist meist im Bleierz. Bekannt und in alter Zeit ausgebeutet sind die Bergwerke bei Rhages nahe Teheran. Ich brachte im Jahre 1882 einige Stücke Erz nebst Gangart mit. Herr Dr. Rodler liess Einiges an der technischen Hochschule analysiren; es fand sich silberreich. Die Analyse wird bald in den Schriften der k. k. Reichsanstalt veröffentlicht werden. Interessant ist es, dass in den Hamadaner Funden wohl viele Silbermünzen, doch keine Silbertheilchen gefunden werden. Dieses entspricht auch der Thatsache, dass z. B. in Hamadan ziemlich viele Figürchen und Schmucksachen aus Bronze und Gold, fast keine jedoch aus Silber gefunden werden.

3. Kupfer, arab. und hebr. næhas, altassyrisch kipur, armenisch birinz (übertragen vom persischen birindsch Bronze), persisch mis.

Kupfer ist eines der häufigsten Metalle in Persien, besonders berühmt sind die Bergwerke in Chorassan und im Karadagh nördlich von Tabris. Ob der Name Cuprum von Cypern herzuleiten sei, oder im Gegentheil ob der Name der Insel wegen ihres Kupferreichthums zugetheilt wurde, ist nicht entschieden.

Hier ist der Ort, dass wir von der Kupferlegirung, nämlich von Messing, altdeutsch auch Mossing, sprechen. Dieses wurde früher sowohl von den Griechen (unter dem Namen Oreichalkos) als von den Römern, Arabern (unter dem Namen asfer, Gelbmetall) und Persern als natives Metall und Modification des Kupfers gehalten. Bei den Persern hiess es ru (von rusten wachsen [1]) i. e. natives Kupfer. Nach griechischen Autoren wurde das Volk der Mossynoiken am Pontus mit der Gewinnung und Bearbeitung des Messings in Verbindung gebracht. Uebereinstimmender Weise erwähnt auch die Bibel (Genesis X. 2) als Kinder Japet's — also Arier

[1]) Synonym mit dem slavischen rodit und roda.

angrenzend an die Junonen die Mesek's und Tubals. Noch heutigen Tages heisst Kupferhammerschlag arabisch tubal, persisch tufal. Ausserdem erwähnt die Bibel den Tubal-kain (Vulkan) als ersten Meister der Kupferschmiederei.

Es scheint mir daher ausser Zweifel, dass die persische Benennung mis, Messing oder Mossing, die Metalllegirung misy der Griechen, missios des Plinins, die Mossynoiken und die Mesek's zu einander Beziehung haben. Ich gehe noch weiter, die Massageten, von denen Herodot erzählt, dass sie wohl viel Kupfer, aber kein Eisen hatten, als Kupfer-Geten zu bezeichnen. Russische Reisende, in deren Forschungssphäre dies Gebiet liegt, dürften durch Funde uns darüber bald Aufklärung geben.

Ob das Messing als solches in der Natur vorkommt (welches unsere Mineralogen in Abrede stellen); wie es die Griechen annahmen, oder bei zufällig zusammenlagernden Kupfer- und Zinkerzen durch Schmelzung entstand, ist zu entscheiden. Als Curiosum will ich erwähnen, dass in allerneuester Zeit in den Abflüssen des Kilimandjaro native Messingkörner gefunden sein sollen.

4. Es wurde früher erwähnt, dass Zink als Metall ungekannt, als Oxyd unter dem Namen Tutia verwendet war, Eigentlich, wird berichtet, hiess es dūdiā (von dūd Rauch oder Sublimat), es ist hiermit mit Zinkwolle identisch. Das nun in neuestsr Zeit aus Europa eingeführte Zink wird fälschlich mit rū bezeichnet, welches früher Messing bedeutete.

5. Blei und Zinn. Beim Mangel an Chemie konnten die Alten diese Metalle nicht genau unterscheiden; so nannte man auch das Zinn plumbum album, ebenso wie die Araber und die Perser beide mit ræsas ærziz p. bezeichneten, mit Zusatz von abied weiss für Zinn und asvad schwarz für Blei. Später werden Blei pers. surb, arabisch ābār und Zinn qal' nach dem Exporthafen in Hinterindien benannt.

Die Synonyme in andern Sprachen sind hebräisch ʿofer, altassyrisch abar (dem Arabischen entsprechend) armenisch arčič (vom pers. arziz), sansc. sisa. — Für Zinn hebräisch bedil, sansc. kastira, armen. Klajek.

Die Vorkommnisse von Blei sind sehr zahlreich in Persien, selbst in der Nähe der Hauptstadt sind zwei bedeutende Fundorte. Das Vorkommen von Zinnminen in Persien war bis auf neueste Zeit in Europa nur geahnt, zumal das meiste von Indien dahin gelangte. Und doch weisen die vielen Bronze-Utensilien und auch ein Bronzekuchen, den ich mit Schlacken am Schmelzort von einem Tumulus bei Chanābād erlangte, auf den ausgedehnten Gebrauch von Zinn in alter Zeit hin. Erst in den letzten Jahren stiess ein russischer Forscher auf Zinngeräthe in Meschhed, welche aus einheimischem Metall aus dem nahen Gebirge von Buschnurd gefertigt auf den Markt gebracht wurden. Ebenso zeigte mir der Geologe Czarnotta im J. 1852 einen Zinnstein, ganz dem böhmischen ähnlich, den er im Karadagh gefunden haben will. Uebrigens machte schon Robertson darauf aufmerksam (s. Cop. Rich. Wilbraham, Travels in Transcaucasian provinces. Lond. 1839, pag. 75).

Die Lösung der Frage, ob Antimon in Persien vorkomme, war um so wichtiger, als im Kaukasus prähistorische Gegenstände von diesem Metall gefunden werden. Im J. 1885 wurden mir von Schiraz einige Metallstreifen zur Prüfung eingeschickt. Herr Dr. Plohn hatte sie im Laboratorium des Herrn Prof. Ludwig untersucht und sie als reines Antimon erklärt. Zu erwähnen wäre noch, dass das sogenannte Ithmid zur Augenschminke verwendet, gewöhnlich für Schwefelantimon gehalten wird, während es nur schuppiger Eisenglanz ist; berühmt ist jenes von Kupa westlich von Isfahan.

Wenn wir nun das Eisen übergehen, über welches mir unbedeutende Daten zur Verfügung stehen, bleibt noch die wichtige Legirung, die Bronze übrig. Das Wort stammt von dem persischen Birindz. Im Sanscrit heisst sie Ajas, armänisch eruiz, altassyrisch êrê, Worte die mit æs æris, Erz, zusammenhängen. Die jetzigen Perser sind noch Meister der Bronze, sowohl in Farbe wie besonders im Klang. Ueber den Vorgang der jetzigen Mischung und Schmelzung konnte ich in Isfahan bei den wenigen Meistern, die ein Geheimniss daraus machen, wenig erfahren. Meine Tumulus-Gegenstände sind leider noch nicht chemisch geprüft. Das älteste Recept für Bronzebereitung findet sich im Buche Hesekiel XX. 20. „Wie man Silber, Kupfer, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen (kūr Schmelzofen heisst noch heutigen Tages kuré), dass man Feuer darunter anblase“. . . . . Dass Silber als Bestandtheil angeführt wird, ist ein überall verbreitetes Vorurtheil. Eisen findet sich wohl in allen antiken Bronzen, doch nur in kleinem Percentsatz von kaum 0·75 : 100 und scheint eine zufällige Beimengung.

3. Herr Univ.-Professor **Dr. Wilhelm Tomaschek** hält einen Vortrag über

Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien.

Anknüpfend an die Darlegungen des geehrten Vorredners, berühre ich zuerst kurz die Fundorte des Zinns auf iranischem Boden.

Nach einem Autor der Alexanderzüge berichtet Strabo XV., pag. 724: „Die Drangen haben nur wenig Weinbau; aber Zinn findet sich bei ihnen.“ Die Drangen oder Zarangen (Zarañka) bewohnten nicht blos die Uferstriche des Zarre-Sees, in welchen der Hilmend einmündet, sondern auch Theile der Bergregion Sarhadd, die sich durch mineralische Reichthümer auszeichnet; hier nennt bereits einer der ältesten arabischen Geographen, Ibn-khordâdbeh, einen Minenort Maẓden. Da die Gegend noch nicht erforscht ist, sind positive Nachrichten über Zinngewinnung daselbst erst von der Zukunft zu erwarten. — Ergiebige Zinngruben und eine beträchtliche Zinnindustrie sind dagegen durch den Russen Ogorodnikow für das Territorium von Mešhed und Kučan im nördlichen Khorasan nachgewiesen (v. Baer, Archiv f. Anthropologie, Bd. IX, 1876, S. 265); reiche Lager von Zinn, Kupfer und anderen Erzen finden sich bei Miyânâbâd im Canton Isferâïn

und bei Bâm im Canton Maźden; Geräthe aller Art aus dem Zinn dieser Bergwerke werden in Mešhed verkauft. Auch sind in neuerer Zeit Zinngruben im westlichen Hindukusch, im Territorium von Bâmiyân, entdeckt worden. Vielleicht darf mit dieser Thatsache eine Nachricht in Zusammenhang gebracht werden, die sich in den sinischen Annalen der Dynastien Han und Suï vorfindet; es heisst da in der Schilderung des Reiches Ki-pin (= Κωφηνή, Kâbul): „Ki-pin hat Gold, Silber, Kupfer und Zinn; die Handwerker sind vortrefflich bewandert in der Fabrikation von Geräthen und Vasen aus diesen Metallen; sie verfertigen Ketten, die sie für (indisches) Steinsalz eintauschen". — Ob die Gebirge Farghânas südlich vom Jaxartes ausser Eisen, Kupfer und Blei auch Zinn liefern, wie man aus einer Andeutung arabischer Geographen schliessen könnte, bleibt unsicher. Dagegen dürfen wir zweifellos Zinnausbeute für die Gebiete am Südfuss des Thianschan in Anspruch nehmen; vornehmlich in dem Reiche Kučé blühte seit Alters die Metallurgie. Der sinische Pilger Huan-Thsang (a. 630 n. Chr.) berichtet hierüber: „In den Gebirgen von Kučé gibt es Gruben auf Gold, Eisen, Blei, Kupfer und Zinn." Die Annalen der Suï-Dynastie rühmen die Geschicklichkeit der Einwohner von Kučé im Schmelzen und Giessen der Erze; noch jetzt werden dort Metallgeräthe aller Art, Vasen und Metallspiegel erzeugt. Auch die Bewohner von Kao-čhang (jetzt Turfan) verarbeiteten edle und unedle Metalle zu zierlichen Gefässen. Die Reiche am Südfuss des Thian-khan standen in vorchristlicher Zeit unter dem iranischen Cultureinflusse; für Ku-čé ist als ältester Name Ἰσσηδὼν Σκυθική überliefert. Auch die Entwicklung der Metallurgie geht hier wohl auf den iranischen Einfluss zurück. Gegenwärtig sind die Bronzen von Yarqand geschätzt.

Die arischen Bewohner des iranischen Hochlandes, welche die Bronzebereitung dem asiatischen Norden übermittelten, sind aber nicht die Entdecker derselben. Die ältesten Bronzefunde gehören dem Boden Mesopotamiens an; die Sumero-Akkadier, Assyrier und Cheta waren die ersten Lehrmeister der Bronzemischung. Wir kennen die sumerisch-babylonischen Ausdrücke für „Kupfer" (urudu), „Zinn" (anaku, kazduru) und für „Bronze" (zabar). Das Kupfer scheinen diese Culturvölker theils aus den Gebirgen der kaukasischen und kuschitischen Aboriginer, theils aus Mâkan in Arabien, das Zinn jedoch aus dem Lande Midian bezogen zu haben; die Zinngruben Georgiens waren damals noch nicht eröffnet. Auch das Zinn aus dem europäischen Westlande Taršiš trat aus dem bisherigen Dunkel erst hervor, als die Phöniker ihre Fahrten bis dahin ausdehnten; es geschah dies erst seit 1100 vor Christus. Wir müssten denn annehmen, dass die Turiša der ägyptischen Denkmäler wirklich die Etrusker sind, welche ihr Zinn durch den ligurischen Tauschhandel aus Iberien und Britannien bezogen und auf ihren kriegerischen Wanderungen dieses seltene Metall dem Orient zuführen mochten. So viel ist jedoch sicher, dass die Kunde der Bronzebereitung eine uralte Heimstätte auf dem Boden Mesopotamiens besass und von da auf die rossezüchtenden Arier überging, welche von Norden her in's iranische Hochland eingedrungen waren und sich (seit 800 v. Chr.) bis zur mesopotamischen Ebene ausgebreitet hatten. Vorher hatten diese Arier nur Waffen und Geräthe aus reinem Kupfer gehabt. Im Awesta finden wir bereits Spuren der vorderasiatischen Bronzebereitung; es kennt, wenn die Darlegungen W. Geiger's (Ostiranische Cultur, S. 147 fg., 388 fg.) richtig sind, zwei Arten von Zinn, aonya takhairya und aonya parô-bereğya; der Lautcomplex bereğya scheint von gleicher Wurzel (bharğ „leuchten, glühen") gebildet zu sein, wie das neupers. Wort für „Bronze" biriñ. Aus Bronze wurden Helme und Panzer, Schwertklingen und Dolche, Keulenbeschläge und Pfeilspitzen verfertigt.

Zu den iranischen Nomadenstämmen des Nordens gehören ausser den pontischen Skythen und Sarmaten auch die Massageten, welche ein weites Gebiet nördlich vom Jaxartes inne hatten. Herodot zufolge (I, 215) besassen die Massageten weder Eisen noch Silber, wohl aber Gold und Kupfer in Menge. Ihre Pfeile, Spiesse, Streitäxte und Brustharnische waren aus Kupfer bereitet; ihr Kopf- und Gürtelschmuck, sowie der Schmuck ihrer Pferde bestanden aus Gold. Diese Metalle stammten offenbar aus der altaischen Bergregion. Allbekannt sind die uralten Denkmäler des Bergbaues im westlichen Altai und auf dessen Nordseite. Bisher waren die Archäologen geneigt, diese prähistorischen Ueberreste den Finnen und Ugriern beizumessen; Radlow möchte sie gar dem Jägervolke der Jeniseïer zuschreiben. Aber die armseligen Jeniseïer haben es zwar zu einer Art primitiver Eisenschmelze gebracht (G. F. Müller, Sammlung russischer Geschichte VIII, S. 188), wahrscheinlich unter türkischem Einfluss; Kupfer zu giessen oder gar Bronze zu erzeugen, waren sie aber gewiss nicht im Stande. Die Finnen und Ugrier, welche uns Herodot gleichfalls als Jägervölker schildert, kannten zwar das Kupfer (finn. waski, ostjak. woχ), aber Zinn und Bronze waren ihnen ursprünglich unbekannt; und für Gold verwenden Permier und Ugrier, bezeichnend genug, den iranischen Namen (perm. zarny, wogul. sarnya, magy. arany, d. i. zend. zaranya). Die Skythen dagegen besassen Pfeilspitzen aus Kupfer oder Bronze (Herodot IV, 81) und überdies Goldschmuck in Fülle. Wir dürfen unbedenklich die Vermuthung aufstellen, dass ein Theil der Skythen, gewöhnlich Massageten genannt, zwischen ugrischen und hochasiatischen Stämmen sich angesiedelt habe (vgl. Herodot IV, 22 am Schluss) und vielleicht selbst bis zum mittleren Jeniseï vorgedrungen sei; diesen Skythen dürfen jene prähistorischen Denkmäler, welche in den Schachten und Kurganen vom Jeniseï bis zum Tobol und südwärts bis zum Ćuï aufgedeckt worden sind, angehören; es bestehen diese ältesten Reste der nordischen Metallurgie aus Gold, Kupfer und Bronze; eiserne Geräthe fehlen fast gänzlich. Die Darstellung eines Bogenschützen aus einem Kurgan von Barnaul (Aspelin Nr. 327) entspricht ganz dem skythischen Typus; der Bogen hat die sigmaförmige Gestalt, wie sie bei den pontischen Skythen üblich war; die Art des Bogenspannens ist gleichfalls die skythische; die spitzzulaufende Mütze ist ebenfalls

skythisch; ebenso der lange, mit Blattgold besetzte Waffenrock. Auch sei bemerkt, dass die Gesichtszüge der ältesten Menschenfiguren aus den Kurganen von Minusinsk (Aspelin Nr. 299, 300) nicht türkisch oder mongolisch sind. — Die Kunde der Bronzebereitung, die wir hier nördlich und westlich vom Altai vorfinden, erfloss demnach aus iranischer Quelle; sie geht, wie die iranische überhaupt, in letzter Reihe auf die Industrie Mesopotamiens zurück. Chinesische Einflüsse auf die nordische Metallurgie sind für die älteste Zeit, welche bis zu unserer Aera herabreicht, nicht nachweisbar. Die Türken sind aus ihren südlicheren Sitzen in's Jeniseï-Gebiet erst später vorgedrungen; es war das Volk der Kie-ko (Kirgisen), das hier die Periode der Eisengewinnung einleitete, nachdem es die letzten skythischen Ueberreste entweder vertrieben oder in sich aufgenommen hatte. Einen solchen Rest erblicken wir in dem streitbaren Volke Po-mà („Besitzer gesprenkelter Rosse"), das den Annalen der Thang zufolge westlich von den Kie-ko, also am oberen Ob und Irtysch, hauste und fast gar kein Eisen besass; „ihre Gefässe", heisst es, „waren theils aus Thon, theils aus Kupfer". — Es erhebt sich aber die wichtige Frage: woher kam das Zinn für die sogenannten „čudischen" Bronzegeräthe, die wir den Massageten zuschreiben? Bezogen es die Metallurgen aus dem iranischen Hochlande und aus Kučé, oder erhielten sie es auf dem Wege des Tausches aus Tibet und Čina, oder gewannen sie es im eigenen Lande? In letzterer Hinsicht wäre folgende Notiz aus der Zeit der Thang (7. u. 8. Jh. n. Chr.) belangvoll: „Bei den Kie-ko (= Kirgyd, Kirgisen am Jeniseï) gibt es Gold, Eisen und Zinn." Gegenwärtig ist im asiatischen Norden kein anderer Fundort für Zinn bekannt, als im Bezirke Nerčinsk, an den linken Zuflüssen des Onon, wo die Choring-Burjäten seit Alters Gold, Silber, Blei und Zinn ausgebeutet und auch die Russen auf diese Metalle aufmerksam gemacht haben. Im Verzinnen von Geräthen sind noch jetzt die Burjäten und Dauren geschickt; sie haben für „Zinn" folgende Ausdrücke: toχolon (vgl. čuwasch. tuχlán), tarčan, tudja oder tudža.

Sind unsere Darlegungen richtig, so bildet ganz Vorderasien sammt Westsibirien die eine grosse und uralte Bronzeprovinz. Ein zweites, völlig abgesondertes und ebenso uraltes Bronzegebiet wird durch Hinterasien repräsentirt und Vorderindien nimmt zwischen beiden Gebieten, historisch wie geographisch, eine Mittelstellung ein.

Vorderindien war im Zinnbezug ursprünglich abhängig vom Abendland (vgl. R. Andree: „Die Metalle bei den Naturvölkern" 1884, S. 58 fg., 61 fg.); aber das hinterindische Zinn muss doch schon in den ersten Jahrhunderten unserer Aera bekannt geworden sein. Brahmanische Stämme hatten sich an verschiedenen Punkten des Hinterlandes angesiedelt und es entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr in der Richtung nach Osten bis Yâva und zu den Gestaden Mahâčinas. Es trat das heutige Siam mit seinen metallischen Schätzen in den Vordergrund der Kenntniss; Ptolemaeus (150 n. Chr.) nennt dieses Land Χαλκῖτις χώρα, ἐν ᾗ πλεῖστα μέταλλα χαλκοῦ, und die Halbinsel Málaka Χρυσῆ χερσόνησος, was indischem Suvarna-dvîpa entspricht; dort, wo er den Fluss Χρυσοάνας verzeichnet, befinden sich die reichen Zinnminen von Pérak. Die griechischen Handelsleute, welche einst das semitisch-sumerische Wort κασσίτερος den Indiern zugebracht hatten (skr. kastira „Zinn"), mögen jetzt mit diesem Zinn bekannt geworden sein; führt doch dieses Metall auch die indischen Namen yavana-priya, „von den Griechen geliebt", yavanéšṭa „bei den Griechen geschätzt". Ueber die dortige Zinngewinnung erhalten wir freilich erst durch persisch-arabische Seefahrer des 8. und 9. Jahrhunderts n. Chr. Kunde. Die centrale Station des langen, von ʿOmân, Basrah und Ṣirâf bis Čan-fû in Čina sich hinziehenden Schiffsweges war der Hafenplatz Kalah, der nahe dem Aequator gegenüber Sumâtra im malayischen Sunde Šalâhat an der Küste Kalah-bâr (j. Pérak) gelegen war. Die Einwohner ringsum waren Halbwilde, welche das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehrten, also die Vorfahren der heutigen Samang und Sakaï. In Kalah selbst waren Indier und Gebern und Mohammedaner angesiedelt; der Herrscher gehorchte dem Mahârâǧa von Yâva. Die Schiffer fanden hier ausgezeichnetes Brunnenwasser; es gab hier Bambu-Plantagen und Kampherbäume; aber vor Allem berühmt waren die Zinngruben der Umgebung — das Metall wurde von hier weit und breit ausgeführt. In Kalah concentrirte sich überhaupt, etwa wie im heutigen Singapur, der ganze ostasiatische Handel; dort war das Entrepot für Zinn, Aloë, Kampher, Farbhölzer und Aromate; selbst schneidige Klingen sollen hier erzeugt worden sein. Vielleicht stammt von diesem Kalah nicht blos der malayische Name für „Zinn" kalang, kulang (neben dem allgemeiner verbreiteten Namen timah), sondern auch die arabische Bezeichnung qalaʿi. Ueber die gegenwärtige Zinnausbeute Málakas vgl. E. Reyer, Zinn, 1881, S. 157 fg. Die Zinngruben Siams befinden sich östlich vom Mä-näm, im Berggebiete von Korat, nebst reichen Kupfer- und Eisenminen; von hier stammt auch das Material zu den alten Bronzen der Khmer in Kamboğa (Andree, S. 98). Auch das freie Territorium I-bang im Laogebiet an der Grenze von Tong-kin liefert Zinn: „tönendes Zinn" (sin. hiang-si), von härterer Eigenschaft als das gewöhnliche, findet sich im Territorium Mu-pang. Die hinterindischen Namen des Zinns (siek, siek, sîk sind mit dem sin. sï (Canton-dial. sîk) identisch. Nach Orazio della Penna soll auch Tibet Zinn (tik. zä) liefern; für Nepal dagegen ist nur ein staunenswerther Reichthum an Kupfer bezeugt: alle Geräthe, auch die Münzen, sind hier aus Rothkupfer (sin. teu-ši) verfertigt, und der Mongole nennt einen „Erzgiesser" überhaupt balbo, nach dem tib. Namen für Nepal Bal . bo.

Das Volk der Mitte selbst bezog, als es noch den gelben Lössboden des Ho bewohnte, Zinn und Zink aus den Bergregionen südlich vom Kiang, aus der Provinz Kiang-nan. Die Mischungsverhältnisse der sin. Bronze und des Glockenmetalls weichen durchaus ab von der vorderasiatischen, persischen und altaischen Bronze; in der Ornamentik treten menschliche und thierische Nachbildungen und Motive überaus selten zu Tage, ganz im

Gegensatze zu den Bronzen Mesopotamiens und des Altai, woselbst Thierbilder (z. B. Steinböcke oder argali, Elenthiere, Löwen etc.) typisch auftreten. Kurz, Čina mit Hinterindien und Japan bilden eine eigene Bronzeprovinz.

Es war meine Absicht, auf die bisher wenig beachteten Fundstätten des Zinns im östlichen Persien, in Kučé und am Onon aufmerksam zu machen und zugleich das Alter der Zinngewinnung auf Málaka höher hinauf zu rücken. Kundigeren Fachgenossen bleibe es überlassen, meine Ansicht über die Provenienz der altaischen Bronzen schärfer zu prüfen oder auch zu widerlegen.

4. Herr Custos J. **Szombathy** zeigt

Drei Jadeitbeilchen und einen Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn).

Im Jahre 1876 erhielt die prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums von dem um die Urgeschichtsforschung in Oesterreich hochverdienten Herrn Dr. Adalbert Dungel, dem nunmehrigen Prälaten des Stiftes Göttweig, eine bedeutende Sammlung von prähistorischen Funden zum Geschenke, welche dieser verdienstvolle Forscher theils selbst gesammelt, theils von verlässlichen Freunden erworben hatte. Bei der jetzt im Gange befindlichen Ordnung und Neukatalogisirung der Sammlung fielen mir die hier vorliegenden Stücke besonders auf. Es sind drei Meissel und ein halber Steinhammer. Das letztere Stück ist der 6·3 cm lange Rest eines an seiner Bahn stark abgenützten Steinhammers, welcher endlich beim Stielloche entzweigebrochen ist. Es besteht aus lichtgrünem, an der Oberfläche sehr weichem Serpentin. Die anderen drei Stücke gehören zum Typus der flachen Feinbeile mit verschmälertem Ende und sind so wie die charakteristischen Stücke aus Nord- und Mitteldeutschland westlich der Elbe über die ganze Oberfläche sorgfältig polirt. Ihre Masse und ihr Gewicht vor dem Abschneiden der für die mikroskopische Untersuchung erforderlichen Stücke sind folgende.

	Länge	Breite	Dicke	Gewicht	Dichte
Nr. I	10·9 cm	5·3 cm	1·7 cm	163·0 gm	3·32
» II	6·8 „	4·1 „	1·1 „	49·8 „	3·36
„ III	6·3 „	4·0 „	1·2 „	47·0 „	3·36

Nummer I und II sind in Figur 2 u. 3 in $^2/_3$ nat. Gr. abgebildet. Nr. III ist bezüglich des äusseren Umrisses mit Nr. II nahezu gleich, nur am rückwärtigen Ende etwas dicker. Diese zwei kleineren Stücke haben also in ihrer äusseren Form grosse Aehnlichkeit mit denjenigen aus Mähren, über welche uns Herr Prof. Maška (Neutitschein) in diesen Sitzungsberichten (December 1885, p. [113], März 1886, p. [29] und Jänner 1888, in der vorliegenden Nummer) Mittheilung gemacht hat, nur dass sie im Verhältnisse ein wenig breiter sind. Die Masse der drei mährischen Stücke sind:

	Länge	Breite
a) Mit unbestimmtem Fundorte	5·6 cm	2·8 cm
b) Křipic	7·1 „	3·8 „
c) Tvarožná Lhota	8·5 „	5·0 „

Unser grösseres Stück, Nr. I, übertrifft diese mährischen an Grösse und reiht sich in dieser Beziehung, sowie auch durch seine etwas schlankere Form den typischen Jadeitflachbeilen Deutschlands an.

Die Dichte bestimmte ich an den ganzen Stücken mit Hilfe einer feinen Krämerwage. Sie, ferner die zwischen 6 und 7 zu beziffernde Härte und die dem freien Auge erkennbaren optischen Eigenschaften, welche weiter unten genauer beschrieben sind und über welche ich mich daher hier nicht weiter zu verbreiten brauche, charakterisiren die vorliegenden Stücke als Jadeit und veranlassten mich, sie unserem Fachmanne auf dem Gebiete der nephritähnlichen Mineralien, Herrn Dr. Fritz Berwerth, vorzulegen. Die wichtigen Resultate seiner eingehenden Untersuchung theile ich weiter unten mit.

Es ist in hohem Masse beachtenswerth, dass die Substanz unserer Beile nach Berwerth auch in ihrer

Fig. 2. $^2/_3$ nat. Gr.

Fig. 3.

mikroskopischen Zusammensetzung mit der der deutschen Jadeitflachbeile eine grosse Verwandtschaft zeigt und mit dem Beilchen von Křipic in Mähren wahrscheinlich, mit jenem von Tvarožna Lhota jedoch ganz sicher übereinstimmt.

Mir erübrigt nur noch ein Wort über den Fundort. Zala Apáthi liegt an der Westseite des Plattensees, in der Nähe des durch seine grossartige Nekropole aus der Völkerwanderungszeit in unseren Kreisen berühmten Keszthely. Herr Ortvay [1]) führt in seiner jüngst publicirten eingehenden Arbeit über die ungarischen Steinwerkzeuge keine Feinbeile an. Es scheint mir daher, dass wir in den vorliegenden Stücken den ersten derartigen Fund in Ungarn zu begrüssen haben. Dieser Umstand verleiht unseren Beilen eine grosse Bedeutung, denn durch sie wird das Verbreitungsgebiet der mitteleuropäischen Jadeitflachtheile, als dessen Ostgrenze im Jahre 1881 nach Virchow's grundlegender

[1]) Dr. Theodor Ortvay. Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen prähistorischen Steinwerkzeuge. Mittheil. d. A. G. Bd. XVII, p. 29

Arbeit [1]) noch die Elbe bezeichnet werden musste, neuerlich um ein ansehnliches Stück gegen SO. hin ausgedehnt.

Ich habe mich aus diesem Grunde bemüht, durch die freundliche Vermittelung des Herrn Prälaten Dr. Dungel nähere Daten über den Fund und die Fundumstände zu erforschen, aber leider habe ich bis jetzt in dieser Richtung nichts zu Stande bringen können. Ich behalte mir vor, etwa noch später einlangende Nachrichten hierüber seinerzeit mitzutheilen.

Herr **Dr. Fritz Berwerth** theilt über diese Beile Folgendes mit:

„Nach vorgenommener Betrachtung der drei Beile von Zala-Apáthi kann ich die Jadeit-Natur derselben vollkommen bestätigen und auf Grund des äussern und mikroskopischen Befundes bemerken, dass sämmtliche drei Beile sehr wahrscheinlich zusammen aus einem und demselben uns bisher unbekannten Fundgebiete herstammen. Dieselben scheinen einen bestimmten Jadeit-Typus zu vertreten, der sich von den bekannten und vielverbreiteten asiatischen Vorkommen unterscheidet.

In ihrer oberflächlichen Erscheinung bieten die drei Beile einige Verschiedenheiten, die aber unwesentlich sind und nur auf einer verschiedentlichen Farbenzeichnung beruhen, entstehend aus einer ungleichen Vertheilung der Gemengtheile und Veränderung an der Oberfläche. Das grösste unter den drei Beilen (Nr. I) zeigt an der Oberfläche eine ziemlich gleichmässige lichte schmutzig grünlichgraue Färbung, die aber nicht der frischen Substanz entspricht, sondern wie sich auf einer geglätteten Schnittfläche deutlich ersehen lässt, einer von Aussen bis auf 1 mm tief eindringenden, stark gebleichten, im Beginne der Umwandlung stehenden Oberflächenschichte angehört. Die Farbe dieser gebleichten Oberfläche könnte man mit 37 (Grüngrau) und dem Farbenton *q* der Radde'schen Farbenscala gleichstellen, während die Farbe der unveränderten innern Theile auf einer glatten Schnittfläche einem dunklern Tone derselben Reihe angehört und mit *m* zu bezeichnen wäre. Auf einer erzeugten Bruchfläche, welche durch aufgelockerte Theilchen weiss gefleckt erscheint, tritt ein deutlich blauer Farbenton hinzu und lässt sich mit 38 (Blaugrüngrau) *n* Radde vergleichen. Die Oberflächenfarbe des nächstgrösseren Beiles (Nr. II) ist im Allgemeinen annähernd gleichmässig matt graulichgrün. Bei genauerer Besichtigung lassen sich deutlich graue und grüne Gemengtheile erkennen, wobei das Grau in Grün fast ganz untergeht. Jedoch sind, je nachdem die grauen Gemengtheile etwas mehr oder weniger Oberhand gewinnen, hellere graugrüne und dunklere grüne Flecken zu unterscheiden, die allmälig in einander verlaufen. Die annähernd gleichförmig grünen Oberflächentheile stehen am nächsten 38 *k* Radde. Auf der geglätteten Schnittfläche kommt die Farbe am nächsten 38 *i* Radde und auf der graulichweiss gesprenkelten Bruchfläche ebenfalls Radde 38 mit dem Farbenton *k*. Das dritte, nach seinem Umfange kleinste Beil (Nr. III) zeigt an seiner Oberfläche eine von den beiden andern Beilen abweichende Farbenzeichnung. Die grauen und grünen Theile treten mehr auseinander und halten sich annähernd im Gleichmasse. Die grünen Bestandtheile erscheinen fladerartig in grau und erinnert diese Oberflächenzeichnung lebhaft an ähnliche bei schieferartigen Gesteinen häufig zu beobachtende Zeichnungen. Von Fladerung ist nur die Spitze des Beiles frei, welche fast gänzlich nur aus grauen Gemengtheilen besteht. Die Farbe auf der glatten Schnittfläche ist ähnlich Radde 38 *h i*, nur mit einem tiefern grünen Farbenton. Auf dem Bruche ist die Farbe am nächsten Radde 38 *k*. In Folge der dünnen, flockenartigen Vertheilung des grünen Gemengtheiles gut kantendurchscheinend.

Sämmtliche Beile verrathen schon an ihrer Oberfläche eine feinkrystallinische Zusammensetzung. Am deutlichsten tritt dieselbe am Beile I hervor und ist am wenigsten am Beile III erkenntlich. Leistenähnliche kurze Säulchen lassen sich ganz wenige auf der glatten Ober- und Bruchfläche unterscheiden und deutet der ganze Habitus auch äusserlich auf eine vorwiegend körnige Zusammensetzung. Die Härte ist allen drei Beilen gleich und ritzt Quarz auf der glatten Oberfläche. Kleine Splitter V. d. L. unter starker Gelbfärbung der Flamme leicht zu einer glasigen Perle schmelzbar. Als besondere oberflächliche Merkmale, die mit der Substanz der Beile zusammenhängen, sind am Beile III ein grobes Jadeitkorn und ein brauner Flecken, welcher einer örtlichen Substanzveränderung entspricht, anzuführen.

Die mikroskopische Untersuchung ergibt in Uebereinstimmung mit den äussern Kennzeichen im Wesentlichen für die drei Beile eine gleichartige Zusammensetzung. Als Hauptmerkmal muss die ausgezeichnet körnige Structur der Substanz hervorgehoben werden. Ein Unterschied zwischen den einzelnen Beilen besteht hierin nur in der verschiedenen Grösse des Kornes. Im Beile I und II sind die Körner ziemlich gleich in ihrem Umfange und haben durchschnittlich einen Durchmesser von mehreren Zehntel-Millimetern, während die Körner im Beile III fast in ihrer Gesammtheit zur mikroskopischen Kleinheit herabsinken. Die Begrenzung der Körner ist eine vollständig unregelmässige, und dadurch, dass in jenen Fällen, wo der Ansatz zur Leistenbildung deutlich vorhanden ist, die Leiste fast durchwegs in gerundeten Linien abschliesst, so kann man den Unterschied zwischen mehr rundlichen und etwas gestreckten Körnern machen. Annähernd vollkommene Leistchen lassen sich nur äusserst wenige im Gemenge beobachten. Als besondere Eigenthümlichkeit der Krystallkörner muss das allgemein geringe Auftreten der der Hauptaxe parallelen Spaltrisse hervorgehoben werden. In jenen Körnern, wo die Spaltrisse auftreten, konnte aber regelmässig eine starke Auslöschung beobachtet werden, deren Maximum mit 42° gefunden wurde. Mit dem spärlichen Auftreten longitudinaler Spaltrisse geht ein fast gänzlicher Mangel von Spaltrissen auf dem Querschnitt Hand in Hand.

[1]) Rudolf Virchow. Das Vorkommen der flachen Jadeitbeile, namentlich in Deutschland. Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthrop. Juli 1881, p. 283).

Hieraus ergibt sich überaus selten die Gelegenheit, den Spaltwinkel des Pyroxen zu bestimmen. Neben mehreren um 87° herum schwankenden Werthen, konnte ich jedoch dreimal den Spaltwinkel gleich 87° messen. An einem kleinen Korn im Präparate aus dem Beile II wurde ein Schnitt senkrecht zur *a* Axe beobachtet, welcher demnach parallel dem einzigen vorhandenen Spaltrisse gerade Auslöschung und senkrecht darauf stark blaue Polarisationsfarbe zeigte. Im convergenten Lichte sah man eine Axe austreten, wobei eine schwache Neigung des Schnittes nach *c* bemerkt wurde. Dispersion schwach, $\rho < v$. Doppelbrechung positiv. Da auch die lebhaften Polarisationsfarben, welche in blauen, rothen und grünen Tönen erscheinen, nicht fehlen, so stimmen alle Eigenschaften mit den dem Jadeit zukommenden Eigenthümlichkeiten zusammen. Als bemerkenswerth ist noch anzuführen, dass in den Jadeitkörnern undulöse Auslöschung auftritt.

Als eine ganz besondere Erscheinung ist eine an vielen Jadeitkörnern parallel den Längskanten auftretende Faserung, von der meist nur der Kern des Kornes ergriffen ist, zu nennen. Am häufigsten und weitesten vorgeschritten ist diese Auffaserung an den Körnern im Präparate des Beiles I.

Dieses Fasersystem ist in der Mehrzahl der Fälle äusserst zart, und wo sich die Fäserchen dicht aneinander drängen, erscheint in dem Korn des Jadeit ein trüber, wischartiger Flecken.

Dass wir es hier mit dem Beginne einer substanziellen Umwandlung zu thun haben, sieht man an einigen Beispielen, wo sich die Faserung etwas mehr auflöst und entlang derselben kleine Körnchen von Epidot sich einstellen. Mit der Vermehrung der Epidotkörner tritt die Faserung immer mehr zurück und es erscheinen Anhäufungen kleiner und grösserer Epidotkörner, in deren Anordnung eine parallele Lagerung unverkennbar ist, in den centralen Theilen der Jadeitkörner. Ausser diesen centralen Epidot-Anhäufungen findet sich Epidot auch sonst in sehr bemerkenswerther Weise in Körnerform im Gemenge vertheilt und gibt somit diesem Jadeit-Vorkommen das Hauptgepräge. Im Dünnschliffe vom Beile I erscheinen die manchmal fast farblosen Epidotkörner am häufigsten und besitzen oft scharfkantige Formen ähnlich den von v. Foullon aus epidotreichen Gneissen des Arlbergtunnels beschriebenen Epidotkryställchen. (Baron v. Foullon, Gesteine u. Minerale des Arlberg-Tunnels. Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1885, Bd. XXXV, p. 85.) Sehr oft ist eine Zusammenschaarung der Epidotkörner zu bemerken. Sonst findet sich der Epidot noch in unregelmässigen und fetzigen Lappen. Für die Annahme, dass in manchen kleinen Körnchen Zirkon zu vermuthen wäre, liegen ausser einer starken Doppelbrechung keine sicheren Anhaltspunkte vor, was ich hier umsomehr hervorheben muss, da Arzruni das Auftreten von Zirkon in vielen Jadeit-Vorkommen erwähnt.

Als ein dritter Bestandtheil erscheint Rutil im Gemenge. Während derselbe in dem aus dem Beile I gefertigten Präparate sich in grösserer Menge findet, fehlt er in den aus den beiden andern Beilen hergestellten Dünnschliffen fast gänzlich. Die Kryställchen treten meist zu grösseren Krystallcomplexen zusammen, in denen die Krystalle oft so dicht aneinandergerückt sind, dass daraus nur die Krystallspitzen herausragen. Einzelne freie Kryställchen finden sich fast nur in der Nähe solcher Zusammenschaarungen, unter denen sich sehr häufig die knieförmigen Zwillinge einstellen. Im Zusammenhange hiermit erscheinen ähnliche krystallinische Häufchen, wie im Beile von Tvarožná Lhota, die ebenfalls dem Titanit angehören dürften.

Als ein gänzlich untergeordneter Bestandtheil erscheinen vereinzelt kleine Talkschuppen im Gemenge. Im Dünnschliffe vom Beile II konnte ich mit ziemlicher Sicherheit einen blättrigen Gemengtheil als Talk bestimmen. Derselbe stellt sich in langgestreckter Form mit Einbuchtungen dar und lässt deutlich ein kleinblättriges Gefüge erkennen. Zwischen den Nicols wurde er bei 90° Stellung dunkel und roth- bis gelblichgrün. Im convergenten Lichte sah man ein etwas schief austretendes Axenbild mit kleinem Winkel. In diesem wohl bestimmt dem Talke angehörigen Gemengtheil erscheinen kleine Jadeitpartien, einzelne Epidotkörnchen und ein Jadeitkorn mit schiefem Querschnitte, welches sich in Umwandlung zu Epidot befindet.

Mit den vorliegenden Beilen ist am nächsten ein Beil von Tvarožná Lhota in Mähren verwandt, welches ich durch die Güte des Herrn Prof. Maška in Neutitschein in Augenschein nehmen konnte und worüber derselbe nächstens in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft berichten wird. Besonders das Beil Nr. III zeigt auch äusserlich viel Uebereinstimmung mit diesem mährischen Beile und bemerkenswerth ist die ausgezeichnete Durchscheinenheit beider Beile in dünnen Rändern, wobei dieselbe in beiden Fällen durch die gleichartigen grünen Flocken getrübt erscheint. Eine Schieferstructur ähnlich dem Beile von Tvarožná Lhota zeigt keines dieser drei Beile, doch sind in den Beilen II und III versteckte Andeutungen für eine geschichtete Lagerung der Masse unverkennbar vorhanden. Wenn also zwischen zwei ungarischen Beilen, wobei das dritte Beil wegen der angewitterten Oberfläche nicht in Betracht gezogen werden kann, auch äusserlich einige Verwandtschaft mit dem mährischen Beile besteht, so muss die Uebereinstimmung in der mikroskopischen Zusammensetzung der beiden von verschiedenen Fundorten stammenden Beilmassen überraschend wirken. In beiden Fällen verleiht der Epidot als Kerneinschluss und in Körnern dem Gemenge das Gepräge, und ebenso fand sich beiderseits Rutil und Titanit vor, während ich Talk im Präparate des Beiles von Tvarožná nicht beobachtete, welcher jedoch bei der geringen Vertheilung in der Masse auch bei seiner Anwesenheit sich leicht der Beobachtung entziehen kann. Bei dieser wesentlichen Uebereinstimmung der Substanzen, wobei die körnigschieferige Structur des mährischen Beiles allerdings in den ungarischen Beilen nicht hervortritt, liegt nun die Vermuthung sehr nahe, dass uns hier Fundstücke vorliegen, deren Abkunft in einem gleichartigen Vorkommen dieser Jadeitmassen zu suchen ist, so dass auch bei einer örtlichen

Verschiedenheit beider Vorkommnisse doch die genetischen Beziehungen und Lagerungsverhältnisse sich gleich sind. Das Beil von Freiberg in Mähren scheint selbst bei seiner im Allgemeinen mikroskopisch übereinstimmenden Structur anderer Provenienz zu sein als die Substanz der erwähnten Beile, während nach der Beschreibung von Arzruni das Beil von Křipic in Mähren, welches ich nicht in Augenschein genommen habe, mit dem Beile von Tvarožná Lhota und den Beilen von Ungarn auch äusserlich viel Aehnlichkeit zu besitzen scheint.

Nach ihrem allgemeinen äusseren und mikroskopischen Habitus gehören nun die drei Beile zu dem von Arzruni aufgestellten europäischen Jadeittypus I, worunter Jadeite der Schweiz, Deutschlands und zum Theil Frankreichs zusammengefasst sind. Da besonders die Eigenthümlichkeiten der Jadeitkörner, ihre Form, Ausbildung und Einschlüsse, in diesen Beilen mit der Beschreibung Arzruni's und seinen Beobachtungen an vielen europäischen Jadeitobjecten übereinstimmen, so sehe ich von der Aufstellung eines neuen Jadeittypus, der sich auf die Anwesenheit von Epidot und Rutil gründen würde, vollkommen ab und vereinige dieselben mit dem Typus I der zirkonführenden Jadeite Arzruni's. Es mögen jedenfalls weitere Untersuchungen darthun, ob nicht auch in andern Jadeiten Epidot enthalten ist, welchen Arzruni seinerzeit ebenfalls in verschiedenen Jadeiten beobachtete. Bei der Vornahme mikroskopischer Beobachtungen ist es jedenfalls selbst bei der Kostbarkeit des Materials dringend zu empfehlen, wenn nur möglich Dünnschliffplättchen von mindestens 1 □cm grosser Fläche oder mehrere Dünnschliffe der Jadeitmasse zu beobachten, um die richtige Zusammensetzung derselben zu erfahren, denn bei der Beobachtung kleiner Splitterchen und vielleicht nicht einmal erbsengrosser Präparate ist in vielen Fällen der Entgang mancher Bestandtheile sehr wahrscheinlich und daher eine weitgehende mikroskopische Classificirung leicht Irrthümern ausgesetzt. Diese Vorsicht ist desto eher anzuwenden, als es keinem Zweifel mehr unterliegt, dass wir es in der Substanz vieler europäischer Jadeitbeile mit einem „Mineral-Gemenge" oder „Gestein" zu thun haben.

5. Herr Custos **Szombathy** legt einige

Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich

vor.

Die authentische Nachricht über diesen Fund ist in einem Berichte des Herrn Bezirksarztes Dr. Josef Muhr an den Herrn Bezirkshauptmann Ernst Oser in Mistelbach ddo. 6. November 1887 niedergelegt. Der wesentliche Inhalt dieses Berichtes ist folgender:

„Am 3. November hat mir der Herr Oberlehrer Sebastian Schimpf in Klein-Hadersdorf mitgetheilt, dass bei dem soeben im Bau befindlichen Eisenbahnflügel Frättingsdorf-Poisdorf im grossen Einschnitte zu Klein-Hadersdorf, östlich von der Strasse nach Mistelbach Gräber eröffnet und in denselben verschiedene Gegenstände gefunden, jedoch von den italienischen Arbeitern nicht weiter beachtet wurden, dass er jedoch einige Bruchstücke des Fundes gerettet habe und bei sich aufbewahre.

„Ich begab mich daher am 3. November nach Klein-Hadersdorf und fand Folgendes vor:

1. Bei Herrn Oberlehrer: Bruchstücke einer Beinplatte und einen Bronzering:

2. an der Fundstelle, zerstreut im aufgeworfenen Erdreiche des Eisenbahneinschnittes: einige Topfscherben ohne Identitätsanhalt, ob dieselben auch wirklich aus der geöffneten Grabstelle stammen, Stücke der Beinplatte, endlich 2 Zähne und eine Rippe eines jugendlichen menschlichen Skelettes.

„Der Herr Oberlehrer, welcher sich schon öfters durch Sammlung fossiler Reste aus dem Belvedere-Schotter der dortigen Gegend bewährt hat, sowie die herbeigerufenen italienischen Arbeiter geben an:

„Circa 1 m unter der Grasnarbe stiess man beim Graben auf Knochen und sollen ungefähr 3 Skelette gefunden worden sein, wovon die Röhrenknochen gesammelt und am Friedhofe in Klein-Hadersdorf beigesetzt wurden. Ein Schädel lag einige Tage frei herum, es will jedoch Niemand wissen, wohin er gekommen ist. Meine Bemühungen, desselben habhaft zu werden, blieben erfolglos.

„Die Skelette sollen anscheinend in hockender Stellung beigesetzt gewesen sein und fand sich hiebei ausser den Bruchstücken der Beinplatte der beigeschlossene Ring und ein niedriges Thongefäss, angeblich ähnlich einer antiken Oellampe, welches ebenfalls zerschlagen wurde."

Herr Bezirkshauptmann Oser übersendete diesen Bericht sammt den Funden an das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet, dessen Director, Herr Dr. Friedrich Kenner, uns dieselben freundlichst abtrat.

Die Beinstücke erwiesen sich als Fragmente einer grossen zugearbeiteten und gravirten Geweihschaufel, das Bronzestück als ein gegossener Ring von 4·5 cm Durchmesser und rhombischem Querschnitt, wie sie unter unseren Funden aus der Hallstatt-Periode häufig sind, die wenigen Gefässscherben jedoch waren recent.

Am 14. November vorigen Jahres begab ich mich nach Mistelbach und unter der freundlichen Führung der beiden Herren Oser und Dr. Muhr nach Klein-Hadersdorf, um den Funden weiter nachzugehen. Leider fanden wir den Eisenbahneinschnitt, in welchem die Funde gelegen waren, soeben zur Uebergabe fertig gestellt, so dass eine grössere Nachgrabung nicht möglich war. Nur an der südlichen Böschung des Einschnittes war noch das Profil eines mit Humus gefüllten, 1·2 m tiefen und circa 0·6 m breiten Grabes in dem hellen Sande zu erkennen. Bei der vorgenommenen kleinen Versuchsgrabung, an welcher auch Herr Schimpf theilnahm, erkannten wir aber, dass wir es nur mit dem Ende eines Grabes zu thun hatten, welches wahrscheinlich von NW. gegen SO. gerichtet gewesen war. In der entleerten Erde fand sich nur ein kleiner Scherben eines aus freier Hand geformten Gefässes.

Die neuerliche Befragung der betheiligt gewesenen Arbeiter und des Partieführers Herrn Finko ergab noch folgende Momente:

Bezüglich der Anzahl der Gräber gehen die Angaben so weit auseinander, dass einige Arbeiter 3, andere 4 Gräber beobachteten. Uebereinstimmend geben die Leute an, dass die Längsaxe der Gräber von NW. gegen SO. gerichtet war und dass die Länge derselben etwa 1·2 bis 1·4 m betrug. Dies bestätigt die Angabe des Herrn Schumpf über die hockende Lage der Skelette. Der neben der Trace liegen gebliebene und später in Verlust gerathene Schädel war nicht ganz, sondern bestand nur aus dem Stirn- und Gesichtstheile. Der Hinterhauptstheil fehlte daran.

Hierauf liessen wir diejenigen Knochen ausgraben, welche auf dem bei der Kirche gelegenen, alten, seit 7 Jahren nicht mehr benützten Friedhofe beigesetzt worden waren. Unter denselben fanden sich zunächst mehrere grössere und kleinere Bruchstücke der verzierten Geweihschaufel. Von den arg zerkleinerten Skelettresten nahm ich nur die sorgfältig zusammengelesenen Schädelreste sowie die Bruchstücke zu zwei Oberschenkelknochen mit.

Aus den Geweihresten ergab sich bei der Restaurirung das in Fig. 4 in $^1/_4$ nat. Gr. abgebildete Stück von 45 cm Länge und 13—18 cm Breite. Die in der Zeichnung weiss gelassenen Stellen fehlen noch am Originale. Nach der in der zoologischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums unter der sehr dankenswerthen freundlichen Hilfe der Herren Custos von Pelzeln und Dr. v. Lorenz-Liburnau vorgenommenen Vergleichung ist es die distale Hälfte der linken Geweihschaufel eines mässig alten Elenns, ähnlich denjenigen Exemplaren, welche Brandt in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte des Elenns[1]) in Taf. I, Fig. 2 und 15, sowie Taf. II, Fig. 3 und 12 abbildet und in der Grösse und Entwicklung gerade in der Mitte zwischen diesen 4 Stücken stehend. Die Endsprossen sind von der sonst unbearbeiteten concaven Seite her schief abgeschnitten. Die convexe Seite ist geglättet, an den Rändern mit Einschluss der zwei erhaltenen Sprossen zugeschnitten und auf ihrer ganzen erhaltenen Fläche mit einer aus eingeschnittenen Linien gebildeten Zeichnung bedeckt, welche einen aus drei breiten Bändern geflochtenen Zopf darstellt. Die proximale Hälfte des Geweihes ist abgebrochen.

Das Vorkommen eines Elennrestes in einem prähistorischen Grabe ist an und für sich nicht verwunderlich, da ja das frühere Vorkommen dieses jetzt so seltenen Wildes in Mitteleuropa von der neolithischen Periode an bis in's Mittelalter durch eine Reihe von Funden und durch geschichtliche Quellen verbürgt ist.

[1]) Mém. Acad. de St. Petersbourg 1870.

Für die weitere Explication dieses seltsamen Zierstückes habe ich keine näherliegenden Behelfe. Der Vergleich mit verschiedenen als Schmuck oder als Abzeichen der Würde auf der Brust getragenen Platten hat keine genügende Basis, da wir an dem Stücke selbst nichts finden, was uns über die Art, wie es befestigt oder getragen wurde, belehren könnte.

Für die Altersbestimmung haben wir nur wenig Anhaltspunkte. Der kleine Bronzering, welcher mitgefunden wurde, sagt für sich allein nicht genug. Auch wenn wir die durch keine Details, sondern nur durch die aus der Erinnerung der Leute beschriebene geringe Länge der Gräber unterstützte Angabe über die Lage der Skelette gelten lassen, kommen wir nicht weit genug. Es ist wohl nicht mehr zweifelhaft, dass die Mehrzahl der in Böhmen und Mähren gefundenen „Hockergräber" der Hallstatt-Periode zuzutheilen ist. Aber bei der geringen Zahl, in welcher sie bisher bei uns aufgefunden wurden und bei der geringen Menge der vorgefundenen Beigaben reichen unsere Kenntnisse nicht aus, um die Skelettlage allein, so charakteristisch sie ist, zur Grundlage einer Datirung zu machen.

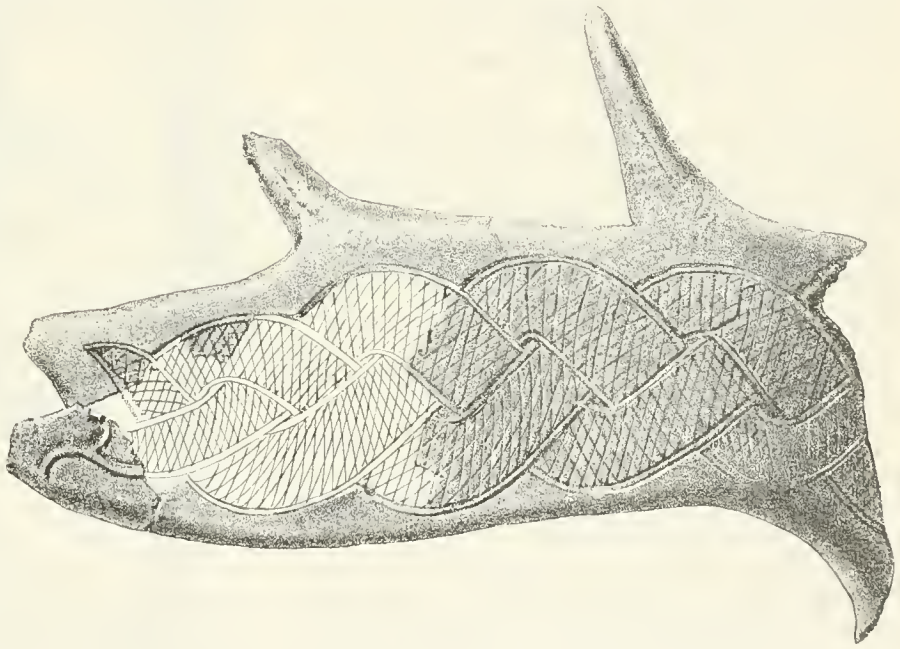


Fig. 4. $^1/_4$ nat. Gr.

Die menschlichen Knochen dieses Fundes, welche ich sehen konnte, weisen auf zwei in jüngeren Jahren gestandene Erwachsene und zwei Kinder hin. Aus den Schädelknochen liess sich nur der Hintertheil eines Schädeldaches (Parietalia, Temporalia und Occipital ohne Basis) restauriren. Ich vermuthe, dass dies der zu dem verlorenen Gesichtstheile gehörige Hinterkopf ist. Auch die beiden Oberschenkel dürften ihrem Erhaltungszustande nach zu demselben Skelette gehört haben

Das Schädeldach ist klein und dünnwandig, mit kleinem Processus mastoideus und geringen Muskelleisten, also wahrscheinlich weiblich. Seine „Breite" beträgt 135, seine „Länge" vom Bregma an ca. 100 mm. Der Schädel dürfte also meso- oder subdolichocephal

gewesen sein. Die Oberschenkel sind ebenfalls sehr zart gebaut und von fem. Form, 453 mm lang, also von einem Weibe mittlerer Grösse.

Die Herren Bezirkshauptmann Oser und Dr. Muhr beschäftigen sich seit Jahren mit prähistorischen Funden und haben besonders den Tumulis und den Wallbauten des Bezirkes Mistelbach ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Diese Arbeiten versprechen unsere Kenntniss in mancher Richtung zu erweitern. Ich habe beiden Herren den verbindlichsten Dank für die mir von ihrer Seite zu Theil gewordene freundliche Unterstützung auszusprechen. Besondere Anerkennung verdient Herr Oberlehrer Schimpf, dessen Aufmerksamkeit und Verständniss wir die ersten Nachrichten über diesen Fund und dessen Bemühungen wir eine nennenswerthe Nachlese an Bruchstücken etc. verdanken.

6. Herr Custos **J. Szombathy** legt

drei eigenthümliche Bronzeschwerter

vor.

Dieselben sind angeblich in einem Tumulus in der Gemeinde St. Michael, Bezirk Bleiberg in Kärnten, anlässlich der Kalkschottergewinnung für den Bahnbau gefunden worden. Durch Herrn Florian Eibleitner, ehemaligem Bürgermeister von Prävali, gelangte eines derselben (nebst sehr defecten Resten eines unzweifelhaft prähistorischen Bronzekessels) an das Kärntner Landesmuseum in Klagenfurt, ein zweites an Herrn F. Weiss in Wien, ein drittes (am 18. Jänner 1884) an das k. k. naturhistorische Hofmuseum, alle drei geschenkweise.

Herr Carl Baron Hauser, Custos des Klagenfurter Museums und Herr F. Weiss hatten die Güte, mir ihre Exemplare zur Untersuchung anzuvertrauen, wofür ich ihnen hier den verbindlichsten Dank ausspreche.

Die Schwerter sind aus röthlicher Bronze. Sie besitzen die Eigenthümlichkeit, dass bei ihnen nicht wie bei den typischen Bronzeschwertern die Klinge für sich angefertigt und in den Griff eingefügt, sondern mit dem Griffe in einem Stücke gegossen wurde. In Bezug auf ihre Details stimmen sie so sehr mit einander überein, dass man annehmen muss, sie seien nach ein und demselben Modell erzeugt worden. Doch sind die Güsse verschieden gross gerathen. Das Klagenfurter Schwert (1) hat eine Länge von . . . . 62·4 cm, dasjenige des Herrn Weiss (2) eine Länge von 63·8 „ das des Hofmuseums (3) eine Länge von . 64·6 „ Von dieser Gesammtlänge nimmt der Griff 11·2 bis 11·3 cm ein, der Rest entfällt auf die Klinge. (Siehe Fig. 5.)

Der Griffkörper ist cylindrisch, von flach elliptischem Querschnitt (3 cm breit, 1·3 cm dick) und trägt 16 beiläufig 0·5 cm breite Reifchen, welche an manchen Stellen Spuren einer Kerbung erkennen lassen und von welchen die zwei unteren sich in der Richtung der Breite des Schwertes ausdehnen, um sich an die kleine Parierstange, welche 6·5 cm lang ist, anzuschliessen. Der dachig gewölbte Schwertknauf ist 5·3 cm lang und 2·8 cm breit und hat auf seinen oberen Flächen in jedem Quadranten 6 mehr oder weniger deutlich ausgearbeitete parallele Furchen, welche eine rhombenförmige Mitte umgeben. Die Klinge ahmt die Schilfblattform der typischen Bronzeschwerter einigermassen nach, doch verringert sich die in der Längenmitte liegende grösste Breite von 3 cm im oberen Viertel nur um 0·3 cm. Gegen die Spitze verjüngt sich die Klinge ganz allmälig.

Fig. 5

Allen drei Schwertern ist der sehr bemerkenswerthe Fehler gemeinsam, dass die Axe des Griffes nicht mit jener der Klinge zusammenfällt, sondern von ihr um einen Winkel von etwas mehr als 3° abweicht, was offenbar auf eine Ungenauigkeit bei der Zusammensetzung des gemeinsamen Modells zurückzuführen ist.

Die weitere Bearbeitung des Gusses ist mangelhaft und mit ziemlich groben Feilen gemacht. An dem Schwerte Nr. 2 ist nicht einmal die die Schneide unganz machende Gussspur weggearbeitet.

Die Patinirung ist bei jedem Stücke anders. Nr. 1 hat einen gelbgrünen, mit unregelmässigen Rinnen durchsetzten Ueberzug und zeigt am Griffe ausserdem noch Reste einer fast schwarzen lackähnlichen Schichte; Nr. 2 hat eine lichte, bläulichgrüne Patina, welche Theile der Gusshaut oder der blank gefeilten Flächen der Klinge frei lässt und an den letzteren Stellen nur in den feinen Einschnitten der Feilstriche sitzt, während sie in den breiteren Furchen zwischen den Rippen des Griffes in Form von schaumigen, lockeren Partien angesammelt ist; Nr. 3 ist ziemlich gleichmässig mit einer dunkelgrünen Schichte überzogen, welche an mehreren Stellen das Ansehen einer dick aufgetragenen, hinübergeronnenen Farbe zeigt. Alle diese Ueberzüge sind in kalter Salzsäure partiell, aber ohne Aufschäumen löslich und ich halte sie daher für Farbanstriche, welche keine Kupfer-Carbonate enthalten.

Nach alledem bin ich nicht geneigt, diese drei Schwerter für echt und alt zu betrachten.

7. Herr Custos J. **Szombathy** zeigt

Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südost-Alpen.

Ich möchte mir heute noch erlauben, Sie mit einem neuen Typus von Fibeln bekannt zu machen. Das erste Exemplar derselben, welches ich kennen lernte, erhielt das Klagenfurter Museum vom Lorenzenberge nächst Micheldorf bei Friesach in Kärnten. Der hochverdiente Custos dieses Museums, Herr Baron Hauser, hatte die Güte, mir eine sehr genaue Zeichnung derselben zu übersenden, nach welcher die Fig. 6 angefertigt wurde. Ein zweites Stück erhielt das Hofmuseum im Herbste 1886 durch Herrn Professor Moser (Triest) von St. Katharina bei Jelšane in Istrien (Fig. 7) und ein drittes ganz ähnliches Stück brachte man mir im vorigen Frühjahre während meiner Ausgrabungen in Sta. Lucia (Görz) als einen von einem benachbarten Ackerfelde herrührenden Fund.

Diese Fibeln sind aus einem Stücke gelben, jetzt mit einer dünnen Patinaschichte überzogenen Drahtes so gemacht, dass derselbe, vom oberen Ende der Nadel an, einen aus 3—6 Schlingen bestehenden Kranz bildet, wieder zur Nadel zurückkehrt, diese umwindet und dann den von 2 oder 4 Schlingen unterbrochenen Bügel bildet, dessen unteres Ende sich durch einfache Umbiegung zum Nadelhalter gestaltet. Der Bügel ist durch aufgefädelte Glasperlen und Stücke einer feinen Drahtspirale verziert. Bei dem Stücke vom Lorenzenberge ist neben dem mit einem feinen Spiraldraht umwickelten Bügel ein zweiter dünnerer Draht eingehängt, welcher die Glasperlen trägt.

Es ist nicht zu leugnen, dass die Form etwas Prähistorisches an sich hat und einerseits an gewisse, aber viel grössere ungarische Bronzedrahtfibeln, andererseits an italienische Formen, welche Montelius [1]) zum Theil als Vorläufer der Schlangenfibel in Anspruch nimmt, erinnert, aber die Aehnlichkeit ist eine sehr weit entfernte. Ich möchte diese Form nicht für prähistorisch halten.

Gegen ein hohes Alter sprechen verschiedene Umstände: die sehr flüchtige Mache, die nebensächliche Behandlung des Fussstückes, die gute Erhaltung der feinen Drahtspiralen u. a. Der Draht, aus welchem die Fibeln gemacht sind, zeigt endlich Merkmale, welche ich nur an gezogenem Draht kenne.

Ich war daher sehr erfreut, als ich im verflossenen Herbste während meiner Ausgrabungen in Unterkrain solche Fibeln bei den Slovenen und Kroaten an der mittleren Kulpa im Gebrauche fand. Die althergebrachte Werktagstracht der dortigen Bauern besteht in der wärmeren Jahreszeit ausser dem Hute und der wechselnden Fussbekleidung nur aus einer weiten Leinenhose ohne Taschen und einem über dieselbe herabreichenden Leinenhemde (daher der Name „Weisskrainer"). Der Halskragen dieses Hemdes ist jetzt meist so wie bei unseren Hemden zuzuknöpfen, manchmal aber, besonders bei älteren Leuten hat er kein Knopfloch, sondern wird durch eine den oberwähnten Funden ähnliche Fibel zusammengehalten. Die Figuren 8 und 9 zeigen die gebräuchlichsten Formen derselben, welche man auf den Märkten für 1—2 Kreuzer per Stück verkauft.

Fig. 6.

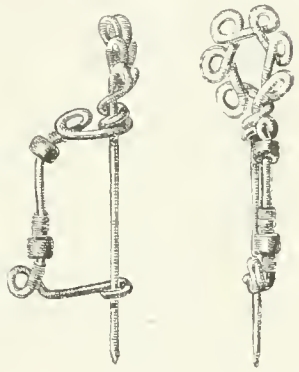


Fig. 7.

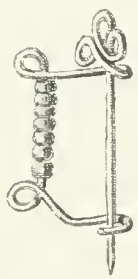


Fig. 8.

Fig. 9.

$^4/_5$ nat. Gr.

Es ist bekannt, dass diese charakteristische Tracht unter den Südslaven früher weiter verbreitet war als heutzutage, und dass sie immer mehr und mehr vor der aus dem Westen und Norden hereindringenden sogenannten „deutschen", in Krain auch „krainerischen" Tracht, welche sich dunkler Baumwoll- und Schafwollstoffe bedient, zurückweicht und ihr wahrscheinlich bald unterliegen wird. Vielleicht hängt der hier vorgelegte Fibeltypus mit jener alten Tracht enger zusammen. Dann könnten diese Funde auch Anhaltspunkte für deren ehemalige Verbreitung abgeben.

8. Herr **Johannes Richter** in Augsburg übersendet einen kurzen Bericht über

Ausgrabungen und Funde aus vorgeschichtlicher Zeit in Schwaben.

Die Ausgrabungen wurden auf Kosten des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg unternommen, und zwar von Herrn Director Flacho, der

[1]) Oscar Montelius. Spännen från bronsåldern. Antiquarisk tidskrift för Sverige, Del. 6. Nr. 3, Fig. 22, 23, 24, 34, u. a.

diese Arbeit leitete, sowie von Dr. von Rad und von mir. Die erste Arbeit bestand in der Abtragung zweier Grabhügel bei Pforzen. (Ueber eine frühere Grabung in dieser Gruppe berichten die Mittheilungen des Museums-Vereines für vorgeschichtliche Alterthümer Baierns in Nr. 8 vom September 1886, und sind die betreffenden Funde im Privatbesitz des Apothekers Leichtle in Kempten.) Die Situation ist folgende: Wenn man von der Station Pforzen (zwischen Buchloe und Kaufbeuren) nach dem Orte Pforzen in das $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden breite, jetzt stark versumpfte Thal der Wertach hinabschreitet, so finden sich rechts vom Wege auf feuchtem Grunde etwa 75 Grabhügel von 1—2 m Höhe. Einer derselben ist sogar 2·60 m hoch und 120 Schritte im Umfang und trägt auf seinem Rücken einen kleinen Fichtenbestand. Da er aber in zwei Grundbesitze hineinreicht, von welchen ein Eigenthümer sich der Oeffnung widersetzt, konnte an die Abgrabung nicht geschritten werden. Es wurde ein unbewachsener Nachbarhügel gewählt, welcher 1·40 m hoch und 60 Schritte im Umfang war und über die Mitte 14 m mass.

Das Material war lehmiger Sand. Es muss hiebei erwähnt werden, dass die Bodenfeuchtigkeit auch den ganzen Hügel durchzog und es unmöglich machte, die eingelegten Urnen zu heben. Die Ausgrabung geschah nach Naue'scher Methode im Cylinderstich.

Bei 40 cm Aushub kamen auf einer starken Kohlenschicht 2 schön patinirte Bronzearmringe, fein geperlt, mit kräftig gegliederten, petschaftartigen Schlussknöpfen zum Vorschein. Die Ringe entsprechen genau dem bei Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I, Heft IX. Taf. 1, Fig. 9 abgebildeten, dem Römerkessel bei Landsberg entstammendem Ringe, nur tragen die Schlussstücke kleine eingravirte Kreise. Auch das eine Endstück eines bedeutend kleineren Armringes wurde gehoben, ohne dass die Fortsetzung gefunden werden konnte. An Thonscherben fanden sich eine grosse Menge ganz kleiner, völlig unzusammensetzbarer, meist unverzierter oder nur mit wenig Parallelstreifen am Halse versehener Urnen. Obwohl bis zum gewachsenen Boden gegraben wurde, kam ausser zerstreuten Urnenresten nichts weiteres in unsere Hände. Die Bestattung (Leichenbrand mit winzigen Knochensplittern und zerstreuter Knochenasche) scheint aller Wahrscheinlichkeit nach der La Tène-Periode anzugehören.

Während des Nachmittags wurde ein kleiner Hügel einer zweiten Gruppe, im gleichen Thale, $^1/_2$ Stunde nördlich von den Pforzener Hügeln, bei dem Dorfe Rieden, gänzlich abgehoben. Es fanden sich hier keine Metallbeigaben, sondern nur die Scherben zweier ornamentirter Urnen, welche zum Theil mit kleinen vertieften Dreiecken verziert waren. Dieselben sind tief eingegraben, haben jedoch trotz sorgfältiger Reinigung keine Kreideausfüllung ergeben. Die Aneinanderreihung der kleinen Dreiecke in den Bändern ist genau dieselbe wie bei Lindenschmit I, XII, 3, Fig. 4. — Es scheint somit der Hügel in der älteren Hallstatt-Periode errichtet worden zu sein; viel Kohle zeigte sich längs des ganzen Hügelbodens. Eine Zeichnung der Lage dieser beiden Hügelgruppen und Verzeichniss der ersten Funde gibt Raiser in seinen Denkwürdigkeiten des Ober-Donaukreises 1830, S. 66 u. f.

Am 12. Juni v. J. grub mein Freund Flacho bei Strassberg (Station Bobingen zwischen Augsburg und Buchloe). Dort befinden sich am Waldesrand der über die Wertachebene aufsteigenden alten Uferhöhe 18 Grabhügel; aus zweien derselben hat Raiser schon einige Eisenfunde in's hiesige Museum geschafft.

Raiser schreibt darüber in seinen Beiträgen für Kunst und Alterthum im Ober-Donaukreis 1831, Seite 26: „Der von uns geöffnete Grabhügel bestand oben aus Sand, in der Mitte aus Lehm und unten zeigte sich hellgrauer Letten, der das Arbeiten sehr erschwerte. Es fanden sich kleine Scherben unverzierter, grobthoniger Urnen, dagegen weder Kohlenspuren noch Knochenreste. Am gewachsenen Boden lag aber eine schöne, geschweifte Eisenlanzenspitze (an der Grabperipherie), in 3 Theile zerfallen, welche sich jedoch zusammensetzen liessen. Die Lanzenspitze ist $24^1/_2$ cm lang, wovon $5^1/_2$ cm auf die unverzierte Tülle treffen, an der breitesten Stelle misst die Spitze $4^1/_2$ cm."

Am 31. Juli wurde ein Hügel bei Leipheim (nahe Günzburg a. d. Donau) in Angriff genommen. Dort befinden sich im Bubesheimer Gemeindeholz, Abtheilung „Holzegart", mehrere Grabhügel. Durch Fuchsbauten sind sie leider nicht ungestört geblieben. Die Höhe des abgegrabenen Hügels, dessen dem Strassberger Hügel entsprechende Bodenbeschaffenheit $1^1/_2$ Tage Arbeitens bis zur gänzlichen Abtragung erforderte, betrug 1·55 m, Umfang 76 Schritte, Durchmesser 16 m. — Bei 30 cm Aushub kamen Scherben verschiedener Urnen zum Vorschein, zuerst in südlicher Richtung, dann ein ganzes Nest Scherben in nordwestlicher Richtung. Eines der Gefässe konnte zu zwei Drittheilen zusammengesetzt werden und ergab einen Flachteller mit sehr breitem Rande, verziert mit seicht eingegrabenen Dreiecken in verschiedener Schraffirung; der schmale Boden mit concentrischen Kreisen ausgefüllt, die Farbe ist dunkelgrau. Auch Scherben schön gewölbter, dünner, glänzend graphitirter Schüsseln, sowie eine fast ganz reconstruirte Schüssel mit ungewölbten, schiefen Wänden kamen vor, deren Feinheit besonders auffallend ist. Eine Urne, welche ebenfalls nur in Bruchstücken zum Vorschein kam, aber leider nicht restaurirt werden konnte, zeigt das einfache Kreisornament am rothen (vielleicht gefärbten) Thon. Nahe dem gewachsenen Boden fand sich in nördlicher Richtung ein Bronzestück, welches dem Bogen einer Sichel ähnelt, und dabei eine schöne, bronzene Lanzenspitze in 2 Theilen (ohne Mittelstück), wovon der untere Theil mit der Tülle 9 cm, die Spitze mit starker Mittelrippe 5 cm misst, so dass die ganze Spitze circa 16 cm gross gewesen sein dürfte. Offenbar hat sie sich im seinerzeitigen Brande gebogen und umschliesst auch heute noch einen Theil des angelegenen Knochens nebst einem Kohlenstückchen. Die Tülle ist mit feingezogenen Parallellinien verziert. Am gewachsenen Boden zeigten sich ebenfalls eine grosse Masse Thonscherben und auch ein ganz erhaltener Topf aus Thon mit halbmondförmigen Eindrücken am schwach einbiegenden

Halse. Aeussere Höhe 13, innere Höhe 12 cm, am breitesten Theil des Bauches $11\frac{1}{2}$, über dem Hals quer gemessen $9\frac{3}{4}$ cm breit. Auch ein in 60 cm Aushubhöhe gelegener, aus 5 Theilen zusammensetzbarer, gut $\frac{1}{3}$ cm starker Wehrring aus Bronze, 15—16 cm innerer Weite, mit kleinem, plattgeschlagenem, durchlochtem Anhängestück und ein ungegliedertes Stück Eisen kamen heraus. Herr Dr. Naue verlegt diesen Fund in die ältere Bronzezeit. Vergl. Raiser 1831, a. a. O. Seite 17.

Am 4. September öffneten wir einen der fünf seitab der Strasse von Göggingen nach Wellenburg; nahe bei Radegundis gelegenen Hügel. Dieselben sind auf einer Wiese schwach aufsteigend und jedenfalls nur als Reste einer grösseren, dem Ackerbau zum Opfer gefallenen Gruppe anzusehen, die Raiser 1832 a. a. O. S. 41 beschreibt. Höhe des Hügels 1·15 m, Durchmesser 23·5 m, Umfang 88 Schritte. Oben zeigten sich vertheilt drei kleine, nicht zusammengehörige Scherben. Wir gruben wieder einen mittleren Schacht und trieben nur, um wegen eines nicht entdeckten Steinrings sicher zu sein, einen Stollen von der Seite zur Mitte durch. Der Hügel bestand oben aus Humuserde, dann aber aus feuchtem, glänzendschwarzem Letten. Bei 60 cm zeigte sich ein kleiner eiserner Kelt, der in der Form mit dem von Scheidemandel, Parsberg Tafel I, 6. abgebildeten übereinstimmt und daneben drei winzige Bruchstücke von einem bronzenen Armringe oder dergleichen. Unweit davon, etwas tiefer lag und mit dem Boden nach oben schiefgestellt, eine Vase von 12 cm Höhe, ungemein zierlich, von rothem Thon, dünnwandig. Der breite, nur sehr wenig ausweichende Hals hatte durch rings umlaufende Furchen ein wulstartiges Ornament erhalten, während der stark gewölbte Bauchtheil an der obern Hälfte schräggezogene Wulstlinien aufweist; den oberen Theil des Halses verband ein Henkel, dessen beide Ansätze noch sichtbar sind, mit dem Bauche. Eine andere, etwa 57 cm hohe Urne, unverziert, lag noch zur ganzen Hälfte erhalten im nassen Hügel, war aber so sehr durchweicht und geborsten, dass sie leider nicht gehoben werden konnte. Nahe dem gewachsenen Boden kamen vereinzelt kleine Scherbchen eines hellrothen Gefässes, völlig unbestimmbarer Form und Grösse, mit einem aus Zickzackstreifen- und Bandverzierungen gebildeten hübschen Ornamente vor, die nur mit grosser Sorgfalt gehoben werden konnten, an der Luft aber rasch fast jede Spur ihrer Zierde verschwinden liessen. Zwei kleinere Eisentheile fanden sich auch noch vor. Der Fund dürfte wahrscheinlich in die älteste La Tène-Periode zu setzen sein. Der benachbarte, 8 Tage später ausgegrabene Hügel schien ungestört und ergab bei 40 cm Aushub eine starke Kohlenschichte mit kleinen Eisenresten und vielen unzusammenhängenden Scherben ohne Ornament, jedoch nicht die geringsten erhaltenen Beigaben.

Wir haben durch diese Arbeiten zunächst einen Ueberblick über die, unserer künftigen mehr localisirten Thätigkeit vorbehaltenen Aufgaben gewinnen können. Wir finden, dass der Lech eine dauernde Scheide zwischen den vindelicischen Stämmen an seinen Ufern bildete, denn während Dr. Naue allenthalben auf Steinsetzung und Skelettbegräbnisse stiess, fand sich bei uns nie Steinkranz oder Steinwölbung und nie eine unverbrannte Spur von Knochenresten.

Die äussere Form (mehr oder weniger genau rund) unterscheidet diese Hügelgräber nicht. Die Fundgegenstände kamen sämmtlich nach thunlichst guter Restauration in das hiesige Maximilians-Museum.

Ausserdem wurden uns aus der Klein-Ofnet-Höhle bei Nördlingen von befreundeter Seite ca. 200 Zähne von Hyäne, Pferd, Fuchs etc. übersandt, welche Funde der leider durch seine Ernennung zum Medicinalrath für Bayreuth inzwischen abgegangene Paläontologe Dr. Roger untersuchte und bezeichnete und mit O. Fraas' Ergebnissen der Gross-Ofnet genau übereinstimmend fand.

Ebenso wurden mir dieser Tage aus einer Höhle bei Gingen a. d. Brenz das Vordertheil des rechtsseitigen Unterkiefers eines Höhlenbären mit dem unversehrten Vorderzahn und sonstige Wirbel- etc. Knochen überbracht, welche ich dem Museum zum Eigenthume übergab.

Beim Fällen einer alten Eiche zu Kirchseeon am Chiemsee kamen 12 sogenannte Kalenderringe, die in's Holz eingewachsen waren, aus dem Baumstrunk. Einer davon wurde dem Museum zum Geschenk übermacht. Es ist ein etwa über 1 cm starker Ring aus Bronze von 13 cm äusserem Umfange und hat an der Aussenseite 52 starke Bronzerippen. Herr Franz Weber bezeichnet ihn als Schwurring.

Vom Eisenbahnbau bei Sonthofen im Allgäu wurden uns aus Hügelgräbern bei Altstätten, leider ohne nähere Angaben, zwei Spatha und ein einscheidiges, breitrückiges Schwert, sowie Bruchstücke einer Bronzegürtelschliesse und zweier silbernen Ringe übersandt. Das einschneidige Schwert gleicht dem in Lindenschmit, Merovinger I. Seite 214 abgebildeten Scramasax. Es misst 56 cm, wovon 39 auf das vom Griff schräg zum Rücken aufbiegende Messer entfallen: der Rücken misst fast 1 cm Breite. Die eine Spatha hat eine Länge von 73 cm, wovon $8\frac{1}{2}$ auf den Grifftheil bis zum Querstück entfallen; an der stärksten Breite misst die Klinge 5 cm, die Spitze fehlt. Die andere Spatha ist durchweg 5 cm breit, am Ende der Klinge abgebrochen, hat jetzt noch 60 cm Länge, wovon 8 cm auf den Grifftheil bis zur sehr defecten Querstange treffen. Die drei Waffen sind von Eisen, in einem Stück mit dem Grifftheil. Am Grifftheil, wie auch an der Klinge lassen sich deutlich Spuren der alten Holzüberkleidung (Griff und Scheide) entdecken und an einer Stelle könnte vielleicht ein ganz kleiner Rest des Stoffüberzugs constatirt werden. — Die bronzene Gürtelschliesse gleicht der bei Lindenschmit, Merovinger II, Tafel V, Figur 347 abgebildeten, doch fehlt der unserigen leider der Dorn. Reste des Ledergürtels sind an den Nägeln erhalten geblieben. Die Ringe, von denen einer noch ganz ist, der andere nur zu $\frac{1}{3}$ gefunden wurde, sind rund und glatt. Im inneren Durchmesser hält der ganze Ring $3\frac{1}{2}$ cm. Ein Theil des Ringes ist auf dem äusseren Rücken mit einem scharf geprägten, hervorragenden

Grat und beiderseitigen hervorragenden Wellenlinien mit in der nach innen offenen Wellenseite eingefügten Zierstiftchen ornamentirt. Das Ganze ist von bewundernswerther Präcision. Neben diesem Ornamente schliessen sich abgebrochene Silberdrähte an. Vielleicht haben beide Ringe einst zusammengehört und waren durch die Silberdrähte verbunden. Sie würden auf diese Weise eine interessante Abart der spiralförmigen Mantelschliessen bilden.

Von einem zufälligen Grabhügelfunde bei Nattenhausen, nahe Krumbach, Station Dinkelscherben der Bahnlinie Augsburg-Ulm, erwarben wir eine Schüssel von rother Farbe mit graphitirtem Rande und graphitüberstrichenem Vierstrich-Ornamente am Bauche; vier kleine Goldspiralen mit 3, 3, 7, 8 Windungen mit kreisförmiger Weite im Umfang eines Markstückes bis zu einem 50-Pfennigstück; zwei Thonscherben mit rohgezogenen, vertieften Strichen in regelmässiger Entfernung, zwei stark patinirte Nägel von 2 und 4 cm Länge mit flachen, grossen Köpfen: ein stark patinirtes, feines Messer von 11 cm Länge mit breitem Uebergang zum fehlenden Grifftheil; drei Theile eines kleinen gedrückt-ovalen Bronzeringes und das Kopfstück einer Gewandnadel mit im Kreise umlaufenden Linien verziert, der Kopf flach abschliessend.

Das war unsere sehr geringe, vorjährige Thätigkeit, die im kommenden Sommer mit mehr Erfahrung fortgesetzt werden soll. Heuer hoffen wir auch eine der vielen Trichtergruben anzupacken, die eine besondere Eigenthümlichkeit unserer nächsten Umgegend sind. Bei Westheim sind auf zwei Stunden Fusswanderung in drei Abtheilungen gut 2000 solche Gruben zu sehen. Bei Aichach hat ein grösserer Wald danach seinen Namen „Grubet" erhalten. Ich hoffe eine besonders tiefe (40') Grube anpacken zu können.

9. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelangt:

Chalatjiantz Grigor: Tszagir haj azga grutjan jen azgajin in awabanakan soworatjumnjeri (Programm zum Aufsammeln von ethnographischem Material und von Volksgebräuchen. In armenischer Sprache. 127 p. 8°. (ded. Aut.)

Wang N.: Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich-Ungarn. Sep.-Abdr. aus der „Oesterr.-ungar. Revue" 1887. 43 p. 8°. (ded. Aut.)

Montelius, Dr. Oscar: Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. Sep.-Abdr. aus Nordens Tidskrift 1884. Uebersetzt von J. Mestorf. 152—160 p. 8°. (ded. Aut.)

Mestorf J.: Antiquarische Miscellen. 8. Zur Geschichte der Besiedelung des rechten Elbeufers. Sep.-Abdr. aus der Zeitschrift für Schleswigholst-Lauenburgische Geschichte XVII. 203—220 p. 8°. (ded. Aut.)

Brinton Daniel G.: On the so called Alagüilac Language of Guatemala. Read before the American Philosophical Society. Nov. 4th, 1887. 365—377 p. 8°. (ded. Aut.)

Brinton Daniel G.: On an ancient human footprint from Nicaragua. Read before the American Philosoph. Society. Nov. 18th. 1887. 436—444 p. 8°. (ded. Aut.)

Mac Coy Frederick: Prodromus of the Zoology of Victoria or figures and descriptions of the living species of all classes of the Victorian indigenous animals. Decade XV. Natural history of Victoria Melbourne. 157—193 p. 8°. (ded. Museum and national Gallery of Victoria.)

Ernst A.: Die ethnographische Stellung der Guajiro-Indianer. Aus den Verhandl. der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Juli 1887. (425)—(444) p. 8°. (ded. Aut.)

Riedel, Dr. J. G. F.: Die Landschaft Dawan oder West-Timor. Vortrag gehalten in der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden. Sep.-Abdr. a. d. Deutschen geogr. Blättern, Heft 4, Bd. X. 278—288 p. u. 1 Karte (ded. Aut.)

Hoernes, Dr. Moriz: Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Herzegovina. Mit 50 zum Theil nach Skizzen des Verfassers angefertigten Abbildungen und einer Karte. Wien 1888. 364 p. 1 Karte 8°. (ded. Aut.)

Pitt Rivers: Excavations in Cranborne Chase near Rushmore, on the Borders of Dorset and Wilts. Vol. I. 1887, 254 p. 74 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Lissauer, Dr. A.: Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und die angrenzenden Gebiete, mit 5 Taf. und der prähistorischen Karte der Provinz Westpreussen. 5 Taf. 4°. (ded. Naturforsch. Gesellsch. in Danzig.)

Kopernicki, Dr. J.: Czaszki przedmieszczan krakowskich z XVII i XVIII wieku. Kraków 1887. [25] 8°. (ded. Aut.)

Topinard P.: Présentation de quatre Boshimans vivants. Ext. des Bulletins de la Société d'Anthropologie. Séance du 7 Octobre 1886. Paris 1887. 40 p. 8°. (ded. Aut.)

Topinard P.: Crane trépané sur le vivant et après la mort. Ext. des Bulletins de la Société d'Anthropologie. Séance du 21 juillet 1887. Paris 1887. 24 p. 8°. (ded. Aut.)

Topinard P.: Mensuration des cranes de la caverne de Beaumes Chaudes, Époque néolithique d'après les registres de Broca. Ext. Revue d'Anthropologie 15me A. 3me Série. Tome I. 1886. 2. Fas. Paris 1886. 193—203 p. 8°. (ded. Aut.)

Topinard P.: L'anthropologie criminelle. Ext.: Revue d'Anthropologie 16me A. 3me Série. Tome II. 6. Fas. Paris 1887. 658—691 p. 8. (ded. Aut.)

Heriz Enrique: Ratones y Orugas origin y extincion de las especies. Barcelona 1887. 16 p. gr. 8.

Photographische Abbildungen einer Collection von Zeichnungen, die Berg- und Hütten-Director Grosse in Neuhütten von Funden aus der Hradiste bei Stradonitz anfertigen liess. 44 Stück. (ded. Commerzialrath Isidor Weinberger.)

The Canadian Record of Science including the Proceedings of the Natural history Society of Montreal, and replacing the Canadian Naturalist. Volume III. number 1. (ded. Redaction.)

Cels Alph.: Essai d'une classification des instruments quaternaires en silex et considérations préliminaires sur l'existence de l'homme a l'époque tertiaire dans les environs de Spiennes. Extrait du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome VI. 1887—1888. (ded. Aut.)

K. F. Holle: Schets-Taalkaart van Sumatra. Schaal 1 : 2000000. Batavia 1887. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft für die Geschenke ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldrich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 2. **Sitzungsberichte.** **Februar 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 14. Februar 1888.** 1. Neue unterstützende Mitglieder; S. [21] — 2. Aufnahme wirklicher Mitglieder; S. [21]. — 3. Verstorbenes Mitglied; S. [21]. — 4. Geschenk des Herrn Weinberger; S. [21].

Jahres-Versammlung am 14. Februar 1888. 1. Eröffnung; S. [21]. — 2. Jahresbericht; S. [21]. — 3. Rechnungsabschlüsse; S. [28]. — 4. Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss; S. [29]. — 5. Neues correspondirendes Mitglied; S. [29]. — 6. Neues Mitglied des Redactions-Comités; S. [29]. — 7. Wahl eines Ehrenmitgliedes; S. [29]. — 8. Dank an die Gönner der Gesellschaft; S. [29]. — 9. Uebergabe des Vorsitzes; S. [29]. — 10. Haberlandt, Die Cultur der Eingeborenen der Malediven; S. [29]. — 11. Spöttl, Niederösterreichische Tumuli; S. [37]. — 12. F. Leger, Depotfund bei Kron-Koritschen; S. [37]. — 13. Trapp, Erdställe in Mähren; S. [38]. — 14. Kaltenegger, Entgegnung auf Dr. Wilckens Kritik; S. [40]. — Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft; S. [43].

Ausschuss-Sitzung am 14. Februar 1888.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Franz Ritter von Hauer.

1. Nachfolgend verzeichnete wirkliche Mitglieder haben erklärt, der Gesellschaft von nun an als unterstützende Mitglieder angehören zu wollen:

Wilhelm Osborne, Gutsbesitzer in Dresden,
Felix von Zwicklitz in Wien,
Se. Excellenz Hans Graf Wilczek in Wien,
Se. Excellenz Edmund Graf Zichy in Wien,
Dr. Dominik Kammel Edler von Hardegger in Stronsdorf, Niederösterreich.

2. Als wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:

Carl Bauda, Ingenieur in Ragusa,
Albert Speyer, Grosshändler in Wien,
Franz Leger, Zuckerfabriksbeamter in Lužau, Böhmen,
August Schnapper, Privatier in Wien,
Hans Koblitz Ritter von Willmburg in Wien,
Dr. Johann Gschirhakl, k. k. Regimentsarzt in Wien,
Dr. Ferdinand Fischer, k. k. Regimentsarzt in Wien.

3. Verstorben ist Herr Johann Gigl, Inspector der Südbahn i. P. in Wien.

4. Herr Secretär Heger legte dem Ausschusse 44 Blätter photographischer Abbildungen vor, welche die wichtigsten Objecte der seinerzeit vom Berg- und Hüttendirector Grosse in Neuhütten (Böhmen) zusammengebrachten vor- und frühgeschichtlichen Sammlung von Hradište bei Stradonic darstellen. Die Sammlung befindet sich jetzt im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Die Photographien sind ein Geschenk des Herrn Commerzialrathes Isidor Weinberger, für welches der Ausschuss dem Spender zum wärmsten Danke verbunden ist.

Jahresversammlung am 14. Februar 1888.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Franz Ritter von Hauer.

Schriftführer: Herr Secretär Franz Heger.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Jahres-Versammlung und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

2. Der Vorsitzende ersucht Herrn Secretär Heger, in Abwesenheit des Präsidenten den von Letzterem verfassten

Jahresbericht

über die Thätigkeit der Gesellschaft im abgelaufenen Vereinsjahre zu verlesen. Derselbe lautet:

Geehrte Versammlung!

Das abgelaufene Jahr darf als ein für die Entwicklung unserer Gesellschaft höchst fruchtbares bezeichnet werden. In dem Jahresberichte für 1886 konnte ich Ihnen bereits mittheilen, dass Ihr um das Gedeihen der Gesellschaft stets eifrigst bemühter Ausschuss geeignete Massregeln zur Hebung unseres Mitgliederstandes in ernste Erwägung ziehe. Diese Berathungen haben zu einer durch die Energie unseres ersten Secretärs gelungenen Action geführt. Wir verzeichnen als unmittelbare Folge eines an die Freunde der Anthropologie versendeten Aufrufes einen Zuwachs von 96 Mitgliedern, worunter sich 12 unterstützende Mitglieder befinden. Diese letztere, ganz besonders dankenswerthe Kategorie hat sich in den letzten Monaten auf 29 erhöht. Dieser erfreuliche Zuwachs um nahezu ein Drittel der bisherigen Zahl gestattet uns, die Publicationen der Gesellschaft auf der bisherigen Höhe zu erhalten und überhaupt mit etwas grösserer Zuversicht in die Zukunft zu blicken. Sie werden daher gewiss mit mir in dem Ausdrucke wärmsten Dankes Herrn Heger gegenüber einstimmen, welcher seine Uebernahme unserer Geschäfte in wahrhaft schöpferischer Weise inaugurirt und den thatsächlichen Beweis geliefert hat, dass die Besserung der unsere Thätigkeit etwas beengenden Verhältnisse nur durch unverdrossene Verfolgung unserer Aufgaben und

durch möglichst regen Contact mit den tiefer denkenden Elementen unserer Bevölkerung angebahnt werden kann.

Lassen Sie mich zugleich der hochherzigen Unterstützung mit tiefgefühltestem Danke gedenken, welche uns im verflossenen wie in den früheren Jahren von Seite Sr. Majestät des Kaisers in reichstem Masse zu Theil wurde. Auch das hohe Unterrichts-Ministerium hat uns im verflossenen Jahre eine erhöhte Subvention von vierhundert Gulden zugewendet. Dazu treten aber noch andere an Localvereine und einzelne Forscher für prähistorische Studien verliehene Subventionen Seiner Majestät des Kaisers und der kaiserlichen Regierung, deren grossmüthiger Gewährung thatsächlich ein grosser Theil der ausgeführten praktischen Arbeiten zu verdanken ist.

Ausser diesen uns so werthvollen Beweisen von Huld und Theilnahme grosser Kreise an unsern Bestrebungen hat uns jedoch das Jahr 1887 schwere Verluste an bewährten Freunden und hervorragenden Vertretern unserer Disciplinen gebracht. Wir haben durch den Tod verloren an ordentlichen Mitgliedern Herrn Hofrath Carl von Langer, Herrn geheimen Kammerrath H. Grotrian, den Freiherrn Werner von Riese-Stallburg, Herrn Universitäts-Professor Dr. F. Schott, Herrn Sectionschef Carl Fidler, Herrn Hofrath und Universitäts-Professor Dr. Carl R. v. Schroff, Herrn Oberstabsarzt Dr. Jos. Tomowitz, unseren langjährigen Revisor. Diese Liste von schwerwiegenden Namen ist durch die correspondirenden Mitglieder zu ergänzen: Alexander Ecker (Freiburg), Graf Gozzadini (Bologna), Charles Rau (Washington).

Zu dem beredten Nachrufe, welchen Herr Hofrath Dr. Meynert dem Andenken und der wissenschaftlichen Bedeutung unseres verewigten Vice-Präsidenten in der Sitzung vom 13. December 1887 gewidmet hat, will ich nur Weniges hinzufügen. Langer zählte zu den ältesten und verständnissvollsten Theilnehmern unserer Bestrebungen, waltete stets mit grösster Gewissenhaftigkeit seines Amtes und stand uns bei allen Gelegenheiten mit Rath und That treu zur Seite. Wir müssen diese selbstlose Opferwilligkeit eines mit Berufsgeschäften überhäuften Gelehrten um so höher anschlagen, als sein persönlicher Standpunkt über die Zweckmässigkeit des häufig zur Ermittelung der physischen Eigenthümlichkeiten der Menschengruppen eingeschlagenen Weges von vorneherein ein etwas skeptischer war. Er verkannte durchaus nicht die Berechtigung einer exacten Anthropologie, konnte jedoch dem der Statistik entnommenen Verfahren zur Bestimmung der Formen keinen Geschmack abgewinnen. Im Gegensatz zu jener Anschauung, welche in den grossen Zahlenreihen eine heilkräftige Paralysirung der verwirrenden individuellen Schwankungen erblickt, hielt Langer nur gewisse durch unmittelbare und eindringliche Anschauung hauptsächlich zu gewinnende »Typen« für beachtenswerth und verwarf die durch Mittelzahlen gewonnenen Werthe. Wir sind nicht berechtigt, diese Ansicht zu kritisiren, constatiren jedoch, dass Langer sich nicht den positiven Resultaten der bisher ausgeführten Arbeiten verschloss. Dies beweist seine Arbeit »Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung Niederösterreichs« in dem Werke »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«. Die Fruchtbarkeit und Tiefe seiner auf vollster Beherrschung der Morphologie und scharfer Beobachtungsgabe beruhenden wissenschaftlichen Auffassung beweist auch dessen »Wachsthum des menschlichen Skeletts mit Bezug auf den Riesen« (Denkschr. mathemat. Cl. d. Wien. Akad. XXXI). Aus seiner unmittelbaren Leitung und unter dessen geistigem Einflusse sind zahlreiche jüngere Kräfte hervorgegangen, welche thatkräftig die Förderung der physischen Anthropologie betreiben. Wir werden Langer's Andenken für alle Zeiten dankbarst zu bewahren haben.

Dr. Charles Rau war Curator der archäologischen Abtheilung des Nationalmuseums in Washington, deren allgemein gerühmte zweckmässige Anordnung ihm zu verdanken ist. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Studium der primitiven Industrien, wozu die Verhältnisse in Amerika ihm besonders werthvolles Material boten. Ausser in den Berichten der »Smithsonian Institution« wurden dessen Arbeiten vielfach in dem »Archiv für Anthropologie« niedergelegt, dessen treuer Mitarbeiter seit dem Beginn dieses Organs Charles Rau war. Sein letztes Werk war »Die prähistorische Fischerei in Europa und Nordamerika«, dessen Bedeutung für unsere Studien auch in unsern Mittheilungen gebührend hervorgehoben wurde.

Professor A. Ecker war einer der hervorragendsten Vertreter der Anthropologie in Deutschland. Seine bahnbrechende Schrift »Crania Germaniae meridionalis occidentalis« erschien ziemlich gleichzeitig wie die »Crania Helvetica« von His und Rütimeyer. Die von Ecker in Anwendung gebrachte Methode der Untersuchungen wie der Schlussfolgerungen ist trotz mancher seitdem erzielten Fortschritte als mustergiltig zu betrachten. Eines der glücklichsten Resultate dieser Arbeit ist die Aufstellung des »Reihengräberschädels«, dessen Bedeutung für die Beurtheilung des germanischen Typus allerdings erst durch Virchow in richtigeres Licht gerückt wurde. Ecker gehört zu den Gründern des bereits von Baer 1861 angeregten, jedoch erst zu Frankfurt a. M. am 7. Juni 1865 zu Stande gekommenen »Archivs für Anthropologie«. Er wurde im Vereine mit Lindenschmit mit der Redaction desselben betraut. Ein Ueberblick über die daselbst niedergelegten Arbeiten Ecker's beweist, dass ausser seinem eigentlichen Fache auch die Prähistorik sein Interesse besass. Wir heben aus denselben hervor: Ueber eine charakteristische Eigenthümlichkeit in der Form des weiblichen Schädels« (I); »Zur Entwicklungsgeschichte der Furchen und Windungen auf den Grosshirnhemisphären im Fötus des Menschen« (III); »Skelettreste aus dem Gräberfeld am Hinkelstein unweit Mondheim (III); »Die Höhlenbewohner der Rennthierzeit von Les Eyzies« (Höhle von Cro-Magnon) (IV); »Ueber menschliche Niederlassungen aus der Rennthierzeit im Löss bei Munzingen« (VIII); »Zur Kenntniss der Wirkung der Skoliopädie des Schädels auf Volumen, Gestalt und Lage des Grosshirns und seiner einzelnen Theile« (IX); »Zur urgeschichtlichen und culturgeschichtlichen Terminologie« (IX); »Zur Kenntniss der quaternären Fauna

des Donauthales« (IX, X); »Ueber prähistorische Kunst« (XI); »Der Steisshaarwirbel« (XII). Ausserdem sei noch erwähnt: »Die Hirnwindungen des Menschen« 1869, und »Ueber abnorme Behaarung des Menschen«. Alle diese Arbeiten sind von dem Geiste strengster und umfassendster Beobachtung durchtränkt. Der hie und da auftauchenden Neigung, aus einzelnen Thatsachen Schlussfolgerungen weittragendster Art zu ziehen, trat er stets entschieden entgegen. Nicht minder verwahrte sich Ecker aber auch gegen die Verächter der Craniologie, welche anfänglich diese Disciplin als einen Registraturkasten angesehen hatten, in welchem sie die Völker nach ihrer Schädelform einreihen konnten, und nun, da sich die Probleme als viel complicirter herausstellten, deren Berechtigung in Zweifel zogen. Diese Anschauung des hochverdienten Forschers kann auch heute noch Jenen entgegengehalten werden, welche von angeblich wissenschaftlichem Standpunkte aus über die Craniologie den Stab zu brechen geneigt sind.

Schon in dem Werke über die Schädel von Südwestdeutschland hatte Ecker darauf hingewiesen, dass die Schädelform allein zur ethnologischen Charakteristik nicht ausreiche, zu deren Vollendung statistische Aufnahmen der Körpergrösse, der Farben der Augen und Haare nöthig seien. In der zweiten Sitzung des Congresses deutscher Anthropologen zu Stuttgart am 9. August 1872 stellte er den Antrag, dass die zur Erhebung der Schädelstatistik bestellte Commission auch Erhebungen über die Farbe der Augen und Haare anstellen solle. Dieser Antrag wurde im nächsten Jahre zu Wiesbaden durch Virchow erneuert und führte erst durch des Letzteren energisches Eingreifen zur Abfassung eines Gesuches an sämmtliche deutsche Regierungen um Durchführung jener Erhebungen. Wir verdanken diese schönen Resultate dieser nicht ganz leichten Unternehmung, wie den raschen Fortschritt der deutschen Anthropologie überhaupt, dem einträchtigen und selbstlosen Zusammenwirken der Fachmänner aller deutschen Länder, deren Impuls die Regierungen mit dankenswerther Bereitwilligkeit gefolgt sind.

Graf Gozzadini gehörte einem in Norditalien besonders zahlreichen Kreise von durch Geburt und Lebensstellung begünstigten hochgebildeten Männern an, deren fördernder Einfluss auf die geistige und politische Entwicklung Italiens von der objectiven Geschichtsschreibung stets dankbar gewürdigt werden wird. Regt schon die ganze geistige Atmosphäre Italiens zu archäologischen und kunsthistorischen Studien an, so gilt dies ganz besonders von Bologna, in dessen unmittelbaren Umgebungen Gozzadini's Besitzungen liegen. Er war einer der Ersten, welcher eine systematische Erforschung der in seiner Heimat befindlichen reichen Schätze, mit den Hilfsmitteln moderner Wissenschaft ausgerüstet, vornahm; er blieb dieser Aufgabe sein ganzes Leben hindurch treu. Seine ersten Arbeiten beziehen sich auf etruskische Gräber. Vor Allem machte er sich verdient durch gewissenhafte und umsichtige Leitung der Ausgrabungen der Localität von Marzabotto, in welcher Gozzadini eine grosse Nekropole im Gegensatze zu den meisten anderen Archäologen erblickte, welche dieselbe als eine städtische Niederlassung deuten, deren Gräber ausserhalb der Thore lagen. Neue Funde im Jahre 1883 bestimmten Gozzadini, diese Meinung aufzugeben. Ein für die Archäologie günstiges Schicksal ist es, dass der Garten von Gozzadini's Villa die berühmte Nekropole von Villanova enthält, welche von dem Besitzer bereits 1844 aufgedeckt, dessen volle Aufmerksamkeit auf die älteren Epochen lenkte. Gozzadini wies später denselben Typus in Gräbern der Stadt Bologna nach. An der Hand seiner glücklichen Funde, sowie jener von Zannoni u. A. ergab sich das relative Altersverhältniss der drei classischen Localitäten Villanova, Marzabotto, Certosa, dessen Bestimmung von grösster Tragweite für die prähistorische Chronologie ist. Trug somit die rastlose Thätigkeit Gozzadini's, von welcher das im Bollettino di Paletnologia Italiana Ser. II, P. III, Nr. 7 und 8 enthaltene Verzeichniss seiner Publicationen Zeugniss gibt, wie nicht minder die strenge Gewissenhaftigkeit seiner Arbeiten wesentlich zur Ausbildung der prähistorischen Wissenschaft in Italien bei, so hat anderseits Gozzadini's Initiative mächtig auf die Popularisirung dieser Studien in seinem Vaterlande hingewirkt. Der internationale Congress von Bologna im Jahre 1871 hat der Bedeutung Gozzadini's durch dessen Wahl zum Präsidenten Rechnung getragen. Wir schliessen uns den Kundgebungen von Trauer, welche der Verlust dieses durch seltene Eigenschaften des Charakters, wie des Geistes ausgezeichneten Mannes in- und ausserhalb Italiens hervorgerufen hat, aus vollstem Herzen an.

Sie ersehen aus unseren Mittheilungen, dass der Kreis unserer Mitarbeiter im verflossenen Jahre bedeutend erweitert wurde. Der Band XVII enthält wichtiges ethnographisches Material aus der Feder unserer correspondirenden Mitglieder Dr. Andree, Dr. Finsch, Dr. Ratzel und des Herrn Dr. Uhle. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass wir auf diese Verbindung mit unseren deutschen Fachgenossen grossen Werth legen. Ersetzt sie uns doch bis zu einem gewissen Grade die mächtigen Anregungen, welche der deutschen Wissenschaft durch die commercielle und coloniale Thätigkeit des deutschen Reiches in jüngster Zeit erwachsen sind! Wir werden daher auch in Zukunft bestrebt sein, diese Verbindung aufrecht zu erhalten, soweit es unsere bescheidenen Mittel gestatten.

Wir dürfen mit Befriedigung constatiren, dass die von unserer Gesellschaft ausgegangenen Anläufe allmälig zu einer mehr systematischen Erforschung der prähistorischen Verhältnisse Oesterreichs hinüberführen. Die Landesmuseen zu Graz, Klagenfurt, Laibach verfolgen, wie Ihnen bekannt, unausgesetzt ihre Untersuchungen mit unbestreitbarem Erfolge. Ein neues Centrum ist ausser dem durch Dr. Wankel gegründeten Olmützer Vereine durch die verdienstvollen Bemühungen des Herrn Prof. Makowsky in Brünn geschaffen worden.

Auch die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, welche in dem über ganz Oesterreich planvoll ausgesponnenen Netz ihrer Conservatoren und Correspondenten über einen sicher wirkenden Organismus verfügt, zieht die prähistorischen Denkmäler immer

mehr in den Kreis ihrer Bestrebungen, wovon die im jüngsten Bande ihrer Mittheilungen erschienenen mannigfachen Beiträge zur österreichischen Urgeschichtsforschung rühmliches Zeugniss ablegen.

Besondere Fortschritte hat namentlich Niederösterreich durch das Zusammenwirken zahlreicher Freunde der Prähistorik aufzuweisen. Wir fühlen uns verpflichtet, ganz besonders des fruchtbaren Interesses zu gedenken, welches der Clerus von Niederösterreich an unseren Studien nimmt. Ich hatte Gelegenheit, dasselbe zu erproben, als es sich darum handelte, in kurzer Zeit das Material für Dr. Weissenhofer's Darstellung der Volkspsychologie Niederösterreichs in dem Werke: die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild zu gewinnen. Hier müssen wir für die thatkräftige und mit zum Theil grossen Opfern verbundene Initiative bei den prähistorischen Forschungen unseren Dank aussprechen, welche die hochwürdigen Herren Dr. Adalbert Dungel und Herr Pfarrer Lambert Karner durchgeführt haben. Der Erstere hatte früher in erfolgreichster Weise Gräber bei Göttweig, Gemeinlebarn, Oberbergern, Kilb und Mank aufgeschlossen. Im verflossenen Jahre eröffnete er Gräber am Fusse des Göttweiger Berges aus dem III. und IV. Jahrhundert nach Chr., in welchen Bronzen, sehr gut erhaltene Schädel und Münzen gefunden wurden. P. Lambert Karner hat die »künstlichen Höhlen« zum Gegenstand ausdauerndster und höchst beschwerlicher Studien gemacht. Die Wichtigkeit derselben wird allerdings erst dann in ihr wahres Licht treten, wenn es, worauf wir zuversichtlich hoffen, gelingen wird, diese vorläufig noch geheimnissvollen Bauten auf bestimmte historische (oder prähistorische) Epochen zurückzuführen. Ueberaus werthvoll erscheinen uns auch P. Karner's Ermittelungen über die Verbreitung der »Erdställe«, welche, wie es scheint, ein geschlossenes Gebiet einnehmen und keine Vertretung in Mittel- und Norddeutschland finden. P. Karner hat auch im verflossenen Jahre theils allein, theils im Vereine mit Herrn Spöttl eine Reihe neuer oder wenig bekannter Fundstätten in Untersuchung gezogen.

Unsere mittelst der von Seiner Majestät uns gewährten Subvention zur Ausführung gelangten Arbeiten auf der Gurina wurden im verflossenen Jahre von Dr. Moriz Hoernes geleitet.

Das Gebiet, auf welchem systematische Ausgrabungen mit Aussicht auf Erfolg anzustellen waren, erwies sich während der letzten sechswöchentlichen Campagne enger begrenzt, als es bisher den Anschein hatte. Die Arbeit wurde zunächst da, wo sie 1886 abgebrochen worden, auf Ober-Gurina, wieder aufgenommen und lieferte hier, südlich von den im obigen Jahre durchgegrabenen, von Gebäuderesten durchzogenen Aeckern zahlreiche Einzelfunde und Mauerreste verschiedener, doch in ihren Grundrissen nicht mehr deutlich erkennbarer Baulichkeiten. Auf der östlich gelegenen Parcelle 658 wurde entlang der südlichen Mauern einer oder mehrerer Häuser eine Zeile von ca. 20 römischen Brandgräbern aus dem Ende des III. und Anfange des IV. Jahrhunderts n. Chr. aufgedeckt. Die Untersuchung der tiefer gelegenen Acker- und Wiesenflächen der Unter-Gurina (»Schmeisse«), an deren steil zur Ober-Gurina aufsteigenden nördlichen Rändern 1884 und 1885 nicht unerhebliche Funde gemacht worden waren, zeigte sehr bald die Aussichtslosigkeit planmässiger Nachforschung auf diesem ausgedehnten und stark coupirten Terrain, wo immerhin noch vereinzelte zerstreute Ueberreste liegen mögen, aber auch des Zufalls harren müssen, der sie, wie früher ab und zu geschah, auch später an's Licht bringen wird. Ebenso verhält es sich mit der »Bullen« am Fuss des sachteren östlichen Abhanges der Gurina, wo schon die enorme Tiefe des durch Anschwemmung in späterer Zeit gebildeten Geröllbodens jede nicht mit der Wünschelruthe eingeleitete Nachforschung ausschliesst.

Dagegen war es uns sehr willkommen, dass der Besitzer der westlich von Ober-Gurina gelegenen Parcelle 660, einer kleinen, abschüssigen Wiese, welche in den mit den Eigenthümern von Ober- und Unter-Gurina abgeschlossenen Grabungsvertrag nicht einbezogen war, sich nunmehr herbeiliess, die Fortsetzung der von Dr. A. B. Meyer 1884 versuchsweise begonnenen Grabungen zu gestatten. Damit konnte endlich die Forderung, welche Meyer (»Gurina« S. 9 a) als erste für die weitere Localforschung aufgestellt hatte, erfüllt werden: doch blieb dieses Grundstück, ohne uns geradezu eine Enttäuschung zu bereiten, hinter den gehegten Erwartungen einigermassen zurück. Die Hauptaufgabe bestand hier in der Blosslegung einer auf polygoner, gemauerter Terrasse liegenden Ruine mit kleinen, quadratischen Innenräumen. Im Uebrigen erwies sich der Untergrund felsig, schwach mit Erde bedeckt und spärlich mit Fundstücken bestreut, die auch hier wie auf ganz Ober-Gurina vorwiegend der römischen Epoche angehören.

Wenn somit vor Allem die Befriedigung ausgesprochen werden darf, dass dieser Fundplatz nunmehr wie wenige andere von gleicher Ausdehnung nach Thunlichkeit vollständig erforscht unserer Betrachtung vorliegt, können wir uns andererseits nicht verhehlen, dass die fortgesetzten Arbeiten ein wesentlich anderes Bild ergeben haben, als man sich nach den ersten Grabungen in Meyer's Edition derselben mit vorschauendem Blick construiren mochte. Die in Vorbereitung begriffene Publication des Gesammtresultates der Untersuchungen von 1885—1887 wird dieses aus prähistorischen und rein historischen Zügen mosaikartig zusammengesetzte Bild in allen Einzelheiten eingehend ausführen und mit dem vielfachen Zusammenhang und den bedeutsamen Beziehungen, welche dieses Local mit anderen Quellen unserer Denkmälerkenntniss verknüpfen, den hohen Werth darlegen, welcher diesen Arbeiten für die Urgeschichte Kärntens und der Ostalpen überhaupt beizumessen ist.

Ganz besonders günstig sind die Resultate der vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum im verflossenen Sommer ausgeführten Unternehmungen, deren Oberleitung Herrn Custos Szombathy zufiel. Die im Jahre 1886 begonnenen Grabungen bei Sta. Lucia wurden durch Herrn Szombathy fortgesetzt. Es wurden 650 Gräber

geöffnet, so dass die Summe der vom Hofmuseum allein geöffneten Gräber 1816 beträgt. Dazu treten aber noch, wie Ihnen bekannt, 1100 von Dr. Pizzaro und Dr. Marchesetti untersuchte Gräber. Diese überaus reichhaltige Localität bildet nach Szombathy ein Zwischenglied zwischen der oberitalischen Cultur von Este und den der Hallstätter Periode angehörigen Localitäten von Watsch, Margarethen u. s. w. Ausserdem wurden Reste einer prähistorischen Ansiedlung bei dem neuen Schulhause in Sta. Lucia aufgedeckt und in Idria bei Bača weitere 23 der La Tène-Periode angehörige Gräber ausgegraben. In Niederösterreich führte Herr Szombathy im Vereine mit den Herren Spöttl und Karner Aufsammlungen durch an den prähistorischen Begräbnissstätten und Wohnplätzen bei Gross-Weikersdorf, Hippersdorf, Stockstall, Kirchberg und Wagram. Herr K. Moser in Triest beutete für das Hofmuseum eine Höhle bei Präwald aus, welche einige paläolithische Fundstücke ergab. Herr Richard Kulka untersuchte prähistorische Ansiedlungen bei Jägerndorf und Troppau. Herr Oberlehrer Franz Peruzzi in Watsch besorgte Ausgrabungen in einem Tumulus in der Nähe von Mariathal (Krain); er untersuchte ferner einige Gräber in Watsch, in welchen ein Bronze-Helm, eine Bronze-Urne, verschiedene Waffen und Schmuckgegenstände gefunden wurden. Noch bleiben zu erwähnen die Grabungen des Grafen Khuen-Belasi auf seinen Gütern bei Grussbach, deren interessante Ergebnisse dem Hofmuseum gewidmet wurden.

Die prähistorische Commission der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften wurde dadurch, dass die philosophisch-historische Classe den Beschluss fasste, sich in vollkommen paritätischer Weise an den Arbeiten der Commission zu betheiligen, zu einer Commission der Gesammtakademie erweitert. Ueber die Resultate der Arbeiten soll fortan in einer besonderen Publication, deren erstes Heft sich im Druck befindet, berichtet werden. Die im Laufe des verflossenen Sommers vorgenommenen Arbeiten sind folgende:

1. Versuche zur Auffindung einer prähistorischen Wohnstätte auf den höhern Theilen des Hallstätter Salzberges, zu welchen nach einer von Hofrath von Hauer und Custos Szombathy vorgenommenen Recognoscirung die »Dammeiche« gewählt wurde. Die von Herrn Oberbergverwalter Hutter geleiteten Grabungen führten zur Aufdeckung alter Holzbauten, Topfscherben und eines Goldblättchens.

2. Die Fortsetzung der auf Kosten des regierenden Fürsten von Liechtenstein schon seit einer Reihe von Jahren betriebenen Untersuchungen der Vypustek-Höhle, welche wiederum ein reiches Material an Diluvialknochen und einzelne prähistorische Objecte ergaben.

3. Ausgrabungen von sechs Grabhügeln bei Podsemel in Unterkrain, welche Herr Szombathy nach einer Recognoscirungstour in den Umgegenden von Gurkfeld und Rudolphswerth durchführte. Diese Tumuli gehören im Allgemeinen der Hallstatt-Periode, zum Theil der vorgeschrittensten Phase derselben, welche in der Certosa di Bologna so typisch vertreten ist, an.

Bei der Fülle des in jedem Jahre zu Tage geförderten Beobachtungsmaterials sind wohl die Vorbedingungen zu einem weitern Schritte in der Entwicklung unserer Wissenschaft geschaffen. Es wird sich nicht verkennen lassen, dass das Bedürfniss nach einer kartographischen Uebersicht über das bereits Gewonnene ein unabweisbares ist, und dass die Erfüllung desselben wesentlich dazu beitragen wird, die vielseitigen Bestrebungen auf dem Felde der Prähistorik einheitlicher zu gestalten. Welche wesentlichen Vortheile dadurch auch für eine Verarbeitung des gewonnenen Materials erzielt werden, bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Ihr Ausschuss wird daher vollste Veranlassung finden, die Lösung dieser dringenden Aufgabe im Laufe dieses Jahres ernstlich in's Auge zu fassen. Einstweilen kann bereits ein dankenswerther Anfang zu einer derartigen Unternehmung in der von Dr. Fritz Pichler 1887 herausgegebenen »Grabstättenkarte von Steiermark« verzeichnet werden. Die verdienten Leiter der Landesmuseen in Klagenfurt und Laibach werden hoffentlich bald diesem Beispiel nachfolgen. Gewährt uns Pichler's Zusammenstellung einen guten Ueberblick über die bisher erforschten Localitäten, so weist sie anderseits auf die noch bestehenden Lücken im nördlichen und nordwestlichen Theile Steiermarks hin. Unsere Gesellschaft wird hoffentlich im Stande sein, den Anregungen des geehrten Verfassers zur Erforschung der nordwestlichen Steiermark schon in diesem Jahre zu entsprechen.

Es war uns leider im verflossenen Jahre nicht vergönnt, unsere anthropologischen Aufnahmen fortzusetzen, und die Hindernisse hinwegzuräumen, welche dermalen selbstständigen Untersuchungen in Bosnien sowie einer Verarbeitung des von Dr. Rabl gesammelten Materials aus dem Kronlande Salzburg entgegenstehen. Wir werden jedoch in unseren Bemühungen nicht erlahmen. Für die Erforschung der bosnischen Bevölkerung können wir vorläufig nur auf ein Eingreifen der Herren Militärärzte hoffen. Herr Hauptmann Himmel hat, unterstützt von Herrn Lieutenant Schlapal, ein gewiss höchst dankenswerthes Beispiel darin gegeben. Er beabsichtigt dem Vernehmen nach seine Erhebungen auf die Bukowina auszudehnen. Es ist wohl mit Sicherheit zu erwarten, dass dessen schöne Bestrebungen von Seite Sr. k. Hoheit des Herzogs von Württemberg, des Landescommandirenden von Ostgalizien und der Bukowina, dessen tiefes Interesse für Naturwissenschaften ich in reichlichstem Masse zu erproben Gelegenheit hatte, alle Unterstützung finden werden. Uns erwächst hieraus die Verpflichtung, diese für uns so wichtige Initiative mit allen Kräften zu unterstützen und durch geeignete, unter Beiziehung von gewiegten Fachmännern entworfene Instructionen die wissenschaftlichen Postulate für solche Erhebungen festzustellen. Ausser auf die für diesen Zweck entworfenen Tabellen von Virchow und Ranke kann ich hiebei auf die überaus erspriessliche Thätigkeit einer 1885 von dem anthropologischen Vereine in Karlsruhe eingesetzten Commission hinweisen, welche die anthropologische Untersuchung der Stellungspflichtigen bei den jährlichen Musterungen in die Hand genommen hat.

Die k. k. Bezirkshauptmannschaft Hernals hat unserem Ansuchen um Erlaubniss zur Vornahme wissenschaftlicher Untersuchungen gelegentlich der Exhumirung der Reste von Beethoven und Schubert in zuvorkommenster Weise willfahrt. Wir erhoffen eine gleichgünstige Erledigung unseres bezüglich der Reste Mozart's (falls dieselben auffindbar wären) und Gluck's gestellten Ansuchens von der um Förderung wissenschaftlicher Zwecke stets bemühten Gemeindeverwaltung Wiens. Ihr Ausschuss hat zur Lösung dieser Aufgabe ein Comité ernannt, welches aus den Herren Prof. Dr. Toldt (Obmann), Prof. Dr. Kundrat, Hofrath Dr. Meynert und Oberstabsarzt Dr. Weisbach besteht. Es ist somit die vollste Gewähr für eine allseitige und gründliche Durchführung der Untersuchungen gegeben — einer Aufgabe, deren Lösung uns speciell obliegt und auch von uns allgemein erwartet wird.

Unsere Gesellschaft war aus den Ihnen sattsam bekannten Gründen nicht in der Lage, den öfters an sie herangetretenen Ansuchen um Unterstützung ethnographischer Forschungen Folge zu leisten. Dies ist um so lebhafter zu beklagen, als auch bekanntlich die anderweitigen Quellen für Unterstützungen junger Ethnographen für grössere Reisen sehr spärlich fliessen. Desto dankbarer gedenken wir der ethnographischen Leistungen, welche sich an die Expeditionen unserer Geographischen Gesellschaft und des Herrn v. Hardegger knüpfen. Wie das orientalische Museum die langsam wachsende Neigung unserer Handelswelt zur Mitbewerbung im Weltverkehr sichtlich gekräftigt hat, darf auch von der Eröffnung der ethnographischen Sammlungen des Hofmuseums eine wesentliche Zunahme des allgemeinen Interesses an der Ethnographie und als Folge dessen ein reicherer Zufluss von Mitteln für ethnographische Studien erwartet werden.

In Bezug auf vaterländische Ethnologie kann dagegen ein bemerkenswerther Aufschwung constatirt werden, zu welchem wohl in erster Linie das unter der Aegyde S. k. und k. Hoheit des Kronprinzen erscheinende Werk »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«, dann vielleicht auch unsere eigenen Anregungen beigetragen haben. So hat die Matica hrvatska, anschliessend an Dr. F. S. Krauss durchgeführte Erhebungen über die Volksliteratur und die Volkspsychologie der Südslaven, den Guslar Mehmed Kolakovic aus Bosnien nach Agram berufen, um Aufzeichnungen seiner Gesänge vorzunehmen. Sie hat auch sonst eine energische Action zur Aufsammlung südslavischen Materials eingeleitet, welche hoffentlich zum gewünschten Ziele führen wird. Unsere Gesellschaft hat allen Grund, diese Bestrebungen aus kroatischen Kreisen als einen schönen Erfolg unserer Thätigkeit auf das Freudigste zu begrüssen. Wir knüpfen daran den Wunsch, dass mit der Veröffentlichung und Verarbeitung des bereits gewonnenen Materials bald begonnen werden möge. Dabei wird sich wohl das Bedürfniss, dieses Material durch Uebersetzung auch den weiteren Kreisen europäischer Forscher zugänglich zu machen, sehr bald herausstellen. Die reichen Schätze, welche die in ihrer Art vielleicht in Europa einzig dastehende Volksliteratur der Südslaven birgt, können nur durch die vereinte Anstrengung der europäischen Folkloristen gebührend verwerthet werden, wenn auch der Löwenantheil daran immerhin den Meistern der südslavischen Sprachen zufallen mag. Derartige Unternehmungen werden stets auf den grössten Dank seitens der nichtslavischen Fachgenossen zu rechnen haben. Denn sie werden uns die Seele eines Volksstammes aufschliessen, welcher durch eigenthümliche Umstände zum grossen Theile viel länger als irgend ein europäisches Volk unberührt von Reflexion und in stetem Contact mit dem Orient die primären Formen von Volksliteratur und socialer Gliederung sich erhalten hat.

Hier muss auch eines andern Unternehmens gedacht werden, welches in der Hauptstadt Ungarns entsprungen, unsere wärmsten Sympathien verdient. Im vorigen Jahre wurde durch Prof. Dr. Herrmann das erste folkloristische Organ Oesterreich-Ungarns gegründet unter dem Titel »Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn«. Längst mussten wir neidlos die Thatsache anerkennen, dass die Pflege der vaterländischen Ethnographie unter der Führung des berühmten Forschers Paul Hunfalvy in Ungarn tiefere Wurzeln geschlagen hat, als in unserem engeren Vaterlande. Der musterhaften Ethnographie Ungarns von P. Hunfalvy steht die neue ethnographische, vom statistischen Bureau herausgegebene Karte, welche die Besucher der Landes-Ausstellung zu Budapest im Jahre 1885 bewundern konnten, ebenbürtig zur Seite. Die von der k. ungarischen Akademie herausgegebene Revue hat diesen Dingen stets wohlwollende Aufmerksamkeit geschenkt. Es darf somit das Hervortreten dieser Zeitschrift, durch welche wir uns in gewisser Richtung überflügelt fühlen müssen, durchaus nicht als ein gewissermassen dem Zufalle zuzuschreibendes Ereigniss angesehen werden. Bietet nun Dr. Herrmann's Unternehmung dem Folkloristen die schöne Aussicht auf ein neues und werthvolles Material über sämmtliche in Ungarn wohnenden Volksstämme und Volkssplitter, so ist auch anderseits der Geist, welcher das Ganze durchweht, ein durchaus objectiver und wissenschaftlicher. Dazu sind in der ungarischen Kisfaludy-Gesellschaft die Mittel zur Unterstützung ethnologischer Forschungsreisen in Ungarn, wie es scheint, vorhanden, so dass wohl alle Vorbedingungen gegeben sind, um in verhältnissmässig kurzer Zeit Bedeutendes zu leisten. Diese Zeitschrift wird aber auch berufen sein, die Kenntniss des von Serbien und Rumänien zu Tage geförderten Materials uns zu vermitteln, so dass ein in jeder Richtung für die Förderung der Ethnologie höchst wichtiges Organ ungarischer Initiative sein Entstehen verdankt.

Von den cisleithanischen Ländern ist für einheimische Ethnologie in Galizien durch Unterstützung der Akademie in Krakau am meisten geleistet worden. Auch bei der im vorigen Jahre abgehaltenen Landes-Ausstellung in Krakau war unsere Wissenschaft in befriedigender Weise berücksichtigt. Wir verdanken hierüber Herrn Heger einen ausführlichen Bericht, auf den hiemit verwiesen sei[1]). Dankbar müssen wir anerkennen, dass

[1]) Wird in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen erscheinen.

auch unsere südslavischen Erhebungen bei den polnischen Ethnographen freundliche Anerkennung und wissenschaftliche Verwerthung gefunden haben.

Gegenüber diesen unleugbaren Beweisen von Interesse für Ethnologie von Seite der verschiedenen nationalen Gruppen unseres Vaterlandes müssen wir, meiner Meinung nach, verdoppelte Anstrengungen machen, um diese günstige Stimmung auszunützen zur Fortbildung unserer Wissenschaft. Die aus unserer Mitte gewählte Commission für vaterländische Ethnologie hat ihre Thätigkeit durch die Aufstellung des Krauss'schen Fragebogens auf das Glücklichste begonnen, dessen Brauchbarkeit durch Uebersetzungen in so viele Sprachen documentirt ist. Wir dürfen getrost auf diesem Wege fortschreiten und werden damit sicherlich die Elemente aus den übrigen Kronländern um uns sammeln, welche ein warmes Herz den folkloristischen Studien entgegenbringen. Dass zahlreiche derartige Elemente vorhanden sind, kann ich angesichts der bei der Organisation des Werkes »Die österreichisch-ungarische Monarchie« gemachten Erfahrungen auf das bestimmteste behaupten. Es wird sich nun darum handeln, die Thätigkeit dieser Elemente durch Fragebogen in bestimmte Bahnen zu lenken und ihnen die Möglichkeit zur Veröffentlichung des gesammelten Materials zu bieten. Diese Aufgaben fallen naturgemäss Ihrer ethnographischen Commission zu, deren hochverdienter Vorsitzender seine organisatorische Begabung schon in so vielen Fällen bewährt hat. Wir haben jedoch nicht allein Material zu sammeln. Aus dem geistigen Brennpunkte unserer Monarchie, welcher über alle Hilfsmittel verfügt, muss auch die besonnene und kritische Verarbeitung des bereits Gesammelten hervorgehen. Durch Zusammenfassung des über die deutschen Kronländer vorliegenden Stoffes müssen sich die leitenden Maximen für fernere Sammlungen ergeben. Ein wenn auch flüchtiger Ueberblick über die einschlägige Literatur erweckt den Eindruck, als ob kritisch-vergleichende Arbeiten sehr zeitgemäss und fördernd wären. Derartige zusammenfassende Arbeiten entstehen jedoch erfahrungsgemäss erst dann, wenn das Material übersichtlicher und dadurch der Beurtheilung der verwandten, jedoch vorgeschrittenen Disciplinen zugänglicher geworden ist. Wie wir eine wachsende Aufmerksamkeit der Archäologen auf unsere anfänglich etwas barbarischen prähistorischen Studien constatiren, so wird nach Lichtung des ethnologischen Urwaldes die Theilnahme der aus der Philologie herausgebildeten Disciplinen auch bei uns nicht ausbleiben. Wir dürfen ja nicht übersehen, wie auch in jenen Disciplinen das Bedürfniss nach psychologischer Auffassung lebhaft gefühlt wird, und wie namentlich die von den Philologen anfänglich mit grossem Missbehagen aufgenommene Völkerpsychologie unter der Führung der Herren Dr. Lazarus und Steinthal immer mehr sich unserem naturwissenschaftlichen Standpunkte nähert. Ich darf und will hier nicht in Details eingehen, kann es jedoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie sogar in dem Kreise der Mythologen eine Tendenz, an das ethnologische und anthropologische Material anzuknüpfen, in erfreulicher Weise hervortritt. In diesen durch das Bewusstsein der Unzulänglichkeit der bisherigen Methoden genährten, allerdings noch vereinzelten Bestrebungen liegen die Keime zur künftigen Entfaltung einer wissenschaftlichen, auf Erfahrung und gesunder Kritik gleichmässig aufgebauten Ethnologie, welche jedoch bei der Unermesslichkeit des Stoffes noch weit mehr Mitarbeiter bedarf, als ihr gegenwärtig zu Theil werden.

Getreu unserm obersten Principe, für die Herbeischaffung von Material einzutreten, muss ich hier noch den Wunsch aussprechen, dass die Landesmuseen ihr Augenmerk in grösserem Maasse als bisher auf die Aufsammlung ethnographischer Gegenstände richten mögen. Nur ein systematisches Eingreifen der Landesmuseen kann noch einen Theil des rasch verschwindenden Materiales retten.

Werfen wir noch einen Blick auf die inneren Verhältnisse unserer Gesellschaft, so muss ich sogleich des uns überaus schmerzlichen Verlustes gedenken, welchen die Gesellschaft durch den Rücktritt unseres hochverehrten langjährigen Vice-Präsidenten Herrn Prof. Dr. Friedrich Müller erleidet. Sein körperlicher Zustand hat ihn schon seit einer Reihe von Jahren verhindert, an unseren Sitzungen theilzunehmen. Doch hat uns sein wohlwollender und verständnissvoller Rath bei keiner unserer Unternehmungen je gefehlt. Wir geben uns der sicheren Hoffnung hin, dass derselbe uns auch in der Zukunft erhalten bleiben, und dass Herr Prof. Müller, einer der thatkräftigsten Gründer der Gesellschaft, sein Kind nicht im Stiche lassen wird. Wissen wir uns doch mit ihm durch die Gleichheit unserer Anschauungen auf das innigste vereint.

Durch die Bemühungen unseres jetzigen Secretärs Herrn Heger, sowie durch die freundliche Unterstützung des Herrn Custos Szombathy sind nun unsere Publicationen auf dem Laufenden. Mit Sitzungsbericht Nr. 8 ist der Band XVII (1887) unserer Mittheilungen abgeschlossen. Getreu unserem früher ausgesprochenen Programm haben wir uns bemüht, ausser den grösseren Arbeiten unseren Lesern eine fortlaufende Uebersicht über die wichtigeren Publicationen zu geben. Dies soll auch künftig innerhalb des Rahmens von 8 Druckbogen fortgesetzt werden. Ausser der Literatur der Nachbarstaaten sollen darin besonders slavische, im Allgemeinen schwer zugängliche Publicationen berücksichtigt werden. Auch die gesonderte Herausgabe der Sitzungsberichte hat sich bewährt und wird daher fortgesetzt werden, obgleich dadurch, wie durch die Vermehrung der Mitglieder, die Agenden des Secretariats wie der Redaction sich nahezu verdoppeln. Wir legen grosses Gewicht darauf, dass im Bande XVIII die Publication der Resultate unserer Ausgrabungen, besonders jene von Gurina und St. Michael erfolgen könne. Wenn auch durch die im Zuge befindliche Aufstellung der Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums die Kräfte unserer Herren Mitarbeiter dermalen stark in Anspruch genommen werden, glauben wir bei dem Ihnen Allen bekannten in höchstem Grade dankenswerthen Entgegenkommen der Herren Abtheilungsvorstände, vor Allem des Herrn Intendanten, wenigstens auf eine theilweise Realisirung

dieses allseitig als dringend anerkannten Bedürfnisses zählen zu können. Die Herren Dr. Hoernes und Dr. Haberlandt haben sich durch ihre thätige Mithilfe in literarischer Hinsicht den Anspruch auf den vollen Dank der Gesellschaft erworben.

Die Prüfung des Rechnungsabschlusses dürfte Ihnen beweisen, dass unsere Bemühungen, die Redactionsangelegenheiten und dadurch auch die finanzielle Situation der Gesellschaft vollständig zu klären, keine vergeblichen waren. Wir haben mit unseren aus den Publicationen herstammenden Rückständen vollständig tabula rasa gemacht, und gehen bei dem jetzigen Mitgliederstande unter der Voraussetzung der Fortdauer der uns bisher gewährten Subventionen einer ruhigen Entwicklung entgegen. Unser Cassier, Herr Spöttl, versieht nicht blos seine Agenden mit grosser Aufopferung, sondern bringt auch für wissenschaftliche Zwecke namhafte Opfer. Die Gesellschaft kann sich zur Acquisition dieses in selbstloser Thätigkeit um ihre Interessen stets besorgten Mannes nur in hohem Grade gratuliren und schuldet ihm lebhaften Dank.

Lassen Sie mich, hochgeehrte Herren, ehe ich schliesse, noch eines für unsere Zwecke hocherfreulichen Ereignisses gedenken. Ihr Ausschuss hatte schon seit längerer Zeit den Wunsch gehegt, die deutsche anthropologische Gesellschaft in Wien begrüssen zu dürfen. Auch hatte ich Gelegenheit, mich der eventuellen Zustimmung der hohen Regierung zu einem Congresse in Wien zu versichern. Ich benützte somit meine Anwesenheit bei der Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Nürnberg im August v. J., um dieser Idee näher zu treten. Da für das Jahr 1888 Bonn als Versammlungsort gewählt worden war, erlaubte ich mir, in der Schlusssitzung den Antrag zu stellen, dass für das Jahr 1889 Wien in Aussicht genommen werden möge. Obgleich ein bestimmter Beschluss nur für das nächstfolgende Jahr statutenmässig gefasst werden kann, begegnete dieser mein Antrag einer so überaus freundlichen Aufnahme von Seite der nord- und süddeutschen Fachgenossen, dass ich an der Wahl von Wien als Versammlungsort für 1889 nicht zweifeln kann. Die in Nürnberg anwesenden Mitglieder unserer Gesellschaft, F. Kanitz, Dr. Benedict und Dr. Much jun., werden es Ihnen bestätigen, dass die bei dieser Gelegenheit spontan hervorgetretene Sympathie für unser Wien einen überaus erhebenden Eindruck machte. Ich glaube mich daher Ihrer Zustimmung sicher, indem ich mich bemühe, diese Angelegenheit einer endgiltigen günstigen Lösung zuzuführen, welche noch von der Erledigung einiger in der Organisation der deutschen anthropologischen Gesellschaft begründeten formalen Fragen abhängig ist. Wir werden jedenfalls alle unsere Kräfte aufbieten, um das so sichtlich uns entgegengebrachte Wohlwollen der deutschen Fachgenossen zu rechtfertigen, deren Anwesenheit einen mächtigen Impuls auf die Entwicklung der österreichischen Anthropologie ausüben wird.

3. Der Vorsitzende ertheilt dem Cassier, Herrn Ignaz Spöttl, das Wort zur Vorlage der Rechnungsabschlüsse.

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1887.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1886	fl.	487.—
Jahresbeiträge von 16 unterstützenden Mitgliedern à 10 fl.	„	160.—
Jahresbeiträge von 304 wirklichen Mitgliedern à 5 fl.	„	1520.—
Nachzahlung eines wirklichen Mitgliedes für 1885 und 1886	„	10.—
Subvention Sr. Majestät des Kaisers pro 1886	„	200.—
„ „ „ „ „ „ 1887	„	200.—
„ des hohen k. k. Unterrichts-Ministeriums	„	400.—
Druckkostenbeitrag aus dem Fonde für praktische Arbeiten	„	540.38
Ersatz des Hofmuseums für Druckschriften 1885—1887	„	931.02
Verrechnung der Buchhandlung A. Hölder	„	176.87
Verkauf von Druckschriften an Mitglieder	„	44.60
Für zwei Diplome	„	6.—
Zinsen der Staatspapiere	„	16.80
Beiträge des Präsidenten Freiherrn v. Andrian:		
a) Für Gesellschaftszwecke	„	457.61½
b) Zuschuss für Herrn Wang für Kanzleiarbeiten	„	100.—
c) Beitrag zur Reise des ersten Secretärs nach Krakau	„	80.—
Beiträge des Herrn Spöttl (in mehreren Posten)	„	147.36
Summe der Einnahmen	fl.	5477.64½

Ausgaben:

An die Buchdruckerei W. Köhler für 7 Hefte (IV, 1885, III—IV, 1886 und I—IV, 1887)	„	3075.75
An die photographische Kunstanstalt Angerer & Göschl (ebenfalls für 7 Hefte)	„	656.47
„ Gustav Freitag. Karte für Bd. XVI (1886)	„	56.—
„ Löwy, Lichtdrucktafeln für Bd. XVI	„	176.—
„ Jütte, Druck von 3 Tafeln für Bd. XVII (1887)	„	34.98
Zeichnungen (für 7 Hefte)	„	113.05
Honorar für Literaturbesprechungen (Nr. III bis IV, 1886 und Bd. 1887)	„	193.50
Kosten des Aufrufes	„	301.80
Steuer	„	3.93½
An Herrn N. Wang für Versendungen und Kanzleiarbeiten	„	250.—
An Diener Mikulovsky	„	72.—
Auslagen des Secretärs	„	418.54
„ „ Cassiers	„	45.62
Reise des ersten Secretärs nach Krakau	„	80.—
Summe der Ausgaben	fl.	5477.64½
Verglichen mit den Einnahmen per		5477.64½

Ergibt sich kein Cassarest.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Das Cassabuch sammt Rechnungsbeilagen correlationirt und richtig befunden:

Wien, 12. Februar 1888. Dr. J. E. Polak, d. Z. Rechnungsführer.
Wien, 12. Februar 1888. Dr. Alois Morawitz, d. Z. Revisor.
Wien, 12. Februar 1888. Edmund Schmidel, d. Z. Revisor.

Fond für praktische Arbeiten 1887.

Einnahmen:

Uebertrag vom Vorjahre	fl.	130.73
Subvention Seiner Majestät	„	1000.—
Herr Salo Cohn	„	25.—
Zinsen	„	3.31
Summe	fl.	1159.04

Ausgaben:

Ankauf von Grassamen für die Besitzer der Grundstücke auf der Gurina	fl.	25.84
Dr. Hoernes' Ausgrabungen auf der Gurina	„	592.82
Druckkostenbeitrag für die Publication der aus diesem Fonde veranlassten Arbeiten .	„	540.38
Summe	fl.	1159.04

Wien, 12. Februar 1888.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Dieser Ausweis wurde den Beilagen vollkommen entsprechend befunden:

Wien, 12. Februar 1888. Dr. J. E. Polak, d. Z. Rechnungsführer.
Wien, 12. Februar 1888. Dr. Alois Morawitz, d. Z. Revisor.
Wien, 12. Februar 1888. Edmund Schmidel, d. Z. Revisor.

Das Vermögen der Gesellschaft, aus den Beiträgen der lebenslänglichen Mitglieder hervorgegangen, besteht in vier Stück 5%igen Staatsschuldverschreibungen vom Jahre 1868 im Nominalwerthe von je 100 fl. ö. W.

Dasselbe wurde von dem obbezeichneten Rechnungsführer und den beiden Revisoren als vollkommen intact befunden.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Dem Rechnungsleger wird einstimmig das Absolutorium ertheilt.

4. Der Vorsitzende legt Vorschläge für die Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss vor.

Nach § 19 der Statuten erlischt heuer das Mandat des Herrn Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg als Präsident.

Der Ausschuss empfiehlt die neuerliche Wiederwahl dieses um die Gesellschaft so hochverdienten Mannes.

Durch den Tod des einen der bisherigen beiden Vice-Präsidenten, des Herrn Hofrathes Dr. C. Langer v. Edenberg, sowie durch die Resignation des anderen Vice-Präsidenten Professor Dr. Friedrich Müller sind die beiden Vice-Präsidenten-Stellen erledigt. Der Ausschuss empfiehlt die Wahl der Herren

Dr. Carl Brunner von Wattenwyl, k. k. Hofrath i. P., und

Dr. Augustin Weisbach, k. k. Oberstabsarzt.

Nach dem statutenmässigen Turnus treten aus dem Ausschusse aus die Herren:

Regierungsrath Dr. Carl Aberle,

Hofrath Dr. Carl Theodor v. Inama-Sternegg,

Professor Dr. Martin Wilckens und

Rechnungsführer Dr. J. E. Polak.

Der Ausschuss empfiehlt die Wiederwahl der genannten Herren.

Alle diese Anträge werden von der Versammlung auf Antrag des Herrn Felix Karrer mit Acclamation einstimmig angenommen.

5. Der Ausschuss beantragt die Wahl des Herrn: Dr. A. Ernst, Director des Nationalmuseums in Caracas, Venezuela, zum correspondirenden Mitgliede. Dieser Antrag wird ebenfalls einstimmig angenommen.

6. Der Ausschuss schlägt vor, an Stelle des durch den Tod ausgeschiedenen Mitgliedes des Redactions-Comités, Hofrath Dr. v. Langer zur Ergänzung desselben zu wählen Herrn Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

7. Endlich macht der Ausschuss den Vorschlag, dem abgetretenen langjährigen Vice-Präsidenten der Gesellschaft, Professor Dr. Friedrich Müller, durch Ernennung zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft den Ausdruck seiner hohen Verehrung darzubringen. Dieser Antrag wird unter lebhaftem Beifall einstimmig angenommen.

8. Der Vorsitzende gedenkt zum Schlusse der vielseitigen Unterstützung, welche der Gesellschaft im Vorjahre zu Theil wurde, obenan von Sr. Majestät unserem allergnädigsten Kaiser, vom hohen k. k. Unterrichtsministerium, vom Präsidenten der Gesellschaft, Freiherrn v. Andrian-Werburg, von Herrn Ignaz Spöttl und von Herrn Salo Cohn. Die Versammlung votirt unter lebhaftem Beifall ihren wärmsten Dank unserem hochverdienten Herrn Präsidenten, ferner dem in seinem Eifer um die Interessen der Gesellschaft unübertrefflichen Cassier und endlich Herrn Cohn für seinen Beitrag zu dem Fond für praktische Arbeiten.

9. Herr Hofrath v. Hauer übergibt sodann den Vorsitz dem neugewählten Vice-Präsidenten, Herrn Hofrath Dr. Carl Brunner v. Wattenwyl, welcher in einer kurzen Ansprache für die auf ihn gefallene Wahl dankt und seine vollen Kräfte für die Interessen der Gesellschaft einzusetzen verspricht.

10. Hierauf hält Herr **Dr. Michael Haberlandt** einen Vortrag:

Die Cultur der Eingebornen der Malediven.

Benützte Literatur: *a)* Originalia:

Ibn Babuta, der arabische Geograph, der c. 1340 sich auf der Inselgruppe aufhielt. (Paris, ed. 1858, vol. IV.) — F. Pyrard de Laval, Voyage. Paris 1697, p. 71—225 (weilte als Schiffbrüchiger 5 Jahre auf den Inseln; sein Bericht ist eine sehr seltene Hauptquelle.) — Prinsep J., Journ. of the Asiatic Society, Vol. 5 (1836), p. 784—794. — Horsburgh J. und Cap Owen, Journ. R. Geogr. Society of London Vol. II 1832, V. und VI. — Lieut. T. Powell, Description of Heavandoo pholo, the Northern Atoll of the Maldive Islands. Journ. of the Asiat. Soc. IV, p. 319 ff. — Lieut. W. Christopher, Vocab. of the Maldivian Language, R. A. S. Journ. VI, p. 42 ff. — A. Gray, the Maldive Islands, eine sehr fleissige und brauchbare Arbeit, ibd. Vol. 10, p. 173 ff. — C. W. Rosset, On the Maldive Islands, Journ. of the Anthrop. Institute, Nov. 1886. — C. W. Rosset, The Maldive Island, The Graphic Oct. 16, 1886. — Official Handbook and Catalogue of the Ceylon Court of the Col. and Indian Exhibition, London 1886 p. 125 ff.

b) Encyklopädien:

M. Bruzen la Martinière. Geogr. Lex. französ. Ausg. 1735. — Vivien de st. Martin, N. D III. p. 585 f. — Yule Col. H. Encycl. britannica XV. 9. ed. 1883.

Nicht zu benützen in der Lage war ich: W. Hamilton, Descript. of Hindust. II, p. 299 f. Christopher Lieut. W. Transactions of the Bombay Geogr. Soc. I. und leider auch Bell H. C., dessen Handbuch über die Malediven nach Rosset unsere bisherige Kenntniss von den Inseln sowohl nach der historischen wie wirthschaftlichen Seite hin erschöpft.

Der Westküste des indischen Continents und seiner Fortsetzung Ceylons, vorgelagert erstrecken sich in langer Reihe zwei Inselgruppen, die, wie geographisch, so auch ethnologisch als die erste Ankündigung des grossen indischen Festlandes aufgefasst werden dürfen. Es sind dies die Inselgruppen des Lakkediven und Malediven. Von diesen beanspruchen die letzteren ihrer höheren Cultur halber entschieden unser lebhafteres Interesse, und es wird daher auch im Folgenden allein von ihnen und zwar nur in ethnographischer Hinsicht gehandelt werden.

Die Malediven [1]) erstrecken sich südlich von den Lakkediven vom 7.° n. Br. an als eine Kette kleiner Inseln südwärts über den Aequator hinaus bis zum 2.° s. Br. und liegen alle auf den Gipfeln einer vom Meere bedeckten südlichen Fortsetzung der Ghatkette, welche die Grundlage des Korallenbaues bildet, durch welche diese Inseln höchst wahrscheinlich wie so viele in der Südsee entstanden sind. [2])

Die Anzahl der Inseln ist eine sehr grosse, wenn sich auch die verschiedenen Angaben darüber in der Literatur widersprechen (sie schwanken zwischen circa 2000 und 12.000); die Reihe dieser unendlichen Inselchen, die von sehr verschiedener Grösse und manchentheils nichts als öde Korallenriffe oder Sandbänke sind, bilden 17 Gruppen oder Atolle (Atollons) [3]) welche politisch zu 13 zusammengezogen werden, über deren Namen und schwankende Zusammensetzung man die interessanten Zusammenstellungen bei Gray l. c. p. 106, Anm. 1 vergleiche. Selbstverständlich sind durchaus nicht alle von den Inselchen bewohnt, doch besitzen wir darüber nur höchst lückenhafte Informationen, woher auch die ungemein vagen Angaben über die Gesammtbevölkerung rühren, die zwischen 20.000 und 200.000 schwanken! Indessen scheint uns die niedrigere Ziffer der Wirklichkeit bedeutend näher zu kommen, als die hochgegriffene (bei Charton, Vol. IV. p. 255, siehe auch Petermann's Mittheilungen, Behm-Wagner, Bevölkerung der Erde, VII, p. 38), und zwar aus folgenden Gründen: Rosset gibt nach Autopsie in Uebereinstimmung mit früheren Autoren [1]) die Bevölkerungszahl von Malé-Atoll, der Sultanat-Gruppe, mit ca. 3000 an, wovon 2000 im Dienst und Lohn resp. Kost des Sultans stehend. Wenn man bedenkt, dass unter Molé-Atoll geographisch eigentlich 3 Atolls begriffen sind, dass unstreitbar und naturgemäss diese Gruppe als Residenz des Sultans für die meistbevölkerte genommen werden muss, und dass diese Gruppe ihre 3000 Bewohner jedenfalls nur aus dem Productions-Ueberschuss der übrigen Atolls zu erhalten vermag (2000 (!) Köpfe davon werden hier ja aus Reichsmitteln erhalten), so ergibt sich, die übrigen 14 Atolls selbst von gleicher Bevölkerungsdichtigkeit wie die drei Residenzatolle genommen (was jedenfalls die äusserste zulässige Höhe bedeutet), eine ungefähre Ziffer von rund 20.000 Köpfen als Bevölkerungszahl — eine Ziffer, die, es sei noch einmal daran erinnert, die obere Grenze vorstellt, hinter welcher die wirkliche Zahl leicht zurückbleiben kann.

Die ansässige Bevölkerung sämmtlicher Inseln der Maledivengruppe ist singhalesischen Ursprungs. Darüber ist z. B. der letzte Autor Rosset noch im Unklaren, indem er p. 171 seiner erstcitirten Abhandlung sagt: „It is difficult to determine with any precision to which race the Maldivians belong; history merely tells us that the islands were colonised by a people of Aryan race und language, and no old manuscripts are in existence on the islands, which makes it impossible to do more than guess. It is generally believed that the islands were colonised at about the same time as Ceylon." Was für Quellen Rosset hier unter dem Ausdruck „history" im Sinne hat, ist mir unklar, da ich die jedenfalls am besten begründete Annahme, dass die Maledivenbevölkerung durch Colonisation von Ceylon her entstanden sei, in der Literatur am öftesten und fast ganz allgemein vertreten sehe. Schon die einheimische Tradition, wie sie namentlich von Pyrard an zwei Stellen seines Werkes [2]) mitgetheilt wird, berichtet, dass die Inseln zuerst c. 1200 A. D. von singh. Colonisten bevölkert wurden, welche Heiden, d. i. Nicht-Mohammedaner waren. Das von Pyrard gegebene Datum der Colonisation muss aber um mehrere Jahrhunderte zurückgeschoben werden. Dies folgt aus den Berichten mehrerer occidentalischer, wie orientalischer Autoren über unsere Inselgruppe, des Pappus von Alexandrien (4. Jahrh.), Ptolemaios und Cosmas (6. Jahrh.) einerseits und des Chinesen Fahian (5. Jahrh.) und des persischen Reisenden Suleiman (9. Jahrh.) u. A. m. andererseits, indem sie alle die Inseln als bewohnt und als Dependencien des „grossen Eilands", d. i. Ceylon's angeben. Es ist dabei freilich die Frage, ob die einwandernden singhalesischen Colonisten den Inseln wirklich die erste Bevölkerung gaben, oder ob sie nicht daselbst auf eine Urbevölkerung stiessen (wie ihrerseits die einwandernden Arier in Ceylon eine solche verdrängten), von der dann jene

[1]) Nach Lassen, Indische Alterthumskunde I, p. 205 von Malaja=Malabar und diba=dvipa, Insel, d. h. Inseln von Malabar, die Malediven schreiben gegenwärtig: „mahaldib", womit die Benennung, welche Ibn Batuta den Inseln gewöhnlich gibt, nämlich „dhibat al mahal" sehr genau übereinstimmt. Derselbe nennt auch das Atoll malé „mahal". Der Name Malé wird nun merkwürdigerweise von Lassen als „Malai" durch „Fels" erklärt — wie mir scheint, richtig, aber im Widerspruch mit Lassen's eigener Erklärung des Namens der Gruppe überhaupt (s. o). Ich mache auf das häufige Vorkommen dieses Elementes „Mal" — in einheimischen Benennungen verschiedener Atolle aufmerksam, so in „Mildumadu", „Malosmadu", „Moluk."

[2]) Lassen Ind. Alterthumskunde, I, p. 205.

[3]) Maldiv. bei Christ. atolu.

[1]) Gray l. c. p. 197, Anm.

[2]) p. 78 f. und p. 185.

oben genannten Geographen geredet hätten. Indessen weiss auch schon der älteste, Pappus von Alexandrien, von einer Abhängigkeit der Inseln von Ceylon, was eine erfolgte Besetzung und Colonisation seitens der Singhalesen voraussetzt. Auch fällt die Blüthezeit der ceylonesischen Monarchie, in welcher der jugendliche Buddhismus die Bevölkerung zu allen grösseren Unternehmungen, namentlich civilisatorischer Art, ermunterte, an den Anfang unserer Aera — alles Momente, die für ein sehr frühes Datum der Colonisation, also ungefähr im ersten Jahrhundert unserer Aera sprechen.

Abgesehen von diesen historischen Nachrichten, auch abgesehen von den übereinstimmenden körperlichen Merkmalen, der Hautfarbe und der Haarbeschaffenheit [1]), wird der singhalesische Ursprung der Malediven bevölkerung durch ihre Sprache erwiesen. Dieselbe stammt nämlich, wie man bei Durchsicht ihres Wortschatzes [2]) bald bemerkt, von der singhalesischen ab oder repräsentirt vielmehr, genauer gesprochen, eine alte Sprachstufe des Singhalesischen, die noch vor der verwirrenden und vielfach umgestaltenden Einwirkung der Literatur- und Kunstsprache auf Ceylon, des sog. Elu oder Helu, d. i. ungefähr Hochsinghalesisch, liegt und auf Ceylon selbst nur mehr in der Sprache der wilden Wäddâ anzutreffen ist [3]). Auch dieser Umstand weist auf eine sehr frühzeitige Abzweigung der maledivischen Colonisten vom singhalesischen Bevölkerungsstamm hin, denn die Entwicklung des Elu, welches die volksthümlichen Elemente im Singhalesischen so sehr verwischte, beginnt schon in den ersten Jahrhunderten unserer Aera. Die Reinheit, in welcher sich im Maledivischen das alte Singhalesisch erhalten hat, macht demnach diesen Dialekt für den Erforscher des Singhalesischen und seiner complicirten Verhältnisse äuserst wichtig und wird sein genaueres Studium erst eine erschöpfende wissenschaftliche Erkenntniss der singhalesischen Sprache ermöglichen [4]).

Es ist bemerkenswerth, dass nach mehreren Berichten, Pyrard's und Christopher's, also der am besten mit den linguistischen Verhältnissen der Insel vertrauten Gewährsmänner, auf den verschiedenen Inselgruppen verschiedene Dialekte geherrscht haben und noch herrschen. Pyrard sagt darüber: „Auf dem Atoll Suadu und weiterhin im Süden herrscht eine schwerverständliche, rauhe und barbarische Sprache, die aber doch noch die gemeine (Malediven-) Sprache ist“ [5]), während Christopher an einem mir leider nicht nicht zugänglichen Orte [6]) dem südlichen Dialekte eine nähere Verwandtschaft mit der Sprache der ersten Colonisten wegen der längeren Fortdauer des alten Alphabetes daselbst und der stärkeren Verunreinigung des nördlichen Dialekts durch Bengali- und überhaupt Fremdwörter zuspricht. Ich möchte hier auch die Vermuthung aussprechen, dass diese dialektischen Unterschiede sich vielleicht auch auf eine verschiedenzeitige Colonisation als ihren Grund zurückführen lassen, also nicht blos in der inneren Geschichte der Gruppe begründet sind. Dies wird sich aber erst mit einiger Sicherheit ausmachen lassen, wenn nähere Angaben über diesen südlichen Dialekt vorliegen werden. Bisher fehlen solche leider noch gänzlich.

Die Analyse des Wortschatzes der Malediver [1]) hat ergeben, dass sich ihre Sprache aus ca. 60% singhalesischer, 10·6% persischer und arabischer und 24·3% unbestimmbarer Wörter zusammensetze. Den Rest bilden Lehnwörter aus andern indischen Sprachen und aus dem Malayischen. Dieser Sachverhalt findet seine natürliche Erklärung in den äusseren Verhältnissen und Geschicken des Landes. Durch den Einfluss der Araber, welche als Kaufleute über den ganzen Continent und die Inseln Indiens kamen, ist nämlich schon sehr frühzeitig, wahrscheinlich zugleich und im Zusammenhang mit der Lockerung ihrer Zugehörigkeit zu dem buddhistischen Ceylon, eine Ueberführung der Bevölkerung zum Islam eingetreten. Der schon genannte arabische Geograph heiratete während seines Aufenthalts daselbst, ca. 1340, die Tochter eines Veziers, dessen Urgrossvater, Chenuräzah, angeblich der erste Bekenner des Islam auf den Inseln war. [2]) Wir würden damit mit dem Datum der Conversion an den Anfang des 13. Jahrhunderts geführt, was mit der Zeit des Vordringens des Islams nach Osten, überhaupt auf dem Festlande Indiens, in einem guten Verhältnisse stehen würde. Dieser Mohammedanisirung der Bevölkerung seit ca. 600 Jahren zufolge zeigt natürlich das Vulgär-Maledivische, besonders auf den mit der Religion und abstracten Dingen zusammenhängenden Gebieten, zahlreiche arabisch-persische Lehnwörter, welche jedenfalls mehr als ein Zehntel des gesammten Wortschatzes ausmachen, da von den 24% unbestimmbarer Wörter (bei Yule) mindestens noch 6—8% dazugeschlagen werden müssen. [3])

Neben der allgemein üblichen Volkssprache, die ihrer Hauptmasse nach, wie erwähnt, singhalesischen Ursprungs ist, wird auch das Arabische als feinere Verkehrssprache und insbesondere als Handelsidiom, sowie selbstverständlich auch als Sprache des Cultus gepflegt. Man macht sich vielleicht die beste Vorstellung von der Stellung des Arabischen neben der Volkssprache, wenn man mit Pyrard an das Lateinische neben den nationalen Sprachen des Mittelalters erinnert.

Wie die Verhältnisse bei der Sprache der Malediven liegen, ganz genau so auch bei der auf ihnen

---

[1]) Pyrard, welcher der einheimischen Tradition (s. o) widerspricht, hat aber, wie dies von A. Gray l. c. durch viele Momente erwiesen ist, nur die Tamilbevölkerung Ceylons kennen gelernt. Siehe das einzelne bei Gray p. 178, p. 182 f.

[2]) Vocabular bei Christopher l. c. p. 46—72 (gegen 1200 Wörter) und Pyrard's Voc. bei Gray, gegen 400 Voc.

[3]) Kuhn E., Herkunft und Sprache der Bewohner Ceylons. Correspondenzbl. d. d. G. f. A. E. u. U. XVI, p. 43 (1885.)

[4]) Kuhn l. c. p. 44.

[5]) An einer anderen Stelle bemerkt er, dass die „beste“ Sprache in den nördlichen Gruppen unmittelbar unter dem König gesprochen werde.

[6]) Bombay Geogr. Soc. Vol. I, p. 54 f.

[1]) Bei Yule, l. c.

[2]) Ibn Bat. Vol. IV, p. 154.

[3]) Vergl. die lehrreiche Wörterzusammenstellung aus Pyrard bei A. Gray l. c. 196—207.

üblichen und den Inseln eigenthümlichen Schrift. [1]) Dieselbe ist nämlich ebenfalls singhalesischen Ursprungs [2]), hat aber wie die Sprache immer mehr und mehr arabische Einflüsse, d. h. Einflüsse seitens der arabischen Schreibweise und der arabischen Buchstabenzeichen erfahren. Der Sachverhalt ist folgender: Auf antiken Grabsteinen der Inseln wird ein Alphabet beobachtet, das mit dem ältern singhalesischen Alphabet, wie es auf Inschriften, z. B. einer Inschrift des Nissanka Malla (1191 n. Chr.) vorkommt, auf's deutlichste übereinstimmt. Die Kenntniss dieses Alphabetes ist unter der gegenwärtigen Bevölkerung fast ganz erloschen und nur mehr wenigen Individuen eigen. Am längsten scheint die Kenntniss hievon sich in den südlichen Atolls erhalten zu haben. Das Alphabet führt den Namen: Dewehi Hakura, was fast an den Namen des Sanskritalphabetes: dewanagarî erinnern möchte. [3]) In dieser Schrift wurde, wie im Indischen und Singhalesischen von der Linken zur Rechten geschrieben. Es besteht aus 18 Consonantenzeichen; die Vocale werden durch diakritische Zeichen ober- und unterhalb des Consonanten ausgedrückt, und zwar sind diese diakritischen Zeichen theils indischen, theils arabischen Ursprungs; indischen, insofern die Länge nach indischer Methode durch Verdopplung des betreffenden Kurzvocalzeichens ausgedrückt wird, und arabischen in formeller Hinsicht. [4])

Es ist nun interessant zu bemerken, wie im modern Maldivischen anstatt der neun Consonantenzeichen singh. Ursprungs h—w neue Buchstabenformen, welche den neun arabischen Ziffernzeichen auf's deutlichste entsprechen, getreten sind. Ich gebe im Folgenden nach A. Gray eine kleine tabellarische Uebersicht des alten und modern Maldivischen Alphabets mit dem Altsinghalesischen.

Buchstabe	Modern M.	Alt. M.	Altsingh. [1])
m			
f			
d			
t			
l			
g			
n			
s			
h			
rh			
n			
r			
b			
l			
k			
a			
w			
ḍ			

Diese moderne solchermassen veränderte Schrift heisst gabali tana, wird conform dem Arabischen von der Rechten zur Linken geschrieben und ist auf der

[1]) Inschrift des Nissanka Malla (1191 n. Chr.).

[1]) Das vorhandene Material: Prinsep l. c. Christopher, Journal of the R. A. S. VI. p. 44 f., A. Gray l. c. p. 182 f. — The Journal of Ind. Arch. N. S. II. p. 458.

[2]) Lassen hält l. c. p. 206, Anm. für eine Ableitung der Schrift aus einem dekkanischen Alphabet, was nur indirect, nämlich durch den Umweg des Singhalesischen richtig ist.

[3]) Nach Christopher R. B. S. VI, p. 45 heisst es auch evéla, was möglicherweise mit s. Helu (s. o.) zusammenhängt.

[4]) Eine Eigenthümlichkeit dieser Schrift ist auch, dass einige Consonantenzeichen ihre Form je nach dem inhärirenden Vocal ändern, was auf eine ältere, der jüngeren Methode mittelst diakritischer Zeichen vorangehende Stufe der Vocalbezeichnung, welche nach indischer Art das Consonantenzeichen afficirte, schliessen lässt. — Ich schliesse hier einen kleinen Excurs über die Vocalbezeichnung an, die besondere Aufmerksamkeit verdient, da sie massgebend für die Aussprache der Wörter ist und Einblick in gewisse Sprachgesetze und -Veränderungen gewährt.

Die Vocalzeichen führen den besondern Namen fili, der jedem von ihnen nachgesetzt wird, also a: aba fili, e: ebe fili etc. Ein schliessender Consonant mit vorausgehendem langem Vocal wird kaum hörbar, sondern verändert nur je nach seiner Natur die Aussprache des vorausgehenden Vocals. Ueberhaupt können nur 6 Consonanten das Schlusszeichen „Sokun“ (○ conf. ind. virâma) erhalten, d. h. im Auslaut der Malediven-Wörter sind nur Vocale und die sechs folgenden Consonantenzeichen möglich: a, n, ṇ, rh, s, t, welche lautlich für g (a), Nasal m̀ (für n und ṇ), ṫ (t) und ḥ (rh = ind. Visarga:) stehen. Mithin gewinnen wir das Auslautsgesetz: Im Maledivischen herrscht vorzüglich vocalischer Auslaut, von Consonanten schliessen g und s. halbconsonantischer Natur sind der nasalirte und aspirirte Auslaut; letzterer ist nach Angabe Christopher's ebenfalls schon im Schwinden und kann nur mehr im Wortinnern als Silbenschluss vorkommen, während er am Wortende bereits zu einen stummen Laut herabgesunken ist.

ganzen Gruppe als die officielle Schrift verbreitet. Auch von dieser Schrift gibt es wieder mehrere Abarten (nach Rosset 3: akuru-tana, narha-tana, defo-tana) und es scheint, dass sie erst in unserem Jahrhundert sich zu allgemeiner Verwendung durchgesetzt hat, wie dies aus den verschiedenartigen Inschriften auf Grabsteinen mit ziemlicher Deutlichkeit hervorgeht. Wie die von Prinsep gegebenen Schriftproben beweisen, muss eine Abart, die jedenfalls zugleich eine Zwischenstufe war, auch darin bestanden haben, dass diese moderne, sonst linksläufige Schrift in den südlichen Atolls auch rechtsläufig wie das alte Alpabet verwendet wurde.

Endlich ist, ähnlich wie bei den sprachlichen Verhältnissen, auch die arabische Schrift als dritte auf den Inseln bekannt und in Verwendung, wozu sich die Eingeborenen zum Ausdruck einiger ihnen eigenthümlichen Laute einige Zeichen und Punkte hinzuerfunden haben; ja diese arabische Schrift drängt sich in einzelnen Sentenzen und Anrufungen ganz gewöhnlich sogar in den Maldivischen Schriftzug ein, indem solche zwischen die einzelnen Wörter desselben eingestreut zu werden pflegen. Sie wird bei Erlernung des Korans oder wenigstens einiger Partien desselben, was als religiöse Observanz gilt, unter Anleitung der Priester erlernt, die auch die Lehrer der eingeborenen Kinder im Lesen und Schreiben der einheimischen Schrift sind.

Dies die allgemeinen Culturgrundlagen und Bildungselemente der Malediven bewohner, auf denen sich keine ganz unbedeutende, aus einer Mischung von indischen und mohammedanischen Elementen hervorgegangene Cultur aufbaut. Was nun zunächst die materielle Seite derselben anlangt, so sind die Verhältnisse auf sämmtlichen Inseln zwar einfach genug, aber doch keineswegs so karg und ärmlich, als gewöhnlich angenommen wird. Wie auf den Lakkediven bildet der Kokusbaum (Mald. rul, rû, vgl. singh. ruka, Baum) und die Fischerei die Hauptquelle des Unterhalts der Bewohner, jedoch sind diese Inseln etwas reicher an anderen Vegetabilien als die Lakkediven.

So erwähnt Pyrard neben einer so wichtigen Baumgattung wie der Brodfruchtbaum, einer Hirseart: „ura“, sowie des hirseähnlichen sogenannten Bimbikorns, das wie schwarzer Rübsamen aussehen soll. Beide werden zweimal im Jahre gesäet und geerntet und ihr Mehl wird mit Milch oder Cocosmilch zu einem Brei oder Kuchen u. s. w. verarbeitet.

Sodann erwähnt Pyrard auch einer sehr dicken und fleischigen essbaren Wurzel, Namens „itelpul“ (cf. singh. puhul, Kürbiss), ferner einer andern, namens alas (singh. ala), die nach Pyrard's Beschreibung für Yams genommen werden muss und nach ihm frisch zubereitet oder in Cocosmilch oder -Zucker eingemacht, einen wichtigen Bestandtheil der einheimischen Nahrung ausmacht. Den Reis (mald. andu, hadu) freilich müssen auch sie vom Festlande holen und erkaufen diesen vorzüglich mit den kleinen Cauri-Muscheln (mald. bolli, Chr. boli, conf. singh. bellä), welche in Bengalen als kleine Scheidemünze dienen und in ungeheuren Quantitäten in Cocosblatt sackweise verpackt, für den Export (der hauptsächlichste der Gruppe) gewonnen werden, der hauptsächlich nach Afrika geht. Einen zweiten den Inseln eigenthümlichen Ausfuhrartikel bildet das Schildpatt (mald. cambe, singh. kesanbâwa), das in möglichst grossen Platten hauptsächlich nach Cambay ging und wovon ein gôt ($^1/_4$ Pfd.) einen Larin [1]) galt; sodann die Producte aus dem einheimischen Fischreichthum (mās Fisch = singh. mas), namentlich präparirter und eingesalzener Fische, sowie Fischöl, das in starken Thongefässen nach Indien gebracht wird, wofür meist direct wieder Gebrauchsgegenstände eingetauscht werden. Aus den Fasern der Cocosnuss werden starke Taue für Schiffe verfertigt (coir), die im ganzen Archipel und an den indischen Küsten geschätzt sind.

Alle diese Productionen sind in den Händen der untersten Schicht der Bevölkerung, welche ca. 60% derselben ausmacht.

Neben diesen Rohproducenten und den die Erzeugnisse derselben vertreibenden Händlern befasst sich ein kleinerer Theil der Bevölkerung mit verschiedenen gewerblichen Thätigkeiten. So vor Allem mit der Mattenflechterei (mald. tudu-kuna), welche auf den Malediven zu einer besonders ausgebildeten Technik gediehen ist und in verschiedenen bestimmt abgestuften Graden von Schönheit und Feinheit ihre Erzeugnisse liefert [2]). Eine zweite bis nach dem indischen Festland hin berühmte Industrie der Eingeborenen ist die Weberei und Stickerei, welche mit den von Indien und Ceylon eingeführten Baumwolle-, Seide- und Gold- wie Silberfäden arbeiten. Was für Ansprüchen die mit Hilfe einheimischer Webstühle, Spinnräder und Klöppeln arbeitende Industrie zu genügen hat, wird am besten der interessante Bericht Pyrard's über die Kleidung der Eingeborenen, den ich hier auszugsweise mittheile, geben. Er sagt p. 121 ff.: „Premierement les hommes attachent autour de leurs parties honteuses une grande bande de toile qui joint tout au tour, de peur qu'allans et venans, ou en faisant quelque ouvrage, on ne pût les appercevoir découvertes. Apres ils mettent une petite toile de cotton teinte en bleu ou en rouge, ou autre couleur, qui ne leur va que jusques au genoüil. Dessus ils mettent une grande piece de toile de cotton ou de soye, s'ils sont tant soit peu riches et accommodez, ce qui descend jusques à la cheuille des pieds, et ceignent cela d'un beau mouchoir quarré brodé d'or et de soye, qu'ils plient en trois pointes, et l'estendans sur les reins le joignent par devant: Puis pour grand ornement, ils adioustent une petite piece de soye de diverses couleurs, claire comme un crespe ou gase, qui est courte, et ne leur va que jusques au milieu des cuisses: et apres tout cela, ils se ceignent d'une grande ceinture de soye, qui est semblable à leur turban, où il y a de belles franges, laissans pendre les bouts sur le devant. Dans cette ceinture, qui leur sert de bource, ils mettent leur argent et leur bettel du costé gauche, et sur le costé

[1]) Pyrard l. c. p. 88: „On a quatre cens Cocos pour un larin.“ Vergleiche auch Rosset, Colon. and Ind. exhib. p. 132. Art. 356.

[2]) Die besten kommen von Gaddu-Islands, die ordinäre Sorte von Havara-Tinadu und die kleinen von Gemana-furhi.

droit ils passent leur cousteau, ce qu'ils estiment fort honorable, et il n'y a personne qui n'en porte, voir le Roy mesme. Ce sont des cousteaux fort bien faits, tous d'acier excellent, car ils n'ont pas l'invention de mester le fer avec l'acier . . . .“ — „Toutefois les jours de feste ils se couvrent de juppes et de casaques de cotton ou de soye, qui s'attachent avec des boutons de cuivre doré. . . . Ces juppes sont de toutes sortes de couleurs, mais les extremitez sont bordées de blanc et de bleu . . . .“ — „Ils portent tous sur la teste des turbans rouges, ou bigarez de diverses couleurs; la pluspart les ont de soye, les autres qui n'ont pas le moyen, les ont de cotton fort fin.“ — „Quant aux femmes, elles ont premierement une grande toile de cotton ou de soye de couleur qui les environne depuis la ceinture iusques à la cheuille des pieds, ce qui leur sert comme de cotte. Pardessus elles mettent une robbe de taffetas ou de cotton fort legere, mais fort longue, qui leur descend iusques aux pieds. Les bords en sont bleux et blancs. Je ne puis mieux cõparer cette robe pour en faire entendre la figure, qu'aux chemises que les femmes portent de deçà . . .“

An dritter Stelle nennen wir die Schreinerarbeit, zu welcher die Bevölkerung, wie die Singhalesen und Inder überhaupt, eine ganz besondere Geschicklichkeit zeigt.

Selbst der in diesen Dingen so wortkarge Pyrard, der mit 4 Zeilen die „métiers“ abthut, kann nicht umhin, ihrer ausdrücklich zu gedenken. Sowohl in Styl wie Farbe, d. i. der bunten Lackirung, zeigt sich übrigens dabei eine eclatante Abhängigkeit von der indischen und namentlich der ceylonesischen Holzschnitzerei, wie dies die zahlreichen und in allen Grössen hergestellten Holzdosen, Büchsen, Schachteln, Instrumentstiele und grösseren Geräthe, wie Spinnräder, Stickmörser, Stühle, Bettstellen u. s. w. zeigen.

Auch die Goldschmiedekunst steht auf den Malediven in Blüthe und deckt fast ganz allein den grossen Bedarf der gesammten Bevölkerung, besonders aber der höheren Kasten an Schmucksachen, mit welchen sich Männer und Frauen — wie wir schon aus Pyrard's Beschreibung gesehen — nach indischer und singhalesischer Art zu behängen pflegen.

Das Material dazu an Gold (rhan, singh. ran), Silber (rihi, singh. ridi), Zinn (udu timara, malay. timah), Bronze (loë, cf. ind. loha), Kupfer (ramvanlöi, d. i. die goldgleiche Bronze, so wird auch das Messing genannt) kommt vom indischen Continent und aus Ceylon. Die Erzeugnisse dieser Kunst bestehen in goldenen, silbernen Messingringen, Brochen, Ohrgehängen (mudi, singh. mudu, Ring), Halsketten (guilli), Armreifen (ula, singh. walalla), deren Ausführung mit der Kaste derjenigen, welche sie tragen sollen, in einem gewissen, fest bestimmten und zu respectirenden Zusammenhange steht.

Endlich dürfen wir in diesem Zusammenhang auch der maritimen Tüchtigkeit und Fertigkeiten der Eingeborenen gedenken. In ihren kleinen flachen Booten (donni oder dõni, eigentlich „Vogel“ und wohl dasselbe Wort wie das tamulische thoni, Skr. droṇa) segeln die Malediver von Atoll zu Atoll und gehen als thätige Handelsleute sogar nach den Mündungen des Ganges und Atschin auf Sumatra.

Es ist daher ganz glaublich, wenn Pyrard berichtet, dass er bei den Eingeboren Seekarten mit genauer Angabe der gefährlichen Riffe gesehen habe (mald. muraban, muraba). Anderen Gewährsmännern zufolge sind solche sogar in den Bibliotheken des Ceylon Gouvernement und der R. As. Soc. vorhanden [1]), und es ist deshalb auch die Notiz interessant, dass Sir A. Johnstohn, Oberrichter auf Ceylon, zwei solcher Karten der Asiatischen Gesellschaft überlassen habe, „als ein astrologisches Maldivenbuch, nach welchem die Schifffahrer den Tag ihrer Abreise, ihrer Ankunft an den verschiedenen Punkten und den wahrscheinlichen Erfolg ihrer Fahrt bestimmten.“ [2])

Andererseits sind wir durch Prinsep auf einige interessante nautische Instrumente, deren sich die Malediver auf ihren Fahrten nach Calcutta, Atjeh u. s. w. bedienten und zum Theil wohl noch bedienen, aufmerksam gemacht worden. Dieselben sind arabischen Ursprungs, wie auch die Ausdrücke der Schiffersprache zum grösseren Theile auf arabische Bezeichnungen zurückgehen. In erster Linie erwähne ich hier eines Quadranten (mald. pilagaha, singh. [?] pila, gaha), der zur Aufnahme der Sonnenhöhe oder bei Nacht der Polarsternhöhe dient, und sowohl in seiner einfachen

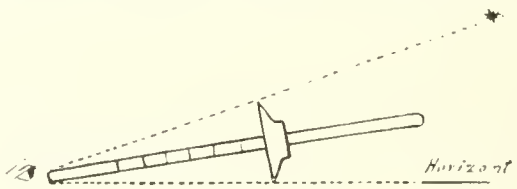


Fig. 11.

Form (Fig. 11) unter dem Namen bilisty zur Bestimmung der Sternhöhe, als in Verbindung mit einem Querholze nach einer etwas verschiedenen Methode (mit Benützung des Sonnenschattens) bei der Bestimmung der Sonnenhöhe angewendet wird, um das directe Schauen in die Sonne zu vermeiden. (Fig. 12.)

Diese beiden Instrumente sind eigentlich nur eine vervollkommnete Form des sogenannten Kamāl, eines Instrumentes, das aus einem viereckigen Stück Horn besteht, durch dessen Mitte ein in gewissen Abständen geknoteter Faden läuft, und mit den Zähnen festgehalten wird. Die Anwendung zeigt Fig. 13. Je nach der Anzahl der Knoten, die vor dem Horn sich befinden, bestimmt sich leicht die Sternhöhe (nach empirischen Feststellungen).

Sodann ist auch des Gebrauchs des Compasses bei den maledivischen Seeleuten zu erwähnen, den sie samaqā benennen, ein Ausdruck, der offenbar von dem malabarischen Worte samukkā stammt, das seinerseits

[1]) Auch im neuen Museum von Colombo sollen interessante Exemplare existiren.

[2]) Bei A. Gray l. c. p. 184. Diese Exemplare sollen leider in der Bibliothek der R. A. S. verschollen sein. Gibt Niemand von dieser Stelle darüber Auskunft, wohin sie gerathen?

wieder auf den Skr.-Terminus cumbaka, Leitstein, zurückgeht. In der Compasseintheilung dagegen folgt man mit ziemlicher Genauigkeit den Arabern (siehe Abildung und nähere Angaben bei Prinsep l. c. 784 ff).

Was nun die politischen und socialen Verhältnisse auf der Inselgruppe betrifft, so werden dieselben heutzutage wie auch früher wohl als Dependencien der ceylonesischen Regierung gerechnet, jedoch beschränkt sich dies Abhängigkeitsverhältniss auf die Absendung einer alljährlichen feierlichen Gesandtschaft, die mit

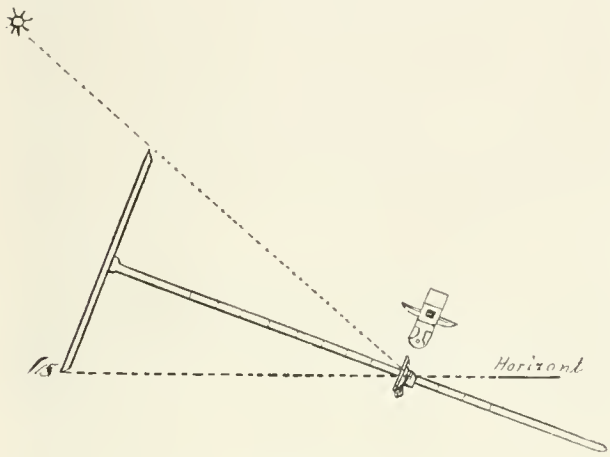


Fig. 12.

Geschenken für den ceylonesischen Gouverneur nach der „grossen Insel“ geht. In Wirklichkeit ist die Inselgruppe völlig sich selbst überlassen und unabhängig, wie auch in der Vergangenheit die Versuche vom Festlande aus, namentlich seitens der Portugiesen und Bengalens, die Inseln zu unterwerfen, nur bald vorübergehende Episoden in der Geschichte der Malediven waren. Die Inseln stehen unter der unbeschränkten Gewalt eines radsan oder maha-rādung, was wohl dem indischen Rājan und Mahārājah entspricht, der es aber vorzieht, sich mit dem mohamedanischen Würdenamen

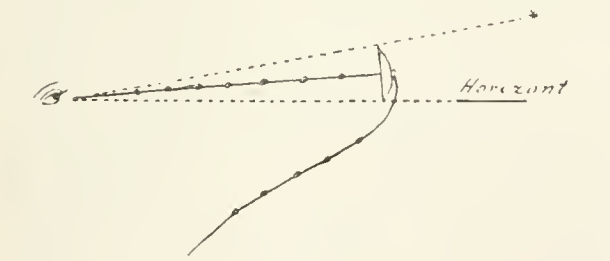


Fig. 13.

Sultan zu schmücken. Auf jedem der 13 (polit.) Atolle residirt anstatt des Herrschers ein Statthalter, Nayb (arabisch naib „Lieutenant“), der auch die Justizgewalt ausübt und viermal im Jahre auf den Inseln seines Atolls Gericht abhält. Es sind nach Pyrard meist Priester und Gelehrte, welchen auch die Oberaufsicht über die religiösen Angelegenheiten ihres Amtsbereichs zufällt. Ausserdem hat jede einzelne Insel einen besonderen Beamten, Namens Katib (arabisch Katib „Schreiber“), welchem die specielle Aufsicht über die religiösen Obliegenheiten der Bevölkerung obliegt, unter welchem die einzelnen Priester der Moscheen stehen, der auch die Unterrichts-Agenden versieht u. s. w. Was die Justizgewalt der obenerwähnten Nayb's betrifft, so wird sie in ihren Händen vielfach zu einem Mittel der Ausbeutung der Bevölkerung, da sie gewöhnlich keine Controle zu befürchten haben und die Civilangelegenheiten wie die criminellen Fälle gleichmässig unter ihrer Entscheidung stehen. Allerdings gibt es von ihren Aussprüchen eine Berufung an die höchste Instanz, den Pandiar [1]), den Oberpriester, der zugleich der höchste Richter ist; in allen an ihn gelangenden Fällen verstärkt er sein gewöhnliches Collegium von Nayb's durch eine Anzahl Mucuris („Doctor“ = arabisch mukarri, Lehrer), mindestens vier oder fünf. Die Stellung derselben entspricht ungefähr der der türkischen Mollah's. Sie werden zu allen Festen, Reden und Ceremonien eingeladen und stehen bei der Bevölkerung in grossem Ansehen. Ihre Anzahl ist eine geringe, es gibt deren ungefähr 50 auf sämmtlichen Inseln. Zu den Gerichtspersonen gehört auch der Devanit (singh. dewiya, Skr. devânîta [?]), der Gerichtsbote und -Vollstrecker. Ich muss es mir hier versagen, des Näheren auf das Gerichtswesen, insbesondere den Strafcodex der Malediven, einzugehen, doch überzeugt man sich aus Pyrard's Angaben, l. c. p. 147—150, bald, dass auf diesem Gebiet eine entschiedene Abhängigkeit vom indischen Gerichtswesen besteht, sowohl nach der Seite des Verfahrens, als nach der Art der Strafen.

Derselbe indische Einfluss zeigt sich ganz unverkennbar und in die Augen springend auf socialem Gebiete in der strengen Kastengliederung der Bevölkerung, die natürlich den ganz anderartigen Verhältnissen entsprechend auch anderen Eintheilungsgründen folgt, als auf dem indischen Festlande. Es ist hier die Kastenordnung, ähnlich wie auf den malayischen Inseln, eher eine Berufsrangordnung zu nennen, wie ein kurzer Ueberblick über dieselbe zeigen mag. Die höchste Kaste bildet der Sultan mit seinen Verwandten, Prinzen etc. [2]). Die nächstfolgende wird von dem Amtsadel, welcher die einflussreichsten Stellen und Würden im Staate einnimmt, also neben den priesterlichen Verwaltungs- und Gerichtsstellungen die Hofdienste, die verschiedenen Schatzämter, Ministerposten, Admiralitätsdienste etc. etc. [3]) gebildet, die dritte von einer Art Geburtsadel, die vierte, in mehreren Unterabstufungen, vom gemeinen Volke. Jede Kaste hat ihre bestimmten Abzeichen, welche unter allen Umständen streng eingehalten werden müssen. Das Kastenceremoniell ist ähnlich dem in Indien und wo überhaupt die Kasteneinrichtung besteht, so dass es überflüssig ist,

[1]) Arabisch heisst er auch Kadi.

[2]) Königin (renequilag, cf. râjñî oder manä, cf. sing menika), Prinzen (Kalan); für die obersten Chargen dient das angehängte Beiwort (ta kuru cf. ind. guru, Lehrer, Meister) als Ehrentitel.

[3]) Vergleiche die lange Liste von Aemtern und Würden bei Gray l. c. p. 198 ff.

Einzelnes daraus hervorzuheben [1]); ganz wie in Indien auch die Consequenzen bezüglich des Connubiums, des erblichen Berufs, der verschiedenen Rechtsbehandlung u. s. w. Hierin prägt sich trotz vielfachen mohammedanischen Formen im Staatswesen doch am deutlichsten der indische Ursprung und die geistige Abhängigkeit dieser Cultur von Indien aus.

Was die Religion betrifft, so wissen wir schon, dass die Malediver seit ca. 600 Jahren dem Islam angehören, was selbstverständlich seine bedeutsamen Consequenzen für die ganze Cultur gehabt haben muss. Welcher Religion die Eingebornen vor ihrer Mohammedanisirung angehört haben, lässt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, nämlich der buddhistischen, welche die einwandernden Colonisten wohl gleich von Anfang an aus Ceylon mitgebracht haben. Wir finden nach einer so langen Periode des Untergangs des Buddhismus auf den Inseln doch noch immerhin ganz bemerkenswerthe Spuren seiner ehemaligen Existenz daselbst. L. Cristopher bemerkt schon in den 30er Jahren, er habe bei seinem Aufenthalte auf den Inseln gehört, dass zwei buddhistische Tempel auf zweien der Inseln zurückgeblieben seien. Der Name einer derselben ist veharmanharfooree, d. i. offenbar Skr. vihâramanoharapurî, „die schöne Stadt der Klöster". Auch Rosset hat ähnliche Erkundigungen eingezogen; auf der Insel Fua Mulaku soll in einem Dschungel ein Dagob vorhanden sein und auf Hatadù im Addù-Atoll Ruinen eines Tempels. Es wurde Rosset gesagt, dass auch noch auf anderen Inseln, die er nicht besuchen konnte, ähnliche Bauwerke vorhanden seien, ja, der Oberpriester von Malé-Atoll versicherte sogar im Besitze alter Manuscripte aus diesen Bauwerken zu sein, und dass dort manche noch zu finden seien. Herr Rosset beabsichtigt seinen Besuch auf den Malediven zu wiederholen, und hoffen wir, dass er dabei Gelegenheit finden werde, diese angeblichen Denkmäler zu besichtigen; es würden, wenn die Nachrichten darüber sich bestätigten, gewiss wichtige chronologisch-historische Aufschlüsse über die Colonisation der Insel sich finden lassen. Da aber bislang noch niemand Berufener diese Bauten als buddhistische erkannt hat, so müssen wir uns schon noch nach anderen Zeugnissen für die ehemalige Anwesenheit des Buddhismus auf den Inseln umsehen. Ein solches ist nun z. B. in einem Feste der Bevölkerung gegeben. Das hauptsächlichste Fest poycaca Vollmond = indisch pûrṇaçaçânka, Vollmond des April oder Mai, erinnert in Name und Datum deutlich an das depoya, Vollmondfest des Wesak, Mai, das in Ceylon zur Erinnerung an das Nirwâna des Buddha gefeiert wird.

Das Wort für „Bild" ist sodann maled. buḍu, d. i. Buddha.

Ibn Batuta erwähnt das Wort budkhānah in der Bedeutung „Götzentempel"; es ist ohne Zweifel ein Buddhatempel damit gemeint. — Die Todten auf den Inseln werden genau in der Haltung des in's Nirwâna eingegangenen Buddha bestattet u. s. w.

Doch damit genug. Jedenfalls ist die äussere Bekehrung der Bevölkerung zum Islam eine sehr vollständige gewesen. Die Cultusformen des Islam, Waschungen, Koranrecitation, Beschneidung (sönnat = sunnah, arabisch: Observanz) u. s. w. sind auch bei der Malediven-Bevölkerung allgemein bindende, ja man befolgt sie in den höheren Kasten mit Uebertreibung; so gehen die höheren Kasten fast täglich 3- oder 4mal zum Gebet in die Moschee. Das hindert aber nicht, dass ihr Geist, insbesonders in den unteren Schichten derselben, voll von abergläubischen Vorstellungen ist, die auch in einer Unmenge abergläubischer Bräuche und Handlungen ihren Ausdruck finden. Jedes unglückliche Ereigniss, insbesondere jede Krankheit wird einem bösen Geiste oder Teufel zugeschrieben. Abends im Dunkeln vermeidet man es aus Furcht vor ihm auszugehen. In dieser Hinsicht berühren sie sich wiederum auffallend mit den buddhistischen Singhalesen, die trotz ihrer reinen Religionslehre doch dem gleichen Teufelsglauben huldigen und höchst seltsame Abwehrmittel gegen die bösen Geister besitzen. In dieser Hinsicht nenne ich ein charakteristisches maledivisches Mittel: es ist das Windfähnchen, das vor den Kranken geschwungen wird und auf welchem eine Beschwörungsformel aufgeschrieben steht [1]), was sich merkwürdigerweise mit nordbuddhistischen (çivaitischen [?]) Vorkehrungen des Tantraglaubens, den mit Gebeten beschriebenen Windfähnchen und flatternden Zeugfetzen (in Tibet) berührt. Ferner sei auf den merkwürdigen, siar genannten, tabuirten Opferplatz, der dem König der Winde in einem abgeschlossenen Winkel jeder Insel geweiht ist, aufmerksam gemacht, wohin die, welche irgend einer Gefahr entronnen sind, zu gehen pflegen, um ein mit Gummi, Blumen und angezündeten Räucherwerk gefülltes kleines Boot als ein Opfer in's Meer hinaus zu treiben. Wenn es verbrennt, sagt man, der Gott oder König der Winde nehme das Opfer an. Hierin liegt abermals ein Ueberbleibsel aus dem vorbuddhistischen Naturdienste der Einwohner, der demnach wohl dualistischer Art war, gute und böse Dämonen unterschied. (Vergl. Christopher, nach Gray l. c. 202 in den Transactions der Bombay Geogr.-Soc. I, p. 302.) Eine dritte abergläubische Ceremonie, cavery genannt (Skr. Kawi, Anrufung), welche zur Besänftigung und Versöhnung des Krankheitsteufels angewendet wird, gehört ebenfalls in diese Reihe. Vergl. die Anmerkung 2 auf pag. 202 bei A. Gray l. c., wo auf malayische Analogien aufmerksam gemacht ist. Auch die Existenz von Amuletten „tauīdu" (arabisch ta'wiz), welche allgemein unter der Kleidung getragen werden, wird durch Pyrard, p. 200, festgestellt. Endlich verweise ich hier nur auf die interessanten, aber auch für eine auszugs-

[1]) Eine Eigenthümlichkeit sei indessen doch hervorgehoben. Als Hoheitsabzeichen gilt insbesondere der Sonnenschirm, den neben dem Sultan nur die höchsten Würdenträger im Staate in ganz bestimmten Farben tragen dürfen, was an die ganz analogen Verhältnisse in Java und überhaupt an das Hofceremoniell im indischen Archipel erinnert

[1]) Dasselbe ist im Besitz der ethnographischen Sammlungen des k. k. Hofmuseums (von Rosset erworben) und zeigt merkwürdigerweise die alten Maledivencharaktere, die man auf Male-Atoll nicht mehr in lebendiger Kenntniss dachte.

weise Wiedergabe zu ausführlichen Berichte Pyrard's über Feste und Festceremonien der Eingebornen, pag. 98—112.

Das Privatleben der Malediver ist bei Rosset [1]), der es ja aus eigener Anschauung kennen lernte, so ausführlich behandelt, dass ich es hier bei einigen allgemeinen Bemerkungen bewenden lassen kann. Zunächst, was ihre häuslichen, ihre Familienverhältnisse anlangt, ergibt sich die Bemerkung, dass der mohammedanische Einfluss auf diesem Gebiete hier obgesiegt hat, wie fast überall bezüglich dieser Verhältnisse, wohin er mit seiner unheilvollen Auffassung des Geschlechts- und in Folge dessen des Familienlebens eindringt. Die Ehe ist eine rein civile, aber auch zugleich sehr lockere Institution, die durch die Leichtigkeit der Scheidungen keinerlei sittliche Bedeutung für das Leben der Eingebornen gewinnen konnte. Hier also ist das mohammedanische Colorit im Culturbild der Malediven ein sehr stark ausgeprägtes.

Anders dagegen in dem zweiten Hauptereigniss des Privatlebens, dem Todesfall mit seinen äusserlichen Erscheinungen, namentlich der Bestattung. Was hierüber bekannt geworden ist, zeigt alles indischen Ursprung an und weist fast gar nichts von den Bräuchen mohammedanischer Länder in diesem bedeutsamen Punkte auf.

So wechseln in dieser Mischcultur indische und mohammedanische Elemente in bedeutsamer und nicht zufälliger Weise fortwährend miteinander ab und ist daher dieselbe als eine durchaus hybride zu bezeichnen. Es ist hier auf den Malediven in der Abgeschiedenheit des Meeres thatsächlich und im kleinen Massstabe entstanden, was auf dem grossen indischen Festlande trotz der mohammedanischen Ueberflutung nicht gelingen konnte — ein kleines arabisirtes Indien. [2])

11. Herr I. Spöttl legt eine Anzahl von ihm angefertigter Skizzen vor, welche namentlich niederösterreichische Tumuli darstellen und erklärt dieselben. Er regt zugleich den Gedanken an, im Sommer eine Excursion zum Besuche einiger derselben zu veranstalten. Seine Ausführungen werden von den Anwesenden mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

12. Herr Dr. Alois Houška in Pilsen übersendet folgenden Bericht des Herrn **Franz Leger** in Lužau bei Křestic

Ueber einen Depotfund von Bronzecelten bei Kron-Koritschen.

Auf einer der kaiserlichen Privat-Domäne Kron-Koritschen (an der Bahnlinie Pilsen-Klattau-Eisenstein) gehörigen Feldparcelle wurden im letzten Spätsommer anlässlich der Tiefackerung durch Feldarbeiter mehrere durch ihre Form auffällige Metallgegenstände aufgefunden, und haben die Finder in dem Wahne, dass das schwere Metall Silber oder gar Gold enthalte, die Artefacte unter sich vertheilt, so dass der ganze Fund verloren gegangen wäre, wenn ich nicht durch Zufall ein schönes Exemplar eines wohlerhaltenen, bronzenen, mit schöner Patina bedeckten Lappenceltes erlangt hätte

In Verfolg dessen angestellte Nachforschungen bestätigten meine Vermuthung, dass wir es hier mit einem allem Anscheine nach nur zum Theile entdeckten Massenfunde von Celten zu thun haben, und es gelang mir, weitere 4 bronzene Lappencelte einer und derselben typischen Form, jedoch verschiedener Grösse zu erwerben. Zwei derselben verdanke ich der opferwilligen Zuvorkommenheit des Herrn k. k. Oberverwalters A. Tredl und ein schönes Exemplar dem Herrn k. k. Hofbesorger W. Biber; ferner habe ich in Erfahrung gebracht, dass ein Stück durch den Finder in den Fluss geworfen und zwei andere beim Dorfschmiede in Kron-Koritschen im Wahne, dass man es mit Edelmetall zu thun habe, geschmolzen wurden.

Von den 5 geretteten Celten ist Nr. 1 ein wohlerhaltener Lappencelt, 16·9 cm lang, 0·5 Kg. schwer, mit grossen nahe am Bahnende stehenden stark gebogenen Lappen. Die wenig über 4 cm breite Schneide ist schwach convex und an der einen 5 cm breiten, wenig abgerundeten Schmalseite befindet sich das für alle fünf Fundobjecte charakteristische Oehr zum Durchziehen von Riemen oder Schnüren.

Nr. 2. Dieselbe typische Form, 14 cm lang, 0·32 Kg. schwer, mit theilweise abgebrochenem Oehr;

Nr. 3. 13 cm lang, 0·3 Kg. schwer;

Nr. 4. 15·5 cm lang, 0·4 Kg. schwer, schön erhalten.

Alle diese 4 Stück sind sozusagen nach Einem Muster modellirt, jedoch nicht — wie schon aus den differirenden Dimensionen ersichtlich — in Einer Form gegossen.

Etwas abweichend vom obigen Typus ist das letzte Stück Nr. 5. Es ist ebenfalls ein Lappencelt, nur 12·5 cm lang, 0·37 Kg. schwer, die Schmalseite 3·5 cm breit, so dass dieser Celt, von oben gesehen, wie ein lancettförmiges Blatt aussieht. Das Bahnende ist theilweise abgebrochen; auch hier fehlt das charakteristische Oehr nicht. Abweichend ist hier die Form dadurch, dass die Schneide bedeutend mehr convex und durch Dängeln aus ihrer ursprünglichen Form in die Breite getrieben ist, so dass beide vorspringende Schneidenden über den aus der Gussform herausgekommenen Kern des Celtes gedrängt sind, wodurch längs der Schmalseite kleine, bei der Endspitze der Schneide zusammenlaufende Leisten entstanden.

Bei genauerer Betrachtung dieses Celtes kann man ganz gut beobachten, auf welche Art und Weise die breite Schneide aus der ursprünglichen Form herausgehämmert worden ist und man kann förmlich die Stelle des letzten Hammerschlages bezeichnen. Es ist nach den noch sichtbaren Eindrücken der Schläge leicht zu errathen, dass dieses Beil, wie es aus der Gussform

[1]) Maldive Islands, The Graphic und in dem Anthrop. Institute Journal l. c.

[2]) Zum Schlusse noch die Bemerkung, dass ich es mir vorbehalte, da die voranstehenden Mittheilungen vielfach noch den Charakter des Fragmentarischen an sich tragen, auf diesen interessanten und im Ganzen noch so wenig studirten Gegenstand bei nächster Gelegenheit zurückzukommen.

kam, auf einem Ambos oder überhaupt einer harten, glatten Unterlage zuerst auf der einen Seite mit dem Hammer so lange bearbeitet wurde, bis die Schneide die erwünschte, stark convexe und breite Form erhalten hat, hierauf wurde dasselbe Verfahren auf der andern Seite des umgedrehten Beiles fortgesetzt, wodurch die zuerst bearbeitete, jetzt am Ambos aufruhende Seite wieder geglättet wurde, so dass die Spuren des Dängelns an beiden Schneidenden, jedoch nur immer auf einer Seite bemerkbar sind.

Von allen fünf Celten können wir mit Bestimmtheit behaupten, dass dieselben nie im Gebrauch waren; an einzelnen (wie bei Nr. 1 u. 2) findet man kleine Gussfehler (bis erbsengrosse im Hohlraume der Lappen angeschweifte Bronzekörner), die jedenfalls, weil der Befestigung des Schaftes hinderlich, vor dem Gebrauche des Geräthes beseitigt werden mussten, oder doch wenigstens durch den Gebrauch der Beile selbst verschwunden wären. Die Beschädigungen sind offenbar neuern Datums.

Nicht minder interessant als die Fundobjecte ist die Fundstätte selbst. Es ist dies eine kleine, durch den Eisenbahndamm vom Gros abgetrennte Parcelle des Feldcomplexes „pod Tamachovem“ (zur Domäne Kron-Koritschen gehörig). Auf den ersten Blick überzeugt man sich, dass der Fund nicht ein Gräberfund ist. Auf dem ganzen Complexe, sowie auf der gegen den Angelfluss im Westen sanft abfallenden Feldparcelle ist von Heidengräbern, die sonst hier in der Umgebung massenhaft vorzufinden sind, nicht die geringste Spur. Im Gegentheile kommt man bei näherer Besichtigung und Würdigung der Fundstätte zu der Ueberzeugung, dass die Annahme einer Gräberstätte an dieser Stelle geradezu ausgeschlossen erscheint; wohl aber drängt sich dem Beobachter eine andere Ansicht auf, nämlich, dass die Stelle im grauen Alterthume ein behufs Orientirung gut gekennzeichnetes Versteck für diese als Handelsartikel weit verbreiteten Artefacte bieten dürfte.

Die Fundstätte unserer Celte bildet einen durch den Lauf des Angelflusses (westlich) und des hier in die Angel einmündenden, jetzt unbedeutenden, früher aber, untrüglichen Anzeichen gemäss, wasserreichen Baches Střebejčinský potok (im Norden) gut markirten Winkel und ist nur wenige Meter hoch über dem erstgenannten Flusse erhoben. Schon dieser Umstand ist der Orientirung recht günstig. Ueberdies erhebt sich im Süden der hier in das Angelthal auffallend genug vorspringende Granithügel „Tomachov“ (441 m).

Versetzen wir uns nun in die Lage der grauen Vorzeit und lassen wir das jetzt anmuthige und cultivirte Angelthal um Schwihau herum in Gedanken wieder das werden, was es zweifelsohne noch vor einem Jahrtausende gewesen ist — ein morastiges, theilweise mit Wassertümpeln, mit wildem Gestrüpp und dichtem Walde bedecktes, durch den weiter unten (bei Borov) gestauten Angelfluss nur ungenügend entwässertes Terrain, dessen westliche und östliche, hügelige Plateaux und Kuppen bildenden Höhenzüge schon damals, nach den massenhaft vorkommenden Tumuli eines Typus zu urtheilen, stark bevölkert waren. Der wandernde „Pedlar“ der Bronzezeit konnte sich für die Reservevorräthe seines ambulanten Lagers kaum ein besseres Versteck wünschen, wie dieses in der Wildniss gelegene, für ihn jedoch leicht zu orientirende Plätzchen am Rande eines Sumpfes. Der Angelfluss auf der einen, der Střebejčinabach auf der andern, und der weithin sichtbare Kegel des Tamachov auf der dritten Seite bildeten verlässliche, unveränderliche Orientirungsbasen für den Eigenthümer des geheimen Lagers.

Die bis jetzt aufgefundenen Celte kamen durch eine im vergangenen Spätsommer etwas tiefer ausgeführte Ackerung an's Licht, lagen somit nahe an der Oberfläche. Die ursprüngliche Lagerung mag gewiss eine viel tiefere gewesen sein, doch die hier deutlich fortschreitende Denudation musste die Artefacte schliesslich doch zu Tage fördern. Auf diesem Umstande beruht auch meine hoffentlich richtige Voraussetzung, dass durch die bisher gemachten Funde, die doch auf eine Masseneinlagerung ähnlicher oder auch anderer Artefacte hinweisen, nur die oberste Schichte des Lagers aufgedeckt wurde, und es mag einer spätern, hoffentlich schon im nächsten Frühjahre vorzunehmenden Nachforschung wohl gelingen, weitere Objecte an's Licht zu bringen.

13. Herr Custos **Moriz Trapp** in Brünn übersendet:

Weitere Berichte über Erdställe in Mähren.

Durch die jetzt allenthalben mehr bekannt gewordene Suche nach unterirdischen Gängen „Lochy“, wie sie in Mähren heissen, taucht hie und da in den Ortschaften eine längst vergessen gewesene Erinnerung aus Grossvaters Zeiten bei der gegenwärtigen Generation wieder auf, und so dürfte sich mit der vielartigen Auffindung dieser Erdställe doch auch eine zufällige mit darin befindlichen wichtigen Objecten ergeben, die endlich das Räthsel lösen wird, wozu eigentlich diese unterirdischen Höhlen dienten.

Ich erlaube mir daher einige neuere Beiträge zur geneigten Kenntniss zu bringen, wie sie mir zugekommen sind.

1. Die Erdlöcher von Syrovín bei Bisenz.

Ueber die Erdlöcher von Syrovín bei Bisenz berichtet mir der sehr eifrige Forscher Herr Myklík, Lehrer in Bisenz, Nachstehendes:

„Ich habe Ihnen versprochen, die Erdlöcher von Syrovín zu besuchen, doch erst im October 1887 wurde es mir möglich, dahin zu gehen. Die Löcher haben wirklich in diesem Orte existirt, sind aber heute alle fast vollständig eingestürzt und verschüttet.

Ich besuchte zwei derselben. Das erste Loch ist unter dem Bauerngrund eines gewissen Fiala und besteht aus zwei Theilen, wovon der erste vordere 5 m lang und 10 bis 12 dm hoch und 8—9 dm breit, sich in eine kleine Oeffnung verengt, so dass dadurch nur eine schlanke Person zu dem zweiten, 19 dm tiefer liegenden Theil durchschlüpfen kann. Dieser zweite Theil

ist auch beim sechsten Meter eingestürzt, so dass an ein weiteres Vordringen nicht zu denken war. Dieses Loch geht nicht in gerader, sondern in einer Zickzacklinie in der Richtung von Süden nach Norden, ist spitzbogenförmig gegraben und hat auf jeder Seite kleine Nischen, je 2 m von einander entfernt, deren Seitenwände verrusst sind und man an ihnen die Spuren von Lichtflammen deutlich erkennt. Diese Nischen sind nur 2 dm breit, 1·5 dm hoch und 1 dm tief. Entdeckt wurden alle diese Löcher durch Zufall, indem entweder eine Mauer, ein Baum, ein Rind oder ein Wagen in eine plötzlich entstandene Senkung fiel. Vom Ursprung dieser Gänge, worin man nur auf allen Vieren oder höchstens kauernd, zuweilen aber auch nur am Bauche liegend, sich fortbewegen kann, weiss das Volk nichts. Einige erzählen, dass es Verstecke aus der Zeit der Tartaren oder Schweden seien, Andere wieder, die es von den Urgrossvätern gehört haben sollen, dass sich in diesen Löchern die Mährischen Brüder, die im nahen Žeravic ihren Mittelpunkt hatten, verborgen hielten.

Für einen Aufenthalt scheinen diese Gänge doch nicht gegraben worden zu sein, denn sie sind zu schmal und zu niedrig. Da aber die Leute sagen, dass sie sich weiter erbreitern und zu geräumigen Gängen würden, die alle in einer Richtung gingen, als ob sie zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zielen, so dürfte man annehmen, dass dies Zugänge zu einem grösseren unterirdischen Verstecke waren.

Dieses erste Loch ist unter den Stallungen des Fiala und der Zugang mit Holz und Erde verstopft.

Ein zweites, aber gänzlich verschüttetes Loch ist im Keller eines gewissen Sluka, und ein drittes ist mit Reisig und Spreu verschüttet bei der Scheuer eines trunkseligen Bauern.

Vielleicht gibt es noch mehrere solcher Löcher in Syrovín, aber die Leute sind unglaublich misstrauisch.

Das Dorf Syrovín, ehemals Surowin, gehörte seit ältesten Zeiten (13. Jhrdt.) zum Burgbanne von Bisenz. Die Gegend hat in der Ebene vorherrschend Sandboden, die Anhöhen aber zum Theil reichen Lehmboden. Der Grossgrundbesitz ist gegenwärtig im Eigenthume der Gräfin von Reichenbach-Lessenitz als Herrin des Allodes Bisenz.

2. Střibrnic unweit Buchlau.

In diesem Dorfe sollen sich auch unterirdische Erdställe vorfinden, welche bisher noch nicht durchforscht wurden.

3. Rožna nächst Pernstein.

Der Ort Rožna, bekannt durch den schönen Lepidolith, welcher auf dem Berge Hradisko vorkommt, an dessen Fusse im Thale das Dorf sich ausbreitet, gehörte im 14. Jhrdt. zur Burg Zuberstein und mit ihr den Pernsteinen. Jetzt ist der Grossgrund ein Besitz des gräflichen Hauses Mittrowský, zur Herrschaft Pernstein einverleibt.

Gelegentlich einer im Jahre 1883 vorgenommenen Grabung eines Brunnens beim Haus Nr. 18 stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 8 m auf einen unterirdischen Gang, an dessen Ende sich ein aus Lehm ausgehöhltes Gemach mit Sitzen für 8 Personen befindet. Dieses Gemach hat eine Höhe (bis zur Wölbung) von 1·9 m, ist 2·3 m lang und 1·4 m breit. Vom Brunnen ziehen sich an 3 m lange Durchgänge. Solcher Gänge sind in der Gemeinde mehrere, die aber bereits verschüttet sind, daher sich Niemand hineinwagt, auch beim Untersuchen das Licht nicht brennen will. Die Leute glauben, dass diese im Lehmboden ausgeschaufelten „Lochy“ in Verbindung mit dem Berge stehen, auf dem sich ehemals eine Burg (?) befand. (Aus einer Mittheilung des dortigen Gemeindevorstehers.)

4. Wrahowitz bei Prossnitz.

In dem überackerten Feldgarten des Landwirthes J. Kouřil zu Wrahowitz bei Prossnitz in Mähren, zeigte sich im Monate Juli 1887 nach einem grossen Gewitter mit Wolkenbruch auf einer Ackerfurche eine circa 20 cm im Durchmesser habende Oeffnung, welche unter der Humusschichte mit einem flachen Steine bedeckt war. Bei näherer Besichtigung dieser Oeffnung ward man gewahr, dass selbe circa 6 m tief und in der Höhe von fast 2 m vom Boden (im Durchmesser), noch grösser sein möge.

Einige wissbegierige Ortsinsassen, namentlich aber den Besitzer Kouřil und seinen Nachbar, den Wirth C. Nedělnik interessirte dies so sehr, dass sie einen Eingang von der Seite aus in die unterirdische Höhlung ausgruben. Durch diesen neuen Eingang gelangten sie nun in einen viereckigen Raum, welcher circa 2·50 m lang, 2 m breit, 2 m hoch und oben abgerundet ist. Unten (im Raume), u. zw. in der rechten Wandseite, befindet sich eine 1·50 m lange, 60 cm breite und 70 cm hohe, oval ausgehöhlte Erweiterung, die zu einem ähnlichen Raume (Gemache) führt, aus dem linker Hand wieder ein circa 65 cm breiter und ca. 1·50 m hoher Gang sich zieht.

In einer Entfernung von 3 m theilt sich derselbe in zwei neuerliche Gänge. Der linke ist 7 m lang und führt zu einem wie oben beschriebenen Raum, währenddem der rechte, beiläufig in 10 m Entfernung, sich ebenfalls in zwei Gangtheile, den früheren gleichartige, theilt.

Der rechtsseitige Gang, 2 m in der Länge, führt in eine wie vorn bezeichnete Räumlichkeit, dagegen der linksseitige Gang in einer Weite von circa 4 m Zugänglichkeit, u. zw. in gerader Richtung zum ursprünglich ersten Raume einmündet, ist aber in einer Entfernung von circa 9 m durch das Eindringen des Regenwassers, welches sich vom obern Gangloche hierher jahrelang ergoss, gänzlich verschlemmt, ja selbst in den verschiedenen Gängen und Räumen liegt der Schlamm an 30 bis 60 cm auf.

Die Gänge und Räume sind sämmtlich im gelben Lehm ausgehöhlt und vollkommen erhalten, so dass man noch die Schaufelzüge oder Striche der ursprünglichen Arbeit daran genau ersieht. In jedem Raume (Gemach), dessen Wände sich oben abrunden, also die Decke bilden, befindet sich in der Mitte ein 16 cm im Durchmesser habendes Luftloch, das zur Oberfläche der

Humusschichte führt resp. ausmündet und je mit einem platten Stein bedeckt ist. Jedes Gemach hat ferner noch an einer Wandseite aus Lehm geschaufelte Sitzplätze, die ersehen lassen, dass sie ziemlich benützt wurden; sonst sind die Räume aber leer.

Die Tradition, welche bis zu 150 Jahren reicht, besagt nur, es sei in dieser Ansiedlung einst ein zum Hausgebrauch aus gelbem Lehm ausgehöhlter grosser Keller gewesen, der aber seit vielen Jahren verschüttet ist und in dem sich eine kleine geheime Oeffnung befinde, von der man meinte, sie führe zu einigen unterirdischen Gängen, in welche aber Niemand einzudringen wagte.

Die Tradition besagt weiter, dass auf dieser Stelle ehemals der Hof des Edelmannes Trpensky stand, von dem bis heutigen Tages noch der untere Theil des Dorfes Wrahowitz den Namen „Trpinky“ führt (vide auch „Moravské Noviny“ Nr. 9 vom 12. Febr. 1888).

5. Die unterirdischen Gänge zu Stangendorf bei Zwittau.

Ueber dieselben berichtet Herr J. Maier an die hist.-stat. Section in Brünn im Notizenblatt 1887 unter dem Titel: „Die Zwirgelhöhlen“ wie folgt:

Im Süden der Reichsstrasse, welche von der mähr. Stadt Zwittau nach Politschka in Böhmen führt, erstreckt sich in westöstlicher Richtung die Gemeinde Stangendorf. Ihre Längenausdehnung ist wie die aller Dörfer des Schönhängstler Ansiedlungsgebietes eine sehr bedeutende. Die Hofstätten der Bauern liegen in ziemlicher Entfernung von einander auf den Anhöhen, welche den Lauf des Dorfbaches begleiten. Nur der östliche Theil, die „niederste Herd“, liegt in der Ebene, der westliche, die „oberste Herd“, bildet eine Schlucht, die zwischen beiden liegende „mittelste Herd“ zeigt eine allmälige Bodenanschwellung. Oefter hörte ich sagen, dort seien die Zwirgelhöhlen. Ich erkundigte mich nach der Bedeutung dieses räthselhaften Ausdruckes und erfuhr nun durch wiederholte Nachfrage Folgendes:

An der Stelle, wo im Mittelort die Bodenanschwellungen beginnen, gibt es wohl auf der Nord- wie der Südseite des Dorfes unterirdische Gänge, welche in runde, völlig geschlossene Gewölbe auslaufen. Die Gänge sind niedrig, aber oft von bedeutender Länge, die Gewölbe hingegen so hoch, dass ein Mensch darin aufrecht stehen kann. Die Gänge sollen sorgfältig in Sandstein ausgehauen sein; ein Mehreres wussten meine Gewährsmänner nicht anzugeben. Auf meine Frage, ob man gar nichts darin vorgefunden, erwiederte man mir, sie seien leer gewesen, nur ein altes Männlein wollte „Schirmer“, d. i. Scherben gesehen haben.

Mit voller Bestimmtheit wusste man mir nur die Stellen von vier solchen Höhlungen anzugeben. Die eine befand sich auf einem Bauernhofe der Südseite des Dorfes und war zugänglich durch den Keller, bei einem Umbau des Hauses musste sie jedoch entfernt werden. Gegen Sonnenaufgang stösst an diesen Hof der sogenannte „Baiergarten“, jetzt ein freies Feld, einst stand dort das Erbgericht. Es geht die Rede, dass diese Oertlichkeit von solchen Gängen ganz untergraben ist, doch keiner der Befragten konnte mir genaue Angaben machen. Im Allgemeinen entnahm ich jedoch aus ihren Aeusserungen, dass diese Gänge von einem aus dem Dorfe führenden Hohlwege, der jedoch nicht mehr befahren wird, gegen Westen hin ausliefen. Oestlich davon, unmittelbar neben der Einsenkung, bezeichnete man mir wieder eine Stelle, wo der Eingang zu einer solchen Höhle eine Zeit lang offen gestanden sein soll. Jetzt geht der Pflug darüber hin. Der Besitzer eines angrenzenden Gartens weiss in diesem gleichfalls noch den Platz anzugeben, wo ein unterirdischer Gang läuft; ein Apfelbaum breitet seine Aeste darüber aus. Auf der Winterseite des Dorfes, etwas westlicher als der zuerst erwähnte nun verschwundene Gang, wird, so viel ich weiss, nur von einem Gange erzählt, welcher in einem Stall den Anfang nimmt. Der Ausgang ist jetzt vermauert.

Das ist das Wenige, was ich von älteren Leuten über die „Zwirgelhöhlen“ erfahren konnte; dem jüngeren Geschlechte scheint sogar dieser Name zu entschwinden. Ueber den Ursprung und Zweck dieser geheimnissvollen unterirdischen Localitäten konnte mir Niemand Aufschluss geben. Die gewöhnliche Antwort lautete: „Da haben die Zwerge (schönhängstlerisch Zwirgel, mhd. gelwerge) gewohnt“.

14. Zur Kritik des Herrn Prof. Dr. Martin Wilckens über die Abhandlung:

„Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen“ [1]).

Herr Prof. Dr. Martin Wilckens hat in der Monatsversammlung vom 10. Februar 1885 „kritische Bemerkungen“ über meine im XIV. Bande der „Mittheilungen“ der Anthropologischen Gesellschaft aufgenommene Abhandlung: „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen“ eingebracht, von welchen ich durch deren Verlautbarung in dem ersten Hefte des XV. Bandes dieser „Mittheilungen“ Kenntniss erhielt. Obwohl Herr Dr. Wilckens gleich am Beginne seiner Erörterung erklärt, dass sich seine Kritik „weniger auf Thatsachen, als viel mehr auf die Art meiner Beweisführung und auf meine Forschungsmethode“ bezieht, so bestehen seine „Bemerkungen“ dennoch zum grössten Theile in unrichtigen Behauptungen und falschen Auslegungen, welche einer thatsächlichen Berichtigung bedürftig sind.

1. Es ist unrichtig, dass sich meine obige Abhandlung auf meine (ältere) Arbeit „Ueber die geschichtliche Entwicklung der Rinderrassen in den österreichischen Alpenländern“ stützt. Wohl war ich in derselben

[1]) Die Drucklegung dieser Entgegnung, welche zur Aufnahme in den Decembersitzungsbericht des Bandes XV (1885) bestimmt war, hat sich durch eigenthümliche Umstände, namentlich durch das um zwei Jahre verspätete Erscheinen des betreffenden Berichtes verzögert. Das Redactions-Comité beauftragte den Redacteur, die Drucklegung der Entgegnung in dem vorliegenden Sitzungsbericht zu veranlassen. Es sei ausdrücklich bemerkt, dass sich die Redaction grundsätzlich jeder Bemerkung über den Inhalt dieser Entgegnung enthalten hat. Die Redaction.

zu dem Schlusse gekommen, dass die Race von Hèrens im Canton Wallis noch in der vorgeschichtlichen Zeit durch iberisches Vieh begründet worden sei. Ebenda sprach ich auch die Vermuthung aus, dass die Urheimat dieser iberischen Race in Afrika zu suchen sein dürfte. Gleich im Eingange der Abhandlung über das iberische Vieh jedoch habe ich ausgesprochen, dass „Zweifel und Bedenken über die Richtigkeit dieser meiner früheren Schlüsse und Aussprüche" in Bezug auf die Ableitung des Eringerschlages im Wallis von iberischem Vieh, welche mir Rütimeyer im Jänner 1881 brieflich äusserte, mich veranlasst haben, der Sachlage an Ort und Stelle nachzuforschen.

2. Es ist unrichtig, dass ich im „Montavonervieh", worunter die Gesammtheit der dieser Rasse angehörenden Rinder zu verstehen ist, die „Grundgestalt (ihrer) wallserischen Ahnen erkannt" haben will, sondern ich habe dieses ausdrücklich nur hinsichtlich „der Formen zahlreicher Individuen innerhalb des Variationskreises dieses Rindertypus" bemerkt und halte diesen Ausspruch aufrecht, auch wenn ihn Herr Dr. Wilckens seinerseits „bestreitet".

3. Es ist unrichtig, dass ich zu dem Schlusse gekommen bin: „Die Bewohner und das Rindvieh des Duxerthales in Tirol sind die Nachkommen der Bewohner und des Rindviehes im ägyptischen Sudan", weil ich lediglich nachzuweisen versuchte, dass „die Duxer (d. h. das Rindvieh gleichen Namens) aus dem Wallis abstammen und sohin nicht wie die Walliser Race selbst ein seit den urältesten Zeiten eingeborener, sondern ein erst in historischer Periode eingewanderter Hornviehtypus sind". Und wenn ich auch im Wallis einen „negerähnlichen Bevölkerungsantheil« wahrgenommen und diesen mit Iberern und Sudanern im Quellbereiche des Nil in genetische Beziehung zu bringen die „Kühnheit" hatte, so habe ich doch sowohl bei den Menschen, als beim lieben Hornvieh versorglich auch auf diejenigen (Volks- und Rinder-) Typen gebührend aufmerksam gemacht, „welche für das Wallis sonst noch in Frage kommen, als da sind: Ligurer, Rhäto-Etrusker, Kelten, alemannische und burgundische Germanen, endlich Slaven". Darnach wäre der richtige Schluss aus meinen Untersuchungen der: Die Walliser Bewohner und ebenso auch die Walliser Rinderrasse sind Mischlinge aus mehrerlei Stammrassen und ich nehme blos in Anspruch, auf einen bisher für diese Localität noch nicht in's Auge gefassten „iberischen Gemengtheil« aufmerksam gemacht und diesen als den „begründenden" oder, was dasselbe ist, als den ersten oder urältesten, d. h. gleichsam als den „Wildstamm" dargestellt zu haben, auf welchen die edleren (Völker- und Rinder-) Reiser im Zeitenverlaufe aufgepfropft worden sind.

4. Es ist unrichtig, dass ich „festgestellt" habe, „die Walliser seien — Iberer und die Iberer — Sudaner"; denn ich habe nur erklärt, „im Visp-, Einfisch- und Eringerthale, sowie in Siders und Sitten vereinzelt und familienweise Menschen gesehen zu haben, welche in hohem Grade an den Typus von Sudan-Negern erinnern, dagegen weit mehr anderen Leuten begegnet zu sein, welche nur einige charakteristische Merkmale nigritischer Urahnenschaft erkennen lassen".

5. Es ist unrichtig, dass ich „die gegenwärtigen Bewohner des ägyptischen Sudan für (Vollblut-) Neger halte, ferner sie von den Nyam-Nyam abstammen lasse und dabei den ägyptischen mit dem centralafrikanischen Sudan verwechsle".

Was ich in meiner Abhandlung von den „Nyam-Nyam" erwähne, besagt nur, dass wir auch in den ägyptisch-sudanischen Landstrichen am weissen Nil einen dem genannten Volksstamme näher stehenden Bevölkerungstypus annehmen dürfen, welchen ich an einer anderen Stelle (S. 137) ausdrücklich einen „ägyptisch-äthiopischen" nenne. Wenn trotzdem der von Herrn Dr. Wilckens diesbezüglich meiner Darstellung gegebene Anschein derselben anhaften sollte, so muss ich hiefür den Censurstift der verehrlichen Redaction [1]) der „Mittheilungen" als denjenigen Kobold verantwortlich machen, der mir diesen „Streich" gespielt. In meinem Manuscripte war nämlich, wie ich die verehrliche Redaction zu bestätigen ersuche, unmittelbar vor der von Herrn Dr. Wilckens incriminirten Stelle Folgendes eingefügt: „„Wenn ich dieses (dass ich im Wallis Menschen gesehen, welche in hohem Grade an den Typus von Negern erinnern) sage, so darf man selbstverständlich nicht an jene gleichsam übertriebenen und carrikirten Negergestalten denken, welche gewöhnlich in unserer Vorstellung leben, nämlich an „„kleine, schwarze, langarmige, spindelbeinige Figuren mit dickem kugelförmigen, von krausem Wollhaar bedeckten Kopf, dessen aufgequollene Lippen und breitgequetschte Nase im Vereine mit unter buschigen Brauen hervorglotzenden Augen und weit abstehenden Ohren ein Urbild von Hässlichkeit und Wildheit repräsentiren"", sondern man hat sich physische und physiognomische Charaktere zu vergegenwärtigen, welche zahlreichen afrikanischen Negerstämmen in Wirklichkeit zukommen und die bei aller leichten Erkennbarkeit und Besonderheit nichts weniger als einen „„Ausbund von Wildheit, Hässlichkeit und Schwärze"" umfassen. Das Hautcolorit der Neger durchläuft bekanntermassen alle Stufen von Ebenholzschwärze bis zur hellen Mulattenfarbe und die mit hamitischen und semitischen Elementen (d. i. mit Aegyptern, Berbern, Aethiopiern und Arabern) stark vermischten Stämme, wie sie in Nubien, Ober-Aegypten, Lybien und Aethiopien, überhaupt in Nord- und Ostafrika zahlreich vorkommen, schliessen sich in Hautfarbe, Gestalt und Physiognomie ziemlich weitgehend dem Grundtypus der mittelländischen Menschenrasse, zumal desjenigen Theiles derselben an, welcher das gegenüberliegende europäische Festland, insbesondere aber Spanien und Portugal bevölkert. Am Schädel verschwinden ferner selbst bei vielen unvermischten Negerstämmen die niedrige flache Stirne, die vorstehenden Kinnbacken sammt den wulstigen Lippen und auch die Nase zeigt häufig ganz wohlproportionirte Umrisse."

In gleicher Weise ist beim Abdrucke meines Manuscriptes eine andere, meine Anschauungen über den

[1]) i. e. der Redaction vom Jahre 1885.

negerähnlichen Bevölkerungsantheil in den Walliser Hochalpen noch näher erläuternde Bemerkung dem Redactionsstifte zum Opfer gefallen. Dieselbe lautet: „Wir haben denn auch bereits vorhin angemerkt, dass wahrscheinlich schon die iberischen Ureinwohner vor Jahrtausenden von ihrer obernilischen Heimat schwerlich als kohlrabenschwarze Neger, sondern als mehr oder weniger fahlfarbige, mit abyssinisch-äthiopischem, resp. semitisch-hamitischem Geblüte versetzte Mischlinge nach Europa und bis in die Pyrenäen und Alpen gekommen sein dürften. Später, und zwar zum Theile auch noch in vorgeschichtlicher Zeit, gesellten sich daselbst die stärker bleichenden Elemente der Ligurer, Rhäto-Etrusker und Kelten und in historischen Tagen Germanen und Slaven in allerdings sehr wechselnden Quantitätsverhältnissen hinzu. Gegenwärtig sind die Bewohner der betreffenden Gegenden ihrer physischen Nationalität nach daher ein sehr complexes Mischproduct, innerhalb dessen lediglich nach dem Gesetze zeitweiliger Rückschläge auf die vom Urbeginn an mitbetheiligt gewesenen Ahnenformen noch immer einzelne Individuen oder Familien auftreten, welche den Typus des einen oder anderen Rasse-Stammes mit möglichster Treue wiederspiegeln.“

Wenn nach diesen, übrigens auch aus dem zum Abdrucke gelangten Theile meiner Auseinandersetzungen über den fraglichen Gegenstand hervorgehenden Eindrücken Herr Dr. Wilckens blos auf den „Atavismus“ Rücksicht nehmen möchte, so würde er es vielleicht trotz seiner Citate aus „Müller's Allgemeiner Ethnographie“ begreiflich finden, dass meine „Anstrengung der Entdeckung eines negerähnlichen Bevölkerungsantheiles“ nicht ganz „vergeblich“ gewesen sein dürfte. Es brauchen dann ferner auch die „Nyam-Nyam“ keine Rindviehzüchter zu sein, was ich auch nirgends behauptet habe, und wir können getrost die Zucht der Apis-Rasse den Nubiern und Kordofanern, sowie den „Aelplern an den Nilquellen“ anheimstellen, weil es Thatsache ist, dass das so ausgezeichnet typirte und von jeder anderen Hornvieh-Rasse auf den ersten Blick leicht und sicher zu unterscheidende alte, echte Walliser und Duxer Vieh den plastischen und planen Nachbildungen der altägyptischen heiligen Stiere, wie sie uns in den dortigen Königsgräbern in voller Naturtreue überliefert worden sind, in ausserordentlich hohem Grade ähnlich ist und weil Rinderschläge derselben eigenthümlichen Formbeschaffenheit in Nubien und Kordofan annoch existiren. Wenn ich den ersteren Sachverhalt, wie gar nicht anders möglich, blos aus vergleichenden Studien in archäologischen Museen geschöpft und den letzteren aus den Mittheilungen eines in den fraglichen Gebieten vielgereisten Freundes [1]) entnommen habe, so glaube ich deshalb nicht eine „wissenschaftliche Uebertretung“ verbrochen zu haben, welche von der Kritik verurtheilt werden muss, auch wenn dieselbe nicht in der Lage ist, zu beweisen, dass sich der Fall anders verhält.

6. Es ist unrichtig, aus dem Umstande, dass die „gegenwärtigen Basken nicht die Züchter der spanischen Kampfstier-Rasse sind“, erweisen zu wollen, die Walliser- und Duxer-Rasse des Rindes sei nicht auf einen iberischen Ursprung zurückzuführen, weil es noch gar nicht feststeht, dass die dermalige baskisch sprechende Bevölkerung im nordwestlichen Spanien und im südlichen Frankreich wirklich auch als die Nachkommen der alten Iberer zu betrachten sind, respective, weil es nicht angeht, die heutigen Basken mit den alten Iberern zu identificiren. Ich kenne das baskische Hornvieh aus eigener Anschauung. Dasselbe gehört zur kurzhornigen (Brachyceros-) Race, d. i. zu jener Hauptrace des zahmen Rindes, die ich nach meiner Methode der historischen Entwicklung mit dem Volke der alten Ligurer in Wechselbeziehung gebracht habe. Auf Grund dieser Kenntniss theile ich hinsichtlich der Abkunft der spanischen und französischen Basken die Ansicht jener Forscher, welche denselben ligurische oder, noch allgemeiner gesprochen, kelto-ligurische Ahnen zuschreiben.

7. Es ist unrichtig, dass wir den Schädeluntersuchungen von Rütimeyer und His, wie sie in dem Werke „Crania helvetica“ enthalten sind, „positive Beweise für die Nationalität der (Ur-) Bevölkerung des mittleren Rhonethales im Wallis verdanken, welche unzweifelhaft gegen die Abstammung von den alten Iberern sprechen.“ Die von Rütimeyer und His in Betreff der „althelvetischen“ Ableitung des von mir herangezogenen Syon-Schädeltypus erfolgte „Deutung“ fusst auf dem von den schweizerischen „Antiquaren“ in diesem Sinne abgegebenen Parere, welche eben „jene Gräber, in denen Rütimeyer und His wohlcharakterisirte Syon-Schädel getroffen, den vorrömischen Helvetiern zugeschrieben“ hatten. Indem sich sohin die schweizerischen Craniologen einfach der Meinung der „Antiquare“ anschlossen, übersahen sie dabei nur, dass es überhaupt „weder der Sache, noch dem Namen nach jemals ein römisches Helvetien“ und daher noch weniger „vorrömische Helvetier“ gegeben hat, wie bei dem gewiss recht competenten „Antiquar“ Th. Mommsen (die Schweiz in Römerzeit S. 4) nachgelesen werden kann.

Aber auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht wurde das Irrthümliche dieser Meinung aufgedeckt, indem der württembergische Ober-Medicinalrath Herm. Hölder im „Archiv f. Anthropol.“, II. Bd., Braunschweig 1867, S. 58 von den Alt-Helvetiern, respective von den Syon-Schädeln behauptet, dass sie aus ligurischen und germanischen Stämmen zusammengesetzt gewesen seien. Befindet sich zwar auch diese Aeusserung nicht im Einklange mit meiner „iberischen Deutung“ des Syon-Typus, so entkräftet sie doch die apodiktische Aufstellung des Herrn Dr. Wilckens, dass die alten Bewohner des mittleren Rhonethales „unzweifelhaft keltische Helvetier und nicht Iberer“ waren.

8. Es ist unrichtig, dass die von mir angeführten wallisischen Ortsnamen mit dem Namen der keltischen „Volcae“ zusammenhängen, sowohl deshalb, weil

[1]) Nebenbei bemerkt eine Persönlichkeit, die in Aegypten ausgedehnte Latifundien besitzt, die dortigen Viehzuchtsverhältnisse gründlich kennt und mit mir in unseren Alpen manche Studienwanderung gemacht hat, also ein zuverlässiges Urtheil besitzt.

das von mir nachgewiesene Vorkommen des wallisischen Namens als Ortsbezeichnung in Verbindung mit der ebenfalls von mir constatirten Verehrung des St. Jodok oder Theodul in zweien solchen „Wallser-Colonien“ im Hinblick auf den, für analoge Bewandtnisse in anderen Gegenden Tirols, dann in Vorarlberg und der östlichen Schweiz urkundlich erhärteten Sachverhalt nicht im mindesten zweifelhaft sein kann, als auch darum, weil die fraglichen Localitäten mit einer einzigen Ausnahme erst in mittelalterlichen Zeiten dauernd besiedelt worden sind.

9. Es ist unrichtig, aus dem jüngst durch Herrn Professor Dr. M. Holl für Lanersbach im Duxthale constatirten Vorkommen mesocephaler Schädelformen, „welche im Syon-Typus Vertreter finden“, auf „Spuren keltischer Bevölkerung im Duxthale“ zu schliessen, weil Herr Prof. Dr. Holl in dem fraglichen mesocephalen Typus, „ganz entschieden den germanischen Typus erkennt“, welcher sohin doch nicht zugleich „unzweifelhaft“ einem keltischen Volksstamme angehören kann, wie Herr Dr. Wilckens folgert.

Ohne mich übrigens hier mit der „Unzweifelhaftigkeit“ der nationalen Ein- und Zutheilung des Syon-Typus nochmalen zu befassen, will ich schliesslich nur bemerken, dass die im Lanersbacher Beinhause von Herrn Prof. Dr. Holl untersuchten Schädel nach dessen ausdrücklicher Versicherung „theilweise grosse Aehnlichkeit mit dem Syon-Typus haben“, ein Ausspruch, welcher gewiss von jedem Unbefangenen als ein beachtenswerthes Zeugniss für die Wahrscheinlichkeit der von mir behaupteten genetischen Verwandtschaft der Bewohner und des Rindviehes des tirolischen Duxerthales mit den Bewohnern und dem Rindvieh im schweizerischen Wallis ausgelegt werden wird, sicherlich aber für Niemanden als Herrn Dr. Wilckens ein Gegenbeweismittel bildet. Sapienti sat!

Brixen, am 1. December 1885.

Prof. **Fd. Kaltenegger**, kaiserl. Rath.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahresversammlung am 14. Februar 1888.

A. Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Carl **Brunner** Ritter von **Wattenwyl.**
Dr. Augustin **Weisbach.**

Secretäre:

Franz **Heger.**
Dr. Moriz **Hoernes.**

Cassier:

Ignaz **Spöttl.**

Rechnungsführer:

Dr. J. E. **Polak.**

Ausschussräthe:

Dr. Carl **Aberle.**
Dr. J. Hektor Ritter von **Arneth.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Dr. Carl Theodor von **Inama-Sternegg.**
Felix **Kanitz.**
Felix **Karrer.**
Dr. Josef **Karabaček.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. D. H. **Müller.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Carl **Toldt.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Se. Excellenz Graf Hans **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Se. Excellenz Gundaker Graf **Wurmbrand.**

Rechnungs-Revisoren:

Edmund **Schmidel.**
Dr. Alois **Morawitz.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

Adolf **Bastian** in Berlin.
Anatol **Bogdanow** in Moskau.
Ernst **Haeckel** in Jena.
Friedrich **Müller** in Wien.
J. W. **Powell** in Washington.
A. de **Quatrefages** in Paris.
H. **Schaaffhausen** in Bonn.
J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

Richard **Andree** in Leipzig.
Daniel **Brinton** in Philadelphia.
Emil **Cartailhac** in Toulouse.
Ernest **Chantre** in Lyon.
Ernst **Eitel** in Hongkong.
A. **Ernst** in Caracas.
Otto **Finsch** in Bremen.
Oscar **Fraas** in Stuttgart.
Alb. S. **Gatschet** in Washington.
J. Girard de Rialle in Paris.
Victor **Gross** in Neuveville.
Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
Theophil **Hahn** in Stellenbosch.
Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
Ernest **Hamy** in Paris.

Wolfgang **Helbig** in Rom.
Theodor von **Heldreich** in Athen.
C. **Herbst** in Kopenhagen.
Hans **Hildebrand** in Stockholm.
W. J. **Hoffman** in Washington.
Abel **Hovelacque** in Paris.
Paul **Hunfalvy** in Budapest.
Urban **Jarnik** in Prag.
Julius **Kollmann** in Basel.
Isidor **Kopernicki** in Krakau.
J. G. W. **Leitner** in Lahore.
Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
Paolo **Mantegazza** in Florenz.
Carl **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
J. **Mestorf** in Kiel.
A. B. **Meyer** in Dresden.
Oscar **Montelius** in Stockholm.
Gabriel de **Mortillet** in St. Germain a. L.
Julius **Naue** in München.
Heinrich **Obst** in Leipzig.
Paul **Orsi** in Florenz.
Antonio **Pascoli** in Mexico.
Luigi **Pigorini** in Rom.
Gustav **Radde** in Tiflis.
Johannes **Ranke** in München.
Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
Gustav **Retzius** in Stockholm.
J. G. F. **Riedel** in Utrecht.
L. **Rütimeyer** in Basel.
J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
Willibald von **Schulenburg** in Charlottenburg.
W. **Schwartz** in Berlin.
Georg **Schweinfurt** in Kairo.
C. **Schwicker** in Budapest.
A. **Steinhauer** in Kopenhagen.
L. **Stieda** in Königsberg.
P. **Strobel** in Parma.
Otto **Tischler** in Königsberg.
Paul **Topinard** in Paris.
E. **Trumpp** in München.
E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
Ingvald **Undset** in Christiana.
Theodor Stefanović **Vilovski** in Belgrad.
Julien **Vinson** in Paris.
Albert **Voss** in Berlin.

III. Correspondenten.

J. **Krahuletz** in Eggenburg.
Emil **Schlapal** in Mostar.

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Abensberg-Traun,** Hugo Graf, Sr. Majestät Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 13.
2. **Clary und Aldringen,** Edmund Fürst, k. k. wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Herreng. 9.
3. **Czoernig,** Carl Freiherr von, k. k. wirkl. Geh. Rath, Sectionschef i. P. Görz.
4. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr von, k. k. Vice-Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section etc. Wien, I. Doblhoffg. 7.
5. **Daublebsky von Sterneck,** Richard Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. Wien, IV. Wienstrasse 21.
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
8. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten in Klagenfurt.
9. **Gussenbauer,** Dr. Carl, k. k. Professor. Prag, Wenzelspl. 58.
10. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, Erlaucht, Major a. D., Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Freiung 3.
11. **Hauer,** Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistor. Hofmuseums. Wien, I. Burgring.
12. **Herz,** Julius, Ingenieur, Wien, I. Stadiongasse 4.
13. **Kammel Edler von Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer in Stronsdorf, Niederösterreich.
14. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. k. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Freiung 4.
15. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.
16. **Miller von und zu Aichholz,** Dr. Victor. Wien, III. Am Heumarkt 13.
17. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Dresden, Eliasstr. 8.
18. **Ožegovic,** Metell Baron von. Hietzing, Neue Gasse 18.
19. **Schnabl,** Leopold, Consul der Argentin. Republik. Wien, I. Rathhausstrasse 20.
20. **Schoeller,** Philipp Ritter von, Grosshändler etc. Wien, I. Bauernmarkt 13.
21. **Schönwald,** Josef Ritter von, k. k. Sectionschef a. D., Wien, I. Plankengasse 6.
22. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. k. Geheimer Rath etc. etc. Wien, III. Rennweg 3.
23. **Scudier,** Anton Freiherr von, k. k. Feldzeugmeister a. D., k. k. Geheim. Rath etc. etc. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
24. **Spöttl,** Ignaz, Historienmaler. Wien, VII. Westbahnstr. 6.
25. **Touristen-Club,** Oesterreichischer. Wien, I. Herreng. 23.
26. **Wilczek,** Hans Graf, k. k. Geheim. Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 5.
27. **Windischgrätz,** Ernst Fürst zu, Reichsraths-Abgeordneter, Gutsbesitzer etc. etc. Wien, III. Strohgasse 11 a.
28. **Zichy** von Vasonykeö, Edmund Graf, k. k. Geheimer Rath etc. etc. Wien, I. Weihburggasse 32.
29. **Zwicklitz,** Felix von, Wien, I. Lothringerstrasse 1.

V. Wirkliche Mitglieder.[1])

1. **Aberle,** Dr. Carl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I. Salzgries 25.
2. **Akademischer Verein** der Mediciner in Innsbruck.
3. **Albert,** Dr. Eduard, Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
4. **Alterthumsverein** in Worms.

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenveränderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring, k. k. naturhistorisches Hofmuseum anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Mitgliederbeiträge wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Ignaz Spöttl, Wien, VII. Westbahnstrasse 6, einsenden.

5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freiherr von. (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anjel,** Dr. Carl. Zuckmantel, Oesterr.-Schlesien.
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter von, k. k. wirkl. Geheim. Rath, Director des geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Giselastrasse 7.
9. **Arneth,** Dr. Hektor Ritter von. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. k. Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
11. **Bachofen von Echt,** Adolf, Bürgermeister von Nussdorf. Färbergasse 18. (Lebenslängliches Mitglied.)
12. **Baecher,** Adolf, Beamter. Wien, VI. Schmalzhofgasse 26.
13. **Bartsch,** Franz, k. k. Finanzrath. Wien, Salmgasse 14.
14. **Banda,** Carl, Ingenieur in Ragusa.
15. **Baumann,** Oscar, Dr. Wien, I. Elisabethstrasse 9.
16. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Lagergasse 1.
17. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, IX. Berggasse 4.
18. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
19. **Berchthold,** Sigmund Graf, Gutsbesitzer. Wien, I. Kärntnerring 10.
20. **Bielka von Karltreu,** Dr. August Ritter von, k. k. Leibarzt. Wien, I. Hofburg.
21. **Biesiadecki,** Dr. Alfred, k. k. Landes-Sanitätsreferent in Lemberg.
22. **Böhmerle,** Carl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung in Mariabrunn.
23. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. (Lebenslängliches Mitglied.)
24. **Brandstetter,** Leopold. Wien, VII. Hofstallstrasse 5.
25. **Braun,** Ritter von Fernwald, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII. Laudongasse 12.
26. **Brücke,** Dr. Ernst, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses etc. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 7.
27. **Brun,** Ferdinand, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
28. **Brunner von Wattenwyl,** Dr. Carl, k. k. Hofrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
29. **Bühler,** Dr. Georg, k. k. Universitäts-Professor. Ober-Döbling, Hermannsgasse 14.
30. **Byland-Rheidt,** Arthur Graf, k. k. Bezirkshauptmann in Gaya, Mähren.
31. **Campi,** Louis Edler von. Cles, Tirol.
32. **Chroback,** Dr. Rudolf, Privat-Docent an der Universität in Wien, I. Bräunerstrasse 9.
33. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer in Mährisch-Trübau.
34. **Czoernig,** Carl Freiherr von, Finanz-Director in Klagenfurt.
35. **Dachler,** Anton, Ingenieur. Wien, II. Halmgasse 1.
36. **Dalla Rosa,** Dr. Alois, Prosector und Privat-Docent für Anatomie an der k. k. Universität. Wien, IX. Währingerstrasse 11.
37. **David,** Alois, fürstlich von Metternich'scher Hofrath und Güter-Central-Director. Wien, III. Rennweg 25.
38. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Stefansplatz 8.
39. **Deschmann,** Carl, Custos am Landesmuseum in Laibach.
40. **Deutsch,** J., kais. Rath. Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Rudolfgasse 22.
41. **Dillinger,** Andreas, Disponent. Wien, V. Wehrgasse 6.
42. **Dittel,** Dr. Leopold, k. k. Univers.-Professor, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX. Alserstrasse 4.
43. **Dlauhy,** Dr. Johann, k. k. Univ.-Prof. Wien, IX. Spitalg. 5.
44. **Döll,** Eduard, Oberrealschul-Director. Wien, I. Ballg. 8.
45. **Dungel,** Dr. Adalbert, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
46. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.
47. **Dworschak,** Dr. Johann, Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
48. **Dzieduszycki,** Adalbert Graf, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer. Jezupol, Galizien.
49. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.
50. **Eder,** Dr. Franz Albert. Eminenz, Fürsterzbischof von Salzburg.
51. **Egger,** Ritter von Möllwald, Dr. Alois, Director des Theresianischen Gymnasiums. Wien, IV. Favoritenstrasse 15.
52. **Egger,** Arnim. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
53. **Ehrenfeld,** Dr. Adolf. Wien, I. Schellinggasse 7.
54. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik.
55. **Faber,** Dr. Carl. Wien, I. Bauernmarkt 3.
56. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. k. Wien, Hofburg.
57. **Fellner,** Dr. Leopold, Badearzt in Franzensbad. (Wien, I. Grünangergasse 2.)
58. **Figdor,** Gustav. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
59. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. k. Regimentsarst in Wien, VIII. Alserstrasse 7.
60. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breiteg. 8.
61. **Fischnaler,** Conrad, Lehrer am k. k. Pädagogium in Innsbruck.
62. **Fizia,** Dr. B., k. k. Sanitätsrath und Bezirksarzt in Teschen.
63. **Frischauf,** E. Wien, IV. Neumanngasse 5.
64. **Frueth,** Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Oberstabsarzt i. P. VII. Mariahilferstrasse 114.
65. **Gauster,** Dr. Moriz. Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
66. **Geringer von Oedenberg,** Carl Freiherr von, k. k. Geh. Rath. Wien, I. Börsegasse 12.
67. **Gesellschaft für Landeskunde** in Salzburg.
68. **Geyer,** Dr. Rudolf, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek. Wien, I. Franz Josefs-Quai 39.
69. **Globočnik,** Anton, k. k. Regierungsrath in Laibach.
70. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
71. **Gröber,** Carl, k. k. Hauptmann im Reichskriegsministerium. Wien, IV. Starhemberggasse 5.
72. **Grohmann,** Anna Frl., Präsidentin d. Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.
73. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Freiung 7.
74. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. k. Regimentsarzt in Wien. IX. Garnisonsgasse 8.
75. **Haberlandt,** Dr. Michael, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien.
76. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.

77. **Hacker,** P. Leopold, Professor in Gottweig, Niederösterr.
78. **Hajek,** Dr. Salomon. Wien, II. Comödiengasse 3
79. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
80. **Hartungen,** Dr. Christoph von. Wien, 1. Seilerstätte 2.
81. **Hartwich,** Alexander, Kaufmann. Wien, I. Schülerplatz 3.
82. **Hauser,** Carl Freiherr von, k. k. Conservator, Secretär des Kärntner Geschichtsvereins in Klagenfurt, Rudolfinum.
83. **Hehra,** Dr. Hans Ritter von, Docent an der k. k. Universität. Wien, IX. Mariannengasse 10.
84. **Heger,** Franz, Custos und Leiter des anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.
85. **Hein,** Dr. Wilhelm, Volontär am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VI. Dürergasse 22.
86. **Heintz,** Gustav Adolf, fürstl. Liechtenstein'scher Oberförster in Babitz bei Adamsthal, Mähren.
87. **Herrnfeld,** Heinrich, Redacteur der „Wiener Allg. Zeitg.". Wien, II. Obere Donaustrasse 45.
88. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, I. Lothringerstr. 15.
89. **Himmel,** Heinrich, k. k. Hauptmann im 41. Infanterie-Regimente in Czernowitz.
90. **Hinterstoisser,** Dr. Josef, k. k. Landesgerichtsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 18.
91. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v. Ober-Döbling, Hauptstrasse 60.
92. **Hoelder,** Dr. H. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart. Marienstrasse 31.
93. **Hölzel,** Hugo. Wien, IV. Louisengasse 5.
94. **Hoernes,** Dr. Moriz. Amanuensis am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, II. Aloisgasse 3.
95. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz.
96. **Hoffmann,** Dr. Josef, k. k. Ober-Sanitätsrath. Wien, III. Ungargasse 45.
97. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck.
98. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
99. **Hoor,** Dr. Wenzel, k. k. General-Stabsarzt. Wien. IX. Währingerstrasse, Josephinum.
100. **Hondek,** Victor, k. k. Bezirks-Commissär. Wien, VII. Siebensterngasse 46.
101. **Honška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär in Pilsen.
102. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, I. Schottenbastei 12.
103. **Inama-Sternegg,** Dr. Carl Theodor von, k. k. Hofrath. Wien, I. Freiung 6.
104. **Jelinek,** Bretislav, Custos des städt. Museums in Prag, Smichow, Hieronymusgasse 13.
105. **Jelinek,** Josef G., Baumeister in Brünn, Basteigasse 7.
106. **Jireček,** Dr. Hermenegild Ritter v. Samokov, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, IV. Schlüsselgasse 2.
107. **Jurić,** Dr. Gustav Ritter von, Privat-Docent an der Universität in Wien. I. Tuchlauben 8.
108. **Kaiser,** Franz, k. k. Directions-Adjunct im Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstrasse 17.
109. **Kaltenegger,** Dr. Ferdinand, kais. Rath. Brixen, Südtirol.
110. **Kanitz,** Felix, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
111. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
112. **Karabaček,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidelgasse 17.
113. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Gösing (Post Fels am Wagram), Niederösterreich.
114. **Karrer,** Felix, Secretär des Wissenschaftlichen Club etc. Wien, Döblinger Hauptstrasse 80.
115. **Katholicky,** Dr. Carl, k. k. Sanitätsrath. Brünn.
116. **Klotz,** Dr. Hermann. Innsbruck.
117. **Koblitz,** Hans, Ritter von Willmburg. Wien, III. Marokkanergasse 3.
118. **Königswarter,** Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Kärntnerring 4.
119. **Komers,** August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
120. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Wien, I. Laurenzberg 5. (Lebenslängliches Mitglied.)
121. **Košćal,** Fr., Director des Ober-Gymnasiums zu Vinkovce. Slavonien.
122. **Kosmač,** Johann, Bergverwalter in Berszaska bei Bazias. Banat.
123. **Kostersitz,** Ubald, inf. Probst des Stiftes Klosterneuburg.
124. **Kondelka,** Florian, Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule und städtischer Thierarzt. Eibenschitz, Mähren.
125. **Kozić,** K. Dr., Advocaturs-Candidat. Wien.
126. **Kratochvil,** Emil, Hüttenverwalter in Königshof bei Beraun, Böhmen.
127. **Kraus,** Franz, Wien, IX. Kolingasse 5.
128. **Krauss,** Dr. Friedrich. Wien, VII. Neustiftgasse 12.
129. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
130. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
131. **Kubenik,** Dr. Carl. Wien, IX. Währingerstrasse 16.
132. **Kübeck,** Max Freiherr von, k. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
133. **Kubinyi,** Nicolaus von, Oberfiscal der Herrschaft Arva, Arva Váralya, Ungarn.
134. **Kundrat,** Dr. H., k. k. Univ.-Prof. Wien, I. Maximilianpl. 10.
135. **Kutschera,** Hugo Freiherr von, Administrativ-Director der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.
136. **Lanckoroński,** Carl Graf, k. k. Kämmerer, Grossgrundbesitzer etc. Wien, IX. Wasagasse 6.
137. **Leger,** F., Zuckerfabriks-Beamter in Lužau, Böhmen.
138. **Lehrerinnen-Bildungsanstalt,** k. k. deutsche, in Brünn.
139. **Leidesdorf,** Dr. Max, k. k. Universitäts-Professor. Wien, Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
140. **Lepkowsky,** Dr. J., k. k. Universitäts-Professor in Krakau.
141. **Lieder-D'Ellevaux,** Otto von, Hof- und Ministerial-Official im k. u. k. Ministerium des Aeussern. Wien, I. Canovagasse 5.
142. **Lorinser,** Dr. Friedrich Wilh., k. k. Sanitätsrath, Director des Wiedener Krankenhauses. Wien, IV. Favoritenstr. 30.
143. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr von. Deutsch-Altenburg a. d. Donau, Niederösterreich.
144. **Lukas,** Dr. Fr., Professor am k. k. Gymnasium in Krumau, Böhmen.
145. **Luschan,** Dr. Felix Ritter von, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin, W., Maassenstr. 25.
146. **Luschka,** Ludwig, Kaufmann. Wien, VIII. Auerspergstrasse 17.

147. **Makanec,** Dr. Julius, k. k. Kreisarzt, Redacteur der „Bosnischen Post" in Sarajevo.
148. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, I. Schottenring 24.
149. **Maška,** Carl, Oberrealschul-Professor in Neutitschein, Mähren.
150. **Mattoni,** Heinrich, kais. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
151. **Manthner,** Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Lugeck 3.
152. **Meyer,** Dr. A. B., k. Hofrath, Director des k. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden.
153. **Meyer,** Dr. Gustav, k. k. Professor an der Universität in Graz.
154. **Meynert,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 12.
155. **Miklosich,** Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, VIII. Josefstädterstr. 11.
156. **Miličević,** Dr. Franjo, in Mostar.
157. **Milličevics,** Dr. Michael. Wien, I. Schottenring 2.
158. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
159. **Montecuccoli,** Rudolf Graf, k. k. Corvetten-Capitän in Pola.
160. **Morawitz,** Dr. Alois, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, V. Franzensgasse 18.
161. **Moser,** Dr. L. Carl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via Lavatojo 1.
162. **Mottka,** Rudolf, jun., Kaufmann. Triest, Via Caserma 10.
163. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hoftheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
164. **Much,** Dr. Matthäus. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
165. **Much,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
166. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 a.
167. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, Ober-Döbling, Annagasse 11.
168. **Müller,** Hugo, Privatier. Wien, I. Grünangergasse 1.
169. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
170. **Nadenins,** Dr. Joh. Jacob, kais. Rath. Wien, I. Ballpl. 2.
171. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
172. **Niederleithinger,** Dr. Ad., prakt. Arzt zu Poisdorf, Niederösterreich.
173. **Niederösterreichische Landes-Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
174. **Niedzwiedzki,** Julian, Professor an der technischen Hochschule in Lemberg.
175. **Obersteiner,** Dr. Heinrich jun., k. k. Univers.-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Döbling, Hirscheng. 71.
176. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Leiter des Rothschild-Spitales. Wien, I. Neuthorgasse 20.
177. **Ossowski,** Gottfried. Krakau, Slawkowska 16.
178. **Pauli,** Hugo, Buchhändler, Wien, I. Stepfansplatz 8.
179. **Paulitschke,** Dr. Filipp, Universitäts-Docent und Gymnasial-Professor in Wien. Ottakring, Hauptstrasse 17.
180. **Peez,** Dr. Alexander, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, I. Opernring 5.
181. **Penka,** Carl, Gymnasial-Professor. Wien, Währing, Gürtelstrasse 103.
182. **Perl von Hildrichsberg,** Ferdinand Ritter von. Wien, IX. Maximilianplatz 10.
183. **Pfeiffer,** Rudolf. k. k. Bergrath in Brünn.
184. **Pfungen,** Dr. R. Freiherr von. Wien, I. Melzerhof 3.
185. **Pichler,** Dr. Friedrich, Univ.-Professor. Graz. Joaneum.
186. **Pierer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
187. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag.
188. **Plischke,** Dr. Carl, Volontär am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VIII. Langegasse 32.
189. **Plohn,** Dr. S., Wien, IX. Maximilianplatz 4.
190. **Pogatschnigg,** Dr. Valentin, k. k. Gewerbe-Inspector in Graz.
191. **Polak,** Dr. J. E., em. k. pers. Leibarzt. Wien, I. Bibergasse 1.
192. **Politzer,** Dr. Adam, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.
193. **Pošepný,** Franz, k. k. Professor an der Bergakademie in Přibram.
194. **Preen,** Hugo von, Akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
195. **Prochaska,** Carl, k. k. Hof- und Verlags-Buchhändler in Teschen, Oesterr. Schlesien.
196. **Pudil,** Jan, fürstl. Lobkowitzischer Baudirector in Bilin, Böhmen.
197. **Püchler,** Wenzel, k. k. Bergrath in St. Pölten.
198. **Rabl,** Dr., Universitäts-Professor in Prag.
199. **Radić,** Frau, in Korčula, Dalmatien.
200. **Radimsky,** Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.
201. **Ransonnet,** Eugen Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. a. D. Wien, III. Ungargasse 12.
202. **Reinisch,** Dr. Leo, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 30.
203. **Richlý,** Heinr., in Neuhaus, Böhmen.
204. **Richter,** Johannes. Augsburg, D. 158.
205. **Riedel,** Josef, Ingenieur. Wien, IV. Mostgasse 7.
206. **Rigler,** Dr. Fr. Edler von, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, III. Seidelgasse 22.
207. **Ringer,** Eduard, Kaufmann. Wien, III. Hauptstrasse 3.
208. **Rohde,** Theodor. Leipnik, Mähren.
209. **Rohrmann** in Bludowitz, Oesterr.-Schlesien.
210. **Rokitansky,** Dr. Hans Freiherr v. Wien, IV. Hauptstr. 51.
211. **Rollet,** Dr. Emil, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Giselastrasse 2.
212. **Romer,** Dr. Florian Fr., Domherr in Grosswardein.
213. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Kärntnerring 12.
214. **Rücker,** Anton, Centraldirector der Kohlen-Industrie-Gesellschaft. Wien, I. Canovagasse 7.
215. **Sakelarides,** Dr. Demetrius. Wien, I. Kolowratring 3.
216. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 4.
217. **Sarg,** Carl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Braunschweig, Helmstedterstrasse 77.
218. **Schadenberg,** Dr. A., in Vigan, Philippinen.
219. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
220. **Schiff,** Dr. Julius, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Hoher Markt 4.
221. **Schiffmann,** Ludwig, Generalconsul für Peru, Hamburg.
222. **Schmarda,** Dr. Ludwig, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.

223. **Schmidel,** Edmund, Staatsanwalt-Substitut. Wien, VIII. Laudongasse 16.
224. **Schmidl,** K. Hietzing, Alleegasse 25
225. **Schmidt,** Dr. Josef, in Znaim.
226. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, I. Getreidemarkt 17.
227. **Schneider,** Dr. Robert, Custos bei der I. Gruppe der Kunstsammlungen des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX. Berggasse 10.
228. **Schott,** Eugen, Cassier der österr.-ungar. Bank. Wien, VII. Burggasse 22.
229. **Schram,** k. k. Rittmeister und Conservator d. k. k. Central-Comm. f. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmale. Pola.
230. **Schrötter,** Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3.
231. **Schuchardt,** Dr. Hugo, Professor an der Universität Graz. Elisabethstrasse 6.
232. **Schulhof,** Sigmund. Wien, IX. Garnisonsspital I.
233. **Schwab,** Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Mariahilferstr. 73.
234. **Schwarz-Norberg,** Frau Eleonore von, Schriftstellerin. Wien, IX. Porzellangasse 41.
235. **Schwegel,** Josef Freiherr von, k. k. wirkl. Geheim. Rath etc. etc. Wien, IX. Thurmgasse 3.
236. **Sederl,** J. Wien, III. Reisnerstrasse 51.
237. **Semper,** Dr. St. in Wilten bei Innsbruck, Hauptstr. 59.
238. **Sokolowsky,** Marian, Professor in Krakau, Pijurska 6.
239. **Specht,** Jos. Ant., Kaufmann. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
240. **Speyer,** Albert, Grosshändler in Wien, I. Neuthorg. 15.
241. **Spitzer,** Gustav, k. k. Hoflieferant für Modewaaren, Wien, I. Kärntnerring 12.
242. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, IX. Alserstrasse 7.
243. **Staatsrealschule,** k. k. in Jägerndorf, Oesterr.-Schlesien.
244. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Chef-Geologe der geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Strohgasse 21.
245. **Stricker,** Dr. Salomon, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Hebragasse 5.
246. **Strobel,** Dr. Pelegrino, Professor in Parma.
247. **Strobl,** Friedrich. Wien, VII. Sigmundsgasse 13.
248. **Strohmayer,** Dr. August. Wien, I. Fleischmarkt 2.
249. **Suchomel,** Dr. Theodor, Landesadvocat in Matzen.
250. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer in Vermo, Post Pisino, Istrien.
251. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Irren-Heilanstalt, Wien, III. Leonhardtgasse 3.
252. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus, Reichsraths-Abgeordneter. Shořova, Galizien.
253. **Széchenyi,** Graf Bela, Herrschaftsbesitzer in Zinkendorf.
254. **Szombathy,** Josef, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
255. **Tagleicht,** Carl, k. k. Hofschlosser. Wien, VII. Czerning 6.
256. **Tandler,** Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, III. Ungargasse 27.
257. **Tappeiner,** Dr. med. Meran, Tirol.
258. **Theer,** Peter von, k. k. Generalmajor, Haus-Commandant S. M. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
259. **Tietze,** Dr. Emil, Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.
260. **Toldt,** Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Ferstelg. 6.
261. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Professor an der Universität in Wien. IX. Nussdorferstrasse 18.
262. **Tordinac,** Nikola. Djakovo (Diakovar).
263. **Toula,** Dr. Franz, o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule. Wien, VII. Kirchengasse 19.
264. **Trapp,** Moriz, Custos des Franzens-Museums in Brünn.
265. **Treulich,** Dr. Jacob, Oberstabsarzt. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 5.
266. **Universitäts-Bibliothek,** königl. in Göttingen.
267. **Valjavec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.
268. **Vaux,** Carl Baron de, k. k. Oberst im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
269. **Vukasović,** Vid Vuletić, Professor in Curzola, Dalmatien.
270. **Wahrmann,** Dr. Sigm., prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
271. **Wahrmund,** Dr. Adolf, Privat-Docent an der Universität und Oriental. Akademie in Wien. IV. Schmöllerlgasse 5.
272. **Wang,** Nikolaus, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Krugerstrasse 17.
273. **Wankel,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Olmütz.
274. **Wedl,** Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Koling. 20.
275. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath. Wien, IV. Schwindgasse 9.
276. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. k. Oberstabsarzt. Wien, VIII. Piaristengasse 26.
277. **Weiss,** Dr. Adolf Ritter von Tessbach. Wien, I. Nibelungengasse 1.
278. **Weiss,** Ferdinand, Disponent. Wien.
279. **Weiss,** Dr. J. B., k. k. Univ.-Professor. Graz, Stiegeng. 9.
280. **Wenusch,** Friedr. Ritter von, stud. med. Wien, VIII. Škodagasse 9.
281. **Wennsch,** Josef Ritter von, Ober-Ingenieur i. P. Wien, VIII. Škodagasse 9.
282. **Weyr,** Rudolf, Professor an der technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Kegelgasse 26.
283. **Wieser,** Dr. Franz, k. k. Professor. Innsbruck, Sillgasse 19.
284. **Wilckens,** Dr. Martin, k. k. Professor an der Hochschule für Bodencultur. Wien, Währing, Sternwartestrasse 48.
285. **Winternitz,** Dr. Moriz. Wien, III. Hetzgasse 20.
286. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Helferstorferstrasse 9.
287. **Witlačil,** Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.
288. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller, Redacteur der N. F. Presse. Wien, I. Weihburggasse 32.
289. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt in Eisgrub, Mähren.
290. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Gymnasial-Professor. Wien, III. Barichgasse 32.
291. **Wurmbrand,** Gundaker, Graf, k. k. Geheim. Rath, Landeshauptmann für Steiermark. Graz, Elisabethstrasse 36.
292. **Wurmbrand,** Hugo Graf, k. k. Oberst in Theresienstadt, Böhmen.
293. **Zeyer,** Johann, Architekt in Prag. Theatergasse 1032-I.
294. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.
295. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Univers.-Professor in Graz.

Redactions-Comité: **Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. Woldřich.**
Redacteur: **Franz Heger.**

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 3. **Sitzungsberichte.** **März 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 13. März 1888.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [49]. — 2. Commission für Körpermessungen; S. [49]. **Monats-Versammlung am 13. März 1888.** 1. Vorlage von Einläufen; S. [49]. — 2. Koudelka, Alterthümer bei Eibenschitz; S. [49]. — 3. Weisbach, Schädel von Hallstatt; S. [51]. — 4. Woldřich, Beziehungen der diluvialen, europäisch-nordasiatischen Säugethierfauna zum Menschen; S. [52]. — 5. Hoernes, Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina; S. [53]. — 6. Wilckens, Erwiderung; S. [55].

Ausschuss-Sitzung am 13. März 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Carl Brunner von Wattenwyl.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder.

Nachstehend verzeichnete wirkliche Mitglieder haben sich bereit erklärt, der Gesellschaft von nun an als unterstützende Mitglieder angehören zu wollen:

Carl Graf Lanckoroński in Wien.
Se. Excellenz Gundaker Graf Wurmbrand in Graz.
Josef Salzer in Wien.

Als wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:

Dr. Johann Kirste, Privatdocent an der Universität in Wien.
Dr. Anton von Fillenbaum, k. k. Stabsarzt in Wien.
Dr. Carl Veszely, k. k. Regimentsarzt in Wien.
Dr. Arthur Tschudi, k. k. Regimentsarzt in Wien.
Josef Rixi, Baumeister in Prag.
Ferdinand Sonnleithner, Obergerichtsrath in Sarajevo.

Verstorben ist das wirkliche Mitglied Nikola Tordinac in Djakovar.

2. Auf Anregung des Präsidenten der Gesellschaft wurde vom Ausschusse die Wahl einer Commission, welche sich die Vornahme von Körpermessungen an dem Mannschaftsstande unserer Armee zur Aufgabe stellt, vorgenommen. Die Wahl fiel auf folgende Mitglieder der Gesellschaft: Generalstabsarzt Dr. Wenzel Hoor, als Obmann; Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach, Universitäts-Professor Dr. Carl Toldt und Professor Dr. J. N. Woldřich als Mitglieder derselben. Der Commission wurde es freigestellt, sich durch Heranziehung anderer Fachmänner aus dem Kreise der Gesellschaftsmitglieder zu verstärken. Die Aufgabe dieser Commission besteht darin, im Anschlusse an die in anderen europäischen Staaten, namentlich in Deutschland schon vorgenommenen und noch im Gange befindlichen Körpermessungen der Armeeangehörigen eine systematische, alle Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie umfassende Untersuchung der anthropologischen und somatischen Verhältnisse vorzunehmen und zwar vorerst an den Mannschaften des k. k. Heeres. Die wissenschaftlichen Resultate dieser Untersuchung sind zur Publication in den Mittheilungen in Aussicht genommen.

Monats-Versammlung am 13. März 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Carl Brunner von Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende legt der Versammlung folgende Einläufe vor:

Eine Einladung zum internationalen Anthropologen-Congress, welcher unter den Auspicien der New York Academy of Anthropology vom 4. bis 7. Juni 1888 in New-York abgehalten wird.

Anmeldungen zur Theilnahme an diesem Congress oder Einsendungen von Vorträgen, welche von einer englischen Uebersetzung begleitet sein müssen, sind an das Secretariat der anthropologischen Gesellschaft, eventuell auch an Herrn Dr. M. Much (Wien, VIII. Josefsgasse 6) oder direct an den Präsidenten der New York Academy of Anthropologie, Med. Dr. Eduard C. Mann (Brooklyn, N. Y. 128, Park Palace) zu richten.

Eine Einladung zum vierten internationalen Geologen-Congress, welcher vom 17.—22. September d. J. in London abgehalten wird.

Eine Einladung der British Association for the Advencement of Science, die vom 5. bis 12. September d. J. in Bath tagen wird.

Eine Einladung zu dem internationalen Amerikanisten-Congress, welcher seine siebente Session in den ersten Tagen des October d. J. in Berlin abhalten wird.

Ueber die näheren Details dieser Congresse gibt das Secretariat der Anthropologischen Gesellschaft, Burgring, k. k. naturhistorisches Hofmuseum, bereitwilligst Auskünfte.

Zum Schlusse theilt der Vorsitzende mit, dass die Organisations-Commission und das Ausstellungs-Comité des VI. internationalen Congresses für Hygiene und Demographie zu Wien 1887 der Anthropologischen Gesellschaft für die werkthätige und erfolgreiche Theilnahme derselben an der Ausstellung dieses Congresses den Dank in Form eines Diplomes ausgesprochen hat.

2. Herr **Florian Koudelka** in Eibenschitz übersendet eine Notiz über

Vorgeschichtliche Alterthümer am Rheinberge bei Eibenschitz in Mähren.

Südöstlich von Eibenschitz erhebt sich bis zur Seehöhe von 310 m die theilweise bewaldete, theils

mit Aeckern bedeckte Syenitkuppe „Réna“ oder Rheinberg. Am Südabhange trennt ein schattiges Thal, in welchem der Strang der Staatseisenbahnstrecke Brünn-Wien verläuft, den Rheinberg von dem mehr oder weniger zusammenhängenden, einerseits gegen Mährisch-Kromau, andererseits gegen Kanitz sich fortsetzenden Syenitzuge. Nach den drei anderen Seiten fällt der Rheinberg in ziemlich steilen, grösstentheils bewaldeten Hängen, theils zur Iglava (im Norden und Osten), theils zur Rokytna (im Westen) ab, welche letztere an der Nordwestseite des Berges in die Iglava mündet. Von der Kuppe aus senkt sich der Rheinberg und bildet in nordwestlicher Richtung, gegen die Vereinigungsstelle der Rokytna mit der Iglava einen schmalen, oben flachen, gegen drei Seiten jedoch steil abfallenden Ausläufer.

Schon seit Jahren werden an sämmtlichen Stellen des Rheinberges (Réna), theils gelegentlich der Ausrodung der Wälder, theils bei der Feldbereitung Alterthümer verschiedener Art zu Tage gefördert. Dieselben gaben auch zu mannigfaltigen Sagen Veranlassung, wie sie für ähnliche Fundorte Mährens fast überall bestehen. Grösstentheils werden sämmtliche Funde in die hussitischen und theilweise auch in die schwedischen Zeiten verlegt und eine grosse Stütze für diese Behauptungen gewähren mehrere Erdwälle, welche sich auf der Réna vorfinden.

Die am Rheinberge befindlichen Erdwälle sind jetzt grösstentheils zerstört; dennoch lassen sich deutliche Spuren derselben an manchen Orten nachweisen. So zieht sich am Südabhange, unweit der Eisenbahnbrücke über die Iglava ein querer, stellenweise über 3 Meter im Durchmesser fassender, mit Rasen und Gestrüppe bedeckter Erdwall, an dessem Aussenrande unleugbare Spuren eines Grabens sichtbar sind. Auf der entgegengesetzten Seite der Kuppe, am nordwestlichen Ausläufer des Rheinberges, lassen sich genau drei querverlaufende Wälle mit Gräben nachweisen.

Da speciell dieser Theil des Rheinberges in prähistorischer Beziehung von Wichtigkeit ist, so mögen im Nachfolgenden einige Details angeführt sein. In Form eines mächtigen Hornes wendet sich der erwähnte Ausläufer vorerst gegen Westen, verschmälert sich und nimmt allmälig eine nördliche Richtung an. Der Südwestabhang fällt steil zur Rokytna ab und ist mit jungem Eichenholz bedeckt. Der Nordwestabhang ist ebenso steil und theils felsig, theils mit Akazien bewachsen. Im Nordosten fällt ein ebenfalls steiler Abhang, der jedoch beackert wird, in eine mit Obstbäumen bepflanzte und aus fruchtbaren Feldern bestehende kleine Mulde. Demnach erhebt sich der flache Rücken des genannten Ausläufers ziemlich isolirt, mit Ausnahme der Südostseite, wo er mit der Kuppe des Rheinberges in Verbindung steht. Am Fusse des Ausläufers erfolgt die Vereinigung der Rokytna mit der Iglava. Von seinem Rücken aus überblickt man nicht nur den breiten Thalkessel, in welchem Eibenschitz liegt, sondern auch ein weites Stück des auf allen Seiten ausgebreiteten Hügellandes. Der flache Rücken des Ausläufers wird jetzt beackert. Von der Kuppe des Rheinberges wird er durch drei mehr oder weniger deutlich bemerkbare Erdwälle getrennt. Der beackerte Boden ist stellenweise sehr steinig, an manchen Stellen bedeckt jedoch den Syenit eine ziemlich dicke, dunkelgefärbte, mit Asche und Kohle durchsetzte, fruchtbare Erde. Grabungsversuche an mehreren Stellen ergaben unter der 1—1½ Decimeter mächtigen Ackerkrume zusammenhängende Feuerplätze, welche Scherben von Thongeschirren, Asche, Holzkohle und thierische Knochen, meist von Rind und Schwein herrührend, enthielten.

Die Alterthümer, welche am Rheinberge und speciell auf dem angeführten Ausläufer zu Tage gefördert wurden und noch immer gefunden werden, sind doppelter Art, u. zw. fallen sie theils in die historische Periode, wie z. B. Eisenschwerter, Riesensporen, Hufeisen etc., theils sind es prähistorische Artefacte. Zu den letzteren gehören zahlreiche Scherben von Thongefässen und andere keramische Erzeugnisse, ferner behauene, geschliffene und polirte Steinwerkzeuge und Bronzesachen.

Die keramischen Producte nehmen in Bezug auf Häufigkeit den ersten Platz ein. Ueberall werden Scherben von Thongefässen in der umgeworfenen Erde aufgefunden; ganze Gefässe sollen wohl früher häufig ausgegraben worden sein; ich fand bis jetzt noch keines. Nach den Scherben zu urtheilen, waren es mehr oder weniger bombenförmige Gefässe, zumeist an der Scheibe gedreht, die wenigsten aus freier Hand geformt. Das Material besteht theils aus einem groben, mit Sandkörnern durchmischten Thon, theils ist der letztere gut durchknetet und mit feinen Glimmerblättchen durchmischt, welche an der Oberfläche der geglätteten Gefässe sichtbar werden [1]). Die meisten Gefässe sind dunkel bis roth gebrannt. Bezüglich der Form der Gefässe gibt uns eine gut erhaltene Urne, welche nebst einigen gleichgeformten vor einigen Jahren in Eibenschitz selbst, unmittelbar unterhalb des Rheinberges ausgegraben und mir übergeben wurde, genügenden Aufschluss. Bei der Anlegung eines Brunnens beim Gastwirthe M. Prukl, unweit des linken Ufers der Iglava, grub man nämlich in der Tiefe von mehreren Metern einige mit Schüsselchen bedeckte, verschieden grosse Thongefässe aus, welche der Aussage nach mit Asche gefüllt waren und von denen leider nur die abgebildete Urne erhalten blieb. Es ist eine aus mährischen Fundstätten bekannte Urnenform ohne Henkel von 155 mm Höhe, deren Durchmesser an der Mündung 135 mm, an der grössten Wölbung 140 mm und am Boden 70 mm beträgt und die auf der Drehscheibe gearbeitet ist. Von dem eingeschnürten Halse verlaufen zur grössten Wölbung hin parallel um das Gefäss herum einige seichte Furchen. Das glimmerreiche Material stimmt vollkommen mit den Scherben vom Rheinberge überein.

Ein ganz ähnliches Gefäss sowohl in Bezug auf Form und Material als auch Ornamentik besitze ich von Lipůvka [2]).

[1]) In Eibenschitz besteht noch jetzt eine reiche Thongeschirrproduction und wird dem Thon Glimmer zugesetzt. Derselbe stammt aus der circa eine halbe Stunde entfernten Ortschaft Oslavan, wo er im Glimmerschieferfelsen als „hrnčířský kámen“ (Töpferstein) gebrochen wird.

[2]) Fl. Koudelka: Předhistorické nálezy z Lipůvky. Časopis vlast. muz. spolku olomouckého. 1886. čís. II.

Gefässe mit Henkeln waren auf dem Rheinberge etwas seltener, obzwar ich auch einige mit Henkeln versehene Scherben vorfand. Einige Gefässe waren unterhalb des ausgestülpten Randes durchbohrt.

Eine grosse Mannigfaltigkeit und gefällige Formen weist die Ornamentik der vorgefundenen Scherben auf. Die häufigsten Ornamente, welche mittelst einer 3- bis 7zinkigen Gabel eingedrückt wurden, sind folgende:

1. Die Wellenlinie, in mehrfachen Parallelen um das Gefäss herumlaufend (Burgwalltypus).

2. Das Tannenzweig-Ornament, welches aus, unter einem Winkel von 70—120° zu einander geneigten, punktirten Linien besteht, die mehr oder weniger aneinander gereiht, um das Gefäss herumlaufen. Hierdurch gewinnt das Ornament den Anblick eines um das Gefäss herumgelegten Tannenzweiges. Die Nadelblätter bestehen zumeist aus 5—7 seichten Grübchen

3. Wagrechte parallele Furchen, einfach, gepaart oder mit den beiden vorhergenannten Ornamenten abwechselnd.

4. Seltener sind viereckige oder runde, auch mit Fingerspitzen eingedrückte Vertiefungen in einem hervorragenden, um das Gefäss herumlaufenden Wulst.

Die Dicke der gröberen Gefässe vom Rheinberge betrug über 1 cm (ein Bogenfragment misst 30 mm Dicke), die der feineren 6—8 mm. In Bezug auf Material, Form, Ornamentik etc. stimmen die Thonscherben des Rheinberges von Eibenschitz vollkommen überein mit jenen, welche auf der „Alikletna“ bei Lösch nächst Brünn gefunden werden. Dieselbe Form und Ornamentik besitzen ferner Gefässe von der Anhöhe „na Klimentě“ bei Lipůvka und aus der „Potěhova zmola“ von Řeznovic in Mähren, nur waltet an beiden letzteren Fundorten ein graphitreiches Material vor.

Von weiteren keramischen Erzeugnissen am Rheinberge sind die Spinnwirtel zu erwähnen. Dieselben haben einen Durchmesser von 26—46 mm und besitzen theils eine niedere Kegelform, theils sind sie linsenförmig (niedere Doppelkegel von 46 mm Durchmesser und 24 mm Höhe). Nicht selten sind auch kreisrund zugeschliffene Scherbenstücke vom Durchmesser der Spinnwirtel, welche in der Mitte theils angebohrt, theils vollständig durchbohrt sind. (Virchow's Scherbengeld.)

Von Steinartefacten erwähne ich zahlreiche Feuerstein- und Hornsteinsplitter, Nuclei und Feuersteinspäne (Messer). Erwähnenswerth ist eine Pfeilspitze ohne Schaftzunge aus Feuerstein mit abgebrochener Spitze, 35 mm lang, an der Basis 20 mm breit, mit herzförmigem Ausschnitt. Auf der einen Seite ist sie flach, auf der anderen besitzt sie einen scharfen Rücken. Die Form gleicht der bei Nilsson pl. V., Fig. 96, abgebildeten [1]).

Zahlreich sind geschliffene Steinwerkzeuge. Vor Allem mögen Stückchen eines weichen, grünlichgrauen Schiefers, mit mehreren, meist hohlen Schliffflächen angeführt sein, welche jedenfalls als Schleifsteine verwendet wurden. Von den eigentlichen Artefacten findet man der Zahl nach am häufigsten die sogenannten Steinäxte. Ich besitze vier ganze und eine halbe Axt, von denen die grösste 90 mm lang und an der abgerundeten Schneide 56 mm breit, die kleinste blos 47 mm lang und 24 mm breit ist. Sie bestehen theils aus Serpentin, theils aus feinkörnigem Syenit. Bei dreien ist die Schneide noch scharf, bei einer durch Gebrauch abgestumpft. Ferner fand ich einen durchbohrten, in der Bohrung zerbrochenen Steinkeil, dessen Bohrloch 22 resp. 23 mm Durchmesser besitzt. Interessant ist ein durchbohrtes Steinwerkzeug (sogenannter Steinhammer), welches ich in Eibenschitz mit der Provenienz vom Rheinberge erworben habe. Dasselbe ist aus schwarzem Kieselschiefer, sehr schön zugeschliffen und glänzend polirt. Es hat eine Länge von 193 mm, eine Breite von 28 mm und die grösste Höhe von 50 mm; es ist am breiten Ende quer durchbohrt. Das Bohrloch hat einen Durchmesser von 23 resp. 26 mm.

Nicht selten sind ferner am Rheinberge verschieden grosse Mahlsteine, mit etwas concaver Reibefläche.

Von Bronzegegenständen wurden zumal in früheren Zeiten beträchtliche Mengen am Rheinberge gefunden und haufenweise unter altem Metall verkauft; nur Einiges befindet sich davon im Brünner Franzensmuseum aufbewahrt. Charakteristisch sind Bronzeäxte und Bronzesicheln. Ich besitze blos eine Pfeilspitze von Bronze, welche ich am Rheinberge vorfand. Dieselbe erinnert an die oben beschriebene Feuersteinspitze, ist 40 mm lang, die grösste Breite beträgt 13 mm. Die Spitze ist abgebrochen, an der Basis ist ein halbkreisförmiger Ausschnitt. Sie besteht nunmehr fast vollständig aus einer grünen Patina. Ausserdem fand ich noch die Schneide eines kleinen Bronzemeissels.

Zuletzt möge noch erwähnt werden, dass man am Rheinberge auch historische Alterthümer vorfindet. So besitze ich zwei Eisenschwerter, welche der Form nach aus dem XVII. Jahrhundert stammen und möglicherweise den Schwedenzeiten angehören.

[1]) Sv. Nilsson, Das Steinalter des skandinavischen Nordens. Hamburg 1868.

3. Herr Oberstabsarzt **Dr. A. Weisbach** übersendet

Bemerkungen zu einem vollständigen Schädel vom Gräberfelde am Salzberge bei Hallstatt. [1])

Der Schädel ist der eines Mannes im beiläufigen Alter von 50 Jahren, wie sich aus der Abschleifung der Zähne und aus dem theilweisen Verschwinden der Nähte beurtheilen lässt.

Er ist ein niedriger (Höhe 136 mm, Höhenindex 701), ausgesprochener Dolichocephalus (Länge 194 mm, Breite 139 mm, Breitenindex 716) von mässig starkem Knochenbaue und bedeutender Grösse (Umfang 528 mm); wegen Mangels einzelner Theile der Schädelbasis lässt sich leider der Rauminhalt desselben nicht bestimmen.

[1]) Derselbe stammt aus dem Grabe Nr. 1017, welches im Jahre 1878 vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum geöffnet wurde und das in den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften (Nr. 1 — 1887. p. 37) beschrieben ist.

Seine obere Ansicht bildet ein langes, schmales Eirund mit breiter Stirne, wenig gewölbten Schläfen und vortretendem, asymmetrischem Hinterhaupte, dessen linker Theil mehr als der rechte gewölbt ist; — die Hinterhauptsansicht ein deutliches, oben und unten gleichbreites Fünfeck; die stark gewölbte Hinterhauptsschuppe (in sagittaler Richtung 1·210, in horizontaler 1·324) hat eine fünfeckige Gestalt mit ziemlich langem Interparietaltheile (62 mm).

In der Basilaransicht erscheint das Receptaculum cerebelli kurz (46 mm), flach, breitbogig; das Foramen occip. magnum klein, rhombisch (38 mm lang und 31 mm breit); die Gelenkshöcker sind ebenfalls klein und niedrig, der harte Gaumen klein, kurz und breit (43 mm lang, 37 mm breit, Index 860), brachystaphil; alle Zähne an den Kronen abgeschliffen.

Auch die Seitenansicht gibt ein langes Oval mit hoher, etwas geneigter, in sagittaler Richtung stark gewölbter Stirn (1·207), sichtlich vortretendem Arcus supraciliares, allmälig nach hinten abfallendem, also flach gewölbtem Scheitel (1·125) und weit vorgebauchtem Hinterhaupte, dessen Wölbung in sagittaler Richtung (1·210) wohl sehr beträchtlich, in horizontaler (1·324) jedoch noch viel stärker ist. Die Zitzenfortsätze sind kurz, im Ganzen klein, gleichwie auch die Tuberositas occ. ext. nur sehr schwach angedeutet ist.

Das Gesicht ist lang und schmal (nach seinem Index von 875 freilich chamaeprosop), hat viereckige, mesoconche Augenhöhlen (Index 820), eine an der Wurzel eingedrückte, schmale, scharfrückige Nase mit langer, schmaler Apertura pyriformis (Index 448, leptorrhin).

Der niedrige Unterkiefer besitzt ein gerundetes Kinn und niedrige, stark geneigte Aeste mit sehr flachem Ausschnitte zwischen dem Kronen- und Gelenksfortsatze.

Ein anderer, ebenfalls männlicher Schädel des gleichen Alters von derselben Fundstätte, der sich im hiesigen anatomischen Universitätsmuseum befindet und dessen Maasse in der Tabelle vergleichsweise beigefügt sind, ist in allen Hauptrichtungen wohl kleiner und relativ etwas breiter (Index 747, die Länge von der Glabella aus gemessen), jedoch im Allgemeinen von der gleichen dolichocephalen Gestalt.

Bemerkenswerther Weise ähneln auch die von mir beschriebenen Schädel aus alten Grabstätten im nördlichen Böhmen (je 1 von Steinwasser bei Brüx mit Index von 746, und von Saaz mit Index von 714 und 2 von Kojetitz bei Melnik mit Indices von 748 und 680, bei allen die Länge von der Glabella aus gemessen), — in ihrer dolichocephalen Form den beiden Hallstättern und mit diesen dem von Ecker aufgestellten Reihengräbertypus (Länge 191 mm, Breite 136 mm, Umfang 521 mm und Index 713).

Unter der heutigen Bevölkerung des Salzkammergutes überwiegt die Brachycephalie, ebenso wie in der angrenzenden Steiermark und im Salzburgischen derart, dass ähnliche Dolichocephali, wie die alten Hallstätter, zu den grössten Seltenheiten gehören.

Schädel von Hallstatt		Hofmuseum	Universität
Umfang		528	514
Länge		194	182
Breite		139	136
Höhe		136	—
Längenbreiten-Index		716	747
Längenhöhen-Index		701	—
Auricularbreite		119	120
Verticaler Querumfang		314	292
Sagittalumfang		384	—
Vorderhauptslänge		111	104
Sagittaler Stirnbogen		134	114
Kleinste Stirnbreite		98	—
Mittelhauptslänge		120	114
Sagittaler Scheitelbogen		135	131
Hinterhauptslänge		95	—
Sagittaler Hinterhauptsbogen		115	—
Länge des Interparietaltheiles		62	58
Länge des Receptaculum		46	—
Hinterhauptsbreite		108	109
Bogen dazu		143	140
Breite der Schädelbasis		101	96
Schädelbasislänge		105	—
For. occip.	Länge	38	—
	Breite	31	—
Gesichtshöhe		112	—
Obergesichtshöhe		66	71
Jochbreite		128	128
Profillänge		93	—
Orbita	Grösste Breite	39	37
	„ Höhe	32	32
Interorbitalbreite		23	—
Nasenhöhe		49	—
Grösste Breite der Nasenöffnung		22	—
Gaumen	Länge	43	40
	Endbreite	37	—

4. Vortrag des Herrn **Prof. Dr. J. N. Woldřich**

Ueber die Beziehungen der diluvialen europäisch-nordasiatischen Säugethierfauna zum Menschen.

Einleitend bemerkte derselbe, dass er vor drei Jahren aufgefordert wurde, die hinterlassenen Manuscripte des russischen Akademikers, Geheimrathes J. F. Brandt zu bearbeiten und herauszugeben. Die reichen Erfahrungen Brandt's mit seinen eigenen Studien verbindend, gab er eine grössere Arbeit heraus, welche soeben unter dem Titel: „Diluviale europäisch-nordasiatische Säugethierfauna und ihre Beziehungen zum Menschen. Mit Benützung hinterlassener Schriften des Akademikers, Geheimrathes Dr. J. F. Brandt, bearbeitet und mit Zusätzen versehen vom Vortragenden. Mém. d. l'Acad. d. scien. d. St. Petersbourg. T. XXXV. 1887", erschienen ist. Die in Europa und Nordasien gemachten Erfahrungen bestätigen die Hinfälligkeit und die Unzuträglichkeit der früheren Bezeichnungen einer sogenannten Mammuthzeit, Renthierzeit u. s. w., welche nicht mehr besagen als „diluviale Zeit". Es hat sich gezeigt, dass man zur Zeit des Diluviums Europas vier Faunen unterscheiden müsse, die Glacial-, die Steppen-, die Weide- oder die Waldfauna, deren Beziehungen zu einander und zum Menschen der Vortragende besprach. Bezüglich der Details verwies er auf das bezeichnete Werk, das er schliesslich vorlegte.

5. Herr **Dr. Moriz Hoernes** erstattet einen

Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina.

Schon im Jahresberichte der letzten Versammlung wurde Ihnen mitgetheilt, dass die Grabungen auf der Gurina nunmehr ihren Abschluss erreicht haben. Diese Thatsache ist an sich erfreulich; denn die Gurina drohte bereits zu einer Seeschlange zu werden, welche alljährlich in diesen Mittheilungen auftauchte, um alsbald wieder zu verschwinden. Nun hoffen wir, die merkwürdige Erscheinung dieses Fundplatzes in Bälde ausführlich darzustellen und im Bilderbuche unserer urgeschichtlichen Memorabilien dauernd festzuhalten. Heute gestatten Sie mir nur noch einen kurzen Bericht über die Ausgrabungen des abgelaufenen Jahres, sowie einen raschen Ueberblick der Gesammtergebnisse, die wir zu verzeichnen haben.

Von den Gebäuderesten abgesehen, die auf jeder angegrabenen Fläche auch diesmal wieder zu Tage getreten sind und welche nicht nur von steingebauten Häusern, sondern theilweise auch von hölzernen Hütten mit Lehmwänden herrühren, bestand die Ausbeute des letzten Jahres in folgenden Funden.

A. Metallobjecte.

Münzen, kleine keltische: 5; andere vorrömische: 2; römische: 38; davon lagen 18 zerstreut, 20 als Oboli in einer gleichen Zahl von Brandgräbern.

Fibeln und Bruchstücke solcher: 30; davon 7 aus den vorerwähnten Gräbern. Obwohl die mitgefundenen Münzen mit Sicherheit auf eine späte Periode hinweisen, sind unter den 7 Fibeln doch sehr alte Typen vertreten. Zwei derselben, welche ineinander gehakt und durch den Brand unlösbar verbunden waren, sind zweigliedrige Thierfibeln, an deren Fussende ein kleines Schälchen wie eine Futterschwinge für das den Bügel bildende pferdähnliche Thier angebracht ist. Auf dem Rücken und auf dem Scheitel des letzteren sind 3 kleine Stückchen Blei querüber eingesetzt. Aus den Watscher Ausgrabungen vom Jahre 1883 kenne ich ein Paar kleiner Bronzefibeln, deren Bügel zwar nicht thierförmig gestaltet ist, aber drei parallele quere Einkerbungen (zur Einlage einer andern Masse) besitzt und an deren gerade emporstehendem Fuss ebenfalls wie an unserem Paare ein kleines Schälchen angebracht ist. An der Nadel einer anderen, in dieser Gräberzeile gefundenen Fibel hing eine bronzene Pincette.

Nähnadeln aus Bronze und Eisen: in grösserer Zahl, sowohl fertige als unfertige. Die letzteren (aus Bronze) besitzen am Ende eine kolbig-längliche Verdickung, welche durch Hämmern und Durchschlagen erst zum Oehr ausgestaltet werden sollte. Ferner fanden sich wie im vorigen Jahre wieder Proben von eigenthümlich zugerichtetem Bronzedraht, welcher wie eine Perlenschnur abwechselnd fadendünn ausgeschlagen oder kantig und dick belassen wurde und wahrscheinlich zu kurzen Nägeln mit breiten Köpfen verarbeitet werden sollte.

Häkelnadeln aus Bronze mit Düllen für hölzerne oder beinerne Stäbe: 2 Stück.

Ringe und Anhängsel, sowie diverse Zier- und Beschlagstücke: in ziemlicher Anzahl, darunter Fragmente bronzener Gefässe. Einige Beschlagbleche mit Ledernieten und getriebenem Punktornament fanden sich auch in den obgedachten römischen Gräbern, ein weiteres Anzeichen, nach welchem vermuthet werden darf, dass sich Reste der Hallstatt-Cultur wenigstens an diesem Orte bis zum Ende des 3. nachchristl. Jahrhunderts im Gebrauch erhalten haben.

Erwähnung verdienen ferner: ein Stück vergoldeter Bronze von einem gegossenen Object, vielleicht von einer kleinen Statue, und ein Bronzekettchen von sehr zierlicher Flechtarbeit. Gleiche Kettchen sind mir (aus Silber) von dem römischen Friedhof in Unter-Semon bei Illyrisch-Feistritz in Krain und (aus Bronze) von der ebenfalls römischen Nekropole zu Salurn in Tirol, ausgegraben 1886, bekannt. Es waren Halskettchen, welche in Schlussstücke mit Ring und Häkchen endigten und in der Mitte ein halbmond- oder kreuzförmiges Anhängsel trugen. Bei dem Exemplare von Unter-Semon hingen 3 solche Kettchen an einem Schlussstücke zusammen.

Von einer schönen Bronzestatuette (einer etwa 12 cm hohen weiblichen Mantelfigur) fand sich nur ein separat gearbeitetes Stück der linken Körperhälfte von der Schulter abwärts bis zum Mantelzipfel und bis zur erhobenen Hand, welche ein Attribut hielt.

Aus den zahlreich vorgefundenen Eisenobjecten hebe ich, weil Waffen auf der Gurina zu den grössten Seltenheiten gehören, die Fragmente einer Lanzenspitze besonders hervor. An Werkzeugen lieferte die jüngste Ausgrabung: 1 grosse schwere Axt von sehr entwickelter, unseren modernen Holzhauerbeilen nicht mehr so unähnlicher Form; 1 Feldharke, 2 Stemmeisen, 1 Meissel mit Schaftdorn, 1 halbmondförmiges Schneidmesser mit radialem Schaftdorn, 6 Messer, davon 3 nach abwärts, eines nach aufwärts gekrümmt, 1 grosser Löffelbohrer; 5 Griffel oder Ciselirwerkzeuge mit 1 spitzem und 1 breitem Ende; 1 Ambos zu feiner Metallarbeit; 1 Schlüssel mit bronzener Handhabe; 1 Kette und 1 wahrscheinlich zugehöriges langes Schlussglied mit 2 Ringen und 1 Mauerzapfen; ferner: eiserne Platten, Klammern, Haken, Stäbe, Ringnägel u. dgl. in ziemlicher Anzahl und von verschiedenen Formen.

Aus Blei fanden sich mehrere zerronnene Klumpen und ein gegossener Stab, aus Silber ein roh gegossener Ring.

B. Stein, Glas, Bein, Thon.

Aus Stein: 1 auf beiden Seiten als Gussform für verschiedene kleine Bronze-Zierraten (Ringelchen oder Nietköpfe) hergerichtete Thonschieferplatte, sowie zahlreiche Wetzsteine, darunter solche mit tiefen und breiten Schleifrinnen.

Aus Glas: viele Gefässfragmente, zum Theil sehr schön gefärbt, dunkelblau, grün, violett, gelb oder in mehreren Farben; besondere Erwähnung verdient ein Stück Ueberfangglas (verre doublé) von einem innen milchweissen, aussen violetten Gefäss, ferner Fragmente

von Armringen, sowie von sehr feinen, stabrunden und emaillirten oder profilirten Fingerringen, Ringpasten, sphärisch oder facettirt, Perlen u. dgl.

Aus Bein fand sich ein Stäbchen mit eingeritzter, aber leider sehr abgeriebener Inschrift; der lesbare Rest ist kurz und lautet, wenn ich recht lese „Jahori", mit dem aus drei verticalen Strichen bestehenden *h*. Sprachlich und epigraphisch schliesst sich dieses Fragment (wie die 1886 gefundenen Kratzinschriften auf Thongefässen) den von Pauli als venetisch charakterisirten älteren Inschriftfunden von der Gurina an. Ferner ein Löffelchen mit kreisrunder, leicht concaver Platte.

Von Thonsachen nenne ich zunächst eine Unzahl Gefässfragmente aus allen Stadien der antiken Keramik, die wir hier erwarten dürfen. Daraus sind hervorzuheben: mehrere Bruchstücke gedrehter Töpfe und Schalen mit spärlichen Resten vorrömischer (nach Pauli venetischer) Kratzinschriften. Unter den so bezeichneten Gefässen befinden sich auch solche, die ganz im Stile der römischen Töpferei geformt, gefärbt und ornamentirt sind. Fragmente einiger Lampen, darunter eines mit der Reliefdarstellung eines erotischen Symplegma. In den obgedachten römischen Gräbern fanden sich vorwiegend flache fusslose Schalen mit ungemein dünnen Wandungen aus grauem oder röthlichem Thon, zum Theil mit Reliefbordüren geschmückt, aber auch Scherben mittelfeiner Terra-sigillata-Gefässe, die sich überhaupt wieder in grösster Zahl und mit den verschiedensten Ornamenten, zum Theil auch mit Kratzbuchstaben, vorgefunden haben.

Mit Uebergehung zahlreicher Einzelformen erwähne ich noch 3 Fragmente kleiner konischer Gussschalen, scheibenförmige Deckel mit Mittelknopf und Reliefbuchstaben, Webergewichte, Spinnwirtel, undurchbohrte und durchbohrte Thonscheibchen, eine thönerne Spule. Aber auch zu der reichen Ornamentik der barbarischen, vor- und spätrömischen Gurina-Gefässfunde liefert das diesjährige Material wieder einen stattlichen Beitrag. Der abschliessenden Publication muss es vorbehalten bleiben, diese zum Theil sehr eigenthümlichen und seltenen Proben alpiner Keramik durch passend gewählte Beispiele zu veranschaulichen. Allein schon jetzt darf ausgesprochen werden, dass dieselben nach verschiedenen Seiten hin ähnlichen, bisher ungenügend erklärten Vorkommnissen Anlehnung und bessere Deutung gewähren. Endlich darf ich nicht unerwähnt lassen, dass das derzeit noch grösstentheils verpackte und ungereinigte Material keinen vollkommenen Ueberblick zulässt.

Die abschliessenden Arbeiten wurden innerhalb 6 Wochen (Mitte August bis Ende September 1887) durchgeführt und bewegten sich auf dem ganzen Terrain, welches in den früheren Jahren Funde geliefert. Ich wäre in Verlegenheit, genau zu sagen, wie viele Stellen angegraben wurden; es waren ihrer sehr viele, darunter wenig ergiebige. Es darf jetzt ausgesprochen werden, dass der erste Forscher, welchen unsere Gesellschaft mit Untersuchungen auf der Gurina betraute, A. B. Meyer, mit grossem, seither nie wieder erreichtem Glück gearbeitet hat. Doch erklärt sich dies zum Theile dadurch, dass ihn die sehr zuverlässigen und werthvollen Angaben der Grundbesitzer leiteten, welche die verschiedenen Chancen der Terrainabschnitte genau kannten und ihm die besten Fingerzeige gaben. Ohne systematische Bemühung, die hier auch gar nicht geboten war, wurden somit im ersten Anlauf die besten Früchte gewonnen, und wenn sich die „weitere Localforschung", zu welcher Meyer's Arbeit dringend einlud, nicht als eine blosse umfangreiche Nachlese herausgestellt hat, dankt sie dies lediglich dem Umstande, dass hier doch noch andere Ziele zu erreichen waren, als der Gewinn einer Anzahl bunt durcheinandergewürfelter Fundgegenstände. Wie wenig Klarheit die letzteren an sich gewähren, dürfte aus Meyer's Buch, das ja zum sehr grossen Theile auch der Publication älterer Gurina-Erwerbungen des Klagenfurter Museums gewidmet ist, sattsam hervorgehen. Auch die letzteren Mittheilungen gestatten noch einen reichlichen Nachtrag, und Alles in Allem wird sich zeigen, dass wir nur den Schwerpunkt unserer Erwartungen etwas zu verschieben brauchen, um uns von den Gurina-Grabungen der späteren Jahre vollauf befriedigt zu finden.

Auch die abschliessenden Arbeiten der letzten Campagne ergaben keine Wiederholung der gegossenen Bronze- oder Zinnfiguren (mit Ausnahme des oben erwähnten schönen Bruchstückes), keine getriebenen Bleche mit Figuren oder Inschriften, keine grössere Zahl von sicheren und charakteristischen Fundstücken aus der La-Tène-Periode, keine Gräber mit wohlerhaltenen und werthvollen Beigaben. So ist denn Vieles von dem, was man nach den ersten Versuchen erwarten durfte, nicht in Erfüllung gegangen. Wird nun gefragt, was denn so schätzbaren Dingen Gleichwerthiges zu Tage gefördert wurde, so kann eine genügende Antwort hierauf nur durch die eingehende Bearbeitung oder wenigstens durch eine vollständige Vorlage der Fundoriginalien gegeben werden. Heute ist weder das Eine noch das Andere möglich, das Zweite schon darum nicht, weil die Hauptmasse der Funde aus den Jahren 1886 und 1887 noch gar nicht gesichtet werden konnte. Wenn ich dennoch versuche, zur Charakteristik des Gesammtmaterials einen Ueberblick der Funde zu geben, so sind die angeführten Zahlen nur als annähernd zu betrachten und die Liste der vorhandenen Objecte mit dem nachstehenden Verzeichniss noch lange nicht erschöpft. Wir besitzen demnach von der Gurina ungefähr

27 keltische Silbermünzen; 114 römische Kaisermünzen, Kupfer und Silber; 165 Fibeln und Fibelfragmente. Bronze, Eisen, Silber; 150 Nadeln und Nadelfragmente, Bronze, Eisen; 3 Bronzefiguren und Fragmente solcher; 3 Zinnfiguren[1]); 3 Bronzeglocken; 3 Bronzelöffelchen; 10 Ketten, Bronze, Eisen; 70 Ringe und Ringelchen, Bronze, Eisen, Glas; 10 Thonringe (Untersätze); 1 Schwert, Eisen, ebenso: 1 Palstab;

[1] Hier darf vielleicht erwähnt werden, dass Blümner im jüngst erschienenen IV. Bande seiner sonst gediegenen Terminologie und Technologie der Künste und Gewerbe bei Griechen und Römern die Existenz antiker Zinnfiguren in Abrede stellt, obwohl er im Uebrigen die „prähistorischen" Vorkommnisse wohl beachtet und auch literarische Zeugnisse für eine freilich sehr geringe Zinnplastik des Alterthums anführt.

31 Messer und Dolche; 10 Speer- und Pfeilspitzen; 4 Schlüssel; 3 Pflugscharen; 3 Sensenklingen; 3 Schafscheeren; 4 Sichelmesser; 15 Griffel oder Ciseliriustrumente; 100 andere Werkzeuge und Geräthschaften; 10 Beinschnitzereien; 13 Spinnwirtel; 10 Thongefässbruchstücke mit vorrömischen Kratzinschriften.

Ausserdem zahlreiche Thon- und Glasgefässfragmente, Schleifsteine, Thierknochen und kleine Objecte aller Art, deren Aufzählung zu weit führen würde.

Darunter befinden sich kurze Serien von Grabbeigaben aus der Hallstätter Periode (Tumuli) und aus der römischen Kaiserzeit (Flachgräber); der Rest sind zerstreute Funde. Wir besitzen die Aufnahmen von 8—10 neugefundenen Gebäuderuinen, Terrassen und freistehenden Mauerzügen. Wir haben unter dem Boden der ersteren die Brandplätze (Herdgruben) der vorrömischen Anwohner, den Lehmbewurf ihrer Hütten und die verkohlten Balken der letzteren aufgefunden. Viele Artefacte in den Vorstadien der Bearbeitung, Abschnitzel und Wegwurf, rohes Arbeitsmaterial, Producte und Zwischenproducte des Bergbaus und der Verhüttung geben uns Aufschluss über die industrielle und gewerbliche Basis des relativen Wohlstandes, der in vor- und frühgeschichtlicher Zeit hier geherrscht hat.

Die Gurina ist ein alter, lange Zeit hindurch bewohnter Ansiedlungsplatz und unterscheidet sich dadurch auf's Schärfste von den Gräberdepôts, mit welchen wir es in den Alpenländern gewöhnlich zu thun haben. Fasst man ihr Bild aber schärfer in's Auge, so ergibt sich zur Vergleichung kein zweiter ebenbürtiger, ja in vieler Hinsicht überraschend ähnlicherer Fundplatz, als der bekannte Hradischt bei Stradonic in Böhmen. Das Ensemble des letzteren ist zwar durch weit verbreitete und nicht immer ganz ungeschickte Fälschungen alterirt und liegt auch noch nicht in sachkundiger Behandlung vor; soweit ich es aber kenne und zu beurtheilen vermag, ist es ein höchst lehrreiches Seitenstück zur Gurina. Den Bergbau müssen wir uns freilich wegdenken. Hier wie dort haben wir einen ausgedehnten alten Wohnplatz auf einem steilumböschten Berge unweit eines Flusses, ohne Spur von Wällen und Gräben, doch mit Mauerruinen. Beide Ansiedlungen erreichten eine sehr anständige Lebensdauer, die sich bis in die Völkerwanderungszeit hinein fortspann und sonach Altes und Junges in ungetrennter Fundschichte auf uns kommen liess. Wir finden also keltische neben römischen Münzen, ungedrehte neben gedrehten Thongefässen, archaische Zierformen neben Arbeiten, die sich an späte Entwicklungsstufen der reinclassischen Kunst anlehnen. Und was die Hauptsache ist: an beiden Orten wurde, wenn auch nicht alle Metallwaare, aber doch nachweislich viel der vorgefundenen edleren Erzeugnisse von ansässigen Leuten selbst hergestellt, hergestellt gewiss nicht nur für den Verbrauch am Fabriksorte, sondern für den Vertrieb in die nähere und fernere Umgebung desselben.

Die Lebensdauer der beiden Ansiedlungen fällt im Ganzen zusammen. Damit stimmt es, dass an dem böhmischen Fundorte die La-Tène-Formen überwiegen, die auf der Gurina nur spärlich auftreten und eigentlich durch die zahlreich vorkommenden Typen der römischen Provinzial-Cultur ersetzt sind, sowie ja auch das Geld auf dem Hradischt einen alterthümlicheren Charakter behält und die wenigen römischen Münzen noch aus der Zeit der Republik herstammen.

Das Reich der Sueben oder Marcomannen gehörte im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zur Machtsphäre Roms, das vielfach in die inneren Verhältnisse desselben eingriff und dessen neue Fürsten belehnte, sowie den vertriebenen ein Asyl gewährte. In dieser Epoche stand das heutige Böhmen und Mähren dem römischen Einflusse fast ebenso offen, wie die Alpenthäler Noricums, und nur die grössere Entfernung vom Reichsmittelpunkt bedingte eine Verschiedenheit in der Stärke desselben. Aber auch in Noricum hat nicht gewaltsame Einführung, sondern friedliche Aufnahme seitens der heimischen Elemente die höhere Cultur langsam und schrittweise zur Herrschaft gebracht, wie denn selbst die grösseren geschichtlich bekannten Ortschaften dieser Provinz: Virunum, Celeia, Teurnia, Aguontum, Juvavum, rein aus bürgerlichen Elementen hervorgegangen sind.

Die Vergleichung der Gurina-Funde mit jenen vom Hradischt ergibt eine Anzahl merkwürdiger Parallelen: nackte männliche Figürchen aus Bronze, Thierfigürchen, und zwar dasselbe Thier: der Eber mit hohem Borstenkamm auf dem Rücken, eine Menge kleiner bronzener Zierstücke von zum Theil unsicherer Bestimmung, Kettchen, Ringe, Nähnadeln aus Bronze, Schlüssel, Griffel, kleine Sporen aus Eisen, emaillirte und im Relief ornamentirte gläserne Handgelenk- und Fingerringe, dicke, enge Glasringe (wulstförmige Perlen) u. s. w. Alles von der denkbar grössten Aehnlichkeit an dem einen wie an dem andern Fundort. Ich betone diese Analogie trotz vieler Abweichungen im Charakter der Gesammterscheinung, weil sie die einzige mir bekannte ist, welche der Gurina als vollkommen ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann, während sich bei den Begräbnissplätzen, die unsere ostalpine Fundchronik verzeichnet, eher ein embarras de richesse einstellt, wenn es sich um Material zur Vergleichung handelt.

6. Herr Professor Dr. **Martin Wilckens** übersendet eine Erwiderung auf die „thatsächliche Berichtigung“ des k. Rathes Prof. Ferd. Kaltenegger über

Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen.

(Siehe Sitzungsbericht Nr. 2, p. [40].) [1])

Zur Berichtigung Nr. 1 bemerke ich, dass ich gar nicht behauptet habe, dass Herr Kaltenegger seinen Aufsatz im XIV. Bande dieser Mittheilungen auf eine ältere Arbeit „stützt“, sondern ich habe behauptet, dass er sich in der jüngeren auf die ältere Arbeit „be-

[1]) Geleitet von dem Grundsatze, dass das Organ einer Gesellschaft keine einseitige Richtung verfolgen darf, vielmehr den innerhalb ihres Arbeitsgebietes auftauchenden Fragen — soweit es die Verhältnisse gestatten — Raum zur Erörterung von den gegentheiligen Standpunkten gestatten muss, hat das Redactions-Comité den Redacteur beauftragt, die Druck-

ruft", oder mit anderen Worten, dass er aus der letzteren den wesentlichen Inhalt citirt. Das ist Thatsache. Also ist die erste Berichtigung gegenstandslos.

Zur Berichtigung Nr. 2 bemerke ich, dass ich auch das nicht behauptet habe, was Herr K. mir unterstellt, vielmehr habe ich in meiner Kritik im XV. Bande, S. [25], wörtlich citirt: „Herr K. kennt das Eringervieh, nach den Formen zahlreicher Individuen, welche im Variationskreise des Montavonertypus die Grundgestalt ihrer walserischen Ahnen in nachgerade unveränderter Originalität zur Schau tragen." In einem späteren Satze habe ich gesagt: „Selbst gesehen hatte Herr K. damals nur das Montavonervieh, in welchem er „die Grundgestalt ihrer walserischen Ahnen" erkennt, ohne diese selbst gesehen zu haben." Aus diesem Satze ist gewiss nicht herauszulesen, dass ich hier die Gesammtheit der jener Rasse angehörenden Rinder meine, da ich ja früher den KALTENEGGER'schen Satz „nach den Formen zahlreicher Individuen" wörtlich angeführt habe; es handelt sich im vorstehend angeführten Satze vielmehr meinerseits nur um den Nachweis, dass Herr K. zwei Dinge mit einander verglichen hat, von denen er (damals) nur eines kannte. Also auch die zweite Berichtigung ist gegenstandslos.

Die dritte Berichtigung bestätigt einfach die von mir behauptete Thatsache, dass Herr K. das Duxervieh aus dem Wallis abstammen lässt, das Walliservieh aus Iberien und das iberische aus dem ägyptischen Sudan. In seiner „Berichtigung" erklärt Herr K., dass die Menschen und Rinder in Wallis einen „iberischen Gemengtheil" besitzen, den als den „begründenden" oder gleichsam als den „Wildstamm" dargestellt zu haben Herr K. als besonderes Verdienst für sich in Anspruch nimmt. Da Herr K. die Iberer aber aus dem ägyptischen Sudan stammen lässt, so behauptet er selbst in seiner „Berichtigung" dasselbe, was ich in meiner Kritik als seine Ansicht dargestellt habe. Also auch die dritte Berichtigung ist gegenstandslos.

Die vierte Berichtigung behauptet, dass er nicht „festgestellt" habe, die Walliser seien — Iberer und die Iberer — Sudaner. Herr K. hat auf Seite 134 seiner Abhandlung wörtlich Folgendes geschrieben: „Ich glaube dem sofort anfügen zu sollen, dass uns im Namen der wallisischen „Viberi" oder „Juberi" (Herr K. hat eben vorher nachgewiesen, dass die Viberer im mittleren Wallis sesshaft gewesen seien) so klar und deutlich wie nirgends in Europa, der Stammname der „Iberer" überliefert worden ist, denn nach beiden Schreibweisen darf man nur v für u, das u aber mit dem fast allenhalben in der Zone der westromanischen Sprachen geltenden Umlaut (also als getrübtes i oder ü lesen, um die alten Iberer auch dem „Buchstabenklang" nach unzweifelhaft vor sich zu haben. Ob es hiernach allzusehr gewagt wäre, aus den römischen „Sedunern" (afrikanische) „Sudaner" zu machen, überlasse ich der Sprachgelehrsamkeit, aber es dünkt mir immerhin als ein sehr beachtenswerthes und mehr als zufälliges Zusammentreffen, dass sich das frühere und jetzige Stammbereich des von mir schon vor mehreren Jahren, ohne Kenntniss der nun hier in's Feld geführten althistorischen Localdaten, mit Iberern und dem ägyptischen Sudan in Verbindung gebrachten Rindertypus in der Wirklichkeit mit dem geschichtlich beglaubigten viberisch-sedunischen Bezirke des pöninischen Thales vollständig deckt." — Die vierte Berichtigung widerspricht also nur den früheren, von Herrn K. selbst aufgestellten Thatsachen.

Die fünfte Berichtigung betrifft im Wesentlichen die Redaction dieser „Mittheilungen". Mich betrifft nur eine Vermuthung des Herrn K., ich würde — mit Rücksichtnahme auf den Atavismus — es begreiflich finden, dass seine „Anstrengung der Entdeckung eines negerähnlichen Bevölkerungsantheiles (in Wallis) nicht ganz vergeblich gewesen sein dürfte". Ich finde dies jedoch nicht begreiflich. Thatsächlich berichtigend stellt Herr K. ferner in Abrede, dass er nirgends behauptet habe, die „Nyam-Nyam" seien Rindviehzüchter. In dieser Form habe ich die Behauptung des Herrn K. auch nicht angeführt. Dagegen hat Herr K. auf Seite 132 seiner Abhandlung wörtlich Folgendes behauptet: „In unserem Falle ist zu beachten, dass gerade jene fernen Landstriche am weissen Nil, wohin ich auf Grund der Identität des dort in grossen Massen gezogenen Rindviehes mit der alten Walliserrasse auch die Urheimat der in die europäischen Alpen gedrungenen Iberer verlege, unmittelbar vor jener ausgedehnten ägyptischen Aequatorial-Provinz sich hinziehen, welche von den im Gebiete des Kir und Bahr-el-Ghazal wohnenden „Niam-Niam" bevölkert ist. — Also auch die fünfte Berichtigung ist — soweit sie meine Kritik betrifft — gegenstandslos.

Die sechste Berichtigung berichtigt nicht eine von mir aufgestellte Thatsache, sondern sie stellt die neue Behauptung auf, dass das baskische Hornvieh liguriscber Abstammung sei.

Die siebente Berichtigung betrifft die Schädeluntersuchungen von RÜTIMEYER und HIS, die meines Wissens durch Untersuchungen des Herrn K. bisher noch nicht widerlegt worden sind.

Die achte Berichtigung betrifft lediglich eine von der meinigen abweichende Meinung des Herrn K., die durch gar nichts begründet ist.

Die neunte Berichtigung endlich betrifft die Schädeluntersuchungen des Herrn Prof. Dr. M. HOLL in Innsbruck. Die daraus von diesem Forscher selbst gezogenen Schlüsse sind meines Wissens durch ähnliche Untersuchungen des Herrn K. nicht widerlegt worden. Thatsächliches hat Herr K. — wie in allen übrigen Fällen — auch hier nicht berichtigt.

---

legung der Entgegnung Professor KALTENEGGER's, welche in Nr. 2 der Sitzungsberichte erschienen ist, sowie die vorstehende Erwiderung des Herrn Prof. WILCKENS zu veranlassen. Indem die Redaction dieser Weisung nachkommt, fügt sie bei, dass dem ausgesprochenen Grundsatze zufolge die Verfasser auch die alleinige Verantwortung für ihre Aufsätze zu tragen haben, dass sie sich demnach jeder eigenen Bemerkung, so gross die Versuchung hiezu ist, enthält und damit diese Erörterung für abgeschlossen erklärt. Die Redaction.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Welsbach und J. Woldrich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 4—6. **Sitzungsberichte.** **April, Mai u. Juni 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 10. April 1888.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [57]. — 2. Exhumirungs-Angelegenheit; S. [57]. — 3. Schriftentanschangelegenheit; S. [57]. — 4. Commission für österreichische Ethnographie; S. [57].

Monats-Versammlung am 10. April 1888. 1. Einladung zur 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Köln; S. [57]. — 2. Hoernes, Zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Süd-Europa; S. [57]. — 3. Trapp, Erdställe; S. [61]. — 4. Jelínek, Urgeschichtliches aus dem Památky; S. [62]. — 5. Tomaschek, Die Culturzustände der Jenisejer; S. [63]. — 6. Krauss, Südslavische Todtengebräuche; S. [65].

Ausschuss-Sitzung am 8. Mai 1888. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [66]. — 2. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft; S. [66]. — 3. Reactivirung des Comités für österreichische Ethnographie; S. [66]. — 4. Körpermessungen an österreichischen Völkern; S [66].

Monats-Versammlung am 8. Mai 1888. 1. Vorlesungen über Urgeschichte an der Universität Graz; S. [67]. — 2. Woldřich, Urgeschichtliche Forschungen in Böhmen; S. [67]. — 3. Meynert, Die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel am Lebenden; S. [67]. — 4. Kulka, Vorgeschichtliche Fundplätze in Oesterreichisch-Schlesien; S. [68]. — 5. Geschenke für die Bibliothek; S. [69]. — Schriftentauschverzeichniss; S. [70].

Bericht über die Excursion am 17. Juni 1888; S. [71].

Bericht über die Untersuchung der Ueberreste Beethovens; S. [73].

Ausschuss-Sitzung am 10. April 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Augustin Weisbach.

1. Als neue wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:

Dr. Franz von Haberler, Assistent am anatomischen Institut der Universität in Innsbruck.

Historisches Museum der Stadt Pilsen.

Franz X. Grössl, Präparator am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Wien.

Dr. Dominik Linardić, Regimentsarzt beim 11. Husaren-Regimente, Wien.

2. Der erste Secretär theilt mit, dass, nachdem in der Exhumirungs-Angelegenheit alle einleitenden Schritte gemacht wurden, nur noch die Entscheidung des Magistrates der Stadt Wien aussteht, und spricht die Hoffnung aus, dass derselbe die wissenschaftliche Untersuchung der Reste der grossen Tonheroen, welcher alle Fachkreise mit der grössten Spannung entgegensehen, in der thatkräftigsten Weise fördern wird.

3. Die erfolgte Einleitung des Schriftentausches mit der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen, der Redaction der Zeitschrift „Globus“, sowie der Anthropological Society of Bombay wird zur Kenntniss des Ausschusses gebracht.

4. Der erste Secretär macht die Mittheilung, dass die seinerzeit vom Ausschusse eingesetzte Commission für österreichische Ethnographie, die ihre Thätigkeit so verheissungsvoll mit der Herausgabe der Krauss'schen Fragebögen begonnen hat, auf Wunsch des Präsidenten der Gesellschaft reactivirt werden soll, um ihre seit längerer Zeit sistirten Berathungen und Arbeiten wieder aufzunehmen. Die Ergänzung der Commission, sowie die Vorlage eines Programms für die zunächst in Angriff zu nehmenden Arbeiten soll in der nächsten Ausschusssitzung erfolgen.

Monats-Versammlung am 10. April 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Augustin Weisbach.

1. Der Vorsitzende theilt mit, dass die 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte vom 18.—23. September dieses Jahres in Köln tagen wird, und legt eine Einladung zur Theilnahme an den Berathungen der Section für Ethnologie und Anthropologie vor. Anmeldungen von Vorträgen nimmt der Einführende dieser Section, Herr Dr. W. Joest, Köln, Blaubach 4, entgegen.

2. Herr Dr. **Moriz Hoernes** übermittelt einen Aufsatz:

Zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Süd-Europa.

Eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte unseres Continents ist die überraschende Aehnlichkeit, welche zwei so getrennte Gebiete desselben wie Hellas-Italien einerseits und der Festlandkörper des Welttheiles andererseits in den Formen jener archaischen Culturstufe an den Tag legen, welche in Mitteleuropa mit dem Namen der Hallstätter Epoche bezeichnet wird. Die Thatsache selbst steht fest, ob man auch im Süden die Bezeichnung nach jenem mitteleuropäischen Fundorte verwirft, und ob auch über die Art des Zusammenhanges, der hier obwaltet, die tiefen Schleier der Prähistorie gebreitet sind. Man hat dieselben an verschiedenen Ecken und Enden zu lüften gesucht; F. v. Hochstetter in Wien, E. Chantre in Lyon, R. v. Virchow in Berlin haben ihre eigenen, untereinander verschiedentlich abweichenden Formeln zur Lösung dieses Problems aufgestellt; eine sehr namhafte Summe geistiger Arbeit ist damit von den genannten Forschern an eine Aufgabe gesetzt worden, welche wohl als eine der wichtigsten der gesammten Urgeschichte bezeichnet werden darf. In der letzten nachdrücklichen Formulirung seiner Ansicht, welche

Herr v. Virchow gegeben, erweist er auch mir die Ehre, sich polemisch mit meiner unmassgeblichen Auffassung jener Sachlage zu beschäftigen. Dies veranlasst mich, meinen Standpunkt noch einmal zu prüfen und, da ich denselben noch kaum hinlänglich dargelegt zu haben glaube, nachfolgend in Kürze zu entwickeln. Doch wollen wir zuvor die Anschauung des hochverehrten Altmeisters der deutschen Urgeschichtsforschung näher in's Auge fassen. Sie findet sich neuerdings dargelegt in einem „Archäologische Erinnerungen an eine Reise nach Süd-Oesterreich" betitelten Vortrage (in d. Verhandl. d. Berl. Anthrop. Gesellsch., Sitzg. vom 15. October 1887). Herr v. Virchow reiste, erfüllt von dem lebhaftesten Interesse für die neuen urgeschichtlichen Entdeckungen auf diesem Gebiete über Wien, Graz, Klagenfurt und Laibach nach Triest. Umgekehrt gelangt man auf diesem Wege von Oberitalien „gleichsam an der Hand der archäologischen Hinweise", wie Herr v. Virchow bemerkt, „gen Norden in die Thäler von Krain, an die Ufer der Sau und Drau, von welchen östlich die Wege nach Pannonien, westlich und nordwestlich nach Tirol, Kärnten und Salzburg" (Salzkammergut) „führten. Dies ist das Gebiet, welches durch die Gräberfunde von Hallstatt und neuerlich durch die von Watsch und St. Margarethen weltberühmt geworden ist." — Da die ganze Hallstatt-Cultur, wie jetzt nicht mehr zweifelhaft sein kann, aus südlichen Impulsen hervorgegangen ist, erscheint somit Italien abermals als Ausgangsgebiet und Mutterland derselben. Die grosse Bedeutung dieser These für die Urgeschichte Gesammteuropas braucht nicht betont zu werden. Mit Recht sagt Virchow: „Die Hauptfrage bleibt immer die, woher die Cultur gekommen ist", und seine Antwort lautet: „sie ist nicht in Mitteleuropa entstanden, sie ist auch nicht auf der Donaustrasse von Osten her eingeführt worden; sie ist ebensowenig aus den Alpenländern nach Italien gebracht, sondern sie stammt aus Italien und weiterhin aus Griechenland und noch weiterhin aus dem Orient."

Es ist nun ein kleines Amendement zu dieser im Grossen und Ganzen gewiss richtigen Aufstellung, wenn wir, für unser ostalpines Fundgebiet, das wir nun schon seit Jahren mit grossem äusseren Erfolge durchforschen, den Zusatz einflechten, dass uns in gewissen charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Fundgruppe die Wahrscheinlichkeit eines directen Einflusses der Balkanhalbinsel auf Mitteleuropa gegeben erscheint. Wir befinden uns hier in Uebereinstimmung mit einem so ausgezeichneten Kenner prähistorischer Typen und Provinzen wie Undset, der in seinem jüngst erschienenen Aufsatze „zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst VI, S. 114) ganz decidirt Folgendes ausspricht: „Die in den letzten Jahren in Kärnten und Krain gemachten, ähnlichen grossen Funde stehen zum Theil mit der euganeischen Gruppe im Zusammenhange, so dass sie mit dieser als eine grosse illyrische Gruppe bezeichnet werden können. In diesen Funden der österreichischen Alpenländer kommen indess bedeutende Abweichungen von den norditalienischen Fundgruppen vor, welche nicht blos auf localen Entwicklungen und Eigenthümlichkeiten, sondern mit auf Einflüssen aus der griechischen Halbinsel beruhen. Die grosse Rolle, die hier die halbkreisförmigen Fibeln bis auf ziemlich späte Zeiten spielen, erklärt sich nur aus diesem Gesichtspunkte."

Mannigfache Ursachen sind es, welche die Voraussetzung von dem italischen Ursprung der ältesten Eisencultur in Mitteleuropa wesentlich stützen. Erstlich der Mangel jeder schriftlichen Ueberlieferung. Dann der gegenwärtige Stand unserer Kenntniss über die Urzeit der beiden classischen Halbinseln, welcher so ungleich ist, dass wir aus Italien eine Fülle von Thatsachen kennen, während wir über die Balkanländer fast gar nichts wissen. Endlich die Vorstellung von dem geschichtlich bezeugten Wege der späteren, durch die Römer verbreiteten, antiken Cultur, welche hier bewusst oder unbewusst hereinspielt. Zunächst muss uns der Mangel der schriftlichen Ueberlieferung Misstrauen einflössen gegen den Schein, welchen die Fundthatsachen gewähren. Was wüssten wir denn über den Weg, den die classisch-antike Kunst und Cultur genommen, wenn uns die schriftlichen Zeugnisse hierüber fehlten? Wir hätten eine Renaissance gehabt; der Ausgangspunkt derselben wäre Italien gewesen. Dort wären unter dem Einfluss eines fast ununterbrochenen, regen geschichtlichen Lebens die Denkmäler des Alterthums in fast gleicher Fülle, wie es wirklich geschah, aus dem Boden erstanden, und wer weiss, wie lange Zeit Italien für das wahre Mutterland der echten und reinen Antike gegolten hätte? Es ist unmöglich, diese widersinnige Vorstellung in's Detail auszuspinnen; genug: die literarischen Zeugnisse belehrten uns (und das Jahrhundert Winckelmann's liess sich belehren), wo wir die Wurzel und die Blüthe der wahren Kunstgrösse zu suchen hätten, und der Erfolg war ein ungeahnter, neuer Aufschwung der classischen Archäologie.

Dazu kommt unsere völlige Unschuld gegenüber dem weitaus grössten Theile der Balkanhalbinsel, welcher für den Archäologen noch ein rein jungfräuliches Gebiet darstellt. Was ich darüber in meinem Aufsatz über die gerippten Cisten (s. diese Mitth. Bd. XVI, 1886, S. 47 ff. d. Sitzungsb.) sagte, war — ich gestehe es — theilweise in agitatorischer Absicht geäussert. Ich ergriff damals den Cistenfund von Kurd, um bei diesem Anlasse zu betonen, welche besondere Aufgabe unserer Wissenschaft, speciell ihrer Vertretung in Oesterreich-Ungarn, noch im südöstlichen Einflussbereiche der Monarchie gestellt ist. An dem engen Zusammenhange der alpinen und oberitalischen Cultur wird Niemand zweifeln; aber wie und auf welchem Wege Oberitalien und die Alpenländer mit der ältesten orientalisirenden Kunstweise vertraut wurden, darüber möchten wir doch noch andere Zeugnisse hören, als die man uns aus Italien darbringt. Ein an sich dunkler Punkt wird dadurch nicht heller, dass man sich nach einer Seite hin völlig abschliesst, von welcher Licht auf denselben fallen könnte. Virchow selbst weist in

dem citirten Reiseberichte darauf hin, wie sehr sich die Fundorte in der Nähe derjenigen Städte häufen, wo die Archäologen ihre Sitze haben. Was hier von dem provisorischen Werthe blosser Fundkarten gesagt wird, gilt in gleichem Grade von allen summarischen Aufstellungen, die auf das gegenwärtige Fundmaterial gegründet sind: sie bewegen sich mit Nothwendigkeit in dem Kreise, welcher archäologisch am besten erforscht ist, und verhalten sich ablehnend gegen Vermuthungen, die nach einer anderen Richtung hinweisen. Da ist endlich der Rückschluss aus späteren geschichtlichen Vorgängen, die unter völlig geänderten Verhältnissen eine von Italien ausgehende Cultur in Mitteleuropa zur Herrschaft gebracht haben. Eine gewisse Berechtigung dazu gewähren ja immer die geographischen Verhältnisse, und auf beschränktem Gebiete mag sich Aehnliches zu sehr verschiedenen Zeiten abgespielt haben; doch darf auch der Wechsel der ethnographischen Verhältnisse und ihr Einfluss nicht unberücksichtigt bleiben. Zur Zeit, in welcher das jüngst so berühmt gewordene prähistorische Fundgebiet zum erstenmale in die Geschichte eintritt, finden wir einen langwierigen Process schon sehr weit entwickelt. Es ist dies das Zurückdrängen des illyrischen Elements, welches ehedem in compacter Masse von seinen Hauptsitzen im Nordwesten der Balkanhalbinsel um den Nordrand der Adria herum bis tief an der Ostküste Italiens hinab wohnte und auch im östlichen Alpengebiet nachweislich ziemlich weit nach Norden hinauf sesshaft war. Dieser Zusammenhang, auf dem eine uralte binnenländische Verbindung zwischen den beiden späterhin classischen Halbinseln beruht haben muss, wird in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christo überall durchbrochen und gelöst. Damit fallen die östlichen Illyrier der Verwilderung anheim, während die westlichen sich einen relativ hohen Culturgrad bewahren. Das illyrische Element als Träger der Hallstatt-Cultur im östlichen Alpengebiet hat sich so widerstandskräftig erwiesen, dass von einer völligen Ueberschichtung der letzteren durch die gallische La-Tène-Cultur, wie man vorübergehend geglaubt hat, trotz namhafter einzelner Funde nicht die Rede sein kann. Im Gailthal war noch zu einer Zeit, wo man typische La-Tène-Gefässe auf der Drehscheibe fertigte, illyrische Schrift und Sprache herrschend; ja in Gräbern aus dem Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts findet man noch echte Hallstätter oder Watscher Formen. Ich beziehe mich auf Documente, die ich selbst in den Jahren 1886 und 1887 auf der Gurina erhoben habe. In St. Michael treten Hallstatt- und La-Tène-Formen vollkommen gemischt in denselben Gräbern auf, und in Prozor bei Otočac in Kroatien scheinen sich Spiral-Brillenfibeln und andere archaische Formen mit charakteristischen La-Tène-Fibeln zu verschwistern.

So weist Vieles darauf hin, dass, je weiter wir nach Südosten vordringen, wir uns einem der Hauptherde, einem sehr alten und einflussreichen Sitze der Hallstatt-Cultur nähern. Von den bosnisch-herzegowinischen Funden und der Fülle sicherer, noch unerschlossener Fundstätten habe ich an verschiedenen Stellen gesprochen (zuletzt in meinem Buche „Dinarische Wanderungen“, S. 120). Im Jahre 1880, unmittelbar nach der Occupation eines Theiles des alten Rascien, kam ich nach Plevlje und öffnete bei Radosavac einen der auch dort überaus zahleichen Tumuli; er enthielt mehrere Skelette, Bronzeringe und eine bronzene Bogenfibel mit eigenthümlich geformtem, an griechische Inselfunde erinnerndem Schlussstück. Seither ist zur archäologischen Erforschung dieses uralten Durchzugslandes im Südosten von Bosnien soviel wie nichts geschehen. Von den „gerippten Cisten“ sei nur beiläufig erwähnt, dass sie sich noch heute unter dem Hausrathe der Škipetaren befinden. Ebenfalls nur nebenher mache ich aufmerksam, dass wenigstens die Nordalbanesen bis vor relativ kurzer Zeit einen Schmuckapparat besessen haben, welcher lebhaft an die Putzsucht und Eigenart der Hallstätter Menschen erinnert. „Halsbänder und Armbänder aus Schnüren von Korallen und Glasperlen, Fransen mit Meermuscheln besetzt, Ketten von Silber- und Goldmünzen, die Nahten der Schultern und Ellbogen mit Schellen besetzt, so dass ihr Gang läutend wie der von Schlittenpferden . . . . zwei Gürtel: ein breiter von rothem Tuch, dem ein schmaler lederner aufgenäht ist, mit vielen eisernen Knöpfen und herabhängender eiserner Kette . . u. s. w.“ (Windisch, Ungar. Magazin II, 78.) Die Klementi, welche Dudsche-Pascha von Bosnien 1638 bezwang, pflegten ihr Haar in vier Zöpfe und, mit silbernen Ketten durchflochten, um Ohren und Hals zu schlingen. Ihr Fürst zieht auf einem silberbeschlagenen Wagen in den Kampf wie der homerische Rhesos und lässt vor der Schlacht den Becher kreisen wie ein alter Thraker oder Illyrier. Die abgeschnittenen Köpfe sandte Dudsche so wie sie waren mit den silbernen Ketten und Ohrringen an die Pforte. Sultan Murad verweilte an ihrem Anblick und sagte zu den Umstehenden, unter denen sich mehrere Grosse, Albanesen von Geburt, befanden: „Seht, wie Dudsche diese Kettenköpfe aufgeputzt und weggeputzt hat!“ (Hammer, Gesch. d. Osm. R. III, S. 197.)

Doch dies sind nebensächliche Details [1]); wir haben vielmehr in's Auge zu fassen, was einer ernsten Erwägung würdig erscheint. Virchow sagte in seiner Eröffnungsrede zur deutschen Anthropologen-Versammlung in Trier (Corr.-Blatt, Jahrg. XIV, S. 82), es sei ihm unverständlich, wie man sich einen directen Import aus Griechenland vorstellen soll. Heute glaube ich den Standpunkt vertreten zu können, dass es sich um einen Import aus Griechenland gar nicht handelt, wenn man

[1]) Es liesse sich deren noch eine Menge anführen. So die Verwendung von Reihen oder auf einander stehenden Vogelgestalten (Hallstatt, Glasinac) in der Textilindustrie der Südslaven, die der Doppelspirale (einmal auch mit Vogelfiguren, s. diese Mitth., Bd. XIII, 1883, S. 175, Fig. 44, 45) auf bosnischen Grabsteinen des Mittelalters u. dgl. m. Ja, im dinarischen Berglande ragen ornamentale Ausläufer der „Hallstatt-Cultur“ noch in die Decorationsweise des primitiven, modernen Gewerbebetriebes herein. Das sind lauter Dinge, die man noch über der Erde sehen kann und die darum Beachtung finden. Um das, was unter der Erde etwa noch erhalten sein möchte, hat man sich bisher wenig bekümmert.

von einem directen Einfluss der Balkanländer auf Mitteleuropa spricht. Das eigentliche Griechenland war in der vorclassischen Zeit nichts als der südlichste, allerdings von einem besonders aufgeweckten Volk bewohnte und am günstigsten gelegene Theil eines Gebietes, welches im Ganzen die gleichen Culturzustände aufzuweisen hatte. Die ethnologische Differenz, welche später bei steigender Entwicklung der Hellenen im Süden und bei dem Zurückbleiben der Thraker und Illyrier im Norden so stark hervortritt, spielt in der älteren Zeit, von der uns die homerischen Gesänge ein treues Bild bewahrt haben, noch keine Rolle. Man braucht sich daher nicht vorzustellen, dass es Griechen waren, die über den Balkan und die Donau hinaus Handelsverkehr getrieben haben. Aber sowie die Griechen ihrer Weltlage und maritimen Stellung entsprechend frühzeitig den nahen Westen aufsuchten, so stand den nördlichen Balkanvölkern das Hinterland bis zum Ister und darüber hinaus, sowie der Landweg nach Nordwesten für Handel und Wandel offen. Es fragt sich nur, wieweit dieser Einfluss reicht, und ob wir annehmen dürfen, dass er einerseits bis Oberitalien hinüber und andererseits bis in das Alpengebiet hinauf gegriffen hat.

Wolfgang Helbig hat in seinem Buche „Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert“ diese Frage mehrfach berührt. Er gelangt zu dem Schlusse, dass das Stadium, welches die Nekropolen von Villanova, Benacci und verwandte Fundstellen repräsentiren, durch Einflüsse einer in alter Zeit auf der Balkanhalbinsel herrschenden Cultur bedingt sei. Diese Beziehungen zwischen der südöstlichen und der Apenninhalbinsel denkt er sich weder auf dem Wege des Seehandels vor Beginn der griechischen Colonisation des Westens noch durch die Einflüsse der ältesten, in Grossgriechenland gegründeten Hellenenstädte vermittelt. Es erscheint sonach wahrscheinlich, dass sie auf dem Landwege, um die Nordküste des adriatischen Meeres herum, hergestellt und erhalten wurden, wofür sich aus der Literatur mehrfache Anhaltspunkte ergeben (Helbig, l. c. S. 62 ff.). Durch den Einfall der illyrischen Veneter und der Etrusker in Italien soll dieser Zusammenhang gelöst worden sein. Es folgt dann nach Helbig, der hier wieder den Annahmen nordischer Paläoethnologen folgt (S. 33), eine Periode, während deren das mittlere Europa mancherlei Cultureinflüsse aus der Apenninhalbinsel erfuhr und ein Verkehr mit dem Norden eröffnet wurde, in welchen später auch die Griechenstädte an der sicilischen und campanischen Küste hineingezogen wurden. Aus dieser doch nur beschränkten Betheiligung erklären sich die bekannten griechischen Fundstücke in der Schweiz und Deutschland, denen nun auch die Kylix von Sta. Lucia (im Stil der mykenischen Keramik, s. diese Mitth. XVII, 1887, S. 28 d. Sitzb.) und eine jüngst gefundene Amphora („Pelike“) von Hallstatt beizuzählen ist. Andererseits bewirkte die Entwicklung der griechischen Colonisation einen gewissen Rückschritt in der Cultur Mitteleuropas. Durch das Auftreten der ackerbautreibenden, hochcivilisirten Hellenen an den Nordküsten der mittelländischen Gewässer bildete sich jener scharfe und feindselige Gegensatz zwischen erobernden Fremden und zurückgedrängten Eingeborenen heraus, der eine Abschliessung der letzteren und eine Störung alter Verbindungen mit sich brachte. Die alte Gleichheit erscheint aufgehoben; die Einen eilen dem Gipfel antiker Grösse zu, die Anderen werden arme und verachtete „Barbaren“. Ihr Bernstein wird nicht mehr geschätzt. Ihre Metalltechnik ist noch immer eine vorzügliche; aber sie verfallen, selbst wo sie sich zu bildlichen Darstellungen aufschwingen, einer unsäglichen Dürftigkeit der Motive, die auf einige uralte Vorbilder zurückgehen. Sehen wir uns nach Analogien für diese Arbeiten um, so finden wir sie allerdings zunächst in Etrurien. Aber hat deshalb Etrurien die Vorbilder geliefert? Es ist dies, wenigstens theilweise, sehr wohl möglich; aber ehe man diese Frage bestimmt bejaht, müsste doch das Problem, welches die etruskische Kunst und Cultur selbst darbietet, endgiltig gelöst sein, wovon wir heute noch ziemlich weit entfernt sind. Es müsste sichergestellt sein, dass die Etrusker nicht etwa sehr bedeutende Anfänge ihrer vorgriechischen Kunstübung schon bei ihrer Einwanderung, die doch wahrscheinlich auf dem Landwege erfolgt ist, mitgebracht und in ihren späteren Wohnsitzen nur weiter entwickelt haben. Bis dahin dürfte es sich trotz aller Analogien, für welche sich auch andere Erklärungen finden lassen, nicht empfehlen, die mitteleuropäische Metallcultur ausschliesslich von Italien herzuleiten.

Virchow meint, der Weg von Italien über Krain nach Ungarn war sicherlich ein viel mehr betretener und zugleich ein viel näherer als der von Hellas über den Balkan. „War einmal hellenische Waare zur See bis zur Pomündung gekommen, so liess sie sich zweifellos leichter und schneller über die julischen Alpen in die nordischen Länder bringen.“ Dagegen ist mit Nissen (Ital. Landesk. I, S. 492) zu erinnern, dass der Umfang des griechischen Verkehrs an der Adria nicht überschätzt werden darf. Die Schwierigkeit der Fahrt auf der von Stürmen und Piraten heimgesuchten See hat den Verkehr ungemein behindert, und bei den Schriftstellern des 5. Jahrhunderts verschwimmt das Bernsteinland in derselben duftigen Ferne, wie das Silberland Tartessos. „Wenn die hellenische Colonisation in der Periode ihrer nationalen Kraft sich auf Venetien geworfen, so hätte sie wohl Fuss fassen und der Geschichte Europas eine andere Wendung geben mögen“ (Nissen). Allein der Welthandel folgte der grossen Achse des Mittelmeeres und konnte nur in schwachen Nebenarmen nordwärts abzweigen. Die Colonie Hatria begegnet uns nicht vor der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts [1]).

[1]) Es soll allerdings nach dem Periplus des Pseudo-Skylax eine πόλις Ἑλληνίς an der Adria im Tuskerlande gelegen haben; aber wie schnell die Griechen bei der Hand waren, ein bedeutendes fremdes Gemeinwesen als hellenische Gründung zu bezeichnen, sehen wir daraus, dass Heraklides Pontikus (bei Plutarch, Camill. 22) auch Rom eine hellenische Stadt, dort irgendwo am grossen Meere gelegen, nennt. Noch Eratosthenes kennt die Alpen nicht, obwohl sie der Schiffer am Nordrand der Adria stets vor Augen hat, und wiederholt die alte Fabel, dass ein Arm der Donau sich in die Adria ergiesse. Von den Venetern wussten darum auch die attischen Tragiker in ihren häufigen Erwähnungen dieses Volkes viel Wunderbares zu melden (Polyb. II, 17).

Unter diesen Umständen erscheinen der Glanz und der Wohlstand der Veneter, wie fabelhaft entstellt auch die Ueberlieferung aussieht, in eigenem, von der ältesten Geschichte Italiens mit seinen phönikischen und griechischen Beziehungen ziemlich unabhängigem Lichte, wie wir überhaupt auf die Sonderstellung, welche das Poland von der Urzeit an einnimmt, hinweisen müssen. Die Veneter werden wir, entgegen den sorglosen Anknüpfungen an entfernte östliche und westliche Namensvettern, die man im Alterthum liebte, als Einwanderer von der Balkanhalbinsel, wo nach Appian (Mithrid. 55) ebenfalls Eneter als nördliche Nachbarn der Makedonier wohnten, auffassen dürfen. Die Spaten der Ausgräber haben hinlänglich vorgesorgt, dass wir um Illustrationen für das hohe Alter und den Reichthum der Cultur dieses Volksstammes nicht verlegen zu sein brauchen. Dürfen wir auch die Sage nicht ausnützen, welche die Einwanderung der Veneter mit Völkerbewegungen in Kleinasien, d. h. mit dem trojanischen Krieg, in Verbindung setzt, so sehe ich doch nicht ein, warum wir andere Nachrichten, wie die von Strabo über die frühzeitige, später erloschene Ausbildnng der Pferdezucht und die Sitte der Pferdeopfer bei den Venetern, nicht unbedenklich für eine alte Zeit sollten gelten lassen. Ich bin sogar geneigt, den merkwürdigen Fund eines mit vollem, reichem Geschirr bestatteten Pferdes in Sta. Lucia, welchen Herr Szombathy in diesen Mittheilungen XVII, 1887, S. 29 d. Sitzber. beschrieb, auf jene „diomedeïschen“ Pferdeopfer oder wenigstens auf den Ruhm der Rossezucht bei den Venetern zu beziehen [1]). Pauli hat nachgewiesen, dass die Veneter nicht einmal ihr Alphabet von den Etruskern entlehnten, sondern sich eigener Schriftzeichen bedienten, welche in den nördlichen Wohnsitzen jenes Volkes alterthümlichere Formen zeigen. Besitzen wir aus den venetischen Culturstätten im Polande eine reichere Hinterlassenschaft als aus den Thälern des Isonzo und der Gail, so ist dies leicht zu erklären; und erscheint Sta. Lucia als ein Auszug von Este, St. Michael als ein solcher von St. Lucia, so braucht man daraus wenigstens nicht mit Nothwendigkeit zu folgern, dass die Hallstatt-Cultur diesen Weg nach Nordosten eingeschlagen. Wäre dies aber auch der Fall, so kann das eine Erscheinung von beschränkter localer Tragweite sein und braucht nicht generalisirt zu werden. Ueberhaupt ist der Schein, den selbst reichliche Fundthatsachen gewähren, so vieldeutig, das Gebiet der einfachsten Schlussfolgerungen in der Paläoethnologie so eingeengt, dass man genöthigt ist, sich in Gemeinplätzen zu bewegen, sowie man von der (freilich bequemen) Richtschnur zusammenhangloser Fundnachrichten abweicht. Soll man darum an dieser Richtschnur ängstlich festhalten? Gewiss nicht! Die Hauptfragen bedürfen einer immer wiederkehrenden ungezwungenen Erörterung; denn nur positive Meinungen und die von ihnen wachgerufene Skepsis bewirken, dass die Untersuchung allmälig jenen Umfang annimmt, der ihr allein einen befriedigenden Abschluss sichert.

Wir resumiren also: Wenn die Hallstatt-Cultur in ihrer letzten Quelle auf orientalische, d. h. vorderasiatische Einflüsse zurückgeht, woran kein Kundiger zweifelt, — wenn die dem vorderasiatischen Orient räumlich so naheliegende Balkanhalbinsel, namentlich grosse nördliche Gebiete derselben, in der homerischen Epoche, welche die Herrschaft dieser Cultur im Süden Europas vertritt, einen hohen, in der griechischen Epik bezeugten Culturgrad besass und mannigfache Spuren dafür sprechen, dass diese Cultur ziemlich weit nach Nordwesten hinauf verbreitet war, — wenn dieses Gebiet aber trotzdem archäologisch noch so gut wie unerforscht ist, und wenn schliesslich in Mitteleuropa eine räthselhaft hochentwickelte, archaische Metallcultur gleichen Gepräges auftritt, welche mit Sicherheit nach dem Südosten als der Richtung ihrer Herkunft hinweist, — dann sind wir wohl kaum berechtigt, diese Erscheinung so ausschliesslich an Italien zu knüpfen, wie dies früher allgemein geschah und jetzt wieder von Virchow nachdrücklich empfohlen wird.

Fragen wir zum Schlusse noch einmal: woher stammt die Hallstatt-Cultur in Mitteleuropa? so müssen wir sagen: Wir erwarten die endgiltige Antwort hierauf von einer nahen Zukunft, in der es uns vergönnt sein wird, die Lücke auszufüllen, welche die Unkenntniss der archäologischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel derzeit in unserem Wissen bildet. Denn es steht zu erwarten, dass sich das Bild, welches die Fundthatsachen jetzt gewähren, dann nicht unerheblich verändern wird. Das Schicksal der Welt ist auch dasjenige der Wissenschaft. Deutschland und Italien, die beiden Schoosskinder des neunzehnten Jahrhunderts, sind nicht nur so glücklich, den Gang ihrer nationalen Entwicklung bis zu gewissen grossen Ruhepunkten zu übersehen, sie sind auch in der Lage, tiefe Blicke in die Vorstadien ihrer literarisch bezeugten Geschichte zu werfen. Die Balkanhalbinsel, dieses Schmerzenskind unseres Jahrhunderts, bildet dazu in doppelter Hinsicht einen Gegensatz. Allein die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo man sie weder in der einen, noch in der anderen Beziehung so vollkommen bei Seite liegen lässt wie jetzt.

[1]) Ein Pferdeskelet fand sich auch unter den Brandgräbern von Este; von den häufigen Pferdedarstellungen der Beigaben dieser Gräber zu geschweigen. Wenn aber im letzteren Falle einmal statt des Reiters ein Vogel auf dem Pferde sitzt, so ist das eine Hieroglyphe, wie die Bildung mischleibiger Gestalten aus Pferd- und Vogelkörper in der pelasgischen (Inselsteine) und griechischen Kunst (Pegasus u. dgl.).

3. Herr Custos **Moriz Trapp** in Brünn übersendet im Anschlusse an seine letzte Mittheilung über Erdställe in Mähren (siehe Sitzungsbericht Nr. 2. p. [38]) ein:

Verzeichniss der bisher bekannten Erdställe (Lochy) in Mähren.

1. Erdberg bei Joslowitz.
2. Gurein bei Brünn.
3. Habrowan bei Brünn.
4. Joslowitz bei Znaim.
5. Klobauk bei Auspitz.
6. Kobyli bei Auspitz.
7. Königsfeld bei Brünn.
8. Lhanitz bei Mohelno.
9. Lechwitz bei Znaim.
10. Loschitz bei Müglitz.
11. Misslitz bei Kromau.
12. Nakl bei Littau.

13. Nalautschan bei Namiest.
14. Nenkowitz bei Steinitz.
15. Possitz bei Grussbach.
16. Rositschka bei Kunstadt.
17. Rožna bei Pernstein.
18. Schlappanitz bei Brünn.
19. Schöllschitz bei Brünn.
20. Stangendorf bei Zwittau.
21. Steinitz bei Butschowitz.
22. Stříbrnic bei Buchlau.
23. Syrovin bei Bisenz.
24. Tajax-Gross bei Joslowitz.
25. Teinitz-Gross bei Olmütz.
26. Urhau-Klein bei Brünn.
27. Wrahowitz bei Prossnitz.
28. Wrbitz bei Auspitz.

Erwähnt sind dieselben und beschrieben in:

Mitth. der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XVI. 1886 und XVIII, 1888.
Berichte und Mitth. des Wr. Alterth.-Vereines, 1887.
„Brünner Zeitung" 1858, Nr. 119, 180; 1883, Nr. 127.
„Brünner Wochenblatt" 1827, S. 54.
„Redlicher Verkündiger", Brünn 1814, II., S. 6.
„Olmützer slav. Museum-Vereinszeitschrift" 1884 und 1885.
„Notizenblatt", Brünn 1865, Nr. 5, 6; 1887, Nr. 7.
„Moravské Noviny", Brünn 1888, Nr. 9.
„Wolný's Mähren", III. 356.

4. Herr **Břetislav Jelinek** in Prag übersendet einige Auszüge urgeschichtlichen Inhaltes aus den

Památky Archaeologické a Místopisné. Bd. XIV. Prag 1887.

Heft 1.

Grabhügel „na Husině (bei Klattau) mit Taf. I von Dr. Karl Hostaš.

In dem Walde „na Husině" wurden bisher 27 Grabhügel constatirt, deren Höhe von 0·5—3 m variirt. Dieselben enthalten ausser wenigen erhaltenen Thongefässen (darunter Näpfe und Schüsseln) meist Scherben, Dolchklingen, Palstäbe, Celte, Nadeln, Ringe und Bruchstücke von Bronze, worunter auch Fibeln, Drahtgewinde und Blechplatten zu verzeichnen sind, sowie auch Bruchstücke von Eisengeräth. — Aus der Beschreibung erhellt, dass diese Grabhügel den in Westböhmen oft vorkommenden angehören und die Fundobjecte in die Hallstätter Periode fallen.

Die Burgstätte von Pračov (im Chrudimer Kreise) mit einem Situationsplan von Václ. Diviš-Čistecký. — Es ist dies ein durch einen Steinwall befestigter Bergauslauf, in welchem sich nunmehr das Dorf Pračov ausbreitet und eine daselbst befindliche kleine, ebenfalls mit einem alten Steinwall umzogene burgähnliche Befestigung umschliesst. Funde von hier weisen bronzene Spiralen, Palstäbe, Celte, Sicheln, Armringe, Pfeilspitzen u. dgl. Objecte auf.

Berichte. Bei Trnova (nächst Pardubitz) wurden Urnengräber mit Bruchstücken von Bronze entdeckt. — In Mlčechvost wurde ein irdener Topf mit Bernsteinkorallen ausgegraben. In derselben Gemeinde wurden auch in einer gewölbartigen Grube unter Schotter Scherben von Gefässen und etwas tiefer unter denselben ein spitziges Beinwerkzeug gefunden. — In Libiš stiess man auf zwei Reihen von Skeletgräbern. Die Skelette erscheinen in Holzsärgen beigesetzt und mit bronzenen S-Ringen versehen.

Heft 2.

Kouzla a čáry starých Čechův (Zauber und Hexerei bei den alten Böhmen) von Čeněk Zibrt. — Eine Abhandlung über den Gebrauch der Amulete, geschöpft aus älteren und neueren Nachrichten.

Berichte. Eine Fundstätte „Na Bachově" bei Zvoleňoves. Daselbst wurde eine steinumlegte, 1½ m im Durchmesser haltende Grube geöffnet, in welcher Scherben, Knochen und ein Stift von Bein nebst Schlacken gefunden wurde. — Zwei kleine Burgstätten (Hrádky) mit doppelten Erdwällen werden constatirt, und zwar die eine bei Bilý Podol (bei Elbe Tenic), die andere bei Třebonín (bei Časlau).

Heft 3.

Ueber einen Massenfund von Bronzeartefacten, welche im Walde „na Stráži" bei Radětic (Bez. Přibram) gemacht wurde, wird berichtet, dass derselbe über 6 Kg betragen haben mochte und zumeist aus Bruchstücken von Sicheln, Ringen, Palstäben, Spiralen, Blechplatten u. dgl. (von welchen einige auf der Taf. II zur Abbildung gelangen), nebst rohen Kupfer- und Bleiklumpen bestand. — Alles dies war blos in der Erde gelegen.

Bei Časlau wurden diverse vorgeschichtliche Objecte aufgefunden.

In Deutsch-Brod stiess man auf fünf sogenannte „Brunnengräber", von welchen vier viereckig und 3·5 m tief, das fünfte aber oval und 5 m tief war. Deren Inhalt weist ausser Asche, Holzkohle, Scherben und Bruchstücken von Eisen Gefässe aus, deren Böden mit verschiedenen Zeichen verziert erscheinen; dieselben waren schichtenweise übereinander gelagert. — Die Bedeutung dieser Grubenanlagen, welche auch in Chrudim und Königgrätz entdeckt wurden, ist bis jetzt nicht aufgeklärt.

Eine Burgstätte mit einem nur auf der inneren Seite verschlackten Wall wird bei Hradec (nächst Münchengrätz) angeführt. — Eine Grabstätte mit Brandgräbern wurde bei Sovenic entdeckt. In jedem Grabe befinden sich mehrere Urnen (2 bis 17) mit Menschenknochen, hie und da kommt auch Feuerstein, ferner Nadeln, Pfeilspitzen und verschiedene Bruchstücke von Bronze zum Vorschein.

Heft 4.

Berichte. Bei Libušín (nächst Smečno) wurden Reihengräber entdeckt. Die Skelette sind mit bronzenen und mit Silber plattirten S-Ohrringen versehen. — In Lužan wurde ein Fund von Palstäben gemacht. — Bei Osvračín, bei Luženic und im Walde Škaniv (in der Umgegend von Domažlic) wurden Grabhügel mit Urnen entdeckt. Schliesslich folgt eine Abbildung eines Grabhügels von Milačeves im Durchschnitte. (Siehe unsere Mittheil. B. XIV. Literaturb. 21, p. 153 u 44, p. 225—226.)

5. Herr Universitäts-Professor Dr. Wilhelm Tomaschek hält einen Vortrag über

Die Culturzustände der Jenisejer.

Es ist sicherlich eine denkwürdige Thatsache, dass wir die Culturzustände von Völkerstämmen, welche von den Stätten der weltgeschichtlichen Ereignisse und der alten Culturen so weit entlegen sind wie die Stämme der Jenisejer, in eine relativ sehr alte Vergangenheit zurück zu verfolgen im Stande sind; es ist uns dies auf Grund von archäologischen Funden sowohl wie auf Grund alter historischer Nachrichten möglich.

Der Jenisej-Strom entspringt am Südabhang des Sojonischen Gebirges unter dem Namen kem (vergl. permisch kam „Strom", „kama", finn. kemi, kymi, samoj. ky „Fluss", žapan. kawa). Nach Aufnahme eines kleinen Zuflusses Kemčik aus Südwesten tritt er durch eine enge Schlucht Kem-Kemčik-bôm auf sibirischen Boden, wobei er seinen Lauf fortan gegen Norden streckt. Von jener Schlucht bis Krasnojarsk herab erhält er links den Abakan, rechts kleinere Bäche, die Tuba, die Mana, den Kan; auf dieser ganzen Strecke befinden sich an seinen Ufern und am zahlreichsten im Thale des Abakan Grabstätten und Steindenkmäler aus sehr alter, vorgeschichtlicher Zeit. Diese denkmälerreiche Region setzt sich westwärts über das Stromgebiet des Ob weiter fort: es finden sich ähnliche Grabstätten am schwarzen und weissen Ijus (den Quellbächen des Čulym), am Tom, an den Zwillingsströmen Bija und Katuna, welche den Ob bilden, und den Ob abwärts bis Kolywan, und von den Quellen des Irtyš an bis zum Kulundasee in der Baraba einerund bis zum Činggis-tau im Süden andererseits. Diese ganze Altaj-Region ist überdies reich an metallurgischen Stätten, an alten Schachten und Pingen, mit merkwürdigen Reliquien des einstigen Grubenbetriebes. Die äussere Beschaffenheit sowie den Inhalt der Grabstätten, welche schon seit zwei Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der Forscher erregt hatten, hat Radloff in seinem vortrefflichen Werke „Aus Sibirien" (2. Bd.) übersichtlich beschrieben; die Schätze der Eremitage und der Museen von Minussinsk und Tomsk sind leider noch nicht in würdiger Weise publicirt. Indem wir im Einzelnen auf Radloff verweisen, bemerken wir nur, dass in den Gräbern der ältesten Zeit ausschliesslich Gegenstände aus Gold, Kupfer und Bronze gefunden wurden, und dass die jüngeren Denkmäler, welche den Uebergang zur reinen Eisenzeit darstellen, sich vorzugsweise um das Irtyš-Thal concentriren. Es fehlt nicht der kupferne Hohlcelt, welcher für Mitteleuropa so charakteristisch ist; Spiralornamentik tritt seltener auf, Fibeln fehlten gänzlich und werden naturgemäss durch Plättchen und Knöpfe ersetzt, welche mit Gold überzogen sind. Die Irtyš-Region weist überwiegend Schmucksachen und Geräthe auf, welche einem rossezüchtenden Nomadenvolke angehören.

Die Frage, welchen Völkern diese Denkmäler zugeschrieben werden dürfen, hat schon viele Forscher beschäftigt. Am häufigsten werden dieselben den aus dem Altaj stammenden Čudi, d. h. den Finnen und Ugriern, zugeschrieben. In neuester Zeit hat diese Ansicht ihren Hauptvertreter in dem kundigen Archäologen Aspélin gefunden, welcher sie der finnisch-ugrischen Urzeit (2000 v. Chr.) zuweist und annimmt, dass auch die Schriftzeichen, welche hie und da am Jenisei auf Steinen vorkommen, ugrisch-finnische Schriftzeichen sind; Spaskij hatte diese Schriftzeichen für türkische Eigenthumszeichen (türk. tamgha) gehalten. Da die ugrisch-finnischen Stämme bei ihrem Eintritt in die Geschichte überall als Jägerstämme erscheinen, welche höherer Culturmittel entrathen, da diese überdies für „Gold" nur entlehnte Ausdrücke verwenden, so darf jene Meinung nicht ohneweiters für sicher gelten. — Radloff hat eine andere These aufgestellt; ihm zufolge gehören die ältesten Denkmäler dem sogenannten Volke der Jenisejer an. Auch dieses Volk war vorzugsweise ein Jägervolk; aber vielleicht hat es einst eine höhere Culturstufe angenommen, wie es auch über viel weitere Räume verbreitet war, als gewöhnlich angenommen wird; in seiner völlig isolirten, höchst eigenthümlichen Sprache hat es manche Spuren entwickelter Culturbegriffe bewahrt. Die späteren Denkmäler, welche den Uebergang zur Eisenzeit darstellen, weist Radloff entschieden den Kirgisen zu; eine Ansicht, welche wohl wenig Gegner finden wird. — Der Unterzeichnete hat wiederholt auf eine dritte Möglichkeit hingewiesen. Da Herodot von dem alten Volke der Massageten (550 bis 450 v. Chr.) erzählt, dass es Schmucksachen von Gold und Kupfer in reichster Fülle besass, aber kein Eisen; da er überdies von östlichen Skythen spricht, deren Sitze nachweisbar der Irtyš-Region zufallen, während seine Argippäer die ostwärts sich anschliessenden altajischen Türken bezeichnen: so wäre es nicht unstatthaft, jene ganze, in archäologischer Hinsicht so denkwürdige Region mit den iranischen Nomadenstämmen in Verbindung zu bringen, zumal da die Kurgane der pontischen Skythen Gegenstände enthalten, welche mit den sibirischen Funden in wichtigen Merkmalen übereinstimmen. — Es wäre noch eine vierte Aufstellung denkbar. Mit Rücksicht darauf, dass die Burjäten, Dauren und Jakuten in der Metallurgie Erfahrungen besitzen und beispielsweise geübt sind, metallische Geräthe mit Goldblech oder mit Zierrathen aus Zinn auszuschmücken (Zinn findet sich ja an den Zuflüssen des Onon im Kreise Nerčinsk), könnte man die Jenisej-Denkmäler auch diesen Mongoloïden zuschreiben. Die steinernen Figuren, welche auf den Gräbern stehen, entsprechen einer innerasiatischen Sitte und sind gewiss jüngeren Ursprungs: Willelmus de Rubruk fand solche Figuren z. B. bei den Komanen (p. 237 a. 1253): „Vidimus tumbas magnosque tumulos sepulcrales Cumanorum; erigunt in tumulo super defunctum statuam, versa facie ad orientem, tenentem scyphum in manu sua ante umbilicum". Neueren Untersuchungen zufolge sollen jedoch die in den Kurganen von Minussinsk gefundenen Schädel nicht brachycephal, sondern meist dolichocephal sein, mit schmaler niedriger Stirne und ungewöhnlich stark ausgebildetem Hinterkopf — ein Typus, der zum gewöhnlichen mongolischen Typus nicht recht stimmen will.

Ueberlassen wir also diese Frage zukünftigen Forschungen. Hier wollen wir nur die Geschichte der Jenisej-Region weiter verfolgen. Etwa im dritten oder zweiten Jahrhundert v. Chr. drang ein uïghurisches d. h. türkisches Volk über die Bergkämme des Altaj und Tangnu in die Thäler des Irtyš, Ob und Jenisej ein und vermischte sich mit dem hier sesshaften Culturvolke, mag dieses welcher Abkunft immer gewesen sein. Es begann damit für diese Gegenden die Eisenzeit; in der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens waren ja die Türken seit Alters Meister. Es können freilich auch die Jenisejer selbst zur Kenntniss des Eisens gekommen sein. Einige, ursprünglich jenisejische, Stämme am oberen Tom, besonders das Geschlecht Aba (pl. Abalar) beim Orte Aba-tura, dem heutigen Kuzneck, gewannen und verarbeiteten nicht nur Kupfer-, sondern auch Eisenerze und wurden darum „Schmiede-Tataren", Kuzneci, genannt (G. F. Müller, Sammlung russ. Gesch. 1761, VI, 540 zum Jahre 1607); sie fanden die Geschieberze in der Oberfläche der Berge oder die Sumpferze unter dem Rasen der Moräste, und schmolzen dieselben in Bodenöfen; sie schmiedeten auf Ambosen aus Stein mit eisernen Hämmern, Pfeile, Haken, Kessel und andere Geräthe (Georgi, Nationen des russ. R. 249). Die Häuptlinge Urnuk und Namak am oberen Ket erzählten damals den Kazaken Vieles von dem jenisejostjakischen Stamme des Fürsten Tumetka in der Kuzneckaja wolost (beim heutigen Jeniseisk; G. F. Müller, VIII, 98. 188), und der Akademiker, welcher hierüber Kunde gibt, fügt hinzu: „noch heutzutage (1740) gibt es zu Jeniseisk Dörfer, wo Eisen in Handöfen geschmolzen wird. Das Eisenerz ist von einer besonderen Art; es gleicht einer weissen Lette und zergeht im Wasser, seine Schwere allein lässt metallische Theile vermuthen. Was für ein Zufall kann aber den dummen Ostjaken den Gehalt angezeigt haben? Sie werden von der Lette haben Töpfe machen wollen, welche sie vielleicht ausserordentlich stark gebrannt haben, so dass die Eisentheile in Fluss gekommen sind."

Ueber die älteste Ausbreitung der Türken überhaupt finden wir in den Annalen der sinischen Dynastie Thang (618—907 n. Chr.) folgende Notiz: „I-či-ni-sse-tu, der jüngste von sechzehn Brüdern, hunnischen Hordenführern, geboren von einer Wölfin, begabt mit übernatürlichen Kräften und im Besitze des Steines, womit er Wind und Regen hervorrief (d. i. Nephrit), erzeugte mit den Töchtern des Sommer- und Wintergenius vier Söhne: der erstgeborene verwandelte sich in einen Schwan und flog an die Ufer des blauen Meeres (etwa der Ahnherr der Jakuten?); der zweite Sohn, Kie-ku (Stammvater der Kirgisen oder Qirghyz, Qirghyt, wo —t Pluralendung), stiftete das Reich zwischen den Strömen ʿO-pu (Abu, Ob) und Kiën (Kèm, Jenisei); der dritte gründete sich eine Herrschaft am Flusse Ču-ye (Čüj, westlich von Isigh-ghol); und der vierte, Namens No-tu-lu-še (d. i. Ondurči „Ordner, Geradeмacher") nahm seinen Sitz nicht fern von der Heimat im „Goldgebirge" Kin-šan (Altaj) und zeugte zehn Söhne, deren jüngster, genannt ʿO-sse-na (d. i. „Wolf", türk. čona, mong. činoa), das Wolfsgeschlecht weiter fortpflanzte, bis auf Tuman herab, welcher Stifter des grossen Türkenreiches wurde und nach Besiegung der Šošo (d. i. der Awaren in der Gobi und im Tarymbecken) den Titel Kho-han (türk. khâqân, mong. chaghan „Zerspalter" von chaghu „entzwei") annahm (546 n. Chr.)". Ueber die Kie-ku am Jenisei soll um 50 v. Chr. der Hunnenfürst Čičik seine Herrschaft ausgedehnt haben. Vielleicht war Herche, die Gemalin des Hunnenfürsten Attila, eine Kirgisin. Als der griechische Gesandte Zemarchos 573 n. Chr. zum türkischen Khâqân Sildžibul in den Altaj gekommen war, gab ihm dieser zur Gastgenossin eine schöne Sklavin aus dem Volke Χεργίς (Menander p. 383).

Das Thang-šu bietet auch über die nordischen Kie-ku wichtige Nachrichten; sie sind zuerst von Deguignes und Visdelou übersetzt und neuerdings von W. Schott in einer Abhandlung der Berliner Akademie d. Wiss. (1864 „über die echten Kirgisen") mustergiltig erläutert worden. Wir können uns nicht versagen, wenigstens einige Sätze aus dem sinischen Berichte hier anzuführen. „Die Kie-ku sind ein Mischvolk. Sie sind grosse und starke Leute mit röthlichem Kopfhaar, weissem Gesicht und grünlichem Augenstern; schwarzes Haar ist bei ihnen selten und gilt für ein böses Omen. Ihre Seelenzahl beträgt einige Hunderttausende; die Weiber sind zahlreicher als die Männer; Streiter zählt man 80.000. Sie sind von stolzem Charakter (daher auch ihr Name! vgl. jakut. kiärgäi, mong. kergei „sich rühmen, stolz thun"). Tapfere Männer tätowiren sich als Merkmal der Auszeichnung die Arme, ihre Frauen Hals und Wangen. Ihre Sprache ist uïghurisch, ihre Monatsnamen gleichfalls. Sie bewohnen ein kaltes, schneereiches Land; sie jagen über die Schneeflächen und Halden pfeilschnell auf langen Schrittschuhen dahin und erlegen dabei das Wild. Sie bewohnen Filzzelte und mit Birkenrinde gedeckte Winterhütten. Von Mineralien gibt es Gold, Eisen und Zinn; das Eisen ist überaus hart und schneidig, es wird aus Morasterde gewonnen und zu vortrefflichen Waffen verarbeitet. Man baut Weizen, Hirse und Gerste, zermahlt die Getreidekörner mit Handmühlen und backt flache Brode. (Wir bemerken: jakut. mälii „zermalmen, mahlen", erinnert sehr an die indogerman. Wurzel mar, mel; näher liegen jedoch arin. balat, malat „Mehl", samoj. malieu, maruáma, mornam „ich zermalme", maljuk, morru „Bruchstück", magyar. mállik „es zerfällt, zerstäubt", morczol „zerbricht", estn. mälu „zermalmtes", muru „Brocken".) — Sie besitzen Pferde zu Tausenden, Rinder, Kameele und Schafe; sie nähren sich vom Fleisch und trinken Kumys, nur die Reichen auch von Brodfrüchten. Die Reichen kleiden sich in kostbare Pelze, die Armen in Schafpelze; die Weiber in feine Wollen- und Seidenzeuge, welche aus den südlichen Ländern zugeführt werden. Sie tragen Ohrringe, im Gürtel Messer- und Schleifsteine; im Kriege gebrauchen sie Bogen, Pfeile, Standarten; die Reiter überdies Schilde, Panzer und Beinschienen. Sie verehren die Geister der Erde, der Gewässer, der Gewächse u. s. w.; ihre Zauberpriester nennen sie kân

(türk. qam). Ihr Fürst umgibt sich mit Magnaten, welche in sechs Rangclassen getheilt sind, und unterhält einen reichen Staatsapparat" u. s. w. So war das Leben der Ur-Türken am Jenisej beschaffen — ein echt nordisches Gemälde!

Als die Russen ins Jenisejgebiet eindrangen (1600 fg.), fanden sie hier zahlreiche samojedische Jägerstämme vor, z. B. Matoren, Kamassen, Koibalen und Karagassen, sowie schwache Ueberreste der jenisei'schen Aboriginer. Aber am Ijus, Abakan und am Jenisej vom heutigen Krasnojarsk aufwärts bis zum Kem-Kemčikbôm waren die Kirgisen das herrschende Volk, welches von allen Jägerstämmen Tribut in Pelzwerk einhob; einige dieser Jägerstämme hatten bereits die kirgisische Sprache angenommen und die Turkisirung war im vollsten Gang. Die russischen Kazaken fingen nun selbst an die Herren zu spielen und den Tribut von den Jägerstämmen einzuheben. Die Kirgisen, welche ihre Obmacht geschmächt sahen, verliessen nach langen blutigen Kämpfen etwa um 1680 ihr lang innegehabtes Territorium und bezogen eine neue Heimat im Thiënšan, im Tarymbecken auf der Pâmirschwelle, wo sie jetzt überall unter dem Namen Burut bekannt sind. Eine Abtheilung der Buruten sind gewiss auch die Malči (d. i. „Vieh- und Grundbesitzer"), welche Přewalskij auf seiner letzten tibetischen Expedition in den südöstlich von Khuttan gelegenen Bergstrichen traf und die sich durch lichten Typus (braune oder gelbliche Haare, lichtblaue, graue oder blaugrüne Augen) auszeichnen sollen. Die fälschlich so genannten Kirgisen der aralokaspischen Steppen dagegen nennen sich selbst Qazaq, d. i. „Freibeuter", und sind ein Gemisch der verschiedensten, aus Innerasien vorgedrungenen Türkenstämme, aber keine echten Kirgisen.

Es erübrigt noch auf die sogenannten „Jenisejer" einen Blick zu werfen. Dieses schon im vorigen und vorvorigen Jahrhundert auf schwache Reste herabgesunkene Volk, ist theils in älteren Zeiten der Turkisirung erlegen (so im Süden die Stämme der Arinen, Kotten, Assanen), theils ist es (und dies gilt für die Jenisej-Ostjaken im höheren Norden, von Jeniseisk bis Turuchansk hinauf) in den russischen Colonisten aufgegangen und jene Jägerfamilien, welche vom Strome abseits in den Wäldern herumschweiften, sind in den letzten Decennien dem Hungertyphus zum Opfer gefallen, so dass jetzt nicht einmal Reste derselben vorhanden sind. Zum Glück besitzen wir ältere Vocabularien der verschiedenen Dialekte, und Castrén, welcher noch zwei kottische Individuen getroffen hatte, welche ihre alte Sprache kannten, hat sogar eine Grammatik der beiden jenisejischen Hauptdialekte zusammenstellen können. Wie schon aus Fr. Müller's knappem Auszuge zu ersehen ist, der das Jenisejische zur Gruppe der Hyperboreer gestellt hat, bildet diese Sprache eine völlig isolirte, zum Kreise der monosyllabischen Sprachwelt hinneigende Classe. Die Flexion ist reine Mosaikarbeit; so viele Silben eine Wortform zählt, so lässt sich doch für jede Silbe die ihr zukommende eigene Bedeutung erschliessen; ja die Stämme selbst sind oft durch Agglutination (Zusammenfügung) einfacherer Elemente entstanden; z. B. tä-ti „schlagen", gä-ti „streichen, reiben", be-ti „machen", ta-ga „gehen", tha-ang „sehen"; und zwischen diese Bestandtheile werden Infixe eingefügt und voran und rückwärts Affixe angehängt. Aehnlich bei den Hauptwörtern, z. B phu-p „Sohn", phu-n „Tochter"; Zusammensetzungen, wie sie in den monosyllabischen Sprachen Činas und Hinterindiens vorkommen. Lehnwörter aus dem Türkischen werden meist auf eine Silbe reducirt, z. B. wird aus türk. tämür „Eisen", arin. kott. thêb, thip. Eigenthümlich ist die Geschlechtsunterscheidung, indem für weibliche Wesen wie in den indogermanischen Sprachen der Charakter -ja, -ä, -a verwendet wird; z. B. uju „er", uja „sie", djal „Knabe", djalja „Mädchen", arin. khip „Bär", khibä „Bärin". An die europäischen Sprachen erinnert auch die Verwendung des Ablautes, z. B. phig „Beere der Traubenkirsche", phage „der Traubenkirschenstrauch selbst", oder alšíp „Hund", pl. alšáp. Von den ugrisch-finnischen Sprachen wird das Jenisejische schon durch den Lautcharakter gesondert; wir finden da z. B. Tenues aspiratae th, ph, kh (in alten Vocabularien auch Mediae aspiratae bh, gh). Zu Gunsten der Ansicht von einer ehemaligen Herrschaft skythischer Stämme am Rande des Altaj könnte man auf einige, vielleicht dem Arischen entlehnte Worte hinweisen, welche sich trotz der Flucht von zwei Jahrtausenden im Jenisei'schen erhalten haben: ej, ê „Metall" (zd. ajaŋh), keraj, heraj „Brod, Nahrung" (zd. qaretha, oset. choarä), karei, kott. hali „Krieg, Heer" (iran. kâra). Freilich können solche Anzeichen mitunter auch täuschen. Zahlreiche Wörter lassen sich mit sinischen Wörtern (Cantondialekt) vergleichen, z. B. jipi, eaf „Blatt", sin. jip, bag „Baumklotz", sin. muk, mug; bang, pang „Erde", sin. pang. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn zu den bereits aufgestellten Thesen über die Herkunft des vorgeschichtlichen Culturvolkes, welches am Jenisei Bergbau trieb, auch noch die These hinzukäme, jenes Culturvolk sei mit dem Volke der Mitte verwandt gewesen. Fabeln doch die sinischen Annalen von einem nordischen Volke Ting-ling, über welches der sin. Feldherr Li-ling, welchen die Hunnen gefangen hatten, vom hunnischen Kaiser zum Lebenskönig war eingesetzt worden; und mit jenen Ting-ling hätten sich die Kie-ku gemischt.

Wie dem auch sei, so viel ist sicher: die Jenisei-Region besitzt ein hohes Interesse für Archäologen, Historiker, Sprachforscher und Anthropologen. Vielleicht wird es der Forschung recht bald gelingen, auch hier wichtige Resultate zu erreichen.

6. Herr Dr. **Friedrich S. Krauss** hält einen Vortrag über

„Südslavische Todtengebräuche".

Mit Hinweis auf die vorgerückte Abendstunde begnügt sich Herr Dr. Krauss mit dem Vortrag des einleitenden Theiles seiner ausgedehnten Arbeit. Er betont die Wichtigkeit der Todtengebräuche, weil wir bei ihnen nicht blos einen einfachen Animismus, sondern auch einen vielfach mit ihm verschlungenen Seelencult

und wirkliche Ueberreste bestimmter Cultformen einer Betrachtung unterziehen müssen. Die wesentlichsten Formen des Todtencultes führt Dr. Krauss aus, beruhen auf den allerursprünglichsten und einfachsten religiösen Vorstellungen. Die südslavischen Todtengebräuche weichen von den bezüglichen Gebräuchen des Christenthums in vielen Dingen ab. Der Vortragende begründet sonach seine bei dieser Arbeit befolgte Methode und den im Allgemeinen festzuhaltenden Standpunkt bei der Heranziehung der Quellennachrichten, die ihm grossentheils noch ungedruckt zur Verfügung stehen. Hierauf bespricht er die Vorstellung von der Todesfrau (Smrt), der Seele (duša) und die Anfänge der Todtenverehrung. Bog (Bhaga) sei der Aussender der Smrt. Aus der Volksüberlieferung lasse sich diese Gestalt nicht genug deutlich herausschälen. Der Tod als Knochengerippe mit Stundenglas und Hippe sei bei den Horvaten aus dem Westen importirt. Es folgt der Nachweis von Vorstellungen, die fälschlich von horvatischen Folkloristen dem Volke aufgemutzt werden. Das Leben der Seele nach dem Ableben des Menschen sei ein Abbild des wirklichen Daseins. Ruhelose Kinderseelen heisse man Movje. Vom Paradies (raj) und der Hölle (pakao), welche letztere nur auf mittelalterliche christliche Dogmen zurückgehe, hätten sich kaum Spuren vorchristlicher, echtslavischer Anschauungen erhalten. Die Auffassung von Sünde sei rein christlich-moralischer Art. Die Wanderungen durch die Unterwelt seien ein beliebtes Motiv südslavischer Volkssagen. Dr. Krauss bietet eine Uebersicht jener Vergehen und Verbrechen, die das Volk als Todessünden (smrtni grijesi) betrachtet. Zum Schluss der Einleitung theilt er mit zwei von ihm in Bosnien aufgezeichnete Sagen von Höllen- und Himmelfahrten lebender Menschen und gedenkt in Kürze der mahommedanischen Vorstellungen. — Die eigentliche Arbeit behandelt die letzten Stunden des Sterbenden, die Waschung, Aufbahrung, die Abschiednahme, die Unterschiede bei der Aufbahrung eines Mannes, einer Frau, eines Kindes, die mannigfachen Arten von Grabgeleitung, die Bestattung, das Grab, die Gedenkfeier (Todten- und Seelenmahle), die Seelenfeier, die Entsühnung (Reinigung), die Trauer und Trauerverstümmelung und die Rückkehr der Todten. Das Schlusswort fasst die Ergebnisse der Studie übersichtlich zusammen.

Ausschuss-Sitzung am 8. Mai 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Augustin Weisbach.

1. Als unterstützendes (bisher wirkliches) Mitglied erscheint angemeldet:

Graf Béla Széchényi in Zinkendorf, Ungarn.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

Adolf Charvat, Lehrer in Eibis, Mähren.
Peter Kaer, Pfarrer in Žrnovnica bei Spalato, Dalmatien.

Gestorben ist das wirkliche Mitglied Dr. Carl Anjel in Zuckmantel, Oesterr.-Schlesien.

2. Auf Veranlassung des Präsidenten der Gesellschaft wird ein engeres Comité gewählt, welches die Vorbereitungen für den Empfang der im nächsten Jahre in Aussicht genommenen Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu treffen hat. In dieses Comité, in welches der Präsident, die beiden Vice-Präsidenten und die beiden Secretäre als Functionäre gehören, wurden gewählt die Herren: Hofrath v. Hauer, F. Karrer, J. Szombathy und Prof. Woldřich.

3. Anschliessend an die Vorbesprechung in der letzten Ausschuss-Sitzung über die Neubelebung der vor Jahren eingesetzten Commission für österreichische Ethnographie wird, gestützt auf die gemachten Erfahrungen, vorläufig davon abgesehen, ein weitläufiges Programm aufzustellen und dessen Verwirklichung in Angriff zu nehmen, sondern die Durchführung specieller Fragen für bestimmte Gebiete in's Auge gefasst. Herr Hofrath v. Inama, der Obmann dieser Commission, hat sich bereit erklärt, derselben auch ferner seine bewährte Kraft zur Verfügung zu stellen, und legt derselbe besonderen Werth auf die Inangriffnahme von Untersuchungen über die Ansiedlungsverhältnisse, Hausbau, Dorfanlage und Flureintheilung, welche successive in den einzelnen Kronländern durchgeführt werden sollen. In zweiter Linie ist auf die Zusammenstellung von Bibliographien der volksthümlichen Literatur, sowie auf die Ausarbeitung von Fragebögen, welche namentlich die Eruirung der verschiedenen Sitten und Gebräuche der Landbevölkerung zum Zwecke haben sollen, Rücksicht zu nehmen. Von den Kronländern wären vor Allem Niederösterreich, dann Tirol in Angriff zu nehmen. Es sollen zu diesem Behufe kleine Actions-Comités in's Leben gerufen werden, welche sich direct mit den in Betracht kommenden Fragen beschäftigen sollen. Wir hoffen, dass es auf diese Weise gelingen werde, praktische, für die Wissenschaft verwerthbare Resultate zu Tage zu fördern. Dazu bedarf es vor Allem der Heranziehung geeigneter Kräfte, welche sich für die zu erforschenden Fragen interessiren und welche auch gesonnen sind, mitzuarbeiten.

4. Herr Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach erstattet als Obmann des Comités zur Erforschung der physischen Verhältnisse der Völker unserer Monarchie Bericht über die stattgefundene Constituirung derselben. Die Körpermessungen werden vorläufig nur bei den dem Militärstande Angehörigen vorgenommen, und wird die Versendung geeigneter Mess-Schemas bereits vorbereitet. Durch die unermüdliche Thätigkeit des Herrn Hauptmannes Himmel wurden die Messungen an 500 Mann in der Bukowina (100 Juden, 200 Rumänen, 200 Ruthenen) bereits durchgeführt. An diese vollkommen vertrauenswürdigen Messungen sollen sich jene durch das obgenannte Comité zu veranlassenden weiteren Arbeiten anschliessen.

Monats-Versammlung am 8. Mai 1888.

Vorsitzender: Herr Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach.

1. Vorlesungen über

Urgeschichte an der Universität Graz.

Das urgeschichtliche Fach war bisher an keiner österreichischen Universität vertreten. Nunmehr hat unser Mitglied Dr. Rudolf Hoernes, Professor der Geologie und Paläontologie in Graz, mit einem gutbesuchten Collegium über „Urgeschichte des Menschen" in dieser Richtung einen Anfang gemacht. Nach einer gefälligen Mittheilung des Genannten berücksichtigt derselbe insbesondere die älteren Epochen, weil er sich hinsichtlich derselben mehr competent weiss, als bezüglich der jüngeren Zeiträume, welche er dem Archäologen zur ausschlaggebenden Begutachtung überlassen will. Er beabsichtigt daher, sich über Hallstatt, La-Tène, Hissarlik etc. weniger umfänglich auszusprechen, als über die Funde in den Höhlen und im Löss, welche die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den pleistocänen Thieren beweisen.

Prof. R. Hoernes theilt den Stoff in zwei Partien von ungleicher Länge, indem er zunächst die Realien ausführlicher bespricht und darauf einen kurzen geschichtlichen Ueberblick folgen lässt. Erörtert wurden bis jetzt (Anfang Juni): Stein, Steinwerkzeuge, Geräthe und Waffen aus Horn und Knochen, Thongeräthe, Metallerzeugnisse, Eisen, Bronze; es bleiben noch zu erledigen: Kleidung, Gewebe, Nahrungsmittel, Wohnstätten, Gräber und die Reste des Menschen selbst. Da bei dieser Vorführung der Realien fast alle wichtigeren Fundstellen besprochen werden können, darf die am Schlusse zu gebende, zusammenfassende Darstellung recht kurz sein, zumal die jüngeren Epochen, wie erwähnt, nicht eingehender behandelt werden. Prof. Hoernes erläutert seine Vorträge durch Demonstrationen, indem er Jedem seiner Hörer eine Anzahl auf sehr einfachem Wege hergestellter Blätter (Copien nach den wichtigsten Funden) in die Hand gibt, was den doppelten Vortheil hat, dass das umständliche Zeichnen an der Tafel entfällt und die Theilnehmer im Laufe des Semesters einen kleinen urgeschichtlichen Atlas zusammen bekommen.

2. Herr Professor Dr. J. N. Woldřich bespricht

Neue Funde aus Jinonic, Gross-Lipno und Ploscha in Böhmen.

Dieselben wurden an Se. Durchlaucht den Fürsten Adolph zu Schwarzenberg eingesendet. Das regste Interesse erweckt zunächst ein grosser Steinhammer von der Form der bekannten amerikanischen Steinbeile. Dieses schwere, seltene Exemplar wurde in einer neolithischen Ansiedlung bei Jinonic, Gerichtsbezirk Smichov, in Böhmen gefunden. Unterhalb seines Kopfes befindet sich eine tiefe eingeschliffene Einschnürung zur Befestigung der zweifelsohne gespaltenen Handhabe; die Schneide ist scharf zugeschliffen und breiter als der Kopf; die vordere Schmalseite ist convex, die hintere flach und eben zugeschliffen (sog. Halbbeil). Bemerkenswerth erscheint es, dass fast gleichzeitig von der kais. Gutsverwaltung in Prag ein nahezu gleiches, ebenso grosses Exemplar, das am Gute Kácov bei Tachlovic im Gerichtsbezirke Unhošt, also in derselben Gegend gefunden, an das Hofmuseum in Wien eingesendet wurde; die hintere Schmalseite desselben ist jedoch nicht so stark flach zugeschliffen; beide Exemplare dürften als Streitäxte anzusehen sein.

Weiters ist ein grosser Steinhammer bemerkenswerth, der in Gross-Lipno bei Laun mit mehreren anderen Steinartefacten gefunden wurde. Derselbe hat die Form eines Bügeleisens mit rundem Schaftloch und gleicht einem ebenso grossen, schweren Exemplare, das der Vortragende aus der neolithischen Ansiedlung Krp bei Řepin (Melnik) beschrieben (Beiträge zur Urgesch. Böhmens, III. Th., Mitth. der Anthrop. Ges. Wien 1886, Bd. XVI, Fig. 22). Diese Exemplare dürften ebenfalls als Streit- oder Richtäxte (böhmisch: mlat) angesehen werden.

Bei Ploscha, aus welcher Gegend der Vortragende schon vor 15 Jahren Bronzereste und andere Funde beschrieb, wurden neben anderen Bronzeobjecten 9 Metallspangen verschiedener Grösse, wie es scheint aus reinem Kupfer, gefunden. Dieselben sind theils elliptisch, theils kreisrund geformt, nach Art der bekannten Kesselspangen; die Enden sind flach zugeschlagen und S-förmig umgebogen. Nur die kreisförmigen Exemplare könnten Halsringe gewesen sein, wahrscheinlicher ist es aber, dass dieselben Bestandtheile eines Panzers oder ein Pferdegehänge repräsentiren. Zwei ganz gleiche Stücke erwarb der Vortragende vor mehreren Jahren aus derselben Gegend, aus welcher auch ein Halsring seiner Sammlung stammt, der jedoch verdickte Enden zeigt. Ausführlich wird der Vortragende diese und alle anderen dazugehörigen Funde im IV. Theile seiner „Beiträge etc." in unseren Mittheilungen demnächst beschreiben.

3. Herr Hofrath Professor Th. Meynert spricht

Ueber die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel am Lebenden.

Für ethnographische Schädelmessungen am Lebenden müssen krankhafte Schädelformen sorgfältig ausgeschieden werden. Ohnehin wurde der Denkfehler öfter begangen, pathologische Formen anthropologisch erklären zu wollen, wie Vogt es mit den Mikrocephalen versuchte, und neuestens Kupffer bei Beurtheilung des rhachytischen Schädels von Kant, welcher in Uebereinstimmung mit einer rhachytischen Wirbelsäule links asymmetrisch ausgebaucht war, wodurch sich für Kupffer das Rednertalent auszusprechen schien. Umgekehrt wurde unlängst von einem klinischen Arzte in Wien eine physiologische Brachycephalie bei einer Blinden pathologisch auf Fehlen der Hinterhauptlappen ausgelegt (!!), weil diese mit den Sehfunctionen zusammenhängen.

Das Hauptverdienst um die Kenntniss der pathologischen Schädelformen gebührt Virchow, welcher diese Lehre begründet und in der Hauptsache zum Abschluss gebracht habe.

Indem das Flächenwachsthum der Schädelknochen nur an den Nahträndern stattfindet, und dabei die Durchmesser der Schädelknochen von den senkrecht auf sie verlaufenden Nähten aus zunehmen, bedingt die Synostose der queren Kronnaht *C* Verkürzung und Synostose der Längsnaht *S* Verschmälerung des Schädels. Weil aber alle Durchmesser krumme Linien sind, bedingt deren Verkürzung zugleich Abflachung der betreffenden Schädelgegend. Das Wachsthum des Gehirns dehnt dagegen die unverschlossenen Nähte aus, erzwingt längs derselben zur Compensation des Schädelraumes die Durchmesser verlängerndes und die Wölbung vermehrendes Wachsthum anderer Schädelknochen, der Pfeilnaht nach andern Richtungen hin, als den durch Synostose im Wachsthum gehemmten. Am meisten gibt aber der zur Geburtszeit noch häutige oberste Theil des Schädeldaches, die Stirnfontanelle *X*, behufs compensatorischer Auswölbung nach.

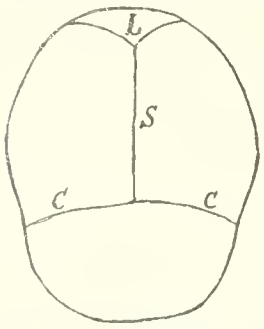


Fig. 14. Schädelwölbung eines Erwachsenen.

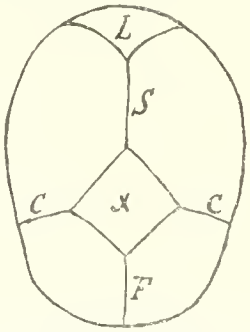


Fig. 15. Schädelwölbung eines Neugeborenen.

Bezüglich der Synostose der Kronnaht betont der Vortragende, dass die halbseitige Synostose der Kronnaht der Plagiocephalen dem Auge durch meist linksseitiges Zurückweichen der Stirne und Wölbung der entgegengesetzten Seite kenntlich, die mittlere Synostose der Kranznaht aber am ehesten durch Stirnflachheit und eine kugelförmige Wölbung des Hinterhauptes wahrscheinlich werde, jedoch von nicht synostotischen Stirnflachschädeln sich nicht unterscheiden lasse.

Eine Betrachtung und Messung von synostotischen Schädeln, die sich in Museen finden, ergebe, dass viele dieser Synostosen während des Lebens wohl nicht kenntlich gewesen sein konnten, da ja die Zeit des Eintrittes einer Synostosirung von bedeutendem Einflusse auf die Schädelgestaltung sein müsse. Andererseits sei aber auch abnorme Kürze und Länge des Schädels den ethnographischen Extremen gegenüber nur innerhalb gewisser Stammesgrenzen durch Messung erkennbar.

Der Vortragende erwähnt diesbezüglich den nicht synostotischen scaphocephalen Schädel der Neger, den brachycephalen Schädel der Südslaven, dessen Extreme der Oxycephalie sich nähern können. Auch bezüglich der Engländer und Skandinavier sei an eine hohe Dolichocephalie zu denken.

Von diesen ethnographischen Schädeln abgesehen, könne man aber durch gewisse Combinationen von Messresultaten bei groben Formveränderungen die folgenden abnormen Schädelformen als durch prämature Nahtsynostosen verursacht, diagnosticiren.

1. Die seitliche Kronnaht und hintere Pfeilnahtsynostose, Oxycephalie, Spitzkopf, Thurmkopf.

Dass diese Combination von Synostosen häufig ist, liegt nahe, weil frühzeitig wegen Bestehen der Stirnfontanelle noch gar kein mittlerer Theil der Kronnaht und kein vorderer Theil der Pfeilnaht besteht.

Die charakteristischen Merkmale für diese Form seien:

a) Den Nanocephalen entsprechender Horizontalumfang, meistens um die unbestimmte Grenze von 490 mm für Männer, 475 mm für Frauen schwankend.

b) Brachycephaler, orthocephaler oder dolichocephaler Breitenindex, derselbe müsse aber nothwendig vom Höhenindex übertroffen werden. Am Lebenden messe man die Höhe vom äusseren Gehörgang bis zur Scheitelhöhe.

c) Der Höhenindex entspreche seiner Zahl nach der einer Brachycephalie, da er der Ausdruck der absoluten Höhe des Schädels sei, also sei er wenig unter oder über 83.

d) Der Augapfel liegt nach Zuckerkandl ganz vorne in der Orbitalrandebene, wegen der vorderen Verkürzung des Schädels, Flachauge.

2. Die vollständige Pfeilnahtsynostose, pathologische Dolichocephalie, Scaphocephalie.

Die charakteristischen Merkmale für dieselbe seien:

a) Ein Horizontalumfang, der nicht unter dem Normalen stehe, auch kephalon sein könne.

b) Ein den Breitenindex an Grösse übertreffender Höhenindex.

c) Der Höhenindex entspreche seiner Zahl nach nie der einer Brachycephalie, da er nur relativer Ausdruck der dolichocephalen Schmalheit und nicht Resultat absoluter Höhe sei.

d) Der Bulbus liege abnorm tief, wegen der Compensation des Schädelraumes (incl. der Orbita) durch die Länge, Tiefauge.

3. Die hintere Pfeilnahtsynostose mit Höhencompensation in der Fontanellgegend der Keilkopf, die Sphenocephalie. Hier liegt durch Compensation der Schmalheit in die Länge und in der Fontanellgegend in die Höhe zugleich Dolichocephalie und Hypsicephalie vor, doch kann dies auch bei Oxycephalie vorkommen.

Der Unterschied von Oxycephalie liege im vorhandenen dolichocephalen Tiefauge, indess der Oxycephale flachäugig ist.

4. Herr **Richard Kulka** hält einen Vortrag:

Vorgeschichtliche Fundplätze in Oesterreichisch-Schlesien.

Derselbe wird in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

5. Geschenke für die Bibliothek:

Baumann, Dr. Oscar: Eine afrikanische Tropen-Insel. Fernando Pó und die Bube. Wien und Olmütz 1888. 150 p. 1 Karte. 8°. (Rec.-Exp.)

Cels Alph.: Essai d'une classification des instruments quaternaires en silex et considérations préliminaires sur l'existence de l'homme a l'époque tertiaire dans les environs de Spiennes. Extr. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles Tome VI. 1887—1888. 8°. (ded. Aut.)

Brinton Daniel G.: On the Chane-Abal (Four Language) tribe and dialect of Chiapas. From the American Anthropologist for January, 1888. 77—96 p. 8°. (ded. Aut.)

Publicationen der Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn, redigirt und herausgegeben von Prof. Dr. A. Herrmann. III. Südslavisches, Sveta nedjelica von Dr. Fr. S Krauss. Das Lied von Gusinje von Johann v. Asbóth, Beiträge zum Vampyr-Glauben der Serben von Ludwig v. Thallóczy. Budapest 1888 8°. (ded. Dr. Krauss.)

Tolmie W. Fraser und Dawson George M.: Comparative vocabularies of the Indian tribes of British Columbia with a map illustrating distribution. Geological and natural history Survey of Canada. Montreal 1884. 127 p. 8°. (ded. Aut.)

Schaaffhausen Hermann: Die Physiognomik. Separat-Abdruck a. d. „Archiv für Anthropologie" XVII. Bd. 4. Heft. 309—338 p. 4°. (ded. Aut.)

Holle K. F.: Schets-Taalkaart van Sumatra Schaal 1 : 200.000. 1887. (ded. Aut.)

Weber Fr.: Die Besiedlung des Alpengebietes zwischen Inn und Lech und des Innthales in vorgeschichtlicher Zeit. Sep.-Abdr. aus den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. 15 p. und 1 Karte. (ded. Aut.)

Gatschet Alb. S.: Ethnologie notes. From the American Antiquarian, November 1887. 2 p. 8°. (ded. Aut.)

Prag: Geschäftsbericht, welcher in der General-Versammlung der Gesellschaft des Museums für das Königreich Böhmen am 22. Jänner 1888 vorgelegt wurde. Prag 1888. 45 p. 8°. (ded. Museum des Königreichs Böhmen.)

Hale Horatio: Race and language. Reprint from „the popular Science monthly". January 1888. 340—351 p. (ded. Aut.)

P. V. Dr.: Zur historischen Topographie des oberen Gailthales. Sep.-Abdr. aus der „Carinthia" Nr. 1 und 2, 1888. 7 p. (ded. Aut.)

Nehring: Ueber die Form der unteren Eckzähne bei den Wildschweinen, sowie über das sogenannte Torfschwein. Sitzungsbericht der Gesellschaft naturforsch. Freunde in Berlin. 21. Febr. 1888. Nr. 2, 1888. 9—16 p. (ded. Aut)

Campi L.: Di alcune spade di Bronzo trovate nel Veneto, nel Trentino e nel Tirolo. Parma 1888. 21—35 p. und 1 Taf. (ded. Aut.)

Chantre Ernest: Recherches anthropologiques dans le Caucase. 5. Bde. Lyon und Paris 1885—87.

Lyon: Archives du Museum d'histoire naturelle de Lyon 1887. Tome 4me. (ded. Museum d'histoire nat.)

Schmeltz J. D. E.: III. Nachträge zu: J. D. E. Schmeltz und Dr. R. Krause: die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museums Godeffroy. Sep.-Abdr aus „Internationales Archiv für Ethnographie Bd. 1. 1888. 8 p. 4°. (ded. Schmeltz.)

Coy Fr. Mc.: Prodromus of the Zoology of Victoria or figures and descriptions of the living species of all classes of the Victorian Indigenous animals. Natural history of Victoria. Melbourne. Decade I—XIV. 8°. (ded. Mc. Coy.)

Siret H. und V. Jacques.: Compte rendu de la Visite des Collections préhistoriques de M. M. H. et Siret. Ext. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome VI. 1887—1888. 40 p. 8°. (ded. Aut.)

Jacques Dr. Victor: Sur la façon d'étudier une Série de Cranes d'après M. Topinard. Ext. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome VI 1887. 1888. 12 p. 8°. (ded. Aut.)

Marchesetti Dr. Carlo: La Necropoli di S. Lucia presso Tolmino. Trieste 1886 73 p. 10 Tafeln 8°. (ded. Aut.)

Undset Dr. Ingvald: Norske jordfundne oldsager i Nordiska Museet i Stockholm. Sep.-Abdr. aus Christiania Videnskabs Selskabs-Forhandlinger 1888. Nr. 2. 42 p. und 1 Taf. 8° (ded. Aut.)

Undset Dr. Ingvald: Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden. 114 p. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Fraipont Julien: Le Tibia dans la Race de Néanderthal. Étude comparative de l'incurvation de la tête du Tibia, dans ses rapports avec la station verticale chez l'homme et les anthropoïdes. Extr. de la Revue d'Anthropologie du mois de mars 1888. Paris 1888. 16 p. 8°. (ded. Aut.)

Hölder Dr. v.: Ueber die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Verbrecher. Vortrag, gehalten am 17. März 1888 in der Versammlung der anthropologischen Gesellschaft in Stuttgart. Sonderabdruck aus dem Staats-Anzeiger für Württemberg. 16 p. 8°. (ded. Aut.)

Penka K.: Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nordeuropa und die Frage nach der Heimat der Arier. Sep.-Abdr. aus „Globus" Bd. 53. Nr. 13. 6 p. 4° (ded. Aut.)

Wollemann D.: Gliederung und Fauna der Diluvialablagerungen im Dorfe Thiede bei Braunschweig. Sep.-Abdr. aus den Sitzungsberichten der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn. Sitzung 14 November 1887. 260—268 p. (ded. Aut.)

Bock Carl: Reis in Oost- en Zuid-Borneo van Koetei naar Banjermassin ondernomen op last der Indische Regeering in 1879 en 1880. Uitgegeven door het Koninklijk Instituut voor de Taal- Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië. 2. Gedeelte S'Gravenhage 1887. 65—129 p. + LXXI. (ded. Aut.)

Campi Luigi de: I Campi neri presso Cles nell' anaunia Memoria di Luigi de Campi. Rovereto 1888 30 p. und 1 Tafel 8°. (ded. Aut.)

Dorpat: Die Feier des 50jährigen Bestehens der gelehrten Estnischen Gesellschaft bei der kaiserl. Universität zu Dorpat am 18. (30.) Januar 1888. Sonderabdruck aus den Sitzungsber. d. Gelehrten Estnischen Gesellschaft. Dorpat. 1888. 73 p. 8°. (ded Estnische Gesellschaft.)

Makowsky Alex.: Der Löss von Brünn und seine Einschlüsse an diluvialen Thieren und Menschen. Mit 7 Tafeln. Sonderabdruck a. d. XXVI. Bd. der Verhandlung des naturforsch. Vereines in Brünn. 39 p. und VII Tafeln. (ded. Aut.)

Topinard P.: Les dernières étapes de la Généalogie de l'homme (Leçon du 21 mars 1881). Extr. de la Revue d'Anthropologie du mois de mai 1888. Paris 1888. 40 p. 8°. (ded. Aut.)

Pilling James Constantine: Bibliography of the Eskimo Language. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology Washington 1887. 116 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Pilling James Constantine: Bibliography of the Siouan Languages. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887 87 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Henshaw Henry W.: Perforated stones from Californian. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 34 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Holmes William H.: The use of gold and other metals among the ancient inhabitants of Chiriqui, Isthmus of Darien. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 27 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Cyrus Thomas: Work in mound exploration of the Bureau of Ethnology. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 15 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Pichler Dr. Fr.: Grabstätten-Karte der Steiermark. 1887 bis 1888. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiermit der wärmste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Verzeichniss

der **Institute und Vereine**, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in **Schriftenaustausch** steht.

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— : Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Aardrijkskundig Genootschap.
Augsburg: Museumsverein für vorgeschichtliche Alterthümer.
Basel: Evangelische Missions-Gesellschaft.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Berlin: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
— : Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
Bombay: Anthropological Society.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: Journal of American Folk-lore.
Braunschweig: „Globus".
Bregenz: Vorarlberger Museumsverein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Brisbane: Royal Society of Queensland.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— : Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— : Société d'Anthropologie.
Budapest: Ungarisches National-Museum.
— : Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn.
Bukarest: Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Cambridge: Archaeological Institut of America.
Chicago: American Antiquarian and Oriental Journal.
Christiania: Archiv for Mathematik og Naturvidenskab.
— : Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers Bevaring.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Davenport: Academy of natural sciences.
Demerara: Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Frankfurt a. d. O.: Societatum litterae.
Genf: Société de Géographie.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut vor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
Halle a. d. S.: Kaiserl. Leopold. Carol. Akademie.
Helsingfors: Finska Videnskabs Societeten.
Innsbruck: „Ferdinandeum".
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— : Geschichtsverein für Kärnten.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— : Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
— : Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
London: Royal Society.
— : Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
— : The Archaeological Review.
Lüttich: Institut archéologique Liégeois.
Lyon: Société d'Anthropologie.
— : Muséum d'histoire naturelle.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— : Società italiana di scienze naturali.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher.
— : „ „ der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
— : Archäologische Gesellschaft.
München: Königl. Akademie der Wissenschaften.
New-York: Science.
Nizza: Société des lettres, sciences et arts des Alpes maritimes.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Parenzo: Società istriana di Archeologia e storia patria.
Paris: Société d'Anthropologie.
— : Revue d'Anthropologie.
— : Revue d'Ethnographie.
— : Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme.
— : Société de Géographie.
— : Redaction der Mélusine.
Philadelphia: American philosophical Society.
— : Academy of natural sciences.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
— : Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— : Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— : Památky archaeologické a mistopisné.
— : Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
— : Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Rio de Janeiro: Archivos do Museu nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— : Società geografica italiana.
— : Bulletino di Paletnologia italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.
Sarajevo: Bosanska Vila.
Schanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.
Sophia: Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
St. Louis: Academy of science.
Stockholm: Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— : Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
St. Petersburg: Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
— : Kaiserl. Geographische Gesellschaft.
Strassburg: Redaction der Antigua.
Stuttgart: Württembergischer Alterthumsverein.
Sydney: Royal Society of New-South-Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der kais. russischen geographischen Gesellschaft.

Tokyo: Anthropological Society.
— : Literature College Imp. University of Japan.
Toronto: Canadian Institute.
Trient: Biblioteca e Museo comunali di Trento.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
Tübingen: Der Naturforscher.
Turin: „Cosmos".
Washington: Smithsonian Institution.
— : United States Geological Survey.
— : Anthropological Society.
Wien: K. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— : K. k. geographische Gesellschaft.
— : K. k. geologische Reichsanstalt.
— : Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— : Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— : Wissenschaftlicher Club.
Worms: Alterthumsverein.
Yokohama: Asitiac Society of Japan.
Zürich: Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Excursion

der Anthropologischen Gesellschaft nach Hippersdorf und Gross-Weikersdorf

zum Besuche verschiedener urgeschichtlicher Fundplätze und Bauwerke, ausgeführt am 17. Juni 1888 unter der Führung des Herrn Ignaz Spöttl.

Bericht von **Dr. Moriz Hoernes.**

Schon während des vorjährigen Ausfluges der Anthropologischen Gesellschaft zu den „Erdställen" von Gösing und Hohenwart übten die „Hausberge" von Hippersdorf und Gross-Weikersdorf, welche den Theilnehmern von unserem kundigen Führer, Herrn Spöttl, unterwegs gezeigt wurden, ihre Anziehungskraft, der wir jedoch erst in diesem Jahre corporativ Folge leisten konnten. In der That bilden diese compacten, oberirdischen Bauwerke mit den sich anschliessenden Fundstellen einen vollkommenen Gegensatz zu den subterranen Lösslabyrinthen, mit welchem sie auf einem Gebiet, oft in der Entfernung von nur wenigen Schritten, vereinigt sind. Räthselhaft sind sie beide. Aber während die letzteren Anlagen den Besucher in den Schooss der Erdrinde hinabführen, leiten die anderen seinen Schritt empor zu freien aussichtsreichen Anhöhen. Jene sind in ihren Grundplänen complicirt; diese können dagegen gar nicht einfacher gedacht werden. Dafür sind jene hinwider äusserst fundarm und daher für unsere Betrachtung schlechthin zeitlos, diese dagegen durch zahlreiche, wenn auch meist nur unscheinbare Ueberreste als Denkmäler einer bestimmten und — soweit die erhaltenen Spuren leiten — schon ziemlich gut erforschten Epoche charakterisirt. Wenn sich daher die Theilnehmer an der vorjährigen Excursion als Förderer und Freunde der Anthropologie im weiteren Sinne betrachten mussten, welchen nihil humani alienum est, wenn es nur von einer bestimmten Eigenart des Menschen zeugt, so sind wir in diesem Jahre oder genauer gesprochen: an diesem Excursionstage speciell als Urgeschichtsforscher aufgetreten, wie dies innerhalb so enger Zeitgrenzen nur in der grössten Nähe unseres Wohnsitzes und unter der Führung eines so bewährten Kenners der bezüglichen Localitäten, wie Herrn Spöttl, möglich war.

Dürfen wir die beiden gegensätzlichen Erscheinungen, von welchen wir eben sprachen, unter einem gemeinsamen anthropologischen Gesichtspunkt zusammenfassen, so ist es vielleicht der: dass die Anwendung gewisser architektonischer Elemente unter günstigen Terrainverhältnissen in der Menschennatur selbst begründet ist. Und ferner: dass diese Elemente einer primitiven Baukunst in der Nachahmung der Natur selbst wurzeln, welche unter noch günstigeren Terrainverhältnissen gewisse Vorbilder schafft und so den unsteten Urmenschen für seine Mission erzieht und vorbereitet. Solche Elemente sind: der Höhlenbau und der künstliche Erdaufwurf. Wir sprechen hier natürlich nicht von einer so weit vorgeschrittenen Erscheinung, wie sie die sog. „Erdställe" zeigen, sondern von dem, was ihrem Baue vorangegangen sein muss und a priori vorausgesetzt werden darf, von der Anlage schützender Unterkünfte. Die heutigen Erdställe sind zum Theile vielleicht nichts anderes, als Vorraths-, eventuell auch Zufluchtsräume, welche man im Hintergrunde oder in Verbindung mit grösseren offenen Wohnräumen, deren deckende Wölbung längst eingestürzt ist, angelegt hat. Diese letzteren aber stehen einer Bevölkerung wohl an, welche in anderen Wohnsitzen den Werth der natürlichen Höhle als Behausung kennen gelernt hat. Und ebenso dürfte es sich mit den sog. „Hausbergen" verhalten.

Auch hinter dieser Erscheinung nackter, symmetrischer, gleichmässig geböschter Hügel, welche von Menschenhänden aufgeschüttet oder wenigstens zugeschnitten wurden, vermuthen wir die Bildkraft der Natur als Lehrmeisterin. Es lässt sich ja wohl denken, dass die neolithische Bevölkerung der Gegenden, in welchen wir heute diese Erdbauten antreffen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Wohnart und ihre religiösen Anschauungen unter einem Himmelsstriche ausgebildet haben, wo solche Kuppen und Terrassen von Natur aus häufiger vorkamen, wo sie aus einem Inventarstück der nächsten Umgebung zu einem Bedürfniss der betreffenden Ansiedlung vorrückten. Wenn diese Ansiedler dann ein neues Gebiet bezogen, war es begreiflich, dass sie nach Punkten aussahen, die ihnen dieselben Bedingungen gewährten, wo sie in gewohnter Weise entweder den Göttern opfern oder nach den Feinden spähen konnten. Auf diese Weise wäre es erklärlich, dass sie den gewählten günstigen Punkten jene Form gaben, die ihnen aus der fernen Heimat her geläufig war, an die sie vielleicht mit ihren Vorstellungen und vermeintlichen Bedürfnissen gebunden waren. So kann man sich die

„Hausberge“ und ihre auffallenden Bildungen entstanden denken, ohne eines bestimmten localen Grundes, der sich ja selten zwanglos ergibt, zu bedürfen.

Ich glaube, es ist im Sinne eines Berichtes wie der gegenwärtige, solchen Ideen, die an anderer Stelle wohl einer umfassenderen Darlegung bedürften, Raum zu geben. Denn hier ist es vielleicht gestattet, das Destillat abzuschöpfen, welches die Zuthat eigener Anschauung zu den emsigen Forschungen Anderer ergibt. Gemeinsame Excursionen werden ja unter Anderem auch zur ungezwungenen Erörterung solcher Fragen veranstaltet.

Der erste Punkt, dem wir von der Station Absdorf aus einen Besuch abstatteten, war das durch zwei stattliche Hausberge inmitten der Ortschaft und mehrere andere Fundstellen in der nächsten Umgebung ausgezeichnete Hippersdorf (Gerichtsbezirk Kirchberg am Wagram). Dieser Ort liegt an der Spitze der Gabelung der Kremser und der Hauptlinie der Franz Josefs-Bahn, in weiterem Kreise umgeben von den prähistorischen Fundorten Zaussenberg, Stockstall, Kirchberg, Thurnthal, Stetteldorf, Gaisruck u. s. w., und bildet mit diesen zusammen gleichsam das südliche Pivot einer sehr bedeutenden Fundlinie, welche sich vom Hochrande des Donaubettes über Gross-Weikersdorf, Röschitz, Roggendorf, Pulkau u. s. w. nach Norden zieht.

Der prähistorische Fundort Hippersdorf hat in der Literatur noch keine Beschreibung aufzuweisen; doch besitzt die Sammlung des k. k. Hofmuseums die Ausbeute einiger früherer Versuchsgrabungen Herrn Szombathy's. Dazu kam nun ausser dem Bilde, welches die Theilnehmer durch Autopsie gewannen, das Ergebniss einiger rasch improvisirter Grabversuche an den Abhängen der beiden Hausberge. An dem kleineren Hausberg war es eine inmitten der senkrechten, hellgelben Lösswand deutlich abgegrenzte, mit dunklerem Schutt gefüllte flaschenförmige Vertiefung, welche zu diesem Unternehmen reizte. Das Ausstechen derselben — eines alten Vorrathsraumes — ergab nebst zahlreichen Säugethierknochen und Gefässfragmenten den Fund eines ganzen 3 cm hohen, 7 cm breiten Thonschälchens. Aus einer Erdwelle (einem alten Schutthaufen?) neben dem grossen Hausberg kamen ebenfalls viele Thierreste und Thonscherben von grösserem, aussen absichtlich geraucht em und kleinerem, feingeglättetem, schwarzem Geschirr zu Tage. Mitten unter dem zerschlagenen, ungedrehten Geschirr lagen aber auch Fragmente alter Drehscheibengefässe, die in der Ackerkrume überall neben jenem vorkommen und eine ziemlich ausgedehnte Ansiedlung in späterer (römischer oder kurznachrömischer) Zeit bezeugen. Von einem Theile der Gesellschaft wurde auch ein ganz in der Nähe liegender Erdstall mit allerdings sehr wenig einladendem Schlupfloche am steil abfallenden Rande eines Weinberges besucht.

In den ersten Nachmittagsstunden führte eine Anzahl bereitstehender Wagen die Theilnehmer im freundlichen Thale des Schmida-Baches nordwärts nach Gross-Weikersdorf, dem reicheren und bekannteren Fundorte, von welchem schon von einer Reihe von Jahren (1873 und 1875) die Grafen Gundaker und Heinrich Wurmbrand in diesen Mittheilungen Bericht erstatteten, und welcher schon zu werthvollen archäologischen und anthropologischen Untersuchungen (Woldřich u. A.) Material geliefert. Die prähistorische Sammlung des Hofmuseums besitzt von demselben nicht nur das, was ihr von älteren Funden mit dem Bestande der Collection der Anthropologischen Gesellschaft zugefallen, sondern auch die von Herrn Szombathy an den Punken *A* (Ziegelei beim Bahnhofe) und *C* (Hohlweg östlich vom Vamberge) jüngst gemachten Funde und nunmehr endlich dasjenige, was einige Herren am letzten Excursions-Sonntage aus einer ziemlich reichen Wohngrube, die man in Italien mit dem Namen fonds di capanna beehren würde, eigenhändig und eifervoll erbeuteten.

Eine an die Lösswand gelehnte Leiter vermittelte die Verbindung des Ausgräbers mit der gangbaren Erdoberfläche, und am Fusse derselben hatte sich der gastfreundliche Herr Bürgermeister von Gross-Weikersdorf mit einer höchst rühmlichen Auslese seines Kellers etablirt, um die unermüdlichen Wühler im Schutte der Vorzeit zu stärken und für den Verlust der Hautfragmente, welche sie sich an den ungewohnten Grabwerkzeugen abrieben, zu entschädigen.

Der Inhalt dieser Grube war aber der aufgewendeten Mühe werth. Vier ganze oder nur wenig defecte Thongefässe konnten aus demselben restaurirt werden; sie erwiesen sich als ganz specifische Typen der an diesem Orte üblichen, keineswegs einförmigen und zum Theil recht geschmackvollen Keramik. Ein besonders werthvolles Stück befand sich unter den zahlreichen Thongefässfragmenten; es gehörte zu einer 7 cm hohen, dickwandigen und grobgeformten gelblichen Schale, welche innen und aussen mit breiten rothen Farbstrichen, die aussen einen eigenthümlichen Zickzack-Mäander bilden, verziert war. Mit weisser und rother Farbe verziert gewesene Schalen kamen ausserdem in mehreren Bruchstücken vor. Die Aufzählung und genauere Beschreibung der übrigen Funde behalten wir einem späteren Berichte vor, da dieser interessanten Localität demnächst eine gründlichere Untersuchung zu Theil werden soll.

Während an diesem Punkte — einem Ziel, wie es für die Zwecke unserer Recognoscirung nicht günstiger gedacht werden konnte — die Stunden verrannen und Alles theils in emsiger Arbeit, theils in gespannter Erwartung um die von zwei Seiten zugleich fallende Erdbedeckung der gedachten Fundschichte versammelt war, wurde von einigen Herren der 10 Minuten weiter südlich dicht an der Strecke der Franz Josefs-Bahn gelegene imposante Tumulus besucht, der auf der Westseite mit einem tiefen Graben versehen ist. Leider musste wegen des plötzlich eingetretenen schlechten Wetters, sowie wegen der vorgerückten Stunde der projectirte Besuch des nördlich von Weikersdorf gelegenen Vamberges (Meisenberg), einer interessanten prähistorischen Fundstelle, unterbleiben. In bester Stimmung und hoch befriedigt von dem Gesehenen wurde dann die Rückfahrt nach Wien angetreten.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. Woldrich.
Redacteur: Franz Heger.

BERICHT

über die

an den Gebeinen Ludwig van Beethoven's gelegentlich der Uebertragung derselben aus dem Währinger Orts-Friedhofe auf den Central-Friedhof der Stadt Wien am 21. Juni 1888 vorgenommene Untersuchung.

[Anhang zu den Sitzungsberichten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Nr. 4—6, 1888.]

Es muss vorerst bemerkt werden, dass behufs dieser Untersuchung nur ein Zeitraum von etwa 20 Minuten zur Verfügung stand und überdies die äusseren Umstände derselben höchst ungünstig waren. Die Untersuchung musste sich daher auf die vorhandenen Theile des Kopfskeletes beschränken. Hinsichtlich der Skeletbestandtheile des Rumpfes und der Gliedmassen sei nur erwähnt, dass sie sich, wie es scheint, in derselben Zahl und Ordnung in dem Sarge vorfanden, in welcher sie bei der ersten Exhumirung im Jahre 1863 laut des damals aufgenommenen Protokolles hineingelegt worden waren, und dass sie dem Anscheine nach seit dieser Zeit keine erhebliche Veränderung erlitten haben.

Von dem Schädel haben wir die folgenden Theile vorgefunden und untersucht:

1. Das gut erhaltene Skelet des Obergesichtes sammt einem grossen Theile des Stirnbeines. Das letztere erscheint etwas oberhalb der Gegend der Stirnhöcker wagrecht abgesägt. Die beiden Oberkieferbeine sind vollkommen erhalten, von den Nasenbeinen sind die untersten Randtheile abgebröckelt. Die Wände beider Augenhöhlen sind bis auf kleine Lücken in den Papierplatten des Siebbeines, in den Thränenbeinen und an dem Dache der linken Augenhöhle vollkommen erhalten. Von den beiden Jochbeinen fehlen nur kleine Theile des Schläfefortsatzes, von dem harten Gaumen kleine Theile des hinteren Randes.

Ausserdem haften an diesem Schädelstücke der angebrochene Körper des Keilbeines, die kleinen Flügel desselben, Theile der grossen und absteigenden Flügel und endlich die vorderen Antheile der Schläfebeinschuppe. Von der letzteren ist insbesondere auf der linken Seite noch ein Theil des Kiefergelenkshöckers vorhanden.

Von Zähnen enthält der Oberkiefer rechts den Eckzahn und den zweiten Backenzahn, links den inneren Schneidezahn, den Eckzahn, beide Backenzähne und die zwei vorderen Mahlzähne. Die Fächer der fehlenden Schneidezähne sind wohlerhalten.

2. Den Unterkiefer in unversehrtem Zustande, mit den sämmtlichen Zähnen versehen, mit Ausnahme des rechten Weisheitszahnes und des linken zweiten Mahlzahnes.

3. Das Hinterhauptsbein mit beiderseits anhaftenden Resten des Warzentheiles des Schläfebeines und der Scheitelbeine. Es fehlt davon der Grundtheil und die Spitze der Schuppe.

4. Den vorderen Theil des Schädeldaches, bestehend aus dem oberen, abgesägten Theil der Stirnbeinschuppe und aus der vorderen Hälfte der beiden Scheitelbeine.

5. Zwei Stücke von dem hinteren Theil des Schädeldaches (d. i. der Scheitelbeine), von welchen das eine, etwas grössere, auch die Spitze der Hinterhauptsschuppe erkennen lässt.

Ob sich ausserdem noch einzelne, ganz kleine Bruchstücke des Schädels in dem Sarge befanden, konnte wegen der Kürze der uns zugemessenen Zeit nicht festgestellt werden.

Zu Messungen eigneten sich nur die unter 1. und 2. verzeichneten Theile des Gesichtsskeletes. Die Ergebnisse derselben sind in der nachstehenden Tabelle zusammengestellt und daneben vergleichsweise die entsprechenden, an einem im Jahre 1863 angefertigten, in dem anatomischen Museum befindlichen Gypsabgusse des Beethoven'schen Schädels abgenommenen Maasse hingesetzt.

Maasse in Millimetern.		am Knochen	am Gypsabguss
Kleinste Stirnbreite		107	109
Gesichtsbreite (zwischen den untersten Punkten der Sut. zyg. max.) [1]		109	105
Jochbreite [2]		129	137
Interorbitalbreite		28	28
Ganze Gesichtshöhe		110	114
Obergesichtshöhe		64	67
Nasenhöhe		49·2	47·5
Abstand des unteren Alveolarrandes von der Wurzel der Spina nasalis		14	15
Grösste Breite der Nasenöffnung		26·5	26·3
„ „ des Augenhöhleneinganges	rechts	43	44
„ Höhe „ „ „	rechts	36	36
„ Breite „ „ „	links	41	40
„ Höhe „ „ „	links	36	36
Aeussere Oberkieferbreite (an den zwei Backenzähnen)		58	59
Aeussere Unterkieferbreite (an d. Köpfchen)		121	121
„ „ (an d. Winkeln)		99	100

[1] An dem Gypsabgusse lassen sich diese Punkte nur schätzungsweise ermitteln.

[2] An dem Gypsabguss fällt die Jochbreite in das hintere Viertel des Jochbogens, welches offenbar zum Zwecke der Abformung künstlich, aber nicht ganz richtig ergänzt worden war. Nimmt man dieses Maass an dem Abguss dort, wo wir es an dem Knochen genommen haben, d. i. in der senkrechten Verlängerung des hinteren Randes des Stirnfortsatzes des Jochbeines, so stimmen beide gut überein.

Hinsichtlich der Formverhältnisse und der sonstigen Beschaffenheit des Gesichtsskeletes ist noch Folgendes hervorzuheben.

Oberhalb der tief eingesunkenen Nasenwurzel wölben sich die stark ausgebildeten, in der Mitte zusammenfliessenden Augenbrauenbogen derart vor, dass eine Glabella eigentlich nicht vorhanden ist. Ueber denselben erhebt sich die Stirnbeinschuppe, ohne Andeutung von Stirnhöckern, flach und auffallend nach hinten geneigt.

Die äussere compacte Tafel der Stirnbeinschuppe ist zwar stellenweise an der Oberfläche etwas abgeschilfert, aber allenthalben sicher nachweisbar. Die Diploë ist reichlich ausgebildet. Die Stirnbeinschuppe besitzt oberhalb der Gegend der Stirnhöcker die erhebliche Dicke von 7·5 mm auf der linken und von 7·0 mm auf der rechten Seite. Andeutungen einer Stirnnaht sind nicht vorhanden.

Die Augenhöhlen-Eingänge erheben sich hinsichtlich ihrer Ausmaasse etwas über die gewöhnliche Grösse und lassen eine höchst auffallende Assymmetrie ihrer Umrisse erkennen.

Der Eingang der linken Augenhöhle zeigt einen nahezu geradlinigen und wagrechten oberen Rand, der winklig in den lateralen und medialen Rand übergeht: ebenso erscheint eine ziemlich scharfe Abknickung zwischen dem lateralen und unteren Rande, während der mediale Rand schräg nach ab- und auswärts geneigt, ohne scharfe Grenze mit dem unteren Rand zusammenfliesst. Im Ganzen erscheint daher der linke Augenhöhleneingang eckig, sein grösster Höhendurchmesser liegt senkrecht, der grösste Breitendurchmesser wagrecht.

Der Eingang der rechten Augenhöhle ist in Folge grösserer Ausbauchung des Jochbeinrandes breiter, sein längster Durchmesser ist von aussen unten nach innen oben (gegen die Foveola trochlearis), der grösste Höhendurchmesser senkrecht zu dem ersteren gerichtet. Der untere Rand (sowie der ganze Boden der Augenhöhle) ist stark nach aussen und unten geneigt. Der Uebergang des lateralen in den oberen und unteren Rand erfolgt in flachem Bogen. Der rechte Augenhöhleneingang erscheint daher auffallend schief gestellt, sein Umriss länglich gerundet.

Höchst bemerkenswerth sind die Formverhältnisse des Alveolartheiles des Oberkiefers. Der Zwischenkieferantheil desselben ist in Folge des beträchtlichen Vortretens der Juga alveolaria der beiden Eckzähne in frontaler Richtung abgeflacht, ungewöhnlich kurz und sehr stark nach vorne geneigt. In demselben Maasse tritt der starke mittere Schneidezahn schief hervor. Der Grad der Neigung konnte am Knochen selbst nicht näher bestimmt werden. Der vordere untere Nasenstachel ist mächtig entwickelt. Fossae praenasales sind nicht vorhanden.

Im unmittelbaren Zusammenhang mit der Schiefstellung des vorderen Antheiles des Alveolarfortsatzes steht die völlige Abflachung des harten Gaumens in der sagittalen Richtung. Aber auch in der queren Richtung erscheint derselbe trotz der wohlerhaltenen Fächer für die Backen- und Mahlzähne nur wenig gewölbt.

Der Unterkiefer weist im Verhältniss zum Obergesicht kleine Dimensionen auf; sein Alveolartheil und entsprechend dem auch die Schneidezähne sind erheblich nach vorne geneigt. Der Kinntheil zeigt an dem unteren Rande eine leichte Einsenkung, der linke Kronenfortsatz eine kleine accessorische Spitze.

Im Uebrigen ist noch Folgendes zu bemerken.

Die Innenflächen der vorhandenen Bruchstücke der Schädelkapsel zeigen nur sehr mässig ausgebildete Juga cerebralia. Dies gilt insbesondere auch von dem Augenhöhlenfortsatze des Stirnbeines und von dem grossen Keilbeinflügel. Von dem letzteren haftet an dem unter 1 bezeichneten Schädelantheil so viel, dass auch die Beschaffenheit der mittleren Schädelgrube einigermassen beurtheilt werden kann.

Dieselbe erscheint keineswegs besonders tief, sondern vielmehr ganz auffallend seicht und flach.

Die Siebplatte des Siebbeines ist zwischen den Augenhöhlenfortsätzen des Stirnbeines tief eingesenkt, d. h. die Innenflächen der letzteren fallen gegen die Incisura ethmoidalis beiderseits steil ab.

Die Hinterhauptsschuppe ist in der queren Richtung kreisbogenförmig (nicht parabolisch) gekrümmt und lässt auf keine sehr erhebliche Ausladung des Hinterkopfes schliessen.

An dem unter 4 bezeichneten Theile des Schädeldaches tritt die Abflachung der Stirnbeinschuppe besonders auffallend hervor. Der Sägerand derselben fügt sich allenthalben gut an den entsprechenden des unteren Antheiles der Stirnbeinschuppe an.

An diesen und an den übrigen Bruchstücken sind die Nähte an der Aussenfläche allenthalben deutlich zu erkennen, wenngleich sie streckenweise durch senile Verschmelzung unterbrochen sind. An der Innenfläche der Schädelknochen fehlt hingegen jede Andeutung der Nähte. Dies konnte namentlich festgestellt werden hinsichtlich der Kranznaht, Pfeilnaht und Lambdanaht, der Warzennähte, der Sutura spheno-parietalis, sphenofrontalis und spheno-temporalis. Auch die Nahtverbindungen der Gesichtsknochen sind nur stellenweise verwischt, zum grösseren Theile wohl erhalten.

Aus den vorstehenden Befunden können die folgenden Schlussfolgerungen gezogen werden:

1. Der von dem Bildhauer Alois Wittmann im Jahre 1863 angefertigte Gypsabguss des Beethoven'schen Schädels ist hinsichtlich des Gesichtsantheiles vollkommen genau und kann als durchaus verlässliche Grundlage für weitere Untersuchungen des letzteren dienen. Dies ergibt sich aus der guten Uebereinstimmung aller wesentlichen Maasse (vgl. die obige Tabelle) und aller besonderen, durch unmittelbare Anschauung wahrnehmbaren Formeigenthümlichkeiten des Gesichtsschädels zwischen Original und Abguss. Der gute Erhaltungszustand und der unversehrte Zusammenhang aller Theile desselben machte eben eine gute Abformung leicht möglich.

Hingegen können bezüglich der Richtigkeit der Formverhältnisse an dem Hirnschädel, insbesondere was die Verhältnisse der Länge, Breite und Höhe desselben und die Gestaltung der Hinterhauptsgegend betrifft, gegründete Bedenken gegen den Gypsabguss erhoben werden. Der Zerfall der Hirnkapsel in mehrere, mit ihren Rändern nicht mehr zusammenpassende Bruchstücke und die vollständige Unterbrechung des Zusammenhanges in der Ohrgegend und an der Schädelbasis in Folge des Mangels grösserer Knochentheile lässt es geradezu als unmöglich erscheinen, dass die Gesammtform des Schädels zum Zwecke der Abformung mit einiger Verlässlichkeit wiederhergestellt werden konnte, wobei zu betonen ist, dass der Zustand der Schädelknochen laut der vorliegenden protokollarischen Aufzeichnungen im Jahre 1863 kein besserer gewesen ist wie gegenwärtig.

Was aber der Gypsabguss entschieden richtig wiedergibt, ist die hochgradige Abflachung der ganzen Stirngegend bis hinauf an den Scheitel, welche an den vorhandenen Schädelresten ganz untrüglich zu erkennen ist.

2. Gegen die Echtheit der in dem Sarge befindlichen Schädelbruchstücke können gegründete Einwendungen nicht vorgebracht werden. Sie tragen die unverkennbaren Spuren der laut Berichten von Zeitgenossen durch Prof. Wagner an der Leiche Beethoven's vorgenommenen Section und stimmen hinsichtlich ihres Erhaltungszustandes mit den übrigen vorhandenen Skelettheilen völlig überein.

3. Es ist eine unumstössliche Thatsache, dass der Schädel Beethoven's unseren Vorstellungen von Schönheit und Ebenmaass keineswegs entspricht. Die mitunter geradezu rührenden Versuche, daran zu mäkeln und zu deuteln, entbehren jeder thatsächlichen Grundlage.

Die hochgradige Schieflage der Stirne kann weder auf vorzeitige Nahtverschmelzungen, noch auch auf postmortale Veränderung der Knochenform zurückgeführt werden. Wie oben erwähnt, zeigen zwar alle Schädelnähte Spuren seniler Synostose, wie das dem vorgeschrittenen Alter des grossen Tonkünstlers entspricht; sie sind aber sämmtlich mit ihren grösseren Antheilen noch deutlich erkennbar. Die Merkmale, durch welche sich die senile von der vorzeitigen Nahtverschmelzung unterscheidet (vgl. Welcker, Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels, 1862, S. 15), sind so gut, dass die Beurtheilung derselben als eine hinreichend sichere betrachtet werden darf.

Ebensowenig geht es an, die Flachheit der Stirne durch Verdrückung der Schädelknochen im Grabe oder durch Zerfall der oberflächlichen Schichten derselben in Folge der Fäulniss erklären zu wollen. Gegen das erstere spricht entschieden der Umstand, dass das abgesägte obere Stück der Stirnbeinschuppe der Form nach genau zu dem unteren, an dem Gesichtsskelet haftenden passt, was ganz unmöglich wäre, wenn die von einander gesondert im Sarge liegenden Stücke durch den Druck der Erde eine namhafte Formveränderung erlitten hätten. Die zweite Annahme ist durch den oben verzeichneten Befund an der Stirnbeinschuppe widerlegt, nach welchem nur eine ganz geringe oberflächliche Abschilferung der äusseren compacten Knochentafel stattgefunden hat und die Dicke der Stirnbeinschuppe an der Sägestelle die sehr erhebliche Ziffer von 7·5, beziehungsweise 7·0 mm aufweist.

Der Schädel Beethoven's fällt weiterhin durch seine hochgradige alveolare Prognathie auf. Da der Grad derselben nicht unmittelbar am Knochen bestimmt werden konnte, es aber doch wünschenswerth erschien, denselben näher bezeichnen zu können, so wurde nachträglich der Gypsabguss zu Hilfe genommen. An diesem beträgt der Winkel, den die Vorderfläche des Alveolarfortsatzes mit der deutschen Horizontalebene [1]) neben der Mittellinie bildet, annähernd 54°. Dadurch wird natürlich die Richtung der Profillinie sehr erheblich beeinflusst. Zur annähernden Bestimmung derselben wurde ebenfalls der Gypsabguss benützt. Die Richtigkeit der angenommenen deutschen Horizontalebene vorausgesetzt, zeigt dieser einen Profilwinkel von 78·5°.

Es ist klar, dass der letztere noch beträchtlich kleiner ausfallen müsste, wenn der Alveolarfortsatz die durchschnittliche Höhe besitzen würde. Die in Anbetracht der Erhaltung sämmtlicher Schneidezahnalveolen aussergewöhnliche Kürze desselben — inwieweit diese auf erfolgten Altersschwund zurückgeführt werden darf, möge dahingestellt bleiben — sowie das starke Vortreten des unteren Nasenstachels, beziehungsweise das damit verbundene Hervortreten der Wurzellinie der Oberlippe dürften hinreichen, um zu erklären, dass die hochgradige Prognathie im Leben nicht so auffallend zur Erscheinung gekommen ist. Der letztgenannte Umstand ist übrigens auch massgebend für die Gestalt des unteren Theiles der äusseren Nase, welcher an der Todtenmaske besonders platt erscheint.

4. Bezüglich des Innenraumes des Schädels und der Beschaffenheit der Innenflächen der Schädelknochen haben wir keinen belangreichen Befund zu verzeichnen. Allerdings konnten wir feststellen, dass die Juga cerebralia und die Impressiones digitatae nur sehr mässig ausgebildet waren. Dasselbe zeigt auch der Gypsabguss der linken Hälfte der vorderen Schädelgrube, welchen Prof. Romeo Seligmann bei Gelegenheit der ersten Exhumirung der sterblichen Reste Beethoven's im Jahre 1863 angefertigt hat und welchen er uns freundlichst zur Verfügung stellte. Dieser Thatsache wollen wir aber keinen besonderen Werth beimessen für den Fall, als man etwa aus derselben Rückschlüsse auf Zahl und Anordnung der Windungen oder wohl gar auf die Tiefe der Furchen der Grosshirn-Oberfläche zu ziehen gedächte. Wenn Prof. Jos. Wagner bei der Section der Leiche Beethoven's die Bemerkung gemacht hat,

[1]) Diese Ebene konnte allerdings nicht mit der erwünschten Genauigkeit erhoben werden, weil der äussere Gehörgang auf beiden Seiten fehlt. Doch lässt sich die Stelle, an welche der obere Rand desselben zu versetzen ist, mit Hilfe der Jochbeine immerhin annähernd bestimmen.

dass die Windungen des Gehirns noch einmal so tief und zahlreicher als gewöhnlich seien [1]), so würde dem nach unserer Ansicht der Befund an der Schädelinnenfläche gewiss nicht widersprechen. Allein bei aller Hochachtung vor dem verdienstvollen Anatomen müssen wir denn doch unsere Ueberzeugung dahin aussprechen, dass man vielfachen Erfahrungen zufolge derartigen Angaben nur ein sehr beschränktes Vertrauen entgegenbringen darf, wenn sie nicht durch directe Maass- und Zahlenangaben gestützt sind, und dass im Besonderen der Ausspruch über die Tiefe der Windungen jedenfalls ein übertriebener ist.

Einen Ausguss der Schädelhöhle anzufertigen oder irgendwelche Anhaltspunkte über die Capacität des Gehirnschädels zu gewinnen, ist bei dem Zustande der Schädelreste ganz unmöglich.

[1]) Vgl. Vortrag Schaaffhausen's in der 16. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte. October 1885, S. 147.

Dr. A. Weisbach. Prof. Dr. C. Toldt. Prof. Dr. Th. Meynert.

BERICHT

über die

an den Gebeinen Franz Schubert's gelegentlich der Uebertragung derselben von dem Währinger Ortsfriedhofe auf den Central-Friedhof der Stadt Wien am 22. September 1888 vorgenommene Untersuchung.

[Zweiter Anhang zu den Sitzungsberichten Nr. 4—6 der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1888.]

(Mit einer Tafel (VII) in Lichtdruck nach Photographien von Prof. Langl.)

Die dankbare Nachwelt, die sich an Schubert's unsterblichen Liedern erfreut, ehrte seine leiblichen Reste durch Beisetzung in einem von der Gemeinde Wien gewidmeten Ehrengrabe am Central-Friedhofe, wodurch der Anthropologischen Gesellschaft die erwünschte Gelegenheit geboten wurde, am Schädel umfassende Messungen von dem Unterzeichneten vornehmen zu lassen.

Es ist unsere angenehme Pflicht, für die bei allen Behörden und dabei betheiligten Corporationen gefundene Bereitwilligkeit hier unsern wärmsten Dank auszusprechen.

Obgleich Schubert's Gebeine, schon im Jahre 1863 exhumirt, in einem verlötheten Metallsarge ruhten, waren die Knochen doch bei der jetzigen Exhumirung am 22. September l. J. ganz morsch, meistens sehr zerfallen und zerstückelt und ausser dem in seinem Aeusseren ziemlich wohl erhaltenen Schädel nur die Oberarm-, Oberschenkel- und Schienbeine unversehrt.

Die Oberarmknochen sind auffällig klein, zart und dünn, die ossa femorum jedoch ziemlich stark, die tibiae ebenfalls dünn, sehr scharfkantig, an ihren Flächen ganz glatt; sie deuten alle auf eine nur geringe Körperlänge.

Am Schädel, dessen Basis äusserst mürbe, fehlen die linke Pyramide und der grösste Theil der Schläfenschuppe, das Dach der Augenhöhlen sammt den angrenzenden Theilen, sowie auch seitliche Partien des Receptaculum cerebelli; die Nasenbeine sind am unteren Ende abgebrochen; alles Uebrige ist wohl erhalten.

Der mässig grosse, sehr regelmässig gestaltete Schädel — Schubert erreichte bekanntlich das Alter von fast vollen 31 Jahren (geboren zu Wien, 31. Jänner 1797, gestorben 19. November 1828) — ist leicht, hat armzackige Nähte und ist die Pfeilnaht sammt den angrenzenden Theilen der Kranz- und Hinterhauptnaht undeutlich.

Obere Ansicht (Fig. 1): sehr regelmässig oval mit breiter Stirne, flachen Schläfen und flachem, breitem Hinterhaupte; die Scheitelbeinhöcker deutlicher als die Stirnhöcker.

Hinterhauptsansicht (Fig. 2): fünfeckig, gerundet, oben und unten fast gleich breit, Hinterhauptsschuppe niedrig, breit, dreieckig, flach, tuberositas ext. sehr deutlich; receptaculum kaum sichtbar.

Untere Ansicht: Receptaculum fast horizontal liegend, sehr breitbogig, flach; for. occip. klein, rundlich; Gaumen breit, kurz, stark vertieft; Zahnfächerfortsatz hoch; Zähne sehr gross, mit breiten, nicht abgeschliffenen Kronen, durchaus intact; es fehlt der rechte obere äussere und der linke innere untere Schneidezahn.

Seitenansicht (Fig. 3): lang, niedrig; Stirne senkrecht, stark gewölbt, glatt (ohne arcus supracil.); Scheitel gewölbt, rückwärts rasch abfallend; Hinterhaupt nicht vortretend, sein Interparietaltheil mit dem Receptaculum an der tuberos. ext. winkelig vereinigt; proc. mastoidei massiv, aber kurz; Gesicht orthognath (Profilwinkel 84°), Nasenbeine weit vortretend, Schneidezähne ganz senkrecht, trotzdem die Alveoli der oberen ein wenig schief gerichtet sind.

Vorderansicht (Fig. 4): Gesicht gross, breit, mit breiter, hoher, stark gewölbter Stirne; zwischen rechtem tub. frontale und der Kranznaht eine flachconvexe, elfenbeinartige, niedrige Exostose; Augenhöhlenöffnungen gross, fast quadratisch, Zahnbeine angedrückt; Nasenwurzel breit, Nasenbeine lang (am unteren Ende leider abgebrochen), schmal, einen scharfen Rücken bildend; apert. pyrif. sehr gross, breit, mit sehr scharfem unterem Rande, jedoch ohne spina nasalis.

Unterkiefer gross, stark, breit, mit breieckigem Kinne, steil aufgerichteten breiten Aesten und sehr ausgeprägten, selbst zackenähnlichen Muskellinien an den Winkeln und Ansatzstellen des Kaumuskels.

Werfen wir einen Blick auf die beigeschlossene Maasstabelle, so sehen wir eine nahezu genaue Uebereinstimmung zwischen den Maassen des Schädels und jenen des im Wiener Universitätsmuseum befindlichen Gypsabgusses, welcher gelegentlich der ersten Exhumirung (1863) von Prof. Wittmann gemacht wurde. Blos die Basis desselben ist dem Originale gar nicht entsprechend; denn das for. occ. magnum, offenbar ganz willkürlich angebracht, liegt viel zu weit hinten, wodurch alle von ihm ausgehenden Maasse vom Originale ungemein verschieden ausfallen müssen, also unbrauchbar sind.

Die wenn auch geringen Abweichungen der grössten Länge und Breite des Gypsabgusses ergeben einen Breitenindex (796), welcher, geringer als der des Originales (808), an die oberste Grenze der Mesocephalie fällt. Sonst sind die Abweichungen vom Originale so gering, dass dieser Abguss als genaues Abbild von Schubert's Schädel — mit Ausnahme der Schädelbasis — gelten kann, dessen Original jetzt leider für immer der Wissenschaft verschlossen bleibt.

Nach unseren Messungen ist Schubert's Schädel mittelgross, brachy- (808) und orthocephal (715), wie-

wohl an der untersten Grenze beider Gruppen stehend, und an der Basis breit.

Sein Vorderhaupt ist niedrig, nur sehr wenig breiter als lang, die Stirne breit.

Das Mittelhaupt zeichnet sich durch sehr lange und breite, also im Ganzen grosse Scheitelbeine aus und überragt das Vorderhaupt bedeutend an Länge, wogegen die Ansatzfläche für den Schläfemuskel (Keilschläfenfläche) nur kurz ist.

Die Hinterhauptsschuppe wieder ist in allen Dimensionen klein, blos das Receptaculum lang und der Abstand der Spitzen der proc. mast. ein bedeutender; ebenso ist auch das for. occ. m. klein.

Bei geringer Höhe finden wir das Gesicht sowohl zwischen den Jochbrücken, als auch oben und ganz besonders zwischen den Unterkieferwinkeln breit, wie auch die Verhältnisse zwischen Jochbreite und Gesichtshöhe (880) einerseits, Jochbreite und Mittelgesichtshöhe (500) anderseits stets für Chamaeprosopie sprechen.

Nach Messung an der Photographie beträgt der Gesichtswinkel 84°, zeigt mithin eine wenn auch nicht hochgradig orthognathe Kieferstellung an.

Die Orbitae sind mesokonch (846), der Gaumen leptostaphylin (745), und merkwürdiger Weise die ansehnlich grosse Nasenöffnung ausgesprochen platyrrhin (560) bei beträchtlicher Breite der Nasenwurzel und sehr geräumigen, hohen Choanen (Index 935).

Der zwischen seinen Winkeln sehr weite Unterkiefer besitzt eine mässige Länge, jedoch grosse Aeste.

Wir wollen nun Schubert's Schädel mit den Ergebnissen unserer Messungen an 36 Schädeln von Deutschösterreichern vergleichen, von welchen die weitaus meisten aus Niederösterreich stammen (26 im Alter der 20er und je 5 in dem 30er und 40er Jahre, dritte Reihe in der Tabelle), an denen freilich die grösste Länge von der Mitte der Glabella ausgeht, also etwas kleiner sein muss, als die nach der Frankfurter Verständigung gemessene.

Schubert's Schädel übertrifft das Mittel des horizontalen Umfanges (519 mm) nicht unbedeutend und finden wir unter den 36 blos 9 mit einem grösseren, 2 mit einem nahezu gleichen, alle übrigen mit einem kleineren Umfange.

Seine Länge (183 mm) und Breite (148 mm) überschreiten ebenfalls die angegebenen Mittelzahlen (179 mm, 146 mm), wogegen seine Höhe (131 mm), wenn auch nur sehr wenig unter das Durchschnittsmaass (132 mm) herabsinkt, weshalb auch der Breiten- (808) und Höhenindex (715), ersterer freilich viel weniger als letzterer, dem allgemeinen Mittel (815 und 737) nachsteht, ohne jedoch in eine andere Kategorie als die der Durchschnittsschädel zu fallen.

Bei der bedeutenden Länge des sagitt. Bogens zwischen Nasenwurzel und tub. occ. ext. (322 mm Schubert, 311 mm Mittelschädel) muss die sagitt. Wölbung des Schädeldaches (1·850, aus dem Verhältnisse der Sehne zum Bogen berechnet), jene des Durchschnittsschädels (1·808) nicht unansehnlich übertreffen, während im Gegentheile bei der grösseren Breite der Schädelbasis (129 mm, Auricularbreite) und nahezu gleicher Länge des Querumfanges Schubert's Schädel in querer Richtung (2·403) flacher gewölbt ist, als der Durchschnittsschädel (2·488).

Schubert's Vorderhaupt ist bei gleicher Höhe und nur sehr wenig geringerer Länge schmäler und in sagittaler Richtung (1·127 Schubert, 1·135 Mittelschädel) flacher gewölbt, als jenes des Durchschnittsschädels, dagegen das Mittelhaupt bezüglich der Scheitelbeine viel länger und breiter, gleichwie auch in sagittaler (1·134 Schubert, 1·126 Mittelschädel) und querer Richtung (1·157 Schubert, 1·145 Mittel) stärker gewölbt; die Ohrbreite und Länge der Keilschläfenfläche ist jedoch bei beiden gleich gross.

Während am Durchschnittsschädel die Länge des Mittel- jener des Vorderhauptes gleicht, hat Schubert's Schädel ein viel längeres Mittel- als Vorderhaupt (Unterschied 16 mm); unter den 36 gemessenen deutschen Männerschädeln finden sich übrigens auch 20 mit einem ähnlichen Verhalten, freilich nur ein einziger, ein kleiner hoher Brachycephalus (Breitenindex 823, Höhenindex 811), an welchem dieser Unterschied zu Gunsten des Mittelhauptes gleichfalls 16 mm ausmacht, jedoch bedingt durch die unter das Mittel fallende Länge des Vorderhauptes (99 mm); sonst beträgt derselbe meistens 1 bis 6 mm.

Das Hinterhaupt verhält sich wieder dem vorigen ganz entgegengesetzt, indem seine Schuppe viel kürzer, schmäler und niedriger, im Ganzen also kleiner, in sagittaler (1·264 Schubert, 1·225 Mittel) und querer Richtung (1·345 Schubert, 1·243 Mittel) jedoch stärker gewölbt ist, als am Durchschnittsschädel; nur die Warzenfortsätze stehen bei Schubert weiter auseinander (112 mm gegen 104 mm). Schubert's Interparietaltheil (54 mm) und Receptaculum (52 mm) sind von fast gleicher Länge, am Mittelschädel aber das erstere (61 mm) bedeutend länger, als letzteres (48 mm).

Die Schädelbasis hat an beiden die gleiche Länge (98 mm); das viel kürzere for. occ. m. Schubert's scheint im Ganzen auch ansehnlich kleiner zu sein.

Das Gesichtsskelett Schubert's zeichnet sich vor jenem des Durchschnittsschädels durch grössere Breitenmaasse und geringere Höhe des Mittelgesichtes aus, besitzt niedrigere Augenhöhlen, die beim mittleren Schädel hypsikonch (868), einen etwas kürzeren Gaumen und viel grössere, höhere Choanen (Index 935 Schubert, 866 Mittel).

Sein zwischen den Winkeln sehr breiter Unterkiefer ist etwas kürzer, viel flacher gebogen (1·769 gegen 2·120) und hat grössere, etwas breitere Aeste (Index 627 gegen 620) als der Durchschnittsschädel.

Diesem entgegengehalten, finden wir demnach Schubert's Schädel grösser, wenn auch nicht in bedeutendem Grade, länger, breiter und etwas niedriger, an der Basis bedeutend breiter, in sagittaler Richtung stärker, in coronaler schwächer gewölbt; sein Vorderhaupt wenig kleiner, flacher, sein Mittelhaupt dagegen, was die ossa parietalia anbelangt, grösser und stärker gewölbt; das Hinterhaupt durchaus kleiner, ausgenommen das Receptaculum, bei stärkerer Wölbung; sein Gesicht im Ganzen breiter und niedriger. Bei Ober-

kiefern, deren Länge und Breite den Durchschnittsmaassen gleichen, sind seine Nasenwurzel und Augenhöhlen breiter, die Choanen geräumiger, der Gaumen länger.

Mit den wenigen von uns an Beethoven's Schädelresten genommenen Maassen verglichen, haben beide nach dem Verhältnisse zwischen Jochbreite und Gesichtshöhe (880 Schubert, 852 Beethoven), Jochbreite und Mittelgesichtshöhe (500 Schubert, 496 Beethoven), chamaeprosope Gesichter mit mesokonchen Augenhöhlen (846 Schubert, 837 Beethoven) und platyrrhiner Nasenöffnung (560 Schubert, 530 Beethoven).

Beethoven's Gesichtsskelett ist nach allen Richtungen kleiner, zwischen den Jochbeinen und ganz besonders zwischen den Unterkieferwinkeln viel schmäler, besitzt jedoch viel grössere Orbitae und eine ausgesprochene Prognathie (78°).

Maasstabelle	Schubert's Schädel	Schubert's Gypsabguss	Durchschnittsschädel (36 ♂)
Horizontalumfang (14) [1]	527	530	519
Grösste Länge (2)	183	184	179
Grösste Breite (4)	148	146	146
Höhe (6)	131	—	132
Gerade Länge (1)	184	184	—
Intertuberallänge (3)	183	184	—
Ohrhöhe (8)	112	115	—
Längenbreitenindex	808	796	815
Längenhöhenindex	715	—	737
Nasenwurzel bis tuber. occ. ext. Sehne	174	175	172
Nasenwurzel bis tuber. occ. ext. Bogen	322	323	311
Schädelbasisbreite (4a)	129	128	125
Querumfang (16)	310	309	311
Vorderhauptslänge	110	109	111
Sagittal. Stirnbogen	124	125	126
Vorderhauptsbreite	112	—	114
Kleinste Stirnbreite (5)	106	105	—
Vorderhauptshöhe (7)	129	—	129
Mittelhauptslänge	126	126	111
Sagittal. Scheitelbogen	143	145	125
Ohrbreite	135	134	135
Scheitelbeinbreite Sehne	108	107	103
Scheitelbeinbreite Bogen	125	127	118
Keilschläfenlänge	88	—	88
Hinterhauptslänge	87	—	93
Sagittal. Hinterhauptsbogen	110	—	114
Länge Interparietalbein	54	55	61
Länge Receptaculum	52	—	48
Hinterhauptsbreite	107	—	111

Maasstabelle	Schubert's Schädel	Schubert's Gypsabguss	Durchschnittsschädel (36 ♂)
Querer Hinterhauptsbogen	144	—	138
Hinterhauptshöhe	107	—	112
Warzenabstand (13a)	112	115?	104
Warzenabstand (13b)	129	130	—
Länge der Schädelbasis (10)	98	—	98
for. occ. m. Länge (12)	32	—	36
for. occ. m. Breite (13)	—	—	30
Gesichtshöhe (19)	118	119	—
Mittelgesichtshöhe (20)	67	67	70
Obere Gesichtsbreite	108	109	103
Jochbreite (18)	134	134	130
Oberkieferlänge (30)	93	—	93
Oberkieferbreite (17)	91	94?	91
Gaumen Länge (27)	51	53?	48
Gaumen Breite (29)	38	40?	38
Orbita Breite (23)	39	39	38
Orbita Höhe (25)	33	34	33
Nasenwurzelbreite (18a?)	24	24	21
Nasenhöhe (21)	50	51	—
Nasenbreite (22)	28	28	—
Choanenbreite	31	—	30
Choanenhöhe	29	—	26
Länge der pars basilaris (11)	25?	—	27
Gaumenbreite (29)	39	42	—
Untere Gesichtsbreite	113	113	100
Unterkieferlänge	200	199	212
Ast Höhe	51	51	50
Ast Breite	32	32	31

[1] Die Messungen sind nach Weisbach's System, der Frankfurter Verständigung adaptirt, vorgenommen und bezeichnen die in Parenthesen beigesetzten Ziffern die Maasse der letzteren.

Professor Dr. C. Toldt.

Dr. A. Weisbach.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 7. **Sitzungsberichte.** **November 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 13. November 1888.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [81]. — 2. Exhumirungs-Angelegenheit; S. [81]. — 3. Schriftentausch; S. [81]. — 4. Verschiedene Einläufe; S. [81].

Monats-Versammlung am 13. November 1888. 1. Gemeinsamer Congress mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft; S. [82]. — 2. Major Himmel's Körpermessungen in der Bukowina; S. [83]. — 3. Hagen, Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malayenvölker; S. [84]. — 4. Boas, Das Fadenspiel; S. [85]. — 5. Moser, Grabfund bei Comen; S. [85]. — 6. Krahuletz, Urgeschichtliche Funde und Fundplätze in Niederösterreich; S. [85]. — 7. Hoernes, Notizen; S. [86]. — 8. Geschenke für die Bibliothek; S. [88].

Ausschuss-Sitzung am 13. November 1888.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Nachfolgend verzeichnete wirkliche Mitglieder der Gesellschaft haben sich bereit erklärt, derselben von nun an als unterstützende Mitglieder angehören zu wollen:

Dr. Adalbert Dungel, Prälat des Stiftes Göttweig.
Dr. Franz Albert Eder, Fürsterzbischof von Salzburg.
Dr. Pellegrino Strobel, Professor in Parma.

Als neues unterstützendes Mitglied erscheint angemeldet:

Louis Sokoloski in London.

Als neue wirkliche Mitglieder erscheinen angemeldet:

Adolf Spitzer, Handelsschuldirector in Sarajevo.
Marie Gräfin Linden, Schloss Burgberg, Württemberg.

Dieselben werden einstimmig als unterstützende, resp. wirkliche Mitglieder der Gesellschaft aufgenommen.

2. Herr Seretär Heger berichtet über den Ausgang der Exhumirungs-Angelegenheit. Nachdem die anfänglichen Schwierigkeiten, welche noch zum Theile die genaue Untersuchung der Ueberreste Beethoven's beeinträchtigt haben, Dank der Unterstützung der massgebenden Behörde beseitigt wurden, konnte die Untersuchung der Reste Franz Schubert's mit der nöthigen Genauigkeit vorgenommen werden, und erscheint der diesbezügliche wissenschaftliche Bericht der Herren Dr. A. Weisbach und Dr. C. Toldt in den nächsten Tagen. Herr Professor Josef Langl hatte die Güte, 4 photographische Aufnahmen des Schädels Schubert's auszuführen, auf Grundlage deren die dem Berichte beigegebene, in Lichtdruck ausgeführte Tafel VII gemacht werden konnte. Der Ausschuss votirte den massgebenden Behörden, sowie den hiebei betheiligten Corporationen und Personen den Dank für deren Unterstützung und Entgegenkommen. Auch bei der Exhumirung des im Jahre 1870 verstorbenen Feldmarschalls Freiherrn von Hess konnten, Dank der Unterstützung eines hohen Reichs-Kriegsministeriums, Vertreter unserer Gesellschaft eine Untersuchung der Ueberreste des hervorragenden Feldherrn vornehmen. Die Resultate dieser Untersuchung werden in gleicher Weise wie die Berichte über die beiden Tonheroen im Anschlusse an die Sitzungsberichte der Gesellschaft publicirt werden.

3. Der erste Secretär macht die Mittheilung, dass die wissenschaftliche Wochenschrift: „Der Naturforscher", mit welcher die Gesellschaft seit mehreren Jahren in Schriftentausch stand, zu erscheinen aufgehört hat. Dagegen wurde der Schriftentausch mit dem Nassauischen Vereine für Geschichte und Alterthumskunde in Wiesbaden eingeleitet. Einer Einladung des deutschen wissenschaftlichen Vereines in Santiago (Chile) auf Schriftentausch wurde insoferne willfahrt, als demselben von nun an die Sitzungsberichte gegen die Verhandlungen des Vereines zugeschickt werden. Dagegen wurde die Einladung der Generaldirection für Statistik in Assomption (Paraguay) auf Einleitung des Schriftentausches abgelehnt, da die Publicationen derselben zum grössten Theile ausserhalb des Rahmens der von unserer Gesellschaft vertretenen Disciplinen liegen.

4. Der erste Secretär legt verschiedene Einläufe vor:

a) Am 28. Februar d. J. hat in St. Petersburg die Eröffnungssitzung der in Verbindung mit der kais. Universität stehenden Société Russe d'Anthropologie stattgefunden. Das Bureau derselben besteht aus dem Präsidenten Dr. A. Jnostrantzeff, Professor der Geologie an der Universität in St. Petersburg, dem Vice-Präsidenten Dr. A. J. Taranetzki, Professor der Anatomie an der kais. medicinischen Militär-Akademie und dem Generalsecretär Dr. S. N. Danillo, Docenten an derselben Akademie. Der Zweck dieser Gesellschaft ist die Pflege der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte im Allgemeinen, sowie mit specieller Berücksichtigung Russlands, die Anlage von Sammlungen und die Verbindung mit den verwandten Gesellschaften. Der Sitz der Gesellschaft ist an der kaiserl. Universität in St. Petersburg.

b) Die geographische Gesellschaft in Paris lenkt durch ein Circulare die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf den im Jahre 1889 in Paris stattfindenden internationalen Geographen-Congress.

c) Die Royal Society of New South Wales macht bekannt, dass sie neuerdings für eine Reihe von Originalarbeiten Gesellschaftsmedaillen, sowie Preise ausgesetzt hat. Nr. 28 der VIII. Serie dieser Preise ist bestimmt für die beste Arbeit über die Eingeborenen von Australien. Derselbe besteht in der Gesellschaftsmedaille, sowie in £ 25.

d) Herr Professor H. Carrington Bolton in New-York ersucht in einer Zuschrift an die Gesellschaft, Fachgenossen einzuladen, ihm beim Sammeln von Ausdrücken, welche beim Sprechen zu Hausthieren gebraucht werden, behilflich zu sein, und specialisirt seine Wünsche in folgenden Punkten [1]):

(1) The terms used to start, hasten, haw, gee, back and stop horses, oxen, camels and other animals in harness.

(2) Terms used for calling in the field: cattle, horses, mules, asses, camels, sheep, goats, swine, poultry and other animals.

(3) Exclamations used in driving from the person, domestic animals.

(4) Any expressions and inarticulate sounds used in addressing domestic animals for any purpose whatever (dogs and cats).

(5) References to informations in works of travel and general literature will be very welcome.

Fachgenossen, welche über einen oder mehrere dieser Punkte Auskunft zu geben wissen, werden eingeladen, dieselben an die Adresse des Herrn Professors Bolton, University Club, New York City, U. S. A., einsenden zu wollen.

Monatsversammlung am 13. November 1888.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

Derselbe begrüsst die Versammlung anlässlich ihrer ersten Zusammenkunft nach der Sommerpause und übergibt das Wort

1. Herrn **Secretär Heger** zu einer geschäftlichen Mittheilung:

Schon vor mehreren Jahren ist der Gedanke angeregt worden, die Deutsche Anthropologische Gesellschaft, welche sich eines so grossen und wohlverdienten Ansehens erfreut, als unseren Gast in Wien empfangen zu können. Verschiedene triftige Gründe standen aber bisher der Ausführung dieses Planes entgegen, bis endlich der Zeitpunkt gekommen schien, an die Verwirklichung desselben zu denken. Schon auf der im Vorjahre stattgefundenen XVIII. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Nürnberg hat unser allverehrter Präsident, den wir heute nach längerer Pause wieder in unserer Mitte begrüssen können, sondirt, wie eine eventuelle Einladung nach Wien von unseren deutschen Collegen aufgenommen werden würde. Das überaus herzliche Entgegenkommen, welches er bei dieser Gelegenheit fand, veranlasste ihn, den günstigen Sachverhalt Ihrem Ausschusse mitzutheilen, welcher dem diesbezüglichen Projecte rückhaltlos zustimmte. So war Herr Baron Andrian, dem ich mich anzuschliessen die Ehre hatte, in der Lage, zur diesjährigen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft nach Bonn zu ziehen, und dieselbe officiell einzuladen, im Vereine mit unserer Gesellschaft im nächsten Jahre einen gemeinsamen Congress in Wien abzuhalten. Der diesbezügliche Antrag wurde denn auch in der Schlusssitzung der Bonner Versammlung am 9. August d. J. mit lebhafter Acclamation angenommen und somit erscheint Wien zum Orte der XX. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählt, welche dieses Mal den Titel führen wird: **Gemeinsamer Congress der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft.**

Die vom Präsidium der deutschen Gesellschaft im Einvernehmen mit den Vertretern unserer Gesellschaft getroffenen und in der erwähnten Sitzung angenommenen Vereinbarungen sind folgende:

Es wurde beschlossen, die Versammlung gemeinschaftlich, unter Wahrung der Selbstständigkeit beider Gesellschaften, abzuhalten. Der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft werden zur ausschliesslichen Behandlung ihrer statutarischen Angelegenheiten zwei Sitzungen vorbehalten und diese sollen die XX. Generalversammlung derselben vorstellen. Im Uebrigen wird die Leitung der Versammlung durch einen gemeinschaftlichen Vorstand besorgt, welcher einerseits aus dem Vorstande der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und andererseits aus einer gleichen Anzahl von Vertretern der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zusammengesetzt ist. Den Vorsitz in den gemeinschaftlichen Sitzungen führt abwechselnd einer der Vorsitzenden der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Das Localcomité der gemeinschaftlichen Versammlung fungirt gleichzeitig als Localcomité der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft für die XX. Versammlung derselben. Die Einladungen erfolgen durch beide Gesellschaften. Die Wahl des Zeitpunktes wurde dem allgemeinen Localcomité überlassen. Zum Localgeschäftsführer wurde Herr Secretär Heger gewählt.

Indem ich diese für unsere Bestrebungen höchst erfreuliche Thatsache zu Ihrer Kenntniss bringe, ist es für mich eine angenehme Pflicht, der äussert liebenswürdigen und zuvorkommenden Aufnahme zu gedenken, welche

[1]) Zur Vermeidung von Ungenauigkeiten bei der Uebersetzung werden diese Punkte in der Sprache des Circulares wiedergegeben.

die Anträge unseres Herrn Präsidenten im Schoosse der Schwestergesellschaft gefunden haben. Mögen die deutschen Collegen recht zahlreich bei uns erscheinen; unser Bestreben wird es sein, ihren Aufenthalt in Wien nicht nur zu einem lehrreichen, sondern auch zu einem angenehmen zu machen.

2. Herr Oberstabsarzt Dr. A. **Weisbach** legt die grosse Arbeit Major Himmel's über dessen

Körpermessungen in der Bukowina

vor und theilt die hauptsächlichsten Resultate dieser Untersuchungen mit.

Herr Major Himmel hat während seiner Eintheilung beim 41. Infanterie-Regimente in Czernowitz je 200 Rumänen und Ruthenen und 100 Juden gemessen, sämmtlich Soldaten des genannten Regimentes aus der Bukowina und im Alter von 20—24 Jahren.

Die Messungen wurden nach Weisbach's System vorgenommen (Körpermessungen, Berlin 1878), leider sind aber bei den Gliedmassen rücksichtlich der Ausgangspunkte einige Missverständnisse unterlaufen, weshalb deren Längen in den einzelnen Abtheilungen erst durch die von Himmel eingangs angegebenen Correcturen vergleichbar werden.

Rumänen (1673 mm und 66·6 Kg) und Ruthenen (1670 mm, 66·7 Kg) sind von fast gleicher Grösse und gleichem Körpergewichte, die Juden (1657 mm) kleiner und leichter (63·9 Kg); die Ruthenen haben den langsamsten Puls (68), Rumänen und Juden einen gleich schnellen (72).

Unter den Ruthenen finden sich die meisten Licht- (47·5%) und wenigsten Dunkelhaarigen (52·5%), unter den Juden die wenigsten Licht- (27%), aber die meisten Dunkelhaarigen (73%); die Rumänen (37·5% lichte, 62·5% dunkle) stehen zwischen beiden; alle drei Völker haben also das Gemeinsame, dass die Mehrzahl ihrer Männer dunkle Haare besitzen.

Mit der Farbe der Augen verhält es sich etwas anders, da nur bei den Rumänen die dunklen, bei den Ruthenen und Juden aber die lichten Farben überwiegen, und zwar weisen die Juden die meisten Individuen mit lichten (58%), die wenigsten mit dunklen (42%), die Ruthenen etwas weniger mit lichten (56%) und mehr mit dunklen (44%), endlich die Rumänen die wenigsten lichten (47·5%), aber die meisten dunklen Augen (52·5%) auf.

Bei allen drei Völkern trifft man lichte Augen viel häufiger, als lichte Haare.

Obgleich alle drei stets viel mehr Individuen mit weisser Haut, als mit dunkler (gelblich bis bräunlich) aufweisen, ist es doch auffallend, dass unter den Juden die wenigsten Männer (15%), mehr unter den Ruthenen (37%), die meisten (43%) mit dunkler Haut aber bei den Rumänen vorkommen.

Der absolute Umfang des Kopfes ist bei allen dreien fast gleich (557 mm Ruthenen, Rumänen, 558 mm Juden), wird aber relativ zur Körperlänge bei den Juden (337) etwas grösser, als bei den anderen (333).

Wenn auch die Länge (Rumänen, Ruthenen 182 mm, Juden 185 mm) nur sehr wenig, die Breite des Kopfes (Ruthenen 153 mm, Juden 156 mm, Rumänen 157 mm) etwas mehr differirt, reiht der Längenbreitenindex (841 Ruthenen, 843 Juden, 863 Rumänen) doch alle drei Völker zu den Brachycephalen ein, blos mit dem Unterschiede, dass die Rumänen mehr brachycephal als die einander hierin gleichen Juden und Ruthenen sind.

Die Gesichtshöhe ist bei Allen fast gleich (179 bis 181 mm), trotzdem aber die Stirne (65 mm) und das Obergesicht (119 mm) bei den Juden höher, das Untergesicht (67 mm) niedriger als bei den Uebrigen.

An Jochbreite übertreffen Ruthenen und Rumänen (139 mm) die Juden (136 mm), an oberer (96 mm) und unterer Gesichtsbreite (109 mm) die Ruthenen die beiden andern; nach dem Index (Gesichtshöhe : Jochbreite) haben die Rumänen (776) und Ruthenen (775) breitere Gesichter als die Juden (755), bei welch Letzteren dasselbe auch zwischen den Unterkieferwinkeln das schmälste ist.

Die Juden zeichnen sich unter diesen drei Völkern durch in allen Dimensionen grössere Nasen aus; Ruthenen und Rumänen gleichen hierin einander vollkommen.

Mit Rücksicht auf die Körperlänge und Jochbreite haben die Juden den grössten, die Rumänen den kleinsten Mund, die Juden längere Ohren als die beiden andern.

Die Juden haben den längsten und dünnsten, die Rumänen den kürzesten und dicksten Hals; die Ruthenen stehen in der Mitte, jedoch den Letzteren viel näher.

Die obere Brustapertur ist bei den Juden am längsten und am meisten geneigt (24°), bei den Ruthenen kürzer und am wenigsten geneigt (21°), bei den Rumänen am kürzesten (Neigungswinkel 23°).

Die Juden haben die relativ schmalsten Schultern (228), zugleich auch den engsten Thorax (883 mm, relativ 534) mit dem kleinsten queren (270 mm) und geraden Durchmesser (202 mm), welche letztere bei den Ruthenen (278 mm und 204 mm) am grössten sind; ebenso ist die Taille der Juden (773 mm, relativ 466) schmächtiger als jene der beiden andern Völker.

Die Ruthenen haben den längsten (646 mm, relativ 387), die Juden (636 mm, relativ 383) den kürzesten Rumpf.

Alle drei besitzen ein Becken von nahezu gleicher Breite, welches zwischen den vorderen oberen Darmbeinstacheln bei den Juden (255 mm) weiter offen ist, als bei den Rumänen (247 mm) und Ruthenen (240 mm); diese Letzteren haben unter ihnen die breitesten (317 mm, relativ 190), die Juden (308 mm, relativ 185) die schmälsten Hüften.

Die Tiefe des Beckens (Conjugata) ist bei den Juden absolut (211 mm) und relativ (127) bedeutender, als bei den Ruthenen (206 mm, 123) und Rumänen (204 mm, 122); dafür dessen Höhe bei den Juden (198 mm, relativ 120) am geringsten, etwas grösser bei den Rumänen (203 mm und 121), bei den Ruthenen (218 mm, 130) am grössten.

Das meist geneigte Becken weisen die Ruthenen (58°) — Rumänen 53° —, das wenigst geneigte die Juden (49°) auf, ganz im Gegensatze zur oberen Brustapertur.

Was die Länge der Arme anbelangt, ist dieselbe bei diesen drei Völkern relativ zur Körpergrösse fast genau gleich (464—466); trotzdem sind die Oberarme der Ruthenen (190) etwas länger als jene der Rumänen (189) und Juden (187); die Hand der Juden ist breiter (Index 410) als die der Ruthenen (398) und Rumänen (396).

Die Rumänen besitzen die dicksten Ober-, die Ruthenen die dicksten Vorderarme, die Juden die dünnsten Ober- und Vorderarme.

Die Beine sind bei allen drei Völkern länger, als die Arme, und zwar haben die Rumänen und Ruthenen (863 mm, 862 mm, relativ 516) etwas längere als die Juden (843 mm, relativ 509); dementsprechend sind bei den Letzteren auch die Ober- (226 relativ) und Unterschenkel (244 relativ) kürzer als bei den anderen, welche gleich lange Oberschenkel (229) besitzen, bei etwas längeren Unterschenkeln der Ruthenen (250), als der Rumänen (248).

Der Oberschenkel der Rumänen ist nach abwärts weniger verschmächtigt als jener der Juden, am meisten jener der Ruthenen, die Dicke des Ober- und Unterschenkels eine nahezu gleiche bei Allen.

Der Fuss der Juden ist relativ der längste, dünnste, seinem Index nach auch der schmälste, jener der Rumänen kürzer und gleich dem der Ruthenen auch breiter.

Diese ebenso interessante als eindringende Arbeit macht ihre ausführliche Bearbeitung und Veröffentlichung sehr wünschenswerth und wollen wir hoffen, dass nach und nach alle unsere vielsprachigen Brudervölker ähnlichen ausgedehnten anthropologischen Untersuchungen unterzogen werden möchten.

3. Herr Dr. Bernhard Hagen hält einen Vortrag:

Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malayenvölker.

Die grosse Vorliebe der malayischen Völker für die See erklärt uns ihre ausschliesslich insulare Verbreitung. Diese Vorliebe wird besonders durch das Gebet bewiesen, welches die Malayen noch heutigen Tages zu Allah richten, er möge sie, wenn ihr Lebensfaden abgelaufen sei, nicht auf dem Lande, sondern auf der See sterben lassen.

Die malayische Rasse ist demnach wie für den grossen polynesischen und malayischen Archipel geschaffen und findet sich thatsächlich dort überall. Nach Norden geht sie hinauf bis zu den Philippinen, Formosa, ja vielleicht sogar bis Japan. Nach Westen finden wir sie in Ceylon und Madagascar.

Der Brennpunkt, sozusagen das Entstehungscentrum dieser Rasse ist zweifellos auf den Hochländern des westlichen Sumatra, speciell in dem alten Reiche Menangkabau zu suchen. Von hier verbreiteten sich die Völker langsam von West nach Ost, zuerst wahrscheinlich die Stämme, welche sich heute nur im Innern der grossen Inseln finden, wie die Battas auf Sumatra, die Sundanesen auf Java, die Dajaks auf Borneo, die Alfurus auf Celebes u. s. w. Diese müssen wir als die Urbevölkerung betrachten, obwohl es nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern sogar natürlich ist, dass sie wieder noch frühere Bewohner verjagten, deren Reste wohl in den überall zerstreuten Negritos zu erkennen sind.

Die Völker, welche wir heute ganz speciell Malayen nennen und welche sich in Sumatra, Malacca und an der Nordküste Borneos finden, sind die allerneueste und letzte Völkeremission, welche das alte Rassencentrum in Westsumatra aussendet. Ihre Wanderungen finden sehr spät (12.—15. Jahrhundert) statt und sind geschichtlich fixirt.

Viele Autoren erkennen die malayische Rasse gar nicht als selbstständige an, sondern betrachten sie nur als eine Mischrasse der zwei grossen benachbarten uralten Culturvölker, der Indier und der Chinesen, welche nachweislich schon seit tausend, die Indier sogar seit zweitausend Jahren auf's Innigste mit dem Archipel verkehren, eigene mächtige Reiche dort stiften und sicherlich auch auf die physische Beschaffenheit der Eingebornen intensiv einwirkten.

Das Verbot der Auswanderung von Frauen aus China zwingt die Million Chinesen im Archipel, Ehen mit Eingebornen einzugehen, wozu sich besonders die javanischen Frauen gerne bereit finden, während die Malayen durch den Muhamedanismus mehr vor einer Vermischung mit Chinesen bewahrt blieben, dagegen sich gern und willig mit den ebenfalls häufig muhamedanischen Indiern kreuzten. Die im Archipel befindlichen Chinesen stammen meist aus solchen Mischehen, und man muss sich daher sehr hüten, in den Fehler Wallace's zu verfallen, welcher aus der Aehnlichkeit dieser Mischlinge mit Javanen Schlüsse auf die Mongolenähnlichkeit der malayischen Rasse zog.

Auch die Araber verkehren schon an die tausend Jahre im Archipel und haben besonders an einer Stelle, in Atjeh in Nordsumatra, dominirenden Einfluss erlangt.

An den Küsten haben wir demnach a priori nur stark gemischte und gekreuzte Völker zu erwarten, und dürfen den verhältnissmässig reinen Typus, falls ein solcher vorhanden ist, nur noch im Innern der grossen Inseln erwarten.

Die Kraniologie wird uns beim Studium dieser Völker fast gar keine Dienste leisten, weil das ganze Schädelmaterial unserer Sammlungen angesichts dieser complicirten Mischungsverhältnisse unbrauchbar, weil ganz ungenügend bezüglich seiner Provenienz bestimmt, ist.

Nur Messungen am Lebenden können hier ein sicheres Resultat versprechen. Leider aber ist in dieser Richtung bislang fast gar nichts gearbeitet worden. Das meiste und beste Material, aber immer noch sehr ungenügend, ist durch die Reisenden der Novara zusammengebracht und von Dr. Weisbach zusammengestellt worden.

Redner war deshalb bemüht, besonders in dieser Richtung weiter zu arbeiten, und ist in der Lage, heute das Resultat von circa 400 Einzelmessungen vorzulegen. Er kommt auf Grund dieser Messungen zu folgenden Ergebnissen:

1. Die Völker im Innern Sumatras, die Battas, die Allas und die Malayen von Menangkabau bilden eine eng zusammengehörige Volksgruppe, welche in ihren Mittelzahlen fast stets in directem Gegensatz zu den vorderindischen Völkern steht, aber ebensowenig auch

eine Gemeinschaft mit den Chinesen zeigt. Wir müssen und dürfen deshalb dieselbe als reinen, ursprünglichen Typus ansprechen, der sich etwa folgendermassen charakterisirt: Kleine, gedrungene, kräftige Gestalt von unter 1600 mm Mittelgrösse, lange Arme, sehr kurze Beine, sehr langer und breiter, mesocephaler Schädel von sehr grossem Umfang mit hoher Stirn, ein prognathes Gesicht, das 10% breiter als lang ist, mit grossem Mund und ungemein kurzer, flacher und breiter Nase mit grossen runden, meist nach vorwärts stehenden Nasenöffnungen und breiter Nasenwurzel.

II. Die Malayen der Ostküste von Sumatra und die von den Küsten Malaccas documentiren eine weit grössere Verwandtschaft zu den Indiern als zu ihren Stammvätern aus Menangkabau, sind also offenbar durch und durch mit indischem Blut gemischt.

III. Die javanischen Völker stehen dem Urtypus der Sumatraner viel näher als die eben erwähnten Malayen, zeigen sich also weniger mit indischem, dagegen stärker mit chinesischem Blut gemischt, und zwar die Javanen mehr wie die Sundanesen.

Der Vortragende macht zum Schlusse die Bemerkung, dass er ein grösseres Werk vorbereitet, in dem die Messungen, auf welche diese Schlussfolgerungen basiren, zur Publication gelangen sollen.

4. Herr Dr. **Franz Boas** in New-York übersendet einige Bemerkungen über

Das Fadenspiel.

In der Besprechung von Dr. O. Finsch's „Ethnologischen Erfahrungen und Belegstücken aus der Südsee" (pag. 214 dieser Mittheilungen) führt Richard Andree einige Angaben über die Verbreitung des Fadenspieles an und erwähnt, dass das Vorkommen bei den Eskimos ganz isolirt und das Spiel vielleicht durch Europäer eingeführt sei.

Diese Ansicht dürfte nicht zutreffend sein, da das Spiel allen östlichen Eskimostämmen bekannt ist. Die Figuren sind ausserordentlich mannigfaltig, doch, wie es scheint, hat jede derselben nur einen beschränkten Verbreitungskreis. So waren den Eskimos im Cumberland-Sunde die von Klutschak (als Eskimo unter den Eskimos, pag. 136) gegebenen Figuren unverständlich. Beim Herstellen der Figuren ist nur eine Person thätig. Das Spiel wird ajarorpok genannt; nach Petitot (Vocabulaire Français-Esquimau, pag. 40) ist es am Mackenzie bekannt und aller Wahrscheinlichkeit nach wird es an der ganzen Küste des arktischen Amerika gespielt.

Diese Ansicht wird besonders durch den Umstand unterstützt, dass Fadenspiele auch an der ganzen Nordwestküste Amerikas bekannt sind und auf gleiche Weise wie bei den Eskimos nur von einer Person zur Zeit gespielt werden. Die Tlingit, Tsimschian, Kwakiutl spielen es, und der südlichste Punkt, an welchem dasselbe mir begegnet, ist Comox auf Vancouver's Island. Die Art und Weise, in welcher das Spiel dort getrieben wird, ist recht interessant. Während die Figur gemacht wird, singt der Spieler einen zugehörigen Sang, welcher beschreibt, was die Figur darstellt. Manche dieser Figuren sind beweglich. So haben die Eskimos eine Figur, welche zwei weidende Rennthiere in der Bewegung darstellt, die Tsimschian haben den tanzenden Schamanen, die Comox (Catlolq) das Mink, das am Meeresufer entlang läuft. Das Spiel ist auch den selischen Stämmen am oberen Fraser River und am Thompson River bekannt.

5. Herr Professor Dr. **L. Karl Moser** in Triest berichtet über einen

Grabfund bei Comen (Küstenland).

Es handelt sich um ein Skeletgrab, das mit zwei grossen Steinplatten zugedeckt und mit rohen Steinblöcken umstellt war. Unter dem Kopf der Leiche fand sich ein 13 cm langer Eisennagel.

6. Herr **J. Krahuletz** in Eggenburg berichtet in einem ausführlichen Schreiben über verschiedene

Urgeschichtliche Funde und Fundplätze in Niederösterreich

welches wir im Folgenden auszugsweise mittheilen.

1. Gräber bei Stoizendorf nächst Eggenburg.

Bei der Neupflanzung eines Weingartens am Fusse des Stoizenberges wurden ca. 0·5 m tief 5—6 Skelette gefunden, welche nebst Thongefässen und den bekannten konischen Webstuhlgewichten, angeblich ohne Steinumfriedungen, doch auf Unterlagen von gebranntem Lehm, beigesetzt waren. Die Knochen wurden auf dem Ortsfriedhofe wieder beerdigt, die Beigaben gingen verloren; nur ein Steinbeilfragment konnte Herr Krahuletz retten. Er vermuthet jedoch an dieser Stelle ein grösseres Gräberfeld, da auf den umliegenden Grundstücken zahlreiche Wohngruben mit Thierknochen, Thonscherben, Asche und Kohle vorkommen.

2. Aschengruben in der Nähe von Eggenburg.

Diese kommen sehr zahlreich vor und enthalten meist Reste von den Mahlzeiten und vom Hausrathe der prähistorischen Bewohner. Mehrere derselben bei Pulkau und Zogelsdorf erweitern sich konisch nach abwärts von 1 m bis zu 1·80 m und sind 3 m tief, an den Wänden gut geglättet und gebrannt. Sonst ist die Tiefe meist 1—2 m, wo nicht schon früher der Granit ansteht. Den Grund bildet eine gebrannte Lehmschicht; es sind also wohl Herdgruben. In einer jener ersterwähnten Gruben soll einmal ein Skelet gefunden worden sein. Zerstreute Steinwerkzeuge finden sich namentlich auf einer ausgedehnten sumpfigen Wiesenfläche, im Volksmunde der „See" genannt, wo nach Herrn Krahuletz' Vermuthung vielleicht ein Pfahlbau bestanden haben könnte. Sonst sind in den meisten, bisher nur durch Einzelfunde bekannt gewordenen Ortschaften der Umgebung von Eggenburg nunmehr Wohnplätze mit Feuerstellen etc. nachgewiesen. Die Nachlese von diesen Plätzen bewahrt Herr Krahuletz in seiner

Sammlung. Durch reicheren Inhalt sind namentlich zwei der schon erwähnten trichterförmigen Gruben von Zogelsdorf bemerkenswerth (1 wuchtiges Serpentinbeil, Geweihstücke, Thonlöffel, durchbohrte Thonscheibe etc.). Diese Gruben liegen zerstreut, circa 20—50 Schritte von einander entfernt und erscheinen unserem Correspondenten hinsichtlich ihrer einstigen Bestimmung ziemlich räthselhaft.

3. Fundstelle „Bründl" bei Pulkau.

Herr Kramberger betrachtet die bekannte „Opferstätte" von Pulkau nur als Dependenz einer grösseren 1 Km weiter im NW. (Gemeinde Rafing) gelegenen Ansiedlung, wo er eine Anzahl geschlagener und geschliffener Steinwerkzeuge nebst zahlreichen anderen Ueberresten auflas. Vom Pulkabach im N. führte zu dem Hügelplateau des alten Wohnplatzes eine Steinallee empor, von welcher nur mehr ein 3 m langer Rest erhalten ist.

4. Fundstelle Gross-Reipersdorf

(in der streng nach Localitäten geordneten Sammlung des Berichterstatters mit Nr. 24 bezeichnet) ist reich an Feuersteinwerkzeugen und anderen Spuren eines Wohnplatzes, den Herr Kramberger noch näher zu untersuchen verspricht.

5. Pfarrerwald bei Mörtersdorf.

Hier fand sich, in den Wurzeln eines Baumes steckend, ein fein zugeschlagenes Feuersteinmesser von 19 cm Länge und 5 cm Breite mit gekrümmtem Rücken und leicht abgerundeter Spitze.

6. Fundstelle Missingdorf.

Auf einer Anhöhe bei dieser schon durch frühere Funde bekannten Ortschaft hat Herr Kramberger mehrere Jahre hiedurch neolithische Artefacte verschiedener Art gesammelt. Darunter befindet sich eine schöne Dolchklinge aus Feuerstein, 14 cm lang, in der Mitte 5 cm, am unteren Ende 2 cm breit. Eine systematische Untersuchung dieser Fundstelle ist wegen des jungen Waldbestandes derzeit leider unthunlich.

7. Herr Dr. Moriz Hoernes übergibt

Einige Notizen und Nachträge zu älteren Erwerbungen und Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft.

In den Jahren 1887 und 1888 habe ich den ganzen, während eines Decenniums acquirirten Besitz der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums einer genauen Durchsicht unterzogen. Die Abtrennung dieser Collection von den übrigen Sammlungen der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung und die Vorbereitung zur Aufstellung derselben machten eine durchgehende Neu-Numerirung, verbunden mit einer Revision und vielfachen Richtigstellung der älteren Jahrgänge des Inventars, zur Nothwendigkeit. Bei dieser Gelegenheit konnte mir nicht entgehen, dass der frühere mangelhafte Stand unserer Kenntniss urgeschichtlicher Typen einer genaueren Bezeichnung der Objecte oft hindernd entgegentrat. Ich sehe mich daher veranlasst, in einer Reihe kurzer Notizen und Zusätze, die ich hiermit eröffne, auf einige, in den älteren Bänden dieser Mittheilungen besprochene oder von der Anthropologischen Gesellschaft seinerzeit für ihr Museum erworbene Funde zurückzukommen.

1. La Tène-Funde.

1.

Gross-Arl (Gerichtsbezirk St. Johann) in Salzburg. Das ältere Inventar der prähistorischen Sammlung verzeichnet von diesem Fundorte unter B. 2778: „Verschiedene Eisenfragmente, 12 Stück". Dieselben bilden Nr. 1616 im Ausstellungs-Kataloge der Anthropologischen Gesellschaft, aus deren Besitz sie in den des Hofmuseums gelangt sind. Diese Fragmente sind:

a) Zwei defecte La Tène-Fibeln mit sehr grossen Spiralwindungen;

b) eine kleine La Tène-Fibel von dem Typus der bronzenen Stücke, welche F. Heger im 5. Berichte der prähistorischen Commission aus dem Grabfunde vom Dürenberge bei Hallein 1881, Taf. VII, Fig. 5 und 7, mittheilt;

c) zwei Griffstücke von einschneidigen, nach aufwärts gekrümmten Messern genau derselben eigenthümlichen Form, wie sie von dem eben gedachten ebenfalls salzburgischen Fundplatze in 2 Stücken bekannt und Taf. VII, Fig. 8, des citirten Berichtes abgebildet ist;

d) unterer Theil einer grossen pincettenförmigen Scheere. Merkwürdiger Weise kommt eine solche (Schaf-) Scheere wieder unter den wenigen 1881 hereingebrachten Grabfunden vom Dürenberge vor. S. l. c., S. 8.

Damit wäre nun neuerdings ein specifischer La Tène-Fund aus dem Ostalpengebiete constatirt. Die überraschende Formenverwandtschaft der Objecte mit den Gräberfunden von Hallein lässt vermuthen, dass wir hier das Inventar eines ähnlichen Skeletgrabes, wie sie auf dem Dürenberge nachgewiesen sind, vor uns haben.

2.

Libochowan (Gerichtsbezirk Leitmeritz) Böhmen. Die in diesen Mittheilungen Bd. XIII, S. 181 ff. erschienene Beschreibung des „Urnenfeldes von Libochowan" von Franz Heger verzeichnet als Inhalt des dritten Grabes (S. 193) eine Napfurne mit den Knochen eines Kindes von einigen Jahren „nebst einigen kleinen Bronzefragmenten" und mehreren Beigefässen. Diese Bronzefragmente bestehen in: zwei kleinen Bronzedrahtringelchen, einem nadelkopfartigen Endstück, einem bügelförmigen Bruchstück und einer ganz kleinen, nur 2·5 cm langen La Tène-Fibel aus Bronzedraht. Das Stück ist von der allergrössten Wichtigkeit für die Zeitbestimmung des gedachten ausgedehnten Gräberfeldes.

3.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass sich auch die Zeitstellung der Grabhügelgruppe in Klein-Pisečná bei Protivin, von welcher Woldřich im XIV. Bande dieser Mittheilungen, S. 212, berichtet, genauer bestimmen lässt, als es durch den hochverdienten Autor der „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens“ geschehen ist. Derselbe rechnet sie nämlich nur im Allgemeinen jener Metallzeit Böhmens zu, in welcher das Eisen bereits auftritt. Das l. c. Taf. VI, Fig. 35 abgebildete Fibelbruchstück aus einem dieser Gräber gehört jedoch offenbar einer La Tène-Fibel an. Die Analogie mit Libochowan springt in die Augen. An beiden Orten haben wir Brandgräber (hier in Tumulis, dort in flacher Erde) mit vorwiegend keramischer Ausstattung: die Ruhestätten einer sehr metallarmen Bevölkerung aus relativ später Zeit (Kelten oder Germanen). Das Merkwürdigste ist aber, dass sowohl aus Libochowan (hier namentlich unter den älteren, von O. Lenz im Auftrage des Freiherrn von Andrian-Werburg für das Museum der Anthropologischen Gesellschaft erworbenen Funden, worüber eine Notiz im Jahrg. 1878 dieser Mittheilungen, S. 82), als auch aus der Gegend von Protivin, wo nur $^1/_4$ Stunde westlich von der erstgedachten Gruppe, bei Gross-Pisečná, eine zweite Grabhügelgruppe aus viel älterer Zeit erhalten ist, Grabfunde aus der reinen Bronzeperiode vorliegen, was bei den sonst gleichen Umständen der Bestattung immerhin darauf bezogen werden dürfte, dass in den beiden für uns so weit getrennten prähistorischen Perioden dieselbe Bevölkerung an den gedachten Orten ansässig gewesen sei.

4.

Gradec in der Wochein, Oberkrain. Einer der ältesten La Tène-Funde im Gebiete der Ostalpen ist derjenige, welchen A. v. Morlot in seinem Aufsatze „Ueber die Spuren eines befestigten römischen Eisenwerkes in der Wochein in Oberkrain“ (Jahrb. der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1850, I., S. 199) beschreibt und welcher als römischer Fund in diesen Mittheilungen, Bd. 1, S. 36 und 176, erwähnt ist. Aus der Sammlung der Anthropologischen Gesellschaft gelangten die Artefacte dieses Fundes in den Besitz des Hofmuseums, wo sie nunmehr lehren, dass wir es hier mit den Resten einer keltischen Eisenschmelze zu thun haben. Die charakteristischen Fundstücke sind: Eine Spät-La-Tène-Fibel, zweigliederig, mit zwei Bügelknöpfen und durchbrochenem Nadelhalter; eine defecte Mittel-La-Tène-Fibel aus feinem Bronzedraht; Fragmente eines Bronzekettchens, zwei Glasperlen, eine Ringpaste, drei eiserne Messerklingen, ein Haken, ein Ring, ein spitziger Stab mit Dülle, Nägel, Zwecken u. dgl., sämmtlich aus Eisen. Ausserdem besass die Anthropologische Gesellschaft nach den Angaben des Kataloges ihrer urgeschichtlichen Ausstellung im Jahre 1873, S. 43, von diesem Fundorte noch: Ofenzustellungsmasse aus der Schlackenhalde, Lehmbeschlag des Herdraumes, Ofenbruch aus der Schlackenhalde, Schlacken, ein Beil mit Schaftloch, Gefässscherben und „Gefässfragmente mit eingelegten Perlen“. Diese letzteren Gegenstände sind jedoch leider nicht in die prähistorische Hofsammlung übergegangen.

II. Funde aus der Bronzezeit.

1.

Unter dem Titel „Ueber eine seltene Urnenform (aus den Sammlungen der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums)“ berichtet F. Heger im VIII. Bande dieser Mittheilungen S. 366 über ein Thongefäss aus der Umgebung von Saaz, dessen Körper die Form einer gedrückten, weitausladenden Urne mit engem Boden zeigt, während an Stelle des Halses in unschöner, unorganischer Weise ein napf- oder becherförmiger Obertheil erscheint, der einem auf den Rand der Urne gesetzten zweiten Gefässe gleicht, so dass man wohl von einer „Doppelurne“ sprechen kann. Einige Analogien aus Norddeutschland sind l. c. nach Voss aufgezählt. — Die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums besitzt noch mehrere Exemplare von diesem Typus, und weitere Beispiele werden in böhmischen Museen zu suchen sein. So soll die gräflich Waldstein'sche Collection zu Stiahlau deren eine Anzahl besitzen. Aus demselben Fundgebiete wie das erstgedachte Stück, nämlich aus Weberschan bei Saaz (u. zw. angeblich aus einem Urnenfelde) stammen die Nummern 8407 und 8408 der Wiener Hofsammlung, 13 und 7 cm hoch, wovon namentlich letzteres seiner Kleinheit wegen bemerkenswerth ist. (Ueber „alte Steinkistengräber“ bei dem genannten Orte, vielleicht die Fundstelle dieser Vasen, s. Mitth. Bd. X, S. 229.) Ferner ein Stück aus der kürzlich vom Hofmuseum acquirirten Collection Vacha, 19·5 cm hoch, mit zwei kleinen Henkeln in der Einschnürung zwischen den beiden Gefässtheilen. Dieses Stück stammt nach der Angabe des genannten Sammlers ebenfalls aus „Aschenfeldern“ bei Weberschan. Leider ist über die sonstige Ausstattung dieser „Gräber“ Genaueres nicht bekannt. Dagegen gelang es mir jüngst bei dem Versuche, einige nicht restaurirte Gefässe aus älteren Erwerbungen des Hofmuseums zusammenzusetzen, diese Form auch aus den Hügelgräbern bei Tschemin unweit Tuschkau in Böhmen, über welche Herr F. Heger im IV. Bericht der prähistorischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1880 (S. 41 des Sep.-Abdr.) Näheres mittheilt, nachzuweisen. Mindestens 2 solcher Gefässe befanden sich in einem der Tumuli; sie waren von ansehnlicher Grösse (der Obertheil allein 17·5 cm hoch) und hatten kleine Henkel zwischen den beiden Schwellungen. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass die Hügelgräber von Tschemin, von deren nichtkeramischem Inhalt der Berichterstatter nur kurz „Spuren von Bronze“ anführt, wenigstens theilweise sicher der reinen Bronzezeit angehören, da sich unter den gedachten Spuren der Ueberrest eines doppelten Rasirmessers mit Ring am unteren Ende (10 cm l., typische Form) erkennen lässt.

2.

Zu dem Funde von Bronzeringgeld aus Ungarisch-Hradisch, welchen J. Szombathy in diesen Mittheilungen Bd. XV, S. [63] f. beschrieben und auf seine Gewichtsverhältnisse hin bestimmt hat, ist nachzutragen, dass die Ringe erster und zweiter Grösse, wie die an den Innenseiten theilweise erhaltenen, d. h. unabgefeilten Ansatzstellen zeigen, mit kleineren Ringen zusammen aus einer Form gegossen wurden. Diese Bemerkung dient zur Erklärung einer sonst räthselhaften Art von Doppelringen, wovon sich zwei Exemplare in den der reinen Bronzezeit angehörigen Flachgräbern von Paudorf (Gerichtsbezirk Mautern) in Niederösterreich gefunden haben. Diese concentrischen Ringe hängen nicht, wie es sonst bei ring- oder radförmigen Zierraten vorkommt, durch mehrere symmetrisch angeordnete Speichen, sondern nur durch einen einzigen, sehr kurzen, radialen Steg miteinander zusammen. Man ersieht daraus, dass dieses Ringgeld auch hierzulande angefertigt wurde, dass es in unseren Gegenden bereits der Bronzezeit angehört und dass man es manchmal (wie später allgemein den Obolus) den Todten in's Grab zu legen pflegte. Es ist nicht undenkbar, dass man auf die Herstellung radförmiger Zierstücke aus Bronze, die ja nicht selten sind (s. z. B. Bd. I, Taf. 1, Fig. 5 dieser Mittheilungen ein Stück aus dem Urnenfelde von Rossitz), durch diese Procedur beim Giessen des Ringgeldes verfallen ist.

3.

Von dem bekannten Fundorte Rubin bei Saaz in Böhmen besitzt das Hofmuseum ein kleines pferdeähnliches Bronzefigürchen, das in diesen Mittheilungen Bd. X, S. 272 abgebildet und von E. Kittl besprochen ist. Die Ansätze auf dem Rücken des Figürchens werden von dem Genannten vermuthungsweise auf einen Sattel bezogen, woran jedoch in so früher Zeit kaum zu denken ist. Es sind vielmehr die Reste eines kleinen Ringes, an welchem das Thierbildchen als Anhängsel getragen wurde. — Anbei möchte ich zugleich, über die Bronzezeit hinausgreifend, einen kleinen Irrthum berichtigen, der bei der Beschreibung des bekannten Bleiwagens von Rosegg in Kärnten (Mitth. Bd. XIV, S. 141) unterlaufen ist. F. Kanitz spricht daselbst von vier „räthselhaften, gleichartigen Stücken" (l. c. Taf. III, Fig. 11, 12), von welchen es fraglich ist, ob sie zur Wagenconstruction gehörten oder Thierfiguren sein sollten. Es steht ausser Zweifel, dass dies Bruchstücke menschlicher Figuren sind; denn am unteren Ende des unförmlich langgezogenen Rumpfes erkennt man deutlich die nach archaischer Weise stark ausgebildeten Nates, vorne den Phallus, wie dies auch die später gefundenen Figürchen von besserem Erhaltungszustande erkennen lassen. Mit dem Bleiwagen haben also diese Fragmente nichts zu thun, wenn die Figuren nicht etwa, wie es bei dem berühmten Stretweger Bronzewagen der Fall ist, auf demselben stehend angebracht waren.

8. Geschenke für die Bibliothek:

Wilmowsky J. N.: Römische Mosaiken aus Trier und dessen Umgegend. Nach dessen Tode herausgegeben von der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier. Trier, 9 Tafeln. Gr.-Folio. (ded. Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier.)

Veckenstedt, Dr. Ed.: Geschichte der griechischen Farbenlehre. Das Farbenunterscheidungsvermögen. Die Farbenbezeichnungen der griechischen Epiker von Homer bis Quintus Smyrnäus. Paderborn 1888. 203 p. 8°. (ded. Aut.)

Pigorini L.: Scavi archeologici nel territorio di Sibari. Roma 31 p. 1 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Hörmann Kosta: Narodne pjesne Muhamedovaca u Bosni i Hercegovini. Bd. I. Sarajevo 1888. 624 p. 8°. (ded. Präsidium des gemeinsamen Ministeriums in Angelegenheit Bosniens und der Hercegovina.)

Naue, Dr. J.: Eisernes Dolchmesser aus dem Gardasee. Sep. a. d. Jahrbuche d. Ver. von Alterthumsfr. im Rheinlande. Bd. LXXXV. 5 p. u. 1 Taf. gr. 8°. (ded. Aut.)

Campi Luigi: Stazione preistorica al „Dos del Gianicol" presso Tucimo. Estratto dall Archivio Trentino. Trento 1888. 13 p. 8°. (ded. Aut.)

Kulka Richard: Aus Schlesiens Vorzeit. Sep.-Abd. 8 p. 8°. (ded. Aut.)

Danielli, Dr. J.: Il corridore martinelli osservazioni antropologiche. Estr. dall Archivio per l'Anthropologia e la Etnologia. Vol. XVIII, Fasc. 1, 1888. 18 p. 8°. (ded. Aut.)

Danielli, Dr. J.: Tenica antropologia. Estr. dall processo verbale della Società Toscana di Science naturali. Adunanza del di 18. marzo 1888. 3 p. 8°. (ded. Aut.)

Koganei, Dr.: Ueber vier Koreaner Schädel. Sep. Abdr. aus den Mittheilungen der med. Facultät der kais. Japanischen Universität in Tokio. 208—229 p. 8 Taf. gr. 8°. (ded. Aut.)

Pilsen: Třeti zpräva městského Musea v Plzni za dobu od 1 ledna 1882 do 31 prosinie 1886, v Plzni 1888. 45 p. 8°. (ded. Museum der Stadt Pilsen.)

Bourke John G.: Compilation of notes and memoranda bearing upon the use of human ordure and human urine in rites of a religious or semi-religious character among various nations. Washington 1888. 56 p. 8°. (ded. Aut.)

Frazer J. G.: Totemism. Sep. a. the American Anthropologist for April, 1888. 4 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet Alb. S.: Ethnologic notes. Sep. a. the American Antiquarian. November 1887. 2 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet Alb. S.: Réplique à Mr. Dr. G. Brinton au sujet de son article „Linguistique Américaine". 15 p. 8°. (ded. Aut.)

Montelius, Dr. O.: Das Alter der Runenschrift im Norden, übersetzt von J. Mestorf. Sep.-Abdr. a. Archiv f. Anthropologie Bd. XVIII. 151—169 p. 4°. (ded. Mestorf.)

Phillips Henry Tr.: First contribution of the study of folk-lore of Philadelphia and its vicinity. Read before the American Philosophical Society. March 16. 1888. 119—170 p. (ded. Aut.)

Tomaschek, Dr. Wilh.: Kritik der ältesten Nachrichten über den Skytischen Norden. I. Ueber das arimaspische Gedicht des Aristeas. Sep.-Abdr. a. d. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissenschaften in Wien. Bd. CXVI. Wien 1888. 66 p. (ded. Aut.)

Tomaschek, Dr. Wilh.: I. Kritik der ältesten Nachrichten über den Skytischen Norden. II. Die Nachrichten Herodot's über den Skytischen Karawanenweg nach Innerasien. Sep. a. d. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissensch. in Wien. Bd. CXVII. Wien 1888. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Welsbach und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 8. **Sitzungsberichte.** **December 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 11. December 1888.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder. S. [89]. — 2. Erhöhung der Auflage der Mittheilungen; S. [89]. **Monats-Versammlung am 11. December 1888.** 1. Protectorat über den Congress 1889; S. [89]. — 2. Wahl eines Cassarevisors; S. [89]. — 3. Moser, Castellieri in Istrien; S. [89]. — 4. Toldt und Weisbach, Untersuchung der Gebeine des Marschalls Hess; S. [89]. — 5. Toldt und Weisbach, Untersuchung der Gebeine des Mineralogen Mohs; S. [91]. — 6. Woldřich, Funde bei Nussdorf, Gräber bei Protivin und Lobositz; S. [92]. — 7. Szombathy, Funde von Nassenfuss in Krain; S. [92]. — 8. Hoernes, Zusätze; S. [94]. — 9. Geschenke für die Bibliothek; S. [95].

Ausschuss-Sitzung am 11. December 1888.

Vorsitzender Dr. Carl Brunner von Wattenwyl.

1. Als wirkliche Mitglieder erscheinen angemeldet:

Dr. Eduard Schiff, Privatdocent an der Universität in Wien.

Dr. Moriz Bruck, k. k. Oberstabsarzt i. P. in Wien.

Dr. Ćiro Truhelka, Custos des bosnisch-herzegovinischen Landesmuseums in Sarajevo.

Karl Baron Schlosser in Wien.

Dr. Alexander Holländer, Docent an der Universität in Wien.

Dieselben werden vom Ausschusse als solche einstimmig aufgenommen.

Durch den Tod hat die Gesellschaft verloren das wirkliche Mitglied Herrn Universitätsprofessor Dr. Johann Dlauhy in Wien, ferner das correspondirende Mitglied kön. ungar. Rath Dr. Josef v. Lenhossék, Professor der Anatomie an der Universität in Budapest.

2. Auf Vorschlag des ersten Secretärs beschliesst der Ausschuss, die Auflage der „Mittheilungen", welche bisher 800 beträgt, für das nächste Jahr auf 900 zu erhöhen. Ferner wird eine Regelung der Preise für die früheren Bände der „Mittheilungen" beschlossen, in der Art, dass die Mitglieder dieselben um die Hälfte des Ladenpreises beziehen können, und zwar die Bände II—X zusammen um 18 fl.; die Bände II—XII per Band um 3 fl., die Bände XIII—XVIII per Band um 4 fl.

Monatsversammlung am 11. December 1888.

Vorsitzender: Dr. Carl Brunner von Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende theilt der Versammlung mit, dass Se. kaiserliche Hoheit Kronprinz Erzherzog Rudolf das Protectorat über den im nächsten Jahre in Wien stattfindenden gemeinsamen Congress der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft allergnädigst zu übernehmen geruht hat und denselben persönlich zu eröffnen gedenkt. Der Vorsitzende betont die hohe Ehre, welche unserer Gesellschaft durch die Annahme dieses Protectorates widerfahren ist und spricht die Hoffnung aus, dass der Congress den Erwartungen entsprechen werde, welche man allgemein auf denselben setzt, und dass gerade durch die gewordene hohe Unterstützung das Gelingen desselben gesichert erscheint.

2. An Stelle des aus dem Verbande der Gesellschaft ausgeschiedenen wirklichen Mitgliedes und Cassarevisors Dr. Alois Morawitz wird Herr Oberstabsarzt Dr. Bruck zum Cassarevisor vorgeschlagen und von der Versammlung auch gewählt.

3. Herr Professor Dr. **L. Carl Moser** in Triest berichtet über

Funde auf zwei Castellieri in Istrien.

Herr Dr. A. Amoroso hat auf den beiden Castellieri, die das Thal des Quieto gegen Süd beherrschen, nächst der bedeutenden Ortschaft Villanova, im Gerichtssprengel von Buje, in den daselbst befindlichen Gräbern zahlreiche Thongefässe, Bronzen, bearbeitete Thierknochen etc. vorgefunden, die sich nicht wesentlich von den auf dem Gräberfelde in Pizzuglu gemachten unterscheiden und von demselben Volke herzurühren scheinen. Die Gegenstände von Bronze bestehen in Spiralfibeln, Ringen und Haarnadeln. Die Thonurnen, aus freier Hand gearbeitet, sind häufig verziert. Von Eisen fand sich keine Spur. Näheres wird darüber in den von der Istrianer Anthropologischen Gesellschaft ausgegebenen „Atti memorie" erscheinen.

4. Professor Dr. **C. Toldt** und Oberstabsarzt Dr. **A. Weisbach** übersenden den

Bericht über die an den Gebeinen des Marschall Hess

gelegentlich der Uebertragung derselben vom Währinger Ortsfriedhofe auf den Centralfriedhof der Stadt Wien am 2. October 1888 vorgenommenen Untersuchung.

Feldmarschall Freiherr von Hess, der geniale Generalquartiermeister Radetzky's, von väterlicher Seite aus dem Deutschen Reiche stammend, war am 17. März 1788 zu Wien geboren, wo er, volle 82 Jahre alt, am 13. April 1870 starb.

In einer kurzen Biographie (General Hess im lebensgeschichtlichen Umrisse, Wien 1855, Wallishausser)

finden wir folgende Personsbeschreibung: Hess war von mittlerer Statur, zart und schmächtig gebaut, hatte lichtblondes, etwas gekraustes Haar, blaue Augen und einen wohlwollenden Gesichtsausdruck; er wird da als anspruchslos, bescheiden, streng rechtlich, human und herzensgut geschildert.

Dem Denkmalcomité sei unser Dank für das höchst bereitwillige Entgegenkommen bezüglich der Vornahme der Messungen hier ausgesprochen.

Der Schädel ist sehr ebenmässig, ziemlich starken Knochenbaues, die Gesichtsknochen durch Altersatrophie sehr dünn, der Oberkiefer bis zum Proc. zygomaticus fehlend; seine Stirn- und Scheitelbeinhöcker sind deutlich, letztere ohne Spur seniler Atrophie; alle Nähte sichtbar, die Lambdanaht reich-, die Pfeil- und Kranznaht armzackig; am hintern Drittel der Pfeilnaht 2 sehr grosse Foramina parietalia.

Die obere Ansicht gibt ein schmales, langes, sehr regelmässiges, fast elliptisches Oval mit schmaler, stark gebogener Stirne, flachen Schläfen und stumpf vorstehendem Hinterhaupte; die Lineae temporales stark markirt.

Hinterhauptsansicht: hoch, schmal fünfeckig, etwas abgerundet, oben und unten gleichbreit; die Hinterhauptsschuppe nicht dreieckig, sondern längs der Lambdanaht bogenförmig begrenzt, ihr Interparietaltheil gross, stark gewölbt.

Untere Ansicht: Hinterhaupt schmal parabolisch, Receptaculum lang. geneigt, Muskelleisten stark ausgeprägt; For. occ. mässig gross, länglich; die Process. condyloidei hoch, sehr convex; äussere Lamelle der Proc. pterygoidei breit.

Seitenansicht: lang, Stirne senkrecht, stark gewölbt, mit deutlichen Arcus superciliares, vor der Kranznaht etwas eingedrückt; Scheitel flach, hinten sehr allmälig abfallend; Hinterhaupt vorstehend, mit sehr starker Tuberos. externa; Zitzenfortsätze kurz, sehr dick.

Vorderansicht: Gesicht klein, sehr schmal, Jochbeine angedrückt; Stirne in querer Richtung stark gewölbt, mit sehr deutlichen Arc. superc., welche oberhalb der Nasenwurzel durch eine senkrechte, schmale, tiefe Furche von einander getrennt sind; Orbitae sehr gross, hoch, ziemlich nach aussen geneigt. Nasenwurzel schmal, die am freien Ende abgebrochenen Nasenbeine einen schmalen, scharfen Rücken bildend.

Der Unterkiefer sehr klein, dünn, niedrig, ohne Zahnfächer (senile Atrophie), seine Aeste wenig geneigt, mit sehr seichtem Ausschnitte zwischen Gelenks- und Kronenfortsatz; sein linker Gelenkshöcker mit Arthritis deformans.

Der Umfang des Schädels (532 mm) ist sehr ansehnlich, gleichwie auch seine Länge (191 mm), wogegen die Höhe (135 mm) und vorzüglich die Breite (138 mm) sehr zurücktreten; der sehr geringe Längenbreitenindex (722) spricht für exquisite Dolicho-, der noch niedrigere Höhenindex (706) für Orthocephalie, und zwar in nächster Nähe der Chamaecephalie.

Die Entfernung der Nasenwurzel von der Tuberos. occ. ext. beträgt 184 mm, im Bogen gemessen 324 mm, woraus eine flache sagittale Wölbung (1·760) sich ergibt, während die quere Wölbung (2·528) bei der schmalen Schädelbasis (123 mm) eine sehr starke ist.

Das lange, sehr schmale, hohe Vorderhaupt hat eine sehr starke sagittale (1·153), jedoch nur eine flache horizontale Krümmung (1·401).

Das sehr lange und schmale Mittelhaupt, nur wenig länger als das Vorderhaupt, besitzt mässig breite Scheitelbeine mit sehr starker Wölbung längs der Pfeilnaht (1·157), welche jener des Vorderhauptes fast genau gleicht, aber flacher in querer Richtung (1·123); oberhalb der Zitzenfortsätze ist es breit und die Ansatzfläche für den Schläfemuskel (97 mm) von sehr bedeutender Länge.

Das sowohl der Höhe (117 mm), als auch der Länge (96 mm) und Breite (114 mm) nach sehr ausgebildete Hinterhaupt ist in sagittaler (1·250), ganz besonders aber in querer Richtung (1·359) sehr stark gewölbt, sein Receptaculum (56 mm) sehr lang, fast wie der Interparietaltheil (60 mm) und der Abstand der Warzenspitzen (109 mm) beträchtlich.

An der langen Schädelbasis (101 mm) finden wir ein mässig grosses, ziemlich breites For. occ. magnum (Index 842).

Da leider die Höhe des ganzen und des Mittelgesichtes nicht gemessen werden konnte, lässt sich nur die geringe Breite zwischen den Jochbrücken (129 mm) und zwischen den Oberkieferjochbeinnähten (85 mm) feststellen, während die obere Gesichtsbreite (104 mm) keineswegs gering genannt werden kann; entsprechend den früheren Maassen zeigen sich auch die Choanen sehr schmal (25 mm).

Die so ansehnliche Grösse der Orbitae (42 mm und 37 mm beiderseits, mit dem hypsikonchen Index von 880) dürfte wohl dem hohen Alter zugeschrieben werden müssen.

Bei dem hochgradig atrophischen Zustande des Unterkiefers könnte blos der so geringe gegenseitige Abstand seiner Winkel, die untere Gesichtsbreite (94 mm) als gestaltgebend für das Gesicht in Betracht gezogen werden, welches nach Allem ein im Ganzen schmales, nach unten zu stark verschmälertes gewesen sein muss, wie auch vorhandene Porträts beweisen.

Der Schädel ist also gross, dolicho-orthocephal, hypsikonch, kryptozyg, höchst wahrscheinlich leptoprosop.

Derlei ausgesprochen dolichocephale Schädel sind unter den Deutschösterreichern grosse Seltenheiten; denn unter 120 Schädeln aus fast allen österreichisch-ungarischen Ländern (darunter 59 aus Nieder-, 10 aus Oberösterreich, 16 aus Steiermark, 12 aus Böhmen etc.) finden sich nur 4 mit ähnlichen Breitenindices (711, 729, 738, 739), sämmtlich aus Niederösterreich.

Auffällig ist die nahe Uebereinstimmung mit dem Hallstätter Schädel im k. k. Hofmuseum (Länge 194 mm, Breite 139 mm, Höhe 136 mm, Indices 716 und 701, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Sitzungsbericht Nr. 3 ex 1888), ferner mit den von Weisbach beschriebenen Gräberschädeln aus Böhmen (von Steinwasser, Melnik und Saaz) und endlich mit

dem Reihengräbertypus Eckert's (Länge 191 mm, Breite 136 mm, Index 713).

	Millimeter
Horizontalumfang (14) [1]	532
Grösste Länge (2)	191
Grösste Breite (4)	138
Höhe (6)	135
Gerade Länge (1)	191
Intertuberallänge (3)	187
Ohrhöhe (8)	108
Längenbreiten-Index	722
Längenhöhen-Index	706
Nasenwurzel bis Tuber. occ ext. Sehne	184
Nasenwurzel bis Tuber. occ ext. Bogen	324
Schädelbasisbreite (4a)	123
Querumfang (16)	311
Vorderhauptslänge	117
Sagittal. Stirnbogen	135
Vorderhauptsbreite	107
Horizont. Stirnbogen	150
Kleinste Stirnbreite (5)	96
Vorderhauptshöhe (7)	133
Mittelhauptslänge	121
Sagittal. Scheitelbogen	140
Ohrbreite	134
Scheitelbeinbreite Sehne	105
Scheitelbeinbreite Bogen	118
Keilschläfenlänge	97
Hinterhauptslänge	96
Sagittal. Hinterhauptsbogen	120
Länge Interparietalbein	60
Länge Receptaculum	56
Hinterhauptsbreite	114
Querer Hinterhauptsbogen	155
Hinterhauptshöhe	117
Warzenabstand (13a)	109
Warzenabstand (13b)	128
Länge der Schädelbasis (10)	101
For. occ. m. Länge (12)	38
For. occ. m. Breite (13)	32
Obere Gesichtsbreite	104
Jochbreite (18)	129
Oberkieferbreite (17)	85
Orbita Breite (23)	42
Orbita Höhe (25)	37
Nasenwurzelbreite (18a?)	22
Choanenbreite	25
Länge der pars basilaris (11)	29
Untere Gesichtsbreite	94
Unterkieferlänge	208
Ast Höhe	51
Ast Breite	31

Prof. C. Toldt. **Dr. A. Weisbach.**

5. Professor **Dr. C. Toldt** und Oberstabsarzt **Dr. A. Weisbach** übersenden den

Bericht über die an den Gebeinen Friedrich Mohs'

gelegentlich der Uebertragung derselben vom Matzleinsdorfer evangelischen Friedhofe auf den Centralfriedhof der Stadt Wien am 28. November 1888 vorgenommene Untersuchung.

Unser berühmter Mineraloge war am 29. Jänner 1773 zu Gernrode, einem kleinen Städtchen in Anhalt-Bernburg, geboren und am 29. September 1839 zu Agordo bei Belluno im Venetianischen gestorben, hatte also ein Alter von 66½ Jahren erreicht.

[1]) Nummer der Maasse der Frankfurter Verständigung.

Der sehr gut erhaltene, an der Basis etwas feuchte Schädel ist leicht und sind alle seine Nähte undeutlich, ausgenommen die Sutura squamosa und die Seitentheile der reichzackigen Lambdoidea; im vordersten Theile der Schläfengegend, knapp hinter der Linea temporalis oss. frontis ist er sehr stark vorgewölbt, dünn.

Obere Ansicht. Sehr breit oval, Stirne breit, Schläfen stark gewölbt, Hinterhaupt breit, wenig stumpf vorragend; alle 4 Tubera (front. pariet.) deutlich.

Hintere Ansicht. Sehr breit und niedrig, gleichsam quer oval, unten breiter als oben, Pfeilnahtgegend firstähnlich vortretend, Schläfenseiten sehr stark gewölbt; Hinterhauptschuppe dreieckig, flach, mit sehr grossem Interparietaltheile und sehr deutlicher, tief unten gelegener Protuberantia externa.

Untere Ansicht. Hinterhaupt sehr breit, flachbogig, Receptaculum kurz, For. occip. klein, rundlich; Proc. condyloidei klein, niedrig, flach; Process. pteryg. mit breiter Aussenplatte; Gaumen flach, breit, Zähne meist fehlend, Alveoli sehr kurz.

Seitenansicht. Kurz und niedrig; Stirne etwas geneigt, flach, mit deutlichen Augenbrauenbogen; Scheitel hinten rasch abfallend zum wenig vortretenden Hinterhaupte; Warzenfortsätze klein, kurz; Gesicht orthognath.

Vorderansicht. Gesicht breit, sehr niedrig (die Kiefer alters-atrophisch), die linke Seite der Stirne ein wenig flacher als die rechte; Jochbeine vorstehend; Orbitae gross, viereckig; Nasenwurzel schmal, ebenso die zu einem scharfen Rücken sich vereinigenden Nasenbeine und die Nasenöffnung.

Unterkiefer sehr klein, ohne Zähne und Zahnfächer (Altersatrophie), sein rechter Theil zerbrochen; Aeste niedrig, mit sehr seichter, fast geradliniger Incisur zwischen Gelenks- und Kronenfortsatz.

Der Schädel ist mittelgross (528 mm Umfang), viel weniger der Länge (181 mm grösste) und Höhe (134 mm), als der Breite (154 mm) nach ausgebildet, weshalb er auch mit seinem grossen Breitenindex (851) in die Hyperbrachycephalie hineinreicht; der Höhenindex (740) aber fällt noch innerhalb der Grenzen der Orthocephalie. Seine Basis zeichnet sich gleichfalls durch bedeutende Breite (132 mm) aus, weshalb auch die Wölbung des Schädels in querer Richtung (2·363) als eine sehr flache, jene in sagittaler (1·895) dagegen als eine sehr starke erscheint.

Das Vorderhaupt ist kurz, mässig hoch und breit, in sagittaler (1·064) und colonaler Richtung (1·265) sehr flach gewölbt.

Das Mittelhaupt ist nicht unansehnlich länger (114 mm) als das Vorderhaupt (108 mm), durchaus sehr breit und sind die sehr breiten Seitenwandbeine in sagittaler Richtung (1·105) trotz der Hyperbrachycephalie sehr wenig, noch flacher aber in querer (1·036) gewölbt. Die Keilschläfenfläche besitzt nur eine geringe Länge (86 mm).

Das Hinterhaupt fällt durch seine sehr grosse Länge (103 mm) bei geringer Breite (106 mm) und Höhe (107 mm) auf, so dass diese drei Maasse sich nur wenig von einander unterscheiden, trotz der starken Breiten-

entwicklung des Hinterhauptes; dem entsprechend ist der Interparietaltheil (74 mm) von sehr bedeutender, das Receptaculum (49 mm) von gewöhnlicher Länge. Was seine Wölbungen anbelangt, sind sowohl die sagittale (1·252), als auch die quere (1·396) von beträchtlicher Stärke. Die Spitzen der Process. mast. stehen ansehnlich weit von einander ab (109 mm).

Die Länge der Schädelbasis (97 mm) ist gering, das For. occ. magn. (Länge 38 mm, Breite 31 mm, Index 815) von mittlerer Grösse und Rundung.

Die wegen seniler Atrophie nur annähernd bestimmbare Gesichtslänge (105 mm) zeigt sich sehr gering, gleichwie auch jene des Mittelgesichtes (57 mm); dafür sind sowohl die obere Gesichts- (105 mm) als auch die Jochbreite (134 mm) nicht unansehnlich, wodurch der Gesichtsindex (Jochbreite : Gesichtshöhe = 783) ein sehr geringer, das Gesicht bedeutend chamaeprosop wird.

Die sehr geringe Oberkieferlänge (85 mm), welche der Breite derselben (94 mm) sehr beträchtlich nachsteht) — in den meisten Fällen verhält es sich umgekehrt — stimmt für vollkommene Orthognathie, wie es auch dem Augenscheine entspricht, besonders wenn man das so niedrige Mittelgesicht mit in Betracht zieht.

Der im Ganzen kleine Gaumen (43 mm lang, 41 mm endbreit, Index 953) ist hochgradig brachystaphylin, die Orbita mesokonch (825), die rechte etwas breiter (41 mm) und niedriger (32 mm), als die linke (40 und 33 mm), die Nasenöffnung mesorrhin (489), die Choanen klein, schmal und niedrig (851 Index). Der Unterkiefer besitzt niedrige (48 mm), aber breite (32 mm) Aeste.

Nach unserer Untersuchung ist Mohs' Schädel also hyperbrachy-orthocephal, orthognath, chamaeprosop, mesokonch, mesorrhin und brachystaphylin.

		Millimeter
Horizontalumfang (14) [1]		528
Grösste Länge (2)		181
Gerade Länge (1)		181
Intertuberallänge (3)		176
Grösste Breite (4)		154
Höhe (6)		134
Ohrhöhe (8)		111
Breiten-Höhen-	Index	851
		740
Nasenwurzel bis Tuber. occ. ext.	Sehne	172
	Bogen	325
Schädelbasisbreite (4 a)		132
Querumfang (16)		314
Vorderhauptslänge		108
Sagittal. Stirnbogen		115
Vorderhauptsbreite		113
Horiz. Stirnbogen		143
Kleinste Stirnbreite (5)		94
Vorderhauptshöhe (7)		131
Mittelhauptslänge		114
Sagittal. Scheitelbogen		126
Ohrbreite		142
Schädelbeinbreite	Sehne	109
	Bogen	113
Keilschläfenlänge		86
Hinterhauptslänge		103
Sagittal. Hinterhauptsbogen		129
Länge	Interparietalbein	74
	Receptaculum	49
Hinterhauptsbreite		106
Querer Hinterhauptsbogen		148
Hinterhauptshöhe		107
Warzenabstand (13 a)		109
Warzenabstand (13 b)		135
Länge der Schädelbasis (10)		97
Länge der Pars basil. (11)		28
For. occ. m.	Länge (12)	38
	Breite (13)	31
Gesichtshöhe (19)		105 ?
Mittelgesichtshöhe (20)		57
Obere Gesichtsbreite		105
Jochbreite (18)		134
Oberkiefer	Länge (30)	85
	Breite (17)	94
Gaumen	Länge (27)	43
	Endbreite (29)	41
	Mittelbreite (28)	41
Orbita	Breite (23)	40
	Höhe (25)	33
Nasenwurzelbreite (18 a ?)		22
Nasen	Höhe (21)	47
	Breite (22)	23
Choanen	Breite	27
	Höhe	23
Unterkieferast	Höhe	48
	Breite	32

Prof. C. Toldt. **Dr. A. Weisbach.**

[1]) Die eingeschlossenen Nummern bezeichnen die gleichen Maasse der Frankfurter Verständigung.

6. Professor **Dr. J. N. Woldřich** hält einen Vortrag über

Bronzefunde von Nussdorf bei Wien, Hügelgräber bei Protivin und Reihengräber bei Lobositz.

Ueber die beiden letzteren Localitäten liegt eine ausführliche Publication des Herrn Professors vor, welche als vierte Folge der Beiträge zur Urgeschichte Böhmens im I. Hefte des nächstjährigen Bandes der „Mittheilungen“ erscheinen wird. Der interessante Fund von Nussdorf wird im nächsten Sitzungsberichte eingehender beschrieben und abgebildet werden.

7. Custos **Josef Szombathy** zeigt

La Tène-Funde von Nassenfuss in Krain.

Diese Funde rühren von derselben Gräberstätte her, von welcher Herr Deschmann bereits auf der Wanderversammlung in Klagenfurt [1]) Mittheilungen gemacht hat, und auch von demselben Ausgräber namens Pečnik, welcher in den letzten Jahren zumeist die Ausgrabungen für das Laibacher Landes-Museum besorgt. Nach Deschmann's und Pečnik's Berichten scheint die westlich von Nassenfuss gelegene Fundlocalität, ähnlich jener von Watsch und von St. Michael, mehrere grössere und kleinere Nekropolen zu umfassen, welche die Hügellandschaften zwischen den drei Dörfern Ostroschnik, Slepschek und Heiligenkreuz einnehmen und hauptsächlich der Hallstatt-Periode angehören. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Nekropolen findet sich auch auf erhöhter Stelle eine der La Tène-Periode angehörige, in welcher nur Brandgräber ohne Urnen vorkommen. Diese Gräber werden in der Regel

[1]) Mitth. d. A. G., Wien, Bd. XV, Sitzber. p. [71].

von etwa $^1/_4$ m breiten, $^1/_2$ m tiefen Gruben gebildet, in welche der Leichenbrand und die Beigaben eingefüllt sind, ähnlich wie dies bei den jüngeren Gräbern in St. Michael auch der Fall ist.

In diesen jüngeren Gräbern von St. Michael [1]) begegnen wir nun einer Uebergangsstufe, in welcher Typen der letzten Hallstatt-Stufe mit La Tène-Typen gemengt vorkommen. Den ersteren gehören vor Allem die häufigen, zum Theil sehr grossen bronzenen Certosa-Fibeln, die schmalen Lanzenspitzen mit starker Mittelrippe und kurzer Dülle und die einschneidigen langen Schwertmesser an. Mit diesen Formen finden wir vergesellschaftet La Tène-Schwerter (drei in vielleicht 150 Gräbern), eigenthümliche, schlanke Streitbeile, Lanzenspitzen mit sehr breitem Blatt, Wurfspeerspitzen mit sehr langer, stabförmiger Dülle und La Tène-Fibeln. Schildbuckel kommen meines Wissens da noch nicht vor.

Otto Tischler in Königsberg hat in der La Tène-Periode drei Altersstufen nachgewiesen und uns wiederholt über die wichtigsten Typen derselben, speciell über die Schwert- und Fibeltypen [2]), belehrt. Darnach würden die Schwerter von St. Michael, deren massgeblichster Theil, die Scheide, leider nur theilweise erhalten ist, am wahrscheinlichsten der Früh-La-Tène-Form zuzuzählen sein, während die neben den Certosa-Fibeln vorkommenden La Tène-Fibeln durchwegs den Typus „mit verbundenem Schlussstück“, so wie wir ihn von der classischen Fundstelle bei Marin kennen, zeigen, also der Mittel-La-Tène-Periode zuzuzählen sind.

Das Inventar der La Tène-Gräber von Nassenfuss ist frei von Formen, welche noch an die Hallstatt-Periode erinnern könnten. Ich erlaube mir, aus dieser Localität folgende der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hof-Museums gehörige Stücke vorzulegen:

5 zusammengebogene Eisenschwerter mit ansehnlichen Theilen der Scheide und die Scheidenreste eines sechsten Schwertes;

2 charakteristische Schildbuckel;

2 eiserne Wehrgehängketten, welche vielleicht auch den Leibriemen ersetzten, mit langen, aus Draht gewundenen Gliedern;

1 grosses und 1 kleines Beil mit einseitigen, zu einer Dülle zusammengebogenen Lappen;

1 Haumesser und 1 kleineres ähnliches Messer;

5 eiserne und 3 bronzene Fibeln;

2 kleine, dicke Eisenringe und

1 Glasarmband aus durchsichtigem, blauem Glase mit kräftigen Warzenansätzen.

Zwei Thongefässe und einige andere, im Leichenfeuer beschädigte Stücke, welche ich zurückliess, können diesem Inventar nichts Wesentliches hinzufügen.

Vergleichen wir unsere Funde mit den Tischler'schen Typen, so finden wir, dass von den Fibeln sieben der Mittel-La-Tène-Form und eine mit langer, armbrustförmiger Spirale der Spät-La-Tène-Form „mit geschlossenem Fuss“ angehört. Von den Schwertern sind einige der Früh-, andere der Mittel-La-Tène-Form zuzurechnen.

Die im Laibacher Museum aufbewahrten Funde stimmen im Allgemeinen mit den unsrigen überein, doch ist unter den dortigen Fibeln keine mit „geschlossenem Fuss“, während eines der Schwerter mit stumpfem Scheidenende eine Uebergangsform zwischen Mittel- und Spät-La-Tène bildet. Ferner enthält diese Sammlung noch schlanke Streitäxte und breite Lanzenspitzen, welche wir nicht von Nassenfuss, aber wohl in gleicher Form von St. Michael besitzen, es ist aber zu bemerken, dass diese eigenthümlichen Streitäxte in Nassenfuss an Zahl gegen die Schwerter bedeutend zurücktreten. In St. Michael fanden wir das Verhältniss umgekehrt.

Demnach gehören also die La Tène-Gräber von Nassenfuss zum grösseren Theile der mittleren Stufe dieser Periode an, reichen aber mit einigen Stücken in die frühere und in die spätere Periode hinein. Jedenfalls sind sie etwas jünger als jene von St. Michael. Aus den Grabungsberichten und aus den in Laibach auch von den übrigen älteren Fundstellen bei Nassenfuss aufgestellten Funden ist nicht zu ersehen, dass sich daselbst auch Gräber einer Uebergangszeit mit gemischten Typen finden, obwohl da z. B. neben den älteren Fibelformen auch in grosser Zahl die Certosa-Fibel, theils von dem St. Michaeler Typus, theils mit langer Armbrustspirale auftritt. Vielleicht hat die von Westen einherschreitende gallische Transgression unseren östlicher gelegenen Fundort um so Vieles später erreicht, als jenen von St. Michael. Die allgemeinen Unterscheidungsmerkmale für den jüngeren dieser beiden Fundorte sind nicht unwesentlich: Vollständiges Aufhören der Hallstatt-Typen, Seltenerwerden der Beile, Vermehrung der Schwerter, Auftreten von Schildern mit den charakteristischen Buckeln und von verschiedenen jüngeren Formen bei Waffen und Schmucksachen.

Dabei fällt es auf, dass sich sowohl in St. Michael als in Nassenfuss und den kleineren La Tène-Fundorten Krains, wie Weisskirchen, Wallitschendorf, St. Marein, Podzemelj, Altenmarkt und Planina, sowie auch in Idria di Bača im Küstenlande etc. keine Fibel vom Früh-La-Tène-Typus (mit freiem, nur zurückgebogenem Schlussstück) findet, sondern dass sich in St. Michael zwischen die mit der Certosa-Fibel vergesellschafteten Funde sogleich die Mittel-La-Tène-Fibel eindrängt. Wenn sich dieses Verhältniss an weiteren gut beobachteten Funden wiederholen würde, müsste ihm eine nicht geringe Bedeutung für die Bestimmung der Zeit, zu welcher in Krain die ältere Cultur von der gallischen abgelöst wurde, zugemessen werden, und es wäre dann zunächst der Gegensatz zwischen diesem Auftreten und der Verbreitung der Alt-La-Tène-Gruppe von der Champagne durch das südliche Deutschland und durch Böhmen bis Ungarn in's Auge zu fassen.

[1]) Dr. Moriz Hoernes, Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain. Mitth. d. A. G., Wien, Bd. XVIII, 4. Heft.

[2]) Unter Anderem: Tischler, Ueber Gliederung der La Tène-Periode und über die Decorirung der Eisenwaffen in dieser Zeit. Correspondenzbl. d. Deutschen A. G., XVI. Jahrg., 1885, p. 157.

Einzelne Früh-La-Tène-Formen, besonders Fibeln, finden sich wohl schon in vielen unserer Nekropolen der Hallstatt-Periode, aber sie bleiben stets vereinzelt und zeigen nur, dass in den Ostalpen die Herrschaft der Hallstatt-Cultur länger dauerte, als in Frankreich und Süddeutschland, so dass sich z. B. die Certosa-Fibel im Westen längst zur Früh-La-Tène-Fibel entwickelt und letztere sich über den Rhein nach Osten hin verbreitet hatte, während in Krain noch die Certosa-Fibel in unveränderter Form in Gebrauch stand. Das Volk haftete mit zu grosser Zähigkeit an seinem alten Formenschatze. So kommt es wohl, dass in jüngeren Gräbern der Hallstatt-Periode in den Ostalpen hin und wieder einige Schmuckstücke von Früh-La-Tène-Typus oder selbst eine Prunkwaffe (das bekannte Prachtschwert von Hallstatt), welche durch friedliche Beziehungen aus den vorgeschritteneren Gebieten im Norden und Westen der Alpen importirt wurden, erscheinen, ohne dass sich eine wirkliche Früh-La-Tène-Cultur etablirt hätte und dass die gallische Cultur erst in einer etwas späteren Zeit mit den Kelten selbst zur Herrschaft gelange, zur selben Zeit, in welcher sie auch über Norddeutschland transgredirte.

8. Herr Dr. Moriz Hoernes gibt

Fernere Zusätze zu älteren Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft. [1])

La Tène-Funde.

5.

Band IX, S. 244 ff. dieser „Mittheilungen“ berichtet F. Heger über „Fundplätze aus vorhistorischer Zeit in der chemischen Fabrik zu Aussig“. Es handelt sich um neolithische Wohngruben und ein ca. 100 Schritt von denselben entferntes Skeletgrab, welches Beigaben aus Bronze und Eisen führte, die zum Theil a. a. O. Taf. IV, Fig. 6—8, abgebildet sind. Diese Beigaben sind nun nicht nur charakteristische La Tène-Sachen überhaupt, sondern zeigen geradezu jene Formen, welche uns in ausgezeichneter Menge aus einem Depôtfunde beim nahegelegenen Orte Dux bekannt sind. (S. F. Heger. „Grosser Fund prähistorischer Bronzen bei Dux in Böhmen“, Mitth. Bd. XII, S. 80 ff.) Der einzige Unterschied besteht darin, dass die Fibeln in Aussig etwas kleiner und aus Eisen, in Dux grösser und aus Bronze sind, ferner darin, dass das charakteristische Armband aus Bronzedraht in Aussig aus einer Reihe liegender achterförmiger Schlingen besteht, während es in Dux einfach wellenförmig zusammengebogen ist. Das massive Bronze-Armband mit verdickten Enden kehrt an beiden Orten gleichförmig wieder. Dieses Skeletgrab und jener Depôtfund stehen also in naher Beziehung zu einander. Die Fibeln aus dem ersteren sind leider stark zerstört; doch erkennt man, dass sie der Duxer Form l. c. Taf., Fig. 2, am nächsten stehen, d. h. der zurückgebogene Fuss endet in ein rundes Scheibchen. Immerhin sind die Stücke besser erhalten, als man aus der Abbildung Bd. IX, Taf. IV, Fig. 8 erkennt. Die anthropologische Sammlung des k. k. Hofmuseums besitzt aus dem gedachten Grabe Reste des Skelets und den nahezu vollständig restaurirten Schädel, worüber mir Herr Custos J. Szombathy die folgenden Zeilen freundlich zur Verfügung stellte:

„Die Knochen des Skelets sind kräftig entwickelt, aber sämmtlich so zerbrochen, dass von keinem einzigen Maasse genommen werden können. Von der oberen Partie des linken Femur lassen sich die Bruchstücke so weit zusammenstellen, dass man an dem steilen Winkel, unter welchem das Collum abzweigt, ein Zeichen für den weiblichen Charakter des Skelets gewinnen kann. Der Schädel konnte zwar aus vielen Theilen zusammengestellt werden, aber die Basis fehlt gänzlich, und beim Zusammenfügen des Gesichtsskelets war ich so vielfach auf mein Gutdünken angewiesen, dass ich nur die Hauptmaasse anzugeben wage. Der ganz normal entwickelte, sehr geräumige Schädel deutet in der Ausbildung des Gebisses und der Nähte auf ein Alter von 30—40 Jahren. Sein Typus ist dolichoid, mit schmaler Stirne und ziemlich prominentem Hinterhaupte. Dem Index nach ist er mesocephal (L. = 183, Br. = 144, L. : B. = 78·7). Das Gesicht erscheint mässig prognath und leptoprosop (schmal), mit anliegenden Jochbeinen und schmaler Nase. Im Grossen und Ganzen haben wir es also mit einer weiblichen Form des Reihengräbertypus, wenn auch nicht mit einer extremen Ausbildung derselben, zu thun.“

6.

Ueber Gräberfunde bei Dux in Böhmen hat F. v. Hochstetter im VIII. Bande dieser Zeitschrift (S. 118 ff. u. Taf.) eine Mittheilung gemacht, wobei er sich auf die Wiedergabe des von dem Finder, einem Bergingenieur, eingesendeten Berichtes beschränkte. Diese Dinge sind seither in ein besseres Licht getreten, wenngleich es auch heute noch nicht möglich ist, die Zeitstellung des Duxer Gräberfundes ganz genau zu bestimmen. Nur so viel steht fest: der Inhalt dieser Gräber zeigt bei einer im Ganzen äusserst schlichten Beschaffenheit doch eine sehr eigenthümliche und lehrreiche Zusammensetzung. Die Eisenwaffen — zwei Lanzenspitzen und ein Schwert — würde man, insbesondere wegen der Form einer der ersteren (l. c. Fig. 9), bei welcher der Schafttheil dreimal so lang ist als das Blatt, ohneweiters in die La Tène-Periode setzen. Ferner zeigt das flaschen- oder vielmehr birnförmige Gefäss ibid. Fig. 5, obwohl ohne Anwendung der Drehscheibe geformt und sehr roh verziert, grosse Verwandtschaft mit gewissen, allerdings feiner geformten und verzierten Drehscheibengefässen, welche an dem classischen La Tène-Fundorte Böhmens, dem Hradišt bei Stradonic (s. diese Mitth., Bd. X, S. 234), aber auch an anderen Fundplätzen Oesterreichs mit La Tène-Sachen vermischt vorkommen. Auf dem Hradišt bei Stradonic sind diese Krüge von besonderer Schönheit: der Hals glänzend, der Körper mattschwarz und mit scharf und dicht eingegrabenen Verticalfurchen

[1]) S. Sitzungsber. Nr. 7, Seite [86].

geziert; oder sie erscheinen in hellen Farben (roth, gelb) bemalt und mit weissen Horizontalstreifen geschmückt. Es ist eine Form, die der griechischen Amphora und gewissen römischen Gefässformen nahesteht (doch ohne den Doppelhenkel derselben). Das Duxer Gefäss ist der roheste Repräsentant dieses jedenfalls aus südlichen Einflüssen hervorgegangenen keramischen Typus.

Die übrigen Thongefässe aus den Duxer Gräbern sind theils ungedreht, theils gedreht. Zu den ersteren gehören: eine blassrothe tiefe Schale mit Ornamenten, ibid. Fig. 7, die wir trotz ihrer ungefügen Mache nach Analogien, welche ebenfalls der Hradišt bei Stradonic darbietet, immer noch der La Tène-Zeit Böhmens zurechnen dürfen; ferner ein Becher mit zwei vertical durchbohrten kleinen Henkelansätzen (ibid. Fig. 8), welcher das Fortleben einer in den älteren Urnenfeldern Böhmens in plumper und grosser Ausführung ungemein häufigen Gefässform beweist; schliesslich zwei tiefe schüsselförmige Töpfe mit schwach eingezogenem Rande, ohne jeden Ansatz oder Verzierung (einer davon l. c. Fig. 1). Diese sonst so wenig charakteristischen Töpfe sind deshalb bemerkenswerth, weil ganz gleiche Exemplare jüngst (in Fällen, welche noch der Bekanntmachung harren) auf Gräberfeldern an der südlichen Grenze Mährens gefunden worden sind, die nach den Beigaben (Fibeln) in sehr späte Zeit fallen, welcher man sonst den Gebrauch ungedrehter Thongefässe nicht mehr zuschreiben würde. Sowohl die blassrothe, verzierte Schale, als auch die beiden Töpfe mit eingezogenem Rande würde man unter anderen Umständen spätestens in die Hallstatt-Periode setzen. Mit Analogien aus der letzteren sind diese Stücke leicht zu belegen. Als Parallele für die Schale citire ich Nr. 7869 der prähistorischen Hofsammlung (aus Rovišče); die beiden Töpfe zeigen grosse Verwandtschaft mit den Schalen und Schüsseln mit eingebogenen Rändern, welche in hallstättischen Gräberfeldern der Ostalpen zu den häufigsten Erscheinungen gehören. An gedrehten Gefässen enthielt der Duxer Fund: einen henkellosen kleinen Napf aus feinem, grauem Material (l. c. Fig. 2), der am Obertheil zwischen dem Randwulst und der stärksten Bauchung mit einem Ornament sehr flach eingegrabener, sich kreuzender Linien geschmückt ist. (Dieses Ornament ist in der bezeichneten Abbildung nicht dargestellt.) Sowohl das Material als die Form dieses Stückes ist für die La Tène-Periode charakteristisch. Ganz ähnlich gebildete Näpfchen fanden sich in den mit ausgezeichneten keltischen Eisenwaffen ausgestatteten Flachgräbern von Nassenfuss in Unterkrain, deren Inhalt das Laibacher Museum bewahrt. Auf der Gurina sind kleine Gefässe aus gleichem Material ziemlich häufig und manchmal mit venetischen Inschriften versehen. Dass die venetischen Inschriften von der Gurina — trotz ihres Vorkommens auf feingetriebenen Bronzeblechplatten, die man sonst der Hallstätter Periode zuschreiben würde — der La Tène-Periode angehören, hat schon Pauli durch den Nachweis, dass dieselben nicht älter sein können, als ca. 260 v. Chr. höchst wahrscheinlich gemacht. Die Sache ist durch das von mir constatirte Vorkommen solcher Inschriften auf den wulstförmigen Rändern gedrehter Graphitgefässe (s. diese „Mitth." Bd. XVI, S. [60] f.) zur vollen Evidenz gebracht; denn diese charakteristischen, henkellosen, schwachgebauchten Graphittöpfe mit den scharfen und dichten verticalen Kratzlinien am Mittelkörper (s. z. B. Meyer, Gurina, Taf. XIII, Fig. 40; Taf. XIV, Fig. 18—20, 23) sind, so weit meine Kenntniss der La Tène-Funde Oesterreichs reicht, das sicherste Kennzeichen dieser Periode unter den keramischen Ueberresten. Von jüngeren Funden, die noch nicht publicirt sind, abgesehen, will ich nur erwähnen, dass solche Scherben auch in den Gräbern am Dürenberge bei Hallein vorkommen und dass sie auf dem Hradišt von Stradonic eine hervorragende Rolle spielen.

Endlich erscheint unter den Duxer Gefässen ein dem letztgedachten Napfe ähnlich geformtes, etwas höheres Gefäss aus dunklerem, sandigem Thon mit horizontalen Umlauffurchen (l. c. Fig. 3). Dieses Stück würde man als Einzelfund einer viel späteren Periode zuschreiben. Die Ausführung zeigt, den anderen Stücken gegenüber, schon eine durchaus moderne Mache, wie ich sie an Gefässen ungewissen Alters und diverser böhmischer Fundorte unter dem zweifelhaften Material der prähistorischen Hofsammlung mehrfach beobachten konnte.

Das Ensemble der Gräberfunde von Dux ist somit, die Richtigkeit des von Hochstetter veröffentlichten Fundberichtes vorausgesetzt, trotz seiner Unscheinbarkeit äusserst interessant und lehnt sich am engsten an die Fundmasse vom Hradišt bei Stradonic, dürfte also frühestens der La Tène-Periode zuzuweisen sein. Ich möchte bei diesem Anlass die Vermuthung aussprechen, dass sich die Keramik der La Tène-Periode charakterisirt: 1. durch das Zusammenvorkommen gedrehter und ungedrehter Thongefässe, 2. durch das Nebeneinander von Formen, welche das Fortleben älterer Typen und solcher, welche eine neue, in der Hallstatt-Periode noch nicht beobachtete Einwirkung einer vorgeschrittenen südlichen Cultur (der römischen) bezeugen. 3. Diese jüngeren Formen erscheinen theils in Exemplaren von vollendeter Ausführung und Verzierung, theils in plumpen Nachahmungen, bei welchen selbst die Töpferscheibe ihren Dienst noch nicht versehen hat.

9. Geschenke für die Bibliothek:

Ascencion: La République du Paraguay. Resumé statistique. Ascencion. 16 p. 4°. (ded. Direction de la Statistique.)

Gatschet Alb. S.: Linguistic and ethnographic notes. 3 p. 8°. (ded. Aut.)

G. A. S.: „Spelling" From the American Anthropologist. Washington D. C. October 1888. 2 p. 8°. (ded. Aut.)

G. A. S.: Bibliographical notes: A. Pinart on the Panama Indians. B. Captain John G. Bourke. 1 p. 8°. (ded. Aut.)

G. A. S.: Archaeology and Anthropology. From the American naturalist. June 1888. 554—562 p. 8°. (ded. Aut.)

Ossowski Gabfryd: Wielki Kurhan Ryżanowski według badań dokonanych w latach 1884 i 1887. — Grand kourhan de Ryżanówka d'après les recherches faites en 1884 et

1887. Édition de la Commission Anthropologique de l'Académie des Sciences de Cracovie, six Planches et 15 Fig. Cracovie 1888. 52 p. gr. 4°. (ded. Aut.)

Mies, Dr. Josef: Ein neuer Schädelträger und Schädelmesser. Sonderabdr. aus: Anatomischer Anzeiger in Jena. III. Jahrg. (1888). Nr. 23—25. Jena 1888. 13 p. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Schwartz W.: Zwei Hexengeschichten aus Waltershausen in Thüringen nebst einem mythologischen Excurs über Hexen- und ähnliche Versammlungen. Aus der Steinthal-Lazarus'schen Zeitschrift f. Völkerpsychologie v. J. 1888. 395—419 p. 8°. (ded. Aut.)

Gasperini R., Prof.: Relazione sugli scavi fatti nella spelonca di Grabak sull' isola di Lesina nell' autumo del 1887. Supplemento al n. 10 a. 1888 del Bullettino di Archeologia e Storia Dalmala. (ded. Aut.)

Brinton, Daniel S.: The language of palaeolithic man. Read befor the American Philosophical Society October 5th 1888. 16 p. 8°. (ded. Aut.)

Joest W.: Ueber den Tätowirten von Birma. Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 21. Juli 1888. 319—322 p. (ded. Aut.)

Hale, Horatio: The development of language A paper read before the Canadian Institute. Toronto, April 1888. 45 p. (ded. Aut.)

Krauss F. S. und Th. Dragičević: I. Bosnisch-Hercegovinisches. In den Mittheilungen für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde. Nr. 5. Bd. 6. 1888/89. 65—68 p. (ded. Redaction der „Mittheilungen".)

Halász Ignácz Dr.: Svéd-Lapp nyelvtan és olvasmányok. Ugor Füzetek. 3 Szám. Budapest 1881. 168 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Halász Ignácz Dr.: Svéd-Lapp nyelv. I. Lule-és pite-lappmarki nyelvmutatványok és szótár. Ugor Füzetek. 7 Szám. Budapest 1885. 264 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Halász Ignácz Dr.: Svéd-Lapp nyelv. II. Jemtlandi lapp nyelvmutatványok. Ugor Füzetek. 8 Szám. Budapest 1886. 136 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Munkácsi, Bernát Dr.: Votjak nyelvmutatványok. Ugor Füzetek. 5 Szám. Budapest 1884. 197 p. 8°. (ded. Ungar. Akad d Wissenschaften.)

Genetz Arvid Dr.: Orosz-Lapp nyelvmutatványok. Ugor Füzetek. 1 Szám. Budapest 1879. 96 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Budenz József és Halász Ignácz: Zürjén nyelvmutatványok. Ugor Füzetek. 2 Szám. Budapest 1883. 87 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Budenz József: Máté evangélioma Moksa-Mordvinnyelven. Ugor Füzetek. 4 Szám. Budapest 1881. 84 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Peisker Jan.: Zádruha na Prachensku. Přispě v okem k srovnavacímu dějezpytu agrarnímu a sedlského práva dědického. Otištěno z „Athenaea". Roč V. V. Hustopeči 1888. 20 p. gr. 8°. (ded. Aut.)

Campi Luigi de: Gräber der ersten Eisenzeit, gefunden bei Romagnano. Sep.-Abdr. a. d. Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale. 154—156 p. 4°. (ded. Aut.)

Doedes J.: Collectie van Rariora. Inzonderheid Godsdienst en Theologie. Utrecht. 124 p. 8°. (ded. Aut.)

Regalia E.: Orbita e obliquita dell' ochio mongolico. Estratto dell' Archivio per l'Anthropologia e la Etnologia. Vol. XVIII. Fasc. 2°. 1888. 42 p. (ded. Aut.)

Hovelacque A. B.: Sur la Juxtaposition de caractères di vergents a propos de cranes Birmans. Extr. Revue d'Anthropologie. Nr. 6, 15. November 1888. 681—683 p. (ded. Aut.)

Gondatti N.: Spuren des Heidenthums bei den Fremdvölkern Nord-West-Sibiriens. Moskau 1888. 91 p. 8°. In russischer Sprache. (ded. Aut.)

Gondatti N.: Bericht über eine Reise in Nord-West-Sibirien. Moskau 1888. In russischer Sprache. (ded. Aut.)

Krauss, Dr. F. S. Kroatien und Slavonien. XIV. Band des Sammelwerkes: Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgeg. von Dr. Friedricu Umlauft. (ded. Karl Graeser.)

Hoernes, Dr. M. Bosnien und die Hercegovina. XV. Band des vorigen Sammelwerkes. (ded. Karl Graeser.)

Hofmann, Dr. W. J. Folk-lore of the Pennsylvania Germans. Aus dem Journal of American Folk-lore. (ded. Aut.)

Hofmann, Dr. W. J. Pictography and Shamanistic rites of the Ojibwa. Repr. from the American Anthropologist. July 1888 (ded. Aut.)

Nehring, Dr. A. Ueber den Charakter der Quartärfauna von Thiede bei Braunschweig. Separatabdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie etc. 1889. Band I. (ded. Aut.)

Téglás, Gabriel. Neue Knochenhöhlen bei Petros. (ded. Aut.)

Téglás, Gabriel. Prähistorische Gold- und Steingrubenbauwerkzeuge aus Dacien. Mit einer Tafel. Separatabdruck aus der „Oesterr. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen". XXXVI. Jahrg. 1888.

Houdek V. O staroslovanských hradech. Abdruck aus dem . Olmützer „Časopisu muzejního spolku". (ded. Aut.)

Houdek V. Hradisko Hostýnské. Ebendaher. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redaction-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Welsbach und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

Fig. 2. (1/5)

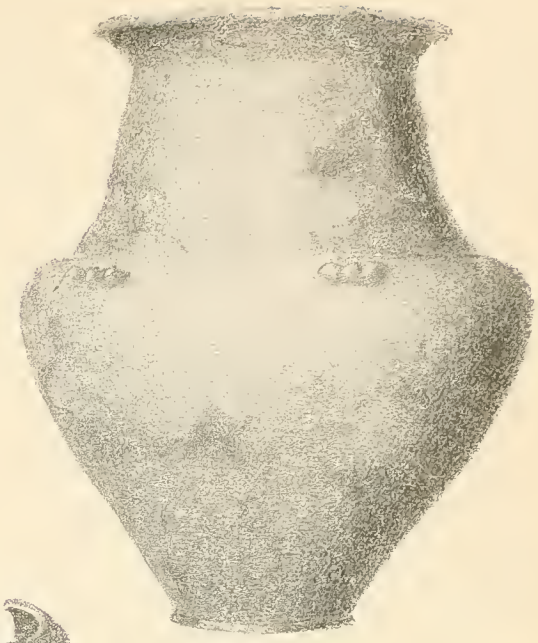


Fig. 1. (1/5)

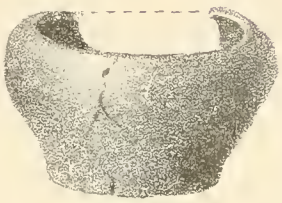


Fig. 4. (1/5)

Fig. 3. (1/5)

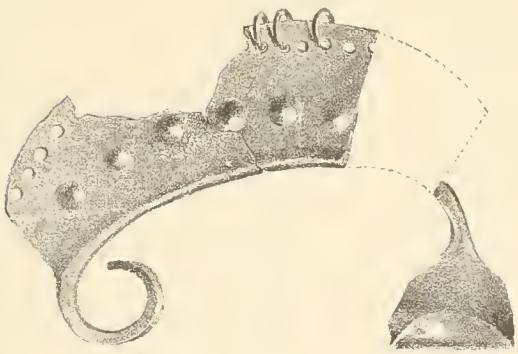


Fig. 6. (2/5)

Fig. 11. (2/5)

Fig. 12. (2/5)

Fig. 5. (2/5)

Fig. 10. (1/1)

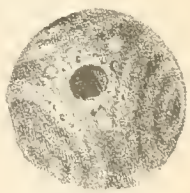


Fig. 13. (1/1)

Fig. 14. (1/1)

Fig. 15. (1/1)

Fig. 9. (2/5)

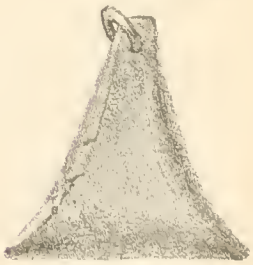


Fig. 8. (1/1)

Fig. 7. (1/1)

Hoernes: St. Michael, *Aelteres Gräberfeld.*

Fig. 1. (2/7)

Fig. 2. (2/7)

Fig. 9. (8/10)

Fig. 10. (1/2)

Fig. 3. (2/5)

Fig. 6. (2/7)

Fig. 4. (2/7)

Fig. 5. (2/7)

Fig. 8. (1/3)

Fig. 7. (1/3)

Hoernes: St. Michael, *Jüngere Gräberfelder.*

Fig. 9. (3/10)

Fig. 2. (3/10)

Fig. 17. (3/5)

Fig. 5. (3/10)

Fig. 4. (3/10)

Fig. 1. (3/10)

Fig. 3. (3/10)

Fig. 6. (3/10)

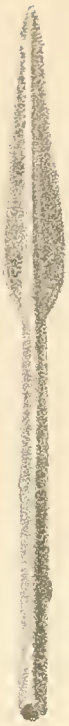


Fig. 7. (3/10)

Fig. 20. (1/1)

Fig. 15. (3/5)

Fig. 19 (3/5)

Fig. 8. (3/10)

Fig. 18. (3/5)

Fig. 16. (3/5)

Fig. 14. (3/10) Fig. 13. (3/10) Fig. 12. (3/10) Fig. 11. (3/10) Fig. 10. (3/10)

Hoernes: St. Michael, *Jüngere Gräberfelder.*

Fig. 27. (2/3)

Fig. 3. (3/5)

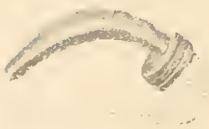


Fig. 4. (3/5)

Fig. 2. (3/5)

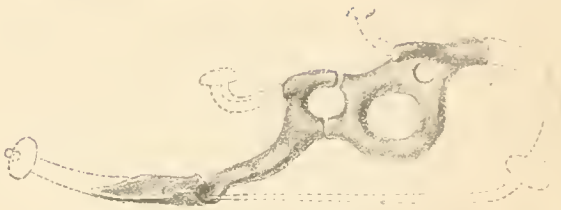


Fig. 6. (3/5)

Fig. 1. (3/5)

Fig. 5. (3/5)

Fig. 7 (3/5)

Fig. 8 (3/5)

Fig. 18. (1/1)

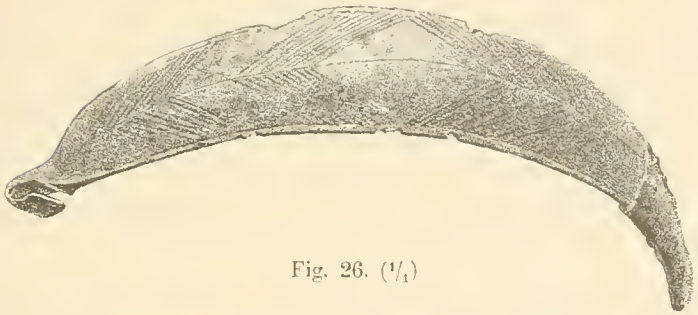


Fig. 26. (1/1)

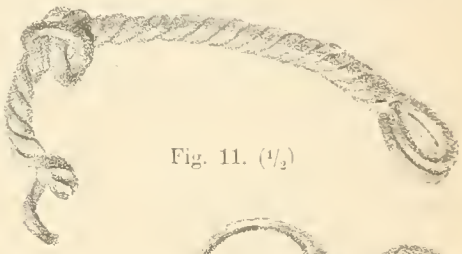


Fig. 11. (1/2)

Fig. 19. (1/1)

Fig. 12. (3/5)

Fig. 13. (3/5)

Fig. 9. (2/7)

Fig. 14. (2/5)

Fig. 10. (3/5)

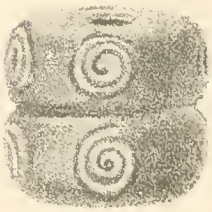


Fig. 22. (1/1)

Fig. 15. (2/3)

Fig. 16. (1/1)

Fig. 25. (3/10)

Fig. 17. (1/1)

Fig. 24. (1/1)

Fig. 23. (1/1)

Fig. 21. (1/1)

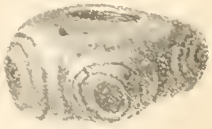


Fig. 20. (1/1)

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

1/3 nat. Grösse.

Der Schädel Franz Schubert's.

Fig. 1. Haus der Silipanen.

Fig. 2. Begräbnisshütte der Silipanen.

ENG SECT. MAY 1 0 1964

GN
2
A83
Bd.17-18

Anthropologische Gesellschaft in Wien
Mitteilungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY